<36603628340016

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

Dritter Jahrgang.

Februar.

Berlin, 1819.
In der Maurerschen Buchhandlung,
Poststraße No. 29.

An die Leser.

Der dritte Jahrgang dieser Zeitschrift begann, wie ich dankend sagen darf, wieder mit sehr vermehrter Theilnahme. — Die Schwierigkeiten beachtend, welche bei der Begründung eines solchen Unternehmens zu überwinden sind, wird man mir das Zeugniß zugestehen: daß ich sorgsam danach strebte, den Zweck: Belehrung und Unterhaltung, zu erreichen und zugleich mit den neuesten Ereignissen und Ansichten in der Bildungs-Geschichte bekannt zu machen. Ich achte dabei fortwährend jede Meinung und wehre ihrer Verbreitung nicht, damit sich überall ein Resultat ergeben möge aus allgemeiner Anschauung, nicht durch einseitigen Machtspruch oder engsinnige Rechthaberei ein wirklicher Grund entstehe zur Klage da: wo billig jeder Gebildete das Recht haben muß, seine Ansicht zu äußern oder sie entgegen zu setzen. Keine Scheu hege ich dabei vor der Partheiwuth, die mich verfolgt oder verfolgen wird; selbst rechtlich, vertrau' ich auf die Rechtlichkeit und hoffe, daß Jeder sich bemüht: Wahrheit und Bosheit zu unterscheiden; nur eine solche Partei möcht' ich gewinnen. — Bei den Meinungen, die ich selbst über Zeit-Gegenstände ausspreche, halt' ich die Schranken, die der Sittliche auch bei der ausgedehntesten Preßfreiheit unverletzt bewahren würde; ich verleugne meinen Namen nicht und wünsche ein Gleiches von den Mitarbeitern; gebe mir auch unablässige Mühe, diesem Wunsche Beistimmung zu verschaffen, so weit es möglich ist. Nach solchem Verfahren darf ich, für meine Person, Alles unbeachtet lassen, das sich nicht eben so entgegen stellt und in andern Fällen fühlt der Unbefangene wohl mit mir: man trifft das Rechte am löblichsten, wenn man leidenschaftliche Ausfälle und Betriebe der Beachtung nicht werth hält. — So folg' ich meinen Grundsätzen, vermeide willig den Haß, wenn es seyn kann, weiß ihn aber im Nothfalle zu ertragen und stehe gern denen Rede, die sich offen zeigen, nicht heimtückisch nur ihren eigensüchtigen Groll mit der Anonymität schützen, oder die an ihrem Namen nichts zu verlieren noch zu gewinnen haben.

Berlin, 1819.

Der Herausgeber:
F. W. Gubitz,
Professor der königlichen Akademie der Künste.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich vier Blätter, zuweilen mehr; allmonatlich ist sie mit einer neuen bezughabenden Vignette geziert, auch hat sie artistische Beilagen, ein Beiblatt: „Bemerker" genannt, welches Berichtigungen und literarische Kämpfe enthält, und ein „Blatt der Ankündigungen" für alles Neue, was im Literatur-Gebiete erscheint. — Der Jahrgang kostet 8 Thaler; man kann sich halbjährig mit 4 Thaler abonniren in allen Buchhandlungen und die Blätter auch schnell durch alle Post-Aemter beziehen; in Berlin von der

Maurerschen Buchhandlung,
Poststraße Nr. 29.

Inhaltszeiger für den Monat Januar 1819.

Inhaltszeiger für den Monat Februar 1819.

Inhaltszeiger für den Monat März 1819.

Inhaltszeiger für den Monat April 1819.

Inhaltszeiger für den Monat Mai 1819.

Inhaltszeiger für den Monat Juni 1819.

Inhaltszeiger für den Monat Juli 1819.

Inhaltszeiger für den Monat August 1819.

Inhaltszeiger für den Monat September 1819.

Inhaltszeiger für den Monat Oktober 1819.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat November 1819.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat Dezember 1819.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 1. Januar. 1stes Blatt.

Der Stern im Leben.

Erzählung zur Januar-Vignette, von F. W. Gubitz.

„Nun, neuer Herr Professor! Frieden hat die ganze Welt, macht auch Frieden mit Euch!" so sprach der Copenhagener Handelsherr Gilsteen zum Herrn von Holberg, dem Gelehrten, der neben ihm saß unter den Gästen, die Jener in seinem Hause versammelt hatte, auf daß er mit Freunden die erste Stunde des Jahres 1719 begrüßen könne. Die Freunde stießen freudig die Gläser zusammen; in der Brust Holbergs war aber sichtlich zu viel Kampf, als daß er Worte finden konnte, und so sprach Gilsteen weiter: „Zwingt Eure gute sprudelnde Laune herbei; die Wirklichkeit will schon den ganzen Mann und wer seine Träume nicht verloren geben mag, verliert leicht sich selbst!" — „Ja!" so unterbrach jetzt Holberg den Sprechenden, „es werden mir noch viele Träume verloren gehen, ehe ich mich darüber beruhige: daß ich nicht berufen bin, für die Menschheit Wichtiges zu thun, und daß ich mich wohl überhaupt täusche über das, was doch so lebendig in mir wohnt, der Wille nämlich: ein Führer zu seyn zu dem Edlen und Rechten. An solchem Sylvester-Abende komm' ich mir auch stets vor: als ob ich aus dem Diesseits in das Jenseits hinüber treten sollte und mit aller Sehnsucht nach einer schöneren Zukunft befällt mich doch das Verlangen: auch diesseits noch ein wenig zu verweilen. Da ziehen mir tausend Gedanken in den Sinn, unzählige Bilder werden licht und dunkeln dann wieder vor meinem Geiste; und keines ist, was sich die Seele gern bewahren möchte. Ach, wenn ich's doch nur begreifen könnte: daß wir wirklich nur da sind, um Nichts zu seyn; dann vermöcht' ich fürwahr! ein so fröhliches Leben zu führen, wie selten Einer; aber es kömmt mir sündlich vor: unabhängig zu denken und zu leben. — Alles seh' ich im Zusammenhange: vom Chaos, aus dem die Welt entstand, bis zu dem jetzigen bunten Treiben, das auch nur noch erst Chaos ist, über dem zwar eine beleuchtende Kraft, aber nicht der erleuchtende Geist Gottes schwebt. Nicht die Zeiten, noch die Geschlechte, ja selbst nicht die Thaten der Menschen betracht' ich dabei; ich will nur die Zwecke, nur die Erfolge sehen, und da fallen mir dann immer Zeilen aus einem alten Liede ein, in welchem einer armen Seele, die sich über zu frühes Scheiden beklagte, ein Engel zur Antwort giebt:

Mensch, was ist Dir denn geglückt?
Klüger nicht, als aus der Wiegen
Bist Du in Dein Grab gestiegen;
Darum sey vom Tod' entzückt:
Weil er Dich doch weiter rückt!" —

„Lenore! Bertha!" so rief jetzt Herr Gilsteen seinen beiden Töchtern zu, — die Gattin war ihm schon gestorben — „braucht heut' Euer Frauen-Regiment, befehlt dem Holberg: daß er fröhlich sey." — „Ey, lieber Vater!" entgegnete Lenore, „ein guter Regent befiehlt nie etwas, wovon es auch nur zweifelhaft ist: ob es erfüllt werden kann? Herr von Holberg möchte die Erfüllung versuchen und dann nur, statt in wohlthuende Laune, in bittere Satyre verfallen, wie ihm das wohl geschicht." — „Und am Ende" setzte Bertha hinzu, „ist mir Holbergs jammerndes Gespräch immer noch lieber,

als wenn Ihr anderen Herren, nach Eurer gewöhnlichen Art, ein recht lustiges beginnt über Spekulationen und Börsen-Angelegenheiten, wo unser Eines dann die fünf Sinne vorsichtig verpacken muß, damit sie nicht lädirt werden von all dem Kauderwelsch, was Ihr unter einander mengt. Ich find' es ganz richtig: daß man am letzten Tage des Jahres über das spricht, was sich etwa verbessern ließe, darum mag Herr von Holberg fortfahren." — „Das sind Sticheleien, Herr Gilsteen!" sagte Arthur, ein junger Kaufmann aus London, der sich auch unter den Gästen befand; „das sind Sticheleien über unser Gespräch am heutigen Morgen, wobei Bertha zugegen war. Wir hatten eben die Nachricht empfangen von den Finanz-Planen des Law in Frankreich, denen Ludwig der Funfzehnte nun Gehör giebt." — „Der Law ist gewiß ein Schelm" fiel Holberg ein; „sein Name bedeutet im Englischen: Gesetz, daran wird er sich aber schwerlich erinnern; denn so ein Finanzier ist ein Preßbengel, unter dem Alles in Druck kömmt, damit sich das Weiße nur recht geschickt anschwärzt, und alle seine Auflagen bringen gleich einen schändlichen Nachdruck mit, indem man sich zuletzt mit Bajonetten — für deren Einführung man Ludwig den Vierzehnten hoffentlich an der Himmelsthür damit begrüßt hat — die Kassen der Bürger öffnet. — Gesetz? Was fragt solch ein Ritter vom Einmaleins danach? Der Finanzier braucht die Gesetze ja für die Einfalt nur als Netze; jagt Sitt' und Recht keck aus der Welt: denn's Laster bringt ihm's meiste Geld! — Das Recht: sich ernähren zu können, haben die Finanziers schon so vertheuert: daß jetzt beinahe nichts mehr wohlfeil ist, als die Freiheit: Hungers zu sterben." — „Weh uns!" rief Bertha, „den habt Ihr nun auf den Wendepunkt gebracht; seht wie seine Stimmung umgeschlagen ist. Wer hieß Euch denn des Gespräches von heute früh zu erwähnen?" — „Nun, es war auch eine kleine Bosheit von mir, liebe Bertha!" sagte Arthur, „warum habt Ihr mich aber heut so kurz abgelohnt, als ich, bei Ansicht Eurer Weihnacht-Geschenke, ein Wörtchen darüber bemerkte: daß ich es hübscher fände, wenn — statt des Seidenzeuges aus Frankreich, der Spitzen aus Brabant, des Pelzwerks aus Siberien, des Schmuckes aus Golconda und des Gewebes aus Indien — lieber dänische Arbeiter Euch Stoffe geliefert hätten, damit auch sie sich des Festes der Gaben erfreuen konnten." — „Still, still!" so beruhigte Bertha das Gespräch; aber Holberg erwiederte schon: „Solch ein Frauenzimmer-Kleid ist nun einmal ein ächtes Cosmopoliten-Gewand. Das Reich der Mode bleibt ein Wahlreich, und nichts ist darin erblich als der Grundsatz: daß Einheimisches nun einmal nichts taugt. Mögen dagegen auch Moses, Paulus und Herr Arthur sprechen: Gesetzgeber, Apostel und Unbefangene scheitern an der Eitelkeit, die gewiß noch viel ärger wird, wenn die, nun fünfjährige Erfindung der Blattern-Impfung uns nichts als glatte Gesichter zeigt." — „Ey!" sagte Bertha empfindlich, „Moses und Paulus werden doch nichts gegen die Geschenke haben, die ich empfing?" — „Ich sollt's auch nicht glauben!" meinte der Vater; aber Holberg rief: „Was? Holen Sie doch eine Bibel, Bertchen!" — Bertchen hatte keine Lust; Lenore aber, die, bescheiden vor sich hin schauend, der Unterhaltung zuhörte, und besonders bei der letzten Bemerkung Holbergs sich tiefer verbarg, weil er in seiner Lebhaftigkeit vergessen hatte: daß ihr Gesicht ein wenig von Blattern litt — ging jetzt, die Bibel zu holen. Man trank unterdessen auf die Gesundheit der schmollenden Bertha, die dabei naiv bemerkte: „Es ist doch abscheulich: daß ich das Regieren nicht gewohnt werden kann. Eigentlich hätt' ich durch einen Machtspruch die Unbill, unserem Geschlechte angethan, hindern können. Sitz' ich an meinem Herrschertage hier und thue, als könnt' ich mit aller Macht nur gehorchen!" — „Es geht vielen Machthabern nicht besser!" sagte lächelnd Holberg, „die schaffen sich in solchen Fällen einen Premier-Minister an." — „Danke, danke! solche erste Diener werden bald die ersten Herren!" meinte Bertchen, und eben brachte Lenore eine große Bilderbibel.

Während Holberg suchte, sprach Arthur freundlich mit Lenoren, das liebe Mädchen zu erheitern; er dankte ihr auch: daß sie so großmüthig wäre, den Gegnern selbst die beweisenden Waffen herbei zu tragen; endlich las Holberg: „Du sollst nicht anziehen ein Kleid von Wollen und Leinen zugleich gemengt! so sagt Moses im zwei und zwanzigsten Kapitel seines fünften Buches und Paulus lehrt in der Epistel an Timotheus im zweiten Kapitel: Ein Weib soll in zierlichen Kleidern mit Schaam und Zucht sich schmücken, aber nicht mit Zöpfen, Gold, Perlen oder köstlichem Gewand." — „Hoho!" jauchzte Bertchen, „da bleiben noch gar viele Auswege. Moses und Paulus in Ehren; die zeitigen Eiferer treiben's viel ärger, als z. B. Professoren der Methaphysik — ich will's nicht verrathen, was das ist! — und brittische Kaufleute, denen man eben nichts abgekauft hat. — Väterchen, laß Du Dich nicht hindern, schenke Du nur!" — Herr Gilsteen nickte freundlich mit dem Haupte, und eben gewahrte er, wie die aufgeschlagene Bibel sich so geblättert hatte: daß sie das Bild der heiligen drei Könige zeigte. „Muß ich heute auch an diesen Stern erinnert werden?" sagte Gilsteen plötzlich. — „Hm!" bemerkte Holberg, „ich habe mir das Bild schon ein Weilchen betrachtet; drei Könige, die einem Sterne, das ist: einem Sinnbilde der Aufklärung nachziehen, scheinen mir etwas recht Seltenes." — „Ach, mich überfällt dabei eine ganz eigene Erinnerung!" so klagte Gilsteen, und einige Gäste baten um Mittheilung. (Die Fortsetzung folgt.)

Die Hagestolzen.

So lange die Welt steht, haben die Menschen mit oder ohne Frau gelebt, und Niemand hat sie in dieser natürlichen Freiheit gestört. Ob die Unverheiratheten besser daran gewesen, wollen wir weder auf dem Wege des Nachdenkens noch der Erfahrung erörtern, da wir des Sokratischen Sprüchleins eingedenk sind: „Heirathe oder heirathe nicht, es wird dich Beides gereuen.“ Ob aber der Staat, bei den Rechten und Pflichten seiner Bürger, Verheirathete und Unverheirathete in eine Klasse werfen könne und dürfe? das ist eine Frage, die in unserer heirathsunlustigen Zeit wohl einer Anregung bedarf. Befragen wir die Geschichte, so finden wir in der Gesetzgebung alter und neuer Völker eine bestimmte Antwort. Die Römer hielten es für Pflicht eines römischen Bürgers, sich zu verheirathen, und die Censoren pflegten sogar von den Hagestolzen ein sogenanntes Weibergeld (aes uxorium) ein zu fodern. Nach dem Sulla riß das ehelose Leben ein, weil es Freiheit zu allen Ausschweifungen gab, daher unter dem Augustus eine Menge Familien erloschen. Dies veranlaßte diesen Kaiser, im Jahr Roms 763, das Lex Papia Poppaea zu geben, zu dessen Aufrechthaltung sogar eine eigene Obrigkeit (custodes legis P. P.) eingesetzt wurde, und das auch bis zu den Zeiten Constantins des Großen seine Gültigkeit behielt. Durch dieses Gesetz wurden allen Ehemännern, besonders aber den Vätern von drei bis fünf Kindern (jus trium liberorum) gewisse Vortheile zugestanden, den Ehelosen aber Strafen angedroht. — In Deutschland hat es zwar nie ein allgemeines Gesetz darüber gegeben (weil die Liebe zum Ehestande unter den Deutschen noch nie ganz erkaltet war); doch fand man in einigen Gegenden, namentlich in der Unterpfalz und am Oberrhein, so wie in einigen Theilen Niedersachsens nöthig: ein sogenanntes „Hagestolzenrecht“ ein zu führen. Der Name könnte beinah auf ein, den Hagestolzen zugestandenes Recht schließen lassen, es ist aber hier von ihrem Unrecht die Rede, indem nach dem Gesetz ein Theil ihres Vermögens, nämlich ihre Erwerb- oder Errungenschaft (nicht also die Erb-, Lehen- und Stammgüter) dem Landesherrn oder der Obrigkeit zufallen. Ein Hagestolz in Niedersachsen war Jeder, der 50 Jahr, 3 Monat und 3 Tage zurück gelegt hatte; im Odenwalde hingegen sind schon 25 Jahr dazu hinreichend. Auch war hier und da die Einrichtung: von demjenigen, der sich erst später verheirathete, eine bestimmte Abgabe zu fodern.

Wer nicht das Hagestolzat darum in Schutz nimmt, weil er selbst dazu gehört, wird diese gesetzlichen Einrichtungen billigen müssen. Zwar kann der Hagestolz manche triftige Gründe für sein eheloses Leben aufrufen, und wir werden ihm sogar Recht geben müssen, wenn er sagt: daß es verständiger und besser sey, eine bürgerliche Pflicht (wofür wir die Ehe halten) zu verletzen, als ungesunde Kinder zu zeugen und dem Staate Bettler zu hinterlassen. Aber dies darf nicht hindern, ihn besonders in Anspruch zu nehmen, wenn von bürgerlichen Lasten die Rede ist, und dem Beweibten, vorzüglich aber dem Vater mehrerer Kinder gewisse Vorrechte zu gestatten; denn nur auf diesem doppelten Wege läßt sich die Gleichheit unter den Bürgern eines Staats in Ansehung der zu tragenden Lasten herstellen. — Ein Staatsmann, dem in seiner Rechenkunst das Gefühl des Rechts und der Billigkeit nicht untergegangen ist, wird sicher einen Plan zu entwerfen wissen, der Jeden nach seinem Maaße in Anspruch nimmt. Nehmen wir den Fall an: daß eine allgemeine Abgabe jeden einzelnen Bürger einer Stadt zu einem Beitrag verpflichtet, so würde der Beweibte weniger als der Unverheirathete, und der Vater dreier Kinder weniger als der kinderlose Ehemann zu ei trichten haben. Oder denken wir uns: daß zwei Männer sich um einen Posten bewerben, so würde (bei sonst gleicher Tüchtigkeit dazu) dem Verheiratheten der Vorzug gebühren. Sollte ein Gesetz, das alle Fälle dieser Art unter sich begriffe, nicht der inneren Kraft des Staates selbst vortheilhaft und zugleich ein kräftiger Damm gegen die Verarmung mancher Familien seyn? — In der That, hier gilt Klopstock's Ausruf: „Noch viel Verdienst ist übrig, auf! hab' es nur u. s. w.“ Und sollte wirklich unter den vielen verdienten Staatsmännern Deutschlands nicht Einer sich finden, der zu seinem Ruhme auch noch die Würde des Ehestandes und der Vaterschaft unter den Deutschen in Schutz nähme? — Möchte es Andern gefallen, das, was hier bloß angeregt werden sollte, zum Wohl vieler Millionen gründlicher und ausführlicher zu behandeln! —

Th. Heinsius.

Das Jahr.

Kunstreich treibet Natur in Lenzes Armen die Fäden,
Unter der Hand ihr erblühn Gräser und Blumen und Laub.
Scheidet der Lenz, nah'n Freier gemach: der glühende Sommer,
Drauf der begüterte Herbst, fröstelnder Winter sodann;
Treiben als Herren ihr Spiel im Palast, wie Penelope's Freier,
Prunkend im fremden Geschmeid, buhlend um jegliche Gunst.
All' doch buhlen umsonst und Allen versagt sie das Höchste,
Furchtsam in Schleier zuletzt hüllet sie dichter sich ein;
Und, wie die Griechin vordem, zerreißt sie ihr buntes Gewebe,
Farblos entblättern im Nu Blüthen und Früchte zumal.
Siehe, da kehret der Lenz und sinkt in der Gattin Umarmung;
Schnell mit geschäftigem Fleiß wirket sie neues Gewand.
Zweige nun ranken um Zweige sich her zu stiller Behausung;
Unter dem flüsternden Dach sinken sich Engel an's Herz.

Dresden. Karl Förster.

Patriotismus.

Ulyß, der Werber: „Warum, Achill, versteck'st Du Dich?“
Achill, der Rekrut: „Ach! Troja fällt auch ohne mich!“

K. Sondershausen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Man hat uns oft den Vorwurf gemacht: daß in unsern Diensten keine Ausländer angestellt würden; allein wenn seit kurzer Zeit ein lutherischer Prediger aus Wien, ein Inspektor des mathematischen Saales aus Baiern, und ein Professor der Thierarznei-Kunde aus Wien, hier; ein Professor der deutschen Rechtschreibekunst aber, aus Petersburg, bei der Forst-Akademie in Tharand angestellt worden sind, so erledigt sich jener Vorwurf von selbst. Auch wäre es ungerecht, dergleichen Besetzungen, als den Inländern nachtheilig, an zu sehen; im Gegentheil ist es oft heil- und rathsam, einen Fremden in eine Parthie zu bringen, die lange Zeit mit lauter Inländern besetzt war; und endlich wollen wir nicht in Abrede stellen: daß dagegen auch viele unserer Eingebornen in andern Ländern ihr Brod finden. So weit die Sonne unsern Erdball bescheint, wird man in allen Theilen desselben Sachsen treffen. — Von der, unlängst in Rammenau hingerichteten Giftmörderin, Namens Fichte, deren ich neulich erwähnte, will man behaupten: daß sie eine Schwägerin, oder wenigstens eine nahe Verwandte des berühmten Fichte gewesen sey. Ist Letzterer — was ich nicht beurtheilen kann, weil ich den Meusel nicht zur Hand habe — wirklich, wie sie hier meinen, aus Rammenau *) oder der Umgegend gebürtig, so könnte diese Behauptung wohl gegründet seyn. Noch immer spricht man von der merkwürdigen Ruhe und Besonnenheit, mit welcher der Mitverbrecher der Fichte, Namens Kunz, das Blutgerüst bestieg; unter andern gab er ein Gebetbuch, in dem er, noch kurz vor Eröffnung des hier nach dem ganz altherkömmlichen Ceremoniell abgehaltenen hochnothpeinlichen Halsgerichts, gelesen, einem seiner Freunde, um es einem jungen Kinde seiner Sippschaft als Andenken zu verehren. Seine Mütze reichte er einem alten Bekannten, um sie ihm zu Ehren zu tragen, und setzte lächelnd hinzu: „Ich kann sie ja doch nicht brauchen, da ich in zehn Minuten keinen Kopf mehr habe.“ Nur als der Nachrichter, ein junger Mann, der sein Meisterstück an den beiden Köpfen ablegen wollte, das Halsgericht um sicheres Geleit bat, falls ihm die Hinrichtung verunglücken sollte, und als der Gerichtsbote gegen alle vier Winde dem Volke, 40,000 Menschen an der Zahl, zurief: daß auf jenen Fall das gestrenge hochnothpeinliche Halsgericht dem Nachrichter freies Geleit zugesichert habe, wornach Jedermänniglich sich zu achten — da schauderte der feste Mann zusammen. Er ward zuerst gerichtet und glücklich. Ein vierzigtausendstimmiges Bravo schallte aus der Brust des erbangten Volkes in die Lüfte. Ein gräßliches Bravo für die Giftmörderin, die jetzt sich auf den Schemel setzte, von dem der Leichnam dessen herab fiel, den sie geliebt, um dessenwillen sie ihren Gatten mit Arsenik vergiftet hatte. Bei dieser Gelegenheit muß ich einen Irrthum berichtigen, der hier fast allgemein ist; man glaubt nämlich im großen Haufen: daß die Todesurtheile von des Königs Majestät eigenhändig vollzogen werden; allein dies ist nach unserer Criminal-Verfassung nicht der Fall; wohl aber steht dem Monarchen das Begnadigungsrecht zu. — Die literarische Fehde zwischen Hn. Kind und Gleditsch, über den doppelten 29sten Jahrgang des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen“, hat sich vor dem Publikum in der Art entschieden: daß das, bei Gleditsch heraus gekommene, seiner sehr starken Auflage ungeachtet, gänzlich vergriffen ist, von ersterem aber noch viele Exemplare zu haben seyn sollen. *)

K.

*) Fichte ist zu Rammenau geboren am 19. Mai 1762. D. H.

*) Ueber den Streit kann man, ohne die Akten, wenig äußern; die Taschenbücher selbst sind aber beide empfehlenswerth und beiden wird es auch gewiß an Käufern nicht fehlen, denen zum Trost ich bemerken kann: daß auch das, im Verlage von Gleditsch erschienene, im Buchhandel noch keineswegs fehlt. Ob das eine mehr oder minderen Absatz hatte, können nur die Verleger entscheiden, die es vielleicht jetzt selbst noch nicht wissen. D. H.

Die spanischen Soldaten am Bord eines, von Cadix nach Südamerika bestimmten Transportschiffes überfielen, als sie den Platafluß erreicht hatten, ihre Offiziere und tödteten mehrere derselben. Dies bestätigt völlig, was wir von dem traurigen Zustande jener Truppen behaupteten, die nach Lima absegelten. Als sie bei den canarischen Inseln einliefen, fehlten ihnen Kleider und Lebensmittel, und nur durch Zwang konnten sie bewogen werden, sich wieder ein zu schiffen. Jeder fürchtete das Schicksal, welches Morillo's Krieger betraf, und Alle waren entschlossen: nicht das Schwerdt zu ziehen in einer Sache, welche das spanische Volk nichts angeht; Viele waren sogar mit Empfehlungsschreiben an mehrere Patrioten versehen. — So sind die Gesinnungen der Soldaten, denen König Ferdinand die Vertheidigung Peru's anvertrauen muß. Jene Expedition bildete die Hauptmacht, auf welche die Regierung ihre Hoffnungen setzte. Es ist unnütz, Thatsachen zu leugnen; die Spanier fühlen ihre schreckliche Lage recht gut, und beneiden ihre Abkömmlinge in Amerika. Kann man glauben: daß sie unter diesen Umständen, wo man sie überdies noch schlecht bezahlt, schlecht ernährt und schlecht kleidet, zufrieden damit seyn sollten: von ihren Familien gerissen und in ein fernes Land geschleppt zu werden, um dort Schlachten zu liefern, deren Resultat ihnen gleichgültig ist! und dies Alles sollen sie geschehen lassen in einer Zeit, wo man die Inquisition wieder herstellte, den Charakter der Nation durch Einführung eines systematischen Despotismus erniedrigte und die aufgeklärtesten Männer ihres Vaterlandes verbannte. Die Soldaten, welche Ferdinand nach Südamerika zu schicken hat, sind dieselben, welche Spanien von einem fremden Einfall befreiten, um sich eine Verfassung zu sichern!! (Morn. Chron.)

Die Pest hat, nach einem Briefe vom 1. Novbr. 1818, in Tunis ihre jährlichen Verwüstungen wieder begonnen, und alle Handelsgeschäfte haben aufgehört. Obgleich täglich 2 — 300 Menschen sterben, so sind dies doch nur Mohamedaner; die Christen und Juden schützen sich gegen das Uebel durch Vorsichtsmaaßregeln, welche der Koran den Türken verbietet. (Courier.) Vielleicht bringt es auch den Mohamedanern bald Jemand bei, daß kein Religionssatz sich unterstehen darf: Unvernünftiges zu beschirmen.

Der Werth von den ins Ausland jährlich verkauften französischen Weinen und Brandtweinen beträgt 150,000,000, nach Einigen sogar 180,000,000 Franks. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 2. Januar. 2tes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Erster Dezember-Dienstag.

Das Centauren-Volk.

Die Zeitung, welche ich heute auf dem Tische fand, brachte das Gespräch mit meinem Oheim Ottbert auf den Reiterschwarm des kühnen Artigas; und von diesem auf die Grassteppen von Buenos-Ayres, die sogenannten Pampas des Apure- und La-Plata-Stromes, diese ungeheuren Flächen, auf denen kaum einzelne Hügelreihen von 500 Fuß Höhe hin laufen, ohnerachtet ihre Ausdehnung so wundervoll groß ist, daß sie von Magelhaens Straße bis zu dem 16ten Grade südlicher Breite nach Norden reichen, d. h. auf ihrem südlichen Rande fast mit ewigem Eise bedeckt sind, während ihr nördlicher Saum mit Palmengebüschen bekränzt ist. — In diesem unermeßlichen, fast baumleeren Raume, großentheils von dicht begrastem Steppenlande, sagte der Oheim, gaben die Europäer durch ihre Hausthiere, die sie dahin brachten, den Anlaß zu dem wunderbaren Entstehen einer neuen thierischen Schöpfung, so daß nun in diesem Erdtheile, der ursprünglich eben so wenig die Pflege und Wartung der Hausthiere, als den Bau der mehlreichen Grasarten kannte, sich nun die ungeheuersten Heerden von Pferden, Kühen und Ziegen finden, wie wir in unserem Erdtheile gar keinen Begriff davon haben; ja, daß alle diese Thiere schon wild geworden, daß sich ganze Stämme amerikanischer Völker beritten gemacht haben, und auch die Hunde selbst zu einem Wilde wurden, das in jenen Steppen in Höhlen wohnt, und von denen sich gemeiniglich mehrere zu vereinigen pflegen, um eine Kuh oder Stute in die Flucht zu jagen, indessen andere das Füllen oder Kalb zerreißen. Aber vor Allem, sagte der Oheim, verdienen unsre Aufmerksamkeit jene spanischen Hirten, die in den Pampas fast zu einem wilden Volke geworden und den Namen Peonen tragen, wie uns der Engländer Mawe berichtet, der in seiner Erzählung von ihnen mit Azara, dem vortreflichen Bericht-Erstatter von jenen Gegenden, vollkommen überein stimmt. — Diese Hirten machen die niedrigste Klasse der Bewohner aus und sind beständig beschäftigt: die 12 Millionen Kühe, 3 Millionen Pferde und eine sehr beträchtliche Menge von Schafen zu hüthen; denn so hoch schätzt Azara die Zahl dieser Thiere, ohne die 2 Millionen wilder Kühe und die zahllosen wilden Pferde dazu zu rechnen. Jenes zahme Vieh aber ist in Heerden abgetheilt, wovon jede ihrem besonderen Eigenthümer angehört und einen eigenen Meisterhirten hat, unter dem dann wieder für jede 1000 Kühe ein Unterhirte steht. Eine Viehweide, die nur vier oder fünf Geviertstunden groß ist, wird zu Buenos-Ayres nicht für sehr beträchtlich, in Paraguay aber für sehr unbedeutend und gering gehalten. In der Mitte dieser Besitzungen befinden sich die ärmlichen Wohnungen der Hirten; außer einem Bratspieße und kupfernem Gefäße, um den Thee zu kochen, haben sie kaum ein anderes Hausgeräthe; Häute dienen zum Lager, Pferdeschädel häufig zu Sitzen. Kalbfleisch, das ohne Brod, und fast immer auch ohne Salz genossen wird, ist ihre Speise; der

Paraguay-Thee, der in den Blättern einer Pflanze besteht, ihr Getränk. — Recht eigentlich aber wachsen diese Peonen von frühe an zu einem Centauren-Geschlechte auf, bei dem Roß und Mann ein unzertrennliches Wesen ausmachen. Wenn ihre Kinder kaum acht Tage alt sind, so nimmt sie der Vater oder ein älterer Bruder auf den Arm, setzt sich mit ihnen zu Pferde und jagt so lange im Felde herum, bis das Kind anfängt zu weinen, worauf sie es der Mutter wieder bringen, die ihm zu trinken giebt; diese Spazierritte werden so lange wiederholt, bis das Kind im Stande ist, auf ruhigen Pferden ganz allein zu reiten. Durch solche, von frühe an fast ununterbrochen fortgesetzte Uebung erlangen sie eine, alle Vergleichung übertreffende Geschicklichkeit im Reiten, aber auch die entschiedenste Abneigung gegen jede Art von Beschäftigung, die sie nicht zu Pferde und im Galopp verrichten können. Zu Fuße zu gehen ist ihnen fast ganz unmöglich, und sey es im Nothfalle nur ein Gang über die Straße, so geschieht er doch mit Anstrengung und Widerwillen. Sie fischen zu Pferde, und wenn sie in der Schenke oder an einem andern Orte zusammen kommen, so bleiben sie stets auf ihren Pferden sitzen, sollten ihre Zusammenkünfte auch mehrere Stunden dauern. — Da diese Hirten gewöhnlich vier bis zehn, zuweilen dreißig Stunden von einander wohnen, so giebt es nur wenige Kapellen im Lande; diese besuchen sie zu Pferde, und auch die Messe hören sie gewöhnlich vor der Kirche — an welcher deswegen die Thüre offen gelassen wird — zu Pferde an. Selbst die Leichenbestattung geschieht zu Pferde; ist die Entfernung bis zu dem Pfarrer groß, so läßt man erst das Fleisch sich von den Knochen durch Fäulniß ablösen und bringt ihm am Ende das nackte Gerippe; beträgt aber die Entfernung von der Kirche nicht zwei Stunden, so kleiden sie den Verstorbenen, wie er im Leben war, setzen ihn auf ein Pferd, mit den Füßen in den Steigbügeln und unterstützen ihn mit zwei dicken Stäben, die in Gestalt eines Andreas-Kreuzes an einander befestigt werden; so machen sie mit dem Todten, gleich wie mit einem Lebenden, die Reise zu dem Pfarrer, denn Alle haben den sehnlichsten Wunsch: in geweihter Erde begraben zu werden, und daher unterlassen es auch die Freunde und Verwandten eines Verstorbenen nie, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen. — Der auf diese Art erzogene Mensch, der nichts um sich erblickt, als Seen, Flüsse, Wüsteneien und einige nackte, unstät umher irrende Menschen, die beständig mit Verfolgung der wilden Thiere beschäftigt sind, kennt keine Art von vorgeschriebenen Einrichtungen, von Berechnungen und Maaßen. An die allervollkommenste Unabhängigkeit gewöhnt, geht er nicht gern mit Menschen um, die er nicht kennt. Er ist eben so gleichgültig für Wohlstand und Schamhaftigkeit, als für die Bequemlichkeit des Lebens, und von früher Kindheit an mit dem Schlachten von Thieren beschäftigt, scheint es ihm eben so natürlich zu seyn, auch einen Menschen zu morden. Dies thut er mit kaltem Blute und ohne den mindesten Zorn. Denn, sagt Azara, diese Leidenschaft ist in allen diesen Wüsteneien, wo es gänzlich an Gelegenheit fehlt, durch dieselbe aufgeregt zu werden, völlig fremd. — Nicht ohne inneren Schauder konnte ich diese Erzählung des Oheims anhören, und ich empfand tief in mir ein Grauen vor dem Einflusse, welchen die gänzliche Losgeschiedenheit von Menschen und die Beschäftigung mit Thieren auf ein menschliches Wesen hervor zu bringen vermag, so daß dieses damit um eine Stufe der Thierheit näher gerückt wird. Segnen wir darum die milde Macht der Bebauung der Erde und des geselligen Lebens, in dem der Mensch eigentlich erst zum Menschen wird!

Der Stern im Leben.

(Fortsetzung.)

„Ist mir's doch, Herr Gilsteen, als bewegte sich in Euch ein traurig Angedenken!" so bemerkte jetzt Arthur, „dann laßt es in Vergessenheit. Der Mensch ist zu kurzsichtig, um die Freude da finden zu können, wo sie sich auch nur im leichtesten Schleier zeigt; darum soll er mindestens nicht sein Trübsal mit Willen hervorziehen." — „Es ist ein Blick der Wehmuth, nichts weiter!" entgegnete Gilsteen, „und ich thue wohl am besten, wenn ich den Anlaß nicht verhehle, damit die lieben Gäste meinen Ausruf nicht schwerer nehmen, als meine Erinnerung etwa nöthig macht. Ich habe einen Bruder — Gott sey Dank! noch brauch' ich nicht zu sagen: ich hatte einen Bruder — dem Alles in der Welt zum Abentheuer wurde, und wenn er es auch so einfach und klar als möglich begann. Es lag etwas Fremdartiges in seinem Wesen, das wohl daher entstand: weil er sein Thun stets nach seinen Gedanken richtete, Gewohnheit und Gewöhnlichkeit nichts über ihn vermochten. Er hatte viel gelernt, doch gar keine großen Plane; er gedachte recht eigentlich in den Hafen ein zu laufen, ehe er die Fahrt gemacht, den Sturm überstanden hatte; doch mir schien es stets: als begrabe er in sich sorgfältig seine Wünsche, weil er sie für unerreichbar hielt und sich fürchtete: sie möchten zu Flammen ausbrechen, wenn er sie nur dem Lichte näherte und er selbst wollte der Wirklichkeit keinen Kampf bieten. Da riß ihn die Liebe aus seiner Abgeschlossenheit, und wie es der erste Strahl war, den er unbedacht ganz in sein Inneres ließ, so fesselte er auch sein Glück einzig an dieses Gefühl. Es ward ihm nicht erwiedert und dies schmerzte ihn um so tiefer, da das Mädchen seiner Wahl durch die Verbindung mit ihm einer ziemlich drückenden Lage entzogen worden wäre, und mein Bruder faßte ein Mißtrauen gegen seine eigene Persönlichkeit und konnte die alte Abgeschlossenheit nicht

wieder finden. Ich rieth ihm zu einer Reise, da kamen ihm gar viele Länder in den Sinn und morgen sind es zwanzig Jahre, seit er von hier abreiste. Am Sylvester-Abend waren wir zuletzt beisammen; die Eltern, auch meine Gattin, derzeit meine Braut, lebten noch; da, wo jetzt Herr Arthur sitzt, saß mein Bruder, bleich und düster; aber er tröstete uns, besonders die Eltern, die sehr traurig waren, weil sie nicht meinten: ihn wieder zu sehen; ach, sie haben Recht gehabt! — Da brachte mein alter Vater die Bibel und sprach: Höre, Waldemar — so ist des Bruders Vorname — schreibe doch hier, wo ich einst Deinen Geburtstag mit Freudenthränen eingetragen habe, uns ein Sprüchlein zum Angedenken, und wenn Einer von uns in der Todesstunde Dich nicht um sein Lager sieht, so mag es ihm der Andre vorlesen, als Deinen letzten Gruß. Und damit legte der Vater die Bibel vor ihn hin und sie schlug sich eben so auf, wie sie jetzt vor uns liegt. Waldemar betrachtete sich das Bild, Thränen stürzten aus seinen Augen und dann schrieb er, mit einem Blicke, wie wir ihn lange nicht so heiter an ihm gewahrten — lesen Sie es vor, Herr von Holberg, was auf dem ersten Blatte neben dem Namen Waldemar steht." — Holberg schlug die Blätter zurück und las:

„Lebt wohl, Ihr Lieben! Härme sich,
Wer mein gedenkt, doch nicht um mich:
Mich führt ein Stern im Leben.
Wenn jetzt mein Herz auch stürmend schlägt,
Sein Leiden nicht in Demuth trägt:
Es wird sich Fried' erstreben.
Und ob mein Stab die Welt durchstreift,
Ob rasch die Welle mich ergreift:
Mich führt ein Stern im Leben." —

„Und eben" so fuhr Gilsteen bewegt fort, „wie ich damals dies vorlas, da verkündete die Glocke Mitternacht und das Scheiden des Jahres; und der Vater segnete den Waldemar und wir Alle nahmen Abschied von ihm. Lange hat er nachher mit seinen Gefühlen und seiner Unstätheit gekämpft, viele Länder hat er gesehen und endlich bekamen wir die Nachricht: er habe sich nach St. Domingo eingeschifft. Dort erkaufte er ein Besitzthum, ist Gatte und Vater, und ich empfing alljährlich mit den letzten Schiffen, die ankamen, auch Briefe von ihm, die stets bezeugten: daß er dort für etwas Großes thätig ist; aber in diesem Jahre sind sie ausgeblieben, und seht, Freunde, das war es, was vorhin sich in mir aufregte." — „Nun" sagte Herr Arthur tröstend, „was den Wogen übergeben ist, darf man nicht mit Sicherheit erwarten; also Eure Briefe. Sonderbar ist es aber: daß auch ich einen jüngeren Bruder in St. Domingo habe, der von der steten Idee hin getrieben ward: den, dort erwachten Geist der Freiheit zu unterstützen; denn er meinte: wir Europäer, die wir schon ein Paar Jahrhunderte das entsetzlichste Elend über die andern Welttheile brachten, wären auch schuldig, die Schmach unsrer Vorfahren selbst vertilgen zu helfen. — Doch wenden wir uns jetzt wieder zum Herrn von Holberg, der uns vielleicht rasch den Schmerz über die Trennung von lieben Menschen vergessen macht: denn er scheint seine eigenen Betrachtungen über die heiligen drei Könige zu haben." — „Das wohl!" sagte lächelnd Holberg; „für's Erste dachte ich: Unter Dreien ist doch, wie hier, gewöhnlich Einer, der so schwarz ist: daß keine Wäsche der Geschichte ihn säubert; höchstens bringt sie es dahin: daß er etwas Mulattenhaftes bekommt, indem sie ihm den Beinamen Held giebt und seine Schwärze mit dem Blute übertüncht, in dem er sich badete. Nächstdem aber fallen mir auch die Fürsten ein, welche in unsrer Zeit so viel Lärm erregten, nämlich: Peter der Erste, Ludwig der Vierzehnte und Karl der Zwölfte, welche die dreimal heilige Zahl, dreimal neun, zusammen addiren lassen; es scheint mir aber die Heiligkeit, welche Hofschranzen wohl hier und da proklamirten, in Eiligkeit zur Gebrechlichkeit zu werden. Herr Gilsteen sprach vorhin von dem Frieden ringsum, laßt uns ihn doch ein wenig betrachten." (Die Fortsetzung folgt.)

Lese-Früchte.

In einem, im „Duisburgischen Magazin" (1781, S. 333.) befindlichen „Duett nach Horazens Donec etc." finden sich folgende Strophen:

Ich. Jetzt ist mein Herz an Lottchen schon vergeben,
Singt wie ein Engel, spielt auf Cyther und Klavier!
Für Lottchen ließ ich heute noch mein Leben;
O, alle Welt! was hab' ich All' an ihr!

Lucilia. Jetzt ist Alexis Herr von meinem Herzen;
Ein Zögling der willkommnen Sitte zu Berlin,
Weiß er gleich schon zu seufzen und zu scherzen!
Mein Leben ließ' ich tausendmal für ihn.

Das klingt doch sehr beweglich; endet auch wie gewöhnlich mit dem Einigwerden der Liebenden. Fr. Raßmann.

Aerztliche Rache.

Als einst bei süßem Traubennaß
Arzt Radcliff unter Freunden saß,
Flog durch die Saalthür, gleich dem Blitze,
Ein großer Mann zu seinem Sitze:
„Ich störe Speis' and Trank und Schwank —
Verzeiht! Mein Weib ist tödtlich krank;
O kommt! Erweckt Euch unsern Dank!"
Doch Radcliff sprach: „Von leck'ren Speisen
Und Weinen soll ich mich verweisen?
Ich kann nicht!" — Aber der Gigant
Fing an mit Polyphemus Hand
Den Schwäch'ren um den Leib zu fassen,
Trotz Abwehr, Flüchen und Grimassen,
Und trug dann, ohne lautes Wort,
Ihn treppenab, die Straße fort. —
„Ha, der Gewaltthat! Mich entführen!
Bei meinem höchsten Eid!" begann
Der auch im Zorn noch eig'ne Mann;
„Ich will mich rächen, Grobian!
Und Euer Eheweib — kuriren.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Erschienen ist ein „Taschenbuch des Scherzes und der Satyre für das Jahr 1819.“ (Wien und Prag, bei Karl Haas.) Der Herausgeber, Joseph Passy, hat Witz und Laune gezeigt, und berechtigt bei diesem ersten Versuche der Art zu besseren Hoffnungen. Am gelungensten ist die wahrhaft komische Beschreibung eines Dilletanten-Conzerts in Y—, in Hexametern, vom Herausgeber und „die Reise durch meine Rocktaschen“ von Treitschke. „Gasparo Gasparino“ eine Parodie der in Abnahme kommenden Schicksals-Komödien, hat einzelne gute Stellen, ist jedoch im Ganzen zu grell gehalten. „Die Propyläen der Kunst“ sind einer Scene aus Schillers Räubern nachgebildet, nur daß hier Schauspieler heißt, was dort Räuber ist. Der Einband ist geschmackvoll, das Titelkupfer artig. — Im Opernhause nächst dem Kärntnerthore trat eine Demois. **Nowack** als Page in „Johann von Paris“ auf; da sie eine hübsche Gestalt besitzt, könnte sie im Tableaux an ihrem Platze seyn. — Ein neues Ballet „Achilles“ wurde sehr glänzend gegeben; die Tänzerinnen Julie Aumer und Millière sind einer rühmlichen Erwähnung würdig; die Musik, von Hrn. Karl Blum, hat wenig Ausgezeichnetes. — Im Theater an der Wien gab man am 8ten Dezbr. für das Sonntags-Publikum zum ersten Male ein bekanntes Stück von Madam Weißenthurn: „Adelheid, Markgräfin von Burgau“ eine Hau- und Stech-Komödie, die von jener Klasse Menschen, welche an diesen Tagen die Theater besuchen können, goutirt wird und volle Kasse macht. — Der fleißige H. Meisl hat zur Einnahme der Schauspielerin Louise Benda im Leopoldstädter-Theater schon wieder ein neues Kindlein aus dem Aermel gebeutelt und es „Arel und Tugendreich“ getauft; beim Herausschütteln ist es unglücklicher Weise auf den Kopf gefallen und noch an demselben Tage verschieden; zum großen Leidwesen der Benefiziantin waren der Leidtragenden sehr wenig. Ein ähnliches Schicksal hatte die fade Pantomime: „das Kinderschrecken am Weihnachts-Abend“ und eine Bearbeitung aus dem Französischen, von Rosenau: „die Einen lachen und die Andern weinen“ worin Hr. **Raimund** musterhaft spielte. — Am 18ten gab Hr. **Ignaz Schuster**, der beliebte Komiker, zu seiner Einnahme: „die falsche Prima-Donna in Krähwinkel“ eine Posse mit Gesang in zwei Akten, von Hrn. A. Bäuerle. Man hält, und das mit Recht, diese Piece für das Gelungenste, was B. noch geliefert hat; es gereicht ihm dies um so mehr zur Ehre, da nur Kotzebue bisher mit Glück in solchem Genre schrieb. Hr. Bäuerle steht in dieser Leistung um eine große Stufe höher, als gewöhnlich in seinen Lokalstücken, und es wäre zu wünschen: daß er nicht wieder rückwärts träte. Selbst die Catalanianer, deren es in unserer kunstliebenden Stadt nicht wenige giebt, ließen dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren und mußten, durch die Gewalt des Komus dahin gerissen, ihre finsteren Gesichter verziehen. Die Aufführung war meisterhaft zu nennen. Hr. **Sartori**, „Johann, Stadt-Kommandant Rummelpuff“ hatte diesmal gut memorirt und spielte unübertrefflich. Hr. Ignaz **Schuster** war besonders im zweiten Theile seiner Rolle, als Prima-Donna, Meister; er hatte die Manier der Sängerin Catalani sorgfältig studirt, und gab den Charakter so täuschend wieder, wie einst jenen der Mad. Borgondio im „Tancredi.“ — Demois. **Ennöckel**, die wir ohne Bedenken die Perle dieser Bühne nennen, spielte in ihrer Verkleidung den „Italiener“ herrlich; es wird außer selber wenige Schauspielerinnen geben, die das Ritter-Fräulein wie das Bürgermädchen, die Schwäbin wie die Französin, die naiven wie die Anstands-Rollen gleich musterhaft darstellen. Mad. **Plazer** (Hannchen) und Hr. **Fermier** (Sperling) trugen ebenfalls das Ihrige bei. Das Haus war zum Erdrücken gefüllt; der Dichter wurde gerufen und erschien an der Hand des Benefizianten. — Der große Musik-Verein führte zwei Mal die Cantate „Timotheus“ von Händel, auf; und die Gebrüder Khayl, Hr. Wranitzky und Hr. Merk gaben drei herrliche Akademien. L — r.

Die zwei persischen Prinzen, welche sich in London aufgehalten haben, sind nun abgereist. Der Eine hat die europäische Taktik studirt, aber besonders liebt er die Poesie; von Milton war er begeistert. Der Andere beschäftigte sich vorzüglich mit Lithographie. Beide sind keineswegs fanatische Muselmänner, sondern lasen die christlichen Dogmen mit vieler Aufmerksamkeit und sprachen von der heiligen Schrift stets mit dem größten Respekt. (Quotid.) — Die beiden, jetzt von England abreisenden persischen Prinzen, Mirza Jaafar Hall Zalney und Mirza Saulih (das Wort Mirza ist ein bloßer Titel) äußerten neulich: daß die Predigten in unsern Kirchen sehr mystisch wären, und daß die Vorleser in den persischen Moscheen in ihren Ermahnungen mehr auf praktische Sittlichkeit hinwiesen. Die Rückkehr dieser liebenswürdigen jungen Männer in ihr Vaterland, mit den von ihnen angekauften Büchern und Kupferstichen, kann für letzteres von wichtigen Folgen seyn. (Courier.) Hoffentlich werden sie aber nicht die praktische Sittlichkeit ihrer Lehrarten umwandeln und die Legenden nicht als Fakta betrachten, sondern nur als Gleichnisse, um der Menge begreiflicher zu werden. Alles Wunderwesen ist ein unnützer, sinnloser Kram, wenn man es nicht etwa zu natürlicher Verständigung mit schwachen Geistern zu gebrauchen weiß, und auch dazu gehört Vorsicht, damit nicht die Flachköpfe die Schale für den Kern halten und aus Leichtgläubigen zu Narren werden.

Unlängst kam ein Fremder zu Albi in einen Galanterie-Laden, um etwas zu kaufen. Eine Dame eilt ihm zuvor, indem sie den Handlungs-Diener fragt: „Sagen Sie, haben Sie denn keine Ringe à la Manson?“ — Es war — sie selbst! (Journ. d. Comm.) So fragen ein Paar Korrespondenten in deutschen Zeitschriften oft: warum giebt diese oder jene Bühne nicht dieses oder jenes Stück von dem Herrn A* oder Z*? — oder dieselben verbreiten allerlei Nachrichten, die dann widerlegt werden, und hier wie dort sind es ähnliche Fälle, wo man endlich erfährt: Es war — er selbst!

Nach schwedischen Blättern hat Schwedens Bevölkerung seit 1815 bis 1816 um 53,504 Einwohner abgenommen. (Journ. d. Comm.) Das ist wohl ein fast einziger Fall, da namentlich kein außerordentliches Ereigniß dazu angegeben werden kann.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 4. Januar. 3tes Blatt.

Ahnung.

Die zur Heimath eilten, die Geliebten,
Blicken jetzt vielleicht vom Throne Gottes,
Aus den ewig sel'gen Lustgefilden
Auf mich müden Pilger auch herab.

Was jetzt um die Seel' in leisen Tönen;
Was in meines Herzens tiefstem Grunde
Auf sich regt mit mächt'gen Zauberschwingen:
Ist es Ahnung ihrer Nähe nicht?

Oder sind auch Geister fest gebunden
An den Raum, den einmal sie bewohnen?
Dürfen auch sie nimmer ihn verlassen,
Waltet um sie auch die träge Zeit?

Wechselt nimmer dieses Traumes Schatten,
Nimmer mit dem Glanze der Verklärung?
Oder, wenn wir in die Gruft versinken,
Herrscht um uns vielleicht dann ew'ge Nacht?

Diese Fragen, diese bangen Sorgen
Trüben oft des Lebens heit'ren Himmel,
Zwingen oft in düstren Schwermuthstunden
Herbe Zweifel in mein zitternd Herz.

Werd' ich nie die Theuren wiedersehen,
Nie im reinen Lichte sie begrüßen?
Ach, warum denn hab' ich hier gelebet,
Und warum gelitten denn so viel?

Sieh', ein Engel schwebt in holden Träumen
Auf mein grambefeuchtet Lager nieder;
Mit der Palme deutet er nach oben,
Und die Sehnsucht schwingt sich himmelan.

Kronos.

Der Stern im Leben.

(Fortsetzung.)

„Seht" so fuhr Holberg fort, „Ludwig der Vierzehnte ist seit ein Paar Jahren todt; noch nicht volle drei Wochen sind vorüber, daß Karl der Zwölfte vor Friedrichshall fiel, und nun, da in diesem Jahre auch Kaiser Karl der Sechste mit den Türken einig wurde, auf Kosten des venetianischen Freistaats, sieht es wirklich fast so aus, als könnte eine Art irdischer Herrlichkeit beginnen. Aber Theilung ist kein Friede, und wo die Gerechtigkeit nicht wohnt, wird der Hader in allen Winkeln aufgefüttert. Die Potentaten schließen Traktate; Frieden kann nur die Menschheit schließen, wenn sie endlich auf festen Grundsätzen baut. Aber beschaut Euch nur die Heroen unsrer Zeit, um zu wissen: ob dazu Hoffnung ist; bemerkt es doch: wie die Orden und Geschenke ringsum nach allen Erdzipfeln fliegen, damit nur schnell Jeder da unterdrücken helfe, wo ein ehrlicher Mann die Unbefangenheit haben will, zu sagen: wie ihm etwa zu Muthe ist; denn vom Apfel der Eva bis zu bunten Bändern und Geschmeiden ist dergleichen nur Lockspeise, welche die Schlange präsentirt und noch heut wie damals scheint es: als ob man den Satan gern zum Protektor der Menschen macht und den Himmel nur im Fall der Noth als letztes Asyl behält. — Mag nun Ludwig der Vierzehnte — der nur erst auf dem Todbette wußte: was recht ist, und der im Leben mit seiner Schein-Frömmigkeit noch mehr schadete, als er es mit seinen Waffen je vermochte — mag er

vor seinem Richter stehen, der sich mit ihm wohl nicht nach der Hof-Etikette von Versailles bequemt; mag auch Karl der Zwölfte — der mir in seiner querköpfigen Offenheit immer noch lieber ist, als Jener mit seinen diplomatischen Schelmstückchen — sein Bischen Erde gefunden haben, indem er noch seinen Degen umklammerte, als glaubte er auch das Jenseits mit Mord und Sturm gewinnen zu können; mag endlich Peter der Erste von seiner Kathinka oder von einem seiner Günstlinge sich einmal öfter eine menschliche Seite abgewinnen lassen — das Alles bewirkt noch nicht einmal Waffenruhe, viel weniger Frieden. — Still arbeitet jetzt Jeder: wie er etwas mehr bekomme von dem Nachlaß der Todten und wie er sich schütze: daß kein Lebender etwas dagegen haben kann, wenn er etwa im Stande wäre: sich Alles zu nehmen. Die Ränke sind nicht mit gestorben, der Werth des Degens ist nicht gefallen und mit jedem Frühlinge wird man Menschen ins Feld stellen, auf daß dem Tode die reiche Erndte nicht entgehe! — Wißt Ihr doch auch schon: daß Frankreich und England einen Krieg gegen Spanien vorbereiten, wo die Waffen von außen wahrhaftig nicht den guten Geist wecken werden, den die Mönche in ihren Prozessionen zu Grabe trugen: damit sie dem Himmel in aller Ruhe invalide Seelen zufördern und dem Groß-Inquisitor die nur erst halbinvaliden überliefern können: daß er sie dem Teufel, dem Kriegs-Minister der Pfaffen, gewiß nicht entgehen lasse. Und da kommen dann die Diplomatiker — die Inquirenten solcher Inquisiten, die man Völker nennt — und beweisen: wie Alles so seyn muß und sie haben nun schon so lange nichts bewiesen: daß man ihnen, aus lauter Achtung für das Herkömmliche, auch fortan um so eher glaubt, je mehr Nichts sie vertheidigen und je weniger sie beweisen. Wenn dann Einer auch so lange regiert, wie Kang-hi, der jetzige Kaiser von China, der nun schon 57 Jahre sich — den Kopf ausgenommen — auf dem Throne zeigt, so hat er am Ende nichts regiert, sondern es sich gefallen lassen: wie die Schranzen seine fünf Sinne in so kleinen Quantitäten verausgabten: daß sie kein Geschichtschreiber wieder zusammen findet." — Jetzt, als Herr von Holberg sich einen Augenblick störte, um Luft zu holen, fielen die Mädchen ein: „Sie treibens doch auch fast zu arg mit den weiblichen Zuhörern; — Sie scheinen sich, da Sie nur erst seit ein Paar Monaten Professor sind, hier im Vortrage üben zu wollen; dann bitten wir doch um ein anderes Thema." — „Ich muß gehorchen, obwohl ich noch viel auf dem Herzen habe und nun erst recht auseinander setzen wollte: wie Ludwig der Vierzehnte ein viel besserer Mensch gewesen wäre, wenn er noch schlechterer Katholik war; wie wir in Karl dem Zwölften wahrscheinlich einen vortreflichen Regenten kennen gelernt hätten, wenn nicht die Raublust Peter des Ersten dem Minderjährigen nur die Bildung zum Krieger aufgedrungen hätte. Lassen wir das und erkennen nur: die Legitimität besteht nach den gewöhnlichen Begriffen darin: daß sie sich jede Befugniß zur Illegitimität ertheilt, und die stehenden Heere jagen den Frieden für immerdar in die Flucht; denn hat man mit ihnen lange genug das Spiel des Exercitiums und des Manövrirens getrieben, so will man doch auch ihre Talente vor aller Welt zeigen und läßt sie ihre Meisterstücke machen, wozu die Menschen dann Blut, Leben und Güter hergeben müssen." — „Jst's doch nun einmal nicht anders!" bemerkte Einer von den Gästen und Arthur setzte hinzu: „Und was die Weisen wünschen, können leider kaum Thoren als herstellbar erwarten. Die goldene Zeit hat Jeder nur so lange, als er die Welt nicht kennt, darum soll er frühzeitig nach einem Stern im Leben suchen." — „Aber wo ihn finden?" fragte Lenore. — „In dem Raume, den man sich abschließt, den man sein nennen darf: in der Häuslichkeit." — „Das klingt uns schon viel lieblicher, Herr von Holberg!" bemerkte Bertha, und Jener erwiederte: „Auch dazu giebt uns ja das vorliegende Bild eine Andeutung, die sogar weit näher liegt für den, der nicht den Geschichtschreiber spielt, wie ich seit einiger Zeit. Da steht der Stern über der Hütte, unter deren Dach die Mutter mit dem Kinde weilt. Fürwahr, das schönste Bild der Häuslichkeit, und ihr bringt zuletzt der Mann alle seine Plane zum Opfer. Hieher kommen die drei Herrscher, die in ihm toben: der Ehrgeiz, der Neid und der Schein, und legen still ihre Habe nieder zu den Füßen der Hausfrau, aus deren Zufriedenheit der Stern des Lebens seinen Strahl in das Herz des sorgenden Vaters wirft." — Lenore sah jetzt freudig auf Holberg; Bertha rief: „Der Ehrgeiz ist dann gewiß der Mohr!" — da unterbrach sie der Vater, indem er sich erhob, also sprechend: „Wohlan denn, vertrauen auch wir dem Stern des Lebens und grüßen die heilige Mitternacht!" — Die Glocken tönten; Alle standen in Andacht auf und in die Nacht hinaus begrüßten sie mit dem Rufe: „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" die erste Stunde des neuen Jahres. Innig umarmten sich die Freunde; mit gefalteten Händen, im Gebete, standen die Jungfrauen und lauschten dem frommen Liede, das von den Thürmen der Stadt herab scholl; da klangen plötzlich Töne der innersten Erschütterung herauf, und Alle vernahmen mit einem Staunen, das sich zuerst nur in Blicken aussprach, diesen Gesang:

Jst mir auch Alles nun geraubt,
Hab' ich auch nichts, wo ruht mein Haupt:
Mich führt ein Stern im Leben!
Wer ist an Elend mir wohl gleich?
Doch kann sich zu dem Himmelreich
Die Seele froh erheben!
Und fänd' ich nun am Bettelstab —
Von jedem Herzen fern — mein Grab:
Mich führt ein Stern im Leben!

„Heiliger Gott!“ rief Gilsteen, tief erbebend, mitten im Gesange und stürzte aus dem Zimmer; die Töchter und Arthur eilten ihm nach, und auch die Uebrigen folgten erschrocken. (Die Fortsetzung folgt.)

Künstler-Ehre. Nach Strabo.

Einst kam zu Jassus ein Sänger an, und staunend hörte die ganze Stadt des fremden Künstlers entzückend Spiel. Der Leyer Saiten schien kaum die Hand sanft zu berühren; der Stimme Ton beschämt die Leyer, und Jeder horcht mit scheinbar hohem Entzücken zu. — Horch, da erklingt es wie Schellenton! — und plötzlich laufen, wie weg gezaubert, die Hörer fort; nur Einer bleibet. Der Künstler spricht: „Hab' Dank, Du Edler! Du bist es werth: ich spiele weiter, für Dich allein.“ — „Warum“ — sprach Jener — „ging Alles fort?“ — „Man hört' ein Schellen!“ — „Ein Schellen? Ha! — leb' wohl, o Künstler!“ — auch er entläuft. — Wie? Alles flieht der Leyer Töne: um Schellenklang? — Es waren Fische, zu deren Kauf die Hörer alle hinweg geeilt; sogar der Letzte — ein wenig taub — lief zu dem Markte. Der Künstler steht allein, verlassen, noch singend da. „O Künstler-Ehre!“ — so sprach er jetzt — „wie bist du wenig des Strebens werth! Kehrt das Bedürfniß bei Menschen ein, so ist der Beifall des Künstlers hin!“ — Die Klage höret hoch im Olymp der Gott der Künste. Er steigt herab und spricht zum Sänger: „O klage nicht des Pöbels Thorheit und Stumpfsinn an; verlasse Jassus! Die Harmonie, die Du der Lyra Gesait' entzauberst, entzückte Kenner Athens zuvor.“ — Da schweigt die Klage; es fühlt der Meister: Ein rechtes Urtheil gewinnet sich: bei rechtem Geiste, bei Kennern nur! L. Bonafont.

Hunde-Polizei in Capua.

(S. Voyage historique d'Italie, T. II. pag. 213.)

Zu Capua besteht seit langer Zeit das Verbot: Hunde in der Stadt zu halten, ohne daß sie an eine Kette gelegt, oder an einem Stricke geführt werden. Wirklich sieht man auch keinen Hund auf der Straße laufen, wie doch sonst überall. — Es sagte mir Jemand: diese Gewohnheit leite sich von einer Art bürgerlichen Krieges her, der vor Zeiten eines Hundes wegen entstanden sey, welcher Veranlassung gegeben: daß mehrere Familien in zwei Partheien zerfallen waren, die viel Unheil in der Stadt angerichtet hatten. Aber ein Anderer fand den eigentlichen Ursprung dieser Verordnung in einer Begebenheit, die sich zu der Zeit zutrug, als das Theater noch bestand. Er zeigte mir in einer Sammlung von Nachrichten, die er aufbewahrt hatte, einen Aufsatz, nach welchem, als man eines Tages in diesem Theater ein Gefecht vorstellte, der Hund eines Schauspielers, wie er sah: daß man seinem Herrn zu Leibe ging, die übrigen Schauspieler anpackte, zwei davon tödtete und einige Andere so zerbiß: daß sie in Gefahr waren, das Leben zu verlieren. Das ist aber noch nichts gegen das, was auf dieses Trauerspiel folgte. Das erste war: daß man sich an den Herrn des Hundes hielt: als wenn er die Ursach dieses Vorfalls wäre, und ihn deshalb auf eine grobe Art zur Rede stellte. Indessen nahmen Mehrere, die von seiner Unschuld überzeugt waren, seine Parthei, und so artete das theatralische Scheingefecht am Ende in ein wirkliches aus. Die Sache ward so ernsthaft: daß mehr als 25 Personen ums Leben kamen. Nach diesem tragischen Vorfalle ward eine Verordnung erlassen, wodurch für Jedermann bei Lebensstrafe verboten wurde, einen Hund zu halten, ohne ihn an zu binden; und alle Hunde, die man in der Stadt fand, wurden todt geschlagen. Diese Verordnung ist immer sehr strenge gehandhabt worden, und man befolgt sie noch jetzt. — Eben der, welcher mir diese Nachricht mittheilte, sagte mir noch: daß, als man das neue Capua erbauet habe, Jemand der Meinung gewesen sey: dieses Verbot gelte nicht in der neuen Stadt, daher wolle er seine Hunde darin umher laufen lassen. Manche baten ihn: dies nicht zu thun; aber vergeblich. Endlich ward einer seiner Hunde getödtet, und dies gab zu dem oben gedachten bürgerlichen Kriege Veranlassung. Das für das alte Capua gegebene Verbot wurde nun erneuert, und seit dieser Zeit werden alle Hunde in der Stadt angelegt. Man fügt hinzu: daß der, welcher einen frei umher laufenden Hund tödtet, eine Belohnung von 25 Ducaten aus den Strafgeldern erhält, die der Herr des Hundes bezahlen muß; denn jetzt wird der Uebertreter des Gesetzes nicht mehr am Leben, sondern durch Einziehung der Hälfte seines Vermögens bestraft. v. Göckingk.

Anklänge.

18.

Der Schelm wird nur vor Schelmen zagen;
Er rechnet nie auf Ehrlichkeit;
Und hat, will diese kühn sich wagen:
Für sie auch Waffen nicht bereit.
Drum faßt die Schelme stark und gut:
Das Rechte nur hat wahren Muth.

19.

Sieh nicht stets den Tod entfernt,
Denk' also:
Nur wer freudig sterben lernt,
Lebet froh.

20.

Willst Du den Menschen Wahn entzieh'n,
Wird man Dich hart bekriegen;
Doch darfst Du drum den Kampf nicht fliehn:
Sonst kommt der Wahn zum Siegen.

Ed. Molle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. In der Fehde zwischen Luden und Oken ist gegenwärtig ein Waffenstillstand eingetreten; da jedoch Herrn von Kotzebue's Friedensbrief keine weiteren Folgen hatte, so scheint es beinahe: als wolle man nur die Streitkräfte verstärken. — Professor Riemer hat den ersten Band seines griechisch-deutschen Lexicons vollendet. — Hr. Vulpius fährt fort, mit seinen bekannten „Curiositäten" die Leserwelt zu beglücken. — St. Schütze wirkt für „Freundschaft und Liebe" in der Almanachs-Welt. — Dr. Sondershausen, schon als Dichter bekannt, hat eben ein historisch-romantisches Schauspiel: „Scander-Beg oder die Befreiung Griechenlands" vollendet, womit die Bühne auf eine erfreuliche Art bereichert werden dürfte. — Die Hof-Festspiele bei Anwesenheit der russischen Kaiserin Maria Feodorowna bestanden zuvörderst in zwei bilderreich dargestellten Charaden, welche Herr Professor Riemer sehr sinnreich erdichtet hat; dann in plastischen Darstellungen gruppirter Gemälde und zuletzt in einem charakterisirten Aufzug sämmtlicher, in Schiller's, Goethe's und Herder's dramatischen und poetischen Schriften vorkommenden Personen. Die Räthselworte der beiden Charaden waren Apollodorus und Toison d'or. Die Gebilde der plastischen Darstellungen waren: Netschers Familie; Cäcilia und Valerian, nach Dominichino; die Sibyllen, nach Raphael, Cäcilia, nach demselben; und väterliche Ermahnung, nach Terburg. In der zweiten Abtheilung erschienen in trefflichen Attituden: die heilige Familie, nach Poussin; Pyrrhus und Andromache, nach Guérin; Cornelia, die Mutter der Grachen; Antiochus, nach dem herrlichen Pietro da Cortona, und die Madonna del Sacco, nach des Andrea del Sarto vollendetem Bilde. — Die, bei Anwesenheit der Monarchin vom Hof-Theater zuletzt gegebenen Vorstellungen bestanden in den — „Drillingen" worin Hr. Unzelmann den dreifachen Ferdinand sehr brav und mit vielseitiger Gewandheit gab, dann „Sappho", „die heimliche Ehe" und Mozart's „Don Juan", mithin auch nicht ein neues Stück!? —t—.

Münster. Hr. Dr. Schulz in Hamm (jetziger Herausgeber des „rheinisch-westphälischen Anzeigers") hat sich mit dem Buchhändler Wundermann in Dortmund zur Führung einer gemeinschaftlichen, nach Hamm verlegten Buchhandlung (unter der neuen Firma: „Schulz und Wundermann") verbunden. In diesem Verlage wird, außer dem Anzeiger, zu Anfang des Jahres 1819 auch eine wissenschaftliche Zeitschrift, ein „rheinisch-westphälisches Archiv" redigirt von Schulz, erscheinen. Im Oktober-Heft des eben genannten Anzeigers befindet sich von dem Hrn. Ober-Lieutenant Wilhelm von Blomberg (Verfasser der genialen „Satyren über das göttliche Volk") ein treffliches Lied auf den 18ten Oktober, aus welchem folgender Vers als Motto zu Arndts Schrift wider Friedrich den Großen dienen konnte:

„Wenn Friedrich gleich des Franzmanns Brauch
Im Reden gern vernahm,
Macht' er vom tollen Muth ihn auch
Auf Roßbachs Feldern zahm."

Hr. Konrektor Holthaus zu Schwelm bezweckt die Herausgabe von „Beiträgen zu einem Wörterbuche der Volkssprache Süd-Westphalens" woran er seit länger als 20 Jahren sammelte, und gedenkt eine Menge Proben der Mundarten Süd-Westphalens (in der Uebertragung des Selbstgesprächs, womit Engel's „dankbarer Sohn" anfängt), eine kleine Sprachlehre der märkischen und bergisch-niederrheinischen Mundart, einige hundert hieher gehörige Sprichwörter und sprüchwörtliche Redensarten, plattdeutsche, zum Theil ältere Gedichte, und endlich eine Beschreibung mancher Sitten und Gebräuche der unteren Volks-Klassen hinzuzufügen. — R —.

In der Marseiller Zeitung werden folgende Angaben über die Hauptstädte Nordamerika's mitgetheilt: New-York hatte 1789: 30,000 Einwohner und 1818: 130,000; Philadelphia 1789: 40,000, 1818: 120,000; Baltimore 1789: 13,000, 1818: 60,000; Boston 1789: 17,000, 1818: 40,000; zusammen also 1789: 100,000 und 1818: 350,000. Im Jahre 1818 baute man zu Philadelphia 3000 Häuser, und im September sind allein auf 45 Schiffen 2179 europäische Auswanderer dort hingekommen. (Journ. d. Comm.)

Man hat jetzt die merkwürdigen Gegenstände, welche der Kapitain Roß aus den nördlichsten Gegenden mitgebracht hat, ausgeschifft. Es befinden sich darunter z. B. 4 Hunde, den kamtschatkaschen Hunden ähnlich; ein ungeheures weißes Bärenfell von 7 Fuß Länge; ein Schlitten aus Knochen, nach Sitte des Volkes, welches um die Baffinsbay wohnt, und andere merkwürdige Mineralien und Pflanzen. (Quotid.)

Ein englischer gelehrter Reisender hat in der Krimm, in einiger Entfernung von Fanagoria, ein altes Grabmal mit einem Gerippe von $6\frac{1}{2}$ Fuß Länge gefunden; daneben befanden sich zwei silberne Gefäße, die Inschrift lautete: Philipp. (Quotid.)

Man klagt jetzt über Mangel an erleuchteten Männern; wenn aber so ungebildete Jahrhunderte, wie die, in denen ein Galilei, ein Kopernikus, ein Paskal und ein Newton geboren, solche Genies, wie die eben Genannten, hervor bringen konnten, so muß doch wohl unser erleuchtetes Jahrhundert ganz davon wimmeln, nur daß sie zu bescheiden sind, sich zu zeigen. (Quotid.) Die Genies unsers Jahrhunderts werden noch sehr abnehmen, wenn sie selbst nicht mehr posttäglich ihren Ruhm nach eigenem Maaßstabe verbreiten können!

Hr. Auben, ein Arzt zu Konstantinopel, und Hr. Laferd, Arzt zu Salonichi, versichern fortwährend: daß die Kuhpocken-Impfung ein Schutzmittel gegen die Pest sey. Von 6000, zu Konstantinopel geimpften Personen ward kein Einziger von der Pest angesteckt. Die Armenier, welche sich vacciniren ließen, blieben von der Pest frei. (Courier.) Wahrscheinlich wird diese Impfung nächstens verboten, weil nichts davon im Koran steht. Es läßt sich ja der Unsinn nicht bei Ehren erhalten, wenn man neue Erfahrungen nicht unterdrückt.

Am 16. Dezember 1818 war zu London, Morgens, ein so dicker Nebel: daß alle Behörden (?) und Läden bis am Abend erleuchtet werden mußten. (Journ. gén.) Daß alle Behörden erleuchtet werden mußten, wird wohl ein Sinnfehler des Referenten seyn; denn sonst hätten die Behörden Sinnfehler, welche keine äußere Erleuchtung verbessert.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 6. Januar. 4tes Blatt.

Ausflug nach Cassel; im Jahre 1818.

Von Fr. Krug von Nidda.

Es war an einem der schönsten Morgen des späterhin so unfreundlichen Mai, als ich aus der Gegend von Querfurth meine Ausflucht begann, und aus dem heiteren Blau des wolkenlosen Aethers mir für die nächsten acht Tage ein günstiges Prognosticon zog, das freilich, wie die Folge zeigen wird, sich keinesweges als wahr bestätigte. — Von Sangerhausen bis Nordhausen führt großentheils recht gute Chaussee durch die fruchtbare Niederung, die, von beiden Seiten mit belaubten Höhen, im Grunde mit Saatfeld und Wiesen geschmückt, eine gefällige Landschaft öffnet, und als alter klassischer Boden, und unter dem Namen der goldenen Aue, schon manchen Wanderer angelockt hat. Bei Wallhausen — einer vormals deutschen Königspfalz — passirt man am Sachsgraben die uralte diesseitige Grenzmark gegen Franken; als zur Zeit des zerstörten thüringischen Reichs der Sachsenfürst Bernwaldt den Landstrich zwischen Harz und Unstrut, Saale und Helme als Beute erhielt, und dieser, jetzt unbemerkte Graben vielleicht als Schirmwall aufgeworfen wurde. Noch einer andern Merkwürdigkeit gedenkt die Chronik bei Wallhausen: daß nämlich, im Jahr 1115, als Welfesholz vernichtetes Heer, hier vorbei ziehend, gelagert, und Hoyer, Graf von Mansfeld, sein berühmter Führer, den Wiprecht von Groitzsch im Treffen erschlug, dieser hier seine letzte Heerschau gehalten. In Rosla, wo ich früher im Hause des regierenden Grafen Stolberg manche Gastfreundschaft genoß, hielt ich nur wenige Minuten an, mich am Profil der nahgelegenen Rothenburg und des stolzen Kifhäusers weidend, und gelangte Abends ziemlich spät nach Nordhausen, das, gleichsam als Schlußstein des Aufhals an zu sehn, auf einer gemächlichen Anhöhe liegt und seine Hauptfront gegen Westen richtet. Nur nach mehreren Fehlversuchen — wobei ich die Bequemlichkeit verschiedener Gastgeber, die Abends nach zehn Uhr nicht mehr zugänglich sind, zu meinem Nachtheil kennen gelernt — fand ich zuletzt am Markt noch Unterkommen; verwünschte jedoch am andern Tag den Kornmarktslärm von Herzen, der sich unmittelbar vor meinem Fenster hören ließ. Ungesäumt ritt ich weiter und ein unfreundliches Straßenlabyrinth machte mir den Ausgang ins Feld um so willkommener, zumal mich jenseits bei Klein-Werther eine recht heitere Umgebung begrüßte. Alle Wege und Stege nach der Stadt bedeckte recht munteres rüstiges Landvolk, dessen behagliches Aeußeres ziemlichen Wohlstand, und eine Reinlichkeit verrieth, die man in Thüringen nicht häufig findet. Die hohen Fruchtpreise der neueren Zeit mochten zum Theil diesen Vorzug gründen; doch hat auch der letzte Krieg, seiner Zerstörungsweise unbeschadet, viel Licht ins Finstere gebracht und in den abgelegensten Provinzen eine äußere Kultur bewirkt, die nach und nach auch auf das Innere eingeht. Das Rittergut zu Klein-Werther, wie manches hiesiger Gegend, hat noch ganz alterthümlichen Schnitt und Mauergraben, wie zur Zeit des Faustrechts. Von hier an erhebt sich der Boden augenscheinlich, und Anhöhen, die vor-

Norden gegen Süden streichen, kündigen die Nähe des Eichsfeldes an, dessen geologische Eigenthümlichkeit in der, dem Harz entgegen strebenden, fast rechtwinklicht verschränkten Bergrichtung zu liegen scheint, die den Thüringerwald mit diesem anknüpft. Auf der höchsten Stelle des Wegs, ohnweit Pustleben, genoß ich eines erfreulichen Blicks, rückwärts längs des Kiffhäusergebirgs durch die goldene Aue und vorwärts nach Bleicherode hinan in eine grasartige Bergnatur, die sich von hier immer mächtiger gliedert. Südlich setzt sich die Hainleite, noch immer in früherer Richtung, fort und mehrere alte Schlösser, wie z. B. Straußberg, liegen hier recht ritterlich schön in den wilden einsamen Gehegen. Goldene Streifen von blühendem Räps und andere grünende Sommersaaten säumten sich zart an die Berge hinan, und der fleißige Ackersmann benutzt sein Feld noch in ziemlicher Höhe. Die Pferdezucht scheint bedeutend zu seyn; ich sah nirgends mit Rindern pflügen, doch führt man nur selten Kummte am Geschirr und bedient sich meist des einfacheren Brustbandes. — Das zur vormaligen Grafschaft Hohenstein gehörige Bergschloß Lohra, wo, wie man sagt, die alten Sachsen ihre Liebesgöttin verehrten, bleibt südwärts an jähem Abhange zurück, indeß der Weg, den ich verfolgte, immer verlorner in die Thalschlucht sinkt, die, von zwei felsigen Bergrücken bestimmt, eine gewaltige Pforte bildet, die man, aus einer Entfernung von 9 Meilen, schon von den Höhen des Reinholzes erräth. Es scheint, als sey das jetzige Thal durch die Vorlage des Felsenhügels, woran jetzt das Städtchen Bleicherode mit seinen schimmernden Garnbleichen hängt, vor uralter Zeit verschlossen gewesen; als aber die große Wasserfluth von Osten oder Westen eingebrochen, riß sie den Bergschaft mitten von einander, bahnte sich ihr zerstörendes Bett, und ließ nur die getrennten Felsenscheitel, wie zwei erstarrte Riesen, zurück, die, ewig nah, sich doch niemals erreichen. — Die Dörfer Ober- und Nieder-Gebra, Wulferode und Andere, liegen zerstreut in der Thalbucht hin, und einsame Fußsteige schlängeln sich zu beiden Seiten an den waldigen Bergen auf, aus denen sprudelnde Quellen nieder rauschen, und überall lacht Friede und Freude. Solch ein, aus dem Herzen der Natur hervor gezogenes, durch Menschen nicht gestörtes Leben, aus Vogelgesang und Quellenrauschen und den Stimmen des Waldes gemischt, thut dem Wanderer unaussprechlich wohl, und führt Ideen einer seligen Vorwelt und einer arkadischen Zeit zurück, die nur zu den Träumen der Dichter gehören. (Fortsetzung folgt.)

Der Stern im Leben.

(Fortsetzung.)

Und an der Pforte des Hauses gewahrten Alle einen ältlichen Mann, auf seinen Stab gestützt, die Blicke aufwärts erhoben. „Waldemar!" sprach in ungewissem Tone und bebender Haltung Gilsteen. — „Waldemar Gilsteen heiß' ich!" entgegnete sanft der Fremde, ohne sich stören zu lassen in dem Lauschen auf die Thürmer, die nun ein heiteres Danklied herab tönen ließen. Doch Jener riß ihn jetzt stürmisch an seine Brust, mit den von Wehmuth fast erstickten Worten: „Mein Bruder! Mein Waldemar!" — „So hätt' ich für jetzt mein Ziel gefunden!" diese Erwiederung sprach der Fremde an dem Herzen Gilsteens, sichtbar leidend an Erschöpfung seiner Kräfte. — Mehr getragen als geführt kam nun Waldemar in sein Vaterhaus, und als er in dem erleuchteten Zimmer Alles so fand, wie damals bei der Trennung von den Seinen, da brachen ihm unaufhaltsam die Thränen hervor und ohne Laut barg er sich lange in der Umarmung Gilsteens und der Töchter, und tiefbewegt standen die Freunde des Hauses. — Bald wurden nun die Mädchen geschäftig für die Bequemlichkeit des Oheims, und Arthur, das volle, redliche Herz in jedem Blicke zeigend, griff immer mit zu, indessen Holberg, starr zusehend, in Betrachtungen sich verlor. — „Ihr Herren" — so begann jetzt Waldemar, nachdem er erfahren hatte: daß vor wenigen Stunden seine Jugendgeschichte erzählt wurde — „Ihr werdet vielleicht gern noch etwas von den Schicksalen eines Mannes vernehmen, der einst, bei fast selbst geschaffenem Unglücke, mit kämpfenden Empfindungen aus diesem Hause in die Welt zog und der jetzt zurück kehrt, belastet mit Sorgen, die wohl nicht schwerer gefunden werden; und dennoch trag' ich den Frieden mit mir, der mir damals völlig gewichen war, und die Hoffnung zeigt mir auch aus dem Sturme noch das Liebste, was ich habe, gerettet. Zu sehr fühl' ich mich indessen ermattet, da ich nur mit Anstrengung meinen Wunsch: noch bis zu dieser Mitternacht in Copenhagen zu seyn, erreichen konnte; aber mein Bruder wird, wenn ich mich erholt habe, mir gewiß Gelegenheit geben, seinen Freunden mich zu nähern." — Gilsteen bat sie Alle zur Feier des Tages der heiligen drei Könige, und Waldemar, mit dem Haupte freundlich nickend, sagte: „Der Herr gebe mir müden Pilger nun Ruhe! Das Schiff, dessen Kapitain, der milden Witterung zu lange vertrauend, noch hieher segelte, strandete an der Küste Dänemarks; die Wellen warfen mich auf den Boden meines Vaterlandes und vor dem Strandrecht rettete ich kaum so viel: daß ich vier Tagereisen vollbringen konnte. Aermer, als ich in diesem Augenblicke bin, kann kein Mensch seyn; aber wer noch traute Herzen wieder findet, der hat die Heimath nicht verloren und sein Glück siedelt sich von Neuem an, dazu wird mir der Allmächtige zu meinem Weibe und meinem Kinde helfen!" — Wie still betend schaute Waldemar vor sich hin, und im Scheiden stand jetzt Arthur vor Lenoren und sah mit freundlichem, doch

fest fragendem Blicke ihr in die Augen, die sich thränenschwer senkten, und Holberg, der durch das Vorgegangene zu stilleren Kreisen gezogen war, sang im Gehen vor sich hin die Strophen einer alten Romanze:

„Gieb viel auf, bestimme Dich
Und es ist Dir mehr gewonnen;
Wähle gut; es zeigen sich
Sonnen Dir und Neben-Sonnen:
Doch entscheiden mußt Du Dich!“

Dann umarmte er Arthur; und wie in den Stunden des Zusammenseyns zeigte er auch hier: daß ein Zwiespalt in ihm aufgeregt war, indem er bedeutsam rief: „Auf ein fröhlich Begegnen im Leben!“ —

(Der Schluß folgt.)

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Seume schrieb einst einem Jugendgespielen, den das Glück begünstigt hatte: „Nehmt Euch in Acht, Ihr Sterblichen, die Ihr schnell von den Menschen vergöttert werdet; was sie heute selbst auf den Altar zur Anbetung erheben, glauben sie auch morgen, wie die Russen ihre Heiligen-Bilder, durchprügeln zu können.“

Zu der Zeit, da die Berlinische Monatschrift, unter Biesters Redaktion, gegen die pfäffischen Orden kämpfte, gab der Kriegsrath P**, auf die Frage: Was bedeutet dieser Streit? — zur Antwort: „Der Biester jagt die Biester fort!“

„Wenn man auch für die Wahrheit wirkt, man hat keinen Dank!“ sagte ein junger Mann zu Fichte, und dieser antwortete: „Säe Du nur; was geht's Dich an, wer da erndtet? der wird sich schon finden!“ — Und bei einer ähnlichen Gelegenheit bemerkte er: „Der Zeitgeist ist wie ein Zerstreuter; er giebt oft nach langen Zwischenräumen erst Antwort auf Fragen, die man ihm vorlegte.“

Die Sage von den drei Prinzen.

Es lebte im Alterthume ein König von Sizilien, edel an Geist und fromm in seinen Werken. Seine Gemahlin aber folgte allein ihren Sinnen und gebar von zweien Buhlen zwei Söhne, die auferzogen wurden als Kinder des Königs. Es geschah aber: daß der gerechte Wandel ihres Gemahls endlich ihr Gemüth bewegte, also daß sie Buße that in sich und ihr Herz zu dem Gemahl wandte. Und sie gebar ihm einen Sohn, des Vaters Ebenbild an Hoheit und Milde; wie denn auch seine Brüder gar tapfere Herren wurden. — Als nun aber der gute König starb, da griffen die zuerst gebornen Söhne nach der Krone und in dem Streite darüber gedachte Niemand des jüngsten Prinzen; die Mutter aber kränkte sich darüber und wollte doch ihre Schmach nicht gern gestehen. Endlich warf der Gram über den entstandenen Bürgerkrieg sie auf das Todbette und hier beichtete sie ihre Schuld; ehe sie aber den ächten Sohn genannt, verschloß der Tod ihre Lippen. — Die Fürsten und Rathgeber des Reiches versammelten sich nun; Keiner aber wußte hier zu entscheiden, bis Einer sprach: „Lasset die Prinzen nach dem Leichnam des hingeschiedenen Königs mit Pfeilen schießen und der ihn dem Herzen am nächsten trifft, sey König von Sizilien; denn Gott wird den Pfeil lenken, daß der Sohn, welcher ihm zugehört, auch das Herz des Vaters treffe.“ Und so geschah es. Aus der königlichen Gruft ward die einbalsamirte Leiche herbei geholt und an eine Säule vor dem königlichen Palaste befestigt. Der erste Prinz schoß frohmüthig und traf die Brust des Leichnams; der zweite Prinz rief aus: Ich siege! und sein Pfeil haftete nahe dem Herzen; der dritte Prinz aber sprach: Mit nichten werd' ich nach meinem Vater schießen; ich entsage der Krone und will lieber fern von hier arm seyn und mich kümmerlich ernähren; Ihr aber laßt meinen Vater in Zukunft friedlich in seiner Gruft! — Und er wandte sich ab, tief erschüttert von der That seiner Brüder. Aber das Volk rief: Der sey unser König, er ist der ächte Sohn! — Und die Fürsten erkannten die Wahrheit dieses Rufes an der kindlichen Liebe des dritten Prinzen und sie hielten ihn auf, beugten ihre Kniee und bekleideten ihn mit den königlichen Zierden. Bertram.

Lied eines Hofnarren.

Melodie: Wenn ich ein Vöglein wär.

Wenn ich Staatsbeß'rer wär,
Würden, als neu'ste Mähr:
Schmeichler verbannt;
Höflichkeit, Ahnen-Blut,
Reichthum dazu sind gut:
Fehlt nicht — Verstand.

Wenn ich ein Herrscher wär,
Ließ ich den zu mir her,
Der zu mir mag;
Sprach' ich nur Einen stets,
Käm' auf den Ruf: „Wie geht's?“
Wenig zu Tag!

Wenn ich ein Feldherr wär,
Blieb' ich als Militair
Gern auch civil;
Dann stützt die Bürgerschaft
Freudig mit Gut und Kraft;
Naht böses Spiel.

Wenn ich Minister wär,
Machte nicht Kassen leer,
Mein Machtgebot;
Wird Alles ausgeschröpft,
Wird Alles schnell erschöpft:
Fehlt's in der Noth.

Wenn ich ein Klügling wär,
Stellt ich dem Schmeichler-Heer
Schmeichelnd mich bei;
Doch, wenn vor nichts man bangt,
Und für sich nichts verlangt:
Dann spricht man frei.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Unsere Bühne hat in der letzteren Zeit, außer dem „Nachtlager von Granada", der Oper „Elisabeth" von Rossini und dem Lustspiel „Peter und Paul" nichts Neues geliefert; das erste und letzte wurde beifällig aufgenommen, die Oper mißfiel sehr. — In der Literatur giebt es auch wenig Neues. Die Zeitschrift „Hesperus" ein Nationalblatt für gebildete Leser, welche sich bisher durch wissenschaftliche Aufsätze und interessante Beiträge zur Kenntniß des österreichischen Staates den Beifall der Kenner erwarb, gewinnt mit jedem Hefte für wissenschaftliche Leser in und außer Oesterreich. — Unmöglich kann ich es mir versagen: Ihnen etwas über unser „Conservatorium der Musik" mit zu theilen, ein Institut, wie in ganz Deutschland kein zweites (?) existiret und dessen schnelle Fortschritte auch die kühnsten Erwartungen übertroffen haben. Als Eingang mag hier eine Stelle aus dem Briefe eines alten kunstliebenden Böhmen über das entschwundene goldene Zeitalter der Tonkunst stehen: „So wie es gar erfreulich ist, in einem Lande geboren zu seyn, das mit einer oder der andern Kunst vorzüglich begabt, zu von derselben gleichsam zum Lieblingssitz erwählt worden; eben so sehr muß es den sinnigen Kunstfreund betrüben, wenn er zusieht: wie das werthe Vaterland sich selbst die rühmlichen Kränze vom Haupte reißt, und des hohen Ruhmes auf immer begeben zu wollen scheint. — Es gab eine Zeit, wo die freundlichste unter allen Künsten, die zarte Musik, die in immer fortschreitenden Schwingungen die tiefsten Geheimnisse unsres innersten Herzens enthüllt und ausspricht, Böhmen mit ihrer vorzüglichen Gunst erfreute — sie ist nicht mehr! Die bösen Stürme des Schicksals haben sie verjagt, die schöne Zeit, wo in der Hauptstadt und auf dem stillen Lande Alles Musik athmete, in jeder heitern Sommernacht auf allen Straßen Serenaden und Notturnen erschallten. Man werfe einen Blick in jene Jahre zurück, wo man in hundert Klöstern eben so viele Pflanzschulen der Musik, in den Palästen aller Großen Kapellen antraf, wo das Ausland nur aus Böhmen seine Musiker verschrieb, und man wird es unbegreiflich finden: daß man jetzt nur mit vieler Mühe ein Orchester zusammen zu bringen vermag, welches nicht mehr aus angestammter Liebe zur Kunst, sondern um eines geringen Lohnes willen, gleich Söldnern, arbeitet. — Wo sind die schönen Tage, da Mozart durch die Productionen seines Figaro, Don Juan, Cosi fan tutte und Titus seinen Ruhm gründete, der von hier aus durch ganz Deutschland erscholl, und sich in die übrigen Staaten Europens verbreitete. In dichten Schaaren strömten wir damals in das Opernhaus, wo täglich Unser ein reichlicher Genuß harrte, und man kann mit Recht behaupten: daß die Böhmen die Ersten waren, welche den Geist des Unerreichbaren zu fühlen und zu würdigen verstanden. — Böhmens Schooß nur hat einen Gluck erzeugt — dem selbst eine Nation, die Alles klein findet, was nicht aus ihrem Schooße sproßt, noch heute abgöttisch huldigt — aber in Jahrhunderten erscheint auch nur ein solcher Geist. Ehrenwerth und unvergeßlich bleiben doch immer, wenn sie gleich nicht an jenen Riesen reichen: Benda, Mißliwezek — dessen Name noch jetzt in Rom und Neapel in lebhaftem Andenken steht — Dussek, Wranitzky, Reiche, Gyrowetz u. A. m.; der vielen Künstler nicht zu gedenken, die sich, besonders auf Blas-Instrumenten, so großen Ruhm erworben. Sie sind, wenn gleich viele schon todt und Andre entfernt, dennoch Zierden ihres Vaterlandes" — Wie dieser bejahrte und gemüthliche Kunstfreund, dachten auch viele böhmische Cavaliere, die ohnehin so Vieles für die Kunst des Landes gethan haben, und so entstand im Jahre 1810 der „Verein zur Beförderung der Tonkunst" der mit Kraft und Würde dahin strebt: die Funken der Kunst zur hellen Flamme an zu fachen und Böhmens alten musikalischen Ruhm zu erneuern. In demselben Jahre wurde durch die Bemühungen dieses Vereins das erste „deutsche Conservatorium" gegründet, welches in diesen 8 Jahren hinlänglich bewiesen hat: was wir für die Zukunft von diesem musterhaften Kunst-Institut zu erwarten haben. Das Conservatorium wird durch unterzeichnete Beiträge erhalten, welche die Vereins-Mitglieder halbjährig voraus zahlen. Aus dieser Gesellschaft ist ein Ausschuß, unter dem Namen: „Direktion des Instituts" gewählt, welche aus einem Präsidenten, Referenten und Geschäftsleiter, Kassierer und vier Beisitzern besteht; diese hält, wo es die Gegenstände erfordern, ihre Sitzungen; ernennt die Lehrer, bestimmt die Aufnahme der Schüler und erstattet in einer General-Versammlung aller in Prag wohnenden oder anwesenden Mitglieder Bericht über den Fortgang des Instituts und den Zustand der Kasse. Da der Hauptzweck des Instituts ist: tüchtige Instrumental-Musiker zu bilden, so ist auch dahin das erste Augenmerk gerichtet. Alle, zu einem vollständigen Orchester erforderlichen Instrumente werden von eigenen Lehrern gelehrt; im Gesang erhalten die Instrumental-Schüler nur denjenigen Unterricht, der zur allgemeinen musikalischen Bildung, insbesondere zur Composition nothwendig ist; aber seit dem Laufe des Jahres 1818 ist eine eigene Singschule für Mädchen und Jünglinge, welche sich ausschließend zu Sängern und Sängerinnen bilden wollen, mit dem Institut verbunden. — Die Theorie der Musik, als Grundlage aller wahren und höheren Kunst — in welchem Gegenstande sich die Kräfte und Talente am sichtbarsten theilen — trägt der Direktor des Instituts, Herr F. D. Weber, vor, und wenn man einer seiner Prüfungen beiwohnt, so kann man kaum begreifen: wie er im Stande ist, diese abstrakte Lehre selbst den kleinsten Knaben, die oft noch kaum der deutschen Sprache mächtig sind, bei zu bringen, und es ist selbst für den Uneingeweihten ein Genuß, hier die Kunst in ihren einfachsten Elementen dargestellt zu finden, aus welcher sich nach und nach die Harmonielehre in ihrem ganzen Umfange entwickelt. Derselbe hat die ganze Leitung des Unterrichts und ökonomische Verwaltung zu besorgen; in welchem letzteren Geschäfte ihm ein ehemaliger Zögling des Instituts als Adjunkt beigegeben ist. Weniger in Verbindung mit der Kunst, sondern nur mit der, dem Künstler so nothwendigen Bildung — welche die Gründer des Instituts nicht vergaßen — sind die übrigen Lehrgegenstände: Religionslehre, Logik, Geschichte, Mathematik, Naturlehre, Naturgeschichte, deutsche und italienische Sprache, Metrik, Aesthetik und Mythologie, welche von eigenen Lehrern vorgetragen werden. (Der Schluß folgt.)

Als der Graf von Bridgewater hörte: daß der junge geistreiche Künstler Clennel mit seinen Kindern in traurigen Umständen lebte, beschloß er augenblicklich: das Gemälde, woran der Maler arbeitete, in seinem unvollendeten Zustande zu kaufen. Wenn es ganz fertig seyn wird, bekommt Clennel von dem Grafen 1500 Pf. Sterling dafür. Es enthält nahe an 400 Portraits der königlichen Personen, ihres Suiten und anderer ausgezeichneten Individuen, welche bei dem großen Gastmahl in Guildhall gegenwärtig waren. Nach diesem Gemälde soll ein anderes, in einem sehr großen Maaßstabe, von demselben Künstler für die Stadt London gearbeitet und in Guildhall aufgestellt werden. (Courier.)

Ein Gärtner zu Alençon hat, beim Umgraben des Erdbodens, Trüffeln gefunden, einen Schatz, welchen man bisher gar nicht im Orne-Departement vermuthete. Der Name des Finders verdient die Unsterblichkeit (?!): er heißt Desforges. (Quotid.) In der Aussicht auf Trüffel-Pasteten wird wohl Manchem diese Auffindung lieber seyn, als die von Mitteln und Reliquien.

Rousseau sagte einmal: Nichts flößt stärkere Freiheitsgedanken ein, als das Gefängniß! (Quotid.) Natürlich; man sprengt nur die Banden, wenn man ihre Last fühlt.

„Er ist zurück! Nun können wir wieder lachen!" — so kündigt ein Blatt die Rückkehr Potiers (des berühmten Komikers) von seiner Reise an. (Quotid.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 8. Januar. 5tes Blatt.

Der Stern im Leben.

(Schluß.)

Und es war am Morgen nachher, da trat Lenore zu ihrem Vater und reichte ihm mit zitternder Hand einen Brief; er war von Arthur, und Gilsteen las:

„Es ist Ihnen, liebe Lenore! gewiß nicht fremd: daß ich die innigsten Wünsche für Ihr Glück hege und ich wage zu glauben: daß Sie es finden könnten, wenn Sie das meinige gründen. Ich biete Ihnen jetzt ein freies Herz — es war einst nicht frei! — können Sie das Ihrige mir nur zum Theil geben, so hoff' ich: es mir bald ganz zu verdienen. Es ist mir Pflicht: daß ich ein Verhältniß, dem das Gefühl oft schwer zu entkommen weiß, ehre; aber ich habe auch die Erfahrung: daß man es besiegen und dann um so eher an einer treuen Brust ausruhen kann von dem unvermeidlichen Kampfe. Ich bitte Sie, mir ohne Hehl zu sagen, was Sie auf die Frage: Wollen Sie Freud' und Leid mit mir theilen? — mir zu antworten haben; ich will es noch am heutigen Tage von Ihnen selbst aussprechen hören. Arthur.“

Gilsteen sah auf Lenore, die bleich, doch mit festem Blicke vor ihm stand. „Was wirst Du thun?“ fragt' er endlich sanft. — „Ja sprechen!“ entgegnete sie leise, und mit Freudigkeit rief der Vater: „Ich preise Deinen Entschluß! Von Menschen, die uns nicht gleich, nicht schnell verstehen, wenn es das Höchste im Leben: die Liebe, gilt, von denen soll man sich los reißen, ob man auch schöne Träume zurück lassen muß. Ich habe Deine Schmerzen gesehen; doch wollt' ich Dich selbst entscheiden, Dich selbst erst erkennen lassen: daß Holberg noch zu sehr die wüste Welt als den Raum seines Treibens ansieht; für den Reichthum eines Herzens hat er keinen Maaßstab. Er wird einst gern zurück wollen in eine trauliche Hütte, aber sie dann verfallen finden und fort und fort sein Glück draußen suchen müssen, wo es nicht ist. Wir haben ihn mehr zu bemitleiden, als zu verdammen; sein Loos ist nicht bei den Friedlichen, darum vernehm' ich mit vollem Vatersegen Deinen Sieg.“ — Und eben kam der Oheim hinzu, nach dem Morgengruße sprechend: „Bruder, dort auf der Rhede lichtete ein Schiff, das hat sein Wagniß günstiger vollbracht, als das meine. Ach! brächt' es mir meine Lieben!“ — Er bemerkte jetzt Lenore, erfuhr was geschehen war, in der Erklärung der Verhältnisse, und auch er entschied: „Du hast wohlgethan! Wer in dem Leben noch so befangen ist: daß er allein nach Ruf und Aufsehen jagt, der will nur empfangen, nicht geben; er strebt auch in der Liebe nur nach dem Vergänglichen und für den Kranz des Ruhmes wirft er alle Kränze der Liebe hin; darum freue Dich Deiner Wahl, mit der Du den Anker Deiner Hoffnungen auf sicheren Grund legest. — Jetzt aber will ich nach der Rhede; es drängt mich, zu wissen: von wannen jenes Schiff kommt?“ — Fort ging der Oheim und Lenore bat den Vater: Arthur bei ihm erwarten zu dürfen, der auch nicht lange ausblieb, und nach dem ihm ausgesprochenen Ja! bald seine Braut, bald den Vater dankend umfaßte. — Und in seinem Wonnenrausche stand er plötzlich erschrocken vor einem jungen Mann, der eintrat

mit der, ihm auf den Lippen ersterbenden Frage: „Bin ich hier recht in der Handlung Skandbild und Compagnie?" — und beide junge Männer lagen sich jetzt in den Armen mit dem Ausrufe: Bruder! — „Wie kommst Du hierher? — Wie geht's Dir? — Was willst Du hier?" — diese Fragen drängten sich; doch der Neuangekommene wandte sich schnell zu Gilsteen mit seiner ersten Frage, und da sie ihm mit Ja! beantwortet war, sagte er: „Ich darf jetzt nur an Eines denken. Ich wollte Sie bitten: mir eine Summe von 80 Pf. Sterling vor zu schießen, die ich auf jenem Schiffe schuldig geworden bin; ich weiß: Ihr Haus hat mit dem Unsrigen in London zu thun; jetzt aber wird vielleicht mein Bruder selbst mir mit dieser Summe helfen können." — Von beiden Seiten wurde sie ihm dargeboten, und Eduard — so hieß Arthurs Bruder — nahm sie von Arthur, indem er ihm noch erzählte: „Ein Zufall hat mich zum Begleiter zweier Damen gemacht, und ich hatte Gründe, von diesen mir die Summe nicht geben zu lassen; in die junge Dame bin ich entsetzlich verliebt, ich glaube aber: sie mag mich nicht, und auf keinen Fall wollt' ich als ein Nichtshaber vor meinen Beschützten erscheinen. — Sagen Sie mir doch in aller Eile" — so wandte er sich wieder zu dem Herrn des Hauses — „wo wohnt der Kaufherr Gilsteen?" — „Der bin ich, die Firma ist vererbt und beibehalten!" wurde ihm entgegnet, und Eduard rief erstaunt: „O weh! da hab' ich den Verräther meines Herzens an gutem Orte gemacht! — Ich bringe Ihnen Ihre Schwägerin und Nichte aus St. Domingo, mit aller Habe, die zu retten war!" — und damit stürzte er zur Thür hinaus.

Und die Freude kehrte nun ein in das Haus Gilsteens, dessen lustiger Verrath es auch dahin brachte: daß am Abende des Tages der heiligen drei Könige, wo die Sylvester-Gesellschaft wieder beisammen war, zuerst die Verlobung Eduards mit der gar lieblichen Nichte Nadine, und darauf die Arthurs mit Lenoren verkündet wurde. — Halberg erblaßte und sprach anfangs wenig, dann aber strömte ein bald nachher begonnener epigrammatischer Erguß gegen die Frauen um so reichlicher, und die Verletzung seiner Eigenliebe, die es empörend fand: daß Lenore ihn aufgeben konnte — während er sich doch stets ihr entfernt gehalten hatte — wußte er für heut durch Galle zu ersetzen, die aber auch Lenoren die Ueberwindung dieses Augenblicks erleichterte. — „Es walte ein Stern im Leben über Euch!" so sprach Waldemar den allgemeinen Glückwunsch aus und dazu berichtete er kurz die Geschichte seines Lebens und schloß also: „Ich fand auf St. Domingo mein braves Weib, das aus einer Familie Spaniens entsprossen ist, und im geschäftigen Treiben ward hier bald zur Thätigkeit, was ich so oft früher schon in Gedanken trug. Auch ich wollte und durfte den höheren Zweck der Menschheit befördern helfen, indem ich den Sklaven, die ich halten mußte, Unterricht gab und geben ließ in den Kenntnissen, welche die sittliche Würde erwecken und stärken. Ergriffen von all dem Entsetzlichen, was die Europäer sich erlaubten, belebte ich in den unglücklichen Opfern fluchwürdiger Spekulation den Muth: ihr Elend und damit auch die Idee der Freiheit zu erkennen, die ich schneller wirken ließ, indem ich meine Sklaven fast alljährlich mit neuen vertauschte. Aber wie überall, so trat auch hier zuerst das Böse hervor, denn in aller Halbheit der Bildung kann das Gute nie auf friedlichem Wege gedeihen. Vor einigen Monaten entstand ein Aufruhr gegen die Europäer — ich war eben auf einer Reise — und ein treuer Sklave eilte mir nach, mir zu berichten: daß Cassan — ein Neger, den ich um großer Verbrechen willen mehrmals hatte strafen lassen — sich an die Spitze Vieler gestellt, meine Besitzungen verwüstet, auch mich zu ermorden gedroht habe, wo er meiner habhaft würde. Er brachte mir auch wenige Zeilen von meiner Frau, worin sie mir meldete: daß sie, mit allem baaren Vermögen, unter dem Schutze des jungen Engländers Eduard — der einige Zeit vorher schon sich in meinen Besitzungen einfand, um den Menschen-Rechten seine Kraft zu weihen — nach Cap François gereist sey, mich dort zu erwarten, und käme ich nicht bis zu einer bestimmten Zeit, so wollten sie sich mit der Tochter zum Oheim nach Copenhagen einschiffen. — So hatte mein gutes Vorhaben sich zuerst wider mich selbst gekehrt; — die Wege des Herrn sind unerforschlich! — Ich warf mich jetzt in ein Sklaven-Gewand, suchte zu meinen Besitzungen zu kommen und fand Alles bestätigt. Cassan hatte sich zum Herren derselben gemacht. Ich wollte nun meinen Weg auf Cap François nehmen, und erfuhr: daß er schon durch andere Negerhaufen unsicher war; nun wurde noch mein treuer Sklave von den Aufrührern gefangen und da ich fürchtete: daß man ihn zwingen würde: mein Vorhaben zu entdecken, so mußte ich mit dem, was ich bei mir trug, eilend flüchten und bestieg in der Stadt St. Domingo das Schiff, welches an den Küsten Dänemarks strandete. Das Uebrige wißt Ihr und wie ich mich freue, daheim wieder in dem engen Kreise der Häuslichkeit zu seyn, so bin ich doch auch überzeugt: daß dort, wo ich todtes Gut verlor, ein lebendiges sich erzeugt: der Trieb zum Rechten. Er wird sich — vielleicht nach langer Zeit erst — erheben und breiten, und wenn einst Europa unter der Last des Despotismus erliegen will, dann wird uns neue Belebung zur Freiheit von dorther kommen, wo wir die Knechtschaft fort zu pflanzen hofften. — Ich aber will nun die letzten Tage meines Lebens in Ruhe genießen und dem Ewigen danken: daß er in dieser Wiedervereinigung mit allen meinen Lieben mir ein Zeichen seiner Gnade gegeben und mich im wahren Glücke noch

heimischer gemacht hat!" — Und diese Ruhe ward ihnen, auch stete Freude an ihren Kindern beiden Brüdern. — Holberg aber fühlte wohl oft in den Unruhen, die ihm sein Drang nach Ruf und nach äußerer Erhebung bereitete: „Es verscheucht auch der beste Ehrgeiz das wahre Glück und er verlöscht zuletzt den schönsten Stern im Leben: den Frieden in uns."

Ausflug nach Cassel; im Jahre 1818.

(Fortsetzung.)

Tief in der tiefsten Spaltung des Thals, in Wülferode, hielt ich Mittag und genoß ein ländliches Mahl, das mein ehrlicher Wirth — obschon so neugierig als nur irgend Einer — durch ungeschminkte Gutmüthigkeit würzte. Eine junge Zigeunerin, mit ächt egyptischen Wunderaugen und einem Haar, schwarz wie die Nacht, wich eben aus der Thür, als ich hinein trat, und ich erfuhr: daß in einem nahen Dörfchen, im Gebirge, ein hier nationalisirter Zigeunerschwarm hause, und man daselbst kein Bedenken trage: dies diebische halbwilde Völkchen in traulicher Gemeinschaft vegetiren zu sehn. Das nenn' ich doch eine tolerante Gemeinde! — Nachmittag verfolgte ich meinen Weg durch das obere Eichsfeld über bedeutende Höhen und Gründe. Die südliche Bergreihe zieht sich zurück und begleitet den Reisenden nur noch aus der Ferne, indeß auch nordwestlich sich die Aussicht erweitert und man die Vorlagen des Harzes mit dem entfernten Brockengebirge, wie eingesunkene Riesen, erblickt. — Ein Franziskaner-Mönch aus Stadt-Worbes, der terminirend seine Straße zog, begegnete mir auf einem tiefen Kreuzweg wie ein belebtes Heiligenbild, und mit gemessenen Wanderschritten und einem seltsam resignirten Blick ging er verschlossen an mir vorüber. Herrschende Religion der Eichsfeld-Bewohner ist die katholische, und bei Berenrode sah ich das erste Kreuzigungsbild, doch dürftiger, als ich's selbst in Polen gefunden. Ein bleicher, schwächlicher Menschenstamm scheint sich nur kümmerlich hier zu nähren, und Männer und Frauen kleiden sich so schlecht — Erstere meist in blaue Ueberhemden — daß ihre Begegnung selten erfreut. — Die Aussicht in die Ferne verliert sich allgemach durch sehr gehäufte waldige Rücken, und physisch und geistig fühlt man sich bedrängt, und fördert sich möglichst: nur weiter zu kommen. Die Dörfer, selten mit Ziegel-Dächern, sind eng und unsauber; doch fand ich in einigen derselben grüne Plätze, von einer einzigen Linde beschirmt, deren Zweige man recht erfinderisch, beinahe netzartig, ausgespannt und einen ziemlichen Flächenraum damit beschattet hatte. Ein Beispiel, das in Nordthüringen Nachahmung verdient, woselbst zu den jährlichen Pfingst-Saturnalien mancher trefliche Baum gefällt wird, der, wenn das Tanzfest vollendet ist, ohne weiteres in den Ofen wandert, um kommendes Jahr einen neuen zu opfern. Ein Mißbrauch, der dem mit den Särgen gleicht, deren Hunderttausende unnütz in der Erde modern, indeß das lebende Geschlecht von Zeit zu Zeit mehr über Holzmangel klagt, und doch lieber halb erstarrt sich am Kohlentopf wärmt, statt seine Todten, in ein Tuch geschlagen, der mütterlichen Erde an zu vertrauen! — Ohngefähr eine halbe Meile von Heiligenstadt erscheint auf der schroffsten Höhe ein Thurm, als wolle er sein Gebiet noch vor Raubzüglern decken; so wie sich überhaupt auch jenseits bis nach Hessen eine telegraphische Thurmverbindung äußert, die jeden vorspringenden Bergwinkel benutzte, ihre Hochwachten auf zu pflanzen, und so eine mächtige Landesstrecke von Warte zu Warte schnell zu überschauen. Ein fernher drohendes Gewitter hatte den Himmel bisher geschwärzt und Strichregen über die Thäler ergossen; doch ehe ich in Heiligenstadt einzog, trat die Sonne recht erfreulich vor und schuf mir zur Seite auf dem dunklen Berggrunde einen herrlichen Regenbogen, den ich lange nicht magischer sah. Heiligenstadt liegt an der Leine und Gieselda, von Wiesen und blühenden Ländereien umhegt, und mehrere Thürme — worunter ein gothisch verzierter Doppelthurm — geben dem Oertchen ein recht stolzes Profil. Ein freundlich angelegter Todtengarten, zwei novantike einfache Thore und eine schnurgerade Hauptstraße machen keinen üblen Effekt, und ich verschwiege das abscheuliche Pflaster gern, wenn es nicht allzu sehr contrastirte. Im deutschen Hause, auch im Löwen, logirt man ganz gut; doch thut in Letzterem der Anblick des gegenüber liegenden Strafhauses nicht wohl, und menschliches Elend und Verderbtheit dringt sich dem Reisenden oft in den widrigsten Formen auf. Schade, daß das umfänglichste und schönste Haus der ganzen Straße so üblen Gästen eingeräumt wurde! (Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken einer berühmten Frau.

(Nach dem Französischen.)

Nur die Vorwürfe, die man sich etwa selbst zu machen pflegt, sind die einzigen, von denen man Nutzen zieht.

Es ist eben so edel, sich verbindlich zu zeigen, ohne es vorher versprochen zu haben, als niedrig es ist, Etwas zu versprechen und es nicht zu halten.

Langeweile ist eine Krankheit, die in den Vergnügungen, womit man sie tödten will, eher ihren Grund, als ihr Heilmittel hat. (Forts. folgt.) Bonafont.

Lehre.

Das Verdienst, das wahre,
Ist von Neid, Verfolgung,
Unbill niemals frei.
Wollt Ihr Ruhm und Ruhe,
Macht Euch einen Namen,
Aber nennt Euch nie! Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. (Schluß.) Jedes Vereins-Mitglied hat das Recht: Schüler, mit den ersten musikalischen Vorkenntnissen ausgestattet, zur Aufnahme vor zu schlagen, und alle drei Jahre werden deren 39 aufgenommen (nämlich 13 für die Violine und Viola, 3 für das Violoncelle, 3 für den Contrebaß und 4 für jedes Blas-Instrument; die Trompete und Posaune lernen nebenher die Mehrsten unter denen, welche sich den Saiten-Instrumenten gewidmet haben). Nach drei Jahren treten diese Schüler in die zweite Klasse, und eine neue Aufnahme von 39 tritt an ihre Stelle. Diese zweite Klasse, welche nun schon so weit vorgerückt ist, erhält von Jahr zu Jahr weniger Unterrichtsstunden von den Lehrern der Instrumente; dagegen werden sie mehrmals in der Woche in dem Uebungs-Saal versammelt und im Vortrage großer Instrumental-Stücke und Concertantes geübt. Nach vollendetem Lehrcurs von 6 Jahren werden diejenigen, welche sich die Zufriedenheit ihrer Lehrer vollkommen erworben, mit Zeugnissen der Direktion als Schüler des Conservatoriums entlassen; die Vernachläßigten aber müssen, nach Maaßgabe ihrer Mängel, ein oder mehrere Jahre repetiren und die ihnen fehlenden Gegenstände nachtragen, ehe sie ein Zeugniß erhalten können. — Theorie und Praxis gehen hier im stufenweisen Fortschreiten Hand in Hand mit einander, in den öffentlichen Prüfungen (nach Ostern und zu Ende des Schuljahres) müssen die Zöglinge Proben ihrer Fertigkeiten und Kenntnisse ablegen; jeder Einzelne muß zuerst sein Instrument ohne Begleitung hören lassen, bis sich endlich alle diese jugendlichen Kunst-Talente zu einem Ensemblestück vereinigen, um jeden Zuhörer zur Bewunderung und Rührung zu bewegen. — Den schönsten Beweis für das Gesagte bot die heurige zweitägige Herbstprüfung, und wenn gleich jene der ersten Klasse für das gemischte Publikum nicht von so großem Interesse war, so ist Referent doch überzeugt: daß viele Sätze aus der Harmonielehre, welche Knaben und Mädchen hier gründlich und geläufig aus einander setzten und bewiesen, manchen Kapellmeister und die meisten ersten Sängerinnen in Verlegenheit gesezt haben würden. Am zweiten Tage hörten wir von Schülern der zweiten Klasse sowohl Concertantes zur allgemeinen Bewunderung vortragen, als auch durch die Präcision und das Feuer der Orchester-Begleitung überraschen. Vorzüglichen Beifall erwarben sich zwei Concertisten des Waldhorns und zwei auf der Violine. Nachmittags setzten die Schüler, zur Prüfung im Contrapunkt, aus dem Stegreif zu einem gegebenen Canto fermo erst eine Oberstimme und dann einen Baß mit zwei, drei und vier Noten gegen eine, führten auch sogleich das Ausgeschriebene mit einer Violine und Viola a vista aus, und ein kleiner Knabe (der auch Vormittags als der vorzüglichste Violinspieler anerkannt wurde) arbeitete nicht nur mit besonderer Geschwindigkeit und Sicherheit seine eigene Aufgabe aus, sondern verbesserte auch die Fehler der Größeren. — In den Literar-Gegenständen (welche die Schüler nicht mit derselben Liebe, wie ihre Instrumente, zu behandeln scheinen) fand ich die italienische Sprache und Dichtkunst am vorzüglichsten — die meisten der Schüler hatten metrische Uebersetzungen aus dem Italienischen geliefert, wovon einige recht wohl gerathen, und übertrugen aus und in die Sprache mit ziemlicher Geläufigkeit — desto schlimmer ging es in der Mythologie und Religionslehre; Geschichte u. s. w. ließen auch viel zu wünschen übrig. — Noch schönere Proben ihres musikalischen Fortganges legen die Schüler bei den öffentlichen Conzerten ab, welche jährlich zum Besten des Institutes gegeben werden, und mit herzinniger Freude bemerkt in diesen ächten Kunst-Festen jeder Kenner: wie es ein Hauptaugenmerk dieser Anstalt ist, den Geist und Geschmack, und nicht bloß den Mechanismus der Kunst zu vervollkommnen. Was in unsern Zeiten und zumal in Prag seit geraumer Zeit bei Conzerten auf eine unverzeihliche Weise vernachläßigt worden, und so zu sagen ganz abhanden gekommen war: Produktionen großer Instrumental-Compositionen traten hier wieder ans Licht, und es that Jedem, welcher nach höherem Genusse in der Kunst strebt, sehr wohl: endlich wieder eine majestätische, prunkvolle Symphonie im ganzen Umfange mit einer reichen Besetzung zu hören, selbe mit jugendlichem Feuereifer, Präcision und Nervosität zu hören, wie sich nur die Aelteren noch aus den früheren Zeiten der böhmischen Tonkunst gehört zu haben erinnern. Nicht minder erfreulich waren die längst vermißten Ensemblestücke für Blas-Instrumente, welche ehemals einen so ehrenvollen Platz in den Conzerten behaupteten, heut zu Tage aber verwildert und schier auf die Straßen verwiesen sind. Auch darin sah man Böhmens fruchtbaren Samen für diese eigene Musik-Gattung mit üppiger Kraft hervor sprossen, und zugleich bemerkten wir in den ausführenden Jünglingen schöne Hoffnungen auf Virtuosität. In der That, wenn man Jemand mit verbundenen Augen in diese Conzerte geführt hätte, er würde nimmer zu überreden gewesen seyn: daß Knaben und Jünglinge von 10 bis 16 Jahren im Stande seyen, ein Ensemble zu bilden, welches so viel Kraft, Feinheit und Gründlichkeit in sich vereinte; gewiß ein reicher Lohn für die edlen Stifter dieser Anstalt, für die sorgsamen Pfleger, denen jene die Pflanzung ihres Kunstgartens anvertraut haben. —*—

Nach dem Brüsseler Orakel haben der Prinz und die Prinzeß von Oranien, als „Beschützer der Wissenschaften" der Demois. Lenormand, Verfasserin der „Sybille beim Congreß" einen Brillantring zustellen lassen. (Journ. d. Comm.) Eine gute Aussicht für alle Kartenlegerinnen, Wahrsagerinnen aus dem Kaffeegrunde, somnambule Betrügerinnen u. s. w.

Im Herzogthum Luxemburg hat man unlängst Perlen von verschiedener Größe gefunden, einige so groß wie Erbsen. Sie saßen noch in ihren Muscheln, haben ein reines Wasser und sind vollkommen rund. (Quotid.)

Ein Neapolitaner, Hr. Onorati, hat auch aus den Weintrauben ein sehr gutes Oel gezogen. (Quotid.)

Zu Hurstbourne-Park, einem Landsitz des Grafen von Portsmouth, hat man eine große Menge Handschriften des berühmten Isaac Newton gefunden, die nur zum Theil erst gedruckt sind. Seine Denkbücher (Memorandum books) während seines Aufenthalts auf der Universität, seine Berichte als Münzmeister und seine Briefe an den gelehrten Boyle sind besonders interessant. Unter diesem Nachlasse befinden sich auch einige Haare des Philosophen und eine Sammlung von Medaillen, nebst seiner Schnupftabacks-Dose. (Times.)

Der Staatsrath von Freiburg hat höchst despotische Maaßregeln zur Unterdrückung der öffentlichen Meinung gegen die Wiederherstellung der Jesuiten genommen. (Morn. Chron.) Die Jesuiten werden den Herren Staatsräthen wahrscheinlich gleich Vergebung mitgebracht haben für die Sünde: daß sie jenen Dovanen des Pabstes die Plane begünstigen helfen. Die Schweizer kennen aber nun ihr Schilda, wo Staatsräthe das Licht in Säcken in ihre Behausung zu tragen hoffen, da sie selbst nichts davon mit zu bringen wissen.

Die Lydier erfanden einst, um sich vom Hungertode zu retten, die Taschenspielerei. Diese Erfindung ist jezt aber oft die Ursach zum Hungertode, so liest man in der englischen Zeitung Globus. (Journ. gén.) Es sind nur gewöhnliche Taschenspieler, die verhungern; es giebt gar Viele, die durch Taschenspieler-Künste in literarischer und finanzieller Hinsicht viel gewinnen, freilich nur so lange, bis auch die Menge bemerkt; daß dergleichen Betrügereien so gewöhnliche Motive haben: daß sie nicht allein lächerlich, sondern sogar verächtlich werden.

In Copenhagen war das Wetter in der Mitte des Dezembers 1818 so schön: daß Blumen, die in freier Luft standen, in voller Blüthe waren. Mauerkraut (?), Nelken, Aurikeln blühten wieder, und Hafer, welcher im August gesäet war, hatte im Dezember Aehren. (Courier.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 9. Januar. 6tes Blatt.

Der Heiraths-Antrag.

Von M. Bondi.

Karl war der Sohn eines Schuhmachers in der Straße St. Lazare zu Paris, Suschens Vater ein Stiefelmacher in der Chaussée d'Antin. Er zählte zwanzig, sie achtzehn Sommer. — Ihre Augen hatten sich im Vauxhall ein Paarmal begegnet und ihre Herzen mit genommen; daraus folgten besondere Gemüthsbewegungen. Karl arbeitete von Stund' an nicht mehr ruhig auf seinem Schemel; wollte er einen Stich thun, so hüpften Suschens blitzende Augen, wie gaukelnde Johanniswürmchen, dazwischen, und er mußte die Nadel zurück ziehen; und so wie der Faden lässig herab hing, hing auch er mit gesenktem Haupte Suschens Bilde träumend nach. Suschen bedünkte es wiederum: als säße sie gar nicht in des Vaters Laden — stand derselbe auch voller Kunden — sondern im Vauxhall, und Karls funkelnde Rabenaugen beschäftigten sie so unablässig: daß sie es gar nicht merkte, wenn ihr die Augen im Strickstrumpf darüber entglitten. — Desto besser aber merkte Karls Vater, wenn er so Nadel und Pfriem in träger Ruhe vor seinem träumenden Sohne Feiertag halten sah: daß eine unbekannte Göttin ihnen diese Ferien gestiftet haben müsse. Er nahm seinen Sohn liebreich vor und erblickte in dessen erröthendem Gesicht bald den Wiederschein einer im Inneren lodernden Liebesflamme. Anfangs erschrack er ein wenig darüber, denn jedes Feuer hat seine Gefahren; allein er beruhigte sich wieder, als ihm Suschens Name in dem Liebes-Feuerwerke brennend erschien. — Jetzt mußte der Alte eine Rolle in dem Liebes-Drama übernehmen. Er ging zu Suschens Vater hin, um für seinen Sohn um ihre Hand an zu halten.

„Herr College!" begann der alte Schuhmacher treuherzig. — Bei dieser Rede sah ihn der Stiefelmacher mit einem Blick an, der in einer sauersüßen Mischung von Verachtung und Mitleid bestand. „Was führt Sie her, mein Bester?" fragte er. — „Ein Antrag." — „Und der besteht?" — „Hm, mein Sohn ist ein sehr hübscher Mensch." — „Andre Eltern haben auch hübsche Kinder, loben sie darum nicht. Gute Waare muß sich selber loben; meine Tochter ist als die größte Schönheit im ganzen Viertel bekannt." — „Mein Sohn ist arbeitsam, ein guter Wirth." — „Wozu soll diese Empfehlung führen?" — „Zu einer Heirath mit Eurer schönen Tochter." — „Sind Sie bei Sinnen?" — „Ich denke wohl. Ich überlasse dem Sohne meinen Laden, die Kundschaft dazu, und verschreibe der Schwiegertochter so viel Renten, daß sie selbst im unglücklichsten Falle vor Noth gesichert bleibt." — „Setzen Sie sich nichts in den Kopf! Demoiselle Suschen, meine Tochter, kömmt an keinen Handwerker." — „Was sind Sie denn, der Sie sich etwas Höheres dünken?" — „Was ich bin? Ein Künstler. Betrachten Sie Ihre armseligen Schuhe gegen so einen riesenhaften, zweinähtigen ungarischen Stiefel und gestehen Sie den, Sie demüthigenden Unterschied sich ein. Sie leitet der Schlendrian; was brauchen Sie Kopf zu Ihren Arbeiten? bei Ihnen verrichtet es die Hand; allein in unsrer Werkstätt-

muß der Geist des Nachdenkens seinen Sitz aufschlagen. Was für ein Genie, was für eine Summe von geistigen Kräften und Kenntnißen erfordert es nicht, um so ein steifes, aufrecht stehendes Fußgebäuse regelrecht hervor zu bringen; um die spröde Thierhaut so geschmeidig zu machen: daß die Glanzwichse, wie ein Lack, darauf haftet? Ein Paar Stiefeln ist so gut wie ein Kupferstich; beide mögen noch so meisterhaft gearbeitet seyn, die Radir- und die Schusternadel können Wunder gethan haben, man erkennt es nicht und sie bringen keine Wirkung hervor: wenn sie nicht mit Vorsicht und Verstand eingeschwärzt sind. Die Glanzwichse ist zu einer Facette in der Spiegelseite des bürgerlichen Lebens geworden. Man will die Welt, im wahren Sinne des Worts, überzeugen: daß man auf glänzendem Fuß lebe. Den Uebelstand jedoch zu verhüten: daß dieser blinkende Augenschimmer auf das Leder verderblich wirke, dazu gehören tiefere Einsichten in die Geheimniße der Scheidekunst, als bei einem Handwerker angetroffen werden. Die von mir erfundene, aus den erlesensten Bestandtheilen zusammen gemischte Ledererhaltungsglanzwichse befolgt glücklich die horazische Vorschrift in der Vereinigung des Nützlichen mit dem Schönen. Sie giebt den Stiefeln Methusalemsche Lebensdauer und umzaubert sie mit einer so wiederstrahlenden Blänke: daß sie eben so gut, wie die schwarzen Karfunkel den Alten,*) den Neueren zu Spiegeln dienen könnten. Doch das ist ja Kleinigkeit. Hat das stiefelkünstlerische Genie nicht größere Wunder erzeugt? Hat es nicht seinen ledernen Geschöpfen, kraft der ihnen ertheilten Anmuth, freien Zutritt in die vornehmsten Gesellschafts-Kreise verschafft? Hat es die Ordnung der Dinge nicht dahin gebracht: daß zwischen der bestiefelten Ferse eines Zierlings und dem Huf eines Pferdes kein Unterschied mehr ist? Beide ziert ein eiserner Halbkreis; beide tragen ein ambulantes Feuerzeug an den Füßen. Ich las irgendwo in einem Buche: das Eisen zieht den Mann an, jetzt zieht der Mann — wie in den Ritterzeiten — das Eisen an, und ist er in keinem Fache gut beschlagen, so ist er's, Dank unsrer Kunst! wenigstens an dem Flecke, wo wir unsre Eisen aufsetzen."

(Der Schluß folgt.)

*) M. s. Plin. hist. nat. l. 37. c. 7. s. 25.

Ausflug nach Cassel; im Jahre 1818.

(Fortsetzung.)

Meine Weiterreise am folgenden Morgen längs dem Lauf der Leine, zwischen Wiesen und Nachtigallgehölz, war, bei erwünschtem Wetter, höchst angenehm, und mit der Aussicht: bald am Ziel zu seyn, verband sich der Moment zu manchem Genuß, wohin ich vor Allem malerische Blicke in die schönen Umgebungen zähle, die von Burg-Ruinen — wie der Rüsterberg und Hanstein — oder mit üppiger Waldung gekrönt sind. — Kirchwallfahrende, welche die erste Pfingstpredigt anzog, festliches Geläut von allen Thürmen und eine wunderbar erregte Stimmung, erinnerten mich an Ernst Wagner's „Reise aus der Fremde in die Heimath" und deren seelenvolle Schildereien. Schade, daß dieser treffliche Geist, dem bei Humor und genialer Laune ein seltenes Darstellungs-Talent zu Theil geworden, zu früh schon in der wahren Heimath landete, indeß so manches ihm verwandte Gemüth, durch seine sinnigen Gemälde angezogen, nach seinem irrdischen Erkennen strebt, doch seinen Staub schon verwittert findet! — Stieglitze, Eisvögel und Finken ohne Zahl beleben die felsigen Ufer der Leine, die sich von hier gegen Göttingen schlingt, während ich meinen Weg mehr abendwärts richtete. Eine halbe Meile diesseits Witzenhausen betrat ich auf der Anhöhe das churhessische Land, und zog bald darauf am Arnstein vorüber, der, auf isolirtem Hügel ringsum von waldigen Bergen überragt, in Mitte steiler Mauern und Vorlagen von Fels, ein modisches umfängliches Landschloß trägt, das auf so uraltem Boden befrembet. Witzenhausen, ein artiges hessisches Städtchen, gewinnt durch seine, längs der Werra hinlaufenden Weinberge und Baumgärten einen beinah rheinischen Charakter, und die, der Natur bis in die schroffsten Höhen abgetrotzten Ländereien zeigen von einem emsigen Völkchen, das seine Erde mit Liebe baut. Ob der Wein auf hiesigem Boden wohl gedeiht, bezweifle ich zwar, doch soll namentlich das Gewächs vom Jahre 1811 dem besten Würzburger gleich seyn, wovon ich mich jedoch nicht ganz überzeugte. Hinsichtlich des Weinbaues im nördlichen Deutschland scheint es beinah, als sey das Klima einst milder gewesen, so sehr die Wahrscheinlichkeit auch widerspricht; denn in vielen Gegenden, wo man dermalen kaum Franzobst baut, erinnert noch die Benennung „Weinlager" an vormals bebaute Rebenländer. Entweder ist man jetzt verwöhnter als einst, und mag nicht Essig statt Wein genießen, oder die Witterung eignet sich nicht mehr, die zarte südliche Traube zu zeitigen. — In der Krone in Witzenhausen ißt man am besten, und erhält — wenn man zu Pferde den kürzesten Richtweg nach Cassel nehmen will — einen Boten, der unumgänglich erforderlich ist, will man sich nicht in den Bergen verirren. Nachmittags überwand ich den sogenannten Almeroder Steig und rückte meinem Ziel bedeutend näher. In einem einsamen Walddorfe hielt ich an, und sah bei einer Tasse Kaffee dem munteren Getümmel der Jugend zu, die in blankem festlichen Putz im angrenzenden Garten Turnübungen hielt, und wobei ich den derben ungeschwächten Menschenschlag des alten Kattenlandes still beobachten konnte. Männer und Jünglinge, fast durchgehends blau, die Mädchen reinlich, doch in lange, mitunter grellrothe

Kamisöler gekleidet, wozu die schachbretartigen bunt gewirkten Strümpfe drollig ansiehn, sah'n Alle sorglos ins Leben hinein und schienen sich ganz ihres Daseyns zu freuen. Nicht auffallend große, doch gedrungene Körper, meist blauäugig und dunkelblond — keck und behend und von Gesundheit strotzend — erinnerten sie an eine Zeit, die nicht mehr ist, und an eine einfache Lebensregel. Ich war kaum eine halbe Stunde da, so waren die Meisten schon mit mir bekannt geworden, schüttelten mir, als ich davon ritt, die Hand und wünschten mir eine fröhliche Reise. Nicht überall trifft man so gutartiges Volk, und selbst am Harz in den wildesten Bergen, wohin sich nur selten ein Wanderer verirrt, habe ich diesen wahrhaft deutschen Sinn, der dem Naturstande ziemt, oft schmerzlich vermißt! — Bereits eine volle Meile diesseits Cassel, beim Vortritt aus dem Wald ins Freie, ward mir der heitere Blick ins Fulda-Thal und seine glänzende Staffirung. Den Hintergrund bildet der Habichtswald mit Wilhelmshöh und dem sogenannten Winterkasten, — den Mittelgrund nimmt Cassel selbst in seiner größten Ausdehnung ein, und vorn zieht sich der Farbenschmelz der Landschaft malerisch von einander und giebt dem Ganzen Haltung und Ton. Nur einige bedeutende Thürme noch, so wie reicherer bedeckter Strom, und jede Forderung wäre befriedigt! — Vor Sonnenuntergang erreichte ich die Stadt, passirte jedoch — vom Leipziger Thor hinein — die düstersten Straßen, die heute, ungewöhnlich besucht, sich immer noch freundlich genug darstellten, und fand im Gasthause zum Churfürsten — auch das rothe Haus genannt — gutes Quartier. Der Soldat, der mir den Weg dahin zeigte, trug, wie sämmtliches churhessisches Militair, einen stattlichen Zopf, der freilich zu Tschako und Pantalons nicht wohl harmonirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Der vom Pabst zum General der Jesuiten ernannte Vater heißt Aloys Fortis. — Da dieser Name stark und muthig ausdrückt, so wird wohl der General Fortis die Schwächen, die er vorfindet, stark und muthig benutzen sollen und man bedient sich vielleicht — nach Art der Flachheit — dieser Namens-Bedeutung, um die, welche aus Mangel an Selbstständigkeit dem Fatalismus huldigen, damit im blinden Glauben zu befestigen. Man hat ein altes Sprüchwort: der Starke macht die Schwachen stark! — hier aber soll wohl der General Stark die etwa vorkommenden Starken zur Schwäche verleiten.

In der Berlinischen Zeitung hat ein Augendiener eine Anzeige einrücken lassen, wonach im „Tancred" das C, als Grundton in einer Arie Amenaidens, „ein Vorgefühl Rossini's" seyn soll: daß in Berlin eine Sängerin, deren Vorname mit C beginnt, jene Arie so vortreflich singen würde. — Bei dem Herrn scheint fade Schmeichelei der Grundton des Charakters zu seyn, und obwohl er sein Wischiwaschi mit einem Gedankenstrich zwischen zwei Punkten unterzeichnete, so sind doch Gedanken nicht der Punkt, in dem er sich auszeichnen wird. — Aehnlich dieser Herbeizerrung hat neulich Jemand in französischen Reimen gefunden: daß die mit Recht geschätzte Sängerin, Demoiselle Eunicke, besser „unique" heißen würde; die neue Reim-Taufe war wenigstens sehr wäßrig, aber — Wasser thut's nicht allein, sondern das Wort, das mit und bei dem Wasser ist; und das Wort war hier eben das Wasser. — Dergleichen Lobhudeleien verderben zuweilen in einem Augenblick mehr, als die gerechtesten und besonnensten Urtheile in langer Zeit gut machen.

In mehreren auswärtigen Blättern hat man die Berliner Zeitungen sehr herab setzen wollen; man thut ihnen aber auf jeden Fall insofern Unrecht: als die Redaktoren durchaus als tüchtige und besonnene Männer erscheinen, die das Mögliche thun und gewiß alles Mögliche, was — man ihnen nicht verbietet. Aber eben, weil man mit tüchtigen und besonnenen Männern zu thun hat, die sich durch eine Reihe von Jahren bewährten, sollte man sie endlich zu Freigelassenen machen. Das könnte, wie bei den Römern „per censum" und „per vindictam" geschehen, wobei indessen alle Förmlichkeit unnöthig wäre, denn eine, etwa bloß förmliche Freilassung wäre hier für alle Theile noch unangenehmer, als der Druck vor dem Druck.

Fr. Wendel.

Alte Gnomen.

4.

Das Leben ist eine Komödia,
Wo Fürsten und Harlekine
Sich tummeln auf ärmlicher Bühne;
Doch macht's der Tod zur Tragödia,
Worin sich die Armen und Reichen,
Hanswürst' und Könige gleichen.

5.

Starb Dir ein liebender Freund, entzeuch Dir nicht Schlummer und Nahrung;
Solchen verderblichen Schmerz duldet nicht Religion.
O, wer den Menschen beklagt im Sarge, beklagt: daß er Mensch war,
Gleich bei dem Schritt in die Welt wieder zu scheiden bestimt.

6.

Baut Ihr Paläste, so führet Ihr Stein' und Marmor zusammen;
Baut Ihr Euch Schiffe, so häuft emsig Ihr Eisen und Holz.
Aber, o weh! Ihr versäumt zu versammeln die Tugenden alle,
Daß sie die Sprößlinge doch Eurer Monarchen erziehn.

Haug.

Spätes Wohlthun.

Sterbend gebähret den Stern, vergänglich, wie sie, die Rakete:
Sich und die Thaten begräbt, wer auf dem Todbett beginnt.

L. Bunz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Wir freuen uns über ein, für Stuttgart in mehr als einer Rücksicht sehr folgenreiches Ereigniß: die Gemälde-Sammlung der Herren Boisseree wird in weniger Zeit hier aufgestellt werden, und Stuttgart sich ihrer und der Gegenwart ihrer sehr gebildeten und schätzenswerthen Eigenthümer zu erfreuen haben. Nachdem sich die Süddeutschen schon lange fürchteten: diesen Kunstschatz nach Berlin entführt zu sehen, verrieth den Stuttgartern ein Besuch, den der eine der Hrn. B. vorigen Sommer hier machte, eine angeknüpfte Unterhandlung, und seit wenigen Tagen ist deren glückliche Beendigung bekannt. — So weit sie mir, als diskreten Fremden, — freilich aus sehr unmittelbaren Quellen — mitgetheilt wurde, sey sie Ihnen mitgetheilt. Der König räumt den Herren B. ein Lokal zur Aufstellung ihrer Bilder und ihrer Privat-Wohnung ein; dagegen erlauben sie dem Publikum gewisse Tage zu deren Betrachtung, und Fremden den, in Rücksicht der Tage unbeschränkten Zutritt. Zur Erleichterung dieser Einrichtung stellt ihnen der König einen Hofbedienten zur Verfügung, der die Beschauer einlasse. Ich hörte auch: daß ein Einlaßpreis gesetzt werden sollte, was ich bei dem Eigenthum eines Privatmanns für eben so schicklich und ziemlich, als bei einem öffentlichen unziemlich halte. Die Beschauer des öffentlichen Eigenthums haben Eigenthumsrecht, insofern sie Inländer sind, und üben als Gesammtheit Gastfreiheit gegen die Fremden, welche sich bei ihrem Eigenthum einstellen. Diese Fremden vergüten ihnen dieses Opfer, als solche, auf vielfältige Weise. Der Private opfert sich bloß auf; die Billigkeit und der Eigennutz des Publikums müssen also selbst wünschen, von irgend einer Seite zu sorgen: daß sein Opfer fortdauern könne. — Erfreulich in jeder Hinsicht ist dieser Besitz für diese Stadt. Was der König für Stuttgart thut, ist sehr wenig, und doch gerade das, was ihm alle Welt am mehrsten danken muß. Es ist in den gegenwärtigen Verhältnissen das einzig Rechte und lohnt ihn mit dem, was der König bedarf, der Ueberzeugung: daß er die Künste liebt und ehrt. Es ist das Vortheilhafteste für das Land; denn ohne irgend eine vorher gegangene Auslage zieht es Fremde herbei, die sonst neben Stuttgart vorbei reisten; und was den Geist höher hebt, als diese Geldberechnung — es wird die schon hier vorhandenen Künstler und Freunde der Kunst unterstützen: diesen schönsten Genius der Menschheit unter ihren Zeitgenossen und ihren Mitbürgern einheimischer zu machen. Welch eine fruchtbringende Aussicht! — Ich kann bei diesem neuen Besitz nicht der Hoffnung entsagen: daß Goethe, der schon mehrere Mal diesen Bilderschatz genoß, und an dem ganzen Bestreben der sonderbaren würdigen Freundes-Dreieinigkeit, dem er gehört, wohl den meisten Antheil nehmen muß — einen Antheil, der werther seyn mag, als das mißtönige Geschrei der blinden Bewunderung — daß dieser Schatz Goethe noch einmal nach Stuttgart führen möge, um Danecker die Ausarbeitung seiner Büste möglich zu machen. Ich sah sie, auf dem Gesicht genommen, bei diesem Künstler, und von ihm in der Größe von Schillers Büste, von eben der Hand geschaffen! — welch ein Schatz für die Nachwelt! — Wenn man diese beiden Köpfe sieht, so verliert man sich in der Ahnung: wie unerläßlich die Natur diese beiden Menschen nöthigte: Beide so außerordentlich und so verschieden zu werden! — Wär' ich ein Stuttgarter, mein Herz würde mir brennen: meinem Landsmann dieses Verdienst um die kommenden Jahrhunderte zu verschaffen — denn drängen auch auf's Neue Barbaren ein, würden dann nicht neue Zeitalter der Kultur folgen, wo andre Geschlechter Goethe's und Schiller's Büsten ehrfurchtsvoll aus dem Schutte höben, wie wir die des Sophokles und des alten Homer? —

— * —.

Königsberg. Eine Erbschafts-Geschichte machte vor einiger Zeit für ein Paar Tage viel Aufsehen. Ich erzähle sie, wie ich sie aus glaubwürdiger Quelle habe, ohne für das Einzelne zu stehen. Vor mehr als 100 Jahren ging ein Hr. D., aus der Picardie, im Dienste der holländischen Compagnie nach Ostindien und erwarb sich dort ein Vermögen von 5 Millionen holländischen Gulden. Er starb ohne Erben, und vermachte sein Vermögen der Compagnie mit der Clausel: nach 100 Jahren sich zu erkundigen: ob noch Seitenverwandte von ihm vorhanden wären? in diesem Fall sollte ihnen das Capital, versteht sich ohne Zinsen, ausgezahlt werden. Die 100 Jahre sind verflossen; die ostindische Compagnie erkundigt sich nach den Verwandten, und nach manchem Umfragen findet sich: daß in Preußen eine zahlreiche Nachkommenschaft des Bruders des Testators lebt, der als Refugié in Preußen eingewandert ist. Die Erben, die jetzt die Verwandtschaft nach zu weisen haben, sind meistens geachtete Bürger. — X —.

Man liest in einer belgischen Zeitung Folgendes: Ein Belgier kehrt von Paris zurück und hat das Bildniß seiner Frau, in Gold gefaßt, bei sich. Er soll für diese Fassung bezahlen, aber — es ist Sonntag, der Zoll-Empfänger ist nicht da. — Man soll ihn holen lassen — das geht nicht. — Was denn? — Es giebt drei Fälle; entweder: bis morgen warten, oder: die Fassung zurück lassen und nachgeschickt bekommen, oder: die Fassung auf französischem Grund und Boden verkaufen und das Bild ohne dieselbe mitnehmen. Der Reisende, der Eile nöthig hatte, wählte das Letztere. Er verlor dadurch den Schmuck des Bildes und die Zoll-Verwaltung ihren Zoll, aber der Zoll-Verwalter war doch nicht — in seiner Ruhe gestört. (Journ. d. Comm.)

Einige, im Gefängnisse von Arras eingekerkerte Missethäter haben daselbst falsche Münzen von 30 Sous angefertigt. (Journ. d. Comm.) Die müssen im Gefängnisse viel Freiheit haben.

Zu Stockholm ist die Regierung mit der Einrichtung einer Bühne beschäftigt, zu deren Direktor ein Oberst bestimmt ist. (Journ. gén.) In dieser militairisch-artistischen Anstalt wird man vielleicht recht pünktlich exerziren, und fehlt das geistige Treffen, so liefert man der Kunst wenigstens eine Schlacht, in welcher sie flüchtig wird; denn — auf dem Platze bliebe sie in solchem Falle nicht.

Das Journal d. Comm. enthielt unlängst folgende Stelle: So wie Athen seinen Thucidides und Xenophon, so hatte Rom seinen Titus Livius und vor allen Dingen seinen Plutarch. Plutarch aber war in Böotien geboren, mithin ein Grieche. (Quotid.) Wird auch ein Grieche bleiben.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 11. Januar. 7tes Blatt.

Ausflug nach Cassel; im Jahre 1818.

(Fortsetzung.)

Mein erster Weg war auf einige der vorzüglichsten Plätze, woran Cassel, im Verhältniß anderer Residenzen seines Ranges, beinahe Ueberfluß hat und wohin zuerst der trefliche Friedrichs-Platz gehört, wo Landgraf Friedrich des Zweiten kolossales Standbild, (von Nahl) durch Idee sowohl als Ausführung befriedigt. Die Masse ist weißer Marmor, das Kostüm antik, und Haupt und Haltung des aufrecht dargestellten Helden sind so grandios, Draperie und Rüstung so gelungen: daß der Blick mit Vergnügen darauf weilt und nirgends Mängel und Härten auffindet. Ob aber die, neuerlich erst umhergezogene Eisengrille dem heroischen Geist der Statue nicht widerspricht — zumal dieselbe durch ihr hohes Fußgestell vor jedem Frevel genugsam geschützt war — fragt man mit Recht. Der Platz ist ungemein regelmäßig, mit ansehnlichen Gebäuden umringt, und wird zugleich als Exerzierplatz benutzt, da er viel Tiefe mit Länge verbindet und mit dem schönsten Sande bedeckt ist. Nahe bei demselben, in der Niederung, stand das ohnlängst abgebrannte Residenzschloß des Churfürsten, das, wie man sagt, in aller Kürze nach einem großen Entwurf wieder hergestellt werden wird. Die dermalen vom Hof bewohnten Gebäude scheinen bei weitem nicht räumlich genug; daher mehrere Familienglieder abgesonderte Hotels bewohnen müssen, was mindestens den Hofdienst sehr erschweren mag. Der Königs-Platz, wo einst Napoleons Standbild sich im Mittelgrund breitete, ist ein nicht sehr umfängliches Octogon, dessen Mitte jetzt eine Säule bezeichnet, worauf eine große Laterne steht. Daß des Usurpators Statue herab gestürzt worden, erkennt man mit Dank; daß man jedoch die nicht mehr entweihte schöne Stelle nicht würdiger zu benutzen gesucht, muß man beklagen. Noch eines dritten, obschon kleineren Platzes, wo Landgraf Karls Bildsäule steht, will ich flüchtig erwähnen; doch Raum und Statue sind sehr untergeordnet und die Gestalt der Letzteren durch entstellendes Moos geschwärzt. — Am Morgen des zweiten Pfingst-Festtages fiel, als Folge eines furchtbaren Gewitters, heftiger Regen und ließ sehr für den Nachmittag besorgen, wo, einem alten Herkommen gemäß, die Wasser auf Wilhelmshöhe springen sollten, so wie es denn auch wirklich geschah. Um meine Zeit bis dahin möglichst vortheilhaft zu nutzen, suchte ich Vormittags die persönliche Bekanntschaft der allgemein hochgeachteten Gebrüder Grimm, die späterhin so gefällig waren, mich, in Gesellschaft mehrerer Fremden, durch die Säle der Bibliothek und des Museums zu begleiten und mich hier auf manche Merkwürdigkeit aufmerksam zu machen, die man in diesen Sammlungen trifft. Daß der Dilettant beim Ueberblick so gehaltreicher Schätze mehr Aufstellung und Form, als wahren Gehalt des hier Zusammengehäuften würdigen kann, erklärt sich von selbst; doch bemerke ich flüchtig: daß die Bibliothek auf mehr als 60,000 Bände geschätzt wird, worunter viel uralte Drucke, Manuscripte, kostbare typographische Werke und die besten Historiker befindlich sind. Die im Museum aufbewahrten Original-Antiken

sah ich nicht, doch manche recht brav rovirte Statue und außerdem viel naturhistorische, physikalische Seltenheiten, worunter ich nur eine ausgebalgte, über 30 Fuß lange Riesenschlange, eine zahlreiche ornithologische Sammlung, Seemuscheln von bewundernswerther Größe, die ohnweit Cassel aufgefunden worden, und mehrere ausgestopfte Quadrupeden nenne, die, früher im hiesigen Thiergarten erhalten, nach ihrem Tode hier fixirt worden sind. Sämmtliche deutsche Holzarten, in Form einer kleinen Bibliothek, wo Umschlag, Schnitt und Rücken des Buches Stamm-, Wurzel-Holz und Rinde zeigen, und in dem inneren leeren Raum Blüthen und Blätter des Baums zu sehen sind, verdienen gleichfalls bemerkt zu werden, — so wie in den übrigen Gemächern manch mechanisch und artistisches Werk: Tschirnhausensche Brennspiegel, ein magnetischer, 84 Pfund hebender Stahl; ausländische Waffen, florentinische und römische Mosaiken und einige Gemälde Auszeichnung verdienen. — Der anhaltende Regen des Vormittags ging Nachmittags mehr in Nebel über und endigte gegen 4 Uhr ganz, so daß das Casseler Publikum sich, gewohntermaßen, zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß längs der pfeilgeraden, fast meilenlangen Allee nach Wilhelmshöhe begab und ich mich auch unter die Schaulustigen mischte. Leider verdeckten dunstbeladene Wolken alle vorliegenden Parthien des Parks, so daß ich nach zurück gelegter Fahrt, am Garten-Eingang, weder Ritterburg, Aquadukt noch Herkules sah, und mich allein von der Vorderfront des churfürstlichen Schlosses und dessen, durch bedeckte Gallerien damit verbundenen Seitenflügeln angezogen fühlte. Die Form dieses, von jonischer erhabener Säulenlaube unterstützten, zwei Geschoß hohen Hauses, ist schön gedacht, nur thun die abgerundeten Neben-Façaden dem Auge nicht wohl. — Am großen Bassin, einige hundert Schritt höher, wo bald darauf die Fontaine sprang, hielt ein Halbkreis von Wagen und Reitern, und mein Lohnkutscher war so glücklich: einen vorzüglichen Platz zu erlangen, von wo ich das Ganze bequem übersah. Ein kleiner, gefällig hingestellter Tempel, ringsum tiefsackiges Gebüsch und schlanke himmelanstrebende Fichten, rahmen die Ufer des Teiches ein, der auch ohne Springborn schon gefallen könnte; als jedoch, nach erfolgter Ankunft einiger fürstlichen Personen, der langerwartete Silberstrahl aufschoß und hoch in der Luft in Schaum zerstäubte, fühlte man wohl: daß es nunmehr erst der Schau verlohne. In der That ein wunderherrliches Bild: der stolzen beweglichen Wassersäule, die, stets sich verjüngend, gleich schnell sich verzehrt, sich wieder ergänzt gen Himmel schleudert, und immer wieder in Nebel zerfällt! — Leider war die Beleuchtung nur nicht vortheilhaft, denn keinen Augenblick, so lange dies Schauspiel währte, trat die Sonne aus dem Gewölk und spendete ihre siebenfachen Lichter. Es währte nicht gar lange, so ließ der innere Wassersturm nach, der 190 Fuß hohe Strahl schmolz nach und nach unter die Hälfte zusammen, und ehe eine halbe Stunde vorüber ging, rieselte nur ein dürftiger Quell aus der mannsstarken Fontainenröhre und verlor sich ohne Geräusch. Minder glänzend, doch natürlicher unterhält die nahgelegene Wasserleitung, wo aus der hohen Schleuse eines, über viele Bogen gesprengten Kanals eine mächtige Strömung braust, und indem sie über schroffe Kunstfelsen niederstürzt, sich stets veränderte Caskaden bilden. Noch viele trefliche Wasserkünste spielten theils gleichzeitig, theils kurz zuvor, wohin vor Allem die Caskadellen des Karlsteins gehören, die, mehrere hundert Stufen hoch, unter der Kuppel des Octogons, am Fuß der mächtigen Pyramide entspringen, auf welcher der bekannte Herkules ragt. Doch, vom unfreundlichen Wetter abgehalten, sah ich sie nicht, wie sie überhaupt nur dem erscheinen, der, auf die untere Fontaine verzichtend, zu ihnen steigt, oder im Moment der oben angelassenen Röhren auf der Zinne des Tempels steht und so, von Stufe zu Stufe nieder eilend, die Wasserhölle neben sich hinabbrausen läßt. Außerdem entbehrt er immer etwas, sollten es auch nur die Vexirwasser seyn, die mancherlei Stoff zur Belustigung geben. Uebrigens war die Wirkung dieses Elements der Liebe — wie es Novalis nennt — heute deshalb minder frappant, da man, vom Regenguß des langen Tages durchnäßt, des Wassers mehr als zur Genüge hatte. — Von Wilhelmshöh zurück kommend, bleibt linker Hand, dicht vor Cassel, ein großes, im Viereck verbundenes Gebäude zurück, das, zur westphälischen Zeit erbaut, zu Kasernen bestimmt war; doch ohne Verhältniß der Garnison in einem Maaßstab angelegt worden, als wolle man das ganze Heer dort einquartieren. Jetzt sieht es ziemlich verödet aus, und seine langen Fensterfronten staffirte kein einziges Menschengesicht. Hafteten nicht Schweiß und Thränen eines guten Volkes daran, so könnte der Anblick dieses, wie verwünschten Hauses, das von der Nichtigkeit despotischer Willkühr und Größe zeugt, wohl ein Lächeln erregen! — Den Abend des zweiten Festtages brachte ich im churfürstlichen Theater zu und sah die neue, bei der kürzlich erst erfolgten Vermählungsfeier einer Prinzessin vom Hause zum ersten Mal gegebene Oper „Siegmar" über deren Werth ich nicht urtheilen mag — dünkt es mir schon: daß weder Componist noch Dichter, bei mancher vortreflichen Einzelheit, eine große Wirkung erreicht, im Gegentheil wiederholt bewiesen haben: wie schwer die Aufgabe einer geist- und klangreichen Oper ist. Allerdings war auch die Aufführung keineswegs geeignet, das Publikum vortheilhaft ein zu nehmen, und hinsichtlich des Gesanges war ich durch Madam Grünbaum, die ich zuletzt als „Amenaide" hörte, zu sehr

verwöhnt, um hiesiger Prima-Donna meinen Beifall zu geben. Das von Göttinger Studenten überfüllte Parterre unterließ auch keinen Augenblick: seine Empfindungen kräftig aus zu sprechen, und hielt sich kaum mehr in mäßigen Schranken, als endlich einige eingewebte Tanz-Parthieen, deren Darstellung ziemlich gelang, die Gemüther beruhigten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Heiraths-Antrag.

(Schluß.)

„Sollte man nicht glauben" gab der alte Schuhmacher zur Antwort, „wenn man Ihnen, Herr Stiefelverfertigungs-Künstler, zuhört: die Welt sey aus ihren Angeln getreten und der Stiefel spiele die vornehmste Rolle darin? Aber, sagen Sie mir, mein Herr, der Sie es übel nehmen, wenn ein ehrlicher Schuhmacher-Meister, der auch etwas leistet, Sie Herr College anredet, sagen Sie mir: was thun Sie denn und Ihre Kunstgenossen für den zarteren Theil des fußbekleideten Geschlechts, für das edle Porzelan der Menschheit — wie der englische Dichter Dryden die Frauen benennt? Sind nicht wir es, welche die Füße der Grazien schmücken und alle Farben und Stoffe, in Schuhen verarbeitet, zu ihren Füßen legen? Verachten Sie immerhin unsre kleinen, zierlichen Fußgehäuse, sie wirken mächtiger, als Eure unbeholfenen, dickhäutigen Beingerüste. Mögen Eure behufeiseten Stiefeln Funken, wie der Aetna, von sich sprühen, sie entzünden damit keine weibliche Seele; während ein kleiner Frauenschuh, vermöge seiner doppelten Zwingherrschaft, in jedem weichen Männerherzen einen Eindruck und volle Spuren zurück läßt. In gewissen Ländern gilt der Frauenschuh bei Tafel galanten Herren zum Trinkgefäß, und wie Mancher wird nicht von seinem bloßen Anblick schon berauscht? — Ist es nicht der Pantoffel, der aus unsern Händen hervor geht, welcher in der Wage des Hausregiments den Scepter der männlichen Herrschaft aufwiegt, und wie zahllose Getriebe hoher und niederer Wirthschaften bewegen sich nicht nach dem Takte seines Geklappers? — Fragen Sie die galanten Schauträger Ihrer Kunstwerke: was sie für Glück damit gemacht haben und ob sie zu etwas Mehreren dadurch gekommen sind als — zu Hühneraugen? Dagegen wird Ihnen die Geschichte der Aschenbrödel bekannt seyn, die durch ihren Pantoffel so hoch erhoben wurde; und wie oft ein niedliches Schuhquartier dem kleinen Liebesgott zum Versteck diente, woraus er seine gefährlichen Pfeile abschoß. — Mein Karl führt seiner Braut zwar nicht, wie Aschenbrödels Geliebter, ein Fürstenthum zu, aber ein gutes Auskommen und einen unverscholtenen Ruf. Wollen Sie ihn zu Ihrem Eidam erklären, so schlagen Sie ein." — „Nun, unter solchen Umständen sey's!" rief der Stiefelmacher mit einem tüchtigen Handschlag; — „wenn meine Tochter ihn haben will. Jedoch mit dem Beding" setzte er hinzu, „daß mein zukünftiger Schwiegersohn auf seinem Schilde und in seinen Empfehlungs-Karten und nach Ihren Gründen sich Künstler nenne; denn wo Einer jetzt bescheiden auftritt, da denkt man gleich: daß ihn der Schuh drückt und daß er nicht weit kommen wird.

Gedanken einer berühmten Frau.

Alle Menschen werden mit gleichen Ansprüchen auf die Vortheile und Auszeichnungen der Welt geboren. Jedes Vorrecht zu Aemtern und Ehrenstellen ist nur ein, das Naturgesetz verletzendes Monopol. — Nicht dem Erb-, nur dem Verdienst-Adel gebühren sie; und was that der Erstere, um privilegirt zu seyn? — Nichts als — daß er sich mit zur Welt bringen ließ.

Die wahren Bestandtheile der Schüchternheit sind einerseits der Wunsch zu gefallen, andererseits die Furcht des Mißlingens.

Lästige Schwätzer sind in Gesellschaften, was große Fresser bei einer Mahlzeit sind; sie allein verschlingen eine gute Speise, von der jeder Gast Etwas zu genießen wünschte.

Leichter als der Mann überläßt sich das Weib den süßen Gefühlen der Liebe; auch genießt sie lebhafter und anhaltender, als der Mann, das Vergnügen zu lieben und sich wieder geliebt zu wissen. Die Liebe flößt dem Weibe eine zarte Aufmerksamkeit und den Muth ein, Opfer zu erdulden, deren der Mann nicht fähig ist. Dahingegen wird in dem Weibe das Bedürfniß: ihre Reize bewundern zu lassen und einen Vertrauten zu finden, ein Beweggrund mehr, mit Ausdauer zu lieben; und sind alle diese Gefühle in ihrem Herzen vereint, so giebt das Weib sich oft der Leidenschaft ganz hin und vergißt darüber ihres Rufs und ihres Glücks.

Der Hang zum Spiel ist eine Folge des Bedürfnisses immerwährender Thätigkeit. Geldbegierde gesellt sich dann dazu und giebt der Spiellust den Charakter und die Kraft der Leidenschaft. Bonafont.

Anklänge.

21.

Den Irrthum mag das Herz belehren,
Der Geist mit Kraft den Wahn bekehren:
Doch für die Tücke und den Trug
Ist wohl die Faust schon gut genug.

22.

Mußt Du um Ruhm und Unsterblichkeit streiten,
Wirst Du Dir frühes Vergessen bereiten.

23.

Oft schreit das Volk, wenn Du das Rechte liebst,
Es weiß nicht, was es will;
Doch wenn aus Güte Du ein Unrecht giebst,
Wird es gewiß nicht still! Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Seit dem 12ten Dezember sind die Theater-Advent- und Weihnachts-Ferien eingetreten, die in der Regel bis zum 2ten Januar dauern; diesmal soll es mit dem „Abend am Waldbrunnen" von Kind, eröffnet werden; — —. *) — Dadurch, daß zur Fasten-, Advent- und Weihnachtszeit und alle Freitage im ganzen Jahre die Bühne geschlossen ist, gehen der Theater-Kasse jährlich an 10,000 Thaler verloren; indessen hat diese so ansehnliche anderweite Zuschüsse: daß sie jene Einbuße nicht bedauern darf. Man sagte einmal: daß, zur Bildung eines Pensions-Fonds für alte, unbrauchbar gewordene Mitglieder des Theaters, gedachte viele Ferien aufgehoben oder wenigstens sehr beschränkt werden sollten; allein zur Zeit hat dieser christlich-milde Zweck noch nicht erreicht werden können. — An Neuigkeiten sahen wir „das Fischermädchen" von dem — wie ihn der stock- und staarblinde europäische Aufseher nennt — unpatriotischen Theodor Körner, und das Schauspiel „der graue Mann" nach dem Französischen von Hell. Ersteres sprach hier nicht so an, als es, nach den öffentlichen Blättern, bei Ihnen der Fall zu seyn scheint. That der Name des Verfassers dem Stücke Schaden, oder war Fräulein Benelli, welcher hier die Rolle zugetheilt ist, in der dort die liebliche Johanna Eunicke das Publikum erfreut, nicht genügend? ich weiß es nicht. Eben so wollte auch der „graue Mann", den Viele für einen groben ansehen, nicht allgemein gefallen; doch möchte auch daran das Spiel Mehrerer mit Schuld seyn, die diesmal nicht gut gelernt hatten. Einstudirt werden die ganz neue (!) Operette: „der Doktor und Apotheker" und „Sylvana". Es soll, lesen wir in auswärtigen Blättern, noch recht hübsche Mozartsche Opern geben; aber außer der „Zauberflöte" kennen wir keine; die Mozartsche Musik gefällt uns nun einmal nicht; sie reicht auch der italienischen das Wasser nicht. — Für die italienische Oper, deren Unterhaltungskosten die deutsche Gesellschaft mit verdienen muß, ist ein neuer Tenorist mit 1500 Thaler Gage angenommen. Dem Tenoristen Gerstäcker ward von der deutschen Oper lebenslänglich ein Jahrgehalt von 2000 Thaler geboten; Wien soll ihm 15,000 Gulden W. W. haben jährlich geben wollen; allein beide Anerbietungen hat er ablehnen müssen, weil er an Hamburg durch Contrakt gebunden ist. Wie viel schöne Tenorstimmen mögen in kleinstädtischen Cantorkehlen sitzen, die Niemand kennt und Niemand schätzt! Sollte nicht ein Spekulant auf die sehr einträgliche Spekulation kommen: dergleichen Subjekte auf zu suchen, sie sich contraktmäßig eigen zu machen und sie dann an tenoristenhungrige Theater zu verkaufen? Kann man denn in der Welt etwas Besseres thun, als Tenorist werden? — Während der Ferien sind die Herren Julius und Zwick, und Frau Hartwig, beziehlich: nach Breslau, Berlin und Leipzig gegangen, um dort zu gastiren. — Höchst lesenswerth ist in der hiesigen Abend-Zeitung die, vom Schauspieler Fleischer eingesandte Beschreibung des Fürstl. Tuftakinschen Brummstalls für die Bühnenkünstler in St. Petersburg. Nach dieser Schilderung möchte schwerlich ein deutscher Schauspieler Lust bekommen, sein Heil auf den russischen Brettern zu versuchen. — Auch hier haben die Hornisten Gugl und Sohn ein, mit vielem Beifall aufgenommenes Conzert gegeben, das der Flötist Steudel und der Violoncellist Kummer, Beides hiesige Kammer-Musici, durch ihr wirklich sehr braves Spiel verherrlichten. — Die, alle Freitage statt findende Quartett-Akademie von den Kammer-Musicis Peschke, Schmiedel, Limberg und Dotzauer, in der, außer zwei Quartetts, jedesmal auch andere kleine Musik- und Singsachen gegeben werden, findet viele Theilnahme und wird immer sehr zahlreich besucht. — * —.

*) Es folgt hier im Manuskript Einiges, dieses Idyll betreffend, welches ich streiche: weil ich darüber gern nichts mehr aufnehmen möchte, was nicht etwa gegen meine Ansicht spricht. Ich glaube weder die Liebe zur Wahrheit noch die Achtung, die ich für den Dichter hege, verletzt zu haben, und wenn er anders fühlt, so thut mir dies schmerzlich leid und ich möchte gern beweisen: daß es nicht an mir liegt, wenn ich mißverstanden wurde. Auf jeden Fall hab' ich es aber mit Kind zu thun, nicht mit einem Vormund, wie sich einer aufwarf als „berlinischer Bemerker" in einer Zeitschrift — die ich, um des Folgenden willen, nicht bezeichne, in alter guter Erinnerung an den Herausgeber, der sich in einer Note von allem Antheil lossagt. — Wäre jener Vormund auch nicht Anonymus, ich würde dennoch nicht mit ihm zu sprechen haben über diesen Gegenstand, und zwar eben aus wahrhafter Achtung für Kind, indem ich glaube: daß dieser für sich selbst stehen kann und keines Protektors bedarf. Am wenigsten bedarf er aber eines solchen, der lügnerisch und hinterlistig sich darthut in andern Gegenständen; darüber hab' ich allerdings auch mit dem Anonymus zu reden, und was ich hier aussprach, werd' ich ihm beweisen. Ich lasse ihm aber vorher Zeit, in der er sich öffentlich nennen kann, damit er durch ein solches Verfahren zeige: daß er glaube, Alles verantworten zu können, was er sagte, und daß er also nicht absichtlich, sondern selber im Irrthume sich jener Vorwürfe schuldig machte. — Was über mich ergeht im Gebiete des Urtheilens, sey es hart und schmähend, sey es mit oder ohne Namen, laß' ich still geschehen, wenn nicht gleichgültig, doch mit bald wieder gewonnener Ruhe; denn Männer, mit denen ich mich gar nicht vergleichen darf, mußten sich Aehnliches gefallen lassen, müssen es noch, und ich habe meinen Gegnern vielleicht immer eben so viel zu danken, als meinen Freunden. Aber Erlogenes und Entstelltes in den Ereignissen — wenn ich es erfahre — duld' ich nicht, und werde — bald frei von einem, für einen allgemeinen Zweck übernommenen Geschäft, das ich nicht als so langwierig erkannte und doch geziemend durchführen mußte — in jener Hinsicht auch einige alte Sünden der Heimtücke vor den Richterstuhl der Oeffentlichkeit zu bringen wissen.
Berlin, den 3. Januar 1819. F. W. Gubitz.

Ein Postillon von Clermont (Oise-Departement) hörte unlängst dicht neben sich plötzlich rufen: „Halt! Geld oder Blut!" Geschwind setzte er die Pferde in Galopp und glaubte dem Räuber glücklich entwischt zu seyn. In Beauvais machte er sogleich Anzeige, und ein Gensdarmerie-Offizier begab sich auf der Stelle nach dem Posthause, wo auch noch der Passagier, den der Postillon gefahren hatte, sich befand. Es war — Herr Comte, der berühmte Bauchredner, welcher, des ewigen langsamen Fahrens endlich müde, kein passenderes Mittel erfinden konnte, als dies, um dem Postillion einiges Leben zu geben. (Journ. d. Comm.)

In den Cantonen St. Gallen und Appenzell belief sich 1817 die Zahl der öffentlichen Armen auf 26,000 und 18,000 Individuen. (Journ. d. Comm.) Ob während des Continental-Systems auch eine so übermäßige Zahl von Armen sich fanden?

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 13. Januar. 8tes Blatt.

Der Eichbaum und die Lilie.

Der Eichbaum.

Blumenengel, zart und klar,
Mit dem hellen Angesichte,
Mit dem goldgewob'nen Haar,
Stehst allein im weiten Feld:
Wo mit stürzendem Gewichte
Schwer der Regen nieder fällt?
Wo die ungezähmten Winde
Kosen mit dem armen Kinde,
Und kein Schatten Dich umfängt,
Wenn die Sonne dorrend sengt?
Komm zu mir, ich will Dich pflegen;
Will Dir eine Wohnung bauen:
Milde labend soll der Regen
Durch die Zweige nieder thauen;
Herrlich soll die Sonne schauen
In das grünende Gemach.
Komm mit freundlichem Vertrauen,
Gieb der treuen Bitte nach.
Zu lebend'gen Säulenhallen
Breit' ich meine Zweige aus;
Liebeglüh'nde Nachtigallen
Flöten in dem Gotteshaus.
Drinn, mit leuchtendem Gefieder,
Schweben Engel auf und nieder;
Zu des Höchsten Heiligthume
Woll'n sie meine Lauben weih'n.
Holde, wunderliebe Blume,
Zieh' in meinen Garten ein!

Die Lilie.

Zög' ich ein in Deinen Garten,
Würdest Du des Blümchens warten;
Würdest Dich mit Deinen Zweigen
Nieder zu der Erde neigen —
Mit der Zweige kühnem Prangen,
Wo des Ew'gen lichte Söhne
Ihre Harfen aufgehangen,
Hell in morgenrothem Glühn;
Und es quellen Himmelstöne
Durch das sturmbewegte Grün.
Laß mich hier das kleine Leben
Einsam in der Heide stehn:
Löst mich dann ein sanfter Engel
Liebevoll von meinem Stengel,
Und ich darf geflügelt schweben
Auf der Winde lichtem Wehn:
Komm ich bin zu Dir geflogen,
Wenn der Sturm in breiten Wogen
Durch Dein Laubgewölbe zieht:
Um dem kühnen Ton zu lauschen;
Und in's frohe Blätterrauschen
Hauch' ich Dir ein leises Lied.

G. M. Walter.

Ausflug nach Cassel; im Jahre 1818.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage sah ich Vormittags die herrschaftliche Gemälde-Gallerie, die — obschon die allberühmte Kuh, von Potter, noch immer fehlt, auch schwerlich wieder sichtbar werden dürfte — noch manches treffliche Kunstwerk bewahrt und wenig vorzüglicher Namen ermangelt. Man schätzt die Summe der Gemälde auf 800, wovon die italienische Schule allein ein großes Kabinet erfüllt, und, außer einem Raphael, mehrere Guido's, Correggio's und Buonarotti's enthält, die alle ernstes Studium verdienen. Der Niederländer giebt es nicht minder viele, und neben Bildern von van Dyck, Rubens, van der Werfft, da Mieris, Wouwermann und

Potter, zeichnen sich 15 brave Rembrandt's und ein treflicher Ruisdael aus. Auch aus der guten deutschen Schule wird, außer einem Kranach, ein anerkannter Albrecht Dürer: Christi Erscheinung als Gärtner, gezeigt, bei dessen Betrachtung man zweifelhaft wird: ob man mehr die klare, richtige und vollendete Zeichnung, als die Wärme und Anordnung der Färbung preisen soll, die noch so frisch und saftig ist, als käme sie eben erst von der Palette. Ein zartes, edles, gemüthliches Bild! nur dürfte das Göttliche in der Erscheinung vielleicht zu materiell behandelt seyn; so wie die landschaftliche Umgebung, aus Unbekanntschaft mit der Luft-Perspective — wie bei allen gleichzeitigen Bildern — ein wenig zu grell und beengend wirkt.

An der Wirthstafel, die durch Anwesenheit mehrerer ausgezeichneter Fremden — unter Andern des Prinzen S. und seines treflichen Erziehers — vielseitiges Interesse gewann, besprach man eine wiederholte Parthie nach Wilhelmshöh, die diesmal zu Pferde und in der Absicht unternommen wurde: um den Gipfel des Karlsteines zu ersteigen, und auf dem Heimwege die berühmte Löwenburg zu sehn, von der man mir nicht zu viel gerühmt. Heitere Sommerluft bei milder Wärme begünstigte dies kleine Unternehmen, und meine Erwartung blieb nicht unbelohnt. — Schon aus stundenweiter Entfernung sahen wir die Anlagen von Wilhelmshöh in einer eigenen Glorie, und obschon die Wasser heute verrauscht und längst in große Teichbehälter abgelaufen waren, so blitzte doch noch manche Silberschlange von den Felsen des Aquaducts und den Moosstufen der obern Caskaden herunter. Um so ungetheilter widmeten wir uns nun der Ansicht der riesigen Kunstschöpfung selbst, die, mit wahrhaft römischem Geist, das schroffe felsige Gehäng des Habichtwaldes, mit Herbeiziehung mehrerer hochgelegenen Weiher, zu einer heroischen Landschaft gebildet, die manches Ideal von Gartenkunst in mir beschämte, das ich bisher für vollendet hielt. Wie gesagt, ich fand das Ganze über der Erwartung; doch bei dem rein architektonischen Zweck des kolossalen, aus dreifach erhobenen Gewölben bestehenden sogenannten **Winterkastens**, auf dem sich die Pyramide und der 30 Fuß hohe farnesische Herkules erhebt, versäumte man manche plastische Zierde; denn in der Grotte des Neptun und andern schon verfallenden Parthieen sieht man keine einzige leidliche Statue, — so wie der irdene Poseidon selbst, den die Zeit bereits der Füße beraubte, jenen verzauberten Prinzen gleicht, die in arabischen Märchen spuken. Ich kenne in Deutschland überhaupt nur wenig Gärten — unter denen der Schwetzinger genannt zu werden verdient — die irgend gelungene Standbilder bewahren. Die Auffahrt, innerhalb des Obelisk, zum Herkules ist nicht ohne Gefahr; denn nur bis zur ausgehöhlten Keule zu gelangen — worin recht füglich sechs Personen Raum haben — muß man zwei senkrechte Leiterfahrten thun, die den, der nur irgend am Schwindel leidet, leicht hinab stürzen können; zumal man auch oben (in der Keule selbst) stets über dem gähnenden Schlunde steht und nur aus einer kleinen Seitenöffnung, durch die Füße des Löwenbändigers, die weite Aussicht ermessen kann, die dennoch weder den Panoramen von der Riesenkoppe, dem Brocken oder dem Melopokas nahe kömmt. — Von hier stieg ich mit meinen Begleitern ganz gemächlich zur ziemlich entfernten Löwenburg herab, auf welchem Wege ich mehrere Parkparthieen sah, doch von der sogenannten **Teufelsbrücke** so wenig, als von jener auf Altenstein bei Liebenstein, befriedigt ward; wie ich überhaupt giganteske Benennungen für Mittelmäßigkeiten nicht mag, da man hiedurch, anstatt ihn zu erhöhen, den Effekt nur vermindert. Vor Allem genügte mir jedoch die **Ritterburg**, die, wäre sie nur etwas geräumiger, wilder und minder geschmückt, schon die Täuschung zulassen könnte: als sey man um Jahrhunderte zurück versetzt und trete in einen Burgfrieden ein, den kaum sein tapferer Gebieter verlassen. Nur müßte dann der Wächter, der jetzt die Fremden im Hofe grüßt, hoch auf der Zinne seinen Posten nehmen und der alte gutmüthige Burggraf sein dermaliges Kleid ein wenig altdeutsch metamorphosiren, weshalb er um Modelle nicht verlegen zu seyn braucht. — Sämmtliche Möbeln und Geräthe der Zimmer, Säle und Corridore sind antik, aus hessischen Schlössern hier zusammen getragen und manche kunstvolle Nadel-Arbeit berühmter Landgräfinnen zieht noch die Bewunderung des Schauenden an. In wenig Minuten war ich eingewohnt, und fühlte mich so vertraut mit den Umgebungen, als hätte ich schon lange daselbst verkehrt, sah auch manch abgeloschenes Fürstenbild — das früher wohl meinen Ahnen zugelächelt — mich mit versteinerten Blicken an. Am wenigsten von Allem behagte mir die sogenannte Ritter-Bibliothek, die, statt hier zu erwartender seltener Manuscripte oder Ausgaben des Heldenbuchs, der Nibelungen oder alter Minnesänger, mit unter ganz gewöhnliche Romane enthält, die schon durch barbarische Titel schrecken. Im Hof zeigt man noch ein gothisch verziertes Kapellchen und ein Zeughaus en miniature, die beide, als moralische und martialische Bedürfnisse der Zeit, zu der Vollendung des Ganzen gehören. (Die Fortsetzung folgt.)

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Zweiter Dezember-Dienstag.

Seelenadel eines schwarzen Königs.

„Du verzeihst, lieber Neffe! wenn ich heute bei meiner Arbeit verweile, und begnügst Dich mit diesen Blättern!“ — Mit diesen Worten kam mir heute mein

Oheim bei meinem Eintreten entgegen und überreichte mir zwei Blätter, die ich schweigend empfing. Sie enthielten Folgendes: Nur zu häufig verbindet man falsche Begriffe mit dem Worte Mohr und Mohren und legt diese Benennung den schwarzen Eingebornen von Afrika bei, da sie doch nur den später eingewanderten arabischen Stämmen zukommt, und, nach einer andern Aussprache, mit Mauren gleichbedeutend ist. Diese, zumal die Städte-Bewohner, sind nichts weniger als Schwarze und übertreffen in Dunkelheit der Farbe kaum die Bewohner des südlichen Spaniens. Bedeutend schwärzer sind die in Afrika herum schweifenden arabischen Beduinen-Horden, ohne doch in Schwärze der Haut den Negern gleich zu kommen, mit denen sie in einem weiten Landstriche, bis zu den Ufern des Niger und noch südlicher, sich vermischt haben, denen sie aber in Hinsicht des Charakters weit nachstehen. Sie sind ein blutdürstiges, übermüthiges, fanatisches Geschlecht, indessen uns die Reisenden die Neger dieser Gegenden als gutmüthige, mitleidige, gastfreundliche Menschen schildern; und bis zu welcher Höhe sittlicher Größe diese Schwarzen sich zu erheben vermögen, kann unter andern Geschichten die folgende Erzählung darthun, so wie diese auch zugleich zu einem Bilde der Handlungsweise eines fanatischen Mohren-Fürsten dient.

Der mahomedanische König Foota Terra hatte, entflammt von Eifer für die Ausbreitung seines Glaubens, eine Gesandtschaft an Damel, den heidnischen König der Jaloffs, geschickt; dem Gesandten folgten zwei Begleiter, von denen jeder ein großes, an der Spitze einer Stange befestigtes Messer trug. Diese wurden dem Könige Damel vorgelegt und der Gesandte sprach Folgendes: „Mit diesem Messer wird Abdulkader sich herab lassen, dem Damel das Haupt zu scheeren, wenn Damel den mahomedanischen Glauben annehmen will; und mit diesem andern Messer wird Abdulkader dem Damel den Hals abschneiden, wenn Damel sich weigert, ihn an zu nehmen. Ihr habt also die Wahl!“ — Damel antwortete dem Gesandten ganz kalt: daß er gar nichts wählen wolle; er wünsche weder: daß man ihm den Kopf scheeren, noch den Hals abschneiden möge; und mit dieser Antwort ward der Gesandte höflich entlassen. — Hierauf rückte Abdulkader mit einem starken Heere in Damels Land. Die Einwohner der Städte und Dörfer füllten ihre Brunnen aus, vernichteten ihre Lebensmittel, führten ihre Effekten weg und verließen ihre Wohnungen, als er sich näherte. — Durch dieses Mittel wurde er von einem Platze zum andern fort geführt, bis er drei Tagereisen in dem Lande der Jaloffs vorgerückt war. Zwar fand er keinen Widerstand; allein sein Heer hatte so viel vom Wassermangel gelitten: daß viele seiner Soldaten auf dem Wege umgekommen waren. — Hierdurch wurde er bewogen, nach einem Wasserplatze in den Wäldern zu marschiren, wo seine Leute, nachdem sie ihren Durst gelöscht hatten, ganz erschöpft sich sorglos zum Schlafen in dem Gebüsche umher lagerten. — In dieser Lage wurden sie vor Tages-Anbruch von Damel angegriffen und erlitten eine vollständige Niederlage. Viele von ihnen wurden im Schlafe von den Pferden der Jaloffs zu Tode getreten; Andere auf der Flucht getödtet und eine noch größere Anzahl zu Gefangenen gemacht. — Unter diesen Letzteren befand sich Abdulkader selbst; und so wurde dieser Rasende, welcher nur einen Monat vorher die drohende Botschaft an Damel gesandt hatte, nun selbst als ein elender Gefangener in Ketten vor den Fürsten der Jaloffs gebracht. Aber statt dem vor ihm Niedergesunkenen, der Gewohnheit gemäß, mit dem Fuße auf den Nacken zu treten und ihn mit seinem Speere zu durchbohren, redete ihn dieser mit den Worten an: „Abdulkader, antworte mir auf diese Frage: wenn der Zufall des Krieges mich in Deine Lage und Dich in die meinige versetzt hätte, wie würdest Du mich behandelt haben?“ — „Ich würde Dir meinen Speer in das Herz gestoßen haben!“ antwortete Abdulkader mit Standhaftigkeit, „und ich weiß: daß meiner ein ähnliches Schicksal harrt!“ — „Nicht also!“ rief Damel, „zwar ist mein Speer mit dem Blute Deiner in der Schlacht gefallenen Unterthanen gefärbt und ich könnte denselben noch dunkler röthen, wenn ich ihn in das Deinige tauchte; dies würde aber weder meine Städte wieder aufbauen, noch die Tausende, welche in dem Walde fielen, wieder ins Leben zurück rufen. Ich will Dich daher nicht mit kaltem Blute tödten, sondern Dich so lange als meinen Sclaven zurück behalten, bis ich sehe: daß Deine Gegenwart in Deinem eigenen Reiche der Ruhe Deiner Nachbarn nicht mehr gefährlich seyn wird, und dann werde ich überlegen: auf welche Art ich gegen Dich zu verfahren habe.“ — Abdulkader wurde daher zurück behalten und arbeitete drei Monate lang als Sklave. Dann verlieh Damel den Bitten der Einwohner von Foota Terra Gehör und gab ihnen ihren König zurück.

Wie manchem weißen und christlichen Fürsten — möchte wohl hierbei der geliebte Leser denken — könnte die Handlungsweise dieses schwarzen und heidnischen Königs zu einem Ehren- und Tugendspiegel dienen!!

Fündlinge.

Eine Alte, die in Boccacio's Novellen las, rief inbrünstig aus: „Wollte Gott, das hieße beten!“

„Wünsche und Leidenschaften sind die Füße der Seele!“ sagt Desportes.

Ein Mönch, der an einem verdächtigen Orte gefunden wurde, entschuldigte sich: Er müss' als Arzt seine Kranken besuchen.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß mehrere neuere Geschichtschreiber, welche angeblich mit philosophischem Geiste arbeiten, hinsichtlich der Richtigkeit oder Falschheit der Thatsachen, worüber sie philosophiren, sehr gleichgültig sind. — Der berühmte Abbé Raynal gehörte (?) zu dieser Art Schriftstellern, wie auch aus nachstehender Anekdote sich ergiebt. Zu Ende des Jahres 1777 besuchte Raynal eines Abends Franklin in seiner Wohnung zu Paris, und traf da auch ihren gemeinschaftlichen Freund Silas Deane. „Ach, Herr Abbé!“ rief Deane, „wir sprechen gerade von Ihnen und Ihren Schriften. Wissen Sie wohl: daß Sie von mehreren Leuten, die Ihnen Nachrichten über Amerika mitgetheilt haben, sehr übel berichtet worden sind?“ — Der Abbé bestritt diese Behauptung; Deane aber bezog sich auf eine Menge von Stellen aus Raynal's Schriften, die Unrichtigkeiten enthalten sollten. Endlich kamen sie auf eine Anekdote von Polly Baker, welche der Abbé mit Pathos in seinem Werke erzählt. „Nun“ sagte Deane, „hier haben wir ein Geschichtchen, von dem auch kein Wort wahr ist.“ Raynal gerieth darüber in Zorn und versicherte: sie aus einem authentischen, in Amerika gedruckten Blatte genommen zu haben. Franklin, der lächelnd zugehört hatte, sagte jetzt: „Mein lieber Abbé, soll ich Ihnen die Wahrheit erzählen? Als ich noch ein junger Mensch war, schrieb ich ein Zeitblatt. Nun traf es sich manchmal: daß es mir an Neuigkeiten mangelte, um mein Blatt zu füllen; und das veranlaßte mich dann, Erzählungen zu ersinnen, die für wirklich geschehen gelten konnten. Dies war auch mit der Geschichte von Polly Baker der Fall; ich habe sie erdichtet.“ — „Auf Ehre!“ rief Raynal, um sich doch leidlich zu helfen, „ich will lieber Ihre Erdichtungen in meine Werke aufnehmen, als manche Wahrheiten anderer Leute.“ — Auf diese Weise aber bearbeiten manche neuere Schriftsteller die Geschichte. (Courier.)

Lockman, der äthiopische Weise, ward gefragt: durch wen er seine Kenntnisse erhalten habe? Durch die Blinden, antwortete er, die nicht ehe den Fuß vorwärts setzen, ehe sie Grund und Boden mit ihrem Stabe untersucht haben. (Courier.)

Zu Mons, in Belgien, ereignete sich unlängst ein eigener Theater-Vorfall. Eine, vom gesammten Publikum unterstützte und von der Polizei begünstigte Stimme fordert den Theater-Direktor und schreibt ihm vor: welche Subjekte er bei seiner Truppe annehmen soll, macht auch noch mehrere andere Bedingungen, unter denen man ihn dulden oder wegjagen will. Der Direktor nimmt die Bedingungen an, beschwört: sie zu halten, und nun geht Alles wieder seinen Gang. (Journ. d. Comm.) Die Polizei, mit dem Publikum verschworen, ist auch etwas Seltenes! — Indessen ist diese Art der Verhandlung doch schwerlich eine erlaubte zu nennen, obwohl auch die Beschränkung der öffentlichen Theater-Stimme seine bösen Folgen hat. — Ich meine: gute Sitte, wähle hier des Weges Mitte!

Eines Tages war der Nebel in London so stark: daß er sogar (durch die Eintretenden) in die Bühne drang, so daß die Zuschauer die Schauspieler kaum erkennen konnten. (Quotid.) Der Nebel gab vielleicht hier und dort eine gute Symbolik.

Ein schottischer Bergbewohner von 101 Jahren hat sich auf den Weg gemacht: um dem Prinz-Regenten seinen Neujahrs-Glückwunsch dar zu bringen. Er will durchaus kein Fuhrwerk nehmen, sondern Hin- und Rückweg (160 Lieues) zu Fuß durchwandern. (Quotid.)

Bei Gelegenheit des Lobes der Kohlpflanze, als Mittel gegen Trunkenheit, läßt sich eine noch interessantere Eigenschaft nicht verschweigen: sie ist nämlich auch ein Mittel gegen Gicht. Ein damit behafteter Mann bediente sich der Kohlblätter, welche er erst über Feuer abdampfte und sie dann auflegte, mit so gutem Erfolge: daß die Gicht nicht nur verschwunden ist, sondern die vorher ganz gelähmten Glieder sogar ihre Kraft wieder erhalten haben. (Quotid.) In Berlin hat man einen Lokal-Ausdruck: Mach' mir keinen Kohl! — der etwa heißen soll: Täusche mich nicht. — Wenn das hier nicht mit der Kohlpflanze eine ähnliche Bewandniß hat, wäre die Angabe mit Dank zu lohnen.

Die Zeitung von Pau (Gaskognien) berichtet von einem 85jährigen Greise, dem noch kürzlich ein großer Zahn wieder gewachsen ist. (Journ. gén.)

Wenn die Königin Carolina (Gemahlin Georg II. von England) sich ankleidete, so ließ sie gewöhnlich in dem anstoßenden, offen stehenden Zimmer, wo eine nackte Venus hing, von ihrem Kaplan Gebete vorlesen. Mistriß Selwyn, ihre aufwartende Kammerfrau, forderte, auf Befehl der Königin, eines Tages den Kaplan, Dr. Madox, nachmaligen Bischof von Worcester, auf, diesen Dienst zu verrichten. „Madam!“ sagte der schlaue Doktor, auf die Venus zeigend, „das ist ein sauberes Altarstück!“ — Die Königin Anna hatte dieselbe Gewohnheit, und befahl einst die Thüre zu schließen, weil sie etwas that, wobei sie keine Zeugen wünschte. Der Kaplan hielt deshalb mit seiner Vorlesung inne. Sie ließ ihn jedoch sogleich fragen: warum er nicht fortfahre? „Weil ich“ erwiederte er, „Gottes Wort nicht durch das Schlüsselloch flüstern mag!“ (Morn. Chron.)

Der Herzog von Gaeta, ehemaliger französischer Minister, sagt in seinem Werke: „Notice historique sur les Finances de la France de l'an 1800 à l'Avril 1814“: Im Dezember des Jahres 1815 betrug die im Umlauf befindliche Geldsumme Frankreichs wenigstens 3,480,000,000 Franken (145,000,000 Pfund Sterl.); durch die Erlaubniß der Exportation des Baaren und durch andere Ursachen, die während und nach der Revolution statt gefunden, wären aber im Jahre 1814 nur 280,000,000 Franken geblieben. (Morn. Chron.)

Auf dem Covent-Garden-Theater ward zu Weihnachten eine Pantomime unter dem Titel: „Harlequin Munchhausen or the Fountain of Love“ (Harlequin Münchhausen oder die Quelle der Liebe) gegeben. Die erste Scene ward mit einer Ansicht von Schneegebirgen in der Nähe des Aetna eröffnet. Die brennende Lava des Letzteren schmilzt den Schnee, und entblößt ein Dorf, welches darunter verborgen war. Baron Münchhausen lag (wie dies in seinen klassischen Lügen erzählt ist) schlafend auf dem Boden und sein Roß hing mit dem Zaum an dem Kirchthurm des Dorfes, an welchem es von seinem Herrn angebunden und bei dem weggeschmolzenen Schnee hängen geblieben war. Die Bauern drücken ihr Erstaunen über diesen sonderbaren Anblick aus, erstaunen aber noch mehr, als der Baron mit einem Pistolenschuß den Zügel seines Pferdes abschießt, und so wie dies ganz gesund herunter fällt, sich darauf setzt und fort reitet. (Times.)

Atterbury, Bischof von Rochester, äußerte, als eine gewisse Bill ins Oberhaus gebracht wurde, unter andern: er habe vorigen Winter prophezeiet: daß man diese Bill in der gegenwärtigen Sitzung vorschlagen werde, und es sey ihm nicht lieb: daß er kein falscher Prophet gewesen. Lord Coningsby, der gewöhnlich leidenschaftlich sprach, bat hierauf das Oberhaus, zu bemerken: daß Einer von den Hochwürdigen sich selbst für einen Propheten ausgegeben habe; er kenne aber keinen Propheten, der demselben mehr gleiche, als der wahnsinnige Prophet Bileam, der von seinem eigenen Esel widerlegt worden sey. Der Bischof erwiederte auf diesen unhöflichen Angriff sehr kalt: „Es ist mir lieb, mich von dem edlen Lord mit dem Propheten Bileam verglichen zu sehen; nur weiß ich nicht: auf wen der andere Theil des Gleichnisses paßt, denn ich bin von Niemanden anders, als von Sr. Herrlichkeit widerlegt worden.“ (Morn. Chron.)

Es ist wohl sehr bemerkenswerth: daß in dem Garten eines Hrn. Gregory Stanford, zu Hothfield in Kent, wenige Tage vor Weihnachten ein Bienenstock schwärmte. Der junge Schwarm flog nur eine kurze Strecke weit von dem Bienenstande fort, und wurde sodann in einen schon bereit gehaltenen Korb eingefangen. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 15. Januar. 9tes Blatt.

Goethe's Osterie in Rom.

Rom, den 5. Juni 1818.

Freunde, wohin steht der Sinn?
Nach dem Neuen, nach dem Alten?
Laßt mir heut 'mal freies Schalten,
Weil ich just bei Laune bin.

Steckt mir keinen Vasi *) ein,
Keine Pläne laßt mich wittern,
Wollt Ihr mich nicht recht erbittern;
Ich will Euer Führer seyn!

An dem Capitol vorbei —
Soll es nach dem Forum **) gehen? —
Fort und fort, nicht umgesehen
Nach dem Kaiser-Konterfei! ***).

Zum Theater des Marzell,
Mit dem schwarzen Adlerschilde?
Führst Du uns zur Judengilde? —
Aufgeschaut, wir sind zur Stell! ****).

Seht die grünen Reiser hie
Und das Bild der gold'nen Glocke!
Sagt nicht: daß ich Euch verlocke,
Klassisch ist die Osterie.

Klassisch jedes Bechers Rand,
Klassisch Boden, Tisch' und Bänke;
Wißt: es wird die Glocken-Schenke
Goethes Schenke zugenannt.

Zecher, schließt das heil'ge Rund!
Wein, Herr Wirth, vom allerbesten,
Gläser von den allergrößten,
Flaschen mit weitoffnem Mund! *)

Solches heischt des Festes Lust,
Das wir heute hier begehen:
Soll's nicht im Kalender stehen,
Steht es doch in unsrer Brust.

Stoßt die ersten Becher an!
Hei, wie innig sie erklingen!
Noch ein Stoß! Dem wir sie bringen
Hat's nicht sanfter hier gethan.

War ja stets dem Halben gram,
Und somit auch halben Flaschen;
Allem Liebeln, Skribeln, Naschen,
Und dem Anthologenkram.

Aus des Lebens vollem Flor,
Aus der Erde tiefem Herzen
Sog er alle Lust und Schmerzen,
Keinen Tropfen er verlor.

Hier im Haus ist er Patron;
Paul und Peter soll's nicht wehren,
Und nach unsres Heil'gen Lehren
Müßt Ihr's treiben heute schon.

Sitzt kein Liebchen mir zur Hand:
Daß wir mit dem Saft der Reben
Auf dem Tisch uns Zeichen geben?
Er macht' uns die Kunst bekannt.

*) Vasi „Itinerario di Roma etc." der Begleiter der wißbegierigen Fremden in Rom.

**) Das alte Forum Romanum, jetzt Campo Vaccino, liegt bekanntlich hinter dem Capitol, wenn wir, wie unsre Gesellschaft, vom Corso ausgehen.

***) Die bronzene Equester-Statue des Marc Aurel steht auf dem Platz des Capitols.

****) In den alten Mauern des Theaters des Marzell hat sich die Familie der Orsini im Mittelalter einen festen Palast gebaut, der jetzt von der preußischen Gesandtschaft bewohnt wird; daher das schwarze Adlerschild über der Thüre. Unweit davon liegt die Judengasse (Ghetto degli Ebrei).

*) Die gewöhnliche Form der römischen Flaschen.

Elegia horcht am Thor,
Was die deutschen Zecher singen:
Ob sie ihr wohl Kunde bringen
Von dem Gast, den sie verlor?

Oftmals schleicht sie hier umher,
Wo sie ihn so gern gefunden
In den kühlen Abendstunden,
Und ihr Blick ist thränenschwer.

Quod amamus weit und breit!
Ist es nicht am Tiberstrande,
Die ich lieb' im Vaterlande,
Dieses Glas ist ihr geweiht!

Treuer Sinn giebt hellen Klang;
Wenn wir hoch die Becher schwingen,
Mag's ihr durch die Seele dringen
Mit Musik und Jubelsang!

Und wer den Pluralis übt,
Leert für Jede einen Becher,
Weil man nur dem weiten Zecher
Auch ein weites Herz vergiebt.

Neue Flaschen auf den Platz!
Sind wir mit dem Vivat fertig,
Seyd des Pereats gewärtig,
All Ihr Brüder Goliaths!

Goethe, großer General!
Laß Dich unsren Simson nennen,
Der Du ihre Saat verbrennen
Thätst so kecklich allzumal!

Pereat, wen das verdrießt!
Und — soll's toleranter klingen —
Pereat vor allen Dingen:
Wer statt Kerns die Schale frißt!

Wilhelm Müller.

Ausflug nach Cassel; im Jahre 1818.

(Fortsetzung.)

Abends besuchte ich zum zweiten Male das Theater, wo heute Schillers helvetisches Idyll: „Wilhelm Tell" ins Leben trat und im Allgemeinen gut gegeben wurde. Es war nothwendig: durch einen wiederholten Besuch richtigere Ansicht der Kunststufe zu gewinnen, auf der die hiesige Bühne in der Tragödie steht, da mich die gestrige Oper hierüber nicht belehren konnte, und mir weit weniger versprach, als ich heute gefunden. — Noch blieb mir am vierten Tage eine abermalige Parthie nach Wilhelmshöh, da ich das churfürstliche Landschloß daselbst nicht sah, und es allerdings belohnend ist, es mindestens flüchtig zu durchlaufen. Auf dem Wege dorthin warf ich einen Blick auf die großen Gewächshäuser, die, wenn man mich recht berichtet, durch mehr als 50 Oefen geheizt, nicht geringen Aufwand erfordern, doch auch schon seit Monaten (im Mai) reifes Tafelobst und köstliche Früchte des Süden liefern. Das Innere des wahrhaft königlichen, vom jetztregierenden Churfürsten erbauten Schlosses Wilhelmshöh entspricht vollkommen seiner äußeren Form, und verbindet französischen Geschmack mit deutscher Tüchtigkeit, da Hieronymus Napoleon bei seiner Flucht viel köstliches Geräth zurück lassen mußte, dem der jetzige Besitzer manches inländische Kunstwerk zur Seite gestellt. Inspektor Steitz, ein gleich gefälliger als unterrichteter Führer, machte mich mit dem Vorzüglicheren bekannt, und zeichnet sich als Kastellan durch ziemlich geläuterten Kunstsinn und eine bescheidene Freimüthigkeit aus, die sich zur Zeit der Franzosen-Herrschaft oft recht verständlich aussprechen mochte. Ob unter den vorgezeigten Gemälden große Meisterstücke sind? steht wohl dahin; doch erschienen mir verschiedene Stücke ungemein anmuthig, worunter einige Darstellungen des verstorbenen Tischbein und einige Tableau's von Büttner (z. B. der Savoyard und sein Mädchen) gehören. Die Leistungen dieser beiden Künstler gefallen theils durch Anordnung der Zeichnung, theils, wie bei Büttner, durch Färbung und Fleisch. Einige trefflich dekorirte Säle, Prachttreppen und Stuckaturen verdienen übrigens alle Aufmerksamkeit, so wie nicht minder die abwechselnde, aus manchen Zimmern reizende Aussicht ins Fuldathal und auf das darin verbreitete Cassel, mehr als gewöhnliche Unterhaltung gewährt. — Rückwärts fuhr ich durch Schönfeld und die Karlsaue — Vergnügungsorte der höheren und mittleren Stände — und begegnete überall verschwenderischem Grün und frischen erfreulichen Schattenplätzen. Von der Orangerie im Aupark war noch das wenigste aufgestellt, doch machen die Gewächshäuser an und für sich eine herrliche Wirkung. — Nachmittags verließ ich die freundliche Hauptstadt — deren Physiognomie, gleich der ihrer Bewohner, viel Heiteres und Gemüthliches trägt, das man in größeren Städten selten findet, — und schlug meinen Weg nach Göttingen ein. Bei Landwehrhagen betrat ich hannöversche Erde; doch als ich, mich wendend, noch einmal über Cassel und Wilhelmshöh sah, blitzte mir, aus fast zwei Meilen weiter Entfernung, die eben dort springende große Fontaine entgegen, und zeichnete sich auf dem Waldgrunde höchst malerisch aus. Ein Beweis: wie stark der Wasserstrahl an sich und wie bedeutend hoch er sich aufhebt. Fast immer am Saum des Fulda-Ufers ritt ich hin und erreichte Abends um 8 Uhr Hannöverisch-Münden, das tief im umwaldeten Bergkessel liegt, worin sich die Werra und Fulda vereinigen. Die Stadt hat ohngefähr 500 hohe, düstere, altmodische Häuser, enge Straßen und einen winklichten Markt. Auffallend ist hier der schroffe Uebergang der hochdeutschen zur plattdeutschen Zunge, so daß es schwer ist, sich verständlich zu machen. Ohnweit dem Brücken-Thor, am Wege nach Göttingen, strömen in ziemlich engem, spitzigen Winkel die schon genannten Flüsse zusammen, und da beide viel Fall und Schnelligkeit haben, so geben sie der jungen Weser eine gleich rasche Bewegung mit, die sie in engen, steilen Ufern fort-

während auch zu behalten scheint, indem sie Schiffe in fünf Tagen bis Bremen fördert. Ein reger, thätiger Handelsgeist belebt auffallend die kleine Stadt, und manches Speditions-Geschäft mag wohl die Mühe reichlich belohnen. Hannöversche Landwehr, roth uniformirt, mit kleinen, kegelförmig zugespitzten Tschako's, hält Münden besetzt. — Am Vormittag des 14ten Mai legte ich, über Dransfelde, die drei Postmeilen bis Göttingen zurück, sah jedoch unterweges nichts irgend Erhebliches. Erst ohnweit der letzteren Stadt wird die Uebersicht frei, und das fruchtbare Thal, worin die Leine erst kürzlich viel Verwüstung angerichtet, sah mich mit lächelnden Augen an. Ernster erhebt sich der Hintergrund und die hohen Gleichen, die Pleßburg und andere Ruinen, die ziemlich stolz den Wald überschauen, machen die Ferne sehr interessant. Auf diesen Bergen mochten Bürger, Voß und Hölty, Miller, Klopstock und die Gebrüder Stolberg manches Bardenfest feiern, und die Sänger der Luise, der Leonore und der zarte Traumbild-Dichter Stoff und Ideen zu ihren divergenten, noch kaum übertroffenen Bildungen sammeln! — Göttingen an sich selbst liegt völlig in der Ebene, und nur ein hoher durchbrochener Thurm hebt sich weit sichtbar über die Niederung und über die Straßenzeilen der Stadt, worunter die Caßler- und Wender-Straße wohl die zierlichsten sind. Eine auffallende Symmetrie der Bauart ist Göttingen überhaupt nicht ab zu sprechen; und ohnerachtet seines hohen Alterthums — da schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts Lothar, Herzog von Sachsen, Graf von Supplinburg, hier Turnier halten ließ — ist dennoch sein Aeußeres ziemlich modern und deutet auf neuere Umwandlungen. — Der erste Ort, den ich besuchte, war der botanische Garten, der wohl einer der vorzüglichsten Deutschlands ist, und wie die darin aufgestellte Urne an zu zeigen scheint, dem unsterblichen Haller seine Entstehung verdankt. Auch ohne Pflanzenkundiger zu seyn, fiel mir der unendliche Reichthum und die Fülle der hier versammelten Erzeugnisse der Erde aus den entlegensten Zonen auf; so wie nicht minder die Vertheilung der Gewächse nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit vorzügliche Kenntniß und Umsicht verräth. So hat man eine Abtheilung des vormaligen Stadtgrabens, die fast beständig im Schatten liegt, für nordische Tropen- und Waldpflanzen benutzt, ja selbst das öde Wallgemäuer — es mit Epheu und Schmarotzer-Sträuchern überkleidend — für die Wissenschaft dienstbar gemacht. Ich enthalte mich der Aufzählung der Mengen von exotischen Gewächsen und bemerke nur: daß vom Kaffee- und Theebaum, Zuckerrohr und Pisang an, wohl schwerlich eine Colonial-Pflanze fehlt, und man nicht minder von den höchsten Palmen, Pinien, Datteln oder Zedern, als auch vom geringsten offizinellen Pflanzenreis, vorzügliche Exemplare finden kann. Der Blumist trifft neben ungeheuren, beinahe baumartigen Aloen und riesenhaften Cactus-Pflanzen, wohl 150 verschiedene Geranien, Heliotrops und andere Duftgewächse — kurz, einen Ueberfluß an Allem, was die entlegensten Wendekreise und beide Indien hervor gebracht, den Blick des Beschauenden zu ergötzen und der Wißbegier Genüge zu thun. Außerdem, daß England das Vorzüglichste liefert, ersetzt man auch durch Tausch mit andern botanischen Gärten, namentlich mit dem zu Karlsruh, das Ermangelnde leicht.

(Der Schluß folgt.)

Naive Antwort.

Die Familie Chabot gehört zu den ältesten in Frankreich, und war mit den ersten Häusern, z. B. Lothringen, Oranien, Lusignan, Rohan u. s. w. verwandt. Nie war in ihr eine Mißheirath vorgefallen, bis Katharina Chabot einen Präsidenten in Metz, Namens Vignier, der von bürgerlicher Herkunft und ohne alles Verdienst war, in zweiter Ehe heirathete. Das, wegen ihres Witzes bekannte Fräulein du Tillet fragte einst diese Dame: was sie doch wohl bewogen haben könne, dieses Präsidentchen (wie sie sich ausdrückte) zu nehmen? — Jene antwortete: „Weil ich guter Hoffnung war!“ — „Ach!“ erwiederte Fräulein Tillet, „sechs Bastarde würden Ihnen nicht so viele Schande gemacht haben, als ein legitimes Kind aus einer solchen Ehe!“ (Mémoire historique par Amelot de la Houssaie.)

v. Göckingk.

Literarische Bemerkungen.

In Solbrig's „Almanach der Parodieen und Travestieen“ wird Kotzebue (S. 89) als Verfasser der Romanze: „Der Dichter Blume, Gegenstück zu Goethe's König von Thule“ angegeben. Diese Parodie ist aber von dem Dichter K. H. L. Reinhardt und befindet sich in dessen „Gedichten.“

Viele Schriftsteller schreiben noch immer „Myrthe“, obschon der gelehrte Böttiger bereits im „Morgenblatt“ 1811, Nr. 27, auf den falschen Gebrauch des h in diesem Nennwort aufmerksam gemacht hat. Eben so unrichtig wird „Amarant“ mit h geschrieben.

Fr. Raßmann.

Anklänge.

24.

Nicht das Glück nur preise,
Das oft Böses thut;
Noth allein macht weise,
Noth macht Viele gut.

25.

Die Hoffnung und Furcht mußt in dir du bezwingen:
Wer hoffet und fürchtet, wird wenig vollbringen,
Und immer mit Grillen und Sorgen nur ringen.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Der hiesige „Künstler-Verein" feierte am 9ten Januar sein erneuertes, eigentlich für den 6ten Januar (dem Tage der heiligen drei Könige) bestimmtes Stiftungfest. Da erst kürzlich, am 18. Oktbr. 1818, über die Wirksamkeit des Vereins in öffentlicher Versammlung Bericht erstattet war, so wurde diese Feier nur mit einer kurzen Rede vom Direktor Schadow eröffnet, und die Folge der Gegenstände angegeben, welche die Künstler der verschiedensten Fächer zur Unterhaltung der Gäste fertigten und aufstellten. — Mit der Baukunst, der ältesten der Künste, wurde begonnen. An einer Tempel-Pforte erblickte man vier Karyatiden (lebende Personen), welche die Kapitäler der Säulen-Ordnungen — der dorischen (diese um der Symmetrie willen zwei Mal), ionischen und corinthischen — auf den Häuptern trugen. Ein erklärender Monolog — mit Entfaltung mannigfacher Kenntnisse würdevoll gedichtet vom Prof. Levezow, und von der königlichen Schauspielerin Mad. Stich, als Genius der Kunst, sehr schön gesprochen, während begleitender Musik von Rungenhagen — erhöhte den Eindruck der Darstellung, deren Gestalten die Professoren Dähling und Hummel trefflich drappirt hatten. — Prometheus, Menschen bildend, folgte dann als Symbol der Bildnerkunst, geordnet vom Direktor Schadow; ein kräftiges Gedicht von Levezow, gelesen von dem königlichen Schauspieler Hrn. Lemm, geleitete dieses Bild, welches, wie auch die beiden nun folgenden Darstellungen es wurden, mit lebenden Personen ausgeführt war. — Für die Malerei sah man St. Lukas, wie er, bei Erscheinung der Maria, diese malt, nach dem Gebot einer himmlischen Stimme. Geordnet hatten dieses Bild Prof. Kuhbeil und Hampe; Hr. Lemm las dabei, in richtiger Einfachheit, ein Gedicht vom Prof. Gubitz. — Dann repräsentirte Orpheus, wie er die Euridice dem Orkus entführet, die Musik. Prof. Schumann war hier Ordner des Bildes; eine Cantate von Gubitz, höchst wirksam und zweckmäßig componirt von Rungenhagen, leitete die Erscheinung ein und begleitete sie. Da die Kürze der Zeit, welche eine Darstellung mit lebenden Personen bedingt, die einfachste musikalische Behandlung des Ganzen nöthig machte, und also die Wiederholungen des Textes, welche sich Componisten oft gedankenlos oder höchstens um Springerkünste der Töne an zu bringen, erlauben, wegfallen mußten, so hätten sich Musiker überzeugen können: daß man auch auf solchem guten Wege, wenn man ihn zu finden weiß, einen Eindruck hervor bringen und ihn steigern kann. — Es begannen jetzt die Ausstellungen von Transparents und zwar waren sie der Dichtkunst geweiht. Es personificirte sie Hans Sachs, der Altmeister, in dem Gedicht von unserm jetzigen Altmeister Goethe, welches Hr. Lemm sehr charakteristisch las. Die sieben effektvollen Transparents, welche Momente des Gedichts bezeichnen, sind von Schmidt, Hampe, Stürmer und Giese, Johann Wolff, Prof. Dähling, Prof. Kuhbeil und Herbig. — Ein größerer Transparent von Kolbe, die heiligen drei Könige vor dem Jesuskinde darstellend, beschloß die Bilderreihe. Es ist des Künstlers eigene, sehr gelungene Composition; eine rednerische Darlegung vom Dr. Spiker wurde dabei von Hrn. Lemm in des Dichters Geiste gelesen und ein „Gloria" herrlich componirt vom Prof. Zelter, schloß sich an. — Nach einer, nun schon herkömmlichen Sitte, endete das Ganze mit einem Scherze, worin sämmtlich Mitthätige geneckt wurden, doch so, daß sie Alle gewiß mit lachten. Es war ein kernigwitziger, von Schadow gedichteter Dialog zwischen der erhabenen und gemeinen Natur, der mit der Einladung zur Tafel schloß. — Hier wurden noch Lieder von Fr. Raimar und Gubitz, componirt von Zelter und Rungenhagen, von einem Theile der Sing-Akademie, welche auch alle früheren Gesang-Partieen ausführte, vorgetragen. — Die lebendigste Freude waltete dort wie hier und machte die Versammelten zu Nachtschwärmern. Das Ganze aber beweist: daß in unseren Künstlern eine achtungswerthe schaffende Kraft wohnt; denn konnten sie für das Fest eines Tages, und bei keinem andern Erwerbe, als Zufriedenheit ihrer Gäste, so Vieles und Mannigfaches leisten, was vermöchten sie wohl, wenn für bedeutende Aufgaben sich öfter erwünschte Gelegenheit darböte?! Gz.

Der Fürst von Metternich besitzt nicht weniger als 25 Militair-Orden, so daß er, nebst dem Herzoge von Wellington und einigen Andern, mit Recht zu den Sternbildern auf unserer irdischen Weltkugel gezählt werden kann. (Morn. Chron.)

Menage bemerkt: daß man im Jahre 1564, unter Karl IX. von Frankreich, das Neujahr vom 1sten Januar an zu rechnen begann. Vorher zählte man die Jahre nach den Festtagen der Kirche; auch bemerkt er: daß der ehrwürdige englische Geschichtschreiber Beda der älteste Schriftsteller sey, der sich der christlichen Zeitrechnung (Anno Domini) bedient habe. (Morn. Chron.)

Keine erklarte Geliebte eines Souverains genoß weniger das Glänzende ihres Verhältnisses, als Lady Suffolk (Geliebte Georgs II.). Sie war schön, ihr königlicher Liebhaber hingegen geistlos und ohne Vertrauen zu ihr. Des Königs Empfindungen richteten sich genau nach der Etikette und dem Glockenschlage; er besuchte die Lady jeden Abend um 9 Uhr, doch mit einer so albernen Pünktlichkeit: daß er häufig mit der Uhr in der Hand in seinem Zimmer auf und ab ging, bis die bestimmte Minute gekommen war. (Morn. Chron.)

Die Nachricht von einer Revolution in Spanien, sagt die Morning Chronicle, ist zu angenehm, um wahr zu seyn. (Quotid.) Dieses Witzwort hat seine schwache Seite; eine Revolution ist nie angenehm und die Vernünftigen wünschen wohl: daß auch in Spanien jede nothwendige Anerkennung der allgemeinen Freiheit auf friedlichem Wege geschehen möge — so Gott will und die Behörden zu rechter Zeit das Rechte begreifen.

Unlängst starb zu London ein französischer Perückenmacher, Namens Courtois, welcher 4,800,000 Fr. hinterläßt. (Quotid.) Der muß viele englische Köpfe geschirmt haben.

Man erwähnt eines Tartaren, welcher, als Kurier der Pforte, den Weg von Konstantinopel nach Bagdad in neun Tagen zurück legte. Es ist eine Entfernung von 1500 englischen Meilen. (Journ. gén.)

Beilage: Blatt der Ankündigungen No. I.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 16. Januar. 10tes Blatt.

Das Maria-Bild des Sanct Lukas.

Legende.

Sinnend: wie sich Glaub' und Liebe
Gründen möcht' aus Christi Blut,
Saß Sanct Lukas im Getriebe
Strömender Gedankengluth;
Und entlöst dem Erdenraume
Grüßet ihn der Engel Schaar,
Ihn umfängt, im lichten Traume,
Gottes Nähe wunderbar.

Und im All von Wonnetönen
Wird des Ew'gen Stimme laut:
„Mir die Menschheit zu gewöhnen,
„Male schnell die Himmelsbraut;
„Durch die Mutter mit dem Kinde
„Wahr' ich leicht mir jedes Herz:
„Wenn ich menschlich mit empfinde,
„Sind vertraut mir Freud' und Schmerz."

„Herr, ich bin zu schwach dem Glücke!"
Spricht der Maler und im Fleh'n
Wollen ätheran die Blicke:
Und er sieht Maria stehn.
Hold umschmiegt von keuscher Hülle
Glänzet sie aus inn'rer Macht,
Und in reicher Schönheitfülle:
Nie geseh'n und nie gedacht.

Ob Sanct Lukas tief erbebte:
Ihn entzückt was Gott gesandt;
Jede Kraft, die in ihm lebte,
Dringt zur geistbewegten Hand;
Abgefallen sind die Banden
In der Künste Farben-Reich,
Zaubernd ist das Bild erstanden:
Doch Sanct Lukas matt und bleich.

Wie die Pulse neu sich wagen,
Ist das Himmelsbild entfloh'n;
Und die Todtenglöcklein klagen:
Gottes Mutter ging zum Sohn!
Es vererbt' ihr letzt Erscheinen
Für die Andacht noch ihr Bild:
Und vom Blick der Heiligreinen
Ward oft schweres Leid gestillt.

F. W. Gubitz.

Ausflug nach Cassel; im Jahre 1818.

(Schluß.)

Meine noch übrigen Stunden des Tages brachte ich auf dem akademischen Museum sehr angenehm zu, nachdem ich mindestens das Lokal der gegen 300,000 Bände starken Bibliothek und ihre Anordnung bewundert hatte, und vom örtlichen Raum dieses Instituts schon dadurch einen Begriff geben kann: daß man, außer dem quadratförmig zusammen gebauten Bibliothek-Gebäude, noch die vormalige Collegiat-Kirche als Büchersaal mit herbei gezogen, und allein mit historischer Literatur deren ganzes Kirchschiff angefüllt hat. Recht erwecklich für den Ehrtrieb junger Studirenden dünkt mir die Büsten-Aufstellung berühmter, großentheils an hiesiger Universität bestallt gewesener Gelehrten, die mit unter — obschon nur von Gyps — recht gut gerathen und ähnlich sind. Doch auch noch lebenden Kunst- und Wissenschafts-Heroen ward hier verdiente Apotheose zu Theil, wie dies vor Allem die Bildnisse Goethe's, Blumenbachs und Anderer beweisen. Erster Stifter der Bibliothek soll angeblich ein Minister von Münchhausen gewesen seyn, dessen Bild noch am Eingange prangt. —

Das geographische und naturhistorische Museum steht ebenfalls im Bibliothek-Gebäude, obwohl in einem andern Stock, und kann allein einen ganzen Tag ausfüllen. Es scheint vorzüglich reich an südseeinsularischen Merkwürdigkeiten, Kleidungen, Federschmuck und Waffen, Haus- und Feldgeräth jener sogenannten Wilden; meist Alles ohne metallne Instrumente, mit Steinmessern und Meisseln geschnitzt, oder mit Nadeln von Fischgräten genäht — was um so höhere Bewunderung verdient, da jene Insulaner angeblich auf der tiefsten Stufe menschlicher Kultur und aller vernünftigen Ausbildung stehen, und dennoch, wie es Manches beweist, so sehr erfinderischen Sinnes sind. Das Fach der Naturgeschichte ist wohlbesetzt, und außer mehreren ausgestopften Thieren, worunter auch ein 11 Fuß langes amerikanisches Krokodill, zeigt man ein vollständiges Elephanten-Skelet und ungeheure Mammouth-Knochen, menschliche, vertrocknete Leichname und reich assortirte Spiritus-Apparate, vom menschlichen Fötus bis zur niedrigsten Affenart. Hofrath Blumenbach, dieser noch immer rüstige Forscher der Natur und unermüdete gelehrte Sammler, hat dem Museum mehrere seltene Stücke verehrt und sich um das Ganze hohe Verdienste erworben. Ich verließ dies trefliche Institut und besuchte beiläufig den Kupferstecher Riepenhausen, den Deutschland fast so lange als den Göttinger Almanach kennt, den er mit mancher Zierde bereichert. Seine in Italien studirenden Söhne, Friedrich und Johann, haben sich dort der allegorischen und Geschichts-Malerei anscheinend ziemlich glücklich gewidmet, und ein Tableau von ihrer Hand: Schillers Mädchen aus der Fremde, schien mir Beider Beruf zu ersterer Gattung genügend an zu deuten. Deutsches Gemüth und italisches Blut hat sich in diesem Stück recht zart und eng verschwistert, und obschon der beschränkte Maaßstab der Figuren, so wie der Gegenstand selbst keine erhabene Composition erlaubt, so ist die Erscheinung des schönen Räthsels edel und geistvoll aufgefaßt und hat ein recht liebliches Bild gegeben.

Ein, gegen Abend näher rückendes Gewitter zog sich mit seinen Nachtgewölken beinah verderblich über Göttingen her, und ein wolkenbruchartiger Regenguß bedrohte die Gegend längs der Leine mit einer erneuten Wassersgefahr, wie sie erst kürzlich hier statt gefunden. Grund genug, meine Abreise auf morgen fest zu setzen, was früherhin nicht mein Vorsatz war. Mein Wille: den kürzesten Weg über's Eichsfeld zu nehmen, änderte sich gleichfalls; ich folgte der Chaussee bis nach Bremicke und ließ mich von da durch Boten weiter führen. Reinhausen, eine kleine Meile von Göttingen, liegt recht interessant, längs einem mächtigen Felsenlager, auf dem das königliche Amthaus ragt, und ein einladendes Waldthal, heute jedoch durch Wolken verdeckt, begleitet von hier die lebhafte Straße. Es ward hoch Mittag, ehe ich Duderstadt erreichte, und im preußischen Hof am Markte bessere Aufnahme fand, als ich erwartete, da das Aeußere der uralten Stadt und deren düster gestalteten Häuser sich unangenehm, ja fast abschreckend zeigt. Freundlicher scheinen die nächsten Umgebungen außerhalb den Thoren benutzt zu seyn, indem man die verfallenen Mauerzüge, Wälle und Gräben mit Linden besetzt, zum Theil geebnet und zu Spaziergängen gebildet hat. Nachmittags verfolgte ich meinen Weg unausgesetzt ostwärts und näherte mich der Grafschaft Hohenstein und ihren charakteristischen Bergen, nachdem ich dem flacheren Theil des unteren Eichsfeldes nur wenig Landschaftsreiz abgewonnen. Ein höchst beschwerlicher durchschnittener Weg, nicht ohne schöne Blicke nach dem Harz und seinem gewaltigen Brocken-König, ward langsam und mühsam zurück gelegt, und obschon der Regen völlig aufhörte, waren doch alle Straßen so durchnäßt: daß man sich nur an Feld- und Waldraiyen fort zu leiten im Stande war. — Ohnweit Holungen treten die Berge wieder so zusammen, als ich sie jenseits bei Bleicherode gesehen; doch ein einziger scharf zugespitzter Felsenkegel, der ihren thorartigen Einschnitt unterbricht, scheint nicht neptunischen Ursprungs zu seyn, sonst hätt' er sich unmöglich hier behaupten können. Auch korrespondiren die Felslager, die hin und wieder sichtbar sind, nicht immer einstimmig mit einander, wie es außerdem meist der Fall zu seyn pflegt; im Gegentheil ziehen sie, nach allen Richtungen zerklüftet und zerspaltet, aus den Thälern hervor, und geben eine ganz eigene ungewöhnliche Ansicht. Buntgefleckte Rinder-Heerden hingen an den Bergen und über tief laufenden Nebelwolken klang die Schalmeie unsichtbarer Hirten oder ein klagender Nachtigallenruf. Spät Abends traf ich in Gros-Bodungen ein und sah aus den Fenstern meines Quartiers einer neuen Sündfluth entgegen, da aus allen Schleusen des bedeckten Himmels unaufhörlicher Regen nieder fiel, der alle Bäche zu Strömen schwellte. Sehr schwer hielt es auch am folgenden Morgen, glücklich durch zu kommen, da die Wippra und Helme im Austreten, alle Brücken und Dämme höhnend, sich mit reißender Schnelligkeit an vielen Stellen in die Niederung gestürzt. All' die sanft murmelnden Wiesenbäche, die mich bei meiner Ausfahrt so romantisch begrüßt, fielen erzürnt von den Bergen nieder, und ich zog einsamer, als Deukalion, meines feuchten Weges, der mich auch, statt auf den Höhen des Parnasses, mit Mühe und Noth in meiner Heimath landen ließ. — Allerdings bezahlte ich die Genüsse der Reise dadurch etwas theuer; doch sehe ich nun um so freudiger darauf zurück, ja, würde mich doppelt glücklich preisen: hätte mein einfacher Reisebericht hie und da schönere Reminiszenzen oder den Wunsch nach eignem Schauen erweckt. Fr. Krug v. Nidda.

Anastasius.

Es war Anastasius, ein gar wohlgebildeter frommer Mann, Pater Sakristan in dem bekannten Kloster Heiligenbeil in Preußen. Die Gottgeweihten und Heiligen gar innig verehrend, hatte er doch vor Allen den Erzengel Michael lieb und ließ ihn sich malen: wie er den Satan besiegte; und vor dem schönen Bilde in seiner Zelle brannte stets eine geweihte Kerze. Es hatte aber Meister Wohlgemuth, der Maler, den Satan gar treffend gebildet, so daß derselbe sein Konterfei stets mit Verdruß gewahrte und dem Pater Anastasius einen Streich zu spielen beschloß. — Es war derselbe auch Beichtvater eines gar lieblichen Fräuleins der nahen Stadt, und oft hatte Anastasius zu kämpfen: daß er nicht seinem Herzen mehr folgte, als seiner Seele. Der Satan aber merkte dem guten Pater die schwache Seite bald ab; und als nun Anastasius, nach einem Festschmause, wo Alles, auch der Wein, zwiefach gegeben wurde, noch eben zu rechter Zeit daran dachte: daß zum Ave Maria geläutet werden müsse, und von den Bechern zum Glockenstrange eilte: da stand plötzlich vor ihm jenes Fräulein, eine lang' unterdrückte Liebe gestehend, und in der Gluth des Weines konnte der arme Anastasius sein Herz nicht so geschickt verbergen. Das Fräulein aber — welches ein vom Satan gemachtes Konterfei war, nicht minder täuschend nachgeahmt, als sein Bild von Wohlgemuth — beredete den Pater zur Flucht, und, daß sie nicht im Mangel leben müßten, zur Entwendung goldener Kirchen-Gefäße, bis sie ihre Verwandten versöhnt und dann genug habe, um überreichlich das Kirchengut ersetzen zu können. Anastasius war gefangen in seinen Sinnen und that endlich, wie ihm geheißen war. Und als sie nun Beide auf ihrer Flucht nahe der Stadt vorüber gingen, vom Abend-Dunkel geschützt, da sprach die Gestalt: „Geliebter, weile hier noch ein wenig; meine Mutter hat ein schönes Kleinod bei dem Juwelirer, dieses will ich uns auch mitnehmen" — Sie aber ging eilend zurück ins Kloster und schrie: „Euer Sakristan ist ein Dieb!" und bezeichnete die Stelle, wo man ihn finden würde. Da eilten Viele dorthin und fanden Anastasius mit den entwendeten Gefäßen, die er in einem Sacke bei sich trug. In Ketten geschmiedet ward er in das tiefste Gefängniß geworfen, und da sein Rausch nun ganz verflogen war, betete er inbrünstig zum Erzengel Michael, und in der bittersten Reue war er ganz zerknirscht ob seiner schweren Verbrechen. Da erschien ihm derselbe im Traum und sprach: „Warte am Morgen Deines Amtes; ich bin Deines Feindes Herr, und er soll, da Du Deiner Sünde mächtig geworden bist, in seiner Ohnmacht Deine Ketten tragen." — Wie nun Anastasius erwachte, fand er sich frei und ging hin, die Brüder durch die Glocke herbei zu rufen. Da entsetzten sich Alle, und der Abt sprach: „Wie bist Du aus so schwerer Haft frei worden?" — Anastasius aber erzählte Alles aufrichtig und wie man hinunter stieg in die Tiefen, fand man den Satan in Ketten, und mußte er darin so lange liegen, als die Brüder fromm waren und bis er durch List einen andern Pater betrog, daß der ihn in schändlicher That befreite. Anastasius aber führte ein musterhaft Leben, bis ihn die Engel von dannen trugen und sein Sprüchlein war fortan:

> Aechte Reue wird erretten
> Aus des Satans Sündenketten,
> Und in seine eigne Schlingen
> Kann ein frommer Muth ihn zwingen.

Bertram.

Anekdote.

Camillus Porcher hatte in einer Rede, in welcher er viele Fürsten und Herren ehrenvoll erwähnt, auch des Antonius Columna mit großem Lobe gedacht. — Columna sagte darauf zu dem Redner: „Ihr habt es mit mir, Eurem Freunde, wie zuweilen die Kaufleute mit ihrem Gelde gemacht. Finden sie darunter zufällig ein falsches Stück, so legen sie es unter die ächten, um es gelegentlich für voll an den Mann zu bringen. So habt Ihr auch meiner bei Nennung vieler edler und ihrer großen Eigenschaften wegen geehrten Fürsten gedacht, damit man mich in ihrer Gesellschaft auch für lobenswerth halten möge. K. M—r.

Fündlinge.

Brebeuf läßt in einem Gedichte das Idol seines Herzens baden und bricht in folgenden Bombast aus:

> Le dieu de l'eau tout étonné
> De Vous voir tant jetter de flâme et de lumière,
> Court et crie en determiné:
> „Au feu, Voisins, au feu! On brule ma rivière!"

Ein Zeitungsschreiber kündigte an: „Reaumur histoire des Jésuites" und ließ ins nächste Blatt einrücken: „Jésuites l. Insectes." — Die heilige Inquisition verbot das Wort Fatum als ketzerisch. Ein Schriftsteller setzte überall Factum dafür, und meldete nach dem Register: „Errata: Factum l. Fatum."

Balzac nennt eine erloschene Pension: „pension d'heureuse mémoire." Haug.

Gnomen.

1.

> Warum so dunkel das Grab? der Tod so kalt und so schweigend?
> Schauet! Aurora enthebt nur sich dem Schweigen der Nacht!

2.

> Wohl in der Freude Gewühl gehn Demuth und Glaube uns unter,
> Denn nur der Schleier der Nacht ist ja mit Sternen besä't!

Amalie S. g. W.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Der Kaiser von Rußland hat bekanntlich vor seiner Abreise das hiesige Invalidenhaus besucht, und dort dem ältesten Veteranen seines österreichischen Infanterie-Regiments (einen 91jährigen halbblinden Krieger, den das Alter auf dem Lager hielt und dessen Sohn schon bei des Kaisers Vater gedient hat) mit den Zeichen der lebhaftesten Theilnahme einen Kuß auf die Stirn gedrückt. Als dem Invaliden am folgenden Tage 200 Dukaten im Namen des Kaisers Alexander eingehändigt wurden, rief er, vor Rührung weinend, aus: „Wie gerne gäbe ich dieses Geld für einen zweiten Kuß!" Ein Gerücht läßt jedoch den Greis sein Glück nicht genießen, es soll seine schwachen Sinne verwirrt haben. — Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen etwas aus dem Leben unseres genialen Dichters Grillparzer mittheile. Er ist der Sohn eines Advokaten, vollendete in Wien seine Studien und dient gegenwärtig bei der österreichischen Hofkammer. Bald zeichnete ihn im Kreise seiner Jugendfreunde seine dichterische Gabe aus; doch zu bescheiden, mit den zarten Erstlingsblumen seines Talents an's Licht zu treten, begnügte er sich mit dem Beifalle seiner Freunde. Er vollendete ein größeres theatralisches Werk, dessen Titel mir unbekannt ist und bot es der Bühne an; der damalige Theater-Sekretair soll es ihm aber mit der Versicherung zurück gestellt haben: er hätte für die Poesie durchaus kein Talent. Der junge Brausekopf warf sein Produkt ins Feuer, und schien den Musen den Rücken zu wenden, bis er endlich den Plan faßte: ein Lustspiel zu schreiben. Sonderbar genug fügte es sich: daß der bekannte Lustspiel-Dichter Hutt in seinem Lustspiele „der Buchstabe" zur selben Zeit beinahe dieselbe Idee auf die Bühne brachte, welche sich Grillparzer zu bearbeiten vornahm. Er tritt ins Theater, sieht sich das Präsenire gespielt, und die Flammen erhalten sein schon fast vollendetes Lustspiel. Lange Zeit nachher erst ließ er sich von einem Freunde bereden, einige seiner, aus Calderons de la Barca „la vita o un sueno" übersetzten Scenen in die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur u. s. w. rücken zu lassen, deren Vortrefflichkeit unsern bekannten Dichter West (Schreyvogel) aufmerksam machte, welcher dasselbe Stück für das Theater an der Wien bearbeitet hatte. Unter der Ermunterung dieses seines väterlichen Freundes entstand die „Ahnfrau" und die „Sappho". So wenig sich im Grunde aus diesen kurzen Zügen auf den eigentlichen Genius unseres Dichters schließen läßt, so seltsam ist der Weg desselben, und nicht wenig neu die Falte der Laune und des Scherzes in einem Gemüthe, welches das Leben sonst so gar ernst und streng gezeichnet. Wie verkehrt und widersprechend aber so Manche über ihn geurtheilt, so bleibt es dennoch gewiß: daß unsere Hoffnungen von ihm nicht zu groß seyn können. Dem Vernehmen nach schreibt er gegenwärtig eine Tragödie, welche unter den Namen „die Fahrt der Argonauten", „Jason" und „Medea" drei Abende spielen und den allgemeinen Titel: „die Eroberung des goldenen Vließes" führen soll. Offenbar erinnert das an die Trilogie der Griechen unter Aeschylus und Euripides, und zeigt aufs Neue unverkennbar: daß sich Grillparzer die, in unsern Tagen fast ganz verklungenen griechischen Tragödien zum Muster gewählt; bei unseren, von den Alten so sehr verschiedenen Verhältnissen des Inneren und Aeußeren ist nun freilich das Ziel fühn, die ungewohnte Form und der einfach schöne Geist der klassischen Spiele unsern, wohl verwöhnten Gemüthern fremd, um so schöner aber der Sieg. — Es erscheint auch nächstens hier eine Tragödie, von dem talentvollen Gunz, aus der Zeit der letzten Belagerung Wiens durch die Türken, welcher sich gleichfalls, wie der eigenthümlich angewandte Chor zeugt, die Alten in seiner Richtung zum Muster nimmt. Ich behalte mir vor, über den Geist dieser Werke und das Annähern derselben an die klassische Poesie, mein Dafürhalten mit zu theilen. — Der dänische Professor Gisecke hält sich noch immer hier auf. Er hat dem Kaiser von Oesterreich eine Sammlung von Merkwürdigkeiten aus Grönland verkauft, welche er während seines achtjährigen Aufenthaltes an den dortigen unwirthbaren Eisküsten auflas. Gisecke war ehemals Schauspieler des hiesigen Theaters an der Wien unter der Schikanederschen Direktion; sein Schicksal führte ihn nach Dänemark, und von da, auf Befehl des Königs, nach Grönland. Nun kehrt er, mit einem bewunderungswürdigen Schatz naturhistorischer Kenntnisse ausgestattet, auf den Kampfplatz seiner Jugend zurück, und hat mehrere, für die Naturgeschichte wichtige Auffindungen gemacht, wie z. B. den gefleckten Seehund, den man bisher noch nicht kannte, und welcher von ihm den Namen „phoca pantherina" erhält. Sehr sehenswerth ist unter seinen mitgebrachten Seltenheiten das Hauptskelet eines Wallfisches von ungeheurer Größe, an welchem er die, für das Ungeheure des Thieres sehr kleinen Gehörwerkzeuge zeigt, und damit — da er durch Erfahrung erprobte: daß der Wallfisch sehr gut höre — wichtige Entdeckungen für die Fortpflanzung des Schalles unter dem Wasser und des letzteren Elastizität gemacht zu haben glaubt. Auch mehrere Kopf- und Leibes-Bedeckungen der alten Bewohner von Otaheiti und Grönland, die Modelle grönländischer Schiffe, mehrere von Gisecke aufgenommene Gegenden, die das Land in seiner ganzen Schauerlichkeit darstellen, sind sehr merkwürdig; besonders aber interessiren die Versuche einiger Grönländer in der Zeichnungskunst, welche sie ihrem Gaste zum Angedenken verehrten. — Der hiesige Uhrmacher Joseph Schuster hat sein Adiophonon (unverstimmbares Klavier) der Vollendung näher gebracht; es hat die Form eines Klaviers, und die tönenden Stahlfedern werden durch metallene Zungen gezupft, was einen äußerst milden, schmelzenden, zwischen Harmonika und Orgel fallenden Klang hervor bringt. Seinen Namen hat es von der Gabe, durch keinen Wechsel der Temperatur verstimmt zu werden, was durch die starken Stahlfedern bewirkt wird. Für reisende Musiker muß diese Erfindung den entschiedensten Werth haben. — Man will in der Gegend um Wien bemerkt haben: daß die Krebse die Donau schaarenweise verlassen und das feste Land suchen; man hat mancherlei Meinungen über dies Phänomen, besonders will man es auf strenge Kälte deuten. — S —.

Eine österreichische Zeitung giebt die bewaffnete Macht Europa's auf 1,798,000 Mann im Frieden, und auf 5,628,000 Mann im Kriege an. Die Seemacht auf 460 Linienschiffe, 370 Fregatten und 1920 geringere Kriegsfahrzeuge. (Journ. d. Comm.) Wann ehe mag wohl die Summe im Frieden berechnet seyn?

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 18. Januar. 11tes Blatt.

Der Kampf mit Vorurtheilen.

Der Graf von St. Cyr war ein Todfeind der Hugonotten. Keinem konnte daher die schöne Aussicht auf ihre Vertilgung so willkommen seyn, als ihm, dem durch mächtige Freunde am Hofe Winke von dem, nur zu wohl gelungenen Vorhaben der Bartholomäus-Nacht gegeben wurden. — Agnes, die einzige siebenzehnjährige Tochter des Grafen, war von diesem kurz vorher dem Marquis von Melun verlobt. Der erwählte Schwiegersohn war sehr reich; seine großen Güter grenzten an die St. Cyr's, der eine Vereinigung der beiderseitigen Besitzungen sehnlich gewünscht hatte. Melun war ein Protestant; allein so lange der Graf noch keine Aussicht zu dem gewissen Untergang jener Sekte hatte, siegte die Habsucht über seine Meinungen. Agnes, in einem Kloster erzogen, kehrte zu ihrem Vater, voll Abscheu gegen die Ketzer, zurück; kaum war sie bei ihm, als er ihr die bevorstehende Verbindung mit Melun anzeigte. Tödtlich erschreckt, bat Agnes flehentlich: sie nur nicht einem Protestanten zur Gemahlin zu geben; allein ihr Bitten war fruchtlos. Die Braut floh ängstlich den Bräutigam, dessen Aeußeres und Betragen ihm ihre Liebe hätte erwerben sollen; und ihr Vater fürchtete bald den geraden, biederen Marquis, dessen Sinnesart so ganz der seinen widersprach, und der, sich offen und ohne Rückhalt gebend, nicht schonend genug den harten und eigennützigen Grafen behandelte, der ihn bald von ganzem Herzen haßte; doch wollte er die Verbindung beschleunigen, um seiner Tochter dadurch ein Recht auf Melun's Vermögen zu gewinnen. Agnes war zu liebenswürdig, um nicht bald in dem Herzen ihres Verlobten die zärtlichste Liebe zu erwecken. Desto tiefer fühlte er ihr, beinahe feindseliges Betragen gegen ihn; ungeübt in allen Künsten der Verstellung, voll frommen Eifers für die, ihr über Alles heiligen Meinungen ihres Glaubens, und bald von ihrem Vater gegen Melun eingenommen, konnte sie nicht anders handeln. Sie konnte ihrem Herzen, das zu weich und zu gut war, nicht gebieten: ihn zu hassen, und doch glaubte sie es thun zu müssen, weil in dem Kloster, in welchem sie gelebt, ihr dieser Haß zur Pflicht gemacht worden war; so strebte sie wenigstens so weit zu gehn, als sie konnte. — Melun, auf dem Lande, im Schooße der Liebe und Eintracht erzogen, späterhin in die große Welt gebannt, fand ihre Freuden leer. Er sehnte sich zurück auf seine Güter; dort, vereint mit einem geliebten Wesen, träumte er sich ein reines, stilles Glück im Bewußtseyn: geliebt zu seyn und seinen Unterthanen ein Freund und Wohlthäter zu werden. Der schöne Traum schwand schon so früh dahin. Das entsetzliche Gefühl: die innigste Liebe zurück gewiesen zu sehn, das heiße volle Herz mit schneidender Kälte behandelt zu fühlen, quälten ihn um so drückender, je mehr er seine Braut liebte und es lebhaft empfand: wie wenig es noch in seiner Macht stand, diese Liebe zu unterdrücken. Doch hätte es von ihr nur eines Winkes bedurft, um zurück zu treten; allein das jugendliche schüchterne Gemüth hatte nicht den Muth: sich kräftig dem Willen des Vaters zu widersetzen. — Die Trauung ward in der tiefsten Stille, an dem ver-

hängnißvollen Tage, an dem das Todesloos so vieler Tausende fiel, vollzogen. Voll trüber Ahnungen, gedankenvoll, ernst, trat das Brautpaar vor den Priester, der sie vereinen sollte, indeß der Graf voll Nachsinnen: ob auch seine Absicht in ihrem ganzen Umfange ausgeführt werde? ihnen zur Seite stand. Melun sollte und mußte fallen, aber sein Tod mußte auch den Grafen, als Vormund seiner Tochter, ansehnlich bereichern. Zwei mächtige Leidenschaften: persönlicher Haß und Habsucht, schwuren Melun den Untergang; so war er gewiß verloren. — Der Marquis ward gegen Abend dringend zu einem kranken Freunde gerufen; er fand diesen in einem bedenklichen Zustande, denn so mancherlei Vermuthungen, selbst Winke, hatten diesen gewarnt, und doch machte ihm sein Uebelbefinden jede Vorsichtsmaßregel unmöglich. Melun war nicht furchtsam, und arglos, wie immer, schien ihm ein so schändlicher Verrath unmöglich. Und überhaupt: was deuteten diese Winke, die so unbestimmt gegeben wurden? welche Art dringender Gefahr konnte ihnen drohen, da der König sich selbst einem protestantischen Fürsten verschwägerte? Indeß blieb er lange bei dem Kranken. — Als er endlich zurück kehrte, brach ein wilder Tumult in allen Häusern und Straßen aus. Melun war zu Fuße, von einem Bedienten nur begleitet; ein Blitzstrahl zuckte vernichtend in seiner Brust empor: Verrathen, verrathen! von der, die heute am Altare ihm ewige Treue schwur! — Er wußte selbst nicht, wie er das Haus ihres Vaters, wo man ihm heute gastfrei eine Reihe von Zimmern angewiesen, um ja seiner Person gewiß zu seyn, erreichte. Agnes hatte ein flüchtiger Wink des Grafen bedeutet: es könne in der Nacht etwas vorfallen; sie erhielt mit diesem Wink den ausdrücklichen Befehl: ihrem Gemahl unter keiner Bedingung den Eingang in die von ihr bewohnten Zimmer zu gestatten, sondern unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit sich zurück zu ziehen und mit ihren Frauen ein zu schließen. Aber eben diese Vorsicht machte sie ängstlich; sie konnte sich nicht überwinden, zu Bette zu gehn, und blieb mit Marien, ihrer treuesten Dienerin, wach, furchtsam jedem Geräusche lauschend. So erschien die schreckende Stunde. Marie erforschte augenblicklich die Ursache des Tumultes, welcher laut ausgebrochen, da besonders in der Nähe ihrer Wohnung viele der Unglücklichen, welche man mordete, sich befanden. Aufschauernd sprang Agnes empor, der Gedanke an Melun faßte sie mit fürchterlicher Angst; sie sowohl als Marie gedachten nicht des Gebotes: ihre Zimmer zu verschließen, und so stürzte der Marquis, ohne Widerstand zu finden, ins Gemach. Er suchte nicht Rettung bei ihr; aber im Innersten empört, wohl einsehend: daß jeder Widerstand vergeblich seyn müsse, wollte er ihr noch im Augenblicke des Todes den Abscheu zeigen, welchen sie verdiene. Vielleicht war er sich auch in diesem Augenblicke des empörten Gefühls seiner Absicht selbst nicht deutlich bewußt. Mit wild blitzenden Augen stand er, wie ein Rache-Engel, plötzlich vor ihr; in dem Augenblicke hörten sie die Stimme des Grafen und einer Menge Leute, welche ihn begleiteten, im äußersten Vorgemache. Agnes stürzte hin; sie verriegelte die Thür des Vorzimmers und des ihrigen; ihn retten war der einzige Gedanke, dessen sie sich bewußt war. Sollte es auch wohl möglich seyn: daß das weichgeschaffne Herz eines edlen weiblichen Wesens sich je verläugnen, und, gleich dem Abschaum der Menschheit, Theil an den Greueln nehmen könnte, welche sich dieser erlaubt? — Sie drängte ihn in das daran stoßende Zimmer, welches ihr zur Garderobe diente, und hier mußte er sich hinter einem Vorhange verbergen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Resultate aus dem Buche der Erfahrung.

Grundsätze! Grundsätze! ruft jeder Weise vom Katheder, die Bücher wiederholen es, und doch belacht Jeder — und meidet den ängstlichen Kleinmeister, der sein Leben zu einer Katechismus-Frage macht, der sich stets selbst zu Verhören sitzt, selbst tagtäglich sein eigener Protokollist wird. — Was soll man thun? — Ich habe Leute durch viele Grundsätze selbst höchst unbeständig werden sehen; denn weil keine Regel auf jeden Fall ganz paßte, so gab es auf jeden Fall neue Regeln. Man war methodisch wankelhaft, und wußte sich groß mit seiner Festigkeit, die man, in Frag' und Antwort abgefaßt, bei sich trug. — Unbeständig ist, wen das Schicksal in eine Bahn immer neuer Ideen versetzt hat; wankelmüthig wird, wer viele Pflichten zu erfüllen vorhat; mißtrauisch, wer viel weiß. Darum haben die einfachsten Menschen immer gewonnen Spiel, wenn sie auf einen Mann von auswendig gelernter Weisheit stoßen; darum fehlen die planmäßigen Männchen immer im Erfolg, weil ihre Klugheit das Werk müßiger Erfindung ist, die bei der ersten unerfüllten Voraussetzung, wie ein falscher Prophet, mit Schande fällt. Der Mensch muß einen Zweck haben, aber nie es wagen, sich den Weg streng vor zu zeichnen, auf dem er dahin gelangen will. Man lacht über einen Menschen, der erst seine Aesthetik um Rath fragen muß, wenn er die Schönheiten eines Dichters empfinden will. Und sind wir alle im Grunde besser, wenn wir die Bahn des Lebens nach Maaß und Gewicht einer vorgefaßten Meinung bestimmen wollen, wenn wir aus Mangel eines Geistes, der die Verhältnisse der Natur zu benutzen wagt, wie ein Gartenkünstler, am großen Werk nach Linial und gleichseitigen Vierecken uns fort zu helfen bemühen? — Niemand hängt mehr von Umständen ab, als ein gewöhnlicher Mensch, der nach dem System

verfährt; der freie Mann benutzt sie; er aber verhüllt sich mit dem Gewande seiner Grundsätze und wird um desto eher sich betrügen. Solche Leute sind die Narren der Umstände und verbergen sich hinter ihre Farben; ihre Glaubensregeln liegen im Gedächtniß und nicht im Herzen; im Augenblick der Handlung verlassen sie uns und erinnern sehr weislich nach geschehener That: was man hätte thun sollen. — Sie sind wie abgelernte Gebete; wir wollen durch sie unsern Verstand und durch jene Regeln den Himmel bestechen: uns für mehr zu halten, als wir sind. — Richtiges Betragen, das durch Uebung den Buchstaben der Regel vergessen zu haben scheint; eine leichte, durch Uebung und Eigenheit überwachsene Spur der Kunst, kurz, eine gewisse Unbestimmtheit; eine, in hundert Ideen sich mittheilende Fülle sind vielleicht die richtigste Art, den Ungewißheiten des menschlichen Daseyns gefällig zu leben. Wissenschaft, die im Gefäß natürlicher Einsicht sich darreicht; Zweck, der sich aber nirgends als Anspruch verräth; Deutlichkeit, die aber nie in Beschränktheit ausartet; Zusammenhang, der aber nicht, wie ein überhörter Plan, all zu klar vor Augen liegt; Stärke, die mehr sich zu verrathen, als angewendet zu werden scheint — diese sind es, die uns mit dem Beifall der Uebrigen vertraut machen, die uns zu den Schwächen der Andern führen, und ihren Beistand uns zusichern.

Kapf.

Gedanken einer berühmten Frau.

Liebe ist die einzige Leidenschaft, die dem Charakter oft eine andere, bessere Richtung zu geben vermag.

Es ist nicht immer wohlgethan: den Schmerz in einem allzu hohen Grade zu äußern; denn es treten oft Umstände ein, die der Schmerzen bitterste verkürzen; dieses muß man vorher zu berechnen wissen, um dadurch das Lächerliche zu vermeiden, sich sobald getröstet zu haben, da, wo man eine längere Trauer erwartete.

Erasmus hatte Recht zu sagen: die Thorheit der Menschen lasse sich weder erklären noch beschränken, weil man sie allenthalben wieder finde. Jeder Mensch reitet irgend ein Steckenpferd, wenn er auch gerade keine Schellenkappe trägt. Diesen plagt der Hochmuths-Teufel; Jenen die Sucht zu glänzen; ein Dritter dünkt sich ein Gelehrter oder möchte doch dafür gelten. Ein Anderer glaubt: jedes Weib müsse sich ihm ergeben und — behängt seinen leeren Kopf mit Locken, statt mit Schellen — und Alle glauben superklug zu seyn! —

Oft bleibt uns von allen Herrlichkeiten des Lebens nichts übrig, als drückende Erinnerungen und eine späte Reue! Doch wie mit den Freuden, so verhält es sich auch mit den Leiden der Welt; beide hören mit dem Leben auf, und warum sich allzu sehr betrüben über ein Verhältniß, das nicht ewig währt? Wer den Muth zu leben in sich fühlt, muß auch Kraft zum Leiden haben.

Bonafont.

Drei Gesänge zum Künstler-Fest in Berlin.

(Am Tage der heiligen drei Könige.)

1.

Der Kunst Schützer und Stützer.

Einer.

Es feiert die Kunst der drei Könige Fest:
Damit auch kein König die Künste verläßt;
Denn ziehet Apoll in Palästen nicht ein:
Wird bald auch sein Pegasus Miethspferd nur seyn;
Wenn Kunst man vom Throne nicht schirmet und deckt:
So schlägt sie leicht Mancher — aus lauter Respekt!
Soll ich die Manchen taufen?

Mehrere Stimmen.

Nein, nein! Laß still sie laufen!

Einer.

Am Künstlerfest spräch' auch von Kennern man gern:
Doch sind jetzt die Herrn auf der Trödel-Jagd fern.
Sie schleppen verräucherte Leinwand ins Haus,
Und bürsten und waschen ein Bild sich heraus;
Neu wird's nun gezeichnet und überlasirt
Und heißt dann: „Ein Raphael, gut conservirt!"
Soll ich die Kenner taufen?

Mehrere Stimmen.

Nein, nein! Laß still sie laufen!

Einer.

Mäzene, die darf ich wohl nicht übergehn,
Doch möcht' es damit nicht erbaulicher stehn!
Zuweilen bestellt noch ein Bildniß, zum Staat,
In Angst ein hochlöblicher Stadt-Magistrat;
Doch hat nun der Künstler fünf Monat gemalt,
Wird für den Quadrat-Fuß ein Gulden bezahlt!
Soll die Mäzen' ich taufen?

Mehrere Stimmen.

Nein, nein! Laß still sie laufen!

Einer.

Nun kommt noch der Kritiker, stichelt und bellt,
Hat etwas gefallen, eh' ihm es gefällt;
Er sucht bei zehn Künstlern das nicht im Gehirn,
Was so ein Bursch rackt in die Falten der Stirn;
Und gebt ihr ein Bild auch im sinnigsten Geist:
Nichts ist es, wenn nicht es sein Tintenklecks preist!
Soll ich den Burschen taufen?

Mehrere Stimmen.

Nein, nein! Laß still ihn laufen!

Einer.

Wollt, Künstler, ihr: Daß man euch lobt und beschenkt,
Geziemt's jetzt, daß keck die Antik' ihr verrenkt;
Und was einem kindischen Pinsel entfährt,
Sey schnell mit dem Titelchen „altdeutsch" beehrt;
Antike will Klarheit, drum hat man sie satt,
Und schimpft darauf, weil man die Klarheit nicht hat.
Soll ich die Schimpfer taufen?

Mehrere Stimmen.

Nein, nein! Laß still sie laufen!

Einer.

Nennt je ein Verständ'ger dies närrisch und roh,
So hört er die Antwort: „Der Zeitgeist will's so!"
Naht der nun, so springt mit der luftigen Zunft
Durch Turnkunst er, über gesunde Vernunft;
Doch hat man den Zeitgeist ein wenig erkannt,
So schwört man: Er wurde sonst Dünkel genannt;
Doch ich will ihn nicht taufen!

Mehrere Stimmen

Nein, nein! Laß still ihn laufen!

F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Möchte der Anblick, den Wirtemberg heute (am 9. Jan.) darbietet, abgezeichnet werden können, um den armen Zweifler am Guten zu beschämen. Ein Volk in Thränen, ein Volk, dessen Stimme vereint seinem entflohenen Schutzgeist Segen nachruft. Die Königin starb heute früh nach neun Uhr! — Eine catharralische Unpäßlichkeit hielt sie seit drei Tagen im Bett, ein geschwollenes Gesicht war dabei entstanden; gestern sagten ihre näheren Umgebungen: daß sie nur aus Vorsicht zu Bett blieb; gestern Abend um 10 Uhr soll noch keine Gefahr geahnet worden seyn, noch heute früh wußte das Publikum nicht: daß eine vorhanden war — als der Ruf: Sie ist todt! — von dem Inneren des Schlosses erscholl und alle Gemüther erstarrte. Ich habe seit dem Anfang der Revolution bei keiner Gelegenheit diese elektrische Wirkung eines Gefühls, eines Gedankens gesehen: wie der Nachbar zum Nachbar eilt, der Fremde den Fremden anredet, wie der Schmerz mit tausendfachen Fäden Alles vereint und die Feindseligsten eine Sympathie finden. Die Herzen sind zerrissen, der Verstand tritt mit seiner furchtbaren Frage hervor, und nur wehmüthig steht die Hoffnung neben ihm und meint: daß gerade der Schmerz ihre Gegenwart ersetzen soll und daß alles Gute, was sie begann, im heiligen Andenken fortgesetzt werden wird. — Denn sie begann unendlich viel Gutes und brachte in der kurzen Zeit von zwei Jahren unendlich viel Gutes zu Stande. Sie hatte sich für die Wirksamkeit ihres herrlichen Geistes, das ihr als Weib zukommende, das ihr als Fürstin ziemende Fach der Anstalten für Armuth und Erziehung gewählt. Was dafür geschah, haben ja schon öffentliche Nachrichten gesagt; wie viel sie gab, ist gesagt worden, obschon längst nicht Alles bekannt ward. Aber wie sehr ihr alles dieses Herzens-Angelegenheit war, und wie unermüdlich sie ihre Anstalten besuchte, nachsah, nachsann: wie es besser gehen könnte — das wissen nur die, welche sie umgaben, welche sie handeln sahen. In ihrem Thun war nie eine Spur vom Etwas, das zur Aufmerksamkeit anregte. Unter den vielen Hunderten von Kindern, die heute ihre Wohlthäterin verloren, muß der Eindruck nirgend lebhafter seyn, als in dem hiesigen Töchter-Institut. Gegen 200 Kinder sahen sie hier jede Woche mehrmals in aller Einfachheit, allem Ernst, aller Milde einer sorgfältigen Mutter die Lehrsäle besuchen, ermuntern, liebkosen, ermahnen. Die Kinder vergaßen die Königin in der verehrten, wohlthätig wirkenden Erscheinung der herzgewinnenden Frau. Hier hatte sie einen Boden angefangen zu bearbeiten, auf dem die wichtigsten, lohnendsten Früchte einst geerntet werden sollten: eine würdige Häuslichkeit für die besseren Stände durch gut erzogene Gattinnen. — Dieser Plan allein war ein Ehrendenkmal für den richtigen Blick dieser geliebten Frau in das Bedürfniß der Zeit, und daß sie seiner Ausführung entrissen ward, schon allein eine Quelle tiefen Schmerzes für die Bürger dieses Staats. — Mehr weiß ich heute von diesem Unglück nicht, und mit Mühe sagte ich mehr, als wiederholt die Klage: daß der Schutzgeist dieses Landes seinem armen Könige und des Landes Kindern entfloh.

— * —

Berlin. Von den Theater-Neuigkeiten des beendeten Jahres sind noch unerwähnt geblieben: „Lila" Schauspiel mit Gesang von Goethe, mit Compositionen vom Hrn. Musik-Direktor Seidel, und „der Haus-Doktor" Original-Lustspiel von Herrn Ziegler. — Jenes Jugendwerk Goethe's war wohl für den Augenblick, nicht aber dazu bestimmt: um auf einer großen Bühne mit aller möglichen Wichtigkeit in Nebendingen dargestellt zu werden. Mit demselben Geiste, in dem das Gedicht entstand, hätte man es ausführen müssen; es kann nicht gelingen, wenn eine Skizze dazu dienen soll: nach allen Seiten hin eine prunkende Dekoration zu repräsentiren. — Die Musik ist demnach, in der Aufgabe betrachtet, auch nicht an ihrer Stelle, isolirt man sie aber, so darf man Einzelheiten sehr löblich finden. — Bei dem „Haus-Doktor" wäre das Lustigste etwa die Naivheit: aus eine Restaurations-Karte von Stücken, aus denen Hr. Ziegler sich Rath und Nahrung holte, als Original geben zu wollen; im Ganzen aber ist es ein Spiel der Lüste und kein Lustspiel. Lassen wir es still vorüber, weil eine nähere Darlegung das sittliche Gefühl mannigfach beleidigen müßte. — Auch über einen bekannten Theater-Lärmen wüßt' ich wenig zu sagen; die Angelegenheit eignet sich ganz außerordentlich dazu: daß man darüber schweigt, weil die Partei, welche das meiste Unrecht hat, sich schwer auffinden läßt. — Hr. Cornelius Suhr, Maler aus Hamburg, erfreut uns wieder mit seinen Panorama-Ausstellungen. Man sieht mit großem Vergnügen das reizende Heidelberg und Wilhelmshöh mit seinen Pracht-Spielen, ferner Hamburg, Wien, ein Paar Ansichten von Berlin u. s. w., und hier, wie überall, wird es Niemand reuen, den bescheidenen Künstler besucht zu haben. Sz.

Ein Vergleich der Anzahl der gerichtlichen Verfolgungen in England und Frankreich ergiebt Folgendes: Frankreich hat 28 Millionen Einwohner, England nur 10 Millionen. In England gab es 1816: 9,091 gerichtliche Verfolgungen, in Frankreich nur 6,257. Im Jahr 1817: in England 13,932, in Frankreich 11,185. Hieraus ließe sich zu Gunsten Frankreichs auf eine bessere Moral in letzterem Lande schließen. (Journ. d. Comm.) Es ließe sich auch wohl in England auf eine Justiz schließen, die etwa Betrüger u. s. w. besser heraus findet; besonders scheint aber überhaupt die Strenge englischer Gesetze mit zu bedenken, obwohl auch der überall rege merkantilische Trieb allerdings mehr Verbrecher erzeugen möchte.

Ein Beispiel, welches sich im Departement Haute-Vienne (Frankreich) zugetragen, beweist: daß die Epilepsie der Thiere sich auch den Menschen mittheilen kann. Eine Frau, welche nur den Kopf einer, mit jener Krankheit befallenen Kuh berührt hatte, ward von demselben Uebel heimgesucht. (Journ. d. Par.)

Ein Maurer, welcher unlängst von St. Denis nach Paris fuhr, fragte unterwegs einen Korporal der königlichen Garde: „Ob es nicht wahr sey: daß Bonaparte von der Insel St. Helena entflohen sey und sich nächstens in Frankreich ausschiffen würde?" Der Maurer ward angezeigt und auf 3 Monat ins Gefängniß gesperrt. (Gaz. d. Fr.) Der wird das Sprüchwort: Eine Frage steht Jedermann frei! — künftig nicht mehr gelten lassen.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 20. Jannar. 12tes Blatt.

Wie war der Tempel Salomoh's?

Eine historische Idee.

Uns hat die letzte Zeit beschäftigt und wir haben auch dem größten Theile nach beendigt eine historisch-religiöse Arbeit, unter dem Titel: „Heilige Geschichten, Lehren, Lieder und Weissagungen, oder das Wichtigste und Schönste der ganzen Bibel, gegeben für alle Gebildete in einzelnen Darstellungen, aber in historischem Zusammenhange und in streng chronologischer Ordnung.“ Und wenn uns eine solche ernstlich unternommene Arbeit nothwendig zu mancherlei Untersuchungen führte, wie hätte nicht vor vielen andern unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollen der so hoch gepriesene und viel besungene und beklagte Tempel des Salomoh, durch den dieser weise König sich unsterblich gemacht? Wie hätten wir uns nicht bemühen sollen, uns von diesem größten und prächtigsten Bau, den je die alten Könige der Ebräer aufführten, eine deutliche Vorstellung zu machen? Denn die Verfasser der Bücher der Könige und Chronik, so wie Hesekiel, der Prophet, die allein uns nähere Nachricht geben über jenen Tempel, sahen ihn selbst und trugen ein anschauliches Bild desselben in sich, als sie ihn beschrieben, und ihnen war klar, was sie wollten; uns aber, die wir deren Nachrichten lesen, ohne den Tempel gesehen zu haben, und auch keine alten Zeichnungen und Risse von demselben besitzen, fehlt jenes Bild, und so vermögen wir nicht: uns zu einer hellen Vorstellung des ganzen großen Bauwerkes zu erheben. Selbst die ausdrücklich für Fremdlinge gegebenen Nachrichten des späteren Flavius Josephus, der in den Zeiten der Zerstörung des zweiten, nach dem Vorbilde des ersten erbauten Tempels lebte, genügen uns nicht, und verwirren uns im Gegentheile um so mehr, als er nicht einmal mit der Bibel nur gehörig übereinstimmt. Wenn daher ein eben so wichtiger als dunkler Gegenstand bisher die historische Hermeneutik vielfach in Bewegung gesetzt, so ist man bisher doch noch nicht zur Gewißheit gekommen: wie eigentlich der Tempel Salomoh's war, und wird man nie diese Gewißheit erlangen. Alles bleibt nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthung, und nur der Satz läßt sich als unumstößliche Wahrheit fest stellen: daß man in dem Maaße wird dem wirklich Gewesenen nahe kommen, als man sich weiß in den Geist und das Leben der Völker und Zeiten zurück zu versetzen, aus denen es hervor gegangen. Aber gerade gegen diesen so wichtigen Satz scheint bisher in den Untersuchungen über den Tempel des Salomoh gefehlt worden zu seyn, und wenn die Einen uns gar Bilder von demselben geben, auf denen er wie eine moderne christliche Kirche da steht, so scheinen die Andern allzu sehr von dem griechischen Alterthum befangen zu seyn. Unsere ganze christliche Gegenwart müssen wir vergessen und eben so aus dem Reiche unserer Gedanken heraus nehmen: daß eine herrliche griechische Baukunst gewesen: daß Rhöcus und Theodorus, die beiden Baumeister von Samos, das große Heräum zu Samos und das prächtige Artemisium zu Ephesus gegründet; daß Phidias, so wie er Olympia durch seinen Jupiter verherrlicht, auch unter Perikles

die hochberühmte Athenä mit dem Parthenon und den Propyläen geschmückt, und daß noch später unter Augustus und durch Agrippa's Verdienst das, durch Oeffnungen oben in der Kuppel und vorn über den Thorflügeln beleuchtete Pantheon in Rom erbaut worden; wir müssen weiter in das Alterthum zurück gehen, da noch Götter in Hellas wandelten und Heroen dort ihre großen Kämpfe vollbrachten; wir müssen näher hin in die südlichen und nördlichen Nachbarländer Palästina's wandeln, wenn ein reines Bild von Salomoh's Tempel soll vor unserer Seele schweben. Denn aus Egypten stammt offenbar die erste Idee zu diesem Tempel und er ward durch die Hände tyrisch-phönicischer Bauleute vollführt.

(Der Schluß folgt.)

Der Kampf mit Vorurtheilen.

(Fortsetzung.)

Marie öffnete dem Grafen die Thür auf sein Verlangen. St. Cyr fand Beide blaß und zerstört, und fragte mit Ungestüm: wo der Marquis geblieben, den man ins Haus gehen gesehn? — Marie betheuerte: nichts davon zu wissen, da ihre Thür immer verschlossen gewesen, und auch Agnes, gehorchend der harten Nothwendigkeit, welche hier die Nothlüge zur Pflicht machte, läugnete ganz: etwas von ihrem Gemahle zu wissen. Hätte der Graf ihr Liebe für Melun zugetraut, so würde er ihren Versicherungen nicht geglaubt haben, denn das bessere Gefühl, welches ihre Handlung leitete, war ihm fremd. So aber wandte er sich zurück, um jeden Winkel des Hauses, diese Zimmer ausgenommen, zu durchsuchen. Voll Wuth über sein vergebliches Nachforschen kam er noch einmal zu seiner Tochter, welche aber ihrer ersten Behauptung treu blieb, und nun bot der Unmensch Alles auf: Melun's Aufenthalt außerhalb seinem Hause zu erfahren. Zitternd erwartete Agnes: ihn jeden Augenblick auf's Neue zurück kehren und strenger nachforschen zu sehn, und so verging die Nacht in unglaublicher Angst. Aber auch in den nächstfolgenden Tagen war keine Sicherheit für Melun in der Hauptstadt zu finden, und selbst außerhalb derselben drohte ihm Gefahr. Er mußte sich in dem Zimmer, in welchem man ihn verbarg, ganz still verhalten; Marie brachte ihm Speisen. — Noch hatte Agnes ihn nicht wieder gesehn, als sie am nachfolgenden Tage beschloß: zu ihm zu gehn, um eine Uebereinkunft mit ihm zu treffen, die Zukunft berücksichtigend, denn wie lange konnte es so bleiben? Sie war voll Mitleid über sein Geschick, aber doch entrüstet über seine ketzerische Verstocktheit. Ihn zu bekehren war ihre erste Sorge, und kaum betrat sie sein Asyl, als sie das Bekehrungsgeschäft mit dringendem Eifer begann. Aber Melun, erbittert durch die entsetzlichen Ereignisse jener furchtbaren Nacht und der folgenden Tage, verwies es ihr mit eben solchem Eifer: daß sie Menschen und Meinungen vertheidigte, welche die größten Bubenstücke und Greuelthaten unter dem Schein der Heiligkeit duldeten. Er ging alle Lehren der christlichen Kirche mit ihr durch und forderte sie auf: ihm eine zu nennen, welche das Geschehene erlaubte oder wohl gar zur Pflicht machte? Agnes, welche in ihrem eigenen Herzen die Bestätigung seiner Worte fand, und doch ein blindes Vertrauen in die Lehren setzte, welche sie von früher Kindheit an empfangen, gerieth in Widerspruch mit sich selbst und endete damit, daß sie mit Schrecken entdeckte: die Ketzerei sey ansteckend. Um diesem Uebel zu entgehn, mußte sie die Nähe Melun's und seine Unterredungen meiden. Verkleidet entfernte sich der Marquis unbemerkt aus dem Hause und aus der Stadt, und floh zu einem treuen Freund, der abgesondert auf dem Lande lebte. Agnes begab sich indeß in ein Kloster, und ihr Vater entwarf tausend Anschläge, Melun's Aufenthalt zu erforschen und ihn zu verderben; denn unter den Todten konnt' er ihn nicht finden, weil Niemand die Leiche des Gehaßten gesehn. — Agnes lebte still und traurig über ihr sonderbares Schicksal. Sie dachte oft Melun's und mit zweifelhaften Gefühlen; sie war die Retterin seines Lebens und das erhöhte ihr Interesse für ihn, nur trauerte sie über seinen Irrwahn. Quälend aber ward ihr die Dunkelheit, die sein Geschick verhüllte. Vielleicht war er dennoch gefallen, und lebte er, so irrte er gewiß umher, kämpfend mit Armuth und Noth. — Da brach, durch Unvorsichtigkeit, Feuer in ihrem Zufluchtsort aus; die Flamme wüthete verderbend, ehe noch Jemand sie gewahrte, und in Kurzem hatte sie schon so weit um sich gegriffen: daß Rettung der Klostergebäude ganz unmöglich war, daß selbst schon die Zellen der Nonnen ergriffen wurden und ihre Bewohnerinnen des schrecklichsten Todes starben. Agnes erwachte von dem Geschrei der Unglücklichen, die vergebens nach Rettung riefen. Sie wollte fliehen, aber auch ihr drohte schon dasselbe Schicksal — da drang durch die Flammen ein Mann zu ihr, faßte sie mit starkem Arm und trug sie durch die sengende Hitze hinaus mit einer Eile und Gewandtheit, die allein Beide retten konnte. Agnes war vom Schrecken ganz betäubt; als sie endlich zur Besinnung kam, fand sie sich in den Armen ihres Gemahls; freudig überrascht schrie sie auf. Der Wiederschein der Flamme beleuchtete Beide hell — da stürzte der Graf mit einigen seiner gleichgestimmten Freunde und Diener hinzu. Sie hatten in der Umgegend des Klosters Melun, welchen das Verlangen: etwas von seiner Gemahlin zu erfahren, hieher geführt, entdeckt, und jetzt fanden sie die gewünschte Gelegenheit: ihn lebendig oder todt zu fangen.

(Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

In der Speierschen Zeitung las man neulich: „Alles arbeitet daran, den Freiherrn von Weſſenberg zu bewegen: daß er seine Bisthums-Verwesung selbst niederlege; er soll seinem neuen Landesherrn den Verdruß ersparen; er soll der Kirche den Frieden schenken.“ — Der neue Landesherr möchte wohl schwerlich glauben: daß er sich den Verdruß erspart, wenn er der päbstlichen Anmaßung nachgiebt?! — Diese, und also auch der Verdruß, würde dadurch nur ärger werden. Will der jetzige Großherzog von Baden Landesherr und nicht Pabstesknecht seyn, so wird er wohl gleich bei der ersten Anforderung das Landesrecht in Ehren halten müssen; denn ein Friede, der gegen papistische Anforderungen durch Unterthänigkeit geschlossen wird, ist abscheulich, und der Widerstand allein — von Krieg kann keine Rede seyn! — könnte den Namen des Fürsten ehrenwerth und seine That nützlich machen für die Menschheit. Kein Landesherr vermag in seinem Staate Gutes zu bewirken, wenn er Beherrschung und Bildung des Geistes Fremden überlassen muß, und welcher Fürst wird wohl so gedankenlos seyn, um durch eine solche Nachgiebigkeit seine Nullität zu proklamiren?! — Es sey uns bei dieser Gelegenheit vergönnt, eine Stelle aus den „Zeiten“ (July-Stück 1818) herausgegeben vom Prof. Voß, mit verbreiten zu helfen: „Der päbstliche Stuhl hat das ganze alte System unverändert wieder aufgenommen und will es planmäßig realisiren. Dazu gehört: den Frieden in der Kirche zu stören, die Gemüther zu beunruhigen und den Samen des Guten im Gedeihen zu hindern. Wie er, über die Kirche hinweg, bereits in den Staat eingreift, wird dadurch klar genug: daß er, in Betreff des französischen Concordats, die Autorität der National-Repräsentanten verwarf und nur die königliche anerkennen will.“ (Als ob der Pabst etwas, was der König anerkannte, noch verwerfen könne!) — „Wo der Pabst die Hand mit im Spiele behält, wird nie an wahrhafte, innige Einigung, besonders der katholischen Unterthanen, mit den Regenten zu denken seyn. Darum keine halben Maaßregeln!!“ — Es bleibt denen, welche die Macht haben, in unsern Tagen wenigstens nicht die Entschuldigung: daß sie das Rechte nicht gekannt hätten; es kommt nur darauf an: ob sie es zu unterscheiden wissen? — gesagt wird es ihnen deutlich genug.

In Nr. 253 der „Zeitung f. d. elegante Welt“ ist, von Berlin aus, der Vorschlag gemacht: die Bettler, welche sich widerwärtig mehren, durch den Straßenbau zu beschäftigen, selbst zwangsweise, wenn es nicht anders geht. — Dieser Vorschlag muß vernünftig genannt werden, nachdem man die Vermehrung der Bettler nicht zu vermeiden wußte. Beschäftigung, schnelle Beschäftigung ist bei Erfahrungen der Art das einzige Hülfsmittel, um die Moralität zu schützen, und da es des Mangelhaften auf Feldern und Wegen noch genug in allen Ländern giebt, so fehlt es auch nicht an Gelegenheit. Fehlt es aber am Gelde, so kann man für keinen schöneren Zweck borgen, als der ist: durch Verbesserungen im Lande die Sitten zugleich mit zu verbessern.

Fr. Wendel.

Anekdote.

Ein bejahrter Mann, der schon weiße Haare hatte, bewarb sich um die Hand eines jungen Mädchens. Sie nahm die Sache als Scherz auf und versicherte: daß sie überzeugt wäre, wie sie auf einen so gesetzten Mann keinen so tiefen Eindruck machen könnte. — „O!“ rief er aus, „meine Liebe ist so feurig: daß ich es Ihnen nicht mit Worten schildern kann.“ — „Das glaub' ich nicht“ erwiederte sie, „wenn es auf den Bergen reift, ist es unten kalt!“

K. M—r.

Drei Gesänge zum Künstler-Fest in Berlin.

2.

Sanct Lukas und sein Sinnbild.

Sanct Lukas saß auf seiner Diele
Und malte,
Da kam ein Herrlein, so wie Viele,
Und prahlte;
Nur sein Gehirn war Quell des Lichts
Und kurz gesagt: er wußte nichts!
Es war ein Kritiker,
Mit seichtem Wortgegerr.

Sanct Lukas führte recht behäglich
Den Pinsel,
Und hörte gar nicht auf sein kläglich
Gewinsel;
Doch's Herrlein fragt nach Allem schier,
Zuletzt: „Was thut der Ochse hier?“
„Hätt's nächstens auch gefragt!“
Hat Lukas drauf gesagt.

Daß Kritiker nur langsam fassen,
Ist erblich,
Drum konnt' er's Fragen noch nicht lassen;
Doch derblich
Spricht Lukas: „Schönem aller Zeit
War immerdar ein Ochs nicht weit;
Ein Sinnbild ist's, mein Herr:
Für fade Kritiker!“

3.

Ob er traf?

Ein Graf ließ einen Maler holen;
Der sprach zu ihm mit Höflichkeit:
„Herr Graf, Sie haben mir befohlen —!“
„Ja!“ rief der Graf, „ich bin bereit;
Meint Er: daß Er mich treffen wird?“
Der Maler, von dem Er verwirrt,
Sieht erst ihn an,
Verbeugt sich dann
Und spricht: „Herr Graf, verzeihen Sie!
So grobe Züge traf ich nie!“

F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Der am Weihnachts-Abend erfolgte tödtliche Hintritt der Prinzessin Elisabeth, Tante des Königs, hatte zur natürlichen Folge: daß die Feiertage sang- und klanglos vorüber gingen. Das Theater bleibt bis zum 10ten Januar geschlossen. Das von der genannten Prinzessin hinterlassene, nicht unansehnliche Vermögen fällt an den Prinzen Maximilian als Universal-Erben; die Dienerschaft erhält an Pension das lebenslänglich in Gulden, was sie in Thalern an Gehalt bezog. — Außer den kleineren und größeren Privat-Bällen sind hier mehrere Tanz-Gesellschaften; die glänzenderen darunter sind: das adliche Cassino Hôtel de Pologne, das Militair-Cassino in der Stadt Wien, die Harmonie, der Place de Repos und das bürgerliche Cassino im Hôtel de Pologne. Die erstere dieser Gesellschaften zog in früherer Zeit zwischen den Ständen eine sehr scharf bezeichnete Demarkations-Linie, ihre gegenwärtigen Vorsteher haben sich indessen dem Zeitgeiste weit mehr gefügt, und so haben denn seit einigen Jahren schon mehrere Bürgerliche, sogar auch die Ausgezeichneten der Kaufmannschaft, Zutritt erhalten, ohne daß der innere Werth der Gesellschaft darunter gelitten hätte. Auch ist, durch die erfolgte Vergrößerung des Kreises, der Ton, den man vordem kalt, steif, pedantisch nannte, humaner, ungebundener geworden, und der Geist der Geselligkeit hat sich seitdem mit Freuden zu diesem Zirkel gewendet. Alle genannten Versammlungen zeichnen sich durch die schönen Mädchen und Frauen aus, an denen Sachsen im Allgemeinen so reich ist. Man macht ihnen den Vorwurf: daß sie weniger kunstgerecht und weniger graciös tanzen, als anderwärts die Damen; wär' er richtig, so könnte er darin nur seinen Grund haben: daß es unserem Theater an einem Ballet mangelt, und wir daher vom schulgerechten höheren Tanze keinen anschaulichen Begriff und überhaupt keine Musterbilder haben, auch der Solo-Tänzer, die in andern Residenzen Tanzunterricht geben, entbehren müssen. Indessen kommt es beim geselligen Tanz auf ein Paar Hände voll Pas mehr oder weniger nicht an; wir sind fröhlich und vergnügt in unsern Tanzkreisen, und das ist ja am Ende die Hauptsache. Käme aber ein recht ausgesucht guter Tanzlehrer von Namen und Ruf einmal her, so würde er den ersten Familien, die Kinder haben, gewiß willkommen seyn. Ein verdrüßlicher Mißstand ist der Mangel an Tänzern; in den mehrsten Zirkeln kann man auf einen Herrn drei und vier Damen rechnen. Doch da dieses Leidwesen fast ein allgemeines durch die ganze Welt ist, Tharand ausgenommen, wo die Zahl der Herren zu der der Damen sich verhält wie 5 zu 1, so können wir die armen tanzlustigen Schönen nur damit trösten, daß, wenn sie alle so viel tanzten, als sie wollten und könnten, die Kirchenlisten über die Sterblichkeit der Jugend noch unerfreulichere Resultate darbieten würden, als sie ohnehin schon liefern. Zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahr muß eigentlich gar kein Mensch sterben, denn es ist das kräftigste Alter in seiner vollsten Blüthe, und dennoch sind hier im abgewichenen Jahr aus dieser Alters-Periode beinahe eben so viel auf die stillen Friedhöfe getragen worden, als aus der weit reiferen Periode zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Jahre. Ein stundenlanger Cotillon auf 1000 Ballen — und in Deutschland allein giebt es deren gewiß so viel in einer Woche — kostet mehr Menschenleben, als eine Schlacht. — Da wir einmal von den Ballen auf die Kirchenlisten gekommen — der Sprung ist übrigens so gewaltig groß nicht, denn überall haben jene auf die Verzeichnisse der Täuflinge, Copulirten und Beerdigten einen entschiedeneren Einfluß, als der Mond auf die Erde — so können wir nicht umhin, unsre Medizinal-Polizei-Behörde sehr zu loben, welche die Ursachen, warum das vier und zwanzigste Kind hier ein todtgebornes gewesen, näher untersuchen, und der heimlichen Quelle dieses traurigen Resultates möglichst entgegen arbeiten will. Es ist sonderbar! gegen das Auswandern in andere Länder sind in allen Staaten strenge Gesetze, und gegen das Auswandern in das Reich des Todes sind die menschlichen Satzungen noch lange nicht umsichtig genug. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir auch nicht unerwähnt lassen: daß von gedachter Medizinal-Polizei-Behörde nunmehr auch daran gearbeitet wird: daß die Apotheken im ganzen Lande ein eigenes Dispensatorium bekommen sollen, an dem es bisher noch gänzlich fehlte, und daß die Haus-Apotheken nicht anders als zur Nachtzeit, von Abends 11 bis früh um 4 Uhr, geräumt werden dürfen. Letzteres ist eine sehr heilsame und dankenswerthe Einrichtung, denn dadurch: daß dieses unsaubere Geschäft in den frequentesten Straßen, wie z. B. in der Neustädter Allee, am hellen Tage nachgegeben ward, glaubte man sich oft, statt nach Elb-Athen, in eine Salmiak-Fabrik versetzt zu sehen. — Die Statistiker wollen aus der Zahl der unehelichen Kinder einen Moralitäts-Messer machen; auf welcher Stufe der Sittlichkeit unser hübsches liebreiches Dresden, in welchem dies Jahr das sechste Kind ein uneheliches gewesen, im Gegensatz anderer Städte stehe, mag ich nicht untersuchen, weil mir der ganze Moralitäts-Messer falsch zu seyn scheint. Gebt nur allen Leuten so viel zu leben: daß sie heirathen können, die Zahl der unehelichen Kinder wird sich von selbst mindern. Das Heiraths-Gesetz ist aber kein Moral-Prinzip, sondern eine, durch die bürgerliche Ordnung nothwendig gewordene Menschensatzung; oft ist das arme Mädchen, das diese Schranken übersprungen, oder vom verderbteren Geschlechte, vom männlichen, aus denselben verlockt worden, viel tausendmal sittlicher und, selbst das Kind an der jungfräulichen Mutterbrust, unschuldiger, als manche andere kinderlose Buhlschwester. — In dem literarischen Felde finde ich eine neue recht bescheidene, aber gehaltvolle Frucht: „Bornemann's geschichtliche Darstellung der Entstehung und Fortbildung der Bürgerschule in Bautzen.“ Das Erziehungs-Land ist das Land, welches in allen Staaten noch lange nicht so kultivirt ist, als es seyn sollte. Der Bornemann scheint ein recht wackerer Arbeiter im Weinberge des Herrn zu seyn. Wir wünschen einen solchen jedem Magistrate, dem es, wie dem Bautzener, darum zu thun ist, aus den Kindern seiner Stadt Menschen zu bilden. Wahrhaftig, der beste, segensreichste Neujahrswunsch für die ganze Welt! K.

Ein gewisser Moret hat durch langes anhaltendes Studium Mittel entdeckt: Taubstumm-Geborne durch die Augen hören zu lehren, und es so weit darin gebracht: daß sie ihre Gedanken vernehmlich aussprechen und ganz natürlich lesen können, auch schreiben sie, was man ihnen diktirt u. s. w. Er wird jetzt die Versuche zu vervielfältigen streben. (Journ. d. Comm.) Man wird wohl mit französischem hochtrabenden Pathos die Zeichensprache meinen in den Ausdrücken: „durch die Augen hören.“

An den Küsten von Bretagne hat man dieses Jahr mit Heerings-Roggen den Versuch gemacht: ihn wie den des Stockfisches zum Köder für die Sardellen zu benutzen, und hat diesen Versuch vollkommen wirksam gefunden. Es wird dadurch eine große Ersparniß hervor gebracht, da der Stockfisch-Roggen aus dem Auslande genommen werden mußte. (Journ. d. Comm.)

Baierns Bevölkerung beträgt, nach der letzten Zählung, 789,190 Familien oder 4 Millionen Individuen. (Quotid.)

Der Sultan soll in Constantinopel unendliche Schwierigkeiten finden, dort einige Buchdruckereien an zu legen. Der Mufti und die Imans bestehen darauf: die Buchdruckerei verderbe die Moral und verwirre die Religion. Sie meinen: die braven Muselmänner würden bald anfangen zu bezweifeln: „daß der große Mahomet den Mond in seinen Aermel gesteckt habe.“ (Journ. d. Comm.)

Le Brun, der zu antworten verstand, ward einst von einem Redeslüchtigen befragt: welcher Unterschied wohl zwischen Zeit und Ewigkeit sey? — „Mein Gott!“ erwiederte Le Brun, „wenn ich mir die Zeit nehmen wollte, Ihnen das aus einander zu setzen, so würden Sie eine Ewigkeit gebrauchen, mich zu verstehen.“ (Journ. gén.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 22. Januar. 13tes Blatt.

Der Kampf mit Vorurtheilen.

(Schluß.)

Der Graf drückte selbst sein Pistol auf ihn ab, der Schuß ging aber fehl. Melun war unbewaffnet, jedoch sein Muth verließ ihn nicht; ruhig stand er da, als Agnes sich, gleich einer Brustwehr, an sein Herz warf und ihrem Vater zurief: Melun habe ihr das Leben mit Gefahr des seinigen in dieser Stunde gerettet! — Allein ihre Vertheidigung erhöhte die Wuth des Barbaren. Der Marquis ward übermannt, Agnes von ihm gerissen, und nur mit unsäglicher Mühe gelang es ihr und einigen der Andern, welche Mitleid mit ihrem Schmerze fühlten, den Grafen dahin zu bringen: daß er sich begnügte: für jetzt Melun das Leben noch zu schenken, und ihn unter Bewachung auf sein Gut mit zu nehmen. Ein finsteres, enges, fest verwahrtes Zimmer ward ihm zum Gefängniß. — Welchen Eindruck machten diese Begebenheiten auf Agnes! Wie konnte die Handlungsweise ihres Vaters die eines wahren Christen seyn? — und war Melun ein Verworfener: wie hätte er so edelmüthig an ihr handeln können? — Es erhoben sich Zweifel in ihrem geängsteten Gemüth. Achtung, welche sie ihm nicht versagen konnte, eine heimliche Neigung, die gleichgestimmte Herzen unmerklich an einander fesselt, Bewunderung des festen Muthes, mit welchem Melun diese unwürdige Behandlung ertrug, zogen sie zu ihm. So viele süße Bande ketteten ihr Herz an ihn, während Pflicht und Kindesliebe das Verfahren des Vaters vergebens vor dem besseren Gefühl zu beschönigen strebte. Melun errieth es nicht: wie theuer er ihr geworden war. In der Rettung, die er durch sie fand, sah er nur Menschlichkeit, und eben so mußte sie auch die Fürsprecherin des Mannes werden, der sein Leben für sie so eben gewagt, um sie zu retten. Er verkannte ihre Güte, ihre Milde nicht in einem Zeitpunkte, in dem blinder Eifer Tausende ihres Geschlechts zu Ungeheuern stempelte. — Agnes hatte indessen ein wachsames Auge auf ihres Vaters Unternehmungen. So erfuhr sie: daß dieser heimliche Anstalten traf: Melun zu überfallen und zu tödten, ohne daß es schiene, als ob der Graf an diesem Morde Theil nehme. Es gelang ihr, in das Gefängniß Melun's zu dringen, um ihm zu einer heimlichen Flucht behülflich zu seyn. Ueberraschend wirkte ihre Erscheinung auf ihn; er empfing sie mit dem Feuer der zärtlichsten Liebe, welche gewaltsam aus dem lange verschlossenen Herzen hervor brach. Agnes fand in dem Entzücken, das bei dieser Entdeckung ihr Inneres durchbebte, den Beweis ihrer Gegenliebe; aber ein peinigendes Gefühl verbitterte auch die Seligkeit dieser Stunde. Sie versuchte auf's Neue: ihn dem falschen Glauben zu entziehn, doch vergebens waren Worte, welche durch Thatsachen widerlegt wurden. Sie mußte schweigen. Jetzt zeigte sie ihm Mittel, zu entfliehen; es hätte nur einer Bitte ihres Gemahls bedurft, sie dahin zu vermögen: ihm zu begleiten; doch Melun dachte zu edel, sie in sein dunkles Geschick zu verflechten. Mit dem festen Muth des Mannes widerstand er der Versuchung und floh allein. Der Graf war außer sich, sein Opfer verloren zu ha-

ben; er begann das Mitwirken seiner Tochter zu ahnen und überhäufte sie mit Vorwürfen. Er konnte sich in seiner Hitze nicht so weit mäßigen, daß Agnes nicht einsehen mußte: wie persönlicher Haß, Härte und Grausamkeit sein Betragen leiteten. Welch ein Kampf entstand in ihrem Innern! Dunkel und traurig verflossen ihr die Tage. — Aus diesem Streite und Widerstreite ging ihr endlich die Ueberzeugung auf: daß der Werth des Menschen unabhängig von Meinungen ist, welche so leicht ihre Form ändern können; daß nur der reine, feste Wille: recht und gut zu handeln, der sichere Bürge dieses seines Werthes ist; daß unsere Begriffe von Gott viel zu klein und viel zu niedrig sind, wenn wir glauben können: er verlange von uns nur auf eine Weise angebetet zu werden. Sie suchte, von Sehnsucht getrieben, durch einen treuen Diener den Aufenthalt ihres Gemahls zu erforschen; da ward ihr die Nachricht: daß dieser, tödtlich erkrankt, in der engen Wohnung eines armen Landmanns danieder liege. Der Schmerz, den ihr diese Nachricht gab, wich dem Gefühle ihrer Pflicht. Ohne sich zu besinnen, eilte sie, von diesem Diener und einer eben so ergebenen Dienerin begleitet, zu ihm, die Abwesenheit ihres Vaters benutzend. Welch ein Anblick! welch ein Wiedersehn! Die Standhaftigkeit, das Vertrauen, die Ergebung Melun's in den Willen des gütigsten der Väter, befestigten ihre Achtung und Liebe für ihn. Endlich genas er unter ihrer liebevollen Pflege; Agnes blieb bei ihm und theilte treu sein Geschick. Ein Gärtchen, von seinem Fleiße angebaut, gab ihnen die ersten Bedürfnisse, und glückliche Liebe würzte die magere Speise und erhöhte den Genuß, den ihnen wohlthätig die reiche Natur in ihrem Schooße gab. — Die Zeit wendete endlich ihr Schicksal; der Marquis ward wieder in den Besitz seiner Güter gesetzt. St. Cyr mußte es noch erleben: ihn wieder im Schooße des Glückes zu sehn und das Herz seines Kindes dem Verfolgten ganz zugewendet und sich entfremdet zu wissen. Die zärtlichste Liebe erhöhte dieses Glück der äußeren Verhältnisse, welches nie mehr von ihnen wich. Karoline Stahl.

Wie war der Tempel Salomoh's?
(Schluß.)

Das erste Modell dazu war die sogenannte Stiftshütte. Moseh, den die Königstochter, die ihn aus den Fluthen rettete, wie ihren eigenen Sohn hielt und der gelehrt war in aller Weisheit der Egyptier, hatte sie errichtet. Und noch geben uns die schönen, abwechselnd eben so ernsten als fröhlichen Darstellungen von dem, keinesweges bloß finsteren Leben der alten Egyptier auf Thebens Trümmern unwidersprechliches Zeugniß: daß solch eine Hütte, solche Leuchter darin, solchen Tisch mit Schaubrodten, solche Lade und solche Cherubim er zuerst in Egypten gesehen. Seine ganz politisch-religiöse Gesetzgebung hat überhaupt viel Egyptisches, und wiewohl er auch im Ganzen die Casten aufhob und das Licht höherer Erkenntniß, das in Egypten nur das Eigenthum der Priester war, zu einem Gemeingute seiner ganzen Nation machte, so hat er doch die eine Caste, die der Priester, gelassen, und alle seine gottesdienstlichen Einrichtungen haben etwas Geheimnißvoll-Symbolisches. Und wenn sich auch in dem großen, gegen sechs Jahrhunderte betragenden Zeitraume zwischen Moseh's Gesetzgebung und Salomoh's Tempelbau Vieles unter den Ebräern veränderte und das wandernde Hirtenvolk zu einem festen, großen, von Ackerbau und Handlung lebenden Königreiche heran gewachsen war, so erscheint doch nie der Verkehr zwischen Egypten aufgehoben, sondern besonders unter Salomoh, der selbst eine egyptische Prinzessin unter seinen Gemahlinnen hatte und derselben einen eigenen Palast erbaute, stärker als je. Und gleichwie Egyptens große, mit Sculpturen bedeckte und in lebendigen Farben strahlende Göttertempel waren — wie bei deren bloßem Anblicke schon das Volk in seinem Innersten erregt wurde und deren Trümmer noch gleichsam bezaubern und in dem staunenden Betrachter das Gefühl einer anbetenden Stille erwecken; wie ungeheure Propyläen sich an jene Tempel anschlossen, und man erst durch ganze Alleen von Sphingen, durch Vorhöfe mit Colossen, Obelisken, Colonnaden und Portiken und durch hohe Pylone in das Heiligthum eintrat, das in mehrere Abtheilungen oder Zimmer getrennt war und in deren einem das Tabernakel, das aus einem Steine genau wie die großen Tempel verfertigte Häuschen (den Monolithen) mit dem heiligen Thiere, enthielt — so wollte auch Salomoh in seinem Tempel der jüdischen Nation etwas Außerordentliches geben. Mag derselbe auch gestaltet gewesen seyn, wie er will, mag er in bloßen, vielleicht auch äußerlich mit Palmen, Blumen und Cherubim verzierten Stockwerken, oder von Gallerien rings umgeben, hoch aufgestiegen seyn (wir können das, aus Mangel an Nachrichten, nicht bestimmen); er war ein großes, durch seine Masse schon imponirendes Werk; sein Anblick schon ergriff, und das Geheimnißvolle, das er in sich schloß, erregte in jedem Herzen Ehrfurcht und Grauen. Sechzig, oder, nach Josephus, gar hundert und zwanzig Ellen hoch, stand das, gegen den Aufgang der Sonne gerichtete Gebäude da, das äußerlich an seiner Vorderseite in einer hohen Vorhalle sich öffnete und auf seinen drei andern Seiten dem Auge drei Stockwerke, aus dem schönsten weißen Marmor, darbot; in seinem Inneren aber, wie der menschliche Körper die edleren Theile, so das Heiligthum bewahrte. Dieses war in zwei Abtheilungen geschieden, in das größere Heilige vorn an der Vorhalle, das im Lichte vierzig Ellen lang,

zwanzig breit und dreißig hoch war, und in das kleinere Allerheiligste hinter demselben, das nach allen Richtungen, nach der Länge, Breite und Höhe zwanzig Ellen maß und gleichsam einen ausgehöhlten Würfel bildete. Kein Tageslicht drang je hinein, sondern immer leuchteten auf zehn goldenen Tischen zehn goldene Leuchter, deren Schein noch erhöht wurde durch den feurigen Wiederglanz der Decke, des Fußbodens und der bilderreichen Wände. Denn inwendig waren beide sowohl das Heilige als Allerheiligste, mit Bohlen von Zedern überlegt und diese ganz mit Goldblättchen bedeckt, an denen sich das Schnitzwerk von Blumen, Palmen und Cherubim, das in den Wänden war, ausdrückte. Von jenen Leuchtern aber standen fünf auf der Mittags- und fünf auf der Mitternachtsseite des Heiligen, und außerdem befanden sich noch in demselben der heilige Tisch mit den Schaubrodten und der goldene Rauchopfer-Altar. Das Allerheiligste enthielt bloß die Bundeslade mit den, von Gottes Hand beschriebenen steinernen Tafeln des Gesetzes, und über derselben breiteten zwei Cherubim ihre Fittige aus von einer Wand bis zu der andern, ihre Angesichter einander gegenüber auf den Deckel der Lade richtend. An dem Eingange der Vorhalle standen zwei sehr künstlich gearbeitete eherne Säulen, und das ganze Tempel-Gebäude war von zwei Vorhöfen umgeben, die beide auf drei Seiten: gegen Morgen, Mittag und Mitternacht, große Thore mit Wachtstuben, Wänden, Vorhäusern und Portiken von Palmensäulen auf beiden Seiten des Durchganges hatten. Der äußere Vorhof umschloß den inneren, sechs Fuß über denselben erhöhten, so wie dieser das Tempel-Gebäude. Das Ganze erhob sich terrassenförmig immer höher aufwärts, und nur nach dem Grade der Heiligkeit stieg man immer höher bis in das Allerheiligste und zur Bundeslade empor. Denn das Volk durfte nur in den äußeren Vorhof und hielt darin seine Gottesverehrung; die Priester waren in dem inneren Vorhofe, der daher der Vorhof der Priester hieß. Nur wenn sie die Reihe des Dienstes traf, traten sie in das Heilige; in das Allerheiligste ein zu gehen, war allein dem Hohenpriester erlaubt, und zwar nur ein Mal des Jahres. Denn da war der Herr selbst, der zu Moseh gesprochen hatte: „Daselbst will ich mit Dir zusammen kommen und will mit Dir reden von dem Deckel herab zwischen den zwei Cherubim auf der Lade des Gesetzes Alles, was ich Dir gebieten werde an die Söhne Israels.“ **Johannes Didymos.**

Gedanken einer berühmten Frau.

An den Höfen ist es Sitte: Alles nur an die zu verschwenden, die nichts bedürfen, und denen nichts zu geben, die Alles bedürfen. Man giebt, um groß zu thun und um in Zeitungen als großmüthig zu glänzen; stille Wohlthaten werden nicht ausposaunt, darum auch selten ausgeübt.

Nie hat man mehr Witz, als bei denen, die uns noch mehr eigen glauben, und wer dem schwatzhaften Prahler Verstand zuerkennt, giebt zu erkennen: daß es ihm daran fehle. **Bonafont.**

Anklänge.

26.

Ist ächt Verdienst Dein Eigenthum,
Laß Ränke dann und Drohen;
Mußt Du besorgt seyn um den Ruhm,
Ist er Dir schon entflohen.

27.

Magst Du nicht politisch werden,
Bleibst Du stets am Wanderstab;
Ohne Politik auf Erden
Hast Du nichts mehr als — das Grab.

28.

Des Menschen Bestes ist Geduld,
Und Rache seine schwerste Schuld.

Ed. Rolle.

Wettstreit der sämmtlichen Schweiz-Kantone.

1. Schafhausen.

Ich nur erzeugte den schweizergeschichtlichen Müller: der freilich
Bieder verschwieg, wie mein Kutscher die Reisenden preßt.

2. Zürich.

Geßner ist mein, der trefliche Mann und liebende Dichter.
Bodmer und Sulzer — es hat Jeder, nach Kräften, gestrebt.

3. St. Gallen.

Daß ich Zwingli gebar, dem Zürch freundschaftliche Thore
Oeffnete, g'nügt, mir darauf etwas zu Gute zu thun.

4. Waat.

Pestalozzi dagegen verließ die Zürchischen Herzen;
Jetzt reich' Ich ihm, sammt seinen Ministern, die Hand.

5. Tessin.

Der stammt von mir ab — der Mann ist nirgend zu Hause —
Wie die Künstler von mir, deren ich viele gebar!

6. Bündten.

Martin Planta gebar ich der Welt und mehrere Salis:
Schweizergebacknes jedoch bring' ich noch täglich hervor.

7. Thurgau.

Vordem war ich reich an Minnegedichten und Sängern:
In der neueren Zeit hab' ich den — Mesmer erzeugt.

8. Schwyz.

Ja, du; so wie ich den ersten Naturphilosophen:
Paracelsus, gebar: — Fremde genießen den Ruhm!

9. Glarus.

Volksauswand'rung ist jetzt mein Theil und einiger Nachbarn:
Doch ein Himmel umschließt nicht nur das einzige Land!

10. Basel.

Und Landsleute von Euler und andre benachbarte Freunde
Haben in Euerer Noth herzlich gerechnet, gesorgt.

11. Neufchatel.

Wie Pury! Der wackerste Kaufmann, den ich erzeugte,
Ward im Auslande reich, dachte der Armen daheim!

12. Solothurn.

Wirkungreich war immer das Wandern im menschlichen Leben:
Voitel beweist's. Er schuf Schulen in Spaniens Nacht!!

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Der Compositeur van Beethoven hatte vor Kurzem, seines schwachen Gehörs wegen, das Unglück: niedergefahren und beschädigt zu werden. — In Linz hat sich neulich eine Begebenheit ereignet, welche als Seitenstück zu einer bekannten englischen Fuhrmanns-Geschichte einen Platz verdient. Es wurde nämlich das Recht: die Oefen des dortigen Zuchthauses zu reinigen, versteigert, wobei ein junger und ein alter Schornsteinfeger sich aus Mißgunst so herab stimmten: daß sie sich zuletzt Beide erboten: die Rauchfänge umsonst zu fegen, wozu auch der Eine, als der ältere, das Vorrecht behielt. Eine solche Concurrenz in andern Artikeln wäre dem Publikum nicht unvortheilhaft! — Der Theater-Sekretair, Herr Schreyvogel, wird die Stelle des verstorbenen Hofraths und Direktors des Belvedere, Füger, erhalten. — Das Theater an der Wien soll durch Lotterie ausgespielt werden, und hierbei werden das Theater selbst, ein Haus zu Baden, ein Familien-Schmuck und 80,000 Gulden vier Treffer ausmachen. In diesem Theater wird „Manuel" zur Einnahme des verdienstvollen Regisseurs Küstner einstudirt. — Ich komme zu unserm Burgtheater. Etwas Neues ist hier eine wahre Seltenheit. Darunter gehören „Tartüffe" und „die Gleichgültigen." Ersteres ist, nach Molière, von Deinhardstein bearbeitet, und sprach nicht an. — Die „Gleichgültigen" von West (nicht aus dem Spanischen) ließen größtentheils gleichgültig. Gemahle werden einander überdrüßig und durch Eifersucht wieder in Liebe vereinigt. Die Anlage verräth französischen Schnitt, und hat, da man die Katastrophe in der Exposition voraus sieht, zu wenig Interesse, um, trotz der schönen Sprache, die Hr. West recht sehr in seiner Gewalt hat, besondere Theilnahme zu erregen. In diesem Theater werden „Nathan der Weise", zur Einnahme des Regisseurs, und der „Kaufmann von Venedig" einstudirt. —S—.

Münster. Aus dem Dezember-Heft des „Rheinisch-westphälischen Anzeigers" vom vorigen Jahre (Nr. 44) theilt Referent im Auszuge folgende, die aufgehobene Universität zu Münster betreffende Notizen mit: „Der verewigte Minister von Fürstenberg war es, der den Gedanken faßte: in Münster eine Universität zu errichten, auch den Plan dazu entwarf, der aber langsam und mit Vorsicht realisirt wurde. Eine theologische und philosophische Fakultät bestand daselbst nebst dem Gymnasium schon von den Zeiten der Jesuiten her. In den Jahren 1780 ward die juristische Fakultät, und in dem letzten Dezennium des verflossenen Jahrhunderts die medizinische errichtet. — Fürstenberg war der erste Curator der Universität; nach seinem Tode bekleidete der Domdechant und Graf von Spiegel diese Würde. Die Besoldung der Lehrer war sehr gering; das größte Gehalt bestand in 500 Thaler. Nur Wecklein, der bald nach der ersten Einverleibung des Landes mit der Monarchie als Professor der Dogmatik von der Fremde her nach Münster berufen ward, erfreute sich eines Gehalts von etwa 800 Thaler. — Die Universität erlitt in dem kurzen Zeitraum ihrer Existenz viele empfindliche Verluste. Unter den verstorbenen Professoren will ich nur die Namen: Becker, Hüffer, Alberts, Zumkley, Gerz, Ueberwasser, Lüders, Briel und Landgräber in Erinnerung bringen. — Der jetzige Staatsrath Schmedding und der Hofrath Sprickmann dozieren nunmehr bei der juristischen Fakultät auf der Universität zu Berlin. — Noch neulich ward zweien theologischen Professoren der ruhmvolle Antrag bei der Universität zu Bonn. Der Münsterschen Universität fehlte aber noch Manches, um von ihren deutschen Schwestern als solche anerkannt und ihnen gleich geachtet zu werden. Es mangelte ihr die feierliche Inauguration; sie erwarb sich nicht, noch gab sie sich die Macht: Doctoren zu kreiren, und ihre Statuten sind nie zur Publizität gekommen. Es existirte also zu Münster eine Universität in re, aber nicht in forma." — Hr. Dr. Follenius hat mit dem neuen Jahre die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" zu Elberfeld (bei Büschler) übernommen, dagegen Hr. Dr. Eichholz, der bisher die genannte Zeitung daselbst redigirte, nun die dasige „Provinzial-Zeitung" für eigene Rechnung heraus giebt. — Bei Bädeker in Essen ist „das Neujahrsfest" von Dr. Krummacher erschienen, welches das dritte Bändchen des „Festbüchleins" ausmacht, und nicht minder, wie die früheren Bändchen: „der Sonntag" und „das Christfest" empfohlen zu werden verdient. — Eine neue Schrift vom Pfarrer Niesert in Velen: „das Recht des Hofes zu Loen, nach einer authentischen Handschrift in einem verbesserten Abdruck vorgelegt, mit vielen erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung über die Verhältnisse der hofhörigen Güter begleitet" (Coesfeld, bei Wittneven) giebt einen interessanten Beitrag ab zur Aufklärung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in den ehemaligen Aemtern Ahaus, Dülmen, Bocholt u. s. w. Eine Menge Bauern der Umgegend hatten auf diese Schrift subskribirt. — Das „Mallinckrodtsche Magazin" wird nun nicht von Hrn. Niesert, sondern, dem Vernehmen nach, von dem zu Nottuln (unweit Münster) jetzt lebenden Hrn. Grafen von Reisach fortgesetzt werden. — Zur nächsten Oster-Messe erscheint von Fr. Raßmann und Rese (Prediger in Halberstadt) ein, in systematischer Ordnung (nach Ersch Handbuch) abgefaßtes „Gesammt-Register der im Jahr 1818 nicht nur in den sechs Literatur-Zeitungen, sondern auch in den gelesensten Tagesblättern rezensirten Schriften (Leipzig, b. Wilh. Engelmann)." Das Wie? der Rezensionen ist kurz angedeutet. R.

In einer englischen Zeitung vom Jahr 1761 findet man Folgendes: „Die Damen der Westseite der Stadt haben beschlossen: Alles, was sie während der Festtage im Kartenspiel gewinnen werden, an die Armen zu vertheilen." (Courier.) Es ist dies zwar ein etwas sonderbares Geschenk an die Armen; aber Referent kennt Spieler, die ihre übertriebene, die Zeit und Sitten verderbende Spielwuth mindern würden, wenn sie ihren etwaigen Gewinnst nicht behalten dürften. Wie sehr sich die Tagelöhner bei dem Spieltische auch entschuldigen mögen, Habsucht ist zuletzt doch der Trieb, dem sie dienen.

Bei dem Mißbrauche des Worts: „die ganze Welt" meint das Journal général: „Was ist die ganze Welt? wenn man aufrichtig seyn will, so würde Jeder sagen: die ganze Welt sind: Ich und meine Bekannten. Sonst konnte es z. B. in den Lettres Persanes de Montesquiou nicht heißen: Sonst tanzte Alles, jetzt hat die ganze Welt die Gicht." (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 23. Januar. 14tes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Dritter Dezember-Dienstag.

Fünf seltsame Dinge.

Es kamen heute bei dem Oheim fünf seltsame Dinge zur Sprache.

1. Der Schutzpatron der Thiere — erzählt Frau Elise von der Recke in ihrer Reise nach Italien — ist S. Antonio Abbate oder S. Antonio del Porco (der Schwein-Antonius); und nach ihm heißt seine Kirche (zu Rom) in der Nähe von Maria Maggiore. Das Fest der Thierweihe (den 17. Januar) beginnt damit: daß in dieser Kirche, welche dann vierzig Stunden offen steht, die Monstranz zur Verehrung der Andächtigen ausgestellt wird. Es dauert acht Tage, während welcher eine kleine Kapelle, neben der Klosterkirche, von Morgens 10 Uhr bis Sonnenuntergang geöffnet ist; in ihr steht ein Priester neben der Büste des Heiligen. — Festlich geschmückte Esel, Ochsen, Schweine, Hunde und Pferde werden bis zur Schwelle des Heiligthums geführt. Auf einem Balkone gegenüber erschallt fröhliche Musik. Feierlich taucht der Priester einen Wedel in das geweihte Wasser; er entblößt sein Haupt, regt die Lippen und gießt mit einer Bewegung, die ein Kreuz bildet, über die vorgeführten Thiere den wässerigen Segen aus, streicht aber den kräftigeren der gläubigen Katholiken in die Kasse des Klosters. Wer ein Thier zur Weihe bringt, erhält ein kleines Bild des Heiligen, welches an die Stallthür genagelt wird, um allem Unheil den Eingang zu verwehren. Die glänzendsten Equipagen fahren mit geschmückten Pferden vor, um, nebst der Weihe des Segens, das Bild des Schutzheiligen in Empfang zu nehmen. Das Volk jubelt und freut sich dieses Kirchenfestes wie eines Lustspiels.

2. Die Indier — erzählt der Bruder Paulinus in seiner Reise nach Ostindien — verehren die Kuh als eine Gottheit. Die meisten Häuser der heidnischen Indier, auf der ganzen Küste von Malabar und Coromandel, sind außen und innen mit Kuhmist belegt. Die Heiden pflegen den Urin der Kuh zur Reinigung ihrer Sünden zu trinken, und nehmen, wenn sie dem Tode nahe sind, einen Kuhschwanz in die Hand, weil sie, wenn sie auf diese Weise sterben, nach ihrer Meinung in das Paradies auffahren.

3. Haben die Kaffern — erzählt uns Herr Lichtenstein in seiner Reise in das Innere von Afrika — nach mühsamer Jagd den Elephanten erlegt, so suchen sie sich deshalb bei ihm zu entschuldigen, und man erklärt dem todten Thiere feierlich: es sey nicht absichtlich, sondern zufällig geschehen. Um es völlig zu versöhnen, wird der Rüssel abgeschnitten und feierlich begraben. Dabei wiederholen sie die Worte: der Elephant ist ein großer Herr und der Rüssel ist seine Hand.

4. Von den Sioux oder Siwern, einem amerikanischen Volke, das von dem Zusammenflusse des Missisippi und Missuri nordwärts hinauf seinen Wohnsitz hat, erzählt uns Pike folgende Tanzfeierlichkeit: „Männer und Weiber tanzten ohne Unterschied durch einander und waren Alle auf die seltsamste Weise angezogen; dabei hatten sie insgesammt eine kleine Thierhaut in der

Hand, die in der Form einer Tüte zusammen gerollt war. Oft liefen sie auf einander zu und bliesen alsdann plötzlich durch die Tüte Einer auf den Andern; worauf stets die Person, welche angeblasen worden war, — Mann oder Weib — sogleich auf den Boden nieder fiel und leblos zu seyn oder in den letzten Zügen zu liegen schien. Nach und nach erholten sie sich jedoch wieder, sprangen auf und mischten sich aufs Neue freudig in den Tanz. Dies nennen die Indianer ihre große Medizin und das Ganze ist eine Art von religiösem Tanze. Die Indianer bilden sich aber fest ein: daß sie wirklich etwas Böses in den Leib des Andern blasen können, wodurch das Niederfallen bewirkt wird. Es ist daher auch nicht Jedermann verstattet, Theil an diesem Tanze zu nehmen. Wer in die Verbindung aufgenommen werden will, muß vorerst der Gesellschaft ein beträchtliches Geschenk machen, und dann noch eine große Mahlzeit zurichten; worauf seine Aufnahme unter großen Ceremonien statt findet."

5. Die Priester der Otaheitier — erzählt uns Wilson in seiner Missions-Reise nach dem stillen Ozean — sind zugleich die Aerzte, Wahrsager und Zauberer des Landes. Werden sie gerufen, um die Gottheit zu befragen, so kleiden sie sich in eine seltsame, phantastische, mit rothen und schwarzen Federn verzierte Tracht, die, wie sie sagen, dem Etuá (höchsten Gotte) so sehr gefällt: daß er, wenn sie in dieser Hülle ihm nahen, auf ihren Ruf in Gestalt eines der Vögel, die das Morai (Begräbnißplatz) umflattern und die Opfer verzehren, auf die Erde herab steigt. Sobald aber der Vogel sich auf das Morai setzt, verläßt ihn der Etuá und fährt in den Priester. Nun beginnt dieser sogleich: sich zu strecken und zu gähnen, Arme, Beine, Schenkel und den ganzen Leib zu reiben, der zu schwellen anfängt, als wenn die Haut am Bauche bersten wollte. Mit convulsivischen Bewegungen verdreht er die Augen, reißt sie weit auf, schließt sie dann bald wieder, und sinkt, wie gefühllos, hin. Zu einer andern Zeit wird sein ganzer Bau erschüttert, und scheint eine plötzliche und unbegreifliche Veränderung erlitten zu haben. Er redet sacht, seine Stimme wird heiser und unterbrochen; dann hebt sie sich auf einmal wieder mit außerordentlicher Stärke. Nun spricht er verständlich, affektirt indessen: weder, was er sagt, zu wissen, noch die Personen um sich her zu kennen. Aber wie Orakelsprüche faßt man seine Worte auf, und was er nur immer für sich oder die Gottheit begehrt — und seyen es Menschen-Opfer — wird ihm, wenn man es nur irgend erhalten kann, nicht versagt. — Ich bitte die Leser, selbst zu entscheiden: welche die Wunderlichsten von diesen fünf Leuten sind? der Australier, der nicht zweifelt: daß Etuá seinem Priester einwohnt? oder der Amerikaner mit seiner großen Medizin? oder der Afrikaner, der den getödteten Elephanten, sich entschuldigend, einen großen Herrn nennt? oder der Asiate, der dem Kuhschwanze, oder der Europäer, der dem Bilde des heiligen Antonius von dem Schweine eine solche Kraft zutraut? — Das aber wird man eingestehen: daß auch in allen diesen Verhüllungen die tiefe Seite des Menschen durchschimmert, wie die Sonne hinter dem Gewölke.

Der fliegende Drache.

Ein Schwank.

Es war noch in der Stunde der Morgendämmerung, als Steffen unter der alten Linde saß, die ihre dichtbelaubten Zweige halb über seine Hütte und halb über den nah vorbei rieselnden Bach hinbog. Wie nun Steffen eine Weile so da saß, beklommenen Herzens, trat Rosine leise zum Pförtchen heraus, schlich unbemerkt hinter ihren Mann und schloß ihn, als er eben wieder tief aufstöhnte, recht kräftig in ihre Arme. — „Ha! was ist das?" schrie der Erschreckte auf. „Laß mich, Rosine, mit solchen Spässen ungeschoren; man kann den Tod davon haben." — „Aber sag' mir, Grillenfänger!" erwiederte Rosine, „was ist es denn, das Dich so unruhig in die finstere Nacht hinaus treibt?" — „Was? Nacht? — Da sieh drunten über dem Walde den rothen Streif vom Morgen. Der Hahn hat drei Mal schon gekräht." — „Und wenn neun Mal! Es ist ja heute Sonntag, und da dehnt man sich gern ein Stündchen länger im Bette. Lange ist es noch hin, bis die Sonne zum Kammerfenster hinein scheint." — „Ach, es läßt mich nicht drinnen, liebe Rosine!" — „Ey, es läßt Dich nicht bei mir? Heute ist der letzte Tag unserer Flitterwoche —." — „Na, sieh nur, liebe Rosine! die Gewohnheit, die frühe Arbeit Tag für Tag ruft Einen schon mit dem dritten Hahnschrei auf, und wenn man auch gern noch ein Stündchen zugeben wollte — es läßt unser Einen nicht, die Gewohnheit macht's." — „Larifari! Gesteh es nur, gar etwas Anderes sitzt Dir am Herzen, was Dich hinaus trieb." — „Hör' nur, liebes Weib! Ich kann's nun schon nicht länger mehr für mich behalten, ich muß Dir's nur sagen: dort der flimmernde Stern —!" — „Welcher? wo? Jener über dem Pfarrhause? Das ist ja der Morgenstern." — „Ja, Morgenstern! Ein Glückstern ist es." — „Wie meinst Du das?" — „Du hast es doch schon so oft gehört, was der Einem in glücklicher Stunde bringen kann?" — „J nun, was denn?" — „Gold die Hülle und Fülle." — „Ey! wie denn?" — „Zu gewissen Zeiten wird jener Stern zu einem fliegenden Drachen, und wenn sich's trifft und er fliegt gerade über ein Haus weg, und man kann ihm etwas, ein Gefäß, eine Schüssel und wär' es auch nur eine Mütze, entgegen halten, so schüttelt er sich und läßt Funken, wie glühenden Hammerschlag herunter fallen, aus dem

lauter blanke runde Goldstücke werden. Ja wahrhaftig! — Doch darf man kein einzig Wörtlein auch nur mucksen.“ — „Aha! nun ist's mir begreiflich, warum Du Dich heimlich von mir wegschlichst. — Ein dummes Märchen!“ — „Das sagst Du so in Deinem Leichtsinn hin. Es ist aber nicht so!“ — „Ja, ja! glaub' mir: es ist eine Fabel, von alten Weibern ersonnen. Wo soll denn der Stern all das Geld her haben?“ — „Wie Du nur so fragen kannst?! Kommt er nicht aus dem reichen Morgenlande, wo Geld auf Bäumen wächst, und Edelsteine, wie Sand am Meere, allenthalben umher liegen?“ — „Hahaha! Hat er denn eine Schäfertasche umgehangen? wie brächt' er's denn sonst fort? — Bedenke, Steffen! das kleine Sternlein dort soll solche Wunderdinge verrichten können, was kaum so groß ist, wie ein Stein in einem Ringe?“ — „Ja, da sieht man's, was es ist, wenn man nichts gelernt hat. Das Sternlein ist wohl größer, als unser Haus. — Doch was red' ich da? Du hörst ja, aus dem Stern wird ein fliegender Feuerdrache, und von dem kommt das Geld.“ — „Wer hat Dir nur diese Grille in den Kopf gesetzt?“ — „Grille? Eine schöne goldene Grille! Wenn ich sie doch schon zirpen hörte! Möchte wohl so eine Grille im Hause haben, da ließ' es sich leben. Erinnerst Du Dich: was die alte Marthe von Hansen Wohlgemuth, dem Pächter, erzählte, wie man gewiß und allgemein glaube: sein großer Reichthum käme nicht von natürlichen Dingen her — ja, ja! man will sagen: der fliegende Drache habe sich auf der Feueresse seines Hauses, bei einem nächtlichen Zuge, ausgeruht und ein Paar Metzen von seinen goldenen Schuppen ihm auf den Heerd gestreut. Man hat's ordentlich Nachtens im Hause klimpern und rauschen gehört als wenn Schloßen nieder fielen. Ja, der kann lachen! — Man sieht's auch an seinem Haus und Hof, wie das Alles so prächtig heraus geputzt und hochgelb angestrichen ist, wie pur Gold. Ach ja! wenn sich der gute Vogel doch auch nur einmal ein Paar Federn über meinem Schornstein ausrupfen wollte! Nur so eine Metze voll, und dann ist's genug; mehr brauch' ich nicht!“ — „Ach, lieber Steffen, wie baust Du auf Sand! Daß Dir Dein Traum nur nicht zu Wasser wird! — Doch hör, Steffen, wenn Du das Ding noch lange so treibst, geht das bischen Flitterwoche nun vollends auch noch recht trübselig und erbärmlich hin.“ — Ganz verdrießlich sprach Rosine das letzte, ging in die Hütte zurück und schlug donnernd die Thüre hinter sich zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Glaube nicht: durch Lieb' und Großmuth einen Rachsüchtigen zu versöhnen; wer hassen kann bis zur Rache, wird nie oder nur durch Vortheile versöhnt.

Wer der Hinterlist dient, hat keine Größe in sich, wenn ihn auch sein Zeitalter vergötterte. Wahre Größe kennt nur geraden, festen Weg; Scheingröße läuft endlich vor Aller Augen einem Irrlicht nach, mit dem sie versinkt, und wer sich gleich für unsterblich hält, sobald er sich bemerkt sieht, kann endlich sterben — ohne daß man es bemerkt.

Willst du in der Welt schnell großen Lärm erregen, so greife die kleinen Geister an; leichter machst du alte Weiber wieder still, als jene. — Willst du aber schnell einen Ruhm haben, wie die vielen Andern, so lobe die kleinen Geister; um ihr Lob zu verbreiten, erklingt von ihnen sogleich das deine.

Wenn beleidigt ein Weib singt, ein Hofmann vertraulich wird, und ein Pfaff schweigt — dann sey auf deiner Huth.

Deine Philosophie bilde dir selbst; die Philosophien, die man dir bietet, sind in der Regel nur Gewänder für die Seele, welche man nach dem vergänglichen Modeschnitt einrichtete. A. Münde.

Wettstreit der sämmtlichen Schweiz-Kantone.

13. Appenzell.

Montfort kam, in Bürgersgestalt, und half mich befreien:
Schön! — doch freilich auch schlau: denn er verarmte zuvor.

14. Bern.

Haller und Fellenberg, zwei Adel-Veredler, erzeug' ich:
Jenen von oben herab, diesen von unten hinauf.

15. Zug.

Wenn auf mich vom Nachbar-Kanton ein Berg sich herab wälzt,
Deckt er die Republik — leider! — zur Freude der Welt.

16. Aargau.

Einst, als Deutschland keinen Beherrscher zu finden vermochte,
Gab ich den Habsburg: jetzt fördr' ich die Publicität.

17. Uri.

„Allen Kalliokraten und Erz-Egoisten der Erde,
Jeder brutalen Gewalt meinen apostlischen Tell!!“

18. Luzern.

Antipapistisch benehm' ich mich itzt — und werde beheifallt —
Chorherr Geiger vermag nichts für das morschende Rom.

19. Wallis.

Einen demüthigen reisenden Bischof, Sinner, besaß ich:
Doch itzt ruh' ich aus, schmutzig, kretinisch und faul.

20. Genf.

Die Zeit ist vorbei, wo ich fluchte dem ehrlichen Rousseau,
Wo ich den Groß-Calvin bis in den Himmel erhob.

21. Walden.

O, wie verließen mich neulich die hetzenden hastigen Priester,
Als mit Schaumburg's Heer Ich nur noch schweizerlich rang —!

22. Freiburg.

Jesuiten und Wegholzkreuze verschmähe mir Niemand:
Kreuziger sind sie, sobald wieder ein Jesus erscheint.

Karl Müglich.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Rom. Zu den neuesten literarischen Erscheinungen in Rom gehört eine französische Schrift: „La Voix de l'Eglise catholique aux protestants de bonne foi" par Martin de Noirlieu, prêtre. A Rome 1818. 8vo. Was der Verfasser unter den „protestants de bonne foi" versteht, erklärt die Vorrede, woraus ich Einiges übersetze. „Die Kirche Gottes wandelt hienieden mitten unter Gefahren aller Art. Die Bösen setzen Alles ins Werk, um ihr ihre Kinder zu rauben, welche sie, nach so vielen Kämpfen und vergossenem Blute, um sich versammelt hatte. Während dieses Kampfes, den sie bis an's Ende der Zeiten zu bestehen haben wird (!), höret sie nicht auf: ihre Stimme zu ihrem Gemahl (époux) zu erheben, welcher, obschon er nie unterläßt, sie innen zu stärken, sie doch bisweilen äußerlich zu verlassen scheint. Es ist aber vorzüglich jetzt, wo sie ihre Stimme mit verdoppelten Kräften erhebt: — in Thränen auf den Trümmern sitzend, womit die Ketzerei, die falsche Philosophie und der Indifferentismus sie umringt haben u. s. w." — „Freudengeschrei und festliche Lieder haben ihre Seufzer unterbrochen. Sie hat gehört, wie die Kinder, welche ihr fremd geworden sind, die Epoche der Abtrünnigkeit ihrer Väter feierten und ihre Wunden haben eben so geblutet, als zu der Zeit, wo ihre Brust zerrissen ward, da jene Abtrünnige! sie verließen. Ihre unverletzliche Liebe zur Einigkeit wird auf immer in Tage des Trauerns die Tage verwandeln, deren wir eben erwähnen u. s. w." — „Verwahrerin des Geistes Christi, hat sie nur, wie Rahel, Thränen über diejenigen zu vergießen, welche nicht mehr für sie vorhanden sind. Indessen, unter denen, deren Abwesenheit sie beweint, giebt es solche, welche, indem sie die Kirche verkennen, voll Liebe zu Jesum Christum sind und im Verborgenen über die Schmähungen seufzen, mit welchen man ihn in dieser bösen Zeit überhäuft. Sie selbst haben sich nicht entfernt, die Untreue ihrer Väter hat ihr Unglück (!) verursacht. Die Kirche weiß es und sieht sie schon wieder (!) als ihre Kinder an." — Für diese Unglücklichen also ist das Büchlein geschrieben, das in leichter Kürze die einige Wahrheit der katholischen Kirche beweisen soll. Von dem Protestantismus, auf welchen in den Noten eben nicht sanft ausgefallen wird, weiß der Verfasser selber wenig. Nichts von dem wahren Geiste, nichts von den Grund-Dogmen der protestantischen Kirche, sondern nur einige zufällige Aeußerlichkeiten aus der Geschichte der Trennung. Aus Luthers Tischreden und heftigsten Streitsachen führt er einzelne Stellen, oftmals Scherze und dergleichen, als — unsre Glaubens-Artikel an. — Dem Buche angehängt sind zwei Briefe an eine protestantische und eine russische Dame über die Fragen: Si le changement de Religion n'est point contraire à l'honneur? — und: Sur la nature et sur les effects du Schisme et sur l'Unité catholique. Sie tragen den Wahlspruch an der Stirn: Ecoutez, ma fille, et voyez! prêtez l'oreille! Oubliez votre nation et la maison de votre Père!!! Psalm XLIV. II. — In demselben Charakter ist das, schon vor einigen Jahren erschienene Werk eines andern französischen Geistlichen, le Forest, geschrieben. Es hat den Titel: „Methode pour reconduire les soi disants réformés a la vrai religion" und ist in Gesprächen zwischen dem Prediger und dem Proselyten abgefaßt. — Wunderbar, daß diese beiden Werke nicht in den öffentlichen Buchhandel gekommen sind. Sie wurden auf Kosten der Verfasser oder der Propaganda gedruckt und werden nur unter die Auserwählten vertheilt. Die Stimme der Kirche sollte sich doch weit und breit laut hören lassen, damit man nicht glauben müßte: sie scheue die Oeffentlichkeit aus richtigeren Gründen, als die sind, um welche sie laut wird! — Aus dem Buche des Prêtre Martin hebe ich, der Kuriosität wegen, noch eine Stelle aus, in welcher er von der Vereinigung der lutherischen und calvinischen Kirche spricht: „Es scheint, als wenn unsere verirrten Brüder jetzt mehr wie jemals die Schande fühlten, welche an den Benennungen: Lutheraner und Calvinisten klebt; sie wollen nur Evangelische genannt seyn. Allein dieser Name drückt ihnen noch den Charakter der Neuheit auf, weil, seit Christus, keine Gesellschaft ihn geführt hat." — Das nennt man Deutelei, und den Katholiken, Lutheranern und Calvinisten mag man dabei das Sprüchlein auffrischen: Gleich sind Iken, Aner, Isten, sind nur alle wahre Christen; doch, um nicht im Trug zu nisten, darf kein Pfaff' euch überlisten! — Wr —.

Im Churfürstenthum Hessen ist eine Verordnung erlassen, wodurch den Unterthanen die wissenschaftliche Bildung nach äußerster Möglichkeit soll erschwert werden: Zufolge dieses außerordentlichen Gesetzes wird nur den Räthen, und die mit ihnen in gleichem Range stehen, so wie den Predigern erlaubt seyn: ihre ältesten Söhne auf den öffentlichen Universitäten studiren zu lassen. Ist es nicht merkwürdig: daß der hessische Hof die Hauptmasse seiner Unterthanen von derjenigen Geistes-Bildung auszuschließen sucht, welche erfordert wird, um die Regierung gehörig zu würdigen, unter welcher sie leben? (Courier.) Es scheint: man will dort, in geistiger Hinsicht, das Sprichwort vom blinden Hessen gern erneuern; denn, laut den Zeitungen, sind nun auch die Censur-Gesetze geschärft, besonders in Hinsicht der Zeitschriften.

Der Weihnachten zu Petersburg ist eigen. — Die Russen kaufen dann ihre Wintervorräthe ein, und dazu bauet sich ein Markt auf dem Newa-Eise, der gewiß an Größe alle übrigen Märkte übertrifft. Man sieht dort etwa 15 — 20,000 geschlachtete Ochsen und Kälber, einige 100,000 Hammel, pyramidalisch (?) aufgeschichtet, und dazwischen mehrere Millionen verschiedenes Geflügel, durch Art und Gefieder ein buntes Chaos bildend; dann wieder Eier, Fische u. s. w. Wild und Geflügel sind oft förmlich in Festons und Guirlanden aufgehängt. — Man fragt: woher kommt diese Masse auf einmal? Antwort: die Kälber aus Archangel (250 Lieus), das Wild aus Casan, die Fische aus der Dwina, Wolga (3 — 400 Lieus), Alles durch die Schnelligkeit, mit der man im Winter in Rußland reist. Daher ist auch Alles billig: 1 Pf. Ochsenfleisch etwa 3 Sous, Hammelfleisch 2, eine Gans 15, ein Haase eben so viel. Dieser ganze Markt, welcher nur 4 Tage währt, ist etwa eine halbe Lieue lang und besteht in 3 Straßen, durch die aufgehäuften Eßwaaren gebildet. (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 25. Januar. 15tes Blatt.

Der fliegende Drache.

(Fortsetzung.)

Die Sonne ging auf, und munter regte und bewegte sich's am Bache hin, an dem sich das Dörfchen mit seinen Hütten recht traulich gelagert hat. Nun hallten die Glocken vom Kirchthurm im lieblichen Dreiklang herab, und luden die Dorfbewohner zur Morgen-Andacht ein. Ernst und freundlich klang das Geläute mit dem frommen Kirchen-Gesange das stille Thal hindurch. — Da gesellte sich nun auch Rosine zu den Eilenden und ging schweigend bei Steffen vorüber, der noch immer dort saß und nach dem Pfarrhause und dem Stern hinüber blickte, während über letzterem schon lange der blaue Mantel des Taghimmels gezogen war. Ueberall kam ihr ein freundliches: „Guten Morgen, schön Rosinchen!" entgegen, das ihr recht wohl gefiel. Sie hatte sich heute wieder, und zwar zum zweiten Mal, das Brautkleid angezogen; sie wußte selbst nicht: warum? Vielleicht deshalb, weil es ein so gar schöner Sommertag war, der auch wie in seinem Sonntagskleide erschien. Das lange reiche nußbraune Haar hatte sie am Scheitel zum Nestchen recht zierlich zusammen gewunden und um den vollen Nacken flatterten buntfarbige Bänder; der Saum des faltigen Rockes streifte nur bis zu den Waden hin, die eben keine Spazierstöckchen waren, und Aller Augen, sey es durch sich selbst, sey es durch die Weiße des Strumpfes, auf sich zogen. Alles schien sich im freien Spiele an ihr zu bewegen, nur der Busen seufzte unter dem Drucke des Brustlatzes, der ihn, so sehr er sich auch keck und muthwillig entgegen sträubte, bescheiden und züchtig nieder hielt. — Rosine war eben keine Schönheit nach griechischem Ideal, aber eine hübsche Bäuerin war sie, kerngesund, in frischer, erst aufgebrochener Blüthe, mit Formen, die in reicher, üppiger Fülle sich gebildet hatten. Nicht rathsam schien es: daß ein bißherlscher Romantiker, oder ein Liebesritter nach neuestem Schnitt die derbe handfeste Amazone zum Kampf heraus forderte; leicht hätte ihm wiederfahren können, was ihm, dem Burgunden-König, einst geschah, als ihn die Riesen-Jungfrau mit ihrem Gürtel band und die Nacht hindurch an einen Nagel hing. — Steffen war dagegen auch kein papierner Held, und wenn es auf Leibesstärke ankam, hätte er es wohl mit jedem mannhaften und rüstigen Turner unserer Zeit aufgenommen. Er gefiel auch Rosinchen; aber sein leidiger Drachenstern verursachte ihr so manches langweilige und grämliche Stündchen, das sie lieber weg getändelt und verscherzt hätte. — Da sie jetzt in den Kirchhof trat, kam eben der Pastor mit dem Küster herein, um, seinem Berufe gemäß, Spiritualia zu absolviren. Der junge Pastor hatte die Schwachheit, die er nicht bekämpfen konnte: daß er, obwohl mit geistlichen und seelsorgerischen Gedanken beschäftigt, doch die irrdischen Augenlichter überall herum, zunächst aber auf die jungen Schäfchen seiner Heerde schießen ließ. Und so stieß denn unser Seelenhirt auch gleich den Küster an und fragte: „Wer ist denn die junge Weibsperson dort?" — „Ey!" erwiederte der lange, hagere, schwarze Küster, „'s ist ja

Steffens neues Ehegemahl, das er sich heim holte aus der Fremde.“ — Unterdessen war Rosine näher gekommen und grüßte freundlich und verschämt den Herrn Pastor. — „Guten Morgen, liebes junges Weibchen! Wie geht's? wie geht's? — Und so allein? Wo ist Steffen?“ — Rosinen flog eine höhere Röthe über ihre Wangen hin; sie ward recht verlegen und wußte nicht zu antworten. Endlich stolperte sie eilig über das: „der Kopf thut ihm weh!“ hinweg und war froh, doch eine Antwort gefunden zu haben. Da drückte der Pastor, schalkhaft lächelnd, ihr die Hand und gern hätte sich der Redselige in einem Wortstrom fortwiegen lassen, aber der amtseifrige Küster mahnte zur Kirche, und so ging nun Jener, noch eine volle Ladung von freundlichen Blicken nach Rosinen abfeuernd, zu einer Seitenthür ab. Das hatte nun dem jungen Weibchen ein wenig warm gemacht, und die Gluth wollte ihr zu den Wangen aussprühen. — War es Zufall oder ein geheimer Zug — kurz, Rosine saß dem Predigtstuhle gerade gegenüber. Das hätte nun dem guten Kanzel-Redner arg bekommen können; denn so oft sie das schwarze, stillglühende Auge nach ihm hin wandte, war's, als wenn es in den wohlgeordneten Gehirnkasten des Pastors zündend hinein geblitzt und Alles drunter und drüber geworfen hätte. Einige fromme Kirchkinder, zumeist aber die bibelfesten, merkten gar wohl: daß nicht gehörig Takt gehalten wurde. Niemand aber wußte den Grund dieses Schwankens und Wankens; nur unser geistlicher Herr merkte: vom wem der schalkhafte Spuk herrühre. — Die Predigt kam denn auch zu Ende; die letzten Orgeltöne verhallten allmählig wieder unten im Thale, und die muntere Dorf-Jugend trabte den Berg hinab auf den weiten grünen Anger zum Spiele hin, in mannigfachen natürlichen Turnkünsten; ihnen folgten die Männer und die lange Reihe schlossen endlich die alten betagten Mütter. Aber Rosinchen saß noch da wie in sich verloren: ob in Andacht oder in andern Gedanken? weiß man nicht. Doch um der Sache näher und auf den Grund zu kommen, muß man bemerken: auch das junge stämmige Pastörchen hatte in ihre Augen und durch sie in ihr Herz recht mitten hinein einen Feuerbrand geworfen; denn das Liebäugeln verstand er durch Uebung. Als weiland Hofmeister, Akademiker und Kandidat hatte er oft Gelegenheit, seine Augen auf derlei Blokaden ab zu richten. — Gleich nach der Predigt beauftragte er den dienstbeflissenen Küster: Rosinen, als neues Pfarrkind, zu ihm zu schicken, was sich das gute Weibchen nicht zweimal sagen ließ. — Der Pastor hatte so Manches in seinem Kopfe hin und her geworfen; er kannte den guten einfältigen Steffen, und kannte nun auch schon das junge lebenslustige Rosinchen; denn seine Menschenkenntniß sammelte er bei solcher Gelegenheit durch Blicke und Händedruck, und demnächst hatte er sich auch einen weiten und breiten Traum ausgemalt, und zum Festhalten des schönen freundlichen Begebnisses ein Plänchen zugleich ersonnen. — Rosine stand nun wieder vor ihm. Die scheue Fremdheit, die sich in Blicke auflöste, ging nun vollends in Worte über, und es ward viel und im süßvertraulichen Scherzen hin und her gesprochen. Bei nochmaliger dringender Frage um ihren Mann platzte endlich Rosine mit dem fliegenden Drachen heraus, der ihrem Steffen so gewaltig zusetze, und bat zugleich: ihn, wo möglich, recht bald von dieser Krankheit zu heilen. Aber unser Mann war ein gar schlauer Kirchenpatron, und eben dieses Abentheuerliche schien ihn recht angenehm zu überraschen. Er meinte darauf: sie solle nur ganz ruhig seyn, er würde schon für ihren Mann und mehr noch für sie sorgen, und drückte ihr dabei so zärtlich ungestüm die Hand: daß sich seine Menschenkenntniß vermehrte und die arme Rosine auf's Neue über und über roth ward, und so kam sie gar nicht aus dem Feuer, das aus dem Herzen nach den Wangen zündend und nach dem Busen klopfend hinschoß. Gern hätte er noch mehr gesprochen, und es schien dabei: als wäre seine Hand magnetisch in die ihre geschlossen; doch der leidige Küster war zugegen und nicht füglich weg zu bringen. So schieden sie denn mehr mit Blicken als mit Worten. (Die Fortsetzung folgt.)

Herrn Ortberts Dienstag-Blättlein.

Vierter Dezember-Dienstag.

Die Sonne um Mitternacht.

„Weißt Du auch, Neffe, daß wir heute den kürzesten Tag haben?“ fragte der Oheim heute. — „Wohl“ sagte ich, „merkte man das am Morgen; es wollte gar nicht Tag werden.“ Zugleich aber sah ich diese Frage als eine Mahnung an: nicht lange zu verweilen und wollte mich ohne Weiteres wieder empfehlen. — „Nein“ entgegnete der Oheim, „so war meine Frage nicht gemeint; Du weißt: daß ich diese künstlichen Umschweife hasse. Ist mir Deine Anwesenheit gerade nicht gelegen, so sage ich es unverhohlen; ich finde nichts abgeschmackter, als aus lauter Höflichkeit zu zu geben: daß ein Anderer etwas thue, was er, wenn er unsere Wünsche kennte, nicht thun würde.“ — Durch diese Bemerkung beruhigt, legte ich meinen Hut wieder aus der Hand, und begann die gewöhnlichen Klagen über die Kürze der Tage in dieser Jahreszeit. — „Möchten wir“ entgegnete der Oheim, „doch nie über das eine Klage erheben, was in dem großen Gange der Natur liegt, deren ewiger Ordnung der Mensch so leicht die Einrichtungen seines flüchtigen Tagewerkes anpaßt. Diese Tage, die wir so kurz nennen, würden uns sehr lang dünken, wenn wir in Lappland lebten, wo die Sonne — nach Skjöldebrand — 49 Tage im Sommer nicht

unter, aber eben so lange auch im Winter nicht aufgeht, und die trübe Witterung selbst von dieser kurzen Dauer noch etwas raubt; wo sich die Zahl der Tage, da es regnet oder schneet, zu der der übrigen wie zwei zu fünf, die der neblichten Tage aber zu der der heiteren wie zwei zu drei verhält." — „In der That" sagte ich, „es müßte für uns, wenn wir plötzlich in jene Gegenden versetzt würden, ein ganz eigener Zustand seyn, so gleichsam in eine ewige Nacht und Dämmerung begraben zu werden. Aber ein nicht minder seltsames Gefühl müßte es auch wieder seyn: in einem Lande zu leben, wo es eine Zeit lang nicht Nacht wird, und eine solche Nacht, in der die Sonne nur steigt und fällt, ohne unter zu gehen, muß einen ganz eigenen Reiz haben." — „Herr von Buch" entgegnete der Oheim, „schildert uns in seiner schönen Sprache eine solche Nacht, die er auf Tromsöe in Norwegen zubrachte. — Die immer klare und heitere Sonne — sagt er — giebt diesen Tagen (es war am 4ten Julius) etwas unbeschreiblich Reizendes. Wenn sie um Mitternacht gegen Norden am Himmel fort läuft, so empfindet die Gegend, wie in südlichen Breiten, die Ruhe des Abends; wenn sie sich wieder erhebt, wie dort, das Erwachen des Morgens; und das ist eine ungetrübt frohe Empfindung, denn das traurig sehnsuchtsvolle Gefühl, wenn die Sonne sich unter dem Horizonte ins Meer senkt, verbittert sie nicht. Steigt die Sonne wieder, so ergießt sie auch sogleich neue Wärme über das Land, und kaum ahnet man: daß der Abend fort schreitet, so belehrt uns das Thermometer: daß auch die Mitternacht schon vorüber ist. Langsam fängt nun Alles an: sich wieder zu bewegen; Wolken steigen vom Lande und treiben ein mannigfaltiges Spiel in der Luft und über den Bergen. Kleine Wellen auf dem Wasser des Sundes zeigen, wie die Luft von Norden her immer mehr anfängt, sich herunter zu drängen; die Sonne steigt höher, ihre Strahlen wirken stark auf den Boden, und Bäche rieseln aus dem Schnee, der überall noch umher liegt. Da hat sich nun auch der Nordwind völlig erhoben, und nicht mehr stoßweise, sondern gleichmäßig fort weht er den Sund herab. Gegen acht Uhr des Abends ist Alles wieder beruhigt: keine Wolken am Himmel, kein Nordwind über dem Sund und man fühlt nur allein die sanft erwärmende Kraft der Sonne durch die Nacht hin." — Betet ihn an, den Meister, der herrlich ist, hier und überall!

Kleine historische Denkwürdigkeiten.

Frotho I., König der Dänen, wurde nach seinem Tode dergestalt verehrt: daß man den erledigten Thron demjenigen Skalden versprach, der auf den Verewigten die beste Grabschrift machen würde. — Wie viel Grabschriften möchten wohl einlaufen, wenn in unserem, an Poeterei so reichen Zeitalter einmal eine Krone dafür zu erlangen wäre?

Der englische Geschichtschreiber Camden giebt Nachricht von einer sonderbaren Lehnspflicht. König Hemigston hat nämlich seinem Vasallen Balduin ein Lehngut unter der Bedingung gegeben: daß derselbe alle Jahr am Christtage vor dem versammelten Hofe ein Paar Pausbacken mache, einen Sprung thue und noch unterschiedliche Possen reiße. — Beinahe eben so sonderbar ist eine Verordnung Ludwigs des Heiligen, nach welcher alle umherziehenden Gaukler und Possenreißer ihre Affen ohne Zoll in Paris einbringen konnten; nur mußten sie dem Einnehmer am Thore alle Künste und Sprünge sehen lassen, welche die possierlichen Thiere zu machen im Stande waren. (Fortsetzung folgt.) C. Sl.

Traumgesang eines magnetisirten, im Geist nach Spanien geführten deutschen Helden.

Melodie: Rheinweinlied von Claudius.

Geschlagen ward in Leipzigs blut'gen Feldern
Der Völker Siegesschlacht;
Ihr Freiheits tag erschien den Eichenwäldern,
Ihm folget nun — die Nacht.

Gespenster gehn, zum Trotz der Heldenmanen,
In Königsburgen um,
Und rasseln laut mit Wappen ihrer Ahnen,
Als — Privilegium.

Der Graft entsteigt in modernden Habiten
Der Mönche finst'res Chor,
Und sucht, geführt von schlauen Jesuiten,
Inquisition hervor.

Mit Schwarz umhängt der Obskuranten Orden
Der Fürsten lichten Saal;
Das Eisen ist — magnetisiret worden,
Drum schläft der Held in Stahl.

Er schläft und sieht den Spuk vorüber wallen
Und ruft in grimmer Wuth:
„Steht, Helden, auf, im heil'gen Krieg gefallen,
Und scheucht die finstre Brut!"

„Still!" winkt ein Geist, „laß Frieden sie umwehen,
Die Helden ruhn bedacht;
Sie werden nicht für Jene auferstehen
Zur neuen Völkerschlacht.

Ob Kronen wanken, Reiche untergehen,
Ein morscher Scepter bricht;
Sie werden nicht zur Rettung auferstehen,
Doch wohl zum Strafgericht.

Papenburg. Gottfr. Bueren.

Ueber Gräcomanie.

(Nach dem Französischen.)

Ihr rühmt die Griechen, preist die alte Zeit,
Als weise Muster jene, dies' als auserlesen?
Schweigt! das ist wider uns nur blinder Neid!
Sind damals sieben Weise nur gewesen,
Wie viel der Narren bot dann jene Zeit?!

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Copenhagen. Sie wollen über das hiesige Kunst-Treiben etwas wissen; hier haben Sie, was in Kürze zu sagen ist: Der Anfang zu einer verbesserten Einrichtung der hiesigen Akademie wurde damit gemacht: daß man die Schulen, wegen der zugenommenen Anzahl der Zöglinge von allen Professionen, erweiterte. Gegenwärtig zählt sie 400 Schüler und darüber. — Man errichtete außerdem eine Ornament-Schule für Architekten; diese und vorzügliche Handwerker sollen hier im Zeichnen ausgebildet werden. Die Schule ist mit den schönsten, aus Rom verschriebenen antiken Modellen von Kapitälern und Ornamenten reichlich versehen worden, und ist unter der Leitung eines ausgezeichneten jungen Künstlers, Hrn. Hetsch, aus Stuttgart. — Gleichwie die Akademie sich immer bestrebt: die schönen und nützlichen Künste in nähere Verbindung mit einander zu bringen, eben so ist sie auch bemüht: den guten Geschmack mehr und mehr zu verbreiten. Sie hat es daher über sich genommen: die Zeichnungen zu denjenigen Denkmalen, welche auf öffentliche oder Privat-Kosten errichtet werden, wie auch die Inschriften an denselben zu beurtheilen. — Unter den neuen Einrichtungen der Akademie zeichnet sich aber vorzüglich die der Bibliothek aus; zwar besaß die Akademie schon eine Sammlung von Büchern, die aber gering war und zu ihrem Zwecke nicht hinreichend, wie auch schlecht gestellt. Der König kaufte die schöne Bibliothek des verstorbenen Professors und Geschichts-Malers Abildgaard, und schenkte sie der Akademie; sie steht wöchentlich zwei Stunden offen zum Gebrauch der Artisten und Eleven; zur Vermehrung derselben hat der Ordens-Kanzler, Graf v. Moltke, seit 1815 jährlich 200 Thaler ausgesetzt und diese Gabe noch im letzten Jahre verdoppelt. Dieser Einrichtung widmet die Akademie eine besondere Sorgfalt, um durch das Studium der Theorie den Werth der praktischen Arbeiten ihrer artistischen Mitglieder und kunstbeflissenen Eleven zu erhöhen. — Ein hiesiger Bürger und Maler-Meister hat, aus Erkenntlichkeit gegen eine Unterweisungs-Anstalt, welcher er seine Bildung verdankte, der Akademie ein Kapital von etwa 30,000 Thaler vermacht, dessen Zinsen jedes zweite Jahr, wenn kein Concurs für die Goldprämien statt findet, zu Geldprämien für die jungen Künstler angewendet werden sollen, um selbige zum anhaltenden Fleiße und zur Uebung bei der Akademie zu ermuntern und zu unterstützen. Der Gnade des Königs verdankt sie ein unlängst erhaltenes Geschenk von 20,000 Thaler, und sucht nichts eifriger, als diese und andere Hülfsmittel so zu benutzen: daß den noch rückständigen Erfordernissen der Fundation ein völliges Genüge geleistet wird. — Professor Lorentzen hat Scenen aus Holbergs Komödien gemalt, eine Suite von 31 Gemälden, deren Besitzer der hiesige Grossirer Nathanson ist, welcher sie jetzt in Kupfer stechen läßt, um dereinst eine, von ihm zu veranstaltende Pracht-Ausgabe der Holbergischen Schauspiele mit Kupfern zu zieren. Einige Bilder der letzten Ausstellung sind von dem König angekauft; auch sind von demselben bei mehreren ausgezeichneten Künstlern Bilder bestellt, und dem, sich vorzüglich auszeichnenden Geschichts-Maler Eckersberg wurden 4 Süjets aus der dänischen Geschichte, für das Thronzimmer im neuen Schloß, zu malen aufgegeben. Unser berühmter Thorwaldsen in Rom hat 4 Basreliefs in Marmor für dasselbe Schloß ausgeführt, welche, nebst den für die Akademie bestimmten Abgüssen seiner vorzüglichsten Arbeiten, schon seit einiger Zeit hier erwartet werden. — Die bedeutendsten königlichen Bauten, welche in den letzten Jahren ganz oder zum Theil von Architekten ausgeführt werden, sind folgende: Der Bau einer Metropolitan-Schule ist Anfangs 1817 vollendet worden; das neue Rath- und Gerichtshaus, mit den dazu gehörenden öffentlichen Gefängnissen, welches wegen der Zeitumstände 10 Jahre unter Bau gestanden, wurde im Jahr 1816 vollendet. Mit dem Bau des abgebrannten königlichen Schlosses und der dabei befindlichen Kirche, ist man so weit gekommen: daß man nun mit der inwendigen Dekoration beschäftigt ist; die Metropolitan-Kirche, welche durch das Bombardement 1807 eingeäschert wurde, ist zur Reformations-Feier unter Dach gebracht, und der König legte am zweiten Tage des Festes den Grundstein zum Altar. Alle diese Bauten sind von dem Ober-Bau-Direktor Hansen entworfen, so wie auch die Ausführung unter seiner speciellen Leitung steht. — Jetzt wird das Universitäts-Gebäude von Neuem erbaut; die Leitung dabei hat der, vor einigen Jahren von Rom zurück gekommene Professor Malling. — Auch ist man darauf bedacht: die, vor etwa 40 Jahren von dem verstorbenen Professor Harsdorff bei der gothischen Domkirche zu Rotschield aufgeführte königliche Begräbniß-Kapelle, woran die innere Verzierung fehlt, zu vollenden, damit die, von den unlängst verstorbenen Professoren Wiedewelt, Stanley und Weydenhaupt in Marmor ausgeführten Särge der Könige Christian VI. und Friedrich V., wie auch der Königin Louise, in der Kapelle aufgesetzt werden können. Der Etatsrath und Ober-Bau-Direktor Hansen hat es übernommen, die inwendige Dekoration der Kapelle, nach den vorhandenen Rissen des verstorbenen Harsdorf, seines würdigen Lehrers, aus zu führen. — Noch verdient bemerkt zu werden: daß der geschickte Landschafts-Maler Möller zwei Jahre auf königliche Kosten gereist ist, und während der Zeit in Brüssel von Thys und in Paris von Hoogstel, Henry und Anselin die Kunst: Gemälde zu conserviren und restauriren, mit glücklichem Erfolg gelernt hat. — H —.

Ein Ehemann in Paris begann das Jahr mit einem Versehen, wie wohl Mancher! — Er hatte neben der Frau noch eine Freundin, wie wohl Mancher! — und verwechselte unbedacht die Neujahrs-Geschenke. Die Frau erhielt ein kostbares brillantenes Halsband und ein Paar Ohrringe von gleichem Werthe, die Freundin einen — inländischen Shawl und 9 Ellen Levantin. Die Verwechselung kann das Glück des Ehemannes befördern; denn die Freundin sieht ihn jetzt sehr scheel, die Gattin sehr freundlich an. (Gaz. d. Fr.)

Beilage. Eine Nummer der „Freimüthigen, literarischen Blätter, herausgegeben von Friedrich von Cölln“ (Maurersche Buchhandl.), welche den Zweck haben: das Interessanteste der neuesten Literatur, in Beziehung auf Staaten und Politik, schnell zu beurtheilen und in Auszügen mit zu theilen, und die der geachtete Herausgeber gewiß in steigendem Interesse wird zu erhalten wissen. D. H.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 27. Januar. 16tes Blatt.

Sonett.

Beglückt die Kindheit, wo noch hell in Welten
Das Leben glänzt, ein heit'ter Frühlingsmorgen;
Wo leicht hinab die klaren Bäche gleiten,
Und jede Klippe fern ist und verborgen!

Ach! Tage kommen, wo im trüben Streiten
Von Wunsch und Pflicht, in tausend bitt'ren Sorgen
Sich dichte Nebel um die Sonne breiten:
Wo, was noch gestern lockte, täuschet morgen.

O! darum schont, mit freundlich mildem Sinne,
Den Blumengarten, der dem Kinde blühet:
Daß freudig auch die Freudenzeit verrinne;

Daß erste Lieb' im Herzen Kraft gewinne,
Und daß, wenn spät die süße Stille flieht,
An frischem Laub des Sturmes Drang beginne.

Caroline Stille.

Der fliegende Drache.

(Fortsetzung.)

Als sich die Sonne bereits hinter die Berge neigte, saß Rosine unter der Linde vor ihrer Hütte, und wie es schien, etwas mißgestimmt; denn sie traf Steffen nicht mehr zu Hause, und Niemand wußte: wo er hin gekommen war? Sie hatte mancherlei Gedanken; endlich aber tröstete sie sich damit: daß er bei der alten Marthe drüben im Grenzdorfe seyn könne. Als sie eben in die Hütte zurück gehen und ein Abendessen bereiten wollte, sah sie Steffen mit hastigen Schritten den Kirchsteg herab kommen, und bald stand er vor ihr, noch aus der Ferne rufend: „Rosine, hast Du den Spreukorb bei der Hand?" — „Wozu? Du wirst doch nicht heute Spreu fegen wollen?" fragte Rosine lachend. — „Ja, die will ich fegen, und zwar golden-glinzernde, blanke Spreu." — „Wenn ich das verstände! — Du sprichst so kauderwelsch durch einander, wie daheim unser Küster, wenn er für den Pastor predigt über einen Text, bei dem es nicht recht fort will." — „Siehst Du, liebe Rosine! Du hast das ganze Wesen vom fliegenden Drachen für ein Märchen ausgegeben, und nun hat mir's der Pastor selbst bestätigt, der doch gewiß ein tüchtiger gelahrter Mann ist." — „I was? bist Du bei dem Pfarrer gewesen?" — „Ich komme eben von ihm. Ich muß Dir sagen, obwohl er jung und noch nicht lange in der Seelsorge ist, kann man sich doch recht an ihm erbauen. Keine Fabel, kein Firlefanz ist es mit dem Drachenstern dort oben, das glaub' mir nur. Der Pfarrer selbst hat, nach meinem Rath, ein ziemlich großes Körbchen am Dachgiebel ausgehangen, und meinte: der Drache käme gewiß diese Nacht auf seinem Zuge über unser Dorf. Da hast Du's. — Nur gleich mit dem Spreukorbe her, denn da geht was Ordentliches hinein!" — „So sag' mir doch nur: wozu soll denn der Spreukorb?" — „Mein Gott! ist Dir's noch nicht klar und deutlich? Die Goldschuppen vom Drachen, die blanken, runden Goldstücke sollen hinein fallen. Ich denke, wenn der Korb voll ist, haben wir genug. — Heißa! dann bin ich ein steinreicher Mann, kaufe mir gleich eine große Herrschaft, setze mich zur Ruhe und thu' den ganzen Tag nichts, als Dukaten zählen. Na, das soll mir ein Leben seyn!" — „Ach!" sagte schön Rosinchen halb seufzend und halb lachend, „wär' nur

erst das Gold im Korbe! Aber —:" — „Kein Aber!" fiel Steffen ein, „nur den Spreukorb her! Doch, Du bist zu saumselig, und so hol' ich mir ihn lieber gleich selbst." — Da half nun kein Lachen, kein Reden und Streiten mehr, fort war er. Rosine wußte sich all den Schwank nicht zusammen zu räumen, doch ahnte sie schlauen Sinn hinter dem Benehmen des Pastors. Aber ehe sie selbst darüber nachsinnen mochte, war Steffen schon mit einer Leiter auf dem Dache und band seinen Spreukorb an der Feueresse fest. Rosine lachte, scherzte, schmollte wegen des Spektakels; aber Alles vergebens. So schwieg sie denn endlich und hoffte: der Herr Pastor würde ihr darüber wohl den besten Aufschluß geben können. — Steffen stieg, nachdem er seine Mausefalle oben mit Stricken und Seilen wohl befestigt, und von seinem Pharus aus schon die Gegend des heilbringenden Gestirns in seliger Erwartung noch einmal rekognoszirt hatte, wieder gemächlich die Sprossen der Leiter herab, und sorgte dann für ein reichliches Opfer auf den Altar seines Magens. Jetzt drang er in Rosinen, erst bittend, dann stürmisch: sie solle mit ihm in jenem Korbe oben, den er sich zur Schlafstätte ersehen, übernachten und der Gnadenspende entgegen harren; denn die Nächte seyen doch jetzt so warm und lind. — „Da hätte ich Lust" erwiederte Rosine, „Deiner Phantasterei wegen mit Dir und den Störchen da oben an der Feueresse zu hausen." — „Nun gut" entgegnete Steffen, „so bleib unten. Solltest Du aber früher etwas von dem fliegenden Drachen bemerken, so ruf' mich, damit ich mich zum Empfang vorbereite. Und nun, gute Nacht!" — „So gehst Du denn wirklich, Steffen, und lässest mich da unten allein?" — „Laß nur gut seyn. Haben wir erst das Gold, dann geht's im Saus und Braus, und unsere Flitterwochen fangen erst recht an." — Und so stieg er die Leiter hinauf. Rosine ging in die Hütte, und riegelte die Kammerthür zu; die Hausthür aber ließ sie offen, im Fall sich Steffen noch bedächte und die Stube dem gefährlichen Goldregengusse des Feuerdrachens vorzöge.

Schon war es dunkel geworden, und all die alten Irr-, Stand- und Wandel-Sterne waren wieder am Gewölbe des Himmels versammelt; da schlich sich unser Seelenhirt aus seiner einsamen Behausung, und nahm hinter dem Dörfchen, durch das buschige Auenthal, seinen Weg nach Steffens Hütte; denn theils wollte er doch sehen: ob Steffen wirklich auf dem First in seinem Korbe throne? theils hatte er auch Rosinen über seinen Rath zu Steffens drolligem — hoffentlich heilsamen — Unternehmen Aufschluß zu geben. Aber schon von fern hörte er den guten Steffen recht wacker in die stille Nacht hinaus schnarchen, und behaglich lachte der Pfarrer ins Fäustchen. Darauf schlich er zur Hütte hin an's Fenster. Es brannte noch im Kamin ein Flämmchen, vor dem Rosinchen im lieblichsten Negligee da stand; weg sehen hätte er nicht können, und wenn es ein Paar Augen kostete. Wie nun eben Rosine die Vorhänge des hohen Thronbettes weg schob und die Bettdecke zurück schlug, um so Leib und Seele in den weichen Pfühl zu vergraben: siehe, da klopft es ganz leise, leise an die Fensterscheiben, wie wenn Frau Trud heimlich neckt. Rosine fuhr ein wenig erschreckt zusammen, besann sich jedoch bald wieder und sagte: „Bist Du da, Luftschiffer? Wart' nur, sollst mir sobald nicht herein kommen." — „Bst, bst! Rosinchen!" lispelte es draußen; „ich bin's ja. Auf ein Wort nur!" — „Ach Herr Je! der Herr Pastor —?!" schrie Rosine auf, als sie den Nachtwandler erkannte, den eben ein Lichtstreif der Kaminflamme traf. So überrascht konnte sie die Kleider, die schon bei Seite gelegt waren, nicht sogleich zusammen finden, und hüllte sich schnell in den Schaafpelz ihres Mannes, trat zum Fenster und sprach: „Mein Gott! da muß ich wohl Steffen rufen?" — „J bei Leibe nicht!" sagte der Pastor. „Wir wollen ihn nicht stören; ich hab' ihn mit Willen auf die verlorne Schildwacht gestellt. Wenn nur das Haus offen wäre, möchte ich Rosinchen erzählen, wie ich ihn dadurch von seiner Thorheit zu heilen gedenke." — Das Haus war wohl offen, aber die Kammerthüre war zu. Was nun zu thun? Den Ortspfarrer konnte man nicht füglich draußen stehen lassen — aber zu dieser Zeit — in diesem Anzuge?! — Da klopft' es schon wieder an's Fenster und bat recht schmeichelnd, süß lispelnd und dann gar dringend: ihn nicht der Gefahr der Entdeckung aus zu setzen, da er doch bösen Leumund stets vermeiden müsse. Doch Rosine merkte das schlaue Plänchen; dies und der ungebührliche Schaafpelz bestimmte sie: das Pförtchen nicht zu entriegeln, sondern das Fenster zu öffnen, und so gesichert dem schmachtenden Korydon ihre Audienz zu ertheilen. — Da nun die Beiden so traulich über den getäuschten Goldfischer schwatzten, verlosch allmählig das spärliche Feuer im Kamin. Es hatte sich aber schon ein anderes Flämmchen in Rosinens Herzen entzündet, und sie dachte nun nimmer daran: jenes im Kamin zu schüren. Das Pastörchen war in seiner rosenfarbenen Laune, die Worte strömten ihm wie Honigseim von den Lippen, und Rosinen gefiel gar wohl das süße Geschwätz und das traulich verschwiegene Kosen. Da schallte auf einmal von fern ein Gesang herein; die Beiden fuhren erschreckt auf und horchten.

(Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Der russische Staatsrath, Herr v. Kotzebue, sagt in seinem literarischen Wochenblatte (3ten Band Nr. 7): „Ueber die in allen Zeitungen erwähnte Schrift: „Mémoire sur l'etat actuel de l'Allemagne (par Stourdza)"

erlauben wir uns nicht, unsre Meinung zu sagen, weil sie *) offiziell ist. Desto mehr müsen wir uns wundern, daß die Zeitungen diesen Umstand ignoriren." — Da nicht alle Redaktoren der Zeitschriften russische Etatsräthe sind, wie die Herren v. Stourdza und v. Kotzebue, so wundern wir uns darüber gar nicht; wohl aber scheint es uns wunderlich: daß Hr. v. Kotzebue meint: ein russischer Etatsrath könne und dürfe über Deutschland etwas sagen, was die Deutschen in Unterthänigkeit für offiziell hin zu nehmen und schweigend zu empfangen hätten. Das ist an sich eine gewaltige Uebereilung; gesetzt aber, wir wollten sie gänzlich vergessen, so ist doch bekanntlich fast keine deutsche Regierung so illiberal: daß sie nicht selbst über ihre offiziellen Kundgebungen die öffentliche Rede gestattete. Wenn auch nicht überall die unbedingteste Preßfreiheit herrscht (die wir überhaupt nicht gerade zu vertheidigen möchten), so ist doch unsre Censur keine Knute und will nicht einen solchen Sklaven-Sinn begünstigen, als Herr v. Kotzebue in obigen Worten ausspricht. Albernheiten und Voreiligkeiten werden nur schlimmer dadurch, wenn man sie als offiziell betrachten soll und dann eben wird der wahre Mann seine ganze Kraft daran setzen: Thöriges und Unzweckmäßiges so schnell als möglich bemerkbar zu machen. Wem das Wörtchen „offiziell" gleich den Mund verschließt, der mag zu Alle dem taugen, was nichts taugt; aber als Anwald der Oeffentlichkeit macht er sich mit solchem Thun verrufen. Hr. v. Kotzebue hat da einmal wieder nicht bedacht, was er sagte, und seinen vielen Gegnern (zu denen sich der Schreiber dieses nicht zählt) scharfe Waffen überlassen, welches wir seinetwegen sehr bedauern; denn hier wird er selbst die ruhigste Partei wider sich haben, weil wir nicht leicht eine größere Verwegenheit der Rede finden, als die, welche in obigen, die deutschen Volksrechte so sehr kränkenden Worten liegt.

Im Allgem. Anzeiger d. Deutschen (Nr. 4. 1819) ließ man in „Herzens-Ergießungen eines Kaufmanns" auch diesen Vers:

> Darf der Britte unsern Kunstfleiß lähmen,
> Herr, was nutzt den Deutschen der Verstand?
> Kann der Bund den Uebermuth nicht zähmen,
> Herr, was nutzet mir mein Vaterland?

Man wird dem Frager beweisen: daß der Verstand gar nicht vorhanden ist, damit er nutzen soll; denn sonst, da er eigentlich in keiner Zeit gefehlt hat, müßt' er schon lange mehr genutzt haben. Die zweite Frage ist nun gar kurios! — Ihr sollt dem Vaterlande nutzen; thut ihr dies in gefälliger Art, so liegt Reziprozität in Bändern und Titeln. Uebrigens richtet ihr euch nach dem Verslein: „Bezahlet eure Steuern und was zu zahlen ist; und thut bei dem Vertheuern: als ob ihr gar nichts wißt."

Fr. Wendel.

*) Das „sie" soll doch auf die Schrift, nicht auf die Meinung deuten?

Kleine historische Denkwürdigkeiten.

Das Mittelalter hatte eben so gut, als die späteren Zeiten, seine Philadelphia's, Pinetti's u. s. w., welche gleich diesen an den Höfen eine nicht unbedeutende Rolle spielten. So stand zum Beispiel bei dem Kaiser Wenzel ein gewisser Zytho in nicht geringem Ansehen. Der ehrliche Bischof Dubravius erzählt von diesem Schwarzkünstler gar seltsame Dinge; er konnte fremde Gestalten annehmen, konnte Menschen und Thiere nach Gefallen verwandeln, und soll auf diese Weise einmal in einem von Hähnen gezogenen Wagen spazieren gefahren seyn.

Das Ordenszeichen der Gecken-Gesellschaft, welche im Jahre 1381 vom Grafen Adolph von Cleve gestiftet wurde, ist wohl wieder bemerkenswerth. Statt der Ketten, Sterne, Kreuze u. s. w. trugen beständig die Mitglieder auf der linken Seite des Oberkleides einen ziemlich großen Narren, zierlich gestickt, mit silberner Kappe und goldgelben Schellen.

Ein Frauenzimmer von sogenannter feiner Bildung treibt jetzt, nächst unserer Landessprache, noch Französisch, Italienisch und Englisch. Diese Sprachwuth unter dem weiblichen Geschlechte ist auch schon einmal da gewesen. Zu den Zeiten der Königin Elisabeth lernte eine Engländerin von Stande Französisch, Lateinisch und Griechisch. Elisabeth selbst soll eine tüchtige Griechin gewesen seyn.

König Martin von Arragonien war gegen seinen lustigen Rath so freigebig: daß dieser über eine Tonne Goldes gesammelt hatte. — Borra, so hieß derselbe, pflegte daher zu sagen: daß er durch seine Narrheit mehr erworben hätte, als jemals ein Gelehrter durch seine Weisheit.

C. Sl.

Gnomen.

1.

Nie werdet ihr Kargen wohl satt:
Euch fehlt, was der Andere hat.

2.

Wo Unschuld ist, wird überall
Ein Spinngewebe mir zum Wall;
Doch, wenn ich schuldbeladen lebe,
Ein fester Wall zum Spinngewebe.

3.

Mit Füßen tritt der Erde Tand;
In Ahnung höherer Natur
Nach Oben deinen Blick gewandt!
Du herbergst auf der Erde nur:
Der Himmel ist dein Vaterland.

4.

List weiß ein eisernes Thor mit goldenem Hammer zu sprengen.

5.

Die Lügner sind schlechte Zigeuner:
Wahr sagen kann ja nicht Einer.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Port Jackson. Dem Arbeiter wird hier das Leben nicht schwer; die Stunden der Beschäftigung dauern von 6 Uhr Morgens bis Nachmittags 3 Uhr, und Reiche und Arme leben hier besser als in England. Das Pfund Fleisch kostet 7 Pfenninge, der Scheffel Waizen 5 Schilling, das Paar Geflügel 2 Schilling 6 Pfenning. Obst ist so überflüssig vorhanden, daß die Schweine damit gemästet werden; das Dutzend Pfirsichen kostet 1 Pfenning. — Neu-Süd-wales bietet ordentlichen und arbeitsamen Leuten so große Vortheile dar: daß es mir nie einfallen wird: nach England zurück zu kehren. Es giebt hier eine Menge von Fischen, aber keine Art hat Aehnlichkeit mit den englischen, außer den Barben (Mulet) und den Brachsen (Bleien). — Der Fluß Hawkesbury ist breiter als Hamoaze, und steigt oft bis 40 und 50 Fuß Höhe, wo er dann alle seine Ufer überschwemmt. Eine große Ueberschwemmung hat der Erndte sehr geschadet. — Für den Nachdenkenden ist es aber traurig: hier in einer der schönsten Weltgegenden zu sehen: daß beide Geschlechter sich dem Rumtrinken bis zum Uebermaaß ergeben und kein Mittel unbenutzt lassen, sich diesen Genuß zu verschaffen. Kein Haus ist um deswillen sicher: beraubt zu werden, wenn man nicht, falls man daraus sich entfernt, einen Menschen als Wache zurück läßt. — Die Methodisten-Gemeinde, deren Mitglied ich bin, ist nur sehr klein. Herr Lee ist ihr Prediger, ein frommer, guter Mann. Sonntags-Schulen und eine Schule, worin 40 Mädchen gekleidet und erhalten werden, sind errichtet. Der Gouverneur und seine Gemahlin sind Beide aus Devonshire. — Neulich wurden mehrere Personen nach den blauen Gebirgen abgesendet, um das Land zu erkunden; bis jetzt hat man aber noch keine Nachricht von ihnen. (Times.)

Zu Bucharest sah man am 31. November ein glänzendes Meteor. Der Schein desselben ward selbst in Zimmern, wo Lichter brannten, wahrgenommen. Mehrere Personen, welche diese Lufterscheinung sahen, behaupten: daß sie das Ansehen einer, einem fallenden Stern gleichenden Feuerkugel hatte: daß sie endlich sich verlängerte und mit einem matten Glanze, der einem langen Schweife ähnlich war, verlosch. Ein Courier, der am 1sten Dezember von Jassy zu Wien anlangte, bemerkte dies Luftzeichen in derselben Gestalt und eben so glänzend, als er sich auf der Heerstraße der Moldau, 180 Werste von Bucharest, befand. — In der Nachbarschaft des Herkules-Bades bei Mehadia, im Bannat, hat man es auch gesehen. Es hatte gleichfalls die oben beschriebene Gestalt, und eine Menge Funken fielen, jedoch ohne hörbaren Laut, herab und verbreiteten einen strahlenden Glanz, der 5 Minuten dauerte. Nachher sah man einen erleuchteten länglichten Körper mit einem schwarzen Flecken, welcher, die Mitte trennend, zwei irreguläre Lichtmassen bildete, die allmählig sich verringerten und am Ende ganz erloschen. Der Himmel war heiter und sternenklar. Der Wärmemesser, welcher Morgens um 7 Uhr auf $1\frac{1}{2}$ und Abends auf 9 stand, befand sich, als das Luftzeichen erschien, auf 2 nach Reaumur und der Schwermesser (Barometer) auf 28. (Morn. Chron.)

Die Herausgeber der „Bibliotheque historique" sind bekanntlich verhaftet und nach dem Gefängnisse la Force in Paris gebracht worden, und zwar nicht in Folge eines Urtheilspruchs des königlichen Gerichtshofes, sondern wegen eines Supplements zu der 6ten Nummer des konfiszirten 4ten Bandes ihres gedachten Werks, welches einen Versuch zur Vertheidigung der Exilirten, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt haben, enthielt. Dieser Aufsatz war, wie es heißt, mit vieler Vorsicht abgefaßt, und keinesweges, gleich der Defensio populi von Milton, eine Vertheidigung des Königsmordes, sondern bloß eine Darstellung der, jenen Exilirten zu Gute kommenden, aus den Zeitverhältnissen hergeleiteten Entschuldigungsgründe. — Die Strenge gegen jene Herausgeber ist um so mehr zu tadeln, da dieselben das gedachte Supplement noch nicht publizirt hatten, und sogar, der Zeitverhältnisse wegen, gewilligt waren: es nicht heraus zu geben. Obgleich es übrigens nicht erschienen ist, so haben doch die Verfasser einer ministeriellen Flugschrift, der „Publicist" betitelt, einen Bericht davon geliefert. Diese Herren müssen mit einem Drachen in gutem Vernehmen stehen, daß er ihnen eine Frucht zu kosten erlaubt, die Jedem Andern verboten ist, und wollten eine so schöne Gelegenheit nicht vorbei lassen, wo sie diejenigen angreifen können, die außer Stand gesetzt sind, sich zu vertheidigen. (Morn. Chron.)

Der Name Lafayette klingt einigen Bourbonen sehr unmusikalisch. Es ist ein Unglück: daß man einen Namen nicht hören mag, der den Völkern zweier Welttheile werth ist, und auf welchen Frankreich so große Ursache hat, stolz zu seyn. Man sollte doch nicht vergessen: daß es auch Namen giebt, die dem französischen Volke sehr unmusikalisch klingen, und also nicht Veranlassung zu Vergleichungen geben. Frankreich ist jetzt ein constitutionelles Land, und wie man in einem solchen zu verfahren hat, darüber kann Lafayette einige gute Lehren geben, welche weit nützlicher seyn werden, als die von Schmeichlern, wenn sie auch nicht so angenehm sind. (Morn. Chron.)

Georg II. verbrachte seine letzten Jahre so regelmäßig, wie ein Uhrwerk. Abends spielte er Karten in den Zimmern seiner Töchter, der Prinzessin Amalie und Caroline, mit Lady Yarmouth (seiner hannoverschen Maitresse); mit zwei oder drei Hofdamen der verstorbenen Königin und eben so vielen begünstigten Hof-Beamten. Jeden Sonnabend, im Sommer, begab er sich mit eben dieser Gesellschaft nach Richmond, wo er zu Mittag speiste; man fuhr in Kutschen dahin, speiste des Nachmittags um 6 Uhr und ging dann in dem, von der reitenden Garde im Garten aufgeregten Staube spazieren; in eben dieser Staub-Parade kehrte man nach London zurück, und dabei bildete sich Georg II. ein: der geistreichste und liebenswürdigste Fürst in Europa zu seyn. (Morn. Chron.) Solche Einbildung ist legitim!!

In England hat sich neuerdings wieder der Fall ereignet: daß vom Geschwornen-Gericht ein Angeklagter zum Tode verurtheilt ist, der nachher unschuldig befunden wurde. Es ist ein junger Mann, Namens Georg Matthews; der Prinz-Regent hat ihn, auf den Antrag zweier Richter, begnadigt. (Morn. Chron.) Ein Unschuldiger begnadigt — das mag nach so ungerechtem Urtheil Form seyn, aber angenehm klingt es nicht; übrigens mögen die Vertheidiger der Geschwornen-Gerichte sich obiges, nun bestätigtes Faktum anmerken!

Die Jesuiten befinden sich schon, seit ihrer Wiederaufnahme, im Besitz dreier Colleges in Piemont; eines andern zu Ferrara, eines Instituts der Grafschaft Lancaster; eines andern bei Dublin in Irland; eines Collège in Freiburg (Schweiz) und endlich mehrerer Etablissements zu Mexico. Sie machen also bedeutende Fortschritte; (Journ. d. Par.) — um der Rückschritte willen, zu denen man die Menschheit zwingen will.

In Lancashire (England) heirathete unlängst ein Gentleman eine Dame, und deren Bruder heirathete kurz nachher die Tochter des Gentlemans aus früherer Ehe. Beide Paare erhielten, jenes eine Tochter, dieses einen Sohn. Die Frau des Gentlemans ist mithin zugleich Mutter ihres Bruders, Schwester seiner Tochter und Großmutter ihres Neffen; ihre Enkelin ist Nichte ihrer Schwester, Tante ihres Vetters und Schwester ihres Onkels. Der junge Mann ist Bruder seines Vaters und seiner Mutter, Sohn seiner Schwester, Onkel seiner Frau und Bruder seiner Nichte; und seine Frau ist Schwester ihres Vaters und ihrer Mutter, Tochter ihrer Schwester, Nichte ihres Mannes und Tante ihrer Schwester; ihr Sohn endlich ist Enkel seiner Tante (der ältesten unter den Damen) und Vetter der Enkelin seiner Tante. (Gaz. d. Fr.) Dieses Verwandtschafts-Mischmasch untersuche, wer Lust hat.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 29. Januar. 17tes Blatt.

Luther's Geist an Adolph Müllner.

(S. Zeitung f. d. eleg. Welt, Novbr. 1817.)

Der Du mit hoher Sanggewalt
Mich von des Weltthrons Stufen,
Aus sel'ger Geister Aufenthalt
Zu irrd'schem Streit berufen;
Beacht' es wohl:
Das Grab ist hohl!
Ein Haar des Lebens Brücke —
Wer ging, kehrt nie zurücke!

Doch führ' ich auch an Gottes Hand
Nochmals zur Erde nieder;
Befehdete durch Scheiterbrand
Der Selbstsucht grimme Hyder;
Der Flamme Gluth
In zorn'ger Wuth
Erdrückt' in wildem Wesen
Die Guten sammt den Bösen!

Denn der verkehrte Rottengeist,
Der stets die Welt zertrümmert,
Uralte Marken niederreißt
Und neue dafür zimmert:
Nicht nur vom Thron
Spricht er dir Hohn;
Aus Burgen und aus Hütten
Kommt er beherzt geschritten.

Wohl ist manch güldner Hoffnungsschein
Im Aufgang schier vernichtet;
Der Schlachtgefilde Leichen schrein:
„Sind wir umsonst gerichtet?
Ha'n wir den Leib,
Sammt Kind und Weib —
All' Erdenlust und Leben
Umsonst dahin gegeben?“

Wohl ist manch hehres Fürstenwort
Wie Windeswehn verklungen;
Verfallen manch gewalt'ger Hort,
Auf blut'gem Feld errungen;
Doch, Muth vertraut:
Was Gott erbaut
Auf ew'gen Rechtes Säulen,
Kann kein Geschick ereilen!

Auch aus dem wildverworr'nen Stand,
Der das gemeine Wesen
Befangen hält von Land zu Land,
Wird sich die Perle lösen!
Kein Fels, kein Meer,
Kein feindlich Heer
Kann freie Geister trennen,
Die sich im Licht erkennen!

Nicht meiner Leiche darf's — bei Gott! —
Nicht meiner Grabesrede!
Denn Hoffahrt, Frevel, Lüg' und Spott
Steh'n bald in eig'ner Fehde.
Manch güldner Spruch
Warnt sie genug!
Und wollten sie nicht hören,
Wer möchte sie bekehren?

Fr. Krug von Nidda.

Der fliegende Drache.

(Schluß.)

„Ach!“ sagte Rosine, „es ist der Windmüller, der eben vom Wirthshause heim kehrt. Seyen Euer Ehrwürden ganz ohne Sorgen, Niemand anders ist es als er; er kommt alle Nacht so singend nach Hause.“ — Und wirklich war es der Müller, ein junger, rüstiger Bursche, der sein Leibliedchen trillerte:

Einsam und heimlich
Ist es nur hier;
Bei meinem Liebchen —
Lieber wär's mir.

Hört sie mich rufen,
Oeffnet die Thür;
Schleich' ich dann leise,
Leise zu ihr.

Da kann ich küssen,
Schnäbeln mit ihr —
Ja, bei dem Liebchen
Lieber wär's mir.

„Ein recht anmuthiger Gesang!" meinte der Pastor; „wär' ich der Glückliche und Du das Liebchen!" — Rosine schwieg und lächelte in sich mit einem Erzittern. — „Ich muß mich doch selbst überzeugen: ob es denn wahr ist, was der trunkene Küster sagte: daß Steffen oben auf dem First Wache hält wegen dem fliegenden Drachen?" sprach der junge Bursch vor sich hin und bog sogleich über den Bach auf einen Steg nach Steffens Hütte hin. — „Alle Teufel!" raunte der Pastor mit unterdrückter Stimme; „der Kerl kommt geraden Wegs auf uns zu. Ach, Rosinchen! rette, schütze mich! riegle die Thür auf: daß ich mich verberge." — „Geht" sprach Rosine, „schleicht sachte in den Flur, die Hausthür ist nur angelehnt." — Zu säumen war nicht, die Tritte des Kommenden schallten immer näher und näher, und so mußte der Pfarrer nolens volens die Freistätte hinter der Hausthür schleunigst einnehmen, bis der Störenfried wieder abgezogen. Rosine schloß leise das Fenster und zog sich auch zurück. — Unterdessen war der Müllerbursch der Hütte genaht und brach plötzlich in ein unbändiges Lachen aus. „Mein Seel!" sagte er darauf, „da sitzt der Narr oben und das junge, frische, rothwangige Weibchen läßt er unten so ganz einsam. Ey, wie wär' es, wenn ich die hübsche Strohwittwe ein wenig tröstete?" — Dem Mehlkünstler hatten auch heut' morgen, und wohl schon früher, die rothen Backen Rosinens in die Augen gestochen. Lange wird da nicht hin und her bedacht von Leutchen in diesem Alter, zu solcher Zeit und Gelegenheit. Er sah sich erst um — doch nichts sah er, als die Himmelslichter oben und hörte auch nichts, als des Sternguckers wackeres Schnarchen. Da schlich der zärtliche Adonis auch zum Fenster hin und lispelte, leise klopfend: „Rosinchen, Rosinchen!" — „Was giebt's? Wer ruft draußen?" fragt' es mit etwas bebender Stimme. — „Einen Kuß zur guten Nacht!" seufzte girrend das Bürschchen. — „Ihr seyd wohl ein Narr! Gebt nur, daß Euch nicht Steffens belüßt." — „O, der liegt oben im Korbe ganz ruhig und schnarcht sich eins." — „Verdammtes sittenloses Leckermaul! Scher' Dich zum Teufel!" murmelte der, vor lauter Aerger jetzt in Tugendeifer gerathene Pastor Korydon, und mit Noth nur bewältigte er seinen aufwallenden Ingrimm, mit dem er den girrenden Tauber draußen gern zerrissen hätte. — „J, was war das? Das klang ja wie eine menschliche Stimme!" sprach der Müller und trabte rasch nach dem Hausflur. Rosine erschrack und bebte für den geistlichen Adonis; dieser aber bekam eine kleine Anwandlung vom Manschetten-Fieber und duckte sich tief in den Winkel zwischen Wand und Thür hinein, sein Verhängniß erwartend. Der Müller, als er im Hause war, hieb und stach mit seinem Stocke wie rasend um sich, damit er das raunende Gespenst aufjage. Dem Pfarrer klapperten die Zähne, und er sah mit Entsetzen einem furchtbaren Schicksal entgegen, falls ihn der wüthende Müllerbursch mit seiner Lanze träfe und wie einen Bratvogel aufspießte. Der wüthende Hektor hatte mit seinem Stecken schon alle Winkel durchstöbert, aber nichts entdeckt; da fiel ihm ein — es war ein unglückseliger Gedanke — daß er hinter der Thür noch nicht mit seiner Sonde untersucht habe. Jetzt stach er blindlings in den finsteren Winkel hinein und traf — o weh! den Bauch des Herrn Pastors. Dieser, der sich von einem Mordspeer tödtlich verwundet glaubte, schrie in einem entsetzlichen Wehlaut auf: „Ach! ich bin des blassen Todes — er bringt mich um, Mörder! Hülfe! Hülfe!" — Der Müller lachte und hielt seinen Stock in Ruhe, auch Rosine kicherte leise vor sich hin. Dem Burschen schien die Stimme bekannt, er trat näher hinan und faßte den Pfarrer am plüschenen Rockschooß. — „Aha!" sagte lachend der Müller, dem durch diese Berührung es wie eine Ahnung durch die Seele ging; „hab' ich den Vogel gefangen?" und schnell lief er zum Hause hinaus und rief: „Steffen, Steffen! der fliegende Drache ist da!" — Steffen erwacht, vernimmt das furchtbar-freudige Losungswort: Drache! — weiß nicht, wie ihm geschieht — hört schon den Goldregen niederrauschen und glaubt: die Drachenbestie sey gar so höflich und dienstfertig: daß sie in seinem Hause förmlich abgestiegen. Schnell lichtet er, im halben Schlafe, die Ankertaue seines Dreimasters und kommt, wie ein Hagel, das Dach herab gefahren, wo er sich, auf den rauhen Wellen mit seinem Korbschiffe überpurzelnd, Stirn und Nase blutig stößt. — „Sachte, Nachbar Steffen, sachte! Er fährt ja wie toll in das Goldmeer hinein!" rief lachend der Müller. — „Ach, du Unglücksstern!" seufzte Steffen, die Glieder halb zerschlagen. „Wo ist mein Goldliebchen — der großmüthige freundliche Drachenkönig?" — „Geschwind ins Haus hinein; drinnen sitzt der funkelnde Stern!" — Und wie sich Steffen von seinem Falle erhebt, kommt's Pfarrherrchen eben zur Thür heraus geschlichen, und will sich in aller Stille wieder auf die Beine machen. — „Seht Ihr ihn dort — der ist's, der nach Eurem Schätzchen Rosine angeln wollte, während Ihr oben von andern Schätzen träumtet." — „Aha!

treff' ich Euch hier, statt auf Eurem Posten am Giebeldach?" schrie Steffens dem Pastor gellend entgegen. — Jetzt wollte sich der zweibeinige Komet, der sich in seiner excentrischen Laufbahn so nahe an den Planeten Venus geschwungen zu haben glaubte, leichtfüßig hinweg begeben; aber Mars-Steffen stürmte gar gewaltig hinter drein, und soll ihm — man erzählt's nicht gern wieder — mit der Faust etwas mehr Frömmigkeit erregt haben. — Der Müller ging schadenfroh lachend nach Hause. — Wie mag's Rosinchen ergangen seyn? Je nun! Erst glaubte Steffens mehr, dann weniger, als wahr ist; und endlich Alles, was Rosinchen wollte. Hermann.

Ueber Abend-Unterhaltungen.

Wenn die Blätter fallen und der Wind rauh durch die entlaubten Wipfel der Bäume bläst, sucht man wohl allenthalben die öffentlichen Unterhaltungen durch häusliche zu ersetzen, und opfert beim wärmenden Feuer den Musen. Man versammelt sich dann oft des Abends in gesellschaftlichem Cirkel, um zu hören oder sich hören zu lassen durch Rede, Gesang und Instrumental-Vortrag. Der hierbei zum Grunde liegende Zweck einer wechselseitigen Bildung, eines stufenweisen Fortschreitens auf der Bahn zur Kunst ist sehr löblich; jedoch kann ich nicht umhin, einige Gedanken hierüber nieder zu schreiben, die sich mir bei einer solchen Gelegenheit aufdrangen; vielleicht, daß sie gelesen und beherzigt werden. — Die Versammlung hatte schon geraume Zeit der Dinge geharrt, die da kommen sollten, denn die bestimmte Stunde des Beginnens war bereits vorüber, als sich endlich nach und nach die wirkenden Glieder zusammen fanden und zur Produktion geschritten wurde. Da machte ich bei mir die Bemerkung: wenn die Gesellschaft durch Geschäfte verhindert wird, zur bestimmten Stunde sich zu versammeln, warum wählt man nicht eine spätere, wo man überzeugt ist: daß Niemand mehr verhindert wäre, zu erscheinen? Das lange Harren bringt unter den Zuhörern eine widerliche Stimmung hervor, die der folgenden Unterhaltung nicht am günstigsten ist. — Das Spiel begann mit einem Violin-Quartett; man trug die Ouverture aus „Figaro" vor, die aber so schlecht ausgeführt wurde: daß sich meine, an Harmonie gewöhnten Ohren in einer entsetzlichen Lage befanden. Wie — fragte ich mich selbst — kann man doch gar so sehr für sich eingenommen seyn, und mit so geringer musikalischer Kenntniß eine Gesellschaft unterhalten wollen? — Ein Nebenstehender, der mir meinen Unwillen ansah, bemerkte: daß die Symphonie sehr schwer und die Zeit einer Woche nicht hinlänglich sey, sie gehörig ein zu studiren. — „Aber" fiel ich ihm ein, „mußte denn ein so schwieriges Stück gewählt werden? wir haben ja keinen Mangel an leichteren, melodienreichen Compositionen, welche, gut vorgetragen, immer mehr Vergnügen machen, als die elende Aufführung eines Meisterwerkes; und ist die Zeit einer Woche zu kurz, die zu producirenden Stücke fehlerfrei ein zu lernen, so wäre es ja wieder besser, in der Frist von 14 Tagen mit etwas Gediegenem auf zu treten, als inzwischen sich zwei Mal zu prostituiren?" — Es folgte ein Gesangstück; das Mädchen, die Tochter vom Hause, hatte eine ganz hübsche Stimme; aber es fehlte ihr am gehörigen Vortrage. Bei dem Schlusse applaudirte Alles, was Hände hatte, und das ist in der Ordnung; aber ein vertrauter Freund des Hauses überhäufte sie mit Lobsprüchen: „Fräulein, Sie singen göttlich! Sie haben uns Alle bezaubert!" u. s. w. — Als geladener Gast konnte ich wohl nichts anderes thun, als was hergebracht schien; als Freund jedoch hätte ich sie lieber auf ihre Fehler aufmerksam gemacht, damit sie dieselben verbessere und in Zukunft jene Lobsprüche wirklich verdiene. Auf diese Art wird ja dem schönen Zwecke: „Bildung und Vervollkommnung" gerade entgegen gearbeitet! — Eine Deklamation war das Dritte. Der junge Mann schrie bei heftigen Affekten, daß die Fenster zitterten; Ausdrücke der sanften Empfindung verschlang er, und so hatten wir eine Viertelstunde hindurch Langeweile, weil seine Wahl auf Bürgers „Leonore" fiel. Das Auditorium war zu schläfrig, um applaudiren zu können, und dies sollte ihn aufmerksam gemacht haben: daß er nicht am besten gefallen hat; demohngeachtet wird er nächstens „die Glocke" vortragen. — Jetzt trat ein junger Virtuose hervor, der auf der Violine schon ziemliche Fortschritte gemacht; aber es gefiel ihm, eine Polonaise von Mayseder zu spielen, und an dieser äußerst schwierigen Aufgabe, die man nur gewohnt ist, von Meistern gelöst zu hören, scheiterte seine Kunst, und der zweite Ikarus brachte dadurch uns um den gehofften Genuß, und sich um die Ehre, gefallen zu haben, was bei jeder andern, minder schweren Composition erfolgt wäre. — Genug für Jene, denen ihre Bildung und das Vergnügen der Geladenen am Herzen liegt; für die Uebrigen bleibt es doch nur die Stimme des Rufenden in der Wüste. Joh. Langer.

Anklänge.

29.

Stets nur guten Muth geboren!
Glaub' es: Werke der Vernunft
Trotzen jeder bösen Zunft
Und sind ewig unverloren.

30.

Haß und Zürnen scheue,
Ihr Gefolge war
Ja noch immerdar:
Unheil oder Reue.

31.

Bild' in deiner Jugend,
Was dir Gott verlieh;
Dein Talent sey Tugend,
Rechtes dein Genie. Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Das neue Jahr erschien, mit einem zahllosen Heere von herzlichen und heuchelnden, gereimten und ungereimten Wünschen, und setzte durch seine hohe Ankunft Alles in Bewegung. Fast alle Füße waren auf den Straßen, die Kutschen rasselten die Kreuz und Quere und zwangen die armen, für Leben und Putz besorgten Fußgeher zu possierlichen Sprüngen. Die Bilderläden waren mit verliebten Mädchen vollgesteckt, die von einigen Dutzend Zug-Wünschen ihre Künste machen und sich einige hundert Verse vordeklamiren ließen, bis etwas zum Geschenk für den Vielgeliebten paßte. Die Damen produzirten ihren neuen Putz, die Herren ihren schwarzen Anzug oder ihre Galla-Uniformen u. s. w.; kurz, der neue Gast hat eine allgemeine Reform veranlaßt; ob er wohl auch dieser Ehrenbezeugungen würdig ist? — Im Theater an der Wien hat eine neue Oper von Hrn. Kanne „das Schloß Theben" die Erwartungen nicht erfüllt, die man von einem Manne hatte, der sich als Schriftsteller wie als Tonsetzer schon vortheilhaft zeigte. Dem Vernehmen nach sind eben daselbst zwei (?) Schauspiele unter dem Titel „Cervantes" zur Aufführung bestimmt, wovon eines von Chr. Kuffner, einem hiesigen rühmlich bekannten Schriftsteller, ist. — In der Leopoldstadt wurde ein historisches Schauspiel von Meisl: „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen", zum Vortheil für das Hospital der Elisabethiner-Nonnen, aufgeführt. Hrn. Meisl gereicht es zur Ehre: daß er dieses Stück eigends zu jenem Zwecke schrieb, es ist gut und kann auf Provinzial-Bühnen mehr Glück machen, als in dem Theater, wo man durchaus nichts Ernstes sehen will. — Was das Journal-Wesen betrifft, so erscheinen nun zwei neue Zeitschriften: „das Conversations-Blatt" redigirt von F. Gräffer, und „die Oelzweige" ein Wochenblatt, herausgegeben von Passy. Ueber beide seiner Zeit ein Mehreres. — Daß bei uns Wasser und Eis bestens benutzt werden, dazu ist Folgendes ein Beweis: Die Ueberfahrt im Donau-Kanal ist für das Jahr 1819 öffentlich versteigert und um 72,000 Gulden W. W. übernommen worden; man hat berechnet: daß der Pächter jeden Tag — ohne Ausnahme — 12,000 Menschen, bloß zur Bezahlung des Pachtschillings, überfahren muß; eben so ist das Eis im Hafen des Neustädter-Kanals um mehrere hundert Gulden Conventionsmünze erstanden worden. L — r.

Berlin. Am 12. Januar war auf der Bühne die erste Vorstellung von „Shakespeares Bestimmung" Schauspiel in freien Versen (in einem Akt) von E. Jenks. — Shakespeare, der als Kaufmann sich nicht an seiner Stelle fühlte, hat (nach überlieferten, oft bestrittenen Angaben) sich noch das Unangenehme zugezogen: um eines Wildprets, welches er im Gebiete eines Gutsbesitzers schoß, in einen Prozeß verwickelt zu seyn; er wird zur Haft verdammt, und der Schauspieler Green, der seine ersten Dichtungen kennt und bewundert, räth ihm zur Flucht, die, schnell ausgeführt, für Shakespeare die Bahn eröffnete, auf der er sich die Unsterblichkeit gewann. — Dieser nicht reiche Stoff wird interessant durch die Persönlichkeit Shakespeares und das, was sich später aus den ziemlich gewöhnlichen Vorfällen entwickelte; doch daß die Zuhörer der nachherigen Größe Shakespeares, die hier höchstens zu ahnen ist, stets eingedenk sind, darauf dürfte der Verfasser rechnen. Angenehmer würde es wohl seyn, wenn Shakespeare, da er einmal Kaufmann und in diesem Verhältniß nun Gatte und Vater ist, doch etwas besser die Pflicht der Ernährung seiner Familie beachtete, damit nicht seine Frau (Sara) ihm gerechte Vorwürfe zu machen hätte; ferner sollte er dem, im Stücke fast sterbenden Gutsbesitzer — dem er doch ein Wildpret nahm, ob auch, wie hier bemerkt wird, um damit seinem kranken Vater eine Stärkung zu bereiten — wenigstens nicht, statt mit Abbitte und Ersatz, die Jener begehren konnte, mit Spottgedichten erwiedert haben; auch hätten wohl Viele es lieber gesehen, wenn, nach dem Urtheilsspruche, Shakespeare sich aus sich selbst erhoben und nicht gleich an Selbstmord gedacht hätte, woran ihn der Ruf seines Kindes hindert — aber es führen hier nun einmal Dinge, die an sich nicht so seyn sollten, zu dem, was seyn sollte, und so kommt nun nach Allem der Schauspieler Green, um dem Shakespeare über das, was er ist und seyn kann, die geistigen Augen zu öffnen und ihn durch Flucht seiner Noth zu entführen. — In der, sich gut fort bewegenden Darlegung sind einige Momente auch schnellwirkend, so die Stelle: wo Sara die Schriften ihres Mannes vernichten will und durch einige Zeilen aus „Romeo und Julie" umgestimmt wird; dann der schon erwähnte Ruf des Kindes und endlich der Schluß, wo im Augenblick der Rettung noch durch jede mögliche Gefahr die Spannung erhalten wird. Die Verse gaben sich von der Bühne herab leicht und fließend, und folgende z. B. bewahrte sich das Gedächtniß schnell und gern:

> Nicht der Strom der Zeit verschlingt,
> Was der edle Sänger singt;
> Cäsar hat für Rom gesiegt,
> Wo ist Roma's Glanz geblieben?
> Aber Cäsar hat geschrieben,
> Cäsar lebt, wo Rom erliegt!

Die Darstellung war eine gelungene und die Aufnahme günstig. G g.

Der älteste Sohn des Pascha von Egypten, welcher so ruhmvoll gegen die Wehabiten gefochten, verlangte: daß sein Vater, wenn er (der Sohn) zurück käme, ihn stehend empfangen solle. Der Vater hatte anfangs nicht Lust dazu, allein nachdem man ihm die Verdienste seines Sohnes vorgestellt und wie sehr das Heer ihn verehre, bequemte er sich dazu. Als nun der Vater dem Sohne die gebührenden Komplimente über seine Tapferkeit gemacht, setzte er hinzu: „Deine Siege, mein Sohn, scheinen Dir indessen auch viel Stolz eingeflößt zu haben!" — „Mein Vater!" erwiederte hierauf der junge Mann, „Sie sind nur der Sohn eines Unterthanen, eines Mannes aus dem Volke, ich dagegen bin der Sohn Mahomets-Pascha, der Egypten als Souverain beherrscht; ich muß daher als Königssohn empfangen werden." (Journ. d. Par.) Der macht schnelle Fortschritte in der Etikette der Legitimität!

Für Schauspiel, Opern, öffentliche Bälle, im Tivoli, im Garten Beaujon und Ruggieri, ist in Paris, nach statistischen Tabellen, im Jahr 1818 eingenommen worden: 5,017,526 Franken 56 Centimen; die komische Oper hatte die höchste Einnahme, namentlich 704,975 Fr. 70 Cent. (Journ. d. Par.)

Beilage: Bemerker No. 1. u. Blatt der Ankündigungen No. II.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 30. Januar. 18tes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Fünfter Dezember-Dienstag.

Der Taback.

Mein Oheim pflegte mir jedesmal mit dem Schlusse des Jahres, zur Erinnerung an den abgelaufenen Zeitraum, irgend ein Kunstwerk, als eine Uhr, Dose, ein Petschaft, oder einen Kupferstich oder andere Dinge dieser Art zu schenken, die stets mit der Zahl des Jahres bezeichnet waren, an das sie erinnern sollten. Heute überreichte er mir eine türkische Pfeife von gar köstlicher Arbeit, ganz so: daß mir augenblicklich das bekannte Lied: „Gott grüß Euch, Alter!“ in die Gedanken kam. Ich pries nach Gebühren das herrliche Werk, und was war natürlicher, als daß die Rede auf den Gebrauch desselben und die Pflanze kam, die dazu den Anlaß gab.

„Da haben wir nun“ sagte der Oheim, „in diesem Gewächse den Beleg zu der doppelten Behauptung: einmal, daß auch ein Genuß, der an und für sich der menschlichen Natur widerstrebt und den sie gleichsam nur mit Gewalt sich aneignet, unter allen Völkern der Erde allgemein werden, und sodann: daß eine auch ungegründete Ansicht und Behauptung, die einmal Eingang gefunden, von Tausenden stets wieder auf das Gerathewohl angenommen und ohne Bedenken nachgesprochen werden kann. Ich meine die Behauptung: daß der Taback ursprünglich nur in Amerika zu Hause und das Rauchen desselben von den Indianern in ihrem feucht-heißen Klima als ein Mittel erfunden worden sey, die Moskiten von sich ab zu wehren.“ — „Und was haben Sie wider diese Annahme?“ fragte ich. — „Nicht weniger als dies“ entgegnete der Oheim: „daß der Taback schon seit undenklichen Zeiten als ein sehr bedeutender Handels-Artikel in Asien gepflanzt, und nicht bloß hier, sondern eben so von den rohesten wie von den civilisirtesten Völkern von Asien, Afrika und Amerika, ganz besonders aber von den ältesten kultivirten Staaten der Welt, in Indien und China, vielfach genützt und an Orten gebraucht wird, wo es keiner Wehre gegen die Moskiten bedarf. Gewährt doch in China die Tabackspfeife sogar dem wenig beschäftigten weiblichen Geschlecht einen Haupt-Zeitvertreib, so daß jedes Mädchen daselbst vom achten oder neunten Jahre an, als einen Hauptbestandtheil des Anzuges, einen kleinen seidenen Beutel trägt, in welchem sich ihre Pfeife und ihr Taback befinden, mit deren Gebrauche viele von ihnen in diesem zarten Alter sehr vertraut sind.“ — „Freilich“ sagte ich, „läßt sich kaum begreifen, wie die frühe gebildeten Asiaten, diese Chinesen zumal, die jede fremde Sitte hassen, von den wilden Amerikanern diesen Gebrauch sollten angenommen haben.“ — „Vielmehr“ fuhr Herr Ottbert fort, „möchte dieser Gebrauch — wenn wir anders denen beistimmen wollen, die Amerika von Asien aus bevölkert werden lassen — frühe schon aus der alten in die neue Welt gekommen seyn, wenn wir nicht lieber annehmen wollen: daß er hier wie dort gleich ursprünglich entstanden, und die Tabacks-Pflanze, wie der Ginseng, diese so hochgeachtete Heilwurzel, in beiden Erdtheilen zu Hause sey, obgleich die Tabackspfeife kaum sonst wo eine solche Bedeutung

gewonnen hat, wie bei den kriegerischen Nordamerikanern.“ — „Welche Bedeutung?“ fragte ich. — „Bei Allem“ entgegnete der Oheim, „was diese Völker öffentlich verhandeln, ist etwas Wesentliches das Rauchen aus einer eigends hierfür bestimmten Pfeife. Dies Kalumet nämlich ist — nach Long's Beschreibung — weit größer als die Pfeife, woraus die Indianer gewöhnlich rauchen, insgemein von Marmor oder Thon gearbeitet, und, nach der Weise des Volkes, weiß, roth oder schwarz. Das ungefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß lange, aus starkem Holze verfertigte Rohr ist mit Federn von allerlei Farben geziert und mit Flechten von Weiberhaaren in verschiedenen Gestalten durchwebt. An dem schön polirten Kopfe sind zwei Flügel befestigt, die dem Ganzen das Ansehen eines Merkurstabes geben. Dieses Kalumet ist besonders das Symbol des Friedens und die Indianer halten es so hoch in Ehren: daß die Verletzung eines Vertrages, wobei man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach die unglücklichsten Folgen herbei ziehen würde.“ — „Sonderbar“ sagte ich, „daß, während die Tabackspfeife den südlichen Völkern in ihrer behaglichen Unthätigkeit eine angenehme Beschäftigung gewährt, zugleich die rohen nördlichen, an Genuß so armen Nationen nach dem des Tabacks so begierig sind.“ — „Und zwar in dem Grade“ fiel der Oheim ein, „daß der rohe Aleute, der sich des Tabacks — wie die meisten dieser nördlichen Völker — minder zum Rauchen als zum Schnupfen bedient — nach der Erzählung des Langsdorf — Tage lang die härtesten Arbeiten verrichtet, nur um einige Tabacksblätter als Belohnung zu erhalten, die er alsdann in einem Mörser von Wallfischknochen mit Asche und etwas Wasser zu einem Pulver reibt und zu seinem Gebrauche zurecht macht. — Aber“ fuhr er nach einer Pause fort, „bei den asiatischen Völkern wenigstens beweist die Vollendung, die der Gebrauch des Tabacks und die Art, wie dieser gleichsam nach den verschiedenen Völkern einen volksthümlichen Charakter gewonnen hat, das Alter dieser Sitte in diesen Gegenden. So bedient sich z. B. der Perser nicht der türkischen Pfeife, sondern des Närguils.“ — „Worin unterscheidet sich dieser von der Pfeife?“ fragte ich. — „Es ist dies — nach der Schilderung, die uns Olivier davon macht — ein krystallenes, metallenes oder ledernes, zur Hälfte mit Wasser angefülltes Gefäß, das oben einen hohlen Cylinder hat, der sich mit einem metallenen Becher endigt, in welchen man den Taback thut, den man rauchen will. An dem oberen Theile des Gefäßes aber ist eine lange hölzerne oder lederne Röhre befestigt, die man bei dem Rauchen in den Mund nimmt. Der Tabacksrauch wird auf diese Weise durch den Athem aus dem Cylinder herab und durch das Wasser gezogen, so daß er durch dieses gereinigt in den Mund kommt. — Eine ähnliche Maschine hat man auch in Indien, die noch diese weitere Ausbildung hat: daß zwei oder mehrere Röhre, nach der Zahl der Rauchenden, darin angebracht sind, und nicht selten sitzen zwei Spielende bei dem Schachbrett zusammen, indem Beide, nach unserer Weise zu reden, eine Pfeife zusammen rauchen.“ — „Eine schöne Sitte!“ konnte ich mich nicht enthalten aus zu rufen. — „Wohl“ sagte der Oheim, „auch an dieser Sitte läßt sich der Grad der größeren oder geringeren Rohheit der Völker ermessen, so daß die vorzugsweise nur schnupfenden um eine Stufe unter den rauchenden stehen. Und wie grob ist nicht der Genuß des Ostiaken gegen den des Indiers oder Persers! Denn wenn dieser von dem Taback gleichsam nur das Geistigste, den feinsten Duft genießt, begehrt jener die materielle ätzende Lauge, und bedient sich seines Schnupftabacks zugleich als eines sehr unästhetischen Mittels gegen das Erfrieren seines Gesichts. Die Ostiaken haben nämlich — wie uns der trefliche Pallas erzählt — die Gewohnheit: wenn sie die Nase recht voll von Taback geschnupft haben — der ihnen nicht zu scharf und beißend seyn kann — dann die Nasenlöcher mit geschabtem Weidenbaste zu verstopfen; da denn der angehäufte scharfe Saft das ganze Gesicht in eine Art von Entzündung setzt, welche es gegen den Frost schützt. — Hiebei“ fuhr Herr Ottbert fort, „fällt mir noch Eines ein, was uns gleichfalls Pallas berichtet, und was ich Dir, Professor, ehe wir uns trennen, noch erzählen muß. Weil der Ostiake selbst den Schnupftaback für etwas so gar Köstliches achtet, was ist natürlicher, als daß er auch seinem Hausgötzen ein Horn voll davon vorsetzt und dieses stets angefüllt erhält, auch an dem geschabten Weidenbaste es nicht fehlen läßt. Dabei befindet sich aber Niemand besser, als der durchreisende Russe. Nachts, wenn das ganze Haus im tiefen Schlafe liegt, leert dieser das Schnupftabacks-Horn aus; da wundert sich denn der einfältige Ostiake am Morgen außerordentlich, und meint: der Gott müsse wohl in der Nacht eine große Jagd gehalten haben, da er so gewaltig viel geschnupft hat.“ — Wie kann doch Alles — dachte ich beim Nachhausegehen — von der Palme bis zur Tabackspflanze, in dem Leben der Völker eine Art von Bedeutsamkeit gewinnen; aber was ist es, was diese Lüsternheit nach dem Taback erweckt bei denen, die hoch, und denen, die tief stehen, von dem Eise des Poles bis in die Regionen, wo der Mensch kaum nur einen Schatten wirft, weil dieser, vermöge der auf seinen Scheitel glühende Strahlen siedenden Sonne, unter seine Tritte fällt?!

Bischof Adalbert und Kochan von Wrssowetz.

Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts geschah es einst: daß die Gemahlin eines Ritters aus dem Geschlecht der Wrssowetz in Liebe für einen Priester ent-

brannte, und da dieser ob der schönen Frau seine heiligen Gelübde vergaß, so entspann sich zwischen Beiden ein verbotenes Liebes-Verständniß und währte so lange, bis der Ritter die Untreue seines Weibes inne wurde und ihr blutige Rache schwur; aber die treulose Ehefrau entwich, und während ihr betrogener Gatte die ersten und ansehnlichsten seines Stammes zusammen berief und ihnen die Schmach eröffnete, welche ihrem Geschlecht zu Theil geworden — worüber sie im Zorn einstimmig den Tod des Weibes, das sie entehrt, beschlossen — begab sie sich in das Kloster des heiligen Georg und warf sich dem Bischof Adalbert zu Füßen, dem sie, sein Mitleid anflehend, mit Zähren der Angst und Reue ihre Sünde beichtete. — Adalbert erkannte im ganzen Umfange ihr Vergehen, aber auch die Heiligkeit des Ortes, wo die Strafbare seinen Schutz anflehte, darum sagte er ihr denselben zu; und als die Glieder des beleidigten Stammes, Kochan von Wrssowetz an ihrer Spitze, vor den Klostermauern erschienen, um die Auslieferung der Verbrecherin zu fordern, weigerte sich der Bischof nicht nur, ihr Begehren zu erfüllen, sondern, sein Leben an die Vertheidigung der Unglücklichen setzend, trat er mitten unter die Bewaffneten und sprach: „So Ihr mich sucht, hier stehe ich unter Euch.“ — Kochan schüttelte das zornige Haupt und entgegnete spottend: „Du hoffst umsonst auf die Martyrer-Krone und den Ruhm eines geistlichen Heldentodes, welcher die Rache des ganzen Landes auf uns laden würde; aber wenn Du die Buhlerin noch ferner gegen unsere gerechte Rache schützen willst, so wisse: daß Deine Brüder in unsern Händen sind, und wir wollen unsere Wuth an ihren Weibern und Kindern kühlen und ihre Güter in Beschlag nehmen“ — Bischof Adalbert fühlte tief den Hohn und die Drohung dieser schmachvollen Rede, gleichwohl war er fest entschlossen: eher Alles geschehen zu lassen, als daß er die Hülflose der blinden Wuth ihrer Anverwandten preis gebe; aber diese hatten Mittel gefunden: durch eine Seiten-Pforte, welche sie zerschmetterten, in die Kirche zu dringen. — Ohne die Heiligkeit des Ortes zu achten, stürmten sie hinein und rissen das zitternde Weib vom Hochaltar, sie der Rache ihres beleidigten Gatten zu übergeben; doch dieser glaubte sich mit dem Blute der Strafbaren zu beflecken und rief einen der gemeinsten Knechte herbei, welcher ihr im Angesicht des heiligen Schutz-Patrons das Haupt abschlagen mußte. — Empört über die Entweihung des Heiligthums that Bischof Adalbert die grausamen Wrssowetze in den Bann; aber diese achteten dessen wenig, und in dem wilden Sturm der damaligen Zeit blieb die ganze Gewaltthat unbestraft. — So weit und arg vermaß sich in damaliger Zeit die Selbstrechtung und der Trieb nach Rache!

Gerle.

Aus Dr. Karl Schöne's ungedrucktem medizinischen Wörterbuche.

Idiosyncrasie.

Es ist tief in der Menschen-Natur gegründet: daß sie gegen mehrere physische Dinge einen Abscheu (horror) hat. Der Arzt macht diese Erfahrung am häufigsten. Es giebt Personen, die durchaus keine China, Andere, die keinen Moschus oder Aether u. s. w. nehmen können. Dieses liegt nicht in einem Wahn oder einer falschen Vorstellung, sondern es liegt in der Natur einzelner Personen tief gegründet; und wer da glaubt, bei Kranken oder Gesunden diese Vorstellung besiegen zu können, wird Gefahr erzeugen. — Merkwürdig ist: daß selbst Gegenstände, welche nur von ferne mit den Sinnen solcher Personen in Berührung kommen, oder welche auch moralisch auf den Geist wirken, schon Ekel, Abscheu, Angst und Ohnmacht hervor zu bringen im Stande sind. So giebt es Personen, welche keine Katze im Zimmer ertragen können, und hätte sich ein solches Thier selbst im geheimsten Winkel verborgen, so deutet bei diesen Personen ein Gefühl im Inneren die Gegenwart derselben an. — Es können auch gewisse Töne, Bilder und Reden bei manchen Personen dieses widrige Gefühl erregen. Ein französischer König konnte z. B. durchaus keinen entblößten weiblichen Busen sehen, ohne von den widrigsten Empfindungen im Inneren ergriffen zu werden. — Folgende wahre Anekdote mag als ein Beweis dienen, wie tief dieser Abscheu in der Natur des Menschen begründet seyn kann: — Ein gebildeter Mann hatte einen Sohn von 4 Jahren, der durchaus keinen Käse essen wollte; der Vater versuchte es mit den verschiedensten Käse-Arten, aber Vorstellungen, Drohungen, selbst Strafen vermochten es nicht, den Knaben davon ab zu bringen. Der Vater, der noch immer meinte: daß es Eigensinn des Knaben, und nicht glauben wollte: daß dies in der Natur desselben begründet sey, ließ einige Messerspitzen voll fein geriebenem Parmesan-Käse in einen Eierkuchen backen, ohne daß der Knabe davon wußte. Der Knabe setzte sich mit Appetit zu Tische und aß; aber wenige Minuten nachher erbrach sich das Kind, das bis dahin vollkommen gesund gewesen war, und bekam die heftigsten Convulsionen, so daß der Vater es tief bereute, seine Idee ausgeführt zu haben.

Gnomen.

6.

Das ist Künstlers höchster Preis,
Wenn er Kunst zu bergen weiß.

7.

Lieb' und Gesang will keinen Zwang.

8.

Ach, Höhen, Lehen, Ehen,
Sind selten ohne Wehen.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Urania.“ Taschenbuch auf das Jahr 1819. Neue Folge, erster Jahrgang. Mit sechs Kupfern: Shakespeare's Bildniß und fünf Darstellungen zu Romeo und Julia. (Leipzig, bei F. A. Brockhaus.) — Die bekannten Preis-Aufgaben des Hrn. Brockhaus, der in der deutschen Literatur schon manches Treffliche ans Licht fördern half, haben einen guten Einfluß auf den Werth dieses Taschenbuchs, dessen Jahrgang für 1818 hiermit nachträglich Jedem empfohlen ist, der ihn etwa noch nicht kennen sollte. Die Verleger thun sich am meisten wohl, wenn sie danach trachten: fort und fort nur Gutes ans Licht zu fördern; sie machen damit ihrer Urtheilskraft Ehre und zuletzt gilt ihre Firma schon mit als Empfehlung, wie dies z. B. bei Cotta, Göschen, Nicolai, Spener, Perthes, Vieweg, Tauchnitz u. s. w. der Fall ist, und Hr. Brockhaus gesellt sich seit einiger Zeit schon zu denen, die auch mit dem geistigen Kredite ihre Unternehmungen stützen. — In dieser Zeitschrift können neue Erscheinungen nur andeutend betrachtet werden, ausführlichere Beurtheilungen erwarten wir von den Literatur-Zeitungen, die in ihrem Wirken noch immer ehrenwerth und nicht so geringfügig zu behandeln sind, als es Einige neuerdings thaten in leicht erklärbarem Grolle. Noch stets verbreiten jene Institute eine Maße von guten Ansichten und Kenntnissen, und nur Ueberspannte können fordern: daß hier allein etwas sey, das ganz tadellos wäre. Nach dieser Abschweifung, deren Eingang zur Rechtfertigung dient, wenn eine Meinung über den Inhalt dieses Taschenbuchs sich hier nur skizzenhaft giebt, komme ich zu den Einzelheiten. — Die Abhandlung über Shakespeare (zu den Kupfern), von B. R. Abeken, bezeugt vielseitige Kenntniße, und sind auch Paradoxen eingemischt, so liegt dies großentheils nur im verschiedenen Ausdruck der Begriffe; ist man mit jenem vertraut, wird man es leicht auch mit dem Verfaßer. — Saladdin, ein romantisches Gedicht in vier Gesängen, von Friedrich Teuscher, ist in der Form fast bedeutsamer, als in dem Stoff, den Gedanken und im Verbinden derselben; darum wünscht man kleine Mängel um so entschiedener hinweg, z. B. den Reim „Wege“ und „Gespräche“ (S. 37) und „unzerreißbar'm“ (S. 28). Dagegen findet sich aber mancher herrliche Vers, wie folgender:

> Von Osten her flammt morgenrother Glanz,
> Vergessen ist der Nacht entsetzlich Bangen;
> Von selbst durchhüpft in flügelleichtem Tanz
> Der Kiel das Meer, die Schmeichellüfte fangen
> Sich in der Segel weißem Flatterkranz
> Und scherzen um die golddesonnten Stangen,
> Und, wie am Himmel, ist auf allen Wangen
> Ein Licht der Freude selig aufgegangen.

Uebrigens ist die Erfindung reizend genug, um für das Ganze den Leser fest zu halten. — Der Kampf der Sänger (die Meistersänger auf der Wartburg); von E. T. A. Hoffmann. Dieser oft benutzte Stoff (den, unter Andern, auch die neuerdings verstorbene Frau Benedikte Naubert sehr gut sich aneignete) wird hier durch die mit Recht geschätzte, in einem seltenen Grade dem Verfasser verliehene Gabe der Erzählung glücklich erneuert; die romantische Umfassung und manche Einwebung des Gefühls und der kecken Phantasie helfen selbst an solchen Stellen vorüber, wo man anfangs Längen und endlich doch in einiger Oede recht hübsche Theile findet. — Sonettenkranz; von Christian Schober. Nicht ein erhabenes, aber ein gediegenes inniges Empfinden spricht sich hier in sehr vollendeten Formen aus, so daß in den sechs Sonetten sich nirgends eine Trennung giebt. — Der Weg zum Glück; an den Leser; Epistein von Karl Otto Werning. Ein gebildeter Geist bekundet darin viel Menschen- und Weltkenntniß; auch die Darlegung ist gut, nur zuweilen ein wenig zu aphoristisch. Elegieen von demselben Dichter bewähren sein Talent fast noch ansprechender; ein Hymnus von ihm über das Wesen Gottes ist sehr erhebend. — Die Verkannte; von Therese Huber, geb. Heyne. Diese gut erfundene Erzählung wird viele Leser erfreuen. Eine romantische Haltung lockt dabei schnell an und das Wohlthuende, welches aus der Verknüpfung des Schicksals hervor geht, so wie manche sinnige Andeutung fesseln an den sehr gebildeten Vortrag der geschätzten Verfasserin. — Die Sinnpflanze; Erzählung von C. Winkler (Th. Hell?). Warum hier kein Preis? — möchte man fragen; denn es ist ein Gedicht voll treffenden Gefühls und köstlich durch ungestörte Zartheit. — Erstlinge; von Treumund von Selge. Ein wenig zu nachlässig in der Form; das scheint fast sonderbar in einer Zeit, wo man darin so weit vorgerückt ist: daß man bei Sünden dagegen beinahe Zweck vermuthet. Hier geschieht dies aber wohl nicht, denn der innere Gehalt ist nicht bedeutend, und was Julie Freifrau von Bechtoldsheim bescheiden über „Weimars Meistersänger“ sang, macht auch auf ein mildes Urtheil Anspruch. — Prinz Floridio; Märchen von Otto Graf von Loeben. Es hat diese Gabe die Vorzüge, welche man an dem Verfasser schon kennt: Phantasie und Bilder, die sich in einem, durch das Behagen eng gezogenen Raume in zierlichem Vortrage bewegen und verknüpfen; ein wenig Breite und Nachläßigkeit übersieht sich dann. — Buntes aus meinem Tagebuche; von Friedrich Rückert (Freimund Reimar). Kräftig und derb treffend; hier und da aber auch mit einiger Quaal geformt. Vortreflich sind die „Fünf Sprüche eines Tages“, von denen der letztere hier stehen mag:

> Wenn wie nichts Gut's dich schilt ein Wicht,
> Und es soll dich nicht beißen:
> So darf es dich auch kitzeln nicht,
> Wenn sie was Recht's dich heißen.
> Unstatthaft ist's, willst du das Lob
> Als baare Münz' einnehmen,
> Und dann zum Tadel kraus und grob
> Nicht gleichfalls dich bequemen.
> Entweder beides oder kein's
> Mußt du in Rechnung schreiben;
> So wird zuletzt das Facit eins,
> Dein eig'ner Werth dir bleiben.

— Der Abend am Jägerhause; Idylle von Anton August Sarrazin. Herzlich und vertraut mit einfachem Glücke ist hier poetisch gemalt und wer des Lebens besten Inhalt erkannte, wird sich leicht heimisch finden in dem lieblichen Gedicht, womit das werthvolle Büchlein schließt. — Unter den Kupfern zeichnen sich das Titelblatt (Shakespeare's Bildniß) und 4 und 5 am vortheilhaftesten aus, so wie überhaupt auch das Aeußere dieses Unternehmen sehr empfiehlt. Gh.

Voltaire hatte in seiner ersten Ausgabe der „allgemeinen Geschichte“ berichtet: daß die französischen Kreuzzügler, nachdem sie eine türkische Stadt eingenommen, nichts angelegentlicheres zu thun gehabt hätten, als in der großen Moschee — zu tanzen. Ein gelehrter Deutscher, der sich mit dem nämlichen Kreuzzuge beschäftigte, erstaunte: diese Angabe in keiner Chronik vor zu finden, und bat Voltaire deshalb um Meldung desjenigen Autors, woraus er dies geschöpft. Voltaire schrieb ihm wieder: „Allerdings enthält kein Werk diese Angabe; aber nach dem bekannten Charakter des französischen Volkes fände gar kein Zweifel statt: daß es wirklich geschehen sey.“ (Journ. d. Par.) Das heißt Geschicht-Forschung!!

Dem Marschall Mouchy ward einst ein Herr de Noailles gemeldet mit dem Bemerken: Er käme von einer Kolonie und sey ein Anverwandter. — „Ich habe keine Anverwandte in den Kolonieen!“ erwiederte er. — „Aber er hat 300,000 Livres Renten!“ — „Ah, dann lasse man ihn ein, dann mag er mit der Anverwandtschaft doch Recht haben!“ (Journ. gén.)

Beilage. Eine Zeichnung von Goethe, möglichst treu nachgeahmt. Das Original besitzt der königliche Regisseur und Schauspieler, Hr. Ph. Wolff.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 1. Februar. 19tes Blatt.

Die Ahnung.

Von Karl Stein.

(Zur Februar-Vignette.)

Die Oper war zu Ende, der Vorhang gefallen, die zahlreiche Versammlung, zum Theil aus Fürsten und Ministern bestehend, die der Congreß zusammen rief, drängte nach der Thür, nach Luft und Kühle; doch dort ging ein: O weh! aus jedem Munde, stieg manches: Ach! aus schöner Brust herauf und entschlüpfte den Rosenlippen, denn die Witterung hatte sich plötzlich zum Nachtheil geändert; statt des heiteren Horizontes fand man einen dicht bewölkten, statt des mäßigen Frostes wirbelnde Schneeflocken, die der frische Westwind gen Morgen trieb. Hier rief es nach dem Wagen, dort nach dem Regenschirm, da nach dem Mantel, die sämmtlich nicht vorhanden waren. Nur langsam trennten sich die Massen, und schon langten die, des Bühnenpomps entladenen Sänger und Sängerinnen gleichfalls am Ausgange an, als noch den Besuchern immer die Mittel zum Fortkommen mangelten. — An Arsirs Arme hing Tancred, oder besser: Herr Guido Rose führte seine Schwester Amina, und Rosaura Engel-Schwarz — die Amenaide des Singspiels — folgte dem Musik-Direktor; doch auch für die Künstler gab es an der Pforte Aufenthalt, Verlegenheit und Weh und Ach! Wie konnten sie — zumal erhitzt und mit ausgesungenen Kehlen — sich diesem Wetter-Ungestüm aussetzen? Hier stand Gesundheit, Leben, ja selbst die Stimme, welche die Hände in klatschende Bewegung setzte, auf dem Spiele. Amina seufzte tief, und heute stimmte recht aufrichtig Rosaura, ihre Nebenbuhlerin, in die leisen Klagen ein. Siehe, da drängte sich ein junger Mann, den Amina vor einer Stunde bei dem Hinblick auf die Reihen der Zuhörer in einer Loge, neben Ordenssternen und Kreuzen, bemerkt hatte, zu den Geschwistern, und bot ihnen ungemein freundlich seinen Wagen an. — Begreiflich gingen sie dankbar auf den Antrag ein; der junge Fremde führte die Sängerin artig an den Schlag, war ihr, wie dem Bruder, beim Einsteigen behülflich, und nahm den dritten Platz als ihr Begleiter ein, während Rosaura dort im bitteren Neide schwer aufathmete und dem Nachbar zuflüsterte: „Die Abscheuliche! wie viel Glück sie ewig hat!“ — „Gleichwohl ist sie heute nicht so oft beklatscht worden, als Sie, Holdselige!“ schmeichelte der Tonkünstler. — „Leidiger Tröster!“ schalt die Schöne mit blitzendem Auge. „Viel lieber als diese Begütigung wär' mir ein Wagen; verschaffen Sie mir um jeden Preis einen solchen, oder wir sind geschieden!“ — Die Geschwister mit ihrem Beschützer fuhren unterdessen die Straße hinab. Vor der Wohnung der Ersteren angekommen, hob der Fremde dienstlich die Dame aus dem Wagen, nahm ihren süßen Dank in Empfang, erwiederte eben so bedeutend als fein die verbindliche Aeußerung, empfahl sich und fuhr, noch lange aus dem Schlage nach Amina zurück schauend, von hinnen.

Herr Rose erhob im Laufe des Abendgesprächs des Fremden zuvorkommende Artigkeit und den Anstand, mit dem er die große Gefälligkeit geleistet hatte. Amina

stimmte ein und rühmte ferner seine Wohlgestalt, die edle Haltung und den Schein der Geistesbildung, die aus seinem Benehmen, aus seiner Unterhaltung hervor leuchtete, was gleichermaßen Bruder Guido fand. — Und als die Schwester beim Schlafengehen das neueste beliebte Schauer-Märchen zur Hand nahm, das sie am Morgen zu lesen begonnen, in welchem Luzifer in Gestalt eines reizenden Mädchens sein Wesen trieb, dachte sie sich den Helden desselben in der Gestalt des lieben Fremden, und zitterte für ihn; und als sie entschlummert war, stand in ihrem Traume der holde Unbekannte noch schöner als am Abend vor ihr, und sang, auf sie deutend, mit Mozarts süßschmeichelnden Tönen:

„Ich fühle, wie dies Götterbild
Mein Herz mit neuer Regung füllt.“

Am folgenden Morgen fanden sich die Geschwister erst spät zusammen. Amina hatte das Märchen noch nicht zu Ende gelesen, obgleich sie bis nach Mitternacht dabei verweilt. Oft sah sie auf vom Buche, starrte vor sich hin und dachte an — den Fremden. Als sie das Licht verlöscht, fand sich's: daß die aufgeregte Phantasie sie nicht zum Schlafen kommen ließ; erst am späten Morgen entschlummerte sie. Andere Sorgen hatten Guido wach erhalten; ihn, der kein Weltlicht seines Standes und Berufes war, schlug häufig der böse Engel der Kritik mit Fäusten, und das erregte seine Besorgniß für die Zukunft. Solche Furcht hatte auch ihn im Laufe dieser Nacht wach erhalten und gähnend trat er in das Wohnzimmer ein, wo er die Schwester beim Lesen ihres Märchens fand. — Die Zeitung kam, und in ihr wieder eine Beurtheilung des Darstellungs- und Singe-Vermögens der fremden Bühnen-Künstler. Hastig griff Guido darnach und fand bald die erwartete Verdammung; Amina war herab gesetzt, die Engel-Schwarz erhoben. „Von Herrn Rose“ hieß es am Schlusse, „darf man nie ein Wörtchen sagen, denn er steht ewig tief unter dem Maaße der Kritik.“ — „Daß du am Nordpol wärst, im tausendjährigen Eise, wohin selbst kein Britte schiffen kann!“ rief erglühend der Geschmähte, warf in seinem Grimm das Blatt zu Boden und trat symbolisch den feindlichen Bruder Kritiker mit beiden Füßen todt. — „Was hast Du wieder?“ forschte die Schwester und sah erschreckt vom Buche auf. — „Todt sind wir, mausetodt!“ schrie Jener. „Ueber Wolken schwebt Deine Nebenbuhlerin, Du aber liegst leichenstill tief unten in der Gruft. Von mir darf dieser Satanas kein Wörtchen sagen. O, wär' ich Dresch- und Acker-Künstler! — Wärst Du doch weg zu ziehen von der Bühne, auf der sich's ängstlich steht, wie auf der Höhe, die der Sturm umsaust! Da lies!“ — „Du weißt: daß ich keine Theater-Kritiken lese!“ sprach sie, kühl lächelnd; „mit Unrecht ereiferst Du Dich über loses Geschwätz, das mein entschiedenes Talent mir nicht nehmen und uns nicht schaden kann.“ — „Nicht schaden?“ fragte Jener eifernd. „Nimmt nicht der Unternehmer Kenntniß von dem Urtheil? Wird er mir glänzende Rollen, uns Beiden Geld-Zulage geben, wenn man uns tagtäglich verwirft? — Ich halte es nicht länger aus; fort muß ich aus dem Ort und von der Bühne, sonst schlag' ich diesen Midas todt. O, ich bitte Dich, Minchen, nimm doch den wackeren Sekretair zum Mann, der Dir seine Hand bietet; er verspricht: mich gleichfalls in ein Aemtchen zu bringen; dann sind wir Beide versorgt und lachen den Dämon aus, der mich überall schmähend verfolgt.“ — „Gern, herzlich gern, wie Du, gäbe ich das Theater auf, doch kann ich es auf diese Weise nicht. Der Sekretair ist achtungs-, doch nicht liebenswürdig, und nur ein ärmlich Loos kann er mir bieten. Zwar sind auch wir nur von armen, niederen Eltern entstammt, indessen hoffe ich es doch noch weiter als zur Frau Sekretairin zu bringen. Schweig also davon, Guido; dagegen gebe ich Dir mein Wort: daß ich Dir folgen will, sobald das Schicksal, das nicht selten Wunder thut, mir eine gute Aussicht öffnet, der unsicheren Lage der fahrenden Theater-Prinzessin zu entkommen.“ — Ganz wohl, doch eile, denn leidet einmal Deine Stimme, sind wir verloren immerdar.“ — „Glaube mir, Bruder, die Zukunft trägt noch Heil für uns in ihrem Schooße. Das sagt mir eine frohe Ahnung!“ — „Nun, nun! Mit Deiner Ahnung, die aus Mode-Märchen stammt, schweig. Seit lange schon ahnst Du vergebens; noch treten Deine Schicksalswunder nicht ins Leben, und sie werden, dem mystischen Wähnen zum Trotz, ausbleiben, bis unsere Kehlen heiser, unsere Stimmen dahin und unsere Haare grau sind; dann können wir als ausgediente Gaukler mit Geige und Guitarre und Lützows wilder Jagd von Dorf zu Dorf wandern. Gieb Acht, so wird es kommen!“ — Und murrend verließ er das Zimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriftsteller-Launen.

Der Prinz von Ligne sagte einmal von Rousseau: dieser geistreiche Philosoph würde einen Käse-Schnitzel veredelt haben, wenn er denselben zum Gegenstand seiner Rede gewählt hätte. — Man kann nicht läugnen: daß es Schriftsteller gebe, die sich zuweilen an einen nicht minder sonderbaren und unbedeutenden Stoff gewagt, und Werke darüber angefertigt haben, die manches Buch des Genfer Philosophen an körperlichem Inhalt übertreffen; ob auch der Geist des ehrlichen Hans Jakob darin wehe, bleibe dem Urtheil Anderer überlassen. Hier ist der Inhalt einiger solcher Schriften, im Fall Jemand Verlangen tragen sollte, dergleichen Untersuchungen an zu stellen:

Der Professor Jakob Martorelli in Neapel hat einen

weitläuftigen Commentar über ein, im Museum zu Portici befindliches antikes Dintenfaß, einem Septagon, das auf seinen sieben Seiten die sieben Wochentage allegorisch vorstellt, angefertigt und unter dem Titel: „de regio theca calamaria, sive melandocheo" in zwei dicken Quartbänden im Jahr 1756 herausgegeben. Einige Spottvögel berechneten damals in öffentlichen Blättern die Zahl der Dintenfässer, die der gelehrte Herr Professor dabei müsse trocken geschrieben haben.

Der berühmte Camper hielt es für dienlich: bloß und allein über den Schuh zu schreiben.

Merkwürdig ist: daß ein Abbé (Quillet) ein lateinisches Gedicht: „Calipaedia" oder die Kunst schöne Kinder zu zeugen, schrieb, es einem Cardinal (Mazarin) zueignete, und die ganze Auflage zum Besten eines abgebrannten — Nonnenklosters verkaufte.

Anton Schösser, von Frankfurt am Main, untersuchte in einer lateinischen Schrift, die er im Jahr 1620 herausgab: ob die Weiber zu den Menschen zu rechnen seyen? und schlug als endliches Resultat den Mittelweg ein: daß man sie zwar für Menschen gelten lassen, aber ihnen einen Platz unter den Männern einräumen solle.

Ein Sprachgrübler, welcher forschte: ob die Esel im Stall bei der Geburt Christi gestanden oder gelegen? — brachte endlich glücklich heraus: daß sie sämmtlich gekniet hätten.

Pasquier machte einst aus dem Stegreif ein scherzhaftes Gedichtchen auf einen Floh, den er auf dem Busen der Demois. des Roches ertappt hatte. Die ganze anwesende Gesellschaft schöner Geister griff sogleich die kleine Tändelei auf, und so entstand eine große Sammlung Verse in lateinischer, griechischer, spanischer, italienischer und französischer Mundart, deren alleiniger Gegenstand der kleine beneidenswerthe Frevler war, dessen Geschlecht Lavater einmal im Scherz die Repräsentanten-Zunft des Satans nennt. Uebrigens nahmen Mutter und Tochter, welche jene Sprachen sämmtlich verstanden, den unschuldigen Scherz so wohlgefällig auf: daß sie in sehr artigen Stanzen, die sich auch in ihren Werken befinden, darauf antworteten. — Diese beiden Damen des Roches lebten unter einer Abwechslung herber Schicksale — welche manches Klagelied in ihren Schriften veranlaßt — aber immer von den Edelsten und Besten ihrer Nation gesucht und hochgeschätzt, bis zum Jahr 1587, wo sie die Erfüllung ihres liebsten Wunsches fanden, und am gleichen Tage, von der gleichen Krankheit befallen, diese Welt verließen.

Franz Coucimannus bot einst dem König Heinrich dem Dritten von Frankreich ein Werk von 800 Bänden an, in welchem Alles enthalten sey, was der Mensch lernen und erforschen könne; den Preis setzte er, sehr billig, auf 20,000 Dukaten fest. Die Weisheit war hier wenigstens nicht in nuce vorhanden, und jene 800 Folianten stechen gar gewaltig gegen das weiße Kartenblatt ab, auf welches ein anderer Weltweise alles menschliche Wissen auf zu zeichnen versprach. Uebrigens ist nicht bekannt: ob der gute König dem goldenen oder dem gelehrten Schatz den Vorzug eingeräumt habe.

Eine Gesellschaft junger Dichter gerieth einst auf den Einfall: daß jeder eine Blume besingen solle. Man hat diese Verse in einen Kranz gebunden und unter dem Namen „la Guirlande de Julie" der Welt zum Besten gegeben. Folgendes, von Desmarets, auf das Veilchen hält man für das Vorzüglichste in dieser Sammlung:

Modeste en ma couleur, modeste en mon sejour,
Libre d'ambition je me cache sous l'herbe,
Mais si sur votre front je puis me voir un jour,
La plus humble de fleurs sera la plus superbe.

Dieser Desmarets war übrigens nichts weniger als ein Günstling Apollos und der Musen, daher auch Voltaire bei dieser Gelegenheit von ihm sagte: „Er gleiche der Rosinante, die ein einziges Mal in ihrem Leben gallopirt habe."

(Der Schluß folgt.)

A n e k d o t e.

In einer Hauptstadt des südlichen Deutschlands ward die neue Constitution dem Volke, das sich ihrer gar nicht versah, plötzlich mit großem feierlichen Gepränge an allen Straßenecken und Plätzen, mit Trompeten und altdeutschem Kostüm, verkündigt. Die Leute wunderten sich über die reichen, bunten ehrbaren Kleider der Marschälle und Herolde; wußten aber nicht: was das Alles zu bedeuten habe? — Da trafen zwei Bierbrauer zusammen und Einer fragte den Andern: „Was wird denn da ausposaunt?" — „Eine Constitution!" antwortete der Zweite. — „Was ist denn das, eine Constitution?" fragte Jener abermals. — „J nun, es wird wohl auf deutsch eine Hofmaskerade bedeuten!" entgegnete der Klügste, und somit gingen Beide ihres Weges.

— * —

D i e Z e i t a l t e r.

Aus der Mutter Arm genommen,
Wird der Knabe Blüth' umfangen:
Alles sieht er nur im Kommen,
Ahnet nicht, was schon vergangen;
Jedes Glück scheint ihm bereit:
Golden ist ihm da die Zeit.

Und ein Stürmen treibt ihn weiter,
Will auch Blüthen schon erdrücken;
Und der Jüngling nutzt sie heiter:
Seine Liebe sich zu schmücken;
Wonne schafft er so aus Leid:
Silbern ist ihm da die Zeit.

Doch auch manche Frucht entnommen
Wird ihm in der Sorg' Umfangen;
Und er sieht kein Glück mehr kommen,
Sieht das alte schon vergangen
Und nur neuen Kampf bereit:
Eisern wird ihm da die Zeit.

Fr. Lange.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Am 10. Januar ward das Theater nach langen Ferien mit „Sappho“ eröffnet; das Haus war ziemlich leer. Desto voller war es am folgenden Tage, an dem „der Abend am Waldbrunnen“ von Kind, und „das Landleben“ von v. Steigentesch, zum ersten Mal gegeben wurde. Das erste Stück ward mit aller, dem Dichter gebührenden Sorgfalt aufgeführt; die Dekorationen sprachen sehr gefällig an, nur wünschten Mehrere: die hohle Weide nicht mitten in der Bühne, sondern mehr seitwärts gesetzt zu sehen. Die Kostümes von Röschen und Dorchen (Demoiss. Tilly und Mad. Schirmer) waren nach der gelungenen Zeichnung unsers Professors Retzsch von dem Schweizer Liesli, im diesjährigen Vergißmeinnicht von H. Clauren, und fast die nämlichen, in denen vor Kurzem auch zu Leipzig beide Mädchen auf der Bühne erschienen, und der Knabe (Julchen Zucker) trat auch hier, wie in Leipzig, in deutscher Tracht auf. Mad. Schirmer, die, nach ihrer Krankheit, mit neuer Jugendfrische wieder aufgeblüht ist, und welcher die liebliche Liesli-Tracht wunderlieblich kleidete, hob die zweite Rolle (Dorchen) durch ihr Meisterspiel zur ersten, und doch erhielt, wie in Leipzig, das Stück auch hier nur getheilten Beifall. Die vom Verfasser in öffentlichen Blättern zur Sprache gebrachte Streitfrage: — — — Auf kleinen Familien-Theatern kann sich indessen die Darstellung, wenn sie an sich mit der nöthigen Regsamkeit und Einfalt gegeben wird, überall eine günstige Aufnahme erwerben, und darum empfehlen wir das Stück allen Privat-Bühnen. — Von dem zweiten Stück gefielen nur die beiden ersten Akte, und auch diese nur theilweise, der dritte war zu lang und ermüdete darum; Calderons „Traum“ hat man zu südlich beschnitten, ich weiß nicht: warum man gegen das „Landleben“ so christlich verfahren ist? Ein umsichtig angesetztes Messer, und das Stück wird nicht mißfallen; nur möchten wir dann auch dem Mädchen mehr Delikatesse wünschen; es trägt sich dem Geliebten doch am Ende auch gar zu aufdringlich an. Das mochte auch wohl die Intendanz gefühlt und darum der holden Schirmer diese Rolle gegeben haben, die dergleichen unzarte Dichter-Sünden durch ihr feines sinniges Spiel immer wieder gut macht; denn sonst war dies wieder einmal keine Rolle für diese Künstlerin, die wohl eigentlich nur für die besseren aufgehoben bleiben sollte. — Den Freuden des Rutschberges, den der große Garten der Liberalität des Fürsten Gallizin verdankt, hat das Thauwetter einen Querstrich gemacht. Anfänglich wollte das Rutschen nicht rechten Eingang finden; ältere, strenge Damen, denen kein Schlitten angeboten wurde, nannten es geradezu ein unanständiges Vergnügen, und wenn, was wohl zuweilen geschah, eine herab rutschende Schöne das Gleichgewicht verlor und in der Quere auf des Teiches Eisspiegel eine kleine Strecke dahin kollerte, so mußte sie allerdings ihre ganze Contenance zusammen halten, um sich bei den Schaulustigen, die zu Tausenden dabei standen, nicht zum Gelächter zu machen; allein als nur einige Damen höherer Stände das Wagstück glücklich versucht hatten, so war keine süßere Lust, als das Rutschen, und die ganze Pracht unserer, hinter dem großen Garten im weitem Halbkreis liegenden Gebirgskette ward über den zusammen gezimmerten Rutschberg vergessen. Uebrigens ist dies russische Vergnügen bei uns zu Lande gar nicht so neu, als die Residenz-Bewohner es machen wollen. In unserem Hochgebirge wird noch ganz anders gerutscht; und ich entsinne mich aus früherer Zeit, wo ich in der Gegend des Königsteins lebte, und fast täglich mit den Honoratioren aus dem Städtchen Königstein (sonst Quirlequitsch (?) genannt) und mit den Offizieren der Festung Königstein in der sogenannten „neuen Schenke“ zusammen traf, daß, wenn wir Abends aus einander gingen, Erstere sich auf ihr Schlittchen setzten, und in einer halben Minute von der, über 2000 Fuß Höhe gelegenen Schenke in das Städtchen hinab flogen, daß mir oft Hören und Sehen verging. — An der Stelle des verdienten Hofraths Rochlitz in Leipzig hat unser Kreuz-Kantor über die Redaktion der in Leipzig erscheinenden musikalischen Zeitung übernommen. — Den Kapellmeistern Morlacchi und v. Weber, welcher Letzterer zugleich Direktor der deutschen Oper ist, steht in Kurzem eine sehr ehrenvolle Auszeichnung bevor. (Der Schluß folgt.)

Die Endpunkte berühren sich im menschlichen Leben nur zu leicht, und nur zu oft geschieht, was man hat vermeiden wollen. So dachte man vor der Revolution den Feudal-Adel zu heben und dies war sein Grab. — Den 18ten August 1781 erschien eine Verordnung des Ministers Segur, wodurch die Offizierstellen in der Landarmee dem Adel ausschließlich vorbehalten wurden; den 1sten Januar 1786 folgte der Marschall von Castries mit einem gleichen Befehl für das Seewesen nach und den 19ten Juni 1790 beschloß die National-Versammlung: daß der Erb-Adel aufgehoben sey, daß alle Adels-Urkunden verbrannt, alle adlichen Titel vernichtet werden sollten. Wer staunt nicht über eine solche Veränderung in — neun Jahren! (Europ. Ans.)

Eine fremde Zeitung enthält Folgendes: Ein General hatte in einer Ordre du jour ausdrücklich den Offizieren seiner Garnison verboten: den Leichnam eines ihrer Kameraden zur Grabstätte zu begleiten, „welcher sich vermessener Weise dem Dienste seines Königs entzogen hätte!“ — Der junge Mensch, der übrigens allgemein geachtet war, hatte sich nämlich aus verzweifelter Liebe zu einer Französin erschossen. Die Offiziere meinten jedoch: daß ihr General kein Recht habe: über ihr Thun und Lassen zu verfügen, sobald es nicht gegen ihre Militair-Pflicht geschehe, und sie beschlossen daher einstimmig: den Leichenzug dennoch zu begleiten. Der General hatte aber ihren Entschluß erfahren, und im Augenblick, als die Prozession vor sich gehen sollte, ließ er das ganze Offizier-Corps zu sich rufen und unterhielt sich so lange mit ihnen über Militair-Angelegenheiten, bis die bestimmte Stunde vorüber war und er also dennoch seinen Zweck erreichte. (Journ. gén.)

Das Journal général nennt in einer Abhandlung über die „französische Monarchie von 1789 und die von 1819“ die „Charte“ einen „Herkules in der Kindheit“, dessen erste That die ist: über die Schlange zu triumphiren, welche ihn ersticken wollte.

Die Fabrikation des Tabacks, welche die französische Regierung stets sich vorbehalten hat, betrug 1817: 32,016,630 Fr. und 1818 schon 40 Millionen. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 3. Februar. 20stes Blatt.

Morgen und Abend.

Muß die Dämmerung verschweben,
Wenn der Tag empor sich ringt:
Ist es mir wie junges Leben,
Das aus Mutterschooße springt.

Seh' die Sonn' ich wieder sinken,
Aufgegangen Sternenlicht,
Will es mir wie Tod bedünken,
Und das Sterben schreckt mich nicht.

Also zeigt Natur voll Milde
Wieg' und Tod an einem Tag:
Daß der Mensch an solchem Bilde
Flucht des Lebens lernen mag.

Gold'nen Aufgang, Leid und Freuden,
Wie im Leben, mancherlei,
Und am Abend lichtes Scheiden,
Daß auch so das Sterben sey.

Dresden. Karl Förster.

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Am Abend war Ball; der Magistrat, der ihn den fremden Großen gab, hatte, zur Erhöhung der Pracht und Zier, auch die schönsten Frauen unter den wandernden Mimen eingeladen. Amina wollte sehen und gesehen seyn, sie nahm die Einladung an und ging, von Guido begleitet, zu dem Tanzfest. — Es war schon spät, als die Geschwister dort anlangten. Die Saalthür öffnete sich; der Anblick sagte dem Mädchen zu, denn eine Zauberwelt lag im Bilde vor dem Blick. Im blendenden Lichtmeere schwamm die Menge munterer Tänzer, geschaukelt und getragen von den sanftbewegten Wellen lieblicher Harmonie. Malerische Gruppen, in jedem Augenblicke wechselnd, traten überall hervor. Alles war Bewegung, Freudenschimmer und Lebensglanz. — Dort strahlte Stern um Stern an der Brust der Hoheiten und Durchlauchtigen und neben ihnen erglänzten hoch und höher die prangenden Blumen der Frauenwelt. So sah die Sängerin es gern, doch war ein besserer Anblick ihr noch aufgespart. — Drüben am Fenster, wo nur ein Kreis von Zuschauern sich befand, stand ein junger Mann, der sich mit einer jungen Dame unterhielt; bekannte Formen und Züge. Der Jüngling war kein Anderer, als der hülfreiche, liebe Fremde, Aminens Beschützer und Wagenlieferer; mit Entzücken erkannte sie ihn. Aber die Sprechenden waren in der Unterredung so vertieft: daß der Fremdling die vorübergehende Amina nicht gewahrte, und diese fand, o weh! daß die Dame, mit der er sprach, jung und eben so blühend war. Da mischte eine bittere Empfindung sich in die Freude und manche Falte drückte sich in die glatte Stirn; da mußte sie noch einmal an ihm vorüber gehn, um zu ermessen: wie schön das Mädchen sey — das jetzt recht eifrig zu ihm sprach — und zu versuchen: ob sie nicht seinen Blick auf sich ziehen möge, damit er ablasse von der beneideten Gesellin. Der Versuch schlug fehl; er bemerkte die Wandlerin nicht, sah nicht nach ihr; doch brachte dies Vorübergehen anderen Gewinn, denn sie hörte, als sie ihm nahe war, wie er zu der Nachbarin sprach: Aber Schwester —. Was weiter folgte, vernahm die Lau-

schende nicht; das Wort Schwester in seinem Munde war ihr so werth: daß sie das Uebrige nicht beachtete. Das holde weibliche Wesen an seiner Seite war also nicht, wie sie schon gefürchtet hatte, seine Geliebte; sie durfte also noch hoffen: daß sein Herz frei sey. Nun fand sie das Mädchen viel reizender, als zuvor; nun konnte sie auch ihrem Bruder ihre beifälligen Bemerkungen über die Wohlgestalt jener Schwester mittheilen. Guido war nicht allein gleicher Meinung mit ihr, sondern er pries sogar mit einem Eifer, der bei ihm selten war, den Liebreiz jener Herrlichen. — „Ach!" flüsterte Amina ihm zu, „wenn mein Sekretair diesem gliche, könnte ich leicht den voreiligen Streich begehn, mich mit ihm zu verbinden; doch sey dem Himmel Dank: daß es nicht also ist!" — „Und hätte der Sekretair dann eine Schwester wie diese" entgegnete Rose, „und wollte sie mir wohl, so gäb' es ein glücklich Doppel-Paar. Amen!" — Recht übel war es indessen: daß der Unbekannte immer nicht her sehen wollte und daß man nichts Näheres von ihm erfahre; das äußerte die Sängerin. — „Ja!" meinte auch Guido mit geheimnißvoller Wichtigkeit, „wenn man erfahren könnte: wer die Beiden sind?" — Ein Kaufmann, der in der Nachbarschaft der Geschwister wohnte und dem sie auf diese Weise bekannt waren, ging jetzt grüßend an ihnen vorüber. — „Den frage ich!" zischelte der Bruder der Schwester in's Ohr; „er kennt alle Menschen, also auch diese." — Amina nickte Beifall.

„Um Verzeihung, Herr Nachbar!" rief Guido dem Kaufmann nach. „Kennen Sie wohl den jungen Herrn, der dort am Fenster neben der Dame steht?" — „Ein fremder Graf ist's" antwortete der Angerufene; „ein reicher Graf aus Norddeutschland; den Namen aber hörte ich noch nicht!" so sprach er und ging, mit seinem Begleiter redend, weiter. — „Ein Graf?" sprach wohlgefällig Guido und betonte sehr gedehnt den Titel. — „Ein reicher Graf?" fragte, zu Boden sehend, Amina. „Das ist's!" setzte sie langsam hinzu. „Doch, wer weiß: ob nicht meine Ahnung hier die Deutung und Bedeutung findet." — „Wenn sie uns nur sähen, sich uns nur näherten!" wünschte Herr Rose. „Gern spräche ich ein Wörtchen mit der Prächtigen. — „Wir könnten sie anreden!" meinte die Schwester; „Anlaß haben wir dazu vollauf. Selbst die Pflicht gebeut, die Pflicht der Dankbarkeit für edle Hülfe, die er gestern zuvorkommend uns leistete." — „Ganz recht, das geht!" urtheilte Jener. — „So laß uns zu ihnen gehen!" rieth sie. — Man wandte sich dem Fenster zu. Aber siehe, das Paar hatte die Stätte bereits verlassen und war im Raume des ganzen Saales nicht mehr zu erschauen. Vergebens suchte man da und dort und überall. Verstimmt sah die Schwester den Bruder, lächelnd schaute dieser Jene an und sprach: „So geht es mit den Ahnungen!" — Das Mädchen hatte nun keine Freude mehr an dem Balle und schlug dem Bruder vor: heim zu kehren, was dieser bewilligte, da er sich von jeher an eine gewisse Abhängigkeit von der Schwester, die das ernährende Prinzip und folglich allenthalben Hauptperson war, gewöhnt hatte. — So verließen sie bald darauf den Saal und die laute fröhliche Menge.

Einige Tage vergingen, man sah und hörte nichts mehr von dem Fremden, nach dessen Anblick sich Amina im Stillen sehnte, da sie in ihren Träumen stets an ihn erinnert ward. Auf ihren Wunsch fragte der Bruder bei dem vielwissenden Nachbar Kaufmann nach ihm. Da hörte er denn: der Graf sey schon vor einigen Tagen nach Wien abgereist. — Mit stillem Schmerz vernahm die Jungfrau diese böse Kunde, und wie Amina um den theuren Fremdling, so seufzte Guido um dessen holde Schwester. In Beider Herzen entstand jetzt eine bange Leere, die vielleicht eben so endlos als lastend geworden wäre, hätte nicht nach wenigen Tagen das Schicksal eine Art von Theatercoup herbei geführt, der Beide aufs Neue anregte und die Verwirklichung der Ahnung Aminens vorbereiten zu wollen schien.

Die Sängerin hatte ein Lotterie-Loos genommen, die Ziehung war vorüber und der Zufall hatte ihr einen Nebengewinn, zehntausend Thaler im Betrage, zugeworfen. Nachdem der Sturm der ersten Freude vorüber war, begann man zu überlegen: was nun zu thun sey. Guido nahm den Glücksfall für einen Wink des Schicksals: die Bühne zu verlassen und mit dem Gelde sich eine ruhige Zukunft zu erkaufen. Das erstere meinte auch die Schwester, doch auf welche Weise das letztere zu bewirken stehe, darüber waren die Meinungen ganz getheilt. Herr Rose wollte ein Grundstück erstehen und einen Handel anfangen; Amina aber stieg höher hinauf mit ihren Entwürfen, und gestand: daß sie ein solches prosaisches Treiben verabscheue. — „Wir verlassen die Bühne, wie Du es wünschest, und reisen, das Glück auf zu suchen, von dem wir hier eine Probe empfingen!" schlug sie vor. „Zu diesem Zwecke nehmen wir einen andern Namen, einen höheren Rang an, und bieten so, im Besitze einer namhaften Summe, der Gelegenheit die Hand: daß sie uns hinan hebe zu Glanz und Schätzen. Die Natur verlieh mir eine gewinnende Gestalt und Talente, welche ihre jüngere Schwester, die Kunst, ausbildete. Hoffentlich findet sich eine gute Parthie für mich und auch für Dich. Der Fremde war ein Graf — vielleicht! — Genug, wir begeben uns nach irgend einer großen Stadt, erheben uns einstweilen in den Grafenstand, und warten so die Gunst der Zeit ab." — Der Bruder fand das sehr gewagt, zuckte bei dem Vorschlage mehr als einmal die Achseln und schüttelte mit dem Kopfe; aber endlich nöthigte sein Verhältniß ihn zur Einstimmung: Amina hatte ja die Summe gewonnen

und war immer die Gebieterin. Dem Beschlüsse folgte die That; es kam darauf an: daß man sich los mache von dem Theater. Damit ging es aber über alle Erwartung leicht; gern entließ der Unternehmer die Geschwister ihres Kontrakts, da sie ihm bei weitem mehr kosteten als nützten, indem Amina, der Engel-Schwarz wegen, nicht sehr beliebt, und Guido sogar, bei mangelnden Gaben, durchaus verhaßt war. Dazu nahte der Congreß sich seinem Ende immer mehr und mehr, und die hohen Fremden verließen schon in großer Zahl den Ort. — So geschah es denn: daß die Geschwister bereits nach einigen Tagen abreisten und den Weg nach einer großen Handelsstadt im südlichen Deutschland nahmen, wo sie als Graf und Gräfin Rosenschild aus Dänemark auftreten wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriftsteller-Launen.

(Schluß.)

Ein gewisser Professor — sein Name ist leider sammt allem übrigen et cetera in der Weltgeschichte unter gegangen — hat eine weitläuftige Dissertation über das juristische et cetera geschrieben.

Der Dichter Scarron hatte sich in die reizenden Hände der damaligen Königin von Frankreich verliebt. Er widmete denselben ein eigenes Gedicht, in welchem er es für den höchsten Genuß seines Lebens erklärt, wenn er so glücklich wäre: ein Paar Ohrfeigen von dieser wunderschönen Hand zu empfangen.

Man hat bemerkt: daß Petrarca, obgleich er seine Laura in 320 Sonetten und 88 Canzonen besungen, dennoch nie der Nase dieser Geliebten erwähnt; deshalb schrieb auch ein gewisser Ludovico Gandini im Jahr 1581 eine Abhandlung darüber, worin er Alles auf das genaueste untersuchte, und endlich das Resultat heraus fand: die Madonna Laura habe ein Stumpf-Näschen (naso scàvezzo) gehabt. Ein solches führt sie auch in der Abbildung von Tomasini.

Der paradoxe Linguet ließ sich einst beifallen: in einer eigenen Schrift den Genuß des Brodtes herab zu sehen, und dasselbe als ein ungesundes, der menschlichen Constitution verderbliches Nahrungsmittel zu verdammen. Tissot würdigte dieses abentheuerliche Flugblatt einer weitläuftigen Gegenschrift, deren es fürwahr nicht bedurfte. Wie Zeno von Elea, welcher das Daseyn der Bewegung läugnete, von seinem Gegner am bündigsten widerlegt wurde, indem dieser schweigend einige Mal vor ihm auf- und abging; so hätte Linguet in dem nächsten Beckerladen die bündigste Antwort gefunden, wohl auch gelegentlich selbst sich daraus geholt.

Pastor Niederer in Hartenstein hat im Jahr 1815 ein Buch herausgegeben: „Einige Gedanken über die Frage: warum hat unser hochgelobter Herr und Heiland Jesus der Christus nicht geheirathet?" — Die Beantwortung derselben ist er uns aber in dem Werke so gut als schuldig geblieben. Alles, worauf eigentlich sein Schwall von Worten hinaus läuft, ist: daß der sichtbar auf Erden wandelnde Herr, an Auffindung einer sündlosen Person weiblichen Geschlechts zweifelnd, vielleicht auch gänzlich ohne Geschlechtstrieb — übrigens nicht zur Zeugung, sondern zur Erlösung des Menschen bestimmt, und der Abgötterei und der mit ihr erzeugten Kinder vorbeugend — zwar nicht geheirathet habe; dagegen aber sey ihm, als einem mit der Gottheit vereinigten Menschen, nach des Höchsten Rathschluß, derjenige Theil des menschlichen Geschlechts, welcher durch gläubiges Anhalten an ihn gerettet wird, und unter diesen hauptsächlich der gläubige Theil des jüdischen Volkes, besonders die in der Folge noch zu bekehrenden Juden, zur künftigen Gemahlin bestimmt.

Der berühmte Jurist Nevizian schüttete in seinem Werke: „Sylvae nuptialis Libri sex 1752" so viel Lästerreden und Verläumdungen über das ganze weibliche Geschlecht aus: daß die ergrimmten Schönen in Turin ihr Haupt nicht eher sanft legten, bis sie dem Bösewicht zum Lohn das Gefängniß ausgewirkt hatten, als wohin sie ihm auch in Prozession, und unter Schmähworten und Steinwürfen, das Geleit gaben. Hier saß er geraume Zeit, und konnte seine Freiheit nicht anders wieder erlangen, als durch eine kniefällige Ehrenerklärung, die er öffentlich ablegen mußte. — Und das von Rechtswegen!

Ein gewisser Plitt, Senior beim Ministerio in Frankfurt am Main, der noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, hat eine Abhandlung über den Glauben der Kinder im Mutterleibe geschrieben.

Und weil denn nun einmal vom blinden Glauben die Rede ist, so wollen wir noch schließlich hiebei des Herrn Professor Jay zu Paris gedenken, der in seinem „Discours sur le genre romantique en literature" den mitwerbenden Völkern zumuthet, sich fest überzeugt zu halten: daß alle ihre unermeßlichen Anstrengungen im literarischen Fache zwar die höchste Achtung der Franzosen ihnen erworben, jedoch zu nichts anderem gedient hätten, als den Ruhm seiner Nation jedem möglichen Angriff unerreichbar zu machen. „Denn" ruft er am Schlusse in seinen süßen Träumen aus: „schon seit gar langer Zeit sind wir am Ziele!" — Glück zu! sollte man ihm etwa hier entgegnen? Mit nichten! Wäre dem wirklich so, wie der Herr Professor — der mit seinen blöden Augen einen Meilenzeiger für einen Obelisk angesehen zu haben scheint — ein zu bilden sich anmaßt, so könnte man die guten Franzmänner wohl bedauern, aber nimmermehr sie beneiden. Ein non plus ultra des Geistes müßte wohl, zum Trost der Erdbewohner, das Extrem herbei führen. Ist er.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. (Schluß.) Die diesjährigen Redouten haben am 10. Januar ihren Anfang genommen, und sind auf sieben in der ganzen Carnevalszeit festgesetzt. Vom Hofe werden sie niemals besucht, und dadurch: daß man in Stiefeln und gewöhnlicher Kleidung erscheinen kann, und eine bloße Larven-Nase am Hute die Stelle einer vollständigen Maskirung vertreten darf, ist der Charakter des ganzen Redoutenwesens völlig verfehlt. Die Zahl der eigentlichen Masken ist daher nur immer unbedeutend, und von geschmackvollen oder prächtigen Maskeraden, wie sie an andern Orten gewöhnlich seyn sollen, bei uns nur höchst selten oder eigentlicher fast gar nicht die Rede. In den letzten Jahren wurden diese sogenannten Redouten im Hôtel de Pologne gehalten, und der Wirth gab an die Theater-Kasse für eine jede 50 Thaler, wogegen er sich von der Person 16 Gr. Eintrittsgeld zahlen ließ. In diesem Winter ist aber die Erlaubniß: Redouten zu geben, gegen 70 Thaler für jede, an den Inhaber der Stadt Wien verpachtet, und wenn auch der Hauptsaal nicht ganz so geräumig ist, als im Hôtel de Pologne, und manchem Altstädter der ungewohnte Weg über die Brücke nicht ganz angenehm seyn mag, so hat doch das Publikum mit der Beleuchtung, Aufwartung und den wohlbesetzten Tafeln, an denen Speisen und Weine von vorzüglicher Güte und zu den billigsten Preisen zu haben sind, alle Ursache, zufrieden zu seyn. — Die, seit diesem Jahre hier eingerichtete Bauschule hat einem großen Landesbedürfnisse abgeholfen; hätten wir sie früher gehabt, so gehörten hoffentlich die neu gebauten Städte Rochlitz und Bischofswerda zu den regelmäßigeren und geschmackvolleren. — In der Rittnerschen Kunsthandlung giebt der Maler, Hr. v. Leyser, eine Sammlung hiesiger Theater-Kostümes heraus; das erste Blatt stellt den Regisseur, Hrn. Hellwig, als Blaubart, das zweite Julchen Zucker, als Pamina, dar. Zeichnung, Colorirung und Portrait-Aehnlichkeit sind zu loben. — Am 16ten gab man, zur Vorfeier des königlichen Jubel-Beilagers, im Theater zum ersten Mal „Aschenbrödel“; das königliche Jubelpaar ward vom ganzen Hause bewillkommt. Am 17ten eröffnete die Feier des Tages eine Reveille mit Musik; halb 9 Uhr versammelte sich der Hof und die höheren Stände, bis einschließlich der Obersten, in einem der Säle des Schlosses, wo der Bischof von Bautzen das Jubelpaar nach einer kurzen Traurede einsegnete. Um 11 Uhr drängte sich Alles nach der katholischen Kirche, um das Te Deum, von Hasse, begleitet von 137 Kanonenschüssen und einer dreimaligen Infanterie-Salve des Regiments Prinz Friedrich, das neue Offertorium, vom Kapellmeister Morlacchi, die neue Messe, vom Kapellmeister v. Weber, die neue Symphonie, vom Concertmeister Polledro, und den neu engagirten, vor Kurzem erst aus Italien angekommenen Tenoristen Cantu zu hören und den ganzen Hof in Gala zu sehen. Nach der Kirche war Cour und dann Familien-Tafel, und das Fest beschloß ein Hofball mit einer Abendtafel von 600 Couverts, welcher bis 12 Uhr dauerte. An die evangelischen Armen hat der König 500 Thaler und eben so viel an die katholischen austheilen lassen. Von der Stadt Leipzig, erzählte man, sollte die Königin ein prachtvolles Kleid als Geschenk an zu nehmen geruht haben; allein diese Sage ist ein bloßes leeres Geschwätz. Dagegen hat der König der Königin einen sehr schönen Schmuck von Türkis und Brillanten seltener Größe, und der Prinzessin Auguste eine Aster verehrt, wie sie kein Gärtner dieser Welt zieht. Unter den Gedichten und Huldigungs-Zeichen, die von mehreren Seiten einkamen, zeichnete sich besonders ein sehr geschmackvoller Kranz aus, den das Artillerie-Corps der Königin überreichte, und in dem ein, mit unbeschreiblicher Nettigkeit gefertigtes, ganz vollständiges kleines Feuerwerk befindlich ist. Die Beleuchtung der Residenz fiel im Ganzen spärlich aus. Im Theater ward „Aschenbrödel“ wiederholt, nachdem zuvor Mad. Schirmer einen, von Th. Hell auf die Feier des Tages gedichteten, recht gelungenen Prolog mit der ihr eigenen Gemüthlichkeit gesprochen hatte. Demois. Zucker (Aschenbrödel) ward gerufen. — In Kurzem wird bei Hofe, zur Nachfeier des Jubelfestes, eine, vom Prinzen Maximilian gedichtete und vom Prinzen Anton componirte, nach dem Urtheile von Sachkennern sehr gelungene Cantate aufgeführt werden, in welcher die Herren Cassaroli und Benincasa und Demoiselle Funk die Hauptpartieen haben. Letztgedachter Prinz reiste nach Leipzig, um dort, im Namen des Königs, die regierende Kaiserin von Rußland auf ihrer Durchreise zu begrüßen, und später mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Marie, und dem Fräulein Brochowska nach Wien, um den österreichischen Kaiser auf seiner Reise nach Italien zu begleiten. K.

Ein Geistlicher, Herr Davis, in Süd-Carolina, hat — versteht sich: mit Sicherheit!! — ausgemittelt: daß das tausendjährige Reich im Jahr 1847 beginnen wird. Viele der neueren Propheten haben den Anfang dieses Zeitraums so weit hinaus gesetzt: daß sie sowohl, wie ihre Prophezeihung, noch früher vergessen werden mußten, als der von ihnen angedeutete Zeitpunkt eintreten konnte; allein dieser erleuchtete Seher setzt doch die neue Ordnung der Dinge nur 28 Jahre weit hinaus. „Meine Leser“ sagt er, „mögen mich nicht der Eitelkeit anklagen; man denke an Columbus Ei, welches keiner seiner Tischgenossen auf der Spitze zum Stehen bringen konnte, bis Columbus es ihnen zeigte, wo sie es denn Alle leichtlich begriffen.“ Dies ist zugleich und ungefähr eine Probe von der Prosa des Weissagers; nun auch etwas von seiner Poesie:

> Achtzehn Hundert, Vierzig und sieben,
> Christen, wo ist der Pabst geblieben!
> Glorreich strahlt jenes Jahr euch an,
> Neu sind uns Erd' und Himmel dann! (Courier.)

Möchte doch dem Herrn Davis täglich Jemand recht ernstlich zurufen:

> Propheten-Pastor, er irrt sich,
> Achtzehn Hundert, sieben und Vierzig
> Ist's Weltall noch dem Alten treu,
> Und Sein Verstand ist auch nicht neu! H—t.

Der Abbé Torbin de Janson, der bekanntlich nach dem heiligen Lande eine Reise unternommen, ist wieder nach Paris zurück gekehrt. Er reiste im Sommer 1817 ab, landete bei Tunis und hielt an derselben Stelle Messe, wo Ludwig der Heilige starb. Von dort ging er nach Griechenland und Konstantinopel, durchreiste Kleinasien und die Städte und Gegenden, in denen Paulus das Evangelium predigte; Damaskus, der Berg Libanon, das Land der Maroniten, die vormaligen Wohnsitze der Patriarchen und alle, in der heiligen Geschichte erwähnten Denkmale waren der Gegenstand seiner Forschungen. Zu Bethlehem, zu Nazareth, zu Jerusalem und an den Ufern des Jordans las er Messe und suchte sich den dort wohnenden Christen nützlich zu machen. Die Geistlichen der römischen Kirche, denen die Fürsorge für die heiligen Orte übertragen ist, wurden während seines Aufenthalts in Jerusalem dieses Vorrechts beraubt, und machten ihm den Auftrag: ihre Ansprüche bei der hohen Pforte wider die griechischen Schismatiker, die sich des heiligen Grabes bemächtigt hatten, geltend zu machen. Auf seiner Reise nach Konstantinopel erfüllte der Abbé Janson alle Pflichten eines Apostels mit einem Eifer und einem Erfolge, welche der früheren Zeiten der Kirche würdig waren. Zu Smyrna und Konstantinopel bekehrte er viele Menschen. Das wichtige Geschäft, welches die Wächter des heiligen Grabes ihm aufgetragen, ist jetzt der Gegenstand einer gerichtlichen Verhandlung, deren Resultat zu erwarten steht. Sehr zu wünschen ist es übrigens: daß der Abbé de Janson eine umständliche Beschreibung seiner, hinsichtlich der Religion, der Künste und der Länder- und Völkerkunde interessanten Reise herausgeben möge. (Times.) Wohl ist es höchst wünschenswerth: daß er mittheile, was er für Aufklärung und Wissenschaft nützlich glaubt; die Berichte über seine Bekehrungen, die wahrscheinlich in wenigen Tagen aus gleichgültigen Türken — Titular-Christen machten, sind ihm zu erlassen.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 5. Februar. 21stes Blatt.

Streit über die Religion der Chinesen.

Am Schlusse des zweiten Bandes der „Oeuvres posthumes de Jaques-Benigne Bossuet, Evêque de Meaux etc." befinden sich drei Briefe dieses berühmten Kanzel-Redners an Herrn Brisacier, Superior der auswärtigen Missionen, die eine sonderbare Veranlassung hatten. Sie war kürzlich diese: Die Patres le Conte und le Gobien, beide Jesuiten und beide Schriftsteller, der Eine Verfasser des Buches: „Mémoires de la Chine", der Andere von „Histoire de l'Empereur de la Chine" hatten die Chinesen als ein religiöses Volk dargestellt, bei dem die Verehrung des wahren Gottes sich länger als 2000 Jahr ohne Aenderung erhalten habe. Die theologische Fakultät zu Paris unterwarf beide Bücher einer näheren Prüfung, weil sie offenbar der Lehre der heiligen Schrift von dem allgemeinen Verderben des menschlichen Geschlechts widersprächen, so wie der von der Nothwendigkeit eines Mittlers. Mehrere Doktoren äußerten eine Meinung, welche dieser, erst nach 30 Sitzungen von der Fakultät gegebenen Censur ganz entgegen war. Herr Couleau, Bibliothekar des Mazarinischen Collegiums, zeichnete sich unter den Vertheidigern der chinesischen Religion vorzüglich aus. Er ging sogar noch weiter, als die beiden Autoren, deren Apologie er unternommen hatte, denn bei Abgebung seiner Meinung in der Fakultät: über die zu entwerfende Kritik, suchte er beinahe alle Völker über den Vorwurf der Abgötterei zu rechtfertigen. Dieses Gutachten, oder vielmehr diese lange Streitschrift des Herrn Couleau, erschien bald darauf gedruckt, unter dem Titel: „Judicium unius etc.". Das große Aufsehen, welches diese Schrift machte, veranlaßte den Verfasser, den Druck zu mißbilligen, und zu erklären: daß er die Meinung der Fakultät über die Religion der Chinesen billige. — Aber durch diesen bloßen Widerruf ward das Uebel nicht ganz gehoben; die Irrthümer und falschen Grundsätze des Verfassers mußten auch widerlegt werden. Da Bossuet, wegen anderer Beschäftigungen, sich dieser Arbeit nicht unterziehen konnte, so erließ er an den Superior Brisacier die erwähnten drei Schreiben, um ihn hierzu zu vermögen. In den beiden ersten macht er Bemerkungen über des Bibliothekars gewagteste Meinungen, die dieser, nach seinem Erachten, nur geäußert zu haben scheine: um die Gleichgültigkeit gegen Religion, welche der Bischof „die Thorheit des Jahrhunderts, in dem wir leben" nennt, zu unterstützen. Im dritten Briefe theilt er einen Plan mit, nach welchem, seiner Meinung nach, das neue System am gründlichsten widerlegt werden könne.

Wenn die chinesischen Gelehrten durch die Missionarien etwa von diesen, in Europa so ernsthaft geführten Streitigkeiten über ihren Gottesdienst Nachricht erhalten hätten: welch eine sonderbare Idee müßten sie sich von den theologischen Doktoren in Paris und dem Theil nehmenden Publikum wohl gemacht haben! — Schwerlich haben sie selbst sich jemals über den Glauben solcher Völker gestritten, die ihnen einige tausend Meilen entfernt sind!

v. Göckingk.

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Auf der Reise trafen sie im Gasthofe eines Städtchens mit einem Mann zusammen, der denselben Weg nahm, und auf Befragen sich als Doktor Stiller angab. Er zog durch seine Erscheinung wie durch sein ganzes Wesen die Aufmerksamkeit der Geschwister, vorzugsweise aber den forschenden Blick Aminens auf sich; sie war ja allem Seltsamen hold. Sein graues Haar, sein Gesicht, wie der ganze Körper, trug des Alters Spur, und doch blitzte ein Feuer aus seinem Auge, das sonst nur das Eigenthum der Jugend ist. Rasch schritt er daher und fest trat er auf, wie ein junger kräftiger Mann; übrigens war er vom Kopf bis zum Fuße schwarz gekleidet. Ungefragt sprach er wenig; ein kurzes: Ja, Nein, Vielleicht, oder: Wohl möglich! war Alles, was man von ihm hörte; genöthigt zu reden, war, was er sagte, bestimmt und so ernst als kurz. Er konnte eine ganze Viertelstunde lang vor sich hin zu Boden starren; er schien dann geistig in fremden Welten zu seyn und sein Wesen nichts mit dem Erdenraum gemein zu haben. — Da der Gasthof, in welchem Guido und Amina abgetreten waren, von Reisenden eben überfüllt war, so mußten diese auf die Postpferde eine Stunde lang im Zimmer des Wirthes warten, wo sich auch der Doktor Stiller aufhielt. — Guido richtete einige Fragen an ihn; er beantwortete sie höflich, aber durchaus einsylbig. Auffallend war es: daß sie von da an mit dem sonderbaren Alten von Ort zu Ort immer wieder zusammen trafen, obgleich sie mit Extrapost fuhren und er nur zu Fuße war. Wo sie abreisten, blieb er zurück; aber kaum waren sie auf der neuen Station eingetroffen, so kam auch der Doktor an, ohne daß man an ihm Ermüdung merkte. Dieser Umstand machte Amina noch aufmerksamer auf ihn; sie konnte nicht mehr unterlassen, sich ihm zu nähern; auf ihr Geheiß redete Guido den Greis an, doch die Entgegnung war wie immer kurz und ausweichend. — Da zog sie selbst ihn in ein Gespräch, und siehe da! der Wortkarge antwortete der Gräfin viel offener und zutraulicher als dem Grafen, vielleicht weil sie dem schönen Geschlechte angehörte, vielleicht auch, weil ihr Wesen überhaupt etwas Feierliches und Erhabenes hatte, da sie ihn für einen nicht gewöhnlichen Menschen nahm. Wahrscheinlich sagte ihm ihre Weise mehr zu, als Guidos schlichte, gerade Art zu seyn und zu reden. Mit ihr sprach der Alte schon bei dem dritten Zusammentreffen von seiner Lieblingswissenschaft, der Metaphysik, von den verborgenen Kräften der Natur und der wunderbaren Verbindung der geistigen Welt mit der körperlichen. Ein Stoff, der die Verehrerin der Wunder ganz ergriff. — Wir sehen uns wieder! versprach er auf der letzten Station, als sie ihn bat: daß er auch bei ihrem Aufenthalt in der nahen Stadt sie zuweilen besuchen möge. „Gewiß!" setzte er hinzu, „ich werde Sie aufsuchen, denn Sie sind mir theuer wie eine geliebte Tochter!" Er hielt Wort; schon am folgenden Tage fand er sich bei ihnen im Gasthofe ein und gewann stündlich mehr und mehr des Mädchens Vertrauen; nur in einer Rücksicht blieb sie verschlossen: sie verbarg auch ihm die eigenmächtige Standes-Erhöhung; sie war für ihn, wie für Jedermann, die reiche dänische Gräfin Rosenschild.

Die Erscheinung der Geschwister in dieser Stadt machte so viel Aufsehen, wie Amina gewünscht hatte. Ihre Jugend und Schönheit, ihr angeblicher Reichthum, ihre Bildung ward bemerkt; Beide machten mehrere ehrenvolle Bekanntschaften, und fanden in den besten Häusern Zutritt und freundliche Aufnahme. Die Männer drängten sich in großer Zahl an Amina; ein begüterter Baron, dem nichts mangelte, als das linke Auge und Jugend und Liebenswürdigkeit, warb förmlich um sie, die er arglos für eine geborne Gräfin hielt. Sie forderte Bedenkzeit und überlegte wirklich: ob sie sich mit dem Gebrechlichen verbinden sollte? der freilich das besaß, wornach sie planmäßig strebte: bedeutendes Vermögen. Guido und ihre eigene Weltklugheit riethen aus allen Kräften zu der Heirath; aber das Mädchenherz widerstrebte. — Um diese Zeit war es, als eines Tages der Alte seinen Besuch wiederholte. Die Unterhaltung fiel heute auf Wahrsagungen, Ahnungen und Geister-Erscheinungen; der Besucher nahm die ersten beiden als bedeutend an, und sprach von diesen als von unzweifelhaften und wirklichen Dingen. — „Sahen Sie je einen Geist?" fragte hohnlächelnd Guido. — Jener antwortete mit einem eben so raschen als festen „Ja!" — „Wirklich?" rief Amina mit verhaltenem Athem. „O, lassen Sie hören!" — „Mehr als einen Geist sah ich!" versicherte er, „denn mehr als Einen rief ich selbst herbei." — „Vermögen Sie das, mein Vater?" forschte sie. — „Mit Gott! Geister der Todten und Lebendigen!" erwiederte er; „durch gründliches Studium der Werke der Araber, der Egypter, durch ernstes Wissen, durch tiefes Eindringen in die Geheimnisse der Natur, durch das Bad der heiligen Weihe im Aether der Erkenntniß erhebt der reine Sterbliche sich dahin, daß er das Licht zurück ruft von dem Himmelsquell, dem es zuströmte und es wieder umgiebt mit der Hülle des Staubes, wie mit dem Gewande den Körper, daß er die Urstoffe scheidet vom irdischen Zusatz und jene als sichtbare Form dem äußeren Sinne dar zu stellen vermag. Der wahre Mensch ist allmächtig!" — Gerechte Verwunderung fesselte die Zunge der Hörerin. „Urstoffe scheiden und als sichtbare Form darstellen!" wiederholte sie in sich. „Unbegreiflich! So wäre es ihm ja auch wohl möglich: mir den Mann erscheinen zu lassen,

der einst mein Gemahl seyn wird?" Sie gedachte des einäugigten, bejahrten Freiherrn mit Widerwillen; aber ihm gegenüber trat die holde Gestalt des Fremdlings wie aus duftigem Nebel vor ihre Phantasie hin, die Gestalt des Wagenbringers und Herzbezwingers. — Sie kleidete nun ihre Gedanken in Worte. „Im Vertrauen, mein Vater!" sprach sie; „nur eine Erscheinung möchte ich erblicken. Im Begriff, mich zu vermählen, wünsche ich dringend, die Gestalt meines künftigen Gatten zu schauen." — „Wenn Sie dazu Muth genug besitzen, und ein unverbrüchliches Schweigen beobachten wollen" entgegnete er, „sollen Sie ihn sehen!" — Ein Frösteln überlief sie bei dieser bestimmten Zusage und doch war diese ihren Wünschen so ganz angemessen; sie suchte sich deshalb schnell zu fassen und sagte nach einem Augenblick mit anscheinender Ruhe: „Ich habe Muth und kann schweigen; bethätigen Sie Ihr Versprechen. Wo soll ich ihn sehen? und wann?" — „In meiner Wohnung!" versprach er nach kurzem Sinnen; „nach dreien Tagen, und zwar Abends spät nach eilf Uhr; dann ist des Mondes Scheibe voll." — „Darf mein Bruder mit mir seyn?" — „Wohl! Aber Sie mißtrauen mir?" — „Nein, o nein! Ich fühle mich nur erbeben bei dem Gedanken an die Nähe eines Wesens aus fremden Welten. Ach, ich bin doch nur ein schwaches Weib!" — „Ihr Bruder stehe Ihnen zur Seite." — „Halten Sie Wort!" — „Nach eilf Uhr hole ich Sie aus Ihrer Wohnung ab." — Sie sagte zu und Stiller ging bald darauf. — Die Jungfrau befand sich drei Tage lang in einem seltsamen Zustande; sie ersehnte den Augenblick, in dem ein Wunder ihrem Auge erscheinen sollte, und doch schlug ihr Herz hoch und schnell, doch war ihre Brust von Angst und Furcht beengt, wenn sie seiner gedachte. — Endlich war der bestimmte Zeitpunkt da, und Stiller kam, sie ab zu fordern. Er und Guido — der starkgläubig über der Schwester sogenannten Wahn lächelte — führten sie an den Wagen, der nun durch mehrere Straßen, dann zum Thore hinaus fuhr und in einer engen Gasse der Vorstadt vor einem Hause mittlerer Größe hielt. — „Wir sind am Ziel!" sagte der Greis und führte die Beiden in ein Zimmer, das mit dauerhaften, altfränkischen Möbeln versehn und an den dunkelfarbigen Wänden mit großen seltenen Kupferstichen verziert war. — „Nehmen Sie Platz!" sprach der Besitzer; „wir werden auf den Eintritt der rechten Stunde warten!" — Schweigend ließen die Besucher sich nieder, während der Greis an der flackernden Lampe eine Wachskerze anzündete und dann in ein Nebenzimmer ging. Das Mädchen fühlte sich beklommen, Guido aber pfiff sich unbefangen die Weise eines Operngesanges vor. — Nach einigen Minuten kehrte Stiller zu den Harrenden zurück, doch im veränderten Gewande. Eine Art von Priesterrock, der fast bis zur Erde hinab reichte und durch einen Gürtel zusammen gehalten wurde, umgab ihn. Er trug ein Buch, sein ganzes Wesen war ernster und feierlicher, als je zuvor, und stärker flammte es in seinem Auge. Er legte das Buch, das statt der bekannten Buchstaben fremde Zeichen enthielt, aufgeschlagen auf ein Pult und sagte nach einer Weile: „Die Zeit nahet, bereiten Sie sich vor!" — Jetzt schlug die Uhr unter dem Spiegel zwölf Mal; Stiller winkte, nahm die Kerze, faßte mit der Rechten die Hand der Jungfrau und führte sie schweigend aus der Thür. Lächelnd schritt Guido hinter der Schwester her; es war ihm, als gehe er in ein Theater zum Zuschauen. — Sie wanderten einen langen Gang hinab, an dessen Ende sie vor einer eisernen Thür standen, die sich dem Anschein nach von selbst aufthat; wenigstens berührte der Führer sie durchaus nicht. Eben so erlosch hier in demselben Augenblick die Kerze ohne Stillers Zuthun; es war, als würde die Flamme vom Geisterhauch ausgeweht. — Sie traten durch die Thür ein; eisige Luft umgab sie, wie das Wehen aus Grabeskluft; dichte Finsterniß und tiefes Schweigen herrschte in dem Raum. Ein unbeschreibliches Erbangen, ein kaltes Grausen überfiel Amina, als sich die Thür mit Geräusch hinter ihr schloß; jetzt erst erkannte sie die Größe des Wagstückes, und hätte gern den Rückschritt gethan, aber es war nun zu spät. — Hastig ergriff sie des Bruders Hand und hielt sie fest, als der Alte sie stehen bleiben hieß und etwa einen Schritt vorwärts hin trat, wo er sodann eine Zeit lang flüsterte und murmelte, wie Einer, der im eifrigen Gebete begriffen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

A n k l ä n g e.

32.

Der Mensch hat leicht wohl Alles satt,
Nur nicht: sich selbst zu lieben;
Fest mag d'rum, wo er Urtheil hat,
Sein Selbst zurück er schieben:
Sonst treibet bald die Eigensucht,
Den eig'nen Geist ihm in die Flucht.

33.

Ein Glück, das ohne Schuld vergeht,
Kann dir ein Gott leicht wieder geben;
Ein Glück, das nur durch Schuld besteht,
Bewahrt kein Gott für's ganze Leben!

34.

Wo nur die Willkühr thront,
Wird bald auch Ohnmacht kommen;
Wenn Trug sie nicht mehr schont,
Ist ihr die Kraft genommen.

35.

Willst du Glück, so mußt du hier
Dich auch thät'gem Leben weihen;
Denn Gott selbst soll nimmer dir
Unverdientes Glück verleihen;
Und wo's ist im Erdenlauf,
Zehrt es bald sich selber auf.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Die angekündete periodische Zeitschrift: „Oehlzweige" ist bereits erschienen, und, so viel die ersten drei Blätter zeigen, über allen Begriff langweilig. Zwar wurden unter den Oehlzweigen auch recht anmuthige Blumen angekündet, als: weiße Lilien, glührothe Röslein, schönfarbige und schönklingende (?) Glocken, sinnige Dreifaltigkeitsblümlein u. s. w., bisher gewahrete man aber nur Nesseln; und unter den Vögeln, welche Noah gleich im ersten Blatte aus der Arche fliegen läßt, und welche: „Lustige, traurige, *) heitere, schaurige (!), voreilige, langweilige (!), in Fröhlichkeit schwebende, in Aengstlichkeit lebende, kirrende, schwirrende, irrende, singende, klingende (?), Sonne zu schwingende, Thalab sich haltende, immerfort neu sich gestaltende (?), gute und böse, weiße und schwarze, sanfte, bedenkliche, vielfach gefährliche" — seyn sollten, konnte man nur lauter Raben bemerken, und selbst die Taube, die mit dem Oehlzweige wieder in die Arche kehrt, läßt auf sich die Worte Jaromirs in Grillparzers „Ahnfrau" anwenden:

„Mild wie eine Friedenstaube,
Mit dem Oehlzweig in dem Munde,
Fühlte ich den Schlaf sich nahen,
Und in immer eng'ren Kreisen
Sich auf mich hernieder laßen —
Endlich — endlich — senkt sie sich,
Süße Ruhe fesselt mich! —"

Denn eine ähnliche Folge bringet auch dieses Oehltäubleins mit. Wir wollen sehen: ob sich diese Zweige in der Folge, nach Art des Oehlbaums, zum schlanken Stamme erheben, oder als trauriges, nach ödem Mysticismus schmeckendes Gestrippe fortwuchern werden. — Auch Gräffers „Conversationsblatt" ist erschienen. Es läßt sich bis jetzt wenig über seinen Gehalt urtheilen; zum „allgemeinen Conversationsblatt" möchte die bisher ausgesprochene, meist philosophische Tendenz wenig Eignung haben. Die alten Zeitschriften sind geblieben; Bäuerle's „Theaterzeitung" hat hinsichtlich der Form verloren, scheint aber an Gehalt zu gewinnen. Der „Wanderer" wird, als Unterhaltungsblatt, wo möglich täglich uninteressanter. Der „Janus" liegt stets in den ersten Zügen. — Ich kann nicht unterlassen, noch eine interessante Anekdote aus der Anwesenheit des Kaisers Alexander in Wien mit zu theilen: Bei einem plötzlichen Besuche in einem hiesigen Fürstenhause gab er den überraschten Damen, welche eben mit Goldzupfen beschäftigt waren, folgendes galantes französisches Räthsel auf: Der erste Theil liegt vor mir, der zweite sitzt an meiner Seite, das Ganze ist eine köstliche Südfrucht — welches er auch den bescheidenen Damen mit Orange auflöste. — Neulich las man in einer hiesigen Zeitung, unter der Beschreibung „eines ertrunkenen Mannes", einen lächerlichen Druckfehler: „So viel aus den Kleidern zu schließen war, mußte diese Person der mährischen Sprache kundig gewesen seyn!" (!!) Ein würdiges Seitenstück zur Aufschrift einer Tafel am Belvedere, auf die der Schreiber aus Versehen setzte: „Hier darf man nicht fahren, nicht reiten, nicht gehen!" — Die Ausspielung des Theaters an der Wien wird nächstens vor sich gehen; das Loos kostet 20 Gulden W. W.; Se. Majestät der Kaiser will das Theater (das auf 4 Millionen W. W. geschätzt ist) dem Gewinner, der Sage zufolge, um 30,000 Gulden C. M. ablösen und zum Hof-Theater machen. Ob es sodann als erstes, zweites oder einziges bestehen werde, ist bis jetzt eine ungelöste Frage. — Auf diesem Theater soll nächstens „Nunna" Trauerspiel von Gunz, erscheinen, das unter dem Titel: „die Größten" von Fouqué, Collin und Böttiger als sehr vorzüglich gerühmt wurde. — Im Burg-Theater ließ sich bisher nichts Neues sehen; die neue Besetzung des „Baron Wiburg" in „Stille Wasser sind betrüglich" durch Hrn. Kern konnte nicht gefallen; dies ist nicht das Fach dieses so vorzüglichen Künstlers. Im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor wechseln alte Opern mit alten Balletts und gewöhnlich elenden Singspielen ab. Aumers neuestes Ballet „Achilles" gefällt so wenig: daß es nach drei Vorstellungen, troh dem ungeheuersten Prachtaufwande, mit dem es ausgestattet ist, gänzlich vom Repertoire verschwunden scheint. — S —.

*) Eine Stelle aus den „Oehlzweigen".

In einem Schauspielhause zu Paris befanden sich unlängst zwei Damen, welche unbezweifelt gekommen waren, nur um ihren Putz zu zeigen, denn sie sprachen lauter als die Schauspieler auf der Bühne. Eine schlichte Bürgersfrau in gewöhnlicher Tracht hatte einige Mal vergebens um Stillschweigen gebeten, bis sie endlich die Plauderinnen ernstlich dazu aufforderte. „Ist's möglich" erwiederte die Eine, „solche Albernheiten dort mit an zu hören?" — „Albernheit um Albernheit!" antwortete die Bürgersfrau, „doch lieber die auf der Bühne, als die in Ihrer Loge!" (Journ. d. Par.) Es wird um Anwendung gebeten!

In Ostpreußen hat man eine auffallende Naturerscheinung wahrgenommen. An dem rechten Ufer der Pregel ist so wenig Wasser: daß alle Wiesen trocken sind, während an dem linken Ufer dieses Flusses die kleinsten Bäche überfließen und Ueberschwemmungen drohen. (Times.)

Die jetzige öftere Trauer hemmt in Wahrheit allen Luxus und allen Manufaktur-Betrieb, allen Handel und Wandel. Statt daß jetzt gerade die Zeit der Bälle und Schauspiele seyn sollte, ist Alles still. Alles erscheint schwarz, und die ganze Industrie der schönen Mode geht verloren. Solch eine Trauer ist ein wahres „Interregnum" für die Galanterie. Wenn es wirklich Leute giebt, die verpflichtet sind: Personen zu beweinen, die sie in ihrem Leben nicht gesehen haben, so bekommen die Modehändler von Paris gewiß Ursache: aus guten Gründen aufrichtige Thränen zu vergießen. (Journ. d. Comm.)

Das Brenngas, das bisher nur aus Steinkohlen gesondert ward, ist auch aus Oel zu ziehen, indem man dasselbe tropfenweise durch eine eiserne Röhre laufen läßt, welche durch ein gleichmäßiges Feuer beständig glühendroth erhalten wird, und so ein gleich gutes Brenngas liefert, als das aus Steinkohlen ist. (Journ. d. Comm.)

In Berlin besteht jetzt eine Verordnung gegen die, welche im Theater die Ruhe durch gewaltsames Pochen und Pfeifen stören. Wenn das nur nicht eine Auswanderung der Pariser Theater-Dichter nach Berlin hervor bringt! (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 8. Februar. 23stes Blatt.

Briefe aus Albano.

(Schluß des ersten Briefes.)

Der große Caffé nuovo, im Palast Ruspoli auf dem Corso, hat einen von hohen Mauern rings gedeckten Orangen-Garten, an dessen Pforte zwei in voller Purpurblüthe prangende Oleanderbäume die Vorübergehenden in die duftige Kühle laden. Da sitzen die weißen Frauen in den grünen Gängen und wehen sich mit den Fächern Luft zu; der Cavalier steht hinter seiner Dame, und wenn er artig ist läßt sie ihren Fächer wohl auch einmal gegen sein Gesicht spielen, oder reicht ihn ihm über die Schulter, wenn ihr Aermchen müde ist, und er wird seinen Dienst verstehn. Die Männer tragen großentheils auch einen Fächer und treiben sich so durch die Gänge auf und ab, ein Glas Eis in der andern Hand. Der Bottega's *) wollen wir nicht vergessen, wie sie die lange Reihe der verschiedenen Eissorten so schnell und so deutlich her zu sagen wissen, wie sie so flink, so aufmerksam und so höflich sind, und keiner der Durstigen in dem großen Gedränge von ihnen überhört wird. Ein dicker Zwerg windet sich mit seinem Knotenstocke langsam hin und her und geht den Dienern mit zur Hand; wenn es weniger voll ist, spielt er bloß den Spaßmacher und bettelt gelegentlich. — Die Sonne geht unter, die Glocken läuten Ave Maria. Nun sind die Spaziergänge im Corso und auf dem Monte Pincio **) mit Wagen, Reitern und Fußgängern gefüllt; die Wagen halten auf den Plätzen still, die Damen steigen aus, um ein wenig auf und ab zu schreiten, oder bleiben auch in dem Wagen sitzen und empfangen auf diesem Throne die Huldigungen der Vorübergehenden. — Jetzt wird auch das Volk lebendig; auf allen Gassen klimpert's und singt's, die Osterieen und Pizzikarol-Buden *) werden hell und voll und die Fenster öffnen sich. Die Weiber gehen ohne Mieder und stecken ein leichtes Tuch oben an das Hemd fest, so daß jenes dann über die Brust herunter hängt, wenn nicht ein neckender Wind es von unten hebt. Ein frischer grüner Salat giebt guten Schlaf und Limoniensaft verjagt das geschäftige Südvölkchen, das unserem Goethe weniger verhaßt ist, als die nordischen Nebel. Wer solche Schlafmittel nicht anwenden kann, mag zusehn, wie er die Nacht durchbringt.

Aber was geschieht mir? Indem ich fortfahre, die Unbequemlichkeit der heißen Jahreszeit in Rom zu schildern, habe ich ihr allmählig eine ganz leidliche Seite abgewonnen. Albano ist vergessen; daß ich einen Brief und keine Abhandlung schreibe, ebenfalls, und wenn ich nicht gleich schließe, so werde ich zum Lobredner der verpesteten Hauptstadt, der ich kaum mit heiler Haut entflohen bin. Den Streich soll mir die Zauberin Roma nicht ungestraft gespielt haben! Glaubt' ich mich doch hier vor ihr geborgen, und hoffte mit kritischer Ruhe und Kälte auf mein Leben und Weben in der Siebenhügelstadt zurück zu blicken, und Dir in wohl-

*) Die Garçon's. **) Ein neu angelegter Spaziergang auf dem alten Mons Pincius, jetzt S. Trinità di monte.

*) Pizzicaruolo, Verkäufer von eingesalzenem Fleisch, Fisch und Käse.

gesetzten Briefen die Resultate meiner Betrachtungen mit zu theilen. Nun ist es vorbei. Nimm denn vorlieb mit dem bunten Geschnörkel! Vielleicht wird doch gerade in ihm sich ein Fünkchen jenes Zaubers zu Dir über die Alpen stehlen, der mit meiner Feder so seltsam spielt.

Wilhelm Müller.

Die Ahnung.

(Fortsetzung.)

Der Carneval hatte begonnen. Amina besuchte täglich das Schauspiel, die Bälle, und sah stets aufmerksam umher: ob nicht der erwartete geliebte Fremdling ihr irgendwo zu Gesicht kommen werde; doch mehrere Tage vergingen und sie fand nicht, was ihr Blick suchte. — Nun ward ein Maskenball gegeben, den sie im Charakter der Lodoiska, Guido aber als Hamlet besuchte. Der Saal war voll bunten Gewühls, der Besuch zahlreich; eine Menge von prächtigen und von bedeutenden Charakter-Masken hatte sich eingefunden; ein reges, fröhliches Leben füllte den lichten Raum. Ein gewandter Figaro, ohne Zweifel einer ihrer hiesigen Bekannten, forderte sie zum Tanz auf; sie gewährte, denn ihr Herz schlug höher, sie ahnte den schönen Fremdling in dieser Vermummung; aber bald fand sie in dessen Stimme eine Fremdheit: so konnte Niemand den Ton verändern. Die Atmosphäre des Saals ward durch die große Zahl der Versammelten erwärmt, die rasche, ungestüme Bewegung ihres Tänzers erhitzte Amina noch mehr; sie fühlte sich erglühen und rief darum gegen das Ende ihres Tanzes dem Hamlet zu, der ihr vorüber ging: „Sorge für Erfrischung, Bruder, ich durste!" — Hamlet winkte bejahend, eilte an das Buffet, kehrte, mit einem Dienstbaren hinter sich, zurück, der ein Glas Limonade trug, bot ihr, als nun der Tanz geendigt hatte, den Arm und führte sie in ein anstoßendes Kabinet, zu dem weichgepolsterten Sopha. Der Aufwärter ging, Amina ließ sich nieder und trank; sie waren allein. — „Trinke, Bruder!" sprach sie, diesem das Glas reichend. „Zwar tanzte Hamlet nicht, doch es ist heiß im Saale." — „Hamlet bin ich" erwiederte ihr Begleiter, „und wünschte wohl, Ihr Bruder zu seyn, doch dem ist nicht also!" — Der Ton war ihr nicht ganz fremd, dennoch war sie überrascht von dieser Erklärung. „Nicht mein Bruder und doch Hamlet?" forschte sie; „so ist denn mehr als ein Dänenprinz zugegen? Darf ich wissen: wen ich für meinen Bruder nahm?" — Er zog die Larve vom Gesicht und sie erblickte — die Züge ihres Geliebten, des Ersehnten. — „Graf Julius Wendler!" sprach er mit einer Verbeugung, „und Ihr Unterthänigster! — Darf ich fragen: wen mein Glück und ein Mißverständniß mir zuführte?" — „Die Gräfin Rosenschild!" entgegnete sie und verbarg nur mühsam ihr Entzücken. — „Mir ist" sprach der Jüngling, „als wäre mir schon früher das Vergnügen zu Theil geworden, Sie zu sehen, doch leider besinne ich mich nicht: wo und wie?" — „Ich wüßte nicht —" entgegnete sie mit einiger Verwirrung; denn er, der Graf, durfte ja nicht wissen: daß sie die Opersängerin sey, die er im Wagen nach Hause führte: wie sollte sich mit dieser die jetzige Gräfin reimen? — Er sagte ihr manche Schmeichelei, die auf Liebe deutete, und nur mit Mühe hielt sie sich zurück, ihm nicht ungefragt ihre Empfindungen zu bekennen. Zum Glück trat jetzt Guido, der zweite Hamlet, der die Schwester suchte, zu ihnen ein, und das Gespräch nahm eine allgemeinere Wendung; doch die Blicke redeten fort und nur über dasselbe Thema. Er verwandte selten das Auge von ihr, und sie antwortete recht geläufig in dieser Sprache. — Als Wendler sich sodann einen Augenblick abwandte, erhielt Guido von der Schwester den leisen Befehl: den Grafen auf Morgen zum Besuch zu laden, doch also: daß es in seinem eigenen Namen geschehe, und der Bruder gehorchte. — Wendler nahm die Einladung dankend an und bat um Erlaubniß: Aminen seine Schwester bei dieser Gelegenheit vorstellen zu dürfen. „Leonore ist ein gutes Kind" sprach er, „das Ihnen nicht mißfallen wird." — Amina erwiederte mit einer Artigkeit, Guido aber horchte hoch auf, denn er erinnerte sich des holden Mädchens aus dem Ballsaale, das dort, neben Wendler stehend, mit der Glorie des Liebreizes ihn geblendet und gewonnen hatte. — Die Bekanntschaft war gemacht und ward am folgenden Tage durch den Besuch verstärkt und befestigt. Guido ging fast im Wonnefeuer auf, als er an der Seite des schlanken Mädchens mit den blauen Augen saß, das sichtbar ihm nicht abhold war. Die Männer wurden Freunde, die Mädchen Freundinnen; um Alle schlang die Liebe ihre heiteren Fesseln. Stiller war noch eine kurze Zeit Zeuge ihres Glückes, dann verließ er den Ort. Wichtige Beziehungen riefen ihn, wie er sagte, nach dem Morgenlande. Amina wollte ihm eine Geldsumme zur Bestreitung der Reisekosten aufdringen; da lächelte er seltsam und sprach: „Solcher Stoffe bedarf ich nicht, meine Tochter! zu Deinem Andenken aber will ich etwas nehmen, das ich Dir bald zurück gebe, denn wir sehen uns wieder!" Mit diesen Worten nahm er eine Stricknadel vom Tisch, steckte sie zu sich und schied bald darauf von ihr. — Aminen fehlte, im Arm der Lieb' und Freundschaft, nur noch wenig zu ihrem Glücke; sie war der vollkommenen Erfüllung ihrer Ahnung nahe. Guido hatte unvermerkt im Gespräche den Freund Julius über seine äußere Lage ausgeforscht. Die Geschwister Wendler waren sehr begütert; ihre zahlreichen Besitzungen, die ein Oheim verwaltete, lagen an den Ufern der Elbe; die Reiselustigen kehrten eben aus Frankreich, Italien und der Schweiz

zurück, wollten jetzt noch die Bergstraße besuchen und dann zum Oheim, auf die Güter zurück gehen. Es mangelte nichts mehr, als Wendlers Heiraths-Antrag, und dieser schien bevor zu stehen, da Julius stündlich Beweise seiner Zärtlichkeit gab und längst auf den Ehebund hingedeutet hatte. Er glaubte ja, was ihm von Guido gesagt ward: daß die Geschwister Rosenschild in Dänemark ansehnliche Güter besäßen und noch keine Herzensverbindung eingegangen wären. — Allerdings besorgte Guido: daß die spätere Entdeckung des Nichtdaseyns der gerühmten Reichthümer unangenehme Auftritte herbei führen würde; freilich fürchtete selbst Amina dergleichen; aber eben sie war es auch, die für diese Angelegenheit Trost und Rath hatte. — „Sind wir einmal durch das Band der Ehe verbunden" sagte sie, „trennt es sich nicht so leicht. Julius liebt mich herzlich, Leonore Dich; darauf baue ich. Die Verbindung eines Grafen mit einem bürgerlichen Mädchen wird kaum mehr für eine Mißheirath gehalten, wenn das Mädchen gebildet und unbescholten ist. Der Glanz des Adels erlitt in neuerer Zeit so manchen Stoß; glaub' mir, wir wagen nichts." — „Aber Betrug bleibt es immer!" entgegnete Guido. — „Betrug aus Liebe ward von jeher mit Freuden verziehen, wenn nur zu rechter Zeit die Vergebung erbeten wurde!" urtheilte sie, „und die Wahl dieser Zeit überlaß mir. Am Tage nach der Hochzeit schlägt weder der junge Ehemann seiner Gattin, noch die Neuvermählte dem Gatten etwas ab, und zu dieser Zeit wollen wir entdecken und bitten!" — „Schlau, sehr schlau!" meinte Brüderchen; „nun, der Himmel gebe das liebe Gewitter gnädig!"

Der Handel machte sich ganz so, wie man erwartet hatte. Julius bat Amina um Hand und Herz, und sie sagte sich ihm zu. „Aber" — setzte sie klüglich hinzu — „möge dieser Schritt Sie nur nie gereuen! Allem Anschein nach ist meine Haabe bei weitem nicht so bedeutend als die Ihrige!" — Er versicherte: daß solche Aeußerung ihn tief kränke, daß er nur sie sehe. „Und wären Sie die ärmste und niedrigste Ihres Geschlechts, ich würde Sie dennoch aus Tausenden erwählt haben. Und wohl mir, wenn auch meine Amina so fühlt, so denkt." — Ich liebe Sie, Julius, nicht den Begüterten, nicht den Grafen!" — So sprach auch Guido zu Leonoren und Leonore zu Guido. Am darauf folgenden Tage war Verlobung und eine Woche später Vermählung. — Amina war ganz an den Gedanken gewöhnt: daß Alles gut gehen werde; dennoch ward ihr bange und immer bänger, je näher der Augenblick der Trauung rückte. Spät oder früh: stets erhebt das Gewissen seine mahnende Stimme und rächt die verhehlte Wahrheit, das verletzte Sittengesetz. Bei der feierlichen Handlung selbst glühten ihre Wangen im dunklen Roth, und sie konnte ihre lebhafte Unruhe kaum verbergen. Noch übler stand es um Guido, sein Herz klopfte fast hörbar. — Wie froh waren Beide, als der Moment vorüber war. Amina schlang jetzt ihre Arme mit inniger Heftigkeit um ihren Bräutigam; in dieser Umarmung, die Julius für den Ausdruck inniger Liebe nahm, lag eine Abbitte, doch ihr Mund blieb noch stumm. — Einige Bekannte waren zum Hochzeitfeste geladen; man blieb bis spät Abends beisammen. — „Schwester!" flüsterte Guido dieser bei Tische in einem unbewachten Augenblicke zu, als der Bräutigam den Gästen eine lustige Anekdote erzählte; „es bleibt doch bei der Verabredung: daß Du morgen sprichst? Verlange nur nicht: daß ich reden soll." — „Mein Bekenntniß macht das Deinige überflüssig!" antwortete sie.

(Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Die Zeitungen berichten: „der König von Neapel hat den Simon Mattheis dafür, daß er bei seiner Landung in Gaeta bei ihm sein Absteige-Quartier fand, die Erlaubniß gegeben: eine Kette vor sein Haus spannen zu dürfen." — Es ist doch eine sonderbare, fast ominöse Gnade: die Stätte, wo ein König wohnte, zur Erinnerung mit Ketten bezeichnen zu dürfen.

In Kotzebue's literarischem Wochenblatt wird an einer Stelle das Wort „Deutschthum" in „Deutschthun" verändert; es giebt viele „thums", die sich leider im Weltlaufe so umgestalten, unter andern hat fast jedes „Heiligthum" sich stets in „Heiligthun" verwandelt. Fr. Wendel.

Gedanken einer berühmten Frau.

Die meisten Menschen der großen Welt fühlen sich am glücklichsten, wenn sie glänzen können, weil sie oft nichts können als das. Wie so ganz anders dachte der Genfer Philosoph, als er sagte: der Glücklichste ist der, von dem die Welt nichts weiß! — Wer aber durch leidige Verhältnisse an die Gaukeleien der Welt gebunden ist, der muß zum bösen Spiele gute Miene machen, und oft belächeln, was eher zu bemitleiden wäre.

Talente und Kenntnisse haben, ohne sie geltend machen zu können, nützt eben so wenig, als Geld haben, und es nicht ausgeben dürfen. Ein anmaßungsvoller Geck macht eher Glück, als der bescheidene Gelehrte.

Die Tapferkeit der sogenannten Helden besteht in dem Muth, Greuelthaten zu vollbringen, und oft wird das mit Siegeskränzen und Unsterblichkeit belohnt, was den Räuber zum Hochgericht führt. Bonafont.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Königsberg. Nachdem die Geschwister Kobler uns verlassen hatten, wurden vom Breslauer Theater Hr. und Mad. Anschütz — er schon früher ein Liebling des hiesigen Publikums — um

Gastrollen zu geben, erwartet. Und Noth that es der Schauspieler-Gesellschaft — da an den gewöhnlichen Tagen nicht die Kosten heraus kamen — sich durch etwas Anlockendes aus der dringenden Geldverlegenheit zu helfen. Ehe Anschütz noch kam, erschien hier ein Schauspieler Moritz mit seiner Gattin, von Pillau; wie sie dahin verschlagen waren, weiß ich nicht. Beide bilden eine ganze Schauspieler-Gesellschaft; sie haben ihre eigene Garderobe, ihre eigenen Dekorationen und ihre eigenen Stücke, meist von dem Manne selbst verfertigt, worin zwei Personen in verschiedenen Verkleidungen spielen. Das erste Mal traten sie zum Vortheil der Gesellschaft auf, es war leer; das zweite Mal, da unterdessen ein Paar Tage vorher Anschütz angekommen war, gaben sie für sich eine Benefiz-Vorstellung, die aber wegen gänzlichen Mangels an Zuschauern gar nicht statt fand. — Nun begannen die Vorstellungen des Hrn. und der Mad. Anschütz, immer mit aufgehobenem Abonnement, und nur wenige Stücke dazwischen wurden ohne diese Gastrollen für die Abonnenten gegeben. Nicht immer war der Zulauf den Erwartungen des Direktors Döbbelin gemäß; ja, es mußte sogar zuweilen den Künstlern noch Zuschuß gegeben werden (wenn Beide spielten, kostete jeder Abend 16 Friedrichsd'or, bei ihm allein 10 Frd'or). Um für die übrigen Gastrollen, welche die beiden Künstler noch im Januar zu geben hatten, gedeckter zu seyn, ward kurz vor Ende des Jahres auf diesen und die folgenden Monate ein sehr billiges Abonnement angekündigt, wobei versprochen ward: daß nur bei Benefiz-Vorstellungen es aufgehoben werden würde. Und am 1. Januar sollte gleich mit der „Jungfrau von Orleans" das Abonnement beginnen. Trotz gerechtem Mißtrauen waren doch einige Logen und Sperrsitze schon abonnirt, und der größere Theil schien nur auf den Beginn zu warten, um dann nach zu folgen. Allein am Neujahrstage ward nicht die „Jungfrau von Orleans" gegeben, Keiner von den fremden Künstlern spielte mit und das neue Abonnement ward für nicht statt findend erklärt; Jeder könne sein Geld zurück nehmen oder das Abonnement bei den nächstens zu erwartenden Gastrollen des Hrn. Wurm benutzen; die Meisten thaten das erste. Daß dies dem Vertrauen zu der Direktion, was seit langer Zeit schon wankte, einen großen Stoß gab, läßt sich wohl erwarten, obgleich gerade hier diese Täuschung nicht absichtlich war. Die Sache aber verhält sich so: Die letzte Vorstellung im vergangenen Jahre war „Egmont" von Goethe, als Benefiz für Hrn. Anschütz. Von allen Benefiz-Vorstellungen behält aber Hr. Döbbelin, wenn es nicht besonders anders abgemacht ist, die Hälfte des reinen Ueberschusses für sich. Nun soll — so behauptet die eine Partei — Hr. Döbbelin dem Hrn. Anschütz, als er ihn schriftlich zu bewegen suchte, aus Breslau hieher zu kommen, versprochen haben: er könne sicher bei einer so getheilten Einnahme auf 300 Thaler rechnen. Dagegen wird von der andern Seite erwidert, es sey nur gesagt worden: die Hälfte der Einnahme könne sich so hoch belaufen. Das Haus war voll; allein bei dem Hrn. Anschütz selbst waren zwischen 200 und 250 Thaler eingekommen, bei der Kasse reiner Ueberschuß ungefähr 175 Thaler. Nun verlangten Beide vom Andern: Hr. Anschütz Completirung der 300 Thaler, die Direktion genaue Theilung. Darüber zerschlug sich das ganze Verhältniß und es hieß: Hr. Anschütz und Frau würden gar nicht mehr spielen; allein die Sache ward beigelegt. Jeder behielt, was er hatte, die noch übrigen Gastrollen wurden gegeben, und das Abonnement war für die, welche es beibehalten hatten, ohne weitere Anzeige der Erneuerung desselben, gültig. Dazwischen wurden auch mehrere Stücke gegeben, worin die gefeierten fremden Künstler nicht auftraten. Zum Beweis, wie das jetzige Theater, aller solcher Hülfsmittel ungeachtet, sich nicht halten kann, diene die Nachricht: daß ungefähr 550 Thaler reiner Ueberschuß der Theater-Kasse verblieben von den Stücken, worin beide Anschütz auftraten, dagegen in derselben Zeit ungefähr 900 Thaler zugesetzt sind in den andern Stücken. — Außerdem aber gab es bei dem Theater noch einige Intermezzo's. Der alte Souffleur starb, seinen Posten übernahmen einstweilen abwechselnd einige Schauspieler; allein es zeigte sich auch hierbei: daß zu jeder Sache Uebung gehöre. In der „Beichte" wurde Madam Anschütz entweder so wenig unterstützt, oder so sehr gestört vom Souffleur: daß sie plötzlich abbrach, ihm Vorwürfe machte, und dann das Stück, nach einem Knixe, unvollendet ließ. Hr. Anschütz trat darauf hervor und entschuldigte seine Frau mit Krankheit, die sie vielleicht auch verhindern würde, in den beiden letzten Akten der „Hagestolzen", die noch gegeben werden sollten, auf zu treten. Doch erschien sie noch diesen Abend darin, und das Publikum gab kein Zeichen des Mißfallens; darauf aber war sie mehrere Tage krank, während welcher Hr. Anschütz — für volles Honorar — fortspielte, bis auch sie wieder auftrat. — Ein anderes Intermezzo war: daß zwei Schauspieler, Hr. Rosenberg und Hr. Adolph Döbbelin, Sohn des Direktors, sich davon machten. Da man jedoch den ersten, einen schlechten Schauspieler, aber guten Sänger — wenigstens ist er hier der erste Tenorist — nicht entbehren konnte bei der erwarteten Ankunft des Herrn Wurm, so ward ihm nachgesetzt und man holte sie in Braunsberg ein, brachte Hrn. Rosenberg mit, ließ aber den Hrn. Döbbelin gern seiner Wege ziehn. — Endlich ist unser Schauspiel-Direktor selbst davon gereist, wie es heißt nach Warschau, um zu sehen: ob er dort ein besseres Glück finden könne, als er hier gemacht hat. — Am 23sten Januar wurde, zum Benefiz des Hrn. Conrad Döbbelin, eines andern Sohnes unsers Direktors, „Herodes vor Bethlehem" gegeben. Der Hr. C. Döbbelin spielte den „Herodes" in der gemeinsten karrikaturmäßigsten Art. Sein Reichsapfel diente zugleich aufgeschroben als Tabacks-Dose, die er herum reichte, u. dgl. m. Auch erheben sich die Stimmen im Publikum immer lauter über unser Theater-Unwesen; so recht wacker in der bekannten Degenschen Zeitung. — Da dieser Bericht schon lang geworden ist, so behalte ich mir vor, über die inneren Verhältnisse der Stadt, worüber jetzt eine kleine, aber gediegene Auseinandersetzung von unserem allgemein geschätzten Ober-Bürgermeister, Geheime-Rath Horn, erschienen ist, und über den Stand der Literatur und Kunst, theils nach eigener Ansicht, theils nach sicheren Nachrichten, die, wie Sie wissen, mir nicht fehlen können, Ihnen nächstens einen Bericht zu senden.

— X —.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 10. Februar. 24stes Blatt.

Die Thräne.

Thautröpflein auf Vergißmeinnicht
Strahlt lind und licht;
Das Blümlein weiß vom Tropfen nicht,
Doch dieser spricht:
„Werd' ich zu groß, das Blümlein bricht!"

Thränlein in blauem Augenpaar
Auch schimmert klar;
Doch Mägdlein weiß: die Thräne war
Nicht immerdar,
Und quillt sie fort, bricht's Herz wohl gar.

Der Tropfe weicht dem Sonnenschein;
Die Thrän'? — Ach, nein!
Drum laß dein Herz dir Sonne seyn;
Die Sonn' allein
Saugt allgemach auch Thränen ein.

Dresden. Karl Förster.

Die Ahnung.

(Schluß.)

Als nun am Morgen Wendler erwachte, hatte sein Weibchen sich bereits von ihrem Lager hinweg gestohlen. Er fand sie im Wohnzimmer mit gerötheten Augen; freundlich, doch gesenkten Blickes und sichtbar verwirrt trat sie ihm entgegen; er küßte sie zum Morgengruß und nannte sie mit süßen Namen. Die Liebkosungen verlegen erwiedernd, lispelte sie: „Ach, Julius, wie glücklich bin ich! Aber werde ich es auch bleiben? wirst Du mir nie dein Herz entziehen?" — „Nimmer! Bei Allem, was mir heilig ist!" schwur er. — „Auch wenn ich nicht wäre, was ich scheine? Auch wenn ich nur ein Bürgermädchen und arm wäre? Einstmals gelobtest Du mir: Du würdest auch in solchem Falle beharren." — „Das gelobte ich und halte mein Gelübde. Du bleibst Amina; aber scherze nicht so frevelhaft. Nein, Du Listige, mit solchen Trugbildern schreckst Du mich nicht; in dieser Prüfung besteht meine Zärtlichkeit!" — „Es ist keine List, kein Trugbild in dem, was Sie jetzt hören, ich treibe keinen Scherz. O Julius, vergeben Sie der Liebe, was die Liebe sündigte. Sie haben am Altare keiner Gräfin Ihre Hand gereicht." — Bei diesen Worten fuhr er zusammen, sein Auge blitzte flammend und seine Stirn legte sich in Falten. — „Nicht?" rief er heftig, und als sie unter Thränen ein leises Nein erwiederte, ballte er die Hände zusammen, senkte das Haupt, starrte unverwandt zu Boden und lief dann einige Mal durch das Zimmer.

„Geschehe mit mir, was da wolle!" fuhr die Weinende fort; „ich will Wahrheit reden—." — „Ein wenig spät!" murmelte er dazwischen; „gestern wäre besser gewesen!" — „Scheiden Sie von mir!" redete sie weiter; „verstoßen Sie mich und lassen Sie mein liebend Herz verbluten; ich will und darf nicht länger schweigen. Ja, ich habe Sie betrogen: ich heiße Amina Rose, mein Vater war ein ehrlicher Bürgersmann, ein Drechsler, ich bis vor Kurzem Sängerin bei wandernden Schaubühnen. Erinnern Sie sich vielleicht: daß Sie vor wenig Monden in der Congreßstadt mich aus dem Theater in Ihrem Wagen nach Hause begleiteten?" — Aufmerksam betrachtete er sie jetzt und fragte mit dumpfem Tone: „Das warst Du? — waren —." — „Ich, Herr

Graf, und mein Herz ward damals schon Ihr Eigenthum; ich, Thörin, schmeichelte mir: daß auch Sie mich mit günstigem Auge betrachteten; leider fand ich später hier: daß Sie mich nicht einmal wieder erkannten. Ein glücklicher Zufall gab mir die Mittel, mir die Löwenhaut des gräflichen Standes um zu werfen. Eine Ahnung sagte mir: daß ich, so ausgerüstet, Sie mir auffinden würde, Sie, den man mir als einen Grafen genannt hatte. Durch ein Wunder sah ich in einer Geistererscheinung Sie wieder, der Beschwörer zeigte mir Sie als meinen künftigen Gemahl, und das Ungefähr führte uns auf dem Maskenball zusammen. Nun" — so endete Amina mit Thränen — „wissen Sie Alles; ich habe Sie betrogen, wie mein Bruder Ihre Schwester. Entscheiden Sie!" — Wendler ging von Neuem schweigend im Zimmer auf und ab und rieb die Hände. Die Bekennerin fürchtete von Sekunde zu Sekunde: daß sein stiller Zorn in Wuth ausbrechen werde; doch ganz unerwartet ward sein Angesicht immer heiterer, freundlicher; er lächelte, fing an ein Liedchen für sich zu trällern, lachte dann laut auf, fiel in eine hüpfende Bewegung und rief: „Das ist herrlich, das ist köstlich!" — trat jetzt lachend vor sie hin und sagte, indem er ihre Hand ergriff: „Laß es gut seyn, mein Schatz! Du bist keine Gräfin. Schade! — aber dafür bin ich auch kein Graf. Laß uns aufheben; wir haben einander betrogen, und das Schicksal uns alle Beide!" — Aminens Augen wurden groß, ihre Wangen bleicher; ihr Blick fragte. — „Ja, ja, Kindchen!" fuhr Julius fort, „Dein Vater war ein Drechsler-Meister, der meinige ein Tuchscheerer. Du nährtest Dich als Sängerin und Schauspielerin, ich lebte als Mechanikus und Marionettenspieler. Die Parthie ist ziemlich gleich. Wir wollten Beide höher hinaus, als vielleicht gut war; da vereitelte das Verhängniß unsere schlauen Spekulationen und führte mit uns das Sprüchwort auf: Wie Du mir, so ich Dir!" — Die Hörerin wußte nicht, wohin sie das Auge wenden sollte; lange blieb sie stumm, endlich aber sagte sie grollend: „Wenn es wahr ist —?" — „Was mich betrifft, so verlaß Dich darauf!" antwortete er. „Aber liebst Du mich wirklich, wie ich Dich liebe, so denke mit mir: Es hat so seyn sollen! und halte Dich an das wirkliche Glück, das wir, auch außer dem gesuchten Grafenstande, in Fülle genießen können." — „Aber der Zusammenhang?" rief sie im kaum verhaltenen Grimme. — „Bunt und schlängelnd laufen die Schicksalswege in- und durch- und nebeneinander hin. Ich befand mich mit einem Marionetten-Theater und einem Kabinet optischer und mechanischer Kunstsachen in der Congreßstadt; ich erwarb eine Menge Geld und verkaufte endlich Kabinet und Theater an einen brittischen Sonderling um einen schreiend hohen Preis. Geld macht Muth und Uebermuth; ich lebte nun auf einem großen Fuße, und nahm mir vor: mich forthin für einen Grafen aus zu geben; vielleicht, dachte ich, mache ich dabei mein Glück durch eine gute Heirath. Darum legte ich mir eine Equipage zu und besuchte die ersten Cirkel. — So befand ich mich auch in einer Theater-Loge, als Du den Tancred spieltest. Am Ausgange des Schauspielhauses fand ich Dich in der bewußten Verlegenheit, und da Du mir gefielst und ich Dich bemitleidete, brachte ich Dich in meinem Wagen heim; doch Du warst damals mit Tüchern umhüllt und noch zum Theil geschminkt, ich sah nur den Tancred in Dir und hatte — vergieb mir! — den ganzen Auftritt schon vergessen, als vor Kurzem mein alter Vetter Stiller, ein ehemaliger Jesuit und Schlaukopf par excellence zu mir kam —." — „Ha, der Entsetzliche!" rief weinend Amina, und rang die Hände. — „Er erzählte mir" fuhr Wendler fort, „daß er auf seiner letzten Reise eine junge, reiche und schöne Gräfin kennen gelernt habe, die mit ihrem Bruder in der Welt herum ziehe. Ich hatte ihm zuvor meinen Wunsch, mich mit einer Dame von obigen Eigenschaften zu verheirathen, anvertraut. Diese kannst Du haben! meinte er. Sie hat an mir und meinem planmäßig seltsamen Betragen Gefallen gefunden, mich zu ihrem guten Freunde und Gewissensrath erkohren, nachdem ich mich der Verehrerin des Wunderbaren als eine Art von Zauberer gezeigt hatte. Sie konnte, zum Beispiel, nicht begreifen: wie ich, der Fußgänger, eben so schnell die Reise mache, als sie fahrend; sie wußte nicht: daß ich, gegen gutes Trinkgeld, hinten auf ihrem Wagen saß. Mit einem Worte: willst Du sie, so sey sie Dein! — Ich äußerte: daß ich Dich zu sehen begierig sey, dazu schaffte er mir Gelegenheit, indem er Dich im Theater in einer Loge mir zeigte. Nun, wie hättest Du mir nicht außerordentlich gefallen sollen? Aehnlichkeit mit dem Tancred fand ich in Dir, daß Du es in Person seyst, ahnte ich nicht. — Nun bat ich den hülfreichen Vetter: uns einander näher zu bringen. Das muß auf eine wunderbare Weise geschehen, rieth er; Du sollst ihr, mit Hülfe unseres Freundes, des Mechanikus Welfert, der einen optischen Apparat besitzt, als Geist erscheinen; ich übernehme die Rolle des Geisterbeschwörers, und Welferts Haus in der Vorstadt ist treflich belegen für die Unternehmung. Beschlossen, gethan! — Du weißt, wie es dort erging. Fast wäre der stürmische Guido uns auf die Spur gekommen; doch Welfert war auf dergleichen vorbereitet und warf ihn durch einen elektrischen Schlag zur Erde. Dein Ausruf: Er ist es! — meine Amina, überraschte, erschütterte mich; heiße Liebe beschlich mein Herz, als ich später durch Stiller erfuhr: Du habest mir schon früh Deine Gunst zugewendet. Meine Bewegung befestigte den Entschluß: Dich zu gewinnen für mich. Ueber das Unerlaubte der Täuschung mit dem Grafen-

stande ging ich nun noch leichter hinweg, da ich liebte: Sie wird verzeihen, denn ihr Herz ist mein! sagte ich mir, und so ist meines Lebens Glück auf ewig gegründet! — Durch Stiller erfuhr ich, unter welcher Vermummung Du auf dem Maskenball seyn werdest, und daß Guido als Hamlet Dich dahin begleite. So wählte ich gleichfalls den Hamlet, um Dir unerwartet und auf wunderbare Weise zu erscheinen. Die Gelegenheit war mir günstig, mein Entwurf gelang. Ich bin am Ende! — Was ich von der Begebenheit denke, habe ich mit männlicher Offenheit erklärt; was Du meinst, sage unverholen. Ich beharre, willst Du zurück treten, so rede schnell, damit wir recht bald über das drückende Verhältniß hinweg kommen!" — Die Getäuschte schwieg, noch stundenlang schmollend; zu schwer lag die vereitelte Hoffnung ihr auf dem Herzen; der mystischen Ahnung blühende Erndte zerstörte der Mehlthau arger Wirklichkeit; aber sie fand bald Gerechtigkeit in der Catastrophe, Strafe für thörigtes Träumen, für unweiblichen Betrug, und — sie liebte. So hatte sie sich bereits, eh' der Abend herauf dämmerte, in ihr Loos gefunden, wie es Julius auf der Stelle gethan; und Guido und Leonore folgten gutem Beispiele. Sie hatten sich stets leidend verhalten müßen, wie die untergeordnete Schwäche. — Der Rest der Gelder, die Amina gewonnen, Julius erworben hatte, diente zur häuslichen Einrichtung des Doppelpaares. Dem Ersteren ist jetzt sein früheres Streben nach trüglicher Höhe ein Aergerniß und eine Thorheit; Wendler waltet als fleißiger Künstler, guter Bürger und treuer Ehemann; Amina als liebende und geliebte Gattin, als verständige, geachtete Hausfrau. Oft sagt sie sich: daß dennoch ihre Ahnung erfüllt sey, nur ward sie es auf eine andere als die erträumte Weise. Was kann man mehr seyn als ein Glücklicher?!

Die Sage vom König Frote.

Als in der Zeit, da der Heiland geboren wurde, König Frote, der Dritte dieses Namens, in Dänemark das Regiment führte, da war das Land in tiefem Frieden und der König benutzte solche Zeit, um Recht und Ordnung im Reiche her zu stellen; vor allen Verbrechen war er aber dem Diebstahl abhold, drum ließ er an einer Stange ein großes Stück Gold aufhängen, und derjenige, der es nehme, solle mit dem Tode bestraft werden. — Nun lebte allda ein altes Weib, welches sich auf Zauberkünste verstand; sie sandte ihren Sohn ab: er sollte des Königs Gold von der Stange holen, sie wolle dann durch ihre schwarze Kunst ihm schon die Strafe ersparen; als jedoch der Sohn in der Stille der Nacht das Gold gestohlen hatte, ward es gleich am frühen Morgen lautbar und man fing Mutter und Sohn, um sie an den Galgen zu hängen. — Aber siehe! auf dem Wege zum Richtplatz verwandelte sich die Alte in einen Stier und die Gestalt des Jünglings veränderte sie in ein Kalb. Das Volk staunte über ein so großes Wunder, und der König stieg vom Rosse, um das Ding in der Nähe zu betrachten; aber kaum hatte ihn der Stier absteigen sehen, so lief er mit tückischem Gesicht auf ihn zu und stieß sein Horn in des Königs rechte Seite, worauf Stier und Kalb den Augen des Volkes verschwunden war, welches herbei eilte, seinem verwundeten König zu helfen, der sogleich in seinen Palast getragen wurde, wo er aber am dritten Tage, viel bedauert, dahin starb. Das böse Weib aber ward nimmer in Dänemark gesehn.

Gerle.

Freimuth.

Der Censur zu Wien ward einst eine Schrift übergeben, die, außer der Verläumdung vornehmer Personen geistlichen Standes, eine Vertheidigung des, wegen Verfälschung der Bankozettel zum Gassenkehren und Schiffziehen verurtheilten Grafen P*, zugleich aber auch eine unverschämte Lobrede des Nachdruckes enthielt. Der Censor trug auf das Verbot der Schrift an, und setzte in Betreff des Nachdruckes Folgendes hinzu: „Wenigstens ist es consequent gedacht, daß der Vertheidiger des Banknoten-Verfälschers auch die Lobrede und Vertheidigung des Nachdruckens auf sich nehme. Beide begehen einen Diebstahl, und kein Monarch der Welt ist so im eigentlichen Verstande Herr seiner Banknoten, als z. B. Wieland Herr seiner Musarion ist. Der Banknoten-Verfälscher wird zum Schiffzug verdammt, und der Nachdrucker — durch Gesetze unterstützt; weil im ersten Fall ein Monarch, der den Werth eines Wielands zu erkennen nicht im Stande ist, und im andern ein Schriftsteller darunter leidet." — Joseph II., dem, wie alle Meinungen der Censoren, auch diese vorgelegt werden mußte, bestätigte, ohne einen Unwillen zu äußern, das Verbot.

Ister.

Lese-Früchte.

Christian Gryph, Andreas Sohn, wurde ehemals überschätzt, jetzt wird er vielleicht zu sehr herab gewürdigt. Namentlich findet man unter seinen „Sinngedichten" manches artige, z. B.:

„Verlangt ein Lehrer jetzt verdienten Dank zu haben,
Der suche schwarzen Schnee und fange weiße Raben."

Auch folgender Spruch, der den „Berlocken zu dem Schillerschen Musen-Almanach für 1797" zum Motto diente und dadurch wieder in Umlauf kam, ist von ihm:

„Wird etwas in der Eil,
Was euch verdreußt, gesprochen;
So laßt es ungerochen:
Ein Wort ist ja kein Pfeil."

Fr. Raßmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Rom. Sie werden gewiß begierig seyn, zu erfahren: wie es in Rom mit deutscher Kunst stehe? — Eine Sekte von Künstlern erregt hier das meiste Aufsehen, es sind die sogenannten Altdeutschen — oder Nazarener, wie sie auch genannt werden. — Ihr Bestreben ist eigentlich: die Kunst wieder auf ihren natürlichen, früher einfacheren Gang zurück zu führen. Ihre Muster sind die altdeutschen Meister; sie suchen nämlich, wie diese, den Gegenstand so klar und verständlich wie möglich dar zu stellen, ohne alle überflüssigen nichtssagenden Figuren, ohne alles Schwülstige der theatralischen Gewänder, ohne alle Ziererei von gesuchten schönen Stellungen, ohne anatomischen Prunk und antike Reminiscenzen aus Statuen. Einfache, den Gegenstand aussprechende Compositionen; Gewänder, durch die Stellung und Bewegung motivirt; die vorkommenden sichtbaren Theile nach der Natur gebildet; eine einfache, der Wahrheit abgewonnene Farbe, und, so viel wie möglich, der eigentliche Charakter und Ausdruck in den Köpfen, das ist, wonach sie streben. Sie werden daraus ersehen: wie große Gegner und Feinde sie an den sogenannten kunstgerechten akademischen Künstlern haben, zu denen ich die ganze neuere französische und italienische Schule, auch wohl die Wiener u. s. w. zähle. — Es ließe sich auch nichts gegen diese Altdeutschen sagen, wenn es bloß das Obengenannte wäre, was sie suchen; allein dies ist nur die Sache Weniger, die wirklich anerkanntes Talent und Genie haben, der größte Theil von ihnen ist nur nachahmend, und so sucht man natürlicherweise dem Geiste die Schale unter zu schieben. Viele glauben nämlich, wenn sie ein Bildchen im gothischen Styl componiren: die Falten recht papieren und steif, das Nackte recht trocken und hart, bis ins Ekelhafte, und dabei das Ganze ohne Effekt und Haltung machen zu müssen; ist dies geschehen, und waren nur recht viele altdeutsche Mützen, Kollets u. s. w. an zu bringen, so sind in ihnen die altdeutschen Meister fertig, wenn sie auch eigentlich schon nicht mehr zu Schülern taugen, da ihr Eigendünkel sie jeder Lehre unzugänglich macht. Von Cornelius aus Düsseldorf, Overbeck aus Lübeck u. s. w., welche die Häupter dieses Kunstbestrebens sind, muß man mit Achtung sprechen; ich bin fest überzeugt: daß die Genannten einst zu den großen Künstlern unsrer Zeit gehören werden, wenn sie sich ernstlich ausarbeiten und in ihrem Eifer beharren. Ueberhaupt führt diese Gährung in der Kunst doch wohl zu etwas sehr Gutem. Es war — ohne mit dieser Ansicht der besseren französischen Schule nachtheilig werden zu wollen — mit den französischen (falschen) Theater-Effektbildern gar nicht mehr aus zu halten, so wie mit allem akademischen Schlendrian; man soll ein schickliches Resultat aus diesen Extremen ziehen. Sekten taugen jedoch in der Regel nicht, am wenigsten sollten Künstler-Sekten denkbar seyn; durch sie muß die Kunst jedes Mal auf eine Zeit lang gefährdet seyn. Löblich ist das Streben der in diesem Berichte erwähnten Nazarener oder Altdeutschen: „die Kunst wieder auf ihren natürlichen früheren einfachen Gang zu bringen"; aber warum bedarf es hierzu einer Sekte? — warum in dem üppigen Italien, unter diesem heiteren Himmel, in Rom, unter den Meisterwerken Griechenlands und denen Raphaels u. s. w. der mühsamen Erinnerung: wie ein altdeutsches Kunstwerk wohl aussehen mag, um sich dessen als Muster zu bedienen? Ist es nicht ein unvergleichlicher Eigendünkel: den alten Deutschen allein das, was Vortrefliches in den früheren Jahrhunderten (nach dem Wiederaufblühen der Kunst) geleistet ward, zuschreiben zu wollen? — war die Kunst etwa zu jener Zeit in Italien auf einer niedrigeren Stufe als in Deutschland? — bietet etwa Italiens alte Schule nicht Kunstwerke dar, denen, bei allen Vorzügen der altdeutschen Schule, noch die, jenen oft mangelnde Anmuth und Schönheit beigesellt ist? — war die Kunst nicht überall, wo sie damals geübt ward, auf jenen einfachen natürlichen Gang begründet? — muß nicht ein Jeder, der Gelegenheit hatte, Kunstwerke aus den verschiedenen Schulen jenes Zeitalters zu sehen und zu vergleichen, sich gestehen: daß sie im Styl und in den ihnen eigenthümlichen Vorzügen und Mängeln sich vollkommen ähnlich sind? — Ueberall war damals treue Nachahmung der Natur des Künstlers Ziel, aus dem Gemüthe gingen seine Kunstwerke hervor; die Kunst in seinem Inneren, faßte er tieffühlend den Gegenstand auf; so wie die Natur ihn gab, suchte er ihn dar zu stellen, und gern war diese ihm eine freundliche Führerin. Warum bedarf es überhaupt des Nachahmens der Kunstwerke jener Zeit? — warum nicht, wie die alten Künstler es thaten, aus der ersten Quelle schöpfen? — Wahrlich, es thut dies jetzt fast in allen Künsten noth, denn es giebt wohl keine, die nicht von dem leidigen Teufel der Nachahmung besessen, und nur im Wahne originell ist! — Daß jetzt dem Künstler beim Entnehmen seiner Figuren aus der Natur, um das hohe Ziel der Kunst zu erreichen, weit mehr als damals Hindernisse in den Weg treten, ist nicht zu läugnen. Nicht überall ist er von der einfachen ungekünstelten, unverderbten Natur, wie die Künstler damals, umgeben; umsonst wird er sie da suchen, wo die sogenannte gebildete Welt es für unerläßlich nothwendig hält: ihre Natur durch den Tanzmeister corrigiren zu lassen; in welcher natürliche Gestalt und natürliche Gefühle nur erzwungen erscheinen, wo Bildung und Verbildung ziemlich nahe an einander grenzen und Ziererei an der Tagesordnung zu seyn scheint. Nicht hier, aber da, wo die, unserem Zeitgeiste eigenthümliche Ueberspannung das Natürliche noch nicht verdrängt hat, wird er finden, was er sucht. Verrenkungen und Ballet-Grazie mag lieben, wer da will; daß er nicht das Rechte liebt, höchstens den Etiketten-Geschmack hat, das kann er, wenn ihm daran gelegen ist, zu jeder Zeit unwiderleglich erfahren. — Ungezwungen fromm — nicht erzwungen frommelnd — erhalte der lebende Künstler sein Gemüth; er suche nicht das Einfache zu affektiren, um damit zu glänzen; die Kunst sey ihm Alles, das Anerkennen seines Künstlerwerths — das in unsern Tagen meistens von Zufälligkeit abhängt — wenig; er lasse die Fortschritte, die in neuerer Zeit in so manchen Theilen der Kunst (besonders im Wissenschaftlichen) gemacht wurden, nicht unbeachtet, oder halte sie wohl gar für die aufkeimende Kunst schädlich; er vermeide Alles, was zur Einseitigkeit führen kann, und wenn die Kunst in seinem Inneren wohnt, wird sie in seinen Werken sich aussprechen; er wird alsdann nicht Nachahmer irgend einer Schule zu seyn bedürfen, um als wahrer Künstler sich zu bewahren. Ns.

Die Anzahl der bekannten über 36karatigen Diamanten beläuft sich etwa auf 19. Davon hat Holland 1; England 2; Frankreich 2; Deutschland 1; Rußland die meisten; außerdem Persien 2 sehr große; aber den größten hat Portugal, welcher — bis jetzt noch ungeschliffen — 1,880 Karat wiegt. Verlöre er beim Schleifen auch die Hälfte, so ist er noch 156 Millionen Franken werth. Ein anderer, im Besitz des Hauses Braganza, ist 7 Millionen Franken werth. (Journ. gén.)

Seit Anfang des vorigen Jahres verzehrte die Gas-Erleuchtung zu London täglich 500,000 Kubik-Fuß Gas, dessen Herstellung 100,000 Pfund und mehr noch an Steinkohlen erforderte. Diese Masse Gas unterhielt 76,500 Argandsche Lampen, deren jede eben so viel Licht giebt, wie 6 Lichter (6 Stück auf ein Pfund gerechnet). Die Röhren zusammen genommen betragen 40 englische Meilen Länge. In einem einzigen Gazometre erhält man 27,000 Kubik-Fuß Gas. (Journ. d. Par.)

In Schweden ist nur noch ein Sprößling des Hauses Wasa übrig, nämlich die Prinzessin Sophie Albertine, Schwester der Könige Gustav III. und Karl XIII. (Journ. gén.)

Unlängst erneuerte sich zu Paris einmal wieder das Beispiel: daß eine Frau, welche viel Brandtwein trank, von innen verbrannte. Die Eingeweide, ein ganzer Theil des Bauches und die ganze linke Lende waren verkohlt. (Journ. d. Comm.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 12. Februar. 25stes Blatt.

Ueber die Aechtheit einer neu aufgefundenen, dem Cervantes zugeschriebenen Novelle: „la Tia fingida" (die falsche Tante).

Die nähere Bekanntschaft mit dieser Novelle verdanken wir der literarischen Bemühung der Herren C. F. Franceson und F. A. Wolf, welche dieselbe, im Mai 1818, als Beilage zu den „Analekten" herausgegeben haben. Sie ist, mit einem Vorbericht der Herausgeber und mit einer Beglaubigung des Don Martin Fernandez de Navarrete (Sekretairs des Königs von Spanien beim hohen Admiralitäts-Rathe, Mitglied verschiedener Akademieen u. s. w.), unter dem Titel: „la Tia fingida, novela inédita de Miguel de Cervantes Saavedra, Berlin en la Libreria de G. C. Nauck, anno de 1818" — für Freunde der spanischen Literatur besonders abgedruckt zu haben. Don M. Navarrete führt in seiner obgedachten Beglaubigung den Beweis der Aechtheit dieser Novelle auf völlig überzeugende Weise (obwohl er, wie wir unten sehen werden, einen tüchtigen Grund außer Acht gelassen oder vielmehr verkehrt angewandt hat), und die Herausgeber treten ihm bei. Ihre Gründe bedürfen hier, bis auf den einen obenerwähnten des Don Navarrete, keiner Wiederholung; ich erlaube mir indeß, noch Einiges über diesen, für Literatoren interessanten Gegenstand hinzu zu fügen. Die Eigenthümlichkeiten des Styls des Cervantes bestehen vorzugsweise: im häufigen Gebrauch der Partizipial-Construktion und Inversion; in der gewissermaßen epiphorischen Manier, mehrere Perioden mit gleichen Worten und Wendungen zu schließen; in der prosaisch assonierenden Wiederholung der Substantiven des Perioden; in dem, freilich unter den Spaniern ziemlich allgemeinen Haschen nach Allusionen; in der Antithese und der Liebe zu sprüchwörtlichen Redensarten, und ganz besonders in einer gewissen Ungleichheit des, bald lapidarischen, bald weitschweifigen und bloß conjunktivisch-zusammengehaltenen Styls. Diese Eigenheiten findet man auch in der „Tia fingida" auf jeder Seite wieder, so daß sie selbst einem ungeübten Auge kaum entgehen können. — Was aber die Vorzüge des Cervantes anlangt, so werden sie in dem vorliegenden Werke eben so wenig zu verkennen seyn, denn wer fände nicht darin: feinen Witz und Scharfsinn, feine Combinationsgabe, Laune und Menschenkenntniß, und vor Allem jene Bitterkeit, die ihm sein, an schmerzlichen Erfahrungen so reiches Leben zur andern Natur gemacht hatte.

Daß Cervantes diese Novelle nicht drucken ließ, hatte seine guten, schon von den jetzigen Herausgebern erwähnten Gründe. Er war überhaupt sehr bange vor der Aufnahme seiner Novellen, als einer, damals in Spanien noch neuen, von ihm zuerst gebrauchten Form literarischer Mittheilung.*) Er versuchte deshalb erst sein Glück mit der: „Novela del curioso impertinente", die er dem „Don Quixote" einschaltete, um, wie Pellicer vermuthet, dem Publikum „den

*) Yo soy el primero, que hé novelado en lengua Castellana etc. (Vorrede zu den Novellen.)

Puls zu fühlen". *) Die „Tia" enthielt nun aber einen, zwar exemplarischen, aber doch gar ärgerlichen und mit anstößiger Treue dargestellten Stoff, so daß der Verfasser Bedenken tragen mußte: sie unter seinem Namen erscheinen zu lassen, in welchem Falle gewiß Nicolas Antonio, der ihm wegen seiner Ehrbarkeit ein so großes Lob ertheilt, **) dieses würde zurück genommen haben. — Aus diesen Gründen wählte Cervantes also denselben Weg literarischer Mittheilung der „Tia fingida", welchen er in Absicht der Novellen: „Rinconete y Cortadillo" und „el Zeloso Estremenno" einschlug, nämlich den, durch ihre Aufnahme in die „Miszellen" des Lizentiaten Porras, aus welchen denn auch diese beiden Novellen hervor gingen und in dem „Gabinete de lectura Espannola" abgedruckt wurden. Zwar ist die Aechtheit eben dieser Novellen ebenfalls angefochten, aber die Nichtigkeit der Anfechtung, meines Erachtens, hinreichend dargethan durch das, was Don Antonio de Sancha im Allgemeinen für Cervantes angeführt hat, ***) so wie durch diejenigen Beweismittel, die ich in der Vorrede zur Uebersetzung der Novellen ****) gesammelt habe. — Auch kann ich nicht unterlassen, das, von mir erforderte Zeugniß eines unter uns lebenden Spaniers und Literaten, des königlichen Bibliothekars, Ritters v. Lianno, an zu führen; auch er erklärt die „Tia fingida" für ein Werk des Cervantes. *****) — In der mehrerwähnten Beglaubigung des Don M. F. de Navarrete findet sich übrigens eine höchst auffallende Unrichtigkeit, welche leicht ein schiefes Licht auf die ganze Sache werfen könnte. Er sagt nämlich pag. 34: „Die Lektüre, welche Porras für den Erzbischof von Sevilla gesammelt (nämlich die „Miszellen"), sey theils aus seinen eigenen, theils aus fremden Arbeiten bestanden." *)

*) Para tomar, sin duda, el pulso à los lectores, y probar, como recibirian este genero de cuentos exemplares. (Vida de Cerv.)

**) Decorum exactissime servatum, hoc plus quam caetera commendat scriptum. Bibl. hisp. Tom. II. M. 135.

***) Carta publicada en el Correo de Madrid, injuriosa à la buena memoria de M. de Cervantes. Reimprimese con notas apologeticas, fabricadas à expensas de un devoto, que las dedica al autor de Don Quixote de la Mancha, anno de 1788.

****) Berlin, bei Weiß, 1810.

*****) ——„la (Tia) creo de este grande ingenio, y este cuento me hace pensar en un quadro, sino me acuerdo mal, del Tiziano, que los Carmelitas guardaban en Madrid en las escaleras del camarin de la imagen de la Virgen del carmen. Un religioso, que, entendiendolas, ò sin entenderlas, relataba à quantos iban à ver aquella escondida y preciosa galeria, las tradiciones artisticas sobre cada quadro, me dijo, que el Tiziano, cansado de pintar y teniendo en la paleta unos restos de colores, dejò un dia el pincel y pinto con los dedos aquel busto etc. Sea lo que fuere de la exácta verdad de todo esto, es cierto que el tal busto ò figura de medio cuerpo hace pensar en los dedos de un gran maestro, que, aun jugando y cansado, merece la admiracion de que examina sus obras. Si la sombra del infeliz y gran Cervantes pudiese decir dos palabritas à los Sennores Wolf y Franceson, creo que, en muestra de agradecimiento, diria à cada uno de ellos lo de Catulo:

——— „namque tu solebas
Meas esse aliquid putare nugas." —

Ey, ey! Herr Navarrete hätte sich aus dem „Pellicer" überzeugen können: daß Porras durchaus nichts Eigenes gab; denn er sagt in der dedicatoria an den Erzbischof von Sevilla ausdrücklich: „que le inviaba y hacia plato à su buen gusto, con cosas agenas, per no contentarle ni satisfacerle las suyas etc." (daß er fremde Sachen gebe, weil ihm seine eigenen nicht genügten u. s. w.), also aus Bescheidenheit, welche eben für die Aechtheit der Novelle spricht, wogegen Herr Navarrete durch jene Unrichtigkeit seine eigene Beglaubigung schwächt! —

F. v. Grunenthal.

*) ——„que contenia de cosas propias y agenas." —

Die Rache der Liebe.

Von Fr. Laun.

1. Vom Heirathen.

Mißvergnügt über den geringen Glanz eines sehr pomphaft angekündigten Balles hatten mehrere Tänzer den Saal verlassen, um den Weihrauch der Tabagie vereint zu genießen. Die kritische Würdigung der gesammten Tänzerinnen, deren jede einzeln durchgenommen wurde, war mehr ungerecht als witzig, wie sich das in dergleichen verdrießlichen Fällen wohl denken läßt. — Endlich rief der still vor sich hin dampfende Baldrian, seine Pfeife ausklopfend, also aus: „Lieben Freunde, laßt nun einmal ab vom Dreschen des leeren Strohes. Das schöne Cordchen ist wohl eher ein Gegenstand der Unterhaltung. Hat Einer sie heute gesehen?" — Alle verneinten es. — „Nun, so habt Ihr unglückseligen Menschen in Eurem ganzen Leben noch nichts gesehen!" — „Ein Götterkind ist diese Concordia alle Tage!" entgegnete ein Anderer. — „Der Name schon" rief ein Dritter, „wie sein wunderbarer Klang so mannigfach unser Gefühl berührt! Mit der schönen Eintracht, die er verkündet, tönt mir das Lied der Glocke, von himmlischer Sphärenmusik begleitet, in die Ohren!" — „Nichts hier von Sentimentalität, Herr Patron!" rief Baldrian, „hier, wo die rein-antike Form so herrlich uns anredet! Ich wiederhole: daß, wer Cordchen heute nicht gesehen hat in der Kirche, der hat nichts gesehen. Götter! — wie sie da saß, und selbst der dicke, schwarze Sammet ihres Oberrocks der schlanken Grazliengestalt, den feinen Rundungen ihres Körpers, nichts anhaben konnte. Der Gottesmann auf der Kanzel hätte ich seyn mögen, zu dem ihre wunder-

süßen Augen allein gerichtet waren; oder vielmehr: ich hätte es nicht seyn mögen, denn ich wäre zu Schanden worden vor allem Volke. Ich hätte herunter gemußt von der Kanzel zu ihr, und wäre mir darüber der Priesterrock ausgezogen worden! — Was schüttelst Du den Kopf, Haidekorn?" — „Ey!" sagte der, erst vor wenig Tagen, nach dreijährigen Reisen Zurückgekehrte; „ich bin nun einmal ein abgesagter Feind alles Excentrischen. Verlieben, ja! ich pflege mich wohl auch zu verlieben; der Verstand aber darf mir darum nicht aus dem Hause gehen. Noch habe ich die allgerühmte Concordia nicht gesehen, aber doch die Welt und viel andere überaus hübsche Mädchen darin, und mich immer in meinen Verhältnissen zu behaupten gewußt." — Baldrian trällerte, mit Lächeln ihn anschauend, ein Liedchen, wie man wohl thut, wenn man seine Gleichgültigkeit über eine alltägliche oder ungereimte Bemerkung zeigen will. Haidekorn aber, ohne sich davon irren zu lassen, fuhr im Tone der Belehrung also fort: „Heirathen könntest Du sie ja doch nicht, Baldrian, und zu einem vorübergehenden Liebeshandel soll sie, wie man sagt, viel zu spröde seyn." — „Nur Dein Geld her, Haidekorn!" sprach er, „und ich heirathe sie noch heute, unter der billigen Voraussetzung nämlich: daß sie auch mich heirathen will." — „Heirathen!" rief Haidekorn mißbilligend, „die Tochter eines — Perückenmachers?" — „Warum denn nicht? Erstens ist der Hof-Perückenmacher Säuberlich ein Mann, der bekanntermaßen aus den plattesten Hof- und Stadtschädeln etwas zu machen weiß, etwas, das bisweilen einem halben Dutzend hoher Schulen nicht gelingen möchte. Zweitens wollte ich ja den Patron nicht selbst heirathen, sondern nur seine Tochter, eine Tochter, die schon in ihrem blutjungen Leben weit mehr Köpfe verrückt hat, als ihr Vater in Ordnung bringen könnte, wenn er auch ein Methusalem werden sollte; eine Person, der Alles den Hof macht, Hoffähige und nicht. — Uebrigens weiß der Henker, warum ich mich mit Dir in Streit einlasse, da Du Cordchen noch nicht einmal gesehen hast, und dieses eine schöne Kind die schönsten der ganzen Stadt, wie der Mond die Sterne, überglänzt.

2. Das günstige Zeichen.

Da Mehreren Haidekorns Belehrungswort in einer Sache, welche einigermaßen auch sie mit betraf, offenbar empfindlich fiel, so stand der Vielgereiste verdrießlich auf und schlenderte nach dem Tanzsaal zurück. — Die Herzens-Erleichterungen der Dampfenden, welche kurz zuvor den Tänzerinnen gegolten hatten, widmeten sich nunmehr dem Superklugen, wie sie Haidekorn nannten. — „Und" — begann endlich Karl — „ich wollte wetten: daß derselbe Mensch, welcher so eben auf die bekannte Vernunftlosigkeit mancher Liebe loszog, recht tief in eine solche zu verstricken wäre. Ich kenne meinen Mann, und würde herzlich lachen, wenn er noch selber die Sklavenschaar an Cordchens Triumphwagen vermehrte; denn mit Haidekorns Consequenz muß man es nicht allzu genau nehmen." — Alle Anwesenden versprachen: auf diesen Fall in der Freude das reichlich nach zu holen, was ihnen die heutige Nacht davon schuldig bliebe. Der schlaue Karl aber ging wirklich nach dem Saal, Haidekorn auf zu suchen. — „Ein Wort im Vertrauen, Haidekorn!" begann er, „Du hast Dich an der schönen Perückenmachers-Tochter schwer versündigt." — „Wie so?" — „Weil ich Zeuge gewesen bin, wie sehr sie Dich vor allen Andern auszeichnet." — „Mich?" — „Ja, Dich! In meinem Leben hat sie noch Niemand so nachgesehen, wie Dir, als Du gestern nach Tische aus dem Gasthofe kamst." — „Wer weiß, wem das gegolten hat?" — „Dir! Kaum, daß Du um die Ecke hinum warst, so machte sie das Fenster wieder zu. Es ging auch, außer Dir, gar Niemand auf der Straße, auf den man die Blicke des schönen Kindes hätte beziehen können." — Als nun Haidekorn hierüber etwas stutzig geworden war, wußte er ihm Cordchen, unter dem Mantel der Partheilosigkeit, von Seiten ihrer Schönheit und Tugend so heraus zu streichen, daß die Neugier des Eitlen wirklich gereizt wurde. Dabei stellte er ihm den Umstand vor, daß der Vater des Mädchens die beste Hoffnung habe: als Professor bei der Kunst-Akademie angestellt zu werden. Zugleich wußte er Haidekorn dadurch bei seiner grenzenlosen Eitelkeit zu packen, indem er die ganze Stadt als Zeugin anführte: daß eine Menge junge Männer um Concordien angehalten, Keiner aber ihrem Vater und dem, übrigens in jeder Hinsicht musterhaften, über ihren Stand weit hinaus gebildeten Mädchen habe gefallen wollen. Er selbst, fügte der Schlaue hinzu, sey neugierig: welchen Freier dieses Kleinod der Jungfrauen der Residenz am Ende noch wählen werde? — Haidekorn konnte sich über das Alles vor Lachen gar nicht fassen; aber in seiner vorher gegangenen Aufmerksamkeit und sogar in diesem Lachen lag etwas, das Karl als ein günstiges Zeichen für seinen Anschlag betrachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alles ist nützlich!

(Nach dem Französischen der Madam Deshoulières.)

Der Weise hat im Umgang mit den Thoren,
Im Hören schlechten Werks nie Zeit verloren;
Er weiß: daß wir zu meiden lernen müssen,
Um, was zu thun ist, recht genau zu wissen.

Th. Laurin.

Gnomen.

1.

Menschenkenntniß ist schwer! man sagt's und ich hab' es empfunden,
Da mein handelnder Mensch noch sich dem forschenden birgt.

Fr. Krug v. Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Von der neuen Zeitschrift „Hyllos" — welche zum Besten einiger wohlthätigen Anstalten heraus kommt — ist (bis zum 18ten Januar) erst ein Blatt erschienen, welches ein Gedicht von dem würdigen Professor Dambeck (durch mehrere vorzügliche poetische Arbeiten und die metrische Uebersetzung von Pope's „Essay on Criticism" bekannt), den Anfang einer Geschichte der Stadt Prag und einige andere Kleinigkeiten enthält. Der Herausgeber entschuldigt sich über diese Verspätung durch die Nothwendigkeit, die noch immer eintretenden Subscribenten abwarten zu müssen, um die Größe der Auflage genau bestimmen zu können. — Professor Gerle — welcher mit dem Neujahr die Redaktion der hiesigen Zeitung niedergelegt hat — giebt nächstens böhmische Volksmärchen heraus, und es verlautet: daß er an einem Trauerspiele arbeite, auf welches man sehr begierig ist, da er, außer einem Festspiel zur Feier des Friedens von 1814, sich noch niemals in diesem Fache versucht hat. — Unsre Bühne — welche vom neuen Jahre an Hr. Polawsky übernommen haben soll, obschon er sich noch nicht öffentlich als Vater zum Kinde bekannte — hat uns seitdem nur mit einer Neuigkeit: „Athenais" von Kratter, beschenkt. Das Stück, welches die Thronerhebung der Kaiserin Eudoxia enthält, hat interessante Momente, zum Theil recht hübsche Verse und ist sehr auf Effekt berechnet; auch thaten Madam Sonntag (Athenais) und Madam Liebich (Pulcheria) Alles, um die Wirkung zu erhöhen. Die Männer sind vom Dichter zu stiefväterlich behandelt, um großes Interesse zu erregen. — Von älteren Stücken sahen wir „Fiesko" und „Er mengt sich in Alles"; den Ersten in einer abscheulichen Besetzung und, bis auf einige Momente des Hrn. Bayer in der Hauptrolle, kalt dargestellt; das letztere in den beiden wichtigsten Rollen „Hermann" (Hr. Allram) und „Plumper" (Hr. Feistmantel) gänzlich vergriffen und aus dem Mittelstande in die Gemeinheit herab gezogen. Wären diese beiden Rollen den Herren Wilhelmi und Löwe zugetheilt worden, so hätte das drollige Lustspiel — trotz seiner etwas veralteten Sprache — einen recht genußreichen Abend gewähren können, zumal da Hr. Polawsky den „Baron" ganz vortrefflich und auch Mad. Allram die so schwierige Rolle der „Eveline" recht artig darstellte. — Uebrigens mag Theater-Direktor seyn, wer will, beneidenswerth ist sein Loos nicht; denn es scheint eine epidemische Krankheit unter den Mitgliedern eingerissen zu seyn, und da hier, nach Wiener Weise, die kranken und unpäßlichen Schauspieler auf dem Zettel angezeigt werden, so lesen wir oft Bülletins von 5 bis 6 Personen; wie aber nichts so schlimm ist, daß es nicht auch zu etwas Gutem führe, so hat auch dieses Unglück zu einer erfreulichen Entdeckung geleitet. Madam Czejka, geb. Auernhammer, Sängerin an unserer Bühne und Gesanglehrerin am Conservatorium, eine Schülerin von Crescentini, und stets wegen ihren gründlichen Kenntnissen und schönem Vortrag geschätzt, hatte seit einiger Zeit durch Krankheitsfälle so viel von ihrer Stimme eingebüßt, daß man ihrer praktischen Ausübung sehr zu mißtrauen anfing. Erst in einem Conzert, welches sie gab, bemerkte man: daß ihre Stimme sich wieder erholt, und da wir nun zwei Sängerinnen (Mad. Becker und Strauß) haben, welche das Vorrecht der Prima Donna: oft krank zu seyn, in hohem Maaße geltend machen, so mußte Mad. Czejka mehrere wichtige Parthieen übernehmen, und zeigte im „Tancred", „Wasserträger" und besonders als „Chlorinde" im „Aschenbrödel" eine wahrhaft bewundernswerthe Kunstfertigkeit, die auch von dem Publikum mit verdienter Theilnahme anerkannt wurde. — Es heißt: daß nächstens „Trajan" und „Othello" einstudirt werden sollen, und da wäre wohl sehr zu wünschen: daß diese Künstlerin — welche doch hier allein ein Rezitativ zu singen *versteht* — zur Ausführung dieser italienischen Compositionen benutzt würde. — Die Verehrer der Mad. Becker, welche, nicht zufrieden mit einer vernünftigen Anerkennung ihres schönen Talents, sie weit über die herrliche Grünbaum erheben, fangen allmählig an, ihr Urtheil zurück zu ziehen, und freuen sich mit allen Uebrigen herzlich der Hoffnung, die uns Briefe aus Wien geben: daß unsre Nachtigall wenigstens als Gast uns im Laufe dieses Sommers heimsuchen dürfte. —*—

Cadix. In Spanien haben sich seit der letzten Revolution zwei poetische Partheien gebildet, die eine, an deren Spitze die Hauptstadt, verherrlicht die französischen Dramatiker und Kotzebue; die Gegenparthei, die das alte spanische Theater in Schutz nimmt, hat ihren Hauptsitz in Cadix; ihr Führer aber ist ein Deutscher, Hr. Bohl von Faber, Consul der Hanse-Städte, der schon dreißig Jahr in Spanien residirt, und eine der größten Sammlungen spanischer Dichter besitzt. Während die Kunstrichter in Madrid Calderon als unkritisch nach den Regeln des Aristoteles und als unbekannt mit den Regeln der spanischen Sprache bitter tadeln, weißt der deutsche Bohl von Faber dem Hauptkritiker, in einer Uebersetzung von demselben, mehr als 70 Sprachfehler vor. (Isis.)

Zu Bordeaux ereignete sich unlängst Folgendes: Man gab das Trauerspiel: „Ignez de Castro". Die Heldin war so eben nach ihrer Vergiftung krampfhaft verschieden, als sie fühlte: daß ihr Kleid sie zu sehr presse. Sie stand daher ruhig auf, brachte das Kleid erst in bessere Ordnung und legte sich dann eben so ruhig wieder als Todte hin. (Journ. d. Par.)

Sully sagte einmal: „Wenn die Weisheit auf die Erde herab stiege, so würde sie gewiß lieber in einen Kopf als in mehrere Köpfe fahren. Der gute Sinn ist gern Einheit, die Thorheiten aber sind ohne Zahl. (Journ. d. Par.)

Zu Paris ist unlängst eine Schrift erschienen: „Bemerkungen eines Franzosen auf die Frage: Sollen die Inschriften auf französischen Denkmalen in französischer oder lateinischer Sprache abgefaßt seyn?" Der Verfasser ist sehr unwillig: daß das Volk, der Soldat, Offizier und General nicht einmal, ohne Kenntniß einer fremden, oft gar barbarischen (!) Sprache, die Namen der durch französisches Blut berühmt gewordenen Orte kennen lernen kann. (Journ. gén.) Diese Französischthümelei ist wohl nicht verwerflich; auf National-Denkmale gehört die Landessprache.

Der Kriegesmarsch Karl XII., den der schwedische General Stenbock componirt hat, beginnt mit den Worten: „Auf, auf! blaue Kinder!" (Levez vous, levez vous! enfans bleus!) (Journ. gén.) Sollte das vielleicht ein Gallicismus seyn!? Dt.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 13. Februar. 26stes Blatt.

Die Rache der Liebe.

3. Nicht doch!

Aus dem wiederholten Hm! mit welchem Herr Haidekorn bald darauf seinen Mantel umnahm und dann die Treppe hinunter schlich, schloß sein Bedienter, der ihm folgte: daß er über wichtigen Dingen brüte. Das war nun zwar nicht der Fall; eine heftige Gährung aber fand statt in ihm. — Am folgenden Morgen, nach eingenommenem Frühstück, schien der Gährungs-Prozeß beendigt. Der Hof-Perückenmacher stand nun einzig als Professor und dessen Tochter als das Kleinod der Stadt vor seinem geistigen Auge; und Herr Haidekorn selbst stellte sich vor den Spiegel, um die gute Meinung, welche er schon von seinem Aeußeren hegte, noch mehr zu befestigen. — Wohlan, dachte er hierauf, sich in die Kleider werfend, ich will die Stadt rächen an der Spröden. Schon jetzt mag sie, wie ich gehört habe, in dem Netz meiner Reize zappeln; ich will es vollends zuziehen und sie dann aller Welt also zeigen und das Ding auslachen; denn so viel Vernunft kann mir wohl jeder Pinsel zutrauen: daß ich keine ernsten Absichten auf sie richten werde. — „Weiß Er die Wohnung des Hof-Perückenmachers?“ fragte er seinen Bedienten. — „Der die schöne Tochter hat?“ entgegnete Johann. — „Ja!“ antwortete sein Herr mit entschiedenem Verdruß. — Johann erbot sich, ihm die Wohnung zu zeigen. — „Nicht doch!“ sprach er; „angeben nur soll Er sie mir!“ — Das geschah.

4. Viel Hitze.

Herr Haidekorn wußte durch Karl: daß Cordchen gewöhnlich am mittelsten des, sieben Fenster breiten Hauses zu arbeiten pflegte. Er war willens, erst zu sehen: ob sie anwesend sey? und dann zu dem Vater hinauf zu gehen, um über die Art: wie man ihm vor vierzehn Tagen in Paris das Haar schnitt, des Künstlers Gutachten ein zu holen und, nach Befinden, bei seiner geschickten Hand um Verbesserung der, in der sogenannten Hauptstadt der Welt etwa begangenen Fehler nach zu suchen. Das schien ihm die beste Gelegenheit, sich dem künftigen Professor bei der Kunst-Akademie zu empfehlen und zugleich Cordchen vielleicht persönlich kennen zu lernen. Als er aber jetzt dem Hause sich nahete und hinauf blickte an das mittelste Fenster, da war es um alle Vorsätze geschehen. Das wunderliebliche Gesicht und die herrlichen Locken, welche dessen Stirn bekränzten, das jagte plötzlich eine Hitze in sein Blut, die ihn erst versteinerte und dann aufs heftigste davon trieb, und der bis dahin von ihm bezweifelte Satz: daß eigentliche Liebe die Kecken selbst furchtsam mache, sich vollkommen an ihm bewährte. Er schalt sein Hinaufblicken Frechheit und sein nachheriges Stehenbleiben eine Insolenz, welche er sich nie würde vergeben haben, wenn es ein freiwilliges gewesen wäre.

5. Baldrian.

„Professor, Kleinod der Stadt!“ — Nachdem Herr Haidekorn diese beiden Worte unzählige Mal bald laut, bald leise vor sich hin gesprochen hatte, faßte er ein Herz und verlies seine Wohnung zum zweiten Male.

Sein, schüchtern von der Straße nach Cordchens Fenster hinauf gerichteter Blick sagte ihm: daß sie noch immer, und zwar ganz in der vorigen Stellung dort sitze und — was sich mit ihrer Sprödigkeit wohl zusammen reimen ließ — den Vorübergehenden keinen Blick vergönne, sondern einzig mit ihrer Arbeit beschäftigt sey, die, ob man schon von der Straße aus solches nicht genau sehen konnte, ohnstreitig im Stricken bestand. — Jetzt besiegte er seine Schüchternheit und eilte ins Haus, die Treppe hinauf. Er wollte klingeln, da fiel ihm ein: daß er sich nicht hinreichend vorbereitet habe auf das, was zu sagen Noth thue. In demselben Augenblicke hörte er auch im oberen Stockwerke die Thür zuwerfen und Jemand die Treppe herunter kommen; dem Trällern nach, mit dem es geschah, war es Baldrian. Der sollte ihn nicht hier finden; daher eilte er die Treppe noch schneller wieder herunter, als er sie erstiegen, und wartete im Hause daneben, bis der Bekannte vorüber war.

6. Der Demüthige und die Demüthigung.

Mit der inzwischen wohl ausgesonnenen Anrede trat er seinen Rückweg in das bewußte Haus an. Der Klang von der, durch ihn im ersten Stockwerk in Bewegung gesetzten Klingel ging ihm wie ein starker elektrischer Schlag durch den ganzen Körper. Zum Glück konnte das Schlürfen, welches jetzt von innen nach der Saalthür zukam, unmöglich von solchen Füßchen herrühren, wie er sie mit Recht Cordchen in Gedanken zutheilte. Er würde alle Fassung verloren haben, wenn sie selbst erschienen wäre. — „Was soll's seyn?" rief eine grämliche Alte, die Thür so aufreißend, daß der hier Wartende seine Nase nur durch einen Sprung in Sicherheit setzen konnte. — „Ist der Herr Professor Säuberlich zu Hause?" fragte er äußerst demüthig. — „Hier wohnt kein Professor!" antwortete die Alte; „der Herr Hof-Perückenmacher aber sind nicht zu Hause." — Schon wollte sie die Thür zumachen; allein der junge Herr sagte: „Liebe, gute Frau, so könnte ich wohl —?" — „Was denn? Nur geschwind mit der Sprache heraus, ich habe Milch beim Feuer!" — „Könnte ich nicht vielleicht das Fräulein Säuberlich sprechen?" — „Ist auch nicht zu Hause!" antwortete die Alte, die Thür zuwerfend. „Dachte ich's doch" murmelte sie noch drinnen fort: „daß so etwas heraus kommen würde, als vom Professor die Rede war." — Herr Haidekorn stand da, wie des Dichters Don Carlos, herab gestürzt aus allen seinen Himmeln.

7. Schlimmes Wetter.

„Verwünschte Gerichte!" rief Haidekorn, wie gewöhnlich zu Hause speisend, bei der zweiten Schüssel, die er, wie die erste, nur berührt hatte. — Der Bediente, welcher auf seinen Wink das Essen wieder abtrug, ließ sich die Speisen, trotz der auf ihnen lastenden Verwünschung, trefflich schmecken, bis das Wort: **Kaffee!** aus dem Zimmer hinaus donnerte und ihn zur Bereitung desselben an den Heerd riß. — „Wie lange währt heute doch Alles?" schrie der Herr dem Diener entgegen, als dieser mit dem rauchenden Getränk ins Zimmer eilte. — „Ach Gott!" entgegnete Johann, „und doch habe ich mich so getummelt!" — „Pfuy Henker!" rief der Trinkende, nach dem ersten Schlucke die Tasse wegsetzend; „ist das Kaffee?" — „Zu dienen!" — „Räsonnir' Er nicht! Gefärbtes Wasser ist's, sage ich Ihm, und unterstehe Er sich nicht wieder, mir solch ein Getränk vor zu setzen. Fort damit!" — Der redliche Johann mußte sich mit dem Bewußtseyn trösten: dem Kaffee seines wunderlichen Herrn heute keine Bohne mehr als gewöhnlich entwendet zu haben. — „Und die Stutzuhr, die hat der Mosje Liederlich auch nicht aufgezogen!" rief der Herr ihm nach. — „Ey, warum denn nicht, Herr Haidekorn?" sprach Johann, sich in der Thür umwendend. — „Wenigstens nicht zu rechter Zeit. Nur ein Dummer könnte ja glauben: daß es erst zwei geschlagen hätte." — „Dann, Herr Haidekorn, ist die ganze Stadt dumm und die Schloßuhr dazu; denn Ihre Stutzuhr geht gerade wie diese." — „Nicht räsonniren soll er, oder —!" rief der Herr aufspringend, und Johann stolperte auf seinem übereilten Rückzuge über die Schwelle, so daß er vielleicht zwischen den beiden Flüssen aus der Kaffee- und Rahmkanne, welche sich unter dem am Boden Liegenden vereinigten, noch lange betäubt gelegen haben würde, wenn Haidekorns Flüche nicht seiner Besinnung mächtig unter die Arme gegriffen hätten. (Die Fortsetzung folgt.)

Herrn Otberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Erster Januar-Dienstag.

Stände. Casten.

Als ich heute bei dem Oheim eintraf, fiel mir unsre neue Verfassungs-Urkunde ein und ich warf die Frage auf: Ob wohl in diesem Jahr, wie es uns versprochen worden, unsere neue Stände-Versammlung wirklich würde eröffnet werden? — Darauf entspann sich folgendes Gespräch: „Warum sagst Du nicht lieber: die Versammlung unserer Volksvertreter?"

Ich. Weil sie unmittelbar aus den Ständen hervor gegangen, und indem sie zunächst diese vertreten, erst damit Volks-Repräsentanten werden.

Oheim. Ich fürchte nur, sie möchten dann etwas vertreten, was jetzt kaum mehr besteht, und wenn man aus den Zeichen unserer Zeit und den Regungen des Geistes derselben weissagen darf, immer mehr und mehr verschwinden und endlich ganz aufhören wird. Denn was nennst Du Stände des Volkes?

Ich. Gewisse Volksabtheilungen, deren Verhältniß zu dem Staatsganzen verschieden bestimmt ist, nicht nur durch die Vorrechte und Begünstigungen, welche der Staat der einen vor der andern einräumt, sondern auch durch die verschiedene Art ihrer Wirksamkeit in der Gesellschaft, den Grad ihrer geistigen Entwickelung und die Summe der von diesen beiden Bestimmungen wieder abhängenden Güter und Genüsse.

Oheim. Nach Deinen beiden Hauptbestimmungen wären es also, wenn ich Dich anders recht verstehe, vorerst: privilegirte und nicht privilegirte Volks-Klassen?

Ich. Wohl, wenn wir des fremden Ausdruckes uns bedienen wollen.

Oheim. Aber giebt es denn jetzt noch privilegirte Volks-Klassen?

Ich. Ich sollte doch wohl denken; noch immer stehen die verschiedenen Stände in der Gesellschaft, deren Organe sie sind, einander nicht gleich; obschon sich nicht läugnen läßt: daß der Geist der Zeit und der Völker immer stürmischer fordert: daß alle Bürger des Staates vor dem Gesetze gleich stehen, und — da Alle dem Staate gleich nützlich und gleich nothwendig sind — wie gleiche Last mit einander tragen, so gleich an Ehre werth gehalten werden sollen, und wenn ein Vorrang statt finden kann, er nur denen zukommt, die durch die größten Vorzüge, die größte Tüchtigkeit, die größten Verdienste um den Staat vor den Andern sich desselben würdig machen.

Oheim. Dabei dürfen wir zugleich nicht übersehen: daß die meisten Privilegien einzelner Stände auf ein früheres Verhältniß sich gründen, das nicht mehr besteht und die also mit ihrem Grunde von selbst verschwinden müssen. Aber wenn Du anerkennst: daß der Geist der Zeit allen Vorrechten große Gefahr drohe, so laß uns nun auch einmal Deine zweite Hauptbestimmung etwas näher betrachten. Du sagtest: es sind Abtheilungen, die durch ihr Wirken, ihr geistiges Leben, ihren Kultur-Zustand und ihren ungleichen Antheil an den Gütern und Genüssen der Gesellschaft die verschiedenen Volks-Klassen bilden?

Ich. Allerdings ist das etwa meine Ansicht.

Oheim. Aber wie eine Allgemeinbildung immer mehr alle Volksthümlichkeit bei den europäischen Nationen aus zu gleichen scheint, so verwischt sich auch jetzt immer mehr aller Unterschied der Stände bei jedem einzelnen Volke, so daß, wenn Du in einer größeren Stadt in eine Gesellschaft trittst, Du wohl schwerlich sogleich die auf zu finden vermöchtest, welche zusammen einem bestimmten Stande angehören.

Ich. Ja sogar, wenn man in ein Haus tritt, kann man oft kaum sogleich die Frau von der Dienerin unterscheiden, und wenn der Wagen, von den beiden Braunen gezogen, vorbei rollt, so weiß der, welcher die Equipage nicht kennt, kaum: sitzt Herr Pilz, der Kleiderverfertiger, oder einer der Räthe des Königs darin. — Und auch der Prunk in den Häusern selbst, die verschiedenen Genüsse des Lebens, sind nicht mehr nach Ständen, sondern nach dem Maaße der Mittel und des Vermögens vertheilt.

Oheim. Und wenn Lord Valencia bemerkt: wie der Macht und Verfassung der Europäer in Indien eine große Veränderung und Gefahr drohe, nicht durch die Einheimischen, sondern durch die immer wachsende Zahl derer, die aus der Mischung indischen und europäischen Blutes hervor gehen, so möchte es eine Klasse besonders seyn, die alle bisher unter uns bestehende Ordnung und Verhältnisse der Stände zu verwirren droht.

Ich. Was meinen Sie hier für eine Klasse?

Oheim. Ich will sie die Geistreichen nennen, und meine Alle, welche, obgleich nicht aus den privilegirten Ständen hervor gegangen, durch ihren Geist und die Mittel, welche sie sich zu erringen wußten, sich immer mehr zu ihnen empor heben und deren Interesse es mit sich bringt, immer mehr alle erblichen Vorrechte zu zernichten, und es zum Grundsatze zu machen: daß wer den Geist und die Kraft besitze, dem allein auch die Ehre und Macht gebühre. Ihr Einfluß aber muß um so bedeutender seyn, da der Staat, der eben vor Allem des Geistes und der Kraft bedarf, ihnen zum Theil seine bedeutendsten Würden und Stellen ein zu räumen sich genöthigt sieht. Es sind dies aber nicht bloß Staatsleute, sondern vorzüglich Gelehrte, Künstler, Geistliche, Aerzte, Gutsbesitzer und Fabrikherren, und Alle, die, obgleich sie einem bestimmten Stande angehören, doch von den Vorurtheilen desselben frei sind, und eine gewisse Allgemeinbildung, ein gewisses Allgemein-Interesse für alles rein Menschliche und Göttliche gewonnen haben, und daher dieses, nicht irgend einen Stand und dessen Vorrechte geltend zu machen suchen. Und wie viele Güter, selbst der privilegirten Stände, kommen mit jedem Tage immer mehr in ihre Hände, und ihre Zahl und Macht mehrt sich in eben dem Grade, als sie bei jenen abnimmt. (Der Schluß folgt.)

Anklänge.

36.

Sagt nicht stets mit frechem Wort,
Daß die ganze Welt verdorben;
Noch sind Menschen fort und fort
Gern für guten Zweck gestorben:
Doch gar oft wird dies zum Mord!
Denn statt Gutes fest zu halten,
Schleicht durch Blendwerk man zum Alten!

37.

Aechter Ruhm muß Flügel haben,
Daß vor Staub er sich bewahrt;
Nie gewinnt ihn Schlangen-Art:
Denn was kriecht, wird leicht begraben.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

In Neugriechenland belebt sich die Bildung; die Gymnasien zu Smyrna, Kydonios und auf der Insel Chios sind in voller Thätigkeit; in Kydonios zumal herrscht ein Enthusiasmus für alles Geistige. Es wird jetzt eine Druckerei dort begründet von einem jungen Manne, der bei Didot in Paris diese Kunst erlernte, und mehrere Schriften sind schon im Umlauf, so eine Abhandlung über weibliche Erziehung (Uebersetzung nach Fenelon) von Erianthia, Tochter eines dortigen Lehrers am Gymnasium. Eine Zeitschrift „Hermes" sammelt alle Nachrichten über das Fortschreiten der Kultur und über neue Erscheinungen in dem Reiche des Wissens. Die Bewohner von Chios legen auf eigene Kosten eine Volks-Bibliothek an, schon ist ein Gebäude dazu errichtet. Um gewissenhaft verfahren zu können, haben die Bischöfe sich des Rechtes begeben müssen, die in den geistlichen Stand Eintretenden nach Belieben wählen zu dürfen; die Lehrer der Gymnasien prüfen jetzt Jeden, ehe die Erlaubniß erfolgt zum Eintritt in den geistlichen Stand, an dem bisher eine grenzenlose Unwissenheit auffallend war. (Journ. gén.) — Nach Berichten aus Odessa haben die dortigen griechischen Einwohner daselbst eine Schule und eine Buchdruckerei angelegt und auch ein Theater erbaut, auf dem schon das, ins Neugriechische übersetzte Trauerspiel „Philoktetes" von Sophokles, und „der Tod des Demosthenes" aufgeführt sind. (Courier.)

Ein Abgeordneter Nordamerikas, Hr. Brakenridge, schildert den Insurgenten-Chef St. Martin also: Ihn leitet nur Vaterlandsliebe, nicht Herrschsucht; und wo sich dieser Befreier Chilis zeigt, wird er von dem jauchzenden Volk mit Triumph-Bogen und allen Zeichen öffentlicher Bewunderung empfangen. Da seinem Glücke die Tugend zur Seite steht, so wird er Allen der erste Mann der Republik und Südamerika verehrt in ihm seinen Washington. Nach seinen Siegen für Befreiung wollte man ihn zum Ober-Direktor wählen; er aber sprach: „Mein Tagewerk ist hier beendet, eine Regierungsform müssen sich Bürger selbst geben!" und um allen öffentlichen Ehrenbezeugungen zu entgehen, reiste er incognito aus St. Jago zurück, und als man ihm, zum Ersatz seiner Ausgaben, wenigstens 20,000 Dollars an zu nehmen bat, schlug er auch diese aus. Jetzt, überall begleitet von dem Glauben an gewissen Sieg, befehligt er die vereinigten Armeen von Buenos-Ayres und Chili, um über Peru das Licht der Freiheit zu verbreiten. (Morn. Chron.)

Aus Schafhausen wird gemeldet: daß mehrere katholische Kantons der Schweiz die Aufnahme der Jesuiten verweigert haben; diese Herren sind bis jetzt ausschließlich auf Freiburg und Wallis beschränkt. In Freiburg widersetzten sich die Einwohner, trotz aller Bemühungen der Regierung zu Gunsten der Jesuiten, gleichfalls der Aufnahme derselben. (Morn. Chron.) Eilfertig wird man dort nun gegen den Zeitgeist predigen, um einem Leib- und Leitgeiste den Eingang zu verschaffen.

Eine Zeitung von Stockholm sagt: der Winter sey so milde, daß Schweden nach Neapel, und so trocken, als wenn es nach Persien hin versetzt wäre. (Morn. Chron.) Die jetzigen religiösen Politiker werden in dieser Veränderung des Klimas einen überirdischen Beweis finden: daß nordische Völker nun kein weiteres Gelüst zum Süden hegen können.

Die Deutschen seufzen unter einer Last von Uebeln, von denen die Franzosen durch die Revolution befreit worden sind, und mit Grund darf man glauben: daß sie noch lange Sklaven einer erdrückenden Aristokratie bleiben werden. (Morn. Chron.) Mit der Befreiung von diesem Uebel ist man ja doch eben beschäftigt, und der Himmel gebe: daß es in Frankreich sich nicht wieder vermehre, damit es in Deutschland sich auch gewiß vermindere.

Bei einem Dorfgeistlichen, 9 Meilen von Liverpool, kamen vor einiger Zeit zwölf Brautpaare an, um sich trauen zu lassen. Der Prediger war unpäßlich, und die Trauungen mußten bis zum nächsten Tage verschoben werden. Zu der an diesem Tage bestimmten Stunde war der Prediger bereit, die Kopulation zu vollziehen; allein nur sieben Paare erschienen, weil die übrigen sich anders besonnen hatten. (Morn. Chron.)

Am 16. Januar speiste der Herzog von Glocester in Paris mit der königlichen Familie und am 18ten besuchte derselbe den General Sarazin in seinem Gefängnisse der Conciergerie, und unterhielt sich lange Zeit mit ihm. (Morn. Chron.)

Ein Herr Duclos, der schon mehrere Male den Obersten Fabvier auf der Straße angegriffen hatte, drohte ihn zu ermorden, wenn er nicht mit ihm sich duelliren würde. Der Oberst nahm anfangs die Ausforderung an; da er jedoch von dem schlechten Rufe seines Gegners Kunde bekam, hielt er ihn nicht der Ehre werth, sich mit ihm zu schlagen und kündigte den Zweikampf ab. In der Mitte Januars erneuerte Duclos auf dem Carousselplatze seine Angriffe, und drohte wiederholt, den Obersten um zu bringen. Dieser entschloß sich daher, ungeachtet seine Freunde ihm abriethen, das Duell an zu nehmen, und beide Theile fanden sich am 18ten Januar, Morgens, im Boulogner Walde zum Zweikampf ein. Duclos schoß zuerst und verwundete den Obersten stark an der Schulter; Fabvier feuerte in die Luft, indem er die merkwürdigen, eine große Seele verkündenden Worte sagte: Duclos, ich wollte das Opfer eines solchen Menschen, wie Du bist, werden; aber Dich als meinen Gegner zu betrachten, das verbietet mir die Ehre! (Courier.)

Zu Anfang des Jahres wettete ein Matrose, Namens James Gowlett, mit einem Kohlenträger in Norwich, in einem Wirthshause, eine Kanne (pot) Bier: wer von ihnen die abscheulichsten Eide aussprechen könnte. Gowlett erschöpfte sich bald in den entsetzlichsten Verfluchungen, und blieb bis jetzt sprachlos. Ein lebendes Beispiel für die, welche Gottes Namen mißbrauchen. (Courier nach der Zeitung von Norwich.) Das Geschichtchen mag um einer moralischen Berechnung willen entstanden seyn, der man guten Erfolg wünschen muß.

Ein Mitglied der englischen Missions-Gesellschaft, Hr. Jowett zu Malta, berichtet: daß ein Mann vom königlichen Schiffe Myrmidon (Capitain Gambier), vier Männer von dem Kriegsschiffe Satellit (Capitain Murray) und vier vom Admiralschiff Expreß — Türken geworden sind. Hr. Jowett war, in Gesellschaft des Hrn. Werry, eines Sohns des englischen Consuls zu Smyrna, selbst zugegen bei einer solchen Ceremonie, wo ein Engländer seinen Erlöser verleugnete. Uebrigens soll dies unter den englischen Seeleuten zu Smyrna nichts Ungewöhnliches seyn. (Courier.)

Die wichtigste Neuigkeit für Europa enthält der Moniteur vom 22sten Januar. Lady Morgan zeigt nämlich in einem offiziellen Aufsatze der französischen Nation an: sie sey in Paris angekommen, um bei der Uebersetzung ihrer letzten irländischen Novelle die Aufsicht zu führen, und fügt hinzu: daß sie die Absicht habe, diesem Werke ihr Bildniß und eine biographische Denkschrift voran zu setzen. — Kann weibliche Eitelkeit wohl weiter gehen! (Courier.)

Eine englische Zeitung erzählt: Madam Catalani habe sich schon in der Kindheit durch ihr Talent und ihre hervorstechenden Anlagen zum Singen sehr ausgezeichnet. Im achten Jahre war sie im Kloster della Visitazione zu Sinigaglia, und sang dort täglich mit mehreren jungen Genossinnen im Chor. Aber ihr melodischer Accent zog bald eine Menge Dilettanten nach dem Kloster hin, welche, des religiösen Schweigens ganz vergessend, sich nicht des lauten Beifalls erwehren konnten. Der Kardinal, von diesem Skandal benachrichtigt, ließ der jungen Sängerin das fernere Singen untersagen. (Journ. gén.)

In Stuttgart ward die Vorstellung des Stückes: „der Baum der Diana" immer als ein böses Zeichen (?) angesehen, so daß es von dem hochseligen König förmlich verboten (?) ward. Als es jetzt wieder gegeben war, ist es gerade das letzte Stück, das die verstorbene Königin mit angesehen. (Gaz. d. Fr.) Wenn man den Glauben an solche Thorheiten zu verhindern suchte, so hätte man ein gutes Zeichen für sich und Andere gegeben!

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 15. Februar. 27stes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Schluß vom ersten Januar-Dienstag.)

Ich. Aber wie wäre dieser drohenden Verwirrung in den Verhältnissen der Stände zu steuern? Könnte das nicht etwa damit geschehen: daß man, weil doch so eben von Indien die Rede war, unsere Stände zu indischen Casten machte? und ist die Casten-Abtheilung eines Volkes nicht die bis zu dem Gipfel ihrer Vollendung gediehene Stände-Abtheilung desselben?

Oheim. Die aber in dieser strengen Feststellung wenigstens sich nur zwei Mal in der Geschichte zeigt: bei dem egyptischen und indischen Volke. Betrachten wir diese Casten bei dem letzteren Volke etwas näher. Bei den Indiern zerfällt die Masse des Volkes, der unzähligen Unterabtheilungen nicht zu gedenken, in vier große Klassen. Die erste, die Bramana, umfaßt die Vorsteher der Religion: Oberpriester, Volkslehrer, Berechner der Sonnen- und Mond-Finsternisse und Rathgeber der Könige; die zweite, die Kshetriá oder Rägiaputra, d. h. die Kinder des Königs, begreift den königlichen und militairischen Stamm; die dritte, die Vayshya, diejenigen, welche sich mit Ackerbau und Viehzucht und dem Verkauf der Produkte derselben beschäftigen; die vierte, Shudra, die Künste und Gewerke Treibenden. Alle, welche unter diesen vier Casten nicht begriffen sind, bilden die Nisha oder Candaka, die Schlechten, Unreinen, als: die Fischer, Abdecker u. s. w. Unter diesen Casten findet durchaus keine Vermischung statt; Jedem ist durch seine Geburt seine Stelle in dem Leben bestimmt, und er kann aus dieser Ordnung sich nicht heraus winden, was er auch versuche; denn jede Sünde gegen seine Caste stößt ihn aus jeder Caste unter die Unreinen. — Wie verschieden aber der Indier diesen Casten ihren Rang bestimmt, läßt sich schon aus der Art abnehmen, wie er alle von Brama ableitet; da er die ersten aus dem Kopfe und Gesichte oder Munde, die zweiten aus den Armen, die dritten aus dem Leibe oder den Lenden, und die vierten aus den Füßen seines Gottes hervor gehen läßt.

Ich. Es ist unbegreiflich, wie ein ganzes Volk Jahrhunderte hindurch eine solche Beschränkung zu dulden vermag?

Oheim. Eben die Jahrhunderte erst stellen etwas dieser Art fest, und in dem ganzen Glauben und Charakter dieses Volkes müssen wir den Grund hiervon suchen. Da man einem Jeden — so erklärt sich Papi hierüber — von frühester Kindheit an vorsagt: Gott habe ihn um der Sünden willen, die er in einem früheren Leben begangen habe, in den Zustand versetzt, in dem er geboren worden sey und bis an das Ende seines Lebens verharren müsse, so fügt er sich willig und gern in den vorgeblichen Willen des Allmächtigen, weil er fest überzeugt ist: daß er diese Strafe verdient habe, und nie wird ihm einfallen, von Seiten seiner Priester nur einen Betrug zu ahnen.

Ich. Aber da ein großer Theil unseres Lebensglückes auf unserer Einbildung beruht, und der Mensch am allerleichtesten dem sich fügt, was zu verändern er gar die Möglichkeit nicht sieht: ist vielleicht aus diesem

Grunde eine solche Casten-Eintheilung nicht das sicherste Mittel, ihm ein ruhig ungestörtes Daseyn zu gewähren und ihn vor allen müßigen Wünschen und jeder stürmischen Regung seiner Leidenschaft zu bewahren? Wenigstens ein so unruhiges, ungenügsames sich Vordrängen aus dem niederen Stande in den höheren, und das Haschen nach neuen Genüssen, wie es sich jetzt bei uns so mächtig zeigt, fiele von selbst weg?

Oheim. Hierauf, und besonders auch auf den andern Umstand, auf den man wohl zur Vertheidigung der Casten sich bezieht: daß nun auch alle Gewerke, Künste und Wissenschaften, womit sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort eine gewisse Caste ausschließlich beschäftige, desto leichter verbessert und zu ihrer Vollendung gefördert werden können; hierauf entgegnet Papi, der bei seinem langen Aufenthalte in Indien hinlänglich Gelegenheit hatte, genaue Beobachtungen hierüber an zu stellen. Nachdem er vorerst das Unnatürliche einer solchen Einrichtung gezeigt hat, wobei die Wahl des Lebensberufes sich nicht auf innere Neigung, entschiedenes Talent, besondere Tüchtigkeit, sondern einzig auf eine gesellschaftliche Ordnung gründet, die, ohne die Vorzüge irgend Eines zu beachten, den Einen hoch stellt, den Andern erniedrigt, und es ihm sogar unmöglich macht, sich empor zu heben; — so fährt er fort: „Auch werden auf keine Weise die Künste und Wissenschaften dadurch vervollkommnet; es ist nichts da, was den Menschen zu ungewöhnlicher Kraftäußerung anregte; er begnügt sich mit dem, was er von seinen Vätern erlernt hat; auch ohne erhöhte Anstrengung kann er sich die Lebensgenüsse seiner Caste erwerben, und mehr erlangt er doch nie. Und wenn dann eine bestimmte Caste sich allzu sehr vermehrt — wie dies jetzt wirklich mit den Braminen der Fall ist und stets mit den begünstigten Casten der Fall seyn muß — welche Mißverhältnisse entstehen dann in der Gesellschaft? — Zugleich stellte der Mann, der das Volk in Indien in verschiedene Klassen eintheilte, es dadurch allen den Uebeln bloß, die es seitdem erduldete. Denn eben hiervon rührt hauptsächlich jene Schwäche her, welche die Indier, so oft sie von einem feindlichen Einfalle bedroht wurden, an den Tag legten. Wo nämlich keine Gleichheit der Rechte statt findet, kann keine Eintracht, keine Begeisterung für das Ganze, kein Gemeinsinn herrschen, und ohne diese fehlt die Stärke, und ein Volk, in dem nur eine Caste mit den Waffen vertraut ist, wie kann es widerstehen, wenn es von einem kriegerischen, durchaus bewaffneten Volke angegriffen wird? — Brama — schließt er — setzte den Fortschritten der Civilisirung der Indier unübersteigliche Hindernisse entgegen, gleich als ob er bei jeder Gelegenheit zu diesem Volke spräche: Bis hierher sollst Du kommen, aber nicht weiter! — Seine Priester suchten es in der tiefsten Unwissenheit zu erhalten, und indem sie Fabeln auf Fabeln häuften und die Gemüther durch den crassesten Aberglauben blendeten, so bestrebten sie sich auf jede Weise, jene künstlichen, eingebildeten Dämme zu befestigen, welche die verschiedenen Casten von einander absondern. Aber eben hierdurch leisteten sie den Eroberern Indiens den thätigsten Beistand, und trugen, ohne es zu wissen, das Meiste dazu bei: daß diese schönen Gegenden bis auf den heutigen Tag noch immer von den Engländern unterjocht sind. Und die Engländer, welche ihren Vortheil verstehen, lassen es sich auch angelegen seyn, dieselben in ihrem Ansehn zu erhalten, und bedienen sich ihrer bei allen Arten von Geschäften, die sie mit den Indiern ab zu machen haben; denn sie wissen wohl: daß sich diese Menschen, wie alle andern Völker der Erde, auf die unglaublichste Weise von ihren Pfaffen bei der Nase herum führen lassen."

Ich. Allein welche Anwendung leiden nun diese Betrachtungen auf unsere gegenwärtige Zeit und den Gegenstand unseres Gespräches?

Oheim. Daß diejenigen, welche sich in ihren Stände-Ordnungen die veraltete Verfassung Englands scheinen zum Muster genommen zu haben, besser thun würden, ein neues Verhältniß der Stände zu gründen, das dem mächtigen, freien Regen des Geistes unserer Zeit mehr angemessen ist, und statt hierdurch zerstört zu werden, vielmehr denselben bewältigt und ihm eine sichere Richtung giebt.

Ich. Und wie wäre dies an zu ordnen?

Oheim. Worauf mich die Betrachtung der Völker der Erde führte, habe ich Dir, lieber Professor, mitgetheilt; aber solche Anordnungen zu treffen oder nur Vorschläge dazu zu machen, muß billig Leuten überlassen bleiben, die unsere Verhältnisse besser kennen und mehr darüber nachgedacht haben als ich.

Die Rache der Liebe.

8. Sie oder Keine!

Haidekorn nahm Hut und Stock und rannte aus dem Hause. Die Dampf-Maschine, zu welcher sein Herz in so kurzer Zeit geworden war, trieb ihn mit Gewalt unter Cordchens Fenster. — „Da sitzt sie, so wahr der Herr lebt, wieder!" rief er so laut: daß ein vorübergehender Barbier erst ihn und dann das Fenster ansah, und darauf kopfschüttelnd seinen Weg weiter fortsetzte. Das bemerkte zwar der Verliebte durchaus nicht, desto mehr aber bereute er den Ausruf, welcher ihm so laut aus der Brust gequollen war. Zum Glück hatte das schöne Kind ihn nicht gehört; denn wie am Vormittag auf's tiefste in ihr Geschäft versunken, war Cordchen auch jetzt. Je unbedeutender das Geschäft schien, desto größer ward Haidekorns Verwunderung über eine Schönheit, die sich selbst ganz vergaß und die

Menschen auf der Straße und die vielen Herzen in der Stadt, welche in Opferflammen für sie aufloderten. — „Diese Selbstaufopferung" sagte Herr Haidekorn, „dieses Untergehen der ganzen reizenden Persönlichkeit in einer ganz geringen, aber doch sehr nothwendigen Sache, wie z. B. ein Strumpf ist, gilt mir für den herrlichsten Beweis schöner Weiblichkeit. — Und" fuhr er fort, „welch ein Adel der Züge, welch eine Ruhe in ihnen, wie in den bewundertsten, plastischen Meisterwerken der Alten! Wahrlich, Haidekorn, sie oder Keine! denn es giebt Keine wie sie!" — Alle sonstigen Rücksichten verschwanden in diesem Momente vor seinen liebeheißen Blicken, und er wäre die Treppe, welche in des Hof-Perückenmachers Wohnung führte, bald hinauf gefallen, weil er die einzelnen Stufen für abgeschmackte Hindernisse auf seinem Wege betrachtete.

9 Weib?

Heftig, wie er selbst, war auch sein Klingelzug. — „Nur gelassen!" — rief es von innen, abermals — den schlarfenden Füßen nach — die Alte des Vormittags. — „Ist der Herr Professor jetzt zu Hause?" fragte der Glühende. — „Professor!" antwortete ihm das finsterste Furiengesicht; „ich habe es Ihnen schon heute früh gesagt: daß hier kein Professor wohnt. — Oder kommen Sie vielleicht gar, rechtliche Leute aus zu höhnen, weil die hochgelahrte Kunst-Akademie das Gesuch des Herrn Hof-Perückenmachers abgeschlagen hat? Sie sollten sich schämen, die Herren! Aber freilich, Neid ist's gewesen, bloßer Neid; denn aus einem so riesenhaften Hof-Perückenmacher ließen sich ganze Dutzend solcher gelben, schafledernen Zwerge schnitzen, wie die Kunst-Akademie sie auf zu weisen hat." — „Weib!" sprach Haidekorn, als ihm jetzt die Geduld ausriß. — „Weib?" erwiederte sie, die Arme, wie ein Paar Henkel an einem veralteten Blumengefäß, in die Seiten gestemmt. „Sie unterstehen sich, mich ein Weib zu nennen?" — „Oder ist Sie vielleicht ein verkleideter Dragoner?" — „Ich bin, mit Ehren zu melden, die verwittwete Madam Säuberlichin, geborene Finkerlein, und der Herr Hof-Perückenmacher Säuberlich sind mein einziger Herr Sohn. Nehmen Sie sich in Acht vor uns! Ja, sehen Sie, wo ich, oder mein Sohn, Sie jemals wieder zu Gesicht bekommt, da sollen Sie blamirt werden, daß Sie Zeitlebens daran zu kauen haben!" — Dazu warf sie die Thür in's Schloß, wie am Vormittag, und heulte und schrie in die Stube hinein.

10. Entschluß.

Haidekorn fluchte, im langsamen Hinabgehen der Treppe, seinem Geschick, das ihm, wenn er ja noch am Ende seines Herzens Wünsche erreichte, solch eine Schwiegermutter mit in den Kauf gab. Aber auch die Wünsche selbst waren durch den Vorfall offenbar zurück gesetzt. Wenn er nun wieder in das Haus kam und das dragonerartige Weib die Einleitung zu seinem Gesuche um Lorchens Hand machte? Daraus konnte nichts Gutes kommen. — Aber, als ob der Gegenstand seiner Liebe, den er jetzt wiederum am Fenster sitzen sah, begeisternd einwirke auf ihn, dachte er im Nachhausegehen: Entweder muß geschrieben und Herrn Säuberlich dabei der Vorfall mit der Alten aus einander gesetzt, oder ein Freund zur Mittelsperson erwählt werden!

(Der Schluß folgt.)

Kleine historische Denkwürdigkeiten.

Obgleich in unseren Meßkatalogen bisweilen sehr lockende Buchtitel, namentlich alle Arten von Blüthen und Blättern zu finden sind, so stehen wir doch in diesem Punkte den früheren Zeiten nach. Im Jahr 1675 erschien z. B. Taubmann's Biographie unter dem Titel: „Glänzende Taubenflügel, das ist, ausführlicher Bericht von dem Leben und Tod des Taubmann u. s. w."

Wenige deutsche Bücher sind so viel übersetzt worden, als die Historie des Tyll Eulenspiegel. Man hat von derselben zwei lateinische, eine englische, eine holländische, eine polnische, eine italienische und vier französische Uebersetzungen.

C. Sl.

Der Stärkste.

(Nach einem alten Räthsel.)

Stark ist — man darf's nicht erst beweisen —
Der Stein; jedoch zerschlägt ihn Eisen.
Stark ist das Eisen; aber leicht
Wird's von des Feuers Drang erweicht.
Stark ist das Feuer; doch verbannen
Kann schnell das Wasser den Tyrannen.
Stark ist das Wasser, fürchterlich;
Und doch verliert's in Wolken sich.
Stark sind die Wolken, die sich thürmen;
Doch werden sie zertheilt von Stürmen.
Stark, wild verheeren Stürm' umher;
Doch achtet sie der Mann nicht sehr.
Stark ist der Mann, thut Wunderwerke;
Doch übermannt ihn Weines-Stärke.
Stark ist der Wein; jedoch im Krieg
Mit ihm gewinnt der Schlaf den Sieg.

Haug.

Gnomen.

2.

Warum flieht doch die Zeit, die edle, so feindlich gewaltsam?
Warum wechseln des Jahrs sinnige Horen so schnell?
„Fleiß und Tugend benutzt im Flug die entrinnende Stunde,
Doch der Frevler und Thor ist auch dies Leben nicht werth!"

3.

Warum grübelst du nur, wo Andre handeln und wagen?
„Weil der Hebel des Bau's mehr als der Handlanger gilt!"

4.

Manche Leidenschaft flieht, wenn uns die Jahr' übereilen, —
Eine nur lassen wir nie: die alles Daseyn bedingt!

Fr. Krug v. Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Ich melde Ihnen von hier etwas über — Brasilien, welches darum nicht uninteressant seyn dürfte, weil es aus dem Munde eines Unbefangenen kömmt, der vor Kurzem aus jenem Lande in Wien ankam. Er beschreibt Rio Janeiro als eine regelmäßige Stadt mit durchaus zweistöckigen Häusern, die Residenz selbst ist mehr einem eleganten Privathause ähnlich, und hat nur ein Stockwerk. Die Baumfrüchte sind von aller Gattung wie bei uns vorhanden, nur mehr geschmacklos; dagegen erhob er die Panana-Frucht, welche eigentlich jene Centralschmackhaftigkeit und die Quintessenz aller Gerüche haben soll, welche man bei uns der Ananas zuschreibt; diese Frucht gleicht an Gestalt und Bekleidung der Feige und ist einen halben Fuß lang. Als Lieblingsspeise wird dort eine Mehlsuppe betrachtet, gemacht aus der Zusammenschüttung von Mehl aus der Baumwurzel und warmem Wasser, die mit Käse ausgetunkt wird —, mancher Europäer denkt wohl hiebei: „o che gusto!" Rindfleisch wird wegen seiner Schlaffheit dort nicht genossen und meist ganz weggeworfen, indem man bloß die Ochsenhaut benutzt. Die Weine, welche aus Europa dahin geführet werden, schlagen um, wenn sie über den Grad kommen, daher man dort nur jenen, und auch diesen nur halb, genießt, der mit Weingeist gemischt wird. In Rio Janeiro besteht ein großes, schönes, im Style der Triester Bühne erbautes Theater, auf dem wechselweise mittelmäßige italienische Opern und schlechte Schauspiele in portugiesischer Sprache gegeben werden, wozu der Eintritt 2 Patacken (1 Gulden 40 Kr. unserer Silbermünze) kostet. — Das Elend der schwarzen Sklaven kann er nicht genug schildern, und meint: daß man selten zu viel dabei sagt. Schiffweise aus Afrika kommend, werden sie noch am Bord von einem christlichen Priester, alle Männer mit einem, so auch alle Weiber mit einem Namen getauft, dann in Kaufläden gepackt, und bei Annäherung eines Käufers mit der Peitsche aufgetrieben. Solch ein Elender kostet nur 10 — 12 Dublonen; wider alle gewöhnliche Schilderung schreibt er ihnen dennoch viel Talente zu, die sie auch durch die leichte Fassung der portugiesischen Sprache in der kürzesten Zeit beurkunden. Er schloß mit der Bemerkung: daß jedes nur halbmenschliche Gemüth den vier Jahren Flügel wünscht, nach denen auch hier dieser, die Menschennatur entwürdigende Handel aufhören soll. — A —.

Dresden. An Theater-Neuigkeiten sahen wir: „den Kirchhof von Savelthem" in einem Aufzug von Hrn. Hofrath Kind; ein Stück, welches den Unterschied zwischen Lesen und Schauen von Neuem bemerkbar machte. Der Antheil der Leser ist wohl allgemein; der Beifall der Zuschauer blieb gänzlich aus. — Die antike Neuigkeit: „der Doktor und Apotheker" wird wohl einzeln belacht, wollte aber doch nicht mehr recht ansprechen; hoffentlich wird es den „drei Schwestern von Prag", die gegenwärtig neu einstudirt werden, nicht besser ergehen. — Die neulich erwähnte Oper von unserem Weber: „Sylvana", die man bereits anfing ein zu üben, ist wieder liegen geblieben. — „Aschenbrödel" ist mehrere Male, und immer bei vollem Hause gegeben worden. Unterließe unser niedliches Aschenbrödelchen den Shawltanz, nähme es seine ganze Rolle, als gedrücktes, zurückgesetztes Kind, zarter, weicher; könnte man den Genien das Holz aus Armen und Beinen bringen; erschienen die Figurantinnen geschmackvoller kostümirt und mit mehrerem vornehmen Anstande; ließe der Stallmeister den Harlequin weg — so würde die Operette, in der Fräulein Funk mit ihrer Stimme und Gesangsmanier ungetheilten und sehr verdienten Beifall erndtet, noch mehr Glück machen. — Hr. Pauly, vom Magdeburger Theater, hat sich in sämmtlichen bisherigen Gastrollen die Zustimmung des Publikums in sein hiesiges Engagement erworben. Personen, die mit dem Bühnenwesen vertrauter sind, wollen behaupten: daß er in neuen Rollen nicht gleiches Glück machen werde, weil er Nachahmer sey, und seine Musterbilder aus seinem Spiel hervorleuchteten. Wir werden ja sehen, in wie weit diese Ansicht gegründet seyn dürfte. — Vom 1sten April d. J. an haben wir einige Steuer- und Stempel-Erhöhungen zu erwarten; so fallen künftig die Groschen-Stempelbogen ganz weg und an deren Stelle treten Stempelbogen für 2 Gr. Der Karten-Stempel wird sehr erhöht u. dgl. m. — Durch den Zusammentritt mehrerer Familien aus den ersten Klassen der Stadt haben wir in Kurzem die Abstellung vieler altherkömmlichen Mißbräuche bei den Beerdigungen unserer Todten zu erwarten. Das sonst übliche Sprichwort: Umsonst ist der Tod! gilt hier nicht. Bei uns ist das Sterben entsetzlich theuer, und manche Familie, die ihren Ernährer verliert — die aber vor der Welt nicht den Schein auf sich laden will, als wisse sie den Verblichenen nicht genug zu ehren, und darum alle die Bocksbeuteleien der einmal eingeführten Gewohnheit zu umgehen nicht wagt — drücken die Ausgaben der Beerdigung, die in das Unglaubliche gehen, oft Jahre lang nieder. Eben so soll auch wegen Vereinfachung des Trauer-Kleidungswesens, durch freundschaftliche Vereinigung, ein zeitgemäßes Uebereinkommen festgesetzt werden. Man sagt: diese löblichen Verbesserungen gingen von den hiesigen Freimaurer-Logen aus; wohl der Stadt, in der die Bauherren solche Werke fördern! Wir haben der rohen Steine im menschlichen Leben noch viele, die uns der große Baumeister in den Weg gelegt hat, um unsere Kräfte in dieser Lehrlings-Welt zu üben, und uns zur höheren Arbeit vor zu bereiten. L.

Unlängst war eine Dame in London ausgegangen und hatte ihre 10jährige Tochter allein zu Hause gelassen. Es brach Feuer aus, und das junge Mädchen kam in den Flammen um. Zur selbigen Stunde (?) ward die Mutter auf der Straße von einem Pferde zur Erde geschmettert, und als man sie nach Hause trug, starb sie gleich darauf. (Journ. gén.) Wahrscheinlich nur noch eine neuerfundene Variation zu den deutschen Februar-Theaterstücken, in denen das Fatum seine Fastnachts-Spiele hält.

Wir haben nun schon Tachygraphie und Stenographie; Professor Vidal hat uns nun auch noch eine „Notographie" dazu verliehen. Sie bezieht sich gleichfalls aufs Schnellschreiben, ihre Zeichen sind aber einfacher und bestehen bloß aus Punkten, Komma's und geraden, gebogenen und krummen Strichen. Diese Art ist daher in allen Sprachen anwendbar. Der Verfasser will sogar Musik damit nachschreiben können. (Journ. d. Comm.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 17. Februar. 28stes Blatt.

Die Rache der Liebe.

11. Die Gewalt der Liebe.

Haidekorn dachte dabei an Karl, und wie gerufen mußte ihm der auch begegnen. — Karl nahm sich gewaltig zusammen, um bei dem Geständniß der plötzlich so rasend gewordenen Liebe seines Freundes zu Cordchen dem Verliebten nicht gerade ins Gesicht zu lachen. Indessen wär' er seines Lachens doch schwerlich Meister gewesen, hätte Haidekorn nicht selbst gefühlt: daß er die Art, wie die Liebe, bloß vom Fenster aus, ihn übermannt hatte, nicht wohl eingestehen könne und daher ganz übergehen müsse: daß er noch kein Sterbenswörtchen mit derjenigen gewechselt, deren Reize ihm lebenslange Fesseln anlegten. Was ihm mit der künftigen Schwiegermutter wiederfahren war, mußte er freilich eingestehen. — Karl machte aus letzterem Umstande nicht viel. „Geblendet" sagte er, „durch Dein Geld und Deine Absichten dabei, wird die Alte ganz andere Saiten aufziehen. Professor hättest Du ihren Sohn freilich nicht nennen sollen; denn zufolge einer Kabale will die Kunst-Akademie seine Künste nicht mit zu den ihrigen rechnen, daher ist er, wider alles billige Erwarten, mit seinem Gesuche durchgefallen. Er soll an diesem Morgen, als er die Nachricht erhalten hat, ganz außer sich gewesen seyn. Ueberlege Dir indessen, lieber Haidekorn, auch: ob Du an Deinem künftigen Schwiegervater den Professor-Titel entbehren kannst?" — „Ueber die Fragen!" entgegnete er ungeduldig. „Alles, Alles in der Welt will ich ja herzlich gern entbehren; nur sie nicht! — O, lieber Karl! vergiß die zeitherige Thorheit: daß ich von Liebe sprechen wollte, da ich erst heute ihre Gewalt, die unbezwingliche Gewalt an mir selbst kennen gelernt habe." — Als Karl sich hierauf erbot, mit dem Hof-Perückenmacher und dessen Mutter das Nöthige ab zu thun, so nannte ihn der Liebende einen Engel des Himmels. „Und wisse" rief er ihm noch nach: „daß es aus ist mit mir, rein aus, wenn das Kleinod dieser Stadt, das einzige Kleinod in der ganzen Welt, wenn Concordia nicht mein werden sollte!"

12. Frohe Aussichten.

Nicht lange nachher kehrte Karl mit den günstigsten Nachrichten zurück. Der Hof-Perückenmacher, von seinem Unmuthe über die Verweigerung der Professur an diesem Morgen auf's Land getrieben, war eben wieder nach Hause gekommen. Der reiche, aus angesehener Familie stammende Haidekorn, als Schwiegersohn, schien ein köstliches Heilpflaster auf die Wunde, welche sein Künstlerstolz durch die Akademie erhalten hatte. Cordchen war eben anwesend, aber er sagte sogleich in ihrem Namen zu, weil der wohlgestaltete Bewerber um ihre Hand ihm schon früher nicht unbekannt geblieben war. — Haidekorn versicherte dem Freunde in einer heftigen Umarmung seine unendliche Liebe und flog dann durch das bereits eingetretene Dunkel des Abends hin nach des Perückenmachers Hause. — Baldrian, welcher im Hause wohnte, kam ihm in der Thür entgegen. „Zu mir?" fragte er. — „Ein ander Mal, ja! Jetzt zieht mich die Liebe, die unbezwingbare, hinauf zu dem Hof-

Perückenmacher Säuberlich.“ — „Dich, Haidekorn? So hattest Du uns gestern wohl nur zum Besten?“ — „Mich selbst hatte ich zum Besten, lieber Baldrian! Nun aber bin ich zum neuen Leben erwacht, zum Leben durch die Liebe und für die Liebe; Concordia ist mir bereits von ihrem Vater zugesagt!“ — Er ließ den, über diese Worte Versteinerten stehen, und flog die Treppe hinauf.

13. Versöhnung.

Ein Hinderniß fand sich oben in der verwittweten Madam Säuberlich, welche mit einem Lichte heraus trat. Kaum aber hatte sich der Eintretende als den künftigen Schwiegersohn zu erkennen gegeben und wegen des Mißverständnisses vom Morgen um Verzeihung gebeten, so rief sie: „Ich bitte ganz gehorsamst, daß Sie nichts für ungut nehmen!“ — dazu führte sie ihn nach der Stube ihres Sohnes, in welcher eine Menge Haar-Kunstwerke die Resolution beschämten, welche ihm den Professor-Titel verweigerte. — „Ich werde mein liebes Enkelchen sogleich herschicken!“ sprach die Alte, auf's freundlichste hinweg schlarfend. — Bald darauf trat ein schönes Mädchen ein. — „Mein Herr!“ — so begann sie mit niedergeschlagenen Augen — „der Vater hat mir gesagt —.“

14. Mißverständniß.

Der eintretende Hof-Perückenmacher unterbrach die ohnehin stockende Anrede des Mädchens. — „Bester Haidekorn!“ rief der Mann aus und fiel mit unbändiger Herzlichkeit über den künftigen Schwiegersohn her; „ich freue mich, Ihre Wünsche krönen zu können. Werden Sie meiner Tochter ein so guter Gatte, als ich mich bestreben werde, Ihnen ein guter Schwiegervater zu seyn. — Komm, mein Kind!“ — Dazu nahm er die kurz vor ihm Eingetretene bei der Hand, um sie zu dem Freier zu führen. — Zu seinem Erstaunen aber zeigte sie sich nichts weniger als bereitwillig; auch Haidekorn trat erschrocken zurück. — „Verzeihen Sie!“ sagte er, nach kurzer seltsamer Pause, welche die dazu gekommene Alte gleichfalls mit weit geöffnetem Munde abwartete. „Meine Wünsche gingen auf Ihre Tochter Concordia.“ — „Das ist sie ja!“ antwortete der äußerst befremdete Künstler. — „Mein Herr!“ entgegnete der Freier empfindlich; „zwar habe ich Ihre Tochter, um deren Hand ich anhielt, nur von der Straße aus oben am Fenster sitzen gesehen, so viel aber sagten mir meine Augen doch: daß sie dunkles und nicht blondes Haar, schwarze und nicht blaue Augen hat.“ — „Mein Herr!“ sprach der entrüstete Künstler, „glauben Sie nicht, ungestraft eine Fastnachtsposse mit mir spielen zu dürfen. Haben Sie um die Hand meiner Tochter angehalten, um das gute Kind und mich zu beleidigen, so wird, hoffe ich, die Obrigkeit sich der gekränkten Familie annehmen und die Beleidigung auf Ihr Haupt zurück fallen.

15. Aufschluß.

„Aber, mein Himmel!“ so rief der, durch diese Vorfälle ganz wüthend gewordene Haidekorn; „wer ist denn die schöne Brünette, die heute den ganzen Tag am Fenster des Nebenzimmers so emsig arbeitete?“ — Dazu riß er die Thür dieses Zimmers auf und rief: „Da sitzt sie ja noch im Finstern hier!“ — Bei den Lichtern, mit denen der Hof-Perückenmacher und die Alte nachkamen, starrte der Freier bewegungslos, wie vom Schlage getroffen, den Gegenstand seiner Liebe an, welcher nichts mehr und nichts weniger, als ein überaus fein und kunstsinnig gearbeiteter — Perückenstock war, der sich vom Fenster aus allerdings wie ein lebendiges, schönes Kind ausnahm. Um den vielen Gaffern nach ihr wenigstens eine Stellvertreterin ihrer selbst zurück zu lassen, hatte nämlich die muthwillige Concordia an diesem Morgen, ehe sie mit ihrem Vater auf's Land fuhr, den neuen Perückenstock mit ihren Kleidern angethan und also an's Fenster gesetzt.

16. Die Posse.

Es war natürlich: daß das Lachen bei der Künstler-Familie recht bald den Unwillen verdrängte. Concordia benutzte den Zeitpunkt, um ihrem Vater zu gestehen: daß sie ohnehin Herrn Haidekorn nicht hätte heirathen können, weil sie bereits mit dem Verfertiger ihrer hölzernen Stellvertreterin, einem überaus geschickten Mechanikus, heimlich verlobt sey. — „Du Sternkind!“ rief der Vater; „also doch Heimlichkeiten vor mir?“ — Er ließ sich indessen die Sache um so lieber gefallen, da der von ihm vielfältig verwünschte Tag hierdurch doch noch ein passables Ende gewann. — Karl, — der schon längst in eine Ecke gedrückt und, von Niemand bemerkt, den, auch ihn höchst überraschenden Ausgang der eingeleiteten Heirathsgeschichte mit abgewartet hatte — nahm jetzt ein Fläschchen köllnisches Wasser vom Tische und hielt es dem betäubten, mit sich selbst zerfallenen Freunde unter die Nase. Als nun hierdurch seine Lebensgeister wieder etwas gestärkt schienen, ergriff er ihn beim Arme und führte ihn hinweg. Unterweges bat er ihn aufrichtig: morgendes Tages mit dem Frühesten noch eine kleine Reise, ohnmaaßgeblich um die Welt, zu machen und nachher, wenn das Lachen auf Kosten seiner verschwendeten Liebe verklungen seyn würde, allenfalls wieder zurück zu kehren. — Die Gesellschaft aber, wo Haidekorn in Concordien der Liebe Hohn gesprochen hatte, führte am Sonntag nachher eine Posse, unter dem Titel: „die Rache der Liebe“ auf, zu welcher der, für alles Gute und Schöne sich lebhaft interessirende Hof-Perückenmacher recht gern den so merkwürdig gewordenen Perückenstock herlieh, weil Letzterem — wie Hunden, Raben, Elstern und andern, heut zu Tage auf der Bühne beliebten Thieren — in dieser Posse die Hauptrolle zugefallen war.

Aufrichtigkeiten.

Eine etwas sehr verschrobene Titel-Anzeige ist folgende, die man am Schlusse des Verlags-Katalogs von Wilh. Lauffer in Leipzig findet: „Winter, R. Thierzeichnungen, als bildliche Darstellung classischer Dichter. 3 Lieferungen 3 Thlr. 8 Gr." Der Herr Winter scheint die classischen Dichter unter den Thieren gefunden zu haben, welches immer ein ganz kurioser Ausweg bliebe, wenn auch der Beweis: daß sie unter den Menschen zuweilen fehlen, nicht eben schwer zu führen ist.

„Die zur Kathedrale von München bestimmte Unserer-Lieben-Frauen-Kirche ist vom Nuntius verworfen, weil der, im Bann gestorbene Kaiser Ludwig der Bayer darin begraben liegt;" — so berichten die Zeitungen. Hoffentlich wird man den Hrn. Nuntius verwerfen, wenigstens ihn nicht gebietend oder lehrend auftreten lassen, so lange er nicht bewiesen hat: daß die Vernunft den Bann lösete, in welchem er der Päbste Haß aus dem 14ten Jahrhunderte noch im 19ten will wirken lassen, welche freche Intoleranz doch nur mit einer Art von eingelerntem Wahnsinn zu entschuldigen ist. — Auch melden die öffentlichen Blätter: „Der Erzbischof Gebsattel hat seinen Eid auf die Constitution zurück genommen." — Welche Religionsbegriffe, die den Groll noch nach fünf Jahrhunderten wach erhalten und die erlauben: daß man mit Eiden spielt?! — Ich will mich des Beiworts gern enthalten; aber die Freude darüber: daß der König v. Baiern solchen Frevel gebührend abfertigt, kann ich mir nicht versagen. Im äußersten Falle erinnert der Name Gebsattel in etwas daran: daß man den Inhaber ausrüste, damit er ruhig davon reite auf einem geduldigen Thiere, das ihn zu seines Gleichen führen mag.

In „Einigen Liedern und Gedichten" von Friedrich Nauck (Magdeburg 1817) hat der Verfasser bei seinem Namen folgenden Beisatz:

„Im Frieden zu finden
In Münster und Minden,
Als Wasserbaurath;
Im Kriege Soldat."

Ohne genau zu untersuchen: ob in der letzten Zeile etwas liegt, das, wenn nicht eine modisch-prahlende Empfehlung, doch anscheinend etwas Dickthuendes ist; ohne ferner die Frage beantworten zu wollen: ob der Versbau des Hrn. Nauck etwa auch eine Art von Wasserbau sey? — glaubt man doch bemerken zu müssen: daß dergleichen Späße schwerlich aus einem dichterischen Gemüth kommen; jene vier Zeilen sind so empfehlend für das Buch: daß es wohl Mancher gleich bei Seite legen möchte.

Fr. Wendel.

Erfindungen.

Wie nahe liegt oft unsern Augen die Gelegenheit zu den wichtigsten Erfindungen, und doch wie viele Generationen gehen vorüber, ohne daß Einer ihrer gewahr wird. Die alten Römer druckten Buchstaben und Namen auf Ziegel, aber Keiner verfiel auf den Versuch: einige Worte mehr auf eine leichtere und bequemere Masse zu drucken. Cajus Grachus, der überall eine große Vorliebe für das allgemeine Beste darthat, hatte auf den öffentlichen Wegen und Spaziergängen in gewissen Entfernungen Steine setzen lassen, um den Reisenden das Besteigen der Pferde zu erleichtern, und 600 Jahre hindurch kam es keinem Reiter in den Sinn: daß diese Bequemlichkeit noch auf eine leichtere Art erreicht werden könne. — Wenn man dergleichen erwägt, so möchte man Chamfort nicht ganz Unrecht geben, der — in Vergleich des langsamen Fortschrittes der Künste mit dem gegenwärtigen Stande unserer Kultur — von dem sechstausendjährigen Alter, welches man unserer Erde zu geben pflegt, sagt: daß man nicht viel weniger Zeit bedurft habe, um Stahl und Stein an einander schlagen und an deren Funken ein Schwefelhölzchen anzünden zu lernen.

Jßer.

Die Wünschelruthe.

Schwanken Zweig gefaßt mit starken Händen,
Steht Erwin, erhoffend reichen Schatz,
Der den Druck des Mangels von ihm wenden,
Der ihm nah'n soll hier am stillen Platz.

Aengstlich harrt er auf das kleinste Regen,
Bis der Zweig mit leiser Schwingung bebt,
Und — voraus schon spendend reichen Segen —
Schnell sein Herz mit frischem Muth belebt.

Er beginnt mit Eifer nun zu graben,
Gräbt in tiefer, weiter Höhlung Raum;
Doch kein Schatz will seine Blicke laben —
War es wieder eitler Hoffnung Traum?

Deutlich dreimal um dieselbe Stunde
Hat hier schon der falsche Zweig gebebt;
Folgt Erwin dann seiner leisen Kunde,
Ist's nur schwarze Erde, was er gräbt.

Und den Zweig wirft er voll Unmuth nieder:
„Falscher Führer, jetzt zum letzten Mal!
Mich betrügt dein Zeichen nun nicht wieder,
Trifft nicht wieder dieser Täuschung Qual!"

Da ertönt es, kaum vernomm'nen Schalles:
„Blinder! liegt der Schatz nicht offen da?" —
„Offen? schwarze Erde ist hier Alles!
Doch — so schwarz, wie ich sie niemals sah.

Hätte das gemeint des Zweiges Regen?
Wäre das mein unerkanntes Gut?
Brächte sie den oft verheiß'nen Segen,
Baut' ich schnell mit unverdroß'nem Muth!"

Er versucht' es — und nach wenig Jahren
Als ein blüh'nder Garten war der Platz,
Hat des Ausspruchs Wahrheit er erfahren,
Und — errungen noch den zweiten Schatz:

Die Zufriedenheit, mit festem Streben
Immer traulich wandelnd Hand in Hand,
Die, von eitlen Wünschen frei gegeben,
Was sie suchte und begehrte, fand.

Caroline Stille.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beuthen, in Nieder-Schlesien. Unter den zahllosen Bildungs- und Erziehungs-Anstalten unserer Zeit verdienen vorzüglich diejenigen Erwähnung, welche, gleich bescheidenen Veilchen auf üppiger Blumenflur, ihr Daseyn nur durch inneren Werth bekunden. Dies Gleichniß sey mir in Beziehung auf die vortrefflichen Erziehungs-Anstalten erlaubt, welche die Brüder-Gemeinden, hauptsächlich in Schlesien, für Kinder weiblichen Geschlechts errichtet haben. Sind gleich die Anforderungen sorgsamer Eltern, in Betreff der zweckmäßigen Pflege, der moralischen Tendenz und des gründlichen Unterrichts für ihre Kinder, überall mit Recht der Hauptwunsch, so läßt oft ihre Lage, ihr Ueberfluß, Gewohnheit und Begriff, sie aus Quellen schöpfen, die — so reichhaltig sie an mannigfachen Unterricht, an vielseitigen Ansichten, an frühem Erwecken glänzender Talente und an jugendlichen Zerstreuungen seyn mögen — vielleicht eben deßwegen nur Goldsand und bunte Muschelchen auswerfen. — Nicht also die Anstalten der Brüder-Gemeinden zu Herrenhuth, Gnadenfrey, Gnadenberg, Neusalz u. A. m. Gegen ein sehr mäßiges Kostgeld erhalten die Zöglinge, welche von 6 bis zu 14 Jahren dort aufgenommen werden, nächst gründlichem Unterricht in den unentbehrlichen Wissenschaften ihres Geschlechts, Alles, was zu ihrem Unterhalt erforderlich ist. Die gesunde Lage dieser Kolonieen, die geräumigen Wohnungen, die nahrhafte Kost und die musterhafte Reinlichkeit lassen selten Krankheiten, am wenigsten Epidemieen zu. Die regelmäßige Lebensart und Eintheilung der Arbeits- und Erholungsstunden befördern ebenfalls die, sich an allen diesen Orten aussprechende blühende Gesundheit der Zöglinge. Die Lehrerinnen, von trefflichem Geiste beseelt, erfüllen ganz die mühsamen Pflichten ihres Berufs, und behandeln das sechsjährige Kind mit eben der mütterlichen Treue, als sie Rathgeberin und Freundin sind dem vierzehnjährigen Mädchen. Männliche Lehrer sind — außer dem Prediger, der den protestantischen Religions-Unterricht ertheilt, und mit der Vorsteherin des Schwesterhauses die Inspektion der Erziehungs-Anstalt hat — nicht beschäftigt. Musik, Zeichenkunst und fremde Sprachen gehören zu dem Privat-Unterricht, welcher auf besonderes Verlangen ertheilt wird. Im Allgemeinen wird die Bildung nicht so vielseitig betrieben: daß sie Verbildung werden, oder den dadurch zerstreuten Geist zum Wirken kraftlos machen könnte. Religiosität und pünktliche Folgsamkeit gegen Alles, was einmal als Pflicht erkannt worden, erfüllen Lehrer und Zöglinge. Die Erlaubniß zu Entfernungen wird letzteren, außer den jährlichen Ferien, nur in dringenden Fällen gegeben. Geht durch den Mangel an Tanzstunden den körperlichen Bewegungen der Kinder etwas an Grazie ab, so ersetzt ihnen dies der Anstand, der dort einheimisch ist. Ihr früh geordnetes Gemüth giebt ihnen Lust und Liebe zu den täglichen Andachts-Uebungen, welche mit höchst anmuthigem Gesang verwebt sind, und woran die ganze Gemeinde Theil nimmt. Die gänzliche Trennung der Geschlechter schärft das sittliche Gefühl der jungen Mädchen, während im Taumel großer Städte manche halb erwachsene Tochter in verderbliche Bekanntschaften geräth und in durchtanzten Nächten das Grab ihrer Jugendblüthe findet. — Wenige Bedürfnisse und bescheidene Ansprüche begleiten die Zöglinge aus *diesen* Schulen in die Welt, indeß eine glänzendere Erziehung in dem Wechsel irrdischer Dinge manchmal zu einer verfehlten Bestimmung führt. Gleichmuth, der aus innerem Frieden entspringt, Mäßigung in Schmerz und Freude rüsten Jene gegen die Stürme des Lebens, während bei diesen die Extreme sich berühren, weil es ihnen an Selbstbeherrschung fehlt. Sparsamkeit, Einfachheit der Tracht und die ernsteren Beschäftigungen des Lebens wehren dem Luxus der schnell wechselnden Moden den Eintritt. Der Unschuld genügt hier an schlichten Gewändern und an geräuschlosen Erholungen. Wende man dagegen ein: daß dieser klösterliche Anstrich die Jugend um manchen Lebensgenuß bringe, und es den dort erzogenen Mädchen bei ihrem Eintritt in die Welt an Umsicht und Haltung fehlen müsse; so habe ich zu entgegnen: daß in den Zirkeln der höheren Stände, wo man viele in diesen Anstalten Erzogene findet, ich allerdings Keine unter ihnen über philosophische, politische oder religiöse Gegenstände disputiren und mit dem Kraftaufwande kühner Beredsamkeit absprechend urtheilen hörte; daß hingegen Bescheidenheit und Anmuth ihrem gründlichen Wissen entsprachen. Bürgerlichen Ehen entblüht in diesen Stätten der Gottseligkeit (die doch zu Allem nützlich ist) und der Genügsamkeit das Glück: die Bedürfnisse der Gattin nicht über die Schranken eines vielleicht mäßigen Einkommens ihres Mannes schreiten zu sehn. Dem aufmerksamen Gatten wird es zu Theil: unter den Genüssen des Lebens eine kluge Wahl zu treffen und seine Gattin damit zu erfreuen, indeß junge übersättigte Frauen ihren Männern für überschwengliche Opfer kaum Dank wissen. **Henriette S. g. H.**

In dem Werk des Hrn. de Pradt über den Achner Congreß läßt der Verfasser sich unter andern besonders günstig über England vernehmen. — „Die Macht Englands" sagt er, „ist so unermeßlich als unzerstörbar. Ueber 60 Millionen Menschen, so in Europa, als in Asien und Amerika, sind seinen Gesetzen unterthan. Eine unermeßliche Postenkette in Helgoland, Madras, Ganges, Hudsonsbay, Jersey, Gibraltar, Corfu, Malta, Cap de bonne Esperance, Helena, Isle de France, Ceylon, Antigoa, Trinité, Jamaika und Halifax giebt seiner Macht überall freien Spielraum; überall sitzen sie auf Felsen oder unzugänglichen Inseln sicher, aber auch allen **Andern gefährlich**. Was die Waffen nicht erringen, erlangt ihr Handel. Ihre Seemacht endlich ist so ungeheuer: daß ganz Europa nichts dagegen würde ausrichten können." — Herr de Pradt gedenkt der unendlichen Größe und Macht Englands, vergißt aber: daß die **Preßfreiheit** allein dies Alles regiert. Ein einzelner Monarch wäre wohl viel zu schwach, diese unendlich entfernten Combinationen zu leiten, wenn die Preßfreiheit nicht überall Augen und überall Zungen hätte, um zu sehen und zu berichten. (Journ. d. Par.)

Die Franzosen sind jetzt förmlich mit einer Krankheit befallen, die man Rubanomanie (Band- oder Ordensucht) nennen möchte. Jeder quält sich, zu den Bändern, die er schon trägt, immer noch mehr zu bekommen, und wer keinen Orden hat, spannt seinen Verstand förmlich auf die Folter, um heraus zu bekommen: daß er wenigstens einen verdiente. Unlängst trat ein solcher Orden-Steckenpferdler auch in ein Kaffeehaus, mit einem Bande, das den Besitz von einem ganzen Regiment Orden verrieth. Bei genauer Ansicht war es aber ein Band, aus 5 — 6 Farben bestehend, von denen eine jede der National-Garde eines bestimmten Departements verliehen ist; der Eigenthümer war also National-Gardist von Paris, Lyon, Bordeaux, Lille und Toulouse zugleich. (Journ. d. Comm.) Auch in andern Ländern hat hier und da dieser Bandwurm so an den geistigen Ansichten genagt: daß die Patienten oft alle gesunden Begriffe darüber verloren. Das erste Symptom einer solchen Krankheit äußert sich in gespielter Blindheit und sie steigert sich zuletzt so: daß der Mensch zur Marionette wird, die weiter keine Bewegung zu machen versteht, als einen unterthänigen Diener vor Glanz und Buntem.

Zu Bath (England) hatten 5 Ladys der Stadt beim Thee-Tisch aus Kurzweil einen benachbarten ehrsamen Apotheker verläumdet. Man erfuhr es, und sie mußten förmlichen Widerruf leisten. (Journ. gén.) Wenn das Mode wird, giebt's nach jedem Thee einen Akt des Widerrufens; indessen geht das Verläumden in der eleganten Welt auch ohne Thee, und es sind nicht immer Frauen, wohl aber immer schwache Geschöpfe, die sich damit Zeit und Ruf verderben.

Man bemerkt: daß im Januar der Blitz in **drei** Kirchthürme eingeschlagen hat, zweimal in Deutschland und einmal in Holland. (Journ. gén.)

Eine Schauspieler-Gesellschaft in einer kleinen französischen Stadt kündigte neulich an: sie wolle den Tod Abels im Kostüm des Zeitalters geben. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 19. Februar. 29stes Blatt.

Aus dem Leben des Herzogs von Ossonne.

Der Herzog von Ossonne war unter der Regierung der Könige von Spanien, Philipp III. und Philipp IV., Vicekönig von Neapel. Diese Stelle verwaltete er mit vieler Weisheit, und die Geschichte hat mehrere Anekdoten von ihm aufbewahrt, von denen ich hier drei mittheile:

I. Drei neapolitanische Kaufleute hatten ein Kriegsschiff gegen die Seeräuber ausgerüstet, und so viel Glück: daß nach einigen Kreuzzügen der Werth ihrer Beute sich auf 60,000 neapolitanische Dukaten belief. Sie stellten nun das Kapern ein und gaben das ganze Kapital einem Banquier zu niedrigen Zinsen, bis Jeder seinen Antheil vortheilhafter an zu legen vermöchte. Da aber Einer dem Andern nicht recht traute, so mußte der Banquier eine schriftliche Erklärung ausstellen, wodurch er sich verbindlich machte, bei Strafe des doppelten Ersatzes, von dem Gelde schlechterdings nichts heraus zu geben, als nur in dem einzigen Falle, wenn sie ihn alle Drei persönlich dazu autorisirten. — Einer von diesen drei Kaufleuten zeichnete sich durch Erfahrung und Klugheit so sehr aus: daß die zwei Andern alle seine Vorschläge gut hießen, ihm auch die Besorgung der gemeinschaftlichen Ausgaben übertrugen, die bei den Gerichten, den Mäklern und sonst zu machen waren. Dann empfing er jedesmal eine, von allen Dreien unterzeichnete Anweisung an den Banquier, eine bestimmte Summe zu zahlen, die dieser auch honorirte, weil er die Unterschrift für ihre Persönlichkeit gelten ließ. Jener spiegelte endlich den beiden Collegen vor: daß er nun Gelegenheit gefunden habe, das Kapital zu höheren Zinsen sicher unter zu bringen, daß er aber einer dabei zu gebrauchenden Mittelsperson erst ein Geschenk machen müsse. Jene fragten: wie viel er dazu bedürfe? Der Kaufmann sagte aber: dies wisse er noch nicht; er werde den Mann fragen, wie viel er verlange? Da indessen keine Zeit zu verlieren sey und Jener sehr entfernt wohne, so überlasse er ihnen: ob sie ihm eine Anweisung an den Banquier ertheilen wollten, ihm die Summe zu zahlen, die er fordern würde? Dies geschah; der Betrüger erhob den ganzen Rest des Kapitals und machte sich damit fort. Jetzt verlangten die beiden Andern Ersatz dieser Summe, indem sie sich auf die von ihm ausgestellte Erklärung bezogen, und da er ihn verweigerte, so kam es zum Proceß, dessen Instruktion der Vicekönig selbst beiwohnte. Am Ende fiel sein Urtheil dahin aus: daß der Banquier gehalten sey, das zu erfüllen, wozu er sich anheischig gemacht habe, mithin er die Summe noch einmal bezahlen müsse; da aber das ausgestellte Instrument ausdrücklich bestimme: daß die Zahlung nur in Gegenwart aller Drei geschehen sollte, so könne es damit Anstand haben, bis der Entflohene zurück kommen werde.

II. Ein anderer Banquier zu Neapel, der ein Vermögen von 100,000 Dukaten besaß, hatte weiter keine Kinder, als einen Sohn. Der Vater, ein sehr frommer Mann, ging täglich in die Kirche eines Klosters, dessen Mönche ihn ganz für sich ein zu nehmen wußten, und kurz vor seinem Tode setzte er das Kloster zu seinem

Universal-Erben ein, mit der Bedingung: daß es bestimmte Seelenmessen für ihn halten, seinen einzigen, noch jungen Sohn zum Novizen annehmen, und ihn zu seiner Zeit einkleiden möge; im Fall derselbe aber nicht in den geistlichen Stand treten und im Kloster bleiben wolle, so solle der Convent gehalten seyn: ihm von den vermachten 100,000 Dukaten so viel zu geben, als er wolle. Nach des Vaters Tode nahm das Kloster die Summe und den Zögling in Empfang und kleidete diesen als Novizen ein; als aber der junge Mensch das gehörige Alter erreicht hatte und die Mönche in ihn drangen, Profeß zu thun, so erklärte er: daß er hierzu gar keine Lust habe. Mehrere seiner Verwandten und einige junge Leute seiner Bekanntschaft aus der Stadt hatten ihm in den Kopf gesetzt: daß er ein Thor seyn würde, wenn er sich, bei dem Besitz eines so großen Vermögens, in ein Kloster einschließen wolle, und sie machten ihm Muth, sich geradezu der Absicht der Mönche zu widersetzen. Er bestand nun darauf, das Kloster zu verlassen, und da die Mönche ihm dieses nicht verweigern konnten, wurde er wie ein junger Weltmann gekleidet und nun entlassen. Einige Tage darauf kam er zu dem Pater Superior, um sich bei ihm zu erkundigen: wie viel das Kloster ihm von der Erbschaft seines Vaters zu geben gedenke, damit er in der Welt leben könne? und empfing nun die Antwort: das Kloster sey arm; und da sie geglaubt hätten: sie würden das Geld nie heraus geben dürfen, so hätten sie es zu frommen Werken verwendet; indessen wären sie seinem seligen Vater für das ihnen erzeigte viele Gute so große Verbindlichkeit schuldig: daß sie beschlossen hätten, ihre äußersten Kräfte an zu strengen, damit er auf eine anständige Art und dem Range seiner Verwandten gemäß leben könne, daher sie ihm 10,000 Dukaten geben wollten. — Der junge Mann hatte sich aber eine ganz andere Rechnung gemacht; er hoffte: daß man ihm doch wenigstens die Hälfte des Ganzen anbieten würde. Er erklärte daher dem Superior: daß er eine so geringe Summe nicht annehmen könne. Die Mönche nahmen Gott zum Zeugen: daß sie über ihr Vermögen thäten, und selbst mehr, als sie nach des Vaters Testament zu thun schuldig wären, nach welchem sie ihm geben könnten, was sie wollten, ohne daß eine Summe bestimmt sey. Alles dieses machte aber auf den jungen Mann keinen Eindruck, und da er die Mönche zu keinem billigeren Vergleich bringen konnte, ward er klagbar. Der Prozeß erregte in Neapel so viel Aufsehen: daß der Vicekönig selbst Kunde davon nahm und beide streitige Theile hörte. Am Schluße fragte der Herzog von Ossonne den jungen Mann: Ob er das Testament seines Vaters an zu fechten gedenke? welches dieser mit Nein! beantwortete. So verordne ich denn — sagte der Vicekönig — daß das Testament vollzogen werden soll, welches bestimmt: daß von den legirten 100,000 Dukaten das Kloster dem Sohne so viel geben soll, **als es wolle**. Nun aber ergiebt sich aus dessen Anerbieten, ihm 10,000 Dukaten zu zahlen: daß es 90,000 **für sich wolle**; daher, und weil bestimmt ist: daß es geben solle, **was es wolle**, wird hiermit festgesetzt: daß es die 90,000 Dukaten, **die es will**, ihm zahle, die übrigen 10,000 hingegen für sich behalte. — Dabei blieb es, und die guten Patres kehrten höchst mißvergnügt in ihr Kloster zurück. (Der Schluß folgt.)

Briefe aus Albano.

Zweiter Brief.

Den 10. Juli 1808.

Was das für ein Zauber sey? — von dem ich am Schluße meines vorigen Briefes so abgebrochen räthselhaft gesprochen, wirst Du fragen, mein Freund! und ich will Dir, was sich von solchen übernatürlichen Dingen Klares und Bestimmtes sagen läßt, nicht vorenthalten. — Jener Zauber also, dem kein Fremder in Rom entgeht, der in seinen Wirkungen eben so verschieden ist, wie die verschiedenen Individuen, auf die er wirkt, den daher auch Jeder auf eigene Weise empfindet und zu erklären sucht, jener Zauber, sage ich, läßt sich im Allerallgemeinsten etwa so definiren: daß er Rom zu der Allerweltsstadt mache; das soll heißen: es findet dort Jedermann, was er anderswo vergebens suche. Keine Regel ohne Ausnahme! Mir fällt da eben jener Gourmand ein, der nach Rom gereist seyn soll, weil er vernommen: Palmaroli, der erste Restaurateur der Welt, wohne dort. Der mag freilich von dem römischen Zauber nichts gespürt haben, als er den ersehnten Restaurateur, statt in einer dampfenden Küche, in der alten Kirche S. Clemento bei den ruinirten Wandgemälden des Masaccio gefunden. Auch sollen einige Engländer so schnell durch die Ruinen und Gallerieen von Rom laufen: daß unsre Zauberin, die sich nicht gern übereilt, sie laufen läßt. Die Römer wissen ein spaßhaftes Geschichtchen von einem solchen Antiquitäten-Jäger — Gott hab' ihn selig! — zu erzählen. Ein Engländer kam halb krank nach Rom, lief aber trotz dem die erste Tagereise hindurch die Sehenswürdigkeiten der Stadt nach seinem „Vasi" ab. *) Am zweiten Tage mußt' er sich legen und fühlte bald den nahenden Tod. Da soll es ihm in dem letzten Kampfe der schrecklichste Gedanke gewesen seyn: die Pyramide des Cestius **) schon am zweiten Tage gesehen zu haben, die er doch nach seinem „Itinerario" erst am fünften oder sechsten

*) Das „Itinerario di Roma" von Vasi, ist nach Tagereisen geordnet, die von gewissenhaften Reisenden sehr pünktlich gehalten werden.

**) An der Pyramide des Cestius ist der Begräbnißplatz der Nichtkatholiken.

besuchen durfte. — Willst Du solche Ausnahmen zulassen, so bleibt meine Regel in unbeschränkter Gültigkeit. Der bettelnde Pilger und der reiche Exkönig von Spanien, Goethe und Werner, der klassische Engländer und der barbarische Russe, der antike Deutsche und der moderne Franzose — Alle hat sie der römische Zauberstab berührt, Alle haben sie in den römischen Zaubernetzen gehangen, und sie können nicht los, oder wollen sie nicht? — Und sie müssen doch fort, aber sie werden bald wieder kommen — und wer dann über Ponte molle zurück rollt, der wendet sich noch einmal um und ruft den sieben Hügeln zu: A rivedere! und Keiner, Keiner: Addio! — Und nun wollen wir sie fragen: worin denn jener allmächtige Zauber liege und woraus er entspringe? — Jenem strömt er aus dem Antlitz des Statthalters Christi, aus seinem Segen, aus den heiligen Stätten und Reliquien; Dieser hat uns in seinen römischen Elegieen mit der Zauberin genugsam bekannt gemacht, die ihm mit magischem Bande Mitwelt und Nachwelt zusammen schlang, daß das todte Alterthum zu frischem Leben erwachte und die junge wilde Lebenslust sich zu antiker Ruhe besänftigte; und der Mystiker suchte wohl die Weihe anderer Kraft, da die seinige schwach wurde. Der Dritte ist am kürzesten mit der Antwort auf unsre Frage fertig; die zwei Worte: classical ground, überheben ihn alles Nachdenkens, und auch der materiellste kann sich dadurch erklären: warum ihm das Beefsteak in Rom so wohl schmecke? denn die Ochsen in der Campagna rupfen ihre Nahrung von mancher alten Mauer ab; vor Allen aber ist der fremde Offizier außer Zweifel über die Magie, seitdem er gemerkt hat: daß man in Rom mehr nach den Schnurbärten und Ordensbändern sieht, als in seinem Vaterlande, wo sie gar zu gewöhnlich werden; der Mann von Welt wird Jedem einen andern Grund angeben, besonders jeder Dame, und so wird Keiner den rechten erfahren; den Künstler endlich wollen wir nicht fragen — den halte fest bis zum Tode, unwiderstehliche Armide!

Einer meiner Bekannten hatte neulich den Einfall, das ganze Wunder aus dem anständigen Müßiggange her zu leiten, den hier Jedermann zu üben Gelegenheit hat. Da schlendert er nach dem Vatican, setzt sich ein Viertelstündchen bei dem Apoll von Belvedere nieder, geht nicht schneller wieder nach Hause, hört auf dem Wege ein Paar neue Sprüchwörter oder Verschen, sieht den Saltarello *) tanzen, der Kupferstichhändler ruft ihn herein, um ihm einige seltene Markantons **) zu zeigen, die er eben gekauft; ein Troß Gefangener kömmt vom Bau zurück und bietet alte Münzen feil, die man heute beim Graben gefunden; er kauft den ganzen Kram, und hat nun etwas für den Abend zu untersuchen. Alsdann legt er sich wohlgemuth schlafen, ohne Vorwurf der Tagdieberei, und meint selbst schlafend mehr zu thun, als ihr Schläfer über den Alpen, denn sein offenes Kammerfenster schaut gerade nach dem Forum Romanum hinaus. — Du wirst nun auch auf mein Gutachten warten, nachdem ich die fremden Partheien alle vernommen. Aber — wer noch im Zauberkreise sitzt, darf nichts ausplaudern. Also Geduld bis zum Wiedersehen.

Wilhelm Müller.

*) Ein römischer Volkstanz.

**) Marcantonio, der berühmte Kupferstecher, Raphaels Zeitgenosse.

Gedanken einer berühmten Frau.

Menschen von gewöhnlichem Schlage suchen immer bedeutende Männer herab zu würdigen, um den großen Unterschied zwischen ihnen und diesen weniger auffallend zu machen.

Selten trägt eine vornehme Handlung das Gepräge der Hochherzigkeit, und oft fürchtet man nicht: ein zartfühlendes Gemüth durch ein unzartes Benehmen zu kränken, kömmt es nur darauf an, der leidigen Convenienz Genüge zu leisten.

Der Menschenfeind ist ein armer Mann, der nicht recht sucht, was er finden müßte, um kein Menschenfeind zu seyn.

Koketten gleichen dem Wetterhahn, der nur still steht, wenn er durch Verwitterung eingerostet ist.

Ein junges Mädchen in eines Greises Gewalt gleicht dem Vogel in eines Kindes Händen.

Das Herz einer galanten Dame ist einer Rose ähnlich, von der jeder Liebhaber ein Blatt mitnimmt; dem Manne bleiben dann nur die Dornen.

Ein Weib, um deren Gunstbezeugungen man buhlt, gleicht einem Räthsel, dessen Wort man sucht. Hat man jene erhalten, ist dieses ausgefunden, so sind beide bald vergessen.

Bonafont.

Anklänge.

38.

Bleibt, will Bosheit euch erniedern,
Fest in Sittlichkeit beschränkt;
Euch ist, könnt' ihr Tück' erwiedern,
Nicht das Recht, der Stolz gekränkt.

39.

Wer Streit sich wünscht, wird leicht ihn finden,
Wer Frieden sucht, muß überwinden;
Sein Werk fängt Streit bei Jedermann,
Doch Fried' es bei sich selber an.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Auf dem Hof-Theater werden uns nächstens „die Sühne“ und „Seneka“ von einem hoffnungsvollen jungen Dichter, Budik, gegeben; am meisten aber hört man schon zum Voraus von einem Stücke des Baron Zedlitz: „Tortarella“, das an Vortreflichkeit sich über alle Tages-Produkte erheben soll; die Erwartungen sind

gespannt. Hr. West hat in seine „Donna Diana“ einige Scenen eingewebt, die dem Ganzen vortheilhaft sind, und besonders die „Prinzessin Laura“ nicht mehr die gar erbärmliche Figur spielen lassen. — In voriger Woche wurden im Hof-Theater Moliere's „gelehrte Weiber“ gegeben. Es bleibt einmal ausgemacht: daß wir Deutsche nicht im Stande sind, noch jetzt an der veralteten französischen Komik uns zu erfreuen, die hauptsächlich auf Umständen der Zeit und des Orts beruht. In diesem Lustspiel kömmt denn auch mehr Spott als Scherz zum Vorschein, und ob auch Nikolai in seiner Bearbeitung die so willkührliche als seltsame Auflösung Moliere's weit besser motivirte, so bleibt die Handlung doch unbedeutend. Hr. Costenoble hat sich durch seine Gestaltung dieses Stücks für das Hof-Theater, bis auf einige Kleinigkeiten, recht viel Dank erworben; bemerklich blieb hie und da aber immer jene Kammerdiener-Moral, die bei Moliere fast überall sich zeigt, und Ansichten entwickelt, die eben so wenig gediegen als belehrend sind (?). — Am 24. Januar sah man „Nathan der Weise“ zur Einnahme der Regisseurs dargestellt. Er ist durch Hrn. Werling für's Hof-Theater ziemlich erträglich beschnitten. Eine so gelungene Ausführung dieser sehr schwierigen Aufgabe dürfte hier noch schwerlich gesehen worden seyn, und das ist bei den bekannten vortrefflichen Leistungen unserer Künstler sehr viel gesagt. Das Theater war anderthalb Stunden vor der Vorstellung so gefüllt, daß ein Theil der Zuschauer durch die Logen in das Parterre sich zu begeben gezwungen war. Mit dem lautesten Beifall wurde, zur hohen Ehre unseres Geschmacks, jede Scene aufgenommen und noch fortwährend ist der Antheil daran gleich groß. — In den „Oelzweigen“ stand in einem der letzten Blätter eine Anekdote aus dem Leben des heiligen Fillipus Nerius, unter dem Titel: „Und dann?“ Ein Schüler der Rechtsgelehrheit soll nämlich zu ihm gekommen seyn und ihm sein Studium, seine Freude daran und seine Hoffnung auf einstige Berühmtheit und Nützlichkeit aus einander gesetzt haben, während der Heilige die Pausen des Erzählers nur mit der Frage: „Und dann?“ unterbrach, und auch am Schluße keck nur „Und dann?“ fragte. Da soll der Jüngling traurig das Haupt gesenkt haben und — Mönch geworden seyn!! — Was läßt sich darüber anders sagen, als „Und dann?“ Wohin soll dieses allseitig unterstützte Treiben führen, in dem ein Zweck nicht zu verkennen ist!! — Der rühmlich bekannte Maler Kraft (nicht West) soll die Stelle des verstorbenen Hofraths Füger, als Direkter der Gallerie im Belvedere, erhalten. — S —.

Literatur. „Die brandenburgisch-preußische Kriegs-Verfaßung zur Zeit Friedrich Wilhelms, des großen Churfürsten. Dargestellt von Stuhr. Erster Theil.“ (Berlin 1819, in der Maurerschen Buchhandlung.) — Der Inhalt des Werkes ist unendlich reicher als der Titel angiebt. Nicht bloß die Zeit des Churfürsten, sondern auch: wie sein Heer, die Befestigung des Landes allmählig entstanden, wie seinen Bedürfnißen in verschiedenen Zeiten genügt worden und wie darin die meisten Wendepunkte der inneren Staatsverfaßungen liegen, das Alles finden wir hier mit gründlichem Fleiße aus Quellen, insbesondere aus den wenig benutzten Handschriften von König auf der hiesigen Bibliothek, dargestellt. Unserer Geschichte ist in den letzten Jahren durch die Bekanntmachung von Chroniken, durch die Eröffnung des alten Königsbergschen Archives und Abdruck mancher Quellen, wie das Gesetzbuch der deutschen Ritter, durch Büschings Bekanntmachung mancher urkundlichen Nachrichten u. s. w. neues Licht aufgegangen; der Boden ist den Leuten wieder lieb geworden und so hören wir mit Vergnügen: daß Berlin — wie in Vielem, so auch hier — seit Einführung der neuen Städte-Ordnung mit Durchsicht der Urkunden, mit Sammlungen zur alten Stadtgeschichte u. s. w. andern Städten ein gutes Vorbild gegeben hat. Erkennen wir so manche ernste Richtung in unserer Literatur, finden wir uns angeregt durch so manches Schöne, müßen wir nicht innerlich erzürnt werden, wenn in den Tagesblättern von der Armuth des Meßkatalogs immerfort die alte Leier angestimmt wird. Das Anerkennen ist das Allerhöchste, was der Mensch erreichen kann und das Tadeln das Allerschlechteste; das Bessermachen ist gewiß nur auf dem Wege des Anerkennens zu erreichen. Unsere Wünsche für die Fortsetzung des Werkes richten sich besonders dahin: nicht spätere militairische Theorieen auf frühe Zeit an zu wenden; so werden kleine Flüßchen, die nur wegen der Befruchtung und wegen des Mühlentreibens einen Grund zur Anlage von Städten waren, in militairischer Hinsicht als Grund angenommen; ferner wünschen wir in der Fortsetzung eine Sammlung historischer Züge, in denen sich Charakter und Gesinnung des Heeres und seiner Führer zu jeder Zeit ausgesprochen hat; auch möchten wir nicht bloß die Ansicht des großen Mannes hören, dem unser Staat seine neuere Bildung verdankt, sondern auch Alles das, was sich seiner Ansicht entgegen stellen ließe, und was damals den Leuten als unrecht erschien und auch wirklich kein Heil brachte. Dazu gehörte insbesondere: daß der Churfürst, statt die Landesverfaßungen auf den Punkt praktischer Anwendung zu bringen, wo die Zeit stand, sie umging, indem er deren Vertheidiger entweder gewaltsam unterdrückte oder durch Fremde von allem öffentlichen Wirken zu entfernen suchte. Die Folgen dieser Auflösung zeigten sich schon unter seinem Sohne, und nur der häuslich sparende Geist König Friedrich Wilhelm des Ersten wußte die innere Kraft wieder zu gewinnen, welche die Plane Friedrich des Großen bedurften, ein Kapital von Sparsamkeit, Rechtlichkeit, Ordnung und Treue, das unserem Staate bis zu unsern Zeiten durch alle Noth half, wo freilich alle kleineren Mittel gegen die gewaltigen Anstöße nicht mehr zureichen wollten und die allgemeine Theilnahme und Thätigkeit als das einzige, alles andere überdauernde Kapital wieder in Anspruch genommen werden mußte. So stehen wir nun wieder bei den Fragen und Anforderungen, deren Beantwortung dem großen Churfürsten zu schwer schien; aber es ist erfreulich, statt des Widerspruchs und stillen Beharrens bei Rechten, deren Anwendung doch unmöglich wurde, in unsrer Zeit eine Hingebung für das Ganze zu finden, der das Opfer und die Bedeutung alter Rechte oft nicht schwer erscheint. In solchen Zeiten wird das Schaffen des Neuen fast zu leicht, dies ist ihr höchstes Unglück; jede menschliche Entwickelung bedarf des Widerstandes, sonst verirrt sie sich in das Gebiet des Leeren und Ueberflüßigen.

L. Achim v. Arnim.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 20. Februar. 30stes Blatt.

Herrn Otberts Dienstag-Blättlein.

Zweiter Januar-Dienstag.

Das zukünftige Leben,
nach dem Bilde, das sich die Verehrer des Buddha davon machen.

Je weiter von außen vor dem Menschen der Raum sich aufthut, um so freier und gewaltiger regt seine Phantasie auch in ihm ihre Schwingen. Und ein Furchtsamer, dem vor Gespenstern bangt, wird gewiß, wenn er in einem großen Saale schläft, mehr Angst empfinden, als in einem engen Kämmerlein; denn hier zeigt ihm die nahe Wand Alles zu deutlich und führt seine innere schaffende Welt auf ihn selbst zurück, dahingegen diese mit dem geräumigen Gemache aus ihm selbst hervor tritt, ihre Phantome außen als wirkliche Bilder sich gestaltet und dem Geängstigten entgegen drängt. — Ich weiß nicht, durch welchen Anlaß ich heute darauf gebracht wurde, diese Bemerkung bei dem Oheim zu machen. Und vollends — fügte er hinzu — wo gewänne die Phantasie mehr Spielraum, als in jenen Regionen, die über dieser sichtbaren Welt hinaus liegen und wo alle Zeit und aller Raum aufhört? Welch wunderbare, seltsame und ungeheure Bilder hat sich daher auch von jeher die Phantasie von jener Zukunft geschaffen, der wir Alle entgegen gehen. Aber kaum möchte hier ein anderes Volk an sinnlicher Lebendigkeit und Reichthum der Erfindungen die Verehrer des Buddha oder Godama übertreffen, die über einen großen Theil der weiten Reiche Burma, China, Cochinchina und Japan verbreitet sind, und von denen uns Buchanan so interessante Nachrichten mittheilt. — Nach dem Glauben der Burmanen nämlich bildet unsre Erde den Nabel des Universums, und rings wird sie von dem sehr hohen Gebirge Zetchiavala umschlossen. Aber außer ihr giebt es noch 10 Millionen erhabener runder Ebenen von gleicher Gestalt wie sie, die durch mit Wasser angefüllte Räume von ihr getrennt sind. Ihren Mittelpunkt bildet Miemmo, der größte von allen Bergen; und den vier Cardinal-Punkten dieses Berges gegenüber liegen im Ocean vier große Inseln, die von Menschen und Thieren bewohnt werden: östlich Pioppaideha; westlich Amaragoga; nördlich Unchegou; südlich Zabudiba. — Alle lebenden Wesen aber theilen sich in drei Klassen: 1) Chama oder erzeugende Wesen; 2) Rupa, materielle, aber nicht erzeugende Wesen, und 3) Arupa, immaterielle Wesen oder Geister. Diese drei Klassen sind wieder in 31 Geschlechter getheilt, von denen jedes seinen eigenen Bon oder seine besondere Wohnung hat. Die erste Klasse zählt davon 11 Geschlechter und Bons oder Arten der Existenz, 7 glückliche und 4 unglückliche. Das erste, in glücklichem Zustande lebende Geschlecht begreift die Menschen, die übrigen 6 glücklichen Bons haben Nat oder höhere Geister inne.

Die Menschen haben auf der südlichen Insel ihren Bon. Im wechselnden Glück und Unglück leben sie da, je nachdem ihnen Godama nach einem guten oder bösen Wandel in einem früheren Leben ihren Zustand bestimmte. — Die Einwohner der westlichen und östlichen Insel leben wie wir, nur daß sie sich einer langen

Lebensdauer erfreuen. — Aber am besten ergebt es den Bewohnern auf der nördlichen Insel. Hier wächst der Baum Padeza-Bayn, der, statt der Früchte, kostbare Kleidungsstücke aller Art trägt, auch eine köstliche Art Reis ohne Hülsen; diesen legt der Hungernde nur auf den Stein Zotrassa, aus dem sogleich Wärme hervor geht und den Reis gar kocht; diese Nahrung sättigt auf sieben Tage. In unverwelklicher Kraft und Schönheit, goldfarbig, wie die ganze Insel ist, leben die Bewohner 1000 Jahre. Ohne Schmerzen gebären die Weiber die Kinder und tragen sie auf die Straße; dort stecken die Vorübergehenden ihre Fingerspitzen in den Mund, aus denen sie einen treflichen nektarischen Liquor saugen, der sie sieben Tage lang erfrischt und ernährt, nach deren Verlauf sie völlig erwachsen sind. Keiner kennt seine Verwandten, auch aus dem Grunde, weil Alle von gleicher Gestalt und Farbe sind. Wünscht daher ein verliebtes Paar sich zu verheirathen, so begiebt es sich in den Schatten eines überaus lieblichen Baumes; sind sie nicht nahe verwandt, so senkt der Baum sein Laub und seine Zweige nieder und bildet eine köstliche Laube, in der sie die Ehe vollziehen. — Gar herrlich aber vollends ist es in der Wohnung der Nat oder Genien. Hier strahlt Alles von Gold, Silber oder Edelsteinen; außer der Palme wächst überall der Baum Padeza-Bayn, der Kleidung und Speise als Früchte trägt. — Am erhabensten wird die Wohnung oder der Bon der zweiten Klasse der Nat, die Tavateinza heißt, geschildert. Ihr oberster Kaiser hat 32 niedrigere Genien-Fürsten unter sich. Er wohnt in einer ungeheuren viereckigten, mit Silber und Gold gepflasterten, mit Mauern und siebenfachen Graben umschlossenen Stadt. In diesem Bon wächst in einem Garten die berühmte Schling-Pflanze, welche alle 1000 Jahre eine überaus köstliche Frucht bringt. Um sie zu brechen, versammeln sich hier die Nat haufenweise 100 Jahr zuvor, ehe sie reif wird, und singen und tanzen dann bei Begleitung von Trommeln und andern Instrumenten ein ganzes Jahr lang. Nach dem Genuß der Frucht werden sie vier Monat lang trunken. — Hier ist auch die große, herrliche Goldhalle, wo von Gold, Perlen und Juwelen der Thron des obersten Herrschers glänzt, und um diesen auf niedrigeren Thronen seine untergeordneten Fürsten sich versammeln. Von da sendet er auf Erkundigung unter die Menschen niedrigere Nat aus; schneller als der Wind durchstreifen diese unsere Insel, und tragen sorgfältig in einem goldenen Buche alle guten und bösen Handlungen der Menschen ein. Hiernach hält der oberste Fürst Gericht; hören dann die Nat: daß mehrere gute Menschen das Gesetz erfüllen, so rufen sie aus: „O, nun werden die unterirdischen Wohnungen leer und unsere Wohnung wird voll werden!“ Finden sie aber wenig gute Menschen, so sagen sie lächelnd: „O elende Menschen und Thoren! um euch für ein kurzes Leben zu ergötzen und einen vier Arme langen Körper und einen spannen-großen Bauch zu kitzeln, habt ihr Sünden auf euch gehäuft, die euch künftig elend machen werden!“ Dann spricht der große Kaiser, um die Menschen zu einem tugendhaften, barmherzigen und gerechten Leben zu bewegen: „Wahrlich, wenn der Mensch das Gesetz erfüllte, würde er seyn, was ich bin!“ — Hierauf geht er mit dem ganzen Gefolge, das sich auf 36,000,000 Nat beläuft, unter Musik nach der Stadt zurück.

(Der Schluß folgt.)

Aus dem Leben des Herzogs von Ossonne.

III. So oft der Vicekönig sich auf den Straßen von Neapel blicken ließ, wurde er von einer Menge Krüppel angefallen, die um Unterstützung baten, und Alle vorgaben: sie wären im Dienste des Königs durch den Krieg um ihre gesunden Glieder gekommen. Er vermuthete aber wohl: daß sich Mehrere von ihnen nur gebrechlich stellten, und um dies genau zu erfahren und keinen Unschuldigen zu bestrafen, ließ er an allen Straßenecken eine Bekanntmachung anschlagen: daß der König, sein Herr, ihm die Unterstützung aller Soldaten, die im Kriege verstümmelt worden wären, zur Pflicht gemacht habe, daher diejenigen, welche sich in Neapel befänden, sich am folgenden Tage auf dem großen Markte zu versammeln hätten, um das ihnen vom Könige bestimmte Gnadengeschenk in Empfang zu nehmen. Da fand sich nun eine so ungeheure Anzahl ein, daß der Vicekönig darüber erstaunte. Er stellte sich an einen Ort, wo er zwar nicht von Allen, aber doch von Vielen gehört werden konnte, und hielt hier folgende Anrede: „Der König, unser allergnädigster Herr, hat mir aufgetragen, den, in seinem Dienste verstümmelten Soldaten eine Belohnung zu geben; aber die mir hierzu angewiesene Summe ist für eine so große Menge nicht hinreichend. Indessen ist es auch nicht wahrscheinlich: daß in einer einzigen Stadt so viele verstümmelte Soldaten seyn sollten. Die Absicht des Königs ist aber: daß seine Unterstützung nur solchen, nicht aber denen zukommen soll, die durch Krankheit oder andern Zufall ihre Glieder eingebüßt haben. Um diejenigen aus zu mitteln, welche Anspruch auf diese Wohlthat machen können, wird angenommen: daß es denen, die bei ehrenhaften Vorfällen invalide geworden sind, wenn gleich an Kräften, doch nicht an Muth fehlen könne, und dies werde ich zu unterscheiden wissen.“ — Er ließ nun mitten auf dem Platz ein Seil ziehen, wie die Seiltänzer auf zu spannen pflegen, so hoch, daß es bis in die Mitte des Leibes ging, und sagte dann laut: „Alle die, welche Muth und Entschlossenheit genug haben, über dieses Seil zu springen und auf die andere Seite hinüber kom-

men, werde ich für brave Leute halten, die ehemals im Dienste ihre Schuldigkeit gethan haben; diese sollen dann auch die ihnen vom König zugedachte Belohnung erhalten. Aber die, welche thun, als ob es ihnen an Kräften fehle, werde ich für Feigherzige halten und glauben: daß sie bei andern Gelegenheiten zu Krüppeln geworden sind." — Die Hoffnung auf die versprochene Unterstützung hatte viele Tagediebe vermocht, sich als Krüppel an zu stellen, und diesen ward es nun leicht, das Seil zu überspringen. Der Herzog lobte sie deshalb, ließ sie absondern und ihre Namen aufschreiben; die wirklichen Krüppel gingen zwar auch nach dem Seile und gaben sich die äußerste Mühe, hinüber zu kommen, aber vergeblich. Verächtlich ließ der Herzog sie auf die andere Seite treten; dies feuerte die nur noch mehr an, denen es keine Anstrengung kostete, sich über das Seil zu schwingen, und die Anzahl dieser war zweimal größer. Aber welches Entsetzen, als am Ende der Herzog alle die, welche das Seil übersprungen hatten, auf die Galeeren bringen, hingegen jedem der wirklichen Krüppel, die dies nicht vermocht hatten, eine Pistole geben ließ! v. Göckingk.

Merkwürdige Stellen aus alten Büchern.

Ein verschollener Dichter, M. G. E. Müller, beschreibt in einer Kritik über die deutschen Dichter (1742) die Entstehung der Oper so:

„Man sagt, die Poesie hab' aus verwöhntem Triebe
Einst die Musik geliebt. Die Frucht von dieser Liebe
Kam endlich an das Licht; doch da man's recht besah,
War's eine Mißgeburt. Man hieß sie — Opera."

Ein Superintendent, Josua Loner zu Arnstatt, läßt sich im Prologus zum „Eynuchus, des Poeten P. Terentii andere Comödie, deutsch gemacht und in Reim verfasset" also vernehmen:

Eynuchus ist ein fremder Nam,
Daher denn erst sein Ankunfft kam,
Wenn das man Deutsch wolt geben gut,
Möcht man's nennen den Frauenhuth.
u. s. w. Haug.

Der gewissenhafte Koch.

Es war einmal ein Kardinal —
Den Namen hab' ich schon vergessen —
Der liebte sehr ein leck'res Essen:
Wenn Andre fasteten, hielt er ein köstlich Mahl.
Und Peter war sein Koch, ein Künstler ohne Gleichen!
Ihm mußte in Paris sogar ein Véry weichen.
Beehrt mit seines Herren Gunst,
Genoß in Frieden er die Früchte seiner Kunst.
Einst fiel dem dummen Peter ein:
Es könnte doch wohl sündlich seyn,
Dem Kardinal in Fastentagen,
Und wär' es nur ein Ortolan,
Ein Hase oder ein Fasan, —
Mit einem Worte: Fleisch ihm auf zu tragen.
Er eilt daher mit gläub'gem Sinn
Sogleich zu seinem Pater hin,
Und beichtet, wie er sich vergangen,
Daß seines Herrn gar sündigem Verlangen
Er stets gewillfahrt. — „Was, mein Sohn!"
Spricht jetzt der Beichtiger; „Dir Absolution
Zu geben, bin ich kaum im Stande;
Denn wisse: daß Du schon am Rande
Des Höllenschlundes stehst, wo, Deinen Hasen gleich,
Gespickt, gebraten, Du in Satans finst'rem Reich
Zehntausend Teufeln wirst zur Speise dienen! —
Doch les' ich bitt're Reu' in Deinen Mienen:
Du hörtest wenigstens auf des Gewissens Qualen;
Erbarmend, denk' ich, soll man Dir verzeih'n,
Wirst Du die Hände ferner nicht mehr leih'n
Zu jenen argen Sünden-Mahlen! —
Zeuch hin in Frieden! Bess're Dich, mein Kind!" —
Mit Zittern und mit Beben ging geschwind
Der Koch nach Hause. Jene Worte waren
So fürchterlich, so schauerlich:
Daß er auf seinem Wege sich
Vom Satan bei den Haaren
Gezogen glaubt. —
Die Fasten treten ein,
Und dauern, armer Kardinal!
Neun volle Tage diesesmal!
Was wird das für ein Leben seyn!
Den ersten Tag ziert seinen Tisch
Ein Fisch; den zweiten, dritten wieder Fisch;
Den vierten... „Höre, Dummerjan!
Was ist Dir in den Sinn gekommen?"
Brüllt Seine Eminenz den armen Peter an. —
„Es ist zu meinem und zu Ihrem Frommen,
Hochwürd'ger, gnäd'ger Herr!
Ich war bei meinem Beichtiger,
Der hat's sehr übel aufgenommen:
Daß in der Fastenzeit ich Sie mit Fleisch traktirt.
Er sagt: ich würde in die Hölle kommen,
Wenn dies ein einzig Mal nur wieder arrivirt." —
„Der Pater werde gleich hieher geführt!"
Sprach Seine Eminenz:
„Ich gebe diesem Herrn solch eine Pönitenz:
Daß er sich wird von hinnen trollen.
Wie kann er sich erfrechen wollen
Zu solcher That! Er büße schwer;
Man führe gleich den Pater her!"
Gesagt, gethan. Der Priester tritt
Vor Seine Eminenz mit ehrfurchtsvollem Schritt.
„Wie" — fängt der Kardinal nun an zu wüthen:
„Wie, Priesterlein! Du wagst: das Fleisch mir zu verbieten?" —
„Behüte Gott!" — erwiedert zitternd nun
Der Pater — „könnt' ich solche Sünde thun?
Denn, wenn es Ihnen, gnäd'ger Herr! gefällt,
Zu speisen in den Fastentagen
Die Reh' und Hirsche aus der ganzen Welt,
So freut sich über Dero würd'gen Magen
Die Menschheit; segnet wohl, in ihrer Freude,
Die heiligen, gesunden Eingeweide! —
Doch was den Koch betrifft — — der ist verloren!" —
„Welch feine Logik habt Ihr Euch erkohren!"
Spricht nun der Kardinal; „da seh' doch Einer an,
Was so ein Herr für Schlüsse machen kann!
Daß nur mein Koch nicht als Verdammter sterbe,
Will er: daß ich — den Magen mir verderbe!"
Carl Dielitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Die Jubel-Hochzeit des sächsischen königlichen Ehepaares wurde hier so herzlich begangen, wie überall; wohl dem Fürsten, dessen häusliche Glückstage zu Volksfesten werden! In manchen schweren Leiden, die unser König erlebte, muß es ihm ein herrlicher Trost gewesen seyn: daß seine Unterthanen mit altsächsischer Festigkeit ihm unter allen Umständen eine Treue erwiesen, wie ein gutes Volk sie einem guten Könige gewiß nie versagt; und noch bleibt ihm die Gewißheit: daß die Geschichte auch seine Schmerzen einst heiligen wird. — Hr. Hofrath Küstner, der so thätige und einsichtsvolle Direktor unsers Theaters und der als Dichter schon bekannte Hr. W. Gerhard haben sich bei Anordnung und Ausführung der Festlichkeit besonders ausgezeichnet. — Im Theater gab es nichts Neues von Bedeutung; das Scheiden der Demois. Schwarz ist ein höchst unangenehmer Verlust für die Bühne, der durch die Rivalität mit Demoiselle Böhler veranlaßt seyn soll, wobei Letztere begünstigt wurde. Auf jeden Fall ist wohl die öffentliche Anzeige der Direktion gegen Demois. Schwarz, die in Eile geschehen seyn muß, nicht gänzlich gut zu heißen. — Dr. Solbrig gab am 6ten Februar ein Deklamatorium im Saale des Schauspielhauses, das sehr besucht war. Er gefiel uns von Neuem und daß er in einem hiesigen, nicht weit kommenden Tageblatt einen höchst ungerechten Widersacher fand, kann ihm eher nutzen als schaden; die Beleidungen sind jetzt im Großen und Kleinen so sehr in Regsamkeit, daß dergleichen nur Aufmerksamkeit und Theilnahme für die Angegriffenen erweckt. — Ein Concert spirituel, welches der Hofsänger Sassaroli am 8ten Februar gab, gewährte den Musikkennern viel Genuß; ein „Laudate" vom Kapellmeister Morlacchi wurde besonders goutirt von der sehr zahlreichen Versammlung. Der geachtete Sänger hatte dies Conzert in der Pauliner-Kirche veranstaltet. — Ueber neue Verlags-Artikel der Buchhandlungen werde ich später genauer seyn. Jetzt meld' ich nur Einiges, das eben besprochen wird. Die „Erziehungs-Geschichte des Dr. Witte" wird von seinem Vater herausgegeben (b. Brockhaus) und der Verfasser von „Wahl und Führung" liefert zur Oster-Messe ein neues Werk „Bilder inneren Lebens" (b. Kochly). — Die neuen, der Kritik gewidmeten Zeitschriften „Hermes" (b. Brockhaus) und „Allgemeines Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur" (b. Cnobloch) — jene von den Professoren Krug und Clodius, diese von dem Professor Beck herausgegeben — haben in ihren ersten Heften sich sehr empfohlen und werden hoffentlich neben der geachteten Leipziger Literatur-Zeitung bestehen können. — Die schon bekannten Zeitschriften haben ihren Fortgang. Daß die „Zeitung für die elegante Welt" jetzt oft zu gehässigen Ausfällen dient, ist nicht löblich, und gefällt uns, den friedlichen Sachsen, am wenigsten; das „Conversations-Lexicon" (an dessen Beendigung in der fünften Auflage eifrigst gedruckt wird) sagt dieser geschätzten und sehr gelesenen Zeitschrift nach: daß sie einst an den Kämpfen mit Kotzebue und Merkel unschuldig war; bei der jetzigen Richtung muß sie aber, wenn die andern Zeitschriften zu vergelten anfangen, ihre Unschuld offenbar verlieren, da sie nach allen Seiten hin zum angreifenden Theile wurde. — „Amerika, durch sich selbst geschildert" (b. Göschen) verdient Beachtung; wenn der Herausgeber nur mehr nach Mannigfaltigkeit strebte, so würde sein Unternehmen auch gewiß mehr eingreifen; die Idee ist gut. Indessen — bei einem solchen Vorhaben können auch wohl nur langsam die Quellen herbei geführt werden, welche vorhanden sind. — Der „europäische Aufseher" herausgegeben vom Dr. Bergk, ist aus alter Zeit noch ein höchst achtungswerthes Blatt, und behauptet auch die kühne Rechtlichkeit, mit der es stets in der öffentlichen Meinung sich hervor that. Es wäre bedauernswerth, wenn der Herausgeber, durch Mangel an Ermunterung, vielleicht lauer würde; unser König selbst hat sich übrigens für ihn interessirt. — Für die „Mode- und „Jugend-Zeitung" dürfte ein erhöhtes Leben zu wünschen seyn. — Die hiesige Gleditschische Buchhandlung giebt, aller öffentlichen Anzeigen ohnerachtet, für das Jahr 1820 doch den dreißigsten Jahrgang des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" heraus, und da Kind es ebenfalls daran nicht wird fehlen lassen, so hat man demnach fortwährend ein Pärchen; es fragt sich nun: Ist es Mann und Frau, oder Vater und Kind? — da sie beide 29 Jahr alt seyn wollen, wird wohl der erste Fall angenommen werden müssen. Doch — Scherz bei Seite! Mir scheint es: ein königliches Reskript müßte besser in Ehren gehalten werden, obgleich auch — wie man sagt — die Alternative in demselben ihre Genugthuung hat, wenn die Gleditschische Buchhandlung 25 Thaler Strafe giebt, und diese möchte sie wohl mehr für eine unbedeutende Zahlung, als für eine Strafe halten. Die Juristen mögen diesen sonderbaren Fall nicht klar entscheiden können, vielleicht gelang' es eher einem Verein von Buchhändlern und Schriftstellern — unter denen ja auch viele des allgemeinen Rechts kundig sind — die streitenden Partheien zu beruhigen. Sh.

Von Macao aus vernimmt man: daß der gelehrte Morison jetzt (1818) an seinem neuen chinesischen Wörterbuche drucken läßt; die Kosten werden von der ostindischen Gesellschaft hergegeben. Es enthält 3 Theile; der erste ist Einleitung oder Schlüssel zum Ganzen, der zweite englisch-chinesisch, der dritte chinesisch-englisch. — Nicht minder wichtig sind die Wörterbücher und Sprachlehren, die von der Sanskrit veranstaltet werden, die als die Urquelle aller bekannten Sprachen an zu sehen seyn dürfte. Schon der, in Hindostans Göttergeschichten als Heros glänzende Panini, ein Sohn der Fabelwelt, soll Verfasser der, unter seinem Namen vorhandenen Bruchstücke über die Sanskrit-Sprache seyn; einen älteren Grammatiker hätte kein anderes Volk auf zu weisen. (Ueberlieferungen.)

In der Stadt Carthagena werden zuweilen große Märkte veranstaltet; kurze Zeit vor demselben kommen die Neger zu dem Fluß Choco, in dessen Grunde sich Goldkörner finden. Haben sie sich davon so viel verschafft, als sie nöthig zu haben glauben, so kaufen sie in Carthagena dafür, was sie brauchen. Das Außerordentliche aber ist: daß sie, was vom Golde übrig bleibt, wieder nach dem Flusse zurück bringen und es hinein werfen, wie sie sagen: aus Furcht vor den Spaniern, durch deren Goldgier schon so viele Neger eines grausamen Todes starben. (Courier.)

Beilage: Blatt der Ankündigungen No. III.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 22. Februar. 31stes Blatt.

Tischrede des Polybrimesius Lälaps zur Beförderung des heutigen Ritterthums.

Gehalten in der Schenke zu Großwachtelau in der ästhetischen Gesellschaft.

Nachdem Herr Polybrimesius Lälaps vor zahlreicher Versammlung auf den Tisch gesprungen war, begann er, mit deutschthunlichen Geberden, also zu reden:

Sinnige, allseits gemüthliche Mannen! Es ist keinem Geschichtskundigen unbekannt, wie mancherlei Bilder der wechselnde Zeitgeist vor unsere Augen schiebt; wie verschieden ihr Inhalt ist, ihre Anordnung, Färbung und Beleuchtung; es war darum jetzt die rechte Zeit, den Wechselbild-Zeiger, Kaleidoskop genannt, wieder zu erfinden. Wer sich nun, achtbarste Mannen! unterfängt, ein wenig mit zu malen — wär's auch nur der Rock, oder eine Turn-Stellung — Sinnige! muß der nicht Alles wohl überschaut haben, wohl verstehen, Gemüthlichste! was die unverstandene Sehnsucht des Ganzen ist? Muß er nicht, um ein anderes Bild zu malen, schon an der Zwiebel erkennen: ob's Knoblauch wird oder eine Kaiserkrone? — Nun aber ist Keiner unter uns, der nicht wüßte: welche herrliche Knospen und Blüthen und Saamen-Kapseln der Knollen des jetzigen Zeitgeistes zu schießen und zu treiben verspricht. Das ist kein Knoblauch — es ist eine hohe, edle, ritterliche Blume, die bald aus ihrer Hülle springt. O Mannen! tragt mit treuen Händen den rechten mystischen Dünger hinzu, und bald wird ihr mächtiger Kopf den Kerker zerstoßen und sich verwundert umschauen. Wohl mir: daß ich einen Theil des großen Beetes vor mir sitzen sehe, worin das herrliche Gewächs empor keimt, daß ich das Grabscheit dieser Rede fassen und damit lockeren kann und nachhelfen! Ich will's aber, indem ich etliches mit Dir erwäge, gemüthliches Beet! was ab zu schaffen, ein zu führen oder bei zu behalten scheint. — Wollt' ich nun aber diesen ersten Theil gleichsam wie einen Hecht auf alles Unziemliche im heutigen Ritterthume stoßen lassen, so würd' ich wohl bald an mir selber die Leidensgeschichte aufführen sehn, die Jener im Kopfe trägt. Seh' ich nicht dort im Fenster den Schnellschreiber Ludwig Stahlpanzer sitzen, der so leicht ein Fernschreiber werden kann, und daß sein Heftlein überall *) gelesen werde, nichts braucht, als etwa den „Gesellschafter" in Berlin? — Wie könnt' ich also Behörden tadeln, von denen — da doch die Ritter sonst in's Verließ steckten — jetzt die Ritter selbst hinein gesteckt werden? — Unmöglich aber kann ich's unterlassen, Euch und in Euch dem gesammten Deutschland die Bitte vor zu tragen: „es möge sich endlich minder mit Gelehrsamkeit abgeben, was ja mit wahrem Ritterthum ganz unverträglich." Ihr wißt ohne mein Erinnern, Gemüthliche! daß ich hier von den todten Sprachen rede — welche gewisse Leute oft besser verstehen, als wir die heutigen Menschen — den Sprach-Leichen, mit denen sich nur solche Würmer nähren, wie unsre Gelehrte sind. Ich will Euch nicht diese mauscfable, starre, krummgewachsene Rotte aufführen, welche vor

*) Danke dem Herrn Verfasser! In dieser Rede steht eine solche Uebertreibung am rechten Ort. D. Herausg.

entsetzlicher Gelehrsamkeit ordentlich verblüfft ist; wohl aber will ich fragen: Wie? soll's denn für uns und unsere Nachkommen keine andere Aussicht geben, als in den Bücherschrank, damit wir treflich jenem Handwerksburschen gleichen, der die Thür seiner fensterlosen Kammer aufmachen wollte, um zu sehen: ob's Tag sey, zufällig aber den beglaseten Wandschrank öffnete und hinein schaute, und siehe: es war pechfinster! — Sollen wir denn immerdar etwa als Blinddärme nur aufnehmen, was der Magen Roms oder Griechenlands verdaut hat? Nein, Gemüthliche! Mägen, tüchtige Magen lasset uns selbst seyn, so ist Hoffnung da! Dann wird eine Zeit kommen, wo Gelage abwechseln mit den Wonnen von Sang und dem Bronnen von Minne! Es wird eine Zeit seyn, wo Mailüfte lustig kosen, wo Frauen-Antlitze zwischen Blumen gar anmuthig drein schauen, wo Nachtwolken im Mondschein recht gespenstig daher ziehen, der Wind die verständlichste Sprache führt, und wo Männer, Humpen und Doppelbier unzertrennlich sind. O Mannen! ich möchte vom Tische hüpfen im Jauchzen und Eure deutschen Röcke, und was drinnen ist, umarmen! — Wende mir Keiner ein: daß ja unsre treflichsten Schriftsteller sich mit Bücherstaub wie mit Blumenstaub befruchtet haben. — Sinnige! Achtbare! Gemüthliche! was konnten sie erst werden, hätten sie nichts gethan und nichts um sich, als Turnjungen und Nibelungen! O, es ist eine große und doch nicht verwegene Hoffnung! Schon ist sie hie und da Wirklichkeit geworden — Rektores wissen's! — und findet man auch noch bei Manchem von uns einen lateinischen Autor; bald, bald ist auch er über die Grenze gebracht! O, daß meine Rede Funken sprühe gleichsam in umher stehende Strohbündel, daß die Flamme hoch aufschlage und verscheuche alle athenischen Eulen, damit der edle Brand volksthümliche Mannen und Sänger erwärme!

Hier stieg Herr Polybrimesius Lälaps vom Tische, trank einmal und sprach dann weiter:

„Was hilft all dein Reden" fragtest du, treflicher stutzbärtiger Guerman, „so lange sich die ganze Rotte hinter unzählbare Bücherschränke, wie hinter Schanzkörbe verkriechen kann? Beim Teut, sollte man nicht mit folgendem Hornschluß die sämmtlichen Körbe stürmen und anzünden: Entweder preisen und enthalten sie Gelehrsamkeit, so mögen sie brennen; oder es mißrathen sie die Körbe, nun, so wahr mir Freya gnädig sey, so müssen sie im Feuer aufgehn! — Mit den alexandrinischen Büchern heizte man sehr lange das Bad allda — sollte man nicht mit diesen gelehrten Schanzkörben ein ähnliches Bad heitzen, ja gesegnen?" — Ich kenne deinen edlen Sinn, stutzbärtiger Guerman, und gern gesteh' ich: dein Gedank' ist mehr als wartburgisch-groß! Aber meinst du nicht: daß sich die Kordwacht, zum schrecklichen Aeußersten gebracht, kühnen Hamstern nicht ungleich wehren würde, deren Kammern man plündert? Nicht, daß sie sich eher das kritische Messer in die Brust stoßen würden, als die Leichen heraus geben, die ihrer Zergliederung anheim gefallen? Nein, man errichte, nach dem Beispiel von Fürstenschulen — etwa der Schul-Pforte — Klöster im Lande, in die man alle Bücher-Lustige zu ungestörter Belustigung stecken könne. Diesen Münichen oder Mönchen verehre man — ausgenommen den volksthümlichen — sämmtliche vorhandene Bücher — sie werden's uns Dank wissen — damit sie ungehemmt und von den Menschen abgeschnitten darin lesen und gleich darüber schreiben können — so wie Blutigel, denen man das Hintertheil abschnitt, vorn lustig saugen, weil Alles leicht abfließt — bis endlich der Tod solche Igel mit Asche bestreut und sie also selber zu Asche werden läßt. Wollte nun Einer von uns irgend eine Behauptung durch unzählige Stellen erhärtet sehen, so würde sie einer solchen gelehrten Anstalt vorgelegt und von derselben um die Wette mit gründlichen Commentariis ausgestattet. Aehnlicher Weise hielt sich ein Römer gelehrte Knechte, die um ihn her standen und aufpaßten, und, wo's nöthig, in seine Rede einfielen mit einiger Gelehrsamkeit, *) die uns indessen bald so unnütz seyn wird als die Ehrsamkeit. — Doch genug von den Münichen! — Mari, die uns zu Tische rufen will, steht an der Thür, weiß nicht, was sie denken soll und vertreibt mir damit, was ich gedacht habe. Nur noch zwei Worte, Sinnige! — setzt Eure ganze Kraft an alte Sprache, alte Sitte; und prügelte sonst ein Ritter zehn Mann, so soll mich's nicht befremden, wenn jetzt zehn Ritter einen Mann prügeln, worauf wir uns üben wollen, so bald Einer unter uns tritt, der nicht unsrer Meinung ist. — Deutsche Ungebundenheit und deutsches Haar muß wachsen, und Manches noch, was man bisher beschnitt. Wir wollen die Ehrvordern todtschlagen und die Altvordern leben lassen! — Mari, jetzt gut Halbbier und alten Käse! der Magen knurrt!

N. S. Da diese letzten Worte noch auf dem Tische gesprochen wurden, so scheinen sie allerdings mit zur Tischrede zu gehören.

Der Nachschreiber: **Ludwig Stahlpanzer**,
ehemals Dozent der Philologie, jetzt ohne Geschäft.

*) Calvisius Sabinus hieß der Mann. Die Stelle könnt' ich anführen, wenn's Herr Polybrimesius Lälaps bezahlte. Ich erbiete mich nämlich hiermit: gegen mäßigen Ehrensold die Werke neuerer Schriftsteller, die's etwa bedürfen, mit gelehrten Anmerkungen zu durchschießen, so wie ich auch mit alterthümlicher Schreibart dienen kann. Zu diesem Behufe lasse man mir nur das zu behandelnde Werk benebst dem Solde zukommen. Verpflichte mich zu tiefstem Schweigen und hoffe viel Bestellungen. Der Nachschreiber.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Schluß vom zweiten Januar-Dienstag.)

Zwanzig Zuzana (1 Zuzana ist gleich 4 burmanischen Meilen) von der Stadt ist ein sehr berühmter

Baum. Unter demselben liegt ein ungeheurer Stein, der weich und zart wie Baumwolle ist, und elastisch unter den Füßen des Kaisers zusammen sinkt und sich dann wieder erhebt, sofern Alles auf unserer südlichen Insel gut steht; im Gegentheil aber hart und gespannt, wie eine Trommel bleibt. Wenn der heilige Baum blüht, so verbreitet er auf 50 Zuzana umher einen röthlichen Schimmer, seinen höchst lieblichen Duft aber noch einmal so weit. Der Wärter desselben benachrichtigt sodann den Kaiser, der sogleich Lust bekommt, ihn zu sehen, und spricht: Wäre jetzt ein Elephant da, so wäre er eben so angenehm als brauchbar! — Kaum hat er dies gesagt, so ist der Elephant da. Dieser hat 33 Köpfe, für die 33 Fürsten der Nat; jeder Kopf hat 7 Zähne, die 50 Zuzana lang sind. In jedem Zahn sind 7 Seen, in jedem See 7 blühende Bäume; jeder Baum trägt 7 Blumen, jede von 7 Blättern; auf jedem Blatt sind 7 Throne, in jedem Thron 7 Kammern, in jeder Kammer 7 Betten, in jedem Bett 7 tanzende Mädchen von den Nat. Der Kopf, auf dem der Kaiser sitzt, hat 80 Zuzana im Umfang und ist zehnmal größer als die andern Köpfe. Auf dem größeren Kopfe steht ein, 3 Zuzana hoher Pavillon, unter dem der glänzende Thron des Kaisers errichtet ist. Der Elephant, der Eravum heißt, nähert sich dem Kaiser, nach welchem die 32 Fürsten aufsteigen; hinter dem Elephanten folgen die übrigen Nat, jeder in seinem Staats-Palankin. Sind sie zu dem heiligen Baum gekommen, so steigt die Menge ab, um die Blätter zu sammeln. So wie sich der Kaiser auf den Stein gesetzt hat, setzen sich Alle auf ihre Plätze und fangen das Fest zu feiern an, das vier Wochen dauert. Sie sammeln dann die Blüthen, wozu sie nicht auf den Baum zu steigen brauchen, da ihn der Nat der Winde schüttelt und die Blüthen herunter holt; damit ihre Schönheit nicht leide, schweben sie im Winde, der sie nicht auf die Erde fallen läßt. Zu dieser Zeit sind die Nat über und über mit dem wohlriechenden Staube der Faden dieser Blumen bedeckt.

Die Nat leben 36 Millionen Jahre. Sie brauchen kein Licht von der Sonne oder dem Monde, da das Licht ihrer eigenen Körper, die wie eben so viele Sonnen oder Sterne glänzen, völlig hinreicht. — Nach dem Tode kommen Alle nach Tavateinza, welche ihre Eltern und überhaupt das Alter ehren; welche Achtung vor den drei ehrwürdigen Gegenständen, nämlich der Gottheit, den Gesetzen und den Rahans (Priestern) bezeigen; welche Zank und Streit verabscheuen; welche mildthätig, vorzüglich gegen die Rahans, sind. — Aber wenn wir uns — so schloß der Oheim — durch ein solches Glück ihrer Seligen weniger angezogen, als uns gedrungen fühlen, darüber zu lächeln, so giebt es doch in ihrem Glaubens-System einige Sätze, die uns ansprechen, und ihre Sittensprüche sind zum Theil auf eine Weise in Bilder eingekleidet, daß wir uns darüber wundern müssen. — Unter die ersteren gehört besonders ihr Glaube: daß nicht bloß die menschliche Lebensdauer durch Tugend verlängert und durch Laster verkürzt werde, sondern auch, daß die sittliche Vollkommenheit, vorzüglich bei Fürsten, viele physische Vortheile bewirke: eine vortheilhaftere Aenderung der Witterung, reichere Erndten und besonders eine große Menge edler Metalle und Steine. — Zu einem Beispiel ihrer Sittensprüche möge aber Folgendes dienen: Wer mit Tod abgeht, ohne sich während seines Lebens das Verdienst einer guten That erworben zu haben, der gleicht einem Wanderer, der, ohne sich mit Lebensmitteln zu versehen, durch unwirthbare Wüsten reiset; er gleicht einem Menschen, der ohne Waffen sich in eine Gegend wagt, wo sich eine Menge Räuber oder wilder Thiere aufhalten; er gleicht endlich dem, der sich in ein kleines, leckes Boot setzt, um über einen großen, ungestümen und wirbelnden Fluß zu fahren. — Noch mehr! Wer sich — er sey Priester oder Laie — von der Sinnenlust hinreißen läßt und die Gebote nicht befolgt, der gleicht einer Motte, die so lange um das Licht flattert, bis sie in den Flammen ihren Tod findet; oder einem Thoren, der auf einem Schwerdte ein wenig Honig sieht, und ohne daran zu denken: daß das Schwerdt scharf ist, den Honig ableckt und sich die Zunge zerschneidet; oder einem Vogel, der vor Begierde, seine Beute zu erhaschen, die Schlinge nicht sieht, die man ihm gelegt hat; oder einem Hirsche, welcher der Hirschkuh nachrennt, ohne auf die Waffen oder Fallstricke des Jägers zu achten.

Während ich nach Hause ging, erwog ich bei mir selbst: in dem Glauben dieser Menschen erscheint uns so Vieles nur als schöne Träume, welche dieses irrdische Daseyn auch in die jenseitige Welt hinüber versetzen, nur in größeren Maaßen, lichterem Glanze und unaussprechlicher Anmuth. Aber wie Vieles ist in den Bildern, die wir uns von dem zukünftigen Leben machen, auch nicht viel mehr, als ein solches Träumen? Und doch mag ich mir viel lieber das jenseitige Reich nur als ein herrliches Eden denken mit seinen hohen, leuchtenden Gestalten, als daß mir Einer kömmt, und mit dem Messer kalt zweifelnden Verstandes mir Alles vom Herzen loslöst, was demselben lieb und theuer ist, und mir als das Ende aller Dinge nur ein großes Meer zeigt, in dem Alles untersinkt und zerrinnt, was hold und schön ist auf der Erde.

Bei Doktor Wundrichs Begräbniß.

Sehet, welch ein Nachzug schmückt
Doktor Wundrichs Leichenbahre;
Doch hat er in einem Jahre
Mehr sich schon voran geschickt.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus Neu-Vorpommern. Am 26. Oktbr. 1818 verlor in **Ludwig Gotthard Kosegarten** die Universität Greifswald ihre vornehmste Zierde, das Land sein erstes Talent, die lebende gelehrte Welt einen der hochbegabtesten Geister. Was Kosegarten in seinem arbeitvollen Leben, in den mannigfaltigen Verhältnissen, worin ihn sein äußerer Beruf und seine rege geistige Thätigkeit sezten, leistete und wirkte, ist bei der Oeffentlichkeit, die er bis auf sein Familienleben herab erlangt hat, zu bekannt, als daß es in einer deutschen Zeitschrift erwähnt werden dürfte. Eben so sind es die Irrungen, Streitigkeiten und erduldeten Angriffe, die den letzten Theil seines Lebens beunigt machten. Wer dieses und jenes gegen einander abwägend, mit richtendem Blick sein Leben überschaute, dürfte urtheilen: daß auch auf ihn das Wort des Livius über den Cicero anwendbar sey: „Ciceronis in laudes persequendas Cicerone laudatore opus esse;" „daß, um ihn würdig zu loben, es eines Lobredners, wie er war, bedürfe." — Von seinem literarischen Nachlasse verlautet so viel: daß er eine „allgemeine Weltgeschichte" als Vermächtniß für seine Familie verfaßt, wovon die erste, vortreflich geschriebene Vorlesung: „Ueber das Weltgebäude" schon im „Greifswaldischen akademischen Archiv" herausgegeben von J. Erichsen, 1816 zu lesen ist. — Nachstehende, wahrscheinlich noch nicht außerhalb Greifswald bekannt gewordenen Gesänge sind von ihm für die lezte Säkular-Feier des Reformations-Festes zur Absingung im akademischen Hörsaale gedichtet worden.

I.

Glanz vom Glanze, Licht vom Lichte,
Sey gegrüßt, hochheilig Wort!
Durch die Zeiten, durch die Räume
Wallst und wogst du fort und fort.
Oeffn', o Herr, dem Wort die Herzen!
Leit uns, Herr, in deine Wahrheit!
Laß uns leuchten deine Schönheit,
Deine Reinheit, deine Klarheit!
Der du in des Luther's Tagen
Durch das Wort die Welt besiegt,
Hilf auch uns, Herr, hilf uns siegen,
Wenn der Feind zu Felde liegt!

Hirt und Hort und Haupt der Kirche,
Die du auf dem Fels gebaut,
Bleibe bei uns, bleib, Herr Christe,
Weil der Abend schon ergraut!
Laß nicht, Herr, die Macht der Lüge
Noch am Ziel den Kranz uns rauben!
Rüst' uns, Herr, mit Ernst und Inbrunst!
Schenke Weisheit, schenke Glauben!
Herr, noch streitet deine Kirche;
Doch nach wohlbestandnem Streit
Harrt, Herr Jesu, deiner Frommen
Wechsellose Seligkeit.

II.

Der seyn wird, war und ist,
Gelobt sey Jesus Christ!
Gelobt für heut, für morgen und für immer!
Wer glaubt, wird selig!
Dies sey das Feldgeschrei.
Wer glaubt, stirbt fröhlich!
Wer stirbt, ist frei!

Gewagt sey Hab' und Blut,
Ihr Brüder, für das Gut,
Das uns erwarb der Väter Heldenglaube!
Labsal und Azung
Sey uns die Schrift hinfort!
Nicht gilt die Sazung,
Es gilt das Wort!

Nach oben laßt uns schau'n,
Der Väter Gott vertrau'n,
Das Werk des Herrn im Geist der Väter fördern!
Leicht fällt in Trümmer,
Was Menschenwiz ersann;
Vergehn mag nimmer,
Was Gott begann.

Memphis, Athen und Rom
Verschlang der Zeiten Strom;
Die Kirche nur blieb oben in dem Strome.
Sie bleibt behalten,
Ob auch dies Rund zerstäubt;
Die Formen alten,
Das Wesen bleibt.

Preis drum sey Jesu Christ,
Der seyn wird, war und ist!
Preis ihm für heut, für morgen und für immer!
Wer glaubt, wird selig!
Hoch schallt das Feldgeschrei.
Wer glaubt, stirbt fröhlich!
Wer stirbt, ist frei!

Kosegarten.

In einer kleinen Stadt, unweit Paris, war eine reiche Wittwe von 70 Jahren im Begriff, sich mit einem gleichfalls 70jährigen ehrlichen Pächter zu vermählen. Kurz vor der Hochzeit kommen beide Brautleute nach R., um ihre Geschenke zu kaufen. Die Braut trennt sich einen Augenblick von ihrem Bräutigam, um in einen Laden zu gehen, als sie hier zufällig einen schönen Kavalier — auch in ihren Jahren — findet, dessen Leidenschaft noch eben so heftig für sie entbrennt, wie früher einmal. Er macht seine Erklärung, und die bezauberte Schöne giebt augenblicklich das Versprechen: der ersten Heirath zu entsagen und sein zu werden. Unterdessen erscheint der Trauungstag des Pächters. Jener Kavalier hat nichts weiter von sich hören lassen, Madam folgt also dem Pächter seufzend nach der Kirche. Plözlich aber fährt eine Postchaise vor; es ist der Kavalier. Madam wird hinein gehoben und der Wagen rollt von dannen. Sie steigt bei ihrem Verführer aus, der ihr „aus Achtung für ihren Ruf seine Nichte zur Gesellschaft giebt" und in einigen Tagen soll nun die Hochzeit seyn; aber auch — ein Duell zwischen den beiden Rivalen. (Gaz. d. Fr.) Die Zeitung von Frankreich verläßt sich darauf: daß Alles irgendwo Gläubige findet; der Uebersetzer gehört aber nicht dazu.

Man hat berechnet: daß das Papiergeld in England, welches im Umlauf ist, sich auf 24,954,300 Pf. Sterling — etwa 600 Millionen Franken — beläuft. (Gaz. d. Fr.)

Die englischen Zeitungen sind jezt in Spanien noch strenger untersagt, wie alle anderen Schriften, welche von der Inquisition verboten wurden. (Journ. gén.) Die Spanier werden auch ohne die englischen Zeitungen wissen, wie ihnen zu Muthe ist.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 24. Februar. 32stes Blatt.

Das unterirrdische Hoflager.

Volkssage der Böhmen.

Vom frühen Morgenstrahl bis zum glühenden Abendroth zog Ottomar auf seiner Ritterfahrt durch Wald und Feld, auf Hügel und durch Thäler; aber sein Blick war trübe, und die Gluth der brennenden Liebesflammen quälte sein Herz, denn er suchte ein verlornes theures Gut, und nimmer konnte er es finden. — Als der junge Ritter vom Kriegszug aus dem fernen Welschlande heim kam, da war ihm die Geliebte verschwunden, und Keiner wußte, wohin sie gekommen war, so daß ihm nichts von ihr geblieben, als ihr Conterfei; das trug er auf der Brust, nahm es gar oft hervor, es inbrünstig zu küssen, und wenn er in die blauen Augen der holden Jungfrau schaute, da fand er allein einigen Trost in seiner Betrübniß. — Mehrere Jahre irrte Ottomar in der Welt umher, ohne eine Spur von der Geliebten zu finden und eines Abends ritt er durch einen dunklen Wald; das Gemurmel von Wellen schlug an sein Ohr, und wie er aus dem Dickigt trat, siehe! da wand sich ein silberner Waldstrom durch die Au über Felsgrund hin, und jenseits am Strande lag gar anmuthig zwischen den grünen Bäumen eine freundliche Mühle; fünf braungrüne Tannen wuchsen am Hause empor und ragten hoch über das wirthliche Dach, das eben noch der letzte Strahl der scheidenden Abendsonne vergoldete. — Dem Ritter gefiel das Alles sehr wohl; und es gemuthete ihm schier, als lade das Weben eines wohlwollenden Geistes ihn ein, hier der Ruhe zu pflegen; sein Roß war ermüdet, die Nacht nahte heran, und wer weiß, wie lange er noch hätte reiten müssen, ehe ihm wieder eine so gute Herberge, als diese Mühle, gelacht hätte. Zwar brauste der Waldstrom heftig; aber Ottomar sprang muthig mit seinem Rappen in die Fluth und langte wohlgemuth am andern Ufer an, wo er in der Mühle eine freundliche Aufnahme fand; denn der Stall schien schon für sein Roß bereitet und Müller und Müllerin nöthigten ihn sorglich in ihre Stube.

Während nun der Ritter seine Scherpe trocknete, die in den Fluß getaucht war, und die Müllerin ihm einen leckeren Nacht-Imbiß bereitete, kam der Sohn des Müllers nach Hause, und als er den Ritter begrüßt, sprach er: „Wißt Ihr wohl, Vater! daß sie den alten Cirpll heute festgesetzt haben?“ — Und der Müller entgegnete: „Den alten weisen Mann, der durch seine Kunst so wunderbare Dinge verrichtet und in einer Woche mehr Kranke geheilt, als die studirtesten Aerzte des Reichs in einem Jahre nicht gesund machen konnten?“ — Da erwiederte der Knabe: „Derselbe ists, der neulich hier war und dem alten Ritter von seinem weißen Pulver gegeben und ihm erzählt hat: wenn er nur an den grauen Hügel im Walde gehe, so öffne sich ihm derselbe und er gelange zu einem unbekannten Volke; ja, er bot dem Ritter sogar an: ihn oder einen seiner Knechte hin zu führen, damit er sich von der Wahrheit seiner Rede überzeuge und diejenigen kennen lerne, von denen er seine Kunst erlangt. — Ich komme eben aus der Stadt und habe es mit angesehen, wie man ihn vor den Richter brachte, weil ihn Einer der

Zauberei angeklagt hat. Als nun Tiroll von dem Richter befragt wurde: wie er zu dem Pulver gekommen, und ob er selbes nicht etwa durch ein Bündniß mit dem leidigen Gottseybeiuns empfangen? da sprach er also: Als ich einst von der Tagarbeit nach Hause ging und schwermüthig nachsann: wie ich es wohl anfangen sollte, um mein Weib und meine unerzogenen Kinder auf eine ehrliche, gottgefällige Weise zu ernähren, ohne mich also mühsam zu placken? da begegnete mir eine fein und ehrbar gekleidete Frau, welche aber nicht viel höher als zwei Schuh war; die fragte: warum ich so niedergeschlagen sey? und ohne meine Antwort ab zu warten, fuhr sie fort: Wenn es nur deine Armuth ist, die dich also betrübt, so will ich dir — falls du meinem Rathschlag Folge zu leisten willens bist — zu einem reichlichen Auskommen verhelfen. — Meine gute Frau! entgegnete ich, recht gern will ich eurem weisen Rathe folgen, wenn das, was ihr mir lehren wollt, nicht den Geboten Gottes zuwider läuft. — Mit nichten, erwiederte die kleine Frau, denn du sollst, indem du andern Gutes thust, ein reicher Mann werden. Komm morgen um die zehnte Abendstunde wieder auf diesen Platz und ich will dich dahin führen, wo dein Glück blüht. — Mit diesen Worten verließ sie mich, und trippelte in den dichten Wald; aber der Ton ihrer Rede und ihr gutmüthiges Angesicht hatten mich so mit Vertrauen zu ihren Worten erfüllt: daß ich gar nicht an der Gewißheit ihrer Aussage zweifelte und mich zu rechter Zeit an dem bestimmten Orte einfand. Als ich nun eine Weile geharrt hatte, erschien die kleine Frau und sprach: Wohl dir, daß du zu rechter Zeit dich eingefunden hast, denn wir strafen nichts so strenge, als wenn man uns nicht gehörige Achtung und Vertrauen auf unsre Worte beweist, und wenn du nicht mit dem Glockenschlag der zehnten Stunde hier gewesen, so wärest du all der Wohlthaten verlustig geworden, die wir dir zugedacht. Nun folge mir ruhig und ohne Furcht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Dritter Januar-Dienstag.

Ein Baum und ein Thier erhalten ganze Völker.

Als ich heute durch die lange Straße an den Buden der Fleischer und Wohnungen der Bäcker und den Spezerei-Handlungen vorüber ging, und dann auf den Markt kam, wo noch eine Menge Obst und Gemüse jeder Art feil geboten wurde, so bedachte ich bei mir selbst: wie viele und wie vielerlei Dinge wir doch bedürfen, um unser Daseyn zu fristen. Ich bemerkte dies dem Oheim. — Wohl, stimmte der ein, nicht bloß alle Reiche der Natur, sondern alle Erdtheile müssen ihre Güter und Gaben spenden, um uns das Leben reich und angenehm zu machen, indessen andere Völker, gleich einzelnen Arten von vierfüßigen Thieren, Vögeln und Insekten, vorzugsweise an eine bestimmte Pflanze angewiesen oder mit ihrem ganzen Daseyn an wenige Thierarten gebunden sind. Und hier führte er mir unter diesen die Fächer-Palme und das Rennthier an. — Dieser wohlthätige Lebensbaum nämlich, die Mauritia flexuosa, ernährt ganz allein am Ausflusse des Orinoko die unbezwungene Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen der Fächer-Palme gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um, während in der Regenzeit das Land überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfaltige Speise gewährt die Mauritia. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide aufbricht, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches in dünnen, brodartigen Scheiben gedörrt wird. Die frischschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwickelung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande genießt. So findet sich auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt. — Im äußersten Norden aber, wo die Vegetation wenig nährende Stoffe mehr gewährt, wird die Stelle des Palmbaumes durch das Rennthier vertreten, das, wenn es auch den Menschen nicht ganz erhält, doch das Hauptsächlichste liefert, was er zu seiner Erhaltung bedarf; denn es gewähret ihm nicht allein eine kräftige Nahrung in seinem Fleische und einen Trank in seinem Blute und seiner Milch, sondern auch in seinen Fellen Zeltdecken und den Stoff zu Kleidern, seine Sehnen zum Nähen und zu anderm Gebrauche, seine Knochen und Geweihe zu Schaufeln, Knöpfen und allerlei Geräthe; ihn selbst und seine Habe zieht es auf dem flüchtigen Schlitten hin, oder bietet ihm gar den Rücken zum Reiten dar. — Und welch eine anmuthige Schilderung macht uns nicht Herr von Buch von einer Rennthier-Heerde bei den Lappen. — Es ist, sagt er, ein ungewohnter, neuer und schöner Anblick, wenn sich des Abends die Heerde des Milchens wegen um die Gamme (Hütte) versammelt. Auf allen Hügeln bis fernhin ist Alles plötzlich voll Leben und Bewegung; die geschäftigen Hunde klaffen überall und bringen die Masse näher und näher, und die Rennthiere springen und laufen, stehen, springen auf's Neue in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit der Bewegungen. Wenn das fressende Thier, durch den Hund erschreckt, den Kopf hebt und das große, stolze Geweih nun hoch in der Luft steht, wie schön und wie herrlich! Und wenn die Gestalt nun über den Boden hin läuft, wie schwebend und leicht! Man hört nie den Fuß auf dem

Boden, sondern nur das ewige Knistern in den Kniekehlen, wie von überschlagenden elektrischen Funken; ein sonderbares und weit hörbares Geräusch von so vielen Rennthieren zugleich. Und wenn dann alle 3 oder 400 endlich die Gamme erreicht haben, sie nun stehen oder sich ruhen, oder vertraulich von einem zum andern hin laufen, die Geweihe gegen einander versuchen und in Gruppen ein Moosfeld umgeben; wenn dann die Mädchen mit den hölzernen Milchgefäßen von Thier zu Thier eilen, der Diener oder Bruder dann bastene Schlingen um das Geweih des, von der Schwester bezeichneten Thieres wirft und es zu ihr heran zieht; das Thier sträubt sich und will der Schlinge nicht folgen, und das Mädchen lacht und freut sich der großen Mühe des Bruders und läßt muthwillig das Thier wieder entschlüpfen, damit es der Bruder noch einmal ihr fange; Vater und Mutter haben ruhiger die ihrigen zu sich gezogen und schon manche Gefäße gefüllt, und nun schelten sie den Muthwillen, der die ganze Heerde zusammen schreckt; — wer möchte nicht nun an Laban denken, an Lea, Rachel und Jakob? — Wenn die Heerde sich endlich um die Gamme gelagert hat, so viele Hunderte zugleich, man glaubt ein ganzes Lager zu sehen und in der Mitte den ordnenden und beschützenden Geist über das Ganze.

So schenkt die ewig schaffende Macht, wo sie das Leben hervor ruft, auch die Mittel zur Erhaltung desselben, und von den Tropen bis zu den Polen hin reicht mit dem Leben und dem Genusse auch Heiterkeit und Frohsinn, und der Mensch, der in süßem Wohlbehagen unter der Palme ruht, treibt Scherz und muthwillige Spiele bei der Rennthier-Heerde.

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Liscov war bekanntlich sehr erbittert gegen einen Magister Sievers, auf den er viele Spottschriften verfertigte, namentlich auch über die sehr schlechten Noten, mit denen begleitet Sievers die Passion herausgab. Folgendes Epigramm, vom Jahr 1734 überschrieben, theilte der Referendarius v. T** einst mit, als von Liscov gedichtet:

Magister Sievers Werk, die Passion mit Noten,
Hat neue Passion den Lesenden geboten;
Herr Sievers ist viel Kreuz, viel Marter ist sein Buch,
Der Heiland fehlet nur, doch machet den Versuch:
Jagt des Magisters Geist in euch bekannte Heerden,
So wird ein Jeder bald sich selbst ein Heiland werden.

Ein Pastor fragte Lessing: Warum er denn zuweilen gegen Religion sey? — und Lessing antwortete: „Ich bin nicht gegen die Religion, habe aber in meiner Jugend so oft und viel gedankenlos beten müssen, daß ich dem Himmel Gedanken schuldig geworden bin, und diese Schuld such' ich möglichst ab zu tragen.“

Der bekannte Dichter J. A. Ebert, der auch als Mensch allgemein geschätzt war, schrieb wenige Jahre vor seinem Tode, in einem Geburtstags-Gedicht für ein Mitglied seiner Familie, Folgendes auf sich selbst:

Ruhig schreit' ich nun an's Ziel!
Freuden durft' ich viel erleben,
Auch der Freunde hatt' ich viel;
Und dem Feind' ist gern vergeben.
Doch dies will mir unnütz scheinen,
Denn mich dünkt, ich habe keinen.

Gedanken einer berühmten Frau.

Das Weib ist ein großes Kind, das man mit Spielsachen belustigt, mit Lob einschläfert und mit Versprechungen verführt.

Der Liebhaber, welcher nur mit Stoßseufzern um sich wirft, wird mit Hoffnungen abgespeist.

Einmal nur genießt man der Rache trauriges Vergnügen, doch immer erfreut uns das Bewußtseyn, statt Rache Großmuth ausgeübt zu haben.

Ein Fehler schadet nur uns, ein Laster schadet uns und Andern; eine Eigenschaft frommt nur uns, eine Tugend nützt uns und Andern. Bonafont.

Trost aus Blume und Stern.

Wie ich das Leben liebe,
Denk' ich den Tod doch gern,
Und daß mich nichts betrübe,
Seh' ich auf Blum' und Stern.

Der Sternenhimmel droben,
Die Blumenerde hie;
Aus Strahlen der gewoben,
Aus Duft und Farben die;

Was können die mir künden,
Das ich nicht längst gewußt?
Was Farb' und Strahl der blinden,
Verhüllten Erdenbrust?

Die Blumen freundlich grüßen
Und sagen leise mir:
„An deinem Grabe sprießen
Wir einst und duften dir!“

Das sind die Treuen, Lieben,
Die an der Grube stehn,
Und weinend, daß sie blieben,
Hinab in's Dunkel sehn.

Die Sterne kommen, steigen,
Und rufen mich hinan,
Und lächeln mir und zeigen
Hinauf die rechte Bahn.

Das sind die Guten, Frommen,
Die ob den Wolken gehn,
Und nächtlich zu mir kommen
Und Liebesrede stehn.

Denn Keiner meiner Lieben
Steht unerreichbar fern;
Drum will mich Tod betrüben,
Denk' ich an Blum' und Stern.

Dresden. Karl Förster.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Ermunterung zum Kampfe wider den nachtheiligen Einfluß unsers Zeitgeistes." Predigt, gehalten bei der Feier des Krönungs- und Ordensfestes vom Bischof Dr. Eylert. (Berlin, b. Rücker. 1819.) — Es wurde wider diese Rede einige Tage lang viel gesprochen, doch man that ihr unrecht. Daß hier bloß zum Kampf wider den nachtheiligen, nicht auch zum Kampf für den vortheilhaften Einfluß des Zeitgeistes ermahnt ist, wäre allenfalls zu verwundern bei so vielen Zuhörern, die der Staat mit Orden ehrte, wahrscheinlich doch um des Geistes willen, womit sie die Zeit begriffen haben. Aber selbst alles Gesagte ist schon früher kräftiger gesagt worden und die Rede konnte also wohl gleich als ohne großen Einfluß hingenommen werden, besonders da die Punkte, welche im Zeitgeiste ihm wirklich schädlich werden, von der Kanzel herab gar nicht zu berühren sind. Jedes Bewußtseyn: daß er hier über seinen Gegenstand sehr wenig zu geben vermochte — das muß den Redner trösten, wenn er, wie die Vorrede sagt, „hie und da nicht nur mißverstanden, sondern sogar gemißdeutet ist." F. Wl.

William Smith über den Zeitgeist. Der alte William Smith, ein wohlhabender Landbesitzer in Kentucky, hart an den Alleghani-Bergen, feierte, umgeben von Kindern, Kindeskindern und Nachbaren, das Jahresfest seiner ersten Ansiedelung. Als sie nun Abends am Kaminfeuer saßen und über Ackerbau, Handel und Gesetze sprachen — wie es Amerikaner thun, von denen ein Jeder Mitglied des Congresses oder selbst Präsident der Regierung werden kann — so kam auch die Rede auf den Zeitgeist, und sie stritten hin und her darüber: ob man sich ihm fügen oder ihn bekämpfen müsse? — Da nahm der alte William das Wort und sagte: Kinder, ich will euch erzählen, wie es uns — dem Henri Davis, dem John Bruce und mir — erging, als wir uns vor 50 Jahren, Jeder hier hart am Gebirge, ankauften. Damals bedeckte noch Alles, Berg und Ebene, dichter Wald. Wir lichteten ihn, rodeten die Wurzeln aus, machten das Land urbar, bauten uns Häuser und Ställe, säeten und hofften auf Gottes Segen. Als nun aber der Winter heran kam, da fiel gewaltiger Schnee auf den Bergen, und wir fürchteten: daß im Frühjahr die wilden Gebirgs-Gewäßer unsre Mühe zu Schanden machen würden, und Jeder überlegte: wie er sich dagegen sichern möchte. Der John Bruce war ein Mann, der meinte: Alles ließe sich zwingen, wenn man nur eisernen Willen hätte und Kraft anwendete. Sobald der Frühling die Erde in der Ebene und auf den niederen Bergen aufgethaut hatte, oben aber noch Alles kalt und starr war, schüttete er vor der Bergschlucht, wo das Gebirgswaßer zu ihm herunter kommen mußte, wenn oben der Schnee schmelz, einen mächtigen Wall auf, rammte Pfähle ein, ihn zu halten, und meinte: nun solle das Waßer schon oben in der Schlucht bleiben, bis es von der Sonnenhitze verdunsten würde. — Mein Nachbar Henri Davis ließ vor der Bergschlucht, die zu seinen Aeckern hinunter führte, zwar ebenfalls solch einen Wall machen; da er aber doch auch fürchtete: daß das Land, wenn es im Frühjahr ganz ohne Wäßerung bliebe, zu trocken werden würde, so ließ er in dem Wall kleine Oeffnungen, damit der Bergstrom nur hier und da als kleiner Bach sich durchwindend hinab rieseln und seine Felder erfrischen und befruchten sollte. — Ich aber dachte so bei mir: Ein Bergstrom ist zu mächtig für Menschenwerk; John Bruce's Wall wird ihn nicht aufhalten, und Henri Davis Oeffnungen an dem seinigen wird er bald größer machen, als dem Henri lieb seyn möchte. Das Gebirgswaßer ist aber, bei der großen Hitze hier unten, auch Gottes Segen. Ich ging also an die Arbeit, wie es allmählig anfing wärmer zu werden, und zog von der Gebirgsschlucht, wo sie sich gegen meine Aecker öffnete, einen breiten und tiefen Graben queer durch mein Land, faßte ihn gehörig mit Holz ein, daß seine Seitenwände nicht fortgespült werden konnten, und unten, wo ich dachte: daß das Waßer seine Gewalt wohl würde verloren haben, machte ich eine Schleuse und zog kleine Seitengräben durch meine Felder und Wiesen nach den Teichen, die darauf sich befanden. — Als nun der Mai heran kam und der Schnee zu schmelzen begann, da ging es erst bei Henri Davis recht gut; der Wall hielt den Strom auf und durch die Oeffnungen rieselten kleine Bäche hinab auf seine Felder; bald kam aber von oben herab immer mehr Waßer, der gesammte und dadurch erkräftigte Bergstrom bohrte die Oeffnungen immer weiter aus, die hinabrieselnden Bäche wurden zu kleinen Strömen, die mit Gewalt auf die Felder heran stürzten und sie überschwemmten, weil sie unten kein Grabenbette, keinen Abfluß fanden; nun war es zu spät, sie zu leiten und zu vertheilen, und im Juni waren die urbar gemachten und aufgelockerten Felder ein Sumpf geworden, der statt Korn nur Binsen trug. Henri's Vieh erkrankte des schlechten Futters halber und kam um, Frösche und Unken nahmen dessen Stelle ein, und die Luft ward so ungesund, daß der arme Henri, von Kummer gebeugt und ein armer Mann geworden, sich hinlegte und starb. — Mit John Bruce ging es zuerst vortreflich; sein Wall hielt im Mai und Juni aus und hinter ihm stand der Bergstrom gefesselt, die Schlucht war in einen See verwandelt. John Bruce triumphirte; aber schon im Juni fehlte es seinen Aeckern und Teichen an Waßer, die Saaten und Wiesen verdorrten und das Vieh verhungerte und verdurstete. Als aber nun noch dazu im Juli oben im Gebirge die Gewitterregen kamen, da ward der See hinter dem Walle höher und untergrub heimlich den Wall immer mehr. Endlich in einer Nacht, nach einem heftigen Gewitter in den Bergen, warf der zum See gewordene Bergstrom den Wall über den Haufen, die ganze Waßermaße stürzte mit wüthender Gewalt auf Johns Grundstück hinab, zerstörte sein Haus, und John Bruce verlor sein Leben in den Wellen. — Als sich dagegen in meiner Bergschlucht das Schneewaßer einfand, so lief es in dem Graben, den ich gezogen, ungehemmt, aber gehörig eingefaßt, und also ohne Gewalt vom Anfang des Frühlings an nach und nach hinab. Ich gab auf meine Schleuse wohl Acht; kam einmal zu viel, so öffnete ich sie und ließ das Waßer weiter strömen; war es nicht zu viel, so schloß ich die Schleuse und das Waßer ergoß sich in die Seitengräben, erquickte meine Felder und Wiesen und füllte Teiche und Seen. So hatte ich denn gar keine Noth davon, meine Felder und Wiesen gaben eine reiche Erndte; und als oben im Gebirge der Schnee fort war, ging ich hinauf, leitete alle Quellen, die ich oben fand, gleichfalls in meinen Graben, und hatte nun auch während der dürren Zeit noch so viel Waßer darin, daß ich an der Schleuse die Mühle anlegen konnte, die ihr dort erblickt. — Seht, lieben Kinder und Nachbaren, so ist es auch, denke ich, mit dem Zeitgeist. Die Zeit ist das Gebirge, und die Meinungen der Menschen, die sich in ihr entwickeln, das wilde Gebirgswaßer. Für einige Zeit könnt ihr's wohl zum Stillstande bringen; aber unterdeßen verkümmert das Land und am Ende reißt der Strom die Dämme doch ein, und kein Haus ist so fest, daß es einem solchen wüthenden Waßerschwall unversehrt widerstehe. Wollt ihr es hemmen, laßt ihm aber hie und da kleine Locher, ist es eben so schlimm und führt wohl noch früher zu Unheil; das habt ihr an Henri Davis gesehen. Darum, wenn Einer von euch einmal Einfluß auf die Regierung erhalten sollte, so kann ihm der alte William Smith keinen besseren Rath geben, als daß er dem Zeitgeiste seinen Lauf laße, aber dies Bergwaßer gehörig einfasse und leite; dann wird es dem Lande gewiß nicht Schaden, sondern Segen und Ruhm bringen. Kmt.

Frankreich besteht aus 45,445,000 Hektaren Landes, welche mehr oder weniger hervor bringen, und 6,555,000 Hektaren, welche durch Landstraßen, Wege, Berge, Ströme, Bäche und Felsen entnommen sind. Die Hälfte des Bodens besteht aus bebauetem Lande; dann $\frac{1}{8}$ aus Gehölz; $\frac{1}{5}$ aus Weide; $\frac{1}{15}$ aus Anger; $\frac{1}{25}$ aus Weinland; $\frac{1}{15}$ aus wüstem Landstrich u. s. w. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 26. Februar. 33stes Blatt.

Rath des alten Don Bertran an einen Bräutigam.

(Aus dem Cancionero. *)

Lieber Herr und Graf! Don Roldan!
Wünsch' Euch wahrlich Heil und Segen
Zu der glücklichen Verlobung
Mit der schönen Auserwählten!

Ein Probierstein ist die Ehe,
Wo Geduld und Witz vonnöthen,
Wenn man will an seiner Krone
Feinheit und Karat ermessen.

Aber trifft es nun nach Wunsche,
Dann ist heller Glanz das Leben;
Findet sich's im Gegentheile,
Ist das Leben selbst die Hölle.

Siebzig Jahre her und drüber
Stand ich auch auf dieser Stelle,
Zog in meiner Jugendblüthe
Ich auch ein in's stille Leben;

Wollt Ihr, was die grauen Haare
Da erfahren, gerne hören,
Sag' ich's Euch mit kurzen Worten;
Wie ich's hielt mit meiner Gräfin!

Liebe trieb ich nur mit Maaße;
Aber that Sie höchlich ehren,
Thät vor Aller Aug' Ihr dienen;
Gern im Zimmer mit Ihr sprechen.

Hielt in Obacht stets das Wahre,
Mischte Possen nicht ins Ernste;
Wollte, was Sie hielt verborgen,
Ihr Geheimniß nie entdecken.

Thät Ihr mein Bestreben zeigen,
Eifersucht nicht zu bewähren;
Ließ Sie frei im Kleinen schalten —
Daß Sie ließ das Große gehen.

Freundlich Ihren Anverwandten,
Durften Meine nicht beschweren;
Fürchtete zwar, daß Sie grollte,
Doch ließ Grollen selbst nicht stören;

Sucht' es auch nicht zu ergründen!
Denn läßt man sie nicht vollenden,
Oder widerspricht den Weibern,
Hat das Rechten gar kein Ende.

Mürrisch Wesen ließ ich bleiben;
Aber Frieden macht' ich gerne,
Stand an meiner Hausthür immer,
Daß Verdruß herein nicht käme;

Lobte nie leichtsinnig Handeln,
Aber wohl ein würdig Wesen;
Nannte Keine schön und reizend,
Aber gut wohl eine Menge.

Hielt es so, daß die Besuche
Sich zu häufig nimmer fanden;
Immer wer? und wenn? und warum?
Rechenschaft auch war zu geben;

Sagt Ihr viel, wenn aus Sie ginge,
Fragte, kam sie wieder, wenig;
Ließ in reichen Kleidern prangen
Gern Ihr munt'res Jugendleben.

*) Der obige gute Rath eines alten Ehemannes — denn seine Hochzeit fällt wohl noch länger als 600 Jahr zurück — ist nicht nur seiner Klarheit und Einfachheit wegen würdig, in unsere Sprache übertragen zu werden, sondern mehrere Züge darin sind auch so wahr und tief aus der ewigen menschlichen Natur gegriffen: daß sie wohl auch jetzt noch Anwendung leiden dürften.

Seht' auf Sie nicht all mein Glücke,
Ob ich viel Vertrau'n auch hegte;
Ließ Ihr aber nie auch fühlen:
Daß Vertrauen mir gebreche.

So, und auf viel tausend Arten,
Wie die Zeiten sich ergeben,
Lebt' ich selbst in Ruh' und Freuden
Und auch Sie ein fröhlich Leben. —

Also rieth dem Neuverlobten,
Rieth aus ehrlich reinem Herzen
Don Bertran, der gute Alte,
Und Don Roldan ließ das gelten.

Fr. Kuhn.

Das unterirrdische Hoflager.

(Fortsetzung.)

Da ging die kleine Frau ganz geschäftig vor mir her, und ich folgte ihr, bis wir an einen kleinen Hügel kamen, an den klopfte sie drei Mal und zu meinem Erstaunen that er sich weit auf, daß wir bequem hinein gehen konnten. Meine Führerin geleitete mich durch einen langen Gang in eine reich geschmückte Halle, welche großräumig, aber so niedrig war: daß ich kaum aufrecht gehen konnte, und bei einem schwachen Lichtschein, ohngefähr wie es hier oben in der Morgen- oder Abenddämmerung zu seyn pflegt, sah ich, wie am Ende der Halle auf einem Thronsessel eine Frau saß, nicht größer als meine Führerin und mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, auch ganz mit Kostbarkeiten und Kleinodien bedeckt; um sie her stand ehrfurchtsvoll ein großer Hofstaat von Herren und Frauen, Knechten und Leibwächtern, aber Alle nicht größer als die Herrin und jene, die mich geleitet hatte, und welche in großem Ansehen bei der Fürstin dieser kleinen Leute zu stehen schien. Sie führte mich vor den Thron und sprach zu ihrer Gebieterin: Hier, o gute Königin! bringe ich dir den ehrlichen, armen Mann aus der oberen Welt, für den ich deine Huld anflehte. — Die Königin hieß mich mit freundlichem Kopfnicken willkommen und befahl: mir von dem weißen Pulver zu geben, worauf die kleine Frau, die mich in ihren besonderen Schutz genommen, mir eine ganze Büchse desselben gab, und mich über die Art und Weise belehrte: wie ich den Kranken dasselbe mittheilen sollte, welche gewißlich davon genesen würden; dann führte sie mich zurück aus dem Hügel und gab mir die Erlaubniß, so oft die Büchse geleert sey, wieder zu kommen und neuen Vorrath zu holen. Wenn ich also kein Pulver mehr hatte, ging ich zum wohlbekannten Felsen, klopfte drei Mal an, worauf er sich selber aufthat und meine wohlthätige kleine Freundin mir entgegen kam. Manchmal wurde ich zur Königin geführt und mußte ihr von der Oberwelt und meinen Kranken erzählen; oft aber, wenn ich zur ungelegenen Stunde kam, füllte jene nur meine Büchse und fertigte mich schon im Gange ab, der zu dem Aufenthalt des unterirrdischen Hoflagers führte. — Als Ciryll so gesprochen hatte, ließen sich der Richter und die Beisitzer das Pulver zeigen, und da des alten Mannes ehrliches Aussehen sowohl, als die wundervollen Kuren, die ihm das, aus der ganzen Gegend herzu geströmte Volk einhellig bezeugte, ferner das einstimmige Zeugniß von seinem ehrbaren Wandel seine Aussage bestätigten, so ist er gleich wieder frei gesprochen worden, und mit mir zugleich aus der Stadt gewandert." — So wenig Ritter Ottomar sich auch um das Thun und Treiben anderer Menschen bekümmerte, so hatte ihn doch die einfache Erzählung des Müllerknaben recht wohl gefallen, und er schwatzte noch lange mit seinen freundlichen Wirthsleuten über den verfolgten Wunder-Doktor, bis ihm endlich die Müllerin nach seinem Schlafstüblein im oberen Stock leuchtete, wo seiner ein reinliches und wohlbereitetes Lager harrte. Hell strahlten die Sterne vom Himmel herab, und das klare Mondlicht fiel ins Gemach; da trat der Ritter ans Fenster, in die schimmernde Nacht zu schauen: wie die blaßgoldene Scheibe am blauen Zelte hing und die Spitzen der Berge säumte, auch wie sie sich in dem klaren Waldstrom anmuthig spiegelte — und es ward Ottomar zugleich wohl und ängstlich zu Sinne, als der gleichförmig wiederkehrende Schall der Wogen an sein Ohr schlug. Er zog Bertha's Bild hervor und küßte es vielmals, dann hielt er es ins Mondenlicht, sich am Anschau'n der holden Züge zu weiden und ließ es auf dem Fenster, als er sich ermattet auf's Lager warf; aber er konnte nicht einschlummern und starrte vor sich hin; da säuselte plötzlich ein linder Hauch um seine Wangen — die Thür that sich leise auf und eine zarte, weiße Gestalt, dicht in Schleier verhüllt, trat in die Dämmerung des Gemaches, und plötzlich begann Bertha's Bild auf dem Fenster zu sprechen: „Gott grüße dich, meine Schwester! Sage mir, woher du kommst, daß ich dich hier finde?"

(Der Schluß folgt.)

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Vierter Januar-Dienstag.

Grausames Blindekuh-Spiel.

Heute fand ich an der Thür des Oheims ein Blatt angeheftet, das mehr nicht als das Folgende enthielt:

Zu den Belegen, wie weit Lüsternheit und Aberwitz in einem rohen Gemüthe sich verirren können, mag uns die folgende Erzählung dienen, die wir in John Meare's und William Douglas Reise nach der Nordwestküste von Amerika lesen: — Die beiden Häuptlinge Kallikum und Hanapa gaben Beide ihre Abneigung gegen den Genuß des Menschenfleisches zu erkennen, gestanden aber zu gleicher Zeit: es wäre bei ihrem Volke Sitte und insbesondere hinge Maquilla sehr daran: daß

er monatlich einen Sklaven umbrächte, um seinen unnatürlichen Appetit zu befriedigen. Mit Abscheu im Blick und Ausdruck erzählten uns die beiden Befehlshaber, wie es bei dieser blutigen Feierlichkeit herginge. Mazuilla besaß eine große Anzahl Sklaven, nicht allein in Nutka, sondern auch in andern Gegenden seiner Herrschaft. So oft der schreckliche Tag gekommen war, den er mit einem Menschenschmause begehen wollte, versammelte er eine gewisse Anzahl von jenen in seiner Wohnung, wo er das Opfer auf folgende seltsame Weise aussuchte. Die geringeren Befehlshaber, die zum Schmause eingeladen waren, verrichteten die Vorbereitungs-Ceremonien, welche darin bestanden: daß sie das Kriegslied sangen, um das Feuer tanzten und dies durch hinein gegossenes Oel unterhielten. Dann ließ Maquilla sich die Augen verbinden und suchte Einen von den Sklaven zu erhaschen. Der nächste Auftritt war also seine Thätigkeit in diesem abscheulichen Blindekuh-Spiel, contrastirt mit der Anstrengung und Furcht der Unglücklichen, die ihm zu entrinnen suchten. Es währte indessen nicht lange, so hatte er Einen ergriffen, der dann augenblicklich umgebracht ward. Der todte Körper wird sogleich zerschnitten und die Portionen noch warm unter die Gäste vertheilt, indeß diejenigen, welche für diesmal einem solchen Schicksale entgangen sind, durch ein lautes Freudengeschrei ihre Errettung feiern.

Das klingt ganz schauerlich, und wir halten es kaum für möglich; aber — wie viele Tausende von Unglücklichen fallen in den Kriegen der civilisirten Europäer in einem Kampfe, der oft auch kaum etwas anderes scheint, als ein grausenhaftes Blindekuh-Spiel, wobei die Herrscher mit verbundenen Augen nach Todten-Opfern haschen, zwar nicht um sie zu verspeisen, aber um sie dem blutigen Götzen ihrer Herrsch- oder Ehrsucht zu weihen.

Aufrichtigkeiten.

Im Februar-Hefte einer Monatsschrift gab eine Dame (ich nenne weder die Zeitschrift, noch bezeichne ich die Verfasserin, um jeden Schein des Gehässigen zu vermeiden) diesen „Ahnung" überschriebenen Vers:

Voll Andacht las ich meines Klopstocks Oden
Und jenes sel'ge Lied vom Auferstehen,
Da fühlt' ich kaltes, kaltes Todeswehen,
In Schmerz vergehend sank ich auf den Boden. —
Es war der Theuren Sterbestund' gewesen,
Dasselbe Lied ließ sie sich gläubig lesen!

Dann folgt die Anmerkung: „Diese Begebenheit, die im strengsten Sinne wahr und ohne Uebertreibung ist, gerade wie diese wenigen Zeilen es sagen, ist ein merkwürdiges Zeugniß für die Unläugbarkeit der Ahnungen." — Die Dame darf es nicht übel nehmen, wenn der Besonnene sie für nerven- oder, wenn sie es artiger findet, für poetisch-krank halten muß. Ich glaube: daß sie den Klopstock las und zu Boden gesunken ist; aber sie hat auch wahrscheinlich den Todesfall schon erwarten können und nun durch Lesen des Klopstockschen Gedichts ihren Schmerz so gesteigert, daß sie die Besinnung verlor; das Uebrige, vielleicht von einem Zusammentreffen in etwas unterstützt, hat sie sich dann leicht selbst eingeredet oder einreden lassen. Hätte sie die Besinnung erst ganz wieder gehabt, so würde sie jenen Vers gewiß nicht haben drucken lassen, um mit einem unbedeutenden Gedicht wenigstens nicht schädlich werden zu wollen. Es können wohl nur die Schwachen dieses Zeugniß für merkwürdig und unleugbar halten, und es ist der Verfasserin zu rathen, jenen sich nicht voran zu stellen.

Lord Castlereagh sagte, laut den Zeitungen, auf dem Congreß zu Achen: „Für England ist die Freiheit ein Brauch, aber für das feste Land taugt sie nicht." Wir müssen immer öfter bemerken: daß mancher Engländer, nach seinem Brauch, sich auf dem festen Lande die Freiheit nimmt, Allerlei zu sagen, was nichts taugt; aber für das feste Land taugt gerade dies nicht. Wir Deutsche merken wohl: daß man uns zwar alle englischen Produkte, aber nicht die englische Freiheit will zukommen lassen; wenn wir jedoch den äußeren Menschen aus den brittischen Fabriken holen müssen, der innere Mensch wird wenigstens nicht durch Dampf-Maschinen in ihre Gewalt kommen und so werden wir Geist und Freiheit in Deutschland wohl noch selbst produziren dürfen.

In einer Beilage der Berlinischen Zeitung (Nr. 20., 1819) liest man folgende Anzeige: „Jemand, der seinen eigenen Wagen hat und in 14 Tagen ab zu reisen gedenkt, bietet einer Dame, gegen das Vergnügen ihrer Gesellschaft, die Gelegenheit: nach Königsberg oder Petersburg mit zu reisen. Das Nähere u. s. w." Der Herr scheint ein loser Vogel, der gern wissen möchte: wie viele Damen in Berlin zu Unschicklichem sich bereit zeigen; denn daß er nur Gelegenheits-Sucherinnen sehen wird, mußte er sich doch wohl denken, wenn er nicht etwa die Gedanken verschworen hat. Dann ist ihm zu condoliren und im andern Falle sind ihm, zu eigenem Nutz und Frommen, bessere Gedanken über die Schicklichkeit zu wünschen. Fr. Wendel.

Die Klopstocks-Buche.

Im königlichen Thiergarten bei Kopenhagen befindet sich eine Buche, welche Klopstock immer vom Schlosse Bernstorf aus zum Ziele seiner Spaziergänge machte. Nach seinem Abgange von dort ward sie mit einem K bezeichnet, und mußte auf höheren Befehl als res sacra betrachtet werden. Bis zum Jahr 1807 stand sie noch, und war allgemein unter jenem Namen bekannt. Es wäre wohl einer Nachfrage werth: ob sie bei der letzten Belagerung der Engländer verschont geblieben sey? Ister.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Was Sie mir über die Schrift: „Freimüthige Worte eines Deutschen in Anhalt u. s. w." entgegneten, erkenn' ich als wahr. Preußen kann in diesem Fall, vermöge seiner Arrondirung, nicht anders handeln. Hätte man vielleicht — was man wohl leicht konnte — mit den Beherrschern der Enclaven zuvor unterhandelt, so würde alles Geschrei weggefallen seyn und Niemand konnte über anscheinende Gewaltstreiche Klagen führen, welche um so lauter sich hören lassen, als es jetzt zum Ton des Tages geworden zu seyn scheint: über Preußen sich auf eine unanständige Art zu äußern, und das thun selbst die, welche wohl wissen: daß nur das Wort, nicht die Sache zu Mißverständnissen dienen kann. Lieb war es mir, daß der Aufsatz aus der preußischen Staats-Zeitung in der hiesigen auszugsweise eingerückt war; es hat seine gute Wirkung nicht verfehlt, denn Mancher schreit wirklich nur aus Unkunde. — Unter den hiesigen Studenten ist schon seit geraumer Zeit eine Trennung entstanden. Sie theilen sich in Landsmannschaften und Burschenschaft. Zu Ersteren, der schwächeren Partei, gehört der Adel, der bei allen öffentlichen Aufzügen immer den Vorzug haben will. Professor Krug bekam von Letzterer vor einigen Abenden, wegen Widerlegung der Stourdzaschen Schrift, ein Vivat, wogegen dem Professor Gilbert zwei Abende hinter einander die Fenster eingeworfen wurden — dazu hat er nicht gelacht. Die Ursach ist folgende: In seinem Collegio hört ein Prinz von Hessen; ein Bürgerlicher sitzt neben ihm und soll einem Adlichen Platz machen, wozu — der Sage nach — Professor Gilbert selbst Veranlassung gab. Und — statt nun den ganzen Vorfall zu ignoriren — ist er böse und will seine Vorlesung nicht weiter halten, wodurch er die Lacher nicht auf seine Seite bringt. Diese Fenster-Exekution ist übrigens mehreren Professoren widerfahren, und muß, aus welchen Gründen sie auch entstand, dennoch von jedem Unbefangenen höchlichst getadelt werden. Hs.

Erfurt. In den ersten Tagen des Februar hat sich in Weißensee — kleines Städtchen, fünf Stunden von hier — ein sehr unangenehmer Vorfall ereignet, den ich Ihnen kurz und schlicht melde. Es erhielten nämlich daselbst 200 russische Reconvalescenten, vom Rheine kommend, Quartiere. Ein russischer Ober-Staabsarzt, welcher dabei und dem dortigen Amtmann zugetheilt war, forderte von demselben über Gebühr, und da ihm nicht Alles nach Wunsch geleistet wurde, fing er an zu chikaniren und gab dem Amtmann, als dieser von Neuem eine unbillige Forderung zurück wies, ein Paar Ohrfeigen. Der Amtmann, ein kräftiger Natursohn, prügelt hierauf den Arzt derb und tüchtig durch; der Russe ruft seine Diener, der Amtmann seine Knechte und es giebt nun einen Faustkampf, in welchen sich endlich immer mehr der herzu kommenden Russen mischen, so daß der Amtmann und die Knechte flüchten müssen. Jetzt befiehlt der Chirurgus: das Haus des Amtmanns zu demoliren, womit auch der Anfang gemacht wird; der Amtmann läßt die Sturmglocke ziehen, die Bürger und Landleute der nächsten Gegend — größtentheils im Landsturm dienend — kommen herbei und ein wirkliches Treffen beginnt. Die Russen, als Reconvalescenten ohne Gewehre, werden überwältigt, aus Weißensee vertrieben und bis an die schwarzburgische Grenze — eine Stunde weit — verfolgt, wobei der Arzt und von beiden Seiten mehrere Menschen — zum Theil schwer — verwundet wurden. Noch ereignete sich der unglückliche Fall: daß Einer der flüchtigen Russen, welcher, der Himmel weiß: wie! — zu einer Flinte gekommen war, auf der schwarzburgischen Grenze von dem dortigen Förster für einen Wilddieb gehalten und mit dem Anruf: „Halt! Steh!" — begrüßt wurde. Der Russe, glaubend, er habe es noch mit dem Landsturm von Weißensee zu thun, will Reißaus nehmen und der Förster schießt ihm nun die ganze Kehrseite voll Hagel-Schroot. — Ueber das ganze heillose und verdrießliche Faktum ist jetzt eine Untersuchung eingeleitet. R.

Literatur. „Emma's Prüfungen. Eine Geschichte von Helmina von Chezy, gebornen von Klencke." (Heidelberg, b. Joseph Engelmann, 1817.) — Seit langer Zeit las Refer. keinen, aus einer weiblichen Feder geflossenen Roman, der ihm einen so hohen Genuß gewährte, als Emma's Prüfungen. Geläufige Sprache, blühende Phantasie, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, ein leichter, rascher und anziehender Erzählungston, Neuheit und Anmuth der Bilder, Ansichten und Schilderungen, sind einige der Eigenschaften, welche diese kleine Dichtung nicht allein auszeichnen, sondern ihr auch einen Rang unter den guten deutschen Werken in dieser Gattung sichern. Emma gehört zu den wenigen Romanen, die man mehr als ein oder zwei Mal mit immer gleichem Vergnügen liest. Hätte die Verfasserin auch nichts weiter geschrieben, als dies Werkchen, so würde sie schon dadurch sich einen ehrenvollen Platz in der deutschen schönen Literatur erworben haben. D. v. D. R.

Ein ehemaliger Aggregatus des medizinischen Collége zu Lyon hat unlängst eine neue Art bekannt gemacht: Fluß-Uebel zu vertreiben, indem man nämlich auf der von demselben behafteten Stelle eine Portion Zündpulver soll abblitzen lassen. Die Menge des letzteren richtet sich nach der Dauer des Uebels, so wie nach Alter und Geschlecht. (Gaz. d. Fr.)

Unter Ludwig XIV. ward einmal ein ganzes Detachement Dragoner im Winter, am Fuß des Jura-Gebirges, von einer Heerde Wölfe angefallen. Die Soldaten vertheidigten sich aufs tapferste und erlegten mehrere hundert Wölfe, mußten aber dennoch zuletzt der Mehrzahl unterliegen, und wurden sammt ihren Pferden von den Raubthieren verzehrt. (Gaz. d. Fr.)

Zu Paris hat sich eine neue Art Restauration etablirt, nämlich eine für Pferde, die sich in Paris vorübergehend aufhalten. Die Anstalt besteht aus einem sehr geräumigen Lokal, und der Unternehmer verspricht die beste und schnellste Bedienung mit Heu, Stroh und Hafer bester Gattung. Man bezahlt die Mahlzeit entweder Kopf für Kopf oder Abonnementsweise; auch speiset man à la carte oder ratelier d'hôte (an allgemeiner Gast-Raufe?). (Journ. gén.) An table d'hôte können freilich wohl verschiedene Geschöpfe, aber schwerlich Pferde speisen. Dr.

In Baiern giebt es 2512 katholische Gemeinden und 1036 protestantische Kirchen. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 27. Februar. 34stes Blatt.

Briefe aus Albano.

Dritter Brief.

Den 16. Juli 1818.

Nie hätt' ich es geglaubt: daß ich die sechs letzten Bücher der Aeneide, durch die ich mich einst kaum mit Mühe durcharbeiten konnte, noch mit so lebhaftem Vergnügen lesen würde, als ich es dieser Tage auf unsrem Balkone gethan habe. Vor mir liegt die weite, öde Meerebene, vom Ausflusse des Tiber, dessen Lauf ich, besonders in der Abendbeleuchtung, von Rom nach Ostia verfolgen kann bis zu den pontinischen Sümpfen, die der Vorsprung des Gebirges bei Genzano dem Auge entzieht. Ein Thurm, umgeben von wenigen Wachthütten, zeigt mir die Lage der lateinischen Königsstadt; nicht mehr, doch genug, um aus der Ebene hervor zu treten, blieb von Ardea. Ich überschaue das ganze Schlachtfeld des Aeneas und Turnus, wie einst Juno von dem Gipfel des Monte Cavo. — Wie da die steifen Hexameter lebendig werden, die Personen und Bilder sich fest gestalten und wie zum Schauspiel kommen und gehen, und die öde Ebene bevölkert wird von den Schatten der Helden! — Aber ich vergesse: daß ich, um im Zusammenhange zu bleiben, Dir vor allen Dingen erst zu melden habe, wie ich sammt meinem Virgil nach Albano und auf den schönen Balkon mit der klassischen Aussicht gekommen bin. Ich hatte anfangs Genzano zu meinem Sommer-Aufenthalte gewählt, und dies war auch mit meinen scandinavischen Freunden, nach langem Für und Wider, beschlossen worden. Da aber Einer der Genossen noch in Rom verweilen mußte, so sollte dieser in Albano von den Uebrigen erwartet werden, um gemeinschaftlich in Genzano ein zu ziehn. Ein deutscher Maler in Rom hatte uns einen Brief an einen Kaufmann in Genzano gegeben, der uns schnell und ohne Handel eine Wohnung in dem Städtchen besorgen sollte. Wir reisten also, zwei Tage nach dem Petersfeste, in der Abendkühle nach Albano ab. Das Hotel zur Villa di Londra, wo wir sonst eingekehrt waren, fanden wir heute besetzt. Man wies uns nach der Post und wir wurden mit dem Cameriere, besonders da er merkte: daß wir mit den italienischen Sitten nicht ganz unbekannt wären, wegen des Preises unsrer Zimmer bald einig. — Am nächsten Tage wanderten wir nach Genzano. Der Weg wird 5 italienische Miglien gerechnet und ist schattig. Eine Viertelstunde von Albano liegt Aricia, das Heiligthum der Diana, wo wir bei einem deutschen Freunde Rast machten, der uns nach Genzano begleitete, das noch gegen eine halbe Stunde fern ist. Wir trafen unsern Kaufmann im Kaffeehause, übergaben den Brief und fanden freundliche Bereitwilligkeit. Unser Freund aus Aricia war in Genzano wohlbewandert und führte uns nach einer kleinen Osterie am Ausgange des Städtchens gen Velletri zu, wo der beste Wein in dem Orte seyn soll, der wegen guten Weines berühmt ist. Der Abend überraschte uns dort, aber die Funkenwürmchen erleuchteten, wie Sterne, den dunklen Waldpfad nach Albano zurück. — In wenigen Tagen besuchte uns der Kaufmann aus Genzano, und gab uns die Adresse einer

„reverentissima Signora", in deren Hause er eine bequeme und würdige Wohnung für uns gefunden hätte. Wir dankten ihm und bereiteten uns zum Auszuge. Der in Rom zurück gebliebene Freund war an demselben Tage angelangt, und da der Kaufmann uns versichert hatte: daß wir, hinsichtlich des Preises unserer Wohnung, der Redlichkeit und Höflichkeit der Hausbesitzerin vertrauen könnten, so schien es uns unnütz, den Weg nach Genzano noch einmal vor dem Einzuge zu machen, und wir wollten deshalb am nächsten Morgen nur ein Stündchen früher, als unser Gepäck, von Albano abgehn, um uns nicht ganz auf Gnade und Ungnade der Redlichkeit und Höflichkeit unsrer Dame zu ergeben. — Am andern Morgen hatte unser Diener zu lange geschlafen und mit dem Packen kam der Mittag heran; nun waren zum Transport des Gepäcks noch Esel zu miethen, die erst vom Felde geholt werden mußten. Der Cameriere meldete: das Speisezimmer sey offen, und fragte: ob wir nichts befohlen? Wir gingen also zu Tische und trugen dem Diener auf: sich um 3 Uhr mit den beladenen Thieren bereit zu halten. Zwei Römerinnen, die alle Tage in unsrem Hotel speisten, saßen schon bei Tische, dicht neben unsern Plätzen; wir hatten uns dann und wann in Gespräche mit ihnen eingelassen und den Reiz bewundert, den ein römischer Mund einer Unterhaltung über die alltäglichsten Dinge zu geben weiß. Heute waren sie besonders lebhaft und naiv; wir wußten nicht, wo die Zeit geblieben war, als der Diener uns meldete: er sey bereit. Aber immer enger und wärmer schlang sich die Conversation zusammen. Der Diener kam zum zweiten Male; wir konnten noch nicht los. Der Eselstreiber fluchte vor dem Thore und wollte wieder abpacken. Was war zu thun? Wir gaben dem Diener die Adresse unserer Signora in Genzano und ließen ihn langsam mit den Eseln voraus ziehn. Wir mochten wohl noch eine Stunde sitzen, bis der Vernünftigste von Vieren mit dem Fuße scharrte, den Stuhl bewegte und den Damen Addio! wünschte; dem Beispiele folgten die Uebrigen und die Damen grüßten lächelnd: Auf Wiedersehn in Albano! — Als wir in Genzano ankamen, fanden wir das Haus unsrer Bestimmung in Aufruhr und Bewegung. Das Gepäck ward abgeladen, die Koffer hinauf getragen, die Signora rannte mit einem Bunde Schlüssel Trepp' auf, Trepp' ab. Einige Nachbarsleute standen im Hausflur, wahrscheinlich um die wunderlichen Engländer zu begucken, die ohne Mieths-Akkord ihre Bagage in ein fremdes Haus geschickt hatten; so etwas schien ihnen seit Jahren nicht vorgekommen. Ein Priester war die erste Person, die sich mit der Frage an uns wandte: ob wir die Mylords wären, die in diesem Hause wohnen wollten? Da wir die Frage bejahten, stellte er uns der Wirthin vor, die eine Wittwe in mittleren Jahren war. Der Priester schien ihr Hausverwalter oder so etwas Aehnliches; er nahm sich auch gleich des Geschäfts an, als wir die Rede auf den Miethspreis wandten, und forderte eine so unverschämt große Summe: daß die Wirthin sich selbst darüber schämen mochte; sie verließ, ohne unsre Antwort zu erwarten, das Zimmer. Die Frechheit des Priesters empörte uns und ohne Bedenken antworteten wir, wie aus einem Munde: daß auf diese Forderung gar nicht zu bieten wäre; befahlen aufzupacken, und in einer Stunde waren wir wieder in Albano. Als wir aus Genzano auszogen, stritten sich die Leute auf der Straße: ob wir Engländer oder Deutsche wären? und schienen sich über uns zu freuen; denn so gern der Italiener den Fremden prellt und betrügt, so wenig nimmt er es übel, wenn dieser ihm die Spitze bietet. Il Signore è gia capace! heißt es dann und nun ist man für die Zukunft sicher. — In Albano war es unser erstes Geschäft, eine Wohnung, die uns schon früher angeboten worden war, zu miethen, und wir konnten noch an demselben Abend einziehn. Es ist die Mittel-Etage in einem Palast, den vor Jahren ein genuesischer Kaufmann erbauet hat, der jetzt aber im Besitze eines Neapolitaners ist. Er liegt in der Straße, die nach der Kirche S. Paolo und zu den Ufern des Sees hinauf führt, und ist recht wie für uns eingerichtet; ein großer ehrwürdiger Saal mit einem Balkone zur allgemeinen Zusammenkunft und vier Seitenzimmer, die verloost wurden. Ich habe glücklich gezogen; meine Aussicht geht nach einem kleinen Garten hinaus, der unsre Wohnung von dem nächsten Hause der Straße trennt; der Wein rankt sich bis zu meinen Fenstern herauf, und wenn die Feigen reif werden, kann ich sie auch mit den Händen herein langen. — Aber denke Dir mein Erstaunen, als ich am ersten Morgen, noch mit halb verschlafenen Augen, meine Jalousieen aufschlage, und mir gegenüber die beiden Römerinnen in mehr als römischem Negligee an den Fenstern sehe. Mein Erscheinen schien sie wenig zu erschrecken; sie nickten mir guten Morgen zu und fragten lächelnd: Glücklich zurück gekehrt nach Albano? Wilhelm Müller.

Das unterirrdische Hoflager.

(Schluß.)

Und die Gestalt entgegnete: „Ich komme zu Dir aus der ewigen Dämmerung und aus der Tiefe des grauen Hügels." — Da schien das Bild betrübt und fuhr fort: „Und wenn Du zu mir kommst aus der ewigen Dämmerung und aus der Tiefe des grauen Hügels, so sage mir: wie Du dort wohnest und auf welche Art Du hinab gekommen bist ins Herz der Erde?" — Die Gestalt beugte leidvoll das Haupt und erwiederte: „Ach! es ist schon gar lange her, daß ich dort unten wohne. Damals reiste mein Vater mit mir durch dieses

Land und wir hielten in dieser Mühle Mittagsrast — Alle pflegten der süßen Ruhe, nur ich erging mich in der Stille des umwölkten Tages im einsamen Waldthal, um an meinen Geliebten zu denken, und ich verlor mich so im Sinnen: daß ich, ohne zu wissen, wie? an den grauen Hügel kam — da hörte ich mit süßer Stimme ein Liedlein singen:

Ich kann ja, süße Mutter!
Nicht mein Gewebe weben;
Mich quält ein schöner Knabe,
Die böse Liebe quält mich.
Der Mond ist schon hinunter,
Hinunter sind die Sterne —
Die mitternächt'ge Stunde
Verging mir, und ich Arme
Bin immer noch allein.

Die wunderliebliche Weise gefiel mir so wohl: daß ich unwillkührlich und herzinnig ausrief: O, könnt' ich die Sängerin begrüßen, die so in mein Herz zu singen versteht! — Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als der Hügel sich öffnete und eine kleine Frau vor mir stand, die mir drei weiße Rosen darbot; aber als ich nach selben griff, verließen mich die Sinne und wie ich mich erholte, befand ich mich in einer weiten Halle, neben mir eine andere kleine Frau mit einer Königskrone auf dem Haupte, die sprach zu mir: Unser bist du nun; da du die Blüthen aus unserer Flur nahmest, bindet dich ein Zauber an den grauen Hügel, den nur die Liebe lösen kann. Wenn dein Ritter dich nach sechs Jahren noch so wahr und innig liebt, wie jetzt, und nimmer mit einem Wunsch und Gedanken die Treue brach, dann bist du frei und magst in die Welt zurück kehren, dich seiner Liebe zu erfreuen. — Seit der Zeit habe ich immer geweint, daß der Waldstrom, der aus dem Hügel seinen Ursprung nimmt, in stärkeren Wogen dahin rauscht; und ich muß den ganzen Tag bei der unterirdischen Fürstin wohnen, ohne das Himmelszelt zu schauen. Nur in der Stille der Nacht ist mir's erlaubt, mich in dieser Flur zu ergehen und die Stelle zu betrachten, wo ich zum letzten Male mit meinem Vater kosete, den der Kummer um sein verlornes Kind vielleicht schon lange getödtet hat. Ach! nun ist die Zeit verflossen und ich könnte aus dem Berge frei werden, wenn mich mein Ottomar noch treu liebte." — Da sprang der Ritter vom Lager auf und rief: „Der Zauber ist gelöst, denn ich liebe Dich noch so wahr und innig, als vor sechs Jahren, und mit keinem Wunsch noch Gedanken habe ich die Treue verletzt." — Schöner als je lag Bertha in Ottomars Armen, und in demselben Augenblick hatte sich die Mühle in ein glänzendes Schloß, das enge Stüblein in einen weiten Prunksaal verwandelt; die Zwergenkönigin, von ihrem Hofstaat umgeben, führte glückwünschend Bertha's glücklichen Vater herbei, daß er mit seinem Segen die Seligkeit des Liebes-Paares vollende und einstimmig sangen die kleinen Leute Ottomar und Bertha zu:

War't Ihr einst getrennt, schien die Sonn' Euch fort;
Jetzt habt Ihr Euch funden;
Zauber ist verschwunden,
Ein Wort treibt ihn fort: Treu' ist solch ein Wort.

W. A. Gerle.

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Die erste Gattin des berühmten Gottsched, Luise Adelgunde Victoria, geborne Kulmus (geb. zu Danzig; gest. zu Leipzig, d. 26. Juni 1762, im 49sten Lebensjahre), eine tugendhafte, schöne und gelehrte Frau, überschickte ihm ihr Bild mit folgenden Versen:

Blickt Treu' und Zärtlichkeit hier nicht aus allen Zügen,
Der einz'ge Werth, der mich Dir einst empfahl:
So strafe die Copey nur Lügen,
Und glaube dem Original.

Zu Gellerts Lieblings-Schülern gehörten, unter Andern, die Herren von Brevern, deren Einer die Schriften desselben seiner Mutter schicken wollte. Gellert schrieb aus dem Stegreife Folgendes in das Exemplar:

An die gnädige Frau von Brevern in Reval.

Das Publikum als Autor unterrichten
Mit Geist und Anmuth ist zwar schwer;
Jedoch sein eigen Haus von allen seinen Pflichten
Als Mutter und als Frau und täglich unterrichten
Durch Lehr' und Beispiel: das ist mehr.

Leipzig, den 15. Mai 1765.

Der Frau Etats-Räthin von Brevern, der ich zu ihren lieben Söhnen mit frohem Herzen Glück wünsche, empfehle ich mich mit aller Ehrerbietung zu Gnaden

Christian Fürchtegott Gellert.

Anklänge.

40.

Wer unerwartet Ruhm gewinnt,
Wird schwerlich ihn erhalten;
Es geht ihm leicht, wie wenn ein Kind
Soll großes Gut verwalten;
Der Reichthum, den der Wahn geschenkt,
Wird auch zum Wahne, eh man's denkt.

41.

Wenn Ihr im Licht Euch freut,
So denkt doch an den Schatten:
Wir haben! — sagt Ihr heut
Und morgen schon: Wir hatten!

42.

Nicht kämpfe, wo sich Trug gefunden,
Die Waffe wird von selbst ihm stumpf;
Es giebt in jedem Kampfe Wunden,
Doch nicht in jedem ein Triumph.

Ed. Rolle.

Höhe.

Mühsam drängt das bewegliche Volk sich auf nach den Höhen,
Meinet das flüchtige Glück suche dort oben sich Rast.
Dennoch, wer ihn vor Andern erreicht, den bedenklichen Standpunkt,
Sehnt sich verdrossen und bang bald nach der Eb'ne zurück.
Also kehrt von dem Gipfel des Bergs gesättigt der Wandrer,
Spricht: da sey es zum Schau'n, unten zum Wohnen bequem.

G. W. Geste.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Neue Musikalien. Von dem Singspiel: „das Fischermädchen, oder: Haß und Liebe“ in 1 Akt von Th. Körner, mit Musik von J. P. Schmidt, erscheint ein vollständiger Klavier-Auszug, vom Compositen selbst verfertigt (Berlin, bei C. G. H. Christiani). — Die Ouverture, Romanze Nr. 1: „die Königstochter, so sanft, so gut“ — und das Favorit-Duett Nr. 2: „Liebe führt durch Nacht und Dunkel“ — ist bereits einzeln herausgegeben und sämmtliche Piecen empfehlen sich den Musikliebenden, bei denen der geschätzte Componist durch seine früheren Arbeiten gewiß in gutem Andenken steht. J.

Wien. Das „Taschenbuch vom k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt, sechster Jahrgang, 1819“ (herausgegeben von Ziegelhauser, Schauspieler dieses Theaters) hat, nach einem Verzeichnisse von dem Personalstande und einem Aufsatz, die Leistungen dieser Bühne betreffend, zuerst eine Posse von Mich. Joh. Edlen von H-z-l, genannt „der Großmüthige wider Willen.“ Es ist unbegreiflich, wie der Redakteur, Hr. Kachler, solch eine Erbärmlichkeit aufnehmen konnte, deren Plan und Ausführung gleich schlecht ist. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit: daß meine Mitschüler ähnliche Produkte geliefert haben. Das zweite, die Kleinigkeit: „Ist's gefällig?“ ist schon über die Leopoldstädter Bühne gegangen, und das erträglichste, was Hr. v. Menner geschrieben hat. Unter den poetischen Beiträgen von Kuchedenter, Gräffer (Redakteur des Conversations-Blattes), Kridl, Langer, Meißl, Pfeiffer, Schmid, Schneider und Welling, nennen wir „das reizendste Bild“ von Gräffer, „Amors Binde“ von Pfeiffer, und „Wir kommen doch zusammen!“ von Meißl, als die gelungensten. „Magister Stutzbarts Reise zum Einzuge“ ein Schwank in Prosa, enthält zwar schon dagewesene Situationen, ist aber recht artig erzählt, und beschließt das, in typographischer Hinsicht nett ausgestattete, mit Kupfern von Berger und Bayer versehene Büchlein. — Ein neues dramatisches Werk in 4 Akten: „die Weihe“ von Joh. Gunz, bekannt durch seinen „Theodrich“ und seine kritischen Beurtheilungen *) in der Theater-Zeitung und dem Sammler, dürfte bei der Erscheinung wohl einen gewaltigen Federkrieg verursachen, da der Verfasser von dramatischen Leistungen seine eigenen Ansichten hat, die sich wohl in seinen Schriften bestätigen müssen. Der Stoff der Dichtung ist die Belagerung Wiens unter Guido Stahremberg, ein allerdings für Oesterreich und besonders Wien interessantes Sujet. Meines Wissens hat derselbe sich nur wenige Abweichungen von der Geschichte erlaubt, und bei einer fleißigen Darstellung, da die kleinste Rolle eines denkenden Schauspielers bedarf, kann es auch auf fremden Bühnen Glück machen. Das Weitere nach der Aufführung. — Der Kaiser will dem Gewinner des Theaters an der Wien, im Fall er nicht geeignet wäre, die Direktion zu führen, dafür 300,000 Gulden in Zwanzigern anbieten. — Seit dem 9. Jänner erscheint hier wieder eine neue Zeitschrift und zwar in französischer Sprache, unter dem Titel: „Le Spectateur“ mit dem Motto: Verité et Impartialité; zwei Gottheiten, die alle Journalisten; wenigstens mit dem Munde, verehren. — Im Theater an der Wien hat sich ein neues Ritter-Lustspiel, von Gleich: „Der Keller oder die Braut trog“ den Beifall der oberen Gallerie nicht erworben. Wir bedauern die junge, talentvolle Schauspielerin Botta, in solchen Piecen auftreten zu müssen. — Hr. Gned gab zu seiner Einnahme eine nicht gelungene Uebersetzung des Freiherrn von Biedenfeld von Rossini's herrlicher Oper „Othello, der Mohr von Venedig“. Hr. Jäger, mit seiner bewunderenswerthen Stimme, fängt an, sich etwas freier und ungezwungener zu bewegen und hat in dieser Vorstellung allgemein gefallen; Demois. Vio befriedigte als „Desdemona“, Hr. Gned (Othello) war aber durchaus nicht, was er seyn sollte. — Am 23. Januar „Cervantes in Algier“ Schauspiel in 5 Akten von Chr. Kuffner. Ich habe im vorigen Berichte schon dieses Schauspiels erwähnt; die Begebenheiten, welche jenem berühmten Autor des „Don Quixotte“ während seiner Gefangenschaft in Algier trafen, liegen demselben zum Grunde. Hr. Kuffner debütirte in diesem seinem ersten großen dramatischen Werke (die verunglückte Tarpeja im Hof-Theater nicht gerechnet) sehr glänzend und läßt uns einen neuen dramatischen Dichter hoffen. Obwohl Vieles, vorzüglich über den Charakter des „Blanc“ zu erinnern wäre, so macht doch die schöne Sprache, die den Schöpfer von manchem gelungenen Gedicht verräth, jene kleine Flecken des lieblichen Gebildes leicht vergessen. Die Aufführung war in allen ihren Theilen vorzüglich, dennoch verdienen Hr. Demmer (Cervantes), Hr. Küstner (Avellano) und die beiden Kinder, Chatinka Wirdisch und Georg Schmid der besonderen Erwähnung. (Der Schluß folgt.)

Rom. Se. Heiligkeit der Pabst wird täglich hinfälliger. Man fürchtet: daß die Charwoche sein Leben enden möchte, da er nicht die mit den Feierlichkeiten verbundenen Anstrengungen wird ertragen können. Alles richtet jetzt seinen Blick zu der „aufgehenden Sonne“ dem Kardinal Consalvi. Man lebt hier übrigens fröhlich und heiter; die Prinzessin Pauline Borghese ist das Haupt der vornehmen Gesellschaften; ihre Conversationen werden beständig sehr besucht. (Courier.)

Ein Musiker hat in der Lyoner Zeitung gemeldet: daß er, in Folge einer Reise nach Paris, eine neue Lehrmethode für die Musik mitgebracht habe, und zwar gleichfalls die des „wechselseitigen Unterrichts“, und daß er darin Unterricht ertheilen werde, selbst einem Einzelnen! Wechselseitiger Unterricht eines einzelnen Menschen!! (Journ. d. Par.) Der Mann, welcher wahrscheinlich eine undeutliche Anzeige schrieb, scheint die Lancastersche Lehrmethode auf Musik angewandt zu haben.

Die Zahl der in Frankreich existirender Bücher bekannter Bibliotheken beläuft sich auf 3,345,287; Paris hat davon allein 1,125,347. (Journ. d. Comm.)

Druckfehler. Im „zweiten Briefe aus Albano“ Bl. 29, Seite 114, Spalte 2, Zeile 8 von unten lese man: „die Pyramide des Cestius schon am zweiten Tage erreichen zu sollen.“

*) Ueber sein Drama: „die Größen“ soll derselbe von Böttiger, Fouqué und Collin ehrende Briefe erhalten haben; es wird aber in seiner gegenwärtigen Gestalt nirgends (!) die Censur passiren.

Beilage: Bemerker No. 2 u. Blatt der Ankündigungen No. IV.

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 1. März. 35stes Blatt.

Die seltene Blüthe.

(Zur März-Vignette.)

In der alten ehrwürdigen Stadt H. lebte zur Zeit der französischen Usurpation ein Jüngling von hellem Kopf und fröhlichem Sinn, Ferdinand B., welchem zu diesen schönen, vom Schicksal so oft nur einzeln gespendeten Gaben auch noch die dritte, eines biederen, warm und tief fühlenden Herzens in reichem Maaße zu Theil geworden war. Als unentbehrliche Stütze der Seinigen mit dem letzten Rest des kleinen väterlichen Vermögens vom Druck der Conscription frei gekauft, trieb er nun, mitten unter den Stürmen der Zeit, das friedliche Gewerbe eines Blumen-, oder in der dortigen Gegend sogenannten Kunst-Gärtners mit all der eifrigen Sorgfalt, die es erfordert. Vielleicht trug diese harmlose Beschäftigung noch dazu bei, die natürliche Heiterkeit seines Gemüths zu erhöhen; gewiß ist es wenigstens: daß viele reiche und überreiche Einwohner der Stadt, welche glänzende Feste und verschwenderische Mahlzeiten ohne Zahl zu geben vermochten, dennoch Ursache hatten, um diesen Schatz den armen Ferdinand zu beneiden. Auch dem harten Drucke der Gegenwart setzte er noch immer die volle Kraft eines jugendlichen frischen Gemüthes entgegen, obgleich seine geringe Einnahme beinahe um die Hälfte dadurch vermindert ward; denn viele seiner ehemaligen Kunden trugen jetzt Bedenken, auf die liebliche, aber überflüssige Zierde einiger Blumen im Zimmer Geld zu verwenden. Wenn nur am Abend seine Rosen, Nelken und Jasmine ihm frisch und fröhlich entgegen dufteten, und die reichliche Spende seines kühlenden Sprengens, sich dankbar aufrichtend, empfingen, so bekümmerte es ihn wenig: daß er selbst jetzt mancher Labung und Erfrischung entbehren mußte, deren er von sonst wohl gewohnt war. Nur dann schlug ihn zuweilen das Stocken seines kleinen Handels nieder, wenn er nicht mehr im Stande war, seinem alternden kränklichen Vater einigermaßen die gewohnte Bequemlichkeit zu verschaffen, oder den Schulunterricht für seinen jüngeren Bruder zu bezahlen, der dessen so sehr bedurfte, da gegen ihn die Natur weit weniger freigebig, als gegen den älteren, gewesen war. Eine solche Zeit des wirklich beginnenden Mangels drohte jetzt eben, da schon seit mehreren Tagen gar nichts verkauft worden war, als eines Morgens — sehr willkommen — ein glänzend gekleideter Lakey zu dem jungen Gärtner ins Treibhaus trat, und in gebrochenem Deutsch allerlei Blumen-Bestellung machte. Auf Ferdinands Bedeuten: daß er Französisch verstehe — er hatte es mit vieler Leichtigkeit gelernt, um botanische Schriften in dieser Sprache lesen zu können — zeigte Jener sich sehr freundlich und gesprächig und erzählte: daß am Abend in der Wohnung des Gouverneurs ein glänzender Ball gegeben werden solle, und daß er deswegen abgeschickt sey, um eine geschmackvolle Auswahl von Blumen zur Verzierung der Treppen und Tafeln zu treffen. Er bezahlte, ohne zu handeln, seinen Einkauf sogleich, und seit langer Zeit zum ersten Mal sah sich Ferdinand wieder im Besitz einiger glänzenden Goldstücke. — Doch das war noch nicht das einzige

glückliche Ereigniß des Tages; auch die zum Feste geladenen Frauen und Jungfrauen der Stadt wollten mit Blumen geschmückt bei demselben erscheinen, und die Bestellenden häuften sich in Ferdinands kleiner Wohnung. Noch ziemlich spät kam eine gesprächige Gesandtin von Sophie L., der lieblichen Tochter eines Banquiers, und begehrte für ihre Herrschaft einige Rosen und Maiblumen, nebst etwas duftender Reseda zum Bouquet. Allein obgleich Ferdinand auf das angelegentlichste seinen Blumen-Vorrath musterte, so wollte sich doch an der ganzen reichen Anzahl von Rosenbüschen auch nicht eine, über die Knospe hinaus entwickelte Blüthe mehr finden. Hiemit sehr unzufrieden verließ die Botin murrend das Treibhaus, um die unwillkommene Botschaft ihrer Gebieterin zu überbringen, und Ferdinands Vater, welcher, der vielen Nachfragen wegen, heute noch einmal mit in Thätigkeit gekommen war, ärgerte sich eben ein wenig: daß sein Sohn die verspätete Bestellung der geschwätzigen Alten entgelten solle — da ging leise noch einmal die Thür des Gewächshauses auf; im einfachen weißen Gewande, mit leichten, schwebenden Schritten trat die reizendste Engelsgestalt herein, welche Ferdinands Auge jemals erblickt hatte; es war die schöne Sophie. Der ganze Himmel der kaum entschwundenen Kinderjahre lag noch in ihrem offenen unschuldigen Gesicht, und mit sanfter, beinahe schüchterner Freundlichkeit bat sie den Jüngling: ihr einige seiner Blumen zu zeigen, damit sie von dem, was noch vorräthig sey, sich etwas aussuchen könne. Ferdinand, der gegen alle seine Kunden immer sehr zuvorkommend und gefällig war, ließ sich jetzt vollends keine Mühe verdrießen, und reichte der schönen Bittenden von der höchsten Höhe seines Blumen-Gebäudes Alles herab, was nur immer ihrem Auge gefallen konnte. Nachdem sie einige Zweige mit Orangen-Blüthe, und eine kleine, kaum geröthete Rosenknospe ausgewählt hatte, erfreute sie sich noch mit kindlichem Sinne an den schönen ausländischen Gewächsen, welche, von Ferdinand mit großer Sorgfalt gepflegt, in seinem Treibhause blühten. Vor Allem aber gefiel ihr eine silberweiße, mit purpurfarbenen Streifen geschmückte Lilie, und sie erzählte zutraulich: daß sie sehr gern Blumen male, wozu diese ganz besonders gut sich eignen würde. Dann, als sie dem Jünglinge — der ihr fast zu vornehm schien, ihm die kleine geforderte Summe zu reichen — mit freundlicher Verlegenheit und dankend die Bezahlung für ihre Blüthen in die Hand gedrückt hatte, eilte sie der elterlichen Wohnung und den nothwendigen Vorbereitungen für den Abendputz wieder zu. — Ein Glück war es: daß nach Sophiens Entfernung sich keine Käuferinnen mehr einfanden, denn sie würden von dem, sonst so aufmerksamen Ferdinand sehr zerstreut und nachlässig bedient worden seyn. Unaufhörlich schwebte die Gestalt der lieblichen Jungfrau vor seinem geistigen Auge, indeß das irrdische beinahe neidend auf den schönsten, von Sophien so sehr bewunderten Pflanzen seines Gewächshauses ruhte. Ja, als gegen Abend das Gerassel der Kutschen verrieth: daß nun wohl die Zeit, zum Feste zu fahren, heran gekommen seyn möge, konnte er sich's nicht versagen, einige Mal die Straße, in welcher Sophie wohnte, auf und ab zu wandern, in der Hoffnung: daß es ihm gelingen werde, sie in den Wagen steigen zu sehen. Ob es sein guter oder böser Stern war, der ihm diesen Wunsch gewährte, bleibe unentschieden; gewiß aber ist: daß sie ihm jetzt, im rosenfarbenen Ballkleide, mit den, von Freude und Erwartung höher glühenden Wangen, noch um Vieles schöner als am Morgen vorkam. Träumend ging er wieder heim, und versuchte in einem seiner Lieblingsbücher zu lesen; allein das zerstreute Gemüth hielt keinen Gedanken fest. Sich selbst beredend: daß er von dem unruhigen Treiben des Morgens ermüdet sey, ging er — wie sonst zuweilen Sonntags geschah — eine seiner Verwandtinnen in der Stadt zu besuchen, die ein ganz artiges Mädchen war, und deren Eltern ihn jedes Mal — wie es schien mit nicht ganz absichtlosem Zuvorkommen — aufnahmen. Aber gemein erschienen ihm heut die Züge der Tochter des Hauses, unharmonisch ihre Stimme, schwerfällig ihr ganzes Wesen, wenn er sie mit der holden Erscheinung von diesem Morgen verglich. Sich bald gar zu sehr langweilend, nahm er nach einer halben Stunde wieder Abschied, und gestand sich's nun auf dem Heimwege ohne alle Umschweife: daß wohl das Bild der schönen Sophie es seyn möge, was ihn heute so unruhig, so zerstreut und wider seine Gewohnheit so nachdenklich mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote von Hyder Ali.

(The Universal Magazine. Oct. 1785.)

Als sich Hyder Ali im Jahre 1767 zu Coulmoutour aufhielt, fuhr er eines Nachmittags mit seinem Gefolge aus; da warf sich eine alte Frau am Wege vor ihm nieder und rief: Gerechtigkeit! — Hyder ließ den Wagen sogleich halten, und fragte sie: was sie wolle? — „Gnädigster Herr!" sagte sie, „ich hatte eine einzige Tochter, und diese hat mir Aggi Mahomet mit Gewalt genommen." — Hyder antwortete: „Aggi Mahomet ist schon länger als einen Monat von hier weg; wie kömmt es denn: daß Ihr mit Eurer Beschwerde bis jetzt gewartet habt?" — „Gnädigster Herr! Ich habe Hyder Sha bereits mehrere Bittschriften übergeben, aber keine Antwort darauf erhalten." — Dieser Hyder Sha war Ober-Hofmarschall, ging vor dem Nabob her, und trug, als ein Zeichen seiner Würde, eine goldene Halskette. Er näherte sich und sagte: „Dieses Weib

und ihre Tochter stehen im schlechtesten Rufe und führen ein schändliches Leben." — Der Nabob befahl: sogleich nach dem Palaste um zu kehren, und die Frau mußte ihm folgen. Der ganze Hof war des Marschalls wegen in Sorgen, denn er war sehr beliebt; da indessen Niemand eine Vorbitte für ihn wagte, so wandte sich Hyders Sohn an den Commandeur der europäischen Truppen, um einen Versuch zur Begnadigung zu bewirken. Dieser bat auch Hyder darum, der dies aber standhaft verweigerte. „Ich kann Ihnen Ihre Bitte nicht gewähren" sagte er; „denn es giebt kein größeres Verbrechen, als die Verbindung zwischen dem Regenten und seinen Unterthanen zu verhindern. Es ist die Pflicht der Mächtigen, dahin zu sehen: daß dem Hülflosen Gerechtigkeit werde. Der Regent ist sein einziger Beschützer, den ihm Gott gegeben, und der Fürst, welcher eine Unterdrückung seiner Unterthanen ungestraft duldet, verdient mit Recht, ihre Liebe und ihr Zutrauen zu verlieren, ja zuletzt zwingt er sie, sich gegen ihn zu empören." — Er gab hierauf Befehl: daß Hyder Sha auf der Parade mit 200 Streichen bestraft werde, und zu gleicher Zeit fertigte er von seiner abyssinischen Garde zu Pferde einen Offizier ab, der unmittelbar sich mit der Klägerin nach dem Landsitz begeben mußte, auf dem sich Aggi Mahomet damals aufhielt. Sein Auftrag war: wenn er das Mädchen fände, es der Mutter zu übergeben, und mit Aggi Mahomets Kopf zurück zu kehren; im Fall er es aber nicht finden sollte, Aggi nach Coulmoutour zu bringen. Das Mädchen fand sich und des Verbrechers Kopf ward Hyder überbracht. Aggi Mahomet war damals 60 Jahr alt und zuvor bei Hyder 25 Jahre lang Ober-Marschall gewesen, in welcher Stelle Hyder Sha ihm nachfolgte, und damals hatte ihm Hyder einen Jogbir, d. h. einen bedeutenden Strich Land, als eine Belohnung für seine Dienste geschenkt. — Dieser Mann hatte sich in das Mädchen verliebt, und es entführt, als die Mutter es zu verkaufen sich weigerte. — Nach dem Koran steht auf dem Weiber- und Mädchen-Raub die Todesstrafe.

v. Göckingk.

Merkwürdige Stellen aus alten Büchern.

Ein Pater Forster, aus dem Ritterstift zu Bruchsal, hob seine Leichenrede auf Kaiser Karl VI. im Jahr 1741 also an: „Nit anderst als wie ein von den schwirrenden Joviskeul beblitzter, und seines in ihm ganz ertattert still liegenden Lebens unwissender Wandersmann, stehe ich auf diesen Trauer tragenden Rednerstuhl, zage, staune, ertattere. Ja, gleich als die entseelte und entgeisterte Bildnuß Promethei weis ich nit: ob ich den lallenden Mund zum reden, oder aber das in beckümmertem Thränenwasser schon herumbadende Aug zum Weinen eröffnen und aufschließen solle? Allermassen von einem hochwürdigen hochadelichen freyen Ritterstift allhier mir stahlenden Harpocrati ein so betrübtes Rednergeschäft ist aufgetragen worden, dessen leidfließende Materi auch die wortsafftigen Lippen eines römischen Wohlredners Ciceronis ausdörren, und mit stummen Leidfesseln verriegeln und verschließen würde."

J. G. Schelhorn giebt von einer geschriebenen Chronik in altfränkischen deutschen Reimen Nachricht, worin Adam z. B. nicht übel sagt:

„Ich bin auch worden gar unweis,
Seit ich schied von dem Paradeis.
Awe! der süßen Vöglein Sang!
Dabei tausend Jar nicht war lang.
Dieweil ich im Paradiese lag,
Dreitausend Jar war nicht ein Tag."

Endlich klagen Beide zusammen:

„Viel werthes Paradeis,
Wie sanft und wie leis
Sind wir darin gewesen!
Deß müssen wir nun entwesen!"

In „Joh. Dünnehaupts gedrückter und erquickter Jacob, in einem öffentlichen Schauspiel 1703 im Oct. vorgestellet" singt die Wärterin Silpa, um das Söhnchen der Lea ein zu lullen:

„Schlaf, Kindchen, schlaf!
Dein Vater bringt ein Schaf;
Er bringt auch junge Lämmerchen,
Zu spielen in dem Kämmerchen,
Schlaf, Kindchen, schlaf!"

Man sieht, wie, trotz mancher Veränderungen, sich die alte Melodie und der Hauptgedanke des Liedes bis auf den heutigen Tag erhielten.

Haug.

Colbert.

Ein Finanzrath übergab einst dem Minister Colbert ein Projekt, worin er eine Auflage auf den Geist des Menschen vorschlug. „Die ganze Welt" sagte er, „muß sich zum Bureau drängen, indem Niemand für einen Dummkopf wird gelten wollen." — „Vortreflich, mein Herr!" erwiederte der Minister, „Sie sollen dafür taxfrei seyn!"

Fr. Kr.

Beruhigung.

Sieh nicht zur Sonne auf, mein Sohn,
Trotz ihrem Glüh'n und Funkeln;
Ihr goldig Haar, ihr Flammenthron
Macht leicht das Auge dunkeln!

„Und säh' ich auch mich endlich blind —
Vom Licht in Graus gewendet —
So hätt' ich doch, ich armes Kind,
In edler Schau geendet!

Wer einmal nur von Glaubenshöh'n
Den Blick zum Licht geschwungen,
Läßt gern der Erde Blumen stehn —
Vom Ewigen durchdrungen!

Krug v. Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. (Schluß.) Auf der Leopoldstädter Bühne trat unlängst Hr. Eckhard, vom Theater in der Josephstadt, als „Albert" in „Fehlgeschossen" auf, und gab seine Rolle sehr schlecht; dagegen Demoi. Ennekel, als „Albertine" die ihrige unübertreflich darstellte. — Zwei neue Stücke: „Christoph Muntel" von Aloys Kramer (Gleich), worin der Verfasser selbst eine seiner früheren Possen abschrieb, und „Leonhardl und Blandinerl", eine verunglückte Parodie des Bürgerischen Gedichts, von Hof (Jinser?), haben in größter Eile das Repertoir verlassen. — Bei einem neuen Quodlibet, das einige Mal in der Josephstadt gegeben wurde, glauben wir aller ferneren Beurtheilung überhoben zu seyn, wenn wir den Titel desselben wörtlich hier anzeigen, der so lautet: „Der von einem grimmigen Zauberer verfolgte, durch Jammer und Elend unglückliche, von der Kavallerie überrittene und endlich durch die Liebe wieder glücklich gewordene Prinz Pollpetschy. Großes, musikalisches Quodlibet mit Gesang und Tableaux in 2 Aufzügen, von Joh. Landner." Es ist ärgerlich, daß solche Marktschreiereien, womit herumziehende Komödianten ihre Affichen ausstatten, um die Bauern ein zu laden, in einem privilegirten Theater der Residenz erlaubt werden. — Bei so vieler Kunstliebe und einer Menge treflicher Dilettanten ist es nicht zu verwundern, daß die langen Winterabende ein Heer von Privat-Unterhaltungen herbei führen; vorzüglich sind die musikalisch-declamatorischen Unterhaltungen an der Tages-Ordnung. Freilich ist es bei mancher dieser Zusammenkünfte der Fall: daß ein Theil sich prostituirt, damit der andere sich langweile; aber, keine Rose ohne Dornen und keine Kunst ohne Lehrlinge! — Unter die vorzüglichen Gesellschaften glauben wir, außer dem großen Vereine der Musik-Freunde des österreichischen Kaiserstaates, rechnen zu müssen: einen kleineren, der die vorzüglichsten Glieder desselben, einen Moscheles, Mayseder u. s. w. zählt, und beinahe wöchentlich Concerte giebt; den Saherlschen Privat-Verein, der monatlich im Müllerschen Gebäude eine Production veranstaltet, die zahlreich besucht wird; jenen unter der Leitung des Hrn. v. Mieser, der einen braven Declamator an Hrn. Schmid und einen treflichen Violinspieler an Hrn. Hindle besitzt. Auch hörten wir in der letzten Akademie dieses Vereins Fräulein Fanny Belzmann, eine junge Künstlerin, auf der Guitarre und ihren Bruder, einen guten Klavierspieler, die schwere Sentinelle von Hummel mit größter Präzision durchführen; ein stürmischer Applaus unterbrach die talentvolle Spielerin während des Vortrages, und es war schade: daß ein schlechter Violinspieler zur Distel in diesem Blüthenkranze wurde. Sehr gewählt ist die Gesellschaft, welche sich im Hause der berühmten blinden Sängerin, Therese Paradies (die Hofrath Pieffel in einem herrlichen Liede besang), versammelt; hier verdient Fräulein Spring als eine fertige Klavierspielerin vor Andern genannt zu werden. L — r.

Neulich starb die Frau eines vornehmen Engländers in Paris. Der Ehemann war über ihren Verlust untröstlich, und wollte sich von der irdischen Hülle seiner einst so theuren Hälfte nicht trennen. Er ordnete selbst Alles zu ihrem Begräbniß an und begleitete sie nach dem Kirchhofe von Pere la chaise. Dort angekommen begehrte er: daß man auch ihm einen Ort zu seiner künftigen Ruhestätte anweisen möchte. Man sagte ihm, der Preis würde für die Elle 100 Franken betragen, außer einem Geschenk von 50 Franken für die Armen. Betrübt zog der leidtragende Wittwer zwei Zwanzig-Frankenstücke aus der Tasche und sagte mit weinerlicher Stimme, auf den Sarg seiner Frau zeigend: „Da, begrabt sie nur in aufrechter Stellung!" (Times.)

Die Naturforscher in Nordamerika sind, wie sie uns berichten, glücklich genug gewesen, das Mammouth noch als lebende Thiergattung in den westlichen Wildnissen des großen Kontinents auf zu finden. Die, welche dies ungeheure Thier entdeckten, müssen fürchterlich erschrocken gewesen seyn, aber doch ihre Sinne gut genug beisammen gehabt haben, da sie versichern: daß das Mammouth kein fleischfressendes Thier sey. Wenn die Reisenden am Missisippi nicht schon dadurch von dieser Thatsache überzeugt worden wären: daß sie selbst nicht von dem Ungeheuer verschlungen wurden, so hätten sie aus Cuvier und Andern lernen können, welche behaupten: das Mammouth sey ein krautfressendes, oder vielmehr ein holzfressendes Thier, und nähre sich von Baumstämmen. Doch war jenes Thier wirklich ein Mammouth? Man sagt uns: es habe keine Hörner gehabt, sey gleich einem ungeheuren Bären gestaltet und ungefähr 15 Fuß hoch gewesen. (Times.)

Vor 1785 galt eine englische Guinee in Frankreich 24 Livres 13 Sch., und wog damals $129\frac{1}{3}$ Gran. Jetzt, wo sie dasselbe wiegt, gilt sie in Frankreich 26 Livres 6 Sch., also 1 L. 13 Sch. mehr. Dagegen gilt ein Louisd'or in England weniger, während er in Frankreich im Werth gestiegen ist. (Gaz. d. Fr.)

Die jetzige Bevölkerung Europas beläuft sich auf 177,221,600 Individuen auf 154,450 Q.-Meilen. Sie umfaßt 53,195,600 Germanen, 60,586,400 Nachkommen der Römer, 45,120,900 Slaven, 3,718,000 Caledonier, 3,499,500 Tartaren und Bulgaren, 3,070,000 Maggaren, 2,022,000 Griechen, 1,179,500 Juden, 1,760,400 Finnen, 1,610,000 Cimbrier, 622,000 Basken, 313,600 Zigeuner (Egyptier oder Bohmaken), 294,000 Arnauten, 131,600 Armenier, 88,000 Maltheser, 8,000 Tscherkassier und 2,100 Samojeden. In religiöser Hinsicht: 2,100 Schamanen, 1,179,500 Juden, 3,607,500 Mahometaner, 172,432,500 Christen (d. h. 98,229,100 Katholiken und 42,898,500 Protestanten); ferner 31,636,900 Griechen, 224,000 Mennoniten, 189,000 Methodisten, 55,000 Unitarier, 40,000 Quäker und 40,000 Herrnhuter. — Europa besteht übrigens aus 78 souveränen Staaten. (Gaz. d. Fr.)

Zu Astrachan in Rußland erscheint jetzt eine asiatische musikalische Zeitung, von Hrn. Dobrowsky herausgegeben, und enthaltend: armenische, persische, jüdische, kirgisische, tartarische, georgische, kalmukische, chinesische und kosakische Romanzen, Arien und Tänze. (Gaz. d. Fr.)

In Dänemark ist Straßenraub etwas so seltenes, daß eine unlängst geschehene Beraubung eines Reisenden, auf dem Wege zwischen Svenborg und Nyborg, in Copenhagen die größte Sensation erregt hat. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 3. März. 36stes Blatt.

Die mythisch-philosophisch-astronomisch-historischen Cyclen der Hindu.

Merkwürdig bleibt es für die Geschichtsforscher immer: daß beinahe alle Völker ihre älteste Geschichte mit ungeheuren gigantischen Gestalten, mit Riesen-Menschen und kolossalen Thieren beginnen. Eben so finden wir auch auf den ersten Blättern der Vorwelt ungeheure Zahlen aufgezeichnet von dem Alter der Zeitrechnung, Götter und Menschen. Vornehmlich aber sind es die Cyclen der Hindu, welche an Größe alle anderen, und besonders auch die der Chaldäer, Perser und Egyptier weit übertreffen, und gegen welche die Zahlen in den mosaischen Urkunden gar nichts sind. — Die Hindu unterscheiden zwischen Tagen und Nächten, Monaten, Jahren und Zeiten der Menschen, Patriarchen und Götter; und so wie sie eine stufenförmige Reihe aller Wesen, von dem Menschen bis zu Schiwen (dem Zerstörer oder Verwandler der Gestalten), festsetzen, so steigt von jenem bis zu diesem, der allein ewig besteht unter allem Geschaffenen, während Alles vergeht, eine methodische Stufenleiter der Lebensdauer aller Wesen auf, und zwar ist dieselbe einem Jeden nach dem Maaße seiner Macht und Vortreflichkeit zugetheilt. Ihr kleinstes Zeitmaaß, d. i. die schnellste Bewegung durch den kleinsten Raum, nennen die Hindu Paramanu; die Zeit, welche der Mittelfinger nöthig hat, um sich, wenn er gegen den Daumen gestützt ist, lebhaft von demselben zu trennen, d. i. ein Fingerschnalzen, ist einem Augenblicke gleich, umfaßt 1,012½ jener Paramanu, und heißt Matire; 12,000 solcher oder 12,500,000 Paramanu sind eine Najige (Naschigey); 7½ dieser machen einen Samon (Samam), so wie 8 solcher oder 60 Najige einen Tag oder 24 Stunden. 15 Tage heißen Palscham, 2 derselben geben einen Monat, 2 dieser ein Rudu (Ritu, also = 60 Tagen), 3 dieser ein Ayanan (also = 180 Tagen) und zwei solcher ein Jahr (= 360 Tagen), d. i. die Zeit, welche die Sonne nöthig hat, die zwölf Zeichen des Thierkreises zu durchlaufen. Sie, der Gott, welcher Alles in der Welt belebet und in Bewegung setzt, verursacht auch die Scheidung der Tage und Nächte; jene sind für die Arbeiten aller Geschöpfe nach ihren verschiedenen Wirkungskreisen, und die Nächte für ihren Schlummer. Ein Monat, das sind 30 Tage der Menschen, macht einen Tag und eine Nacht der Pitri's oder Erzväter, welche in dem Monde wohnen, aus und zerfällt in zwei gleiche Theile: die helle Hälfte von dem Vollmonde an ist ihr Tag zu den Geschäften, und die dunkle Hälfte von dem Neumond an ist ihre Nacht zum Schlafe. Ein Jahr der Menschen ist ein Tag und eine Nacht für die Götter (vergl. Ps. 90, 4 und 2. Petr. 3, 8.) oder die Regenten des Ganzen, die um den Nordpol sitzen (vergl. Jes. 14, 13.), und theilt sich ebenfalls in zwei Hälften: der Tag dauert, so lange sich die Sonne gegen Norden, die Nacht, so lange sich dieselbe gegen Süden bewegt, so daß die Winterhälfte der Nacht und die Sommerhälfte dem Tage entspricht. 12,000 göttliche Jahre (= 4,320,000 menschlichen Jahren) geben ein Maha-Jugam (Sadri-Jugam), d. i. großes Zeitalter, oder Zeitalter der Götter.

Ein solches ein und siebenzig Mal vervielfältiget (12,000 × 71 = 852,000 göttlichen oder 4,320,000 × 71 = 306,720,000 menschlichen Jahren) giebt ein Menwantara oder das Reich eines Menu. Und 1000 Maha-Jugam oder göttliche Zeitalter (= 12',000,000 göttlichen, oder 4,320',000,000 menschlichen Jahren) müssen als ein Calva, d. i. als ein Tag des Brahma (der schaffenden Kraft) vom Morgen bis zum Abend betrachtet werden. An einem jeden solchen Tage des Brahma erscheinen 14 Menu nach einander als höchste Herrscher auf Erden, deren ein jeder ein Menwantara (also 14 Menwantara = 1 Calva) regiert und sein Reich auf seine Söhne und Enkel vererbt. — Die Nacht Brahma's dauert eben so lange wie sein Tag, und es machen also 8,640',000,000 Jahre der Menschen oder 24,000,000 Jahre der Götter einen Tag und eine Nacht des Brahma oder 24 seiner Stunden aus. Nach 1000 Maha-Jugam oder an dem Abend seines Tages entschläft dieser Gott und vertauscht er die Zeit seiner Thätigkeit mit der Zeit der Ruhe. Alles, was er geschaffen, wird dann zerstöret und bleibet in der Verwüstung während seines ganzen Schlafes, der eine seiner Nächte hindurch währt. Bei seinem Erwachen schafft er von Neuem die Götter, die Erzväter, die Menschen und Thiere. Sein Jahr aber hat 360 solcher Tage und Nächte, welche beide sich gleich sind, und begreift also 8,640',000,000 Jahre der Götter oder 3'',110,400',000,000 Jahre der Menschen, und 100 dieser Jahre sind das Ziel seines Lebens. — Das ganze Leben des Brahma aber (=864,000',000,000 Jahre der Götter oder 311'',040,000',000,000 Jahre der Menschen) ist nur ein Tag des Wischnu (des Durchdringers), 30 solcher machen einen seiner Monate (dieser also = 25'',920,000',000,000 Jahren der Götter oder 9,331'',200,000',000,000 Jahren der Menschen); und 12 dieser Monate sind eines seiner Jahre (also dieses = 311'',040,000',000,000 Jahren der Götter oder 111,974'',400,000',000,000 Jahren der Menschen). Dieser Gott stirbt nach 100 Jahren und seine ganze Zeit beträgt also 31,104'',000,000',000,000 Jahre der Götter oder 11''',197,440'',000,000',000,000 Jahre der Menschen. In der ganzen Natur ist dann nichts mehr als Schiwen und dieser selbst verliert die verschiedenen Gestalten, welche er angenommen hatte, da die Welt noch war. Einer Feuerflamme wird er dann gleich, welche auf der zur Asche gewordenen Welt umher tanzt. — Wenn Brahma stirbt, bedecken die Gewässer alle Welten: alle Andons oder Welten bersten und es bleibt nichts mehr übrig, als das Kailason (Caylasa) und die Waikondon (Vaikunda), die Himmel oder Wohnsitze des Schiwen und Wischnu. Dann nimmt Letzterer ein Blatt von dem Baume Allemaron oder Aswatha (dem indischen sogenannten großen Pagoden-Feigenbaume), setzt sich in Gestalt eines sehr kleinen Kindes darauf und schwimmt also auf dem Milch-Meer, indem er an der großen Zehe seines rechten Fußes saugt. In dieser Stellung bleibt er, bis Brahma von Neuem in einer Tamara-Blume aus seinem Nabel hervor wächst. Auf diese Art folgen sich Zeiten und Welten in einem ewigen Kreise. „Alle Umwandlungen" heißt es in Menu's Verordnungen, „die in den heiligen Büchern aufgezeichnet sind, von dem Zustande des Brahma an bis zu dem der Pflanzen, ereignen sich beständig in dieser erschrecklichen Wesenwelt, einer Welt, die sich immer dem Untergange nähert."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die seltene Blüthe.

(Fortsetzung.)

So stark indessen auch dieser erste Eindruck auf Ferdinands lebhaftes, tief empfängliches Gemüth war, so würde er dennoch vielleicht durch Zeit und stille Beschäftigung allmählig wieder verlöscht worden seyn, wenn der Jüngling nach jenem Tage Sophien nicht wieder gesprochen hätte — wie es bei der großen Verschiedenheit ihres Standes und ihrer Verhältnisse sehr leicht hätte seyn können. Allein im Buche des Schicksals war es anders beschlossen. — Als ob die Blumen-Lilie mit unwiderstehlicher Gewalt die jungfräuliche anlockte, war seit dem Tage des Balls Sophiens kindliche Seele stets mit dem Wunsche beschäftigt gewesen: daß es ihr gelingen möge, sich im Besitz der schönen, zartgestreiften Blüthe zu sehen. Sie rühmte mit großer Beredsamkeit ihrem Vater die Lieblichkeit derselben und versicherte zugleich: daß der Preis für die Seltenheit des Gewächses sehr gering sey. Allein der, bei allem Reichthum doch sehr ökonomische Handelsherr erklärte in gediegener Kürze: daß es jetzt ganz und gar nicht an der Zeit sey, für solchen Plunder Geld weg zu werfen, und so sah sich denn Sophie mit ihrem Lieblingswunsche sehr bestimmt zurück gewiesen. — Freundlich schmeichelnd wandte sie sich nun an ihren, um mehrere Jahre älteren Bruder mit der Bitte: daß er sie zu dem Gärtner begleiten und versuchen möge: ob dieser ihr vielleicht — wäre es auch nur auf einen Tag — die wunderschöne Blüthe zum Malen leihen möchte. Dieser war dazu bereit, und mit der frohesten Ueberraschung sah nun Ferdinand, an einem heiteren sonnenhellen Morgen, die geliebte Gestalt zum zweiten Mal den Boden seines kleinen Gebiets betreten. Daß dies am Arm eines stattlichen jungen Mannes geschah, war ihm freilich bei weitem weniger erfreulich, und kaum konnte er sich vermögen, diesem ganz mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit zu begegnen, bis das Wort Bruder von Sophiens Lippen ihn beruhigte. Der Fremde machte ihm jetzt zwar höflich, aber doch mit einem vornehmen Wesen, den Antrag — wie es aber gar nicht in Sophiens

Plan gewesen war — **gegen eine Vergütung** seiner Schwester die erwähnte Pflanze auf einige Zeit zum Malen zu überlassen. Allein dies wies Ferdinand, dem in diesem Augenblick ein Vorschlag solcher Art sehr weh that, entschieden zurück; wandte sich dann aber sogleich mit der gutmüthigsten Herzlichkeit an Sophien, versichernd: daß sie gewiß darauf rechnen könne, morgen am Tage die Blume im Hause zu haben. — Am folgenden Tage war Ferdinand — der nun in seiner zierlichsten Sonntags-Kleidung völlig für einen jungen Mann aus dem ersten Stande hätte gelten können, da sein Wesen durchaus nicht das Gegentheil verrieth — schon vor halb zehn Uhr geschäftig, die zur Wanderung bestimmte Lilie auf zu binden und zu begießen. Dann nahm er — heute seinem Bruder dies sonst ihm zugetheilte Geschäft sehr gern erlassend — den ziemlich schweren Blumentopf mit Leichtigkeit unter den Arm und trug ihn selbst in Sophiens Wohnung. — Auf seine Frage nach der ältesten Tochter des Hauses — so war ihm Sophie durch ihr gesprächiges Kammermädchen genannt — gab ihm ein Diener in glänzender Livree Bescheid und die Jungfrau, deren zartes Gesichtchen schon neugierig durch die Thür schaute, als sie Sprechen und Gehen auf der Treppe vernahm, rief den Kommenden mit dankbarer Höflichkeit zu sich in die Stube. — Hier zeigte sie ihm einige, von ihr gemalte Blumen, die ihm aber doch nicht recht gefallen wollten, weil sie nicht ganz nach der Natur, sondern nach einem botanischen Werke kopirt, für den mit Florens Kindern Vertrauten nicht genug Wahrheit und Treue der Farben hatten. Mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit sagte er dies, und versicherte: daß sie, nach der Natur malend, ihre Arbeit gewiß weit belohnender finden würde. Dann erzählte er mit gutem Vorbedacht: daß in vierzehn Tagen eine sehr schöne Aloe bei ihm in der Blüthe stehen werde. Sophie verhieß: daß sie sehr gern kommen wolle, sie zu sehen, wenn sie nur die rechte Zeit erfahre, und diese gewünschte Nachricht wurde ihr auf das allergenaueste und pünktlichste gegeben. — Von nun an entstand unter den jungen Leuten ein stillschweigender Vertrag, dem zufolge Ferdinand, so oft ein schönes Gewächs bei ihm in der Blüthe war, dies der lieblichen Blumenfreundin meldete, worauf diese denn freundlich und fröhlich herbei kam, es zu betrachten, und nebenher manches Viertelstündchen im Gewächshause zu verplaudern. Fand sie die Blume dann nur irgend zum Malen passend, so brachte der Jüngling, ohne vorher ein Wort davon zu sagen, sie ihr am andern Morgen auf's Zimmer, bis endlich die, zur Gewohnheit gewordene Ueberraschung aufhörte eine zu seyn, und Sophie nun schon, wenn sie Tags vorher im Gewächshause gewesen war, mit Sehnsucht und Erwartung durch ihr Fenster spähte: ob Gärtner und Pflanze noch nicht erscheinen wollten, um den schuldigen Gegenbesuch, auf welchen sie rechnete, bei ihr zu machen. — So verknüpfte ein trauliches Blumenband der Beiden weit auseinander liegende Pfade, welches aber freilich nur dazu diente, den Pfeil einer, nach aller Wahrscheinlichkeit wohl nicht dornenlosen Liebe immer tiefer und tiefer in das Herz des Jünglings zu drücken, und Sophie gedachte, ohne sich selbst dessen bewußt zu seyn, auch einige Mal mit so auffallendem Lobe des jungen Gärtners: daß ihre, bis dahin mit dem ganzen Verhältniß unbekannte Mutter, dadurch aufmerksam gemacht, sich näher nach dem Vielgerühmten erkundigte. Mit der ganzen Offenheit ihres Wesens erzählte Sophie nun ihre kleinen Begebenheiten mit ihm, und ihr glänzendes Auge, ihre fröhliche Gesprächigkeit bei der Erzählung gefiel der Mutter so wenig: daß sie, noch ehe jene geendigt hatte, mit verdrießlichem Kopfschütteln erklärte: sie sey mit diesem sonderbaren, ganz ohne ihre Erlaubniß angeknüpften Verkehr höchst unzufrieden, und verlange bestimmt, ihn sogleich und völlig abgebrochen zu sehen, weil er durchaus unschicklich sey und zu den ausgedehntesten Spöttereien Veranlassung geben könne. Umsonst erinnerte die, über diese unerwartete Entscheidung sehr erschrockene Sophie, wie herrlich die schönen geliehenen Blumen ihre Fortschritte im Malen begünstigten; mit trockenem Ernst erwiederte die Mutter: daß sie lieber von Zeit zu Zeit einige Pflanzen zum Malen kaufen werde; daß Sophie, wenn der junge Mensch nach ihr fragen würde, sich verläugnen lassen, und auf keinen Fall wieder zu ihm in seine Wohnung gehen solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Bemerkung.

Der Baron von Chavnacé, der unter der Regierung Ludwig XIII. Ambassadeur in Holland war, ließ die Leiche seiner Gemahlin, gebornen von Brezé, einbalsamiren, und diese Mumie führte er auf allen seinen Reisen bei sich. — Sein eigener Tod hatte einige Jahre nachher eine sonderbare Veranlassung. Bei der Belagerung von Breda, im Jahre 1637, bat er den Prinzen von Oranien, Heinrich Friedrich, eines Tages inständig, sich der Gefahr nicht so sehr preis zu geben. „Wenn Sie sich fürchten“ sagte der Prinz, „so dürfen Sie nur zurück gehen!“ — Chavnacé, den diese Antwort verdroß, stieg sogleich in die Laufgraben, und einen Augenblick nachher fiel er von einem in den Kopf erhaltenen Schusse todt nieder.

v. Göckingk.

Dem Kritikaster Hizlein.

O, du Schuldenhäufer! O
Histrio, ja, Morio!
Zwar bist gegen mich du grob,
Aber mir verautet's Lob;
Doch, um dich gelobt zu seh'n,
Muß **Erasmus** aufersteh'n.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Dem stillen Beobachter ist es erfreulich, zu sehen, wie die Welt jetzt der Ruhe und des Friedens genießt; vor 6—7 Jahren seufzte und weinte, schmachtete und bangte sich jeder Familien-Kreis im Palast wie in der Hütte; nur die Blutigel und die Wucherer hatten im Trüben ihre Fischerei, und befanden sich wohl leidlich. Jetzt ist — wahrhaftig so scheint es — keine dringendere Sorge, als die Woche mit Zerstreuungen, Vergnügungen und Abwechslungen möglichst angenehm zu besetzen, und so jagt ein Tag nach dem andern hin, lebendig und lustig. Nur pedantische Kopfhänger können darüber eifern; denn wozu ist das Leben, wenn es nicht genossen wird? und so lange Gesundheit, Geschäfte und Geldbeutel darunter nicht leiden, wollen wir die Leutchen in ihrer Freude nicht stören. Jetzt sind die Redouten an der Tages- oder vielmehr Nacht-Ordnung. Der vorjährige Pächter der Redouten kam — aus Furcht, sein Pachtgeld nicht aufbringen zu können — gegen die Erlaubniß ein, die man einzelnen geschlossenen Gesellschaften zu maskirten Zusammenkünften gestatten wollte, und bewirkte die Beschränkung dieser persönlichen Freiheit glücklich. Der diesjährige, der Besitzer des Gasthauses zur „Stadt Wien", ist großherziger; er legt gegen alle Redouten, die sich in mehreren geselligen Zirkeln gebildet haben, kein brodneidisches Veto ein, und so sind im Laufe dieser Woche fast in allen hier bestehenden geschlossenen Gesellschaften maskirte Bälle verabredet. Der glänzendste wird bei dem Grafen L. seyn, auf dem sich die ersten Familien der Stadt in den reichsten und geschmackvollsten Kostümes versammeln werden; die vom Grafen Brühl in Berlin herausgegebenen sehr schönen Kostümes des vorjährigen dortigen Fest-Aufzuges (jedoch ohne die der Hieroduten) der Oper „Undine" und ähnliche andere liegen den Schneidern, Putzhändlerinnen und Kostümiers überall vor; alle Hände sind beschäftigt, und Viele, die vor 6 Jahren, von der Einquartirungslast niedergedrückt, der Zukunft zagend die Hände entgegen rangen, haben heute keine andere Angst mehr, als daß ihr Masken-Anzug zum bestimmten Tage nicht möchte fertig werden, und doch sprechen und schreiben und schreien die Menschen in das Blaue hinaus: daß die Segnungen des Friedens nirgends zu verspüren seyen! — Beim Blauen fällt mir der schöne blaue Himmel ein, in den ich damals — als uns hier Hunger und Seuchen, Verzweiflung und Pestilenz, Jammer und Krieg des Leidens Schauderbild mit den allerentsetzlichsten Farben malten — wohl mit thränenschwerem, aber doch vertrauensvollem Auge sah, und an dem heute, recht aprilartig, Sonnenschein und Schnee und Hagelwolken mit einander Haschens spielen. Laßt es nur stürmen und schneen; was herunter muß, kann nicht oben bleiben. Die herrlichen Sonnenblicke, die mitten durchfallen, sind uns freundliche Boten des baldigen Frühlings, und locken schon die fast eingewinterten Städter: daß sie hinaus eilen, um in den reitzenden Umgebungen der Residenz sich ihre Sommer-Wohnungen zu besprechen. So viel und so zeitige Nachfrage nach diesem Artikel ist fast nie gewesen; dies hat vorzüglich seinen Grund darin, daß mehrere Bestellungen aus fernen Gegenden, namentlich aus Polen und Preußen eingehen. Es kann aber auch keinen köstlicheren Genuß geben, als einen Sommer in der Nähe von Dresden auf dem Lande zu leben. Die besuchteste Parthie, die darum auch mit ziemlichen Sommer-Wohnungen versehen ist, bleibt immer die vor dem schwarzen Thor, bis nach dem höchst romantisch gelegenen Dörfchen Loschwitz. Hier ist, längs dem rechten Elbufer hinauf, Haus bei Haus, mit Blumen- und Frucht-Gärten umgeben, und aus jedem Fenster eine Aussicht in das reich gesegnete, mit zahllosen Dörfern, Flecken und Thürmen geschmückte Elbthal, bis zum alten felsenfesten Königstein und dem nebelblauen Hochgebirge des Böhmerlandes hinauf, daß ich habe manche gemüthvolle Flachländerin — die zum ersten Male all die Pracht und die Herrlichkeit ihres Gottes hier überschaute, vom Entzücken frommer Anbetung des Allgütigen überwallt — wie ein Kind weinen gesehen. Die ewig reine Bergluft, die milde Wärme im Thale, die Frische der von Felsenquellen durchkühlten Elbe; die unbezwingliche Masse des köstlichen Obstes aller Art, für Preise, die man sich wegen ihrer Wohlfeilheit *) fast zu nennen schämt; die Zuführung aller Lebensmittel aus der ersten Hand; das Leben auf dem schiff- und gondelbedeckten Strome; auf der Chaussee, dem Communikationswege zwischen Frankreich und Rußland; die Nähe der Residenz; die abendlichen Musik-Chöre auf 10—13 umliegenden Vergnügungsorten; das Gebildete unseres Bauernstandes; das Sittsame, Verträgliche, Reinliche dieser Volks-Klasse — das Alles mag wohl Ursache seyn, daß sich die Fremden hier gern niederlassen, um den Sommer über auf dem Lande zu wohnen, und darum muß man sich jetzt schon umthun, wenn man eine gute Sommer-Wohnung in unserm kleinen Elbparadies finden will. — Einer unserer Landsleute, der sich in England großes Vermögen erworben und sich nun hier angesiedelt hat, wird in unserem Blinden-Institute — welchem die verwittwete Dr. Flemming vorsteht — nach Art der Liverpooler, einer früher von ihm beschäftigten Blinden-Anstalt, den Zöglingen durch Tuchweben einen auskömmlichen Erwerb verschaffen. Bisher beschränkte sich dieser lediglich auf Korbflechten und auf die Verfertigung von Vogelbauern; ihr Haupt-Nahrungszweig aber blieb immer die Musik, in der Mehrere es recht weit gebracht haben. — Im Theater hat es, außer der „diebischen Elster", einer ungemein gefallenden italienischen Oper von Rossini, nichts Neues gegeben. Es sollten „die Gleichgültigen" von Weiß, einstudirt werden; allein auf Verlangen des Dichters selbst sind sie wieder zurück gelegt worden. Wahrscheinlich hat den Verfasser zu diesem Wunsche die Gleichgültigkeit der Wiener veranlaßt, mit der sie dort das Stück aufgenommen haben; indessen sollte ihm, mit dem Theaterwesen so vertraut, wohl schon selbst die Bemerkung nicht entgangen seyn: daß dort etwas Furore machen kann, was hier kalt läßt; wie z. B. in der jüngsten Zeit „das Nachtlager von Granada" von Kind, und wieder umgekehrt, wie z. B. „Van Dycks Landleben" vom nämlichen Verfasser. Er hätte daher den Versuch immer hier sollen machen lassen. — Wir erwarten übrigens Demoiselle Schaffner von Berlin, als Gast, und Herrn und Mad. Meier aus Cassel, als neuengagirte Mitglieder. K.

*) Vorigen Sommer fütterten die Bauern ihre Schweine mit den schönsten Pfirsichen, weil deren Verkauf in der Stadt des Ganges dahin nicht verlohnte.

Zu Irkutzk, in Siberien, befindet sich jetzt eine Normal-Schule (Seminarium), eine zweite Schule für die japanesische Sprache, eine Schiffs-Schule und eine Bibliothek. (Gaz. d. Fr.)

In der Umgegend von Mastricht mußte unlängst ein junges neuvermähltes Ehepaar bei bösem Wege durch ein Gehölz, wo Räuber es überfielen. Beide wurden mißhandelt, bis zur Nacktheit beraubt, und, um alle Entdeckung unmöglich zu machen, am nächsten Baume aufgehängt. Kurz nachher kommt ein Fuhrmann hier vorbei und findet: daß die junge Frau die eine Hand zwischen den Strick gedrängt hat und noch nicht ganz leblos ist; er schneidet sie sogleich los, bringt sie wieder zu sich und fährt mit ihr nach dem ersten Gasthofe, um für sie Sorge zu tragen. Er trifft hier eine Menge munterer Zecher und zeigt seinen Fund; da ruft plötzlich Einer: „Himmel, das ist ja das Weib, das wir aufgehängt haben!" Alle sind verrathen und fliehen sogleich. Man erwischte indeß Mehrere, und hofft, die Schändlichen Alle zur verdienten Strafe zu ziehen. (Journ. gén.)

Man hat unlängst den Vorschlag gemacht: den im Felde stehenden Truppen als Proviant ein Pulver zukommen zu lassen, das aus mehligen Gemüsen und getrocknetem Fleische bereitet ist. (Journ. gén.) Es ist wünschenswerth: daß die Soldaten nie nöthig haben, sich mit einem anderen Pulver zu beschäftigen.

Zu Neu-York starb kürzlich eine junge Dame plötzlich auf einem Ball, bloß vom zu engen Schnüren. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 5. März. 37stes Blatt.

Die seltene Blüthe.

(Fortsetzung.)

Also gar nicht wieder sehen sollte sie den guten, freundlichen Ferdinand? und was konnte er von diesem plötzlichen kalten Abbrechen denken? mußte sie ihm nicht als launisch und unartig dabei erscheinen? — und war es nicht der unverzeihlichste Undank für die vielen fröhlichen Stunden, die er ihr verschafft hatte, nun nicht einmal mit einem freundlichen Worte des Abschieds zu scheiden? — Dies erwägend, setzte sie sich mit gestütztem Köpfchen und ängstlich beklemmter Brust an ihr Schreibepult. — Sie versuchte dem Freunde zu schreiben — aber wie kalt und abgemessen kam ihr Alles auf dem Papier vor! Ein Wort wäre besser gewesen als zehn Briefe; und je lebhafter sie dies fühlte, desto mehr wankte der Wille in ihrer Brust, der mütterlichen Vorschrift pünktlich Gehorsam zu leisten. Mit halber Selbsttäuschung sich nur an den Sinn derselben haltend, meinte sie: sogleich völlig ab zu brechen sey doch wohl genug; sie wolle auch nicht in die Wohnung, sondern nur ins Gewächshaus gehen, und ein erklärendes Wort von ihr könne am besten hindern: daß Ferdinand sie nicht mehr in ihrem Hause aufsuche. Hievon bald vollkommen überzeugt, vergönnte sie sich nun am Abend, als ihre Mutter in eine glänzende Thee-Gesellschaft fuhr und sie die Erlaubniß erhielt, zu einer ihrer Freundinnen zu gehen, noch vorher einen kleinen Gang nach dem geliebten, ach! nun zum letzten Mal von ihr besuchten Gewächshause. — Auf des Gärtners freudige Frage: ob etwas zu ihren Diensten sey? antwortete sie, traurig das braune Lockenhaupt schüttelnd, ein leises Nein! und erzählte dann mit betrübtem Herzen, was am Morgen vorgefallen war; erzählte, wie streng der Befehl der Mutter gewesen sey: daß sie einander weder hier noch in ihrer Wohnung jemals wieder sehen sollten, und wie ihr nun doch wohl nichts anderes übrig bleibe, als sich, so schwer es ihr auch werden möge, mit Geduld in die harte Vorschrift zu fügen. Gewiß, es wird mir sehr nahe gehen — setzte sie mit brechender Stimme hinzu und heiße Thränen rollten über die zarten Wangen hinab — es ist seit dem Tage des Balls meine größte Freude gewesen, hieher zu Ihnen zu kommen. — Da war der Jüngling nicht mehr Herr seiner lang verhehlten Gefühle; stürmisch ergriff er die Hand der weinenden Geliebten, drückte sie mit Heftigkeit an seine Lippen, an seine Brust, und rief mit des tief bewegten Herzens ganzem Ausdruck: O Sophie! Sophie! wie soll ich ihn tragen, den Sturm von Freude und Schmerz? — Aber das Mädchen, durch das Leidenschaftliche seines Wesens erschreckt, zog leise ihre Hand aus der seinigen, schwebte leicht durch die dichten Blumenreihen hinab, rief ihm an der Thür des Gewächshauses noch ein sanftes: Leben Sie wohl! zurück, und schlüpfte hinaus, ohne daß er, der nun verwirrt und verlegen über seine eigene Heftigkeit da stand, auch nur mit einem Worte, mit einer Miene sie auf zu halten versucht hätte. — Doch kaum war sie verschwunden, da ward es ihm auch mit jeder Minute klarer vor dem geistigen Blick: daß er jetzt mit der ganzen Kraft seines

Wesens die Hindernisse besiegen müsse, welche sich seiner Liebe entgegen setzten, wenn es nicht auf lange — ihm schien es auf immer — um die frö[illegible]eiterkeit seines Gemüths, um die Ruhe seines Lebens geschehen seyn sollte. — Such' einen andern Weg, der deinige führt dich nicht höher! — rief ihm der frische, ungebeugte Muth seiner Seele zu. — Sophie ist noch sehr jung, und du darfst dir ja mit Freudigkeit sagen: daß sie dir wohl will. Es gilt, die Verhältnisse zu besiegen, um Sie als Preis zu gewinnen; die Gelegenheit ist dir gegeben! — Es war nämlich jetzt gerade jene, auf die ewig denkwürdige Niederlage der Franzosen in Rußland folgende Zeit, in welcher Preußen, Russen und Oesterreicher vereint ihre ganze Kraft aufboten, um die Macht des zum Weichen gebrachten Feindes nun auch mit einem Schlage völlig zu beugen und zu zerbrechen. Von allen Seiten sammelten sich kriegslustige und freiheitsliebende Jünglinge unter ihren Fahnen, besonders unter den russischen, und diese Fahnen lockten nun auch unsern Ferdinand, der in diesem Augenblick nach Ehre und Auszeichnung vielleicht noch mehr, als nach Freiheit begierig war. Der plötzliche Tod seines alten Vaters reifte den schnell erwachten Wunsch zum entschiedenen Entschluß; er übergab den, nun für ihn völlig verödeten Garten der Aufsicht seines, jetzt schon ziemlich heran gewachsenen Bruders, und trat, in aller Stille die Stadt verlassend, als gemeiner Soldat in russische Kriegsdienste bei dem Regiment des schon an der französischen Grenze stehenden Generals von W. (Die Fortsetzung folgt.)

Die mythisch-philosophisch-astronomisch-historischen Cyclen der Hindu.

(Fortsetzung.)

Von jenen unzähligen Welten nun ist die jetzige eine, und wir leben, nach der Rechnung der Hindu, in dem ersten Tage oder Calpa des ersten Monates des ein und fünfzigsten Jahres von Brahmahs Alter und in dem acht und zwanzigsten göttlichen Alter (Maha-Jugam) des siebenten Menwantara. Und von diesem göttlichen Zeitalter sind die drei ersten menschlichen Zeitalter verstrichen, und jetzt (in dem Jahre Christi 1818) 4918 von dem vierten, also daß die jetzige Welt seit ihrer Erschaffung schon stehet 3,892,918 Jahre und wir uns in ihrem 3,892,919ten oder im 4919ten Jahre des gegenwärtigen Zeitalters befinden. Die ganze Dauer der jetzigen Welt beträgt aber — nach den alten Schriften der Hindu — ein Zeitalter der Götter oder Maha-Jugam (Sadri-Jugam), d. i. wie schon gemeldet, 12,000 Jahre der Götter oder 4,320,000 Jahre der Menschen. Diese theilen die Hindu in vier Jogs oder Jugs, d. i. Verbindungen oder Vereinigungen, Zeitalter, Perioden der jetzigen Welt. Das erste derselben beträgt 4000 Jahre, seine Grenzen bei dem Anfange und Ende oder seine Morgen- und Abenddämmerung (Sandhi oder Sandhya und Sandhiansa) betragen jede 400 Jahre, und die drei andern Zeitalter nehmen in der arithmetischen Proportion von 4, 3, 2, 1 gegen das erste ab, also daß in diesen andern drei Zeitaltern mit ihren voraus gehenden und nachfolgenden Dämmerungen die Tausende und Hunderte immer um Eines kleiner werden, und zwar auf folgende Weise:

		Jahre d. Götter	= Jahren d. Menschen.	
1. Zeitalter	Morgendämmerung	400..	144,000	zusammen 1,728,000.
	Dasselbe selbst	4000..	1,440,000	
	Abenddämmerung	400..	144,000	
2. Zeitalter	Morgendämmerung	300..	108,000	1,296,000.
	Dasselbe selbst	3000..	1,080,000	
	Abenddämmerung	300..	108,000	
3. Zeitalter	Morgendämmerung	200..	72,000	864,000.
	Dasselbe selbst	2000..	720,000	
	Abenddämmerung	200..	72,000	
4. Zeitalter	Morgendämmerung	100..	36,000	432,000.
	Dasselbe selbst	1000..	360,000	
	Abenddämmerung	100..	36,000	
			Jahre der Menschen zusammen	4,320,000.

Mit einem jeden dieser Zeitalter verschlimmerte sich das menschliche Geschlecht immer mehr: in dem ersten, Sattia- oder Crita-Jug, d. i. dem Zeitalter der Reinheit oder Tugend, lebten die Menschen 100,000 (400) Jahre, während ihre Größe ein und zwanzig Ellen (Cubits) erreichte, und ging die Tugend, ehe Reichthum und Ueberfluß das Böse veranlaßten, in Gestalt einer Kuh auf vier Füßen, welches sind: Wahrheit, Buße, Liebe und Almosen. Die Menschen liebten und schützten die Tugend und waren glücklich. Aber als sich dieselben verschlimmerten, ging die Wahrheit verloren und alle Menschen kamen in einer Sündfluth um. — In dem zweiten Zeitalter, das Tirtah- oder Treta-Jug heißt und in welchem der Menschen Lebensdauer nur noch 10,000 (300) Jahre betrug, war die Tugend schon schwächer und hinkte nur noch auf drei Füßen (Buße, Liebe, Almosen). Und von diesen verlor sie wieder einen, als die anfänglich guten Menschen zuletzt wieder in Gottlosigkeit versanken, und die Menschen wurden, wie Staub, durch Wind und Sturm von der Erde gekehret. Nur wenige Personen blieben diesmal, so wie an dem Ende des folgenden Zeitalters übrig, damit das Geschlecht der Menschen erhalten würde. — In dem dritten Zeitalter, welches die Hindu Dwapar-Jug nennen, und in welchem die Menschen nur noch 1000 (200) Lebensjahre zählten, blieben der Tugend nur noch zwei Füße (Liebe und Almosen). Und weil auch jetzt wieder die Menschen höchst ruchlos wurden, so öffnete sich die Erde und verschlang alle Menschen — bis auf einige wenige — lebendig — In dem vierten Zeitalter endlich, dem Kali-Jug, d. i. dem

Zeitalter des Unglücks, ist das Ziel des menschlichen Lebens bis auf 100 Jahre herab gesunken und hat die Tugend nur noch einen einzigen Fuß (Almosen). Die Menschen sind in diesem Zeitalter verkehrt, böse, falsch und grob, von schwächlichem Körper und voll Krankheit; Eitelkeit, Gierigkeit und Geiz werden die Herzen derselben immer mehr beherrschen, bis zuletzt an dem Ende dieses unglücklichen Zeitalters Wischnu sich in einen Reiter, unter dem Namen Kalki, verwandelt oder in Gestalt des weißen Rosses Calighi erscheint. Als königlicher Lenker desselben wird er die ungerechten und gottlosen Könige tödten und das ganze menschliche Geschlecht vertilgen. Ananta, der Schlangen-Fürst, welcher die Erde rings umschließet und zusammen hält, wird sich zurück ziehen und sie verlassen; die Schildkröte, auf deren Rücken sich die Erde stützt, eilt dem Grunde des Meeres zu und verschwindet; die Erde wird umgewühlt, sie erbebet und stürzt zusammen und das letzte Weltalter erreicht sein Ende mit der Sünde zugleich.

(Der Schluß folgt.)

Die beiden Freunde.

Auf der Insel Samos in Griechenland, welche der Juno geheiligt war, lebten einst zwei Jünglinge, Klinias und Agathokles, welche einander innigst liebten. Aber Jener, welcher von seinem Vater ein großes Erbgut bekommen hatte, war leichtsinnig; stets von Schmarutzern und Betrügern umgeben, verschwendete er große Summen auf unnütze Weise, und als ihn Agathokles darüber zur Rede stellte und ihn zu einem ordentlichen Leben ermahnte, nahm er dies gewaltig übel und brach seinen ganzen Umgang mit dem treuen Freunde ab. Nachdem entbrannte Klinias in Liebe für ein schönes Weib, deren Gemüthsart aber gar nicht ihrem reitzenden Körper entsprach; sie stellte sich ihm gewogen und in voller Liebe, bis sie nach und nach durch allerlei List und Kunstgriffe ihm all sein Gut abgelockt und völlig arm gemacht hatte. Dann gedachte sie seiner los zu werden und sagte ihm: ihr Mann habe seine Liebe erfahren und wolle ihn ohne Barmherzigkeit tödten; es wäre also nur ein Beweis ihrer großen Liebe, daß sie ihn nie mehr in ihrem Hause empfangen werde. Auch die Schmarutzer verließen den Jüngling, als er kein Geld mehr hatte, und in großer Noth wandte er sich wieder an den verschmähten Agathokles, der ihn mit Freuden empfing, all seine Habe verkaufte und ihm die Hälfte davon gab. Doch wie die Schmarutzer und die Buhlerin erfuhren: daß Klinias wieder Geld habe, suchten sie ihn abermals auf; jene kamen bei ihm zu Gaste und diese bestellte ihn Abends zu sich; aber sie hatte tückischer Weise ihren Mann in den Hinterhalt gestellt, um den Klinias zu überfallen und ihm eine große Summe Geldes ab zu pressen. Solches geschah auch, wie sie es angelegt, und der Mann fand den Jüngling in seines Weibes Armen; aber Klinias erkannte sogleich die böse Arglist und erschlug Mann und Weib, worauf er zu Agathokles entfloh — doch wurde er auch dort gefunden, vor den Statthalter geschleppt und auf vieles Bitten seiner Verwandten nur zur Verbannung auf eine ferne Insel verurtheilt. Agathokles folgte ihm auch ins Elend, um alle Noth mit ihm zu theilen; er ernährte seinen Freund und sich mit der Arbeit seiner Hände, und als Jener von einem Fieber niedergeworfen wurde, pflegte er seiner mit aller Liebe und Geduld, bis Klinias starb, worauf er ihn gar ehrbar begrub und — seinen Freund auch im Tode nicht zu verlassen — sein ganzes Leben auf derselben Insel zubrachte.

Seele.

Gedanken einer berühmten Frau.

Wer das Geheimniß besitzt, glücklich zu seyn, sollte es nicht als Geheimniß bewahren.

Man tadelt die Eitelkeit Anderer und schmeichelt ihr doch ohne Unterlaß. So beklagt man sich über die Hitze eines Feuers, das man gleichwohl unterhält.

Es giebt Weiber, die ihre Liebhaber wie Karten betrachten; sie spielen eine Zeitlang damit, werfen sie dann hinweg und lassen sich neue geben, mit denen sie aber das wieder verlieren, was sie Tages vorher gewonnen haben.

Bonafont.

Irrdisch und ewig.

Soll auch die reichste Liebe nie
An düst're Oeden treiben,
Muß gleich dem Liebesgotte sie
In ew'ger Kindheit bleiben.

Denn was die Sehnsucht weiter schwingt
Wird fallen und verwehen;
Und Alles, was dein Herz erringt,
Muß, wie dein Herz, vergehen.

Der Zeiten kalter Hauch erdrückt
Der Liebe Blüthenhabe;
Wenn sie in schönster Kraft entzückt,
Steh'st du an ihrem Grabe.

Doch wenn der irrd'sche Himmel flieht,
Laßt uns den ew'gen halten;
Am Edlen auf zu Gott erzieht
Der Seele Allgewalten.

Nicht dem, was Erdengluth entflammt,
Dem Geist nur ist zu glauben;
Ihn, der von Gottes Athem stammt,
Kann Zeit und Macht nicht rauben.

Bertram.

Toast nach lakonischer Sitte.

Chor.	Der Tapfre lebe! Bleibt frei vom Joch! Laßt Niemand Rechte gefährden!
Die Alten.	Wir waren tapfer!
D. Jünglinge.	Wir sind es noch!
Die Jüngsten.	Wir Jüngsten glüh'n, es zu werden.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Die hiesige Hoftheater-Intendanz, stets geneigt, jeden billigen Wunsch des Theater-Publikums zu erfüllen, hat für das Fach erster Liebhaberinnen und Heldinnen in der Frau Schulz eine sehr erfreuliche Acquisition gemacht. Diese Künstlerin trat am 4. Januar zum ersten Male als „Johanna von Montfaucon" auf. — Doch vorher etwas über die, zwei Tage früher gegebene Oper: „Johann von Paris", von Hrn. Unzelmann gespielt, dem aber zu dieser und ähnlichen Rollen Alles abgeht, nämlich Haltung und Stimme. Hr. U. ist, wie früher gesagt worden, ein vorzüglicher Komiker, und es wäre für ihn selbst und auch für das Publikum zu wünschen: daß er es bei diesem Fache bewenden lassen möge; — denn die, trotz ihrer einseitigen Kunstnatur vielseitig seyn wollenden Schauspieler sind wahrlich die besten nicht. — Sehr brav wurden in dieser Oper die Parthien der „Prinzessin von Navarra" durch die kunstfertige Sängerin Jagemann, die des „Seneschall" von Hrn. Deny und des „Olivier" von Frau Eberwein gegeben. Nur schien es höchst unwahrscheinlich, daß die Prinzessin gleich bei ihrer Ankunft im Gasthofe schon in völligem Putz, mit einem Reiher geschmückt, erscheine, und daß ein Seneschall (bei uns Reisemarschall) seinen Stab mit sich führe, was, selbst zu damaligen Zeiten, wohl schwerlich der Fall gewesen seyn dürfte. — Frau Schulz also debütirte als „Johanna von Montfaucon" und als „Baronesse" in der „Lästerschule"; sie zeigte in diesen zwei Antithesen, zuvoderst als hohe, liebreiche und sich selbst vergessende Frau und Mutter, dann als leichtsinniges, nur nach Lebensgenuß lüsternes junges Weib eine große, in diesen verschiedenartigen Rollen auch verschiedenartige Gewandtheit. Als besondere Vorzüge dieser Künstlerin verdient ihr sehr weiches, sonores, dem Ohr wohlthuendes Organ gepriesen zu werden, das (wenn sie nicht manchmal in einen singenden Ton verfiele) durch ihren reinen Dialekt und eine richtige Betonung ungemein gewinnt. Auch zeigte Frau Schulz viel Grazie in ihren nicht bloß zufälligen Bewegungen; schade nur, daß sie nie mit dem schönen Anstande abging, mit dem sie gespielt hatte. Bei diesen schätzbaren Vorzügen scheint Frau Schulz auf einer hohen Stufe feiner, gebildeter Lebensart zu stehen; dies beweist der ruhige Takt in allen ihren Bewegungen und der leichte Uebergang aus einer Form des äußeren Benehmens in eine andere. Nicht minder verräth ihr richtiges Auffassen der Charaktere einen gebildeten Geist und die Fähigkeit dessen, was man oft ohne Erklärung bei Schauspielern Kunstgenius nennt. Nach diesem Gesichtspunkte genommen, dürfte Frau Schulz ganz geeignet seyn, aus ihrer bisherigen Kunst-Sphäre übertreten zu können in die höheren Darstellungen der Goetheschen und Schillerschen Ideale, wozu sie alle erforderlichen Eigenschaften verräth, und gewiß wird diese, mit so schönen Anlagen versehene Künstlerin etwas Großes leisten, wenn sie erst das Dehnen und Ziehen gewisser Worte zu vermeiden strebt, was hier, wo man an dergleichen nicht gewohnt ist, um so mehr auffallen muß. — In den „Advokaten" von Iffland, trat am 6. Januar ein Hr. Lemke (nunmehr auch engagirt) als „Hofrath Striker" auf, leistete aber in dieser, allerdings nicht günstigen Rolle eben nichts Bemerkenswerthes. Herr Lemke mag aber dennoch ein sehr brauchbarer Schauspieler seyn; es wäre unbillig, sein Kunstvermögen nach dieser einzigen, undankbaren Rolle beurtheilen zu wollen. Sehr erfreulich aber ward uns die höchst gelungene Darstellung des Hrn. Haldermann als „Zimmermeister Klarenbach". Organ und Figur kommen Hrn. H. in den Rollen, wo sich gutmüthige, mitunter rauhe Natur ungeschminkt ausspricht, vortreflich zu statten. Herr Regisseur Oels, als „Landrath Klarenbach", Herr Durand, als „Rath Gelling" und Herr Hunnius, als „Advokat Wellenberger" trugen durch ihr lobenswerthes Zusammenwirken zu dieser gelungenen Darstellung bestens bei. F.

Theater-Anekdote. Als kürzlich die „Schwestern von Prag" in Leipzig gegeben wurden, improvisirte der, in diesem Stücke vorkommende allezeit fertige Versemacher:

> Wohl uns, wenn wir die Rezensenten,
> Die strengen Herren niemals kennten!
> Sie wollen stets uns auf den Pelz,
> Vornehmlich der in Weißenfels. K**.

Hr. de Pradt sagt in seinem Werke über den Achner Congreß: „Der Berührungspunkt Preußens mit Frankreich wird unstreitig dem gegenseitigen Vertrauen zwischen diesen beiden Staaten großen Schaden bringen. Denn es heißt einmal in der Politik: Entferne, wenn du einig machen willst, nähere, wenn du uneinig machen willst!" (Journ. d. Comm.) Es ist ganz gut, daß zuweilen solche Erinnerungen kommen!

Ein deutscher Zeitungsschreiber erklärte unlängst das Wort „Bürger" so: „Ein Bürger ist ein Mann, der das Recht und die Verpflichtung hat, alle — Staatslasten zu tragen." (Journ. gén.)

Zu London geht die Wuth des Duellirens schon bis auf die Lakaien herunter. Ein Constabler verhaftete neulich zwei derselben, welche sich so eben mit geladenen Pistolen auf ihren Ehrenplatz begeben wollten. (Journ. gén.) Es scheint weit glaublicher, daß Ungebildete vermeinen: ihre Streitigkeiten auf solche Weise ausmachen zu können.

An demselben Tage und in derselben Stunde (?), als Herr von St. Marcellin in Paris von einem Nanteser im Zweikampf tödtlich verwundet wurde, ward zu Nantes eines seiner besten Stücke „les Oiseaux" zwischen zwei andern Schauspielen „le Coup d'Epée" und „le Duel" gegeben. (Courier.) Was die Leute jetzt immer mit demselben Tage und derselben Stunde zu thun haben! — es ist dieselbe Schwachheit, welche man schon Jahrhunderte lang bekämpfte. — Und — sollte denn wohl ein Duell in Wintertagen am späten Abend abgemacht worden seyn?

Viele Einwohner von Oldenburg haben folgenden Beschluß gefaßt und unterzeichnet: „Die Unterschriebenen verpflichten sich hiedurch: daß sie künftig, so wenig auf den Straßen als auf den Stadtwällen, irgend Jemand, der nicht den Rang eines Fürsten hat, durch Hutabnehmen, sondern nur durch bloßes Berühren des Huts mit der Hand grüßen wollen." (Morn. Chron.) Das ist mit den Ausnahmen ein wunderliches Vorhaben — soll denn die Höflichkeit nur Etikette seyn und diese durch Beschlüsse obiger Art im Scheinwerthe steigen?! Dt.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 6. März. 38stes Blatt.

Der Reiter.

Der Reiter jaget aus dem Thor,
Den Wald er schon gewann;
Ein Irrlicht tanzt im feuchten Moor,
Und sinnend hält er an:

„Und wäre Wahn mein hoher Muth?
Rasch aus, mein schnelles Pferd!
Die Freiheit ist ein holdes Gut,
Des süßen Strebens werth!"

In Fluren steht ein glänzend Haus,
Ein innig Tönen lockt;
Der Myrtenkranz hängt frisch heraus —
Der Reiter schaut und stockt:

„O locke nicht, du weicher Ton —
Ein gold'ner Tag erwacht;
Die Liebe ist des Freien Lohn,
Rasch aus zur Freiheits-Schlacht!"

Der Reiter ritt den ganzen Tag
Wohl über Berg und Steg,
Und eine Leiche blutig lag
Zertreten in dem Weg:

„Und strömte so mein warmes Blut,
Und wäre dies mein Loos;
Die Freiheit ist das höchste Gut —
Ich stürbe frei und groß!"

Und rief's — und sank entseelt hinab —
Die Liebe hob ihn auf;
Nun war er frei im stillen Grab
Und Myrte grünte d'rauf.

Franz von Schlechta.

Die seltene Blüthe.

(Fortsetzung.)

Mit allen Beschwerlichkeiten eines langen angreifenden Marsches mußte jetzt Ferdinand kämpfen. Bis zum Umsinken ermüdet, Brust und Schultern wund vom ungewohnten Tragen des Tornisters, warf er sich oft am Abend, völlig abgestumpft gegen Alles, was um ihn her vorging, auf sein Strohlager, und er selbst gestand nachmals: daß diese Zeit, die weder Heldenmuth noch Begeisterung, sondern nur eiserne Geduld forderte, die schwerste seines ganzen Soldatenlebens gewesen sey. Sobald er indessen nur die französische Grenze erreicht hatte, brach doch schon ein hellerer Tag für ihn an; denn der General, welcher unter den, ihm vorgestellten Rekruten sehr bald die fähigeren und brauchbarsten unterschied, ernannte ihn — besonders wegen seiner Kenntniß des Französischen — sogleich zum Unter-Offizier. Mehr als irgend einer seiner Kameraden nach Auszeichnung begierig, war er seit diesem Augenblick bei jedem Scharmützel, bei jeder kleineren gewagten Unternehmung immer voran, und schon hier fiel manches einzelne Lorbeerblatt auf seine Bahn. Allein der erste volle Kranz, nach welchem sein heiß klopfendes Herz sich so ungeduldig sehnte, ward ihm bei Eroberung der mit Sturm angegriffenen französischen Festung *** zu Theil. — Wüthend mähte der Tod auf dem linken Flügel des Regiments, bei welchem Ferdinand stand, und immer wilder sausten die Kugeln um seine und seiner tapferen Waffengefährten Brust. Schon lagen fast

alle Offiziere, welche auf dieser Seite gestanden hatten, entseelt am Boden, und mit kaum vernehmlichem Ach! sank auch der schwer getroffene, siebenzehnjährige Fahnen-Junker nieder. Da ergriff Ferdinand in rasch aufwallender Begeisterung die Fahne, schwang sie hoch über seinem Haupt und führte zum dritten Mal die, schon zweimal gewichenen Schaaren gegen die feindliche Verschanzung, welche er zuerst erstieg. Der Heldenmuth dieser Truppen entschied die Einnahme der Festung. — Am folgenden Tage ließ ihn der General zu sich in sein Quartier bescheiden. „Sie sind zum Führen, nicht zum Folgen geboren!“ so redete er ihn mit der freundlichsten Achtung an. „Der Tod hat harte Lücken in unser Regiment gerissen; ersetzen Sie die Stelle des wackeren Lieutenants F., der auch draußen unter den Gebliebenen schläft.“ — Bei diesen Worten schmückte er ihn noch mit einem ehrenden Ordenszeichen, und entließ ihn mit der väterlichen Ermahnung: daß er ja niemals den Offizier durch den Unter-Offizier verdunkeln lassen möge. — Dieser Ermahnung hätte es wahrlich bei unserem jungen Helden nicht bedurft, in dessen Seele sich nun noch Ehrgeiz und Eifer für die Sache zu der ersten mächtigen Triebfeder der Liebe gesellte. Sein kühner Muth zeichnete ihn überall aus; er ward bald des Generals erklärter Liebling, und stand, von Stufe zu Stufe steigend, als Major an den Barrieren von Paris. — Das schnelle Ende dieses Krieges ist allgemein bekannt. — Sobald es irgend die Umstände erlaubten, erbat jetzt Ferdinand einen sechsmonatlichen Urlaub, und eilte nun auf Flügeln der Liebe der Vaterstadt zu. Von zwei Nächten immer eine zu Hülfe nehmend, erreichte er in sehr kurzer Zeit L**, und sah sich bald nur noch eine starke Tagereise weit vom Ziel seiner Wünsche entfernt. In der genannten Stadt traf er Abends am Wirthstisch einige junge Reisende aus H., welche er zutraulich als Landsleute grüßte und seinen Platz am Tische neben ihnen wählte. Geradezu nach Sophien zu fragen wagte er nicht, aus Furcht: daß der lebhafte Antheil, den er an ihr nahm, sich zu sehr in seinen Zügen verrathen möchte. So leitete er allmählig das Gespräch auf Sophiens Vater, in der Hoffnung, auch etwas über die blühende Tochter von den jungen Herren zu erfahren, welche vorher schon einiger schönen Jungfrauen ihrer Vaterstadt gedacht hatten. Allein zu seinem bitteren Verdruß mußte er weitläuftig und rühmlichst die Solidität, den Reichthum und Kredit des Handelsherren auseinander setzen hören, ohne daß ein einziger der Jünglinge Sophiens auch nur mit einem Worte erwähnte. Endlich, die ungeduldige Erwartung nicht länger tragend, rief er mit erzwungenem Scherze aus: „Sie sind alle junge Leute, und wissen mir, wenn ich mich nach des Banquiers ** Hause erkundige, weiter nichts zu rühmen, als alle diese gediegenen Verdienste des Vaters? — Er hatte vormals zu allen seinen andern Schätzen einen wirklich sehr seltenen — ich meine seine älteste Tochter, die gewiß eines der schönsten Mädchen H—s war.“ — „Ach!“ erwiederte fast mürrisch Einer der Jünglinge, „die ist ja für uns verloren; die gehört ja nicht mehr zu den Mädchen!“ — „Wie?“ rief der bestürzte Major und das Wort erstarb ihm fast auf den Lippen. — „Vor etwa zwei Monaten“ fuhr Jener achtlos fort, „ist sie an einen angesehenen Kaufmann verheirathet, der an Reichthum, wie man sagt, es mit ihrem Vater aufnehmen soll.“ — Jetzt wäre es dem Major unmöglich gewesen, auch nur eine Sylbe hervor zu bringen, und hätte er den Preis eines Königreichs damit verdienen können. Froh, daß seine Nachbarn sich bald wieder in merkantilische Gespräche vertieften, hielt er noch eine peinliche Viertelstunde aus und ging dann, unter dem Vorwande großer Ermüdung, mit wankendem Schritt auf sein einsames Zimmer. — In dumpfer Betäubung warf er sich auf sein Lager; eine Felsenlast hatte sich auf seine Brust gewälzt, und nur die Worte: Umsonst! verloren! arbeiteten sich zuweilen leise und unwillkührlich aus ihr hervor. Er brachte die Nacht schlaflos hin, und als am andern Morgen der Aufwärter des Gasthauses auf sein Zimmer kam, ihn zur Abreise zu wecken, fand er ihn heftig erkrankt. — Ein gewaltsames Nervenfieber brach hervor, und wenn dieses gleich nach einigen Wochen durch die Kunst eines geschickten Arztes besiegt ward, so stand es doch nicht in dessen Macht, den finsteren Gram zu verscheuchen, welcher, alles Zunehmen der Kräfte hindernd, bald eben so gefährlich als die heftigste Krankheit Ferdinands Leben bedrohte. Dieser selbst täuschte sich über seinen Zustand auf keine Weise; eine düstere Todes-Ahnung bemächtigte sich seiner Seele, er war völlig überzeugt: daß er nur wenige Wochen noch leben werde, und in einer Stunde, wo ihm dies klarer als jemals war, schrieb er der verlornen Geliebten folgenden Brief:

„Was strenge Pflicht verbot in Stunden des vollsten, des frischesten Lebens, das ist mir vergönnt an der finsteren Pforte des Todes. Jetzt, o Sophie! da jede Hoffnung für mich dahin ist, da ein unauflöslich geknüpftes Band alle meine Wünsche, alle meine schönsten Träume auf immer zerstört hat — jetzt darf ich Ihnen sagen: wie wahr, wie treu, wie froh vertrauend ich Sie liebte, und das Wort, das ich aus zu sprechen mich so ungeduldig sehnte, wird der Scheidegruß meines langsam verlöschenden Lebens. Diese Brust, die den Stürmen des Krieges, den Schwerdtern der Feinde kühn und unverwundet Trotz bot, erliegt unter dem Stachel einer, ach! unendlich schmerzlichen Täuschung. Einer Täuschung? O Gott! was durfte ich denn erwarten? was durfte ich denn fordern? — Ach, Sophie!

vielleicht verstehen Sie mich nicht, vielleicht hat Ihr Herz mich nie verstanden! — Als ich H. verließ, trat ich — wie Sie vielleicht zufällig gehört haben — in russische Kriegsdienste. Es war nicht Freiheits-, es war nicht Vaterlandsliebe, was mich zu diesem Schritt bewog — erst später belebten diese schönen, stolzen Gefühle in voller Kraft meine Brust — es war die heiße, immer mächtiger herrschende Liebe zu Ihnen. Das Schicksal begünstigte meine Wünsche; Rang, Aussichten, Ehrenzeichen wurden mir zu Theil — ich fand Alles, was mir den Weg zum Ziel bahnen konnte, um desto schmerzlicher des Zieles selbst zu verfehlen. — Ich kehrte zurück — o, mit welcher Sehnsucht! mit welcher ungeduldigen Liebe! — und die erste Nachricht von Ihnen, die, noch zehn Meilen von meiner Vaterstadt, mein verlangendes Herz trifft, ist — die Nachricht von Ihrer Vermählung. — Jetzt, geliebte, ach! nun für mich verlorne Sophie! habe ich nur noch einen Wunsch, eine einzige Bitte. Jene Lilie, welche einst das erste freundliche Band zwischen uns knüpfte, welche die erste der schönen, nur zu flüchtigen Stunden herbei führte, die mich oft so über allen Ausdruck glücklich machten — Sie haben sie gemalt. Wenn in Ihrer Seele noch ein Funke des Wohlwollens für mich ist, das ich einst in Ihrem sanften Auge zu erkennen glaubte — o, so schicken Sie mir diese Lilie; ihr Anblick wird meine letzten Stunden erleichtern, und wenn mein halb erloschenes Auge auf sie fällt, so wird mir seyn, als sähe ich meine — ja! dann im Tode meine Sophie! — Leben Sie wohl; die Kräfte versagen mir. Leben Sie glücklich! Gedenken Sie meiner mit Wohlwollen! Ferdinand."

Er adressirte diesen Brief an seinen Bruder, mit der Bitte: ihn nur in Sophiens eigene Hand ab zu geben, und sank dann — vom Schreiben angegriffen und alle Wunden seiner Brust gewaltsam aufgerissen — ermattet auf den Sopha zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die mythisch-philosophisch-astronomisch-historischen Cyclen der Hindu.

(Schluß.)

In diesen, ins Ungeheure gehenden Cyclen der Hindu, die tief und fein ausgedacht sind, spricht sich augenscheinlich das fruchtlose Bemühen aus, Zeit und Ewigkeit in Aequation zu bringen, und die Ewigkeit durch ungeheure Zahlen zu erschöpfen, oder unsere, auf Einschränkung gegründete Form der Anschauung einem Wesen unter zu legen, welches keine Schranken hat und durch keine Form gefesselt ist. Sie sind durchaus nichts anderes, als große astronomische Perioden, wie schon daraus erhellet: daß sie sich alle mit der Zahl 24,000 dividiren lassen, als welches die Zahl der Jahre ist, welche die Brahminen der ganzen Umwälzung des Himmels gaben. Und auf dieselben ist an zu wenden, was der gelehrte Marsham von dem 36,525jährigen Cyclus der Egyptier sagt: „Jene unermeßliche Chronologie ist astronomisch, und bezeichnet keineswegs geschehene Dinge, sondern Himmelsbewegungen." Jene Cyclen sind wenigstens, ihrer Total-Summe nach, nicht für wirklich verflossene Zeiten zu halten und eben so wenig ist ihre Erfindung oder ihr Gebrauch in das Jahr ihres Anfanges zu setzen, als aus dem Gebrauche der bekannten, von Joseph Justus Scaliger (geb. 1540, † 1609) erfundenen sogenannten Julianischen Periode *) bei unsern Chronologen der Schluß zu ziehen ist: daß deren Erfindung in das Jahr 4713 vor unsrer Zeitrechnung gehöre. Das hieße die Erfindung dieser Periode mit dem ersten Jahre derselben verwechseln. Denn unstreitig wurden diese astronomischen Cyclen erst später erfunden, und indem man die ganze Mythologie, alle älteren historischen Sagen, und selbst Systeme der Philosophie daran knüpfte, so rechnete man nun zurück, rechnete zum Theil falsch und setzte auch die Begebenheiten willkührlich an, wo wirkliche Denkmale und Beobachtungen nichts bestimmten. Auf ähnliche Weise war die Geschichte der Etrusker in einen astronomisch-theologisch bestimmten Umriß der gesammten Zeit eingetragen, und meldete sie: eine Weltwoche von acht Welttagen sey dem Menschen-Geschlechte der jetzigen Schöpfung auf der Erde bestimmt, und das Leben selbst der höchsten Götter habe sein bestimmtes Ziel und Ende.

Johannes Dydimos.

*) Darunter wird bekanntlich eine Reihe von 7980 Julianischen Jahren verstanden. Die Geburt Christi fällt an den Schluß des 4713ten Jahres der Julianischen Periode, so daß das Jahr 4713 das erste Jahr vor und das Jahr 4714 das erste nach dieser Epoche ist.

Aufrichtigkeiten.

Am 19 Februar ist, nach Zeitungs-Berichten, der Buchhändler Carlile in London verhaftet worden, weil er Exemplare von „Paine's Zeitalter der Vernunft" verkaufte. — Und so etwas geschieht in London! — im Mittelpunkte des Reiches, dessen Verfassung die deutschen Oppositions-Männer als Muster empfehlen. Wenn so wenig an ein Zeitalter der Vernunft zu denken ist, als es nach solchen und ähnlichen Erfahrungen möglich wird, dann freilich muß wohl Paine's vortrefliches Werk inquisitisch — ich mag nicht sagen: inquisitions mäßig, inquisitions artig, oder in der Manier der Inquisition, weil sie weder mäßig, noch artig und manierlich ist — behandelt werden. Uebrigens muß dergleichen auf dieses Buch von Neuem aufmerksam machen. Fr. Wendel.

Der Orden der Wahrheit.

Ein Censor wird oft kühnes Wort
Mit einem Kreuz durchstreichen;
So treibt auch er die Wahrheit fort
Mit einem Ordenszeichen. — r —

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

In Port au Prince (der Hauptstadt des republikanischen Theils von Hayti) ist eine Schrift erschienen: „Appel aux Haitiens etc.“, in welcher Folgendes vorkommt: „Schmach ists für die Europäer, daß sie noch immer ein Sklaven-System dulden, das nur von Stärke und List, nicht von Gerechtigkeit und Menschlichkeit weiß. Stärke begründet kein Recht; sie will nur behaupten, was Unrecht erwarb. Wenn aber Menschen nicht das Eigenthum anderer Menschen seyn können, wenn Europäer die Unglücklichen, die an den Küsten Afrikas ihre Ländereien anbauten, mit grausamer Gewalt zu Sklaven hinweg schleppten, und sie selbst, vermöge ihrer Gesetze, nicht einmal als vernunftbegabte Geschöpfe betrachteten: wer kann es diesen Gemißhandelten verargen, wenn sie ihre Ketten zerbrachen, um wieder zu seyn, was sie einst waren — frei! — Hier ist keine Usurpation, keine Unrechtmäßigkeit; hier gilt es, was unser war, und das Volk von Hayti ist so gestärkt, daß es den Tod der Freiheit der Schande des Joches, den Zwangsdiensten und der Geißel herzloser Gebieter vor zu ziehen weiß. — Wir sind — so sagt man uns — von keiner Macht anerkannt. Wohl! Rufen wir denn eine andere Macht zu Hülfe, und bedarf es erst Anerkennung von denen, die wir aus ihrem Raube vertrieben, daß wir jetzt frei seyn dürfen? — Wo hat die Vorzeit solche Anerkennungen? Karthago war eine tyrische, Rom eine trojanische Kolonie; Frankreich, England, Spanien und andere Länder wurden von Fremdlingen überzogen, sie blieben da wohnen unter ihren Gesetzen — wer zeigt Urkunden der Anerkennung? — Wir geben der Ehre, dem Recht und der Freiheit des Verkehrs Schutz, wir erwarten von Andern nichts mehr und nichts Besseres, als wir sind und geben. Das sey unsre Anerkennung, daß wir nirgends nachstehen wollen, wo es Menschenwerth gilt. (Intelligenter.)

Die Weisung, welche man den Cherokesen-Indians ertheilte, sich hinter den Mississippi zu begeben, hat Alle bis zur Verzweiflung erschüttert. Familien trennen sich; Mann und Weib, Eltern und Kinder sagen dem Geburtsland mit Jammertönen das letzte Lebewohl, und der Boden, der die Gebeine ihrer Helden deckt, wird mit Thränen benetzt. Da sie an ihre Abreise fort und fort gemahnt werden, so sieht man ganze Haufen derselben in Berauschung sich Vergessenheit suchen. Ein solcher Haufe beschloß neulich: den ersten Weißen, den sie treffen würden, zu tödten; er kam zu einer Wittwe, wo eben ein junger Reisender erschienen war und nur durch Geistesgegenwart gelang es der Wittwe, den jungen Mann zu retten. (Courier.) Ob wohl irgend eine Macht das Recht hat, Menschen aus ihrer Heimath zu vertreiben? — Wenn das Recht endlich zur Macht gediehen wäre, dann gewiß nicht!

Der verstorbene Geh. Legations-Rath und Prälat von Diez vermachte fast sein ganzes baares Vermögen an die Domkirche zu Berlin. Der Consistorial-Rath von Diez, ein Bruder des Verstorbenen, hat das Testament angegriffen und einen Prozeß bei dem Kammergericht anhängig gemacht. Es soll ein altes Gesetz vorhanden seyn, nach welchem geistliche Stiftungen nie mehr als 500 Thaler erben können; darauf ist die Klage gegründet. (Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama.)

Ein dramatisches Werk von Oehlenschläger „der kleine Hirtenknabe“, welches großes Aufsehen in Dänemark macht, soll selbst seinen eifrigsten Gegner, Baggesen, der von dessen Schönheiten durchdrungen wurde, zur Versöhnung gestimmt haben. (Sammler.)

Alle Bürger in den vereinigten Staaten werden vor einem Spion-System gewarnt, welches der spanische Gesandte begründete. In Philadelphia lebt jetzt ein Jemand, der ehemals Cadix verlassen mußte, den seine Armuth zum Miethling machte, und der von einem Agenten große Summen für seine diplomatischen Dienste erhält. Dieser Agent hat den Auftrag: jeder Neuigkeit in den Zeitungen, welche glückliche Erfolge der Patrioten in Südamerika anzeigt, eine Widerlegung nach zu schicken, um mit Gegengift die öffentliche Meinung zu verändern. Auch in New-York, New-Orleans und andern Hauptstädten giebt es solche Agenten mit ähnlichen Aufträgen. (Intelligenter.) Ob diese Agenten nicht bald Werke à la Stourdza herausgeben werden?!

Die schwedische Zeitung „die Stockholmer Post“ hat auf die Bemerkung des Moniteurs: „Schweden ist das ärmste Land Europas“ — erwiedert: „Dann sind das reichste (England) und das ärmste Land, wenigstens die freiesten Länder Europas.“ (Gaz. d. Fr.)

In Paris wurde ein Prozeß zwischen den Schneidern und Trödlern geführt, der 251 Jahre dauerte (von 1530 bis 1781) und der sich um die große Frage drehte: Welche Kleider als neu, welche als alt zu betrachten sind? — Mehr als 20,000 Urtheile sind dabei gefällt und am Ende blieb doch Alles unentschieden. Es scheint uns diese Sache Anwendung zu erleiden auf die neuesten Theater-Produkte; man weiß oft nicht: sind sie neu zugeschnitten oder nur zusammen getrödelt? (Morn. Chron.)

Der dänische Mechanikus Petersen hat entdeckt: daß, wenn man aus dem Ochsenmark das darin befindliche Mark-Oel heraus gezogen hat, die übrig bleibende Masse ein Talg zu Lichtern giebt, welche an Güte die englischen bei weitem übertreffen. (Journ. gén.)

Bei einer Gerichtssache zu Washington kam neulich der Name eines Mitverwobenen vor, welcher Kinkervankotsdorsprakingatchdern in einem einzigen Worte hieß. (Gaz. d. Fr.) Die Angabe scheint aus einer Pesse entlehnt.

Zu Commercy hat ein Hr. Prieur eine Batterie erfunden, welche die Wölfe erschießt, wenn sie eine daran befestigte Lockspeise verzehren wollen. In 14 Tagen wurden drei Wölfe damit getödtet. (Journ. d. Comm.)

Das Journ. d. Comm. giebt den Preußen einen lutherischen Bischof Namens Eglest (ohne Zweifel Eylert).

Erneuerte Anzeige. Da ich fortwährend anonyme Einsendungen empfange und diese sich in der letzten Zeit besonders sehr vermehrten, so wiederhole ich die Anzeige: daß ich weder im „Gesellschafter“ noch im „Bemerker“ jemals etwas abdrucken lasse — und wär' es auch das Unschuldigste — wenn sich nicht der Verfasser wenigstens mir genannt hat. Aus diesem Grunde bleiben die vielen Berichte aus Hamburg, Hannover, Leipzig, Petersburg u. s. w., so wie mehrere Aufsätze anderer Art unbeachtet.

Der Herausgeber.

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 8. März. 39stes Blatt.

Der Mensch.

Die Menschheit dar zu stellen durch das Leben,
Und zu den Zahlen der Unendlichkeit
Die meine geben, die nicht war, nicht seyn wird;
Ein Glied zu seyn der ungeheuren Kette,
Vielleicht ein würd'ges, ein geschätztes Glied —
Dazu bin ich auf Erden! Hohes Wissen!
Ich bin ein Selbst! Belebender Gedanke!
Hervor, mein Geist, du bist ein Geist für dich!
Verfolg' auf deine Art das Bild der Menschheit,
Und schreite klaren Sinnes kräftig fort!
Was hemmt den Adler in der freien Luft?
Was deinen Lauf im freien Reich der Menschheit?
Wer störet dich in deinem Schöpfungswerke?
Gieb deine Wirklichkeit dem Ideale!

Heraus gerufen aus verworr'nen Massen,
Ward mir das Unbewußte sonnig klar!
Aus Embryonen hob sich schnell ein Selbst.
Ich fühlte dieser Schöpfung göttlich Werden —
O sel'ges Bewußtseyn, als ich ward! —

Nicht Ein Begehren, Ein Erkennen herrscht
Im Reich der Menschheit — Jeden treibt sein Sinn.
Erwache in dir selbst, und lausche sorgsam —
Wie du den Wünschen der Geliebten lauschest —
Was sich im Innern regt, warum sich's regt?
Denn das Warum bist du, ein neues Selbst! —

Blick' auf zum Sternenhimmel! Ach! wie zahllos!
Und jeder Stern ein eigner Stern, vollendet,
Zieht seine eignen Kreise, hemmet nichts.
Und neben ihm, des Himmels Plan zum Spielraum,
Dreh'n sich die Andern, Jeder frei vom Andern.
Und alle sie, so viel sich oben dreh'n,
Zusammen, schaffen so den Sternenhimmel.
Es sind die Theile der Unendlichkeit,
Doch jeder tritt als Ganzes hin zum Ganzen.

So ist der Mensch! So viel auf Erden leben,
Verwirklichend das Ideal der Menschheit,
So viel erbau'n mitschaffend diese Welt;
Für sich ein Jeder, auf besondre Art,
Vollendet aber, ein geschloßner Theil,
Der sich als solcher stellt zum großen Ganzen!

Vernimm es, du, der du dich selber bildest,
Vernimm es, du, der du den Andern bildest!
Es gilt ein Selbst! Entwickle dieses rein!
Hier ist nicht Wiederholung, hier ist Schöpfung!
Selbstständig gieb in eigner Form — die Menschheit!

Julius Körner.

Die seltene Blüthe.

(Fortsetzung.)

Einige Tage vergingen, ohne daß sich in Ferdinands Zustande etwas Bedeutendes änderte, als eines Morgens die Gastwirthin, welche sich seiner aufs redlichste annahm, zu ihm herein trat und einen Reisenden meldete, der ihn zu sprechen begehre. Kaum war dieser in die Thür getreten, als er sogleich in ihm Sophiens Bruder erkannte, denselben, der sie einst zu ihm in das Gewächshaus begleitet hatte. Sprachlos vor innerer Bewegung hieß er ihn nur mit einer leisen Beugung des Hauptes willkommen. — „Sie haben meiner Schwester geschrieben" — begann der Fremde mit sanfter Stimme — „Ihr Brief hat sie sehr erschreckt; er hätte üble Folgen haben können." — „Mein Gott!" rief der Major erbleichend und blickte ihm mit gespannter Unruhe ins Gesicht. — Doch Jener, sein heftiges Erschrecken bemerkend, setzte hinzu: „Meine schnelle Abreise zu Ihnen hat sie doch, wie ich hoffe, einigermaßen

beruhigt. Lassen Sie uns jetzt über die Lage der Dinge ein gelassenes Wort sprechen. — Sie irren, wenn Sie meine Schwester für verheirathet halten.“ — „Wie?“ rief der Major freudig, doch noch zweifelnd; „die älteste Tochter Ihres Hauses sagte man mir —.“ — „Sophie ist nicht die älteste“ erwiederte Jener, „sie ward nur von den Dienenden im Hause allgemein so genannt und von Manchem wohl auch dafür gehalten, weil ihre, um zwei Jahr ältere Schwester seit früher Kindheit aus H. entfernt gewesen und bei einer Verwandten in L. erzogen worden ist. Vor etwa sechs Monaten starb die Verwandte; Caroline — so heißt meine älteste Schwester — kehrte ins väterliche Haus zurück, und diese nun ist es, welche vor einigen Wochen an einen wohlhabenden Kaufmann verheirathet ward.“ — War der Major anfangs vor Schrecken erschüttert, so war er es nun noch weit mehr vor Freude. „O Stärkung!“ rief er aus — „Stärkung! damit die Seele Kraft behält für das ganze, volle, reiche Gefühl der unverlornen Hoffnung!“ — und nun faßte er mit Herzlichkeit des jungen Mannes Hand und fragte, im schnell erwachenden Lebensmuth: „Ob er ihn wohl zum Bruder annehmen, ob er wohl sein Fürsprecher bei Sophien seyn wolle?“ — „Lieber, lieber Freund!“ antwortete dieser gerührt; „wenn Ihre Lage, wenn Ihre Verhältnisse Ihnen erlauben, an diese Verbindung zu denken, so bedarf es vielleicht — bei mir wenigstens — keines Fürsprechers.“ — Froh ergänzte das ahnende Herz des Majors, was der Jüngling unterdrückte, und er schilderte ihm nun mit beredten Worten seine jetzige Lage, seine künftigen Aussichten, die freilich Jener nicht anders als sehr günstig finden konnte. — „Fürwahr!“ begann er lachend, „Sie haben Riesenschritte gemacht, seit Sie H. verließen. Wenn Sie so fortfahren, besitzen Sie in einigen Jahren einen Thron. Doch jetzt, mein Freund!“ setzte er dann ernster hinzu, „bitte ich Sie aufs dringendste in meinem, in Sophiens Namen, thun Sie Alles, um Ihre Gesundheit wieder her zu stellen, und kommen Sie dann zu uns nach H. Sie sollen, hoffe ich, mit der Aufnahme zufrieden seyn, die Sie dort finden werden.“ — Freudigen Sinnes versprach dies der Major, und nun verließ ihn der Bote seines Glücks, um auch die Schwester zu beruhigen. — Wirklich zeigte sich's nun recht augenscheinlich, wie sehr des Majors Krankheit durch die Schwermuth seiner Seele verschlimmert worden war, denn seit der Stunde, welche diese verbannte, nahmen seine Kräfte mit jedem Tage zu, und als die dritte Woche nach jenem glücklichen Augenblick begann, hatte er sich schon so weit erholt, daß er, wiewohl auf strengen Befehl des Arztes nur in kleinen Tagereisen, seinen Weg fortsetzen konnte. Kaum hatte er H. erreicht, als er sogleich eilte, Sophiens Bruder auf zu suchen. Er ward die wohlbekannte Treppe hinauf, an Sophiens Thür vorüber, in ein elegant möblirtes Zimmer geführt, und dort von dem jungen Kaufmann mit Traulichkeit empfangen. Auf des Majors dringende Bitte: ihn nur eine Viertelstunde seine Schwester allein sprechen zu lassen, ging Jener zu ihr hinüber, kam dann lächelnd wieder, faßte des neuen Freundes Hand und führte ihn an Sophiens Zimmer, welches er rasch öffnete, und dann — überzeugt, daß er hier völlig überflüssig seyn würde — sogleich zurück trat.

Ein sanftes Freudenroth überflog das, sonst noch sehr bleiche Gesicht des Majors bei dem Wiedersehn der geliebten, wie es ihm schien, noch verschönerten Gestalt, und das sprechende Auge fest auf sie geheftet, fragte er mit weichem Ton: „Kennen Sie mich noch, Sophie?“ — Aber schnell faßte das tiefgerührte Mädchen des Fragenden Hand und antwortete mit unbesiegbaren Thränen: „O mein lieber, mein wahrster Freund! wie schlecht vergälte ich Ihre treue, sich jeder Gefahr für mich dahingebenden Liebe, wenn diese edlen Züge meinem Herzen schon entfremdet wären. Ach, daß ich Sie so bleich, so verändert wieder sehen muß! daß ich Ihnen Ersatz geben könnte für Alles, was Sie gelitten haben!“ — „O Sophie! Sophie! ist denn dieser einzige Augenblick nicht Ersatz für Alles?“ rief der Major mit hochklopfendem Herzen und schloß das treugeliebte, liebende Mädchen in seine Arme. Dann zog er einen einfachen goldenen Ring vom Finger, mit der Frage: „Kennst Du ihn, Sophie? — Es war der Ihrige, der, zu weit für den zarten Finger, einst beim Besehen der Blumen Ihrer Hand entglitten war. Ich habe ihn Dir entwendet!“ sprach lächelnd der Major, „und will ihn Dir jetzt zurück geben, wenn ich einen andern von Dir dafür wieder bekomme. — O, wie oft“ fuhr er fort, „hat in Augenblicken, wo es kühnes Verachten der Gefahr, wo es rasch wagenden Entschluß galt, ein Blick auf diesen Ring mich gestärkt. Nimm ihn jetzt zurück, Du mein treuer leitender Genius und glaube mir: daß ich ihn mit Stolz wieder in Deine Hand legen darf.“ — „Guter Ferdinand!“ — antwortete Sophie, indem sie den Ring nahm und ihm einen andern, mit ihrem Haar verzierten dafür zurück gab — „wie reine Freude läge in diesem Augenblick, wenn nur meine Eltern — ach, wir werden noch viele Schwierigkeiten zu überwinden haben! Ich weiß mit Zuverlässigkeit: daß meine Mutter mich einem reichen Verwandten bestimmt, der hier erwartet wird, und wie wenig darf ich von meinem Vater hoffen, der aufs entschiedenste gegen jedes Mädchen eifert, das — wie er sagt — thöricht genug ist, einen Offizier zu heirathen. Suche ja erst recht fest das Wohlwollen und Zutrauen beider Eltern zu gewinnen, ehe Du Dich näher erklärst. In unserm Hause Zutritt zu bekommen, wird Dir gewiß nicht schwer werden; hier aber dürfen wir uns nicht

wieder sehen, es ist zu gefährlich, und — denke selbst, wenn man es erführe!" — Diese Worte schienen im vorahnenden Geist über ihre Lippen zu kommen; denn kaum waren sie gesprochen, als sie langsam nahende Schritte auf der Treppe vernahm und vor Schrecken erblassend ausrief: „O, ich bitte Dich, eile! Geh, wenn Du willst, hinüber zu meinem Bruder!" — Wirklich war es Sophiens Mutter, welche herauf kam; jedoch, sehr zum Glück, auf halbem Wege noch einen Augenblick von der, Verhaltungsbefehle fordernden Köchin zurück gehalten ward. So erreichte Ferdinand glücklich das Zimmer seines, in Hoffnung zukünftigen Schwagers, und Sophie hatte eben, den Rücken gegen die Thür gewandt, sich mit tiefgebeugtem Haupt an den Stickrahmen gesetzt, damit ihr, wie sie fürchtete, wohl sehr verstörtes Gesicht der Mutter weniger auffallen möge, als diese — für den Augenblick noch immer zu früh kommend — zu ihr herein trat.

(Der Schluß folgt.)

Zur Charakteristik Gustav Adolphs.

Als der König, kurz vor der Schlacht bei Breitenfeld 1631, über die Elbe bei Wittenberg ging, unterhielt er sich sehr freundlich mit den Studenten, die haufenweis in das Lager kamen. Er nannte sie „Luthers Kinder" und sagte zu den theologischen Professoren, die er in sein Zelt beschieden hatte: „Von diesem Orte ist vor hundert Jahren das Licht des Evangeliums auch nach Schweden gekommen, ein Licht, das die Feinde der Wahrheit aufs Neue zu verdunkeln sich bestreben; wir aber sind gekommen, um ihm seinen vorigen Glanz mit Gottes Hülfe wieder zu geben."

Ein Student, der sich bei dem Könige hatte melden lassen, stockte in seiner lateinischen Anrede. Der König ermuthigte ihn mit den Worten: „Freund, laß uns deutsch reden, so verstehen wir einander. Was ist Dein Begehren?" — „Allergnädigster König! ich möchte ein Reiter in Eurem Heere werden." — „Gern, ich bedarf deren; aber wer bist Du?" — „Ich bin Student." — „Gut, aus einem verdorbenen Studenten kann ein braver Soldat gemacht werden." — „Aber" erwiederte der Jüngling, „ich habe weder Roß noch Geld." — Gustav Adolph antwortete: „Dazu wird wohl Rath werden. Aber weshalb willst Du Deine Studien nicht weiter fortsetzen?" — „Weil ich den Hieber mehr liebe als die Bücher." — „Ich merke wohl: Optat ephippia bos piger, optat arare caballus. Vielleicht kannst Du mir mit der Feder größeren Nutzen schaffen als mit dem Schwerdte." (Baazii Hist. Ecl. Sv. G.)

Auch gegen die Diener der katholischen Religion und besonders gegen die Kapuziner bewies sich Gustav Adolph überaus gnädig. Diese warfen sich zu Würzburg ihm zu Füßen und fleheten um Gnade; aber er wollte nicht eher mit ihnen sprechen, als bis sie aufgestanden wären, und er that es hierauf äußerst gütig und mit unbedecktem Haupte. Als er hörte: daß Einer ihrer Ordensleute bei dem Sturm getödtet worden wäre, versprach er dessen Tod, sobald sein Mörder entdeckt seyn würde, zu rächen. — „Denn" sagte er, „ein Soldat darf niemals das Schwerdt gegen den ziehen, der nicht das Schwerdt führt." (J. Riccii de Bellis German.)

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

M. Claudius sagte bei J. H. Voß zu K. F. Cramer, als von Uebersetzungen die Rede war, und „ob in irgend einer Sprache eine es geben könne, die ein vortreffliches Original erschöpfte?" — „Nicht doch! wer übersetzt, der untersetzt.

Der gedachte wackere, viel zu früh verstorbene und eines besseren Looses werthe Cramer befand sich einst in Paris in einer Gesellschaft, wo man über die deutschen Wörter sich besprach, welche Rivarols Sprache nicht wieder zu geben im Stande ist. Es ward als Beispiel das Wort „Umgang" auf den Titel von Knigge's berühmtem Buche genannt. Societé, conversation — Alles das drückte es nicht aus. — „Et que veut donc dire ce mot?" fragte Rivarol. — Ein Sprachkundiger grub noch weiter nach in der Grube, und fand das Wort „Commerce" heraus. „Sur le Commerce entre —." — „Ah! ah!" unterbrach Rivarol schnell: „J'entends! c'est donc un Traité sur la Pederastie."

Die sinnreiche Collekte.

Bekanntlich verzögerte sich die Ausrüstung der sächsischen Banner im letzten Kriege von Monat zu Monat; endlich rückten sie aus, ohne jedoch an einer glänzenden Waffenthat Theil zu nehmen; eine Menge derselben aber blieb, unter allerlei Vorwand, gar zurück, und trieb sich in der reichen, zum Theil sehr geschmackvollen Banner-Uniform, vorzüglich in Dresden umher. Dies veranlaßte einen dortigen Spottvogel: die Veranstaltung einer Collekte für die „gebliebenen" Banner an zu kündigen.

K.

Die Gluthen.

(Nach Anakreon.)

Holde Frauen! — laßt die Becher
Mich in vollen Zügen leeren;
Stetes Nippen muß dem Zecher
Brennend Lechzen nur vermehren.
Laß die Stirn, o Bachus! wieder
Auch mit frischem Kranz mir kühlen,
Welkend glüht der alte nieder;
Doch, wer dämpft mein schmachtend Fühlen,
Wer der Liebe Flammenwühlen?

F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Unsre Bühne hat uns (was bei der stets fortwährenden Krankenliste auf dem Theater-Zettel wohl kein Wunder ist) in der letzten Zeit nicht sehr reich beschenkt, wenigstens waren die Gaben nicht die glänzendsten. Ein Lustspiel, vom Verfasser der „Räuber auf Maria Kulm" (doch auf dem Zettel weislich verschwiegen): „Benjamin aus Polen oder der Achtgroschen-Vetter" — ein Vetter aus Polen giebt sich durch 3 Akte für bettelarm aus, um seine Familie zu prüfen; im vierten verschenkt er Wechsel auf van de Hope in Amsterdam (!) und am Ende ist er zu Warschau (?), wohin er als armer Kerl gelaufen — — Graf und General (!?!) geworden — und ein zweites von Gustav Linden: „des Schicksals Tücke" mißfielen Beide. Von älteren Stücken sahen wir „Otto von Wittelsbach" und „die Drillinge". Im ersten machten wir die Bemerkung: daß Herr Bayer, der sonst wohl seyn kann, diesmal nur spielte. Im zweiten hatte Herr Lowe die Haupt- und einzige Rolle übernommen, und so verdienstlich er selbe ausführte, so können wir doch nicht läugnen: daß es uns vorkomme, als habe er des Guten in Entfaltung des Proteus-Talents zu viel gethan, und im Ton der Stimme sowohl, noch mehr aber in der äußeren Erscheinung alle und jede Aehnlichkeit zwischen den Brüdern aufgehoben, wodurch die, ohnehin nicht sehr scharfsichtigen Umgebungen der Haupt-Figur dem Zuschauer vollends als Tollhaus-Kandidaten erscheinen und das Possenhafte des Stückes allzu sehr hervor tritt. Personen, welche Hrn. Wurm in dieser Rolle gesehen, haben an ihm dieselben Bemerkungen gemacht, und finden in seiner und des Hrn. Lowe Darstellung viel Aehnliches. — Demois. Schwarz, welche Leipzig plötzlich verlassen hat, giebt auf ihrer Durchreise nach Wien, wo sie (nach einigen Behauptungen am Theater an der Wien, nach andern im Burg-Theater) engagirt seyn soll, Gastrollen. Wir sahen sie bisher als „Hedwig", „Tony" (sie ist, wie bekannt, eine große Verehrerin der Körnerschen Muse), „Käthe" im „Faust", „Bertha" in der „Ahnfrau", „Julie" im „Taschenbuch" und „Victoria" in „Waise und Mörder". Wahrscheinlich kommt auch „Donna Diana" an die Reihe, worin sie hier so viel Glück machte, als Mad. Löwe in Wien und Demois. Böhler in Leipzig, welche Letztere nach ihr in dieser Rolle durchaus nicht gefallen wollte. Ich habe diese Rolle von Demois. Böhler zwar nicht gesehen, doch scheint sie sich für ihre Individualität mehr zu eignen, als das tragische Fach, wo sie Demois. Schwarz wohl nie den Kranz würde entwinden können. Diese Letztere wurde hier völlig als Liebling des Publikums empfangen, den man selbst als Gast wieder zu sehen sich erfreute, und am liebsten ganz behalten möchte. — Ein Tenorist, Hr. Stöckel, hat als „Arsir" in „Tankred" und „Licinius" in der „Vestalin" gesungen, und fand nur getheilten Beifall. Seine Stimme ist schwach, seine Intonation unsicher und sein Vortrag zeigt zwar, daß er viel Italiener gehört, leider aber auch, daß er sich sehr anstrengt, sie in Allem, selbst in ihren Unarten zu copiren. Als Schauspieler ist er ziemlich gezirt und hat einen süddeutschen Dialekt. — Noch haben wir hier zur Ergötzung des schaulustigen Publikums eine gymnastische Affen-Komödie, in welcher auch Hunde und Hasen Gastrollen geben; ferner eine Menagerie und zwei Wachsfiguren-Gallerien (eine derselben stellt die Ermordung des Fualdes, nach der „Natur" copirt, dar!!) Das Lokale dieser Genres ist, drollig genug! das Comtoir eines muthwilligen Bankerottirers, welcher mit seinen Gläubigern auch mörderisch genug umging. — In der Geschichte unserer Dichtkunst droht ein Gelegenheits-Gedicht unter dem Titel: „Theilnahme dreier Brüder an den großelterlichen Freuden des Herrn Grafen und der Frau Gräfinn von —" Epoche zu machen. Obschon hier der Umstand: daß der Großvater ein Mann in den besten Jahren, die Großmutter noch eine der schönsten Damen des Reiches ist, recht artigen Stoff bot, so überging doch der Dichter selben ganz, stimmte seine Leyer in den humoristischen Ton, wie er im ersten Viertel des 18ten Jahrhunderts an der Tages-Ordnung war, und häuft eine Menge von Unsinn, den man hie und da beleidigend nennen konnte, wenn man überhaupt manchen Menschen und manchen Gedichten etwas übel nehmen dürfte. Der Dichter beginnt mit der Nachricht: daß die junge Gräfin ein Töchterchen geboren habe und meint:

„Es konnte (!) zwar ein Knäbchen seyn,
Doch es ist nichts verloren;
Denn was nicht heuer möglich war,
Geschieht vielleicht (!) das andre Jahr."

Nachdem führt er unter andern Trostgründen über die Geburt der Tochter auch an: „Ein Mädchen sey doch auch ein Kind, ein Menschenbild noch obendrein" und wird „wenn es auch ein Mädchen ist, doch heiß geliebt und froh geküßt." — Ferner erfahren wir: daß wir gar nicht da wären, wenn es lauter Knaben und keine Mädchen gegeben hätte, und der Dichter macht die scharfsinnige Bemerkung, daß die Kleine bis jetzt noch nichts könne:

„Als weinen, lächeln oder — ruh'n."

Was das Letzte betrifft, so hätte der Dichter wohl gethan, dem Beispiel der Kleinen zu folgen! — Im prophetischen Geiste meint dann der Sänger: nach fünfzehn Jahren werde das Fräulein

Ganz andre Dinge sagen —
Nach süßen Grillen jagen, (!)
Denn hat es seines Vaters Blut,
So wird es lauter Liebesgluth. (!)

Da meint der Minne- oder Meistersänger wohl dem Vater ein großes Kompliment gemacht zu haben; aber bei Manchem dürfte er eine fühlbare Belohnung zu erwarten haben, die ihm jedoch hier großmüthig vorenthalten wurde. — Zuletzt wünscht er:

So möge denn des Himmels Huth
Das Töchterlein beschützen,
Und künftig jeden Thunichtgut
Von ihrer Seite blitzen.

Das werden wohl die Eltern auch ohne Blitze bewirken; dagegen wollen wir den Himmel bitten: sie vor so schlechten Dichtern zu bewahren, die auch mit Recht in das Geschlecht der Thunichtgut zu zählen sind, und billig abblitzen sollten, wenn sie ihren poetischen Schuß haben. — * —.

Die Fonds der Handelsbank der kaiserlichen Stadt Peking in China belaufen sich auf 65,500,000 Franken. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 10. März. 40stes Blatt.

Briefe aus Albano.

Vierter Brief.

Den 20. Juli 1818.

Wenn Du einen Roman oder doch eine Novelle, als Fortsetzung meines letzten Briefes, erwartest, so wird mein heutiges Schreiben dir wenig genügen. — Klage deswegen nicht mich an, sondern die Natur des Landes, die unsern romantischen und sentimentalen Einleitungen, Verknüpfungen und Lösungen nicht hold ist; hier kömmt und geht Alles zu schnell, um ohne Lügen einen Roman aus dem Leben schreiben zu können. — Die Römer nennen Albano das kleine Rom, und im Sommer, besonders an den Sonntagen, sieht es wohl so aus. Die schöne Nationaltracht der Albanerinnen, die Du in Pinelli's römischen Gruppen nachsehn magst, giebt der Stadt auch an Wochentagen etwas eigen Festliches und Heiteres. Aber an den Festtagen, wo die feinsten Stoffe und die glänzendsten Farben angethan werden, giebt es nichts Herrlicheres zu sehen, als wenn die Gemeinde im hellen Sonnenschein aus den bekränzten Kirchthüren strömt. Wie ärmlich gehen dazwischen die Römerinnen einher mit ihrem leichten französischen Modeputze! Die Männer in Albano zeichnen sich in der Tracht von den Bewohnern der Hauptstadt wenig aus: eine knappe runde Jacke, im Winter von Manchester, im Sommer von Nankin, kurze Beinkleider von demselben Stoffe, mit großen silbernen Schnallen, die auch auf den Schuhen prangen, in den Ohren meist Ringe, auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Hut und darunter eine netzartige Mütze, die das Haar zusammen hält. — Die Tracht der Frauen ist eine Ehrentracht und geht durch alle Stände. Nur das jüngste Mädchen im Hause kleidet sich römisch, bis etwa in das fünfzehnte Jahr. Wahrscheinlich findet man die albanische Tracht zu schwer und steif für die Kinder; aber ein Mädchen, das sich später noch römisch kostümirt, darf für Spott und Mißdeutung nicht sorgen. Die große volle Gestalt der Albanerinnen paßt zu ihrer ehrenfesten Tracht, Alles daran ist würdig und gediegen; die Röcke weit und faltig, von starkem Seidenstoffe, das Mieder hoch und steif, doch natürlich gewölbt, auf den Schultern volle Büschel von Atlasband; starke Schuhe mit großen Schnallen; Auf den Kopf stecken sie ein weißes Schleiertuch, in ein längliches Viereck gefaltet, mit einer großen silbernen Haarnadel fest, so daß es über den Nacken herab fällt; die Haarnadel ist ein Paar Spannen lang und verhältnißmäßig dick. Am Knopfe, der hervor steht, ist entweder ein Strauß oder eine geschlossene Hand angebracht; durch die Lage der Finger dieser Hand wird sehr naiv angedeutet: ob die Trägerin Mädchen oder Frau ist? daher wechselt man die Haarnadel nach der Hochzeit. Ich entsinne mich: daß ich einmal eine junge Frau als Mädchen anredete; sie war darüber verwundert und fragte mich: ob ich denn nicht sähe, daß sie verheirathet wäre? Ich gestand meine Unwissenheit — da erklärte sie mir mit einer Unbefangenheit, von der man sich in Deutschland kaum einen Begriff machen kann, das Geheimniß der Hand auf der Haarnadel. — In den Ohren glänzen Gehänge

von Silber, Gold und edlen Steinen, um den Hals eine Schnur von Perlen oder Korallen, und in der Hand tragen sie einen langen weiten Fächer von durchbrochenem Elfenbein. So möchten etwa die Reichsten im Städtchen sich zeigen; die Aermeren haben denselben Zuschnitt, aber geringere Stoffe. — Nicht allein in ihrer Nationaltracht haben die Albanerinnen die Eigenthümlichkeit ihres Stammes bewahrt; sie zeichnen sich vor den Römerinnen und selbst vor den Bewohnerinnen nachbarlicher Berggegenden, die gleichen klimatischen Wirkungen unterworfen sind, durch eine freie Würde in ihrer Haltung aus; ihr Gesicht ist meist voll — im großen Styl, wie die Maler sagen — rund und sicher im Ausdruck, mild und ehrlich. Weniger bestimmt spricht sich der Charakter der Männer aus, doch gelten auch sie für die gutmüthigsten und ehrlichsten Leute in der Umgegend von Rom. Dieser Volksstamm bewohnt übrigens nur einen kleinen Theil des Albaner-Gebirges, von Fraskati bis nach Genzano; in Velletri erkennt man schon eine ganz verschiedene Gesichtsbildung, die sich an die der Bewohner der alten volskischen Gebirge zu schließen scheint; Form und Ausdruck ist spitzig, im Wesen sind sie schärfer und feuriger, gelten aber dennoch für versteckt und listig, und die meisten Räuber im römischen Staate sollen aus den Gebirgen von Velletri und Cori seyn. Es wäre wohl der Mühe werth, darüber nach zu forschen: wo die Wurzel dieser so fest gezeichneten Verschiedenheit zweier nachbarlichen und von der Natur gleich begabten Völkchen zu suchen sey? Aehnliches habe ich in Italien öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt, und immer erschienen die Frauen als die einzigen oder doch treuesten Träger und Bewahrer dieser stammlichen Eigenthümlichkeit, in der Körper-Bildung wie im sittlichen Charakter. Der Mann, der mehr nach Außen wirkt, wird von dem Außen auch mehr angegriffen und beherrscht; seine nationalen Ecken schleifen sich leichter ab, als bei den Weibern, wo sie nach innen gekehrt sind. — So viel für heute. Ich muß schließen, denn die Freunde sind schon im Saale laut. Wir wollen in Ariccia zu Mittag essen bei der Wirthin unseres Freundes, die uns lauter deutsche Gerichte versprochen hat. Welcher Ultramontano, der seit 20 Jahren in Italien gewesen ist, kennt nicht die wackere, fleißige Frau Marianne? **Wilh. Müller.**

Die seltene Blüthe.

(Schluß.)

Diesmal sehr einverstanden mit Sophiens geheimen Wünschen, verweilte indessen die Mutter nur kurze Zeit oben, mahnte bloß die Tochter an einige ihr aufgetragene Besorgungen für die heutige Abend-Gesellschaft, und eilte dann wieder hinab, um selbst noch Manches an zu ordnen, damit der Glanz ihres Hauses, buchstäblich sowohl als figürlich, heute überall recht hell hervor leuchten möge. — Kaum war sie unten, als Sophie schnell noch einen Augenblick auf des Bruders Zimmer schlüpfte, zu erforschen: ob der Major sich nicht noch an diesem Abend bei ihren Eltern könne einführen lassen? — Dieser erinnerte sich eines jungen reichen Landsmannes, der als Freiwilliger in der Armee gedient hatte und mit dem er ziemlich bekannt geworden war; Sophie wußte, daß der junge Mann zu den Eingeladenen gehörte, und gewiß: daß er den Freund ihres Herzens sehr gern mitbringen werde, ging sie nun fröhlichen Muthes an die ihr aufgetragenen Geschäfte.

Sehr bald gelang es dem Major, welcher wirklich noch an dem nämlichen Abend mit Sophiens Eltern bekannt gemacht ward, das Wohlwollen des Vaters zu gewinnen durch manche interessante Erzählung aus seinem Feldzuge, und mehr noch durch die heitere Jovialität seines Wesens, die nun mit jedem Tage wieder kräftiger hervor trat. Nicht so leicht gewann er sich die Mutter; denn diese, gewohnt, Alles nach den strengsten Regeln einer etwas veralteten Höflichkeit ab zu messen, konnte sich in das schlichte, gerade Wesen des jungen Mannes nicht so recht finden. Doch als nach einiger Zeit die Nachricht kam: daß der, von ihr begünstigte Verwandte auf einer Seereise gestorben sey, und dem Major nun Alles daran lag: daß der, auf solche Weise in ihrem Wohlwollen vakant gewordene Platz durch keinen Andern als durch ihn wieder besetzt werde, unternahm er zur Eroberung desselben ein zwar etwas dreistes, aber doch sehr glückliches Wagestück. Ihm war nämlich während des Krieges — nach nicht bloß soldatischem Recht — eine sehr ansehnliche Beute an Schmuck und Kostbarkeiten in die Hände gefallen, und da er nun von Sophien wußte: daß ihr Vater zum Kaufen dieser blitzenden Kleinigkeiten schwer zu bewegen sey, ihre Mutter aber dieselben sehr liebe, so erkühnte er sich, derselben an ihrem Geburtstage zum Angebinde glänzende Ohrgehänge und strahlende Bracelets zu überreichen, nebst der Versicherung seiner unbegrenzten Verehrung in einem verbindlichen Billet. Sehr angenehm überrascht durch dies Geschenk sowohl, als durch das freundliche Wohlwollen, welches sie in demselben zu erkennen glaubte, und gegen welches sie, ungeachtet der etwas finsteren Außenseite ihres eigenen Wesens, doch keinesweges gleichgültig war, betrachtete sie von nun an den jungen Mann bei jeder Gelegenheit mit ganz anderen Blicken, und entdeckte bald der guten Eigenschaften gar viele an ihm, so daß der Major, als ein geübter Kriegsmann, den vorhin erwähnten erledigten Platz, auf welchen er seine Operation gerichtet, wirklich nach einiger Zeit förmlich und ohne Widerstand eingenommen hatte. Jetzt erst wagte er es, der nun so gütig für ihn gestimmten Dame kund werden zu lassen:

daß er mit jenem, einst so streng von ihr verwiesenen Gärtner eine und dieselbe Person sey, und als diese gefährliche Probe der neuen Freundschaft glücklich bestanden war, rückte er allmählig mit seinen verborgenen Wünschen und Absichten hervor, welche jedoch dem scharfen Blicke der Mutter schon kein Geheimniß mehr waren. Der Major stand nun schon so fest in ihrer Gunst, daß sie sogar verhieß: sie wolle, so viel es in ihren Kräften sey, dazu beitragen, des Vaters Abneigung gegen die Verheirathung seiner Tochter mit einem Offizier zu überwinden. — Unglücklicher Weise war aber dessen Widerstand schwerer zu besiegen, als sie glaubte; wenn er es für sich selbst auch noch leicht aufgegeben hätte, konsequent zu seyn, so begehrte er doch wenigstens den Schein davon vor den Leuten zu bewahren, und so bedurfte es der ganzen aufrichtigen Zuneigung, welche er wirklich für den Major gefaßt hatte, vereint mit den heißen Thränen der Tochter und den bittenden Vorstellungen der Mutter, um ihn dennoch endlich zum Nachgeben zu bewegen. Da schob er dann die ganze Schuld der Heirath auf die blinde Liebe des Mädchens, welche ja durch keine Warnung von diesem Wagestück ab zu halten sey, rühmte nebenbei seinen künftigen Schwiegersohn höchlich als einen Phönix unter den Herren vom Militair und suchte sich so bestmöglichst vor Spott und Gelächter zu bewahren. Die Zeit von Ferdinands Urlaub mußte indessen über alle diese Hindernisse verlängert werden; endlich aber folgte die blühende Gattin dem geliebten Freunde in sein Standquartier nach Liefland. Voll fröhlichen Jugendmuthes betraten Beide den nun vereinten Pfad eines neuen, rosenhell vor ihnen liegenden Lebens. — Doch ach! wie bald trübten dunkle Wolken den heiteren, glänzenden Himmel ihrer Liebe! — Der Flüchtling von Elba kehrte zurück; ein neuer blutiger Krieg begann. Pflicht, Ehre und Freiheitssinn riefen auch Sophiens Gatten wieder ins Feld, und die Arme verlebte, einsam ins väterliche Haus zurückkehrend, die trostloseste Zeit ihres Lebens. — Nicht so ungestraft, als bei seinem ersten Feldzuge, streckte jetzt der Major die Hand nach neuen, glänzenden Lorbeern aus; im Gegentheil jetzt schienen ihn die Kugeln zu suchen, welche damals beinahe vermeidend an der Brust des Tollkühnen vorüber flogen. Dreimal verwundet sank er in einem Gefechte vor Paris besinnungslos zu Boden. Acht und vierzig Stunden raubte ihm das heftigste Wundfieber alles Bewußtseyn, und als es endlich in seiner Seele wieder zu tagen begann, war der erste Ton, der in sein neu belebtes Ohr drang — ein froher Friedensruf seiner Schaaren. — Mehr als einmal hat er selbst nachher erzählt, wie über alle Beschreibung groß und herrlich der Eindruck dieses Augenblicks gewesen sey. Die Nacht des Krieges, die Nacht des Todes war wie durch Zauberhand vor seinem erwachenden Auge verschwunden, und selig überraschend ging der helle Hoffnungsmorgen vor ihm auf. — Erst nachdem alle Gefahr vorüber war, hatte die, lange in der ängstlichsten Ungewißheit schwebende Sophie erfahren, wie nahe daran sie gewesen war, den geliebten Gatten — dem ein Obrist-Patent seine Schmerzen vergütete — zu verlieren. — Sobald es sich thun ließ, folgte sie jetzt dem, ihr zum zweiten Mal Geschenkten, und es begannen die schönen, so bitter gestörten Frühlingstage der glücklichen Liebe von Neuem und versprachen lange Dauer. — Der erste Keim aber zu Sophiens Glück, die geliebte Purpur-Lilie, hat sie im treuesten Bilde auch ins Ausland begleitet. Sie ist eine nie verschwindende Zierde ihres traulichsten Zimmers, und schon oft, wenn der heitere Blick der lieblichen Frau mit Wohlgefallen auf dem leicht hingehauchten Werke ruhte, ward ihr Anschauen ein stilles Gebet und freudiger Dank für den Allwaltenden, der sie, die damals kaum noch ganz den Werth der Gabe verstand, zugleich mit der seltenen, ihr so wünschenswerth scheinenden Blüthe, auch die zweite, viel schönere und nicht weniger seltene finden ließ: die Blüthe einer reinen, festen, in Sturm und Sonnenschein des Lebens unwandelbar treuen Liebe.

Caroline Stille.

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Man hat schon längst versucht: den Kanzlei-Styl ab zu schaffen; aber man vergißt vielleicht auch hier den rechten Anfang. So wär' es wohl nicht übel, wenn man die ererbte Kanzlei-Formel: „Wir, von Gottes Gnaden u. s. w." etwa so änderte: „Ich, zum Schutze des Geistes, des Rechtes, der Wahrheit und Freiheit auf das Erhabenste verpflichtet als u. s. w." Es wäre doch eine Erinnerung durch die Formel, wenn man vielleicht irgendwo die Formeln benutzte, um jede zweckmäßige Erinnerung fern zu halten.

Wenn der Mächtigste einen Bund schließt, so will er Vasallen, und wenn er den Schwächeren schmeichelt, so hat er einen Plan, der bei dem Verunglücken ihn schwach machen könnte, sorgt er nicht dafür: daß die Andern wenigstens im gleichen Verhältnisse mit ihm ermatten.

Zwischen dem Sieger und dem Besiegten macht in der Regel nur der Tod Friede. Jegliche Freundschaft ist da ein Ablauern der Schwachheiten, die man benutzen will, um einen besseren Zeitpunkt für die Feindschaft zu finden.

Das Recht in den Waffen suchen, ist fast eben so, als wenn ein Richter den Kläger und Beklagten zum Tode verurtheilte, nur um die Mühe, ein Erkenntniß zu finden, sich ersparen zu wollen. A. Münde.

Sie.

Wahr ist dein schönes Bild; allein
Der Nachwelt wird's Erfindung seyn. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Münster. In der Aschendorffschen Buchhandlung erscheint nächstens von dem Hofgerichts-Advokaten Sommer zu Kirchhundem, in Westphalen (Verfasser der im vorigen Jahr daselbst erschienenen Schrift „von deutscher Verfassung im germanischen Preußen und im Herzogthum Westphalen"), eine neue, sehr interessante zeitgemäße Schrift „über Kirche und Staat", woraus folgende Aushebungen zur Probe dienen mögen: „Die Katholisirenden (d. i. solche, welche das katholische Element, so der bisherige Protestantismus an sich trug, vertreten) klagen oft: wie es dem protestantischen Kultus fast an aller Bedeutung ermangele, und schlagen vor, ihn mit neuen Formen zu versehen. Solche Formen sollen von oben herab angeordnet werden, durch die Geistlichkeit oder durch den Staat. Auch dies widerspricht dem Geiste des Protestantismus. Beherzigungswerth sind die Worte Gräveli's: „Der Ritus eines Gottesdienstes wird nur alsdann die Bürger wirklich zur Religions-Uebung leiten, wenn er von ihnen nicht als Gebot der Einsicht und Willkühr eines Andern, womit sie ihre eigenen Kräfte zu vergleichen versucht werden, sondern als Resultat ihrer eigenen Ueberlegung und Berathung mit ihren Mitchristen betrachtet werden kann." — Allerdings ist die Religion nicht bloß Erkenntniß, sie ist zugleich, da sie den ganzen Menschen ergreifen soll, Gefühl, und in so weit Mystik, und in diesem Betracht sind ihre Formen heilsam. So wie nun aber die katholische und protestantische Kirche sich dadurch in der Lehre unterscheiden: daß in jener der Glaube der Gesammtheit der des Einzelnen ist, und nur in minder wesentlichen nicht entschiedenen Gegenständen der Einzelne die Forschungsfreiheit hat, während in der protestantischen Kirche der Einzelne sich unbedingt genug ist — so ist hier die Verschiedenheit in der Mystik unverkennbar. Die katholische Kirche hat ein zusammenhängendes System der Mystik, dessen Mittelpunkt die Idee des Abendmahls, des Priesterthums ist, und an die sich Formen und Symbole anschließen, vermählt mit den Künsten, deren Bund mit der Kirche A. W. v. Schlegel besang — ein System der Mystik, so selbst auf traditionelle Weise allmählig ausgebildet, mit dem Ueberlieferungs-Glauben der Kirche auf mannigfache Weise verschmolzen. Bei diesem Bestande einer allgemeinen Mystik bleibt für den Einzelnen verhältnißmäßig wenig Neues zu schaffen, obgleich auch hier, wie bei der Lehre, dem Einzelnen und seiner begeisterten Andacht doch noch Manches überlassen ist. Anders bei der protestantischen Kirche. So in der Lehre, so in der Mystik ist der Einzelne auf sich verwiesen, und es mußte seyn, weil sonst die Freiheit litt; denn da die Gewalt bei der Gemeinde seyn muß, so ist keine Kirchen-Gewalt vorhanden, welche, sich göttlicher Einsetzung rühmend, das Recht, Formen zu setzen, in Anspruch nehmen konnte. Nur wenig, nur das unentbehrlichste Allgemeinste kann von der Gesellschaft die Festsetzung erhalten, alles Uebrige muß dem Einzelnen überlassen bleiben — weshalb denn die Privat-Mystik gleich dem Privat-Glauben ein ungleich weiteres Feld bei dem Protestanten als bei dem Katholiken hat — ein Umstand, der nur allein uns die, im Protestantismus häufigen Schwärmereien Einzelner, so wie beim Glauben die Exzesse Einzelner im Forschen erklären kann. Das ist eben die große Frage, die der Katholizismus und Protestantismus unter sich verhandeln: ob der Glaube und die Mystik den Charakter der Allgemeinheit oder den der Vereinzelung haben müsse? Beide Bekenntnisse stehen sich hier schnurgerade im Prinzip entgegen, und bewahren vielleicht eben dadurch einander auf heilsame Weise gegen Exzesse. Sehr verkennen daher die Protestanten den Geist ihrer Kirche, welche ihr ein Heer von Formen, größtentheils aus dem Katholizismus erborgt, geben wollen. Jegliche Frucht gedeiht nur in ihrem Boden; nimmer kann die allgemeine Mystik aus dem Katholizismus, auf protestantischen Boden verpflanzt, dort gedeihen; man würde nur ein lächerliches Zerrbild des Katholizismus aufstellen, wie solches Allen begegnet, die, das Eigene verleugnend, nach dem Fremden haschen. — Der Katholik hat Geistliche und Laien, er schreibt seiner Kirchen-Verfassung in den wesentlichen Theilen göttliche Einsetzung zu, das Corps der Bischöfe mit ihrem Haupte hält er für vom Herrn beauftragt: die Ueberlieferung zu bewahren und die Kirche zu regieren. Nicht so der Protestant u. s. w. Auch diesen Grundsatz des Protestantismus fechten die Katholisirenden an, sie wollen die Kirche durch die Geistlichkeit beherrscht wissen, sie machen nach dem Musterbilde der älteren katholischen Kirche allerhand Vorschläge, wie der Kirche Presbyterien, Kreis-Synoden (mit einem Probst an der Spitze), Provinzial-Synoden (mit einem Bischof an der Spitze) und einer Ober-Synode (mit einem Ober-Bischof) zu geben seyen; wie solche geistliche Behörden die Disziplin in der Kirche besorgen und die Gottlosen ächten müssen, so daß auch fühlbare weltliche Nachtheile mit der Aechtung verknüpft seyen." (In einer Note werden die Superintendenten Küster, Neumann und Tiebel angeführt.) „Kirchhof setzt dem Ganzen die Krone auf, indem er neben dem Cölibat, der Ohrenbeichte, der Kirchenbuße und Exkommunikation auch ohne Weiteres einen protestantischen Pabst fordert. — Diese hierarchischen Bestrebungen haben eine lächerliche und auch eine ernsthafte Seite. Lächerlich sind doch wahrlich solche Versuche, die Hierarchie zu gründen in einer Kirche, deren religiöses Leben einzig vom eigenen Gefühle des Einzelnen verfassungsmäßig abhängt. Was möchten solche Geistliche wohl erwiedern gegen den Katholiken, der sie um den Vollmachtsbrief zu solcher Herrschaft in der Kirche fragte, sie, die doch eben die Reihenfolge der katholischen Bischöfe und Synoden unterbrochen haben? Was gegen die Gemeinden, die sich von keiner Klerisey göttlicher Einrichtung überzeugen können? Was gegen den Staat, von dem doch dermalen alle ihre Amtsgewalt zu Lehn geht? Wirklich ist es schwer, sich einer gewissen sarkastischen Stimmung gegen dergleichen Entwürfe zu erwehren; auch der Ober-Präsident v. Bülow (in seiner Schrift: „Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse des christlich-evangelischen Kirchenwesens in Deutschland, besonders in Beziehung auf den preußischen Staat") hat das nicht vermocht; nachdem er die Entwürfe dargestellt, sagt er bei deren Widerlegung S. 143: „Das sind, getreu dargestellt, die Umrisse der kirchlichen Verfassung, welche die geistlichen Kirchen-Verbesserer uns zugedacht haben. Man sieht: daß dabei auf Alles, vom Kleinsten bis zum Größten, vom weißen Kreuze auf dem Rocke des Landgeistlichen bis zu den Orden, welche die Brust des Bischofs und Ober-Bischofs zieren; vom Rang und Titel bis zu der Vermögenssteuer, wodurch die Besoldungen der Synodalen, der Bischöfe und des Ober-Bischofs herbei geschafft werden sollen; von der Kirchen-Censur in der kleinsten Gemeinde bis zum allgemeinsten Kirchen-Regimente und bis zu der neuen Confession, welche man der ganzen evangelischen Kirchen-Gesellschaft aufdringen will, mit der größten Sorgfalt Bedacht genommen ist." — Ernsthaft die Sache betrachtet, sind die Geistlichen doch einigermaßen milde zu beurtheilen. Das Territorial-System galt so lange in der protestantischen Kirche, daß es fast nicht zu verwundern ist: wenn die Geistlichen bei dem ersten Einathmen freier Luft zu Exzessen verleitet werden; und nun nicht bloß frei vom Staate, sondern auch zugleich Herren in der Kirche werden wollen. Die Extreme berühren sich, und fast möchte man Schillers Worte anwenden: „daß wohl vor dem Sklaven, der die Kette breche, nicht vor dem freien Manne zu zittern sey." — R. —.

Nach Briefen aus Spanien brach unter einem Regiment, welches von Saragossa nach Valencia bestimmt war, um die dortigen Unruhen zu unterdrücken, unterweges zu Caspe eine förmliche Empörung aus, und die Soldaten erklärten sämmtlich: daß sie nicht die Waffen führten, um ihre Landsleute zu Sklaven zu machen. Der Oberst wollte sie besänftigen, allein er wurde nebst mehreren seiner Offiziere getödtet, worauf das Regiment aus einander ging. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 12. März. 41stes Blatt.

Der Parnaß.

Von M. Bondi.

Gottlieb Rittersprung war zum ersten Mal in R. Kaum angekommen vernahm er: daß „Maria Stuart" im Theater aufgeführt würde; schnell warf er seine Reisekleider ab und eilte ins Theater. Die Vorstellung war halb mittelmäßig, halb verfehlt, und Gottlieb suchte Zerstreuung, um die Verunstaltung eines Meisterwerks zu vergessen. Er trieb sich lange in der Halle herum; der bunte Menschenstrom von Schönen und Nichtschönen, von Stutzern und Nichtstutzern, aus allen Lebens-Zehnten durch einander gemischt, rauschte an ihm vorüber. Die Wagen rasselten ab, der Troß von lebendigen Kleiderstöcken, von Dienstboten mit Umschlage-Tüchern, Mänteln und Ueberröcken behangen, verlor sich. Zwei junge Leute, die lange mit einander gesprochen, trennten sich jetzt unter traulichem Händedruck. „Wo trifft man Dich morgen Abend?" rief der Eine dem Andern laut nach. — „Wo ich heute zu treffen bin: auf dem Parnaß!" erwiederte Jener. — Auf dem Parnaß? dachte Gottlieb mit Verwunderung bei sich; — meint der Herr nur ein Wolken-Gebirge der Phantasie, oder gäb es hier wirklich einen Versammlungs-Ort, der diesen Namen trüge? — Er behielt den Parnaßgänger scharf im Auge und folgte ihm auf seiner weitläufigen Wanderung durch die halbe Stadt unverdrossen nach. Endlich waren sie am Ziel und Jener ging in ein großes Haus. Neugierig, den gemauerten Musenberg von innen zu beschauen, trat Gottlieb ihm nach ins nächste Zimmer. — Dix-huit à treize, seize à dix-huit! waren die ersten artikulirten Laute, die hier zu seinen Ohren drangen. „Da hört man gleich" sprach er zu sich selbst: „daß die Parnaß-Insassen mehr als drei zählen können, und sogar in einer fremden Sprache. Sie spielen Billard, wahrscheinlich um sich durch das Point-Zählen zum Sylben-Zählen fertig zu machen, und wenn ihnen die Pointen so vortreflich gelingen, als die Points, so müssen furchtbare Epigrammen-Hagel von diesem Parnaß herab schauern." — Die Bewegungen der Billard-Spieler mit den Kugelstoßern drängten den armen Rittersprung an die Wand und endlich ins Nebenzimmer. — Dort floß der kastalische Quell aus einem großen Fasse in blecherne Kannen und steinerne Krüge; dichte Wolken verdüsterten die Flammen der Lichter und machten die Anwesenden in mäßiger Entfernung unsichtbar; Tabacks-Aroma erfüllte die Luft, und vor dem lauten Vielgespräch, das fernem Donnergetöse glich, war kein unterscheidbares Wort zu vernehmen. Dieses große Schauspiel wirkte zu mächtig, ja betäubend auf ihn. Gottlieb suchte einen Ausweg; er wandte sich um, der geöffnete Keller stand ihm entgegen. „Da erblick' ich ja" rief er, „die korykische Höhle!" und stieg ein Paar Stufen hinab, um sich da unten vor dem Teufelslärm, wie die Bewohner von Delphi vor dem Xerxes, zu bergen. — „Was suchen Sie, mein schöner Herr?" fragte ihn ein Mädchen mit schelmischen Augen, die ihm mit ein Paar Flaschen Doppelbier unter dem Arm auf der Treppe entgegen kam. — „Einen stillen Aufenthalt!" erwiederte Gottlieb. —

„Belieben Sie ins Speise-Zimmer zu gehen!“ erwiederte die Keller-Nymphe und wies ihm recht freundlich die Thür. — Drei Herren saßen an dem langen weißgedeckten Tisch weitschichtig aus einander. Gottlieb nahm Einem derselben gegenüber, der bei der Parnaß-Kost nicht zu verderben schien, Platz. Der Marqueur sprang herbei, putzte die tief herab gebrannten Lichter und fragte nach Gottliebs Befehlen. Gottlieb musterte den Speise-Katalog; aber das Beste war schon vergriffen und zu einer zweiten, selbst verminderten Auflage wollte sich der Verleger nicht verstehen. — „Wie läßt sich da befehlen“ rief Gottlieb, „wenn die Mannschaften nur noch auf dem Papiere vorhanden sind? Der Magen ist kein gläubiger Zeitungs-Leser, der sich mit Schwarz auf Weiß abspeisen läßt.“ — „Wir können neue mobil machen!“ antwortete der Marqueur; „befehlen Sie Ragout, Frikassee?“ — „Keine Depot-Bataillons, untergesteckte Invaliden, nichts Zusammengeflicktes!“ rief Gottlieb; „geben Sie mir kalte Küche.“ — Eine Flasche Kleinburgunder machte ihn fröhlich. — „Wie schmeckt der Bergunter?“ fragte sein Gegenüber. — „Ich hoffe“ entgegnete Gottlieb, „er soll meiner Laune Bergauf helfen, die in der Stickluft daneben ziemlich Parterre gedrückt wurde. — Doch apropos, ich habe meinen Barometer vergessen, um die Höhe dieses Musenberges zu messen; so viel sehe ich aber: daß derselbe erstaunlich hoch liegen muß, da schon auf der Höhe, wo wir uns befinden, kein Blättchen von literarischer Vegetation an zu treffen ist.“ — „Sie wollen damit sagen“ sprach der Korpulente, „daß es hier nichts zu lesen giebt; ich denke: das ist gut.“ — „Wenn man das Sprüchlein für wahr hält“ fiel Gottlieb ein: „Plenus venter non studet libenter.“ — „Das Sprüchlein“ entgegnete Jener, „findet bei mir keine Anwendung, denn ich studire auch mit leerem Bauche nicht gern; allein ich bin dem Lesen bei Tische deshalb entgegen, weil es die Menschen isolirt und die gesellige Unterhaltung, die an öffentlichen Wirthstafeln ohnehin nur lose zusammen hängt, vollends zerstört. Zugleich war ich oft Zeuge: wie durch die politische oder literarische Zukost nur Groll und Hader unter den Gästen erwuchs, wenn z. B. Einer den immerwährenden Vorgenuß oder die alleinige Beschlagnahme derselben sich anmaßte, oder wenn ein Anderer seinem Nachbar die Freude der Ueberraschung beim Selbstlesen vergällte, indem er ihm, ehe dieser noch dazu kam, die wichtigsten Neuigkeiten Stückweise vorbrockte; oder wenn ein Dritter in den Leseblättern so lange herum buchstabirte, daß kein Tischgenosse das Ende seiner Leseübung erwarten konnte; oder wenn ein Vierter sogar — was auch bisweilen geschah — um ungestörter zu lesen, die Zeitung zugleich mit sich entfernte“ — „In diesem Betracht“ äußerte Gottlieb, „muß ich Ihnen beipflichten, und wiewohl der gedruckte Buchstabe manchmal bei mangelnder Tischunterhaltung entschädigt oder vor lästigem Gespräch rettet, so liebe ich ihn doch nicht bei der Serviette. Hier aber finde ich den Mangel literarischer Zukost — um mich Ihres Ausdruckes zu bedienen — um so auffallender, da der viel verheißende Name „Parnaß“ den Freund geistiger Nahrung zu hohen Erwartungen berechtigt.“ — „Denen“ entgegnete der Korpulente, „wird der Zustand unsres Musenberges auch entsprechen, wenn ihr Freund, um ihn zu besuchen, eine Treppe höher hinauf sich bemühen will; denn was Sie hier sehen, ist nur ein gewöhnlicher Unterhaltungs- und Erfrischungs-Ort, der mit dem Parnaß nichts gemein hat, als den angemaßten Namen.“ — Gottlieb war wie aus den Wolken gefallen, ohne daß er dem Parnaß dadurch einen Schritt näher kam. Es verlangte ihn sehr, denselben noch heute zu besuchen. Er schied von dem Korpulenten, für die ihm ertheilte Auskunft dankend, und lief ungeduldig die Treppe hinauf. (Der Schluß folgt.)

H a m l e t.

Eine altdeutsche Sage.

Vorwort. Von allen Einheriarn (Heroen) der altnordischen Dichtung ist uns eigentlich Keiner, als Hamlet, dem Wesen nach allgemein bekannt. Durch Shakespeare ist die Kunde von ihm ausgebreitet worden. Doch auch dieser hat ihn weniger als mythische Gestalt dargestellt; nicht wie einen Heros aus alter grauer Vorzeit läßt er ihn auftreten, sondern schildert ihn als einen heldenmäßigen Menschen, der in einer historischen und zwar schon christlichen Zeit gelebt hätte. Doch sein Wesen, die tiefsinnige, zarte Wehmuth, den schweren Trübsinn finden wir in dem Gedichte Shakespeares vollkommen wiedergegeben. Kühn kann man behaupten: daß in allen weltlichen Dichtungen keine einzige Sage erfunden ist, die tragischer wäre, als die von Hamlet. Und nicht ohne tiefe Bedeutung scheint es zu seyn: daß der alte Volksglaube das Leben in Trauer, nämlich das des schmerzenreichen Hamlets, auf die Zeit des Kampfes der Menschen gegen die Götter, in welchem Balder, der Gott der Liebe und Milde, fiel, hat folgen lassen. — Fehlte dem Hamlet sein Tiefsinn und die wehmüthige Gemüthlichkeit, so würde er sehr viel Aehnlichkeit haben mit dem Eulenspiegel; der Verstand Beider bewegt sich in ähnlichem Charakter und Sinn: Menschenwitz und Menschenlist zu Schanden zu machen. Aber dem Eulenspiegel geht eben das Beste, was wir im Hamlet finden, ab; nämlich das tiefe, tragische Gemüth, das die ganze Welt von dunklem Trauerflor umhüllt, von Verderben und Sündhaftigkeit ergriffen sieht. Hierin auch liegt eben die tragische Bedeutung Hamlets. — Es kann jedoch nicht die Absicht seyn, diese Idee hier weiter zu verfolgen. Wir wollen

bloß in allgemeinen Umrissen den Charakter andeuten; den ihm die alte Volkssage beigelegt hat. Die folgende, aus den Quellen geschöpfte und lediglich nach Aussage derselben abgefaßte Darstellung seines Wesens und Thuns schien aber ein allgemeines Interesse zu haben, da der Shakespearesche Hamlet Jedem bekannt ist, und Vielen die Gelegenheit angenehm seyn mag, einen Vergleich an zu stellen zwischen dem neuen und dem alten Hamlet, um daraus ersehen zu können, wie Shakespeare die vorgefundene Sage gebraucht und benutzt habe. Im Charakter und Geist ist Shakespeare der alten Dichtung treu geblieben; das Liebes-Verhältniß findet man in anderer Gestalt, die Scene mit der Mutter fast ganz wieder. Zwei der am meisten tragischen Ideen hat Shakespeare zu benutzen keine Veranlassung gefunden; Hamlet nämlich sieht — der Sage nach — selbst in der höchsten Freude des Gastmahls die ganze Natur nur erfüllt von Mord, Todtschlag und Sünde, indem ihm Speise und Trank den Geruch von Blut und Todtengebeinen aushauchen. Dann auch weiter ist es eine höchst tragische Erfindung: daß unser Held in der Schlacht mit dem Könige der Brittannier sogar den Beistand der Todten zu Hülfe nimmt, daß sie ihm den Sieg gewinnen helfen, und wir scheiden wehmuthsvoll von ihm, wenn wir sehen: daß sein böses Geschick, in der Untreue seiner Geliebten, ihn noch nach seinem Tode nicht verläßt. (Die Sage folgt.) Dr. Stuhr.

Sonderbares Ende einer Vorstellung von Voltaire's „Zaire".

Herr Bond, ein Mann von Geist und sehr geläutertem Geschmacke, machte sich vorzüglich durch seine Leidenschaft für das Theater bekannt. Er hatte eine große Vorliebe für Voltaire's „Zaire", und nicht damit zufrieden, daß er sie französisch ganz auswendig wußte, vermochte er auch einen der besten Dichter in London, sie ins Englische zu übersetzen. Bond's Absicht war, sie auf dem Theater von Drurylane vorstellen zu lassen. Er und seine Freunde gaben sich zwei Jahre lang alle Mühe: daß die Direktoren dieser Bühne sie annehmen möchten; doch das Stück wurde zwanzig Mal angekündigt, ohne daß es zur Ausführung kam. Da Bond endlich alle Hoffnung aufgab, es auf einem der stehenden Theater aufgeführt zu sehen, so übernahm er selbst, nebst einigen andern Theater-Freunden, die Vorstellung im großen Saale von York-Beildings. Die Rollen wurden ausgetheilt, und die ganze Stadt von diesem, ihr zu Gefallen veranstalteten Unternehmen benachrichtigt. Bond, der damals schon 60 Jahre alt war, wählte für sich Lusignans Rolle, da diese seinem Talent und Alter am angemessensten war. Er sparte weder Fleiß noch Kosten, sich in den Stand zu setzen, sie mit Auszeichnung zu spielen. Die ganze Einnahme der Vorstellung überließ er dem Dichter, der das Stück übersetzt hatte. — Der Tag erschien. Nie war eine Versammlung glänzender und zahlreicher. Die ersten Aufzüge wurden unter Beifall aller Stände gespielt. Jetzt wartete man auf Lusignan; er kam, und jedes Herz ward schon bei dem Anblick des ehrwürdigen Greises gerührt; aber Bond selbst war gerührter noch als alle Uebrigen. Er ließ sich von seiner lebhaften Einbildungskraft und heftigen Empfindung so hinreißen, daß, als er sich zu schwach fühlte, eine solche Erschütterung aus zu halten, er in dem Augenblicke, wo er seine Tochter erkannte, ohnmächtig ward. Anfangs glaubte man, es sey eine nachgemachte Ohnmacht, und Jedermann bewunderte die Kunst, womit er die Natur kopirte; allein da es zu lange dauerte, und die Zuschauer unruhig zu werden anfingen, so äußerten Chatillon und Zaire ihm zu: es sey Zeit, damit auf zu hören. Er öffnete einen Augenblick die Augen, schloß sie aber sogleich wieder, fiel, ohne ein Wort zu sprechen, vom Stuhl, schlug die Arme aus einander, und dieser Moment war der letzte seines Lebens. (Nouveaux Mémoires d'Histoire etc. par d'Artigny. T. I. p. 274.)

v. Göckingk.

Fündlinge.

Landgraf Philipp von Hessen, der zu Luthers Zeiten lebte, stiftete ein Armen-Hospital im Kloster Henaw, drei Meilen von Marburg. Ueber das Thor hat er folgenden Fluch setzen lassen:

Wer Etwas diesem Haus entzeucht,
Die Armen um ein Klein's betreugt,
Sich zudringt ohne eig'ne Noth
Und so mißbraucht der Armen Brot;
Verflucht derselb' so lange bleib
An Ehr' und Gut und seinem Leib,
Bis er sein' Sünd' erkennen thu',
Den Armen lass' das Ihr' mit Ruh.

Vielen ist's wohl unbekannt: daß das musikalische Instrument „Pantalon" eigentlich Panthaleon heißen soll von seinem Erfinder Panthaleon Hebenstreit, der ein Tonkünstler in Dresden war. (S. Keyßlers Reisen, 1740.) Haug.

Epigramme. Nach dem Lateinischen.

Lektüre.

Herrliche Bücher im Schrank zu häufen, ist glänzender Hausrath;
Nützlicher ist es fürwahr, Eins zu gebrauchen recht oft.

Der Wundarzt.

Ob ich mir Krieg oder Frieden ersteh'? Es nutzen mir beide;
Denn es bereichert mich Mars und Cytherea zugleich.

Ebbe und Fluth.

Auch bei der Liebe ist Ebbe und Fluth, wie am Strande des Meeres;
Wunderbar scheint es mir nicht: Venus entsprang ja der Fluth!

A. D. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Der Erzähler, eine Unterhaltungsschrift für Gebildete. Herausgegeben von Hartwig von Hundt-Radowsky." Erster Band. (Berlin, bei G. Hayn, 1819.) — Dieses Werk ist, nach der Vorrede des Herausgebers, der Aufnahme kleiner, noch ungedruckter prosaischer Original-Erzählungen, welche als wirkliche Erzeugnisse der Phantasie erscheinen, gewidmet. Mehrere bekannte und beliebte Schriftsteller haben zu dem vorliegenden ersten Bändchen Beiträge geliefert, in dessen Anzeige Rez. um so kürzer seyn kann, da fast alle Theilnehmer an demselben auch als Mitarbeiter an dem „Gesellschafter" seinen Lesern keine Fremdlinge sind; zugleich legt ihm aber dieser Umstand — auch bei der Kürze — eine desto strengere Beurtheilung auf. — Unter den zwölf Erzählungen sind neun, welche Begebenheiten und Verhältnisse aus dem heutigen Leben behandeln. Im Allgemeinen hat Rez. bei der Lesung dieser letzteren das geringe Talent des Deutschen bedauert, das feine Weltleben der neueren Zeit mit Leichtigkeit, Wahrheit und Interesse dar zu stellen. Wie sehr stehen wir darin den Franzosen, Italienern und Engländern nach! Der Humor will auch nicht ausreichen, den vom Schriftsteller selbst gefühlten Mangel zu ersetzen, und man vermeidet so nicht immer das Unanständige. Daher hilft man sich mit dem Romantisiren der alltäglichen Zeit, und Ahnungen und Gespenster müssen in die modernen Ballsäle und Gesellschafts-Zimmer eingeführt werden, um die Langeweile daraus zu vertreiben. — „Meister Hoffmann" von Karl Stein, stellt deutsches Bürgerleben einfach und würdig dar. „Die Heirath aus Kurzsichtigkeit" von M. Bondi, ist in der launigen Selbsterzählung des Helden der Geschichte originell und gehalten. „Die Liebes-Kur" von Friedrich Laun, zeigt in der Form den geübten, aber auch etwas flüchtigen Erzähler; der Inhalt ist nicht reich, aber das Ende doch ungewöhnlich. „Der Taubstumme" von Julius v. Voß, kündigt sich als eine Vormunds-Geschichte an, bei der man sich am guten Vortrag befriedigt. „Die weißen Rosen" von Amalie v. Helf, lassen wünschen: daß das Ganze mit gleicher Liebe und Treue durchgeführt sey; der Anfang der Erzählung ist musterhaft und läßt einen Roman von größerem Umfange erwarten. Dasselbe Lob und derselbe Vorwurf trifft Karl Seidels Erzählung: „der Engel im Domino"; die Begebenheit spielt in Neapel und nimmt im Anfang das Interesse des Lesers zu sehr in Anspruch, um dann plötzlich mit einer Verheirathung durch Verwendung der Gesandtschaft zu endigen. „Das Loos Nummer 99" vom Herausgeber, ist von etwas mehr als Derbheit in Form und Inhalt nicht frei zu sprechen; ich führe nur an: daß ein, durch Stockprügel zur Einwilligung in eine Verlobung gezwungenes Mädchen (die Scene ist sogar ziemlich umständlich ausgeführt); es mag nun diese Erscheinung in Willenwalde noch so gewöhnlich seyn, doch das Gefühl verletzen muß. Karl Müchlers Erzählung: „Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten" die in England spielt, läßt gleich im Anfang zu sehr das Ende sehen, ist aber mit Leichtigkeit durchgeführt, und „der Seidenknäuel" von Ernestine v. Krosigk, ist nicht übel gewickelt. — Die Erzählung von Gubitz, deren Titel: „die Stimmenquelle der Schöpfung" eine naturphilosophische Abhandlung erwarten läßt, ist eine Sage aus den Zeiten der Kreuzzüge, die gewiß eben so unterhaltend seyn würde, auch wenn diese Stimmenquelle der Schöpfung, die übrigens ein Erd-Orakel im Morgenlande ist, gar nicht darin spräche; denn der Spruch dieses Orakels thut nichts zur Katastrophe, sondern es ist die ganz natürliche Ankunft seines Freundes Bruno und dessen erschütternde Nachricht, die den Helden der Geschichte zur Heimkehr zu seiner verkannten Geliebten bewegt. *) „Der schwarzen Katze" von Gerle, liegt eine bekannte Volkssage zu Grunde. Die antike Erzählung von Louise Brachmann: „der Schüler des Praxiteles" sollte, besonders als Uebertragung (!) und da der Held ein Bildhauer ist, in der Form fleißiger gehalten seyn. Ich führe S. 273 und 274 an, wo die vielen falsch geschriebenen Eigennamen die Nachlässigkeit des Styls noch auffallender machen. Den Hexametern, die der Erzählung eingewebt sind, will ich die Sylben nicht zählen, noch messen. Wilhelm Müller.

*) In der Ansicht: daß freie Meinung im „Gesellschafter" überall, mithin auch in Aeußerungen gegen meine eigenen schriftstellerischen Arbeiten gestattet seyn muß, überlaß' ich den Lesern des „Erzählers" die Entscheidung. Gz.

Man sagt, Hr. Benjamin Constant, der die „Geschichte der hundert Tage" schrieb und sie eben zum Druck befördern wollte, wäre dadurch zur Verzögerung angemahnt: daß man ihm auf allerlei Weise Gold oder Pistolen angeboten hätte. Da er nun mehr als ein Mal noch hundert Tage überleben möchte, so setzt ihn diese Alternative in große Verlegenheit. (Courier.)

„Verdammt!" sagte Einer der Patrioten in Südamerika zu seinen Kameraden — „die Spanier wollen Jeden, den sie von uns gefangen nehmen, hängen oder erschießen; wenn ich einmal einen Spanier bekomme —!" — „Nun, was wirst Du mit ihm thun?" — wurde er gefragt und er antwortete: „Ich lass' ihn wahrhaftig für Geld sehen, denn die Spanier werden hier immer seltener!" (Morn. Chron.)

Jemand macht den Vorschlag: da es seit einiger Zeit so viele berühmte Hunde gegeben hat, und auch schon in alten Zeiten deren existirt haben, vom Hund des Ulysses bis auf den Hund des Aubry, so möchte sich die Mühe lohnen, auch einmal eine „Biographie aller berühmten Hunde" zu schreiben, wie deren eine aller berühmten Männer existirt. — Schade, daß es keine Selbstbiographien seyn können! (Journ. gén.)

Ein Postillon, welcher die Post nach Braisne fuhr, starb neulich recht in seinem Beruf. Er war auf dem Pferde im Sterben, und so, von den Steigbügeln gehalten, herab gesunken; die Pferde schleppten ihn behutsam und langsamen Ganges nach Fismes hinein. Man brachte ihn sogleich zu einem Wundarzt, aber er verschied im Augenblick. (Journ. d. Comm.)

Ein Deutscher, Namens Kretschman, will jetzt ein Journal herausgeben, in welchem er verspricht: Europa von dem „Gespenst, das unter dem Namen Constitution umgeht" zu befreien. (Journ. gén.) Es könnte dies Gespenst ein Gegenstück zur weißen Frau, nämlich eine weiße Frau seyn, wenn man diese Erscheinung überall mit der nöthigen Ruhe zu empfangen wüßte. Denn nur eine solche Ruhe kann hier überwinden, wenn man bemerken muß: daß eine irrdische Constellation, d. h. Stand und Verhältnisse der Sterne unter einander, der Constitution nicht so ganz günstig ist.

Von dem französischen Marschall Catinat, welcher am 25. Februar 1712 starb, sagte Ludwig XIV. einmal: „Ist's Villeroy, so schlage ich ihn; ist's Vendome, so schlagen wir uns; ist's aber Catinat, so schlägt er mich." (Journ. gén.) Der auch als Mensch rühmenswerthe Catinat starb aber doch in Ungnade, weil der große Ludwig XIV. ihm Unglück nicht verzeihen konnte!!

Hinter den englischen Bajonetten ist in der Regel ein Zug großer Waaren-Ballen, und alle Schlachtfelder, wo dieses Volk sein Blut verspritzt, verwandeln sich bald in eben so viel Waaren-Ablager, wo die Produkte seiner Manufakturen ihren Absatz finden. (Gaz. d. Fr.) „Viele Beweise sagen Euch: Ein Treffen bringt den Britten einen Treffer; auf dem Wahlplatz ist kaum die Todten-Messe verklungen, so beginnt eine andre Messe und ein neues Losschlagen mit Schleudern, bis man ein Schlachtfeld gewahrt für inländische Fabrikanten und die Engländer lebend auf dem Platze bleiben."

Es existiren jetzt in Frankreich 8 Häuser, um Wahnsinnige auf zu nehmen; es sind hier etwa 1200 solcher Kranken verwahrt; über 5000 sind in den Hospitälern, Armenhäusern und Gefängnissen vertheilt, und doch sind noch 2 — 3000, welche bei ihren Familien existiren oder hülflos umher gehen. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 13. März. 42stes Blatt.

Die altdänische Sage von Hamlet.

Zur Zeit, da Rorich Ober-König in Dänemark war, der — nach der alten Sage — mehrere Menschenalter vor Christi Geburt gelebt haben soll, herrschte Gerwendill als Unter-König über den Stamm der Jüten. Nach seinem Tode folgten in der Herrschaft, der damaligen Sitte gemäß, seine beiden Söhne Horwendill und Fengo. Horwendill, dem die friedliche Ruhe daheim keine Freude brachte, ergab sich nicht lange darnach dem Seeräuberleben, um sich dadurch Reichthum zu erwerben, wie auch Ruhm und Ehre vor dem Volke. Bald erscholl der Ruf seiner Tapferkeit weit über den ganzen Norden, und da derselbe auch zu den Ohren Collers, des Königs von Norwegen, drang, fühlte sich dieser versucht, seine Kräfte mit denen des weitberühmten Helden zu messen. Also rüstete er seine Schiffe, besetzte sie mit getreuen Mannen und ging auf Seefahrt aus, den Horwendill auf zu suchen. In der Mitte des, die Nord- und Ostsee verknüpfenden Meerbusens lag eine Insel, die durch ihre grünen Ufer und waldbewachsenen Ebenen freundlich die vorbei fahrenden Schiffer zum Landen einlud. Der Zufall fügte es: daß gerade zu derselben Zeit Horwendill und Coller mit ihren Schiffen, jeder an dem entgegengesetzten Ufer der Insel, gelandet waren. Arglos wandelten die Könige einsam unter den Bäumen, und so verloren Beide sich weit von ihren Mannen, und sie begegneten sich in dem dichtesten Haine ohne Zeugen und ohne Mitkämpfer. Den Coller erblickend erkannte ihn Horwendill alsobald als seinen Feind; ohne Zögern also sprach er ihn rufend an, und fragte ihn: welche Art des Kampfes er begehre? selbst dafür haltend: daß der Zweikampf jedem andern vor zu ziehen sey, als in welchem die Tapferkeit und der Muth des Einzelnen sich eben am herrlichsten kund thun könne. Auch Coller stimmte dieser Meinung bei, und man entschloß sich, den Zweikampf sogleich auf der Stelle ohne Schiedsrichter ein zu gehn. Doch ward, da der Ausgang des Kampfes zweifelhaft wäre, vorher ausgemacht und dies durch gegenseitige heilige Eide bekräftigt: daß der überlebende Sieger dem Besiegten die letzte Ehre zu erweisen nicht unterlassen, und demselben eine würdige und reiche Todtenfeier anordnen solle. Man begann unter den Bäumen, durch dessen grünes Laub freundlich und heiter das helle Licht der Sonne herab schien, den Kampf. Im Ungestüm, da der Feind nur bestrebt war, sich durch den großen Schild zu schützen vor den Schlägen, warf Horwendill, bloß auf den Angriff bedacht, den eigenen Schild von sich weg und ergriff, stärkere Schläge aus zu theilen, sein Schwerdt mit beiden Händen. Der Kühnheit fehlte ein glücklicher Erfolg nicht; durch die häufigen Schläge ward der Schild Collers endlich zerhauen und Horwendill schlug ihm darauf das Schienbein durch, so daß der Verwundete zur Erde fiel und, vom Blutverlust ermattet, bald den Geist aufgab. Seinem Versprechen gemäß ließ Horwendill nun dem Verstorbenen eine prachtvolle, königliche Todtenfeier anordnen, wie auch einen großen Hügel über dessen Grab aufwerfen. Darauf suchte er die Schwester des Königs von Norwegen,

Sela mit Namen, auf, die — des seeräuberischen Kriegshandwerkes gleichfalls erfahren und kundig — nach Rache durstete über den Tod ihres Bruders. Beide Flotten begegneten sich auf offener See, allwo in der Schlacht Horwendill den Sieg davon trug und die Sela getödtet wurde. — Mehrere Jahre noch überließ der Jüten-Fürst sich dem Kriegsgeschick und erwarb in vielen Schlachten und Gefechten große Reichthümer; darnach ging er zu dem Dänen-Könige Rorich, dessen Freundschaft er eifrigst suchte und brachte demselben die auserwählteste Beute zum Geschenk dar. Zum Lohn ward ihm des Königs Tochter zu Theil, die Gerutha, mit der er den Hamlet zeugte. — Das Glück indeß, das er nun, geehrt von dem Stamme der Jüten, die er in Frieden und Ruhe beherrschte, und geliebt von dem ihm verschwägerten Dänen-Könige, genoß, beneidete ihm bald sein Bruder Fengo. Also stellte ihm dieser heimlich nach, und erschlug den Bruder, da ihm einstmals die Gelegenheit sich darbot. Durch verführerische Reden wußte darauf Fengo die Gerutha zu bewegen, das vom Brudermord befleckte Ehebett mit ihm zu theilen. (Die Fortsetzung folgt.)

Der Parnaß.

(Schluß.)

„Wer klopft noch so spät?“ fragte eine Stimme inwendig. — „Ein Fremder!“ antwortete Gottlieb durch's Schlüsselloch. — „Aha, ein Peregrinus!“ erscholl's von innen; „was steht zu Dero Diensten?“ — „Den Parnaß zu besehen!“ — Gottlieb wurde eingelassen. Ein ältlicher Mann begrüßte ihn, nach seinem Namen fragend. Rittersprung nannte den seinigen und lernte dafür Herrn Stiftius kennen. — „Ein schöner Name, ein gehaltvoller Name, der heut zu Tage etwas werth ist!“ rief Herr Stiftius. — „Er taugt wenigstens zu einem Sylben-Räthsel!“ erwiederte Gottlieb. — „Nein, das mein' ich nicht!“ sprach Herr Stiftius, „denn um Räthsel-Firlefanz bekümmere ich mich so wenig als um Kinder-Spielzeug; aber er erinnert an das beliebte Mittelalter, an die edle Ritterzeit, an Ludwig des Springers Heldensprung und ähnliche Geschichten. Der Name klingt mir auch bekannt. Haben Sie nicht etwas geschrieben? ich dächt' aber, es müßte schon lange her seyn.“ — „Ungefähr zwei Monate!“ entgegnete Gottlieb, indem er sein Produkt näher bezeichnete. — „Du lieber Himmel!“ rief Herr Stiftius; „das ist ja eine Ewigkeit. Ein Schriftsteller, der im Andenken behalten seyn will, muß, wie die Kaninchen, wenigstens alle vier Wochen Junge zur Welt bringen. Es geht den Schriftstellern, wie den Pythagoräern; so wie diese für moralisch todt gehalten wurden, sobald sie ihre Sekte verließen, hält man jene für literarisch todt, sobald ihr Name nicht zu jeder Messe auf neuen Titel-Blättern prangt. — Der Hunger des großen Lese-Molochs ist gar groß, dem können nicht genug Kindlein zum Opfer dargebracht werden. Kennen Sie diesen Vogel?“ — „Es ist der Phönix, wie ihn Herodot beschreibt!“ bemerkte Gottlieb. — Dieser Wundervogel breitete seine Fittiche über einen aschfarbenen Kasten aus. Stiftius hob den Deckel desselben in die Höhe. Gottlieb sah hinein, lauter Druckpapier-Fragmente lagen darin. — „Da haben Sie eine zerlesene Literatur!“ rief Stiftius; „Sie glauben nicht, wie sich das zerfallene Blätterlaub häuft. Die Lese-Schaar wird stärker, das Papier unsrer fliegenden Literatur immer schwächer; wie kann es anders kommen: als daß Blätter und Blüthen-Kapseln, die heute hervorgesproßen, morgen schon zu Dünger für die Papiermühle hinwelken.“ — Sie gingen weiter; Gottlieb ward von dem Anblick des Musenberges höchst überrascht, er hatte sich denselben nicht in solcher Gestalt gedacht. Ein ungeheures Gestell, der Form eines Berges nachgebildet, auch in seiner Aeußerlichkeit bergähnlich, aus dessen Haupt drei gewaltige Spitzen hervor ragten, wovon die gegen Süden liegende Spitze, Hyampea genannt, sich wiederum in zwei Felsenhörner zerklüftete, *) trug alle die periodisch sich fortreihenden Erzeugnisse der Presse des In- und Auslandes. Sie lagen in Behältnissen, wovon keines dem andern gleich sah, denn jedes ahmte die Form eines andern Vogelnestes nach. Stiftius hatte die ganze fliegende Literatur als einen Schwarm durch einander gemischter Vögel aller Gattungen auf seinem Parnaß versinnbildlicht. Kein Vogel-Name war nach Willkühr vertheilt, jeglicher stand in treffender Beziehung zur Wesenheit des damit Bezeichneten; dabei ward der wissenschaftliche Zusammenhang nicht gestört. Die drei Parnaß-Spitzen schieden unter sich die drei Gebiete: der Politik, der Unterhaltung und der strengeren Gelehrsamkeit. Letztere theilte sich wieder; ein Horn war mit beurtheilenden, das andere mit reflektirend-didaktischen Vögeln besetzt. Für hinzu kommende Fluggeschöpfe fand sich auf jeder Spitze noch Raum genug. — „Wenn aber eine Zeitschrift abstirbt“ fragte Gottlieb, „wie verwenden Sie da das erledigte Vogelnest?“ — „Ein solcher Todesfall“ entgegnete Herr Stiftius, „bringt mich nicht in Verlegenheit. Der Raum, den die Verblichene einnahm, wird gewiß schnell wieder durch eine Neugeburt ausgefüllt, denn unser Zeitschriftenthum grünt und wächst lustig fort, wie der Cacaobaum, dem die Natur jedes herab gefallene Blatt frisch durch ein neues ersetzt. — Sie werden sich aber wundern“ fuhr er fort, „auf meinem Parnaß alle Nester leer zu finden. Dessen Bewohner beobachten eine umgekehrte Ordnung; sie sind das Widerspiel ihrer in der Luft herum flatternden Brüder. So wie diese bei Tag

*) Man vergleiche damit Chandlers Reise durch Griechenland.

herum schwärmen und Nachts heim fliegen, weilen jene am Tage ruhig in ihren Nestern und beginnen erst mit der herein brechenden Nacht ihren Flug." — „Sie haben wohl viele Nachtleser?" fragte Gottlieb. — „Allerdings!" bejahte Herr Stiftius, „andere Theilnehmer wiederum, die sich den Tag über voll lesen, schicken dabei noch gern ihren Frauen, wie bei Schützen- oder Meister-Schmäusen, ein Bescheid-Essen auf den Abend nach Hause; noch Andere wollen des Nachts ruhig genießen, wovon sie am Tage nur kosteten. Geschäfts-Leute aber, die einen großen Theil des Tages am Schreibpulte und den Abend am Spieltische zubringen, wählen lieber die frühen Morgenstunden dazu. Ihre Mußezeit gleicht der Blume des Gauchbarts (T. pratense), die am Morgen aufblüht und sich Vormittags gegen 10 Uhr wieder schließt. Manche meiner Vögel verspätigen sich daher auf ihrem Rückflug; allein für die meisten der Parnaß-Besucher, die sich, bis auf ein Paar müßige Privatgelehrte, erst nach der Parade einstellen, kommen sie zeitig genug." — „Was ich aber vermisse" rief Gottlieb, „das sind Wörterbücher, diese vielgebrauchten Kraftsuppen-Schüsseln, in die alle Weisheit und Gelehrsamkeit wörterweise eingebrockt wird, diese großen Lotto-Räder voll Treffer für die Wißbegier, diese alphabetischen Wurzel-Extrakte aus den Riesenwäldern der Vorzeit und Gegenwart, diese gedruckten Allwisser und Zurechtweiser, diese geheimen Lehrer, Repetenten und Polyhistor-Ammen, diese Dütchen- und Pfennig-Krämer der Gelehrsamkeit, die überall ihren Kram aufschlagen, wo literarischer Markt gehalten wird." — „Sehen Sie nur dort hin!" erwiederte der Parnaß-Halter. — Ein hoher, weithin schattender Baum stand da, der in seinen Aesten und Zweigen alle nur vorhandene Wörterbücher und Encyklopädieen wiegte. „Sehen Sie" fuhr er fort, „das ist der Baum der Erkenntniß. Was sagen Sie nun?" — „Ich bin befriedigt!" sprach Gottlieb. — „Ich aber nicht!" entgegnete Herr Stiftius, „da Sie sich noch nicht in das Gedenkbuch des Parnasses eingeschrieben haben, welches von jedem Besucher dieser Anstalt gern ein schriftliches Andenken zurück behält." — Gottlieb zeigte sich bereit dazu und schrieb folgende Verse hinein aus dem Homer:

Viel sind zwar der Vögel umher in den Strahlen der Sonne
Schwebend, jedoch nicht alle bedeutende.

Odyssee II., 182—183.

Zur Charakteristik Gustav Adolphs.

In der Schlacht bei Meeve in Preußen, zwischen den Schweden und Polen, 1626, begab sich der Ober-Hofprediger des Königs, der nachmalige Bischof von Linköping, Joh. Bothwidi, mit den übrigen Geistlichen, welche mit zu Felde waren, auf einen Berg in der Nähe des Schlachtfeldes, und bat Gott um einen glücklichen Ausgang. Nach gewonnenem Siege rief ihn Gustav Adolph zu sich und sagte ihm freundlich: „Herr Doktor, heute war es nicht schwer für uns zu fechten, denn Moses stand auf dem Berge und kämpfte mit Gebet." (Loccenii Hist. Svec.)

So wie Gustav Adolph am 24sten Juni 1630 den ersten Fuß auf deutschen Boden oder auf die Insel Ruden gesetzt hatte, fiel er auf die Knie und bat Gott: daß er sein, nur die Errettung der wahren Kirche und die Befreiung der Protestanten von einem sehr niederdrückenden weltlichen Joche bezweckendes Unternehmen segnen möchte. Alle Anwesenden, welche dieses laut ausgesprochene Gebet hörten, konnten der Thränen sich nicht enthalten. Als dies der König bemerkte, sagte er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet mit gläubigem Eifer zu Gott; je mehr Flehen, desto mehr Siege; denn wer viel betet, hat schon zur Hälfte gewonnen. Stets ist der Sieg die Folge der Furcht des Herrn, und er verleiht nicht sowohl der gerechten Sache den Sieg, sondern weil man ihn demüthig darum bittet." (Loccenii Hist. Svec.) Harte (History of the Life of G. A.) führt an: der König habe bei dieser Gelegenheit gesagt: „Ein guter Christ kann niemals ein schlechter Soldat seyn, und wer sein Gebet verrichtet, hat schon die Hälfte seiner Tages-Arbeit vollbracht!"

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Der Kritiker gleicht meistens dem Herbst eines schlechten Jahres; die Blätter streift er ab und Früchte hat er nicht gebracht.

Jenes Zeitalter, welches man das goldene nennt, erhielt diesen Beinamen wohl besonders dadurch: daß man dem Golde noch keinen Werth verlieh und also die glückstörende Sucht danach nicht kannte.

Das Schicksal, welches uns die heutige Tragik vorführt, ist eine Personifizirung, die im Himmel nicht heimisch werden und die Hölle nicht finden kann; darüber, daß sie die Moral völlig aufgeben will und sie doch selbst in der Sünde nicht ganz los zu werden vermag, ist sie in eine verständige Verzweiflung gefallen, und bringt sich gewiß bald ums Leben. **A. Münde.**

Die Wiederkehr.

(Nach dem Neugriechischen.)

Nach langer Trennung wollt' ich hier
Den einz'gen Jugendfreund umfangen;
Man sagt' an Seinem Hause mir:
„Er ist nicht mehr daheim!" — Im Bangen
Sprach himmelan ein düst'rer Blick:
Wie bös ist heute mein Geschick!

Am nächsten Morgen wieder hier,
Konnt' endlich ich sein Herz umfangen;
Doch Seine Kälte sagte mir:
Es ist nicht mehr daheim! — Im Bangen
Sprach nun der thränenschwere Blick:
Wie gut war gestern mein Geschick!

F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Die Witterung ist bei uns überall milde, und so äußert sich das seltene Phänomen einer ungewöhnlich lauen Winterwitterung, wie im Norden überall. Am 1. Februar sah man sogar, nach einer zweitägigen Regenzeit, einen Regenbogen, trotz der schon eingetretenen Gefrierkälte, am Himmel erscheinen. — Der Karneval rauscht in seinen bunten Kleidern noch immer lustig fort. Die kais. königl. Hoftheater-Direktion hat sogenannte Gesellschafts-Redouten dem Publikum eröffnet, um gewähltere Zirkel zu erzwecken und den Tanz ein zu führen. Sie werden auch außerordentlich zahlreich besucht; doch gewannen auch sie schon die Natur der alten Redouten; denn man kann sich in den Sälen vor Menschen kaum bewegen, und Jedermann würde es unter seiner Würde halten, hier zu tanzen; dennoch nennt man dies eine schöne glänzende Redoute! — De gustibus non disputandum. — Trotz unserer bekannten vortreflichen Sicherheits-Aufsicht läßt eine Privat-Rechnung dennoch 13 Morde und 72 Diebstähle im Monat Januar d. J. theils verbürgt, theils unverbürgt, im Kreise um Wien vorgefallen seyn. Obgleich nun das bei dieser ungeheuren Volksmasse kein Wunder wäre, so mag doch die Phantasie an dieser Rechnung viel Theil haben. — Die Mutter unsres Dichters Grillparzer wurde am Ende des Januar-Monats durch den sogenannten Stickschlag von der Erde weg gerafft; man fand sie am Morgen, stehend, mit geöfneten Augen, in ihrem Zimmer todt. — Der dänische Professor Giesecke hat von Sr. Majestät unserm Kaiser, für die ihm überbrachten nordischen Seltenheiten, eine goldene emaillirte Dose mit Brillanten, worunter vier prächtige Solitairs, im Werth von 600 Dukaten, und nebstbei eine Vergütung seiner Auslagen von 1000 Stück Gold-Dukaten, erhalten. Ein neues Beispiel von dem hohen Sinne unseres Monarchen zur Würdigung des Verdienstes. — Ein eben so seltenes als wunderbares Vergnügen gewährte uns die Ankunft des persischen Botschafters Mirsa Abul Hassan Chan in dieser Residenz. Die Perser, so viel man hier wahrnehmen konnte, sind ein ziemlich hübscher Schlag von Menschen; sehr den Türken ähnlich; doch sind ihre Formen, besonders jene der Gesichtstheile, eckiger als bei diesen. Der Botschafter selbst ist ein schöner feuriger Mann, der — aus besonderer Gnade des Schahs und als Mirsa — das Portrait desselben, so wie die dreifache Dekoration des Sonnenlöwen-Ordens trägt. Die Geschenke, welche er unserem Kaiser mitgebracht, bestehen aus herrlichen Shawls und Teppichen, aus dem kostbaren Säbel Tamerlans, einer Geschichte der persischen Dynastie der Schahe von dem gefürsteten Dichter und Dichter-Fürsten (wie er sich nennt), dem Schahe selbst, in 12000 Distichen verfaßt, und in dem köstlich gefaßten Portrait des Schahs. Der Botschafter wird einen Gesandten für den österreichischen Hof, in der Person des Mirsa Abdul Hussein Chan, zurück lassen, und — dem Vernehmen nach — mehrere Wochen zur Besichtigung hiesiger Merkwürdigkeiten sich aufhalten, wahrscheinlich um einen Beitrag zu dem, während seiner Reise durch England und Rußland von ihm verfaßten „Buch des Erstaunens“ zu haben. —

Seit „Nathan der Weise“ hat unser Hof-Burgtheater drei kleine Stückchen: „die Charade“ von Kurländer, die „Belagerung von Solothurn“ von Weidmann, und „die armen Maler“ frei nach dem Französischen von Karl Stein, als Neuigkeiten dargestellt. Ersteres ist aus Kurländers „Almanach dramatischer Spiele“ Jahrgang 1818, mit manchen angenehmen Situationen ausgestattet, und mahnt überhaupt weniger an die französische Schule, zu welcher Kurländer sich gewöhnlich hält. Dieser Dichter, der schon so manches Vorzügliche gab, und sich unbezweifeltes Verdienst um die hiesige Bühne erwarb, möge recht bald etwas Großes und Vollendetes uns geben. — Die „Belagerung von Solothurn“ konnte mir keinen Beifall abgewinnen. Das Stück hat die bekannte Anekdote vom Herzog Leopold von Oesterreich zum Grunde, der seine Belagerung Solothurns (1318) — gerührt von dem Edelmuthe der Belagerten — aufhob, welche die, von der Aar-Brücke herabstürzenden österreichischen Feinde retteten und frei in Leopolds Lager zurück sendeten. Es ist darin eine Episode eines, zu seinem Vater nach Solothurn rückkehrenden verkannten Sohnes eingewebt, die das Haupt-Interesse des Stückes ausmachen soll, ihren Zweck aber in den langwierigen Scenen nicht erreicht. Zwar kömmt das sehr hörbare Geschrei der Oesterreicher in der Aar und recht viel Dekorationsschmuck vor; jedoch bewährt das nur wieder das alte Urtheil über Herrn Weidmann, der sein dramatisches Studium — als ehemaliger Schauspieler — nur der Bühne dankt, und dessen Blick nicht in das wahre innere Leben der Kunst drang. Seine Arbeiten dünken uns ziemlich gefällige Landschaften, aber ohne den Sonnenblick des Genies, mit ewig gleichen Parthien, denn er wiederholt sich in der Sprache stellenweise. Dennoch wird er hoffentlich in Zukunft Bedeutenderes leisten, er fahre muthig fort. — Bei den „armen Malern“ ist die Handlung etwas mager, die Durchführung lau; aber die Versifizirung hat Lobliches, so wie auch ein Paar Moments durch die vorzügliche Darstellung gut hervor traten. (Der Schluß folgt.)

In einem ärztlichen Werke wird die sehr richtige Bemerkung gemacht: Die Stärke eines Heeres besteht nicht in dem, was in die Schlacht geführt wird, sondern in dem, was nach einem Feldzuge Bestand ist. Was helfen 100,000 Schlachtgewählte, wenn nach Verlauf von 6 Monaten kaum noch 40,000 in Reihe und Glied stehen? Was würde die Kunst, der Staat und die Menschheit gewinnen, wenn darin behutsamer gewählt würde, so daß etwa von 40,000 nach Verlauf von 6 Monaten noch 30,000 brauchbar wären? (Journ. gén.) Es giebt Fälle, wo sich die Menschen darüber freuen: daß sie krank sind; aber auch diese Freude wird freilich nicht immer respektirt.

Die Kutschen benannte man so nach einem Dorfe, 10 Meilen von Ofen gelegen (genannt Kotsu, Kotsch, jetzt Kitser). Man setzt den Ursprung der Kutschen in das Jahr 1457 und nimmt ihren ungarischen Ursprung ziemlich allgemein an. (Allg. Anz. d. Deutschen.)

Petersburg hat im Jahre 1818: 6,793,050 Schreibfedern versandt. Man will daraus schließen: daß in Rußland fast gar nicht geschrieben wird (??). (Journ. gén.) Wo und für wen diese Schreibfedern wohl beschäftigt sind?

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 15. März. 43stes Blatt.

Vorläufige Bemerkung über den Entwurf einer Verordnung zur Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck.

Deutschland wird es mit Freuden vernehmen: daß in der hohen Bundes-Versammlung die Verhandlungen über die Sicherstellung der Rechte des Schriftstellers und Verlegers zu einem gesetzlichen Entwurf gediehen sind. Dieser liegt jetzt vor unseren Augen da (s. Allg. Anz. der Deutschen, Nr. 56.) und beschäftigt vielleicht schon in diesem Augenblick eine Menge von Sachkundigen, um die ausgesprochenen Grundsätze und Bestimmungen achtbarer Männer auch an den Prüfstein eigener Vernunft und eigener Erfahrung zu legen. Gewiß kann die Bundes-Versammlung eine solche Prüfung nicht anders als billigen, da der Gegenstand ihr selbst wichtig und vielseitig genug erscheint, und da es bei einer so großen Angelegenheit auch gar nicht darauf ankommt, wenn die völlige Entscheidung noch ein halbes Jahr länger hinaus gesetzt wird, sobald nur die Wahrscheinlichkeit eintritt: daß dieser Entwurf in seinen einzelnen Theilen durch eine allgemeine Prüfung noch an Vollendung gewinnen könnte. — In diesem Glauben aber finden wir uns durch mehrere Punkte, besonders durch den **zweiten Artikel** bestärkt, nach welchem das ausschließliche Recht der Veräußerung eines Werkes, oder die Dauer des Eigenthums-Rechtes, nur auf 10 Jahr über die Lebenszeit des Verfassers beschränkt ist, innerhalb welcher Zeit der Absatz eines Werkes, auch bei einer sehr beträchtlichen Auflage, als wahrscheinlich angenommen werden könne. — Wir haben aber Grund zu glauben: daß dieser Zeitraum weder dem Schriftsteller noch dem Verleger genügen kann, und den Buchhandel in seinem innersten Leben nothwendig verletzen muß. Die Erfahrung lehrt: daß alle Werke von großem Umfang ein Jahrzehend nöthig haben, ehe sie in dem gesammten Deutschland Leben gewinnen können, und daß Schriftsteller und Verleger nicht selten erst nach 10 und 20 Jahren die Vortheile ihrer gemeinschaftlichen Unternehmung ziehen, die sehr häufig an eine wiederholte Auflage des Werks gebunden sind. Auf welche Hoffnung aber werden beide Theile nun einen Vertrag schließen können, da ihnen die Aussicht auf einen späten Gewinn genommen, und die ohnedies schon große Unsicherheit des buchhändlerischen Geschäfts nun noch durch die unversicherte Lebensdauer des Verfassers vergrößert wird! — Der Entwurf gesteht dem Schriftsteller ein Eigenthumsrecht an seinem Geisteswerke zu, will aber doch nicht: daß es auf die Erben desselben über gehe, da diese den Geist, aus welchem ein Werk hervor gegangen, nicht erben können, und betrachtet es daher nur als ein Ergebniß der Billigkeit, den Nachkommen und Erben des Schriftstellers die Früchte seiner Arbeiten auf 10 Jahr zu sichern. Allein, man sollte doch meinen: daß da, wo von einem Eigenthums-Rechte die Rede ist, auch die Möglichkeit, solches zu vererben, vorhanden seyn müsse. Freilich sehen wir Alle wohl ein: daß ein geistiges Eigenthum (der Gedanke) nicht wie ein körperliches als ein verkäuflicher Gegenstand vor aller Welt Sinne gestellt werden kann; aber

die sichtbare Form (das Kleid der Gedanken), in der ich dieses geistige Eigenthum dem äußeren Sinn hingebe, und wodurch ja erst die Möglichkeit der Mittheilung, also eines Vertrages und dadurch eines daraus entstehenden Gewinnes für mich begründet wird, muß, wie jedes andere Eigenthum, den Meinigen zur Benützung und zum Nießbrauch übertragen werden können. — Es ist demnach zwischen dem Eigenthums-Rechte eines Schriftstellers an seinem Geisteswerke, und dem Eigenthums-Rechte eines Bürgers an seinem äußeren Vermögen in Bezug auf das Recht durchaus kein Unterschied, wenn gleich das Eigenthum selbst von einer sehr verschiedenen Eigenthümlichkeit ist. Eben darum aber ist nun auch nicht wohl zu begreifen: warum das Eigenthum des Schriftstellers gegen alle Gesetzes-Aehnlichkeit, ohne weiteren Grund ihm oder den Seinigen, die in seine Rechte treten, überhaupt genommen werden kann? Freilich wird dieses geistige Eigenthum, bei dem ewigen Fortschreiten des menschlichen Wissens, sich in sich selbst, vielleicht schneller als das körperliche, zerstören, und darum auch einmal aufhören, Gegenstand eines gewinnsüchtigen Strebens für Fremde zu seyn; ja, man kann sogar zugeben: daß die meisten Schriften dieses Schicksal schon vor Ablauf eines Jahrzehends haben; aber man kann doch auch die Erfahrung nicht tödten: daß sich das Blüthleben von Meisterwerken oft auf ein ganzes Menschenalter fortzieht, wie Klopstocks, Lessings, Herders, Schillers u. s. w. Werke zum Theil schon bekunden und noch bekunden werden. Warum sollen denn nun deren noch lebende Verwandten der Gewinnsucht eines Nachdruckers aufgeopfert werden, da jedem Staate doch wohl mehr daran liegen muß, den hinterbliebenen Wittwen und Waisen seiner Gelehrten einen rechtmäßigen Vortheil zu bewahren, und dadurch (vielleicht) noch seinen einzigen Dank gegen den Verstorbenen aus zu sprechen! — Soll aber durchaus von einer gesetzlichen Begrenzung des schriftstellerischen Eigenthums die Rede seyn, so würde doch eben die Billigkeit, welche bei der hohen Bundes-Versammlung in dieser Sache den Ausschlag gab, wenigstens das Alter eines Menschengeschlechts annehmen müssen, weil bei allen großen schriftstellerischen Unternehmungen auf einen solchen Zeitraum gerechnet werden muß, wenn die Entziehung eines rechtmäßigen Gewinnes aufhören soll, für die Nachkommen des Schriftstellers empfindlich zu seyn. — Sollte der Gesetzes-Entwurf — dessen ausführliche Prüfung einer größeren Muße vorbehalten bleiben muß — nach allen seinen Theilen als allgemein geltend für Deutschland angenommen werden, so würde der Buchhandel und mit ihm gerade der bedeutendste Theil des deutschen Schriftenthums in seinem Fortgang unfehlbar erlahmen, und schon nach 20 Jahren zu einem Krämer-Handel herab sinken, in dem man vergebens nach den reifen Früchten deutscher Gelehrsamkeit suchen würde. **Theodor Heinsius.**

Die altdänische Sage von Hamlet.

(Fortsetzung.)

Hamlet wuchs unterdeß nach und nach heran. Die Ahnung des gegen seinen Vater begangenen Frevels erdrückte sein Gemüth; damit er jedoch, ehe er im Stande seyn würde, Rache zu nehmen, dem Oheim keinen Argwohn darböte über das, was in seiner Seele vorging, brauchte er die List, den Schein des Wahnsinns und der Thorheit an zu nehmen. In zerrissenen Kleidern und beschmutzt lag er Tage lang in der Asche um den Heerd. Wild verrückte Mienen brachen aus dem, von Ruß und Staub bedeckten Angesicht, und jedes Wort, das er sprach, zeugte eben so sehr von gänzlicher Geistesverrückung, wie jede Handlung, die man ihn begehen sah. Oft pflegte er am Heerde mit seinen Händen die glühende Asche weg zu kehren, um in den Kohlen Stäbe zu härten, deren Enden er sich gebogen hatte, um sie in einander zu haken. Fragte man ihn: was er mache und wozu das? dann meinte er: er bereite sich Pfeile, um damit Rache zu nehmen wegen des Vaters. Von den Meisten ward die Leerheit des lächerlichen Werkes verachtet; denen aber, die mit tieferem Sinn auf sein Treiben merkten, flößte er dadurch schon jetzt den ersten Argwohn sinnvoller Schlauheit und List ein. Denn künstlich hatte er selbst die Bereitung der Waffe, die er sich verfertigte, ersonnen, und war mit der fleißigsten Sorgfalt bedacht, die Haken der an der Spitze durch Feuer gehärteten Stäbe sich auf zu bewahren. Es sah also Mancher: daß er gesund am Geist sey, und die Weisheit nur durch den Schein der Einfalt, die tiefe Absicht seiner Seele durch erlogene Dummheit verberge. Ueber ihn und sein Wesen klar zu werden und mit Sicherheit zu erfahren, ob Verstellung oder wirkliche Thorheit ihn zu seinen verkehrten Handlungen antrieben? glaubte man kein schicklicheres Mittel erwählen zu können: als ihm in verborgener Einsamkeit ein schönes Mädchen zuzuführen, die ihn aufreize zu den Lockungen der Liebe. In der durch Begierde aufgeregten Seele hoffte man die unverfälschte Wahrheit ihres natürlichen Zustandes zu erkennen. Also gab man dem Jünglinge Gefährten bei, die mit ihm fern in den Wald reiten sollten, um ihn allda mit allerlei Verführung zu versuchen. Unter diesen befand sich auch ein Milchbruder des Hamlet, aus dessen Gemüth die liebende Anhänglichkeit wegen der in Gemeinschaft verlebten Kinderjahre noch nicht verschwunden war; ihm galt die, bei ihm unvergängliche Liebe aus der Kindheit mehr, als die Macht des Herrschers; er folgte daher nur, um dem Hamlet Rath zu ertheilen, nicht um denselben mit Nachstellungen zu umschlingen, da er befürchtete: sein

Freund werde ohne Zweifel das härteste Schicksal erleiden müssen, sobald er nur das geringste Zeichen eines gesunden Gemüths blicken ließe, besonders aber, wenn er den Liebes-Begierden sich hingäbe. Doch auch dem Hamlet war dies nicht verborgen geblieben; deshalb setzte er sich mit Fleiß, wie er nun das Pferd besteigen mußte, so, daß er verkehrt den eigenen Rücken gegen den Hals des Pferdes drehte, und mit abgewandtem Gesicht nach hinten zu auf den Schweif schaute, den er auch, statt der Zügel, mit den Händen ergriff, als ob er von daher des Pferdes Bewegungen leiten müsse. So spottete er in wohlersonnener List der Schlauheit des Oheims, und bog den ihm gelegten Schlingen aus. Im Wegreiten blieb, zum lächerlichen Anblick, Hamlet in seiner verkehrten Stellung, ließ die Gefährten das Pferd führen und steuerte selbst am Schweife. — Auf mannigfaltige Weise bemühten sich während des Weges die Gefährten, den Verstand des Hamlet in List zu versuchen; doch wußte dieser ihnen stets schlau aus zu weichen, immer aber seinen Reden und Antworten einen tiefen, versteckten Sinn unter zu legen. Da im Walde ein Wolf vorbei gelaufen war, und die Andern ihm sagten, es sey ein Pferd ihnen begegnet, meinte er: daß solcher Art Pferde sich wenige in der Heerschaar des Fengo befänden, und that, als ob er durch diese scherzhafte Rede auf eine bescheidene Weise des Reichthums seines Oheims spottete. Denen, die ihn hierauf lobten: daß er so klug geantwortet habe, versicherte er: daß mit Vorbedacht seine Rede abgemessen worden sey, damit er, der Lügen sich schuldig zu machen, in keiner Art den Schein darböte. Denn auch eigentlicher Falschheit fremd gehalten zu werden wünschte er, und mischte in seinen Reden tiefsinnige Verstellung mit Wahrheit, damit seinen Antworten weder die sinnvolle Deutung abgehe, noch dieselben durch leichtfaßlichen Scharfsinn seine gesunde Beurtheilungskraft Jedem verriethen. — An das Meer gekommen, fanden die Genossen allhier ein, aus einem Schiffbruch an das Ufer getriebenes Steuerruder; indem sie gegen Hamlet behaupteten: es sey ein Pflug, erwiederte er: es eigne sich derselbe, die unendliche Scholle zu durchschneiden — damit das Meer andeutend. Auf die weißen Sanddünen zeigend, machte man ihn aufmerksam auf die Mehlhaufen, die dort an der Küste gehäuft lägen; von den stürmenden Meereswogen ist es gemahlen — sagte er, und versicherte: daß seine Rede wohlüberlegt sey. Endlich ließ man ihn, damit er ungestört um so eher den heimlichen Lockungen der Liebe nachgeben möge, allein, und schickte ein, von dem Oheim abgesandtes Mädchen im verborgenen Walde ihm entgegen, die ihn hier, gleich wie durch Zufall, treffen sollte. In dieser Versuchung würde Hamlet unterlegen seyn, wenn nicht sein Milchbruder ihn heimlich gewarnt hätte vor dem hinterlistigen Anschlage. Dieser erfand folgende List: An den Schwanz einer eingefangenen Hornisse band er von der Erde aufgeraffte Strohhalme, und trieb jene nun zu dem Ort, wo er Hamlet wußte. Das Warnungszeichen war nicht schlauer ersonnen, als wie es verstanden ward; denn Hamlet, da er die Horniß mit den Strohhalmen fliegen sah, ward aufmerksam, und erkannte alsobald die stille Warnung. Erschreckt durch den Verdacht der Nachstellung, trug er in seinen Armen das ihm begegnende Mädchen weit weg auf eine unwegsame Wiese, wo er vor Ueberraschung sicher war; hier ward das Geheimniß der Liebe von beiden Seiten mit gleichgesinnter Beschwörung gefordert und versprochen. Es war dies Mädchen aber Helndita, die, mit ihm gemeinschaftlich erzogen, festere Treue für ihn hegte, als für den Fürsten, seinen Oheim. — Nach Hause gekehrt, hörten Alle, die im Scherz ihn fragten: ob er den Reizungen der Liebe sich hingegeben habe? ein Ja. Weiter gefragt: an welchem Ort es gewesen sey? erzählte er: mein Lager waren Ochsenklauen, Hahnenkämme und Dachziegeln. Solcher Art Dinge hatte er schon, da er versucht zu werden gewiß war, zu sich gesteckt, um nachher die Lüge zu vermeiden. Die Rede, unter der die Wahrheit sich verbarg, nahmen die Umstehenden mit großem Gelächter auf. Das Mädchen läugnete Alles, und man glaubte ihr um so eher, je weniger die Gefährten die beiden Liebenden im Walde hatten beobachten können. Der Jüngling jedoch, der zum Warnungszeichen die Horniß hatte fliegen lassen, wünschte dem Hamlet zu erkennen zu geben: daß er ihm die Warnung zu verdanken habe, und sagte daher: daß er ihm vor Kurzem einen großen Dienst geleistet hätte, und band nun Strohhalme um Federn, befestigte sie an seinem Rücken und wies dies dem Hamlet. Dessen Gunst erwarb er sich dadurch, während die Andern in Hohnlächeln ausbrachen. (Die Fortsetzung folgt.)

Tages-Repräsentanten.

Jackson und Boyer.

Jackson, der tüchtige Mann, wird eben so tüchtige wecken;
Boyer, behaupte dich fest neben dem schwarzen Genie!

Humbold und Roß.

Unsere Zeit strebt nach verschiedenen Polaritäten:
Aber der Nordstern selbst — bleibt er beständig im Pol?

Capo d'Istria, Castlereagh, Hardenberg.

Russen und Britten und Preußen! ich glaub', ihr wißt noch zu beten:
Für die Minister vergeßt nicht um Erkenntniß zu flehn!

Bolivar und Mac Gregor.

Neue Gestalten erheben sich auf der kolumbischen Erde:
Aus der Betäubung erwacht, wachen sie klüger und frei.

Luden und Steffens.

Auf dem Papier ist's immer Idee nur — Ehrliche Deutsche! —
Aber es ist schon viel: daß sie der Drucker erlaubt. —

(Die Fortsetzung folgt.) Karl Müchler.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. (Schluß) Im kaiserl. königl. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor hatten wir seit dem mißglückten Ballet „Achilles" nichts Neues. Hr. Castelli hat nur eine Operette „Aladin oder das Nothwendige" übersetzt, welche Hr. Gyrowetz mit einer, oft recht angenehmen Musik ausstattete. Sie besteht aus den ewigen Wünschen des jungen lebenslustigen Aladin, der, anfangs sehr arm, durch den Kalliphen, welchem er das Leben rettete, immer nur das Nothwendige erhalten soll. Es ist natürlich, daß sein Wunsch endlich ins Ungeheure geht, und die Moral zum Vorschein kömmt: daß kein Mensch glücklich sey, dem nicht noch etwas zu wünschen übrig bleibt. Bis auf den Umstand: daß den Damen einige, nicht zum Besten mit Witz verblümte Sottisen gesagt werden, verdient das Stückchen das Urtheil des „Sammlers", welcher davon sagt: „es gefällt den Ballet-Liebhabern, aus deren Munde man bis jetzt beim Ende beinahe immer das gähnende Bonmot: „Ah quelle charmante piece!" — „Oui! parcequ'elle est finie!" hören mußte." Ein sehr zweideutiges Lob! — Nun aber erwartet man in diesem Theater mehrere Neuigkeiten, als: „Othello", „das Rothkäppchen" und „die Zwillinge" von einem jungen, äußerst talentvollen Componisten Schubert, der schon bei mancher Gelegenheit in öffentlichen Blättern rühmlich erwähnt wurde, und unsere Erwartungen spannt. — Der Freiherr Braun hat die Direktion des hiesigen Theaters an der Wien niedergelegt, und der Eigenthümer der Bühne, Graf Palfy, sie zurück genommen. — Unser Feuerwerker Stuwer ist vor zwei Tagen gestorben. Er hat manchen sehr angenehmen Genuß gewährt, und diente recht oft als Barometer; denn, seltsam genug, regnete es fast sicher jedesmal, wenn er seine Ankündigungs-Tafel aushing. — S —.

München. Ueber die anfängliche Keckheit und hierauf erfolgte Nachgiebigkeit des Erzbischofs Gebsattel (der bekanntlich erst auf die Constitution den Eid leistete, dann zurück nahm und endlich wieder gelten ließ), wurde neulich folgendes Impromptü gemacht:

„Gebsattel hieß er, als er dachte vor zu schreiben;
Er wollte Sattel nicht, er wollte Reiter seyn;
Umsattel heißt er jetzt, um ruhig hier zu bleiben:
Wenn Rom nicht weiter kann, geht's auch Verständ'ges ein!" D*.

Von den noch beibehaltenen griechischen Ausdrücken kann nichts passender seyn, als: Diplomatik. Dieses Wort bedeutet: die Lehre von der Zweifältigkeit, und ein Diplomat ist ein Zweifältigkeits-Meister. (Frankf. O. P. A. Z.)

Zu Valenciennes hatte ein Gartenbesitzer seinen Gartenschlüssel an zwei junge Studiosen vermiethet, um den Garten nach Belieben zu benutzen. Einer derselben bediente sich seiner eines Abends zu einem Rendezvous; er geht einen Augenblick weg, um ein kleines Abendessen zu besorgen und hatte unterdeß die Dame in dem Gartenstübchen allein gelassen. Plötzlich ertönen mehrere Menschenstimmen; sie versteckt sich hinter eine Thür; aber, o weh! sie erblickt — einen von Dreien getragenen Leichnam, welcher auf einen Tisch gelegt wird. — „Ohne Zweifel ein zweiter Fualdès!" ist ihr erster Gedanke. So stürzt nun die zweite Manson aus ihrem Schlupfwinkel hervor zu den Füßen der (glaublichen) Mörder, und flehet de- und wehmüthig um Schonung ihres jungen Lebens. Ihr Schreck verwandelt sich jedoch bald in Schaam, als man ihr ehrlich versichert: daß die Träger drei Chirurgen wären, die diesen natürlich Verstorbenen hier seziren wollten. — Man versprach ihr nun, die Sache als Geheimniß zu bewahren und Referent bittet das diskrete Publikum um ein Gleiches. (Journ. gén.) Das Rendezvous mit dem Todten kann die Moral befördern.

Eine junge Wäscherin war mit ihrem Bräutigam erzürnt und dieser, aus Rache dafür, hatte ihren Ruf geschmälert. Die beleidigte Braut ließ ihren Bräutigam kommen, und ward über die Kälte, mit der er ihre anfänglichen Vorwürfe anhörte, so erbittert: daß sie endlich seine Backen mit einem glühenden Plätteisen zeichnete. (Gaz. d. Fr.) Der hat sein Vergißmeinnicht!

Eine Frau zu Paris hatte sich fest vorgenommen: am Lundi-gras ihr Leben zu enden. Sie lud deshalb selbst ihre Begräbnißgeleiter schriftlich ein und sandte diese Karten den Tag vorher ab. Die Empfänger hielten die Sache für einen Karneval-Scherz; allein die Nachbarn bemerkten am andern Morgen mehrere Anstalten zum Selbstmord, und als man die Thür ihres Zimmers sprengen wollte, stürzte die Frau sich zum Fenster heraus und blieb sogleich todt. Sie war 50 Jahr alt, und soll vom Schmerz über den Verlust ihres Mannes zu dieser That getrieben seyn. (Journ. d. Comm.)

Zu Wien hatte neulich ein hoher Adelicher einem jungen sehr anständigen, aber armen Mädchen aus guter Familie ein schriftliches Eheversprechen gegeben und bald nachher sie verführt, ohne nun jenes Versprechen als gültig an zu sehen. Das Mädchen wurde in ihrem Grame wahnsinnig; ihr Vater ging daher zu dem Verführer, und bat wenigstens um angemessene Ausgleichung. Letzterer wollte sich aber dazu nicht verstehen und der Vater legte ohne Scheu und Hinderniß seine Bittschrift zu den Stufen des Thrones nieder. Der Kaiser ließ sogleich den jungen Edelmann kommen und befahl ihm, auf der Stelle sich zu erklären: ob er zu Gunsten des jungen Mädchens entweder ein Kapital von 50,000 Gulden deponiren oder ins Gefängniß spazieren wolle, bis die Sache nach der Strenge der Gesetze entschieden sey? — Am nächsten Morgen war die Pension angelegt. (Gaz. d. Fr.) „Läßt sich nicht All' ein Fürst herbei, hört er nur feile Knechte; doch ist der Weg zum Throne frei, so ist's auch der zum Rechte."

Eine junge 14jährige Zeitungs-Legerin hatte unlängst bei Legung des Pariser „Conservateur" die Kühnheit gehabt: 3000 Exemplare dieses patriotischen Blattes zu zerreißen. Sogleich schlugen die Verfasser desselben heftigen Lärm, weil sie meinten: dies sey ein Feindschafts-Stückchen. Allein das Mädchen erklärte vor Gericht: daß sie es aus eigener Eingebung gethan habe, und selbst eine dargebotene Summe von 2000 Franken konnte sie nicht von dieser Erklärung abbringen. (Journ. d. Comm.) Der „Conservateur" mag sich eine bessere Conservatrice anschaffen.

Druckfehler. Blatt 41, S. 162 lese man nach „Hamlet" (statt altdeutsche) „altdänische Sage".

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 17. März. 44stes Blatt.

Weltgeschichte.

Ein Traum.

Es war ein dunkler Punkt, der gährte, zischte und sod — der Kampf der Elemente war es. Das Feuer zog leuchtend durch die Luft, brannte weite Becken aus für Meere und Seen, trieb Berge auf, zerspaltete die Erde in Abgründe, und wärmte sie, daß Blumen keimten und Bäume. Und die Elemente rangen wieder lange und heftiger, ein blendender Lichtstrahl schoß durch den Klumpen und stritt mit den furchtbaren Elementen — da ward der Mensch. — Die Hoffnung lebte nicht; denn der Mensch wünschte nicht, und seine Brust hatte einen geheimen sicheren Bund mit dem Sternenhimmel geschlossen, die Blumenflur war ihm Wiege, Lust und Sarg. Aber die Erde that sich auf und zeigte Gold und glänzende Steine; da haßten und haderten die Menschen darum, sie bauten und gruben sich Gräber, die Millionen Mal größer waren, als sie selber; sie krochen umher an ihren Riesenwerken wie Ameisen, bis sie einstürzten und die Menschen verschütteten. Runzliche, verkrüppelte Pygmäen krochen aus den Metall-Klumpen, wurden Riesen und Kröten, kriegten wüthend mit einander, zerdrückten die Menschheit mit eherner Faust und vergifteten sie. Es waren die Vorurtheile und die Laster. — Und jetzt schritt eine lichte Gestalt durch das Getümmel; sanft und heilig wie die Sterne der Nacht — da ward es still, es war die Religion. — Aber die kleinsten alles Menschen zogen rothe Mäntel an, wanden goldene Reife um ihr Haupt, hieben und trieben die Menschen gegen einander mit ehernen Sceptern, und die Armen mordeten und starben; ein niedriges, unendlich verzerrtes Ungeheuer, mit Falkenaugen und Tygerkrallen, kroch umher und nannte sich Hoffnung. Und die Menschen stiegen auf die Berge, wurden weise und sahen in die Luft, und wieder Andere zogen schwarze Gewänder an, machten Scheusale mit Krokodillsrachen und Taubenaugen, ließen sie anbeten, hieben ihre Brüder mit glühenden Geißeln dazu — und die Armen wurden wahnsinnig, verzweifelten, mordeten und starben noch zahlreicher! — Da kam die klare Gestalt noch einmal zurück, unendlich heller und milder, und führte noch eine an der Hand, die eben so mild und klar war, wie sie, und fast nur wie ihr Schatten aussah — es war die wahre Hoffnung. Die beugten sich mildweinend und tröstend auf die verstümmelte Menschheit herab und bedeckten sie mit ihren thauenden Lichtgewändern, daß sie alle sanft einschliefen. — Und der Lichtstrahl schoß zurück, die Blumen verdorrten, die Berge sanken ein, die Meere verrannen, die Elemente rangen grimmig mit einander — und es blieb nichts, als ein dunkler Punkt! —

Franz von Schlechta.

Die altdänische Sage von Hamlet.

(Fortsetzung.)

Da Alle überwunden waren, und Keiner die stille Verborgenheit der jugendlichen Seele zu durchschauen vermochte, trat ein älterer Freund des Fengo auf, der von besonderer Schlauheit zu seyn sich rühmte. Indem er behauptete: daß man in die verborgenen Winkel der

unerforschlichen Seele nicht auf dem gewöhnlichen Wege ein zu dringen im Stande seyn werde, schlug er als ein höheres und außerordentliches Mittel vor: den Hamlet mit seiner Mutter im Schlafzimmer allein ein zu schließen, während sich Fengo, ein Geschäft vorschützend, entfernte; er selbst wollte im heimlichen Winkel sich verbergen, um ruhigen Geistes zu lauschen auf die Unterredung des trübsinnigen Jünglings mit seiner Mutter. Wenn der Sohn etwas in Erfahrung gebracht habe — meinte er — würde er nicht zaudern, es vor der Mutter Ohren aus zu sprechen und ihr vollkommen zu vertrauen. Fengo, entzückt von diesem Rathe, entfernte sich unter dem Vorwande einer weiten Reise. Der kluge Hofmann schlich sich in das Zimmer, in welchem Hamlet zur Mutter gerufen war, und verbarg sich unter das Strohlager. Doch Hamlet, der eben fürchtete: daß irgendwo verborgene Ohren lauschen möchten, fing wieder an zu rasen, begann ein Hahnengeschrei, schlug mit seinen Händen, wie mit Flügeln, sprang aufs Stroh und trippelte wie ein Hahn mit den Füßen auf demselben herum, damit er, was sich Lebendiges etwa darunter verborgen hatte, trete, peinige und also entdecken könne. Und da er mit den Füßen den am Boden liegenden Menschen fühlte, durchsuchte er mit dem Schwerdte das ganze Lager, trieb Jenen aus seinem Winkel heraus und erstach ihn. Den Körper zerschnitt er in kleine Theile, kochte diese in heißem Wasser und warf durch die Oeffnung des heimlichen Gemachs die so bereitete Speise den Schweinen vor; darauf kehrte er zurück zur Mutter. Mit großem Heulen und Wehklagen begann diese die Geistesverrückung des Sohnes zu beklagen. Doch erst redete Hamlet sie an und rief ihr zu: „O schreckliches Weib! durch heuchlerische Thränen suchst Du das gräßlichste Verbrechen zu verbergen — nach Art einer Metze hast Du den schändlichsten und ehrlosesten Ehebruch begangen, den Mörder Deines Gemahls hast Du umarmt. Den, der Deines Sohnes Vater erschlug, liebkosest Du mit niedriger Begier. Ich aber trage nicht ohne Zweck den Schein des Verrückten vor mir her; da ich nicht daran zweifle: daß wer den eigenen Bruder erschlug, mit gleicher Grausamkeit gegen die übrigen Blutsfreunde wüthen werde. Nur meiner eigenen Sicherheit wegen kleidete ich mich in das Gewand der Thorheit; im Gemüthe jedoch bleibt mir der feste Wille, Rache zu nehmen wegen des Vaters, ich erwarte nur die Gelegenheit des Orts und der Zeit. Unterlasse daher, meinen Wahnsinn zu beklagen; eher geziemt es sich für Dich, Deine eigene Schande zu beweinen. Im Uebrigen schweige!“ — Durch diese Strafrede rief Hamlet die Mutter zurück auf den Weg der Tugend. — Fengo war unterdeß zurück gekehrt, und da er seinen klugen Späher, den er überall eifrigst suchte, nirgends fand, auch Niemand ihn gesehen haben wollte, wurde Hamlet im Scherz gefragt: ob er keine Spur von ihm gesehen habe? Er antwortete: der Verlorne sey nach dem heimlichen Gemach gegangen, daselbst, schwer von dem so eben eingenommenen Mittagsmahle, in die Tiefe gesunken, und so von den herbeilaufenden Schweinen gefressen. — Mehr und mehr stieg in Fengo der Verdacht einer unzweifelhaften Verstellung und tiefen List seines Stiefsohnes; er gedachte ihn aus der Welt zu schaffen. Dies selbst aus zu führen wollte er jedoch nicht wagen, theils aus Furcht vor dem Großvater Rorich, theils um die Gerutha nicht zu beleidigen; also entschloß er sich, die Dienstfertigkeit seines Freundes, des Königs von Brittannien an zu rufen. Er beredete den Hamlet, eine Reise nach Brittannien zu unternehmen. Bei seiner Abreise befahl dieser seiner Mutter heimlich: die Tage seiner Entfernung zu bezeichnen durch Knoten an den Schnüren der Teppiche, die den Saal des Hofes zierten, und dann nach Verlauf eines Jahres ihm eine Todtenfeier an zu stellen, indem er zu dieser Zeit gerade zurück zu kommen versprach. Es reisten mit ihm zwei Kriegsgesellen des Fengo, die Stäbe bei sich trugen, auf welchen durch Runen die Bitte an den König der Brittannier eingegraben war, den Hamlet tödten zu lassen. Doch Hamlet durchsuchte, während jene schliefen, die Säcke der Reisegefährten und fand die Stäbe; er zerstörte die alte Schrift, und indem er neue Zeichen eingrub, änderte er den Sinn des Auftrags dahin: daß er die Gefahr, die ihm gedroht hätte, von sich abwandle auf seine Begleiter. Indem diese zu tödten der König der Brittannier im Namen Fengo's ersucht ward, ließ sich Hamlet zugleich demselben empfehlen als Freiwerber um dessen Tochter. — In Brittannien angelangt, gingen die Gesandten sogleich zum König und übergaben ihm die, wie sie meinten, zum Verderben Hamlets, jetzt aber zu ihrem eigenen Verderben umgewandelten, in die Runenstäbe eingegrabenen Aufträge. Der König verhehlte, was er gelesen hatte, und empfing sie mit aller Gastfreundschaft. Da jedoch Hamlet allen Aufwandes und aller Pracht des königlichen Gastmahls sich enthielt, und die dargebotenen Freuden der reichlich besetzten Tafel, des Trankes wie der Speise, zu verachten schien, wunderten sich Alle über den Jüngling aus fremden Landen, der vor dem herrlichsten Genusse einen Ekel zeigte. Deshalb befahl der König Einem seiner Diener: heimlich die nächtlichen Reden der fremden Gastfreunde zu belauschen. Wie nun die Begleiter den Hamlet fragten: warum er der Speise und des Trankes sich wie eines Giftes enthalten habe? — antwortete er: das Brod habe nach Blut gerochen, das Getränk nach Eisen geschmeckt und das Fleisch den Geruch menschlicher Leichname ausgehaucht. Noch fügte er hinzu: daß der König Sklaven-Augen, und die Köni-

gin die niedrigen Sitten einer Magd hätte. Die Gefährten warfen ihm die Rückkehr der alten Verrücktheit vor; der König aber, nachdem von dem lauschenden Diener ihm die Worte hinterbracht worden waren, rief aus: „Wahrlich, wer dies geredet hat, sprach entweder Unsinn, oder auch über allen menschlichen Verstand erhabene Weisheit!“ — Darauf ließ er seinen Haus-Meier kommen, und erkundigte sich: woher das Brod genommen worden sey? Er erfuhr: daß nicht weit entfernt ein Feld liege, allwo in alten Zeiten eine Schlacht sey geliefert worden; noch wäre dasselbe bedeckt mit den Schädeln und den Gebeinen der Erschlagenen. Hier sey das Korn gewachsen, aus dem man das Brod gebacken habe, und leicht könne es davon einigen Geruch angenommen haben. Weiter fragte der König: woher das Schweinefleisch genommen sey? und erfuhr: daß die Schweine, durch Sorglosigkeit des Wächters, aus der Mast entlaufen wären und im Felde den verwesten Leichnam eines hingerichteten Räubers gefunden und davon gefressen hätten. Da man des Bieres wegen den Brunnen untersuchte, woher das Wasser für die Brauerei genommen ward, fand man in der Tiefe viele verrostete Schwerdter. Da der König also bisher noch alle Reden des Hamlet wahrhaft befunden hatte, wünschte er auch über die ihm selbst, seiner Augen wegen, vorgeworfene Beschimpfung Gewißheit zu erhalten, und drang daher in seine Mutter, daß sie ihm gestehen möge: wer ihn denn eigentlich erzeugt habe? Durch Drohungen erzwang er das Geständniß: daß sein natürlicher Vater unfreier Geburt gewesen wäre. Wegen seiner Gemahlin fragte er den Hamlet selbst, der ihm in Erinnerung brachte: wie die Mutter Jener nicht zwar unfreier Geburt gewesen, aber durch Gefangenschaft in Dienstbarkeit gekommen, und daher üble Sitten sich angewöhnt und der Tochter mitgetheilt hätte. — Der König, der die Einsicht des Hamlet wie eine fast übermenschliche verehrte, und seine Rede wie ein göttliches Zeugniß aufnahm, gab ihm seine Tochter zur Ehe. Dessen Begleiter ließ er am nächsten Tage hängen, um den vermeintlichen Aufträgen seines Freundes zu genügen. Da Hamlet sich hierüber aufgebracht stellte, empfing er zur Sühnung große Geschenke an Gold, welches er geschmolzen in innerlich hohle Stäbe von Holz eingießen ließ. — Nach Verfluß eines Jahres beurlaubte sich der Däne, und ging in sein Vaterland zurück, nichts von aller Pracht der königlichen Reichthümer mit sich führend, als nur die innerlich mit Gold ausgegossenen Stäbe. Da er Jütland erreicht hatte, vertauschte er wiederum den nunmehr angenommenen Anstand und die Zierde seines Betragens mit den alten Sitten, die absichtlich den Schein lächerlicher Gewohnheiten darboten. Von Schmutz bedeckt trat er in den Saal, in welchem die Todtenfeier seinetwegen so eben gehalten wurde. Allen flößte er das größte Erstaunen ein, da man ihn nicht mehr unter den Lebenden glaubte. Doch wandelte sich bald der Schrecken in Scherz, da Hamlet selbst sich unter die Diener mischte, das Getränk zu bereiten, womit seiner Seele der Gedächtnißtrunk hatte gebracht werden sollen. Und daß bei dem Aufwarten sein Gang durch ein weites Gewand nicht gehindert werde, umgürtete er sich mit dem Schwerdte, welches er bedachtvoll häufig zog und die Spitzen seiner Finger damit verwundete; deshalb vernagelten die Andern Scheide und Klinge desselben. Damit er auch um so sicherer sein gegenwärtiges Vorhaben möchte ausführen können, bemühte sich Hamlet, durch häufiges Zutrinken die Gäste vollkommen zu berauschen, und das gelang ihm in dem Maaße, daß endlich alle sinn- und kraftlos auf den Fußboden des Tafelsaales danieder sanken. Jetzt ersah er die Gelegenheit zur Rache. Die einst in seiner Jugend bereiteten Haken suchte er aus dem Winkel hervor, trat in den Saal, wo die Trunkenen schliefen, zerriß die Schnüre der Teppiche des Saals, daß sie herab fielen über die Schlafenden, und verknüpfte nun diese Decken vermittelst seiner Haken auf eine so verworrene Weise, daß es Keinem, die unter derselben auf dem Boden lagen, nur möglich war, sich zu erheben. Darauf warf er Feuer über den königlichen Saal, das schnell um sich griff, und so den trunkenen Gästen den Untergang brachte. Nun ging er in das Schlafhaus des Fengo, den vorher die Diener dorthin geführt hatten, vertauschte das an dem Bette hängende Schwerdt desselben mit dem seinigen, und erweckte den Oheim, ihm erzählend: wie die Gefährten im Feuer erlägen, denn Hamlet sey da, mit seinen alten, in der Asche gehärteten Haken und wolle jetzt Rache nehmen wegen des Vaters. Bei diesem Rufe sprang Fengo vom Lager auf, und da ihm das vernagelte Schwerdt Hamlets in die Hände fiel, war er der Waffe so gut wie beraubt und wurde leicht vom Stiefsohne getödtet.

(Der Schluß folgt.)

Tages-Repräsentanten.

Laharpe und Bentzel-Sternau.

Ruhig an Seen der Schweiz — am heimathländischen Genfer
Jener, am Züricher der — sehen die Weiseren zu.

Constant und Feuerbach.

Wir eröffneten Großes der Zeit, sagt frei der Franzose;
Wir vollenden's, versetzt freier der Deutsche darauf.

Bouterweck und Klinger.

Wär't Ihr je ganz wach geworden, — und wolltet entschlummern?
Jetzt? wo es gälte mit Rath Deutschen zu dienen — und That!

Beethoven.

Deutsche studiren zu viel; Franzosen und Italiener
Lachen gar herzlich uns aus — doch — sie begreifen uns nicht.

(Die Fortsetzung folgt.) Karl Müglich.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Der hiesige Kunsthändler, Herr Jacoby, hat unter seinem neuen Verlage einen Kupferstich, der den Kunst-Liebhabern und denen, welche bei einer Zimmer-Verzierung, nächst dem Kunstwerthe, mehr einen angenehmen Eindruck beabsichtigen, gleich sehr empfohlen werden kann. Es ist dieses Blatt „die Nonne von Oviedo" unterschrieben und in Linien-Manier gestochen von Schuler nach van Beke. Den Stoff gab folgende, gläubig verbreitete Sage: Als die Franzosen in Spanien vordrangen, verjagten sie die Nonnen aus dem Kloster Oviedo (welches auf dem Bilde im Hintergrunde sichtbar ist); auf der Flucht fand Eine der Nonnen ein Kind, das fast verschmachtet war, und, von Mitleid ergriffen, legte sie es an ihre Brust, die Mutter Gottes inbrünstig bittend: daß sie ihr die Kraft verleihe, es zu nähren, und ihr Wunsch ward erfüllt. — Man sieht hier die Nonne in dem Augenblick des Gebetes; sie kniet an einem Standbilde der Maria mit dem Kinde. Der Kopf ist voll Ausdruck, die Haltung und Anordnung überall höchst gefällig; auch die Ausführung durch den Grabstichel, ein wenig Kälte abgerechnet, vorzüglich. Bei einem Format von 24 Zoll Breite und 22 Zoll Höhe ist der Preis von 6 Thlr. ein sehr billiger zu nennen. S. h.

Dresden. Im Theater hatten wir neu „die Charade" Lustspiel von Kurländer. Es wollte nicht recht ansprechen; doch kann die Ursache der lauen Aufnahme vielleicht auch am Publikum gelegen haben, das von dem vielen Fastnachtsschwärmen etwas müde geworden seyn mochte, und darum keine rechte Lust an diesem Lustspiel bezeigte. — An die Stelle des, nach Berlin berufenen Hrn. Zwick ist Hr. Pauly, vom Magdeburger Theater, engagirt. Einen recht empfindlichen Verlust aber haben wir zu befürchten, indem es heißt: daß Hr. Julius, den das Publikum lieb gewonnen hat, unsere Bühne verlassen werde. — Während des Sommers, wo wieder auf dem Linkeschen Bade gespielt wird, sollen an dem Stadttheater mehrere dringend nöthige Verbesserungen vorgenommen werden; auch haben wir nun endlich, mit Eröffnung des künftigen Winterhalbjahres, die längst ersehnte zweckmäßigere Beleuchtung — in deren Hinsicht unser Hof-Theater mancher herumziehenden Gesellschaft gleich, mancher nach stand — mit Bestimmtheit zu erwarten, und dadurch, daß die Theater-Direktion das erwähnte Sommer-Schauspielhaus — welches so budenartig aussieht, daß alle Fremden, die gerade im Sommer unser hübsches Dresden so zahlreich besuchen, darüber lachten, und sämmtliche Hof-Schauspieler sich schämten, in diesem gar zu schmucklosen bretternen Musen-Tempel auftreten zu müssen — noch vor Eröffnung der diesjährigen Sommer-Vorstellungen verschönern, und es ihrer und des wackeren Künstler-Vereins und der Residenz würdig einrichten lassen will, verdient sich die gedachte ehrenwerthe Behörde den Dank aller Fremden und Einheimischen, den wir ihr in deren Namen hiermit vorläufig gern abstatten. — Der Direktor der deutschen Oper, Hr. v. Weber, und der Regisseur, Hr. Hellwig, haben lebenslängliche Engagements erhalten; der alte Hr. Bösenberg, wohl in ganz Deutschland als ein sehr lieber Komiker seiner Zeit rühmlich bekannt, ist pensionirt worden. — Man hat den Dresdenern sonst so vielen Sinn für Musik zugesprochen; ich möchte indessen dieses schmeichelhafte Kompliment fast in Zweifel stellen. Daß unsere katholische Kirche immer so besucht ist, geschieht weniger um der oft herrlichen Musik, als um anderer Motive willen; in unserer Oper ist in der Regel das Haus so leer, daß man die Menschen zählen kann; wir haben zwei kleine Singe-Akademieen, die sich mit Anstalten ähnlicher Art in andern Orten nicht messen können; von Singe-Thees, Lieder-Tafeln und andern Zirkeln, die sich lediglich um der Musik und des Gesanges willen versammeln, wissen wir fast gar nichts, und eines stehenden Conzertes entbehren wir gänzlich; die Quartetts im Hôtel de Pologne und die wenigen Conzerte, welche fremde durchreisende Künstler mit Mühe und Noth zusammen bringen, sind daher die einzigen musikalischen Genüsse, auf die wir beschränkt sind, wenn wir nicht unsere harmonischen Zapfenstreiche dazu nehmen wollen, die sich noch viel besser ausnehmen würden, wenn die große Trommel und die unmelodischen Janitscharen-Becken dabei weniger eklatant wären. Es nimmt uns Wunder, zu hören: daß in Berlin die Zapfenstreiche nicht auf gleiche Weise organisirt sind. Unstreitig soll der Zapfenstreich den Soldaten nach Hause rufen und ihn auffordern, sich zur Ruhe zu begeben, und unter einer freundlichen gefälligen Musik schläft es sich doch auf jeden Fall viel besser ein, als unter dem schlummerfeindlichen Wirbeln der schnarrenden Trommeln. — Die letzten Tage vor Aschermittwoch waren hier eine Reihe von Lust und Leben. Die öffentlichen Redouten in dem nicht allzu geräumigen, aber äußerst elegant eingerichteten Lokale der Stadt Wien waren überdrängt voll; von der Maskerade bei dem Grafen L., bei welcher man die ersten Familien der Stadt versammelt fand, sprach ich schon neulich, und von den Maskeraden im bürgerlichen Casino (im Hôtel de Pologne) und im Place de Repos, auf denen die elegantesten Masken der muthwilligen Redouten-Laune den Zügel gelassen, und die sinnreichen Neckereien ihr scherzend Spiel getrieben haben, erzählt man sich in der ganzen Residenz viel Witziges und Anmuthiges. Auf den Berliner Redouten soll der Domino vorherrschend seyn, hier ist er nur Ausnahme; in der Regel erscheint man in Charakter-Masken, und Jeder beeifert sich, seine Rolle bestens durch zu führen. Wie in Berlin gar die Damen auch im Domino erscheinen können, ist uns unbegreiflich; dieser nichtssagende Mantel entstellt jede Gestalt; wir würden ihn bloß Buckligen und Krummbeinigen empfehlen. Unsere Frauen und Mädchen verstehen ihren Vortheil besser; sie sehen die Redoute als die einzige Gelegenheit an, in den reizendsten Kostümes zu erscheinen, und wenn Sie auf allen unseren Redouten die Anzahl von lieblichen Grazienformen gesehen hätten, die aus allen Zeitaltern, Opern, Schauspielen, fernen Zonen, Phantasie-Reichen und Göttergefilden, in bunter tausendfältiger Abwechselung, auf- und abschwebten, Sie und alle Verehrer des Schönen würden den einfältigen Domino mit einem Federstrich aus dem Redoutensaal auf ewige Zeiten verdammen. Auch hören wir: daß bei den Berliner Redouten wenig oder gar nicht getanzt wird; da geht ein großer Genuß verloren, denn es giebt keinen komischeren Anblick, als einen Cotillon von lauter Charakter-Masken! — Zum Schluß noch eine neue Manier, auf leichtem Wege die Kosten eines Kindtaufen-Festes zu erschwingen. Ein hiesiger Einwohner richtet Kindtaufen aus, und bittet unter Andern eine wohlhabende Wittwe zur Gevatterin. Bei dem anständigen Kindtaufen-Schmaus macht der Wirth vom Anfang an sich sehr viel zu schaffen, so, daß er oft zu 10—15 Minuten das Zimmer verläßt, um draußen Mehreres zu besorgen. Auf einmal entfernt er sich unbemerkt, schlüpft zum Hause hinaus, läuft in die Wohnung der Wittwe, öffnet mittelst der, aus ihrem Strickbeutel heimlich genommenen Schlüssel ihr Zimmer und Büreau, und holt sich aus letzterem 200 Thaler. Der Hauswirth hört im Zimmer der Wittwe Geräusch, weiß, daß die Frau zum Gevatter-Schmause ist, und kommt daher, um zu sehen, was passire. Der Kindtaufen-Papa ist ganz unbefangen, erzählt: daß er der Lohn-Bediente vom Gevatter-Schmause sey und von der Wittwe den Auftrag habe, ihr ein Päckchen zu holen, was sie dem kleinen Pathen einbinden wolle. Der Hauswirth geht indessen doch nach, um zu sehen: ob das seine Richtigkeit habe? und so wird denn der fröhliche Kindtaufen-Schmaus auf eine sehr unangenehme Weise gestört, und das vermeintliche Eingebinde glücklich gerettet. K.

Neapel zählte im Jahr 1818 eine Bevölkerung von 328,357 Individuen, 154,192 männlichen und 174,165 weiblichen Geschlechts. (Journ. gén.)

Im verflossenen Jahre sind zu Halle unter den Studenten über 80 Zweikämpfe vorgefallen, welche einer bedeutenden Zahl das Leben kostete. (Journ. gén.) Wird wohl nicht wahr seyn!

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 19. März. 45stes Blatt.

Die altdänische Sage von Hamlet.

(Schluß.)

Nach geschehener That fürchtete Hamlet das unsichere Urtheil des Volkes, und glaubte daher, bis die Stimme desselben sich erklärt haben werde, einen verborgenen Schlupfwinkel suchen zu müssen. Am Morgen strömte die ganze Nachbarschaft, die in der Nacht den Brand gesehen hatte, schaarenweise heran; sie fand den königlichen Hof in der Asche, und, die glimmenden Kohlen durchsuchend, nur verbrannte Gebeine. Nirgends war eine Spur zu entdecken über die Ursache des Feuers. Nur der, mit dem Schwerdte durchbohrte Körper des Fengo war unter den Gerippen noch erkennbar. Einige ergriff Unwillen, Einige Trauer, Viele heimliche Freude; jene beklagten den Untergang des Fürsten, diese wünschten sich Glück, daß die Tyrannei gestürzt sey. — Da indeß Hamlet die Ruhe des Volks bemerkte, faßte er Muth, aus seinem Schlupfwinkel sich heraus zu begeben, rief diejenigen herbei, deren alte Anhänglichkeit an den Horwendill er kannte, begehrte darauf zu reden vor dem Volke und sprach also: „Euch, Ihr Edlen, kann der Anblick des gegenwärtigen Unglücks nicht bekümmern, wenn Ihr des schmählichen Todes Horwendills gedenkt. Wir sehen hier den Leichnam eines Brudermörders, nicht den eines Königs; aber die Hand, die gegen das eigene Blut wüthete, umschlang in demselben Augenblick Euch mit Ketten der Tyrannei. Der Milde und Gerechtigkeit Horwendills gedenkend, wird Keiner der Grausamkeit Fengo's ein vertheidigendes Wort reden wollen. Der Urheber der geschehenen That bin ich; ich übernahm die Rache für meinen Vater und für das Volk. Was Ihr Alle mit mir in Gemeinschaft hättet unternehmen sollen, das führte ich allein aus; nur das überlaß ich Euch, Eure Rache zu kühlen an dem Leichnam des Fengo. Stürzt schleunigst heran, erbaut den Scheiterhaufen! Verbrennt den befleckten Körper! Streut die Asche in alle Winde! Keine Urne, kein Grab schließe seine Gebeine ein! Es möge nirgends eine zeugende Spur des Brudermordes verbleiben! — Nicht des Elendes will ich hier gedenken, welches ich selber litt. Von Fengo in hinterlistiger Nachstellung verfolgt, von der Mutter verachtet, von den Freunden verlacht und gemieden, verweinte ich meine Jugend. Während das schwere Geschick meine Seele fast erdrückte, warft Ihr mit stillen Seufzen mir vor: es fehle dem Vater der Rächer. Jetzt ist die Rache genommen, die Schande der Mutter ausgelöscht, die Tyrannen-Herrschaft gestürzt, der Brudermord gesühnt. Mich, der ich dies Alles allein vollzog, erkennet nun als den rechtmäßigen Herrscher! — Könnt Ihr noch zweifeln: ob dieser mein Arm eine kräftige Stütze seyn werde für die Freiheit und die Ruhe meines Volkes?" — Durch diese Rede bewegte der Jüngling Aller Gemüth bis zu Thränen. Nachdem der Schmerz sich etwas gemäßigt hatte, wurde er mit lautem Beifall zum König ausgerufen.

Nachdem nun dies Alles in Jütland vollendet war, reiste Hamlet wieder, mit drei herrlich ausgerüsteten Schiffen, nach Brittannien, um seinen Schwiegervater

und seine Gemahlin wieder zu sehen. In seinem Gefolge nahm er die edelste Jugend seines Landes auf; der früher in Armuth einher geschritten war, umgab sich nunmehr mit königlicher Pracht. Er selbst führte ein Schild, dem die Geschichte seiner Thaten bildlich eingegraben war. — Mit königlicher Gastfreundschaft empfing ihn der Britten-Fürst. Da nun während des Mahles die Herzen sich öffneten, erkundigte er sich freundlichst nach Fengo. Ihm ward die Antwort zu Theil: er sey durch das Schwerdt gefallen; und da er ernstlicher in Hamlet drang wegen des Mörders, nannte dieser sich selbst. Stiller Seelenschreck ergriff, da er dies hörte, den König, der einst durch heilige Eidesbekräftigung mit dem Fengo sich verbunden hatte: Jeder des Andern Rache zu übernehmen. Es zerriß sein Gemüth der Kampf zwischen der väterlichen Liebe zu dem Schwiegersohn und der Pflicht geheiligter Verheißungen; endlich siegte das Gefühl des den Göttern schuldigen Gehorsams und er entschloß sich zur Rache gegen den Gemahl seiner Tochter. Doch in diesem Augenblick durfte er auch nicht die Heiligkeit der gastfreundlichen Bande verletzen; also beschloß er, die Rache auf eine Weise zu nehmen, wodurch er den Schein des Frevels von sich abwende. — Seine Gemahlin war ihm unlängst gestorben. In Schottland lebte eine jungfräuliche Königin, deren Hand er wünschte. Keusch, züchtig und muthig verachtete sie jeden Freier, und welcher Werber es gewagt hatte, sich zu nahen, der war stets, seiner Keckheit wegen, mit dem Tode von ihr bestraft. Das gefährliche Geschäft der Freiwerbung übertrug der König dem Hamlet. Der junge Fürst reiste ab, von wenigen Dienern begleitet. Angelangt in Schottland, nicht weit entfernt von dem Hofe der Königin, machte er Halt, um auf einer grünen Wiese aus zu ruhen und die Pferde verschnaufen zu lassen. Wachen wurden ausgestellt und die Andern ergaben sich dem Schlummer, eingewiegt durch das Rieseln eines, zwischen grünen Ufern freundlich sich hinschlängelnden Baches. Die Königin, zu deren Ohr das Gerücht von der Ankunft der Fremden gedrungen war, schickte zehn ihrer getreuen Diener aus auf Kundschaft; dem Kühnsten von diesen gelang es, sich durch die Wachen zu schleichen, bis zu dem schlafenden Hamlet vor zu dringen und dessen Schild, worauf sein Haupt ruhte, wie auch die Runenschrift, welche die Worte der Freiwerbung enthielten, ihm heimlich zu entnehmen; unbemerkt eilte er schleunigst zur Königin und brachte die Beute. Das Schild erkannte die Jungfrau alsobald als das des Hamlets, dessen Ruf schon weit erschollen war zu den Völkern; die Runenschrift zerstörte sie und änderte deren Sinn dahin: daß nicht der alte König, sondern der junge Fürst der Jüten um ihre Hand warb, und daß eben diesen der Herrscher Brittanniens ihr zur Ehe empfahl. Darauf ließ sie Schild und Runenstäbe wieder zurück bringen an den alten Ort. — Doch Hamlet war unterdeß erwacht und hatte den, an ihm ausgeübten Raub bemerkt; da er nun aus der Ferne den Kundschafter heimlich heran schleichen sah, schloß er die Augen zu verstelltem Schlaf, ergriff, aufspringend, den Herangekommenen und ließ ihn fesseln. Nun weckte er die Gefährten und zog zur Königin. Die Hermatrud — so hieß sie — empfing ihn mit aller gastfreundlichen Güte und Artigkeit, schmeichelte ihm wegen seiner Thaten und wegen der an Fengo ausgeübten Rache. Nur einen Flecken habe die Geschichte seines Lebens, meinte sie, und zwar ruhe dieser auf der von ihm eingegangenen ehelichen Verbindung; denn zu verwundern wäre es, wie ein solcher Held sich ein Ehegemahl habe erwählen können, in deren Adern bäurisches Blut flösse. Auf das Geschlecht und seine Herkunft sey vor Allem in der Ehe zu sehen; sie selber aber dürfe sich rühmen, dem Hamlet vollkommen ebenbürtig zu seyn. Sie besitze den Glanz eines edlen Geschlechts, einen kühnen Geist, große Reichthümer und selbst einen königlichen Thron; dadurch eigne sie sich, daß Hamlet eben sie zur Gemahlin erwähle! — Und, nachdem sie also geredet hatte, stürzte sie sich ungestüm in des Jünglings Arme. Er, von den lieblichen Worten der Jungfrau entzückt, umarmte sie mit gleicher Heftigkeit, und Beide versprachen sich Treue. Die Frau in Brittannien vergaß man. Nunmehr wurde in Schottland die Hochzeit angestellt und die neue Ehe vollzogen. Hamlet zog, nach vollendeten Feierlichkeiten, mit der jungen Gemahlin, nebst einem zahlreichen Gefolge von Schotten, die in etwaiger Gefahr ihm Beistand leisten möchten, wiederum nach Brittannien zurück. Ihm begegnete die Tochter des Königs, seine erste Gemahlin, klagte und jammerte, zeigte den Sohn als das Pfand ehelicher Treue und fluchte ihrer Schande. Doch der König, die arge Absicht verbergend in verstellter Zärtlichkeit, begrüßte die Ankommenden freundlich und schloß den Hamlet in seine Arme. Dieser, die Heuchelei ahnend, hatte sich schon gerüstet gegen jegliche Gefahr und nebst zweihundert Rittern seines Gefolges unter dem Gewande den Harnisch angelegt; so ward er nur leicht verwundet, da der König, der neben ihm ritt, gerade in dem Augenblicke, wie sie in dem Schloßthor hielten, einen Speer nach ihm warf. Mit seinem Gefolge und unter dessen Schutz zog sich Hamlet alsobald zurück zu der Schaar der Schotten, die er weiter entfernt bei seiner Gemahlin zurück gelassen hatte, um nähere Befehle zu erwarten. Ihn verfolgte der König und so begann die Schlacht; die eintretende Nacht trennte die Kämpfenden, bevor der Sieg sich entschieden hatte. Aber viele der edlen Krieger Hamlets waren gefallen, und so verzweifelte er fast für den kommenden Tag an dem

Siege. Er wußte keinen Rath, als nur in der List; also ließ er in der Nacht die Leichname der Gefallenen an Baumstämmen und großen Steinen aufrichten, gleichwie in vollkommener Schlacht-Ordnung. Da nun die Sonne aufging und die blanken Harnische der Todten beschien, brachten die Spüher des brittischen Heeres die Nachricht zurück: daß das Heer der Feinde an diesem Morgen nicht minder zahlreich wäre, als am Morgen des verflossenen Tages. Dies erschreckte die Britten, und sie glaubten ihr Heil nur in der Flucht suchen zu können; den Fliehenden setzte Hamlet nach, schlug die ungeordneten Schaaren leicht und trug große Beute davon. Mit dieser kehrte er, nebst seiner Gemahlin, zurück in sein Vaterland. — Unterdeß war der Dänen-König Rorich gestorben. Sein Sohn Wiglet, der ihm in der Herrscherwürde folgte, behauptete: Hamlet habe unrechtmäßig, ohne Mitwissen und Beistimmung des Königs von Lethra, den jütischen Thron bestiegen, und hatte daher während Jenes Abwesenheit seine Mutter mit aller Art von Ungebühr behandelt, und dieselbe aller königlichen Macht und Reichthümer beraubt; dies ward der Grund der Feindschaft zwischen Wiglet und Hamlet, die nach des Letzteren Rückkehr bald einen Krieg erzeugte. Vor der Schlacht rühmte sich die Hermatrud männlicher Kühnheit, versprach ihrem Gemahl, ihm überall zu folgen, ihn nicht zu verlassen in der Gefahr, Tod und Leben mit ihm zu theilen: da die Ehefrau verachtungswerth sey, die nicht mit ihrem Gemahl den Scheiterhaufen besteige. In der Schlacht fiel Hamlet durch die Hand des Dänen-Königs, und die gefangene Hermatrud gab sich nach der Schlacht schnöde den Umarmungen des Wiglet hin. Dr. Stuhr.

Aufrichtigkeiten.

Herr Richmann hat sich in der, oft sehr gehaltreichen „Isis" von Oken, gegen Hrn. von Kotzebue (der in einer Schrift von Jenem Schellingsche Mysterien fand) vernehmen lassen und sagt unter andern von seiner eigenen Schrift: „Das Ziel meiner, dem Leibe nach zwar kleinen, aber nach dem Inhalte gewiß großen Schrift u. s. w." — Das ist doch ein gutes Pröbchen neuester Bescheidenheit! — Da aber Hrn. Rs Leser Hrn. von Kotzebue doch Recht geben werden, so bring' ich Hrn. Richmann folgenden Vers in Erinnerung:

Tretet dem Schelling nicht nach, habt ihr nur Schellen der Thoren;
Könnt ihr ein Schellding nur seyn, ist euch der Schelling zu hoch.

— und ruf' Ihm dann noch zu:

Richmann, am schmächtigen Leib lässest den Geist du verschmachten,
Schaffe dem Inhalt drum auch schleunig den Sinnhalt noch an.

In Nr. 9 der empfehlenswerthen „Osterländischen Blätter" (die in Altenburg erscheinen) ist in einem Aufsatze „über Brezeln" Folgendes bemerkt: „Wie das Turnen zum Kriegsdienste, so wäre das Brezeln-Ausrufen eine herrliche Vorschule zur Rhetorik, und wenn im alten Athen Brezeln an der Tages-Ordnung gewesen wären, so hätte sich Demosthenes den sauern Berglauf mit Kieseln im Munde ersparen können." — Sonach möchten also die Redner für unsre Stände-Versammlungen sich im Ausrufen der Brezeln zu ihrem Geschäft der Oeffentlichkeit stärken. Es wird jedoch darauf Mancher mit einem alten Sprüchworte sagen: Das geht nicht so geschwind, wie's Brezel-Backen! — und da die Menschen leider gern zanken, ehe sie reden können, so mag man allen Versammlungen Folgendes weihen:

Es helfen Wörter-Fehden
Nicht zur Constitution;
Bald wird aus vielen Reden
Des Zankes Apfel droh'n:
Bringt ihr zum neu'sten Eden
Nicht auch Erkenntniß schon.

Es wäre nicht übel, wenn deutsche Componisten diesem oder einem ähnlichen Verse überall eine Volks-Melodie geben möchten. Fr. Wendel.

Fündlinge.

In der Kirche zu Klingelbach, im Hessendarmstädtischen, ist auf eine Glocke eingegossen:

Meister Hans von Marburg goß mich.
Osanna heißen ich.
Alle bösen Wetter vertreiben ich.
Anno MCCCCLXV.

Von der Erfurtischen großen Glocke hat sich der Reim erhalten:

Die große Susanna
Treibet die Teufel von danna.

Auf sehr alten Glocken liest man (zum Beweise, daß man sie auch bei Beerdigungen läutete):

In Freud' und Leid
Bin ich bereit.
In Noth und Tod
Bin ich der Both. Haug.

Tages-Repräsentanten.

Jean Paul.

Thorheitgeißler der Thorheitspender im deutschen Geistaate,
Reich an Gelehrsamkeit, reicher an gutem Gemüth!

Hebel.

Liebes Gemüth! wie schön durchdringst du die Hütten und Sterne,
Zeigst das Höchste dem Volk, wenn es die Höh'ren verschmähn.

Dannecker.

„Satt von politischen Formen — ergriff ich die religiöse:
Und so sprech' ich der Zeit bessere Regungen aus."

Kotzebue und Müllner.

Du machst wackeln die Bäuche der deutschen Begaffer der Bühne:
Du machst schaudern die Haut unserem geduldigen Volk.

Alfieri und Oehlenschläger.

Süd und Nord wetteiferten längst in künstlichen Werken:
Deutsche, dazwischen, beobachten und opfern der Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.) Karl Müglich.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Um die Bürger Lübecks, welche zu den Staatslasten beitragen müssen, vor Beeinträchtigungen zu schützen, hat der dortige Magistrat ein Dekret erlassen, wornach allen Fremden und Juden der Handel in dem Gebiete der Stadt untersagt wird. Für die erste Verletzung dieses Verbots ist eine starke Geldstrafe und der Verlust der Waaren, für die zweite eine Zurücknahme der Erlaubniß: in der Stadt zu wohnen, angeordnet. (Wenn die Fremden keine Geschäfte treiben können, was sollen sie in Lübeck?) Jeder Bürger und Einwohner wird außerdem aufgefordert, den Fremden und Juden nicht bei Treibung eines, diesem Gesetze zuwiderlaufenden Handels behülflich zu seyn, und wer es dennoch thut, soll zu schwerer Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilt werden, die bei einer wiederholten Uebertretung geschärft, und wenn der Contravenient ein Bürger ist, mit dem Verlust des Bürgerrechts geahnt werden soll. Es ist der Gilde der Krämer erlaubt, nach geschehener Anzeige beim Magistrat, und mit einem öffentlichen Beamten, in den Häusern, wo man einen solchen verbotenen Handel vermuthet, nach zu suchen, und wenn die Vermuthung richtig befunden wird, soll nach obigen Vorschriften verfahren werden. Alle Aufseher der Schiffahrt und Handlung sind angewiesen, besonders zur Entdeckung solches ungesetzlichen Handels wachsam zu seyn. (Morn. Chron.) Dergleichen ungleiche Rechts-Vertheilung erinnert an eine Antwort, welche Friedrich der Große den Kaufleuten zu Breslau gab. Nachdem diese wiederholte Beschwerden gegen das bekannte Handelshaus Kuh geführt hatten, gab ihnen der König die Resolution: Das müssen erbärmliche Ochsen seyn, die da meinen: eine Kuh nehme ihnen das Brod. Dk.

Der Herzog von Richelieu hat bekanntlich die Einkünfte, welche man ihm als Belohnung anwies, den Hospitalen in Bordeaux geschenkt; dies ist um so ehrenwerther, da er — was man nicht allen Ministern nachsagen kann — die Hospitale nicht füllen half. (Morn. Chron.) Möchte man doch besonders bei allen neuen Finanz-Einrichtungen den Urhebern dasselbe Lob ertheilen können!

Mit dem Bau des neuen Hauses auf St. Helena geht es nur langsam, und um die Franzosen nicht sehen zu lassen, welch ein Gefängniß man ihnen baut, so hat man eine ungeheure Erdwand vor Bertrands Fenster aufgeführt, wodurch die Aussicht ganz verdunkelt ist, und die, wie man versichert, kaum den Eingang in das Haus verstattet. Die Lage, welche Sir Hudson Lowe für die neue Bastille gewählt hat, ist eine der traurigsten auf der ganzen Insel, da es ihr ganz an Schatten und Wasser fehlt. Sie ist durchaus dem, von Bonaparte geäußerten Wunsche für den Fall einer Wohnungs-Veränderung entgegen, und man glaubt nicht, daß er sie jemals beziehen werde. Den Doktor Verling, welchen ihm der Gouverneur als Arzt gesandt, hat er nie angenommen, obgleich derselbe fortwährend zu Longwood wohnt. Auch hat er seit dem vorigen Julius mit keinem Engländer gesprochen, und ist nicht weiter außer dem Hause gesehen worden, als auf dem Balcon vor seinem Zimmer, so daß des Gouverneurs Berichte in Hinsicht Bonaparte's auf bloßen Muthmaßungen beruhen. (Morn. Chron.)

In der Nähe von Janagorio, im Gouvernement Taurien, grub man unlängst ein Gewölbe in Form eines Grabes auf, das einen menschlichen, wohl erhaltenen Leichnam von ungewöhnlicher Größe enthielt. Der Kopf war mit einem Kranze goldener Lorbeerblätter umgeben, und auf der Stirn lag eine goldene Denkmünze, mit einem Manneskopfe und den Buchstaben P. F. Zu beiden Seiten des Leichnams befanden sich silberne und irdene Vasen, goldene Ketten und Ohrringe. Am Finger fand man einen goldenen Ring mit einem kostbaren Stein, in welchem eine männliche und eine weibliche Figur sehr sauber eingeschnitten waren. Man ist der Meinung: das Ganze sey das Grabmal eines sehr erlauchten Kriegers aus dem Zeitalter der Philippe. (Gaz. d. Fr.)

Ein Astrologe hatte einmal einem reichen Gutsbesitzer voraus gesagt: daß sein Haus abbrennen werde. In Ermangelung des Eintreffens dieser Voraussagung zündete der Prophet es nachher selbst an. Dem ähnlich hatte unlängst eine alte Köchin zu Paris von einer Kartenlegerin erfahren: sie werde nächstens bestohlen, aber ihren Verlust nicht nur ersetzt, sondern noch viele Glücksgüter dazu erhalten. Die Prophetin forderte für diese Nachricht 200 Franken; die Köchin hatte nicht so viel Geld und mußte verschiedene Sachen von größerem Werthe zum Pfande geben. Einige Tage nachher, als die Auslösung geschehen sollte, war die Sybille mit den Pfändern verschwunden; so ist der erste Theil der Verkündigung erfüllt, auf die weitere Erfüllung wartet die Köchin mit Sehnsucht; denn Betrug wird sie sobald noch nicht zugestehen, da nirgends mehr Leichtgläubigkeit herrscht als in — sogenannten Glaubenssachen. (Journ. d. Par.)

Eine junge Improvisatrice, Signora Angelica Palli, hat vor der Akademie zu Florenz unlängst ein Trauerspiel improvisirt, dessen Gegenstand das „Opfer von Jephta" war, und wozu sie nur einige Minuten Nachdenken gebrauchte. Sie ward sehr gerühmt. Es fragt sich aber: welchen Beifall das Stück bei den Lesern finden würde, wenn ein Schnellschreiber eine treue Nachschrift geliefert hätte? (Journ. d. Comm.) In Deutschland möchte sie übel wegkommen, in der jetzigen Zeit besonders: wenn sie etwa gar Spuren von einem Moral-Prinzip in ihrem Trauerspiel gezeigt hätte; im andern Fall wird man beliebige Urtheile improvisiren, die nur dadurch sich schwächen: daß sie gedruckt werden. — Heidnisch geht man mit dem Schicksal um, kannibalisch aber mit denen, welche meinen: daß doch wohl bessere Religionsbegriffe in Betrachtung kämen, und der heilige Bund wird auf diese Weise bei den neuesten Tragöden die verstocktesten Sünder finden. Dk.

Bei einer theatralischen Vorstellung der Mad. Thénard zu Paris (auf dem Théâtre français) vor einer sehr zahlreichen und glänzenden Zuschauerschaft, fiel — troz der schauderhaften Auftritte, welche die Vorstellung enthält — keine einzige Dame in Ohnmacht. Dies war aber ganz natürlich; an diesem Abend sollten wenigstens 20 Bälle statt finden, die Damen, alle im vollen Ball-Anzuge, würden sich offenbar durch eine Ohnmacht die ganze Toilette verderben haben. (Journ. d. Comm.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 20. März. 46stes Blatt.

Ungedruckte Briefe der Karschin.

Bekannt gemacht von L. Achim v. Arnim.

Es läßt sich leicht voraus sagen: daß das Leben der bekannten Dichterin, zu welchem hier ein Beitrag geliefert wird, ihre Gedichte künftig erhalten muß, nachdem sie selbst ihr Leben mit ihren Gedichten zu erhalten gezwungen war. Es ist ungeachtet der Unvollständigkeit und Rückhaltung, wie es von ihrer Tochter (Gedichte von A. L. Karschin. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben von ihrer Tochter F. v. Kl. Berlin 1792.) aufgeschrieben worden, eine der reizendsten Dichter-Biographien unserer Nation. Viele, die eine getreuere Kenntniß ihrer leicht und frei entworfenen Gedichte und der ungeschickten Verbesserungen ihrer gelehrten Freunde haben, bedauern ihre Berührung mit der Kunstbemühung ihrer Zeit; Viele wünschten jetzt die ersten Entwürfe ihrer, meist improvisirten Gedichte zu besitzen; auch mögen sie wohl Recht haben. In einem Volke, wie das unsere, wo diese Fertigkeit nicht, wie in Italien, künstlich anerzogen und ausgebildet wird, setzt es allerdings eine Eigenthümlichkeit voraus, des Besten gerade nur auf diesem Wege, in dieser Art überraschender Begeisterung — als plötzlicher Einfall fertig ausgesprochen — sich bewußt zu werden. Wie bei den italienischen Improvisatoren selten etwas von dem taugt, was sie improvisiren, so möchten gerade ihr vielleicht die improvisirten Gedichte viel besser als alle gelungen seyn, die sie ohne äußeren Drang an ihrem Schreibtische erfunden hat. Wir bedauern: daß sie nicht selbst ihr Hirtenleben, ihr Herumwandern auf Hochzeiten, um Gelegenheits-Gedichte für Geld zu fertigen; ihren glänzenden Einzug in Berlin; das Anstaunen über ihre Fertigkeit, Verse ohne Vorbereitung zu machen, beschrieben hat. Berlin war damals von so ganz verschiedenen Elementen bewegt, daß eigentlich eine lebendige Darstellung davon noch ganz fehlt; aus der ärgsten Kleinstädterei war es der Mittelpunkt großer Weltbegebenheiten geworden; das große Talent auf dem Throne versammelte mancherlei wunderliche Talente um sich her; Menschen aus allen Ständen hatten sich empor geschwungen; die größten Widersprüche, Pietisterei und Freidenkerei, entwickelten sich neben einander; es gab einen Haufen von Eigenthümlichkeiten und noch mehr von Sonderbarkeiten, wie sie Chodowiecki der übrigen Welt in ihrer äußeren Erscheinung mittheilte. Auch der, von der Dichterin unter den Namen Phaon und Alcest angeredete Freund, an den diese Briefe gerichtet sind, gehörte zu diesen eigenthümlichen Bildungen der Zeit, die er in aller Hinsicht genossen hatte, aus der er sich, um noch mehr zu genießen, in sein Haus zurück zog, wo er in den eigenthümlichsten, aber prachtvollsten Launen herrschte. Seine poetische Gesinnung sprach ihm Horaz vollständig aus; er war mit schöneren Frauen, als mit der Karschin, bekannt; es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie sich der unglücklichen Sappho gleich stellte, wenn er sie gleich in aller Art beschützte und unterstützte. Ueber die Art ihres Verhältnisses weiß ich wenig zu sagen; nur ein Ereigniß finde ich so merkwürdig,

daß es in Frankreich sicher und längst der Stoff einer komischen Oper geworden wäre. Der Freund gab häufig Trinkgelage, wo es recht eigentlich darauf angesehen war, einander auf die Probe zu stellen. Wer sich nicht halten konnte, wurde auf eine Bahre gelegt, die schwarz angestrichen war, und in ein Nebenzimmer gesetzt. Unsere Dichterin improvisirte bei einem solchen Trinkgelage, und wurde von dem Freunde feierlich mit Lorbeern gekränzt; dies begeisterte sie noch mehr; sie trank gern und viel, und sank so mitten in einer heftigen Begeisterung unter den Tisch. — Welche Verwunderung für sie am andern Morgen, als ihr das Bewußtseyn zurück kehrte: sich, mit Lorbeern bekränzt, auf jener Bahre zu finden, die den Betrunkenen zum Verschlafen ihres Rausches bestimmt war. — Ein Opern-Dichter könnte den Freund ihr auf einer andern Bahre nachtragen lassen, und es gäbe ein prächtiges Duett zwischen den beiden Erwachenden, die sich in einer andern Welt glauben. Wir wollen aber bei der Wahrheit bleiben; sie fand sich ganz allein und kein Mensch hatte sich in der allgemeinen Lustigkeit weiter um sie bekümmert. — So viel zur Einleitung dieser Briefe, die, bis auf unbedeutende Schreibfehler, unverändert abgedruckt werden. Tag und Jahr fehlte bei allen und sie sind alle sehr nachlässig geschrieben.

I.

Das Schicksal.

Daß über uns beschlossen sey
Die Reihe der Begebenheiten,
Das brauchet nicht Beweis von längst verfloss'nen Zeiten,
Mein eignes Schicksal ist mir groß genug und neu,
Und von beträchtlichem Gewichte.
Doch höre, Freund, von mir zu mehrer'm Unterrichte,
Was sich nur jüngst begeben hat;
Der ehrlichste Alcest in Friedrichs erster Stadt
Erzählte mir mit Lächeln die Geschichte:
Daß Phaon, der sich sonst ganz nach Geschmacke trägt,
Des Hofes Trauer angelegt,
Und mit dem Abendfarben-Rocke
Dahergegangen sey. Vielleicht gedankenvoll:
Welch einen Prinzen nun der Krone Glanz verlocke,
Wer nun den Thron besitzen soll,
Von dessen oft bestritt'ner Höhe
Der Tod den sächsischen August
Gerufen, daß er mit ihm gehe
Dahin, wohin auch du ihm künftig folgen mußt.
Die Zwietracht-Göttin sah ihn gehen
Und sahe schon mit wilder aufgeflammter Lust
Die wieder kämpfenden Armeen,
Und dieses hat vielleicht, mit Schrecken in der Brust,
Mein Freund gedacht und nicht gemerkt auf seine Tritte.
Er ging, wo du im Lenz oftmals gewandelt hast,
Und fiel, so groß er war, indem er vor sich glitte,
In den abscheulichen Morast,
Den tausend Boten tiefer machten,
Die Mustapha's Befehl nacheilt.
Der gute Phaon lag und viele Mäuler lachten,
Obgleich er auf zu stehn unfehlbar nicht verweilt;
Er ward noch röther auf der Wange,
Als er gewöhnlich ist, und sah sich nun im Gange
Bestürzt, beschämt und schüchtern an.
Da trat mit ganz bescheid'nen Mienen
Zu ihm ein armer, alter Mann —
Von denen, die das Wohlthun ganz verdienen —
Mit seinem Messer, das er zum erbetnen Brod
Bedarf, daß er's in kleine Suppenstücke brocke,
Hat der Dienstfertige den Straßenkoth
Geschabt von dem gefall'nen Rocke.
Er nahm sein bettlerisch armseliges Gewand
Und trocknete mit schneller Hand
Den nassen Fleck am Trauerkleide,
Vergaß auf einen Augenblick
Der Armuth und fuhr schnell zurück.
Erstaunt rief er: Ach Herr, ein ganz Achtgroschenstück
Werft ihr in meinen Hut? Wie Mancher, der von Seide
Und Gold und Silber strotzt, bleibt meiner Bitte taub,
Giebt mir den Dreier nicht, den ich von ihm begehre,
Und nennt mein Betteln einen Raub! —
Er sprach's und eine Freudenzähre
Floß von des Armen Angesicht.
Freund, Gott vergißt des Frommen Mangelleiden nicht,
Elende schrei'n zu ihm, er sorget für sie Alle,
Und zum Beweise, daß er's thu',
Hat es sein Rath gewollt, ließ seine Hand es zu:
Daß in den Koth ein Reicher falle;
Ich glaub' es und das glaubst auch du!

Anmerkung. Vielleicht war dieses Gedicht nähere Veranlassung zur Bekanntschaft. A. v. A.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über die dramatischen Dichtungen der Spanier.

Als die Anfänge des spanischen Theaters sind die Schäferspiele und die geistlichen Mysterien zu betrachten, wo das Romanzo zuerst in's Drama überging. Noch zu den Zeiten des Cervantes, der uns in seinem „Don Quixotte" eine frühere Geschichte der spanischen Bühne aufstellt, war das Theater etwa so einfach und arm, wie es zu den Zeiten des griechischen Thespis mochte gewesen seyn. Die ganze Garderobe und sämmtlicher Dekorations-Apparat wurde in einen Sack gepackt, den sich der Theater-Direktor, Soufleur und Akteur zugleich, wahrscheinlich auf den Rücken schnallte, so leicht und bequem von Dorf zu Dorf wanderte und seine Bühne, aus Tapeten und Brettern bestehend, unter freiem Himmel aufschlug, was auch in England zu Shakespeare's Zeiten Sitte war. — Cervantes ward der Aeschylus und Gründer des romantischen Schauspiels in Spanien, und dies vorzüglich mit Hinsicht auf sein innerstes Wesen. Die Einführung der allegorischen Figuren und die Eintheilung der Handlung in drei Jornandas, die das spanische Schauspiel besonders charakterisirt, wird ihm zugeschrieben. Obschon sein geniales tiefpathetisches Drama „Numancia", im Geist der altgriechischen Tragödie gedichtet, so ganz einzig und wahrhaft erhaben dasteht, sich jedoch innerhalb der drei Einheiten bewegt — wie Cervantes überhaupt „auf reine Sonderung der Gattung drang" — blieb es dennoch ohne

Nachfolger, denn der romantische Sinn, dem klassischen Zwange längst schon entfremdet, war in der Nation zu tief eingewurzelt. — Jetzt trat Lope de Vega auf — „dieses Wunder der Natur" wie ihn Cervantes nennt — und führte das, kaum zum Jüngling heran gereifte Drama in die weite, wundervolle Welt der Romantik ein, wo er es an der Hand der reichsten, bildsamsten Phantasie sich frei bewegen und schwelgen ließ. Wie ein mächtig reißender Strom hatte er alle Dämme durchbrochen, und so schien für das neue Drama bei seiner reichen üppigen Fülle kein enges, beschränkendes Maaß der äußeren Form geeignet. Dieses dramatische Leben in den romantischen Gebilden will sich frei und großartig bewegen, frei mit Hinsicht auf sein Inneres und Aeußeres; denn jene Einheit von Ort und Zeit, die mit dem altgriechischen einfachen Stoff wie in Eins verwachsen war, hätte hier den kühnen Aufflug und die wahrhaft lebendige Darstellung nur allzu sehr beschränkt. Dort, wo der Chor immer auf der Bühne blieb und die Zwischen-Akte durch lyrische Gesänge ausfüllte, ging ein Wechsel der Scene nur sehr schwer an, und dennoch wagten es die alten Tragiker, das alte strenge Gesetz zu umgehen. Schon Aeschylus verlegt in seinen „Eumeniden" die Scene von Delphi nach Athen. So wird im „Ajax" des Sophokles die Bühne verändert, wie auch in den „Trachinierinnen", wo die Einheit des Orts und der Zeit, dem dramatischen Interesse der Handlung hinderlich, beseitigt wird. In der „Helena" des Euripides haben wir im Anfange des fünften Akts ein ähnliches Beispiel: daß der Dichter nicht genau die Zeit der Handlung nach der Sanduhr mißt. Hieraus erhellt: daß es mit der französisch-aristotelischen Einheit eine wahre Chimäre ist, was auch vielleicht selbst jene drei griechischen Heroen spaßhaft gefunden hätten. Wenn in den meisten alten tragischen Gebilden jene Einheit streng beobachtet ist, so rührt dies von ihrem Verhältniß zum Chor her, der die Grundlage des griechischen Drama's war, und bei seiner religiösen Beziehung auf den Bachus-Dienst keine wesentliche Veränderung füglich erlaubte. — Lope gab daher dem spanischen Theater einen neuen, ganz eigenthümlichen Charakter, und beschäftigte fast allein und ausschließend die Bühne mit seinen romantisch-wundersamen, wenn auch zum Theil noch rohen Gebilden, und drängte so seinen Nebenbuhler Cervantes weit zurück, nachdem er die Aufmerksamkeit der gesammten Nation bald nach seinem Auftreten gefesselt hatte. — Auf Lope de Vega erschien nun Don Pedro Calderon de la Barca als der eine Höhepunkt des spanischen sowohl, als überhaupt des romantischen Schauspiels. Die reiche Mannigfaltigkeit des Lope, die drastische Kraft des Cervantes und den ganzen Reichthum der musikalischen Poesie hat er in sich vereinigt. Wenn Lope einem wildromantischen labyrinthischen Park zu vergleichen ist, wo die Natur alle Partieen im großen Style und in großen Massen angelegt, wo schäumende Bäche über steile Felswände sich stürzen, wo abentheuerlich-geformte Steingebilde, ihr starres Lockenhaupt von Immergrün und Akanthus umwunden, seltsam durch das Dunkel der grünen Schatten herein schauen, wo alte Trümmer von Burgen stehen, mit Weinlaub, Rosen und Jasmin bekränzt, und wo Alles in freiester Ueppigkeit wächst, sprießt und blüht; so könnte man dagegen Calderon einen herrlichen kunstreichen Garten nennen, der, frei von allem französischen Schnörkel, mit den lieblichsten Blumen Indiens und Persiens im reichsten Maaße geschmückt und von Feen und Houris bewohnt ist, die auf den weichen, smaragdenen Matten hingegossen uns winken und grüßen, und hinauf deuten zu den lichtblauen Räumen über den Sternen.

F. R. Hermann.

Gedanken einer berühmten Frau.

(Nach dem Französischen.)

Die vornehme Geburt verleiht weder körperliche Vortheile, noch Anmuth des Geistes; sie vertilgt keinen Fehler; es trägt sie vielmehr der Eigendünkel zur Schau und die meisten Laster findet man bei den Großen, weil sie können, was sie wollen.

Für den Arbeitsamen hat jede Woche sieben Tage, für den Trägen hat sie nur sieben Morgen.

Nur wer Charakter besitzt, erregt Haß; nur der niedrige Mensch flößt Verachtung ein; darum wird mehr verachtet, als gehaßt.

Oft macht die Leidenschaft einen Thoren zum gescheidten Mann und umgekehrt einen Gelehrten zum Dummkopf.

Wir versprechen, je nachdem es mit unsern Hoffnungen steht; und wir halten unsre Versprechungen nach dem Maaßstabe unsrer Furcht.

Die Mäßigung der Menschen ist oft nur eine Folge der Ruhe, die ein glücklicher Zustand ihrem Charakter verleiht.

Bonafont.

Tages-Repräsentanten.

Claudius und Falk.

Wie man mäßiger wird und kosmopolitischer, lehrt ihr:
Nach Aufklärung kommt christlicher Glaube zurück.

Chateaubriand und Kanne.

Bessergesinnte der Zeit! nur wollt nicht wieder die Zeiten
Früheren Menschheitstandes: Freunde, sie wandelt, sie wächst.

Clarkson und Way.

Glaubt — und bereitet euch vor zum lebenden Werk der Ideen:
Wahrhaftwirkliches kommt schaffend nur aus der Idee.

Ilias XVIII., 3tr.

Unbemerkische wähnen zuweilen, die Pallas Athene
Gebe die Weisheit nur ihrem Verehrer und Freund.
O, wie betrügen sie sich sammt ihrer betrogenen Schule:
Sie nimmt Frevelnden auch noch den geringen Verstand.

Karl Müglich.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Die Conzerte im Advent waren meistens ziemlich langweilig; aber die Fastenzeit ließ sich besser an, indem Herr Merk (Violoncellist am Wiener Hoftheater) den Reigen eröffnete. Zartheit und Deutlichkeit sind die Haupteigenschaften seines Spiels, welches jedoch noch an Werth gewinnen würde, wenn er nicht zuweilen durch die erstere sich verleiten ließe, die Eigenthümlichkeit seines herrlichen Instruments zu vernachlässigen, um selbes der Violine zu nähern. Doch läßt sich von den Anlagen und deren frühen Ausbildung bei dem jungen Künstler das Beste hoffen. Das zweite Conzert hatte ein junger Studirender zum Besten des Elisabethiner-Ordens veranstaltet, und es fiel, einige Unordnungen abgerechnet, sehr gut aus. Mad. Becker sang eine Arie von Kuhlau vortreflich und zu mehrerer Abwechslung war auch die Deklamationskunst — in Wien fängt sie, Gottlob! wieder an aus der Mode zu kommen — in Anspruch genommen. Hr. Löwe sprach eine Ballade vom Professor Gerle: „der Königssohn“, vortreflich, und in den erhebenden Stellen mit wahrer Begeisterung; die Concertantes waren das Unbedeutendste an dieser Akademie. — Unser Theater ist wieder sehr reich mit Gästen gesegnet. Außer Hrn. Röckel, welcher nur noch als „Alcefeld“ in den „beiden Füchsen“ erschien, ist auch Hr. Anders aus Breslau gekommen, und hat den „Murney“ und „Johann von Paris“ gegeben — er dient, so wie Jener, nur dazu: uns den Werth unsres ersten Tenoristen, Hrn. Stöger (dem man, bei einer recht schönen Stimme, den Mangel dramatischer Darstellungskunst wohl allzu hoch anrechnet), kennen zu lehren. — Ein Herr Hatscher debutirte als „Karl“ in „Reue und Ersatz“ und wurde beifällig aufgenommen; er ist noch Anfänger, doch mit schönem Talente ausgerüstet, und kann, wenn er einige Unarten ablegt und fleißig studirt, ein recht braver Schauspieler werden; möge ihn nur der allzu reichlich gespendete Beifall nicht zu dem Wahn verleiten: er sey es schon!! — Hr. Vecht gab drei Gastrollen: den „Buchhalter Fest“ in „Reue und Ersatz“, „Kindlein“ im „armen Poeten“ und „Baron“ in den „alten Liebschaften“. In der ersten Rolle erkannten wir ihn als einen denkenden, fleißigen Schauspieler, der gewohnt ist, sich und Andern Rechenschaft über seine Darstellung zu geben; der sehr fein nuancirte, doch oft etwas mit Geberden überladete, und der einen harten Stand hatte — weil ein großer Theil des Publikums sich noch an Liedichs unübertrefliche Darstellung erinnerte — in der zweiten Rolle ließ er kalt und in der dritten mißfiel er ganz. — Ein neues (?) Lustspiel: „So zahlt man seine Schulden“ hat mit vollem Rechte ganz mißfallen, und auch Cherubini's kleine Oper: „die Gefangene“ machte wenig Glück, so brav auch Madam Allram die „Emma“ und Hr. Feistmantel den „Ludwig“ gab. Mad. Becker (Polly) ist nun doch unbestreitbar über das Alter der unschuldigen Kinder hinaus, und würde klug thun, sich in derlei einfachen Singpartheien der allzu reichen Verzierungen zu enthalten, die wohl in den „Dorfsängerinnen“ am Platze sind — in welchen sie vor einigen Tagen die Catalanischen Variationen über das Thema: „Sul margine d'un rio“ einlegte und ganz vortreflich durchführte, so daß selbst die eifrigsten Verehrer der großen Catalani ihrem Vortrage Bewunderung zollten. — Ich komme endlich auf einen extraordinairen Gast unsrer Bühne, den ich schon in meinem Letzten erwähnte, nämlich den sogenannten nordischen Herkules, welcher das gewöhnliche Schicksal aller derjenigen Personen hat, welche ausländische Zeitungen so über Alles erhoben. Bei näherer Betrachtung findet man eine derbe Portion Charlatanerie. Hr. Franke ist allerdings sehr stark und macht recht artige Dinge; aber es ist mir in meinem Leben noch kein plastischer Künstler vorgekommen, der so reich mit drolliger Verkehrtheit, Verrenktheit und Verzerrung ausgestattet gewesen wäre; der mit so entsetzlicher Prätension in jeder Bewegung es so ganz verfehlt hatte, dem, was er thut, einigen Werth zu geben. Dazu kommt noch: daß seine ganze Tournure allzu sehr an den Pagliaccio der Seiltänzer erinnert, um auf der Bühne ohne Widerwillen angesehen zu werden. — * —.

Lord Nugent brachte neulich bei dem brittischen Parlament eine Petition der englischen Katholiken vor, worin gebeten wurde, sie zu den bürgerlichen Aemtern, von denen sie nach englischen Gesetzen ausgeschlossen sind, künftighin zuzulassen. „Fast zu allen Zeiten“ — so sagte der Lord am Schluß seiner Rede — „zeichneten sich die englischen Katholiken durch eine ritterliche Anhänglichkeit für die Constitution aus. Als die spanische Armada England bedrohte, war es da nicht ein katholischer Arm, der sich zum Schutz einer protestantischen Königin erhob? Lord Effingham, der die englische Flotte befehligte, war ein Römischkatholischer; Lord Howard, der die Grenze Englands gegen Schottland vertheidigte, war Katholik; der Graf von Pembroke, der die Festung Dover behauptete, war katholisch. Wenn man die Katholiken Feinde der brittischen Verfassung nennt, so sollte man sich erinnern: daß die Magna Charta ihr Werk war, und daß die Bill of Rights die Erklärung der Grundsätze enthielt, welche die Katholiken eingeführt hatten.“ (Morn. Chron.) Päbstliche Anmaßungen sind zu verwerfen; gleiche Rechte mit allen Staatsbürgern darf man aber den Katholiken nicht vorenthalten. Ist die Furcht vor päbstlichen Söldnern bis jetzt in England mächtiger als die Gerechtigkeit, so soll man jenen den Zügel anlegen, niemals aber einer Religions-Partei größere Ansprüche gestatten, als einer andern. — Uebrigens sind die Zeiten, wo die erwähnte Furcht auch Gründe hatte, wohl vorüber; die einfache Vernunft überstrahlt die dreifache Krone immer mehr.

Die Italiener haben eine natürliche Abneigung gegen die deutsche Musik, so daß sie unlängst zu Mailand, ungeachtet der Talente von drei der ausgezeichnetsten Sänger, das Meisterstück Mozarts: „La clemenza di Tito“ ganz unbeachtet ließen. Dagegen erregte ein anderes Singstück eines ganz unbekannten italienischen Compositen allgemeinen Beifall. (Journ. gén.) Wir vergelten den Italienern eine solche natürliche Abneigung auch nur durch eine unnatürliche Zuneigung für ihre neuesten Compositen.

Nach einer angefertigten Tabelle entdeckte man im Jahre 1790: 480 Pfund Sterling falscher Banknoten in England, und 1818 fand man 28,440 Pfund Sterling. (Journ. d. Comm.) Der Effekt des Hängens scheint also ohne Erfolg zu seyn.

Von den 150 Millionen Bewohnern, welche Europa zählt, mit Ausnahme der Türkei, werden über 80 Millionen nach Verfassungen regiert. (Gaz. d. Fr.) Nach dem, was als vorhanden angenommen werden kann, wird nicht immer regiert.

In Spanien muß Jeder um das Soldatwerden loosen. Die Adelichen werden vorzugsweise „adeliche Soldaten“ genannt und können sich mit 5000 Franken loskaufen. (Journ. gén.) Wahrscheinlich werden sie deshalb adeliche Soldaten heißen, weil sie, gegen 5000 Franken, nicht Soldaten zu seyn brauchen. Denn es scheint beinahe, als wäre Vielthun dort bürgerlich, adelich aber die Erlaubniß: nichts thun zu dürfen; jenes wird dann gewiß Pflicht und dieses Recht genannt.

Die kleine 7jährige **Waise aus Wilna**, welche auch in Achen den hohen Souverainen vorgestellt ward, hat von ihrer Erzieherin, Mad. Fusil, eine so gute Ausbildung erhalten, und die Letztere hat so glückliche Talente an ihr entdeckt: daß sie jetzt schon, zu Aller Bewunderung, Komödie spielt und tanzt. (Journ. d. Comm.) Wenn sie dann noch Thee trinken und plappern kann, wird wohl, nach jenem Maaßstabe, der Bildungs-Prozeß vollendet seyn.

Die Farben der verschiedenen Flaggen der Independenten-Korsaren sind folgende: Mexiko: blau mit weiß gemischt; Venezuela: gelb und blau, mit 7 blauen Sternen auf dem Gelben; Artigas: zwei horizontale Streifen, einer blau, einer weiß, mit einem rothen Streifen durchschnitten; Buenos Ayres: blau und weiß und blau. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 22. März. 47stes Blatt.

Das Mährchen vom Vogel Phönix.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“ *)

Des Vaters Füllemann Geburtstag war nahe; mit freudigster Ungeduld sahen die Glieder des glücklichen Hauses demselben entgegen. Alle waren schon seit geraumer Zeit auf vielfache Weise geschäftig gewesen, um den Vater an diesem Feste mit einer kleinen Gabe überraschen zu können, und die beiden kleinen Jungen, deren Geschicklichkeit noch nicht so weit reichte, selbst eine kleine Arbeit zu verfertigen, hatten ein lustiges Wechselgespräch zwischen zwei Knaben auswendig gelernt, das die älteren Brüder und Schwestern ihnen so lange vorlesen mußten, bis ihr Gedächtniß sich dasselbe ganz angeeignet hatte. Der frohe Tag kam heran, heiter wie die Seele derer, die ihn feierten. Die ganze Familie versammelte sich frühe schon in der großen Laube des Gartens; Alle brachten unter den herzlichsten Wünschen ihre kleinen Angebinde dar und zuletzt traten die beiden Knaben auf und hielten zu großem Ergötzen ihr Wechselgespräch in Reimen. „Ja“ — setzten sie am Schlusse in naiver Gutmüthigkeit hinzu — „das haben wir für Vater gelernt!“ — Denn Glückwünsche und Liebesbezeigungen pflegte man in dieser Familie nicht auswendig zu lernen, wo das Herz bei Allen so innig sprach und Jeden lehrte, was er zu sagen hatte. Füllemann aber fühlte sich unendlich glücklich in dem Kreise der Seinigen, die um ihn her jubelten, und die Fröhlichkeit der Familie ward noch erhöhet durch die Gegenwart des lieben Freundes Heinrich Friedberg, den sie von einem, so viele Besorgnisse erregenden Unfalle genesen, wenn auch noch nicht ganz in dem Besitze der verlornen Kraft in ihrer Mitte sahen.

„Wohl“ sagte Füllemann, „so manche hohe Gnade ward von einer überirdischen Macht mir zugetheilt; warum ich aber immer die heißesten Wünsche zu dem Himmel sende, ist, mir die Meinigen zu erhalten. Der Gedanke an sie ist stets mein seligster, der so recht jede Lebenskraft und Thätigkeit in mir rege erhält, und mich ein hohes Gut in dem Besitze finden läßt, den eine höhere Ansicht sonst mit Recht den Tand der Erde schilt und der gewiß der schnödeste Besitz ist, wenn bloß um dieses Gutes willen ein Menschenherz daran hängt. Aber nicht um meinet-, um meiner Kinder willen möchte ich diese Dinge niemals missen; denn diese bieten mir eben die Mittel dar, so Vieles für sie zu thun, und ich kann sie durch das Leben schreiten sehen, ohne daß sie frühe schon unter der Last desselben seufzen müssen, ich kann ihre Jugend als reichen Frühlingsgarten bewahren, und was ihnen die spätere Zeit auch bringen mag, so nehmen sie diese glücklichen Erinnerungen wenigstens mit in die Stürme derselben. — Seht“ fuhr er nach einer Pause fort, „um heute nicht aus Eurer Mitte gerufen zu werden, suchte ich noch gestern mehrere Geschäfte, die sich nicht aufschieben ließen, zu beseitigen. Darüber ward es Mitternacht. Leise trat ich

*) In „Wahl und Führung“, diesem vielgelesenen Werke, ist es besonders das Leben der Familie Füllemann, welches reizt und festhält; darum wird es angenehm seyn, hier einen Nachtrag zu finden, der, auch wenn die Erinnerung ihn nicht einleitet, zugleich in sich ein Ganzes ist. Der Herausgeber.

durch die Gemächer hin, wo die M[illegible]gen in dem friedlichsten Schlummer ruhten; auße[illegible]ne älteren Töchter, in dem inneren Zimmer di[illegible]atter mit den kleineren Geschwistern. Und ich mußte Alle die Lieben wohl behalten; in tiefer Rührung dankte mein ganzes Wesen dem Herrn des Lebens. O, dachte ich, möchtet ihr, lieben Geschöpfe, immer so sanft athmen, so still und ruhig in Euern Herzen! — Und unbeschreiblich wohl that mir das Gefühl: Aller dieser guten, kräftigen, hoffnungsreichen Menschen blühendes Lebensglück ist in deine Hand gelegt! deine Sorge und Mühe wahret ihre Freude, und gewiß, bevor sie einschlummerten, haben sie Alle nach dem Väterchen gefragt, ihm in Gedanken eine gute Nacht gewünscht, und wohl in ihrem unschuldigen Gebete des irrdischen Vaters gedacht bei dem ewigen und Beiden zugleich gedankt. — Da befiel mich auf einmal der Gedanke: Jetzt ist Alles so still und friedlich in dem Kreise der Deinigen; aber wird nicht auch früher oder später das Geschick mit unbarmherziger Hand freudestörend eingreifen? Und wenn von allen den Schlummernden Eines gar in dem tieferen, unauflöslichen Schlafe läge und die Andern trauernd da ständen, vergeblich bemüht, es mit ihren Klagen in das freundliche Daseyn zurück zu rufen? — Wieder ist nun ein Jahr von deinem Leben abgelaufen, wie viele werden demselben noch folgen?" — „O Lieber!" unterbrach den Gatten Auguste, die Hausfrau; „Du machst mich ganz wehmüthig an dem freudigen Tage. Wir sind ja nicht stolz in unserem Glücke, wir danken recht von Herzen dem gütigen Geber desselben und an jedem Abend flehe ich ihn um Nachsicht an, sollten wir vielleicht, ohne unser Wissen, in allzu kecker Freude ihn beleidigt haben. Auch suchen wir ja so viel zu helfen und Aller Wohl zu fördern, als wir können, und die Wesen zu beglücken, deren Schicksal er an das unsrige geknüpft hat." — „Gewiß, Ihr guten Menschen!" sagte Heinrich, „wer so, wie Ihr, dem Herrn vertraut und treu an ihm hält, den verläßt er nie, und wer überhebt sich seines Glückes weniger als Ihr? Wenn schon ein Vater, eine Mutter so sorglich wachen über ihren Kindern, wie sollte die ewige Liebe minder treu wachen über den Eltern und ihren Kindern?" — So ging mit manchem vertraulichen und erhebenden Gespräch, wechselnd in Scherz und hohem Ernst, der Morgen hin. Die schönste Freude aber war dem Nachmittag aufbewahrt, an dem Heinrich mit den Freunden wieder den ersten Ausgang versuchen wollte. Sie hatten zum Ziele ihrer kleinen Wanderung den Montorio erwählt, jene Höhe, die, eine Abstufung des Janiculus, eine der herrlichsten Aussichten der Welt, zumal in dieser Jahreszeit gewährt. — Paarweise stieg in fröhlichem Zuge die Familie die schöne Treppe hinan, welche diese Höhe hinauf führt; voran die beiden jüngeren Knaben, dann ein Knabe und Mädchen, diesen folgten abermals Schwester und Bruder, hierauf die beiden älteren Töchter, Alle in festlichem Schmucke, die Knaben himmelblau, die Mädchen, Eines wie das Andre, weiß gekleidet, die eine Hälfte mit blauen Augen, wie der Vater, die andere mit braunen, wie die Mutter, welche — wechselweise den kleinen Heinrich auf dem Arm tragend, dann an der Hand führend — ihrem Gatten zur Seite, den Kindern folgte, und die beiden Hausfreunde, Heinrich und Arnold, schlossen den Zug. Alle lagerten sich, und froh schweiften ihre Blicke über Rom mit seinen Trümmern und seinem weltberühmten Strome zu der Umgegend hin, über die der Frühling mit seinem linden Hauche und frischen Grüne den lieblichsten Zauber hingegossen hatte. Die beiden kleineren Jungen lagen in Heinrichs Schooße, das jüngste Mädchen stand neben ihm und streichelte ihm die Wangen; die Andern saßen im Kreise umher. Da hob der kleine muthwillige Victor in dem gutmüthigsten Tone an: „Aber, lieber Herr Friedberg, Du hast uns gar lange nichts erzählt!" — „Ja" stimmte Caroline ein, „Du mußt so gut seyn und uns wieder einmal ein Mährchen erzählen!" — „Wir sind, lieber Freund!" so sagte die Mutter, „heut Alle Kinder in Fröhlichkeit und Unschuld, und Sie wissen, Kindern geht nichts über ein ergötzliches Mährchen!" — „Freilich!" entgegnete Heinrich, „wenn Alle so schön bitten, so muß ich wohl ohne Säumen erzählen; aber möchten auch die großen Kinder sich gern eines Mährchens erfreuen, wie es die kleinen am liebsten haben, aber eines Mährleins, so eines recht lustigen und luftigen Dinges, wunderlich und unterhaltend an zu hören, wie ich selbst mich noch erinnere: daß, mit kleiner Umänderung, meine Wärterin beim Spinnrocken es mir erzählte." — Nach dieser Einleitung begann er also:

„In jenem Lande, das mehr noch gegen Mittag liegt, als das freundliche, in dem wir uns jetzt so wohl fühlen, wo der Himmel noch heller ist und die Sonne noch wärmer herab scheint, und die Bäume Blumen tragen, welche größer sind als unsre Tulpen und Lilien, lebte vor Zeiten ein großer Kaiser, mit Namen Raphael, und wie der Vater hießen auch seine drei Söhne. Er besaß Alles, was nur seine Wünsche begehren mochten, und doch war er nicht froh, denn er konnte selbst seine eigene Herrlichkeit nicht ansehen, weil er blind war. Gern hätte er dem alle seine Schätze dargeboten, welcher vermocht hätte, seinen Augen das Licht wieder zu verleihen; aber das Augenlicht und die Liebe, und die Herzensfreude und alles Beste kann man um Geld nicht kaufen. Da träumte dem Kaiser, wenn er den Vogel Phönix singen höre, so würden sich seine Augen wieder aufthun. Diesen Traum hatte er viele Nächte nach einander und er erzählte ihn jedesmal seinen Söhnen. Darum machte sich der älteste von diesen auf, nahm

viel Gold mit sich, und zog aus, den Vogel Phönix auf zu suchen. (Die Fortsetzung folgt.)

Ungedruckte Briefe der Karschin.

II.

Die Dichterin betrachtet den silbergestickten Rock des Freundes als einen Wettstreit der Kunst mit dem Winter; seinen Federhut mit Treffen vergleicht sie einer Landschaft; seine gepuderten Locken mit einer Lilie. A. v. A.

Mit Schneegewölken grau bekleidet,
Großschrittig kommt der Wintertag;
Das öde Thal bleibt unbeweidet,
Wo sonst der Schäfer lauschend lag.

Der Klee, die Blumen sind gestorben,
Und jeder Baum steht lockenlos,
Die Birkenblätter sind verdorben
Und modern auf der Erde Schooß.

Mein Freund, der muntre Phaon, trotzet
Dem Winter, der zu herrschen weiß;
Auf seinem dunklen Rocke strotzet
Mit Kunst gemachtes Silber-Eis.

Wie Zöpfe, in der Nacht gefroren,
Des Morgens blinken an dem Dach,
So blinkt das, was die Kunst geboren,
Und meine Augen werden schwach.

Geblendet wird mir mein Gesichte:
Sein Hut stellt eine Landschaft vor,
Wo nicht der Taxus, nicht die Fichte
Den Schmuck des krausen Haars verlor.

Es blinkt daher an seinen Schläfen,
Wie Flocken, die der Frost gestählt,
Die alle Schönheit übertrafen
Die Gott zur Lilie gewählt.

Du schöner Winter, sey gegrüßet
Auf Phaons Stirn, auf seiner Brust;
Ihr prachterfüllten Fichten müsset
Erschüttern oft bei seiner Lust.

Ihr Felle der erwürgten Thiere,
Erwärmt ihn stärker: daß er nicht
Die Lust zum heißen Kuß verliere,
Und nie das Roth im Angesicht.

Meine Tochter drängt mich, theurer Freund! Sie meint, Ihnen wird mein Geschwätz mißfallen; ich will mich bessern. Ich gedenke, noch einige Tage hier zu bleiben und noch zwei oder drei Besuche zu geben, und zwar mit dem Kleide, das mir ein solch mädchenmäßig Ansehen verschafft. Leben Sie froher unter Ihrer Gesellschaft, als der Römer Lucullus unter den Freunden seines Gastmahls. Leben Sie wohl, mein bester Freund!

Anmerkung. Vielleicht war dies der glücklichste Augenblick des gegenseitigen Verhältnisses. A. v. A.

III.

Die Veranlassung zu diesem Briefchen, voll vertraulichen Uebermuths, ist die Verheirathung des Prinzen Heinrich und eine dazu veranstaltete Redoute. A. v. A.

Freund, morgen in der nächsten Stunde
Vor Mitternacht,
Komm, siehe Mikchen an, die sich aus gutem Grunde
Zum Jüngling macht;
Sie geht im rosenfarb'nen Rocke
Zum Abendtanz,
Auf schmalem Rücken hängt die dunkelbraune Locke,
Und für den Kranz
Setzt sie auf jungferlichen Scheitel
Den Federhut,
Und denket sich, sonst niemals eitel,
Jetzt Männer-Muth
Und drückt mit kleiner Hand ihn tiefer
Ins Angesicht;
Er stehet schief, sie setzt ihn schiefer.
Ihr Auge spricht
Hervor aus schwarzer Larve Ritzen
Mit Göttlichkeit,
Als wenn des Himmels Wolken blitzen
Zur Erndte-Zeit.
Die schönste von den Zauberinnen
Verdeckt mit Flor,
Das schönste von den Mädchen-Kinnen,
Es lispelt vor
Den Männern und den jungen Leuten,
Als wenn der West
Mit allen seinen Lieblingsfreuden
In Rosen bläst.
Sie tritt so sanft, so zierlich nieder
Mit rothem Fuß,
Daß manche Dame hin und wieder
Sie neiden muß.
Man zischelt sich in hundert Ohren:
Wer ist das Kind?
Es ward dort oben wohl geboren,
Wo Götter sind.
Neugierig kam es nur herunter,
Folgt Heinrichs Tritt,
Hüpft nach dem Takte hoch und munter;
Der Sieger schritt
Im Felde mit des Feindes Haufen,
Jetzt wird sein Mund
Die Nachtzeit wissen aus zu kaufen.
Der Friedensbund
Flößt ihm für die Prinzessin Flammen
Und Wollust ein;
Schon frägt die Muse nach: wo Ammen
Zu wählen seyn?
Schon zürn' ich: daß ich jetzt muß wachen
Ganz ohne Mann:
Schnell müß' er mich zur Amme machen,
Und dann gäb' ich mich singend an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Man hört jetzt oft wunderliche Klagen über den Mangel einer festen Erziehungsart; ich nenne sie wunderlich, weil ja doch Jeder einsehen muß: daß neben dem Militair-System aller Länder ohnmöglich ein gutes Erziehungs-System in Kraft treten kann.

Die Sicherheit ist stets eine gefährliche Geliebte.

Der, welcher den Frieden will, ist nicht immer der Schwächere, immer aber der Bessere.

Dem Verdienst, das durch Stolz leidet, kann nichts heilsamer seyn, als Unglück.

Wo nicht Alle gleiche Rechte haben, hat gewiß der Schlechtere Vorrechte. A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Es ist mir endlich gelungen, eine Abschrift des Gunzlischen Trauerspiels „die Weihe" zum Lesen zu erhalten. Ich gestehe es, ich habe Gutes erwartet und fand es auch. Nach meiner Meinung finden sich im ganzen Gebiete der dramatischen Dichtkunst nicht drei Dutzend Werke, mit welchen „die Weihe" nicht den Vergleich aushielte. Es athmet jenen ganz eigenen — durchaus hohen Geist, ein gelungenes Bestreben, das griechische Ideal zu jenem unseres Zeitalters um zu schaffen, spricht sich in jeder Scene aus. Ich wurde lebhaft davon ergriffen, und was ich bei Lesung weniger anderer Trauerspiele empfand fühlte ich bei diesem: eine Erhebung und Freude, einem Geschlechte an zu gehören, das sich dem Ueberirrdischen so nahe zu stellen vermag. Es waltet darin eine hohe Stellung der Menschen zu einander und zu ihrem Geschick, die Sprache ist kräftig und die Charaktere sind mit seltener Wahrheit durchgeführt. Besonders ist auch auf das Theatralische Rücksicht genommen worden. Wie ich vernehme, soll es zur Darstellung im Hoftheater kommen; diese dürfte sich jedoch, wegen der gefährlichen Krankheit der Mad. Schröder — für welche die Mutterrolle eigens geschrieben zu seyn scheint — in die Länge ziehen. Sobald es zur Aufführung gekommen seyn wird, werde ich nicht säumen, den versprochenen ausführlicheren Bericht darüber ein zu senden. Der Verfasser hat übrigens in diesem Werke dem Ruhme der Deutschen überhaupt und den Oesterreichern insbesondere ein Denkmal geweiht. — Ein Gerücht verbreitet eine eben so seltsame als (zum wenigsten hier) neue Art des Waßerbaues, die man bei der, nunmehr erfolgenden Erbauung des Schlagbrücken-Pfeilers an zu wenden gesonnen seyn soll. Man will nämlich durch eine Maschine den Mittel-Pfeiler außer dem Waßer, vielleicht gar aus einem Felsen, gehauen, und sodann durch eine Vorrichtung ihn in einem, unter der Fluth abgesägten Pilotenkranz versenkt wissen, wodurch er seine Festigkeit gewinnen soll. — Den Beschluß unseres Karnevals machte der hiesige Schneider Ritzenthaler, welcher am Faschings-Dienstage eine neue Tafel sammt seinem Portrait über sein Gewölbe hing, geziert mit der Unterschrift: „Zum schönen Wiener." (!!!) — Der Prediger und Dichter Werner hat seine Fastenpredigten bereits begonnen, und man sieht eben so häufige Karossen hierzu ankommen, als man sonst bei Karnevals-Unterhaltungen bemerkte; es gehört zum bon ton, dieselben zu besuchen. — Es hat sich nun wieder eine Gesellschaft Dillettanten angekündet, welche nächsten Sommer in Hietzing — einem angenehmen Dörfchen bei Wien, wohin die Wiener aufs Land (!) flüchten — ihre Produktionen geben wollen. So hat diese unselige Sucht, sich zu blamiren und das Publikum zu ennuyiren, noch nicht aufgehört; es wird wohl recht viel Klägliches zum Vorschein kommen! — Dem Vernehmen zufolge wird die Aufführung der Stücke: „das Christusbild" und „die Rache", beide von F. von Schlechta, aus Censur-Rücksichten unterbleiben. Derselbe Dichter soll gegenwärtig den „Kaiser Max auf der Martinswand" dramatisch bearbeiten, und hierdurch wahrscheinlich eine Gattung von Seitenstück zu Kind's Gedicht: „das Nachtlager in Granada" liefern. Dieses Stückchen von Kind spricht auch noch fortwährend unser Publikum sehr an, und bringt manchen recht angenehmen Abend. — Unser Hof-Burgtheater hat nichts Neues gegeben. Die Besetzung des „Pagen" in den „Pagenstreichen" durch Hrn. Kettel war wirklich gelungen zu nennen. Er führte diese nicht leichte Aufgabe mit allgemeinem Beifall durch, und erwarb sich auf's Neue das schon manchmal über ihn ausgesprochene Lob: daß er bald einer unserer vorzüglichsten Schauspieler zu werden verspreche. — Man erwartet im Theater an der Wien „Narbi" ein Trauerspiel aus den Zeiten der venetianischen Unruhen, von Budik; so auch den „Kampf der Minnesänger auf der Wartburg" von Kuffner. — Die Fastenzeit bringt auch wieder ihre gewöhnlichen Freuden, nämlich den Wust musikalisch-deklamatorisch-mimisch-plastischer Unterhaltungen mit, die selten, vielleicht eben ihrer Menge wegen, die Zuschauer befriedigen. Vielleicht liegt die Ursache davon auch in ihrer zusammengeschraubten Natur. Eine der angenehmeren gab in den letzten Tagen des Februars der Violinspieler Jäll, welcher recht brav wird. — Ein Gesangstück: „Schäfers Klage" von dem jungen Schubert komponirt, und gesungen von unserem braven Tenoristen Jäger, gewährte den meisten Genuß. Man freut sich in der That recht sehr auf ein größeres, uns zum Genuß bevorstehendes Werk dieses hoffnungsvollen Künstlers. Die Ouverture, von einem, gleichfalls erst auftretenden Compositeur, Lannay, zeigte von einem tiefen Geiste, der zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Minder sprach die Deklamation, oder vielmehr die Lesung einiger Gedichte an. (Der Schluß folgt.)

Zu Nizza erscheint jetzt eine Zeitung unter dem Titel: „der italienische Orpheus". Seine Bestimmung scheint die zu seyn, die Musen, welche die Verfaßer des Blattes wahrscheinlich bei den Todten wähnen, auf die Oberwelt zurück zu führen. (Journ. d. Comm.) Die sind aber oft im Umsehen wieder weg!

Nach Briefen aus Liverpool sind aus Neu-Orleans abermals 160 Ballen englischer Waaren, wegen zu theurer Preise, zurück gesandt worden. (Journ. d. Comm.) In Deutschland werden die wohlfeilen Preise englischer Waaren auch bald ein Ende nehmen, und man ist begierig: ob die Deutschen dann wohl zu ähnlichen Nachrichten Gelegenheit geben?!

Die Tabelle der Ausgaben für das Heer (fürs Jahr 1819) in England beläuft sich auf 6,552,802 Pf. Sterl. 12 Schill. 3 Pence. (Journ. d. Comm.) Den Verhältnissen Englands nach ist dieser Betrag wohl gering, da dort die Besoldungen und Uniform-Kosten höher sind, als irgendwo. Dr.

Das vortreffliche gymnastische, zugleich mit einer Schwimm-Anstalt verbundene Institut des Hrn. Prof. Nachtigall zu Copenhagen leistete schon lange vor Jahn all das wirklich Gute, was die Turnkunst hat, auf das Musterhafteste, ohne das Fehlerhafte derselben zu haben. (Allg. Literatur-Zeitung. Nr. 45.)

Erwiederung. Den Einsender des Briefes aus „Dresden, vom 3ten März 1819", dessen Schluß die Worte hat: „Da Schreiber dieses nicht wissen kann, welchen Antheil Dieselben ferner in dieser Sache nehmen werden, so verschweigt er für jetzt noch seinen Namen; ist aber erbötig, denselben zu nennen, sobald Euer Wohlgebornen Ihren Wunsch im „Gesellschafter" zu erkennen geben u. s. w." — ersuche ich, der Anonymität zu entsagen und meiner Achtsamkeit gewiß zu seyn. F. W. Gubitz.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 24. März. 48stes Blatt.

Ungedruckte Briefe der Karschin.

IV.

Man findet hier die poetische Beschreibung einer Oper und am Schlusse Bezüglichkeiten der Verhältniße in Prosa.

Du feiner Kenner jedes Dinges,
Das unter'n Titel Prunk gehört;
Des Opern-Saales Pracht ist wahrlich nichts Geringes
Und Polyhimnia hat selbst den Chor gelehrt,
Der so bezaubernd weiß zu singen,
Daß auch der schwächste Ton muß in die Seele dringen,
Und jedes Herz erschüttern kann.

Sieh, jede Loge staunt den Purperino an,
Wenn er Meropen will zu seiner Liebe zwingen;
Er weiß mit aller Majestät
Den großen Vortrag anzubringen,
Der wie ein Schwerdt durch ihren Busen geht,
Und Todesschauer auf sie gießet.
Ihr zittert, Männer, ja, ihr bebt,
Wenn sie gezwungen sich entschließet,
Und schon den Mordstahl, schon die rechte Hand erhebt,
Um den Egistus durch die junge Brust zu stoßen,
Die von den angebornen großen
Empfindungen der Prinzen schwoll,
Und starker Helden-Triebe voll
Zu großen Thaten ihn getrieben.
Das Mädchen und die Dame muß
Den angenehmen Jüngling lieben,
Und selbst die Königin wirft heimlich einen Kuß
Auf seine Großmuth, seine Tugend,
Denn sie erinnert sich bei ihm an Friedrichs Jugend
Und überwundenen Verdruß.

Sehen Sie, mein Bester, hier einen Theil des Schauspiels in der Oper und glauben Sie mir: daß nur mein Geist gegenwärtig gewesen ist, nicht aber diese Maschine, die jetzt Ihnen schreibt, und die in der gedruckten Berlocke die Gestalt der Hexe von Endor hat oder einer siebenzigjährigen Zigeunerin, die den Bauer-Dirnen aus der Hand weissagt. Ich las den Inhalt der Oper in dem Zimmer des schwarzäugigten Mädchens, dessen Bräutigam jüngst schrieb: daß er nun bald Tage lang von seiner Liebe ihr vorsagen würde. — O, warum ist man nicht auch noch Mädchen und läßt sich was von Liebe vorschwatzen, und empfängt jetzt aus den Händen seines Anbeters einen neuen Pelz um die Schultern und einen unmottenfräßigen Muff um diese Hand, mit der ich Ihnen beste Wünsche zum Feste und die Versicherung der Ergebenheit schreibe, mit welcher ich bin Ihre ganz verpflichtete Sappho.

V.

Sendschreiben, als sie ein kleines Bauermädchen auf einem Kornwagen bei ihrem Phaon hatte vorfahren sehen.

Wer war die schöne, jugendliche,
Glanzvolle Kleinigkeit, die fast
Der Liebesgöttin völlig gliche?
Freund, sage, fuhr bei Dir die Venus heut zu Gast?
Und hat ihr Phöbus seine Pferde
Vom Sonnenwagen abgespannt,
Als sie sich lächelnd nach der Erde
Und nach dem Hause, wo Du schmausest, zugewandt?

Eine kleine glänzende Schönheit stieg diesen Mittag vor Ihrer Thür ab; ich vermuthe ganz sicher: daß es Cythere war, oder ist es Ceres gewesen? Ha, ha! In Wahrheit, die Erndte-Göttin war es, die auf dem prächtigen Wagen saß mit hohen Leitern, mit Weizen-Säcken beladen, von Ihrem Landgute her. Man lud

Versorgung ab für Ihre Hausgenossen, für Ihr glückliches Gesinde, und die Monate des künftigen Jahres drängen sich wetteifernd um den Vorzug, Ihnen Vergnügen und Gewinn zu bringen. Ich und meine Muse, wir drängen uns um Ihre Vorraths-Kammer und um Ihren Weinkeller, von dem weißfarbigten, quellähnlichen, rauschenden Rebensafte bittet die Muse, das zu kühne Mädchen. Schelten Sie nur; ich bin mit Bescheidenheit und grenzenloser Achtung Ihre verpflichtete

Sappho.

VI.

Nun hat Dein Freund, Dein Arzt Dich übergeben,
Nicht an des Todes Knochenarm,
Vor welchen noch die Greise beben,
Wie schöne Kinder, jung und warm.
Nein, an die Hand des Freundes, der zur Beute
Dem Grabe lange Dich nicht gönnt,
Weil er zu sehr die schönste Seite
Von Deinem guten Herzen kennt.

An die Hand meines lieben Doktors, an den Arm Ihres redlichsten Freundes übergab Sie der Arzt, mein Gesundgewordener, mein wieder neu Lebender! — dort unter den schattigen Linden, wo die schwärmende Mücke dem Zeisig und dem schlagenden Finken zum Abendbrod dient, dort verließ Sie Lesser und Sie schöpften mit geizigem Athemzug die liebliche Mailuft. Morgen gedenk' ich an dem Tische des ehrlichen Mannes mich mit ihm zugleich über Ihre Gesundheit zu vergnügen.

Daß Du noch lebst, daß unter diesen Linden
Der Blüthen Balsamduft in Dich
Sanft dringen wird, das wollen wir empfinden;
Und wenn mein Freund mit Lächeln sich
Nach meinem Glase mit der vollen Flasche drehet,
So will ich sagen: Freund, schenk' ein,
Denn unser Phaon trinkt jetzt unverboten Wein.
Ihn hätte bald der Tod gemähet,
So wie des Dorfes Sensenheld
Den schönsten Stengel Rohr
Zerschneidet, daß er fällt.

Anm. Die Lebensgefahr machte vielleicht ganz vertraut. A. v. A.

(Der Schluß folgt.)

Das Mährchen vom Vogel Phönix.

(Fortsetzung.)

Schon war er durch viele Städte gekommen, als er eines Tages an einer Waldesspitze hin ging. Aus dem Walde trat ihm ein großer Fuchs entgegen, und als der Fuchs dem Prinzen nahe gekommen war, blieb er stehen, hob seinen rechten Vorderfuß auf, als ob er ihn grüßen wolle, neigte seinen Kopf und sagte: Wohin, Bruder Raphael? Aber den Prinzen verdroß diese Anrede, denn er war hochmüthig, und: wo habe ich denn, murmelte er in seinen Bart hinein, mit den Thieren des Waldes Brüderschaft gemacht? Ohne den Fuchs einer Antwort werth zu achten, ging er vorüber und in den Wald hinein. Auf einmal lag vor ihm im Dickigt ein freier lustiger Raum und ein Thurm stand auf dem grünen Wiesengrunde. Oben auf dem Thurm saßen muntere Gesellen; diese sangen und stießen Becher an einander, daß es wie Musik zwischen dem Singen klang, und sie riefen dem Prinzen zu: er solle zu ihnen herauf kommen. Das dünkte dem Prinzen ein fröhliches Leben; er vergaß des Vogels und seines blinden Vaters und trat zur Thür in den Thurm hinein; aber hinter ihm machten sie die Thür zu, und sie drohten: ihm das Leben zu rauben, wenn er nicht bei ihnen bleibe und ihr Genosse werde; denn es waren Räuber, die in dem Thurm ihre Herberge hatten. — Der alte Kaiser saß indessen daheim in seinem Kaiser-Saale, und hoffte jeden Tag: heute werde sein Sohn zurück kehren und ihm den Vogel Phönix mitbringen. Aber der Winter verging, ohne daß sein Sohn kam; er hörte darauf die Nachtigallen schlagen, roch den Duft der Blüthen und fühlte: wie lieblich, warm und mild die Lüfte ihn anwehten; aber sein Auge erlabte sich nicht an dem hellen Schein des Himmelsbogens, er sah die Sträuche nicht grünen und die Blumen nicht blühen, denn er blieb blind und harrte umsonst seines Sohnes.

Hierauf zog sein zweiter Sohn fort. Auch dieser kam an die Waldesspitze und der Fuchs trat heraus und fragte, höflich grüßend: Wohin, Bruder Raphael? Aber auch er war hochmüthig, verachtete den Fuchs und gerieth in den Thurm. Er ward ein Räuber, wie sein Bruder, und kam nicht mehr heim zu seinem Vater. — Darüber ward der blinde Kaiser von Tag zu Tag trauriger, und da auch sein dritter Sohn aus zu ziehen begehrte, so wollte er ihn nicht lassen. Denn, sagte er, meine zwei ältesten Söhne sind schon ausgezogen und sind nicht mehr heim gekommen, ich müßte ja vor Weh vergehen, wenn ich auch dich verlöre; dann hätte ich gar keinen Sohn mehr und blind bin ich ohnehin schon. Aber den jüngsten Sohn jammerte seines Vaters, und er dachte in seinem Herzen: vielleicht werde ich glücklicher seyn, als meine Brüder, und den Vogel finden, daß mein lieber Vater wieder sehend und fröhlich werde. So zog er heimlich zur Nachtzeit aus, den Vogel Phönix auf zu suchen. Auch er kam zum Walde, und der Fuchs trat mit fröhlichem Grüßen zu ihm und fragte: Wohin, Bruder Raphael? Und weil der Prinz ein gutes Herz hatte und nicht hochmüthig war, wie seine Brüder, sondern leutselig und gern mit Jedermann redete und nicht leicht verschwieg, was ihn bekümmerte, so erzählte er dem Fuchs den Kummer seines Vaters, und wie er umher wandere, den Vogel Phönix auf zu suchen, aber nicht wisse: wo er ihn finden solle? — Wenn es sonst nichts ist, sagte der Fuchs, das soll nicht fehlen; komm nur und sitze auf. Damit trat der Fuchs rücklings zu ihm und bückte sich nieder, der Prinz aber stieg auf und den Schwanz des Fuchses nahm er statt

des Zaumes. So ging es im schnellen Ritt weit! weit! durch Feld und Wald, über Stock und Stein, bis sie an ein Haus kamen; das stand an dem Abhang eines Berges. Hier in diesem Hause, sagte der Fuchs, ist der Vogel Phönix, aber auch noch ein anderer Vogel ist bei ihm; dieser befindet sich in einem goldenen Käfig, der Vogel Phönix aber sitzt in einem häßlichen schwarzen Behälter; laß dich durch den Käfig nicht irre machen, daß du den andern Vogel nehmest. Der Prinz trat in das Haus und nahm Knechtsdienste bei dem Herrn desselben. Oft hörte er den Vogel Phönix singen, und als einst unten alle Leute des Hauses bei einem fröhlichen Mahle zusammen saßen, ging er hinauf; weil er aber dachte: es möchte ihm wohl Niemand glauben, daß es der Vogel Phönix sey, wenn er ihn in einem so häßlichen Bauer brächte, auch der Meinung war, der schöne Käfig gebühre dem schönen Vogel, so nahm er den andern Vogel aus seinem schönen blanken Häuslein und setzte ihn in den häßlichen, den Vogel Phönix aber that er in den schönen Käfig. Allein so wie der Vogel Phönix in diesem war, fing er an mit den Flügeln zu schlagen und ein so schreckliches Geschrei zu erheben, daß alle Leute aus dem Hause herbei liefen und mit Scheltworten und Schlägen über den Prinzen, als einen Dieb, herfielen. Der Prinz erzählte nun zwar, wie sein alter Vater blind sey und wie Alles sich zugetragen; allein das half nicht. Sein Herr stieß ihn aus dem Hause und sagte zu ihm: für das bunte Rößlein sollst du den Vogel Phönix haben; kannst du mir aber dieses nicht bringen, so wage nicht, je wieder, du Ungetreuer, vor meinem Angesicht zu erscheinen. — Der Prinz schlug traurig seine Augen nieder, und außen ward er auch noch von dem Fuchs tüchtig ausgescholten: daß er seine Sache nicht klüger angefangen habe. Doch, sagte der Fuchs, wenn es sonst nichts ist, an dem bunten Rößlein soll's nicht fehlen. Er ließ den Prinzen aufsteigen, und in schnellem Ritte ging es, trab! trab! über Stock und Stein, durch Feld und Wald, über Berg und Thal, bis sie wieder an ein großes Haus kamen; das stand an einem spiegelhellen See. Diesmal, sagte der Fuchs, sey klüger. Im Stalle des Hauses sind viele Pferde; aber allein, bei Seite, steht das bunte Rößlein; das nimm, doch ganz so, wie es da steht. — Der Prinz ging in das Haus hinein und nahm Dienste bei dem Herrn desselben. Oft sah er das bunte Rößlein, das schwarz und mit silberweißen Sternen geschmückt war, und es war schneller als der Wind und legte mit jedem Sprunge eine Viertelmeile zurück. Als er einmal ganz allein in dem Stalle war, machte er das Thierlein los, und da oben an dem Rosse ein köstlicher Zaum hing, der von lauter Gold funkelte, so dachte er: der schöne Zaum müsse dem schönen Rosse stattlich stehen und legte ihm denselben an. Aber so wie das Rößlein auf den Zaum biß, stellte es sich kerzengerade in die Höhe und fing an so laut zu wiehern, daß alle Leute des Hauses zusammen eilten. Der Prinz wollte sich entschuldigen, aber man hörte ihn nicht an; er ward aus dem Hause gestoßen und mit Spott rief ihm sein Herr noch nach: bringe mir die schöne Prinzessin Drachenmaid, dann sollst du das Rößlein haben. — Der Fuchs schalt den Prinzen noch mehr aus, als das erste Mal; doch, sagte er, wenn es sonst nichts ist, an der Prinzessin Drachenmaid soll es nicht fehlen. Und abermals ließ er den Prinzen aufsitzen, und flugs! flugs! ging's über Stock und Stein, durch Wald und Feld, über Berg und Thal, bis sie an einen hohen Berg kamen; der stieg schroff auf und schien nur ein einziges Stück schwarzes Eisen zu seyn, und es grünte kein Halm und blühte kein Baum an seinem Rande. Hier, in dem Berge, sagte der Fuchs, wohnt die schöne Prinzessin Drachenmaid. Aber diesmal kostet es dir das Leben, wenn du es nicht klüger anfängst. Von zwölf bis ein Uhr steht der Berg offen und schlafen die Wächter; in dieser Stunde muß dein Geschäft vollbracht seyn; denn nachher schließt sich der Berg und du kommst nie wieder heraus. — Und er sagte ihm Alles, wie der Prinz es an zu fangen habe. (Der Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Die Herrschsucht sieht immer nur ins Weite; von ihrer Nähe weiß sie wenig, und es ist ihr gleich: ob ihr Thron auf Erndte- oder Leichen-Feldern steht.

Das Widerrechtliche beschützen, heißt: sich für die Zukunft jedes rechtlichen Schutzes verlustig machen.

Wer Einseitiges durchkämpfen will, wird, selbst bei dem witzigsten Verstande, sich zuletzt überall umfangen fühlen; je geistreicher er es that, je schwerer wird er sogar einen günstigen Rückzug gewinnen.

Der Ungerechte hat nur Freunde, so lange er sie nicht bedarf.

Wer schmeichelt, will Unrechtes; wer droht, ist seines Rechtes nicht gewiß; wer schmeichelt und droht zugleich, giebt sich schon halb überwunden.

Wer aus Feindschaft Jemanden schadet und bedrückt, der kann vielleicht nur im Irrthum seyn; wer aber Jenem den öffentlichen Richterspruch über den Befeindeten überträgt, der ist gewiß schlecht. A. Münde.

G n o m e n.

1.

Bewahret euch rein; dem Gewissen, ist's böse,
Dünkt Fliegen-Gesumm' ein Höllen-Getöse.

2.

Ihr Weiber, seyd dem Echo gleich!
Nie komm' ein Widerspruch von euch!

3.

Schlimm, daß du, Mangel, der Kutscher bist,
Wo uns die Hoffnung der Wagen ist. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. (Schluß.) Unsere Journale gehen den alten Gang. „Der Janus“ reibt sich an der ganzen Welt, um Kunden und Leser zu erhaschen; ein, in dieser Zeitschrift stehender Artikel: „Kritische Ausflüge in Zeitschriften Wiens“ klaubt die unerheblichsten Kleinigkeiten auf und verliert dadurch allen Glauben, höchstens hat man ein solches Gefallen daran, wie an dem originellen Schimpfen eines Hökerweibes — was geschieht? — man läßt sie schimpfen — und lacht — der Büttel steht eben so nahe am Galgen, wie der Delinquent! — Im „Sammler“ schüttet ein Hr. Jürit seine Galle über Dichter und Korrespondenten und die ganze Welt in „bunten Bildern“ aus; die Bilder sind aber in so schlechter Manier, mit so kantigen und wässerigten Umrissen hingestellt, daß Jedermann vorüber geht, ohne sie zu bemerken. Im „Wanderer“ giebt der Hr. Pausa sein „Kraut und Rüben“ und andere Unsäthigkeiten preis, die uns schon oft den christlichen Wunsch entlockten: er möchte sie doch allein verzehren! — Die „Oehlzweige“ wachsen noch, und erst neulich stand auf einem Blättchen das folgende bewegliche:

Glockenblümlein.

Trägst du den Neid zu Grabe,
So ist dein, was ich habe;
Werf ich ab des Neides Last,
So ist auch mein, was du hast!

Wo ist nun hier die Glocke, oder das Blümlein, oder auch nur deutlicher Sinn! Doch das geschieht da gar zu oft; die Blümlein schießen gleich Pilzen auf, und suchen an Leerheit und schlechtem Versbau ihresgleichen. — Die „Wiener Theater-Zeitung“ beginnt sich noch mehr als je zu heben, was wohl Hrn. Berlings Beitritt bewirkte. Das „Conversationsblatt“ hat sich nun schon durch den Gehalt und die Vielseitigkeit seiner Aufsätze als das beste hiesige Journal beurkundet; wir wünschen aus vollem Herzen: daß es dies auch bleiben möge. Die „Jahrbücher der Literatur“ fahren in ihrer äußerst gefälligen Auflage fort, dem Mangel an gründlicher rücksichtsloser Beurtheilung im Gebiete der Literatur ab zu helfen. — Der Ballermeister des Theaters an der Wien, Horschelt, soll bereits die Bewilligung erhalten haben: seine Kinder-Ballettchen nach Paris führen zu dürfen. Die Vortrefflichkeit sowohl als die Neuheit dieser Gattung des Ballets bürgt ihm auch für einen gewünschten Ausgang seines Unternehmens. — Der Josephstädter Schauspieler, Rosenau, hat sein Machwerk: „der verlorne Sohn“ bereits auch gedruckt dem Publikum übergeben. Mit einer beispiellosen Bescheidenheit spricht er in seiner Vorrede von weniger Zeit, Dank, Nichterringenwollen der Krone der Dichtkunst — daß die ganze Welt glauben sollte: er sey nicht bloß der Uebersetzer des wirklich schlecht übertragenen Werkes. — Seit 1819 erscheint, von einer Gesellschaft redigirt und von Schrämbl herausgegeben, in Wien ein französisches Journal unter dem Titel: „Le spectateur“. Der größere Theil der Mitarbeiter scheint in Franzosen zu bestehen. Die Aufsätze sind poetische und prosaische, Reisebeschreibungen, kritische Bücher-Anzeigen und Theater-Notizen. Vorzüglich in den letzteren herrscht eine, sich von den übrigen Tagesblättern sehr auszeichnende lobenswerthe Strenge und Freimüthigkeit. — Die „Wiener Zeitschrift für Kunst u. s. w.“ beschäftigt das Publikum gegenwärtig mit einem Streite, den der Redakteur derselben, Dr. Bernard, mit Hrn. Castelli führt, in Beziehung auf des Letzteren, vor Kurzem im Theater an der Wien gegebenen Krähwinkliade: „die Zeche“. Hr. Castelli rückt auch hier, wie in der Debatte mit Hrn. Gunz über seine „Salomnäa“, bloß mit Impertinenzen heraus, wie es nun schon zu ergehen pflegt, wenn man eine schlechte Sache zu vertheidigen hat; Dr. Bernard hat dagegen die Lacher auf seiner Seite. — Es hat sich nun abermals ein neues Zeitblatt „Siona“ angekündet, welches unter der Redaktion der Brüder Jeitteles im Julius beginnen und, nach dem Programme, bloß für das israelitische Volk berechnet seyn soll. Die Ankündigung ist ziemlich pompös; es wird darin gegen die falsche Aufklärung zu Felde gezogen und so ziemlich deutlich zu verstehen gegeben: daß man nun selber die wahre Aufklärung verbreiten werde. Man ist neugierig. Mit diesem Journale erscheinen nun, mit den drei politischen, 20 Zeitschriften in Wien! — Im Hoftheater der Oper gab eine Mad. Spitzeder, vom Theater zu Nürnberg, die „Zerline“ im „Don Juan“. Sie hat eine klangvolle Stimme, eine vortheilhafte Gestalt, und wird vielleicht im Stande seyn, uns die Stelle der unvergeßlichen Forti zu ersetzen. — Am 10. März versuchte sich der hiesige persische Gesandte, Mirza Abdul Hussein Chan, mit ein Paar Kavallieren im Wettlauf der Pferde; die persischen wichen jenen der Kavaliere. — S —.

Nach Briefen aus Curaçao vom 25. Dezember 1818 erhielt man dort aus Puerto Cabello die Nachricht: daß Calzada, der Anführer des königlichen Heeres in Venezuela, mit 3000 Mann sich zu Barinas befand, und daß eine andere, 3200 Mann starke Truppen-Abtheilung, die zu Santa Fé errichtet und organisirt war, mit ihm in Verbindung stand. Morales war in Calabozo mit ungefähr 4000 Truppen, und der Insurgenten-Chef Paez ihm gegenüber mit 3000 Mann Kavallerie; General Morillo war in Caraccas und im Begriff, nach dem Hauptquartier von Calabozo ab zu gehen. Man rechnet: daß die Royalisten — außer den Garnisonen, welche sie in Carupano, Cumana, Barcelona, La Guayra, Puerto Cabello, Valencia und an andern Vertheidigungsorten lassen müssen — 12000 streitbare Männer ins Feld stellen können, von denen zwei Drittel Creolen sind. Morillo hat Befehl gegeben: daß jeder Offizier, außer seinem Degen oder Säbel, auch eine Lanze führen soll. Die Streitkräfte der Insurgenten, die in Thätigkeit gesetzt werden können, werden auf 5000 Mann (nicht mehr?) von allen Waffenarten gerechnet, und bestehen vorzüglich aus Europäern. (Times.) — Zu Kingston erhielt man aus Curaçao vom 5. Jänner die Nachricht: daß die Royalisten gegen die Insurgenten glücklich gewesen sind. Morales hatte San Fernando d'Apure genommen, und zwei starke Divisionen marschirten nach Guiana. (Times.) — Nach den neuesten Berichten haben sich die Insurgenten vor dem Heere des Calzada zurück gezogen, da zwei erwartete Truppen-Abtheilungen nicht schnell genug zu ihnen heran können; das Treffen wurde von ihnen glücklich vermieden. (Morn. Chron.)

Nach Briefen von Port au Prince hat der Präsident Boyer in dem Senat ein Gesetz vorgeschlagen, wodurch ausländische Kaufleute befugt werden sollen, durch einen gesetzmäßigen Prozeß die von den Eingebornen contrahirten Schulden bei zu treiben. (Times.) Das scheint wohl nicht mehr als billig; denn was ein Mensch schuldig geworden ist, sollt' er in allen Welttheilen bezahlen müssen, so lange er es irgend vermag.

Das Motto der Ultra-Royalisten in Paris ist: Lange lebe der König, wenn nur der König unser Sklave seyn will! (Times.) Das ist ein Seitenstück zu den Verkündigungen der ehemaligen Freiheit-Bringer, die etwa so klangen: „Ihr Völker jubelt, ihr seyd frei! — nur müßt ihr thun, was Wir befehlen; zur Rettung eilten wir herbei, doch müßt ihr Uns zu Herrschern wählen!!

Die Herzogin *** in Paris hatte ein Werk gelesen, welches aufs lebhafteste und triftigste die Oligarchie vertheidigte. „Es kann nichts Schöneres gedacht, nichts Schöneres geschrieben werden!“ rief sie; „schade, daß kein ordentlicher Name darunter steht!“ (nom d'un homme, comme il faut.) (Journ. d. Par.) Wie viele erst beginnende Schriftsteller haben mit solchen Lesern zu kämpfen! Bei ihnen sucht man in der Regel die Fehler, bei schon berühmten Schriftstellern aber nur die Schönheiten auf.

Die Zahl der Fündlinge in Frankreich war im Jahre 1784: 40,000. 1809: 67,966. 1815: 84,559. 1816: 87,713. 1817: 92,626. 1818: 97,916. (Gaz. d. Fr.) Die steigende Zahl zeugt nicht für Moral.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 26. März. 49stes Blatt.

Das Mährchen vom Vogel Phönix.

(Schluß.)

Weil es noch frühe am Morgen war, so ruhten sie einstweilen in der Nähe des Berges in dem Schatten eines Baumes aus. Und mitten am Tage, da die Sonne hoch oben ihnen gerade über dem Haupte stand, erhob sich ein Krachen und Tosen in dem Berge, gleich als ob er entzwei bersten wolle, bis der Berg sich endlich aufthat, und es war wie ein Thor, durch welches man in eine Stadt hinein geht. Der Prinz wurde erst verzagt, aber da gedachte er seines blinden Vaters und schnell sprang er in den Berg hinein. Er mußte durch zwölf große Säle, in denen allen schreckliche Thiere die Wache hatten: Tyger und Pantherthiere, mit schön gefleckten Fellen, in dem ersten; Löwen, mit langer zottiger Mähne, in dem andern; in dem dritten lagen durch einander weiße und schwarze Bären; in dem vierten wilde Büffel mit ungeheuren Hörnern; Schlangen mit schuppiger Haut und in großen Ballen in einander geringelt in dem fünften; in dem sechsten grimmige Eber mit fürchterlichen Hauern; in dem siebenten greuliche Wölfe; in dem achten mächtig große Elephanten, die ihre Rüssel in einander geschlungen hatten, unter denen, wie unter einem Bogen-Gange, der Weg hin führte; lange Krokodille mit aufgesperrten Rachen in dem neunten; in dem zehnten allerlei Spinnen und giftige Scorpionen; in dem eilften Geyer-Könige und große Adler mit scharfen Krallen und zugespitztem Schnabel; in dem zwölften große Riesen-Schildkröten, die ganz in ihren beinernen Häusern stacken und wie mit großen Tafeln den Boden platteten, so daß man nicht durch den letzten Saal konnte, ohne über ihre knöchernen Rücken hin zu gehen. Aber alle die fürchterlichen Wächter schliefen und schnarchten gar sonderlich durch einander; der Eine laut, der Andere leise, der Eine grob, der Andere fein, der Eine schnell, der Andere langsam. — Alle diese Bestien, dachte der Prinz, indem er durch sie hin schritt, sind, wenn gleich fürchterlich, doch nicht widerlich an zu schauen; sie sollten nur milderer Art und dem Menschen minder unhold seyn. — Muthig trat er zwischen denselben hin, leise über die Rücken der Schildkröten weg, bis er in das allerletzte Gemach kam. Das war eine hohe Halle von schwarzem Krystall, und in der Mitte derselben saß, mit über einander geschlagenen Beinen, auf dem Boden ein großer Riese, dessen Kopf dennoch fast bis an die Decke des Gewölbes reichte. Er hatte ein düstres, braunes Gesicht und einen schwarzen, weit hervor stehenden spitzen Bart; darunter saß, wie unter einem Dache, die schöne Prinzessin Drachenmaid auf dem Schooße des Riesen. Auch der Riese schlief, nur seine Hände schliefen nicht; diese hielten die Prinzessin Drachenmaid. Die Prinzessin aber freute sich sehr, als sie den Prinzen herein treten sah, und zeigte ihm in einer Mauer-Nische ein Fläschchen mit Balsam; damit mußte er dem Riesen die Pulse bestreichen, und nun schliefen auch seine Hände ein und sanken, wie zwei schwere Balken, auf den Boden hinab. Mit dem eigenen Schwerdte aber mußte er dem Riesen den Kopf abhauen; der rollte wie ein

Mühlstein auf den Fels der Höhle nieder. Der Prinz und die befreiete Prinzessin aber eilten schnell durch die zwölf Säle, und kaum waren sie außen unter dem freien Himmel, als es abermals in dem Berge zu krachen und zu tosen und zu donnern aufing, und der Berg schloß sich, so daß von dem Thore bald nichts mehr zu sehen war; drinnen aber hörte man ein gewaltiges Brüllen und Heulen, Schreien und Zischen, Pfeifen und Quiken der Bestien, die in wildem Grimme um ihren Herrn klagten. — Diesmal lobte der Fuchs den Prinzen: daß er es klug angefangen und vollendet habe, und alle Drei, der Fuchs, der Prinz und die Prinzessin, gingen nun zu dem Herrn, der das bunte Rößlein hatte, und es nun gern dem Prinzen für die schöne Prinzessin Drachenmaid geben wollte. Aber, sagte der Prinz, erst müsse er das Rößlein erproben: ob es auch noch flüchtigen Laufes sey? Das war der Herr zufrieden; doch ehe er es sich versah, saß auch die Prinzessin hinter dem Prinzen auf dem Rosse und schnell waren Beide aus seinen Augen verschwunden, denn das Rößlein legte mit jedem Sprunge eine Viertelmeile zurück. — Darauf kamen sie auch zu dem Hause, wo der Vogel Phönix war und wurden mit großer Freude aufgenommen. Als sie zu Mittag gegessen hatten, und nun der Tausch vorgehen sollte, sagte der Prinz: Aber ehe er das schmucke Rößlein für den Vogel gäbe, wolle er erst mit diesem hinaus gehen und hören: ob er nicht indessen zu singen verlernt habe? denn der Vogel war sehr scheu und sang nicht, wenn viele Leute zugegen waren. Darein willigte der Herr des Vogels; aber außen wartete schon die Prinzessin neben dem Rosse, schnell setzte sich der Prinz mit ihr auf und sie ritten mit dem Vogel davon. — Der Fuchs war ihnen immer zur Seite geblieben, und wie sie nun wieder zu dem Wald zurück kamen, wo der Prinz zuerst dem Fuchs begegnet war, so sagte dieser zu dem Prinzen: Nun bedarfst du meiner Hülfe nicht mehr und wirst glücklich nach Hause kommen; nur vor Einem wahre dich: daß du nicht Fleisch vom Galgen kaufest. — Dieser Rath dünkte dem Prinzen gar wunderlich; aber er dankte dem Fuchs für seine treuen Dienste und Beide nahmen Abschied von einander; der Fuchs ging in den Wald zurück, der Prinz aber zog seines Weges weiter, froh, daß er den Vogel Phönix und noch obendrein das bunte Rößlein und die schöne Prinzessin Drachenmaid hatte. Sie waren einige Tage gereist, da kamen sie gegen eine Stadt hin; aus den Thoren der Stadt aber kam ihnen ein langer Zug entgegen; voraus ritten Reiter, die hatten blanke Schwerdter in den Händen, dann kam ein Wagen, darauf saßen zwei arme Schächer, die, weil sie Diebe waren und man sie bei einem nächtlichen Einbruch ergriffen hatte, gehenkt werden sollten. Neben ihnen auf dem Wagen saß ein Mönch, der sprach ihnen Trost zu, und hinten nach folgte eine große Menge Volkes aus der Stadt Als der Wagen aber vor dem Prinzen vorüber fuhr und er die zwei armen Sünder recht ansah, erkannte er: daß es seine beiden Brüder waren; da ward ihm vor Mitleid das Herz weich, und er vergaß in der Betrübniß, was ihm der Fuchs gesagt hatte, und gab den Leuten viel Gold und kaufte seine Brüder von dem Galgen los. Diese dankten ihm auch mit vielen schönen Worten; allein weil sie das Böse lieb gewonnen hatten, so konnten sie nicht davon lassen; und sie überfielen, als es Nacht ward, ihren Bruder, und nahmen ihm zum Danke, daß er sie vom Galgen losgekauft hatte, das Rößlein, den Vogel und die Prinzessin, ja, sie zogen ihm seinen schönen Rock aus und thaten ihm eines von ihren zerrissenen Kleidern an. Sie aber gingen zu dem Kaiser, ihrem Vater, und sagten ihm: sie selbst hätten Alles das gewonnen. — Der Prinz aber war sehr traurig, denn nun hatte er gar nichts mehr. Indeß dachte er bei sich selbst: unrecht Gut gedeiht nicht; was du mit Trug gewonnen, haben dir deine Brüder mit Gewalt genommen. Er wußte in seiner Noth keinen Rath, als den Fuchs nochmals auf zu suchen. — Allein jetzt, sagte der Fuchs, wisse auch er nicht mehr zu helfen; doch wenn der Prinz sich ihm recht dankbar erweisen wolle, so möge er ihn todt schlagen, und dann könne noch Alles gut werden. Der Prinz erschrack vor dem Gedanken, seinem Wohlthäter das Leben zu nehmen; allein der Fuchs bat so flehentlich und sagte immer wieder: daß dadurch allein ihnen Beiden noch könne geholfen werden, so daß der Prinz endlich einen dicken Stock aufhob, der bei dem Wege lag. Aber er drückte seine Augen zu, um den Fuchs nicht sterben zu sehen; dann that er einen gewaltigen Schlag — doch, wie erstaunte er, als er nun wieder aufblickte, und, statt daß der Fuchs todt zu seinen Füßen lag, ein gar herrlicher Jüngling vor ihm stand. Der Jüngling aber dankte ihm: daß er ihm wieder zu seiner wahren Gestalt verholfen habe. Denn, sagte er, jener Riese in dem Berge sey ein gewaltiger Zauberer gewesen, und habe ihn in einen Fuchs verwandelt; dadurch nur habe er seine menschliche Bildung wieder erhalten können: daß ihm ein Mann, dem er viel Gutes erwiesen, das Leben nahm. Die schöne Prinzessin Drachenmaid aber sey seine Schwester, und sie wollten nun mit einander an den Hof seines Vaters gehen und die ganze Bosheit seiner Brüder aufdecken. — Die Prinzessin war indessen an dem Hofe des alten Kaisers, des Vaters des Prinzen, sehr traurig; das Rößlein senkte sein Köpfchen nieder und wollte nicht fressen; der Vogel Phönix aber krächzte, statt zu singen, so abscheulich, daß der blinde Kaiser wünschte: lieber auch taub zu seyn, nur um den Vogel nicht zu hören, und das Verbrechen seiner Söhne sah er auch nicht, denn er war ja blind. So wie aber der Prinz

nahete, ward die Prinzessin fröhlichen Angesichts, das Rößlein hob den schlanken Hals hoch auf und wieherte laut vor Freuden, und der Vogel Phönix fing so herrlich zu singen an: daß alsobald dem blinden Kaiser seine Augen sich aufthaten. Nun sah er die Bosheit seiner beiden ältesten Söhne und verwies sie von seinem Hofe, den jüngsten aber vermählte er mit der schönen Prinzessin Drachenmaid. — Dieser saß noch lange mit der Krone auf dem Kaiserthron und die schöne Prinzessin neben ihm, und nach ihnen noch lange, lange ihre Kinder und Kindeskinder. Sie herrschten Alle glücklich und geliebt von ihren Unterthanen; denn wo man ihrer Hülfe bedurfte, waren sie auch sogleich überall mit ihrem bunten gestirnten Rößlein zugegen, und kein Blinder fand sich fernerhin in diesem Kaiserstamme, denn der Vogel Phönix sang ihnen Tag und Nacht das Recht und die Wahrheit, bis endlich mit dem letzten Sprößling von dem Prinzen auch das Rößlein und der Vogel aus der Welt verschwanden. Seit dem haben zwar die Kaiser und mächtigen Herren noch der Rosse gar viele und Vögel von gar verschiedener Art singen ihnen an ihrem Hofe; aber unter den Rossen hat sich nicht wieder ein gestirntes Rößlein finden wollen, und wenn Einer blind wird, so erhält er so leicht sein Gesicht nicht wieder, denn der Vogel Phönix hat ihnen zu singen aufgehört." — Die Kinder freuten sich gar sehr über das ergötzliche Mährchen, die Alten besonders über den Schluß. — „Nun, ein bloß lustiges Ding ohne tiefere Anregung" sagte Arnold, „ist das nicht. Es tönt nicht allein durchhin manches erbauliche Wort, auch in dem Ganzen erscheint so recht das Bild des Lebens mit seiner alltäglichen Klugheit; aber wer sollte am Ende den Stachel vermuthen?" — „Hat doch" entgegnete Heinrich, „auch das Bienchen, das den süßen Honig sammelt, seinen Stachel, und es soll ja ein Mährlein für kleine und große Kinder seyn; mögen jene die Süßigkeit einsaugen." — „Diese" fiel der Vater in dem gutmüthigsten Tone ein, „an der Schärfe des Stachels klug werden." — „Wenigstens" erwiederte Heinrich, „sich wahren, daß er sie nicht trifft." — „Scheint es doch" sagte die sinnige Auguste, „als ob nirgends, wo die Süßigkeit ist, auch der Stachel fehlen solle, in dem freudigen Leben so wenig, wie bei der duftenden Rose, oder gar dem anmuthigen Mährchen und als ob der Stachel der Süßigkeit erst die rechte Würze verleihen müsse.

Ungedruckte Briefe der Karschin.

VII.

Ueber einen roth und weiß blühenden Levkojen-Stock, mit nicht ganz zu enträthselnden Anspielungen. A. v. K.

O Freund, vor dem Levkojen-Stocke,
Der an Mikettens Fenster blüht,
Erstaunt der Frühling, der jetzt seine gold'ne Locke
Mit Rosen kränzt und von uns flieht.

Auch fragen sich einander jene
Lustwandler auf dem Lindenpfad:
Ist dies ein Rosenstrauch der Blüthen, gleich der Schöne
Von frischen Mädchens-Wangen, hat?

Das höchste Roth, die hellste Weiße
Prangt an einander, und vergnügt
Das Auge mehr, als wenn ein Bild vom Künstlerfleiße
Auf Leinwand eine Schöpfung lügt.

Des Blumenbaumes Blätter scheinen
Veraltert, wie das Angesicht
Der sechzigjährigen Matrone, die das Weinen
Und Beten nennet ihre Pflicht;

Indessen, daß der Tochter Töchter,
Mit ihren Wangen weiß und roth,
Den Jüngling reizen und den Mann, dem nicht der Wächter
Des heiligen Gewissens droht.

Der stolze Baum mit buntem Wipfel,
Wer gab ihn an das Schlafgemach
Des Mädchens, welches einst der Jahre höchsten Gipfel
Erreicht, noch nicht an Reizung schwach?

Du bist's, du rissest ihn vom Fenster
Des Wittwers ab, des warmes Blut
Von Kuß und Scherzen träumt, und blühende Gespenster
Umarmet mit verliebter Wuth.

Ihm goß der süße Duft der Blume
Mehr Wollust, mehr Empfindung ein,
Und seine Seele soll, der sel'gen Frau zum Ruhme,
Zwölf Monden für die Keuschheit seyn.

Ein Tempel, welcher für Cytheren
Verschlossen bleibet, gleich der Thür,
Wo meine Freundin schläft, die noch kein Mann darf stören,
Im honigsüßen Traum von dir.

VIII.

Der klagende Staar.

Dürft' ich, mein Herr, euch etwas klagend anvertrauen:
Die Herrin, eure Frau, scheint ziemlich wankelmüthig.
Vor Kurzem war sie noch so gnädig und so gütig,
Und ließ mir ein gemächlich hübsches Häuschen bauen;
Gab mir mit Emsigkeit und Ueberfluß zu essen,
Und nun hat sie mich schon drei Tage lang vergessen.
Doch nein, die gar zu guten Tage sind oft schadend,
Drum will ich, mich in meinem Wasser-Näpfchen badend,
Zufrieden seyn, wenn auch nur dann und wann ein
Krümchen fällt,
Und ihr, mein bester Herr, seht stets auf jenen großen
Herrn der Welt!

Bemerkungen.

Alle Extreme haben ihren gemeinsamen Urquell in einer verkehrten Ansicht der Welt und ihrer Verhältnisse, welche, nach der jedesmaligen Individualität des irrenden Subjektes, bald diese, bald jene, vom rechten Wege abweichende Richtung annimmt.

Alle Mysterien der älteren und neueren Welt verhießen mehr, als sie wirklich leisteten und enthielten.

Die innige Verwandtschaft der Poesie, Religion und Philosophie ersehen wir unter andern daraus: daß in den ältesten philosophischen Schulen diese drei Disciplinen in Eins zusammen flossen. A. D. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Scharlachfieber, Brustentzündungen, Halsweh, Augenübel und Gliederschmerzen — da haben Sie die Litanei des Tages, erzeugt durch die Nachzügler des scheidenden Winters, Sturm und Regen, welches Wetter und beständig feuchte Nebel. Indessen wird dies anderer Orten nicht besser seyn, und nur die Hoffnung auf den baldigen Frühling hält uns aufrecht. Eine sonderbare Erscheinung aber war den hiesigen Aerzten: daß in derselben Nacht, als man zu Leipzig, Eilenburg und in dasiger Gegend die, in öffentlichen Blättern erwähnten Erdstöße will verspürt haben, hier alle gefährlichen Kranken starben, Unpäßliche bedeutend kränker wurden, und Gesunde wenigstens unruhig schliefen. — Der Diaconus Conradi, Vater von 7 Kindern, ist wegen überwiesenen Beschneidens von Gold- und Silbermünzen gefänglich eingezogen worden. Die Noth kann ihn nicht zu diesem Schritt gedrängt haben, denn seine Stelle trug ihm jährlich 1000 Thaler ein, auch erwarb er sich durch Ertheilung von Privat-Unterricht bestimmt mehr, als durch eine Münz-Verstümmelung. — Auf dem hiesigen Ostra-Vorwerk kam ein Kalb zur Welt, welchem das Gesicht ein förmliches Menschengesicht und vieles andere Menschengestaltige gab. Indessen war an der Sache weiter nichts, als daß das Kalb ganz haarlos war; die Haut war völlig glatt und weiß, bloß an den Vorderklauen, am Ende des Schwanzes und um das Maul herum befanden sich einige Haare. Die letzteren gaben dem Gesicht mit einem bärtigen Menschen einige Aehnlichkeit. Das Kalb kam todt zur Welt und wird nun in der Thier-Arzneischule aufbewahrt. — Von Seiten der Polizei sind mehrere, seit früherer Zeit verbotene Schriften in den hiesigen Buchhandlungen und Leihbibliotheken in Beschlag genommen worden. Bei dem Termin, von welchem ab jene Verbote erlassen worden, ist man sehr früh zurück gegangen, denn dieselben haben noch auf die Zeit Bezug, wo Napoleon General-Censor vom Continent war. Wahrscheinlich hat hierunter ein Mißverständniß zum Grunde gelegen, denn sonst bleibt es schwer zu begreifen: warum z. B. die „Biene" von Kotzebue, und andere ähnliche Werke jener Zeit jetzt confiszirt werden sollen? — Die polizeiliche neue Anordnung, nach welcher am letzten Jahrmarkte die Aufstellung der Buden der Verkäufer, zum Besten des Verkehrs, in ein regelmäßigeres System waren gebracht worden, fand allgemeinen Beifall; sonst mußte man die Verkäufer einer und derselben Waare in zehen verschiedenen Straßen und Winkeln suchen, jetzt findet man sie alle neben einander; auch ist die sehr lebendige Communikations-Straße, die Schloßgasse, nicht mehr von hohen Buden entstellt, welche die, ohnehin nicht breite Straße so verengten, daß oft Gedränge und Gefahren entstanden. Eine eben so wohlthätige Einrichtung, die Beschränkung der fünf hiesigen Jahrmärkte auf zwei, wird noch erwartet. Das Zeitalter der Jahrmärkte ist eigentlich ganz vorbei; sonst, wo das Fracht-Fuhrwerk, das Postwesen, das Briefschreiben bei weitem nicht in der Ordnung und nicht so gewöhnlich waren, als jetzt; wo die Familien, um Vorräthe ein zu kaufen, Geld genug hatten; wo gewisse Waaren nur an gewissen Orten gekauft werden konnten, mochten die Jahrmärkte nöthiger seyn. Jetzt sind sie überflüssig und eine wahre Tortur für die armen Verkäufer (?). In kleineren Orten kann ihr Bedürfniß noch allenfalls eher gefühlt werden; in größeren hingegen, wo man ohnehin alle Waaren ohne Ausnahme haben kann, sind sie ganz entbehrlich (?). — Der Codex Augusteus, der sonst bei Heinsius in Leipzig erschien, seit fast zwei Jahrzehenden aber nicht weiter herausgekommen ist, soll wieder redigirt werden. Eine hiesige Buchhandlung wird den Verlag bekommen. — Der bekannte Staatsrath v. Stourdza hält sich gegenwärtig hier auf, um von dem berühmten Augenarzt, Dr. Schmalz, geheilt zu werden; auf dem rechten Auge ist er ganz blind, und auf dem linken läuft er Gefahr, es zu werden. — Der Aufsatz in der „Minerva", welcher unsern verdienten Böttiger, wegen dessen Lobpreisung unseres Landtages, so heftig angreift, soll von ihm öffentlich gewürdigt werden; hoffentlich wird die „Abendzeitung" uns diese gewiß gediegene Antwort zum Besten geben. In dieser lasen wir neulich mit Befremden ein Lobgedicht auf Einen ihrer Redakteure; es wäre die ungemessenste Eitelkeit, wenn sich der Redakteur einer Zeitschrift beikommen lassen wollte, ein Paar auf ihn gevattermäßelte Schmeicheleien in seiner Zeitschrift zum Druck zu befördern. Ein Mann, seines Werthes bewußt, posaunt dergleichen nicht selbst öffentlich aus. Zur Rechtfertigung desselben müssen wir daher den bescheidenen Lesern, die in seiner Seele darüber werden erröthet seyn, bemerken: daß die gedachten Verse ganz ohne sein Zuthun sich in erwähnte Zeitung verlaufen haben. — An Bühnen-Neuigkeiten sahen wir: „Vetter Benjamin aus Polen" von Cuno (Buchhändler zu Carlsbad) und „die armen Maler" von Stein (Hofrath in Berlin). Beide Lustspiele wurden ganz vorzüglich gut gegeben und mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Das letztere ward hier im Kostüme seiner Zeit dargestellt, und dieser gar glückliche Einfall war von ungemein günstiger Wirkung. Dagegen ging der „König Yngurd" neulich wieder einmal über die Bühne, so schwach und miserabel, daß man wahrlich nicht glaubte, in einem Hoftheater zu seyn. — Auch trat das, in Leipzig engagirte Fräulein Schaffner, vom Berliner Theater, als Gast hier auf, und übertraf in der Rolle der „Gurli" aller Erwartung; wir freuen uns, sie in dieser Woche noch einige Gastrollen geben zu sehen. Hr. Pauli ist engagirt, und die Unannehmlichkeiten, in deren Gefolge wir Hrn. Julius zu verlieren fürchteten, sind völlig beseitigt, so daß wir ihn behalten. — Im Theater zu Freiberg hatte jüngst ein eigener Auftritt statt. Dort giebt ein Hr. Nitschke mit seiner Gesellschaft den „Brand von Moskau". In diesem Stück sollen mehrere Anzüglichkeiten auf den Mann in St. Helena vorkommen; das nehmen aber mehrere Herren unter den Zuschauern dermaßen übel: daß der Hr. Nitschke den andern Tag mit seiner ganzen Gesellschaft die Stadt meiden muß. Er soll sich nach Merseburg gewendet haben; indessen dort wieder mit seinem „Brand von Moskau" auch nicht durchkommen, denn so lange der St. Helenen-Freund noch Ritter des ersten Ordens im Lande ist, so lange darf die Polizei in einem Landstädtchen nicht dulden: daß eine herumziehende Schauspieler-Gesellschaft ihn insultirt. Daß die Brust des Exkaisers aber heute noch mit dem schönen Stern, auf dem das sinnvolle Suum cuique prangt, sich schmücken darf, ergiebt das offiziell redigirte „Handbuch über den preuß. Hof und Staat" für das Jahr 1818. Seite 25. K.

Beilage: Blatt der Ankündigungen No. V.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 27. März. 50stes Blatt.

Der Guß der Statue Heinrich des Vierten.

Von Metall-Güssen ist in deutschen Landen die Rede, da in Berlin Einiges darin vorfällt. Eine große Arbeit in diesem Kunstfache ist das Denkmal des Fürsten Blücher von Wahlstadt, welches die Lande Meklenburg anfertigen lassen, und das in diesem Jahre aufgerichtet werden soll; eine ähnlich große Arbeit ist das Denkmal des Dr. Martin Luther, wovon das Modell in derselben Werkstatt *) fertig steht, und das in Wittenberg aufgestellt wird, umgeben mit einem hohen Baldachin. Durch die dabei mitarbeitenden französischen Gießer und Ciseleurs erfährt man Nachfolgendes über die neue Ritter-Statue Heinrich IV. zu Paris: — Der Gießer Piggiani starb zwei Tage vor Errichtung dieser Statue. Zu weitläuftig wäre es, die Unannehmlichkeiten auf zu zählen, die derselbe von Seiten des Herrn Lemot erdulden mußte. Der Bildhauer Lemot ist der Bildner und Unternehmer des Ganzen. Verantwortlich machte er Jenen von allen Vorfällen, auch des Transports, und wollte ihn nur nach dem Berichen die Zahlung leisten; der Verding soll besagen: daß dies nach Aushebung aus der Grube geschehen müsse. Nun heißt es: Piggiani habe einen schwachen Kopf gehabt und das Geschäft nicht verstanden. — Hier Einiges über das Verfahren bei dieser Arbeit. Die Form von Gyps über das Modell wurde in 6 Wochen von 6 Formern gemacht, dabei 2 Handlanger. 1000 Säcke frisch gebrannter Gyps und eine Menge alte Ziegelbrocken wurden verwendet; diese Form ward nach dem Gießhause hin geschafft und dort mit Wachsplatten belegt von 6—9 Linien dick, nachdem man das Metall dünner oder stärker bedurfte; in der Höhlung wurden die Eisen-Gerüste angebracht, den Kern zu halten und zu tragen und mit der nothwendigen äußeren Form von Lehm zu verbinden. — Bei der Ritter-Statue Ludwig XV. goß man den Kern von Gyps und Ziegelmehl gleich hinter einander; hier geschah dies in Schichten, wonach denn die Form eingerichtet war. Zum Beispiel: erste Schicht bis an die Flanken des Pferdes; dann setzte man die zweite Schicht auf, machte Gerüste umher, konnte das Eisen-Gerüste inwendig höher anlegen, und goß dann wieder Kern und so weiter bis zur höchsten Stufe; danach löste man das Gyps-Modell vom Wachs, das am Kern haften blieb; so sahe man das Pferd in Wachs dastehen, von allen Seiten den neu eingegossenen Kern umgebend. Die eisernen Gerüste des Kernes gingen durch das Wachs und lehnten sich auf die Mauern der Grube. In dem Kerne waren Röhren von gebranntem Thon senkrecht eingelegt, um beim Brennen des Kerns und der nachmaligen Lehmform der Gluth einen Aus- und Durchgang zu verschaffen. Am Bauche des Pferdes, in der unteren Seite, war eine 1 Fuß weite quadrate Oeffnung angebracht, um der Flamme einen Eingang in obengedachte Röhren zu lassen; diese Röhren hatten zwei Ausgänge, wie Rauchfänge; den einen oben auf dem Kopfe des Pferdes und den andern auf dem Sitze des Reiters; diese Ausgänge verschafften nachmals die Mittel, den Kern heraus zu arbeiten und auch das

*) Bei unserm wackern Bildhauer, Direktor G. Schadow. D. H.

Eisen-Gerüst. Der Aufbau des Gerüstes und das Gießen des Kerns beschäftigte 3 Monat hindurch 4 Former und 4 Handlanger, und man zählte 300 Säcke Gyps mit gestoßenen Ziegeln gemischt, die verbraucht wurden, und das Eisengewicht des Gerüstes war 7000 Pfund. — Herr Lemot ließ nun das Wachs überarbeiten; schon durch das Belegen mit Wachstafeln entstehen Fugen, und dann war das Modell in einem Oele verfertigt, wo die Beleuchtung täuschte; dergestalt, daß manche merkliche Veränderung vorfiel, die für den Kern besorgen ließ. Hierbei waren 4 Modelleurs und 2 Handlanger 3 Monate lang beschäftigt. Von derselben Art Wachs wurden nach dieser Ueberarbeitung die Guß- und Luft-Röhren an das Modell von Wachs angesetzt und hierauf die erste feine Formlage von Lehm aufgestrichen; die Zusammensetzung ist fein gerieben, gleich einer Oelfarbe, und läßt sich mit Pinseln auf das Wachs streichen. Nach 10 Tagen, zum Trocknen nöthig, gab man den zweiten Anstrich, welcher die Risse des ersten mit fülle u. s. w. Dann zündete man Feuer an, in zwei Oefen, tief in der Grube, öffnete alle Fenster, und durch dies Mittel erreichte man es: zwei Anstriche täglich geben zu können, welches 22 Tage lang fortgesetzt wurde. So bekam die Form 1 Zoll Dicke. Vorher hatte man von Lehm kleine Steine (Batzen) gebildet, mit diesen wurden Strebe-Pfeiler vom Boden gegen die Form aufgebaut; der Mörtel hiezu war eben der feuerfeste Lehm, mit dem man mauerte; auf diese Weise bekam die Form eine Dicke von 8 Zoll; diese wurde dann rund herum mit eisernen Bändern belegt, gleich einem Käfigt, das Eisen hiezu wog 10,000 Pfund. — Unten am Boden, um die Form, wurde eine Gallerie angebracht, als Ofen, durchbrochen überwölbt. Diese Gewölbe wurden mit zerbrochenen Ziegeln belegt, so hoch wie die Form, gehalten von Strebe-Wänden und kleineren Bogen; dergestalt gesetzt: daß der Flamme der Durchzug blieb, um alle Theile zu glühen; in 8 Tagen und 8 Nächten wurde bei einem wohlgeleiteten Feuer das Ausglühen der Form vollbracht. Sechs Tage danach fing man an, die Lehmziegel und Scherben auf zu räumen; nachdem diese und die Strebe-Wände weggeschafft waren, überstrich man die mit Eisen umzogene Form mit Theer. Sehr natürlich fließt das Wachs während des Ausglühens unten heraus, wo Becken zum Auffangen gestellt sind, und diese Wachs-Ausgänge müssen hernach mit vieler Sorgfalt verstopft werden. — Nach dem Theeren der Form wird die Grube mit trockener Erde ausgefüllt, fest gestampft, auf der oberen Fläche über der Form das Becken und die Rinnen angelegt, die den aufsteigenden Röhren das fließende Metall zuführen. Zu dem Pferde, den Guß- und Luft-Röhren wurden 1600 Pfund Wachs verwendet. Im Ofen wurden 38,000 Pfund Metall eingesetzt — davon blieben übrig in Röhren, die nachmals abgeschnitten wurden, 7000 Pfund, so daß man das Gewicht des Pferdes ohngefähr zu 20,000 Pfund berechnen kann. — Der obere Theil des Reiters, der besonders gegossen wurde, wog 800 Pfund; die Arme wurden auch besonders gegossen. Vom Ansetzen der Röhren von Wachs bis zum Gießen arbeiteten während 3 Monate 10 Mann. — Das Metall floß ruhig in die Form, und es verlor sich kein Tropfen. Die erste Enthüllung zeigte eine schöne Oberfläche; dies veranlaßte die Hoffnung eines glücklichen Gusses. Beim Fortfahren erblickte man am Bauche des Pferdes offene Sprünge und an der Brust starke Brüche, verursacht durch ein Quadrat von Eisen, worauf Herr Lemot bestand, als nothwendig zu einer Stützung des Reiters. Diese Eisen-Armatur widersetzte sich dem schnellen Schwinden des Metalls; nach Anderer Meinung ist der Kern zu hart gebacken gewesen; der Kern muß nämlich eine geringe Capacität des Eindrückens behalten, um dem Zusammenziehen des Metalls nach zu geben. Deshalb geschieht es auch beim Gießen großer runder Gefäße, daß sie zuweilen zerplatzt heraus kommen. (Der Schluß folgt.)

Geschichten der Morgenländer.

I.

Ein Kaufmann aus Bagdad vertraute bei seiner Abreise nach Indien einem Teppichhändler einen Beutel mit Gold zur Aufbewahrung, und forderte nach beendigter Reise das anvertraute Pfand zurück; allein der Teppichhändler leugnete es: einen Beutel mit Gold von ihm empfangen zu haben, und es blieb dem Kaufmann nichts übrig, als den Betrüger bei dem Kadi zu verklagen. Der Rechtsfall war nicht so leicht zu entscheiden, denn der Kaufmann hatte keinen Zeugen, weshalb der Kadi zu folgender List die Zuflucht nahm: Er ließ den Teppichhändler zu sich kommen und sprach also zu ihm: „Da mich wichtige Geschäfte nöthigen, nach Alexandrien in Egypten zu reisen, so wünsche ich einem braven Manne eine beträchtliche Summe zur Aufbewahrung zu geben. Ihr seyd mir als der rechtlichste Bewohner Bagdads empfohlen, und ich ersuche Euch daher, mir die Freundschaft zu erweisen, und meinen Schatz unter Eure Obhut zu nehmen, bis ich wieder nach Hause komme. Morgen schicke ich Euch denselben.“ — Der Teppichhändler, voller Freude, einen guten Fang an des Kadi's Gelde zu machen, betheuerte ihm seine Treue und Rechtschaffenheit, versprach, den Schatz zu hüten, wie seine eigenen Augen, und verließ den Kadi mit Plänen: wie er sich am sichersten dessen Geld zueignen könne. Der Kadi entdeckte aber dem Kaufmann das Mittel nicht, dessen er sich bediente, ihm seinen Beutel mit Gold zurück zu verschaffen, sondern gebot ihm, zu dem Teppichhändler zu gehen und demselben

kräftig zu drohen: er würde ihn bei dem Kadi verklagen. — Der Schelm hatte kaum gehört: daß er bei dem Kadi verklagt werden sollte, an dessen Kredit und Zutrauen ihm für jetzt Alles gelegen war, so gab er dem Kaufmann den Beutel mit Gold zurück, in der Hoffnung: am nächsten Tage eine kostbarere Beute zu machen. Aber vergeblich wartete er auf des Kadi Schatz, und als er zu ihm ging, sich des Näheren zu erkundigen, erschrack er nicht wenig, als ihm dieser seine Treulosigkeit vorwarf und ihm Bestrafung ansagte. Er verwünschte nun seine Leichtgläubigkeit, wodurch er so sehr hintergangen wurde, und das Sichere für das Unsichere hingegeben hatte.

II.

Der Dichter Nebati schrieb nur Gelegenheits-Gedichte, in welchen er die unverschämtesten Lobeserhebungen verschwendete an Alle, von denen er ein reichliches Geschenk zu erhalten hoffte. Einst wurde er zu dem Kadi gerufen, wo ihn ein armer Schneider wegen einer Forderung von 100 Goldstücken verklagt hatte. Der Dichter war ganz erstaunt über diesen Anspruch, und bat um nähere Erläuterung. „Ihr habt" sprach der Kadi, „in Eurem neuesten Gedichte an den Groß-Vezier folgende Worte vernehmen lassen: „Er übertrifft alle Menschen an Großmuth, und wenn Jemand von ihm eine Wohlthat verlangt, so bürge ich dafür: daß er sie ihm nicht abschlägt!" — Im Glauben an diesen Satz begehrte der Schneider von dem Groß-Vezier 100 Goldstücke, der aber hat sein Begehren jedoch völlig abgeschlagen. Da Ihr nun für seine Großmuth gebürgt habt, so bleibt Euch nichts übrig, als der Forderung des Schneiders Genüge zu leisten." — Der Dichter bat um Aufschub, damit er den Groß-Vezier erst sprechen könne. Der Kadi bewilligte ihn und eilends lief Nebati zu seinem Gönner. „Gnädigster Herr!" sprach er; „ich habe Ihnen in meinem Gedichte die Ehre angethan, Sie für den großmüthigsten Menschen zu erklären, und ich zweifle nicht: daß Sie diesem Lobe entsprechen werden." — „Schon recht!" erwiederte der Groß-Vezier; „allein meine Bescheidenheit verbindet Euch zugleich, mir in Zukunft nicht mehr so viel Ehre zu erweisen!" J. Polt.

Etwas über Klopstock.

Als Klopstock noch auf der Fürsten-Schulpforte war, zeigte sich schon sein poetisches Genie, und er fertigte bereits damals verschiedene vortreffliche Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache. — Er wurde tödtlich krank und Jedermann zweifelte an seinem Aufkommen. Er empfand bei seiner Zubereitung zum Tode eine besondere Freudigkeit, wenn er an das Erlösungswerk Jesu Christi dachte, und sagte: „Ja, mein Heiland! wenn es Dir gefällig ist, mir das Leben zu schenken, so will ich es, Dich zu besingen, anwenden!" — Er wurde gesund, und entwarf schon auf der Schule den Plan und den Anfang des „Messias".

Als ihn im Jahre 1767, im Juli, ein junger Gelehrter aus Leipzig, in Hamburg — wo er bei dem Pastor Alberti, am Katharinen-Kirchhofe, wohnte — besuchte, sprach er von jenem Musen-Sitze und von Gellert mit Entzücken. Auf die Frage: ob er die Welt bald mit dem dritten Bande des „Messias" erfreuen würde? antwortete er: „Diese Frage ist schon viele hundert Mal an mich geschehen. Meine Gesundheit ist schwach, und die Empfindungen der Freude, die ich in diesem Bande zu besingen habe, sind so stark und schwer, daß meine Einbildungskraft bis zum Krankwerden angegriffen wird." — Den Grafen von Bernstorff nannte er den besten Minister auf der Welt, und sprach von einer Sammlung seiner Oden, die er nächstens werde herausgeben, so wie auch Abhandlungen über die alte celtische und cimbrische Mythologie, die noch größere Ideen als die heidnische habe. **—.

Bemerkungen.

Offenheit ist die erste Bedingniß eines freieren und allein fruchtbaren, geselligen Umgangs; daher jede Gesellschaft, in welcher an ihrer Stelle Falschheit und Schmeichelei auf der einen, und Aufhetzerei und Schmähsucht auf der andern Seite obwalten, ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen geht.

Gleich wie selbst der fruchtbarste und üppigste Boden nicht jedes Saamenkorn, welches seinem Schooße anvertraut wird, in gleicher Fülle und Vollendung zurück erstattet, sondern erst an der Hand der Erfahrung diejenige Fruchtart aus zu mitteln ist, deren Gedeihen man am sichersten voraus setzen darf: so wird auch der umfassendste Geist erst durch fortgesetzte Beobachtung seines inneren Wesens und Wirkens, durch sorgsames Lauschen auf jede leise Regung seiner inneren Götterstimme zur richtigen Erkenntniß des geistigen Gebietes gelangen können, welches die Natur zur Entwickelung und Offenbarung seines ungetrübten Glanzes, seiner unentweihten Herrlichkeit ihm vorzugsweise angewiesen hat. A. O. Blumenthal.

Anklänge.

43.

Gefährlich, Menschen, ist der Mann,
Der euch in Masse lobt;
Er glaubt euch dumm und wird Tyrann,
Wenn ihr zum Glück ihn hobt.

44.

Wer stets sich müht und immer fleht
Um fremde Güter, der versteht —
Hing' auch die Welt in seinen Netzen —
Nichts zu gebrauchen, nichts zu schätzen.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Am 15. März, früh halb 5 Uhr, schreckte uns das Anschlagen der Sturmglocken aus dem Morgenschlummer; furchtbare Töne, die wir, Gott sey Dank! seit mehreren Jahren nicht gehört hatten. Auf dem Gerlachischen Vorwerke, außerhalb der Stadt, war, vermuthlich durch Verwahrlosung, kein unbedeutendes Feuer entstanden, das jedoch in Zeit von ein Paar Stunden glücklich gedämpft wurde, und wobei Niemand verunglückt ist. — Auf unsrer Bühne hat Hr. Rhode, vom Stuttgarter Hof-Theater, mehrere Gastrollen, z. B. den „Geizigen", „Leporello" und „Papageno" u. s. w., manche Uebertreibungen abgerechnet, gut gegeben. Nach ihm trat Demois. Schaffner, vom Berliner National-Theater, als „Gurli", „Toni", „Sophie" in „Maske für Maske" und „Elise von Valberg" mit allgemeinem Beifall auf. An dieser hofnungsvollen Künstlerin, welche ein sehr gefallendes Aeußere und eine überaus sonore Stimme vorzüglich empfehlen, hat unsere Bühne eine vortheilhafte Errungenschaft gemacht, da auf derselben ihr Fach noch unbesetzt war. — Der königl. dänische Kammersänger, Hr. Siboni, bekanntlich ein Tenorist von großer Schule, trat als „Licinius" in der „Vestalin" auf und zeigte sein hohes theatralisches Talent auf die glänzendste Weise. Er ließ sich auch zu allgemeiner Zufriedenheit in einem Conzerte hören. — Die berühmte Oper „Lodoiska" ist mehrmals sehr beifallswerth aufgeführt worden. — Der, im 41sten Blatte des „Gesellschafters" S. 164 (aus dem Journ. gén.) geäußerte Wunsch ist zum Theil in einer, bei Andrä in Leipzig eben herausgekommenen kleinen Schrift erfüllt worden, die den Titel führt: „Charakteristik des Hundes; eine Sammlung vieles Interessanten, insbesondere über die Eigenschaften und den Nutzen dieses Geschöpfs, zur Unterhaltung für allerlei Leser." Auf wenigen Bogen findet man einige funfzig Anekdoten von Hunden, welche, nebst mehreren Gedichten, in die lehrreiche Aufstellung der Merkwürdigkeiten verwebt sind. Der Fleiß des Sammlers, dessen genaue Kenntniß seines Gegenstandes aus der Vorrede erhellet, ist unverkennbar. — * —.

Aus Schlesien. Die Vervollkommnung der Tonkunst schreitet bei den Musik-Corps des preußischen Militairs mächtig fort, und erfreut, besonders in Provinzial-Städten, das verwöhnte Ohr manches, von den Genüssen der Hauptstadt späterhin verwaisten Einwohners. So hatte ich in Glogau das Vergnügen, von den Fenstern des deutschen Hauses, am Paradeplatz, die Ouverture von „Fanchon" zu hören. Sie wurde von den Musikern des 7ten Infanterie-Regiments mit vieler Präcision, Reinheit, Fertigkeit und Zartheit vorgetragen; nur waren die Bässe, im Verhältniß zu den oberen Stimmen, etwas zu stark besetzt. Ein wesentlicher Uebelstand bei dem imponirenden Anblick des Ganzen war die Anwesenheit kleiner, schlecht bekleideter Gassenbuben, welche beschäftigt wurden, den Musikern die Notenblätter zu halten. Diese ambulanten Pulpete verunstalteten wenigstens den Effekt für das Auge, und wenn Phöbus-Apollo, durch senkrechte Strahlen, auf die Macht der Töne vom Zenith mit Wohlgefallen herab blickte, so erinnerten die Pygmäen-Gestalten recht lebhaft: daß nichts Irdisches vollkommen sey. — Zu den Unvollkommenheiten unsrer Zeit gehören ganz absonderlich: die Kirchen-Musiken und Orgel-Präludia in kleinen Orten. Ist es gleich der Kunst nicht zuzumuthen: daß sie sich in jedem Krähwinkel Altäre erbaue, so ist es doch unbegreiflich: daß der Geschmack nicht mit der Zeit fortschreitet. Bei der Aufführung uralter Arien, von unbekannten Componisten, stimmen selten die schlechten Instrumente der ungeübten Musiker mit der zum öfteren verstimmten Orgel. Die Chöre der Schuljugend, nach dem Gehör eingeübt, werden von derselben aus Leibeskräften abgeschrieen, indeß die vox humana, der die Solo-Parthieen übertragen sind, sich räuspert, um die schwierige Arie meistens ohne Kultur und Metall vor zu tragen. Solcher Ohrenzwang findet jedoch nur an hohen Festtagen statt; ein größeres Uebel sind die allsonntäglichen Wiederholungen der Vor- und Zwischenspiele auf der Orgel zu den Kirchen-Gesängen. Ein gehaltloses Wühlen und Rauschen, mit zahllosen Doppelschlägen und Trillern überladen; bizarre Uebergänge zu einigen Takten aus bekannten Melodieen, wie die Menuett à la Vigano u. s. w., sind die gewöhnlichen Vorspiele zu den geistlichen Liedern, und stören mindestens die feierliche Stimmung der Gemeinde, wenn sie nicht gar Unwillen und Ekel erregen. Ist nun gar der Herr Cantor-Organist bei guter Laune, so überläßt er sich con amore seinen Phantasieen, und es ist des Wirrwarrs mit allen Registern kein Ende. Wer nur einmal die sanften, feierlichen, gehaltenen Accorde eines Hellwig im Dom zu Berlin vernahm, wird immer wünschen: seine frommen Empfindungen auf solchen Fittigen empor zu schwingen. Darum, o heilige Cäcilia! wende einen Gnadenblick Deiner Begeisterung auf uns Kleinstädter herab! — und es wird am nächsten Pfingstfeste nicht mehr, wie am vergangenen, der heilige Geist mit einer Polonaise eingeführt werden. Henriette S. g. H.

Ein Minister erhielt unlängst folgenden Brief: „Monseigneur! Es ist sehr traurig: daß die klugen Leute so oft verkannt werden. Indem ich mich Ihnen empfehle und um Berücksichtigung meiner bitte, versichere ich in dieser schmeichelhaften Hoffnung: daß Niemand treuer und ergebener für Sie empfinden kann, als der Unterzeichnete. (Journ. d. Par.) Der war wenigstens dem Minister in Kürze dazu behülflich: daß er den Thoren nicht mehr verkennen konnte. Dt.

Der Direktor einer Bühne in einer unsrer größten Städte wußte sich in der Karnevalszeit nicht anders Zulauf zu schaffen, als, indem er den Karnevals-Ochsen auftreten ließ, und zwar in dem Stücke: „der eingebildete Kranke". Als er in seinem Winkelchen sein zahlreiches Auditorium überschaute, rieb er sich freudig die Hände, blickte auf den Ochsen und meinte: „Gar nicht dumm, gar nicht dumm!" (Journ. d. Par.) Eine neue Anerkennung der Ansprüche des Viehthums auf die Bühne.

Die Missionaire im chinesischen Reiche erzählen: daß ein berühmter Kaiser aus der Dynastie der Tan's, welcher im siebenten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung herrschte, einst befahl: daß die Mandarinen, wenn sie das 70ste Jahr erreicht hätten, neue Ehrenstellen erhalten, aber aufhören sollten, eine berathende Stimme in den Staats-Angelegenheiten zu haben. (Journ. gén.)

Beilage: Bemerker No. 5. u. Blatt der Ankündigungen No. VI.

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 29. März. 51stes Blatt.

Auf den Tod der Königin von Würtemberg.

Der Purpur trauert über'm Sarkophage,
Verschwistert mit des Schmerzes düst'rer Tracht;
An allen Herzen nagt die stumme Klage
Hier in des Todes, in der Größe Pracht,
Wie lauschend: ob das schönste Herz noch schlage,
Das nur erkaltet in des Grabes Nacht,
Und in der Kerzen sanftem Strahl verklären
Der Krone Flimmer sich, der Liebe Zähren.

Und jenes Volk in unermeß'ner Reihe
Durchzieht der Trauer schauerlichen Saal,
Und segnet mit dem Schmerzgefühl der Treue
Noch ein Mal seines Königs schönste Wahl;
Ach, warum mahnst Du an des Tages Weihe,
Wo Du gehuldigt ihr zum ersten Mal,
Wo sie zuerst umstrahlte Deine Krone,
Dein schönstes Morgenroth auf Deinem Throne.

Doch naht Ihr Alle aus dem Vaterlande,
Das stolz auf diese Herrscherin geblickt,
Die Sie gefesselt durch des Wohlthuns Bande,
Die Sie getröstet und die Sie beglückt.
Ja, naht euch Alle Ihrem Grabesrande,
Wo Sie die Krone der Vollendung schmückt,
Die Huldigung, in der die Herzen glühten,
Der Tugend, nicht der Größe mehr, zu bieten.

Horch, von des düst'ren Leichenthrones Höhe:
Sie ist nicht mehr! erschallt's mit Geisterton.
Dich Schicksal selbst seh' ich erbeben, sehe
Dich bleich und zitternd zu der Nacht entflohn,
Und alle Reiche bebten deinem Wehe,
Als sich dies Grab eröffnet vor dem Thron,
Gleich zieht das Schreckenswort durch alle Mauern,
Und alle Herrscher, alle Armen trauern.

Ja, sprecht es aus zu unsers Jammers Löhne,
Daß unser Recht der Thränen grenzenlos,
In keiner Hütte und auf keinem Throne
War eine Trauer noch so wahr, so groß;
In Grabesschatten schleiert ein die Krone,
Verhüllt sie in der Mitternächte Schooß;
So tiefen Schmerz kann keine Thräne lindern,
Und keine Weisheit wagt ihn zu vermindern.

Ach, dieses Wort, das kaum von blassem Munde
Die fürchterliche Zuversicht ertheilt,
Seht, wie geflügelt es in schneller Kunde
Hin zu der königlichen Newa eilt.
O, Herz der Mutter, ahne diese Wunde,
Die schreckliche, die nur ein Engel heilt;
Die Schmerzen, die durch seinen Purpur dringen,
Wird Alexanders hoher Geist bezwingen.

Schon rüstet sich das düstere Gepränge,
Zu wandeln zu des offnen Grabes Rand,
Von dem Altare schallen die Gesänge
Und Todten-Glocken tönen durch das Land.
Der Herrscher naht im schweigenden Gedränge,
Die Waisen der Verklärten an der Hand;
Um seinem Volk, heut an dem Tag der Zähren,
Des Schmerzes höchstes Beispiel zu gewähren.

Des Königs Haupt, das keine Krone beugte,
Die er mit tausend Sorgen nicht verschmäht,
Seht, wie es tief des Schicksals Bürde neigte,
Doch nicht vermindert seine Majestät;
So königlich, wie er noch nie sich zeigte,
Schaut, wie er dort im Leichenzuge geht,
Denn männlich will er, fern von Selbstverzagen,
Wie seine Krone, seine Schmerzen tragen.

So öffnet euch, ergraute Tempelhallen,
Empfangt der Jugend blühende Gestalt;

Der schönsten Seele Schleier ist gefallen,
Das schönste Herz, es ist erstarrt und kalt.
Ach, bleibt denn nichts von jenen Reizen allen,
Von jener Tugend himmlischer Gewalt?
Bleibt denn von allen Rechten nun den Deinen
Das finstre nur zuerst, Dich zu beweinen?

Nein, Ihre Asche ist Euch noch geblieben,
Ihr Name weht in Eurer Frühlingsluft,
Und hört Ihr auf, das Vaterland zu lieben,
O, so vertheidigt Katharinens Gruft!
Auf Ihrem Grabe sey dies Wort geschrieben,
Das immerdar auf festem Marmor ruft:
„Auf Katharinens Thron gebot die Milde;
Die Liebe wallt auf Ihrem Grabgefilde!"

A. v. Maltitz.

Der Guß der Statue Heinrich des Vierten.

(Schluß.)

Bei dem Fortfahren fanden sich weiter keine Sprünge, oder Blasen und Grübchen; die Beine, welche bei Pferden dünne sind, waren dicht, aber hin und wieder war eine böse Kruste, vom Eindringen des Metalls in die Form. Diese schien sich zu lösen, und man wurde weniger zufrieden, als im Anfange, und Herr Lemot hatte viel verlangt und bedungen. Piggiani bezahlte 3000 Franken, die Metall-Röhren ab zu schneiden, den Kern und die Eisen-Armatur heraus zu schaffen und die mit Formmasse vermischte Kruste ab zu arbeiten. Während 6 Wochen hatten 12 Mann hiemit zu schaffen; hin und wieder war der Kern verglaset, welches eine schlimme Arbeit giebt. Die Sprünge zu verarbeiten, bezahlte Piggiani 8000 Franken; dies und die Formmasse auf der ganzen Oberfläche zu lösen, hat 6 Mann während 5 Monate beschäftigt. — Für die Ciselirung des Pferdes bezahlte Lemot 16000 Franken; 15 Mann machten sich von allen Seiten darüber her, und brauchten dazu ohngefähr 4 Monat Zeit. Eigentlich hatten sie es dennoch nur von der Guß-Rinde gereinigt. Der Kopf des Pferdes, gut gerathen, wurde gerifelt; aber die Mähne, der Schweif, die Beine, Bauch und Hals haben die wilden Meisselhiebe behalten, welche die Arbeiter gaben, um die Formmasse zu lösen. Alle diese Theile sind nicht behandelt worden, wie es einer vollendeten Arbeit gebührt. Dazu hätte es bedurft: daß 4 geübte Ciseleurs und 2 Risleurs sich noch 4 Monate damit beschäftigt hätten, dann könnte man dies Werk fertig nennen; aber man hätte mit einem andern Meister zu thun haben müssen. Für das Aufpassen und Ciseliren des oberen Theiles vom Reiter wurden 5000 Franken bezahlt. Der Ehre halber muß man nichts weiter sagen! — — Im Ganzen war im Guß das Pferd besser, als das von Boulogne, was Herr Jepti goß. 60,000 Franken gab man aus, um der Oberfläche ein neues und glänzendes Ansehen zu geben — —! Diese hier genannten Gießer, Piggiani und Jepti, eigentlich nur Former, sind Italiener; sie kannten keine andere als jene älteste Art, mit dem verlornen Wachse, und machten, wie es heißt, die geringste Forderung. Die neuere Art, mit Kernstücken aus Gußsand geformt und der Kern von derselben Masse, verdient darum vorgezogen zu werden, weil die Beschaffenheit des Kerns und der Form vor dem Gusse gesehen wird, wogegen bei dem Wachse beides verborgen bleibt. Verglaset sich ein Theil des Kerns bei dem Ausglühen, welches sich zuweilen ereignet, dann kann abgeholfen werden. — Die Natur hat uns in der Nähe von Berlin ein treffliches Form-Material geliefert, welches nicht aller Orten an zu treffen, und dies wird auch den Gießer vom Auslande, der es versucht und sicher gehen will, bewegen, den Sand-Formen den Vorzug zu geben. — Kürzlich hat man in Rom Metall-Güsse gemacht, wozu die Form-Masse nur aus Gyps und Ziegelmehl bestand. In einem trockenen Klima darf man so etwas wagen; daß es aber gewagt ist, zeigte der Erfolg, denn der Guß mißrieth dermaßen, daß er auf keine Weise her zu stellen ist; der Gyps nämlich behält immer seine Neigung, Feuchtigkeit ein zu saugen, man kann ihn nie ganz von Wassertheilchen befreien. — Von Andrieu sieht man jetzt in Paris schon eine schöne Medaille, welche auf der einen Seite jene Statue Heinrich IV. zeigt, in Ritter-Rüstung; das Pferd, danach zu urtheilen, ist klein und plump. Am Piedestal sieht man ein langes Basrelief; dieses ist jedoch noch nicht ausgeführt. — Auf der andern Seite ist der schön gearbeitete Profil-Kopf Ludwig XVIII.

G. S—w.

Briefe aus Albano.

Fünfter Brief.

Den 22. Juli 1818.

Gestern Abend habe ich etwas Neues erfahren und zwar eine Volkssitte, die mir gar wohl gefallen hat; darum theil' ich sie Dir mit. Ich hörte gegen 9 Uhr plötzlich ein erschreckliches Klappern, Knarren, Kreischen und Zischen, eine Musik, die mir durch Mark und Bein ging, die Straße herauf ziehen. Mein erster Gedanke war an Feuerlärm, besonders da sich zu gleicher Zeit die Fenster von widerscheinendem Feuer erhellten. Ich trat auf den Balkon und sah einen Zug von Männern und Weibern wie in Prozession vorüber eilen. Einige trugen große Fackeln, die von Schilf zusammen gebunden waren, Andere schlugen und bliesen die wunderlichsten Instrumente: große lange Hörner, Glocken, Becken, Kessel, Knarren, zersprungene Trommeln und dergleichen mehr. Etwas höher in der Straße hielt der Zug vor einem Hause, dessen erhellte Fenster ein Fest verkündigten. Ich eilte hinunter, um mich bei dem Ersten dem Besten nach dem Grunde dieser musikalischen Karrikatur zu erkundigen. Da hörte ich denn:

daß in jenem hellfensterigen Hause ein altes Pärchen Hochzeit halte; der Mann ein Siebenziger, die Frau nicht über zehn Jahr jünger. Diesen zu Ehren wurde das Ständchen gebracht, das eine alte Volkssitte ist, gegen die sich Niemand sträuben darf. Der Zug kömmt und geht dreimal durch die Stadt nach dem Hochzeitshause, bis zur Mitternacht, wo die Freiheit zu Ende ist. Der Italiener hängt fest an solchen alten Sitten, wie an Privilegien und Rechten; ich glaube: die Römer könnten zum Aufstand gebracht werden, wenn man ihnen ihre Karnavals-Freiheit nähme. Die wahre bürgerliche Freiheit im Großen scheinen sie über solche kleine Aeußerlichkeiten zu vergessen, und der französische Eroberer verstand es treflich, besonders mit den Römern, in dieser Hinsicht um zu springen. Er legte sie in Fesseln, während er ihnen eine Unzahl von Inschriften und Theater-Geräthen vorhielt, worauf die Worte: Libertas, Senatus Populusque Romanus, Comitia, Tribuni plebis und dergleichen, mit transparenten Buchstaben zu lesen waren. — Die Leute in Albano sind gestern besonders lustig und laut gewesen. Die Osterieen waren alle voll und überall sang man Spottlieder auf das alte Brautpaar. Manches neue Volkslied mag bei dieser Gelegenheit entstanden seyn. Ich habe einige aufgeschrieben, auch das beliebte: „Viva, viva la castagna!" Die jungen Bursche sangen es mehrmals, durch die Straße ziehend, und richteten es immer so ein: daß der dritte Vers, den sie dann lauter als die ersten erschallen ließen, vor den Fenstern des Hochzeithauses anfing:

Viva, viva la castagna!
Se ne pasce l'uomo adulto,
Se ne pasce il vecchio ancora,
Non potendo piu talora,
Se n'affligge e se n'affagna,
Viva, viva la castagna!

Wilhelm Müller.

Geschichten der Morgenländer.

III.

Ein reicher Kaufmann auf der Insel Ceylon besaß am Ufer des Meeres ein großes und herrliches Landgut mit prächtigen Gärten. Sein Nachbar war ein armer Korbflechter, und hatte ein Stück Feld, das der reiche Kaufmann gern an sich gebracht hätte; der Korbflechter wollt' es ihm aber um keinen Preis überlassen. Sie lebten daher in keinem guten Vernehmen, und wo der Reiche dem Armen Leid zufügen konnte, geschah es und er verbitterte ihm sein Leben auf das grausamste. Einst befanden sich die beiden Feinde auf einem Schiffe zusammen, um auf eine nahe gelegene Insel zu schiffen, als ein plötzlicher Sturm das Fahrzeug in das hohe Meer schleuderte, es weit von der Küste verschlug und endlich am zweiten Tage bei einer Insel scheitern machte. Von der ganzen Besatzung retteten sich nur Wenige, unter ihnen der Kaufmann und der Korbflechter. — Wilde bewohnten die unbekannte Insel; sie fielen über die Schiffbrüchigen her, zogen sie aus und machten Anstalt, sie um zu bringen. Der Kaufmann zitterte an allen Gliedern vor der nahen Todesgefahr, der arme Korbflechter aber hatte Muth, ihr zu trotzen oder sie ab zu wenden. Er brach in der Eile mehrere Zweige von dem nahstehenden Baume ab und flocht daraus eine Krone, die er dem Oberhaupte der Wilden auf das Haupt setzte. Die schöne Krone gefiel dem damit geschmückten Wilden und seinem Gefolge so wohl, daß ihm alle freundlich die Hand reichten und dann ihre Freude in lustigen Tänzen ausdrückten. — Der Kaufmann lag indeß neben den übrigen Jammernden auf den Knieen und blieb eine Zeit lang von den Wilden unbeachtet; endlich aber gingen sie auf ihn zu und wollten ihn mit ihren Keulen todtschlagen; aber der Korbflechter bat für ihn, und die Wilden schenkten ihm und den wenigen Geretteten, dem Fürbitter zu lieb, das Leben. — Der reiche Kaufmann lernte nun das Korbflechten und erwarb sich damit auch die Gunst der Wilden; er war gegen den Korbflechter sehr demüthig, erkannte sein Unrecht, das er ihm früher aus Uebermuth angethan, und als Beide nach drei Jahren durch ein Schiff, welches zufällig bei der Insel landete, aus ihrer Gefangenschaft erlöst wurden, vergalt er ihm seine brüderliche Liebe mit der Hälfte seines Vermögens. — Von dieser Zeit an wurde in Ceylon der Ausdruck: „Man schicke ihn mit dem Korbmacher auf die Insel der Wilden!" — zum Sprüchwort, wenn man sagen will: Sey nicht stolz auf Reichthum und verachte den Armen nicht!

J. Volk.

Gnomen.

4.

Kreuz ist schwer, bis wir's zu fassen wagen,
Aber wohl gefaßt ist halb getragen.

5.

Große Tyrannei,
Waltend ohne Scheu,
Kann die Zahl der Heuchler mehren,
Aber Niemand wohl bekehren.

6.

Nie hat Ehre noch erstritten,
Wer sie Andern abgeschnitten.

7.

Ist dein Beleidiger gering, so schone sein;
Doch wenn er mächtig ist, so schone — dein.

8.

O, hütet vor der Spieler Schwarm,
Vor Kart' und Würfel euch!
Wohl eher spielen Zeh'n sich arm,
Denn Einer reich.

9.

Schaff', als hälfe kein Beten, und bet', als hälfe kein Schaffen!

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. (Verspätet.) Es ist ein hoher Kunstgenuß, Herrn Graf als „Nathan" zu hören und sein ruhiges besonnenes Spiel dabei zu sehen; es ließe sich von dieser Kunstleistung behaupten: daß Lessings Geist in dem darstellenden Künstler, und auf ihm Goethe's erhabener Genius ruht. Will man den Weisen sehen, der mit heiterer Klarheit dahin geht, dessen inneres Leben fröhlicher Ernst oder ernster Frohsinn heißt, den Weisen, der mit seinen Ansichten dergestalt zur innigsten Ueberzeugung gelangt ist, daß sie ihn aufrecht erhalten in den Stürmen der Welt; dem der Name Mensch so heilig ist, daß sein großes Herz ohne Vorurtheil die ganze Welt mit Liebe und Wohlwollen umfaßt, so sehe man unsern Graf als Nathan. Sein Vortrag der so sinnreichen Fabel des Ringes ist über jedes Lob erhaben; die Weisheit selbst scheint da zu stehen und ertönt in goldenen Sprüchen, die Sinne des Saladin gewaltig ergreifend. Referent hat verschiedene andere Künstler gesehen, die meistens bei dieser Rolle ins Trockene, ins Pedantische fielen, um dadurch die Weisheit zu repräsentiren. Grafs Nathan flößt die Lust ein, ein Weiser zu werden; der Nathan Jener aber zu viel Respekt, um eine ähnliche Lust haben zu können. — Hr. Regisseur Oels gab in dieser merkwürdigen Darstellung den „Saladin" mit Würde und Weichheit da, wo letztere angewandt war. Referent hat in dieser, so wie in früheren nicht weniger gelungenen Darstellungen des Hrn. Oels, die erfreuliche Erfahrung gemacht: daß man mit dem Spiele und dem kunstgerechten Vortrage dieses schätzbaren Schauspielers nur erst näher bekannt, gleichsam verwandt werden müsse, um die schönen Früchte seines Talentes ganz zu genießen. — Hr. Dürand gab den „Templer" sehr brav; die Fülle seines Organs, die richtige Betonung seines überdachten Vortrags, sein schönes Aeußere, sein, bis auf einige Nebendinge richtiges Kostüm, Alles trug erfreuend zu einer Kunstleistung bei, die Hr. D. zu seinen gelungensten zählen darf. — Mit anmuthsvoller Würde, ausgezeichnet in Spiel und Vortrag, erschien Frau Unzelmann als „Sittah". Ihr geschmackvolles und zugleich richtiges Kostüm ließ in ihr eine reizende Türkin erblicken. — Unsere wackere Luise Beck beweist in den mannigfaltigen Erscheinungen, mit denen sie uns täglich überrascht, daß sie sehr bald eine vielseitige und bedeutende Künstlerin seyn werde. Als „Recha" hatte sie keine leichte Aufgabe zu lösen; doch mit herzergreifender Innigkeit stand das sittsam, fromme, von warmer Dankbarkeit entflammte Mädchen vor uns und ein allgemeiner Beifall lohnte das gelungene Bestreben. Zwar will der strenge Kritiker bemerken: daß der, oft nur mühsam hervor gebrachte Ausdruck des Gefühls bei Demois. Beck etwas erzwungen scheine und ihr Vortrag dadurch den Anstrich des weinerlichen erhalte; sollte dies je zuweilen wirklich der Fall seyn, so dürfte es der jungen talentvollen Künstlerin bald gelingen, diesen leichten Schatten durch ein volles Licht ihrer Darstellungen zu verdrängen. — Auch Frau Heldermann gebührt eine rühmliche Erwähnung für die Sorgfalt, mit der sie die Rolle der „Daja" befriedigend durchgeführt. Hr. Deny (Derwisch), Hr. Lortzing (Klosterbruder) und Hr. Hunnius (Patriarch) trugen das Ihrige lobenswerth bei, um das Erhabene dieser Darstellung als ein vollendetes Ganze zu schließen. — Hr. Unzelmann, der in „Johanna von Montfaucon" den „Philipp" ziemlich gut gegeben hat, spielte später in der „Schachmaschine" den „Karl von Ruf" recht burschikos, besonders im ersten Aufzug, wo er das Publikum durch ein unanständiges Extemporiren für sich zu gewinnen vermeinte; allein die mißbilligende Stille des unbefangenen Publikums gab Hrn. U. deutlich zu erkennen, was er durch seine Unart bezweckt haben mochte. Doch genug über eine Sache, die nicht zur Natur der Kunst, sondern zur Unnatur der Künstler gehört. Eitelkeit ist freilich bequemer, als Erkennen. —*—.

Ein neues gesellschaftliches Spiel: „la faculté" genannt, dient jetzt den Parisern zur Unterhaltung: Eine Dame des Kreises spielt die Kranke und alle herum sitzende Herren berathen sie als Aerzte. Der ihr Zunächstsitzende gilt als Senior der Fakultät. Dieser geht herum und sammelt mit leiser Stimme die ärztlichen Vorschriften für die Kranke. Der Eine verordnet ihr, eine Seite im Moliere zu lesen, der Andere ein Glas Zuckerwasser, ein Dritter einen Handkuß u. s. w. Nachdem der Senior die Runde gemacht hat, kehrt er zur Dame zurück und verkündigt ihr mit lauter Stimme die eingesammelten Heil-Vorschriften. Die Dame trachtet nun, diejenigen Herren zu errathen, die ihr die Heilmittel vorgeschlagen haben; den sie erräth, der muß ein Pfand geben und seine Heil-Vorschrift mit einem Grunde belegen: warum er sie ertheilt? Z. B. Ich verordnete eine Seite im Moliere, um die Falten von der Stirn zu vertreiben; ein Glas Zuckerwasser, um die Frischheit der Haut zu erhalten u. s. w. Die Kranke ist verbunden, eine von den Vorschriften, deren Geber sie nicht errathen konnte, nach ihrer Wahl zu befolgen, wenn dieselbe sich auf der Stelle ausführen läßt. Einst wurde ihr von einem Arzte Stillschweigen anempfohlen; dieser war der einzige, den sie nicht errieth, und sie mußte sich der Medizin unterwerfen. Man kann sich aber denken: daß die Herren so artig waren, den Gebrauch dieser bitteren Arzenei der Kranken nicht zuzulassen. Wenn die Reihe des Krankseyns einen Herrn trifft, so spielen die Damen die Aerzte, und das Spiel geht auf dieselbe Weise, wie eben erzählt wurde. (Journ. d. Dam.)

Die Protektoren der Gesellschaft von Freunden unglücklicher Ausländer in England, sind sämmtliche brittische Prinzen und Prinzessinnen (mit Ausnahme des Prinz-Regenten), ferner Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, die Erzherzoge Johann und Ludwig von Oesterreich, die Großfürsten Nikolaus und Michael von Rußland, der Großherzog von Weimar, der Kronprinz und die Prinzen Wilhelm und Friedrich von Preußen, der Prinz Paul von Würtemberg und die Erbprinzen von Oldenburg und Hessen-Homburg. Präsident ist der Herzog von Wellington, und unter den Vice-Präsidenten befinden sich: Fürst Blücher, der Fürst Esterhazy, Graf Lieven, der bisherige französische Gesandte Marquis d'Osmond, der Herzog von San Carlos (spanischer Gesandter), Edmund Bourke (amerikanischer Gesandter), der Graf Palmella, Baron Pfeffel, Baron Just, Graf Münster, Baron Rehausen und der bekannte Wilberforce. (Times.) In Deutschland thäte es, bei den jetzigen Fabrik-Zuständen, noth, eine Gesellschaft von Freunden unglücklicher Inländer zu errichten; sollte sie entstehen, wünschen wir ihr eben so viele, recht thätige Protektoren.

Die Bezeichnung: „Marodeur" soll durch den Namen des Grafen Merode (einer der wildesten und grausamsten kaiserlichen Generale im 30jährigen Kriege), entstanden seyn. Er trieb das Rauben und Plündern so arg, daß die alten spanischen und italienischen Krieger Jeden einen Merodisten nannten, der es ähnlich trieb. Der Marschall von Luxemburg schrieb noch immer Merodeur, nicht Marodeur. (Neue Jug. Zeit.) In neuerer Zeit könnte man dieses Wort umwandeln, und statt Marodeur und marodiren etwa Worte von Davoust und Vandamme ableiten. Dr.

Unlängst meldete sich zu Melun die Frau eines, wegen politischen Verbrechens deportirten Mannes um die Erlaubniß: sich anderweitig verheirathen zu dürfen. Auf die Vorstellung: daß ihr Mann noch lebe, führte sie den 227sten Artikel des Civil-Codex an, nach welchem der „bürgerliche Tod" eines Ehemannes unbedingte Scheidung mit sich bringt; der königliche Gerichtshof hat zuletzt die Erlaubniß zur neuen Heirath gegeben. (Gaz. d. Fr.) Der Deportirte scheint wenigstens nicht aus einem Ehe-Paradiese vertrieben.

Das Pariser Blinden-Institut des Herrn Guillié hat seine Weber, Schuhmacher, Tapezierer, Buchdrucker, ja selbst seine Geographen, Mathematiker, Grammatiker, Musiker, Schriftsteller und Dichter. (Journ. d. Par.) Es möchten hier einige Fragezeichen an zu bringen seyn; denn Hr. Guillié mag auch wohl blinde Beobachter und Kritiker haben.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 31. März. 52stes Blatt.

Erinnerungen.

Ich hatte meinem Freunde Ulm bestimmt zum — hier fehlt mir das Wort. Rendezvous ist seines französischen Klanges wegen für immer ausgestoßen — obgleich, im Vorbeigehen gesagt, unsere Puristen zuweilen zu weit gehen, wenn sie durch ihre unerbittliche Strenge gegen ausländische Wörter dem Komiker einen seiner wesentlichen Vortheile rauben. — Stell - dich - ein, Sammelplatz? das eine ist zu spaßhaft, das andere zu — vornehm, möchte ich es nennen, für zwei stille Herzen, die vor ihrer langen Trennung noch einmal an einander schlagen wollten. Der Leser sehe selbst das Wort, das wir eigentlich, meines Bedünkens nach, noch nicht aufgefunden haben. — Mit wehmüthig - froher Sehnsucht fuhr ich durch das Thor ein. Wie oft ist das erste Glied einer schweren Gedanken-Kette der unbedeutendste Ring! Es war gerade hier Markttag. Was mir zuerst in den gewühlvollen Straßen auffiel, waren — die mit Kirschen überfüllten Hutköpfe der Vorübergehenden, aus denen diese ihre Eßlust befriedigten. Der Schluß auf die Fruchtbarkeit dieses Erdstriches folgte ganz natürlich: Leicht Geld, groß Maaß! ist ein Sprüchwort, das selten trügt. In unserem kargen Norden, wo man nach Schocken zählt und zahlt, könnte ein Arbeiter einen guten Theil vom Taglohn in einem Hutkopf an Kirschen forttragen, oder vielmehr auf der Stelle aufzehren. So gelangte ich denn auf meinem Postwagen durch eine Folgenreihe von Nutz-Anwendungen zu einem Resultat, das mir den Zwiespalt einigermaßen zu erklären schien, der hin und wieder zwischen dem Norden und dem Süden unseres lieben Vaterlandes obwaltet. Der Eine, wie nicht zu leugnen ist, blickt etwas neidisch auf des Nachbars großen Hutkopf voll Kirschen, hält sich aber dafür zwiefach schadlos, indem er sich eines größeren Vorzuges dessen rühmt, was er unter seinem Hute trägt, wogegen wiederum der Andere protestirt. Dem sey nun wie ihm wolle, wird dieser Streit sine ira et studio geführt, zu deutsch: mit einer Dinte, in welcher allenfalls ein Paar Galläpfel, aber keine Galle sich befindet, so können beide Theile nur gewinnen. Ich finde mich nicht berufen, hier weder ein Votum noch ein Veto ab- und ein zu legen, um so weniger, da mein Freund schon unter der Thür des Wirthshauses die offenen Arme der Sehnsucht nach mir ausstreckt. — Wiedersehen! dein Entzücken ist der schönste Wegweiser zu der Zukunft über den Sternen! — Einst, als noch die frohen Tage des Knaben-Alters uns lächelten, und wir an einem der feierlichsten Momente unseres Lebens unter der Linde am Portal zu Klosterbergen saßen, da war es, wo wir im Rausch des jugendlichen Enthusiasmus einen Schwur in unsere Hände legten, den das unerbittliche Fatum in einen Meineid verwandelt hat. Der mildeste Sommer-Abend hatte sich auf der Erde gelagert, nur ein zartes laues Lüftchen wehete uns an, und schüttelte den Blüthenschnee der Linde auf uns herab; der letzte Sonnenstrahl glitt über die Zinnen der Dächer des nahen Magdeburgs hin und vergoldete nur noch die Kuppel des hohen Doms. Ich hatte eben in einem Zeitungs-Blatt die rührende

Erzählung einer seltenen Freundschaft aufgefunden und sie meinem Gefährten mitgetheilt. Noch heute, indem ich dieses niederschreibe, bewegt die Erinnerung an ein so treues Opfer mein ganzes Herz, und die Geschichte desselben ist für alle Zeiten zu schön, als daß ich sie diesen Blättern vorenthalten dürfte. — Der Arzt Dubreuil lebte seit frühester Jugend mit seinem Freund Pemesja von Lyon in einer innigen und wahrhaft rührenden Harmonie der Seelen, so wie auch bei ihren Glücksgütern die völligste Gemeinschaft statt fand. Da Pemesja den Aufwand liebte, so gab ihm einst ein Bekannter, der seine dürftigen Umstände kannte, die höchste Verwunderung darüber zu erkennen. „Es ist wahr!" erwiederte er, „ich selbst besitze nicht viel, aber dafür ist Dubreuil reich." — Unvermuthet ward der Letztere von einer Krankheit befallen, deren Gefährlichkeit er sogleich erkannte. „Mein Freund!" sagte er zu Pemesja; „die Krankheit ist ansteckend, laß Jedermann sich entfernen, und bleibe Du allein bei mir!" — Pemesja verschloß sich mit seinem Lebensgefährten in das verhängnißvolle Zimmer, pflegte sein auf das sorgfältigste und folgte ihm bald darauf ins Grab. — O, wie viele Thränen sind damals auf dieses Zeitungs-Blatt geflossen! Wir sanken Einer an des Andern Brust, und riefen das glühende Abendroth, das in unserem nassen Auge glänzte, zum Zeugen unseres Bundes an, und wurden nicht müde, uns um den Hals zu fallen und uns zu schwören: daß keine Gewalt auf Erden, keine Macht des Schicksals uns je trennen solle, daß wir auch mit einander leben und sterben wollten! — Schöner Wahn des jugendlichen Herzens, der schon den Gedanken an Trennung für Verrath gehalten hätte, wie bist du zerronnen! Jetzt nach 25 Jahren halte ich meinen Freund zum ersten Mal wieder in meinen Armen, um ihn vielleicht zum letzten Mal für diese Welt an meine Brust zu drücken, da ihn sein Beruf zum fernen Osten führt, während mich meine Bestimmung immer weiter gen Westen zieht. — Das Fahrzeug lag schon bereit, auf dem mein Freund, die Donau entlang, dem Hafen von Odessa zuschwimmen sollte. Da standen wir am Ufer und konnten nicht Abschied nehmen, während der Schiffer ungeduldig rief und mahnte. Endlich ermannte ich mich, umschlang den theuren Geliebten noch ein Mal und — stieß ihn mit der letzten Kraft des blutenden Herzens in das Fahrzeug. Im Nu flog es davon. Ich sah ihm unverwandt nach, bis es um eine Krümmung verschwand. Nun eilte ich auf den Münsterthurm, von dessen Spitze das Auge den schlängelnden Strom verfolgt, bis Wellen, Duft und Wolke in Eins verschmelzen. Ich kam eben zu rechter Zeit, um das Schifflein noch einmal zu erblicken. Da schwamm es hin in der Gestalt des kleinen Nachen, den ich als Knabe auf dem Wasserbecken unseres Gärtchens, mit Blumen gefüllt, treiben ließ; das vom Sonnenstrahl beglänzte Segel flatterte, gleich einer weißen Möwe, darüber hin. Getäuscht von der trügerischen Ferne, die jedes Leben in todte Natur verwandelt, überredete ich mich schon: daß das Fahrzeug unbeweglich verharre, bald faßt die Phantasie und liebkosete dem heimlichen Wunsche, und ließ es wieder zurück kehren, als mit einem Male die kleine Nußschale zu einem grauen Punkte ward und in die Fluth verrann.

(Der Schluß folgt.)

Tartarische Prinzen-Erziehung.

In der „Histoire genealogique des Tatars" (Leyden, 1726.) wird von Timur-Sultan, einem der tartarischen Regenten, der sich als Staatsmann und Soldat vorzüglich auszeichnete, erzählt: daß sein Vater, Akattai-Chan, ihm alle fürstlichen Tugenden ein zu flößen gesucht habe, besonders Liebe zum Volke und reine Uneigennützigkeit. Unter andern schärfte er dem Prinzen ein, nie bei irgend Jemand zu Gast zu gehen. Diese Vorschrift aber übertrat der 15jährige Timur bei einem Spazierritt in der Nähe der Stadt Uasir. Er kam in ein Dorf, worin ein Landmann ihn bat, es sich gefallen zu lassen, Erfrischungen in seinem Hause an zu nehmen; Timur-Sultan nahm die Einladung an, und der Bauer ließ sogleich seinen besten Hammel schlachten, gab ihm auch, nach eingenommener Mahlzeit, noch eine Keule davon mit. Als der junge Prinz nach Uasir zurück kam, ließ er die Keule in seines Vaters Küche abgeben. Dieser fand sie bei Tafel so vortreflich, daß er fragte: wo sie her komme? und sein Sohn erzählte ihm den ganzen Vorfall. „Mein Sohn!" sagte Akattai-Chan, „ich bin jetzt 50 Jahr alt, und nie habe ich zugegeben: daß irgend ein Mensch sich in die geringsten Kosten hat setzen dürfen, um mich zu bewirthen; und Du, der Du erst 15 Jahr alt bist, Du gehst schon auf die Dörfer und lässest um Deinetwillen Hammel schlachten? Was wirst Du erst thun, wenn Du älter bist? dann wird man Pferde und Rindvieh schlachten müssen, um Dich zu traktiren. Deine Vasallen werden nicht ermangeln, Deinem Beispiel zu folgen, und so verarmen am Ende die Unterthanen. Daher muß ich Dir ein für alle Mal die Lust vertreiben, auf eines Andern Unkosten zu schmausen." — Als er dies gesagt hatte, ließ er den Sohn entkleiden, und gab ihm 30 Hiebe mit der Peitsche, daß das Blut darnach floß; in diesem Zustand entließ er ihn. Beim Weggehen begegnete Timur-Sultan seinem Bruder Hadsim-Sultan, und erzählte diesem das Vorgefallene. Letzterer billigte des Vaters Verfahren, gab aber Timur-Sultan den Rath: sich das Blut nicht ab zu waschen, sondern sich dem Vater am folgenden Tage in diesem Zustande zu zeigen. Dieser Rath wurde befolgt, und Akattai-Chan

durch den Anblick so gerührt, daß er den Prinzen ermahnte: nicht noch einmal in den nämlichen Fehler zu verfallen, ihm aber zu gleicher Zeit den Stamm Ti-u-azi bei den Turkomannen schenkte, der 5 bis 6000 Familien ausmachen mochte. Timur-Sultan schwur: daß er nie wieder bei Jemand zu Gast gehen, dies auch von seinen Hofleuten nicht dulden wolle, und er hielt diesen Schwur bis an seinen Tod. v. Göckingk.

Geschichten der Morgenländer.

IV.

Hadiadi, ein grausamer Feldherr der Araber, hatte einst dem Polizei-Aufseher in Bagdad befohlen: Alle diejenigen hinrichten zu lassen, die er nach Sonnen-Untergang in den Straßen von Bagdad antreffen würde. — Zwei junge Leute, welche dem Wein-Verbote des Propheten nicht nachgelebt hatten, verspäteten sich in einer Winkelschenke, wo man heimlich Wein verkaufte, und wurden von dem Polizei-Aufseher auf der Straße nach Sonnen-Untergang angetroffen. Dieser fuhr selbe hart an, und fragte: wer sie wären? Da antwortete der Erste: „Vor meinem Vater erscheinen die größten Herren bleich und zitternd und neigen ihr Haupt vor ihm; aber er hat kein Mitleid mit ihnen und vergießt ihr Blut.“ — Der Polizei-Aufseher war der Meinung: der junge Mensch sey ein Anverwandter des Kaliphen, unterstand sich daher nicht, ihn hinrichten zu lassen und befahl: ihn indeß in das Gefängniß zu führen. Der zweite Jüngling aber sprach also: „Das Feuer brennt Tag und Nacht in den Küchen meines Vaters, und eine Menge Gäste belagern beständig seinen Tisch.“ — Auch diesen jungen Menschen verschonte das Richtschwerdt, denn der Polizei-Aufseher glaubte: er sey der Sohn eines arabischen Fürsten in der Wüste, die sehr gastfrei sind und alle Reisende ohne Unterschied bewirthen. — Als die beiden jungen Leute des Morgens darauf dem Hadiadi vorgeführt wurden, gestand der Erste: er sey der Sohn von einem Barbier, der bekanntlich im Orient viel Schröpfköpfe setzt; und der Andere: sein Vater verkaufe auf dem Markte gekochte Bohnen. Ungeachtet seiner Strenge konnte sich Hadiadi über den Mißverstand des Polizei-Aufsehers des Lachens nicht enthalten, und vergab den beiden Schuldigen ihrer originellen Ausrede wegen.

V.

Die liebenswürdige, lebenslustige Zaide war die Sklavin eines Kaufmanns in Balsora. Ihr Herr — eifersüchtig wie ein Türke — befürchtete, da er nicht unterlassen konnte, eine weite Reise zu unternehmen, die Untreue seiner Schönen; er gab sie daher einem alten Diener in Obhut und schenkte ihm ein neues, ganz weißes Kleid, mit der Weisung: jederzeit einen Tropfen blauer Farbe auf dieses Kleid zu schütten, so oft die Sklavin Lust zur Untreue bezeigte. — Im Fall der Diener etwa während des Kaufmanns Abwesenheit sterben würde, so sollte wenigstens dieses Kleid noch ein stummer Zeuge seyn, um entweder für oder gegen Zaiden zu zeugen. — Der Kaufmann war kaum einige Monate auf der Reise, so schrieb ihm bereits sein Diener: „Herr, wenn Du nicht bald zurück kömmst, so wirst Du das mir verehrte weiße Kleid gefleckter als eine Tygerhaut sehen.“ — Seit dieser Zeit sollen die Frauenzimmer überhaupt der blauen Farbe sehr abhold seyn, nämlich die muhamedanischen. J. Polt.

Bemerkungen.

Stubengelehrsamkeit nutzt, wenn's hoch kommt, der Wissenschaft; aber was ist die Wissenschaft ohne Beziehung auf Leben und Staat? — sie gleicht einem prächtigen, aber dünnen Kleide, das Aufsehen und Bewunderung erregt, ohne uns gegen die schädlichen Eindrücke der Witterung zu schützen.

Wie sehr selbst die Päbste die Macht und den Einfluß des Jesuiten-Ordens fürchteten, sieht man unter andern aus der Aufhebungs-Bulle des Ordens von Clemens XIV., in welcher dieser sich erst durch eine weitläufige Aufzählung von Beispielen, wo seine Vorgänger ähnliches Recht ausgeübt hätten, den Weg zu dem gewaltigen Ausspruche bahnt, und sich dadurch gegen die Angriffe des Ordens zu sichern sucht, bevor er zu dem gefährlichen Schritte sich anschickt.

Das ist das höchste Ziel einer vollendeten Schreibart: daß sie uns im natürlichen ungekünstelten Gewande eine Fülle von Schönheiten so vorträgt, daß sie gleichsam unwillkührlich der Feder des Verfassers entflossen zu seyn scheinen, und daß jede, scheinbar noch so unbedeutende Veränderung das Ganze verunstalten und aus seinem schönen Gleichgewicht bringen würde. Diese Schreibart ist es, welche uns in den Meisterwerken der Alten so heiter und lieblich anlächelt, und die in einem Goethe, Lessing u. A. würdige Verehrer und Bearbeiter gefunden hat. A. O. Blumenthal.

Gnomen.

10.

Viel hören, viel seh'n und nur wenig sagen,
Gehört zur Kunst und zu guten Tagen.

11.

Besser, ist die Freiheit ächt,
Kleiner Herr, als großer Knecht.

12.

Der hat wenig Schlafgenuß,
Wer sich selber wiegen muß.

13.

Geduldig, wie Hiob, und schlau, wie Ulyß —
So hilft euch Fortuna bei Hofe gewiß.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Der Himmel beströmte uns einen Monat lang mit seinen Thränengüssen, so daß wir auf eine Insel des großen Oceans uns versetzt glaubten, wo die Regenzeit den Winter ausmacht. — Das Wasser-Regiment scheint sich auch auf die Repertoire der hiesigen Theater zu erstrecken, denn selbst der Wunsch, sich wenigstens im Schauspielhause für die unangenehme Witterung schadlos zu halten, wurde zu Wasser. Im Theater an der Wien irrte mehrere Abende eine „verstoßene Tochter" auf der Bühne herum und lockte durch ihr Wehklagen dem weichmüthigen Publikum Wasser in die Augen; hierauf suchte Herr Stegmaier „Fortunatens Wünschhütchel" für die Faschings-Gäste aus einem Winkel hervor; aber der alte Talisman, der, von einem erfinderischen Kopfe benutzt, noch manche komische Situation veranlassen dürfte, hatte in diesen Händen durchaus seine Zauberkraft verloren. Eben so vorüber gehend war im Theater in der Leopoldstadt „das Schloß Preßburg" von Rosenau, „die Gefahren der Posilipos-Hohle" und endlich die Krone dieser Schwachgeburten: „der Mulatte" von J. H. (sage: Gleich). Dieser Dichter, der in früheren Zeiten durch manches gelungene Theaterstück ein Liebling des Publikums war, geht seit einigen Jahren unbegreiflicherweise den Krebsgang; er sucht daher durch fremde Namen und Zeichen, wie ein Kaufmann, dessen Firma verrufen ist, Publikum und Rezensenten zu täuschen; aber was ist dabei gewonnen? das Machwerk wird dadurch nicht besser und mit der Zeit erfährt man doch, wer unter den fremden Federn steckt. — „Sultan Wampum" ein Quodlibet (zu deutsch: ein Durcheinander), hat von Kotzebue nichts als den Titel behalten; da mehrere einzelne Scenen gefallen, so geht es als ein Carnevalsstück durch. Recht artig ist unter dem Titel: „die vier Temperamente" die Idee: daß vier, in ihrer Gemüthsart ganz verschiedene Personen in einer Güter-Lotterie ein Landgut gewonnen, wo Jeder nach seiner Weise den Herrn spielen, Einrichtungen treffen will u. s. w., vom Hrn. Hof-Schauspieler Ziegler durchgeführt und auf dem genannten Theater mit Beifall gegeben worden; weniger hat die Kleinigkeit: „die Zeche" von Castelli, angesprochen, die bereits in seinem diesjährigen Almanach gedruckt erschien. — Im Theater in der Josephstadt hatte flugs ein Schnellläufer in der Literatur für die „verstoßene Tochter" einen „verstoßenen Sohn" herbei geschafft, der auch vom Publikum verstoßen ist. Die Wiener halten das vierte Gebot sehr in Ehren, es sind ihnen daher ungerathene Kinder ein Dorn im Auge. Es ist dieser „verstoßene Sohn" von Rosenau bearbeitet, die Quelle aber nicht angegeben (wahrscheinlich hat dem Original der Titel gefehlt, wie bei Müllners „Vertrauten"!!); den vielen Knall-Effekten und Pracht-Aufzügen zu Folge scheint das Stück französischen Ursprungs. Es könnte eine der besten Leistungen dieses fleißigen Schreibers seyn, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, Jamben zu schreiben; — wer für die Erde geschaffen ist, soll nicht fliegen wollen. — Der persische Botschafter war zwei Mal im Theater an der Wien, wo ihm die Kinder-Ballets „der Berggeist" und „der blöde Ritter" außerordentlich gefielen; in den sogenannten Gesellschafts-Redouten zeigte er sich ebenfalls, wo er besonders den Damen sein Wohlgefallen zu verstehen gab. Von seiner Favoritin, die er mit sich führt, wird Verschiedenes geschwatzt; theils wird ihre ungemeine Schönheit erhoben, theils das Gegentheil behauptet; die Wahrheit wird so ziemlich in der Mitte liegen. — Der Carneval ist endlich durch viele Leidtragende zur Ruhe gebracht worden. Hausballe, die zum Theil glänzend genannt werden konnten, gab es weit mehr, als im verflossenen Jahre; ein Zeichen, daß die Morgendämmerung einer besseren Zeit eintritt! — die so heftig bestritten wird!! — In der Literatur erschien die Biographie des k. k. Rathes, Professors und Mitglieds der Akademie der bildenden Künste, Hubert Maurer, herausgegeben von seinem Schüler J. M. Sattler, der den einkommenden Betrag zur Gründung eines Stipendiums widmete. Maurer, dessen Glücksumstände in früherer Zeit nicht die besten genannt werden konnten, war ein Mann von Talent, der seiner Kunst mit vieler Thätigkeit und einem eisernen Fleiße oblag. Seine besseren Werke sind Kirchen-Arbeiten, und Wien und Ungarn haben hiervon mehrere gelungene Altar-Blätter auf zu weisen. Seine Geschicklichkeit im Portraitmalen machte, daß ihn der Fürst Kaunitz kennen lernte, der ihn der Kaiserin vorstellte. Maria Theresia beschloß, ihn als Pensionair nach Rom reisen zu lassen, um ihm Gelegenheit zur Ausbildung seines Genies zu verschaffen; daselbst brachte er 4 Jahre zu und wurde ein Freund des berühmten Mengs. Von dieser Zeit an ward er als vorzüglicher Künstler im Kirchenstyle gesucht. In seinem 80sten Jahre traf ihn das Unglück, daß eine gänzliche Geistes-Verwirrung eintrat; in diesem Zustande lebte er noch ein Jahr und vier Monate bis zum 10ten Dezember 1818. Sein letztes großes Gemälde, worin der Moment aus der Berg-Predigt dargestellt erscheint, wie Christus spricht: „Lasset die Kinder zu mir kommen!" befindet sich in der k. k. Gallerie, und wäre allein im Stande, ihm seine Unsterblichkeit zu sichern. — Hr. Gräffer hat, wie es scheint, im Sinne: sein „Conversations-Blatt" zu einem wissenschaftlichen Journal zu machen; mich wundert: daß Hr. G. als Schriftsteller und Buchhändler sein Wiener Publikum nicht besser kennt, sonst wüßte er wohl: daß rein wissenschaftliche Zeitblätter hier nicht dauernd bestehen können. Man liest wohl belehrende Aufsätze gern; doch müssen sie weder zu gelehrt, noch zu lang seyn, und die Redaktion muß immer besorgt seyn, die Zwischenräume mit Poesien, Novellen, kurz, durch Gegenstände, die sich leicht und angenehm lesen lassen, aus zu füllen, damit diese zur Unterhaltung und zum Anhaltpunkte dienen. — Der „Janus" scheint in Allem die Tendenz eines vollkommenen Oppositions-Blattes an zu nehmen, indem er Alles, was ihm unter die Hände kommt, herabzieht, wie Einer, der mit Gewalt Aufsehn erregen möchte. — Die „Mode-Zeitung" scheint ebenfalls in ihren kritischen Ansichten seit Kurzem die Grenzen des Anstandes zu vergessen; ein Beweis hiervon ist die jüngst erschienene Rezension über Castelli's Kleinigkeit: „die Zeche", die bei jedem unpartheiischen Leser gerechten Unwillen erregen muß. — Zum Schluß dürfte hier wohl eine traurige Geschichte, worin sich die Folgen jugendlicher Unvorsichtigkeit und des Muthwillens genugsam beurkunden, als Warnungstafel ihren Platz verdienen. Einige Kutscher nahmen sich vor: einen Faschingsspaß zu haben, und Einem ihrer Kameraden, der als ein ordentlicher, nüchterner und sparsamer Mensch bestens bekannt war, einen Rausch an zu zechen. Sie versprachen ihm daher eine Belohnung von 6 Gulden, wenn er ½ Maaß starken Brandtwein trinken wollte. Der junge Mann, den wohl das Geld gereizt haben mochte, fand sich bereitwillig und brachte es wirklich zu Stande. Allein die mäßige Natur empörte sich über diese Völlerei; es stellte sich ein heftiges Erbrechen ein, daß durch alle ärztliche Hülfe nicht mehr gestillt werden konnte, und der Unglückliche wurde binnen einigen Stunden die Beute des Todes. L—r.

Der Marschall Marquis von Montreval, dessen Grausamkeit im Jahre 1705 in Nimes und im ganzen Languedok so schmerzliche Andenken hinterlassen hatte, war gewiß so tapfer als hart; doch gab ihm eine geringe Veranlassung den Tod. Im Jahr 1716 speisete er eines Tages beim Marquis Biron; bei Tische stieß man plötzlich ein Salzfaß um und ihm aufs Kleid. Er erschrack darüber so, daß er ausrief: „Ich bin todt!" Er fiel auch in Ohnmacht; man brachte ihn nach Hause, er bekam das Fieber und in 4 Tagen war er todt. (Journ. gen.)

Der jetzige Pascha von Egypten soll ein geborner Ostfriese seyn, und die Zeitung von Aurich fordert Jeden auf, der etwas über seine Familie weiß, ihr Nachricht davon zu geben. (Journ. d. Comm.) Der Beweis wird wohl etwa so zu führen seyn, wie ein alter Schriftsteller darthat: daß die Westphalen — Christum gekreuzigt haben.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 2. April. 53stes Blatt.

Die April-Vignette.

Es war lange vor dem ersten April, da saß der Herausgeber mit Freunden traulich bei einer Flasche Wein, und es fügte sich, daß wir von der Bemerkung: wie der Wein troß Verheißung und geringerem Impost doch nicht wohlfeiler geworden sey, auf das April-Schicken und so auf die April-Vignette zum „Gesellschafter" kamen. Da wurde gemeint: es wäre, weil der April doch der veränderliche Monat sey, nicht übel, wenn die alten Vignetten ein Mal wieder kämen und von Blatt zu Blatt wechselten, begleitet von einer neuen kurzen Erzählung oder Darlegung. Der Einfall behagte; die Schriftsteller unter den Versammelten griffen sich sogleich aus den herbei gebrachten Bildchen Jeder eines heraus, die übrigen wurden den nicht anwesenden Mitarbeitern bestimmt; Alle requirirten noch für Diesen und Jenen und am Ende war mir selbst keines geblieben. Auf eine Bemerkung darüber entgegnete ich: „Muß doch der April auch seine neue Vignette haben, sonst meint wohl gar ein Berliner Bemerker in der Ferne: ich hätte mit dem Herbeisuchen des alten Ueberflusses nur eine Kargheit verbergen wollen; deshalb werd' ich die neue Vignette zu erklären übernehmen." — „Ey, seht doch, wie bequem! Er will, nach Lust und Belieben, sich Alles neu bereiten, während wir mit einer April-Intrigue zu thun haben und neue Gedanken für alte Holzschnitte ersinnen müssen. Nein, das geht nicht!" — solche Erwiederung ließ sich ringsum vernehmen. — „Nun denn!" so rief ich, „glaubt Ihr, daß ich, wie der Herr von Weißenfels — ich meine den im Lustspiel „Maske für Maske", welcher Titel übrigens für viele wirkliche Ereignisse taugt — nur Intriguen für Andere will leiten und leiten helfen oder als Anonymus — ich bitte, hier nicht an die Pflanze gleiches Namens zu denken, die man zu deutsch „Hartbechel" benannte — von fern stehen bleiben möchte, wenn Ihr Eure Namen preis geben müßt, so mögt Ihr mir auch etwas vorschreiben, was ich zu thun habe; ich muß mich dann in Euch und in den April schicken." — Alsbald nahmen die Herren Papier-Streifen, schrieben Allerlei darauf, mischten sie unter einander und ließen mich vier heraus ziehen. „Aus den darauf nieder geschriebenen Einzelheiten wird die Vignette gebildet!" — Diese Entscheidung vernahm ich und las dann: Verschleierte; Invalide; Greis; Ungeheuer. Als Embleme wurden durch andere Zettel mir vorgezeichnet: Anker; Fackel; Füllhorn; Knute; Papier-Rollen; Hände; Buch; Schlange; Schwerdt; und als Sinnbild des Aprils die Wetterfahne noch frei gegeben. — Aus diesen Gegenständen ist nun die vorstehende Vignette entstanden und ich sehe mich genöthigt, sie zu erklären. Da nun die Lichtenbergs so selten sind wie die Hogarths und ich überzeugt seyn darf, daß man mit Keinem von Beiden mich messen wird, weil ich augenscheinlich das Maaß zu solchem Ziel nicht habe, so hoff' ich auf geduldige Nachsicht.

Betrachten wir zuerst die Gruppe. Es scheint eine Drei-Uneinigkeit, weil sich die Personen sämmtlich den Rücken zukehren und da sähe man wenigstens: daß sie

sich nicht verleugneten, oder — wie es in der Hofsprache heißen würde — sich nicht die Cour machten. Wo nun aber mit der Erklärung anfangen? Das Alter und das schöne Geschlecht dürfen beide den Vorrang begehren; da wir jedoch in militairischen Zeiten leben, so will ich diesen Repräsentanten der Invaliden zuerst betrachten, auch schon deshalb, weil man die Invaliden sonst gar gern und leicht vergißt, eben weil sie nicht mehr zu Militairs taugen. Uebrigens halt' ich diesen durchaus nicht für einen gewöhnlichen Invaliden; er muß von Stande seyn, nicht etwa, weil ihm der Kopf lädirt ist, sondern weil er noch mit dem Degen Geschäfte macht, welches immer auf eine Art von Hoheit, d. h. eine Hoheit von der Art, die sich mit Rohheit reimt, deutet. Am liebsten möcht' ich ihn für einen modernen Rezensenten halten, da stände mir der lädirte Kopf auch nicht im Wege und die Militair-Schale sollte vielleicht das Schale überhaupt mit einem Bravour-Ueberzuge verdecken. Der Degen könnte auch eine allegorische Waffe der Kritik seyn. Im Ganzen wäre aber doch für einen Rezensenten, der sich in der Nähe einer Wetterfahne niederläßt — die noch obenein bemerklich macht: daß der Wind von seiner Seite kommt — ein Blasebalg ein besseres Attribut, wenn man ihn nicht etwa selbst für einen Blasebalg halten will, der Feuer entzündet und Kälte verbreitet, obgleich er selbst weder kalt noch warm ist. Noch wäre statt des Degens eine Heftnadel vor zu schlagen, um Citate an einander zu reihen, wenn der eigene lädirte Kopf der Verbrauchs-Steuer sich entzieht. Die Papier-Rollen könnten den Gedanken an einen Rezensenten — und zwar um der sonderbaren, ganz theatralisch erscheinenden Umgebung willen, an einen Theater-Rezensenten — begünstigen; aber wie ich sehe, sind der Rollen vier, das ist zu viel! Ich will damit nicht äußern: daß ein solcher Rezensent nicht allenfalls bis Fünf zählen könnte; aber es ist nun einmal jetzt nicht Sitte, mehr alte Schriftsteller zu studiren — d. h. so oberflächlich als es nöthig ist zum Citiren, auf welches bekanntlich kein Geist erscheint — als drei, nämlich Aristoteles, Lessing und Schlegel; denn mehr werden in den neuesten Citaten nicht gebraucht, und ein moderner Rezensent thut nichts in sich hinein, was er nicht gleich wieder ausgeben kann. — Aber ein Rezensent ist der Invalide doch nicht, dazu ist er zu alt und bekanntlich rezensirt man je weniger, je älter man wird. Er ist überhaupt kein Literatus, oder zu neudeutsch: Schriftthümler; er ist ein Schrift-Irrthümler, welches Wort ein Lateiner — wenn nicht schon Alle an der Niebelungensucht starben — vielleicht scherzhaft durch ein r mehr, nämlich mit Literratus in die todte Sprache übersetzen würde. Wenn ich nun sage: ein Schrift-Irrthümler, so versteh' ich darunter einen Menschen, der den Anspruch verschollener Pergament-Schrift von Neuem will geltend machen. Es ist, um kürzer zu werden, dieser Invalide das personifizirte Veraltete, das Markisthum, das noch immer die ehemalige Zeit und die ehemaligen pergamenthäutigen Anforderungen und allenfalls mit dem Degen markiren möchte, obgleich es endlich bemerklich geworden ist: daß jene häutigen Verkündigungen zu den heutigen durchaus nicht taugen, und daß solch ein Ultra mit seinem verschollenen Nonplusultra doch weiter muß. — Der oder vielmehr das Invalide gleicht, wie es sich neuerdings hinstellte, ohngefähr einer schadhaften, vorlaufenden Uhr, die man für gebessert hält, weil man sie 30 Jahr lang still stehen ließ; aber zu der Schadhaftigkeit ist nun noch der Rost gekommen, und wenn sie sonst im Vorlaufen immer auf unrechtem Flecke war, so kann sie jetzt im Nachschleichen den rechten Punkt nie gewinnen. — Sonst hatten wir Völker-Wanderungen, neuerdings Kronen- und Adels-Wanderungen; die Kronen sind wieder an der alten Stelle, der Adel ist wieder in der alten Herberge: aber aus der Fremde wurde nichts mitgebracht und in der Heimath ist man fremd geworden; so fängt man mit den alten Bindungsmitteln leichter Grillen, als Vorrechte. (Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen.

(Schluß.)

Jetzt erst konnte ich den Blick auf den glänzenden Teppich richten, der zu meinen Füßen sich ausbreitete. Iris schien sich über ihn zu wölben, aber der farbige Bogen schimmerte nur in dem großen Tropfen, der mein Auge füllte. Wie lieblich prangten in ihrem Schmucke Wiesenfluren und Gärten, die jetzt, durch einen strengen Schluß der Fürsten, verurtheilt worden sind: von der Hacke des Schanzgräbers zu Wall und Graben umgewühlt zu werden. Und deren, die dieses Loos trifft, werden viele seyn, da ohne Widerrede alle nahen Erhöhungen einen Theil der Festungswerke ausmachen müssen. Das Opfer, das hier die guten Bewohner Ulms dem gesammten Vaterlande bringen, ist keines der kleinsten; aber wenn sie erwägen: daß es den Schutz und Schirm von 30 Millionen Deutschen gilt, wie vieler Mitbrüder Wohl haben sie dann auf ein zerstörtes Rosenblatt zu zählen! — Da der Blick von der Zinne dieses Thurms durch keine Bergkette gehemmt wird, so kann er frei in die Ferne schweifen. Auf der Grenzscheide von Würtemberg und Baiern sieht man gen Westen die üppig wuchernden Fluren, die so reichen Ueberfluß an Leben über Alles verbreiten — von dem Herrn der Schöpfung an bis zu der Sängerin des Kapitols, deren Paradies man dies Land nennt — daß man zur Wanderschaft in die Fremde fast gezwungen wird; und wenden wir uns nach Osten hin, so wogt und wallt uns ein unübersehbares Aehren-Meer ent-

gegen, aus dessen Schätzen der kraftvolle Baier seinen köstlichen Gerstensaft zu bereiten versteht. — Ist nun das Auge hier überall gesättigt, so kehrt es gern zu seiner nächsten Umgebung zurück. Die Mauern des Thurmes selbst bieten eine vorzügliche Merkwürdigkeit dar, indem sie in vielfachen Figuren so kunstreich durchbrochen sind, daß das Ganze dadurch eine sehr lustige Haltung gewinnt. Besonders ist der Kranz oder sogenannte Umgang desselben dadurch ausgezeichnet. Hier auf einen dieser Punkte stellte sich einst Kaiser Maximilian, als er im Jahr 1492 Ulm besuchte, trat mit dem linken Fuße dicht an den Rand hervor und streckte das rechte Bein weit in die Luft hinaus. So bot er dem erstaunten Volke, das ihn mit Angst und Zittern jeden Augenblick glaubte herab stürzen zu sehen, ein furchtbares Schauspiel dar. „Meint Ihr“ — erwiederte er seinen Begleitern, die ihn flehentlich baten, zurück zu treten — „meint Ihr, daß ein Kaiser zittere? Seht, auch auf der gefahrvollsten Höhe darf mir kein Schwindel ankommen. Das ist eine Festigkeit der Sinne und eine Kraft der Seele, die beide jedem Monarchen so unentbehrlich sind, als die Luft, die er auf solcher Höhe einathmet.“ — Wohl sprachst Du eine große Wahrheit aus, guter Maximilian! — Doch herunter von dieser gefährlichen Höhe. Man braucht eben kein Kaiser zu seyn, um nicht zuweilen sein Haupt von einem Wirbel bedrohet zu sehen, der das ganze zeitliche Wohl gefährdet. Darum stieg ich vorsichtig und behende die Stufen hinab und eilte zu meiner Wohnung, um das Reisebündel zu schnüren. Die Mauern dieser Stadt schienen sich immer enger zusammen zu schieben, seit mein Freund aus ihnen geflohen war, meine Brust hob sich mit jedem Athemzuge beklemmter, nun sie das treueste Herz nicht mehr an dem ihrigen fühlte. Endlich erschien der träge Postillion mit seinem Schneckenzuge. Als ich in den Wagen steigen wollte, rief mich noch ein freundliches junges Weib an, von ihrer Waare zu kaufen. Kein Reisender, versicherte sie, sey noch von hier gezogen, ohne von den berühmten Ulmer Lebkuchen mit sich genommen zu haben. Wie hätte ich der Erste seyn können, der in dem Verweigern ihrer Bitte und dem Verschmähen jenes Rufes sie doppelt kränken sollte? ich füllte daher beide Taschen mit diesen Leckerbissen. Unterweges fand ich, daß die hübsche Dirne und der Ruf nicht zu viel gesagt hatten, und war so wohl beflissen, beiden Ehre zu machen: daß mir das verhenkerte kleine Naschwerk — wenn auch nicht, wie, der Sage nach, einst einem Grafen von Helfenstein die schönste seiner Herrschaften — doch auf 24 Stunden meine ganze Eßlust kostete. Unmuthig und krank fuhr ich von Station zu Station, ohne aus zu steigen, weiter, und als ich endlich am andern Morgen vor dem Posthause eines freundlichen Oertchens anlangte, und mich nach dem Namen desselben erkundigte, erfuhr ich, nicht ohne einigen geheimen Ingrimm: daß ich ganz nahe an der Geburtsquelle der verrätherischen Najade stehe, die mir jetzt den geliebtesten meiner Freunde auf einer ihrer Silbermuscheln entführte.

Ister.

Ermuthigung.

Was schaut dein Blick hinaus ins Weite
So trüb' und ernst und thränenschwer,
Als spähtest du aus wildem Streite
Nach banger Flucht umher?
Kann nicht mit seinen Schätzen
Das Leben dich ergötzen,
Daß dir des vollsten Tages Licht
Sich immer nur in Thränen bricht?

Hat feindlich dich die Welt betrogen,
Gab dir für Liebe Leid und Haß? —
Ach! Jeder steht und hält in Wogen
Sein Danaidenfaß!
Er breitet aus die Hände
Nach Lust und Liebesspende;
Doch aus der Fülle reichem Schooß
Fällt selten ihm das rechte Loos.

Weinst du an alter Freuden Grabe,
Wo dir dein Liebstes sank hinein? —
Ach wisse, was die Welt auch habe,
Ist Irrlichts flücht'ger Schein.
Willst froh und reich du werden,
So laß den Glanz der Erden,
Und blick' aus Thales Dunkelheit
Hinauf, wo Stern an Stern sich reiht!

Verklagst du Willkühr, die nicht weiche,
Der Allmacht Ungebühr? —
Laß ab! Hoch in der Geister Reiche
Schwingt Freiheit ihr Panier!
Wenn tausend ehr'ne Ketten
Dich rings umwunden hätten,
Frei, wie durch's Blau der Vogel fleugt,
Der ew'ge Geist drinn schafft und zeugt.

Denn auf des Geistes stillen Bahnen,
In seinem Schmerz, in seiner Lust
Wird sich der Mensch mit frohem Ahnen
Des Lebens erst bewußt.
Drum laß der Erd' ihr Erbe;
Was ewig währt, erwerbe,
Und, wie die Welt dich trägt und hält,
So trag' auch wieder du die Welt.

Dresden. Karl Förster.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Herr Nagel, Regisseur des Breslauer Theaters, hat auf unserer Bühne eine Reihe von Gastrollen gegeben. Er begann mit dem „Oberförster“ in Ifflands Schauspiel: „die Jäger“. Bekanntlich hat die Durchführung dieses höchst eigenthümlichen Charakters große Schwierigkeiten; doch der Gast überwand diese durch jene Sicherheit, die stets das Ergebniß einer langen Kunstübung ist; diese Festigkeit scheint überhaupt das Eigenthum des Hrn. N., so wie ein schätzbares Durchdenken der Aufgabe. Vorzüglich gelangen ihm die Auftritte mit seiner Gattin, wo der

Ehemann theils durch Humor, theils durch biedere Geradheit in den kleinen Fehden Sieger bleibt. Hie und da hätte vielleicht der Forstmann noch ein wenig mehr heraus gehoben werden können; indessen ist das leichter gesagt, als gethan: in einer ersten Darstellung vor einer fremden Versammlung, wo so Manches den Gast befängt und stört. Die Besucher entschieden sehr günstig durch Beifall und Hervorrufen. — Die zweite Rolle war der „Kaufmann Busch" in Bretzners Lustspiel: „das Räuschchen". Hier, in diesem gutherzigen Polterer, bemerkte man schon mehr Unbefangenheit und Freiheit im Spiel; die Charakter-Anlage war lobenswerth, so wie die feste Haltung vom Anfang bis zum Schluß. Nicht minder künstlerisch richtig ward die Trinkscene, mit der Steigerung des Rausches vom Ursprung bis zur Vollendung, ausgeführt, und so wurde dem Gaste wieder allgemeiner Beifall und die Auszeichnung, gerufen zu werden. — Der Wachtmeister „Paul Werner" in Lessing's „Minna von Barnhelm" war die dritte Leistung, und der Künstler errang auch in dieser genügenden Beifall; die Auftritte mit der Kammerjungfer zeichneten sich vortheilhaft aus; weniger gelangen ihm die mit dem Major, wo der Vortrag wohl hin und wieder etwas zu deklamatorisch für den Wachtmeister aus dem siebenjährigen Kriege war. — Unser würdiger Veteran Unzelmann giebt sonst den Paul Werner, und zwar, nach meiner Ansicht, so individuell gelungen, daß er als Vorbild gelten kann; in den Auftritten mit Franziska kam der Gast ihm nahe, und darum traten diese Scenen am wohlgefälligsten hervor. — In der vierten Rolle, dem alten Grafen in Kotzebue's Lustspiel: „die beiden Klingsberge" gab Hr. N. den jovialen Lebemann, den jugendlichen Greis oder greisen Jüngling mit einer Leichtigkeit, Gewandtheit und allem dem Muthwillen, mit welchem der Verfasser diese Hauptfigur in dem Gemälde ausgestattet hat, wobei jedoch der geehrte Gast stets die feine Sitte und den, von jeder Ausgelassenheit fernen Anstand walten ließ. Eine Aufmerksamkeit, welche nicht jeder Bühnen-Künstler bei der Aufführung Kotzebuescher Lustspiele für die Versammlung — und besonders für den weiblichen Theil derselben — anwendet. Auch hier wurde er wieder gerufen. (Diese Vorstellung war in Charlottenburg.) — „Kraut" in Ifflands Lustspiel: „die Reise nach der Stadt" war die fünfte Gastrolle, und dieser Charakter wurde auch recht gut individualisirt und gehalten; nur schien mir je und je der Vortrag — wie im Wachtmeister — mehr Deklamation als Rede im Conversations-Ton zu seyn. Es versteht sich jedoch, daß der Gast auch hier Beweise des Beifalls erhielt. Was ich bemerke, sind kleine, schwache Flecken, die man wohl auch in Gemälden von Meisterhand findet. — Als „Kammerrath Dippeldanz" in Kotzebue's „Epigramm" erschien Hr. N. zum sechsten Mal. Dem Vernehmen nach hatte derselbe diese Rolle hier erst eingelernt; ist das der Fall, so hat der Fremde das Außerordentliche gethan; doch schien er mir — der ich die Nachricht erst nach der Vorstellung hörte — etwas fremd und unsicher zu seyn, so wie ich denn unbedenklich diese Parthie für die schwächste und den Busch im „Räuschchen" für die beste in seinen hiesigen Gastspielen hielt. — Als „Bürgermeister" in Kotzebue's Lustspiel: „die deutschen Kleinstädter" trat er zum siebenten und letzten Male (in Charlottenburg) auf. Das Possenhafte in diesem Stück — obgleich Kotzebue's vorzüglichstes Erzeugniß unter den ergötzlichen Gebilden, das sich darum lange erhalten wird — verführt leicht zu Ueberladungen. Auch übertrieben diesmal Alle und der Gast schwamm ein wenig mit dem Strome; doch trat in der Charakterisirung sichtbar der achtungswürdige Künstler hervor, der sich bei uns überall bewährte und auch diesmal wieder gerufen ward. Unser, durch den Theaterbrand sehr beschränktes Repertoire gestattete Hrn. N. wohl nicht, in einem Trauerspiel oder Schauspiel der höheren Gattung die Bühne zu betreten, was um so mehr zu bedauern ist, als derselbe zu Breslau in edlen Vätern gern gesehen wird, wie man vernimmt. — Mögen die Umstände dem wackeren Künstler eine baldige Wiederkehr zu uns erlauben, wo sein Talent ihm zahlreiche Freunde erwarb.

K. St.

Ein Bettler hatte auf dem Pontneuf im Namen Aller Heiligen um ein Almosen gebeten, aber vergebens. Endlich rief er: „Im Namen Heinrich IV.!" und erhielt sogleich einen Louisd'or. (Journ. d. Par.) Im Namen eines guten Menschen bitten, ist auch ansprechender, als im Namen der Heiligen, die unter den Menschen nur deshalb entstanden seyn können, weil auch die Religion ihr conventionelles Gefolge, d. h. ihren Hofstaat haben soll.

In Schweden ist ein Kirchengesang erneuert eingeführt worden; er schreibt sich von 1695 her und ist fast ganz unharmonisch. (Journ. gén.) Besser wär' es, wenn dem nicht so ist; indeßen eine gute Predigt und eine gute Andacht stellen die Harmonie inniger her, als es der Gesang vermag, den Gott wohl überhört, denn er sieht ja nur das Herz an.

Ein junger Publicist hat eine Broschüre herausgegeben: „Neue politische Ansichten" mit dem, aus der Schrift selbst heraus gegriffenen Motto: „Dies war die dritte Invasion; die, in ihrem schrecklichen Fortschreiten, Polen vernichtete!" (Journ. gén.) Wenn das Princip der Abhängigkeit vernichtete, so möchten wohl noch mehrere Länder diesem Motto hingegeben werden müssen. Im Ganzen herrscht aber in dem, was man Selbstständigkeit der Staaten nennt, eben so viele Aufregung ohne Begründung, als leider in den meisten Sätzen, welche die neuesten Staats-Reformatoren — zur Verderbniß ruhiger Stimmung — aufstellen.

Ganz London war kürzlich voller Aufstand über eine neue Wette von eigener Art. Einer der kleinsten Esel gewann seinem Herrn 20 Guineen, indem er in 58 Minuten 9 englische Meilen zurück legte. Thier, Reiter und Sattel, Alles wog nicht mehr als 155 Pfund zusammen. (Journ. gén.)

Es hat sich in neueren Zeiten schon mancher Constitutions-Macher über die Anordnung der Wahlen den Kopf zerbrochen, ohne daß irgendwo der sehr unpartheiischen Bürgermeister-Wahl zu Hardenberg in Schweden Erwähnung geschehen wäre. Dort versammeln sich (nach Huetius in itinere Suecico) alle Wahlfähigen des Orts in einem Saale und setzen sich um einen Tisch, den langen Bart auf selbigen. Eine Laus wird nun mitten auf den Tisch gesetzt, und derjenige, in dessen Bart sie läuft, ist Bürgermeister. (Auszug im Lit. Wochenbl. v. Kotzebue.)

Beilage: Blatt der Ankündigungen No. VII.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 3. April. 54stes Blatt.

Christoph Maus, oder der falsche Prinz.

Das Carnaval hatte schon begonnen, als Hugo von Röder, ein junger Dragoner-Rittmeister, in M* ankam; sein erster Gang in der weitläuftigen Stadt war, seinen Jugendfreund, den Husaren-Lieutenant Theodor von Trapp, auf zu suchen. — „Du bist zur guten Stunde gekommen!" sagte dieser nach brüderlicher Umarmung; „denn gerade heute ist adelicher Gesellschafts-Ball, wo sich die Blüthe der hiesigen Noblesse versammelt. — Sey ruhig!" fuhr er fort, eine stumme Aeußerung seines Freundes verstehend; „ein junger hübscher Dragoner ist überall gern gesehen, und wenn auch die alten Damen etwas steif thun, die liebenswürdige Jugend zählt die Ahnen noch nicht so sorgsam." — Der Abend kam heran und Theodor führete seinen Hugo ein; aber dem wollte es nicht behagen, denn er bemerkte hier eine Art von Spannung, wie sonst sie nur bei jenen Gesellschaften statt findet, wo ohne Wahl und Berechnung Adeliche und Bürgerliche zusammen geführt werden. — Eine nähere Erkundigung überzeugte ihn jedoch, was er sah, sey nur die Stufenleiter des Adels. Die Ersten der Provinz bildeten hier einen Staat im Staate, und wenn der niedere Adel es wagte, den Gruppen zu nahen, welche sie bildeten, so wurde er mit kaltem, fremden Blicke, oft auch durch Lorgnetten betrachtet, und machte, daß er bald wieder in die bescheidenen Regionen der Nebenzimmer zurück kam, welche ihm zu bewohnen erlaubt waren. — Diese nicht sehr angenehmen Betrachtungen wurden auf die erfreulichste Weise unterbrochen, als Theodor, seinem Hugo eine wunderliebliche weibliche Gestalt zeigend, ihm ins Ohr flüsterte: Diese sey es, welche sein Herz gerührt: doch wage er es nicht, ihr seine Flamme kund zu thun, da sie eine der reichsten Erbinnen und des Ministers von Hohenfeld einzige Tochter sey. — Die schöne Clotilde erhielt Hugo's ganzen Beifall, der von ihr, als Theodor ihn vorstellte, recht freundlich begrüßt wurde; doch schien aus dem unbefangenen Wesen, womit die Gräfin Theodor behandelte, nur wenig Hoffnung für seine Wünsche hervor zu gehen, und Hugo bedauerte seinen Freund im Stillen. — Theodor bat um den folgenden Walzer; aber das Fräulein war schon an den Prinzen Zampieri versagt. Endlich wurde Clotilde zur Polonaise abgerufen, und einige Offiziere fragten die beiden Freunde: ob sie den neu angekommenen Fürsten Zampieri schon bemerkt? — Man zeigte ihnen den Prinzen: es war ein schöner Blondin mit großen blauen Augen und einer Adlernase, doch schien die Physiognomie nicht sehr von Geist belebt. Theodor sah ihn aufmerksam an und sprach zu seinem Freunde: „Wahrlich, wenn ich diesen Prinzen anderswo träfe, ich würde ihn als einen Betrüger arretiren lassen; denn nie sah ich eine größere Aehnlichkeit, als er mit einem Rekruten unseres Regiments hat. Es ist der Sohn eines Gastwirths aus der hiesigen Gegend, der ein Bischen lustige Streiche und ein Bischen Schulden gemacht hat, und da der Vater diese nicht zahlen wollte, ließ er sich bei uns anwerben. Du siehst an dem Prinzen, daß jener ein recht schöner Husar ist." — Die beiden Freunde lachten über

die seltsame Aehnlichkeit; aber als sie zufällig in die Nähe des Prinzen kamen und Theodor ihn sprechen hörte, rief dieser seinem Freunde zu: „Hier waltet Betrug, denn das ist ganz gewiß mein Rekrut — ich kenne den Ton seiner Stimme!“ — Auch Hugo ward stutzig, denn Ton und Geberden des schönen Blondins schienen beinahe einem gemeinen Husaren anpassender zu seyn, als einem italienischen Fürsten; doch hielt er seinen Freund von einer Unbesonnenheit zurück und es war ihm schon gelungen, die Untersuchung auf den folgenden Tag zu verschieben, als die schöne Clotilde das kleine Händchen vertraulich auf die Schulter des zweifelhaften Prinzen legte und ihn erinnerte, den eben begonnenen Walzer mit ihr zu tanzen. Der Prinz wollte eben der so reizenden Mahnung Folge leisten — aber unaufhaltsam riß sich Theodor von seinem Freunde los, ergriff den Tänzer, als er eben an die Colonne trat, beim Arm und rief: „Christoph Maus! geht in die Kaserne, Ihr seyd Arrestant und morgen mögt Ihr Euch verantworten, wie Ihr es wagen konntet: über Nacht aus zu bleiben und Euch unter fremdem Namen in die Gesellschaft der ersten Personen der Stadt ein zu drängen.“ — Der Blondin blieb stumm und verwundert stehen; Clotilde sah den Lieutenant mit einem Blick an, der zu fürchten schien, sein Wahnsinn möchte in Raserei übergehen — die Musik hörte auf und Alles drängte sich um die sonderbare Gruppe. Man suchte Theodor zu beruhigen und alle Anwesenden bestätigten: es sey der Prinz Zampieri, während Jener fest auf der Behauptung blieb: es müsse sein Rekrut, Christoph Maus, seyn; und endlich meinte: wenn er Prinz wäre, so solle er am folgenden Morgen auf der schwarzen Wiese sich Genugthuung von ihm holen. Das endete den Streit, und die beiden Freunde kehrten Arm in Arm nach Hause zurück.

Wie nun die Menschen, von Leidenschaft verblendet, gewöhnlich das Erste und Natürlichste außer Acht lassen, so dachte auch Theodor nicht daran, in die Kaserne zu gehen, um sich augenblicklich von dem Daseyn seines Rekruten zu überzeugen, sondern sagte unterweges zu seinem Freunde: „Du begleitest mich Morgen zur schwarzen Wiese, und wirst Dir hoffentlich nichts daraus machen, wenn wir auch etwa umsonst reiten sollten; denn da ich gleich in die Kaserne schicke und den Befehl gebe: mir früh einen Mann zu senden, der mit uns hinaus reitet, aber unter keinem Vorwand einen andern Husaren vor meiner Rückkehr heraus zu lassen, so wird unser falscher Prinz sich wohl schwerlich einstellen.“ — Am andern Morgen war es noch dunkel, da kam der kommandirte Husar, den Lieutenant auf zu wecken. Die beiden Freunde warfen sich schnell in die Kleider und ritten stumm neben einander nach der schwarzen Wiese, bis an ein einzeln stehendes Wirthshaus, wo sie dem Husaren die Rosse überließen, und, den Geforderten erwartend, auf und ab gingen. Der Husar hatte die Pferde schon in den Stall geführt und harrte in einiger Entfernung der Befehle seines Offiziers, als endlich eine Staubwolke von der Stadt her die Ankunft des Gegners verkündigte. Es war der Prinz, von einer ganzen Gesellschaft begleitet; aber als er sah, daß sein Beleidiger schon da sey, ließ er die Begleiter zurück, sprengte schnell vorwärts und sprang behend vom Rosse, als er Theodor erreicht hatte. Indem öffnete sich das Fenster des Wirthshauses, und ein alter Mann rief dem Prinzen verwundert zu: „So, Töffel! hast Du Dir denn die schönen Kleider schon beim Soldatenleben verdient?“ — als eben Theodor in seiner Heftigkeit mit einem Pistol in der Hand das Geständniß erzwingen wollte: daß der Erschienene dennoch Christoph Maus sey. — Bei den Worten des Gastwirths, die Jedem auffielen, kam der Husar herbei gelaufen und winkte dem Alten: es schicke sich nicht, ihn vor den Herren Offizieren zu begrüßen. Aufmerksam geworden warf Hugo einen Blick auf den Husaren Christoph Maus — denn es war kein Anderer, den der Wachtmeister zur Begleitung des Lieutenants kommandirt hatte, und als er herbei gerufen wurde, erklärte sich der ganze Vorfall durch eine so täuschende Aehnlichkeit, daß selbst der Prinz ob derselben erstaunte und Theodors Anerbieten zu jeder Genugthuung großmüthig ablehnte, auch zum Beweis seiner Versöhnung ihn und den Rittmeister zu seiner Vermählung mit der lieblichen Gräfin Clotilde freundlich einladete, für welche der folgende Tag bestimmt war. — Indessen hatte sich auch die übrige Gesellschaft genähert, unter ihnen Theodor's Obrist, der ihm seine Uebereilung verwies, auch auf die Bitte des herzu gekommenen Wirthes und der ganzen Versammlung jenem seinen Sohn los gab; der beschämte Theodor aber schwur es sich zu: er wolle sich nie wieder durch Eifersucht und Aehnlichkeit zu einem dummen Streich verleiten lassen.

Gerle.

Die April-Vignette.

(Fortsetzung.)

Darum schreit denn auch dieses Veraltete mit jeder Rede und jeder That: Nihil est, de quo non sit habenda fides! (Nichts giebt es mehr, was nicht zu glauben wäre!) — man sucht noch jetzt Vernunft bei mir; auf Ehre! — Eine solche Zumuthung ist freilich hart; darum hat sich das Veraltete auch noch, wie man auf dem Bildchen bemerkt, ein Füllhorn mit kleinen Ungeheuern als Schutzmittel erlesen; es sind dies, allegorisch angedeutet, die Ideen, welche man in das neue Staatsleben — weil es ein wirkliches, werkthätiges, kein Leben zum Staat seyn soll — hinaus springen läßt. Es haben jedoch diese kleinen Ungeheuer

glücklicherweise keine Fühlhörner, sie zerstoßen sich leicht den Kopf, und sind auch schon fast all geworden. Das keckste von den beiden, welche hier zu sehen sind, zeigt eine zwiefache Zunge und es ist zu wünschen: daß diese kecke Zweizüngigkeit nicht cour-, wohl aber kurfähig, d. h. zu heilen seyn möge. Das andere kleine Ungeheuer scheint mir auf Kriecherei zu deuten, denn es kommt etwas geduckt hervor, sprüht aber doch flammenhaft gegen die Verschleierte; wir werden später erkennen: weshalb? Jetzt wollen wir das Invalide seinem Treiben überlassen und nur wünschen: das es friedlich werde; denn ein Wirthschaften mit dem Degen unter den alten Pergamenten möchte diese leicht ganz zerstören und es könnte sie doch einst etwa der Enkel verkaufen, und Handwerkzeug dafür anschaffen, um — wenn nämlich das Kopfwerkzeug nicht dem Zustande des Altvordern treu bleibt — in die Nützlichkeit sich ein zu ordnen. — Der Greis, den man auf der andern Seite bemerkt, scheint mir leicht zu enträthseln; er hat durch die Ehrwürdigkeit das Ansehn eines Herrschers und die Krone bestätigt es. Ein gewöhnlicher Herrscher ist er aber nicht, denn er trägt den Stern nicht auf dem Mantel — auf dem Herzen wäre übrigens ganz gut, doch der Mantel bequemt sich leicht nach dem Winde — sondern auf der Krone. Das deutet eine höhere Herrschaft an, als die über Tand und Band, und so mag der Greis wohl die erhabenste Würde, nämlich das Rechte personifiziren. Da könnte man sich nun wahrhaft freuen, wenn man sieht: daß sein Symbol das der Hoffnung, nämlich der Anker ist; nur wird es leider auffallend: daß er diesen Stützpunkt mit dem Arme nur sehr knapp erreicht. Damit aber: daß er den Wind im Rücken hat, und auf der Wetterfahne der Hahn, das Sinnbild der Wachsamkeit, sich nach ihm hin wendet, wollen wir die Hoffnung unterstützen. — Ich könnte mir nun eigentlich kurz helfen, indem ich sagte: die Verschleierte ist die Revolution, die — da sie 1789 geboren, jetzt also in dem Alter ist, über welches ein weibliches Wesen nie hinweg will — mit dem Rechte vermählt werden soll, damit sie nicht als alte Jungfer sitzen bleibe. Sie würde dann auch hoffen, ihre natürliche Tochter, die Liberalität, anerkannt zu sehen; aber, wenn ich nun das Ganze, wie eine Novelle, mit einer Heirath schließen will, so hab' ich durch das Veraltete Einspruch zu erwarten, das platterdings an der Revolution gar nichts Gutes läßt und die Liberalität höchstens zu dem allererbärmlichsten Adel, nämlich zum Seelenadel zählt. Ja, weil sie in gewissen Momenten auch Gleichheit genannt wird, so wirft man sie ohne Umstände zu dem Pöbel, nennt jene Verbindung eine Mißheirath und einen Frevel, selbst an der Religion, indem man sich erstaunlich scharfspitzig bis so weit hinauf baut: daß Christus selbst in seiner Würde, als zweite Gottheit, oder als ein dritter Theil der Eins, nicht sicher stehe, wenn der Himmel nicht Stütze des Erbadels ist und von der Adoption des heiligen Geistes könne dann gar nicht die Rede seyn. — Um also meine Erklärung, wenn auch ohne Ehe, doch nicht ohne Ende zu lassen — was ohnehin bei der Revolution schwer zu bestimmen ist, weil es dabei immer wieder zur Evolution oder zur kriegerischen Wendung kommt — mag die Verschleierte Besseres vorstellen, obwohl die Wetterfahne gerade über ihrem Haupte eine politische Witterung — die immer April-Wetter ist — zuläßt.

(Der Schluß folgt.)

G e m i s ch.

Als Voltaire einst mit dem Parlaments-Präsidenten über das widersinnige Urtheil gegen Calas sprach, sagte Jener: „Auch das beste Pferd strauchelt bisweilen!" — „Gut" erwiederte Voltaire; „aber ein ganzer Stall voll Pferde?!"

„Ja!" — sagte neulich der Rath L**, der mit einem Chikaneur in Streit gerathen war — „er will sich mit mir versöhnen; nur setzt er einen zu hohen Preis darauf!" — Und welchen? wurde gefragt. — „Er will, ich soll ihn für einen ehrlichen Mann halten!"

Der Markgraf Georg Friedrich Karl von Bayreuth klagte es dem Himmel in seinen Gebeten: daß ihm seine Räthe zu — klug wären. T. Laurin.

R a t h.

(Nach dem Spanischen.)

Flügel gieb dem Leben,
Inn'ren Tod zu meiden;
Sieh', in solchem Schweben
Wird selbst Tod kein Scheiden.
Wünsche von der Erde —
Minder als Belohnen —
Leid dir und Beschwerde:
Künftig Glück zu schonen;
Denn, wen Schmerzen leiten,
Der wird, heim gegangen,
Alle Seligkeiten
Unverkürzt empfangen. Bertram.

Epigramme. Nach dem Lateinischen.

Die Propheten und Dichter.

Jene pflegen von künftigen Dingen das Wahre zu sagen,
Diese, Vergangenes nur fabelnd und falsch zu vertrau'n.

Echo.

Welche der Künste vermöchte den Laut wohl zu bilden, zu malen?
Ja, den empfangenen Ton drücket uns Echo nur aus.

Freundschaft.

Gleich wie der Schatten am Morgen, erscheinet die Freundschaft mit Bösen,
Stündlich, wie jener sich kürzt, schwindet auch diese dahin.
Doch, wie der Schatten am Abend, so wächst auch der Bund mit den Guten;
Jenen vertilgt nur die Nacht, diesen nur nächtlicher Tod.

A. D. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Robin der Rothe. Eine schottische Sage, nach Walter Scott bearbeitet von W. A. Lindau." Drei Bände. (Berlin, bei Duncker und Humblot, 1819.) — Es ist bekannt, daß der Verfasser dieser Schrift eine Reihe romantischer Darstellungen geliefert hat, deren Schauplatz theils das nördliche England, theils und vorzüglich Schottland ist, und die sämmtlich einen historischen Hintergrund haben. Die Reihe eröffnete vor ungefähr 6 Jahren „Waverley", ein reiches Gemälde aus dem merkwürdigen Jahre 1745, wo die letzten Versuche des vertriebenen Königshauses scheiterten. Darauf folgten „Guy Mannering or the astrologer" (wovon eine deutsche Bearbeitung unter dem Titel: „der Astrolog" von W. A. Lindau, 1817 zu Leipzig in 3 Bänden erschien) und „The Antiquary". Im Jahr 1817 gab der Verfasser unter dem Namen „Jedediah Cleishbotham" zwei Romane unter dem Gesammttitel: „Tales of my Landlord" (4 Bände) heraus, welchen sich die unlängst (1818) erschienenen „Tales of my Landlord, second series" (4 Bände) anschließen. Diese beiden Sammlungen haben eine so unverkennbare Familien-Aehnlichkeit mit den Werken des Verfassers des „Waverley", daß sie demselben sogleich zugeschrieben wurden und einen eben so glänzenden Beifall fanden. Von dem, im ersten Bande der älteren Tales enthaltenen Roman: „der schwarze Zwerg" ist unlängst eine Uebersetzung von Leipzig aus (bei Kollmann) angekündigt worden. Die neueren Tales sind dem Schreiber dieser Zeilen noch nicht bekannt. — Die Urschrift des vorliegenden Romans (Rob Roy — by the Author of Waverley, 3 Vol.) erschien 1818. Auch hier zeigt der Verfasser seine ausgezeichnete Gabe einer ergreifenden Darstellung der Charaktere und Sitten, und die seltene Kunst: den Schöpfungen seiner Phantasie die höchste Lebendigkeit und Wahrheit zu geben, sehr glänzend. Vor seinen übrigen Werken unterscheidet sich „Robin" auch durch den strengeren Zusammenhang der Geschichte, die in den übrigen meist nur lose verbunden ist. Der Erzähler, welcher uns hier die Abentheuer seiner Jugend mittheilt, hebt sich weniger hervor, wie es z. B. auch bei Mannering im Astrologen der Fall ist. Robin — eine historische Person, deren Andenken noch im Munde des schottischen Volkes lebt — mit ungemeiner Sicherheit und Kraft gezeichnet, und Diana Vernon sind die Hauptgestalten. Diana ist eine glänzende Schöpfung; die Vereinigung von Furchtlosigkeit mit einem reinen und zarten Gemüth, und eines regen Frohsinnes mit bangen Ahnungen und bereits drückenden Leiden, ist aus der Natur gegriffen und gehört zu den Zügen, die in diesem Bilde mit so großer Kunst angebracht sind. Von den übrigen Gestalten ist vorzüglich der wackere Jarvie mit großer Wahrheit geschildert, und unter mehreren Stellen, die sich durch nationale Lebendigkeit und Kraft der Darstellung auszeichnen, möge hier nur auf die Scene im Wirthshause, auf den Vorfall in der alten Kirche zu Glasgow, und auf das treffliche Gemälde des nächtlichen Uebergangs über den Forth hingedeutet werden. — Uebrigens weiß man aus öffentlichen Nachrichten: daß der wahre Verfasser sich bis jetzt verbirgt. Der treffliche Dichter Walter Scott (dessen Jungfrau vom See wir nun bald in einer glücklichen Verdeutschung besitzen werden) wurde gleich anfangs allgemein als Urheber genannt und widersprach der Sage nicht; aber nach neueren Angaben soll sein Bruder, der in Canada als brittischer Offizier lebt, der Verfasser seyn. Höchst wahrscheinlich hat Walter Scott jedoch in diesem Falle Antheil daran. Was wir bis jetzt in deutschem Gewande von ihm kennen, erregt den Wunsch, auch Verdeutschungen der besten übrigen Werke zu erhalten, und vorzüglich möchte eine Bearbeitung des „Waverley" und der in den drei letzten Bänden der älteren „Tales of my Landlord" enthaltenen Darstellung — eines reichen Gemäldes aus der Zeit der schottischen Religions-Unruhen unter Karl II. — zu wünschen seyn. Der Bearbeiter des „Robin" hat in der Vorrede, welche die geschichtliche Grundlage des Romans erläutert, auch jene anziehende Darstellung aus den Tales zu liefern versprochen. —*—

In Rußland herrscht noch eine so große Achtung vor Peter dem Großen, daß ein armer Geistlicher ein kleines Häuschen, das er in Wulinsk, im Gouvernement Woronesch, besitzt, für einen sehr hohen Preis nicht hat weggeben wollen, weil der Czar, bei seinen vielen Reisen durch diesen Ort, immer darin abtrat. Der ehrliche Pope will: daß das Haus der Stadt als eine besondere Merkwürdigkeit aufbewahrt werde. (Journ. d. Comm.)

Bei Gelegenheit eines Werkes über die Frauen behauptete Jemand: „Sie seyen der einzige Gegenstand, der, außer der Politik, noch einiges Interesse erwecken könne." Ein Anderer erwiederte aber: „Ich habe mich immer sehr gern mit diesen beiden Gegenständen beschäftigt, habe aber aus beiden nie recht klug werden können." (Journ. d. Par.) Die Frauen können wohl besonders deshalb mit der Politik in Gemeinschaft gesetzt werden, weil man sie vieler Schwachheiten beschuldigt.

Ein Schenkwirth in der Vorstadt Roule hat eine Veranstaltung getroffen, damit das Volk bei ihm zu jeder Stunde beliebig trinken könne. Am Giebel seines Hauses ist nämlich ein großer Behälter angelegt, welcher jeden Morgen mit Wein gefüllt wird; unten am Hause sind mehrere Zapfhähne, die man den Trinkern auf eine bestimmte Zeit vermiethet. (Journ. d. Comm.)

Der Verein zur Aufmunterung der Gewerbe-Vervollkommnung macht bekannt, daß jetzt ein Mittel erfunden sey: Gußeisen dehnbar zu machen, und daß man damit mehrere sehr gelungene Versuche angestellt habe. Man versuchte unter andern, solche Stücke von einer Höhe von 10 Fuß herab zu werfen, und sie sprangen nicht entzwei. (Journ. d. Comm.) Die Erfindung wäre von großer Wichtigkeit für das Maschinen-Wesen.

Man balgt sich um den Eintritt, erstickt fast, wenn man ihn erreicht hat, und bewegt nur die Arme, um zu klatschen — das ist in Kurzem die Geschichte des Erfolgs, den im Theater Gaité jedesmal das Stück: „die Tochter des Verbannten" hervor bringt. (Journ. d. Comm.)

Der Ausdruck „Hünenbette" kann, nach Hrn. Wiarda, nicht durch Riesengräber übersetzt werden, sondern durch Todtenbette. So heißt z. B. noch jetzt in Ostfriesland Henne-Kleed ein Todtenhemd. (Götting. gel. Anz. Nr. 27.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 5. April. 55stes Blatt.

Die April-Vignette.

(Schluß.)

Doch ich habe ja vorläufig nur mit dem Rechten zu thun — wollt' es wär' allzeit so! sprech' ich einem alten Lehrer nach, der dies ausrief, wenn er meinte, ich hätt' eben Gescheidtes gethan — und finde dessen Richtung zum Ewigen nicht allein in dem Stern auf der Krone, sondern auch in dem Blick nach oben angedeutet, da das Rechte nie bloß ins Blaue hinein schaut. So müssen dessen Gedanken errathen werden, die gewiß dahin stehen: daß es sein Gebiet vergrößern möchte, nur freilich ist damit kein solches gemeint, wo man die Unterthanen zusammen bringt durch Tausch- und Wechselgeschäfte, um seine Renten zu vermehren; wodurch sie dann freilich am leichtesten zu einem todten Kapital werden. Es ist ihm auch nicht darum zu thun, mit einer größeren Zahl spielen zu können, oder in der Statistik überall Nullen mehr zu haben; ein gesundes Glück ist sein Streben, und es weiß wohl: daß, wenn ein lebendiger Körper sich rasch im Raum dehnt, eine krankhafte Schwülstigkeit bald alle Theile lähmt; es geht da die Lebenskraft ins Breite, aber nicht ins Große. — An die Politik denkt der Alte demnach wahrscheinlich auch nicht, oder wenn er es thäte, so würde er etwa meinen: je politischer wir werden, je reicher werden wir natürlich an Mitteln der Zerstörung. Denn da von zehn Politikern je neun immer die Vernichtung des Zehnten zum Zweck haben, so muß auch dieses Sinnenschärfen — Politiker dürfen bekanntlich nur sinnen, aber nicht denken — das Waarenlager von Fallstricken, Trugnetzen, Wortangeln, künstlichem Glatteis und vor Allem von dem, die Grenzen wegzehrenden Scheidewassern — wodurch sie bei allen Traktaten die Mitgabe in Mitgift verwandeln — sich sehr füllen. Dergleichen und das Gefolge der Politik vergißt der Alte wohl überhaupt sehr gern, und wenn er es nicht darf, so schließt er bald ab, etwa durch das Sprüchlein: „Mit löblichen Sitten vor Allen gezieret: ist besser gelitten als bunt equipiret und stattlich beritten." — Mit Tieferem scheint er beschäftigt; er hat ein Buch vor sich aufgeschlagen, ich meine: es ist das der Erfahrung — bei dem man schon an dem großen Format bemerkt, daß es nicht von einer der letzten Leipziger Messen mitgebracht ist — und da ein Erklärer auch den kleinsten Punkt verstehen muß, so erseh' ich, daß er zu seinen Betrachtungen geleitet ist durch folgende Stelle: „Sey deines Wortes Herr, sonst wirst du Knecht der That Anderer. Darum, wenn du aufregen willst, so gehe nicht weiter, als du Begründung findest, und wer nicht zum Gebieten belehrt ist, dem gieb, daß er gern gehorche; denn so du es anders thust, wird Lehr' und Zucht als nichts erachtet, und der Schwindel, der in das Reich des Geistes tritt, macht auch das Festeste der Erde schwanken und fallen. Nicht in Neues reiße die Menschen, das Gewohnte mach' ihnen allmählig besser und bequemer; denn oft erfahren sie erst durch die Neuerungen: das Alte habe nichts getaugt und das Neue lernt sich doch so schwer — lieben!" — Ja, du guter Alter, wenn du so etwas gelesen hast — und der trübe Ernst, den ich in deinen

Zügen zu entdecken glaube, bestätigt es — dann begreif' ich dein Fragen in die Wolken. Du denkest an den Zeitgeist, der vor lauter Dunst und Nebel keinen Kopf zeigt, und — in einer Hand die Knute, in der andern die Fackel der Aufklärung — den Erdball zu durchziehen scheint. Aber — o weh! — wenn er den Wind nicht zu besiegen weiß, so kommt die Knute zu dem Rechten, nicht aber die Fackel der Aufklärung zum Veralteten.

Die Freiheit — man weiß sie noch nicht zu geben, noch nicht zu empfangen — ist so unerkannt, daß man gar Vieles dafür hält und man hat eine Menge von Freiheiten aufgegriffen, ohne die wahre zu haben. Lüft' ihr denn das Rechte den Schleier, und benenne sie einst Menschenwürde, wenn es so sie überall einführen darf; benenne sie Constitution, wenn man bemerkt, daß wir sie verstehen und sie nicht mit eigensüchtigem Hader empfangen, sondern mit Anhänglichkeit heimisch machen wollen. Noch ist sie verschleiert, noch hat das Veraltete zu viel Richtung gegen sie, manch kleines Ungeheuer sprüht sie flammend an; und ach! auch das Neue weiß die Menschenwürde und Alles ewig zu haltende immer nur zu verletzen. Warum erzog man es aber nicht besser, warum gab man dem Neuen den Mund zum Reden, da man den Kopf zum Denken ihm nicht gegeben hatte; warum rief man, um des augenblicklichen Interesses willen, alle Leidenschaften auf und verlieh, selbst schwach, allen Schwachheiten Raum? Zu sehr vergessen hat man die Wahrheit:

Lehrt ihr hassen, so habt den Fluch und Mord ihr geboren;
Regt ihr Keckes nur auf, hat bald es selbst euch erfaßt!

Da sitzt nun die Verschleierte, die wohl auch Zukunft zu benennen wäre, leider dicht an der Wetterfahne — die recht eigentlich das Neue repräsentirt — ja sie hat diese gerade über sich. Sie selbst kann nicht erschauen: wohin es damit steht, und scheint auch fast Fesseln zu tragen, da sie die Hände nach dem Rücken gewandt hat; oder sie wählt vielleicht gar blind zwischen dem Füllhorn voll Ungeheuern und dem Anker der Hoffnung. Darum erhebe dich, Alter, und zertrete das Schlangen-Wesen, das am Throne, von den Lehrstühlen und Kanzeln, giftige Zwietracht verbreitet; nur das Rechte vermag ein Gewürm zu vernichten, das an Festigkeit und Vernunft nagt, das uns abermals um das Paradies betrügt, weil wir Alles zu erkennen vermeinen, ehe wir uns selbst erkannt haben. Dann, wenn wir wissen, wo es uns mangelt, dann mag das Rechte die Verschleierte enthüllen und sie wird dem Menschengeschlecht erst noch — Erziehung heißen — einen andern guten Namen wüßt' ich ihr jetzt nicht zu geben — die uns lehrt, den Ungeheuern der Zügellosigkeit zu entgehen und den Anker der Hoffnung zu ergreifen. Ein Geist, durch alle Zeiten bewährt, aber leider noch nie gewonnen, wird den Zeitgeist überwinden, der sich mit dem lebenden Geschlechte nur furchtbare April-Täuschungen erlaubt. — Wenn dies geschieht, dann werden — obwohl nicht schnell, denn das führt zu schrecklichen Ueberraschungen — bessere Embleme der Zeit und bessere Erklärungen entstehen, als ich sie je zu bringen vermag. So will ich nun — obwohl ich noch Manches auf dem Herzen fühle — mit der Bemerkung schließen: Ich bin bei diesem Deuten fast ernst geworden; doch, wo der Scherz zu freundlichem Ernst führt, soll ja die rechte Stimmung seyn.

F. W. Gubitz.

Das Geburtstag-Geschenk.

„Ein Brief von der Frau Tante, meiner hochzuverehrenden Prinzipalin!“ sprach der alte Verwalter, indem er, bei seinen Worten respektvoll sich neigend, mir ein Packet überreichte. Ich erbrach es und las:

„Das Trauerjahr ist gestern abgelaufen und mit dem heutigen Tage trete ich in alle Rechte über Dich, mein lieber Neveu, welche Dein seliger Onkel mir so oft streitig machte. Meine Befehle werden gelind seyn und wohlthätig für Dich. Vor allen Dingen muß Dein Landleben aufhören; man kann Güter besitzen, auch ohne sie selbst zu verwalten. Willst Du aber die Hoffnung auf ihren künftigen Besitz Dir sichern, so bilde Dich erst hier in der Residenz zum Manne, der mit Anstand reich zu seyn versteht. Ich sage zum Manne, worunter ich hauptsächlich den Ehemann meine. Denn heirathen mußt Du sobald als möglich, weil man die Lehren für das große Leben, welche der Ehestand giebt, nie zeitig genug vernehmen kann. — Drei Tage vergönne ich Dir, um die erforderlichen Anstalten zu treffen, Dein Dorfleben auf immer mit dem Stadtleben zu vertauschen. Ich erwarte die nöthige Folgsamkeit, wenn anders Dir als Neveu und künftigem Universal-Erben ergeben bleiben soll Deine Dich liebende Tante.“

Ich sah den Verwalter an. „Weiß schon!“ sagte er, den Kopf schüttelnd; „habe eine weitläuftige Instruktion zu den Anstalten zu Dero Reise erhalten und kann mir wahrlich vorstellen, wie sauer es Denenselben ankommen muß, das liebe Land zu verlassen.“ — Der Mann hatte wirklich nicht Unrecht; ich fühlte etwas Unbehagliches, ohnerachtet ich das Landleben nicht aus Wahl, sondern bloß aus Gewöhnung liebte. Aber wie hätte mich dieser plötzliche Ruf nicht außer Fassung bringen sollen, wenn ich ihm die tausend Warnungen gegenüber stellte, mit denen der gute Oheim in jedem Briefe und in so mancher mündlichen Unterweisung mich gegen die Gefahren der Stadt nicht nur zu waffnen, sondern auf immer davon zurück zu scheuchen getrachtet hatte. — Armer Oheim, Dir mußte das Leben in der großen Welt arge Streiche gespielt haben, um so empfindlicher, da Du ihnen nie ausweichen konntest, weil Dein öffentliches Amt und so viele Verhältnisse in

den verhaßten Kreis Dich bannten. Zu Deiner Beruhigung also wolltest Du wohl aus mir gleichsam einen Mustermann desjenigen Glücks bilden, welches Dir für das höchste galt und doch stets unerreichbar blieb. Darum ließest Du mich, dessen Du Dich als eines früh Verwaisten so großmüthig annahmst, nicht einmal in dem kleinen Gebirgs-Städtchen, wo ich geboren ward, heran wachsen, sondern übergabst mich jenem Landgeistlichen, der, seine Gelahrtheit in freien Stunden dem Unterrichte junger Kostgänger widmend, meinen Geist für die Wonne des Landlebens befeuern mußte. — O, Lehrer meiner Jugend, wie treu befolgtest Du die Vorschrift des Pflegevaters! Hast Du einen andern Autor so eifrig und so oft mit mir traktirt, als den Virgil vom Landbau? Hast Du mich je vom Horaz irgend eine Ode exponiren lassen, als: „Beatus ille, qui procul negotiis?" Und wenn ich Dich fragte, worinnen die Negoze der Städter bestünden, von welchen entfernt zu bleiben man sich so glücklich preisen müsse, wie warst Du da bemüht, das abschreckendste Bild von dem Treiben in Residenzen mir vor zu malen; wie wußtest Du so geschickt den Sorgenfrei, qui paterna rura bubus exercet suis, als einen Neffen dar zu stellen, der einem reichen Oheim zu Gefallen Oekonom wird, um die Felder, welche er durchpflüget und die Rinder, die er vor sich her treibt, dereinst als Erbe s e i n nennen zu dürfen! — Und was soll ich von D i r sagen, ehrlicher Verwalter, der jetzt vor mir steht? Soll ich dafür, daß Du mehr noch thatest, als Dir geheißen ward, um mich durch Handanlegen zum Landwirth zu qualifiziren, Dich ins Gesicht loben? — Ich that es nicht, wie denn überhaupt alle diese Betrachtungen meine Seele nur stillschweigend anstellte, um mir nochmals summarisch vor zu halten, was ich jetzt aufopfern sollte. — Aber ein Herzeleid gab's denn doch zu überwinden: die Trennung von Lenchen, des Gärtners braungelocktem Töchterchen, an dessen freundliches Wesen meine Augen sich schon so gewöhnt hatten, daß ich fast vor mir selbst erschrack, als diese sich beim Abschiede von ihr mit Thränen füllten. Ein wahres Glück, daß ich erst eine Stunde vor meiner Abreise hinter den geheimen Verkehr kam, den das Auge mit dem Herzen so verrätherisch getrieben hatte. — Von den Segenswünschen des Verwalters und des auf der Hofröhde versammelten Gesindes begleitet, fuhr ich am dritten Morgen in der langgestreckten klappernden Halb-Chaise zum weitgeöffneten Thorwege hinaus, dem neuen Schicksal entgegen. — Erst am Abend erreichte ich die Hauptstadt, mir nur wenig von früheren kurzen Besuchen bekannt. Die Tante empfing mich zwar freundlich, konnte aber gar noch nicht zur Unterhaltung über irgend ein Haupt-Thema gelangen. Sie entließ mich daher zeitig, verkündigte mir noch auf morgen eine General-Reform meiner, ihr, wie sie unverhohlen bekannte, so anstößigen Garderobe, und bestimmte die Frühstücksstunde zur ersten Sitzung über die Präliminarien für meine zeitliche Zukunft. — Mit dem Frühesten erschienen nun auf meinem Zimmer Kleider- und Schuhmacher, die, ihre Kunstwerke anpassend, mir die folgenreichste Wirkung von meiner Umwandlung versprachen. Am längsten pererirte der Haarkünstler, welcher über die Fülle und Länge meiner Locken sich vor Freuden nicht zu lassen wußte und hoch betheuerte: noch kein Haupt so vollständig en Cacadu geschmückt zu haben. So benannte er die damals herrschende Mode, das Haar auf dem Scheitel hoch zu strecken, welche nun die viel passendere, das Haar aus dem Nacken nach dem Scheitel empor zu treiben, so vortheilbringend verdrängt hat. — Die Tante bewillkommte mich in meinem Putze mit größerer Gunst als gestern, und kam bald zu dem Hauptpunkte der heutigen Verhandlung, dem Heiraths-Projekte. Da gab es keine Fragen an mich, und also auch keine Antworten von mir, und bald erfuhr ich in wenig Sätzen meine Bestimmung: durch die Bewerbung um die Tochter ihrer Jugendfreundin, der Kriegsräthin Euler, einen Lieblingswunsch der Tante zu krönen. — Bei diesem Namen erinnerte ich mich aus früheren Zeiten einer schon ziemlich ältlichen Dame, welche bei den Visiten sich jederzeit eine Katze nachtragen ließ, die, als ein verzogener Liebling, der Gegenstand meiner kindischen Neckereien und die Veranlassung zu harten Strafpredigten gegen mich gewesen war. (Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Winkelmann verließ nur aus enthusiastischer Liebe zu der alten antiquarischen Gelehrsamkeit sein Schulamt und drang sich dem Grafen Bünau in seine Bibliothek auf. Die meisten Nächte brachte er darin zu, und kannte die Bücher so am Griff, daß er sie ohne Licht finden konnte. — Für den Umgang und die Gesellschaft war er nicht. — Ueber seine Religions-Veränderung betrübte sich Graf Bünau außerordentlich, und bei Gelegenheit des Enthusiasmus, mit dem Winkelmann von den Kunstwerken redete, äußerte er: „Winkelmann ist ein Narr und es wird ein Ende voll Schrecken mit ihm nehmen." — Ueber den Titel eines „Präsidenten der Alterthümer", den Winkelmann in Rom angenommen hatte, hielt sich Ludwig von Hagedorn mit Recht auf.

A n k l ä n g e.

45.

Erfreu'n Geschenke deinen Sinn,
Giebst du dich gern zum Knecht auch hin.

46.

Wie sehr im Amt du dienstbar bist,
Sey keinem Recht verderblich;
Wo Tugend unterthänig ist,
Da wird das Laster erblich.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Vom Rhein. Oeffentliche Blätter haben uns in der jüngsten Zeit Manches von sogenannten Concordaten mit dem pabstlichen Stuhle erzählt. Mehrere dieser Nachrichten beweisen freilich auf den ersten Blick die Schmiede, aus der sie kommen. Indeß unsere Fluth — bei vielen heißt es Sündfluth — von politischen Zeitschriften verschlingt jedes Machwerk, und kann sich eben so wenig mit der Kritik und vernünftigen Auswahl der Mittheilungen befassen, als die Klatsch-Thees, welche auch hier zu Lande an der Tages-Ordnung sind. Freilich magst du, lieber Gesellschafter, auch mitunter verwaist in einen solchen Kreis gerathen, worin jedes zeitgemäße Wort wie eine Stimme aus der Wüste verhallt. Dies soll mich aber nicht abhalten, zu dir zu reden, wie's mir so recht um's Herz ist — läßt es sich doch mit dir thun! — Sieh, ich begreife weder den Nutzen, noch die Nothwendigkeit der Concordate: Jeder Staat, der Kraft in sich fühlt, muß sich im ruhigen Gange der Zeit das allein schaffen können, was er bedarf. — Nur der, welcher weder die erste Kirchen-Verfassung des deutschen Volkes, noch den Zustand seines deutschen Vaterlandes im Mittelalter kennt, kann von der Nothwendigkeit solcher Concordate lallen. — Es liegt außer dem Zwecke dieser Bemerkungen, den Beweis Jedem historisch vor die Augen zu legen. Wer über den Gegenstand noch nicht nachdachte, mag selbst forschen, denn alle Nachbeterei taugt nichts. Für die übrigen Leser würden solche weitläufigen Erörterungen überflüssig seyn. — Die deutsch-katholische Kirche muß besondere, vom Pabst ganz unabhängige Obere haben! — Da werden mir nun freilich die Papalmänner zurufen: Ja, das geht nicht, dann ist es aus mit der Einheit, dann fällt das ganze Gebäude des Katholizismus über den Haufen! — Ich rechte mit solchen Leuten nicht, denn sie wissen selbst nicht, was sie mit ihrer Einheit wollen, weil sie weder den Geist der Kirche, noch den einer vernünftigen Staats-Verfassung zu beurtheilen wißen. Seit das Pfaffenvolk in die deutsche Staats-Verfassung hinein zu pfuschen anfing, ging nicht selten Alles drüber und drunter. Folgen wir nur dem Gange der Zeiten, der Geschichte unsres Landes mit der Fackel der Kritik, so werden wir den Einfluß des vom Pabstthum ausgehenden Pfaffenwesens schon erkennen. — Die römische Politik war seit ihrer Ausbildung, welche ziemlich rasch erfolgte, die folgerechteste in der uns bekannten politischen Welt; wenn man ihr weiter nichts nachrühmen kann, dies muß man ihr zugestehn. Auch unser Vaterland hat sich oft von einem italienischen Pfaffen an der Nase herum führen lassen. — Die französische und römische Politik wird Alles anwenden — oder die aus Vorzeit und Zeit gezogenen Schlüße müßten ihre Zuverläßigkeit einbüßen — daß es in Deutschland niemals zu einer Einheit komme. Einheit heißt hier: Einheit des Sinnes, welche mir höher steht als eine politische Einheit, oder ein großes Staatsgebäude, welches auf lauter verfaulten oder durch Würmer zerfressenen Pfeilern ruht, und, wie weiland Amsterdam, stets ein zu stürzen droht. Daß es mit den Deutschen so seyn würde, wenn es Politisch-Eins geworden wäre, soll nicht vorweg behauptet werden, indem es noch keine Zeit in diesem Zustande gesehn hat. Als es Reich war und einen Kaiser hatte, konnte die bekannte Fabel von dem Magen und den Gliedern sehr anwendbar auf dasselbe seyn, nur daß die Versöhnung nicht, wie in der Fabel, zu Stande kam. Was es jetzt noch werden wird, muß die Zeit lehren, zu der man aber leider jetzt nicht viel Vertrauen haben kann, weil sie zu viel von Concordaten u. s. w. redet. Was wohl die Nachwelt von dem Geiste unserer Zeit und von unserer Kunst im Staatenbau denken wird? — Ein Schutzgeist Deutschlands ist die Erkenntniß des so oft noch verfehlten Besseren. Es giebt jetzt wirklich, wenn auch nur noch in der Idee, einen gemeinsamen Eingangspunkt, welcher im Jahre 1813 gegründet ward und Gemeingut des Volkes geworden ist. Unsere Kunst im Staatenbau — hier ist von dem Bau des deutschen Staatskörpers überhaupt die Rede — wäre wahrlich nicht schuld daran: wenn wir nicht in wenigen Monden den Nacken wieder unter fremdes Joch beugten! — Aber diese Idee ist es, welche zur Zeit der Noth wieder in Handlung übergehn und das Vaterland nicht sinken lassen wird. — Ein Anfang zur Störung dessen, was unsre denkwürdige Zeit erzeugte, wurde durch das Verkennen vieler Bedürfnisse und durch das leidige Absonderungs-, Herrsch- und Dünkelwesen bewirkt. Gab es einen Gegenstand, der in Deutschland der allgemeinen Berathung bedurft hätte, so war es gerade das, was mit dem Pabst zu verhandeln war, wenn doch mit ihm verhandelt werden sollte. Indeß unlautere Eigenschaften stehen oft höher, als des Volkes gemeinsames Frommen; vielleicht daß die Zeit den Blinden noch schnell die Augen öfnet!! — Kein Concordat hätte in Deutschland von einem einzelnen Staate geschlossen werden dürfen. Welche Zwecke dabei zum Grunde liegen können, darüber werfe man nur einen Blick auf die Geschichte und findet man dann, mit schlechtem Druck, die Worte: Politik, Politik! — so suche man nur einige Seiten weiter, da steht das ganze Geheimniß. — Wozu denn aber die Bundes-Versammlung, wenn Jeder doch thun und laßen kann, was ihm beliebt? — Deutschland liebte im Mittelalter die Gaukelspieler und in der neuesten Zeit verkündigten und verkünden wieder die Jesuiten: daß alles menschliche Wißen Eitelkeit sey und daß man seinen Verstand, besonders wenn von Religions- und Kirchen-Sachen die Rede sey, gefangen geben müsse. — Dies scheint die heutige Politik besonders beherziget zu haben!! Wir aber wünschen ihr Eile, wo dem Heiligen Gefahr droht, strenge Vorsicht, wo die Grundsätze verkehrt werden, und überhaupt Verbannung frevelhafter Lauheit, wo es Ernst und Kraft gilt. —*—.

Die Tschuktschen fangen jetzt an, in bedeutende Handels-Verbindungen mit den Russen zu treten. Im letzteren Jahre kamen mehrere Familien nach der Festung Ostrovesk, um russische Waaren gegen ihr Pelzwerk ein zu tauschen. Bei dieser Gelegenheit nahmen 9 Tschuktschen die christliche Religion an. Auf der Messe von Jakuzk, im Monat Juni 1818, wurden für 1 Million Rubel russischer und chinesischer Waaren verkauft. Der Preis der Marder-Felle von Ufsk und Utzpuck war 1000 Rubel für 40 Ballen (?), derer von Aldansk 12—1500 Rubel, von Kolimsk 8—900 Rubel und von Wilnisk 600 Rubel. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 7. April. 56stes Blatt.

Das Geburtstag-Geschenk.

(Fortsetzung.)

Von dem damaligen Alter und den Eigenheiten der Dame einen nachdenklichen Schluß auf ihre Tochter ziehend, wagte ich schüchtern eine Frage um Berichtigung meiner Muthmaßung, wobei ich der, mir von sonst so verhaßten Katzen-Liebhaberei zu erwähnen nicht vergaß. Ich hatte richtig gerathen. Innig erfreut, daß jenes entscheidende Kennzeichen sich mir so fest eingeprägt, entdeckte mir die Tante: ihre Freundin sey mit ihrem Plane einverstanden, erwarte meinen baldigen Besuch und es finde sich glücklicherweise die sehr günstige Gelegenheit, mich schon morgen bei ihr, durch Ueberreichung eines ihr längst zugedachten Geburtstag-Geschenks, ein zu führen — Und welches Geschenks! — Eine Katze, angeblich von seltener Schönheit, sollte in einem zierlichen Körbchen von mir übergeben werden. Die Tante mochte etwas viel Staunen über solche seltsame Zumuthung auf meinem Gesicht lesen; doch gleichgültig sich von mir abwendend fuhr sie fort in ihrem Auftrage mit dem Geheiß: auch überdies für seltene Blumen zu sorgen. — Ich dachte gar, die Katze solle bekränzt werden und stotterte etwas über meine Verlegenheit, in der mir noch fremden Stadt Raritäten auf zu suchen. Aber die Tante gebot mir nachdrücklicher, sowohl Blumen als wo möglich auch Früchte zu schaffen, da mich diese Beilage besonders der Tochter empfehlen solle, und setzte mit einem bedeutenden Seitenblick hinzu: Das würde mir leichter als einem Andern werden, da ich mir ja im Umgange mit Gärtners-Töchtern die erforderlichen Kenntnisse erworben haben müsse. — Diese Mahnung an mein unschuldiges Verhältniß zu Lenchen brachte mich zum Schweigen, dem Merkmal des Gehorsams, und trieb mich, um Zerstreuung zu suchen, auf die Straße. Lange war ich, über den fatalen Auftrag sinnend, herum gestrichen, als ich mich plötzlich umarmt und geküßt fühlte, und aufblickend meinen Freund Rubald, den ehemaligen Kameraden in der Lehre beim Landgeistlichen, erkannte. — Er that in einem Athem hundert Fragen an mich; da er aber an meinen einsylbigen Antworten den inneren Verdruß bemerkte, der die Freude des Wiedersehens mir trübte, so schlug er zur Erheiterung ein Frühstück vor und drängte mich nach dem benachbarten Italiener-Keller. — „Spickgans und alten Rheinwein, von der Sorte, wie ihn Domainen-Pächter trinken!“ rief er hinab; dann, im traulichen Winkel, beim milden Schein der Astral-Lampe, wußte er durch besondere Zusprache und einladendes Zutrinken mein Herz so zu erweichen, daß bald sein zartestes Geheimniß und seinen tiefsten Schmerz, die stille Feier Lenchens und die ahnungsvolle Sorge wegen des Geburtstag-Geschenks, meine Lippen ihm offenbarten. — Er lachte und suchte meinen Muth durch die Versicherung auf zu richten: daß die mir verheißene Braut wenigstens mit Glücksgütern gesegnet seyn solle; weiter aber reichte seine Kenntniß von ihr nicht. Auf meine Bitte: mir zu dem Blumen-Einkauf Nachweisung zu ertheilen, sann er eine Weile nach und sagte: in der fürstlichen Menagerie würde ich alles

Benöthigte finden, führte mich auch durch Gassen und Gäßchen bis vor's Thor, wo er mir von weitem die Gartenthür bezeichnete und die Frühstunde nannte, zu welcher der Garten dem Zutritt Fremder offen stehe. Beim Abschied bat er mich noch: morgen nach beendigter Gratulation ihm meinen Bericht beim Italiener zu erstatten. — Was den Ermuthigungen des Freundes an Eindringlichkeit gebrach, ersetzten im Laufe des Tages die Befehle der Tante, und so machte es sich ohne mein Zuthun, daß der folgende Morgen Glock acht Uhr mich mit dem Körbchen, worinnen, von einem übergeknüpften Tuch geborgen, die Katze spann, auf der Straße sah. Zum Trost für mich war noch kein sonderliches Leben und Treiben erwacht, und so gelangte ich, mit dem räthselhaften Gepäck unter'm Arm, ziemlich unbemerkt an die Thür, welche Rubald mir gewiesen. — Jetzt erst der Tyger und Panther gedenkend, denen ich in einer Menagerie leichtlich in den Wurf kommen konnte; faßte ich die Thür-Klinke mit einigem Herzklopfen. Doch flößte mir der Beschluß, dem ersten Anlaufe die Katze preis zu geben, neuen Muth ein; ich klinkte auf und war hoch erfreut, die friedlichste Abtheilung des Instituts, den Küchengarten, zu betreten, in welchem aus dem nahen Treibhause ein Gärtner-Bursche mir entgegen kam. — Sein Willkommen war höchst uneinnehmend. Einen schmutzigeren, unumgänglicheren Menschen hatte ich noch nie gesehen. Die Augen fast ganz verdeckend, hing das struppige Haar ihm über das staubige Antlitz herab; allen Nasen Hohn sprechend, ragte die seine mir entgegen, und hielt ihm gewiß jeden vom Leibe. Auf meine Anrede schüttelte er das Haupt und gab durch Geberden zu verstehen, daß er taubstumm sey. Indessen half mir ein, hinter der Hecke eben aufblühendes Schneeglöckchen und eine, auf derselben noch erhaltene Hagebutte zu der Verständigung: ich suche Blumen und Früchte. — Er wies mich ins Treibhaus, und hier wurde ich alsbald gewahr: daß ich mich richtig in der Menagerie befände, da das durchsichtige Gebäude zugleich als Voliere zu dienen schien. Ein Stieglitz und ein Gimpel — dafür sprach ich diese vielleicht sehr fremden Sänger an — hingen im Gebauer von der Decke herab und ein, mir unbekannter weißgefiederter großer Vogel, bei meinem Eintritt flüchtend, häckelte sich mit Klauen und Schnabel auf einen Kirschbaum, welcher — im März dem Juni Trotz bietend — mit den reifsten Früchten prangte. — Mein Führer machte sich sofort mit den Blumen zu schaffen; ich aber stellte den lästigen Katzen-Käfig zur Seite und ließ mich in dem Schatten eines Lorbeerbaumes nieder, unter dem ein bedrängterer Gratulant, als ich, wohl noch nie ruhte. — Lüstern blickte mein Auge nach den saftigen Kirschen, denen so eben der große Vogel mit mächtigem Schnabel zusprach. Da knarrte die Thür und herein trat — Lenchen, zwar nicht sie selbst, aber doch ein Gärtnermädchen, braungelockt und schön wie sie, aber tausendmal anmuthiger zu schauen in dem kurzen grünseidenen, rothbesetzten Röckchen, der Florschürze und dem grünbebänderten Basthütchen. Wie reizend tragen sich doch die Gärtnermädchen in der Stadt! — Sie erwiederte mit einem betrachtenden Seitenblick meinen Gruß und näherte sich dann dem Kirschbaum, die Früchte zu brechen. Da scholl's von oben: „Kakadu!" und: „Fort, Kakadu!" rief die Schöne dagegen. — Mußt' ich dies Schelten nicht auf mich wegen meines straubigen Haarschmuckes beziehen? In größter Bestürzung flehte ich: „Ach Lenchen — !" — Lächelnd zu mir gewendet fragte das Mädchen: „Woher weiß denn der Herr, daß ich Helene heiße?" — „Nein!" antwortete ich, „das wußte ich nicht; ich gedachte einer Lenore, die man auch Lenchen nannte, von der ich sonst so oft Kirschen kaufte, und bitte Dich, mir auch die ab zu lassen, welche Du jetzt pflücken willst." — „O, die sind sehr theuer, jedes Stück acht Groschen!" — „Mich" fiel ich ein, „mich werden sie leider tausend Mal mehr kosten! Aber es soll so seyn, und darum zaudere nicht länger, sonst holt der gefräßige Vogel die besten herunter." — „Fort, mein Kakadu!" rief sie noch ein Mal, ihn sanft streichelnd, und langsam arbeitete sich der Geschmeichelte, den ich nun an der emporgesträubten Federkrone als mein Ebenbild erkannte, herab, um sich auf den Rand des Kübels, der den Kirschbaum faßte, gemächlich zu lagern. — „Wenn ich doch so ein seltener Vogel wäre!" begann ich nun wieder; „von Deinen zarten Händchen geliebkoset, wie leicht würde mir jedes Opfer werden, das Du von mir begehrtest." — Sie meinte: ein loser Vogel möchte ich wohl nicht selten seyn, da ich sie eben mit meinem Lenchen so ganz verwechseln können, daß ich diese noch jetzt über ihr zu vergessen schiene. Dieser Vorwurf forderte meine Rechtfertigung, bei der es freilich ohne Verläugnung meiner früheren Gefühle für Lenchen nicht abging. — Während aber meine Beredsamkeit durch die Bemerkung des Wohlgefallens, mit dem die Schöne sich preisen hörte, gesteigert ward, rüstete sich der heilloseste Zufall zu meinem Verderben. — Nur an ihren, zu den Kirschen empor gerichteten Augen hangend, hatte ich Unglücklicher nicht gesehn, daß die Katze ihrem Gefängnisse sich entwunden hatte und, an den Kübel des Baumes heran schleichend, dem Kakadu auflauerte, der wie träumend da saß. — Eben hatte ich die Kirsche, die Helenchen gekostet, um den Kuß ihrer Rosenlippen beneidet und that — von ihr zur Strafe mit dem Kern geschnellt — um irgend eine Rache zu nehmen, einen schnellen Sprung nach ihr hin, als gerade auch die Katze den ihrigen that und der Kakadu hülferufend seinen Namen krächzte. Halb flatternd, halb hüpfend gewann

er zwar durch die offene Thür den Garten, doch die ergrimmte Katze verfolgte ihn mit wohlberechneten Bogensprüngen. — „Mein Kakadu!" — „Meine Katze!" erscholl es wechselseitig aus ihrem und meinem Munde. Das Ereigniß war so schrecklich, daß der Taubstumme sogar einen Theil der bisher entbehrten Organe vor Entsetzen erlangte, denn mit einem dumpfen Schrei stürzte er den kämpfenden Thieren nach. „Aber wissen Sie wohl, mein Herr, daß dieser Vogel zwölf Dukaten kostet!" rief die erzürnte Gärtnerin und eilte gleichfalls zu Hülfe. — Durch die trüben Scheiben des Glashauses sah ich der Jagd zu, welche immer weiter über Rabatten und Beete tobte. Bald begriff ich: daß für mich hier kein Heil zu erwarten sey; der weite Vorsprung und die Gewandheit der ihrer Verfolger spottenden Katze ließen mich Alles für das Leben des plumpen Kakadu fürchten, und dann war wohl ausgemacht, daß die Mörderin den Zähnen der Tyger und Panther verfallen war. Dies und die Erwägung des hohen Preises jenes Vogels brachte mich zu dem Beschluß: mich für jetzt von diesen Blutscenen ab zu wenden, und ich gönnte mir nicht eher Rast, als im Italiener-Keller, wo ich von einem Trunke des gestrigen Domainen-Weins Erleuchtung und Trost verhoffte. — Zu meinem größten Verdruß blieb Rubald, der mir rathen sollte, aus. Um aber nicht der Tante durch längeres Verweilen zu noch verfänglicheren Fragen Anlaß zu geben, ging ich nach Hause, dem Zufall überlassend, mich zu bestimmen: ob ich die Wahrheit sagen oder zu Täuschungen Zuflucht nehmen solle? — Die Tante, da sie mich mit leeren Händen zurück kehren sah, vermuthete nichts gewisser, als daß ich das Geschenk abgegeben, und sie selbst legte mir es gleichsam in den Mund, ihren weiteren Nachforschungen durch die Lüge ein Ziel zu setzen: daß die Kriegsräthin verhindert gewesen sey, mich vor zu lassen. Wie schwer mußte es mir aber bei solcher Bewandtniß werden, mein Erstaunen zu verbergen, als während des Mittagsessens ein Billet von der Kriegsräthin einlief, die lebhaftesten Danksagungen für das Angebinde enthaltend und erfüllt von dem Lobe der Katze, der Kirschen und der Blumen. Schlüßlich wurde die Tante sowohl als ich zum Abendessen bei ihr eingeladen.

(Der Schluß folgt.)

Eine pomphafte Belagerung.

Die Wiener waren im Jahre 1462 mit Kaiser Friedrich dem Dritten im Unfrieden und belagerten ihn in seiner Burg, welche damals mit einem Wallgraben umgeben war, der nur durch eine Zugbrücke den Eingang in die Burg selbst gestattete. — Zuerst versuchten sie die Burg durch einen Sturm zu erobern; allein die kaum 200 Mann starke Besatzung wehrte sich so tapfer, daß den Bürgern jeder Angriff abgeschlagen ward. Darüber mißmuthig versteckten sie sich drei Tage lang in ihren Häusern, und wagte es auch Einer, in die Nähe der Burg zu kommen, so wälzte er ein leeres Faß vor sich her, um sich hinter demselben vor den Pfeilen und Kugeln der Belagerten zu schützen, was gar possierlich an zu schauen gewesen seyn soll. — Am vierten Tage hatten sie aber wieder Muth gefaßt, warfen drei Batterien auf und beschossen nun mit einem prahlenden Pompe die Burg. Es wurde nämlich keine Kanone abgebrannt, bevor man nicht mit Trompeten und Pauken das Zeichen zu ihrer Abbrennung gab. Selbst alle Belagerungs-Arbeiten wurden mit Musik begleitet, getanzt, gesungen und hoch jubilirt. — Aber während die Wiener es sich so gut seyn ließen und sich etwas darauf einbildeten, ihren Kaiser in seiner eigenen Burg belagern zu können, kamen Andreas Baumkircher und Hinke aus Böhmen dem Kaiser zu Hülfe, und weil gerade die Zeit zur Weinlese war, nahmen sie den Winzern den Wein ab; da erschracken die lustigen Wiener über alle Maßen, sie hoben die Belagerung auf und fanden nichts nöthiger, als ihren Wein in Sicherheit zu bringen. — Mit Hülfe einer Menge Bauern gelang es ihnen, das Hülfskorps des Kaisers zurück zu schlagen und ihren Wein zu retten, worauf die Belagerung der Burg von Neuem unter großem Jubel begann, und gar wacker darauf losgezecht wurde. Weil jedoch die Belagerten sich verzweiflungsvoll vertheidigten und jeden Anschlag ihrer Feinde vereiteln machten, so fingen die Wiener an, die Mauer der Burg zu untergraben; aber ihr Unternehmen ward bald verrathen und sie aus der angelegten Mine durch Pulver- und Schwefeldampf verjagt. — Zuletzt kamen beide Partheien überein, sich auf diese Art nicht mehr zu beunruhigen, und wie Fugger in seinem „Spiegel der Ehren" berichtet, wurde dazwischen mit musikalischen Instrumenten aufgespielt. — Jetzt aber kam König Georg von Böhmen gegen Wien mit Heeresmacht gezogen, und der Muth der Belagerer wich dem Schrecken nun völlig. Sie beeilten sich, einen Vergleich zu Stande zu bringen, äußerten Reue und Leid und gelobten Besserung. König Georg übernahm die Vermittlung bei dem Kaiser, der sich gegen die Uebermüthigen sehr gnädig bezeugte, und so endigte sich eine der lustigsten Belagerungen, welche die Kriegsgeschichte je zu erwähnen hat.

J. Polt.

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Ein alter Schriftsteller sagt: Seitdem das Schwerdt erfunden ist, hat alle trauliche Verbindung zwischen Gott und den Menschen aufgehört.

Wenn die Jugend nichts werth ist, dürfen sich die Alten nicht rühmen.

Wer nicht zuweilen gern mit sich allein ist, wird wenig seyn oder taugen.

A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Münster. Ein mir zugekommenes, noch ungedrucktes, „Trinklied" des vor ein paar Jahren zu Hamm verstorbenen jüdischen Dichters Philipp Horn hat zu wenig Haltung und ist sich zu ungleich, als daß es ganz bekannt gemacht zu werden verdiente. Doch werden folgende fragmentarische Strophen zum Lobe des Rebensafts vielleicht nicht ungern gelesen werden:

„Die Aeskulape rühmen ihn
Weit mehr, als alle Kräuter:
Es macht die edle Medizin
Den Geist des Kranken heiter.
Doch ehmals — ist es zu verzeihn?
Vernehmt es, weise Prasser!
Verboten sie selbst Meerenstein
Wie Gift und Scheidewasser."

„Doch freut euch, der Termin ist um,
Und die Vernunft ward Sieger!
In unserm hellen Säkulum
Da sind die Herren klüger.
Empfehlen höret der Patient
Sehr oft ein gutes Mäßchen;
Der Arzt, der seinen Vortheil kennt,
Trinkt ruhig mit sein Gläschen.

„Auch in dem Jure, merkt es euch,
Wirkt er beim ersten Zuge:
Denn er radirt vom Unrecht gleich
Das Un mit gutem Fuge.
Wir sehen oft, daß der Klient
Baß damit präludiret:
Sein Anwald wird dadurch beßend,
Und treflich inspiriret." —

Die Frau von Hohenhausen zu Minden, deren „Rheinreise" nächstens bei Arnold in Dresden erscheinen wird, ist gegenwärtig mit einer versifizirten Uebersetzung des „Korsars" vom Lord Byron beschäftigt. Das „Sonntagsblatt" enthält Proben. — Von der Schrift von Wilh. Hüffer: „Wie wäre die Bettelei allgemein wegzuschaffen?" ist so eben (bei Aschendorff) eine zweite Auflage erschienen. R.

Beuthen in Nieder-Schlesien. Seit einigen Wochen ist es, als hätte der fliegende Drache aus dem Januar-Heft des Gesellschafters, seinen Flug über unser Städtchen genommen; wenigstens werden manche Spreukörbe nach der goldnen Spende auf folgende Veranlassung aufgehangen: Vor 53 Jahren gieng als Schiffsknecht von hier ein Mann, Namens Morgenstern, nach Hamburg und es ist von ihm seit der Zeit nichts gehört worden, bis es sich nun findet: daß derselbe verlängst in Ostindien gestorben ist, und ein Vermögen von 36 Millionen Thaler (?!) hinterlassen hat, welches ganz unbezweifelt in der Amsterdammer Bank befindlich seyn soll. Der Mangel an nahen Angehörigen des Erblassers berechtigt nun eine zahlreiche Nachkommenschaft entfernter Anverwandten zu Hoffnungen, welche wenigstens nicht sobald erfüllt werden dürften, weil diese Angelegenheit so verwickelt ist als wichtig. Alle Aussagen, Vermuthungen und Folgerungen der größtentheils sehr armen Miterben waren bisher verwirrt und unzulänglich. Jeder berechnete seinen Antheil nach dem Grade der Verwandtschaft. Eine arme Wäscherin erhielt demnach 2 Millionen, und Fama verkündete schon die Ankunft der Tonnen Geldes, welche bereits 2 Meilen von hier gesehen seyn sollten. So viel ist indeß authentisch: daß der Bürgermeister Herr S., aus F., welcher Miterbe ist, in dieser Angelegenheit bereits nach Sachsen reiste, um aktenmäßige Erkundigungen einzuziehn; ferner: daß mehrere Advokaten diese Sache bearbeiten, und daß ein Rechtsgelehrter aus Freiburg vor kurzem hieher antwortete: auszumitteln, zu welcher Linie, unter dreien, der Erblasser gehöre, sey eine der Schwierigkeiten, welche bei der Erbregulirung zu beseitigen wären. Der Stammvater Andreas Morgenstern sey in Sachsen geboren, und habe drei Söhne gehabt, die sich alsbald ausgebreitet hätten wie die Söhne des Noah. Bei mangelnden Urkunden aus verschiedenen Ländern wäre nun die Ausmittelung der Interessenten und der nächsten Erben mühsam. Die Sache läge indeß außer Zweifel. Auch würde er sie mit rastlosem Eifer betreiben, jedoch erst nach Einmischung der Regierung und — wie billig — nach Deckung seiner Forderungen. Die Erbberechtigten haben deßhalb nun schon Vorschüsse abgesendet. — Einstweilen singen sie Alle: „Wie schön leuch't uns der Morgenstern"!! Henriette S. g. H.

Leipzig. Jedermann ist über den Nutzen, den das Auswendiglernen und richtige Recitiren guter Gedichte der Jugend bringt, längst einverstanden; aber es fehlte bisher immer noch an einer zweckmäßigen Sammlung solcher Stücke: denn leider sind die meisten Compilationen der Art, namentlich die von Hrn. Selbrig, dem bekannten Leipziger Declamator, fast ganz ohne Plan und Rücksicht auf das jugendliche Alter gemacht. Es ist daher eine sehr lobenswerthe Unternehmung des Hrn. Professor Melos in Weimar, daß er für unsere Jugend, unter dem Titel: „Mustersammlung zu Declamationsübungen," (Leipzig, bei Hartmann; 12 Gr.) ein Buch geliefert hat, welches in dieser Hinsicht allgemeiner Empfehlung werth ist, und in dem sich kein einziges Gedicht (es enthält 120) befindet, durch dessen Memoriren und Declamiren nicht gute Gesinnungen erweckt würden. — E —.

Im Palais Royal ist eine neue Broschüre angekündigt, betitelt: „Schwarz und weiß, ein Heft scharf wie eine Scheere." (Journ. d. Comm.) Da wird wohl, nach Scheeren-Manier, das, was sich scharf begegnet, geschickt sich aus dem Wege gehen, um Beliebiges dazwischen zu zersetzen. Die Scheere gleicht überhaupt gewissen Zeitschriften, in welchen Gallensucht und die gespielte Unschuld die Ehre Anderer verkürzen wollen und wo der Herr Redakteur mit dem Vorwörtchen: „Eingesandt" von fern stehen bleiben möchte, um zu sehen, ob sich durch solche Begegnungen in seinem Eigenthum nicht ein Miethzins gewinnen ließe. Aber derlei Herren, — welche wie die Krebse allenfalls packen, aber doch zurück gehen — sind zuletzt am meisten zwischen der Scheere; wo sie dann bemerken: daß Offenheit und thätige Unpartheilichkeit weiter und besser führen.

Folgende Skizze über den berüchtigten Gouverneur oder Vicekönig von Nieder-Egypten ist von einem Reisenden mitgetheilt: „Ali Pascha liebt und beschützt die Künste, zieht europäische Künstler in sein Land, und sendet sie nach Cairo. Er ist ein Mann von großem, festem und kühnem Charakter, und äußerst streng. Bekanntlich wußte er sich durch ein blutiges Gemetzel von der Janitscharen-Uebermacht zu befreien. Er ist dreimal vergiftet gewesen, ward indeß immer gerettet; jedoch ist ihm davon ein Magenkrampf verblieben, der ihn häufig bei dem Reden stört. Er spricht nie französisch, sondern nur die Landessprache und verräth viel Achtung vor dem Großherrn. Die Christen sind in Cairo schlecht angesehen, und dürfen nicht anders als egyptisch gekleidet gehen. Ein europäisch Gekleideter würde auf der Stelle umgebracht werden. Noch unlängst ward die Tochter eines Consuls in den Armen ihrer Mutter bei ihrem Eintritt in die Stadt erdolcht." (Gaz. d. Fr.) Von der Größe des Charakters will wenigstens diese Skizze nicht zeugen.

Die Gesundheits-Zeitung enthält einen sehr belehrenden Aufsatz über den streitigen Punkt: ob es wahr sey, daß die Krätzgeschwüre wirklich kleine Thierchen enthalten und ob, wenn es der Fall ist, sie Ursach oder Wirkung der Krankheit sind. Dr. Roux, sehr geschickter Arzt zu Lille, setzt auseinander, daß sie nur Folge der Krankheit seyn können, da überall, wo eine eiternde Feuchtigkeit hervor bricht, auch solche Thierchen sich einfinden. (Journ. d. Comm.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 9. April. 57stes Blatt.

Die drei Könige aber nicht die heiligen, oder: Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Legende von Wilhelm Müller.

Kömmt Zeit, kömmt Rath! dachte ich bei mir, als ich mich vor mehreren Wochen in Berlin dem Herausgeber des „Gesellschafters" verpflichtete: zu dem literarischen April-Spaße auch eine Erzählung, die allerhöchstens viertehalb Spalten füllen dürfte, zu schreiben. Unter den Vignetten, die noch zu vertheilen waren, wählte ich mir die, jetzt obenstehenden heiligen drei Könige. Als ich nach Dessau kam und der Kalender mich an mein Versprechen erinnerte, fiel es mir ein: daß ich eigentlich eine sehr üble Wahl getroffen hätte; ich bedachte: wie ich mir ein viel interessanteres Bildchen mit schönen Mädchen, Gespenstern, Ungewittern, Weinfässern und Rosenlauben hätte erlesen können, und daß ich, als ein ächter Christ, von meiner vorliegenden Vignette nicht mehr und nicht weniger sagen dürfte, als davon in der Bibel steht. Das wäre nun aber für einen April-Spaß zu gut, und am Ende dem Herausgeber doch nicht genügend. Fast hätte ich da meine arme Vignette wieder zurück geschickt und mir eine andere ausgebeten; aber dagegen empörte sich mein Autorstolz und rief mir zu: Kömmt Zeit, kömmt Rath! — Und die Zeit kam. Der Postwagen sollte, nach dem Reglement, in einer Stunde nach Berlin abgehen und der heutige Tag war der äußerste Termin zur Absendung meiner Erzählung, die noch erfunden und geschrieben werden mußte. Da klopft' ein Friseur an mein Fenster. Was giebt's Neues? frag' ich halb zerstreut, weil er immer etwas zu wissen pflegt. — Der Hallische Postwagen hat vor dem Thore auf glatter Straße umgeworfen und ein Rad gebrochen. — Kömmt Zeit, kömmt Rath! rufe ich entzückt aus und werfe dem erstaunten Manne das Fenster vor der Nase zu. Die unverhofft gewonnene Frist steigerte meinen Autor-Muth bis zur Keckheit; ich öffnete mein Pult, breitete meine Vignette vor mir aus, setzte mich und schnitt eine neue Feder, womit ich also zu schreiben anhub:

Als die Jungfrau Maria zu Betlehem den Erlöser der Welt gebar, da erschien im Morgenlande, das damals in viele kleine Königreiche getheilt war, ein wunderbarer neuer Stern. Die heiligen drei Könige, die ihn zuerst erblickten, fühlten sich von seinem Lichte sanft und mächtig angezogen und folgten seinem Laufe unwillkührlich nach, ohne zu bedenken und zu fragen: wohin? bis daß sie nach langer Reise zu einer Krippe kamen, worin ein Kindlein auf hartem Stroh lag; aber daneben saß ein Weib in ärmlichen Kleidern und ein schlichter Zimmermann stand hinter ihr, auf seine Axt gelehnt. Und sie knieeten nieder, beteten das Kindlein an und beschenkten es mit köstlichen Steinen und Spezereien; denn sie sahen den Stern, den sie zuerst am Himmel erblickt hatten, um das Haupt des Knäbleins leuchten. — Aber diese drei Könige waren nicht die einzigen im Morgenlande, die dem neuen Wandelstern nachzogen. Nicht lange darauf machten sich drei andere auf den Weg, zwei weiße und ein schwarzer. Diese drei Könige, mein lieber Leser, siehst Du auf dem vorstehen-

den Bilde dargestellt. Sie richteten ihre Reise aber viel klüger und vorsichtiger ein, als ihre Vorgänger. Sie nahmen Gelehrte mit sich, Astronomen und Philosophen, auch Landkarten, Spiegel, Wetter-Messer und allerlei andere optische und mathematische Instrumente, mit deren Hülfe sie an jedem Morgen und Abend den Stand und das Licht des wandernden Sternes beobachteten. So kamen sie bis gen Betlehem. Als sie aber da den Stern mit einem Male vom Himmel herab und auf den kleinen Stall sich senken sahen, der einer armen Zimmermannsfrau zur Wochenstube dienen mußte, da riefen die Gelehrten aus einem Munde: „Das ist eine optische Täuschung! Unser Stern ist hinter die Wolken getreten und das Licht, das Eure Majestäten in dem Stalle sehen, ist eine sogenannte hebräische Nachtlampe." Die Könige waren klug genug, diese tiefsinnige Erklärung zu verstehen, und die Erfahrung bestätigte ihnen alsbald ihre Ansicht. Denn nach wenigen Augenblicken meinten sie den verschwundenen Stern zu sehen, und zwar noch heller, als er untergegangen war; aber es kam ein anderer. Diesen Moment hat der Bildner auf der Vignette vor Augen gestellt. Im Hintergrunde sieht man den Schein des Glaubens um das Haupt des Christkindes in der Krippe; aber die drei Könige ziehen vorüber, dem hohen, hellen Stern der Aufklärung nach; denn, um es unumwunden heraus zu sagen, dieser war es, der ihnen an der Stelle des verachteten Glaubenslichtes erschien. Der Mann auf dem Kameele ist der erste Hof-Astronom und schauet triumphirend von seiner höckerigen Sternwarte nach der eben auftauchenden Himmelsleuchte. — Was jedoch weiter aus ihrer Reise geworden ist, wohin der Stern sie geführt, was sie in ihm und durch ihn gesehen und erfahren, welche Länder und Völker sie durchstrichen, davon wäre Vieles und Lehrreiches zu erzählen. Aber die viertehalb Spalten mahnen mich zum Schluße, und so will ich Dir, lieber Leser, in aller Kürze berichten: daß unsere drei Könige mit ihren sämmtlichen Gelehrten und Instrumenten bis auf den heutigen Tag, wie der ewige Jude, in der weiten Welt herum irren: observirend und philosophirend, predigend und schreibend, verfolgt und verfolgend, und ihre Begleitschaft hat sich, besonders seitdem sie nach Europa gekommen sind, dergestalt vergrößert: daß sie sich in verschiedene Haufen und Häuflein hat zertheilen müssen; theils, weil sie bei längerer gemeinschaftlicher Reise zu verhungern drohten, theils weil sich auch unter ihnen das alte Sprüchwort geltend machte: Viel Köpfe, viel Sinne. Aber der Stern neckt Alle zum Erbarmen, weil sie ihn mit dem eigenen spärlichen Licht zu überstrahlen gedenken; so ziehen sie von Süden nach Norden und von Osten nach Westen; der Eine sieht ihn rechts, der Andere links; ein Auge erblickt ihn hell, das andere verschleiert: sitzt der Observator im Thale, so steht der Stern auf den Bergen; sind die Höhen erstiegen, so leuchtet er in der Tiefe. Dennoch wächst der Eifer der Wanderer mit jedem Tage, und mit jedem verunglückten Versuche steigt die Hoffnung, das Ziel zu erreichen, wo der Stern im Stillstande sie mit fester Figur und sicherem Lichte bescheinen werde.

Kömmt Zeit, kömmt Rath! das sey mein Wahlspruch zu guter Letzt. Möge er sich auch an unseren drei Königen und ihren Anhängern bewähren. Das Licht aus Betlehem leuchtet aus der Demuth und aus der Kraft: sich für das wahre Heil der Menschheit zu opfern; aber von ihrem hohen Kameels-Rücken gucken die stolzen Astronomen darüber hinweg; sie wollen mehr entdecken und erfinden, als nutzen.

Das Geburtstag-Geschenk.

(Schluß.)

Ich wähnte, die Zeit der Wunder sey zurück gekehrt und ward in meinem Aberglauben noch mehr bestärkt, als Abends die schlanke Tochter der Kriegsräthin als leibhafte Helene, jedoch durch blonde Locken und größere Schüchternheit von dieser unterschieden, vor mir stand. — Wie aber endlich, da wir schon zu Tische saßen, der längst erwartete, bisher nur beim Vornamen genannte Cousin in der Gestalt meines Freundes Rubald sich einfand, da fing es an mir in der Seele zu tagen und meine Vermuthungen wurden zur Gewißheit, als beim Desert die Kriegsräthin beklagte, uns zur Vergleichung mit den Angebinde-Kirschen nicht auch diejenigen kosten lassen zu können, welche in ihrem Treibhause gezogen worden, weil der gefräßige Kakadu ihrer Tochter, den man aus Versehen dort eingesperrt, sie alle verzehrt habe. — Unvermögend ihre Blicke zu erheben, ergriff Helene die erste Gelegenheit, vom Tische zu fliehen; Rubald aber gebot mir durch bedeutende Winke Stillschweigen und löste mir nach aufgehobener Tafel das Räthsel völlig. — Helene hatte, eben so wie ich, vor der, zwischen ihrer Mutter und meiner Tante so eigenmächtig beschlossenen Heirath, Furcht bekommen, und alles Bemühen des Cousins, ihr die vortheilhafteste Schilderung von mir zu machen, war fruchtlos geblieben. Sie hatte darauf bestanden: er müsse ihr Gelegenheit verschaffen, mich, bevor wir einander unter den Augen unserer Verwandten kennen lernten, unerkannt zu sehen und zu sprechen, um von dem Eindrucke, den sie von meiner Unbefangenheit erhalten würde, den Maaßstab für ihr künftiges Benehmen entlehnen zu können. Meine unvermuthete Ankunft in der Stadt und die Eile, mit welcher die Tante unsere erste Zusammenkunft betrieben, hatte ihm zu Ausführung des gefaßten Vorsatzes nur das Mittel des kleinen Drama's im Treibhause, wozu ich durch meine

Erzählung beim Italiener den Stoff geliefert, dargeboten. Der Garten der Kriegsräthin mit seiner Hinterthür ward in die Menagerie, das Gewächshaus zu Erhöhung der Täuschung zugleich in eine Voliere verwandelt, und durch Kleider vom letzten Fastnachts-Ball und aus der Garderobe des Gärtners hatten Helene und Rubald — sie eine braune Haartour und er eine falsche Nase noch hinzu fügend — sich unkenntlich zu machen gesucht. — Rubald versicherte: er sey zu fest überzeugt gewesen, wir würden uns als designirte Brautleute gegenseitig nicht verschmähen, um nicht, der Grille seiner Cousine nachgebend, sich über die gegründete Furcht der nachmaligen Entdeckung des Spieles weg zu setzen. Die Begebenheit mit dem Kakadu habe die Sache anders gewendet und Helenen, sobald sie nur ihren Liebling gerettet gesehen, bewogen, ohne sein weiteres Zuthun den Ausgang so, wie er nun wirklich eingetreten, vor zu bereiten. — Ich war schon zu sehr von Helenens Schönheit und Anmuth gerührt, und sie hatte, freilich halb gezwungen durch das Spiel des Zufalls, mir schon zu viel Antheil gezeigt, als daß unser kleines Geheimniß nicht zur Brücke dienen mußte, die unsere Neigungen über die Kluft der bisherigen Unbekanntschaft bald näher zu einander führte. Die erst so gefürchtete Verbindung ward in kurzer Zeit das Ziel unserer innigsten Wünsche und fortan auch die Tante ihrer weiteren Bemühungen für meine Bildung zum Städter überhoben. — Wir leben seitdem abwechselnd in der Stadt und auf dem Gute. Die Katze und den Kakadu haben wir auch, nachdem die Mächte des Orkus ihr Leben abgefordert, als die mittelbaren Stifter unseres Vereins hoch geehrt; denn ausgestopft dienen sie noch als Denkmal jener Stunde, wo wir uns zum ersten Mal erblickten. — Auf dem Gute hat sich nichts verändert, als daß Lenchen, nicht ohne das geheime Mitwirken meiner Helene, von der Kriegsräthin reichlich ausgestattet, schon im ersten Sommer einem braven Gärtner als Frau in die Ferne gefolgt ist. **Leander.**

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Erster Februar-Dienstag.

Der Eintritt in das Leben.

Mit dem Eingang dieses Monats wurde mein Haus durch ein frohes Familien-Ereigniß erfreut, und an dem Tage und zu der Stunde, da ich den Oheim zu besuchen pflegte, war nun dieser heute bei mir, um bei der Taufe meines Erstgebornen Pathenstelle zu vertreten. Er betrachtete mit vieler Freude und Rührung den neuen Ankömmling, einen schönen, kräftigen Knaben; aber als er bemerkte: daß dieser, obwohl nur lose und nur an dem oberen Theile des Leibes, mit einer Binde umwunden war, so schüttelte er den Kopf und sagte: „Muß es denn sogleich das Erste seyn, daß wir den Menschen in Bande legen, damit er ja nicht zu schnell zu dem freien Gebrauche seiner Glieder gelange? In der That, hier könnten wir in der Art, wie wir den Neuangekommenen in das Leben einführen, immer noch Einiges von andern und zum Theil unkultivirten Völkern lernen, welche wir verachten." Und nach der Taufe bemerkte er: wie die tiefe Seite in dem Menschen so recht sichtbar bei dem Eintritt jedes Nahenden, den wir in unsere Mitte aufnehmen, hervor leuchte, und überall an die Geburt des Menschen eine religiöse Weihe gebunden sey. „Ist es doch" sagte er, „als sey Allen mehr oder minder klar der Sinn des Menschenlebens aufgegangen, wie es nur die Bahn ist zu einem besseren Daseyn, und wir Sterbliche alle diesen Weg nicht sicher betreten können ohne den Schutz einer höheren Macht. Darum geben sie denn auch sogleich das Wesen, das sie von dieser empfangen haben, in ihre Huth zurück und suchen durch eine bedeutungsvolle Ceremonie gleichsam sichtbar den Schutz derselben an das erwachende Leben des Kindes zu binden." — Zugleich machte er aufmerksam darauf: wie hier bei vielen orientalischen Völkern eine, unserer Taufe ähnliche Weihe statt findet. — „Bei den, dem Lamaismus ergebenen Mongolen" — erzählte er — „betrachtet man viele Kinder als eine Gnade der Gottheit. Schon bei den gesegneten Leibesumständen der Mutter werden wohlgemeinte Glücks-Vermittelungen durch mancherlei Gottesdienst veranstaltet und bis zur Geburt fortgesetzt. Bei dieser schmückt man den Altar, erleuchtet ihn mit einer Lampe und zündet Rauchopfer an; indessen wird in der ersten Freude der Anfang der Ceremonie gemacht. Für das Kind hält man allemal ein rührendes Gebet und Reinigungs-Opfer mit Räucherwerk; hiermit ist auch das heilige Bad, Thüssel-Arschan, verbunden, welches unter einer sehr feierlichen Einsegnung bereitet wird. Zu bestimmter Zeit wäscht man das Kind vom Scheitel an nach allen Haupttheilen des Körpers über einem Becken. Das hierbei übliche Gebet bezieht sich auf die Verbannung aller Anfechtungen und Gefahren und auf die Verpflichtung zur Theilnahme an der Religion. Das Kind erhält dann gemeiniglich vom Priester einen geistlichen Namen; übrigens erbittet man sich von den zum Feste versammelten Familien-Vätern einen Gesellschafts-Namen aus." (Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Wer die Furcht vor dem Tode überwunden hat, kann vom Unglück gebeugt, niemals aber von ihm besiegt werden.

Ein Eroberer steht selbst mit seinen Unterthanen nur etwa in der Verbindung, wie der Geyer mit der Taube.

Wo man die meiste Anmaßung findet, da suche man den ärgsten Pöbel. A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. Februar und März zeigten auf unsrer Bühne bedeutende Neuigkeiten und brachten wieder Leben in diese Bretterwelt, die jedem Stande offen und darum wohl schon die interessanteste eines Volks bleibt, aber eben deshalb auch am besten gepflegt werden möchte, eine Sache, welche bei uns wenig beachtet wird. Unter den alten, neu einstudirten und unter den ganz neuen Stücken waren folgende von Bedeutung: Ifflands „Advokaten,“ erfreuend und werthvoll durch die Eigenthümlichkeit dessen, was jetzt dramatischen Werken mehrentheils mangelt, nämlich eine durchgeführte Charakteristik; sie wurden recht gut gegeben, und die Herren Nagel und Fischer (Klarenbach und Wellenberger) lieferten die Haupt-Charaktere mit treffender Wahrheit. — Kotzebues „Sonnenjungfrau“, ein Schauspiel aller möglichen Exaltationen, kam auf die Bühne, weil Hr. Ehlers zeigen wollte, daß er nicht allein Sänger, sondern auch Schauspieler sey. Hr. Ehlers dokumentirte es sehr brav und möchte so fortfahren. — Im „Lügner“ von Goldoni wollte Hr. Seidelmann (jetzt nach Grätz abgegangen) sich versuchen. Der Versuch war nicht glücklich; Hr. Seidelmann leistet mehr in Parthien chargirterer Art und möchte dabei bleiben. — Das „Nachtlager von Granada“, Schauspiel in 2 Aufzügen von Fr. Kind, zum erstenmal gegeben, machte wenig Glück. Diktion und Gang des Stücks sind schön, aber es fehlte ihm Leben und bei uns an Ausführung, an Uebereinstimmung und am Treffenden — ja sogar das Memoriren gieng lückenhaft, und wohl nur deswegen wirkte es nicht. Es war kein Geist in der Vorstellung. — „Nachtigall und Rabe“, Schäferspiel in 1 Akt, frei nach Lafontaine und Etienne von Treitschke, mit Musik von Weigl, fand, zum erstenmal erschienen, durch gute Ausführung bessere Aufnahme, und vorzüglich gut leisteten Frau Mosevius und Frau Josephine Anschütz (Phillis und Damon) ihre Rollen. Im „armen Poeten“, von Kotzebue, versuchte sich Hr. Fischer und stellte den Lorenz Kindlein recht brav dar. — Aber — was sollen wir von Grillparzers „Sappho“ (am 19. März zum erstenmal aufgeführt) von der vielbesprochenen, hehren, schönen, melden? — Wir sind in Verlegenheit, denn wir sind — getäuscht worden; nicht an dem vorzüglichen Gedicht, sondern an der Vorstellung! Ein ungewöhnlich volles Haus sah ihr entgegen und jetzt mag sie Niemand mehr sehen. Der Dichter hat — sey auch Manches zu rügen und der Rüge aus mancherlei Zungen, wohl mitunter des Neides und der Scheelsucht und der Kritikasterei noch so vieles — der Verfasser hat sich als trefflicher Dichter bewährt, sein Werk ist rein poetisch, seine Ansicht, seine Phantasie, seine Sprache edel, frei, meisterhaft. — Allein uns fehlte eine Künstlerin, vermögend das zu sprechen, zu beseelen durch Verwirklichung, entflammt von Begeisterung, ausdrückend Gefühl, Schönheit und Hoheit. Unsre Künstlerin war höchst einseitig, monoton, flach und steif; kurz, Alles, nur keine Sappho! eignete sich ihr; selbst ihr Gesicht — mehr für Soubretten-Physiognomien passend — sagte der Rolle nicht zu. Sie, sonst sehr und mit manchem Recht beliebt, scheiterte an der Hehren. Leer und tod gieng das Stück dahin und kann nichts mehr wirken; Unfähigkeit von der einen, Langeweile und Mangel des Ansprechens von der andern Seite hat es getödtet. Wir bedauern es. Eine schöne Erscheinung war darin Frau Emilie Anschütz als Melitta, und trefflich sprach Hr. Anschütz den Phaon, eignete sich aber auch nicht so ganz zum Charakter. — Am 25, 26, 27 und 28. März unterhielt das Publikum, anziehender, eine andere Neuigkeit: „Das kleine Rothkäppchen“, Zauberoper in 3 Akten, nach dem Französischen des Théaulon, mit Musik von Bojeldieu. Fräulein Wierel machte den ersten Versuch auf der Bühne in der Rolle der Rosalied — so glücklich durch schönen Gesang und angenehmes Spiel, daß man davon begeistert, und ihr die beifällige Auszeichnung mit Applaus und Hervorrufen zu Theil wurde. Fährt sie so fort und ist sie auch zu andern Parthieen so fähig, dann wird eine lange gefühlte wichtige Lücke in unsrer Oper ausgefüllt, bedeutend gut besetzt werden. — Das Stück hat nicht so viel Werth, als die Musik; es ist tüchtig zusammengezaubert und wird mit Einem Schlag geendigt; aber es giebt wirkende Parthieen, welche unterhaltende Illusionen verschaffen. Ganz vorzüglich schön und treffend sang und spielte Frau Mosevius die hübsche Rolle der Nanette und Hr. Ehlers bewährte als Ritter Rudolf (der Wolf genannt) seine Meisterschaft. -*-

Der Graf Regnault de Saint Angely, der endlich Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhalten hatte, kehrte nur zurück, um in seinem Vaterlande zu sterben. Er kam in Paris am 10. März Abends um 9 Uhr an, und endete am nächsten Morgen um 1 Uhr. Die Verbannung zerstörte seine Gesundheit, und raubte ihm den Verstand. Die, welche seinen Tod durch seine unnütze Verbannung verursachten, sind sehr schlecht; allein noch mehr sind sie zu bedauern. Der Verstorbene war im Staatsrath ein muthvoller und kräftiger Widersacher Napoleons; außerdem ein Mensch von edlem Herzen, und in dem Kreise seiner Familie und seiner Bekannten außerordentlich geliebt. (Morn. Chron.)

Auch in Deutschland, wie in Frankreich, nehmen die Anmaßungen der jungen Leute immer mehr zu und wenn überall eine lose Sittlichkeit herrscht, so scheint wenigstens das nächste Geschlecht noch kein besseres werden zu wollen, so sehr auch die Prediger, um ihres Einflusses willen, versichern: die Religiosität habe zugenommen. Jener Studenten-Despotismus entsteht daher, weil den jungen Leuten gar zu oft und ohne Scheu wiederholt wurde: sie hätten das Vaterland gerettet, während sie doch nur mit löblichem Eifer endeten, was Napoleons große Unfälle schon mehr als halb vorbereitet hatten. (Intelligencer.) Wir werden die Einsicht über unsre Fehler zuletzt noch aus Amerika bekommen!

Eine englische Zeitung will es als gewiß verbürgen, daß die Herzogin von Cambridge im März, die H. von Kent im April, die H. von Clarence im Mai und die H. von Cumberland im Juni danieder kommen werden. (Journ. d. Par.) Der vielwissende Zeitungsschreiber mag sich hüten, daß er nicht im — Juli und August in andere Umstände komme.

Der König von Spanien sucht sich eine neue Gefährtinn für seinen Thron; möge er eine finden, die mild zu leiten, heilend zu gebieten weiß und welche die Pfaffen dann leiden können. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 10. April. 58stes Blatt.

Der Brunnen.

Von M. Bondt.

Der reiche Baron Staalhielm litt an einem Uebel, bei dem die Materia medica kein Heilmittel an zu geben weiß; man nennt es Langeweile. Diese Quälerin ließ dem Baron und seiner Gattin ihre Tage auf den einsamen Gütern unfroh; an Hygiea's Quell hoffte man Rettung. Deshalb ward die weite Reise nach dem Heilbrunnen zu ** angetreten, und da auch hier bald dem Ueberdrusse die Gemiedene auf der Ferse nachfolgte, so ließ der Baron wieder Postpferde anspannen. Man fuhr von einer Stadt zur andern, sah heute Merkwürdigkeiten, die man morgen vergaß, und fand das ewige Einerlei fast überall wieder — wenn auch hier und da ein wenig geschminkt und verbrämt. — Das frühere Scheiden der Abendsonne mahnte die Reisenden an baldige Rückkehr. Mit Unmuth der langen, eintönigen Winterzeit entgegen sehend, verzögerten sie die Heimfahrt, und schon trieb der sausende Nord die letzten Kleinodien des herbstlichen Schmuckes vor sich her, ehe sie die heimischen Gefilde erreicht hatten. — Eines Morgens — es war an einem lichten, freundlichen November-Tage — machte ein ältliches Paar, das am Fuße eines Ziehbrunnens an der Straße betend auf den Knieen lag, ihre Aufmerksamkeit rege. Kein Kreuz, kein Heiligenbild war in der Nähe zu schauen und sie begriffen nicht, was die Betenden an dieser Stelle in herbstlicher Kühle zur Andacht einladen konnte. Begierig, den Grund zu erfahren, ließen sie den Wagen halten und traten an den Brunnen hin. Als die beiden alten Leute ausgebetet hatten, begrüßten sie die Fremden mit Herzlichkeit und wollten ihre Straße weiter ziehen. Der Baron knüpfte mit ihnen ein Gespräch an; er erfuhr: daß ihr Wohnort zwei Stunden von dem Brunnen entfernt liege, und da sein Reiseweg gleichfalls dahin ging, so war ihm dieser Zufall sehr willkommen. Er lud sie ein, den Rückweg mit ihm in seinem Wagen zu machen, was von dem ältlichen Paare nach einigem Sträuben angenommen wurde. — „Dieser Brunnen, an dem Ihr betetet" fragte der Baron ein wenig ungeschickt, „steht gewiß im Rufe wunderthätiger Kraft?" — „Das ich nicht wüßte!" gab der Alte zur Antwort; „derlei Aberglaube an wunderthätige Brunnen, Bäume und Kräuter ist, dem Herrn sey Dank! in unserer Gegend längst nicht mehr heimisch. Allein auch ohne daß dieser Brunnen solche Gaben besitzt, Außerordentliches hervor zu bringen, ist er mir werth und theuer; dies hängt aber freilich mit den Schicksalen und Begebnissen meiner Jugend zusammen." — Der Alte wollte hier abbrechen und das Gespräch auf einen andern Gegenstand lenken; aber der Baron und die Baronin baten ihn vereint: sie mit jener Erinnerung bekannt zu machen. — „Da müßte ich" sprach der Alte nach einigem Besinnen, „den langen, abgesponnenen Faden meines Lebens vor Ihnen wieder abwickeln und das würde Ihre Geduld ermüden, da zumal das Alter geschwätzig ist und gern bei Kleinigkeiten verweilt; doch ich will erzählen, so gut und so kurz als es möglich ist. — Zurückgekehrt von meinen lan-

gen Wanderungen als Bötticher-Gesell fand ich das elterliche Haus verwaist; die Mutter war vor Jahren in die Wohnungen des Friedens hinüber geschlummert, und mein, von Kummer danieder gedrückter Vater ihr wenige Tage vor meiner Ankunft nachgefolgt. Also zerrann die gehoffte Lust des Wiedersehens in bitteren Schmerz. Nur auf den Gräbern der theuren Hingeschiedenen, wo meine Thränen flossen, und auf den Spielplätzen meiner Jugendzeit, die mir die Bilder der froh entschwebten Tage zurück riefen, fand ich einigen Trost. Vorzüglich lieb war mir jener Brunnen, in dessen Nähe ich so oft mich fröhlich getummelt und an dem Spiel der auf und nieder steigenden Eimer ergötzt hatte. Hier war es, wo ich von meinen Eltern den letzten Segen empfing, als ich meine Wanderung antrat und sie mir bis daher das Geleite gaben. Um in meinen Gedanken-Schwelgereien nicht gestört zu werden, besuchte ich meinen lieben Brunnen gewöhnlich sehr früh des Tages, wo ich, unter einem Baume gelagert, den vergangenen Zeiten nachdachte. Eines Morgens erschien mir an demselben — wie Abrahams getreuem Knecht Eliesar die gutmüthige Rebekka — Margaretha, eine gar stattliche Jungfrau. Sie bot mir einen verschämt freundlichen Gruß und ich dankte ihr, indem ich ihr beim Hinablassen und Heraufziehen des Eimers behülflich zu seyn bemüht war. Näher zusammen bekannt geworden gewannen wir einander herzlich lieb. Der Brunnen bekam einen noch unwiderstehlicheren Reiz für mich und es verging kein Morgen, an welchem wir uns nicht bei demselben zusammen fanden. — Die Seligkeit war jedoch nur von kurzem Bestand; Lauscher hatten uns bemerkt und unser unschuldiges Verständniß Margarethens Vater hinterbracht, der in dem nahgelegenen Dorfe ein Bauergütchen besaß. Ich ging offen zu Werke und warb bei demselben um der Tochter Hand; er wies mich nicht ab, sagte mir aber auch nichts zu. Er wollte erst eine Zeit lang sehen, wie meine Nahrung beim Bötticher-Handwerk ginge. Ich verdoppelte meinen Fleiß und darbte mir die Bissen am Munde ab, um mir das nöthige Geld zum Meisterwerden und zur Errichtung meiner Werkstatt zu ersparen. Unterdessen hatte der Müller im Dorfe, ein reicher Wittwer, sein Auge auf Margarethe geworfen und beim Vater um sie angehalten. Dieser war der Verbindung sehr geneigt, nur Margarethens feste Liebe zu mir verhinderte dieselbe. Der verliebte Müller sann nun darauf, den ihm lästigen Gegenstand jener Neigung aus dem Wege zu räumen, und seinen Ränken, so wie dem Einfluß seines Geldes gelang es, mich unter die Soldaten zu bringen. Mit blutendem Herzen folgte ich der Fahne. Noch ein Mal vor dem Ausmarsch hatte ich Margarethe am Brunnen gesehen, und wir schwuren uns unverbrüchliche Treue. Der Schmerz beim Abschied war grenzenlos; so nah am Ziele sahen wir, wie von einem Donnerschlage, unsere Hoffnung zertrümmert, uns weit von einander gerissen. Nach sieben drangvollen Kriegsjahren und dem Verlust von ein Paar Fingern an der linken Hand bekam ich meinen Abschied. Ich eilte hieher; der Brunnen stand noch, aber die Jungfrau meines Herzens war verschwunden. Ihr Vater, gegen welchen der Müller sich der Tücke rühmte, die er an mir verübt, ward davon höchst empört und schickte den zudringlichen Werber nun selbst mit einem Korbe aus dem Hause. Aus Rache warf der Zurückgewiesene dem guten Mann einen Prozeß an den Hals, der ihn aufs Strohlager brachte und sein Leben verkürzte; Margarethe, die auch andere Anträge standhaft zurück wies, verließ ihr Dorf, um in der Fremde Dienste zu suchen. Mehr konnte ich nicht erfahren. — Aus allen Verhältnissen heraus gerissen, kannte ich keinen Lebensplan, und ich kam um so weniger mit mir ins Klare darüber, so lange ich Margarethen nicht aufgefunden hatte. Kummervoll lagerte ich mich unter einen Baum am Brunnen und erleichterte mein beschwertes Herz in einem Erguß von Thränen und betete inbrünstig zu Gott. Da erbarmte sich der Allgütige meiner Leiden und sandte mir einen Engel des Trostes und der Hülfe; der Pfarrer des nahen Kirchdorfs, den Amtsverrichtungen des Weges vorbei führten und der mich schon eine lange Weile beobachtete, ohne daß ich es bei dem in mich versenkten Zustande gewahr wurde, nahete sich mir liebreich. Seine klaren, herzstärkenden Worte, mehr aber noch sein wahrhaft theilnehmendes Wesen zogen mich zu ihm hin; er versprach sich meiner an zu nehmen und erfüllte redlich sein Wort. Nachdem der würdige Mann meine Kenntnisse geprüft und sich überzeugt hatte, daß ich im Schreiben und Rechnen einen guten Grund gelegt und in Bibel und Catechismus wohl bestand, verhalf er mir zu einer Stelle als Schulmeister in dem Dorfe, wo ich jetzt noch mit göttlicher Hülfe lebe und lehre. Viel, was mir noch fehlte, lernte ich aus seinem Umgange und den nützlichen Büchern, die er mir zu meinem weiteren Unterrichte überließ. Seinen Nachforschungen gelang es auch, Margarethe auf zu finden, die in einem entlegenen Dorfe als Magd diente. Sie hatte mir ihr Herz treu bewahrt, und heut sind es vierzig Jahre, daß wir getraut wurden. An diesem Tage besuchten wir noch alle Jahre den Brunnen, um da im Gebete uns des Geschehenen und der Wohlthaten, so der Barmherzige uns erzeigte, in Demuth zu erinnern." — Die beiden Alten waren zu Thränen gerührt und auch der Baron und die Baronin fühlten sich im Inneren ergriffen. — Im Dorfe wurde der alte Schulmeister und seine Eheliebste jubelnd empfangen und die stattlich geputzte Jugend schickte sich an, ihnen ein Fest zu bereiten. Die vornehmen Reisenden vergnügten sich sehr dabei; sie sahen den alten

Lehrer wie einen Vater geliebt; sie sahen in vielen jungen Gemüthern die edlen Saaten fröhlich aufgeben, die der treue Pflanzer im Acker des Herrn unermüdet ausstreute und sorgsam pflegte. Sie fühlten sich aber auch betroffen, da sie den Abstand der Bildung zwischen der Jugend in diesem Dorfe mit dem geistigen Zustande der Jugend auf ihren Besitzungen verglichen. Es drang sich ihnen die Nothwendigkeit eines verbesserten, nicht bloß das Gedächtniß in Anspruch nehmenden Schul-Unterrichts auf. Sie zogen tüchtige, wohlmeinende Männer darüber zu Rathe und legten selbst mit Hand ans Werk und arbeiteten unverdrossen daran fort. So hatte sich ein neuer menschlicher Beruf für sie aufgethan, dem Früchte des Heils und des Segens entwuchsen und vor dem die Plagegeister der Langeweile sich in bescheidener Entfernung hielten.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Fortsetzung vom ersten Februar-Dienstag.

„Aehnliches" fuhr der Oheim fort, „erzählt uns Fra Paolino von den Indiern. Nach der Entbindung, sagt er, betrachtet man die Wöchnerin eine Zeit lang als unrein. Die Geburt des Kindes wird dem Richter oder Vorsteher der Caste gemeldet, damit er dasselbe in das Verzeichniß der Personen eintrage, welche zusammen genommen das Corps dieser Caste ausmachen. Es werden einige Astrologen gerufen, die dem Neugebornen aus der Constellation der Planeten sein Verhängniß voraus sagen, denn dieses schreibt der Gott Brahma jedem Menschen in der Stunde der Geburt auf die Stirn und sie giebt ihn alle den unvermeidlichen Ereignissen hin, welchen er sich sein ganzes Leben hindurch ausgesetzt sieht. Wenn aber die Tage der Reinigung (nach den verschiedenen Casten 10 bis 15) vorüber sind, wird dem Kinde in Anwesenheit der Verwandten und unter allerlei Ceremonien von dem Brahmanen, nachdem er dasselbe und alle Anwesende mit Weihwasser besprengt, der Name beigelegt. Außer andern günstigen äußeren Einflüssen trägt dann besonders die Erziehung, welche die Indier ihren Kindern geben, nicht wenig zu deren körperlicher Ausbildung bei; denn ihre Neugebornen liegen immer auf der Erde, gleich als wenn man sie weggeworfen hätte. Sie werden weder gewickelt, noch geschnürt, noch auf andere Art eingepreßt; ihre Gliedmaßen können sich daher frei und ungehindert entwickeln, ihre Nerven und Knochen gewinnen eine festere Consistenz, und wenn diese Kinder in das Jünglings-Alter treten, bekommen sie nicht nur einen schönen Wuchs, sondern auch einen gesunden, gelenkigen und festen Körperbau. — Wenigstens vortheilhafter, als unser frühes Verzärteln" — fuhr der Oheim fort — „ist für die sich entfaltende Kraft des Menschen die Art, wie der kriegerische Nordamerikaner sein Kind selbst wieder zum rüstigen Kämpfer zu erziehen sucht. Schon die Mutter enthält sich jeder Klage bei der Geburt, weil sie sonst in der Achtung des Mannes verlieren, und man dem Kinde, wenn es ein Knabe wäre, alle Anlage zum Krieger absprechen würde. Sobald das Kind geboren ist, wird es — wie Weld berichtet — in Tücher oder Häute gewickelt, und auf ein dickes Brett, das etwas breiter und länger, als das Kind selbst und mit weichem Moose bedeckt ist, fest gebunden. Ueber dem Gesicht des Kindes werden kleine, reifförmig gebogene Hölzer befestigt, damit dasselbe, sollte auch die Maschine umfallen, nicht leicht zu Schaden kommt. So tragen die Frauen, wenn sie ausgehen, das Kind auf dem Rücken, indem das Brett an einem breiten Bande, das sie sich um die Stirn binden, herab hängt. Haben sie häusliche Geschäfte, so hängen sie es an den ersten besten Baum, wenn einer in der Nähe ist und lassen es hin und her schwingen, wie einen Pendel. Oft binden sie auch das Kind los, legen es in eine Art von Hangematte, befestigen diese zwischen zwei Bäume und schaukeln es. Sobald das Kind Kräfte genug hat, um auf allen Vieren zu kriechen, bekommt es seine völlige Freiheit, und darf, wie ein junger Hund, ganz nackt überall herum kriechen, im Schnee, im Staub, im Wasser, wo es ihm beliebt. Es wird nicht geschlagen und gescholten, und jeder Zwang vermieden, um nicht den freien, kriegerischen Geist, die zukünftige Zierde seines Lebens, in ihm zu schwächen.

(Der Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Wer seinen Feind mißhandelt, der verliert seine wahren Freunde.

Wer seinem Stolze nachgiebt, wird keines der Laster vermeiden.

Religiosität bloß durch Dekrete aufrecht erhalten wollen, heißt einen Leichnam nicht für todt erklären, weil man ihn nicht will begraben lassen.

Ehrlich seyn ist zwar das wenigste, was ein Mensch seyn kann, aber das seltenste, was er ist. A. Münde.

Erkennen.

(Nach dem Spanischen.)

Die Menschen mußt' ich lieben,
Und blühend war mein Leben;
O wär' in allem Streben
Mir Lieb' und Wahn geblieben!

Die Menschen lernt' ich kennen;
Nun laß, o Gott, mich sterben!
Mein Herz, voll Liebewerben,
Verarmt im steten Trennen.

Wie wär' ich froh gestorben,
Hätt' ich mir Lieb' errettet!
Jetzt still ein Grab gebettet:
Dann ist mein All erworben. F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. In der letzten Zeit hat von unserm Könige Dr. Universitäts-Musikdirektor Schulz, für die Dedication des zur 50jährigen Regierungsfeier componirten Salvum fac Regem, eine goldene Dose erhalten. — Die von Neuem eröffnete, zu dem Bestehen der hiesigen Armenanstalt nothwendige Subskription auf 3 Jahre, bewährt den alten Ruhm der Wohlthätigkeit Leipzigs, indem sie ungeachtet der noch immer schweren Zeit, guten Fortgang hat. Ein hiesiger geschätzter Prediger, Hr. Dr. Goldhorn, hat darüber in der ihm angewiesenen Pflege die erfreulichsten Erfahrungen gemacht, welche er durch das hiesige „Tageblatt" zur Kunde des Publikums gebracht hat. Er sagt da (Nr. 82.): „Nur die wenigsten Beiträge sind unerhöht geblieben; mehrere verdoppelt, einige mehr noch als verdoppelt worden. Zwei liebe Töchter gewährten, auf ein einziges bittendes Wort, von ihrem Taschengelde die gewünschte Erhöhung der ohnehin nach ihren Verhältnissen sehr dankwerthen Beiträge, den ihre verwittweten Mütter schon verwilliget hatten." Am 19. ward ihm ein Päckchen überschickt, worin sich 9, zum Theil seltene Denkmünzen, einige Ringe und Nippes nebst folgenden Zeilen ohne Namensunterschrift befanden: „Tief betrübt, daß meine Armuth und Familienverhältnisse mir nicht erlauben mehr zu geben, übersende ich Ihnen hier Alles, was ich geben kann und geben darf. Gott segne Ihr wahrhaft christliches Unternehmen, und verzeihen Sie der Geberin dieser kleinen Spende, daß sie Ihnen damit zur Last fällt; allein mir blieb kein anderer Weg offen, unbemerkt der Armenanstalt diese so geringe Kleinigkeit zukommen zu lassen." Vor einigen Monaten hatte die edle Geberin, wie Dr. Goldhorn aus der Handschrift der, ihm übrigens gänzlich Unbekannten, bemerkte, mit einer gleich vortrefflichen Zuschrift der hiesigen Bibelgesellschaft — die damals errichtet worden war — 2 Denkmünzen und eine Baseler Bibel verehrt. Der Herr Doktor schließt die Nachricht von dieser schönen Handlung, welche zur allgemeinsten Publicität sich musterhaft eignet mit folgenden Worten: „Ich habe den Metallwerth der mir anvertrauten Geschenke von einem Sachverständigen ausmitteln lassen, um zu wissen, was ich der Casse der Armenanstalt bringen werde. Schon aber hat sich Jemand gefunden, der mir das Doppelte jenes Preises dafür geboten hat. Allein hier tritt der seltene Fall ein, daß der Wucher zur Pflicht wird, sogar für einen Prediger; und ich zweifle nicht daran: es werden sich noch Kenner finden, denen der drei und vierfache Preis für ein Denkzeichen von solchem Gehalte nicht zu übertrieben scheinen wird. Konnte ein Vater seinem Sohne oder seiner Tochter ein sinnvolleres Geschenk zum Geburtstage machen, als ein Stück von meinen Münzen, Ringen und Nadeln, begleitet von einer mit väterlicher Beredsamkeit ausgesprochenen, vielleicht von väterlicher Hand geschriebenen Geschichte desselben?" — Auf hiesiger Bühne ist wieder ein Gastspieler, Hr. Genß, Regisseur beim Brünner Theater, als Daneis, Tell und Kos im „Amerikaner" nicht ohne Beifall aufgetreten. Von andern aufgeführten Stücken zeichnete sich „Jocende" und „Hamlet", und in diesem Hr. Stein, in der Hauptrolle, rühmlichst aus. — Das neulich (bei Leopold Voß) erschienene „Kochbuch für die elegante Welt" wird jedem, welcher die Freuden eines leckern Mahles liebt willkommen seyn, da es mehr als ein Halbtausend gründliche Vorschriften zur Bereitung von Speisen und Getränken, der ausgesuchtesten Art, enthält. Auch wegen seines angenehmen Aeußern (es ist auf geglättetem Papier vortrefflich gedruckt) gebührt diesem Werkchen sein Name mit Recht. • •

In den englischen Kirchen wird zu dem Allmächtigen gebetet: „unsern allergnädigsten König Georg mit seiner Gnade und seinem heiligen Geiste zu erfüllen, in seiner Weisheit zu erhalten und zu stärken und ihn zu kräftigen in seiner Tugend und Lebensheiligkeit". Diese Gebete setzen voraus, daß der Gegenstand derselben ein sittlich handelndes Wesen sey, denn Niemand kann in Tugend und Lebensheiligkeit befunden werden, dessen geistige Schwächen ihn untüchtig machen, zu beurtheilen: was zu einem heiligen und gottgefälligen Leben gehört, und doch ist dies der bejammernswertheste Zustand unsers allerdurchlauchtigsten Königs und Herrn Georg. Doch damit ist es nicht genug; wir bitten Gott am Schluß unserer Morgen- und Abendgebete, das Elend mit dem unser allerweisester Monarch durch seine Geisteszerrüttung heimgesucht ist, und die jede Idee eines vernünftigen Handelns hinsichtlich seiner ausschließt, zu heben. In unserm Communion-Gebete bitten wir Gott, unsern König „der da weiß, wessen Diener er ist", zu segnen. Aber unglücklicher Weise für seine Familie und sein Volk weiß unser König nicht, wessen Diener er ist. (Times.) Das geht wohl auch Vernünftigen so.

Zufolge eines Befehls vom Könige von Frankreich hat der Minister des Innern Auftrag gegeben: Pascal, Racine, Montaigne, La Fontaine, Bossuet, und Montesquieu Ehrensäulen zu errichten. (Times.) Welche Zusammenstellung. Montesquieu und Pascal? Bossuet und La Fontaine? D.

Legte man der Vernunft selbst die Frage vor: „Wer ist ein großer Herr?" so müßte sie unstreitig antworten: „Wer Ehrgefühl, Redlichkeit, Kenntnisse, Verdienst, Leutseligkeit besitzt, sein Vaterland liebt, und ihm mit Eifer und Muth dient, der ist gewiß einer, bei andern Eigenschaften ist er es aber nicht." Wer nur in dem einen solchen sucht, dessen Vorfahren einmal tapfer gewesen sind, hat so wenig vernünftige Grundsätze, als man es Gerechtigkeit nennen dürfte: wenn der Richter dieselbe nicht auch gegen seinen eigenen Vortheil in Ausübung bringen wollte. (Journ. gén.)

Dr. Aloys Sennefelder aus München, Erfinder der Lotographie, hat von der französischen Regierung ein Patent über seine neue Art dieser Erfindung erhalten: indem er statt der steinernen Platten, deren von Pappe (vielleicht Preßspan) nimmt. Man hat schon zu Paris eine Anstalt dazu eingerichtet. (Journ. d. Comm.)

Ein Dr. Raynaud hat ein Wörterbuch aller gleichlautenden französischen Wörter herausgegeben. (Journ. d. Comm.) Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Calembourgs.

Zu Grätz in Steyermark hat ein Doktor Vest ein neues Metall entdeckt, dem man den Namen Vestium gegeben hat, und welches besonders dadurch bis jetzt von allen andern sich unterscheidet, daß es nur durch Verbindung mit Arsenik reduzirt werden kann. (Journ. d. Comm.)

Das Journal de Paris nennt als Verfasser der neuen Zeitschrift: „Bevollmächtigter der Vernunft" einen Corsen, Namens Paoli, und fügt folgende Skizze hinzu. Von 1793—1799 gab er in Brüssel ein Blatt, betitelt: „Merkur" heraus, das nichts als heftige Schmähreden gegen Frankreich enthielt. Als die Franzosen jene Stadt besetzten, floh er eiligst über den Rhein nach Regensburg, und gab dort eine neue Zeitung heraus, worin er auf sein Vaterland schimpfte (!) Die Kriegsereignisse führten indeß die Franzosen auch hierher; und der General welcher den Vortrab befehligte, sandte ein Paar Militärs voran, welche unerwartet bei dem Zeitungsschreiber eintraten, und ihm 25 Stockprügel aufzählten, die er selbst nachzählen und hierauf einen Schein darüber ausstellen mußte. Dieser Schein, so wie die ganze Anekdote befindet sich in einer Nummer des „Orakels" von 1801. (Journ. d. Par.) Daß sich die Franzosen solcher Gewalt-Streiche noch rühmen!! D.

Wie der französische „Kalender der Siege" sich zuweilen hilft, davon folgendes Beispiel: 27. März 1793. Die Preußen greifen den General Cüstine zu Lingen mit Uebermacht an. Der Commandant Dellmas thut Wunder der Tapferkeit. Nach standhafter Gegenwehr ziehen sich die Franzosen in guter Ordnung auf Worms zurück. (Journ. gén.) Also ein Rückzug ist auch ein Sieg?

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 12. April. 59stes Blatt.

Das Maria-Bild.

Von Amalie von Selt.

Alfred, Reinhold und Gregor, drei junge Krieger, die siegend mit ihrem Heer in das feindliche Land gedrungen waren und nach dem längst geschlossenen Frieden mit diesem noch immer dort weilten, schlenderten, unter dem hellen Geklirr ihrer Säbelscheiden auf dem Steinpflaster, durch die Gasse hinab. Wie sie sorglos durch die ernste, alte Stadt hin schritten, ertönte das feierliche Geläut einer Glocke; eine ehrwürdig gothische Kirche lag vor ihnen. Reinhold, der jüngste von ihnen, richtete die freundlich blauen Augen voll Sehnsucht auf das alte Gebäude und sagte herzlich zu den Gefährten: „Lieben Brüder, noch hat wohl Keiner daran gedacht, dem Himmel zu danken, daß wir unversehrt unter den Tausenden der Gefallenen standen; mir ist, als mahnten jetzt die ernsten Glockenklänge; laßt uns durch die gastlich offene Thür in die heiligen Hallen treten." — Gregor und Alfred aber meinten: zu Buß-Psalmen sey es noch Zeit genug, und der heutige Abend zu schön, ihn also zu vertrauern; könnten sie aber so viel Heiligkeit, als sie zum Kriegsleben brauchten, mit nehmen, wenn sie sich in den alten Mauern zeigten, so solle es ihnen auf ein Durchschreiten nicht ankommen. So gingen sie lachend und geräuschvoll die Stufen hinan und durch die Hallen der Kirche hin. Reinhold fühlte tief das Verwerfliche so ungeziemlicher Rede; den Spott der Kameraden fürchtend, hatte er jedoch nicht den Muth, ihnen zu widersprechen; ehrfurchtsvoll aber folgte er still und langsam den Beiden. — Noch war Alles leer, nur ein alter Kirchner stand unweit des Altars und sah, mit Unwillen in den frommen Zügen, den fremden Kriegern nach. Freundlich grüßend ging Reinhold bei ihm vorüber und blieb jetzt vor einem Maria-Bilde stehen, das, von hellem Kerzenschein umleuchtet, in himmlischer Verklärung vom Hochaltar nieder sah. Die Heilige blickte auf den sanft umfaßten Sohn; das göttliche Kind aber sah auf Reinhold nieder, als wolle es fragen: willst auch Du mich verleugnen?! — Der Jüngling fühlte sich wunderbar ergriffen; das Gemälde führte ihm das Andenken an die eigene fromme Mutter, an ihre Segensworte bei seinem Scheiden und ihre innige Bitte: Halte fest an Deinem Gott! zurück. — Wie nun Alfred zu ihm trat, ihn ans Weitergehen zu mahnen, sagte er sanft, aber bestimmt: „Geht nur immer hin, ich weile hier!" Und wie auch ferner des wilden Kriegers Spott auf ihn eindrang, er sagte nur, ernst mit den blitzenden Augen ihn anschauend: „Hier ist kein Ort zum Streite, laß mich!" — da ging Alfred mit Gregor. Der alte Kirchner aber legte traulich seine Hand auf des Jünglings Arm und fragte väterlich: „Lieber Herr, wie kommt Ihr nur in so wüste Gesellschaft?" — „Ich frage mich das in diesem Augenblick wahrlich selbst!" entgegnete Reinhold; „aber sagt Ihr mir, alter Vater, wie ist es: daß es mir vor diesem Bilde mit einem Mal so klar wird, wie ich nicht zu ihnen gehöre?" — Da lächelten die ehrwürdigen Züge des Greises, und er sprach freundlich geschwätzig: „Mit dem Bilde hier hat's wohl eine ganz eigene Bewandniß; mich selbst, sonst einen

verwilderten Gesellen, hat es auf rechten Weg geführt. Aus Dankbarkeit hab' ich in der Chronik dieser Kirche und vielen alten Pergamenten gelesen, bis mir die Wunderkraft dieses Bildes über gute, vom Welttreiben verwilderte Gemüther klar ward. Wollt Ihr, lieber Herr, so theil' ich Euch mit, was ich weiß." — Reinhold nahm das Anerbieten dankbar an; Beide setzten sich dem Gemälde gegen über und der Greis begann: „Diese Kirche gehörte einem Nonnen-Kloster zu, dessen hochgewölbte Gänge nun wüste und verödet stehn. Als noch die Hora der gottgeweihten Jungfrauen hier erschallte, wandelte unter ihnen eine, die man ihres so sehr frommen Treibens wegen die heilige Klara nannte. Ein unlösbares Gelübde der Mutter hatte Klara, die mit ihrem weltlichen Namen Mathilde hieß, schon als Kind dem Kloster zugesagt; so lebte denn die Kleine in der Einsamkeit, unter den Augen der Mutter; mit ihr ein armer angenommener Knabe, Namens Kunibert. Frau Elsbeth fand ihn einst weinend auf ihrer Thürschwelle, und erzog ihn als Bruder ihrer Mathilde; die Kinder wuchsen mit einander auf und alle zarten Saiten ihrer Herzen schlangen sich fest in einander. Frau Elsbeth freute sich der Geschwisterliebe ihrer Kinder, wie sie Beide nannte, sprach oft recht erbaulich und fromm in abendlichen Stunden zu ihnen, und waren dann die drei Herzen gerührt und erweicht, so reichte sie der Tochter die Harfe, die spielte dann ein geistlich Lied und Kuniberts volle Stimme begleitete des Mädchens frommen Gesang; Frau Elsbeth aber faltete die Hände und sah betend mit inniger Mutterliebe auf die Beiden. So gingen Jahre hin; Kuniberts Talent für die edle Maler-Kunst entwickelte sich und er ward ein geschickter, weit berühmter Künstler. Die Zeit aber, da Mathilde den Schleier nehmen sollte, kam näher und mit ihr den sogenannten Geschwistern die schmerzliche Ueberzeugung: daß Eines mit dem Andern das Glück, den Frieden des Lebens verlieren würde. Frau Elsbeth sah mit Erschrecken die helle Flamme, die in Beider Herzen aufschlug, und drang schnell auf Trennung. Kunibert sollte fort, im fernen Italien seine Kunst noch weiter aus zu bilden. Der Jüngling sprach in der Abschiedsstunde mit froher Hoffnung vom baldigen Wiedersehen; Mathilde aber ahnte aus manchem heimlichen Gespräch mit der Mutter, daß es wohl ein ewiges Scheiden sey. Als er nun fern war, da ward ihr das Haus so weit, so öde, sie sehnte sich nach ihrem Ziele. Frau Elsbeth gab ihren Bitten nach und führte sie noch vor Ablauf der bestimmten Zeit den heiligen Mauern zu. Ein ewig gleicher sanfter Ernst blieb von dem Augenblick an in ihren edlen bleichen Zügen und verließ sie nie mehr; einer Heiligen gleich war ihr Wandel und fromm ergeben ihr Gebet; nur ein Wunsch strebte noch hinaus: er galt Kunibert; sie wollte ihn nicht wieder sehen, nein! er sollte nur fromm, nur glücklich seyn. — Wie aber der Jüngling aus dem schönen Hesperien heim kehrte, und nun vergebens die Geliebte rief, da faßte ein wilder, unbändiger Schmerz seine Seele; ihn zu betäuben, ihn ab zu werfen, stürzte er sich in den wilden Strudel der Welt, daß er brausend über ihn zusammen schlug und dem sonst so frommen Kunibert Untergang drohte. — In Klara's stiller Zelle erschallte die Kunde von des Lieblings wildem Treiben und füllte ihr Herz mit namenlosem Kummer; im ernsten Gebet hob sie die Hände zum Himmel auf; ihre schwache Stimme ward gehört und ein Gedanke in ihrer Seele wach, der Kunibert dem Himmel wieder geben sollte. — Sie selbst, Aebtissin des Klosters geworden, rief nun ihren Beichtiger zu sich und bat ihn um Beistand zu ihrem Beginnen; er gewährte. — Von einem wilden Gelage heim gekehrt saß Kunibert, das wüste Haupt in die Hand gestützt, auf seinem Kämmerlein, als der geistliche Herr zu ihm eintrat; mit freundlichem Gruß setzte sich der Mönch zu ihm und trug ihm sein Begehren vor: für das Kloster St. Maria das Muttergottes-Bild mit dem Jesus-Kinde zu malen. „Ehrwürdiger Herr!" sagte Kunibert düster lächelnd; „so heilige Züge möchten mir wohl schwerlich glücken; ich bin ein gar wilder Gesell worden, seit der Himmel mir mein Liebstes nahm, und soll ich nun vollends in des Klosters Kirche selbst malen, wie Ihr es fordert, so wird das schwerlich was rechts werden, denn jene Mauern sind es eben, die meine Geliebte mir verschließen." — Der Mönch aber ließ nicht nach, und Kunibert gelobte endlich, binnen kurzer Frist das Werk zu beginnen. — Wie er nun hier in der Kirche an seine Arbeit gehen wollte und in sich vergebens nach reinen himmlischen Zügen zu dem Bilde rang, wie es wild und wilder in ihm stürmte, als er sich seiner Mathilde Nähe dachte, da klangen leise ergreifende Accorde vom Orgel-Chor herab, lauter und voller rangen sich die Töne durch die hohen Säulengänge an Kuniberts Herz, das, die alte Weise aus Frau Elsbeths kleinem Zimmer wohl erkennend, schmerzlich wunderbar erbebte. Ihm war wieder, als säß' er wie einst mit der holden Gespielin neben der Matrone, als höre er wieder ihre frommen Worte und dann Mathildens reine Stimme im ernsten Liede. Er kniete nieder, er beugte die Stirn tief auf des Altars Stufen, und als er aufsah, stand ein engelschönes Kind neben ihm, einen weißen Lilienzweig in dem zarten Arm; die reinen glänzenden Blumenglocken ihm zuneigend, lächelte es ihn an, und wie ein heller Strahl drang es aus des Kindes Antlitz in Kuniberts verdüstertes Gemüth. — Hell und rein, im verklärten Glanze, schwebte das Bild der Gottesmutter mit dem Kinde vor seiner Phantasie, die alte Kindeswelt schloß sich in seinem Inneren wieder auf und mit getrostem Sinn ging er still an seine Arbeit. Die Töne klan-

gen fort und fort; oft wohl füllte sich sein Herz mit unendlicher Sehnsucht, mit heißem Schmerz; immer aber stand ihm dann das Kind zur Seite, der Blumenduft umfloß ihn stärkend und die freundlichen Worte des Kleinen drangen so hülfreich in seine Seele, daß ihm oft war, als kämen sie nicht aus eines Kindes Munde; und sie waren doch so einfach, so prunklos. — Wochen vergingen, Kunibert traf das Kind wie die lieben Töne täglich bei seiner Arbeit, und diese schritt rasch und wunderbar gelungen vor. Aber auch in seiner Seele rang sich das Bessere unter diesen Umgebungen immer bestimmter empor, und immer fester ward sein Wille, immer ergebener sein Sinn und oft klang seine Stimme, wie einst zu Mathildens Harfe, jetzt zu Klara's Orgeltönen, bebend zwar, doch heilig, durch die hohen Bogengänge. Klara hörte sie und froher Dank füllte ihre Seele, ihre fallenden Thränen begleiteten seinen Gesang, ihre Stimme vermochte sie nicht zu erheben. — Als nun das Bild vollendet war und die reinen, rührend schönen Züge ihn selbst mit hoher Andacht erfüllten, so daß er nieder kniete und ein Gebet zu ihnen aussprach, da war's, als lächelten die Beiden voll Huld auf ihn nieder, ihn umfloß ein schimmernder Glanz, und wie er den Blick erhob, siehe da schwebte das Kind in lichter Verklärung hoch und höher über ihn, den Lilienzweig wie grüßend zu ihm neigend, immer lichter ward die zarte Gestalt und löste sich jetzt in einen glänzenden Schein. Kunibert aber betete noch lange, dann erhob er sich, legte mit kunstreichem Pinsel, zum ewigen Andenken, einen Lilienzweig in des Jesus-Kindes Arm, und umzog das ganze Bild mit hoch aufrankenden Passions-Blumen. Er selbst lebte von Stund' an als ein frommer Einsiedler und starb endlich mit der frommen Aebtissin an einem Tag, in einer Stunde. — Dem Bilde aber ward wunderbare Kraft: wer sich ihm naht mit heiligem Willen, vor dessen Seele schwindet jedes Irrthums Nacht, der erkennet sich, sein höheres Ziel, und verwirft, was ihn bethörte." — Der Kirchner schloß hier seine Legende; wie aber einst, als Kunibert seine Arbeit hier beginnen wollte, so erschallten auch jetzt die ernsten Orgelklänge. Reinhold war, nur der Rede des Alten lauschend, nicht gewahr worden, daß nach und nach die Kirche mit Menschen sich füllte; als aber nun ihre Stimmen in einem Halleluja zusammen klangen, sah er auf und innig gerührt über die Versammlung hin, dann aber richtete er sein Auge wieder auf das Bild. — Wie Klara für ihren Kunibert, so hatte die fromme Mutter gewiß daheim für ihren Reinhold gebetet; wie die heilige Madonna das göttliche Kind, so hatte der Mutter Arm auch ihn, den Knaben, oft umschlungen; er hatte seit Jahren nicht so herzlich gebetet als heute. — Der Gottesdienst war zu Ende, Reinhold verließ die Kirche. Noch tief in seinen Gefühlen versenkt schritt er die Gasse hinab; ein wilder Tumult drang ihm plötzlich entgegen. In der Menge Mitte ward eine Bahre getragen, ein weißes, blutbeflecktes Tuch hing darüber hin; Reinhold fragte ahnend einen Kameraden. Der entgegnete: „Alfred erzürnte sich mit Gregor beim Würfelspiel vergebens redeten wir zur Sühne, die weinerhitzten Gemüther hörten nur sich, die losen Schwerdter waren blitzesschnell aus der Scheide, und Alfred hat es mit dem Leben bezahlt." — Reinhold schauderte zusammen. „O Mutter!" sagte er leise in sich hinein, „hielt mich Dein Gebet im Gotteshause? klang Deine liebe Stimme im Geläute der Glocken zu mir und rief mich schützend über die heilige Schwelle? — O Mutter, Dein Reinhold soll diese Stunde nimmer vergessen!"

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Der witzige Leipziger Professor Aug. Wilh. Ernesti nannte (1780) den Ausdruck „Statistik" einen Göttingischen Barbarism. Er ist eben so ungereimt, als wenn man „Natistik" für Genealogie brauchen wollte. Dennoch ist diese Vox hibrida dem Nichtdeutschen unentbehrlich, um „Staatsbeschreibung" oder „Staatskunde" deutlich aus zu drücken.

Das Leben. (Nach Owen.)

Allen dasselb' im Beginnen, vollendet es Jeglichem anders:
Denn die Gesundheit ist eins, aber die Krankheit Millionen.

L. Jung.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Die vorzüglichste Theater-Neuigkeit in diesem Jahre wurde uns am 16. März mit der „Donna Diana" Lustspiel in drei Akten, gegeben. Dieses, ursprünglich dem Spanier Don Augusto Moreto y Cabana zugehörige Werk (im Original „El Desden con el Desden") stellt uns diesen Dichter so vortheilhaft dar, wie ihn die Folgezeit, wenn man mehrere Stücke von ihm etwa bloß übersetzte, bei uns wohl kaum erhalten wird; überhaupt dürfte später sich wieder erweisen: daß die Deutschen, in ihrem Geschmack wenigstens, so wankelmüthig sind, als fast kein Volk. Selbst die Anhänglichkeit, die man für das Fremde hegt, wird uns schnell wieder fremd, indem sie einer anderen Raum giebt, die auch nicht dauert. Man mag indessen dieser, nicht immer angenehmen Erfahrung entgegen setzen: daß Alles doch in den Kenntnissen Vortheil schafft; selbst das allgemeinere Verständniß mit der spanischen Literatur ist hier schon ein an sich gültiger Gewinn in der Richtung, welche Deutschlands geistige Kräfte nun einmal genommen haben und die Kunst zu übersetzen — in welcher wohl die Deutschen von keinem andern Volke übertroffen sind — bildet sich zugleich immer mehr aus. Es ist dabei löblich, daß die Uebertragungen aus dem Spanischen jetzt von Vielen gefördert werden, rühmlich auch, daß ein Verleger (Hr. Brockhaus in Leipzig) es sogar wagen wird, eine Ausgabe vom Calderon im Original zu liefern. — Was mich veranlaßt, über den Original-Dichter der „Donna Diana" obige Meinung zu äußern, ist der Umstand: daß von seinem Werk hier fast nur noch der allerdings sinnreiche Plan und im Gange die, recht geschickt gezogenen Hauptlinien stehen geblieben sind; Ausfüllung und Bekleidung — ja zum Theil auch mehr noch — ist ihm allmählig von guten Köpfen immer weiter und man darf sagen, immer besser umgestaltet worden, und namentlich hat es dem Gozzi viel zu verdanken, obwohl er zuweilen bis zu schnöder

Gemeinheit sich verleiten ließ. — Mit Benutzung der Vorgänger hat West das Bühnen-Repertoir nun von Neuem mit einer Bearbeitung bereichert und man wird ihm zugestehen, daß er es mit großer Umsicht und vielem Talent that: sich also das Glück verdiente, welches die Darstellung überall machte, wo diese eine gute zu nennen war. Selbst bei den bedeutenden Veränderungen in Wesen und Form ist dem Stücke viel Zeugniß seiner Abkunft geblieben und der Bearbeiter versöhnt sich sogar die, welche ein Werk der Fremde gern recht genau wieder gegeben sehen, eben weil es den Deutschen eigen ist, die Eigenthümlichkeit Anderer gern zu beachten: die Einen zum Studium, die Vielen aus Laune. — Auch die neuesten Umbildungen, welche West auf Müllners Rath (man sehe dessen Almanach für Privat-Bühnen, 1819 S. 189 bis 192) und mit dessen Hülfe unternahm, haben den Anstrich des Ganzen nur insofern verändert, als nun die Nebenpersonen bedachter in die Folgerichtigkeit der Handlung eingefügt sind und es war keine leichte Aufgabe, dem deutschen Gemüthe hier zu Hülfe zu kommen, ohne die Leichtigkeit zu verwischen, mit denen spanische Dichter das Lustspiel überhaupt hingaben. Hatten sie den Haupt-Personen die sinnreiche Beleuchtung durch jede Wendung hervor gebracht, so blieben sie ziemlich unbekümmert um ein Paar Nebengestalten, und sobald die größere Intrigue endet, wissen sie mit allem Uebrigen oft nur zu leicht fertig zu werden. Daher läßt aber auch jeder ihrer Stoffe eine mannigfache Benutzung zu und so, wollte man etwa eine größere Einheit der Haupt-Idee feststellen, könnte z. B. der, dem Originale nicht fremde Gedanke: daß Don Luis und Don Gaston wohl nicht eigentliche Liebe zur Diana fühlen und nur gegen die Gleichgültige, ja fast Verachtende die Ehre des Männer-Geschlechts retten wollen, wirksam seyn. Es würde dieser mehrfache Kampf des Stolzes gegen den Stolz nüanzirt von dem nur gespielten Stolze des Cesar, und jener Zustand der Beiden würde dann die Liebe zu Laura und Fenisa sehr rasch motiviren, da nur der kämpfende Verstand an Donna Diana hielt, die Herzen selbst aber unaufgehalten ihrer Neigung folgen — zum Theil schon gerechtfertigt durch den Charakter des Südens — nachdem ein Anderer (hier Don Cesar) die Aufgabe zu lösen und so auch ihren Verstand frei zu machen weiß. Dann wären der einleitenden und leitenden Neben-Scenen weniger; sie selbst konnten in kurzer Rede sich aussprechen; des Spaniers Vorzeichnung wäre mehr beibehalten, die Leichtigkeit des Ganzen vielleicht noch erhöht worden. — Ich will mit dem Gesagten bei weitem minder eine Kritik entwickeln, als das Vergnügen zeigen, über eine so willkommene Erscheinung, wie diese Theater-Neuigkeit ist, noch selbst im Denken angeregt zu seyn. — Man hat in mehreren Beurtheilungen es getadelt: daß Don Cesar sich vom Perin zu sehr rathen und führen läßt; aber, wenn auch die spanischen Dichter überhaupt in der Charakteristik die Dichter anderer Völker schwerlich erreichten — obwohl Moreto in diesem Punkt psychischer Berechnung über den Calderon stehen möchte, sobald nämlich von leichteren Auffassungen die Rede ist — so wissen sie dagegen ein Gefühl und besonders das der Liebe in allen Momenten und Verwandlungen sehr genau zu erkennen. Ist ja doch auch der Süden mehr das Land des Herzens, wenn auch allerdings eben dadurch die Schwachheiten desselben, die sich zu den empörendsten Verbrechen steigern können, dort noch in höherer Regsamkeit sind, als irgendwo. — Wer bei solch einer Liebe, wie sie im Cesar herrscht, volle Besonnenheit zeigen könnte, macht seine Liebe verdächtig, da diese unfehlbar eher dem schwersten Leide sich überläßt, als daß sie sich zum Kampf wider das Geliebte rüstete. — Die wahre Liebe weiß in ihrer ersten Gluth nichts von der Weltweisheit; wie eine Blüthe nach der Sonne, wendet sie sich schmiegsam nach ihrem Gegenstande; deshalb hat Moreto vollkommen recht, die Besonnenheit hier von einem Andern — der nur so nebenher liebt — predigen zu lassen und es ist auch überaus gut, daß Cesar immer wieder in seine alte Stimmung zurück will; ja er besiegt sie ein paar Mal fast zu glücklich, als daß es nicht dem zarten Gefühle Schaden thäte, und dies zu vermeiden, ist die schwerste Aufgabe für den Schauspieler, der den Cesar giebt, da die blendenden Contraste ihn selten auf der ächten Linie lassen werden. Besonders ist die sechste Scene des zweiten Akts (in welcher die Einschaltung von Müllner wohl entschieden besser ist, als die Zeilen von West, die im erwähntem Almanach S. 191 als Variante noch mit abgedruckt sind) der höchsten Aufmerksamkeit zu empfehlen, weil leicht ein kleiner Groll gegen Cesar entstehen kann, wenn er die Last der Verstellung nicht mit leisen Andeutungen noch fühlen läßt. Selbst Herr Wolff, der den Cesar mit seinem vollen Studium sehr bestimmt und glücklich zeichnet, trifft die vielfache Mischung der Empfindungen hier nicht immer glücklich genug, indem der Künstler die Uebergänge ein wenig schroff giebt. Auch störte mich in dieser Scene das, wenn auch noch so gewandt abgemachte Wegwerfen des Barets; es ist ein Anschicken zu dem Nächstfolgenden, welches leicht als Verkündigung eines Theater-Effektes angesehen wird. So Unbedeutendes abgerechnet, bewährte Hr. Wolff auch diesmal sich als Meister. — Im Allgemeinen bin ich auch fest überzeugt, daß auf keiner Bühne eine solche Darstellung dieser werthvollen Neuigkeit geleistet werden kann. Hrn. Beschort (Perin) muß ich, nach meiner Ansicht, den ersten Preis zuerkennen; dieser Ton, diese Leichtigkeit, Aufmerksamkeit und anständige Einfügung glücklichen Spieles überall erhält eine unaufhörliche Ergötzlichkeit. Eine einzige Scene veranlaßt mich zu einer Bemerkung; nämlich die im Garten, wo Diana auf die Wirkung ihres musikalischen Talents rechnet. Hier will Perin sichtlich den Prinzen verhindern, auch nur einen Blick auf die Geliebte zu werfen; aber es müßte doch so geschehen, daß er vor der Prinzessin den Schein rettet: er thue das Mögliche, um Cesar aufmerksam zu machen. Er hat aber meistens der Prinzessin den Rücken zugekehrt, da es doch jenen Schein, wie auch den komischen Effekt nicht stören würde, wenn er zuweilen in anderer Körper-Wendung dennoch des Prinzen Blicke seitwärts ab zu wehren strebte; ja es würde noch etwas Gutes haben, indem es die Abhängigkeit des Prinzen milderte. — Mad. Stich (Diana) hat mit jeder Vorstellung gewonnen, besonders schloß diese junge Künstlerin den ersten Akt dem Ganzen ihrer Darstellung später um Vieles geschickter an. Nicht die Spröde sieht man jetzt — die, bis zur Verachtung gehend, immer einen Schimmer von Koketterie verräth, indem sie ja doch Gewährung, wenn auch im fernsten Hintergrunde, andeutet — man erkennt jetzt die herrschende Gleichgültigkeit, ein völliges Zurückziehen auf sich selbst, weil sie die Würde ihres Geschlechts gegen die Anmaßungen der Männer repräsentiren will; und sie verfällt dann nur erst selbst in Anmaßung, sobald sie ihre unhaltbare Ansicht vertheidigen muß. — Ueberaus vortreflich giebt Mad. Stich die sehr schwierigen Schlußscenen, wo die Sitte gerettet werden soll und doch nur sehr spärlich gerettet werden kann. Hier ist ein meisterhaftes Vertheilen der Wirkung widerstrebender Empfindungen, so wie auch Hr. Wolff dabei mit der wohlthuendsten Zartheit eine künstlerische Vermittelung zu bereiten weiß. — Mit wenig Worten: die Darstellung der Haupt-Personen ist fast überall so im Einklange, daß, wenn die Stimmung des Tages eine derselben ein wenig zurück läßt, die anderen ihr den Preis sogleich streitig machen; gewiß ein hohes Lob, wenn es auch nicht pomphaft klingt. — Unter den Nebenpersonen zeichnen sich Hr. Maurer (Gaston), Mad. Eunike (Floretta) und Demoisf. Reinwald (Laura) aus. — Costüme und Dekorationen sind geschmackvoll und würdig; in der Garten-Scene ordneten sich die musicirenden Damen zu einem höchst lieblichen Bilde, nur stören die mißrathenen gemalten Figuren und eines der hübsch, obwohl übergroß gemalten fremden Gewächse (Caladium bicolor). Für den Vorgrund sind sie von Wirkung, für den Hintergrund aber zu brillant. Etwas Unscheinbares an der Stelle würde auf das belebte Bild vortheilhaft wirken. Gz.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 14. April. 60stes Blatt.

Das Erdbeben.

Von Karl Stein.

Der Amtsrath Frank wohnte auf seinem Gute, eine Stunde von J., wo Ludwig, der einzige Sohn seines Bruders, studirte. Papa kannte sein Söhnlein, das in der Munterkeit ein Ultra war, und hatte deshalb dem, in der Nähe der Hochschule lebenden Bruder die Ober-Aufsicht über den Neffen anvertraut. Der Amtsrath war jedoch selbst kein Kopfhänger und sah nicht selten durch die Finger, wenn Ludwig irgend einen ausgelassenen Streich vollführt hatte; allerdings hielt er ihm dann jedesmal eine moralische Vorlesung; da er aber bei dem Textlesen nicht immer das Lachen verbeißen konnte, weil ihn im Grunde das lustige Treiben ergötzte, so hatte der Neffe die eigentlichen Gesinnungen des Oheims bald weg und legte sich wenig Zwang auf. So geschah es denn auch, daß er dem Amtsrath sehr oft die Ehre gab, ihn in Gesellschaft mehrerer guten Freunde draußen zu besuchen; die Zahl der Begleiter ward von Woche zu Woche größer, ihr Durst und Hunger immer bedeutender, ihre Fröhlichkeit stets zwangloser und lauter, dagegen der Zeitraum zwischen den Heimsuchungen immer kleiner, immer kürzer. — Diese Feste waren dem alten Herrn in mehr als einer Hinsicht sehr unangenehm, da sie seine gewohnte Ruhe störten und namhafte Kosten verursachten. Außerdem machten sich die munteren Gäste nicht selten über den Wirth lustig, der, als ein Mann von der alten Welt, sich noch immer so kleidete, wie er vor dreißig Jahren zur Trauung in die Kirche gegangen war, es auch sehr gern sah, daß seine Gattin Sophie und deren jüngste Schwester Regina ihre Gewänder im Schnitte jener schönen Zeit — wie er sie nannte — behielten. Endlich ließen sich auch die Fröhlichen nicht stören, wenn ein Gewitter herauf zog; im Gegentheil war ihr Treiben dann noch geräuschvoller als sonst, und dieser Umstand war gerade dem Hausherrn am widerwärtigsten; denn seit seiner Jugend, als ein Blitzstrahl in einen Baum neben ihn geschlagen und ihn selbst ohnmächtig zu Boden geworfen hatte, war er sehr ängstlich, sobald es donnerte oder auch nur stürmte. Während eines Gewitters mußte es im ganzen Hause so still und ruhig seyn, wie in einem Grabe, und der sonst strenggebietende Hausherr ward in solchen Stunden zu einem Zitternden, der, so lange der Donner hörbar rollte, den Kopf in die Kissen seines Bettes steckte und daraus nicht eher auftauchte, als bis man betheuerte: daß nichts mehr zu hören und zu sehen sey. — Nun zog an einem schwülen Sommer-Abend ein starkes Gewitter herauf, während die Burschenschaft in seinem Hause überfröhlich und folglich auch überlaut war; es schien ein Wettstreit zwischen der Gesellschaft und dem Donner zu seyn, wer von beiden mehr Lärm machen könne; da ließ der alte Herr in der Angst seines Herzens die Gäste beschwören: sie möchten ihre Fröhlichkeit mit etwas weniger Tosen äußern; aber die Herren antworteten keck: der Hausherr solle nur zu ihnen kommen und mitsingen, mittrinken, damit er, gleich ihnen, die Welt sammt allen Ungewittern vergesse. Jetzt beschloß der Wirth: dem

Neffen das Haus für solche Gelage zu verbieten, und führte, als das Gewitter vorüber war, den Entschluß mit ernster Strenge aus, indem er dem Neffen ankündigte: daß ihm für die Zukunft die Thür verschlossen bleibe, sobald er in Gesellschaft komme. „Das ist mein Wille!“ setzte Onkelchen hinzu; „jetzt sage ich es Dir ohne Zeugen, um Dich zu schonen; kehrst Du aber in Begleitung zurück, wirst Du sammt Deiner Brüderschaft laut und derb zurück gewiesen!“ — Ludwig versprach zu gehorchen, machte gute Miene zum üblen Spiel und dachte dabei: „Der Oheim wird nicht ewig grollen; seine schwache Seite ist verletzt, doch der Zorn geht vorüber! Wir sehen uns dennoch wieder!“

Im Sinne dieses Wahnes machte er nach einigen Wochen den Versuch, dem alten Herrn die Erlaubniß ab zu dringen: daß er bei dem bevorstehenden Geburtstage des Neffen einige Freunde auf dem Gute bewirthen dürfe; der Amtsrath verneinte jedoch fest und bestimmt und wiederholte seine alte Drohung. — Schlimm, sehr schlimm, denn Ludwig hatte in der Hoffnung: daß der Oheim, von seiner Gutmüthigkeit gemeistert, an dem Tage eine Ausnahme machen werde, seinen Freunden das Ehrenwort ertheilt: daß sie draußen bei ihm fröhlich seyn sollten. Diese Zusage mußte erfüllt, auch gegen des Verwandten Willen erfüllt werden. Aber wie war das zu machen? — Da führte der Zufall ihn zu einem Gedanken, der bei geordneter Ausführung günstigen Erfolg hoffen ließ. — „Was uns aus dem Hause entfernt hat, das muß uns auch wieder in das Haus bringen!“ sagte er sich. „Onkelchen wird freilich zürnen, aber sein unendliches Wohlwollen wird ihm auch die Verzeihung abnöthigen und am Ende lacht er noch selbst über den lustigen Streich!“ — So eilte er denn zur Bethätigung seines Einfalles. Vernehmen wir das Wie? von dem alten Herrn selber, der seinem Bruder am nächsten Posttage nach Ludwigs Geburtsfest das Geschehene brieflicher Weise also meldete:

„Nein, das ist zu arg, Herr Bruder!“ schrieb er, „es ist unerhört! Dein Sohn ist ein Taugenichts, von dem ich mich für immer lossage. Er will sein Wiegenfest bei mir feiern; ich schlage es ihm, aus Gründen, die ich Dir bereits angezeigt habe, ab. Was thut der Bube? O, ich möchte rasend werden, wenn ich nur daran denke! Du weißt, daß ich bei Natur-Begebenheiten an einer gewissen Bangigkeit leide. Nun sieh, auf diesen Umstand hat Dein Sohn, der Luzifer, eine abscheuliche Schelmerei gegründet. — Ich hatte im Kalender gelesen, daß an dem Tage, an welchem Dein Bube geboren ist, diesmal Nachmittags eine Sonnen-Finsterniß statt finden werde; das ängstigte mich. Ich lasse den Schulmeister von Gersdorf zu mir bitten, den Wetter-Propheten, dessen Voraussagen fast immer eintreffen, und frage ihn wie gewöhnlich: ob es auch wohl mit der Finsterniß sonst etwas zu bedeuten habe? Er scheint unruhig, sehr ernsthaft, gegen seine Gewohnheit wortkarg, einsylbig, feierlich, und kopfschüttelt und achselzuckt fort und fort. Dieses Betragen spannt mich; ich dringe eifrig in ihn, und endlich läßt er sich zur Rede erweichen. „Wir werden an dem Tage“ flüstert er mir geheimnißvoll zu; „während oder bald nach der Sonnen-Finsterniß ein kleines Erdbeben haben; aber schweigen Sie, damit die Leute ruhig bleiben.“ — Denke Dir meinen Schreck! Ein Erdbeben, sey es auch noch so klein, ist doch immer entsetzlich. Mein Wohnhaus ist nicht neu, nicht fest; seit zehn Jahren wollt' ich es schon ausbauen lassen, und scheute nur die Unruhe. Jetzt fragte ich nun mit schlagenden Pulsen den Schul-Beelzebub um Rath. Er meinte: das Klügste sey, sich hinaus zu begeben auf das freie Feld, wo Einem wenigstens nichts auf den Kopf fallen könne. Das leuchtete mir ein; ich umarmte den Bösewicht dankbar und beschenkte ihn reichlich. Erdrosseln hätte ich ihn sollen, denn der Elende war bestochen und der Rath kam von Deinem Sohne her. Aber ich dankte ihm, versprach, die Weisung zu befolgen, und beschloß, Frau und Schwägerin mit mir in Sicherheit zu bringen auf das Blachfeld, ihnen jedoch durch Schweigen die Angst zu ersparen. — Beschlossen, gethan. Kaum ist an dem Unglückstage das Mittagmahl eingenommen, als wir einen sogenannten Spaziergang antreten; wir wandern am Busche entlang, durch die hohe Gerste und die Schwägerin unterhält uns mit dichterischen Bemerkungen über die Aussichten und die Schönheit der Natur. Ach, dacht' ich, die Natur wird bald grundhäßlich werden, und ist das Erdbeben nicht ganz schwächlich, so haben wir vielleicht in einer Stunde gar keine Aussicht mehr. — Eben verdunkelte sich die Sonnenscheibe am unteren Rande, als ich, o weh! mit Grausen bemerkte: daß im Nordwesten, woher gerade der Wind blies, ein pechschwarzes Gewölk herauf stieg. Aha! sagte ich bebend zu mir selbst, da kömmt ein Gewitter, mit ihm das bewußte Erdbeben, und wer weiß, was noch folgt, denn es ist Thatsache, daß die große Sündfluth und Natur-Revolution zu Noahs Zeit bei Nordwest-Wind eintrat; auch beweisen das die in Preußen, tief in der Erde liegenden Bäume, deren Wipfel insgesammt nach dem Südosten hin geschleudert worden sind. — Nun, daß ich es kurz mache, Bruder, es kam ein fürchterliches Unwetter; der Wind wird zum Sturm, der Donner rollt und ein Platzregen fällt hernieder mit untermischten Schloßen; Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, Windstoß auf Windstoß, und wir haben keinen Schutz, als einen Regenschirm, den ich aus Vorsicht mitgenommen, und einige Getreide-Garben, hinter denen wir uns vor dem Sturmwinde bargen. So stehen wir da, wie die armen Sünder am Hochgericht; mein Herz

pocht, meine Zähne schlagen wie im Fieberfrost an einander, meine Gebeine schlottern, denn ich sehe in jedem Augenblick dem furchtbaren Erdbeben entgegen. — Und warum dies Alles? Weil Dein Sohn, der Höllenbrand, Emil hat, mit seinen Jubel-Brüdern in meinem Hause toll zu leben und Küche und Keller zu plündern. Deshalb schafft er uns durch den gottvergessenen Wetter-Propheten fort und läßt uns unter freiem Himmel mit Zittern und Zagen zwei schreckliche Stunden verleben. Funfzehn Spießgesellen bringt er mit, als wir kaum den Rücken gewandt haben; lügt der Wirthschafterin vor: er habe meine Erlaubniß zur Begehung des Festes, fordert Wein vollauf und bestellt ein Abendessen. Die Gesellschaft requirirt den Saal, trinkt meinen Wein und singt und jubelt höllenmäßig, während ich draußen zähnklappere und Angstschweiß vergieße. — Zwei ewige, bange Stunden sind durchseufzt, das Erdbeben ist nicht gekommen; statt dessen erscheint jetzt in der Ferne ein Mensch, der hastig sich uns nähert. Es war der Gärtnerbursche Heinrich, den die Wirthschafterin, welcher der Handel am Ende doch verdächtig vorkam, als Boten ausgesandt hatte, mir zu melden, was daheim vorgehe. — Nun wurde mir augenblicklich Alles klar; ich sah deutlich die Quelle und den Grund der Weissagung von dem Erdbeben, und meine Angst verwandelte sich in Wuth gegen den heillosen Plagegeist. Die Weiber zurück lassend eile ich nach Hause, treibe die tobenden Geister aus und lese dem Wildfang den Text auf gewaltige Weise; ja, Bruder, es fehlte wenig, so hätte ich ihm handgreiflich die eben von ihm genossene Wohlthat vergolten, und ihm für das Erdbeben ein Gliederbeben gemacht. — Weißt Du, was der Hasenfuß mir auf mein Schelten antwortete? Es thue ihm zwar sehr leid, daß ich viel Widriges habe erdulden müssen, was er gar nicht geahnt hätte, indessen habe er nicht anders gekonnt, da er einmal für das Fest sein Ehrenwort verpfändet hätte. Nun, ich diente ihm tüchtig. Komm mir nicht wieder vor die Augen, Bösewicht! schalt ich. Und Dein Vater soll Alles haarklein wissen. Er legte sich auf's Bitten. Nichts da; ich war zu ergrimmt. Er mußte fort und soll mir auch vom Leibe bleiben auf immerdar. Das habe ich Dir hiemit anzeigen wollen, damit Du Dich nicht wunderst, wenn er Dir etwas über meine Härte schreiben sollte."

Aber er hütete sich wohl, dem Vater etwas von der Geschichte wissen zu lassen; er bestürmte lieber den wackeren Oheim — dem noch dazu der böse Zufall durch das Gewitter, den Sturm und Platzregen mehr Plagen über den Hals geführt, als Ludwig gedacht hatte — mit schriftlichen und mündlichen Bitten so lange, bis dieser dem Neuigen vergab. — Vier Wochen später schrieb der Amtsrath in einem Briefe an seinen Bruder: „Deinem Ludwig habe ich das Erdbeben verziehen; der Schelm bat gar zu schmeichelnd, sprach so viel von seiner Reue, gelobte sehr feierlich Besserung, und eigentlich war ich auch zu hart gewesen, als ich ihm Alles rund abschlug. Er hatte einmal sein Ehrenwort gegeben — im Grunde freut es mich, daß er auf Ehre hält. Es war ein Jugendstreich, freilich ein recht derber; aber — ich war in seinem Alter auch kein Cato. Abgemacht!" —

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Schluß vom ersten Februar-Dienstag.

Auf Otaheiti aber war das neu beginnende Leben des Menschen durch einen religiösen Glauben selbst gesichert. Auch hier begleiteten Reinigungs-Ceremonien seinen Eintritt in die Welt; denn sobald das Neugeborne gewaschen ist — erzählt uns Wilson — wird es nach dem Familien-Moral (dem Begräbniß- und Opferplatz) gebracht. Hier opfert der Vater ein Ferken und ein Huhn, sammt einem Plantanen-Baum; Mutter und Kind leben eine Zeit lang abgesondert in einer für sie besonders errichteten Hütte neben dem geweiheten Ort, und noch mehrmals müssen die Opfer wiederholt werden, bis das Kind in das Haus zurück gebracht werden darf, in welchem der Vater und Oheim essen. Berührt es, bevor diese Gebräuche vollbracht sind, etwas, so wird dies Raa, oder ihm geheiligt und darf von keinem Andern gebraucht werden, und wenn irgend eine Sache den Kopf des Kindes berührt, ehe das Opfer gebracht ist, so muß sie an einem geweiheten und zu diesem Zwecke für das Kind umzäunten Ort nieder gelegt werden. Und wäre dies der Zweig eines Baumes (wie es sich wohl zuweilen trifft, wenn das Kind herum getragen wird), so muß der Baum umgehauen, ja sollte er im Fallen die Rinde eines andern Baumes verletzen, so muß auch dieser als unrein und unbrauchbar gefällt werden. — Aber" — so schloß der Oheim seine Erzählung — „wenn auf der ganzen Erde die Geburt des Menschen als ein freudiges Ereigniß betrachtet wird, so berichtet uns Long Anderes — was uns schon Herodot von einem alten Volksstamm erzählt — von einer amerikanischen Völkerschaft. Die Wiskatonges, sagt er, welche die Franzosen Pleureurs (die Weinenden) nennen, sollen bei der Geburt eines Kindes bitterlicher weinen, als bei dessen Tode; denn den Tod des Menschen sehen sie nur als eine Reise an, von der er zurück kehren wird; seine Geburt aber halten sie für den Eintritt in ein Leben der Gefahr und des Unglücks." — Allein zeigt denn wohl die Sitte der Pleureurs wirklich von einem tiefen Sinne, oder nur von einer finsteren Stimmung bei diesem Volke? Und ist der Neugeborne zu beklagen um der Mühen willen, womit ihm das Leben drohet, oder glücklich zu preisen, daß er hier den Weg betritt, der ihn zu dem Ziele zurück führt, von dem er ausgegangen?

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Das persische Heer wird auf 1,800,000 Mann angegeben. Kein Soldat darf je bewaffnet erscheinen, als nur, wenn er im Dienst ist. (Sehr löblich!) — Will ein junger Mensch heirathen, so geht er mit einem musikalischen Instrument vor das Haus seiner Geliebten. Gefällt er ihr, so kömmt sie heraus und Beide besprechen nun ihre Heirath; dann benachrichtigen sie ihre Eltern davon und die der Braut bereiten die Hochzeit vor, welche in diesem Hause statt hat und wo der junge Mann auch gleich einzieht, ohne je zu seinen Eltern zurück zu kehren. (Journ. gén.)

Die Küche der Könige von Tonkin ist ganz vorzüglich besorgt. Mittags und Abends wird der Tisch in sieben verschiedenen Abtheilungen servirt, und es müssen immer 120 Gerichte darauf erscheinen. — Eine bemerkenswerthe Eigenheit in Cochinchina macht den König zum ersten Staats-Kaufmann, der immer die besten Spekulationen für sich requirirt, da er sehr Despot ist. Sein Hauptpallast ist mit 1200 Kanonen umgeben; man kann daher nicht von ihm sagen: „Er wird nur von der Liebe seines Volks bewacht!" (Journ. gén.)

Es wird versichert: daß die Mehrzahl (?) der deutschen Zeitschriften Juden zu Eigenthümern oder Herausgebern habe, z. B. die Staatszeitung der freien Stadt Frankfurt, die deutsche Minerva, das Journal für Deutschland (?) (Journal of Germany), die Miszellen der ausländischen Literatur, der Freimüthige, die Hammonia, das ethnographische Archiv, die Casselsche Zeitung u. a. m. (Times u. Courier.)

In den Parlaments-Rollen vom Jahre 1445 befindet sich eine Bittschrift der Gemeinden zweier englischen Grafschaften, in welcher es heißt: „Die Zahl der Advokaten habe sich seit Kurzem bis zu 24 vermehrt; und deshalb sey der Friede in diesen Grafschaften durch die vielen Rechtshändel mächtig gestört. Man müsse bitten, zu verordnen: daß von den Advokaten nicht mehr als sonst geduldet werden könnten, und daß Jeder, der unbefugt Sachwalter seyn wollte, eine Strafe zu erlegen habe. (Courier.)

Zu den Sonderbarkeiten des verstorbenen *Dr.* Burney gehörten zwei sehr unschuldige: die erste, sich immer die besten Weine im Keller zu halten, und die andere, eine außerordentliche Furcht vor Zugluft. Machen Sie die Thür zu! war der erste Gruß, den er Allen, die ihn besuchten, entgegen rief. Diese Gewohnheit beobachtete er selbst unter den gefahrvollsten Umständen. So ward er einmal von zwei Räubern, denen mehr an seiner Baarschaft als an seiner Bequemlichkeit lag, überfallen. Macht die Thür zu! rief er auch ihnen zu und sie gehorchten augenblicklich seinem Befehl. (Courier.)

Ueber Massenbach sagt ein Bericht — der ohne Zweifel von seinen Freunden herrührt — daß mehrere wichtige, von ihm verfaßte Manuscripte in verschiedenen Städten Belgiens und Deutschlands aufbewahrt sind, die zum Druck befördert werden, wenn man das Urtheil über ihn in seiner ganzen Strenge vollziehen würde. (Courier.) Preußens König kennt die Milde, wo sie irgend an zu wenden ist; aber er fürchtet dabei solche Manuscripte nicht, wie dergleichen Drohungen auch wirklich nicht zu fürchten sind.

Unlängst verschwand ein Einnehmer aus Bonn (im Vienne Departement), welcher nach Poitiers gekommen war, um Gefälle zu erheben und an den dortigen Ober-Einnehmer ab zu liefern, „auf dem Wege von dem Hause, wo er sie erhoben, bis zu des Letzteren Hause, d. h. in einer Entfernung von etwa 50 Schritt". Niemand weiß, wo er geblieben ist. (Gaz. d. Fr.) Hat ihn die Erde verschlungen?

Ein Gegner der berühmten Schauspielerin Demois. Mars —; welche kürzlich mit einem Termin von acht Tagen ihre Entlassung gefordert — nannte eines Vertheidigers lebhafte Fürsprache für sie einen „martialischen Enthusiasmus". (Journ. d. Par.)

Die Familie des persischen Gesandten Abul Hassan genoß einst unter der Regierung des Aga-Mehemed-Schah (Oheim und Vorgänger des Feth-Ali-Schah) eine hohe Gunst. Der Vater starb als Gouverneur von Farsisthan (eigentliche Benennung Persiens). Sein Oheim, Hadji-Ibrahim-Khan, war erster Minister; Abul-Hassan, damals noch jung, wurde zum Gouverneur des persischen Arabiens (am persischen Meerbusen) bestimmt, und endlich hatte Einer der Söhne des Schah, Prinz Mehemed-Taki, eine Tochter Hadji-Ibrahims geheirathet. Dieses vielfache Glück erweckte indeß eben so großen Neid; der Vezier ward einer Verschwörung gegen den Thron beschuldigt und hingerichtet, seine Familie beraubt und verjagt und Abul Hassan in Ketten geschmiedet. Nach 3 Monaten ließ man ihn wieder frei und er begab sich jetzt auf Reisen, die ihm sehr viel Belehrung schafften. Endlich ward er für unschuldig erkannt, zurück berufen und zum Gesandten erwählt. (Journ. d. Comm.) Möchte er in seiner Belehrung auch das Sprüchlein auffinden: „Das Glück, welches die Willkühr giebt, ist wie ein Frühlingstreiben im Winter; es glänzet, doch wirkt es nur schädlich".

Mehrere Damen höheren Ranges zu Paris boten dem persischen Gesandten annehmliche Geschenke für seine ihn begleitende Georgierin an; ihnen ward dafür die Gunst, sie zu sehen. Sie hat große schwarze Augen, übrigens aber negerhafte Gesichtszüge. Als der Gesandte sie vorstellte, kreuzte sie die Hände auf die Brust und warf sich vor den Damen auf die Erde nieder; da die Damen sie aufheben wollten, wehrte Abul Hassan sie ab mit der naiven Rede: Sie ists gewohnt. (Journ. d. Par.)

Ein Handelsschiff, das unlängst aus Calkutta zu Havre einlief, brachte ein wirkliches Kaschemir-Schaaf mit, bestimmt für das naturhistorische Museum zu Paris. Es hat die Figur eines Hundes, keine Hörner und nur kurzes Haar, und ist von der Gattung, welche die feine Kaschemir-Wolle liefert. (Gaz. d. Fr.)

Ein Tischler zu Nevers, der auch zugleich Verse machte, sang einmal:

„Wünscht Tisch-Gesang' Ihr zu Eurem Brauch:
Ich mach' Euch den Tisch und Gesänge dann auch!"

Das Journ. d. Commerce wendet dieses Verschen auf einen Hrn. Paccard an, der seine Bücher zugleich schreibt und verkauft. (Die Anwendung ist schlechter wie das Verschen!) D r.

Die Amortissements-Commissarien in England haben angezeigt: daß die verschiedenen Spar-Banks-Direktoren von England und Irland in Zeit von einem Jahr 1,569,882 Pf. Sterl. eingezahlt haben, die zu Ankauf öffentlicher Fonds verwendet sind. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 16. April. 61stes Blatt.

Kinder-Liebe.

An einem heiteren Herbstmorgen war Therese, die hübsche junge Obsthändlerin, eben beschäftigt, die letzte und beste Sorte ihrer Aepfel aus dem reinlichen Handkörbchen auf den untersten der übereinander stehenden Fruchtkörbe aus zu legen, da hörte sie hinter sich ein Paar Kinderstimmen beten: „Vater unser, der du bist im Himmel, unser täglich Brod gieb uns heute!“ — Sie sah sich um und erblickte zwei allerliebste, aber armselig gekleidete Kinder: einen etwas blassen Knaben mit einem blonden Lockenköpfchen von ungefähr vier Jahren und ein etwas jüngeres Mädchen mit rothen Wangen und rabenschwarzen Haaren. — „Was wollt Ihr denn, Ihr armen Dingerchen?“ fragte Therese. — „Ach, uns hungert recht sehr!“ — „Da will ich Rath schaffen!“ entgegnete sie freundlich, kniete sich mit dem, noch nicht ganz geleerten Handkörbchen vor den Kindern hin, gab jedem einen Apfel und sah zu, wie es ihnen schmeckte. Das Mädchen war mit dem ihrigen fertig, der Knabe kauete noch an dem seinigen. — „Höre!“ sagte die Kleine, „sey so gut und gieb mir noch einen für den Vater!“ — „Da hast Du! Wo ist er denn?“ — „Dort sitzt er. — Komm, Hannchen, wir wollen wieder zu ihm.“ — „Ja, Traugottel!“ — „Noch nicht, Ihr Kinder! Wartet; Thereschen wird Euch mehr Aepfel geben!“ so ließ sich jetzt eine männliche Stimme vernehmen. Es war der Baron Lindenhof, der auf einem Morgen-Spaziergange, gegen die scharfe Oktober-Luft in einen weiten Mantel gehüllt, nicht eben zufällig — denn er sah Theresen gern und kaufte ihr zuweilen selbst ab — die ganze Scene voll innigem Vergnügen an Theresens Wohlthätigkeit und einem, ihn überraschenden Gefühl des Mitleids und der Liebe zu den schönen Kindern still angesehen hatte. Therese, einzig mit den Kleinen beschäftigt, und im Anschauen ihrer Schönheit verloren, hatte ihn nicht bemerkt. — „Geh, Thereschen!“ sagte er zu ihr, „bringe die Aepfel, die noch in Deinem Korbe sind, dem Vater dieser Kinder dort; ich bezahle sie Dir.“ — Sie gehorchte und kam nach einem Weilchen zurück. „Ach, Herr Baron!“ sagte sie, „das ist ein recht armer Mann, und er scheint doch so gut, so ehrlich zu seyn. Wenn Sie sich seiner doch annehmen wollten! Reden Sie einmal mit ihm!“ — „Den Gefallen will ich Dir wohl thun; Du vergiltst es mir dann, und giebst mir, wie neulich, Lederäpfel statt Borsdorfer.“ — Thereschen lachte und der Baron ging zu dem armen Mann. — Er war vor Kurzem noch Häusler und Gärtner gewesen und erst durch den Krieg, dann aber durch den Tod seiner Frau ins tiefste Elend gekommen. „Wir hatten uns“ sagte er, „durch verdoppelte Arbeit und Thätigkeit von den Drangsalen des Krieges mit Gottes Hülfe einigermaßen wieder erholt. Meine Anne besorgte unsre kleine Wirthschaft fast ganz allein, und ich trieb einen Handel mit Federvieh, bis vor zwei Jahren. Da — ach Gott!“ — hier stürzten ihm die Thränen aus den Augen — „da ward meine junge, liebe Frau plötzlich krank; in drei Tagen war sie lebendig und todt, und hinterließ mir die beiden Kinder; das ältere war zwei, das jüngere ein Jahr alt.

Nun mußte ich für die armen Würmer ganz allein sorgen; mußte deshalb meinen Handel aufgeben und konnte mein Bischen Feld und Garten nicht mehr gehörig bestellen. Das theure Jahr kam dazu, gezwungen hab' ich nach und nach meine wenigen Habseligkeiten verstoßen; ich machte Schulden auf mein Gütchen, ward ausgeklagt und mußte aus dem Hause. So bin ich nun ein Bettler, und nach einer Reise von zwei Tagen an diesem Morgen mit meinen armen Kleinen von dem nächsten Dorfe hierher in die Stadt gekommen, um mich unserm gnädigen Herrn — den ich zwar nicht kenne, weil er nie zu uns ins Dorf gekommen ist, der aber ein sehr guter Herr seyn soll — zu Füßen zu werfen und ihn um Hülfe in meiner Noth an zu rufen. Ich habe so oft, wenn mir der Spruch einfiel: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff' auf ihn, er wird's wohl machen" — Gott möge mir verzeihen! — auch zugleich an den gnädigen Herrn gedacht. Vielleicht hilft mir der liebe Gott durch ihn!" — „Armer, armer Mann!" sagte gerührt der Baron. „Aber wie ist denn Euer Name?" — „Karl Daniel Reiter." — „Und seyd aus —?" — „Groß-Erbisbach, das dem Baron Lindenhof gehört." — „O, mein Gott!" rief der Baron, nahm an jede Hand eines der Kinder und führte sie wieder zu Theresen; sie sahen mit großen Augen zu ihm auf. „Therese, liebe Therese!" rief er ihr zu, „Du wirst mir nun auch einen Gefallen thun." — „Borsdorfer, Herr Baron?" — „Scherz bei Seite! Du mußt diese Kinder zu Dir nehmen; ich hänge sie Dir auf. Du hast sie bereits lieb gewonnen, Du mußt künftig Mutterstelle bei ihnen vertreten. Rede mit Deiner Mutter, bitte sie, daß Du darfst. Sie kann die Kinder hegen und pflegen; sie ist den ganzen Tag zu Hause, sie hat sonst nichts zu thun." — „Das bilden Sie sich doch ja nicht ein! Sie spricht immer: ich machte ihr gerade genug zu schaffen, noch mehr aber die Rangen von Herren, die mir Obst abkauften. Nun will mir Einer gar fremde Kinder aufbürden. Gut! Ich will mit der Mutter ein vernünftiges Wort reden; sie wird bald kommen." — „Ich stehe für Alles; ich bezahle das Kostgeld. Wir wollen schon Handels einig werden. Nimm mir nur die Kinder ab." — „Na, so setzen Sie sie nur hierher!" — Jetzt ging Lindenhof zu dem Vater zurück; er stärkte ihn durch die frohe Nachricht von der guten Versorgung seiner Kleinen, gab ihm etwas Geld und rieth ihm: noch an demselben Morgen in ein Haus, das er ihm genau beschrieb, zu gehen, und dem Hausmann zu sagen: er wolle zu dem Herrn Wirth. — Hierauf ging er zu seinem Gerichtshalter, welcher die Wahrheit von Reiters Aussage bestätigte.

Reiter sah seine Kinder auf Theresens Stuhle sitzen und Aepfel essen. Er trat zu ihnen, herzte und küßte sie, und weinte vor Freuden bitterlich, als sie Theresen liebe Mutter! nannten; ein Name, den sie ihnen unter vollem Lachen eingeübt hatte. — Als er bald darauf in das, ihm vom Baron bezeichnete Haus kam, ward er auf die gegebene Parole sogleich vor den Herrn Wirth gelassen. Wie erstaunte er, als er in ihm den Versorger seiner Kinder erblickte — noch mehr, als er hörte: daß er sein Gerichtsherr, Baron von Lindenhof, sey, der sich auch seiner annehmen wollte, wenn er in seine Dienste zu treten Lust hätte — und als er auf sein fröhliches Ja! dem hereintretenden Gärtner desselben als sein künftiger Gehülfe vorgestellt und Jener ihn vor der Hand zu speisen und zu tränken, zu kleiden und zu beherbergen befehligt ward. „O!" sagte der alte Gärtner Adam, „das ist recht schön von Ihnen, Herr Baron, daß Sie so zwei Würfe mit einem Stein thun — den guten Mann hier versorgen und mir mit einem, Gott geb's! rechtschaffenen Gehülfen unter die Arme greifen." — Der ehrliche Daniel schlug vortrefflich ein, nicht nur bei dem Gärtner, dem alten Adam, sondern auch bei Theresens Mutter, der Frau Eva, und ihrer hübschen Tochter. Es war ganz natürlich, daß er, sobald er sich in einem anständigen Aufzuge sehen lassen konnte, ein Mal nach seinen Kindern sah. Es war Abends, und Therese ebenfalls zu Hause. Sie fand an ihm einen recht wohlgewachsenen Mann von etwa dreißig Jahren, mit einem gerade nicht schönen, aber sehr ehrlichen Gesicht, das durch die Pockennarben noch ehrlicher geworden zu seyn schien. Die Gärtnerkleidung stand ihm überaus wohl. — Die Kinder, welche eben zu Bette gebracht werden sollten, wurden bei seinem Anblick auf einmal wieder munter, wie die Wiesel, und kletterten an ihm hinan, wie die Eichhörnchen und hingen an seinem Halse. Er weinte vor Freuden, Therese und ihre Mutter vor Rührung. — Und als er nun öfter wieder kam und ging, da sagte einst Thereschen zur Mutter: „Weiß der Himmel, was das heißt! Ich bin dem Manne so gut, daß ich ihn heirathen möchte. Es ist mir recht neckisch zu Muthe; aber es ist mir schon recht! Wer hieß mich den Kindern gleich den Namen: Mutter! beibringen? — Mutter, ich werd' ihn wohl heirathen müssen, wenn er kömmt und sich mir anbietet." — „Wird er denn aber auch kommen?" — „Er ist versorgt als Gärtner, ich setze meinen Obsthandel fort; er liefert mir das Obst aus des Barons schönem Garten, und ich verkaufe es." — „Wird er sich denn aber anbieten?" — „Ach, das ist meine und seine Sache." — „Wenn Du Lust hast und mit ihm rechtschaffen zu leben und fort zu kommen denkst — in Gottes Namen! Der Mann gefällt mir auch. Meine Einwilligung hast Du; wenn's nur der Baron auch zugiebt." — „O, der thut es gewiß! Wir erzeigen einander manchmal einen Gefallen. Ich habe ihm einen mit den Kindern erzeigt, nun ist die Reihe

an ihm; er erzeigt mir einen mit dem Vater." — Es währte nicht lange, so hatten sie einander. Es ging Alles, wie es Therese ausgelegt hatte, und die Kinder blieben ein wahrer Segen des Herrn für Daniel und Theresen. Nicht nur gaben sie die Veranlassung zu ihrer sehr glücklichen Ehe, sondern wenn Therese sie bei ihrem Obstverkauf um sich hatte, so kamen nicht allein nach wie vor die jungen Herren Obstesser, um sich an der hübschen Mutter, sondern auch die lieben Frauen, um sich an den lieblichen Kindern zu ergötzen, und dabei kauften sie ihr Alle, Alle ab. Die Frauen vergaßen, während sie die Kinder herzten, zu handeln, die Herren, immer etwas mehr gebend, ließen's aufgehen und bekamen — nichts wieder. Seifried.

Keuschheits-Pulver.

Ein französischer Priester, Noel Chomel, gab zu Paris im Jahre 1709 in zwei Folio-Bänden ein „Dictionnaire oeconomique" heraus, wovon der ganze Titel eine volle Seite einnimmt. Darin befindet sich ein Artikel „Agnus castus", welches ein strauchartiges Gewächs ist, das im Deutschen mehrere Namen hat, nämlich: Schaafmilbe, Schaafmüllen, Kloster-Pfeffer, Keuschbaum, Keuschlamm u. s. w. Chomel beschreibt auf fünf Columnen den großen Nutzen dieses Gewächses für Personen, die vom Geschlechtstriebe beunruhigt werden. Er sagt: daß la Barmondiere, Pfarrer von St. Sulpice zu Paris, der die Eigenschaften dieses Strauchs gekannt, Opiate und Latwergen davon habe machen lassen, die er unter Personen beiderlei Geschlechts, welche ihrer bedurft hätten, vertheilt habe. Chomel selbst ist ihm darin nachgefolgt und versichert: daß von allen denen, welchen er davon gegeben, kein Einziger sich über nachtheilige Folgen beklagt habe, vielmehr Alle sich bei dem Gebrauch dieses Mittels wohl befunden hätten, wie er durch eine Menge Briefe, die er deshalb erhalten, beweisen könne. Dabei, sagt er, wirke es nicht etwa so, daß es den Zweck der Ehe vernichte, sondern es unterdrücke die Aufwallungen nur auf eine Zeit lang, so daß man es, wenn diese wiederkehrten, von Neuem brauchen müsse. Wenn also eine Dosis nach ein Paar Tagen noch keine Wirkung äußere, so müsse man eine zweite nehmen, und damit von Zeit zu Zeit fortfahren (entweder 2 Stunden vor dem Mittagessen, oder 5 Stunden nach der Abend-Mahlzeit), bis man von diesen lästigen Empfindungen befreit werde. — Was indessen dieses Mittel gleich damals (denn vermuthlich ist es längst außer Gebrauch gekommen) ein wenig verdächtig hätte machen können, ist der Umstand: daß es von der Nonne, die in dem Kloster, wo Chomel predigte, Kranken-Pflegerin war, ganz allein bereitet und bloß an Pfarrer, Beichtväter und Geistliche verabfolgt wurde. Es scheint also: daß man durch dieses Specificum dem Kloster eine Einnahme habe verschaffen wollen. In Lyon gab es vom Agnus castus nur drei Bäume; aber die Nonnen jenes Klosters legten in ihrem Garten eine Pflanzung davon an. Höher konnten sie auch den Grund und Boden auf keinen Fall nutzen, so lange die davon verfertigten Opiate und Latwergen Absatz fanden. — Nach dem „Dictionnaire universel de Médecine" (Paris 1746) im ersten Th. S. 532 ist der Agnus castus ein weidenartiger Strauch, der beinahe ein Baum genannt werden könnte. Er wächst nur in warmen Ländern, z. B. in Italien, im Königreich Neapel und Sizilien, am fließenden Wasser, an sumpfigen Orten und in Gräben. Seine Blätter sind denen der Olivenbäume ähnlich; es giebt zweierlei Arten, die eine trägt weiße, die andere rothe Blüthen. Die Früchte sollen heilsam gegen den Biß giftiger Thiere und gegen Gicht und Wassersucht seyn, die Blätter und Saamenkörner in andern Krankheiten, sonderlich denen der Frauenzimmer, besondere Heilkräfte besitzen. Den Beinamen castus hat der Strauch davon erhalten: daß die Weiber, die während des Festes der Ceres enthaltsam zu leben wünschten, auf seinen Blättern zu schlafen pflegten. v. Göckingk.

Aufrichtigkeiten.

Einer der zahlreichen wüthigen Weisen, die jetzt durch Räsonniren die Staaten reformiren, wollte neulich auch die Ermordung Kotzebue's als eine Einflüsterung von Gott und den Mörder Sand als einen Märtyrer schildern, und nahm allerlei mystisch-beliebige Auslegung von Bibelstellen zu Hülfe. Hm! sagte darauf Jemand, bei Ihren Wort-Wendungen könnten Sie ja auch an den Vers in unserm Gesangbuche denken:

Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

In der, oft sehr gehaltvollen Monatsschrift „die Zeiten" (vom Prof. Voß in Halle) hat ein Hr. Ernst Trautvetter den Vorschlag gemacht: die Irmensäule (das Bild des höchsten Gottes der ältesten Deutschen) zur Anbetung wieder her zu stellen. Der einige Gott selbst ist also in diesen Tagen des Umschaffens nicht mehr vor Ungunst bewahrt. Nach solchen Thorheiten zu schließen, scheinen jedoch die unvernünftigen Vorschläge schon so sehr erschöpft, daß man aus Mangel derselben endlich zu den vernünftigen wird kommen müssen. Fr. Wendel.

Sehen und Hören.

Adele.

Seh'n oder hören — Freund, was ziehst Du vor?

Robert.

Das Auge, wenn Du schweigst, und redest Du, das Ohr.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. In einem abscheulichen Wetter, wo der Sturm beständig ganze Schnee-, Regen- und Hagelmaßen vom Himmel herunterjagte, sahen wir nach alter Gewohnheit die armen Zöglinge unsers Waiseninstituts, mehrere Tage hinter einander, wieder ihren Sing-Umgang durch die ganze Stadt halten. Der von den Vorstehern dieser Anstalt, in der gedruckten, öffentlich ausgegebenen Uebersicht, angeführte Umstand: daß dieser Singe-Umgang schon seit dem Jahre 1687 Statt finde, kann für diese fehlerhafte Einrichtung nicht zur Entschuldigung dienen; wir haben an tausend Beispielen gesehen, daß das Alte nicht immer das Bessere sey. Für Kinder, die, wie aus jener Uebersicht hervorgeht, das ganze Jahr blos mit Federschließen und Spinnen beschäftiget werden, und also an sitzende Lebensart in der Stube gewöhnt sind, kann es unmöglich gut seyn, wenn sie, gerade in der allerunfreundlichsten Jahreszeit, die schmutzigen Straßen, singend, langsam durchziehen müssen, und vom Frost so durchschüttelt werden, daß sie kein Glied still halten, und oft vor Kälte keinen Ton aus der Kehle bringen konnen. Die Milde unsrer Einwohner bedarf nicht vom Jammer ergriffen zu werden, um der Wohlthätigkeit das Herz zu öfnen; wir werden, von anständigen Sammlern angesprochen, eben so gern, und eben so viel geben, als jetzt, wo an diesem, den armen Kindern abgequälten Singsang kein Mensch sich erfreuen kann. Der vorjährige Umgang dieser Art hat 574 Rthlr. 22 Gr. 6 Pf. eingebracht; unsere Einwohnerzahl nur zu 40,000 Seelen angenommen, hat folglich jeder Einwohner im Durchschnitt 4 Pfennige beigetragen, und zu diesem Scherflein wird sich Jeder gern verstehen und den bedauernswürdigen Kindern ihre Singerei mit Freuden erlassen. Also künftighin keinen Singe-Umgang, oder, wenn man ihn durchaus nicht aufgeben will, so veranstalte man ihn wenigstens zu einer milderen, freundlicheren Jahreszeit. Früher war mit diesem Waisenhause eine Strafanstalt für Verbrecher verbunden; diesem sehr großen, und der Sittlichkeit der verwaisten Kleinen höchst nachtheiligen Mißstande, ist endlich im J. 1817 abgeholfen, und die Strafanstalt in ein anderes Lokale verlegt worden. Gottes besten Segen über den braven Mann, der dies bewirkt hat! — An literarischen Neuigkeiten hiesiger Schriftsteller im schönwißenschaftlichen Fache nenne ich Ihnen: „die Verkümmerung", und „das Heimchen" von Schilling, „Scherz und Ernst" (dritter und vierter Band) von H. Clauren, und die „Bühne der Ausländer", „Belisar" und der „neun und zwanzigste Januar" von Th. Hell, sämmtlich bei Arnold. Auch kommt bei diesem thätigen Verleger eine neue Zeitschrift für Natur- und Heilkunde heraus, die von Brosche, Carus, Ficinus, Franke, Kreyßig, Seiler und Treutler, also, den letztern ausgenommen, von lauter hiesigen Aerzten redigirt wird. — Bernhard Romberg aus Berlin erfreute uns mit seinem Besuch, und hat durch sein Violonzell die Musikfreunde höchlich entzückt. Nach einstimmigem Urtheil aller Kenner wird er auch hier für den Ersten seines Faches — vielleicht in ganz Europa — verehrt, und er erndtete in den beiden Conzerten, die er bei Hofe und im Hotel de Pologne gab, den rauschendsten Beifall ein. Fremde Virtuosen von Bedeutung erhalten in der Regel vom Hofe blos die Erlaubniß, sich während der Tafel hören lassen zu dürfen; Hrn. Romberg zu Ehren aber ward ein besonderes Hof-Conzert veranstaltet, und schon in dieser seltenen Auszeichnung liegt das Anerkenntniß seiner Verdienstlichkeit, das durch einen Brillantring von hohem Werth, mit dem ihm der König für den genußreichen Abend dankte, noch mehr beurkundet ward. — Noch einen willkommenen Gast, auch von Berlin, erhielt unsere Bühne in der Person der Dem. Schaffner; sie trat als Gurli, Käthe in „welcher ist der Bräutigam" Egle, in „die Launen des Verliebten" — welches bei dieser Gelegenheit hier zum erstenmale gegeben ward — Sophie, in „Maske für Maske", und Lisette, in „Cäsario" auf. Sie erregte die Theilnahme des Publikums sehr lebendig, vielleicht nicht allein um ihres Spiels selbst willen — das jedoch auch vor dem Richterstuhl unserer Kritiker, vornehmlich in den Rollen der Gurli, Egle und Sophie, mit Wohlgefallen anerkannt ward — als besonders um ihres reizvollen Aeußern willen, mit dem sie die jüngere — und auch die ältere — Männerwelt, und die unbefangenere Hälfte derjenigen Frauen und Mädchen bezauberte, die durch ihre Erscheinung sich in ihren Besitzthümern nicht gefährdet sahen, oder wenigstens nicht gefährdet glaubten. — Mit dem am 25. März zum erstenmale gegebenen Schauspiele: Agnes von der Lilie, von der Frau von Weißenthurn, das aber, ungeachtet von Seiten der Darstellenden nichts versäumt ward, Niemand recht ansprechen wollte, ist die Bühne bis zum 15. April geschlossen, wo sie mit dem Lustspiele „das Vogelschießen" in 5 Aufzügen von H. Clauren, wieder eröfnet werden soll. Vom Mai an spielt die Gesellschaft, wie sonst, auf dem Linkeschen Bade; noch sind die Anstalten, dieses Sommertheater in den Augen der vielen tausend Fremden, die in den Sommermonaten Dresden besuchen, nicht gar zu lächerlich zu machen, nicht getroffen, allein etwas wird in dieser Hinsicht auf jeden Fall geschehen. — R. —

Seit Kurzem haben die Mißionäre Autun zum Schauplatz ihrer gewaltigen Thaten gewählt. Sie machen weniger Stellen der heiligen Schrift, als vielmehr Momente der ganz neueren Zeit zum Gegenstand ihrer Vorträge. Statt von alten Wundern, reden sie von den Zeitschriften, welche gern die Menge über ihr Thun und ihre Absicht belehren möchten und zwar — mit der den Mißionären überhaupt eigenen Feinheit — vergleichen sie dieselben den Buben, welche die Vorübergehenden mit Koth bewerfen und sich dann geschwind verstecken. (Journ. d. Comm.) Diese Boten, welche den blinden Glauben verbreiten wollen, haben es glücklicherweise an vielen Orten dahin gebracht, daß sie selbst keinen Glauben finden; da man vielfältig einsieht: daß es ihnen nicht um den Himmel, nur um die zeitliche Gewalt zu thun ist.

Ein Hr. Levillain hat eine neue Maschine erfunden, die er h y d r a u l i s c h e H y d r a nennt, und vermöge welcher er nach Belieben einen W a s s e r f a l l hervorbringen kann. Als Feuerpumpe mögte sie auch zugleich einen nützlichen Zweck mit dem der Unterhaltung verbinden. (Journ. d. Par.)

Ein Husar, der viele Schulden hatte, verwahrte 25 Louisd'or in seiner Säbelscheide, jedoch ohne daß es Jemand wußte. So oft ihn nun Einer mahnte, stellte er sich sogleich sehr bereit zu zahlen; Jeder mißverstand indeß diese feine Bewegung nach dem Säbel und zeigte ihm statt der offenen Hand — den Rücken. So ward er alle Schuldner los. — Diese Anekdote hat Gelegenheit zu einem kleinen Schauspiel gegeben, das in Paris vielen Spaß macht. (Journ. gén.)

Die Bevölkerung von Odessa, welche i. J. 1796: 15000 Seelen betrug, ist jetzt auf 26000 angegeben, worunter ein Drittheil Russen, außerdem viele Griechen und Juden sind. (Gaz. d. Fr.)

Zu Petersburg ist unlängst ein französisches Werkchen herausgekommen, betitelt: „Christlich politische Beobachtungen über das, die Altäre und Throne umstürzende System!" Der Verf. soll der russische Staatsrath Lobarzewsky seyn. (Journ. gén.) Hoffentlich will dieser russische Staatsrath darthun, daß, wenn die Altäre nicht auf Glaubhaftes und Vernünftiges, die Throne nicht auf die Zufriedenheit und das Glück der Völker gestützt sind, man ein falsches System befolgt, das thörig bleibt und endet, ob man ihm auch die heiligsten Namen gäbe.

Der Herzog von Richelieu soll neulich geäußert haben: die Völker sind viele Jahre lang in den Wogen herum getrieben und haben keinen Haltungspunkt gefunden und jetzt will man sie gar in die Luft hängen, damit sie austrocknen von dem, was sie ansegen, aber — sie können da nur zu Falle kommen. (Quaterly Review.)

Druckfehler. Bl. 59. S. 236. Sp. 1. Zeile 29 ist statt „mit denen" zu lesen: m i t d e r u. s. w.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 27. April. 62stes Blatt.

Die Ueberraschung.

Vormittag.

Wer gleich mir — erzählt der Magister Fenk in seinen Fragmenten — gestern Abend das Vergnügen gehabt hat, mitten auf der Straße über einen singenden Kloß zu fallen, der ist sicher neugierig und fragt: worüber bin ich denn eigentlich gefallen? und ich antworte: über die Kultur! — Wer kennt nicht das berühmte Haus Strohkopf et Comp., und wer weiß es nicht: daß man bei demselben sämmtliche Schnellschriften vorräthig findet, die seit einigen Jahren als Wegweiser durch die neueste Barbarei aufgepflanzt sind? Aber die Gelehrten werden das Haus noch herunter bringen, die trägen, die mit dem achtzehnten Jahrhundert noch nicht fertig sind; die unwissenden, die vor lauter Weltgeschichte die Tages-Begebenheiten übersehen; die gymnastischen, die nicht, wie Pico, Opfer des literarischen Fleißes werden mögen, und endlich die zufriedenen, denen Alles und besonders das Ihrige recht ist. Die Unternehmer, die Vorräthe nicht los werdend, fingen seufzend selber zu lesen an und hatten den rühmlichen Einfall, an die vorhandene Bibliothek eine Bildungs-Anstalt an zu kleiden, worin Verstand und Aesthetik abwechselnd gelehrt werden sollte. — Credit dieser pädagogischen Anleihe gab zwar die uralte Firma Strohkopf et Comp.; aber für diesmal war doch die Compagnie die belebende Feder in der spielenden Uhr. Diese Seele ist der kleine Herr Dudl, belesen in der schöngeisterischen Makulatur, bisweilen witzig, öfter betrunken, der Gelegenheits-Dichter zu Oboh, jetzt treufleißiger Anbeter des schönen Malchen und der singende Kloß von oben. — Unter allen jungen hübschen Obohesinnen ist Malchen Hillmer die hübscheste und muthwilligste, aber auch die fleißigste und bescheidenste. Und doch unterbricht sie seit Kurzem jeden Vormittag ihren Fleiß, um Dudl's poetischen Mädchen-Unterricht zu hören. Wiewohl ich Magister der Weltweisheit und ein nicht mißfallender Miethsmann von Malchens redlichem Oheim bin, so ist mir doch die Dudelei verdrießlich, nicht weil sie in den Lehrer, sondern weil sie in die Lehrstunde verliebt seyn könnte, und wenn solches ihr gefällt — rief ich heute früh — wie kann ich ihr zusagen, ich schlichter Feind alles verschrobenen Zeugs? — Ich sprach das betrübende „Zeugs“ und schlüpfte in meinen Spazier-Frack. — Morgen, fuhr ich fort, ist des Oheims Geburtsfest; vielleicht hilft mir der Morgensonne stillfluthende Wärme zu einem Gedicht an denselben, worin ich der Nichte und meinen Absichten auf sie in einer Randglosse gedenken kann. Sey nicht muthlos, Fenk! Dein Verstand mißt ja sonst, wie Schmids biblischer Mathematicus will, seine richtigen 16 Pariser Zoll im Durchmesser; fort! — Und ich steige die Treppe hinab, als ganz unvermuthet aus der Hofthür der Oheim mir entgegen kommt, und mit den Worten: Da lesen Sie den Quark, der meine Frühstunden stört! — mir folgende Epistel darreicht:

„Großachtbarer, insonders hochgeneigter Kaufherr und Patronus! — Zur Fortsetzung meiner zeitlichen Wohlfahrt habe die von Gott verordnete Entschließung

ergriffen, und, mich nach einem getreuen Ehegatten umsehend, nichts Lieberes wünschen mögen, als daß mir die liebwerthe hochbelobte Jungfer Malchen Hillmer zu solcher Vergnügung meines Lebens sollte von Gott und meinem Patrono bestimmt werden. Immaßen nun bis dato der hochgeneigte Herr Oncle nichts dawider aufgestellt, so erkenne solches als eine gute Hoffnung, daß er dem christlichen Eh- und Ehrenwerke mit nachdrücklicher Beförderung beiwohnen, und bitte hiedurch um geneigtes Ja. Und zu Gott lasse den inbrünstigen Wunsch gerichtet seyn: Er wolle über uns walten, und die sonderbare Angelegenheit mit gutem Succeß beendigen! Erwartend gütige Antwort, verbleibe ich unterdienstlich und Dero Freundschaft gehorsamst recommandiret, des Herrn Oncle's in spe ungefärbter Diener Dudl."

Bei dem „verdammter Dudl!" wie ich den Unterzeichneten zierlicher nannte, ging die Hausthür auf, und — Malchen schlich herein und hinter ihr ein Junge mit einem Korbe herrlicher Blumen. In verschönernder Hast schritt sie den ungesehenen Zeugen auf der Treppe vorüber durch die Hofthür in das nahgelegene Treibhaus, stellte die neuen Töpfe zurecht, und hatte eben den größten auf den Boden setzen lassen, als ich, Gedichte, Feste und Briefe vergessend, dem freundlichen Oheim die Hand drückte und leise mir die schönste Blume wünschte, die jetzt in seinem Treibhäuschen blühte; ein lockendes lebendes Bildchen darstellend.

Nachmittag.

Ein Magister, welcher bei dem redlichen Lorenz Hillmer, dem Kaufmann ohne Fehl und ohne Falsch, zehn Monat wohnt und mit ihm und mit seines verstorbenen Bruders sittigem Töchterchen täglich an einem Tische speiset, wird des Oheims Freund oder ist ein Taugenichts, wird der Nichte Liebhaber oder ist ein Kloh. — „Es ist hohe Zeit" rief ich; „der verwünschte Dudl kommt mir wieder in den Weg — der Oheim mir entgegen. Ich muß nur fort und entschlossen zurück kommen." — Ich ging vor das Thor und verwandelte mein Lehr- in ein Liebes-Gedicht zum Vorfest für Malchen, spazierte aber so lange träumend bis auf die dritte Generation, daß ich nach Hause kam, als man eben zu Tische rief. Da aber gab es schlimme Aussichten! Ich konnte weder Witz noch Gelehrsamkeit hervor bringen; Malchen war still und Herr Hillmer wortreich. — Wer nunmehr einem neunzehnjährigen schönen Mädchen seine Neigung gestehen will, und noch kein bestimmtes Brod versprechen kann — wer dabei sich ärgert, daß ein Betrunkener ihn zwingt, sich zu berauschen — wer endlich nach dem entscheidenden „Herein!" statt der Verse nichts Besseres vorbringt, als eine Erkundigung nach diesem vermaledeiten Gegner, der ist so bedauernswerth, als der Magister Fenk, welcher nach leisen Wetter- und Stickerei-Beobachtungen bei der Frage anlangt: „Werden Sie nicht bald in die Stunde des Herrn Dudl gehen?" — Sie. Heute nicht, lieber Herr Magister! — Ich zitterte vor Tapferkeit wegen des „lieben Herrn Magisters" und entgegnete: Wohl gar nicht mehr, meine liebe Freundin? — Sie. Nein, ich langweile mich sehr bei den altmodischen Regeln aus Frisch und Weise: wie man reden, Verse machen, denken —. — Ich. Denken? o Gott! Giebt sich der Lehrer damit ab? — Sie. Hören Sie, z. B. Alle Poeten, sagt er, sind selbst in einer Sprache nicht gleich, denn die Poesie läßt sich nicht erzwingen. — Ich. Schön, wenn er es nur befolgte; aber er bestiehlt die guten und vermehrt die schlechten Dichter. — Sie. Die Jugend soll sich Gemeinplätze machen aus der deutschen Phraseologie. — Ich. Das sind Regeln der Verdeutschungswörterbücherverfertiger, die lang sind aus Mangel an guten Wörtern und langweilig aus Mangel an gutem Sinn. — Sie. Und dann, sagt er oft, ist es genug, wenn Jeder eine gewisse Art sein Lebenlang ausübte. — Ich. O ja wohl, zumal erhabene Gegenstände, wie die jetzigen Jünglinge, als da sind: Wasserfluthen und unendlicher Unverstand; oder wie ich, lieber Himmel, der wohl immer Stunden geben wird. Hat er nicht auch gesagt: daß das Gedicht ein redendes Gemälde sey, daß man aber, um beweglich zu reden, nicht allzu lange Perioden machen müsse? Ich kann ja auch keine machen, ich kann ja nur schlechtweg sagen: Malchen, ich liebe Dich! — — Keiner frage: woher ich den herkulischen Muth bekam. Thränen entstürzten meinen Augen und rannen auf Malchens Kopf, der auf meiner Hand ruhte. Keiner frage nach der Uhr, denn ich kann nur berichten, daß des eintretenden Oheims Ruf: „Schön, meine lieben Kinder!" — uns aus dem Sonnengefilde wieder zum Parterre herab rief. „Wahrlich, Ihr Lieben!" fuhr der Oheim fort, „Ihr habt mich überrascht, obgleich ich Eure Neigung muthmaßte; küsset mich glücklichen Onkel und sey nicht böse, Malchen, wenn ich Dir sage: daß der bewußte Brief meine Lesestunde im Gartenhäuschen gestört und mich Deine Blumentöpfe um einen Tag zu früh hat sehen lassen. Und Sie, lieber Sohn, zürnen mir nicht, daß ich bei Ihrem Gesuche thätig gewesen bin; hier ist das Diplom zur Rektor-Stelle hieselbst! Ihr habt meinen Segen, seyd Ihr zufrieden?" — „Ja!" schrieen die Glücklichen am Halse des Redlichen, als plötzlich etwas knarrte und — Dudl da stand. „Gut!" redete der Oheim ihn an, „daß Sie mein Billet begriffen haben und gute Miene machen; Ihr Brief ist von gestern datirt, daher entschuldigt; mein Sohn da kennt Ihre Lage von gestern Abend besser als Sie, den Unterricht an meine Nichte kann ich nicht länger gestatten." — Während Dudl's gestatterte Reverenzen vor sich gingen,

fiel Malchen ein: „Vergeben Sie, theurer, bester Oheim, meiner Liebe zu Ihnen eine kleine Schelmerei; ich habe bei diesem Herrn nie Stunden gehabt, aber wohl eine Landschaft bei Madam Strohkopf für Sie zum nahen Geburtstag gezeichnet." — Dudl, der artige, lächelte und empfahl sich; ich aber rief: „O wir Glücklichen! wie schön ist Alles verrathen! Mag morgen das Fest seyn, heute ist die Feier. Auch Dudl, der Gelegenheitgeber, sey gepriesen, denn sein Trinken hat mir ja die Zunge gelöst!" — Und wir sanken einander wieder in die Arme, damit der Oheim auch wieder seine Freude hatte. L. Zunz.

Erinnerungen an Gellert.

Zu dem, im 54sten Blatte des „Gesellschafters" mitgetheilten Sinngedicht des unsterblichen **Gellert** stehe das Folgende hier, von dem es gewiß ist, daß er es verfertigt hat. — In Hallers Gedichte schrieb Gellert, nachdem er mit vorzüglichem Wohlgefallen das vortrefliche Lehrgedicht „über den Ursprung des Uebels" gelesen und wieder gelesen hatte:

Ich las des Bösen Quell in eines Hallers Werken,
Und nahm mir vor, mit einem Strich
Die besten Stellen zu bemerken.
Ich las, strich an, las fort, strich an und freute mich;
Und da ich fertig war, sieh — da war Alles Strich.

Gärtner tadelte Gellert wegen einer kleinen Zweideutigkeit, welche er in einer seiner Erzählungen bis dahin nicht bemerkt hatte. Anfangs schien Gellert darüber empfindlich; da ihm aber sein Freund entgegnete: „Wollen Sie, daß man künftig, dieser einzigen Stelle wegen, Ihr Buch gewissen Leuten verbieten soll?" so zerriß er das Manuscript ohne Zögern.

Auf Erinnerung eines Geistlichen hatte er den Ausdruck im ersten Verse seines bekannten Morgenliedes: „Mein erst Gefühl sey Preis und Dank!" in: „Mein erst Geschäft u. s. w." verändert. Als er einmal bei seiner vorzüglichen Gönnerin, der Frau von Zedtwitz, in Bonau, wie öfter zu geschehen pflegte, einige Tage auf dem Lande zubrachte, hörte er eines Morgens in der Nebenstube von dem Kammermädchen, das eine musterhafte, gefühlvolle Person war, singen: „Mein erst Gefühl u. s. w." und sogleich verwarf er die ihm vorgeschlagene Veränderung in „Geschäft" — die wohl in der That keine Verbesserung gewesen wäre — so daß noch jetzt in allen Ausgaben seiner geistlichen Lieder der Anfang dieses schönen Liedes so heißt, wie er ihn früher schrieb.

In seinen Vorlesungen über „Stockhausens kritischen Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für den Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften" äußerte er über die Romane das Urtheil: „Kurz von allen Romanen zu sagen: die meisten sind verderblich, die wenigsten unschuldig, kaum einige nützlich," wie die von Richardson." In eben diesem Collegio erzählte er die Anekdote von Swift — der bei einem verdorrten Baume, auf einem Spaziergange, von seinen Freunden ganz tiefsinnig stehend angetroffen worden, in die Worte ausgebrochen sey: „So werde ich auch sterben!" worauf er sogleich wahnwitzig und der Bewohner seines selbsterbauten Irrenhauses geworden wäre — auf eine so rührende Weise, daß der größte Theil seiner Zuhörer weinte.

Gellert war von sehr schwächlicher Leibesbeschaffenheit und zuweilen äußerst hypochondrisch; ein Uebel, welches er sich vorzüglich durch Ausarbeitung des Registers über „Bayle's Wörterbuch" zugezogen hatte und das mit seinen Jahren zunahm. Als er einst in einer Lehrstunde außerordentlich viel litt, schloß er sie sehr zeitig mit den Worten: „Meine Herren, es ist heute sehr schönes Wetter — ich bin sehr krank — Sie sind Alle gelehrter als ich. Leben Sie wohl!" —K—.

G e m i s c h.

Bei der sonderbaren Verordnung in Hessen: daß nur die **ältesten** Söhne der Räthe u. s. w. studiren dürften, wurde folgendes Gespräch improvisirt:

A. Die ält'sten Söhne kann ja nicht
Mit Fähigkeit und Geisteslicht
Ein solch Dekret begaben.
B. Ey, hier gilt's **Einheit**, guter Tropf,
Man soll hier durch Patent den Kopf,
Wie den Patent-Zopf haben.

Der Dr. R**, der gern bei Allem sich für schuldlos hielt, warf einst ein schönes Gefäß aus der Hand. Ein Freund, dem er es am folgenden Tage erzählte, rief aus: „Es ist nur gut, daß Du es selbst warest!" — doch Jener erwiederte hitzig: „Ho, ho! Ich werde schon noch Jemand finden, der schuld daran ist!"

A n k l ä n g e.

47.

Wollt oft ihr Wunder finden,
Laßt im Gehirn euch leer;
Doch, minder zu erblinden,
Schaut prüfend hin und her,
Ihr werdet, wißt ihr mehr,
Stets wen'ger Wunder finden.

48.

Wer lang' erst überlegt,
Wo Gutes soll geschehen,
Der ist schon angeregt,
Zum Bösen hin zu gehen.

49.

Es kann ein Mensch mit Kraft und List
Sich lange Zeit verhehlen;
Doch klar zu wissen, was er ist,
Gebt ihm nur zu befehlen.

50.

Wißt ihr nicht Nützliches zu thun,
So thut nur, was nicht schadet;
Weil in die Näh' ihr Nutzen nun
Durch Thätigkeit schon ladet.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Ein neu eröffnetes Parfümeriegewölbe ist der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Eine ganze Bildergallerie, die sich auf das Innere bezieht, blokirt alle Fenster des Gewölbes und giebt den Müßigen Gelegenheit, einen halben Tag hin zu bringen. Zur Probe eine dieser Malereien. Eine Dame und ein Knabe, die man ihrer luftigen Kleider wegen für Götter halten dürfte, produziren sich hier, erstere schüttet dem Kleinen Allerlei vor die Füße hin, das lakonische Motto heißt: „Alles für Pflicht auf seinem Posten.“ — Das weiß ich mir nicht anders zu deuten, als daß ein Pomaden-Krämer auf seinen Platz eine so nützliche Person sey, als — z. B. ein Minister, und daß, wenn er ein Volk parfümirt, und der Letztere dasselbe regiert, Jeder seiner Pflicht bestens nachkomme. Es wäre übrigens für einen Jean Paul ein nicht unlohnendes Problem, die Parallele zwischen diesen beiden unentbehrlichen Gliedern des Staats mit allen Nüancen befriedigend auszuführen. Dem gedruckten Zettel zu Folge findet man „Alle jene angenehmen Geschenke, die der ästhetische Sinn für die Freude des Lebens und Bequemlichkeit erfand, durch streng geprüfte Auswahl zur ausgezeichneten Vollkommenheit und Vorzugspreise gebracht“ (Welch ein schönes Deutsch!) — Da sind: alle Wohlgerüche Indiens, Leipzigs, Berlins und Arabiens, der Puder aus dem Serail und der französische Toilettengeist (wenn er so flüchtig ist, wie der französische Nationalgeist, bedarf er einer guten Verkorkung; übrigens wird der Geist, den der Parfümier an die Toiletten bringt, immer ein unhaltbarer seyn). Antikes Oehl (kann auf Deutsch auch veraltetes bedeuten); feine Mousseline als ein passendes Geschenk für Damen, ihnen die Geschichte der neueren Zeit leicht bei zu bringen: denn es giebt da Alexander-, Marie Luise-, Poniatowsky- und Wellington-Mousseline. Ferner bietet man aus: Alpen- und Catalani-Wasser (so wohlfeil das erste zu haben ist, so theuer mag wohl das letzte seyn). Eigenschaft(!) habende Essige und endlich noch die Turteltauben (tourterells) der Venus. (Schade, daß der Apis und der hyperboreische Esel nicht zu haben sind!) — Was das Theater betrifft, habe ich diesmal wahre Erscheinungen an zu zeigen. Zuerst flatterte ein „Unglücksvogel“ über die Bühne an der Wien, den die Rezensenten aus der Luft schoßen. Eine „echte Prima-Donna“ spukte einige Tage auf dem Josephstädter-Theater, sie ist eine wahre Parodie ihrer gelungenen Vorgängerin in der Leopoldstadt. Herr Rosenau und Wimmer bekannten sich als die Väter dieses — wienerisch zu sprechen — Pamperletsches. — Hr. Bäuerle hat zur Einnahme der beliebten Ennöckel aus der Erzählung von Langbein „der Zaubertisch“ im Taschenbuche für Liebe und Freundschaft vom J. 1818 — ein Zauberstück gebildet. Die Ansichten sind verschieden und manches harte Urtheil ist darüber ausgesprochen worden, aber — ich will es nicht verdammen. Hr. Reimund und die herrliche Ennöckel haben vortrefflich gespielt, und Letztere eine sehr bedeutende Einnahme gemacht. Das Gegentheil ist von dem Benefiz der Mad. Plazer zu sagen, auch war das erwählte Stück: „der Weiberbund“ ein miserables Erzeugniß. — Von Kuffner ist im Theater an der Wien ein neues Drama „die Minnesänger auf der Wartburg“ erschienen, und — verschwunden. Der brave Dichter hat es den Franzosen nicht abgelernt, was man den Theatereffect und die Knallschlüße nennt; seine Dichtung hat wieder die herrlichste Sprache, aber alles zu gedehnt; es läßt sich gut lesen; doch — ein Buch kann man aus der Hand legen. — Zwei neue Piecen: „der Musikant in Lerchenfeld“, und „Wilhelm der Eroberer“ zeige ich nur an; es ist schade hierüber ein Wort zu verlieren. — Ein Privatmusik-Verein gab am 28. März um die Mittagsstunde eine Academie zum Besten des Blindeninstituts die sehr zahlreich besucht wurde. Hr. Schmidt, ein Dilletant, sprach einen passenden Prolog, von Joh. Langer gedichtet, sehr schön, unter den vorkommenden Stücken erhielten noch rauschenden Beifall; die Schlußscene des ersten Akts aus Schillers Tell, vorgetragen von den Hrn. Kornthener, Hennig und Demmer und ein neues Rondeau von Moscheles für das Pianoforte, gespielt von Dem. Eleonore Förster. — Vom 1. Juli angefangen, erscheint hier ein neues encyclopädisches Journal für Israeliten, genannt: „Siona“ in wochentlichen Lieferungen. Die Herausgeber sind Ignaz und Alois Jeitteles, bereits bekannt in der literarischen Welt. — „Viel Erfreuliches ist seit einem halben Jahrhunderte in Israel gereift (so spricht sich die Redaction in ihrer Ankündigung aus) — aber wir wollen ihm das Eine zu verschaffen suchen, woran es ihm gebricht, daß es durch strenges und redliches Nachdenken so viel möglich klar werde über sich selbst durch sich selbst.“ —*—

In London hat man in einem engen Gäßchen zwischen zwei gegenüberstehenden Häusern, die den Einsturz droheten, einen großen Balken eingefugt. Bei der Einsamkeit des Orts und der bequemen Lage des Balkens ereignete es sich, daß fast kein Morgen heran kam, wo man nicht einen oder ein Paar Engländer daran aufgehängt fand, und es wurde nun eine Schildwache dabei hingestellt. An einem Spätabende kommt nun ein Gentleman, und hat schon den Strick bei der Hand als der Soldat hervortritt und ihn abwehrt. „Teufel“! rief hierauf der Abgewiesene, „wo ist denn unsere Freiheit geblieben?!“ (Gaz. d. Fr.)

Der Bauchredner und Physiker Comte hat sich vor dem Persischen Gesandten gezeigt, und unter andern einen Luftball mit den Persischen Insignien aufsteigen laßen. Dies hat dem Gesandten so gefallen, daß ihm derselbe einen eigenhändigen Empfehlungsbrief an seinen Kaiser ließ zukommen. (Journ. d. Par.) Es ist eine alte Bemerkung: Gaukler kommen am leichtesten zur Empfehlung.

Generallieutenant Tarayre hat ein Werkchen herausgegeben: „Ueber die Kraft der Regierungen“. Ein Kritiker hat daraus folgende Stelle angegriffen: „die menschliche Gesellschaft theilt sich in zwei Klaßen: die, welche von ihrer Arbeit und ihrem Eigenthum leben, und die, welche von der Arbeit und dem Eigenthum Anderer leben. Die Ersteren bilden die Klaße der Eigenthümer und Geschäftsmacher, die anderen sind entweder Bettler oder Spitzbuben oder Regierende. (Journ. gén.) Das ist allerdings eine sehr freche Zusammenstellung, denn — thun die Regierenden ihre Pflicht — möchten sie wohl zur arbeitenden Claße gezählt werden müßen. Der Hr. Tarayre wird jedoch nur die Schein-Regierer meinen und wünschen: daß alles Klaie auch Klaiti habe.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 19. April. 63stes Blatt.

Die Erzähler auf dem Eise.

Weiß beschneit waren die Dächer der Stadt und die umgebenden Berge, und die Eisdecke des breiten Flusses bot eine ausgesuchte Ergötzlichkeit dar. Die gesammte elegante Welt von B. vereinigte sich täglich auf dem Flusse zum Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren; nur ihre schönste Zierde, Fräulein Antonie von Wellenthal, fehlte. Sonst zu Allem bereit, was zu den Gesetzen des guten Tons gerechnet wurde, beharrte sie diesmal mit liebenswürdiger Eigenheit dabei, sich auf dem Eise nicht erkälten zu wollen; und Freunde und Freundinnen bemühten sich fruchtlos, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, bis es endlich ihrem Oheim, dem Kammerrath von Wellenthal, mit dem Versprechen, sie selbst auf dem Schlitten zu fahren, gelang, ihr die Zusage zu entlocken: sie wolle sich am folgenden Tage auf dem eisigen Sammelplatz der schönen Welt einfinden. — Antoniens Entschluß wurde im Cassino schon Abends bekannt, und Vetter Louis wollte sich den Ruhm nicht nehmen lassen, die schöne Base im Triumph ein zu führen; da er aber etwas frostiger Natur war, so kam er in einen grossen Mantel verhüllt, und wurde von dem lieblichen Mädchen, das sich in einem brillanten Pelz-Ueberrock gegen die Kälte verschanzt hatte, mit einem schalkhaften Kopfschütteln empfangen, wobei die flatternden Federn des Filzhütchens die schwarzen Augen so reizend beschatteten, daß ihr Glanz, gleich jenem des Demants, wenn das grelle Licht von selbem abgehalten wird, ihm doppelt hell entgegen strahlte. Louis geleitete die Schöne stolz auf die Eisbahn; aber Antonie weigerte sich, weit vorwärts zu gehen, und als sie sich am Ufer unter einer Tanne auf einen Schlitten-Stuhl niedergelassen hatte, um dem bunten Wettrennen aus der Ferne zuzusehen, kam auch der Onkel, mit einem warmen Ueberrock angethan und das ergraute Haupt durch eine Pelzmütze geschirmt, und bot sich an, seine Zusage zu erfüllen. — „Ey, Onkelchen!“ rief ihm das Fräulein entgegen, „sind Sie doch wirklich hier? Sie haben wohl Ihr eigenes Sprüchwort vergessen?“ — Der Onkel besann sich und wollte antworten; aber eben stürzte der junge Rittmeister von Dorn in modischem Civil-Negligee, mit englisch-langem Ueberrock und weit hinflatternden Halstuchschleifen, daher, schnitt ihm die Rede ab und that mit vielen Flüchen Einspruch dagegen: daß der Onkel die Schönste der Schönen kutschiren wollte; auch Vetter Louis trat auf seine Seite und sie behaupteten: es gebühre den stärkeren und gewandteren Schlittschuhläufern der Vorrang. — Antonie schüttelte das Köpfchen und erklärte rund heraus: sie werde sich nur von Einem fahren lassen. „Doch, um keinen der Herren zu beleidigen“ — fuhr sie fort — will ich Ihnen einen Ausweg vorschlagen. Sie wissen, daß ich das Erzählen bis zur Thorheit liebe; wer von Ihnen mir daher sogleich das beste Geschichtchen erzählt, der soll mich in den Eis-Circus einführen.“ — Das schien den Herren nicht ganz recht; doch wußten sie aus vielfacher Erfahrung: es sey fruchtlos, gegen Antoniens Aussprüche zu appelliren. Es wurde nun dem Onkel, als dem Aeltesten, der Vorrang zugestanden und er begann:

„In Baiern hatte einst ein Edelmann seinen Beichtvater zum heiligen Osterkuchen geladen, bei welchem Mahl sich der Herr des Hauses nebst seiner Gemahlin, zwei Junker und zwei Fräulein befanden; der Mönch war der siebente am Tische. Als nun nach mehreren wohlschmeckenden Gerichten ein feister gebratener Kapaun aufgesetzt wurde, schob der Hausherr selben zu dem geistlichen Herrn und bat ihn: den Vogel auf kunstreiche Weise zu zerlegen; dieser aber entgegnete: Gnädiger Herr! ich muß Euch sagen: daß ich einen solchen Braten nur so zu zerlegen verstehe, wie man es vor alten Zeiten gelernt hat. — Da sprach die Edelfrau: Thut solches, ehrwürdiger Vater, und zerlegt ihn, wie Ihr es erlernt habt. — Darauf schnitt der Mönch zuerst dem Kapaun den Kopf ab, den legte er dem Hausherrn auf den Teller; dann legte er der Edelfrau den Hals vor, die beiden Flügel verehrte er den beiden Fräulein und den zwei Junkern wurden die Füße zu Theil, während er für sich selbst den Ueberrest mit der fetten Brust behielt und verzehrte. Da schüttelte der Edelmann den Kopf, und fragte den Mönch: auf welcher hohen Schule er das Zerlegen erlernt habe? — Dieser aber entgegnete: Edler Herr, ich habe Euch den Kopf verehrt, weil Ihr das Haupt des Hauses seyd und solches gar weislich zu regieren versteht; den Hals legte ich der hohen Frau vor, weil sie nach Euch das Regiment im Hause führt, Haus und Küche versteht und für Alles sorgt, was den Hals füllen soll; die beiden Füße habe ich den Junkern dargereicht, da Euer ganzer Stamm und Geschlecht, Wappen, Schild und Helm auf diesen beruht; dann schnitt ich die Flügel ab, sie den beiden Fräulein an zu bieten, weil die Fittige das Sinnbild des Liebesgottes sind, und diese holden und unschuldigen Jungfrauen einst zwei edle Ritter mit der Wonne der Liebe beglücken werden. Mir selber ist von diesem Kapaun nur der verstümmelte Rumpf übrig geblieben, dessen ich mich erbarmt, weil er so viele Aehnlichkeit mit mir und meines Gleichen hat; denn so ungestaltet, wie er, bin ich auch ein Vogel und habe doch keine Flügel; ich gehe, seit ich in den Orden getreten bin, stets barfuß wie eine Gans, bin gleich einem Narren geschoren, und mit dem Strick gegürtet, wie ein Dieb — ja, ich sehe ganz aus, wie ein Kapaun, dem der Kopf und Hals, die Flügel und Füße abgeschnitten sind. — Da lachte der Edelmann über die sinnreichen Bemerkungen des Mönchs; doch lud er ihn nimmer zum Mittagsmahl ein."

„Aber, Onkelchen!" begann das Fräulein, als der Kammerrath geendet hatte; „bin ich denn eine so große Esserin, daß Sie mich durch einen gebratenen Kapaun zu gewinnen hoffen?" — Der Onkel schwieg verdrießlich und der Rittmeister gestand: er habe eben eine Kleinigkeit bei sich, die er für die Mährchen-Zeitung bestimmt, und wenn das Fräulein erlaube, wolle er sie vorlesen. Antonie nickte; Jener aber zog ein Büchlein aus der Tasche und las:

„Vor vielen Jahren wohnte zu Mailand ein alter Kaufmann, der über die Maßen reich war und dazu ein junges, schönes Weib besaß, so daß ihn Alle in der Stadt beneideten; aber die schöne Frau war ihrem Eheherrn nicht treu, und wenn er auf Messen und Märkte in fremde Länder zog, sandte sie ihre Magd — die, in Zauberkünsten erfahren, sich auch auf die Sprache der Vögel und aller Thiere verstand — zu einem schönen Jüngling und vergaß in seinen Armen des alten Kaufmanns ganz und gar. Nun trug es sich einst zu, daß der Herr wieder fort ritt und erst nach einem Monat zurück kommen wollte. Kaum hatte ihn die Frau aus den Augen verloren, so ließ sie ihren Liebling rufen und behielt ihn bei sich; aber um Mitternacht hub einer von den drei Haushähnen mit lauter Stimme zu krähen an, viel mehr, als man es sonst wohl gewohnt war; deshalb fragte die Frau am Morgen ihre Magd: was der Hahn gekrähet habe? — welche ihr Folgendes berichtete: In diesem Hause wohnt ein gar ungetreues Weib, denn sie hat einen Buhlen ins Haus geladen, daß er ihres Eheherrn Stelle einnehme. Auch — fuhr die Magd fort — hat er gewaltig mit den Flügeln geschlagen, und damit wollte er andeuten: der Herr solle Euch recht derb schlagen, damit Euch die Liebesgedanken vergingen. — Da sprach die Frau zu ihrer Magd: Gehe alsogleich hin und schneide dem Hahn den Hals ab; denn weil er gute Lust hat, mich zu verrathen und mir großes Unglück zu bereiten, so soll er nicht länger leben. — Die Magd schlachtete und bratete den guten Wahrsager, den sie zu Mittag mit großem Appetit verzehrten; aber in der Nacht krähte der zweite Hahn noch stärker als der erste, und die Magd übersetzte, auf ihrer Frau Begehren, seine Worte folgendermaßen: Mein Geselle ist gestern Morgens gar unschuldig getödtet worden, weil er die Wahrheit gesprochen. — Die Frau ließ diesen zweiten eben so unbarmherzig abschlachten und lud ihren Liebling zu dem gebratenen Kläger ein; aber als sie Nachts im Bette lag, da hörte sie den dritten noch lauter als die beiden vorigen krähen. Und die Magd verdollmetschte ihr solches:

Du mußt hören, sehen und schweigen können,
Soll man dir Leben und Frieden gönnen. —

Da sprach die Frau: Den alten weisen Hahn wollen wir sorgsam pflegen, weil er mein Geheimniß nicht verrathen wird, so daß ich in guter Ruhe bleiben kann; drum gieb ihm genug zu essen und sorge wohl für ihn, damit er sehe: daß er mit Schweigen mehr als seine Gesellen gewonnen, obschon sie mir die Wahrheit gesagt haben." — Der Uebergang von dem Kapaun zu den Hähnen schien Antonien so anstößig, daß sie mit fast

unwilliger Miene nur bemerkte: „Schweigen sey allerdings in gewissen Fällen gar löblich!" — und dann dem Vetter ein Zeichen gab, fort zu fahren, welcher also begann:

„Zu Bologna lebte einst ein sehr schöner und wohlgewachsener Ritter, mit Namen Gentile, der verliebte sich in eines Bürgers Frau, welche aber so züchtig und klug war: daß sie alsogleich seine Liebesbitte von sich wies und ihm alle Hoffnung benahm. Zu derselben Zeit trug die schöne Frau ein Kind von ihrem Ehegatten unter ihrem Herzen, der auf einer Geschäftsreise abwesend war, und als sie eines Tages in der großen Sonnenhitze spazieren ging, fiel sie in eine tiefe Ohnmacht und lag wohl viele Stunden, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, so daß ihre Verwandten gar nicht mehr zweifelten, sie sey verschieden; sie empfahlen ihre Seele Gott und setzten den Leib in einer kleinen Kapelle bei. Wie der Ritter erfuhr: daß seine Vielgeliebte verschieden sey, da wurde er sehr betrübt, und eilte voll Innigkeit zu dem Kirchlein, um die noch im Tode zu umarmen, welche im Leben seine Liebe so standhaft verschmäht hatte. Er öffnete das Grab, umfaßte sie und küßte ihren bleichen Mund; aber wie er sich also über sie geneigt, fühlte er: daß ihr Herz ganz schwach schlage, worauf er sie heraus trug, und, auf sein Roß gesetzt, mit sich heim brachte, woselbst seine Mutter sie mit kostbaren Essenzen labte, bis sie die Augen aufschlug. Die Frau blieb nun auf dem Schlosse des Ritters und gebar mit sorgfältiger Hülfe der bejahrten Burgfrau einen Sohn, welchen Jener zur Taufe hielt; aber als drei Monate verstrichen waren, begehrte die Frau zu ihrem Gatten heim, und Ritter Gentile richtete einen großen Schmaus in seinem Palast zu Bologna an, wozu er viele Bürger der Stadt und auch den betrübten Wittwer einlud, und als die Zeit der Tafel anbrach, trat die junge und schöne Frau mit ihrem Kindlein auf dem Arme ein und wurde an die Seite ihres Gatten gesetzt, worauf der freundliche Wirth sie ihm mit den süßesten Worten übergab und die ganze Geschichte erzählte; der Bürger aber empfing sein getreues Weib und das Kindlein mit großer Freude, die auch der Ritter an seiner That gewann."

Als Vetter Louis geendet hatte und alle drei Herren begierig auf Antonien sahen: wer wohl den Sieg davon tragen werde? begann sie: „Lieber Vetter! ich bin Dir für Dein Geschichtchen recht sehr verbunden, das mir nicht so anstößig war, als die frivolen Historien der beiden andern Herren; aber da sich allenfalls die Lehre heraus ziehen läßt: daß man den Männern so wenig als möglich gestatten müsse, so werde ich mich — von gar Keinem auf dem Eise fahren lassen." — Darüber schienen die Herren sehr befremdet und erinnerten das Fräulein, was sie demjenigen versprochen, der ihr die beste Geschichte erzählen werde, und der Onkel fragte sie ganz ereifert: warum sie denn eigentlich aufs Eis gekommen sey? — „Ja, Onkelchen!" entgegnete Antonie, „das sollen Sie gleich hören. — Erinnern Sie sich wohl Ihres täglichen Sprüchworts: es habe Sie noch kein Mädchen aufs Eis geführt? — mir ist es dennoch gelungen, und was meine Zusage betrifft, so glaubte ich wohl voraus sehen zu dürfen: die beste Geschichte, welche Sie mir erzählten, werde doch auch eine gute seyn, und ich hoffe, Ihre Bescheidenheit und Selbstkenntniß wird Ihnen wohl sagen: daß ich meines Wortes quitt bin." — Antonie hüpfte mit einer leichten Verbeugung zu ihrem, in der Nähe haltenden Wagen, und beschämt blieben die drei Erzähler auf dem Eise stehen. Th. Laurin.

Fündlinge.

Pabst Julius zog an einem heißen Sommertage sich in seinem Gartenhause nackt aus, und nöthigte dann Kardinäle, die ihm aufwarteten, sich zur Abkühlung ebenfalls aus zu kleiden. — „Was urtheilte wohl das Publikum" fragte der Pabst, „wenn wir so durch die Straße gingen?" — „Für Narren und Schelme würd' es uns halten." — „Also" entgegnete der Pabst, „schützt uns einzig unsre Kleidung dagegen. O, meine ehrwürdigen Brüder, wie viel verdanken wir ihr!"

Hannibal Carraccio wurde unterweges von Straßenräubern überfallen und beraubt. Er klagte, und zeichnete die Physiognomien der Räuber so treffend, daß sie augenblicks erkannt und eingezogen wurden.

Huvazoli wurde den 15. März 1587 zu Casale im Mailändischen geboren und starb den 27. Januar 1702, also 115 Jahr alt. Er war venetianischer Consul in Smirna, heirathete fünf Mal, und zeugte 24 eheliche und 25 uneheliche Kinder; wohnte aber nie — einem Schmause bei.

Ein verabschiedeter Krieger, der unter der hannöverschen Brigade bei der Vertheidigung Gibraltars gedient hatte, rühmte seines Obersten unbeschreibliche Tapferkeit mit Begeisterung. „Nur einen Fehler von ihm darf ich nicht verschweigen" setzte er mit einem Ausdruck des Bedauerns hinzu: „Er hat keine Blessur!"

In einer alten deutschen Chronik wird eines „elfenbeinernen Spiegels" gedacht. — Giebt es noch solche feinpolirte Spiegel? Haug.

Grabschrift für Jeden.

Schau an, was ich jetzt bin:
Was Du bist, gab ich hin
Und Du wirst, was ich bin. Bertram.

Stille Liebe.

Breit und geschwätzig, mit Worten, die Treue beweiset der Schmeichler;
Weniger redet, doch wahr, selber der Thaten Beweis.
L. Bang.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Am 5ten April war die Aufführung von „Don Juan" in italienischer Sprache; zum ersten Mal unter Leitung des Hrn. Kapellmeister Hummel. — Italienische Oper auf deutscher Bühne ist ein Unding. Wenn es aber durchaus seyn muß, so wünsche ich sie nirgends und niemals besser zu hören als hier. Unser braves Orchester, das so manchen ausgezeichneten Künstler zählt, wetteiferte mit den gut geübten Sängern. Auch sah man reiche und richtige Kleidungen — von Don Giovanni, dem reichen spanischen Stutzer, bis zum geringsten Statisten herab — und geschmackvolle, gut berechnete Dekorationen; ich zähle besonders zu den letzteren den Garten-Saal, in welchem Don Juan dem munteren Bauern-Völkchen eine Fete giebt und wo, durch die Aufstellung des doppelten Orchesters, bei so mancher andern Bühne Mißgriffe veranlaßt werden. — Hr. Kapellmeister Hummel beurkundete durch seine geschickte Leitung seinen alten, längst überall anerkannten Ruhm. Strenge im Takthalten und sich durch willkührliches Treiben der Sänger nicht irre machen lassen, sind wohl Haupttugenden eines Musik-Direktors, die aus zu üben er überall Gelegenheit finden wird; auch ist es eine üble Ge- ohnheit unserer deutschen Sänger: Arien, die aus diesem oder jenem Grunde ihnen nicht recht zusagen und die oft der Componist aus diesem und jenem besseren Grunde gerade so und nicht anders geschrieben hat, ohne Weiteres zu streichen. — Es ist zu vermuthen: daß unser thätiger Hr. Kapellmeister auch gegen diesen Uebelstand sich kräftig erklären wird. — Die schändliche Ermordung Kotzebue's ist das Gespräch des Tages. Ueber die Folgen dieser gräßlichen That sind die Meinungen sehr verschieden!! — Von Weimar aus ist nach Jena eine Commission beordert, um eine genaue Untersuchung in der Sache ein zu leiten. In der Nähe der Stadt hat sich ein Landwehr-Posten etablirt. Uebrigens herrscht in Jena eine dumpfe Stille; erwartungsvoll lauscht Jeder der Dinge, die da kommen sollen, und die Einwohner sind zu beklagen, denn man spricht von einer Auswanderung sämmtlicher Ausländer, ohne Unterschied. — Das „literarische Wochenblatt" wird im Verlag der Gebrüder Hofmann zu Weimar f o r t g e s e t z t. Wer es nach Kotzebue redigirt, — das wird nicht lange ein Räthsel bleiben. — Am 26. März beerdigte man den Leichnam des ersten Großherzogl. Staatsministers von Voigt; ein Greis von 76 Jahren. Er war ein ausgezeichneter Staatsmann, ein liebevoller Gatte und Vater und — ein redlicher Volksfreund. Sein prunkvolles Leichenbegängniß erfolgte am Morgen um 6 Uhr mit Läutung aller Glocken. Nachmittags desselben Tages war ihm zu Ehren eine Todtenfeier in hiesiger Hofkirche veranstaltet. Doles himmlische Motette: „Herr, ich bin zu gering u. s. w." eröffnete den Trauer-Akt; ihr folgte ein Bruchstück aus Mozarts Requiem, unter Hummels Direktion von der Großherzogl. Kapelle aufgeführt. Wenn doch die Menschen nur einmal einsehen lernten: daß wahre Freude und Trauer nur wenig künstlichen Schmucks bedürfen! — Warum nicht bei solcher Feier einen einfachen Choral? — und wenn es nun durchaus der höheren Kunst bedarf, warum nicht eine Vorprobe? — die verstimmte, mißtönende Orgel und die heiseren Stimmen der Sänger werden mir noch lange in den Ohren nachtönen. Aus der, in a l t e r und a l t e r Form gehaltenen Trauerrede ist mir nichts im Gedächtniß geblieben, als die zahllosen Titel und die Herzählung sämmtlicher Ritterorden der verstorbenen Excellenz. War denn aus Voigts thatenreichem Leben nichts Höheres auf zu stellen als solcher Glanzflimmer und Flitterstaat? — In Buttstädt, einem weimarischen Landstädtchen, hat ein Gutsbesitzer ein neues musikalisches Instrument erfunden, auf welchem die Töne durch gebrannte Holzstäbchen erzeugt werden. Die Erfindung macht hier Aufsehen. Sobald ich mich durch Anschauen selbst von ihrer Wichtigkeit überzeugt habe, werde ich Ihnen das Nähere mittheilen.

S t k.

Die nach China gesandten Missionaire berichten Folgendes: Pekins Bevölkerung wird auf 2 — 3 Millionen Einwohner angegeben. Fast alle Straßen sind schnurgerade und eine gute Lieue lang, und etwa 120 Fuß breit. Mitten in dieser ungeheuren Bevölkerung wird man noch unaufhörlich durch Trupps von Menschen aufgehalten, welche sich um einen Neuigkeitskrämer, Taschenspieler, Sänger und tausend andere Arten Charlatans versammelt haben. — Wenn ein Mandarin ausgeht, so ist er immer von seinem ganzen Tribunal begleitet; eben so sind alle öffentlich angestellte Personen von Rang umgeben; dabei hat jeder Unter-Offiziant auch alle seine Diener bei sich; kurz, man sieht lauter Suiten. Den Hof-Beamten und Prinzen folgt stets ein Trupp Reiter, und da sie täglich nach dem Schlosse müssen, so ist unaufhörlich die Straße gefüllt. Zur Vermeidung jeder Unordnung streifen indeß Tag und Nacht Leibgarden umher, welche mit einer Peitsche jeden, ohne Unterschied, für eine Unordnung züchtigen. — Pekin ist aber noch nicht der Haupt-Ort, sondern Sou-Tcheou, in der Provinz Kian Nane. Hier ist die Schule der größten Künstler, der größten Gelehrten, der reichsten Kaufleute, der geschicktesten Schauspieler, Seiltänzer, Taschenspieler und der Aufenthalt der schönsten und „kleinfüßigsten" Weiber. Diese Stadt ist dadurch die Mode-Gesetzgeberin. Dagegen werden in einer andern Stadt, Yan-Tcheou, die Vergnügungen der Liebe am meisten kultivirt. Eine Masse reizender junger Mädchen wird dort in Allem, was ihre Person geistig und körperlich anziehend machen kann, unterrichtet. Yan-Tcheou ist daher das Magazin der weiblichen Schönheiten für ganz China. — Die Kaufleute in China sind alle unendlich zuvorkommend; betritt ein Fremder ihren Laden, so nöthigt man ihn, sich zu setzen und Thee zu trinken, wobei man Alles vor ihm ausbreitet, was seinen Geschmack erregen kann. Kauft er auch gar nichts, wird er doch mit gleicher Höflichkeit entlassen. (Journ. gén.)

Unter die nützlichsten Erfindungen gehört unstreitig wohl die, daß die Herren Viellé-Devarenne und Lengfeur eine chemische Mischung erfunden haben, welche die damit bestrichenen Gegenstände unverbrennbar macht. Vorzüglich anwendbar hält man sie für Dekorationen, Coulissen u. s. w. Es sind damit schon sehr erfolgreiche Versuche angestellt. (Journ. d. Comm.) Hat man etwa versuchsweise ein Schauspielhaus angezündet und es hat nicht brennen wollen? — Ein Versuch im Kleinen beweist nichts. Dr.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 21. April. 64stes Blatt.

Fürst Helios.

Von Karl Seidel.

1.

„Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen! Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben!" — also sprach der junge Baccalaureus Freimund zum freundlich grüßenden Provisor Saft. Ein beißendes Epigramm auf die jetzigen Festlichkeiten zu Markhüdel war eigentlich hinter den Goetheschen Versen im Anzuge; aber mit dem Todesworte „ausgestorben" erstarb dem Satyriker die Rede im Munde. Zufällig schweiften gerade seine Blicke seitwärts; da gewahrte er hinter des Plutus reichem Tempel sein geliebtes Trudchen an der Seite eines Fremden, der sich sehr zutraulich geberdete. — Jetzt ergreift der schöne junge Mann Trudchens Hand, das Mädchen springt ängstlich auf und will davon; aber der Fremde hält sie fest und hebt eben den andern Arm, um seine holde Beute noch sicherer zu ketten — klatsch! da hat er einen Schlag auf die Hand, so derb, daß ihm der Arm zu Boden sinkt, und eine volltönende Baßstimme ruft; „Laffe, was soll das bedeuten?" — „Herr!" entgegnet höchlich erstaunt der Fremde, „ich bin —." — „Und wenn Sie" unterbricht ihn die Baßstimme, „der Teufel sind; Ich bin der Baccalaureus Freimund, der immer das Herz auf der Zunge hat. Sollte Ihnen etwa der Laffe in die Krone gefahren seyn, so habe ich unlängst von der Hochschule zwei tüchtige Hieber mitgebracht, davon steht einer zu Diensten." — „Um Gottes willen!" stammelte Trudchen, „der Herr gehört zum Hofe." — „Ich sekundire, Freund!" rief der hinzu gekommene Provisor. — Der Fremde aber entgegnete mit edler Ruhe: „Herr Baccalaureus, Sie scheinen ein wackerer Mann, deshalb möchte ich, bevor ich mir die Klinge erbitte, noch so Manches mit Ihnen sprechen, wozu hier auf offenem Markte der Ort nicht ist." — „Stehe zu Befehl!" antwortete Freimund; „meine Wohnung ist nicht fern. — Sie, Herr Saft!" fuhr er fort, „haben sich gütig zum Sekundanten angeboten; folgen Sie uns, wenn sonst der Herr nichts dagegen hat." — „Ich habe mit Ehrenmännern zu thun!" erwiederte der Fremde, und somit schritten die Herren davon. — Bürgermeisters Trudchen sah dem zürnenden Geliebten schluchzend nach, und dachte, indem sie ins Haus zurück ging: „O, wäre doch der Fürst nimmer in unsere Stadt gekommen!"

2.

Neun hundert und neun und neunzig Fürsten aus dem Geschlecht der Hammoniden hatten ruhmvoll in Haasen-Ellenbogen geherrscht, als mit Ammon dem Großen jener ächte Fürstenstamm ausstarb und eine ferne Seitenlinie in der Person des jetzigen Regenten zur Thronfolge gelangte. Helios der Erste, ein kräftiger, mit vielen Herrscher-Tugenden ausgestatteter junger Prinz, that Alles, um den glanzvollen Fürsten der vorigen Dynastie nicht nach zu stehen. Er wollte seinem Vaterlande gern ein Landesvater seyn im vollwichtigsten Sinne des Worts, deshalb bereiste er, wie einst Kaiser Hadrian, seine Provinzen in höchsteigener Person,

— Auf diese Weise kam er denn auch nach der entlegenen Grenzstadt Markhübel, wo man ihn glänzender empfing, als an irgend einem andern Orte, obgleich es nirgend an pflichtschuldigen Ehrenpforten, aus- und einstudirten Lobgedichten und Gastmahlen gefehlt hatte. Der Grund dieser Auszeichnung lag in ganz besonderen inneren Verhältnissen. Die hochedlen und hochweisen Väter von Markhübel schalteten nämlich in ihrem abgesonderten Winkelchen nach einer sehr behaglichen Weise, und damit Serenissimus nicht etwa eine unangenehme Aenderung belieben möchte, ward in geheimer Sitzung beschlossen: Höchstdemselben so viel Weihrauch an zu zünden, daß er, vom Qualme gleichsam benebelt, gar nicht recht zu sich kommen könnte. Es bildete sich zu dem Endzweck sofort ein Geheimer-Festlichkeit-Anordnungs-Ausschuß; bestehend aus dem Bürgermeister Mapps; dem Rathsherrn und Stadt-Apotheker Preller; dem Rathmann und Zimmermeister Hobel und dem Syndikus und Schlächtermeister Fuchs. Jeder dieser Herren bezog, wie billig, für dieses mühevolle Extra-Geschäft aus der Stadtkasse sechs schwere Gulden täglicher Diäten, die auch noch dem Conrektor Schwulst zu Theil wurden, da ein Literatus dem Ausschuß unumgänglich nöthig war. — Der Schulmann projektirte Anfangs einen einfachen Ehrenbogen und einen Tempel des Ruhms, aus dem eine duftende Weihrauchwolke empor steigen sollte; da aber Herr Hobel gern auf öffentliche Kosten viel zimmern, und Herr Preller gern viel Weihrauch liefern mochte, so ward der Conrektor um ein ganzes Quantum allegorischer Tempel ersucht. „Serenissimus“ so sprach der Apotheker, „soll vernehmen: daß Wissenschaft und Kunst in Markhübel ihre Sitze aufgeschlagen haben.“ — Unter solchen Umständen entwickelte denn der Pädagog eine ungeheure Fülle antiquarischer Gelehrsamkeit, und es ordnete sich eine Feier, deren ausführliche Beschreibung anderen Städten in solchen Fällen zum Vorbild und anderen Zeitschriften zur Ausfüllung dienen könnte. — Vor der Stadt war eine Ehrenpforte nach dem berühmten Titusbogen aus wurmstichigem Holze erbaut; am Thor befand sich ein Tempel der Minerva Polyadis, wo die Frau Bürgermeisterin, fast die antikste Dame der Stadt, im antiken Priestergewande den Fürsten bewillkommte. Noch bemerkte man in den Straßen die Tempel der Pax, der Concordia, der Tyche und des Pluto's. Krummholz und Caskarille dampften in großen Rauchwolken vom frühen Morgen bis in die späte Nacht aus jenen Prachtwerken, deren Verhältnisse ein genaues Studium des Vitruv bekundeten. Der Haupttempel endlich, dem Helios selbst geweiht, stand im entlegenen Garten des Schützenhauses, wo Dejeuner, Präsentation, Diner, Conversation, Feuerwerk, Souper und Polonoisenball zur Ergötzung des erlauchten Gastes auf einander folgten.

3.

Als der Fremde mit dem Baccalaureus über den öden Markt dahin schritt, war bereits Jung und Alt hinaus gezogen zum Schützengarten, um sich bequeme Plätze zu erwählen für das Prachtschauspiel des großen Feuerwerks. Der Provisor Saft war genöthigt, als Dampf-Inspektor bei den Tempeln zu bleiben, und den Baccalaureus fesselte die Liebe; denn sein holdes Trudchen hatte sich, auf Geheiß der Mutter, krank stellen müssen. Die Frau Bürgermeisterin, die ein Unbedeutendes hinkte, fürchtete nämlich: daß der Fürst ihrer schonen, und — nicht minder ehrenvoll für den Stadt-Patron — die erste Polonoise mit dessen einzigen Tochter aufführen könnte. Um nun solcher Auszeichnung nicht verlustig zu gehen, mußte das arme Trudchen zu Hause bleiben. — Mutter und Tochter waren überhaupt mit einander zerfallen, seitdem der Baccalaureus vor wenigen Monden in die Stadt kam, um an der Stelle des kränkelnden Subrektor Reyps zu dociren. — Die Frau Patronin fand den jungen Menschen recht hübsch, deshalb lud ihn der Bürgermeister ohne Verzug in sein Haus. Hier beging Freimund die unverzeihliche Unart, die schöne Tochter mehr zu bemerken als die Mutter. „Mein Trudchen ist noch ein dummes, albernes Kind!“ — sagte gelegentlich und wiederholt die Frau Bürgermeisterin; aber der junge Mensch blieb taub für diese Winke, und nun war es um ihn geschehen. Ueberdies hatte er durch seine gerade Derbheit und durch einen treffenden Witz bei den Matadoren der Stadt sich bald so verhaßt gemacht, daß Trudchen mit banger Seele seiner baldigen Verweisung entgegen sah. Das liebe Mädchen gehörte vom ersten Augenblick der Bekanntschaft dem biederen Freimund; aber Schmerzen und Kummer waren nur die Frucht dieser verstohlnen Liebe. — Als sie vorhin den Geliebten ihretwegen zum Duell gehen sah, rannen ihre Thränen heiß; doch sie sollten bald verwandelt werden in Wonnezähren.

(Der Schluß folgt.)

William Shakspeare.

(Geboren im April 1564, gestorben im April 1616.)

Herrliches gab der April, doch launenhaft nahm er's auch wieder!
Gleicht er dem Weibe, dem Kind, oder dem Großen wohl mehr?

In dem wunderlichsten und unstätesten aller Monate, im April, begann und endete der große brittische Natur-Dichter seine Erden-Laufbahn. In diesem Monat des Jahres 1564 ward er, zu Stratford in Warwickshire, geboren; über den eigentlichen Tag selbst herrscht in den Angaben Verschiedenheit. Wacker nennt den 16. April als solchen; der 26. ist als Tauftag in den Kirchen-Registern von Stratford angegeben, wie Steevens sagt. Gleichviel, der Monat steht fest: sein Todestag ist ganz bestimmt der 23. April.

John Shakspeare, ein bemittelter Wollhändler, war sein Vater; da dieser jedoch außer ihm noch eine zahlreiche Familie — nämlich 5 Söhne und 6 Töchter — besaß, so ward es ihm unmöglich, dem William eine ausgezeichnete Erziehung zu geben; er sandte ihn eine Zeit lang in die Freischule seines Wohnorts, wo jedoch der Knabe, bei der mangelhaften Einrichtung ähnlicher Anstalten, besonders in jener Zeit, schwerlich etwas Bedeutendes, höchstens ein wenig Latein erlernte und wo von einer wissenschaftlichen Bildung gar nicht die Rede seyn konnte. Zudem scheint die Dauer dieses beschränkten Unterrichts nur sehr kurz gewesen zu seyn, denn Sh. mochte das 15te oder höchstens das 16te Jahr erreicht haben, als er bereits das Geschäft seines kränkelnden Vaters zu übernehmen genöthigt ward, und schon in seinem 17ten Jahre verehelichte er sich mit der 25jährigen Tochter eines Herren Hathawey, der zu Shottery, bei Stratfort, wohnte und ein wohlhabender Mann war. Sie gebar ihm im J. 1583 eine Tochter, Susanne, und ein Jahr darauf Zwillinge, Judith und Samuel, von welchen die älteste Tochter Susanne bis zum Tode sein Lieblingskind blieb. — Was oben über die Art seines Jugendlebens und seiner Erziehung gesagt ist, führt den unzweideutigen Beweis, daß Sh. nicht einmal zu einem Gebildeten, geschweige denn zum Gelehrten erzogen ward; auch sind hierüber die meisten Schriftsteller seiner Zeit und die späteren Forscher einig. Wie aber gerieth er dann, ohne alle Vorbereitung, in die Bahn des erhabenen Dichters? — „Die Natur war ihm Leitstern und Hülfe!" sagen seine Zeitgenossen Drayton und Digges. — „Was er war, ward er durch Mutterwitz!" versichert Denham; Milton nennt S's Gedichte „natürliche, wilde Waldtöne". — Dryden sagt von ihm: „Er bedurfte nicht die Brille der Bücher, um die Natur zu lesen!" — und Colman meint: „Aus der Hand der Natur ging er, reif und völlig erwachsen, hervor, wie Pallas aus dem Haupte Jupiters!" — Der Dichter selbst entschuldigt sich in einer Zueignung bei dem Grafen Southampton wegen seiner „untutored lines". — Dennoch findet man in S's Schriften unverkennbare Spuren seiner Kenntniß des Alterthums, der alten Geschichte und Fabel, ja sogar Begebenheiten der griechischen Vorzeit als Grundlage; die Klassiker sind von ihm offenbar sehr häufig benutzt worden; wie erklärt sich dieser Umstand? Ganz einfach folgendermaßen: In der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts erschien in England eine zahlreiche Menge von Uebersetzungen der Schriftsteller und besonders der Dichter des Alterthums, theils aus der Ursprache, theils nach dem Französischen. Thomas North's Uebersetzung von Plutarchs Lebensbeschreibungen wurde schon im Jahr 1579 zu London gedruckt (als folglich Shakspeare 15 Jahre alt war). Gleichzeitig, vorher und bald nachher erschienen in englischer Sprache die Werke Homers, Anakreons, Plautus, Terenz, Euripides, Platos, Herodots, Aristoteles, Virgils, Horaz, Ovids, Tacitus, Cäsars, Cicero's, Cato's und zahlreicher anderer Geschichtschreiber, Dichter und Gelehrten. Sh., voll glühender Liebe für schöne Wissenschaft, lernte lesend sie kennen und schöpfte späterhin aus ihren klaren, tiefen, reichen Strömen. — Ueber die ferneren Lebensumstände des Dichterhelden findet man wenig ganz Zuverlässiges; aber manche, auf Ueberlieferungen und glaubwürdige Sagen gegründete Vermuthungen, welche die Spur innerer Wahrscheinlichkeit an sich tragen. Dieser mangelnden Gewißheit wegen scheint denn auch der achtungswürdige deutsche Uebersetzer Shakspeare's, Schlegel, über des Britten Leben fast schweigend hinweg zu eilen, in welchem Schweigen ihm das „Conversations-Lexicon" (die jetzige Real-Encyclopädie) folgte; indessen hat Schlegels Vorgänger Eschenburg (der fleißig und gewissenhaft Alles sammelte und prüfte, was die englische Literatur der früheren Zeit über Sh. enthielt) so Manches nieder geschrieben, was dem deutschen Verehrer Shakspears in dieser Beziehung wichtig und theuer seyn muß. Vernehmen wir, was dieser ehrenwerthe und fast zu früh vergessene Schriftsteller über den Eintritt unsers Dichters in die Welt — die er schon nach wenigen Jahren mit seinem Ruhm erfüllte — sagt: *) „Bald darauf" — nämlich nach der Geburt seiner Zwillingskinder, 1584 — „kam Sh. nach London, oder er ward vielmehr genöthigt, in dieser Stadt Zuflucht zu suchen. Er war nämlich mit einer Gesellschaft wilder junger Leute bekannt geworden, von denen Einige ihn verleiteten, mit ihnen den benachbarten Thiergarten zu Cherlecot zu berauben. Der Besitzer desselben, Sir Lucy, belangte ihn gerichtlich darüber; Sh. aber vertheidigte und rächte sich als Dichter in einer sehr bitteren, aber nicht mehr vorhandenen Ballade. Dadurch ward der Unwille jenes Mannes noch mehr gereizt, und der Dichter zuletzt genöthigt, sein Haus und Gewerbe in Stratfort auf eine Zeit lang zu verlassen und sich nach London zu begeben." — Diese Anekdote gründet sich freilich nur auf eine Sage, hat aber viel Wahrscheinlichkeit für sich, und ist deshalb auch von allen früheren Biographen Shakspeares aufgenommen worden. Schwerlich hätte der Kaufmann seine Familie, seine Heimath, sein Gewerbe verlassen können und dürfen, wenn nicht irgend eine gewaltsame Veranlassung ihn seinen bisherigen Verhältnissen entriß. Würden unter gewöhnlichen Umständen seine Gattin, sein Vater, sein Schwiegervater wohl seine Entfernung zugegeben haben?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Ueber William Shakspeare" von Joh. Joachim Eschenburg. Zürich, 1787. Seite 5 u. f. w.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Herr Hellwig, Regisseur des königl. sächsischen Hof-Theaters zu Dresden, ist in den letzten Tagen des März und den ersten des April auf unserer Bühne in folgenden sechs Gastrollen erschienen: „Langers" in dem Lustspiel: „Welcher ist der Bräutigam"; „Czaar" in dem Schauspiel: „Das Mädchen von Marienburg"; „Baron Wiburg" in dem Lustspiel: „Stille Wasser sind tief"; „Ferdinand von Walter" in dem Trauerspiel: „Kabale und Liebe"; „Graf Albert" in dem Lustspiel: „Die großen Kinder" und „König" in dem Trauerspiel: „König Yngurd". Geschätzte öffentliche Blätter haben schon oft lobend über das Künstler-Verdienst des Hrn. H. gesprochen, und er hat auch bei uns einen ehrenvollen Ruf im Ganzen bewährt. Eine freimüthige Erörterung des Einzelnen in seiner hiesigen Erscheinung — die der Kritik vergonnt seyn muß — besagt Nachstehendes: Hr. Hellwig ist ein wohlgebildeter Mann in den Mitteljahren, der wissenschaftliche Bildung genug besitzt, um den Dichter überall zu verstehen; Talent genug, um das Aufgefaßte nach außen hin regsam in das Leben zu setzen; eine gefällige Methode der Darstellung (scheinbar nach Eckhofs Schule) und eine lobenswerthe, durch vielfältige Kunstübung erworbene Sicherheit auf den Bretern, die sich jedoch eben dadurch, daß er selbst denkt und schafft, wesentlich von dem gewöhnlichen Eingefahrenseyn so vieler Darstellungsmänner vortheilhaft unterscheidet. Man kann einem Kanarienvogel abrichten, daß er buchstabirt, und einen Hasen, daß er ein Pistol abdrückt; darum ist aber der Vogel noch lange kein Professor und der Hase kein Schützen-Hauptmann, so wie der bloß geübte Schauspieler bei weitem kein vortrefflicher ist. Eine Beurtheilung des Hrn. H. in der Berliner Spenerschen Zeitung (nach dessen ersten Gastrollen) sagte: er habe ein angenehmes Sprach-Organ; das hat der Verfasser dieser Anzeige nicht gefunden, sondern zu bemerken geglaubt: daß diese Sprache, bei aller Verständlichkeit, etwas Schnurrendes und Stechendes zugleich hat, das den Ton von dem eines Lemm, Beschort, einer Schröck, Stich, Devrient u. s. w. nachtheilig unterscheidet; — doch Jener sagt: der Ton sey angenehm, und Jener ist ein ehrenwerther Mann! — Im Lustspiele ist mir, dem Einzelnen, der Gast fast überall wie ein wohlgerathenes Portrait, in dem Schau- und Trauerspiele aber nur als eine gute Zeichnung vorgekommen; in beiden hat er ein achtungswerthes Talent, die schöne Gabe der Erkenntniß und fleißigen Strebens, in der zweiten Gattung aber geringeres Darstellungs-Vermögen bekundet; die Leichtigkeit, der Anstand, mit welchem er den „Langers" und „Baron Wiburg" sowohl im Charakter selbst, als im äußeren Vortrage gab, befriedigte; auch störte mich hier meine fixe Idee von dem Nichtwohlklange seines Tones keinesweges, weil die Räder des Dialogs sich so schnell, frei und leicht vorüber bewegten, daß ein kleines Mißverhältniß nicht beobachtet werden mochte; so ward bei dem Langers selbst die Vergleichung des Fremden mit seinem wackeren Vorgänger, Hrn. Beschort, nicht nachtheilig für Jenen. Und das ist wahrlich nicht wenig! — Wenn hingegen Hr. H. im „Czaar" den Charakter durch eine gewisse heutige Glätte und feine Anständigkeit wesentlich anders griff, als er unbezweifelt gezeichnet ist, wenn er ihn überhaupt und durchaus nicht genug individualisirte, so daß sein Czaar beinahe eben so gut Kaiser Joseph als Czaar Peter hätte seyn können; wenn sein „Ferdinand" — vorzugsweise in den ersteren Auftritten — mehr ein kalter vernünftiger Mann, als ein leidenschaftlicher Jüngling, und „Yngurd" nur in einem gewissen niederen Grade der Mann der Kraft war; wenn bei allen diesen Ausstellungen ernster Gestalten es dem Aufstellenden an dem unbeschreiblichen Etwas (das ich Seelen-Theilnahme nennen möchte, oder inneres Mit-Empfinden der gesprochenen oder declamirten Bezeichnungen) oft mangelte, was doch allein den Zuschauer und Zuhörer in allen Ständen anzieht und im Genusse erhält, so kann man dem Künstler in diesem Kunstzweige nur die Darstell-Fähigkeit, nicht aber unbedingt die Darstell-Fertigkeit zugestehen. Hieraus würde nun das Ergebniß folgen, daß derselbe, wie er hier erschienen, im Lustspiele besonders brav, im Drama und der Tragödie es aber minder; also nicht vielseitig, wohl ein fleißiger, mithin achtungswerther Künstler, ein Stern etwa zweiter Größe am heutigen deutschen Bühnen-Himmel sey, an welchem freilich der Großsterne nur wenige stehen. Als solche stellen sich jetzt vielleicht nur eine Schröder, ein Eßlair, ein Devrient nennen, welche die Natur mit der Originalität, die man Genie zu nennen gedrungen ist, ausstattete; auch Wurm würde man dazu zählen dürfen, wenn er nicht zu hoch hinaus — das heißt auf das Paradies wirken — wollte; wenn er nicht Possen risse, um Alle zu kitzeln. In der, freilich viel größeren Reihe der talentvollen und also ehrenwerthen deutschen Bühnen-Künstler, die durch Fleiß und Einsicht der Höhe zustreben, steht auch der Gastspieler, von dem hier die Rede ist. So hat Berlin ihn kennen, achten gelernt, und seinen Bestrebungen den Ehrensold des Beifalls gern entrichtet.

K. St.

Bei Hrn. v. Kotzebue hat man eine Art schwarz und rothe Band-Verzierung gefunden, die ihn als „Mitglied des Vereins der alten Teutonen" bewährt. (Journ. gén.) Diese wörtlich übersetzte Stelle muß wohl berichtigend auf Kotzebue's Meuchelmörder gedeutet werden, den das neue Teutonen-Erziehungs-System wahrscheinlich für einen Muster-Menschen wird gelten lassen.

In einem Augenblick, wo Englands Finanzen so tief gesunken sind (?), haben die Minister den Thomas Reade aus Erkenntlichkeit dafür: daß er die Wäsche zu Longwood und andere Gegenstände in St. Helena mit so großer Sorgfalt untersucht hat, zum „Polizei-Chef" auf dieser Insel ernannt, mit 800 Pf. Sterl. Gehalt. Er ist außerdem Deputirter, General-Adjudant und Oberstlieutenant (!). (Journ. d. Comm.)

Im Jahre 1815 und sogar noch 1818 bemerkte man mit Verwunderung in der Kirche der kleinen Stadt Bapaume auf einer weißen Fahne, welche in der Nähe des Chors aufgestellt war, folgende Inschrift mit goldenen Buchstaben: „Der Religion, dem König und den Verbündeten!" Man hofft: daß nach der Räumung unseres Landes die Obrigkeit die letzteren Worte wird haben auswischen lassen, die jeden guten Franzosen mit Unwillen erfüllen mußten!! (Journ. gén.) Was die Franzosen für jetzt eben gut nennen, haben ihnen jedoch die Verbündeten erst beigebracht; an der Inschrift ist übrigens wohl Keinem gelegen, da überhaupt Wahlsprüche u. s. w. nur Nothzeichen sind, die man vergißt, wenn man sie nicht mehr braucht oder brauchen will.

Auf einem Felde bei Gottevart (Arrondissement de Valogne, Departement de la Manche) hat ein Pächter unlängst wieder ein kupfernes Gefäß voll goldener und silberner Münzen, mit dem Bildnisse römischer Kaiser, gefunden. (Journ. d. Par.) Es scheint, die Römer haben all ihr Geld in Frankreich vergraben.

In einem Werkchen über den „Geist der Wahrheit" von Dumesnil, kommt folgende Stelle vor: Das individuelle Eigenthum (!) ist ein Vorrecht (!); wo Wahrheit herrscht, giebt es weder reich noch arm — aller Reichthum ist dem Geist der Wahrheit entgegen. Da, wo der Mensch sagen kann: dieser Landstrich ist mein! sind Unabhängigkeit und Gleichheit verbannt, und mithin auch die Gerechtigkeit!! (Gaz. d. Fr.) Der Hr. Dumesnil würde es wahrscheinlich sehr gerecht finden, wenn er sich überall nehmen dürfte, was ihm beliebt; solche Grundsätze wünschen nur: unabhängig zu seyn — von den Gesetzen, weil sonst die Bekenner abhängig vom Galgen werden könnten, wobei sich freilich rechtliche Leute die Gleichheit verbitten und überhaupt den Antheil an solchem „Geist der Wahrheit", der nichts ist als schändliche Anmaßung und verrückte Philosophie der Vagabunden.

In Tripolis darf kein Frauenzimmer öffentlich anders erscheinen, als ganz verschleiert. Nur den Jüdinnen ist es gestattet, ein Auge zu entblößen. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Donnerstag den 22. April. 65stes Blatt.

William Shakspeare.

(Fortsetzung.)

Dagegen ist eine andere Sage, jene: daß er nach seiner Ankunft in London, um seinen Unterhalt zu erwerben, vor dem Schauspielhause die Reitpferde der Besucher gegen ein Trinkgeld gehalten habe, sehr unglaublich. Angenommen, er sey in Stratford auch nur ein Klein-Kaufmann oder Krämer gewesen, so läßt sich doch kaum vermuthen: daß er bei seinem Eintreffen in London von allen Mitteln dermaßen entblößt gewesen sey, um ein solches Gewerbe zu ergreifen. Und sollte ferner eine jugendliche Unbesonnenheit ihn gänzlich um die Theilnahme und Unterstützung seiner Gattin, seines Vaters und Schwiegervaters gebracht haben? Unmöglich! — Allerdings giebt man für diese Sage einen Grund an, so schwach und unhaltbar er auch ist. Man spricht: „Noch lange Zeit nach Sh's Tode wurden solche Knaben, die vor dem Schauspielhause während der Vorstellung die Pferde derjenigen Herren hielten, welche keinen Bedienten bei sich hatten, und nach Hause reiten wollten, wie sie zur Komödie gekommen waren, „Shakspeare's-Jungen" gen[illegible]t, und dieser Titel stammt von dem Dichter selbst ab, der vormals das Roßhalten als Erwerbsmittel betrieb." — „Der Titel jener Knaben mag seine Richtigkeit haben" antworten mehrere englische Schriftsteller auf diese Behauptung; „die Anekdote hat sie sicher nicht; diese Benennung der Pferdehalter hat einen andern Grund. Als Shakspeare bereits der gefeierte Schauspiel-Dichter und ein bemittelter Mann war, pflegte er von seiner Wohnung nach dem Theater zu reiten (besonders dann, wenn er als Schauspieler an dem Abend nichts zu thun hatte). Er gab einem Knaben sein Reitpferd zu halten, der es ihm nach dem Ende des Schauspiels wieder überlieferte. Sh's Berühmtheit lenkte bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn; mehrere Männer, die einen weiten Weg bis zum Theater hatten, ahmten ihm nach, das Reiten zur Komödie ward Mode; man suchte sich Shakspeare's Knaben auf, dessen Ordnungsliebe und Pünktlichkeit Ruf erhielt, und so fanden sich bei der Zunahme der Reitpferde auch bald mehrere Burschen ein, die, des Gewinnes wegen, jedem Reiter mit dem Ruf entgegen eilten: Ich bin Shakspeare's Junge, mein Herr!" — Die Art, wie er mit der Bühne in London in Beziehungen gekommen, und Aufnahme bei ihr gefunden, ist unbekannt; doch scheint Eschenburg's und anderer brittischen Schriftsteller Vermuthung wohl nicht grundlos: daß die Bekanntschaft seines Landsmannes und Verwandten Thomas Green, eines sehr berühmten Schauspielers, verbunden mit dem Triebe seines Genies, ihn der Schaubühne zugeführt habe. — Genug: er ward bald nach seiner Erscheinung in London — die in das Jahr 1588 oder 1589 fällt — Schauspieler, erhielt jedoch nur unbedeutende Rollen und machte wenig Aufsehen. — Der Geist im Hamlet war seine vorzüglichste Leistung, und die einzige Rolle, von welcher man mit Gewißheit weiß: daß er sie gegeben und mit großem Beifall gegeben hat. — Der Grund: warum er in der Eigenschaft des ausübenden Bühnen-Künstlers

nicht glänzte, lag — wie einer der Biographen Sh's sagt — ziemlich nahe, lag in dem damaligen Geschmack der Schauspiel-Freunde und des großen Dichters besserer Ansicht. — „Shakspeare's Ruhm als Schauspieler wurde dadurch verringert" — heißt es in dem englischen dramatischen Censor — „daß er augenscheinlich für die natürliche Art des Vortrages schrieb und diese Art selbst für sich, gegen die herrschende Manier, wählte. Als Kenner und Freund der Natur verwarf er den damals üblichen und sehr bewunderten eintönigen Singsang der Rede, und so hielt man ihn für einen untergeordneten Schauspieler, außer in der Rolle des Geistes im Hamlet, wo er ganz schicklich und zweckmäßig eine pomphafte, pathetische Sprache annahm, die ihn auch in jeder andern Rolle, wo er sie jedoch verschmähte, zum Lieblinge der Versammelten gemacht haben würde." — Daß er jenen Redeschwulst wirklich verabscheute, davon liefert er im „Hamlet" den stärksten Beweis, wenn er den Prinzen zu dem Schauspiel-Unternehmer (3. Akt, 2. Auftritt) sagen läßt: „Seyd so gut und haltet die Rede, wie ich sie Euch vorsagte, leicht von der Zunge weg. Wenn Ihr den Mund so voll nehmt, wie Viele unserer Schauspieler, so möchte ich meine Verse eben so gern von dem Ausrufer hören!" — In welchem Jahre er Schauspiel-Dichter geworden und welches seine erste dramatische Arbeit gewesen, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln; doch führt Manches auf die Vermuthung hin: daß er „Romeo und Julie" und das Lustspiel: „Der Liebe Müh' ist umsonst" zuerst und wahrscheinlich schon in der Heimath (vor 1588) entworfen, in London aber erst vollendet habe. Gleichviel: er ist der Schöpfer einer besseren Schaubühne geworden; wann er diese hehre Laufbahn zu wandeln begonnen, ist leider nicht fest zu stellen. — Sein erstes dichterisches Werk überhaupt war ein kleines erzählendes Gedicht: „Venus und Adonis", das er bei dem späteren Druck (1593) seinem Gönner, dem Grafen Southampton, widmete, und das er selbst in der Zueignung „den ersten Erben seiner Erfindungskraft" nennt. Dieses Gedicht, so merkwürdig als frühestes Erzeugniß eines großen Dichtergeistes, ist nicht in unsere Literatur übergegangen; doch kann man den Verlust nicht besonders groß nennen, weil es, bei hohen eigenthümlichen Schönheiten, doch auch die größten Schwächen, die tiefsten Spuren der Unreife enthält. Strahlende Gluth der Phantasie in kühnen, oft üppigen Bildern, glänzendes, doch häufig zu weit verfolgtes Witzspiel, Kraft des Ausdruckes neben Verkünstelung, Weitschweifigkeit und Ungleichheit, sind in diesem Gedicht im hohen Grade Zeichen und Stempel der Shakspeareschen jungen Muse. Das Geschichtliche oder Mythische selbst ist ganz umgekehrt: Adonis weiset die Zärtlichkeits-Anträge der Göttin frostig zurück, und stirbt als Jagdfreund in seinem Beruf am Bisse eines wilden Ebers. (Die Fortsetzung folgt.)

Fürst Helios.

4.

Das große Feuerwerk war endlich abgebrannt. An der Seite des Fürsten wandelte in möglichster Grazie die Frau Bürgermeisterin durch den Garten dem Ball-Saale zu. Dem hohen Paare folgten die zahlreichen Honoratioren, die sich im Stillen den Kopf zerbrachen über das plötzliche Erscheinen des fremden Kavaliers, der dem Fürsten so zutraulich ins Ohr flüstern durfte. Als man das Haus beinahe erreicht hatte, begann der Prinz zu seiner Dame: „Warum, meine Würdige, habe ich denn unter den vielen Schönheiten Ihre kostbare Perle nicht gesehen?" — „Ach, Euer Hoheit halten zu Gnaden!" erwiederte die Patronin, „die ist ganz außer Fassung; sie liegt beim Goldschmidt, der sie mir zur Busen-Nadel umarbeiten soll." — „Ich meinte das Fräulein Tochter!" entgegnete lächelnd der Fürst. — „Meine Tochter —!" stotterte Madam Rapps; aber der Prinz fuhr fort: „Ich habe mit Freuden vernommen, daß sie versprochen ist mit dem Herrn Freimund, der, wie Sie wissen werden, eine Professur in der Residenz erhalten hat." — „Euer Hoheit —!" stammelte die Patronin wieder; aber der Fürst ließ sich nicht unterbrechen. „Da ich" so sprach er, „den edlen Mann überaus hochschätze, so verzeihen Sie, daß ich den Wunsch gehegt habe, seiner Verlobung bei zu wohnen." — In dem Augenblick traten sie in den Ball-Saal; da kam der fremde Kavalier ihnen entgegen mit Trudchen und Freimund. Die Frau Bürgermeisterin, die schon früher alle Haltung verloren hatte, wäre jetzt gern in Ohnmacht gesunken, wenn es sich nur irgend hätte schicken wollen. — Der Fürst küßte nach herzlichem Glückwunsch der Braut die Stirn, umarmte freundschaftlich den Bräutigam und führte ihn dann zur staunenden Schwiegermama, die alsobald aufschrie: „Ach, meine span'sche Fliege!" — die nervigte Umschlingung des entzückten Sohnes hatte ihr diesen Schmerzensruf erpreßt. Auch der Bürgermeister hält, ohne es eigentlich zu begreifen, sein bräutliches Töchterchen im Arm, da wendet sich der Fürst zu der Versammlung und spricht: „Meine Geehrten! Sie theilen gewiß Alle, wie ich, die Wonne dieser vier Glücklichen!" — Welcher Künstler wäre wohl im Stande gewesen, die Gesichter der Marktbübler Honoratioren in diesem Augenblick zu malen! Da waren Einige starr vor Erstaunen; Andere glotzten wie seelenlos vor sich hin; Einige wiederum lächelten pflichtschuldigst zur Rede des Fürsten; Manche endlich hatten Furcht in den Mienen, denn sie kannten den Baccalaureus. Niemand wagte jedoch auch nur ein entferntes Wort des Einspruchs; vielmehr drängten sich Alle

mit langen und breiten Wünschen zu den Glücklichen. Freudenthränen flossen jetzt überall, sogar die Bürgermeisterin weinte, ob vor Freuden oder vor Wuth, das war sehr gleich; genug sie weinte noch, als der fremde vornehme Kavalier sie in die Reihen der Polonoise rief. Der Fürst selbst führte natürlich mit der bräutlichen Königin des Festes den Reigen. — Dem Anschein nach tanzte zwar die Gesellschaft recht fröhlich, doch lag auf allen Gesichtern ein ernster Zug des Nachdenkens. Man forschte vergeblich nach Enthüllung eines Räthsels, dessen Lösung an dieser Stelle nicht schwer fällt.

Der Fürst hatte einem ihm ähnlichen Kammerherrn seine Rolle übertragen, um unerkannt den wahren Zustand seines Landes zu ergründen. Auf seinen stillen Wanderungen gewahrte er das einsame Trudchen und wollte einige Minuten mit ihr tändeln; da kam auf eine, ihm ganz neue Weise der Baccalaureus dazwischen. Sein Scharfblick erkannte in demselben leicht den Mann, der ihm wahren Aufschluß geben konnte über die städtischen Angelegenheiten, von denen er so manches, kaum Glaubliche vernommen hatte. — Was der redliche Freimund und der jetzige Stadt-Apotheker Saft offenbart haben, ist nicht bekannt geworden; wichtig muß es aber gewesen seyn, denn Markhübel erhielt sofort eine ganz andere Verwaltung. — Die Herren vom Geheimen-Festlichkeit-Anordnungs-Ausschuß bekamen gewaltig lange Gesichter; ihre Diäten waren gestrichen, und sie mußten noch obenein Tempel und Weihrauch und Feuerwerk aus eigenen Mitteln bezahlen. — Bei so vielem Mißgeschick wäre die Frau Bürgermeisterin gewiß vor Gram gestorben, wenn sie nicht der süße Gedanke getröstet hätte: doch einmal im Leben eine Polonoise getanzt zu haben mit dem regierenden Fürsten.

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Als Ständlin, der Haller so schön besungen, an Bodmer meldete: er werde ihn nach seinem Tode eben so besingen, antwortete ihm dieser: daß er mit einer Grabschrift von etlichen Hexametern zufrieden sey, z. B.:

Als mir der taube Tod die leiblichen Kinder genommen,
Zeugt ich die Noachide.*) Sie lebt indeß, daß ich Staub bin.

Oder:

Streuet Violen und Rosen auf Bodmers Begräbniß! Sein Ruhm war:
Daß er die Liebe der Edeln hatte, die Unschuld und Sitten
Ehrt. Ihn nannte Sulzer den Dichter nach seinem Herzen.

In das Stammbuch eines Herrn v. Scheurl, aus Nürnberg, schrieb Miller in Ulm (Verfasser des Siegwart), zu Ende der 1770ziger Jahre:

*) Eines seiner Werke, das am meisten geschätzt wurde.

Blick' auf zum Himmel, wenn Dich Gram umwölkt,
Und spähe Gottes Bild, der Sonne, nach!
Hell geht sie auf, eilt hinter Wolken, bricht
Die Wolken wieder durch, ist ewig hell,
Bei jedem Wechsel ewig mild und gut,
Sich ewig gleich und unveränderlich.
So glüht Dir dauernd Gottes Vaterherz
In reiner unbefleckter Sonnengluth!
Umwölkt Dich Unglück, es sind Wolken nur,
Sind Dunst und Schein: die Sonne glänzt fie weg!
Die Ewige durchwallt die Himmel noch,
Wenn Tod und Gram und Elend nicht mehr sind.

Auf die Laternen, welche vor mehreren Jahren zu Nürnberg, wegen der nächtlichen Diebstähle und der Bettler, eingeführt wurden, schrieb Jemand:

Jetzt, da der Staat zu Grund' gegangen,
Hat man Laternen aufgehangen,
Damit der arme Bürgersmann
Des Nachts zum Betteln sehen kann.

Romanze. (Nach Florian.)

An eines Flusses Ufer stand
Die Zeit mit ernstem Blick;
Sie schaut hinab den öden Strand,
Dann auf den Strom zurück:
Doch nirgends nahte sich ein Boot;
Da klang ihr Ruf nun weit:
Ach, Freunde, helft mir aus der Noth,
Zur Flucht verhelft der Zeit!

So rief sie lang'; geholfen auch
Hätt' ihr wohl Mancher gern:
Besonders blieb, nach altem Brauch,
Der Mädchen Schaar nicht fern.
Doch warnend sprach, mit ernstem Ton,
Hier eine schöne Maid:
Ach, Viele litten Schiffbruch schon
In rascher Flucht der Zeit!

Da war, vom Rosenhügel her,
Kupido schnell genaht,
Und bot sich nun zu Schutz und Wehr
Auf wilder Wellen Pfad.
Er wiegt das Ruder her und hin
Und singt voll Eitelkeit:
Durch mich, o junge Schäferin,
Entfliehet rasch die Zeit.

Doch bald bedarf er aus zu ruh'n;
Ach, er ermüdet leicht!
Sieh, daß die mächt'ge Stärke nun
Noch vor der meinen weicht!
So spricht die Zeit, und singt in Ruh,
Bei Ruderschlags Geleit,
Ihm alter Weisheit Sprüchlein zu:
Der Liebe spottet Zeit!

Caroline Stille.

Wider Aßt.

Er lästert verwegen;
Du greifest, nicht klug,
Im Grimme zum Degen,
Ein Stock ist genug.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Nürnberg. Das Theater in Nürnberg ist noch immer geschlossen, und mit Sehnsucht sieht man einer, hoffentlich vortheilhaften neuen Einrichtung desselben entgegen. Die Mehrzahl der Schauspieler-Truppe hat sich entfernt und die Zurückgebliebenen erwarten nun den Ausgang so mancher Uneinigkeit, die über ihre Zukunft entscheidet. — Der Trieb der Selbstrache scheint sehr lebendig in den Menschen zu seyn, wie das bei uns mehrere Mordthaten und auch die jetzt so häufigen Duelle beweisen, von denen, wenn sie leidlich ablaufen, die wenigsten bekannt werden. Auch der Selbstmord wird leider so alltäglich, daß man sich gar nicht mehr wundert, wenn man ein neues Beispiel dieser Art erfährt. Diese Todesart kann man wohl mit Recht dem Verfall der Religion beimessen. Hört der Mensch auf, an eine liebende gerechte Versehung, an ein Leben jenseits des Grabes zu glauben, so fassen ihn bei Unfällen Angst und Verzweiflung, und er sucht sich diesen zu entreißen, da kein Vertrauen, keine beseligende Hoffnung auf eine Aenderung, läge sie auch in der Ferne, seinen Muth aufrecht erhält. — Ein Prediger in einer bedeutenden Stadt in Deutschland ward vor Kurzem seines Amtes entsetzt, weil er ein Laster trieb, welches eben so unnatürlich als abscheulich war. Wer tödtet, wird wieder getödtet; doch ein Mensch, der nicht allein durch ein langsames Gift das Leben unerfahrner Knaben ermordet, sondern auch zugleich sie an Geist und Seele verdirbt, wird nur gelinde bestraft. Aus diesem Mißverhältnisse der Gesetze entspringen natürlicher Weise sehr üble Folgen. Bei dieser Gelegenheit ward dieser Prediger aus mehreren Testamenten gestrichen, größtentheils bejahrter Frauen; besser hätten diese ohnehin gethan, durch diese Summe ihres Vermögens verarmten redlichen Familien auf zu helfen, als einen Kinderlosen, in einem einträglichen Amte stehenden Mann noch mehr bereichern zu wollen. — Ein Prediger in Nürnberg ermahnte neulich bei der Confirmation die Jugend, immer gut und recht zu handeln, und — indem er ihnen Beispiele anführte, wie tief der Mensch sinken könne — erwähnte er: daß Gottes Strafgerichte auch den ereilen würden, welcher vor einiger Zeit hier einen Menschen (den Goldarbeiter Rentes) getödtet habe. „Vergebens" fügte er hinzu, „suchen wir wohl den Thäter; aber Gott kennt ihn und wird ihn finden!" Ein junges Mädchen, welches zuhörte, meldete gleich darauf: daß der Thäter in ihrer Nähe wohne, und brachte einen ehrlichen Zirkelschmidt, welcher Thäter heißt, in den Verdacht des Mordes, so daß dieser in einem öffentlichen Blatt von der Schuld losgesprochen werden mußte. — 2 —.

Zu Paris hat sich ein lebendes Automat sehen lassen. Es war ein Mensch, der so viel Selbstkraft besaß: „ganze Stunden" in einer angenommenen Stellung „so unbeweglich zu verbleiben" daß ihn Jeder für eine Figur hielt. (Journ. d. Comm.) Er soll Direkter werden einer Schauspieler-Truppe für sogenannte lebende Bilder.

Wenn man in Frankreich Theater-Kabale wegen eines neuen Stückes fürchtet, so sucht man jeder Verabredung derselben dadurch aus zu weichen: daß man auf den Anschlag-Zettel ein gewöhnliches alltägliches Stück setzt und dann kurz vor dem Anfange den Vorhang aufgehen und einen Schauspieler hintreten läßt, der ankündigt: „Wegen Krankheit eines Mitspielenden könne das angekündigte Stück nicht gegeben werden, statt dessen wolle man ein ganz neues darstellen!" Alles ist überrascht, und das Stück fällt dann nur, wenn es nichts taugt. (Journ. gén.) Das wird in Deutschland gewiß auch bald nachgeahmt.

Unter den nützlichen Erfindungen ist die der Dampf-Wäsche vorzüglich an zu merken. Der Hauptnutzen besteht hauptsächlich darin: daß solches Leinen der Gesundheit bei weitem zuträglicher ist. (Journ. d. Comm.)

Man hat berechnet: daß Deutschlands Volksmenge jährlich um 450 Tausend sich vermehrt, mithin in 80 Jahren das Doppelte betragen wird. (Journ. d. Comm.) Wenn nämlich nicht so manche unnatürliche Verzehrung und Verdrängung statt findet!

In England ist jetzt ein Werk erschienen, worin der Verfasser behauptet: die mancherlei Unglücksfälle einiger europäischen Staaten seyen lediglich Wiedervergeltung (!) für den früher schändlich betriebenen afrikanischen Negerhandel. (Journ. d. Comm.)

Zu Paris ist ein neuer mechanischer Wagen erfunden worden, in Form einer Kalesche, mit 4 Rädern und für 7 Personen geräumig. Er bewegt sich ohne Pferde durch einen eigenen Mechanismus so schnell weiter, wie Pferde im Trab, und ohne durch ungleichen Weg aufgehalten zu werden. (Journ. gén.) Wie weit?

Die Bittschrift, welche die Wittwe des, im Jahr 1815 zu Avignon ermordeten Marschalls Brune an Ludwig XVIII. übergeben hat, schließt mit folgender Stelle: „Ich flehe um Gerechtigkeit, Sire, Gerechtigkeit für den Mord meines Gatten; Gerechtigkeit wegen der Beschimpfung seines Leichnams; Gerechtigkeit wegen der Beleidigungen seiner Ehre, die dadurch verletzt worden, daß man ihn des Selbstmordes angeklagt hat. Diese Gerechtigkeit fordere ich von dem König, ich fordere sie von den Ministern, ich fordere sie von den Kammern, ich fordere sie von der ganzen Nation. Ich wünsche, daß die Tugendhaften alle mein Geschrei wiederholen mögen: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" (Times.)

Ein preußischer Offizier, welcher einen andern im Duell getödtet, wurde zu 20jähriger, und die Sekundanten sind zu 5- und 5jähriger Festungsstrafe verurtheilt. (Morn. Chron.)

Zufolge einer Nachricht aus Hamburg ist dort eine geheime Verbindung entdeckt, welche für den Dienst der spanischen Insurgenten in Südamerika Soldaten warb. Mehrere Menschen, die eben zu jenem Zweck nach Amerika sich einschiffen wollten, sind verhaftet worden. (Times.)

Durch Leipzig und Frankfurt a. d. Oder ziehen ganze Karavanen deutscher Auswanderer nach Polen; am 16. März fuhren 9 Wagen voll derselben durch Weimar. (Journ. gén.) Wird man nicht bald auf beglückende Mittel denken, dieser Zerstreuung der Deutschen Einheit zu thun? — Preußens König hat in einem kleinen Ländchen durch Verminderung der Abgaben den Anfang gemacht und es wird Erweiterung und Nachahmung folgen müssen.

Ein berühmter Schriftsteller wird unverzüglich Berlin verlassen, um in sein Vaterland (das man nicht nennt) zurück zu kehren, und sich daselbst in ein Kloster zu verschließen. (Journ. gén.) Wer ist's?

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 23. April. 65stes Blatt.

Der neue Bachus.

„Kein Andrer als Doktor Omdel hat die abscheulichen Blumen geschickt!“ sagte der Justitiar Keble zu Demoiselle Gustave, der Schwester des reichen Amtmann Flinder, der die beiden hübschen Töchter, Fanny und Marie, neulich aus der Stadt, wo sie in dem Hause eines Verwandten erzogen sind, zurück kommen ließ. Das war ein Verdruß für Gustave, der es neben den blühenden Jungfrauen schwerer wurde, funfzehn Jahre, welche die böse Zeit wider ihren Willen in den Taufschein ihr eingeschwärzt hatte, zu verbergen. Neulich hatte sie nun ihren drei und vierzigsten — oder, nach ihrem Bülletin, den acht und zwanzigsten — Geburtstag erlebt, und dazu von einem Unbekannten gar seltene Blumen und ein Sonett empfangen; fruchtlos aber blieben einige Wochen hindurch die Bestrebungen: diesen geliebten Unbekannten zu ihrem bekannten Geliebten zu machen; da erklärte obgenannter Justitiar Keble die ganze Blumen-Gabe für eine schmachvolle Bosheit, indem er, mit Hülfe eines botanischen Werkes, bewies: daß ihre gehegte und gepflegte Blüthenwelt nichts mehr und nichts weniger enthalte, als: Drachenkopf (Dracocephalum); Kreuzkraut (Senecio); Stechapfel (Datura); Wucherblumen (Chrysanthemum); Filzkraut (Phlomis fruticosa); Schminkwurz (Convallaria polygonata); Trompetenblumen (Bignonia capreolata); und endlich Zwangskraut oder Rasselblumen (Catananche coerulea). Bei dem Sonett aber entdeckte Herr Keble, daß vorn herunter die vierzehnbuchstabigen Worte zu lesen seyen: DU ALTE THOERINN. — Gustave vermochte vor lauter Wuth diesmal gar nichts auf zu bringen; aber ihre Züge verzerrten sich so, daß, konnte sie eben in einen Spiegel sehen, sie selbst sich für häßlich hätte erkennen müssen, wodurch zum ersten Male ihre Augen mit denen Anderer in Uebereinstimmung gebracht worden wären. — Diese Zornbeklemmung benutzte Herr Keble eiligst noch, um zu erhärten: daß der Doktor Omdel, der bekannte Sarkast, der vielwissende Botaniker, der neumodige Sonettist, der Spender dieser ehrenrührigen Blumen sey und zwar aus keinem andern Grunde, als um Fanny, welche Herr Omdel heim zu führen hoffte, einen Lachkitzel zu bereiten. — Dies Alles war so glaublich, daß Gustave keinen Augenblick daran zweifelte, und wer nicht wußte, wo die Hölle ist, der konnte erfahren: daß sie jetzt in Flinders Hause sey. — Der gutmüthige Amtmann fand — wie wenig er sonst seiner Schwester mehr Recht gab, als was sie sich nahm — die Begebenheit abscheulich, und dem Doktor Omdel wurde das Haus verboten, in welchem es nun stürmisch herging. Der Amtmann war verdrießlich, Gustave zankte, Fanny weinte und nur Marie hatte ihr Köpfchen noch auf dem rechten Fleck. — Sie sprach also zu sich selbst: „Der kleine dicke Justitiarius, der keinem Menschen gefällt, will der Fanny gefallen, der Doktor aber ist ihm im Wege, und da die ganze Rechtswissenschaft darin besteht: das Recht aus dem Wege zu räumen, so will er wahrscheinlich hier ein Kunststückchen machen. Dich, liebe Marie, hat er bisher immer noch wie ein Kind behandelt, um so unbemerkter konnst du

ihm beweisen: daß sechszehn weibliche Jahre wohl zur Noth vierzig männliche an List überbieten.

Und es geschah nach einigen Tagen, daß Gustave schon auf Flinder einredete: der Justitiar sey doch eine ganz annehmliche Partie für ein Frauenzimmer; wobei indessen der Amtmann lakonisch antwortete: „Höre, vergebens will ich Dir nicht mehr gratuliren; nach der Trauung jedoch soll es recht herzlich geschehen!“ — Mariechen ließ sich nicht irre machen; auch nicht, als einst, am frühsten Morgen, ein Bauer aus dem, anderthalb Meilen entfernten Dorfe Ebertsburg viele gar zierliche Blumen für Gustave heran fuhr mit einem gewiß auch zierlichen Billet des Herrn Justitiarius. — Sie schlich vielmehr ganz still hinab zu dem Boten, ihn zu fragen: wo die Blumen her seyen? und sie erfuhr: von dem Kunst-Gärtner des Herrn von Ebertsburg, und der Bauer meinte auch zu wissen: daß er sie der Braut des Herrn Justitiarius, der Demoiselle Fanny Flinder, bringe. — „Hm!“ sagte Mariechen, „das wird eine gute Heirath für den Justitiarius; meine Schwester bekömmt 20,000 Gulden mit.“ — „Das hat der Herr Justitiarius auch gesagt bei dem Gärtner!“ schmunzelte der Bauer. — „Schön!“ lispelte Mariechen, und nachdem sie ihrer Schwester erspartes Taschengeld sich zu dem ihrigen erbeten hatte, ging sie, unter dem Vorwande, heute zu dem nahen Feste der Weinlese ihre eigenen spaßhaften Anordnungen machen zu wollen, fort; eigentlich aber schlich sie zu Oberförsters, um dessen Sohn zu bitten: daß er mit ihr nach Ebertsburg fahre, und Oberförsters Sohn schlug Mariechen nie etwas ab. — „Wer nichts wagt, der gewinnt nichts!“ sagte Franz unterweges; „ich weiß, der Herr Kehle hat bei allen Kniffen doch niemals Geld; es gilt einen kecken Streich.“ — Und Mariechen hatte schon dieselbe Meinung gehabt; deshalb traten Beide zu dem Kunst-Gärtner in Ebertsburg und sagten: der Amtmann Flinder hätte den Scherz vor, seinem künftigen Schwiegersohn, Herrn Justitiarius Kehle, am Verlobungstage sämmtliche Schuld-Rechnungen quittirt zu übermachen, und da er wisse: daß der Kunst-Gärtner auch zu fordern habe, so wären sie da, ihn zu bezahlen, bäten sich aber genaue Angaben auf der Rechnung und Stillschweigen aus. — Der Kunst-Gärtner, der zuweilen Allerlei verkaufte, von dem er vergaß, daß es seinem Herrn gehörte, hatte einige Furcht gehabt, von dem Justitiarius etwas zu fordern, freute sich also nicht wenig über die Güte des zukünftigen Schwiegerpapas, gab die Rechnung, erhielt Zahlung, und Schnippchen schlagend fuhren die Listigen zurück, denn die Zank-Blumen standen sämmtlich auf der Rechnung. — Unterdessen hatte Herr Kehle, nach seiner Meinung, auch wieder einen Meistercoup vollführt. Wahrnehmend, daß Fanny sich mehr noch von ihm entfernte, als sonst, benutzte er einen Abscheu, den sie vor allen Betrunkenen hatte. Er wußte den armen, in liebender Verzweiflung umher irrenden Doktor Omdel zu einem Winzerfeste in der Nähe zu ziehen und trank ihm, mit großer Vorsicht von seiner Seite, so zu, daß dieser — dessen lebhaftes Gespräch über sein Unglück den Plan des Gegners begünstigte — endlich in einen halben Rausch kam, und jetzt beredete ihn Jener: zu dem Amtmann zu gehen und über die Verweisung aus dem Hause Rechenschaft zu fordern. Dies geschah, und der Justitiarius gab an, der Doktor habe ihn mit der Aeußerung: daß er sich ermorden wolle, wenn er ihn nicht begleite, zu diesem unangenehmen Geschäfte gezwungen. Natürlich verstärkte dies den Groll, da durch den Gang bis dahin des Doktors Rausch nur vermehrt, und also keine Erklärung möglich war. — Zu dieser Scene kam Marie und, die Tücke des Justitiarius durchschauend, sorgte sie nur: daß Omdel, dessen Aufbrausen den tiefsten Schmerz kund gab, gesichert zum Oberförster gebracht wurde, denn sein Wohnort, das nächste Städtchen, war zu entfernt. Noch an demselben Abend, da die Familie allein war, entdeckte aber Mariechen ihre Geheimnisse, und Alle wurden empört von der Schändlichkeit des Herrn Justitiarius, von der auch Gustave sich überzeugt fühlte, nachdem Flinder erklärte: der Schelm habe allerdings am heutigen Tage um Fanny angehalten. — Omdel, der am nächsten Morgen bleich und düster im Walde herum schlich, auf ein Mittel sinnend, seine Schwäche von gestern mit seiner tiefen Beschämung zu mildern, erhielt Aufklärung, und sank aus der Verzweiflung in Fanny's Arme, als der Vater seinen Segen aussprach. — Für Herrn Kehle aber wurde, auch im Namen des gemißbrauchten Bachus, Züchtigung verabredet.

Zwei Tage darauf war das Fest der Weinlese bei Flinder und Alles so eingeleitet: daß der Herr Justitiarius die Rolle des Bachus übernahm. Er wurde, barock mit Weinlaub und Trauben behängt, auf ein großes Faß, das auf einer Berghöhe lag und nur durch Leitern erstiegen werden konnte, gesetzt und wollte, wenn nun die Gesellschaft vorüber ziehen würde, eine wohleinstudirte Rede halten, wozu dann Musikanten, die in dem großen inneren Raum des Fasses verborgen waren, mit Zwischenspielen einfallen sollten; der neue Bachus versprach sich eine große Wirkung und mit vielem Behagen erkletterte er das Faß zur angegebenen Stunde. Da saß er nun lange und immer länger, nur zuweilen auf einen Augenblick von Mariechen getröstet, die ihm endlich anzeigte: daß die Gesellschaft nahe sey. Da fragte denn Bachus: welcher Lohn ihm für sein langes Harren werde? — und Mariechen warf ihm ein Körbchen zu mit den Worten: „Seyn Sie auf Großes gefaßt!“ — Und heran, unter Gesängen, zogen die Versammelten; wie aber ward dem Herrn Justitiarius, als er den Doktor Omdel an Fanny's Seite erblickte, und

Alle, sich um das Faß stellend, laut riefen: „Es lebe das junge Ehepaar!“ — Hervor trat nun Flinder, die Bosheit dieses hier ausgestellten Bachus auf zu decken und ihm an zu zeigen: daß so eben seine Tochter dem Herrn Doktor Omdel angetraut sey, und kaum hatte er ausgesprochen, so stimmten die Musikanten im Fasse die Melodie des Rheinwein-Liedes an und Bachus vernahm:

Man soll, mein Herr! nicht Andern Gruben graben,
Man fällt leicht selbst hinein;
Und wenn nun Sie dies Haus verlassen haben,
Ist es von Schelmen rein!

Ein schmetterndes Gelächter schloß den Gesang, und da man die Leitern wieder herbei brachte, so ergriff der, vor Aerger kirschbraune Justitiarius die Gelegenheit, sich von dannen zu schleppen; aber mit geballten Fäusten empfahl er sich der Gesellschaft, zu der Flinder jetzt sprach: „Den nächsten Rechtsstreit werd' ich wohl verlieren; wenn aber der heutige Tag meiner Tochter Fried' und Freude sichert, kann ich es mir wohl gefallen lassen!“ — Den ersten Becher Most aber mußte Mariechen mit ihm trinken: auf baldige Nachfolge! und Mariechen sah dabei verstohlen auf Franz. Bertram.

William Shakspeare.

(Fortsetzung.)

Ueber Werth und Ruhm seiner Trauer- und Lustspiele schreiben wollen, hieße einen Wassertropfen in das Weltmeer gießen. Daß Shakspeare jedoch das schöne Glück der Liebe, Achtung und Verehrung der Besseren und Großen unter seinen Zeitgenossen schon bei Lebzeiten genossen, darf wohl — als Seltenheit — gesagt werden. Er ward bemerkt und ausgezeichnet, und es ging da, wie Schiller singt: „der Dichter mit dem König“. Die Königin Elisabeth achtete ihn hoch und veranlaßte ihn, das Lustspiel: „die lustigen Weiber von Windsor“ zu schreiben; Jakob I. schrieb ihm einen freundschaftlichen Brief — das heißt eigenhändig! — der noch lange Zeit aufbewahrt worden ist. Graf Southampton — der Freund des Essex — war sein Gönner und Verehrer, und seine Freundschaft mit Ben Johnson und andern Dichtern und Gelehrten ist weltbekannt.

Um das Jahr 1610 ertheilte Jakob I. ihm und zweien Genossen die Erlaubniß zur Errichtung einer neuen Bühne in London unter großen Begünstigungen. Drei bis vier Jahre brachte er nun noch als Schauspiel-Unternehmer in der Hauptstadt zu; dann zog er sich nach seinem Geburtsort zurück, wo er im Kreise seiner Familie und weniger Freunde, begütert und geliebt, den Abend seines großen Tages verlebte. Seine beiden, nun verheiratheten Töchter, Susanne und Judith, und seine Gattin waren ihm zur Seite, als er, am 23sten April 1616, entschlummerte. Seine Gattin überlebte ihn um 7 Jahre. — Die Hauptkirche zu Stratford birgt seine irrdische, einst von einem bewundernswerthen Geiste bewohnte Hülle. Ueber seiner dortigen Gruft ist von seiner Vaterstadt ihm ein einfaches Denkmal errichtet; ein größeres, würdiges erhielt der Unsterbliche 1741 in der Westminster-Abtei; die Kosten wurden durch Unterzeichnung aufgebracht. Die Beiträge gingen so schnell als reichlich ein: das sicherste Zeichen der öffentlichen Achtung, die seine Zeitgenossen und Landsleute ihm weihten. — Dieses Denkmal besteht aus der Bildsäule des Dichters in Lebensgröße, vom feinsten weißen Marmor; die Kleidung ist treu nach den Formen seiner Zeit. Mit dem Ellbogen des rechten Arms stützt er sich, etwas seitwärts gelehnt, auf einige Bücher, die auf einem dreieckigten, mit sinnbildlichen Attributen in halberhobener Arbeit verzierten Fußgestelle liegen; an der vorderen Seite hängt eine Rolle herab, welche eine bekannte schöne Stelle aus seinem Schauspiele: „der Sturm“ als Inschrift enthält. Es ist die folgende:

„Es werden
„Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
„Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
„Ja, was daran nur Theil hat, wird vergehn
„Und spurlos als ein Zauberbild verschwinden.“ *)

Unter seinem daran eingegrabenen Namen stehen, so wahr als schön, die Worte: „Amor publicus posuit.“

(Der Schluß folgt.)

*) Nicht minder bezugreich würde die Fortsetzung dieses Verses gewesen seyn, hätte der Raum sie gestattet. Sie lautet:

— „Wir sind solcher Stoff
„Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
„Umfaßt ein Schlaf.“ —

Fündlinge.

Muley Ismael, Kaiser von Marokko, ermordete mit eigener Hand 40,000 seiner Unterthanen.

Im Dom zu Augsburg sieht man ein Gemälde, wo Noah's Gattin, als Sultanin prachtvoll gekleidet, mit einem Bologneser-Hündchen in die Arche geht.

Haug.

Zum Geburtstage einer guten Frau.

Am 23sten April 1819.

Wie wenig find' ich stets das Wort geweiht,
Soll es im Danke Dir mein Herz gestalten;
Bei Dir — sey's mit dem Leben oft entzweit —
Kennt ein Gefühl es nur: ein friedlich Walten;

Im wandelbaren Kranz von Lust und Leid
Wird's in uns selbst Unwandelbares halten;
Ein rechtes Herz hat Blüth' in aller Zeit,
Es bringt zum Neuen Frühlingskraft vom Alten.

So schafft der Mensch noch auf des Schicksals Wogen
Das Land der Hoffnung und des Glückes Raum,
Sieht still versinken, was den Sinn betrogen;

Und immer näher dem, was Geist erzogen,
Glänzt dauernd dann, gestützt von Lied' und Traum,
Des Himmels farbenreicher Friedensbogen. —*—.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Unsre Bühne, deren Schicksal noch immer unentschieden ist, hat uns in der letzten Zeit wenig Neues und wenig Erbauliches geliefert. Außer dem „Unbegreiflichen" (eigentlich die Masse, von Zschocke) welchen das Publikum auch nicht zu begreifen begehrte, haben wir aber eine, für uns neue Art von Kunst-Darstellungen kennen gelernt, anderswo Quodlibet, hier Potpourri genannt. Der Wunsch, eine Seltenheit zu erreichen, nämlich eine gute Einnahme zu machen, hat Hrn. Gerstl bewogen, zu einem solchen Unding seine Zuflucht zu nehmen, und wenn uns diese, aus allem Zusammenhang gerissenen und auch nicht einmal auf die lockerste Weise wieder verbundenen Scenen eben keinen großen Genuß gewährten, so verdanken wir Hrn. G. doch ein, uns ergötzendes Schauspiel, nämlich einen recht artigen Kindertanz. Was werden die Wiener sagen, wenn wir versichern: daß uns dieser kleine Versuch ein ungetrübteres Vergnügen gewährte, als ihre feenartigen Kinder-Ballets? — Es sey fern, einen ganz anspruchlosen Tanz mit den glänzenden Kunstanstellungen zu vergleichen, welche Wien allein besitzt; aber mancherlei Rücksichten erlauben doch nicht, jenen Ausspruch zurück zu nehmen. Die Kinder in den umfassenden Pantomimen an der Wien stellen Erwachsene und ihre Verhaltnisse dar; aber eben so wenig, als ihre kindischen Gestalten den Forderungen entsprechen, die wir an die Formen der Tänzer zu machen ein Recht haben, eben so wenig können sie jemals jene Kraft und Sicherheit eines vollendeten Körpers besitzen, welche eigentlich allein der Tanzkunst den höchsten Reitz verleiht. Wir sehen also dort einen Haufen Kinder, aller Kindlichkeit entblößt, und zum Theil mit einem, von der unverhältnißmäßigen Anstrengung schon zerstörten Körper, Erwachsene nachahmen, und so dem Verderben des Leibes und der Seele entgegen reifen, während die Kleinen in Hrn. Gerstl's Divertissement uns frohe, lebensmuthige Kinder in mannigfaltigen Verschlingungen, die sich auf die leichteste und anmuthigste Weise wieder lösen, darstellen, deren beinahe muthwillige Kinderlaune zwar nicht den zehnten Theil jener Kunstfertigkeit entfalten, dagegen aber durch naive Kindlichkeit erfreuen. Die beiden Kinder des Hrn. G. zeichnen sich unter ihren kleinen Tanz-Genossen durch große Fertigkeit und besonders der Sohn durch eine mehr als kindliche Sicherheit aus. — Die Direktion ließ das Potpourri mit Veränderung der meisten Scenen wiederholen, und da das Haus beide Male zum Erdrücken voll war, so werden wir — weil in unsrer Zeit selten etwas so große Anziehungskraft bewährt — wohl noch manchmal mit solchem Gemengsel heimgesucht werden. — Gäste haben wir allerhand. Hr. Wocht spielte noch den „Viertelsmeister Wolf" in den „Hussiten" und hat nicht gefallen. Hr. Reckel machte als „Tancred" noch weniger Glück, als in der Rolle des „Meste". Herr Blumenfeld, aus Grätz, spielte den „Lieutenant Loring" in der „Unvermählten" und „Graf Benjowsky" und gefiel — außerordentlich; er wurde beide Male gerufen und dankte in gereimten Versen ziemlich hochtrabend! Dieser junge Mann verräth Talent und scheint gute Muster gesehen zu haben; leider aber hat er sich von diesen eine grelle Manier abstrahirt, und kommt in Ton und Bewegung aus dem tragischen Pathos gar nicht heraus; ein fleißiges Studium der Natur würde ihm sehr an zu rathen seyn. Die erste Gastrolle der Demois. Kaiser — ebenfalls aus Grätz — „Donna Diana" gewährte eine doppelte Unterhaltung, da ein Theil des Publikums in einem ziemlich drolligen Intermezzo debütirte. Demois. Kaiser hat ein hübsches Gesicht, eine angenehme Stimme, dabei ist sie aber durchaus nicht frei von Dialekt, und man hört, welche Anstrengung es ihr kostet, nur zum Theil rein und richtig zu sprechen. Da sie weniger, als eine ihrer Vorgängerinnen, in den Geist dieser schwierigen und delikaten Rolle eingedrungen zu seyn scheint, so wurde sie anfangs wenig beachtet; bei ihrem Abgang zu Ende des ersten Akts erscholl Applaudissement, aber zugleich ein unfreundliches Gezisch — dieses voreilige Verwerfen nach einem Akt indignirte Manche, die ein so ungastliches Betragen unrecht fanden; man trat für sie auf, und nun begann bei jedem Abgang der Heldin ein Kampf der Klatscher und Zischer, doch trugen die Ersteren einen glänzenden Sieg davon und Demois. Kaiser wurde zu Ende gerufen. Es wäre unbillig, sie nach dieser Rolle zu beurtheilen, wo ein so sonderbarer Empfang sie zu sehr befangen mußte, um in den wichtigen Momenten des zweiten und dritten Akts sich ganz günstig dar zu stellen. Die „Afanasia" in „Benjowsky" gelang ihr besser und in diesem Stücke bildete sich keine Parthei gegen sie. Sie ist, dem Vernehmen nach, für Preßburg engagirt und wird hier nur sechs Gastrollen geben. — Hr. Beyer, welcher den Uebergang aus dem Heldenfach in jenes der edlen Väter bewerkstelligen zu wollen scheint, versuchte sich vor Kurzem in der Rolle des „Justizrath Wurmwall" im „Brief aus Cadix", leider aber fanden wir ihn in Ton, Bewegungen und sogar in der Kleidung ganz jugendlich, und das einzige Mittel, die Hindernisse schneller zu überwinden, wäre wohl, wenn er recht viele alte Rollen, selbst kleinere und minder bedeutende, übernähme, um sich in den veränderten Ton hinein zu spielen. Wir sehen diesen Künstler jetzt sehr selten, und auch dann nicht immer so, wie wir ihn zu sehen gewohnt sind. Wenn die verbreitete Sage wahr ist: daß eine Gemüths-Krankheit ihn von der Kunst einigermaßen abzieht, so wäre dieß allerdings ein großer Verlust für die Kunst, und wohl zu wünschen: er möge, um sich zu zerstreuen (denn Prag ist wohl nicht der Ort, einen unmuthigen Sinn zu erheitern), eine Kunstreise von größerem Umfange unternehmen. (Der Schluß folgt.)

Man zählt mehr als 5000 Personen in der Schweiz, welche dem portugiesischen Consul ihre Erklärung eingereicht haben, um sich in Brasilien bei der Schweizer-Kolonie ansiedeln zu lassen. (Journ. gén.) Die Schweizer scheinen, trotz allem Heimweh, an ihrem Vaterlande doch nicht das gelobte Land zu haben.

Die Missionäre, welche sich jetzt zu Bayonne befinden, haben ein Reglement herausgegeben, nach welchem Männer und Frauen in der Kirche abgesonderte Plätze haben. Die Bayonner, obschon seit dem Jahre 1789 an das Gegentheil gewohnt, haben sich doch dazu bequemt und respektiren die neue Demarkations-Linie. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 24. April. 67stes Blatt.

Das Schäferspiel.

„Eine Frau muß er haben!“ rief ungeduldig der biedere Amtmann Heinberg und stampfte mit dem Fuße. — „Wie Du gleich aufbrausest, lieber Mann!“ sprach die sanfte Hausfrau; „wenn man erst fünf und zwanzig Jahre alt ist, hat man noch keine Zeit dazu verloren.“ — „Ja, warte Du darauf, und Du wirst Groß-Tante, ehe Du Dir's versiehst.“ — „O, wer wird denn auch gleich das Aergste denken!“ fiel sie ein; „Jugend hat nicht Tugend!“ — „Aber soll sie haben, wenigstens bekommen. Jugend ist das Fieber der Vernunft, hat Jemand gesagt, und ein Fieber ist wahrhaftig kein sehr ersprießlicher Zustand.“ — „Aber oft wird man recht gesund, wenn das Fieber den Krankheitsstoff ausgeworfen hat!“ antwortete sie lächelnd. „Und warum sollt' es denn mit Försters Lottchen nichts werden können? Sie ist so gut, so sanft, so häuslich, und verständig ist sie auch; gewiß, sie weiß wohl mehr, als manches Fräulein, das Hofmeisterinnen und Lehrer aller Art gehabt hat.“ — „O, Alles wahr!“ erwiederte der Amtmann; „und ich würde von ganzem Herzen meinen Segen dazu geben, lieber heute als morgen, wenn er nur wollte. Aber hat denn der Wildfang Lust, seine Neigung auf ein gutes, häusliches Mädchen zu richten? Da schwärmt er herum, sagt heute dieser ein artiges Wörtchen und morgen Jener, und Ernst ist's ihm bei Keiner. Wie mag's heute Nacht wieder gegangen seyn! Er sieht so überwacht aus. Getanzt bis an den hellen Morgen!“ — „Nun, auf der Hochzeit beim Ober-Einnehmer“ fiel seine Frau ein, „da ist's anständig zugegangen. Ich glaube, Lottchen ist auch da gewesen.“ — „Kurz, eine Frau muß er haben, so bald als möglich, und damit Punktum!“ hob der Amtmann wieder an. „Komm, wir gehen hinunter, und Du sollst sehen, wie er nun dämisch und schläfrig unter dem jungen Volke sitzt.“ — Mit diesen Worten stand der Amtmann auf und näherte sich der Thür. Seine Frau vertrat ihm den Weg, als sie sah, daß er sich nicht mehr halten ließ. „Nur noch eine halbe Stunde, liebes Männchen!“ sprach sie. „Höre, ich muß es Dir schon gestehen, ich wollte Dich nur aufhalten mit meinem Geschwätz. Die jungen Leute haben was vor, Dir eine Freude zu machen an Deinem Geburtstage.“ — „Aha!“ antwortete der Amtmann, sich besinnend. — „Ludwig hat Alles angegeben“ fuhr seine Frau fort. „Försters Lottchen ist auch noch eingeladen mit einigen andern jungen Leuten. Ich habe es so abgekartet mit Friederike und Malchen, daß sie dabei seyn muß. Wer weiß, ob sich nicht nach und nach doch etwas anspinnt.“ — „O, damit ist's nichts, liebe Frau! An solchen gewöhnlichen Fädchen läßt sich der Schmetterling nicht halten. Aber wenn's denn seyn muß“ fügte der gutmüthige Alte hinzu, „so setze ich mich hier nieder, und warte wie ein Kind, bis es zur Christbescherung gerufen wird. Geh' Du nur immer hinunter, ich halte treulich aus.“

Als sie hinaus gegangen war, setzte sich der Amtmann und nahm das neuste Stück einer Zeitschrift in die Hand, das die sorgsame Hausfrau schon für den nächsten Tag, als die gewöhnliche Leserei zwischen dem

Mittagsessen und dem Mittagsschlaf, auf das Tischchen am Sofa bereit gelegt hatte. War's die Gewohnheit, in dieser Ecke des weichen Sitzes einzuschlafen, oder wehte aus dem Blatte eine einschläfernde Kraft ihn an, in wenigen Minuten war der gute Alte in sanften Schlummer gesunken. Plötzlich weckte ein Geräusch ihn auf, und er sah so viele seltsame Gestalten, daß er anfangs glaubte, es gaukle ein bunter Traum vor seiner Seele. Er richtete sich vollends auf und rieb sich die Augen, da traten Ludwig, sein Neffe, in ritterlicher Rüstung, und dessen Schwestern, Friederike und Malchen, beide als Schäferinnen gekleidet, vor ihn, und sprachen ein Paar herzliche Worte zum Glückwunsche. — Gerührt schloß der Oheim alle drei in seine Arme. „Ich danke Euch, meine Lieben," sprach er freundlich. „In Eurer Mitte habe ich stets vergessen, daß Gott mich nicht mit eigenen Kindern beglückt hat, und meine liebste Sorge ist es gewesen, daß Ihr den frühen Verlust Eurer Aeltern nicht fühlen solltet. Zum Danke für Eure freundlichen Worte wünsche ich Euch, daß Ihr alle einst eben so glücklich im häuslichen Kreise sein möget. Und Dir vor allen, lieber Ludwig!" sprach er halblaut zu dem Neffen. — Der junge Mann küßte in sichtbarer Bewegung die Hand des guten Oheims, da traten die zu dem Feste geladenen jungen Leute, fast alle in Schäferkleidung, und unter ihnen auch das liebliche Lottchen, so wie die übrigen Gäste, Freunde aus der Nachbarschaft, glückwünschend zu dem Alten. — „Aber ich bitte Euch, was will das junge Völkchen mit seiner Mummerei?" sprach der Oheim, als die beiden Nichten und die übrigen Mädchen ihn mit den Blumengewinden, die ihren Anzug schmückten, umschlangen und an diesen duftenden Ketten ihn hinaus führten. „Bedenkt doch, Kinderchen, was sollen meine alten Beine in Eurem muntern Schäferreigen?" — Die Mädchen aber ließen nicht ab, bis sie ihn und die fröhliche Tante in den Saal gebracht hatten, in dessen Hintergrund ein bunter Vorhang die schnell errichtete Bühne verbarg. Die älteren Gäste nahmen hier Platz an der Seite des Oheims und der Hausfrau, während die jungen Leute munter hinaus hüpften. Der Vorhang flog bald auf. Nach einem schönen Vorworte, das sich zunächst auf die Feier des Tages bezog, einem Wechselgespräch, von den beiden Nichten anmuthig vorgetragen, begann ein kleines Stück. Der Sohn eines mächtigen Ritters zog ein holdes Hirtenmädchen einem schönen und reichen Fräulein vor, und verbarg sich in ländlicher Tracht, um die Gunst des lieblichen Kindes zu gewinnen. Einst, als sie zu lange an seiner Seite auf der Wiese verweilt hatte, mußte er ihr schnell beistehen, die zerstreuten Lämmer ihrer Heerde zu sammeln, wobei er, über eine Baumwurzel strauchelnd, seinen Arm verwundete. Erschrocken vergaß sie Alles, um ihn zu verbinden, aber er schien sie in dem Wahne, daß die Wunde nicht wenig gefährlich sei, nur deshalb zu lassen, um den kranken Arm desto länger auf den weichen Aermchen der lieblichen Pflegerin ruhen zu lassen; denn es hinderte ihn weder Wunde noch Binde, sie feurig zu umschlingen, als sie ihn mit dem Geständniß ihrer Gegenliebe entzückte. — Ludwig spielte den Ritterjüngling, seine jüngste Schwester die Schäferin, und Lottchen das verschmähte Fräulein; aber es wollte manche Zuschauer bedünken, als ob Ludwig in dem Auftritte, wo er kalt von ihr scheiden mußte, sehr schlecht gespielt habe. — Nach dem Schauspiele sollte im Gartensaale getanzt werden. Die jungen Leute erschienen in dem Anzuge, worin sie sich auf der Bühne gezeigt hatten. Alle waren versammelt; aber man vermißte den muntern Ludwig, welcher, wie Malchen sagte, sie treulos verlassen habe, sobald der Vorhang gefallen sei. Die Mädchen suchten ihn überall im Hause und im Garten. Selbst der Oheim und die Tante wurden endlich besorgt und folgten den jungen Leuten. Lottchen verlor sich unterdessen von den Uebrigen, als ob die glückliche Eingebung eines guten Geistes sie geleitet hätte. Sie kam zu einem anmuthig bepflanzten Hügel, wo der Garten, nicht weit vom Hause, an eine Wiese gränzte. Langsam und gedankenvoll stieg sie durch das duftende Gebüsch hinan, und wie freundlich ward sie überrascht, als sie am jenseitigen grünen Abhange unter dem Schatten eines blühenden Strauches den Jüngling in seiner ländlichen Tracht, und selbst Sense und Spaten zufällig neben ihm, liegen sah. Sie pflückte einige Rosen und warf damit den schönen Schläfer, welcher, nach dem Spiele ermüdet, die Kühlung des nahen Gebüsches gesucht hatte und eingeschlummert war. Als er nicht sogleich erwachte, trat sie näher, und da eben auch die Abendsonne ihre letzten Strahlen auf sein Gesicht warf, fuhr er mit der Hand über das geblendete Auge, und sich ermunternd sah er das holde Mädchen vor sich stehen. — „Lottchen, liebes Lottchen!" sprach er, sich schnell aufrichtend, und zog sie an seine Seite, als sie ihm neckend die letzte ihrer Rosen zuwarf. Sie folgte, nur schwach sich sträubend, dem Zuge der lieben Hand. „Nun bist Du gefangen, lose Schäckerin! Und ohne Lösegeld kommst Du nicht aus diesen Banden," sprach er, seinen Arm um sie legend. Sie sank an seine Brust. — Da klatschte es laut in die Hände. Friederike und Malchen und andre Mädchen erschienen oben auf dem Hügel, und der Oheim trat mit der Tante aus dem Gebüsch hervor. — „Ey, seht doch, Ihr fallt aus Eurer Rolle, Meister Ludwig!" rief der Oheim lachend. „Oder setzt Ihr so zu Eurem Schäferspiele den zweiten Theil aus dem Stegreife hinzu?" — Ludwig erholte sich bald von seiner Ueberraschung, während das arme Lottchen wie die Rosen glühte, de-

ren zerstreute Blätter sie in ihrer Verlegenheit sammelte. — „Nein, nicht aus dem Stegreife, lieber Oheim!“ sprach Ludwig, des Alten Hand ergreifend; „ich muß es Ihnen gestehen, diese dankbare Rolle habe ich schon lange eingeübt, und wenn ich sie besser spiele, als was ich auf der Bühne mit Lottchen hatte, wo meine Augen jedes Wort Lügen straften — so klatschen Sie, bester Oheim, und rufen nur: Bravo!“ — „O von Herzen gern, lieber Junge!“ rief der Oheim freudig und zog den Neffen und das holde Mädchen in die Arme. „Das ist das herrlichste Schauspiel für meinen Geburtstag. Bravo! Bravo!“ W. A. Lindau.

William Shakspeare.

(Schluß.)

Im Jahr 1769 veranlaßte Garrick, der große Schauspieler und Verehrer Shakespeare's, eine ausgezeichnete und in ihrer Art einzige Verherrlichung des Verewigten, als er im September jenes Jahres ihm zu Ehren zu Stratford eine Jubelfeier anordnete und ausführte, bestehend in einem feierlichen Aufzuge, bei welchem Masken-Charaktere aus shakspeareschen Schauspielen des Dichters Bildsäule, auf einem Siegeswagen stehend, unter Musik begleiteten. Es wurden Feier-Reden gehalten, Oratorien aufgeführt, Oden gesungen. Ein Ehrentempel ward errichtet und geweiht, eine allgemeine Beleuchtung der Stadt Stratford, ein Feuerwerk, ein Maskenball fand statt und den Schluß der Feier machte ein Wettrennen. Im folgenden Winter ward die ganze Jubelfeier, insofern es thunlich, zu London auf die Bühne von Drurylane gebracht, und die Vorstellung erlebte beinahe 100 Wiederholungen. Die Hauptpersonen und bedeutendsten Momente aus allen Dramen des Gefeierten kamen darin vor, z. B. Lear in seinem Wahnsinn, Richard III. in der Wuth vor der Schlacht, Makbeth mit dem blutigen Dolch, Romeo nahm das Gift und nun erwachte Julie im Sarge. Das Ganze war eine, dem Genie geweihte feierliche Apotheose, welche die Achtung des englischen Volkes für den Verewigten zum grenzenlosen Enthusiasmus steigerte. Ueberall gab man den Straßen, Tavernen, Kaffeehäusern und öffentlichen Gärten seinen Namen, und in allen Ständen wurden ihm zu Ehren Lieder gesungen und Feste gegeben. Wer nicht sein Bildniß in einer Büste oder einem Kupferstiche besaß, galt nicht für einen guten Engländer. — Und dieses scheint denn das Wesentlichste zu seyn, was sich in einem biographischen Abrisse Sh's über ihn sagen läßt.

Von den 43 Dramen, die unter seinem Namen erschienen sind, tragen — nach den Angaben glaubwürdiger Schriftsteller — 8 die Spur der Unächtheit an sich, wogegen die übrigen 35 — welche er in 23 Jahren (von 1591 bis 1614) vollendet haben soll — unzweifelhaft als ächt erscheinen. Ihre Titel sind, chronologisch geordnet, nachstehende: 1. Der Liebe Müh' ist umsonst; 2, 3 und 4. König Heinrich VI., 3 Theile; 5. Die beiden Veroneser; 6. Das Winter-Mährchen; 7. Ein Sommernachts-Traum; 8. Romeo und Julie; 9. Die Irrungen; 10. Hamlet; 11. König Johann; 12. König Richard II.; 13. Richard III.; 14. Heinrich IV. 1ster Th.; 15. Der Kaufmann von Venedig; 16. Ende gut, Alles gut; 17. Heinrich IV., 2ter Th.; 18. Heinrich V.; 19. Viel Lärm um Nichts; 20. Wie es Euch gefällt; 21. Die lustigen Weiber von Windsor; 22. Heinrich VIII.; 23. Troilus und Kressida; 24. Gleiches mit Gleichem; 25. Cymbelin; 26. König Lear; 27. Makbeth; 28. Die bezähmte Widerbellerin; 29. Julius Cäsar; 30. Antonius und Cleopatra; 31. Coriolan; 32. Timon von Athen; 33. Othello; 34. Der Sturm; 35. Was Ihr wollt. — Daß alle diese Lust-, Schau- und Trauerspiele von deutschen Dichtern und Gelehrten, als Eschenburg, Schlegel, Voß (Vater und Söhnen) u. s. w., übersetzt, und wieder von Andern bearbeitet und — zum Theil unter verändertem Titel, wie Becks „Quälgeister“ — auf unsere Bühne gebracht sind, ist jedem Gebildeten bekannt; dagegen sind seine erzählenden Gedichte: „Venus und Adonis“ und: „Der Raub der Lukretia“, und seine zahlreichen Sonetts, von denen Schlegel mit Achtung redet, dem deutschen Leser fast gänzlich fremd; deshalb gestatte ich mir, von den 154 Gedichten dieser Art vier als Probestücke in einer freien Uebersetzung zu geben, was um so nöthiger erscheint, als Sh. die Form verworfen hat und sich bloß den Zwang des Reims — Zeile um Zeile — und der 14 Reihen auflegte. Von Petrarka's Sonetten unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch: daß in jenen hohe Empfindung waltet, wenn bei Sh. mehr die Reflexion und der Witz ein freies Spiel treiben; ich hebe zwei von denen, die an einen ungenannten Freund, und zwei von jenen, welche an die Geliebte gerichtet sind, aus, und gebe sie nur dem Hauptgedanken nach:

1.

Du liebst Musik, Du liebst das heit're Leben,
Doch still verhallet Deines Daseyns Ton,
Und der Musik des Lebens sprichst Du Hohn,
Zur Einsamkeit seh' ich Dich finster streben.

Laß Freundesruf zum Bess'ren Dich erheben:
Für Lebensmüh giebt Lieb' und Ehe Lohn.
O, säh' ich Dich als Mann und Vater schon
Im Kreis des Hauses Liebe nehmen, geben!

Vermählte Saiten erst bezaubernd klingen,
Die einzelne vertönt im trüben Laut,
Der Einklang leiht den Klängen gold'ne Schwingen.

Der Liebe Glück ist Lebens-Harmonie:
Beginne denn die süße Melodie
Am liebewarmen Herzen einer Braut!

2.

Der Reise langes Tagwerk ist vollendet,
Es ruht der Leib bei mildem Glanz der Sterne;
Die Seele wandert nun und pilgert gerne,
Zu Dir, o Freund, hat sie sich hin gewendet.

Den Geist hab' ich dem Deinigen gesendet,
Erblindet starrt mein Aug' in tiefe Ferne,
Daß es in Nacht den Tag zu sehen lerne:
Dich, holdes Licht, das mir ein Gott gespendet.

Es schwand der Raum, stets kann ich Dich umfangen;
Auch ohne Auge darf mein Blick Dich schauen,
Du, Edelstein im Dunkeln aufgehangen.

Die Nacht verliert durch Dich ihr wildes Grauen
Und reizend wird ihr altes Angesicht —
So reis' ich immer und ermüde nicht.

3.

Im Garten mir der Freude Funken sprühen:
Dich, Jenny, seh' ich dort im Bilde strahlen;
Es strömt Dein Hauch aus lieblichen Pokalen,
Wo Lilie, Nelke, Ros' und Veilchen blühen —

Die Dir zu gleichen eifrig sich bemühen.
Wie Deine Hand will weiß die Lilie prahlen,
Nach Deiner Lippe sich die Nelke malen,
Die Rose strebt wie Deine Wang' zu glühen.

Das stille Veilchen ist wie Du bescheiden.
Dort winkt Dein Reiz, hier ehr' ich Deine Tugend
Und beide mir in Eins zusammen fließen.

In Aller Blüthe seh' ich Deine Jugend.
Ja, unter Blumen bin ich zu beneiden:
O seliges, entzückendes Genießen!

4.

Entschlummert lag Cytherens Sohn am Bache,
Am Baum zur Seite dort sein Pfeil und Bogen;
Des Waldes Nymphen, oft von ihm betrogen,
Erblickten ihn und einten sich zur Rache.

Verstohl'ner Raub wird eine Ehrensache:
Schnell hat die Schönste ihm den Pfeil entzogen,
Und zischend ist er in den Bach geflogen —
Die Schwestern hielten lächelnd rings die Wache —

Da kocht die Welle, wirbelt heiß zusammen,
Die Kälte flieht vor dieses Pfeiles Gluth —
Der Sieche konnte nun im Bade Lind'rung fühlen.

Nur ich fand nicht die Heilkraft in der Fluth.
Das Wasser wird erwärmt von Liebesflammen,
Doch Liebesflammen mag kein [illegible] Wasser kühlen!

Karl Stein.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. (Schluß.) Die heurigen Fasten-Concerte boten manches Erfreuliche dar, besonders gefiel jenes von unserem jugendlichen Künstler, Karl Maria von Bocklet; aber sie sind nun alle vergessen über den herrlichen Bernhard Romberg, welcher dem kunstliebenden Publikum wieder drei unvergeßliche Abende darbot. Es ist fast unmöglich, etwas über diesen Künstler zu sagen, für den jedes Lob so arm erscheint, als gewöhnliche Künstler neben ihm. Jeder Bericht über ihn wird Jenen, welche ihn noch nicht hörten, so unglaublich und übertrieben vorkommen, als die, welche ihn kennen, ihn mangelhaft finden werden. Obschon wir ihn bereits vor 11 Jahren zu bewundern Gelegenheit hatten, lernten wir ihn doch von einer neuen Seite kennen, indem er in einem Capriccio sich ganz einem muthwilligen Humor mit der, nur ihm eigenen Grazie hingab, und bewies, daß er hier eben so unübertrefflich als im ernsten Genre sey. — In der Literatur macht hier Grillparzers „Sappho", welche eben erschienen, Aufsehen, und giebt zu vielen Streitigkeiten Anlaß; denn während jugendliche Gemüther, von der Sprachblüthe entzückt, den Dichter gar keckllich an Goethe und Schiller reihen und weit über Müllner erheben wollen, während verschmähte Aeltere des schönen Geschlechts und unartige junge Herren sich nicht wenig erfreuen, auf der Bühne in den Gestalten der Sappho und des Phaon verklärt zu erscheinen, ist doch im Allgemeinen die Stimmung nicht ganz günstig und besonders die Kunstrichter nehmen es dem jungen Dichter sehr übel: daß Sappho gerade so spricht und handelt, als hätte sie im 18ten oder 19ten Jahrhundert gelebt, geliebt und gelitten. Es wird diesem Werke — welches durchaus mehr zur Aufführung als Lesung berechnet ist — ungünstig seyn, daß es früher gelesen als gesehen wird, und so schadet es noch einem Dichter: daß — die Prager Bühne keine Melitta hat; doch soll schon eine aus dem Norden auf dem Wege seyn, und sobald sie ankommt, werden wir die gepriesene Sappho über unsre Bretter wandeln sehen. — Der Herausgeber der Prager Zeitung, Dr. v. Schönfeld, hat eine Auktions-Anstalt im Anna-Kloster errichtet, und ein so eben erschienenes Verzeichniß dort befindlicher Effekten liefert einige nicht verwerfliche Beiträge zu Lichtenbergs unvergeßlichem Katalog. Man findet dort z. B.: Ein Paar Beinkleider und Schuhschnallen mit böhmischen Steinen; ein Billard mit 10 Geh; ein alter Tyroler Stutzer; ein Schlitten mit einem Mohren; ein stehendes Pianoforte drapperirt; eine Tasse mit Gemälde; eine detto ohne detto; ein altmodischer Secretair; eine überfahrene Wurst u. s. w. ꝛc.

Die Zeitung von Frankfurt am Mayn hat vor einiger Zeit das dortige Irrenhaus so gepriesen: daß man versucht wird, die zu beklagen, die nicht darin sind. Unter andern erfährt man auch: „die Behandlung der Seelen-Kranken geschieht nach den Grundsätzen der Humanität; sie erhalten kleine Aufmunterungen, auch Schnupftaback (!), den sie sehr lieben. Auch herrscht völlige Rede- und Gedankenfreiheit in diesem Irrenhause." — Auf jeden Fall scheint es nach dieser Schilderung: es wollen noch viele Zeitgehilfen hinein, die dort wenigstens vor Zeitwiglern sicher wären. [illegible] „Den Erbadel könnte man am natürlichsten durch die Bemerkung vertheidigen: daß es wohl eben so recht und billig sey, daß ein Mensch seine erworbene Ehre, wie sein erworbenes Geld, auf seine Kinder vererbe. Freilich müßte aber auch eine Veranstaltung getroffen werden, daß derjenige, der seiner Väter Ehre durchbringt, eben so tief in sein Nichts zurück sänke, als derjenige, der sein ererbtes Vermögen durchgebracht hat." (Liter. Wochenbl. 5ter Bd, Nr. 35.) Wenn Jemand sein ererbtes Geld durchbringt, hat es doch ein Anderer; wenn Jemand seine ererbte Ehre durchbringt, wer hat sie dann? Niemand. Ja — wie sehr man auch solchen flachen Unsinn in der Menge bekämpfe — die neuerworbene Schmach wirkt sogar zurück auf die andern Glieder der Familie. Das Gleichniß hinkt also ein wenig stark. F.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 26. April. 68stes Blatt.

Das Feuerwerk.

Von M. Bondi.

Mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß ließ der privilegirte Feuerwerker Salamander Pyrekbolos der Große seine Ankunft zu Zwickelburg einer hohen Noblesse und dem hochverehrlichen Publikum daselbst unter Trompetenschall verkünden. Wie die Posaune des jüngsten Gerichts weckte Salamanders gellende Drommete das träge, von der August-Hitze abgespannte Leben. Hausthüren sprangen auf, Fensterladen flogen zurück; kein Fenster blieb unbesetzt. Kopf an Kopf reihte sich die bewegte Volksmenge die Straßen entlang. Die Steine an den Häusern wurden zu Fußgestellen lebendiger Statuen; die eisernen Gitter zu Magneten, woran wilde Knaben sich hingen; Leiterwagen und Baugerüste verwandelten sich in Triumphwagen und Amphitheater der Schaulust. Als wären die Nymphen und Najaden aus den Tiefen der Gewässer herauf gestiegen, um die Zugänge ihres Reichs zu bewachen, so waren alle Wasser-Tröge und Born-Rinnen mit Neugierigen besetzt. Jubelnd gröhlten die kleinen Beherrscher der Schornsteine auf ihrem luftigen Throne, während Jan Hagel sich um den Besitz der unter die Menge geworfenen Einladungs-Zettel an den Haaren zauste und balgte. Sie waren von ungeheurem Format, kamen aber, da so vieles Volk sich darum riß, nur stückweise in die Hände desselben. Als der Feuerwerker sah, daß die erste Auflage seines Programms reißend abging und sich, wie eine Zeitschrift, in Stücken verbreitete, so ließ er eine zweite veranstalten und die Exemplare an Thor- und Straßenecken aufkleben. Männiglich wurde darin zu wissen gethan: wie der privilegirte Feuerwerker, Salamander Pyrekbolos der Große, der die strahlenden Gebilde seiner Kunst aller Orten mit dem belohnendsten Beifall gezeigt, anher gekommen sey, um das noch nie gesehene Nacht-Schauspiel eines heroisch-plastisch-didactischen Feuerwerks den, Kunst und Wissenschaft liebenden Einwohnern Zwickelburgs vor Augen zu bringen. — Alles, was Odem hatte, strömte hinzu. Auch Ernestine hatte sich in Glanz geworfen und zählte am Fenster die Minuten, bis ihr Bräutigam kam, sie ab zu holen. „Gehen wir bald?" rief sie ihm, als er eintrat, mit schmeichelndem Ton entgegen. — „Wohin?" fragte er verdüstert. — „Wie Du zerstreut bist!" entgegnete sie; „siehst Du denn nicht die Leute, wie Schneeflocken vom Winde getrieben, zum Feuerwerk Salamander des Großen ziehen?" — „Still davon!" erwiederte er; „das Gaukelspiel frommt zu nichts Gutem." — „Du scherzest, lieber Ferdinand!" sprach Ernestine ein wenig betroffen, „wer denkt so davon?" — „So oder anders!" erwiederte er bitter; „das Volk denkt gar nicht. Wenn es dächte, lief es nicht prasselndem Augenschimmer nach, wähnte es nicht, in jedem rauschenden Springbrunnen den Labetrunk der Freude zu finden, während dessen die ächte Quelle in seinem Inneren unbeachtet versiecht. — Die Nacht" fuhr er fort, „ist die Mutter der Geheimnisse. Ernste Betrachtung weihet, wüster Sinnentand entweihet sie." — „Nimm die Betrachtung mit auf den Weg" unterbrach ihn Ernestine empfindlich, [illegible]an sie noch eine

Nadel am Busentuche befestigte; „wir haben keine Zeit zu verlieren.“ — „Darum“ sprach Ferdinand ruhig, „gieb meiner Warnung Gehör und widerstrebe der Lockung trügerischer Augenlust.“ — „Trügerischer Augenlust!“ wiederholte Ernestine; „Dein Unmuth spannt den reinsten Ton der Freude zur Dissonanz herab, er umgiebt Dich überall mit Schreckgestalten, deshalb willst Du jeden Spiegel harmloser Lust mit Trauerflor verhängen.“ — „Habe Nachsicht mit mir“ bat er mit weicher, gedämpfter Stimme, „die rauhen Mißklänge in meiner Brust werden bald verhallen und sanfteren Schwingungen der Seele Raum geben; ein neuer Stern geht für mich auf. Ernestine! wenn der Bund, den die Liebe zwischen uns gestiftet, fortdauern soll, so verachte nicht meine Bitte: bleibe daheim. Nicht launenhafter Eigensinn, eine innere ahnungsvolle Stimme treibt mich zu diesem warnenden Zuruf.“ — „Wunderlicher Mensch!“ lispelte Ernestine und verbarg ihr Antlitz an dem Herzen des theuren Geliebten. „Ich bleibe; aber, Ferdinand, bleibe Du auch bei mir. Mir ist so bang zu Muth, Deine Rede hat mich mit geheimnißvollem Schauer erfüllt.“ — Jetzt ertönte ein Kanonenschuß. Ernestine fuhr zusammen, Ferdinand riß sich von ihr los. „Das Zeichen gilt!“ rief er hastig und stürzte zum Zimmer hinaus, ihre Stimme erreichte ihn nicht mehr. Ernestine war außer sich; Heinrich, ihr dazu kommender Bruder, beruhigte sie. Er schalt den wunderlichen Bräutigam einen Grillenfänger und drang in die Schwester, sich das schöne Feuerwerks-Schauspiel nicht zu versagen. Ernestine widerstand seinem Dringen. Heinrich wurde lebhafter, überredender; seine Vorstellungen machten Eindruck. Eifersucht, Neugier und Selbstmitleid wurden in ihr rege, und diesem gefährlichen Bunde reizbarer Leidenschaften mußte ihre Standhaftigkeit weichen. „Alle Verantwortung nehm' ich auf mich!“ betheuerte Heinrich und schlug damit Ernestinens letzte Bedenklichkeit nieder. — Sie fuhren zum Feuerwerk. Der letzte Kanonenschuß war verhallt; Racketen rauschten in die Höhe, Schwärmer zischten und zerplatzten in der Luft, Feuerräder strahlten im Glanze magischen Farbenlichtes, der Erndte Segen, am Boden aufgehäuft, prangte im sprühenden Feuerbilde. Eine Girandole von Leuchtkugeln goß jetzt ihr erhellendes Licht über die große Zuschauer-Versammlung. Ernestinens Blick stieß auf eine befreundete Gestalt; es war Ferdinand, sein Angesicht gräßlich entstellt, der Tod lag in seinen Zügen. Dieser Anblick erschütterte sie so gewaltig, daß sie dem Bruder ohnmächtig in die Arme sank. — Als Ernestine erwachte, befand sie sich in einem Walde. Alles um sie her hatte ein ungewöhnliches Ansehen: die schlanken Baumstämme leuchteten wie goldene Säulen und die Blätter glichen feurigen Zungen, die, in beständiger Bewegung, die Luft mit glühender Hitze erfüllten. Der Boden war mit Asche und schwarzer Lava bedeckt; aus Höhlen und Erdspalten wirbelten bald Rauchsäulen, bald bläuliche, knisternde Flammen empor; kein Grashalm sprießte, kein Blümchen nickte ihr freundlich zu. Zischend und pfeifend schossen funkelnde, brennende, durchsichtige Käfer von Baum zu Baum, funkensprühendes Gewürm und tückische Molche mit glühenden Augen krochen umher. Aus dampfenden Naphta-Quellen tauchten feuergelbe und rothstrahlende Kröten auf, deren falbiger Schein in ungeheuren spiegelhellen Schlangen wiederleuchtete. Ernestinens Haar sträubte sich zu lichten Feuerstrahlen; der Boden brannte unter ihren Füßen, ihr Gewand wurde zur lodernden Flamme, der goldene Brautring schmolz von ihrem Finger und sank dumpf hallend in eine gähnende Tiefe, die sich urplötzlich vor ihren Augen aufthat. Verzweiflungsvoll rang sie die Hände und bitterlich weinend schrie sie um Hülfe. Da begann es aus den Tiefen der Erde herauf und von den Wipfeln der Bäume herab zu heulen und zu pfeifen, zu ächzen und zu stöhnen, und ein rauschender Wind wirbelte sie hoch in die Luft und trug die Jammernde über Wald und Flur und Berg' und Ströme weit hinweg auf eine grüne, vom Reiz tausendfachen Blumenschmelzes schimmernde Aue. Berauscht von süßem Duft, entzückt von der unbeschreiblichen Farbenpracht, fühlte Ernestine sich unter den Blumen fest angezaubert und ihre Thränen flossen vor Rührung in unaufhaltsamen Strömen. „Wehe, wehe, arme Sterbliche!“ scholl es von fern her; „es ist um Deinen Willen geschehen, weinen kannst Du und nichts als weinen um Dein verlornes Glück!“ — Ernestine wollte der Stimme zurufen, aber die Freiheit der Bewegung, die Macht der Sprache war ihr entzogen, ein Wasserstrahl schien ihr ganzes Wesen und nur zu weinen vermochte sie. Die Blumen tanzten lustig um sie her und nannten sie ihre strahlende Königin, ihre segenspendende Mutter; aber Ernestine, gedenkend der Liebe, die sie daheim verlassen, gedenkend ihres getreuen Ferdinands, von dem sie auf immer geschieden, weinte nur bitterlicher und murmelte ihren Schmerz traurend vor sich hin, bis sie ein altes Mütterchen gewahrte. Auf einen Stab gestützt, der aus zwei in einander gewundenen Schlangen geformt war, wankte die Alte einher. Nachdem sie eine kurze Weile dem Spiel des Springquells nachdenklich zugeschaut hatte, begann sie: „Dein Schicksal, Töchterchen, ist betrübend; aber verkenne nicht darin die Strafe der Vergeltung. Warum mißbrauchtest Du Deine Freiheit, die edle, unschätzbare Macht des Willens, die Dein Geschlecht über jedes körperliche Leben auf Erden erhebt, zu einem Wortbruch an Deinem Geliebten, und verhängtest dadurch unsägliches Elend über ihn? Nicht umsonst hatte seine bittende Stimme Dich vor einem Beginnen gewarnt, das den

Bund Eurer Liebe mit gräßlichem Verderben bedrohte. Ferdinand stand unter dem Einfluß des Feuergeistes Salamander, dessen furchtbares Gebiet Du geschauet hast. Die Zeit, die ihm seine vollkommene Unabhängigkeit wieder bringen sollte, war nahe, die Erlangung derselben nur an die einzige Bedingung geknüpft: daß sich ein liebendes Wesen zu ihm fände, das bereit sey, jedes Gelüst, jede Anforderung der Selbstsucht der mächtigen Liebe zu ihrem Buhlen auf zu opfern, denn wahre Liebe kennt nur einen Willen, ein Glück. — Der Feuergeist übernahm selbst die Prüfung. Sie war nicht schwer zu bestehen; strauchelte aber die Geprüfte, so stürzte sie dadurch ihren Geliebten auf unermeßliche Zeit in das Flammenreich zurück. Salamander Pyrekbolos zog in Deine Vaterstadt ein und lockte die Schaulust durch ein glänzendes Feuerwerk. Ferdinand bat Dich, Deine Blicke nicht darauf zu richten; hättest Du ihn wahrhaft geliebt, Du würdest seinen Wunsch, auch ohne gegebenes Versprechen, geehrt haben. Jetzt war der Augenblick da, wo er seine freie Selbstständigkeit wieder erlangen sollte und Du an seiner Seite dauernd beglückt werden konntest. Mit Herzklopfen eilte er dem Schauplatze zu, den Wendepunkt seines Schicksals erwartend; Dein Leichtsinn fügte es anders. Zerstoben war das erträumte Wonnebild; der Brautring schmolz Dir vom Finger, und Ihr werdet so lange von einander geschieden bleiben, als Feuer und Wasser sich nicht vereinigen können.“ — Die Alte schwang ihren Stab drei Mal in die Luft und es senkte sich ein Stein mit einer Inschrift in den Boden. „Damit Deine That“ sprach sie, „dem Folgegeschlecht unvergessen bleibe, möge ihr Andenken auf diesem Steine fortleben.“ — Ernestine rieb sich die Augen, um die Inschrift zu lesen, und sie rieb die Augen so lange, bis sie zum dritten Mal erwachte. Ihr Erstes war, daß sie nach dem goldenen Reif fühlte, der glücklich noch an ihrem Finger steckte. „Was haben wir denn heute für einen Tag?“ fragte sie ihre Schwester Rosalie. — „Du hättest ihn bald ganz verschlafen!“ sprach diese; „es ist der Tag der Schwänke und muthwilligen Scherze. Siehst Du denn nicht draußen die Schneeflöckchen bei Sonnenschein tanzen? Wir haben heute den ersten April.“ — „Darum“ erwiederte Ernestine, „sey es auch dem Schalk aller Schälke verziehen, daß er mich auf eine so übertriebene abentheuerliche Art zum April schickte.“ Darauf erzählte sie der Schwester vorstehenden Traum.

Ein Beispiel von und für Studenten.

Als der große Linne, im letzten Halbjahre 1772, das Rectorat der Universität Upsala, mit einer Rede de praestantia scientiae naturalis, nieder legte, wandte er sich bei dem Schlusse derselben mit folgenden Worten an die zahlreich versammelten Studenten: „Als ich das Rectorat übernahm, ließ ich Sie, meine lieben Commilitonen, durch Ihre verehrenswerthen Curatoren und Senioren ermahnen. Was Sie damals mir versprachen, haben Sie treulich gehalten. Keiner, ja nicht ein Einziger von Ihnen ist verklagt oder des geringsten Fehltritts geziehen worden. Ruhe und Stille herrschten allgemein. Kein Lärm oder Geschrei hörte man auf den Straßen; keine Injurie, kein Spiel, keine Mummerei, kein Zweikampf ist während der ganzen Zeit meines Rectorats vorgefallen, Sie haben es zu dem leichtesten und glänzendsten gemacht. Wenn Jemand irgend eine Akademie irgend eines Reichs, wo eine solche Menge Jünglinge so still und so tugendhaft lebt, wie Sie gethan haben, mir aufweisen kann, der soll mir ein großer Mann seyn. Sie haben ein so hohes Beispiel gegeben, daß diese Universität seit ihrem ersten Anfange kein gleiches auf zu stellen im Stande ist. Ihnen deshalb keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Ihr verdientes Lob zu verschweigen, würde mich Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens unwerth machen. Nein! ich danke Ihnen sämmtlich und einem Jeden insbesondere für das edle und ruhige Betragen. Fahren Sie auf dem begonnenen Wege fort und ich versichere Sie, er wird der kürzeste und leichteste zu Ehre, Reichthümern, Zufriedenheit und jedem Glücke seyn. Leben Sie wohl!“ — Durch eine Deputation ließen die Studirenden um den Druck dieser Rede bitten. Linne empfing sie mit großem Vergnügen und versprach, seine lateinische Rede in einer schwedischen Uebersetzung heraus zu geben, welches auch geschah.

Anekdote.

Ein jüdischer Kaufmann, der zum Verdruß religiöser Juden an Sabbath- und Festtagen zu arbeiten pflegte, wurde nach 12 Jahren bankerott. „Hat er's nun doch vom Arbeiten an Festtagen!“ meinte nun ein alter Jude, und auf die Bemerkung: „Das kann doch nicht Ursache seyn!“ erwiederte Jener: „Ey, hätt' er nicht an den Festtagen gearbeitet, müßt' er doch seyn ein Paar Jahre später bankerott gegangen!“ L.

Anklänge.

51.

Nicht frei ist, wer in Macht und Muth
Zu Allem sich erfrecht;
Nur der ist frei, der Gut und Blut
Gern setzt an Pflicht und Recht;
Wer's Recht nicht kennt, die Pflicht nicht thut,
Ist auch als König Knecht.

52.

Bleibt auch der Lohn dir aus,
Laß dein Verdienst nicht scheiden;
Und giebt es gar zu leiden,
Halt' Unschuld dir im Haus:
Es giebt kein Leid, das bald nicht heilt,
Wo das Verdienst bei Unschuld weilt.

Ed. Wolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Vom Niederrhein. Die Saaten stehen schon vortrefflich und versprechen eine reiche Erndte. Nur ist es zu bedauern: daß hier das meiste Land in den Händen von Pächtern ist, die sich nur auf 7, 9 oder 12 Jahre im Besitz des Gutes befinden, mithin nie darauf so viel wenden, wie ein Eigenthümer oder Pächter auf längere Zeit, wie z. B. in England, wo schon oft 99jährige Pachten vorkommen. Reiche Leute beschäftigen sich hier wenig oder gar nicht mit der Landwirthschaft, sondern verpachten Alles; höchstens behalten sie so viel Land, um ein Paar Pferde nicht ganz müßig zu lassen und etwa ihren eigenen Bedarf zu bauen; über ihre zerstreut liegenden Bauerhöfe setzen sie einen Rentmeister, welcher die Pachte erhebt, verrechnet, und dafür 10 pro Cent behält; diese Rentmeister sind oft selbst reiche Leute, von denen man sich wundert: daß sie sich zu solchen Privat-Geschäften für Andre hergeben; auch wundert man sich: daß man nicht lieber selbst sein Geld einnimmt und sich den Abzug des zehnten Theils erspart; allein es ist einmal so. Manche haben ihre Güter auch gegen die Hälfte der Erndte verpachtet. Das Schlimmste ist, daß der Viehstand und das gesammte Wirthschafts-Inventarium nicht dem Gutsbesitzer, sondern dem Pächter gehört; dies macht den Ersteren sehr von dem Letzteren abhängig und hat die Folge, daß die Landgüter ihren Herren wenig einbringen, gewöhnlich 2 oder 2½ vom Hundert des Einkaufs-Preises. Auf den National-Geist aber hat dieses Pacht-System den allernachtheiligsten Einfluß. Nur (?) der Grund-Eigner kann wahres Interesse am Lande nehmen, und hat auch eigentlich nur allein ein wahres Vaterland, obwohl man dies nicht so ausdehnend erklären darf, wie Benzenberg in seinem Verfassungs-Buche gethan hat. Allein es läßt sich nicht bestreiten: daß der arme Bauer, der nur zwei Kühe auf seinem **eigenen** Acker nährt und unter dem **eigenen** Strohdache schläft, mehr heimisch wird, als der wohlhabende Pächter, der mit seinen 3 Pferden und 6 Kühen von Dorf zu Dorf zieht und im fremden gut gebauten Hause für ein Paar Jahre sein Unterkommen sucht. Die Folgen davon haben sich auch deutlich genug gezeigt. Im Jahr 1815 war uns der Feind so nahe, wie zwei Jahre vorher den Hessen, den Sachsen und den Preußen und auch hier ergingen dieselben Aufforderungen. Allein wie gering war dagegen die Anzahl der hiesigen Freiwilligen, als es darauf ankam, ihren eigenen Heerd zu vertheidigen! Natürlich; die Wenigsten hatten ja einen eigenen Heerd. Dies sieht man auch jetzt bei den jährlichen Rekrutirungen. Sonst wurde jährlich die junge Mannschaft jedes Ortes regelmäßig als Futter für das Pulver nach Spanien, Rußland und so weiter, versandt, wobei die Reichen einen Stellvertreter kauften — entsetzlicher Menschenhandel! — Jetzt dürfen sie nur 3 Jahr dienen; dies ist doch ein himmelweiter Unterschied — allein man hat gewöhnlich nur Acht auf gegenwärtiges Uebel, das vergangene, größere, ist leicht vergessen. Es wird daher auch die jährliche Aushebung stets als etwas sehr Lästiges angesehen, da man hier den Soldatenstand nicht besonders liebt. Ein Pächter nach dem andern zieht mit seinen Söhnen über die Grenze; auch die Knechte gehen fort, wofür Ausländer herüber kommen, mit denen gewöhnlich nicht der vortheilhafteste Tausch gemacht wird. Wären die Bauern Eigenthümer, selbst wenn ihr Eigenthum mit Diensten oder Zinsen belastet wäre, so würden sie doch im Lande bleiben und Maaßregeln zur Vertheidigung ihres Heerdes gehörig würdigen lernen. — In andern Provinzen drängen sich die meisten jungen Leute zum Dienst als Landwehr-Offiziere; hier dagegen sucht Mancher, wenn er nur kann, davon zu kommen, und reiche Leute ziehen den Dienstboten ihren Lohn ab, wenn sie während der Montags-Uebungen etwa einen Stellvertreter nehmen mußten. Dennoch ist der Dienst der Mannschaften so erleichtert wie möglich, und jede unnöthige Belästigung der Leute wird — wie es seyn muß — von unserem gerechten König streng bestraft. Die Erleichterungen des Dienstes gehen so weit, daß Beispiele vorhanden sind: wie Leute, welche bereits angestellt waren, ehe sie ihrer Militairpflicht Genüge geleistet haben — ohnerachtet auch an sie im Jahr 1815 der Aufruf erging — jetzt ihr Jahr abdienen, und dabei ihr Civil-Gehalt fort beziehen und noch dazu die Ausrüstungs-Gelder aus den königlichen Kassen erhalten haben. Ob unter Napoleon auch so verfahren worden seyn mag? Doch das ist schon vergessen. Wenn aber Menschen, denen solche bedeutende Erleichterungen verschafft worden, noch von „hungrigen Preußen" — ein Lieblings-Ausdruck in manchen Gegenden — sprechen, so ist dies doch gewiß Undank zu nennen. — Wahr ist es, der Gang der Gewerbe ist lange nicht mehr so lebhaft, wie er vormals war. Allein dies ist wohl nicht die Schuld der neuen Ordnung. Kraus hat in seinem Werke über die Staats-Wirthschaft bewiesen: daß der Gewinn immer geringer wird, je mehr Kapital auf Gewerbe verwendet ist, und daß jedes Land sein Maximum habe. Dies ist hier der Fall. Eine Fabrik über die andere ward angelegt, ohne zu fragen: ob auch ein bleibender Markt zum Absatz vorhanden wäre? Alle Ueberfüllung führt zum Verlust; daher hat Jeder seine falsche Spekulation sich selbst bei zu messen. Jetzt werden zum Glück Domainen-Güter verkauft; es sind also die vorhandenen Kapitalien für den Ackerbau zu benutzen. Sie werden gut bezahlt, das ist ein Zeichen, daß der Ackerbau viel einbringt. Wenn sie nur an Leute überlassen würden, die sie selbst bauten, so würde der Gewinn für die Festigkeit des Staats und den Geist der Nation noch viel größer seyn! D.....l.

In der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" (Bl. 51) wird vor einer Schrift: „der Arzt für Frauenzimmer" vom Dr. A. Meyer (Posen und Leipzig, bei Kühn), gewarnt, weil sie meistens „unzweckmäßige Rathschläge" enthält. Solche Warnungen — von denen an zu nehmen ist, daß sie wahrhaft sind! — muß man, zum Heil der Menschheit, verbreiten. Dr.

Die Kasse der Ersparnisse für unbemittelte Tagelöhner und Dienstboten zu Paris hat in 5 Monaten — in mehr als ein Tausend verschiedenen Theilen — über 200,000 Franken als Depot erhalten. Das französische Volk, das man immer als so leicht und sorglos darstellt, zeigt hierdurch eine Vorsicht und Klugheit, die ihm gewisse Leute immer gar zu gern absprechen möchten. (Journ. d. Comm.) Es ist zwar Eigenlob und an der Vorsicht und Klugheit der Franzosen hat man wohl nur in einzelnen Fällen gezweifelt; im Ganzen scheinen aber doch wirklich zuweilen die National-Charaktere aus der Art geschlagen oder vertauscht.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Dienstag den 27. April. 69stes Blatt.

Der Schmerz des Mutterherzens.

Von Amalie von Selt.

Der Abend sah düster und trübe durch die hohen Fenster in das Zimmer der Baronin von Wardner; einsam saß, bei hellem Kerzenlicht, die Matrone im einsamen Schloß und beugte das bleiche, ehrwürdige Antlitz, eifrig lesend, über das heilige, vor ihr aufgeschlagene Buch; und die kummervollen Züge erheiterten sich, wenn ein gewichtiges Trostwort, eine freudige Verheißung ihre, von schwerem Kummer gebeugte Seele erhob. — Die Greuel-Scenen der französischen Revolution trafen ihr liebendes Mutterherz sehr hart. Antonie, ihr einziges Kind, war an einen Großen jenes Reichs vermählt, wo jetzt der Tod so reiche Erndte hielt. Sie wußte ihr Kind von blutigen Gefahren umringt und sah vergebens einer Kunde entgegen. Heute aber war die immer wache Sorge vorzüglich laut in ihr; dunkle schmerzliche Ahnungen malten ihr Bilder voll Grauen und Entsetzen. Der inneren folternden Angst zu entgehen, griff sie zu dem Trost der Religion, und wie der nun kein Herz ohne Frieden läßt, was ihn mit Ernst sucht, so senkte er sich auch bald in ihre Brust. „Geschehe denn der Wille meines Herrn und Vaters im Himmel!“ — sagte sie gefaßt und beruhigt, beugte das Antlitz tief auf die gefalteten Hände nieder und flüsterte leise und herzlich: „Amen! Amen!“ — Das Rasseln eines Wagens, der langsam und schwer auf den Schloßhof rollte, drang jetzt herauf; ein freudiges Hoffen faßte ihr Herz, sie trat zum Fenster. Leuchtende Diener standen um die Reise-Kutsche her, ein fremder Mann, im dunklen Oberrock, half einer weiblichen Gestalt eben heraus. Wenig Minuten noch, da rauschte der wallende Vorhang der hohen Flügelthür aus einander, und Antonie, die bang betrauerte, lag weinend an dem Herzen der Baronin. — Mit ernster Bekümmerniß sah die Matrone in die bleichen, vom wilden Schmerz zerstörten Züge des theuren Kindes; sie sprachen von einem schweren blutigen Unglück. — „Du kömmst allein, meine Antonie?“ fragte sie endlich zögernd. — Da riß sich die Marquise verzweifelnd aus ihren Armen auf und rief in herzzerreißenden Tönen: „Das Haupt meines Gatten sank blutend zu meinen Füßen! das Urtheil meines Gastons, meines einzigen Kindes, wird vielleicht jetzt, jetzt in diesem Augenblick unterzeichnet!“ — Ein krampfhaftes Lächeln zuckte um die Lippen der Unglücklichen, ihr Blick schoß wild und glühend im Zimmer umher, und endlich, vom zügellosen Schmerz überwältigt, sank sie bleich und bewußtlos zu den Füßen der Baronin. Auch diese war tief erschüttert; aber ihr stiller, gefaßter Sinn, der sich eben an einer so mächtigen Stütze aufgerichtet hatte, trug diesen Schmerz, ohne zu erliegen. Mit Hülfe ihrer herbei gerufenen Frauen brachte sie die Unglückliche auf ein Ruhebett und verweilte mit liebender Sorge und herzlichem Trost bei der zum Leben Erwachten, bis diese in einen tiefen Schlummer versank; dann aber sprach sie ein Segenswort über den Liebling, und kehrte erst spät zum Herrn von Montvelu, dem Begleiter Antoniens, zurück. — Er war Verwandter ihres Gemahls, er-

zählte jetzt die Leidensgeschichte genauer, und wie es vorzüglich der Marquise Herz zerriß, daß sie ohne ihren Gaston Frankreich verlassen habe; auch der Gedanke nicht hinreichend zu ihrer Beruhigung sey: daß man sie bewußtlos in den Wagen brachte — da die Gefahr rasch und unvorhergesehen auf sie eindrang — und der abwesende Gaston nicht mehr erwartet werden durfte, sollte sie gerettet seyn. — Wochen verschwanden, keine Nachricht von Gaston ward der Marquise; mit der ganzen Heftigkeit ihres Charakters wollte sie jetzt nach Frankreich zurück, wollte mit ihrem Sohn, mit ihrem Gaston sterben. Vergebens sprach die würdige Matrone Worte eines hohen himmlischen Trostes, Antonie zeigte sich verschlossen. — So stand sie eines Abends und schaute angestrengten Blicks, als wolle sie etwas Fernes erspähen, weit aus dem Fenster vorgebeugt über die Gegend hinweg. Wie ein dunkler Streif zog sich der nahe Wald im bleichen Mondlicht hin; unfern von ihm erhob sich eine verwitterte Ruine, deren moosbedeckte Thürme wie schwarze Riesen empor strebten; auf sie war das Auge der Marquise geheftet und ein Gedanke schoß, leuchtend wie ein Blitz, in ihre Seele. Sie schwankte, ob sie ihn halten, ob sie ihn ausführen sollte. Das Bild der frommen Mutter schwebte warnend vor ihr; da trat Montvelu in das Zimmer: sie war entschieden. Sie faßte seine Hand, führte ihn zum Fenster. „Montvelu!“ sagte sie rasch und heftig, „sehen Sie jene alten Mauern? dort wird mir Friede oder nirgends! — Begleiten Sie mich dahin, wenn ich nicht nach Frankreich soll!“ — Montvelu sah die Marquise betroffen an, er meinte: ihre Sinne hätten sich verwirrt; sie aber erzählte ihm: wie dort ein alter wunderbarer Greis hause, der im Besitz hoher Kräfte sey, und der ihr das Bild ihres Gastons zeigen sollte. — Montvelu lächelte, aber er versprach, sie zu führen. Als nun das Licht in dem Zimmer der Baronin erlosch, die solch Vorhaben nie gebilligt hätte, traten Montveln und die Marquise ihren Weg an. — Bald lag das alte verfallene Schloß vor ihnen; ein bleicher Lichtschein fiel durch das epheuumrankte Fensterchen eines kleinen runden Thurmes; näher hinzu tretend gewahrten sie einen Greis, der emsig beschäftigt unter Globen und Folianten saß. Ein langer, silberweißer Bart wallte von dem ernsten, tief denkenden Antlitz auf das fremdartige, halb morgenländische Gewand nieder, was ihn in weiten Falten umfloß. Als ahne er ihre Nähe, hob er jetzt das Haupt und sah starr nach dem Fenster hin. Die Marquise ward von einem grausenden Beben erfaßt, sie stützte sich einen Augenblick wie erschöpft auf Montvelu, und zog ihn dann leise zu der niederen Pforte des Thurmes. Noch ehe sie klopften, noch ehe das kleinste Zeichen ihre Gegenwart verrieth, ward drinnen schon der schwere Riegel zurück geschoben und, mit freundlichem Ernst sie willkommen heißend, stand der Greis vor ihnen. — Die seltsame Umgebung, die hohe gebietende Gestalt des Greises wirkten wunderbar auf die Phantasie der Marquise. Der Muth, der sie vorhin zu verlassen drohte, wallte wieder auf, und mit einer seltsamen Heftigkeit trug sie dem Alten ihr Leid und ihren Wunsch vor. Er schwieg lange, starr auf die Marquise hinschauend, dann sagte er finster: „Wird es Dir frommen? Hast Du bedacht, daß die Gestalt Deines Sohnes, ruf ich sie, Dir erscheinen muß, wär's auch in seiner Sterbestunde und mit dem Kampf des Todes in den bleichen Zügen; bist Du gefaßt, ihn auch so zu sehen? Bedenke: kann es Dir frommen?“ — „Tausend Mal“ sagte die Marquise entschlossen, „tausend Mal seh' ich meinen Gaston in einer Stunde sterben; gieb mir, gieb meinem Mutterherzen Gewißheit, laß mich ihn sehen!“ — „Es sey!“ entgegnete der Greis, und entschwand durch eine finstere Thür ihren Blicken. Mit ihm schien die Spannung von der Marquise zu weichen, erschöpft sank sie auf einen Sessel; ihr Herz schlug hörbar, ihr Auge war auf die Thür gerichtet, durch welche der Alte ging. — Montvelu sagte leise, sich zu ihr neigend: „Marquise, ich bitte Sie, lassen Sie uns gehn, mich faßt ein seltsam Grauen; ich fühle, es ist nicht gut, den hüllenden Vorhang zu heben, lassen Sie uns gehen!“ — Antonie schüttelte das Haupt; wohl theilte sie sein Empfinden, aber sie fühlte bestimmt: schon hatte sie eine unsichtbare Gewalt gefaßt und ließ sie nun nicht mehr. — Die lautlose Stille unterbrach jetzt ein wunderbares Rauschen und Zischen; die Marquise bebte im Innersten zusammen, und als nun der Greis wieder in der Thür erschien, stützte sie sich fest auf Montvelu und folgte, nach einem Wink, dem voran schreitenden Alten. Er führte sie durch hohe wüste Gemächer bis zu einer weiten, zellenartig gewölbten Halle. Aus wunderbar grausigen Köpfen, die von den Pfeilern niederschauten, brachen Lichtstrahlen hervor, um die grauen bemoosten Steine der Mauer zu erhellen; nur die nächsten Gegenstände wurden deutlich, die Ferne verschwamm in trüglich ungewissem Dunkel. Der Alte deutete Antonien und ihrem Begleiter einen Platz zu seiner Linken an, hieß sie sich ruhig verhalten und zog nun ein Band, mit den Zeichen des Thierkreises beschrieben, um sich am Boden hin. — Während der Zauberformel zitterte die Marquise sichtlich, ihre Züge waren geisterbleich und starr, und das Murmeln des Alten drang wüst und wirr in ihr Haupt. Langsam schritt jetzt eine Gestalt aus dem fernen Dunkel hervor und ihnen näher; ein heller Lichtstrom schoß aus den verzerrten Gesichtern über die Erscheinung; die Marquise sank mit einem lauten Schrei zurück: es war ihr Gaston, bleich, bleich wie vom Todesengel geküßt. Noch einen Blick warf sie

auf ihn; ihre Sinne verwirrten sich. „Gaston!“ schrie sie mit furchtbarer Gewalt; der Ton hallte im vielfachen Echo durch die Gewölbe wieder, da sank Antonie, bleicher als ihr Gaston, in Montvelu's Arme. — Die Erscheinung war verschwunden; der Greis trat helfend zu der Ohnmächtigen. Montvelu eilte zum nahen Schlosse, einen Wagen zu holen; man brachte die Kranke, noch immer bewußtlos, dahin zurück. Schmerz, Gram und die unnatürliche Ueberspannung, wie das Ergreifende der Scene, hatten zu gewaltig an dem zarten Leben gerissen; der Baronin Sorge konnte das Fliehende nicht halten und mit dem ängstlichen Ruf: „Gaston, mein Gaston!“ brach das vom wilden Schmerz zerrissene Herz nach wenigen Tagen. — So stand nun die Baronin freudenlos am Abend ihres Lebens; aber wie ein heller himmlischer Strahl leuchtete das Jenseits ihr in das Dunkel der Gegenwart und richtete mächtig ihre starke Seele auf; wohl trauerte sie um das gebrochene Leben der Tochter, doch auch schmerzlich war ihr der Gedanke: daß Antonie so vermessen das Dunkel ihres Geschicks habe erhellen wollen, und oft sprach sie ernst mit Montvelu über jene Scene des Schreckens. — Einst saß die Baronin wieder, wie an jenem Abend, da Antonie kam; und wieder wie damals rauschte der wallende Vorhang der hohen Flügelthür auseinander. Aber nicht die Tochter, nein, eine zarte Jünglings-Gestalt trat hervor und beugte weinend ein Knie vor der Matrone. Sie sah ihn befremdet an, das verjüngte Ebenbild der nun Verklärten schaute aus seinen Zügen zu ihr auf. „Gaston!“ rief sie ahnend. — „Ich bin es“ entgegnete der Jüngling, „bin der arme verwaiste Gaston. Sagen Sie mir nicht, daß meine Mutter todt ist, ich weiß es ja. Im wunderbar schmerzlichen Traum — der Arzt nannt' es Fieberhitze — sah ich sie ja in einem wüsten Gemäuer, an Montvelu's Seite; ich hörte sie meinen Namen rufen, ich sah sie sinken.“ — Er beugte sich, still weinend, auf die Hand der Baronin, die ernst auf Montvelu sah; dann aber neigte sie sich, innig gerührt, über den Enkel und sagte mild und herzlich, ihre Hand segnend auf sein schönes Haupt legend: „Verwaist bist Du nicht, mein armer Gaston, verwaist nicht, so lange mein Herz Dich Sohn nennen kann!“

Aufrichtigkeiten.

In der „Leipziger Literatur-Zeitung“ (Intelligenz-Blatt) Nr. 87. hat ein Hr. Dir. Poppe eine Art von Gegenrede einrücken lassen, folgenden Inhalts: „An Herrn Professor Gail in Paris. Aus einer Anzeige in den Literatur-Zeitungen 1818 Nr. 302 habe ich ersehen: daß Hr. Prof. Gail in Paris in der daselbst erscheinenden Zeitschrift: „Le Philologue“ einige Briefe in französischer Sprache an mich gerichtet hat. Sofern er nun, wie bei Briefen an Lebende doch erwartet wird, einer Antwort darauf entgegen sieht, so muß ich ihn bitten, sich künftig nach Belieben der deutschen, lateinischen oder griechischen Sprache zu bedienen, da ich von der Würde des deutschen Volkes und der deutschen Sprache eine zu hohe Meinung habe, um auf einen französischen Brief zu antworten. Freilich wird mir dieses von Hrn. Gail wieder als eine Beleidigung gegen die große und liebenswürdige Nation ausgelegt werden, zu deren Vertheidiger er als Ritter der Ehrenlegion und des Wladimir-Ordens vorzüglich berufen ist; auch wird er wahrscheinlich nicht ermangeln, mir wieder Beispiele von größerer Bescheidenheit und Nachgiebigkeit vor zu halten; ich bedaure aber nur, ihm im voraus erklären zu müssen: daß ich es für ehrenvoller halte, von einem Franzosen getadelt als gelobt zu werden.“ — Hr. Gall — der als Mitarbeiter eines französischen Journals begreiflich auch französisch schreiben mußte — wird mit Recht finden, daß viele der Untugenden, die man dem schlechten Theil der Franzosen vorwirft, in dieser Gegenrede sich deutlich darthun, und daß also Hr. Poppe, wie er sich hier preis giebt, in Anmaßung und Dickthun, so wie im Absprechen über ein ganzes Volk, sich wohl so leichtsinnig zeigt, wie der leichtsinnigste Franzose es nur immer thun könnte. Ueberhaupt ist solche Deutschthuerei nichts weiter als ein Nachahmen der Fehler der Franzosen, und wenn der Verfasser es für ehrenvoller hält: von einem Franzosen getadelt als gelobt zu werden, so haben wenigstens diese die Genugthuung: daß jeder besonnene Deutsche die Art seiner Anzeige höchst widrig finden muß und nicht den Glauben zulassen wird: Hr. Poppe dürfe mit Obigem den deutschen Volks-Charakter repräsentiren wollen; daß aber seine kecke Nichtssagerei gar keine Antwort verdient, darüber wird man unter den gesitteten Völkern leicht einig werden. Fr. Wendel.

Spaßhaftes Turnlied.

Lernt das Turnen
Mit der Milch,
Im purpurnen
Kleid und Zwilch!

A la Murnet
Hadert dann:
„Wer nicht turnet,
Ist kein Mann!“

Schon ein Murner
Springt und klimmt,
Wie zum Turner
Vorbestimmt.

Ein azurner
Himmel lacht,
Wo der Turner
Künste macht.

Drum sey Turnen
Unser Thun,
Bis in Urnen
Alle ruh'n! Teuto.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Am 29sten März, nachdem am Tage vorher die erschütternde Nachricht von der Ermordung Kotzebue's hier eingetroffen war, erschien auf der hiesigen Bühne zum ersten Mal (und wurde seitdem bis jetzt zwei Mal wiederholt): „Hermann und Thusnelde" heroisches Schauspiel mit Chören und Tänzen, von der Feder des nur allzu fruchtbaren Dichters, mit Musik vom königl. Kapellmeister B. A. Weber. — Mit billiger Berücksichtigung des wesentlichen Umstandes: daß der Verfasser dies Stück in den Jahren 1813 und 1814 schrieb und es mit den merkwürdigen Zeitereignissen in genaue Beziehung setzen wollte, ist die Wahl des historischen Stoffes zu loben; weniger möchte dies bei der Ausführung der Fall seyn. Varus tritt zu craß, Hermann als Held des Stücks nicht handelnd genug hervor; Thusnelde dagegen ist interessant und eingreifend aufgestellt. Die nordische Mythe mußte zur Herbeiführung von scenischen Effekten dienen. Am lebendigsten wirkt der erste Akt im römischen Lager am Rhein und die schöne Gruppe zu Anfang des Stücks imponirte, da zumal die höchst charakteristische Ouverture den ersten feurigen Chor so ergreifend vorbereitet. Das Blutgericht, welches Varus nun hält, ist mit grellen Zügen entworfen, motivirt indeß den bald folgenden Ausbruch vom lang verhaltenen Zorn des Hermann und der unterdrückten Deutschen. — Der zarte Chor deutscher Frauen, welche von ihren Geliebten Abschied nehmen, ist dem Componisten, wie das erste und zweite Finale, die Musik zu der allegorischen Traum-Scene im zweiten Akt und die Schlacht-Sinfonie zu Anfang des dritten, ungemein gelungen und zeigt den tiefen Sinn, die bewährte Erfahrung und Kenntniß des energischen Tonsetzers, welcher mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen hatte, so viele Chöre von verschiedenem Charakter auf einander folgen zu lassen, ohne daß die in der Oper statt findende Abwechslung von Arien u. s. w. ihm zu Hülfe kam. — Der dritte Akt schließt mit der Erscheinung Thusneldens in Walhalla, um den Sieger und Befreier seines Volkes, Hermann, über den Verlust der, für die Freiheit sich (nach der Dichtung) opfernden Gattin zu trösten. — Von solchem Aufwand aller Mittel, der trefflichen Weberschen Musik, ganz neuen Dekorationen und Kostümen, ferner von den Tänzen im ersten Akt, Erscheinungen, Theater-Coups u. s. w. ließ sich allerdings ein wirksamer Erfolg erwarten, der vor einigen Jahren jedoch viel lebendiger geworden wäre. — Jetzt war die allgemeine Aufmerksamkeit mehr auf die vortreffliche Musik und das Schauwesen gerichtet. Indem ich auf erstere zurück komme, muß ich noch des ganz vorzüglichen Chors zu Anfang des zweiten Akts mit dem entfernten Jagdruf und im dritten Akt des Sieges-Marsches der Deutschen ehrenwerth gedenken. — Die ganze Vorstellung war sorgsam vorbereitet. — Mad. Stich erfüllte das Ideal von Hermann's hoher Gattin. Hermann selbst wurde von Hrn. Blume, durch seine Persönlichkeit begünstigt, mit dem hell lodernden Feuer mächtig beseelenden Freiheit-Gefühls gegeben, und seine kräftige Stimme drang auch bei den, durchaus sehr brav gesungenen Chören durch, welche einen schweren Stand in diesem heroischen Drama haben. Varus wurde von Hrn. Mattausch richtig aufgefaßt und mit Leidenschaftlichkeit dargestellt; seiner Erscheinung hat der Dichter absichtlich unangenehme Reminiscenzen verliehen. Marbod greift nur durch sein Bündniß mit Hermann thätig in die Handlung ein und Hr. Lemm gab diesem Helden würdevolle Bedeutsamkeit. Die Erscheinung der Norne (Mad. Wolf) ist das erste Mal von Wirkung, verliert aber durch öftere Wiederholung. — Die Kleidung der alten Deutschen ist nicht eben günstig für Schönheit der Formen; Wahrheit fand indeß überall statt, selbst bis auf die blonden Perücken der deutschen Frauen. Die Angabe zu den Dekorationen war von Schinkel's Genius vorgezeichnet. In der Ausführung wirkte besonders das römische Castrum und die Traum-Erscheinung (hinter Gaze). Walhalla schien mir für den Göttersitz nicht glänzend genug, obgleich verschiedene Licht-Effekte dabei angewandt wurden. — In den Mimenspielen der Römer zeichnete der Tanz der Demoiss. Lemière und des Hrn. Hoguet sich als kunstvoll, obgleich hier fremdartig aus. — Sämmtliche Aufzüge waren an Statisten reich und wohl geordnet. Die Barden erscheinen für bloße Zuschauer wohl zu oft und ihre Gesänge sind meistens mit den kriegerischen Chören verwebt. Der Schluß des zweiten Akts ist sanft und schön, wenn er — ganz rein gesungen wird. — * —

Baireuth. Ich theile Ihnen hier ein Geschichtchen mit. Zu Ende des vorigen Jahres starb der Graf von Giech, Besitzer der Herrschaft Thurnau, die vormals reichsunmittelbar war, aber von der preußischen Regierung des Fürstenthums Baireuth dem letzteren einverleibt wurde. Die Gerechtsame, welche dabei dieser Herrschaft eingeräumt wurden, glichen ungefähr denen, welcher sich in der neuesten Zeit die deutschen Standesherren zu erfreuen haben; weswegen auch der verstorbene Graf unter die Zahl der Reichsherren des Königreichs Baiern aufgenommen wurde. An dem Schloß in Thurnau befindet sich ein Garten, dessen französische Einrichtung dem besseren Geschmack des gastfreien Besitzers nicht zu entsprechen schien, und die dennoch beibehalten wurde, bis vor einigen Jahren neue und erfreulichere Anlagen entstanden. Als diese von Gästen gelobt und zugleich einige Verwunderung über ihr verspätetes Entstehen geäußert wurde, erklärte der Graf: „daß er es nicht habe über das Herz bringen können", eine Aenderung mit dem Garten vor zu nehmen, so lange sein alter Gärtner gelebt, der ihm und seiner Familie über funfzig Jahre gedient, und „der an dem alten Wesen seine Freude gehabt habe". Dies sind die eigenen Worte des Grafen. — Nichts ist wohl empfindlicher, als der Verlust alterthümlicher Vorrechte. Wie hochachtungswerth ist daher ein Mann, der — wenigstens seiner Meinung und Weltansicht nach — über manchen Verlust erbittert seyn konnte, und der dennoch das Gefühl seines alten Gärtners nicht verletzen und diesen gleichsam reichsunmittelbar lassen wollte! G. Ch.

Ueber den, neulich in Leipzig verstorbenen Philosophen Platner erzählt einer seiner Schüler unter Andern Folgendes: „Von Rousseau und Spinoza hab' ich ihn mit Vorliebe sprechen hören; Herder nannte er den deutschen Plato; er liebte Schiller. Kants Größe hat er gar oft anerkannt durch den Ausruf: Wie konnte auch Kant das entgehen! — Fichte erwähnt' er einst, als von der Ver-Abtheilung desselben gesprochen wurde, indem er äußerte: Fichte hatte sich damals nicht orientirt. — Schellings Gott, sagte er einmal, sey ein Embryo etwa im sechsten Monat. — Die Kunst nannte er eine „gerührte Zuschauerin der Natur". — Die Gebrechen der Zeit waren ihm: „Gesetz-Mangelhaftigkeit, Natursinn-Mangel, Verkleinerung der Großen und Reichen, Kultur-Beraubung des niederen Volkes, Seltenheit einer thätig-wahren Religion u. s. w." — Rousseau's Rath: in die Wälder zu den Wilden zu gehen, um Sitten-Güte zu gewinnen, hielt er nicht (wie Iselin in der Menschheit-Geschichte) für einfältige Eigenheit, sondern für die bitterste Ironie. — In seinen letzten Jahren hat man ihn, der das Theater sehr selten besuchte, noch in Lessings „Nathan der Weise" gesehen. — In seiner Gemüths-Krankheit, die ihn dem Tode überlieferte, schrie er oft: „der Despotismus wolle ihn ermorden und der Mysticismus sey giftmischend in seiner Nähe". — Unter den bekannten mannigfachen Veranlassungen dieses Zustandes wird hier auch (aber nur ganz nebenher) erwähnt: Frau von Krüdener habe in einer Versammlung, wo Alle knieten, und Platner ein Gleiches zu thun verschmähte, zu ihm gesagt: Er sey ein ausgebrannter Vulkan; demüthige er sich nicht, so werde er eines widernatürlichen Todes sterben. (Ueberlieferungen.)

Man hat berechnet: daß England jährlich 264 Millionen Franken für den Ankauf von Getreide dem Auslande zu bezahlen hat. (Journ. gén.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 28. April. 70stes Blatt.

Der Liebesdienst.

Ich saß nachdenkend auf meinem Sopha und las in dem Briefe von dem werthesten meiner Freunde wohl zum zehnten Male die Stelle: „Du weißt, daß ich das ganze Glück meines Lebens im Besitze meiner Mathilde und in Deiner Freundschaft zu finden hoffe — aber eben so gut ist Dir bekannt, wie wenig Gelegenheit ich hatte, das Mädchen näher kennen zu lernen; denn wenige Tage nach unserem ersten, so wichtigen Gespräch mußte sie mit ihrem Vater nach Süden ziehen, und mich rief die Pflicht nach Norden; doch möchte ich das gehaltvolle:

> Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
> Ob sich das Herz zum Herzen findet!

nicht gern außer Acht lassen. Mein Amt aber erlaubt mir in diesem Jahre die weite Reise nicht, und da ich Dich und mich nur als Theile eines untrennbaren Wesens ansehe, so wäre es ja einerlei: welcher von uns hinreist — Deine Verhältnisse gestatten es Dir eher als mir. Wir denken über den Werth und die Eigenschaften eines Weibes so gleich, daß Du recht wohl bestimmen kannst: ob Mathilde mich glücklich machen wird? Darum reise Du und prüfe für mich!" — Ich übersann noch lange: ob mein Freund die Meinung von Gleichheit unserer Ansichten nicht doch etwas zu weit ausdehne? — über dem Nachdenken entschlummerte ich aber, und fand mich im Traume in Mathildens Vaterstadt wieder. Sie war sehr zutraulich gegen mich und entfaltete einen so reichen und gebildeten Geist, ein so holdseliges Wesen und vor Allem eine so tiefe zärtliche Neigung für meinen Freund, daß ich ihm aus voller Ueberzeugung rieth, sich mit ihr zu vermählen. — Nach einer Weile kam es mir vor, als wären Beide schon mehrere Jahre verbunden; die Reize der Gattin waren verblüht, mit bleichen Wangen schlich der junge Mann einher und kränkliche Kinder welkten an der bekümmerten Eltern Seite dahin. Ich fragte den Freund um den Grund seiner Leiden, und bitter antwortete er: Mein Elend ist Dein Werk, denn Du handeltest mit unverzeihlichem Leichtsinn, als ich Dich sandte, mein Weib zu prüfen — der gebildete Geist, den Du an ihr fandest, war Flittertand, aus Romanen und Schauspielen in der Leihbibliothek gesammelt, die Freundlichkeit Koketterie und die Liebe zu mir jene zum Geschlechte.

Da pochte es an der Thür; erschrocken fuhr ich auf und war froh, den Briefträger eintreten zu sehen, der mich erweckt hatte. Es war wieder des Freundes Hand, hastig riß ich das Siegel auf und las: „Es hat mir sehr weh gethan, daß Du mir zu Liebe nicht einmal die Reise zu Mathilden unternehmen willst —." — Ich glaubte falsch zu lesen und rieb mir die Augen; aber es blieben dieselben Worte und ich entsetzte mich über meine gewaltige Zerstreuung, denn ich konnte mich gar nicht besinnen: daß ich seinen vorigen Brief beantwortet, und da war doch schon wieder einer von ihm. — „Doch der Zufall hat es Dir leichter gemacht; Mathilde ist in Eurer Stadt, und da es eben Carneval ist—." — Ich hatte mir eingebildet, es sey hoher Sommer und ich bei offenem Fenster eingeschlummert; aber

als ich hinblickte, waren alle Scheiben mit den abentheuerlichsten Frostblumen verziert und durch die freien Ränder schimmerte mir der blendende Schnee von den nachbarlichen Dächern entgegen. Ich fuhr fort: „eben Carnaval ist, so muß es Dir leicht werden, mir den größten Liebesdienst zu erweisen, indem Du ihr den beiliegenden Brief übergiebst, der die Gesinnungen meines Herzens enthält. Du thust am Besten, wenn Du, um die ganze Masken-Freiheit zu genießen, Dir die Kleidung des alten italienischen Larvenhändlers borgst. Leb wohl und gieb bald eine freudige Botschaft Deinem Ferdinand.“ — Die Sache kam mir sonderbar vor; aber mein Freund pflegte böse zu werden, wenn man seine Wünsche nicht pünktlich erfüllte; so säumte ich denn nicht, den alten Geronimo auf zu suchen, und für einen guten Lohn mir seinen ganzen Staat und Maskenkorb zu borgen. Der Alte half mir die Toilette machen, bei der — da er wenigstens noch einmal so korpulent war als ich — die Baumwolle und vier- bis fünffache Unterkleider ihre Hülfe darbieten mußten. — Endlich war ich fertig und stolzirte in einer phantastisch altdeutschen Kleidung von gelber Seide mit rothen Spangen, auf dem Haupte ein Barett mit bunten Federn, eine groteske Maske vor dem Antlitz und den ungeheuren Tragkorb, voll Larven aller Art, vor dem wattirten Bauch. So ausstaffirt faßte ich unter dem Portal einer gothischen Kirche Posto, wo alle Masken vorüber mußten, welche die Redoute besuchten; hier, hoffte ich, könne mir Mathilde nicht entgehen, da ihre Gestalt zu tief in mein Gedächtniß eingeprägt war. Als ich eine Weile stand, kam eine Dame in alterthümlicher Hoftracht einher, eine Krone auf dem Haupte — ich betrachtete sie genau; aber sie war viel stärker als Mathilde, und wie sie an mich kam, hielt sie still und sprach:

„Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt! Es liebt ein Jeder nur
Sich selbst; unsicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück
Geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
Nur die Natur ist redlich! Sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest,
Wenn alles Andre auf den sturmbewegten Wellen
Des Lebens treibt.“

Die Dame entfernte sich langsam und ich erkannte in ihr die hohe Isabella, Messina's Herrscherin. — Ein korpulenter Geistlicher mit ehrwürdigem Antlitz folgte der gekrönten Frau, und indem ich Martin Luthers Züge erkannte, sprach er mit Salbung:

„Jeder Mensch
Ist Priester! jeder Mensch, er kann und soll
Zum Himmel kindlich kühn den Blick erheben.
Die Gnade unsers Gottes, groß und herrlich,
Unmittelbar und ganz durchströmt sie uns,
Auffangen nur soll sie der Priester — rein
Soll er sie wiedergeben.“

Und als der weise Martin der Dame folgte, schritt mit drohender Gewalt ein Ritter in voller Rüstung einher; an den furchtbaren Worten:

„Ehedem,
Wenn das Gehirn heraus war, starb der Mann,
Und damit gut. Jetzt aber steigen sie,
Mit tausend Todeswunden an dem Schädel,
Aus ihrem Grab hervor, und treiben uns
Von unsern Stühlen — das ist seltsamer
Als solch ein Mord.“

erkannte ich den furchtbaren Macbeth, und mir wurde nicht wohl zu Muthe, als er so drohend vor mir stand; aber beschwichtigend folgte ihm der fromme Erzbischof von Rheims, und sprach mit priesterlicher Würde:

„Fürchtet die Gottheit
Des Schwerdts, eh' ihr's der Scheid' entreißt. Loslassen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht
Gelehrig, wie der Falk sich aus den Lüften
Zurück schwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.“

Mit feierlichen Schritten zog der Bischof den Uebrigen nach, und es bildete sich allmählig ein Zug aus den sonderbaren Gestalten, als fröhlich ein Jüngling in gemeiner Tracht herbei hüpfte; aber seine Züge waren schön und adelich, und frohmuthig rief er aus:

„So schlimm schlug er mich nicht in allen Jahren;
Um's Roß will ich es aber gern erdulden.
Er riß mich wahrlich derbe in den Haaren;
Ich weiß gar nicht: was war denn mein Verschulden?
Das schönste Pferd von Allen, die da waren,
Ich gäbe gern dafür zwei Tausend Gulden;
Der Vater aber ist kein großer Reiter,
Drum nennt er mich nur einen Bärenhäuter.“

Da errieth ich: wie dies der holde Florens war, der verlorne Sohn des Kaiser Octavianus, den ein Pariser Bürger auferzog, und mit ihm sehr unzufrieden war, weil er sich zum bürgerlichen Gewerbe nicht anschicken wollte. Der Jüngling schloß sich dem Maskenzuge an und ich stand wieder ganz allein, als langsam und feierlich ein stattlicher Mann auf mich zugeschritten kam; er trug das Gewand eines Zauberers und kam mir vor, wie Herzog Prosper von Mailand; aber in seiner holdseligen Tochter Miranda, die er an der Hand hielt und zu ihr sprach:

„Jetzt naht sich der Vollendung mein Entwurf,
Mein Zauber weicht nicht, meine Geister folgen,
Die Zeit geht aufrecht unter ihrer Last.“

erkannte ich Mathildens Grazienwuchs, und kramte geschwind in meinen Taschen herum, Ferdinands Brief hervor zu suchen; endlich hatte ich ihn gefunden, und Miranda, als ahne sie mein Vorhaben, nahte sich meinem Korbe, die bunten Larven betrachtend — da begannen diese plötzlich zu wachsen, ganze Gestalten erhoben sich aus dem Korbe und traten zwischen mich und die Schöne. Wie ich Miranda das Blatt geben wollte, erhob Zettel den angezauberten Eselskopf und sang:

„Der Guckauck, der der Grasemück
So gern ins Neßchen heckt,
Und lacht darob mit arger Tück
Und manchen Ehmann neckt.“

Und als ich den langen Ohren des verzauberten Theater-Dilettanten auswich, trällerte mir neckend Droll entgegen:

„Hin und her, hin und her!
Alle führ' ich hin und her.
Land und Städte scheu'n mich sehr,
Kobold führ' sie hin und her.
Amor steckt von Schalkheit voll,
Macht die armen Weiblein toll.“

Kaum dem Elfen entwischt, traf ich auf Kaliban, der schrie aus voller Kehle:

„So bösen Thau, als meine Mutter je
Von faulem Moor mit Rabenfedern strich,
Er fall' auf euch!“

Als ich aber sah, daß sich Prosper mit der schönen Miranda entfernen wollte, da stieß ich das Mondkalb vor den Kopf und eilte auf die Schöne zu, die unterdessen die Larve abgenommen und mir den schönen Mund zum Kusse reichte; überrascht schlang ich meinen Arm um den schlanken Leib, fühlte einen langen brennenden Kuß auf meinen Lippen, und — — erwachte nun erst wirklich an Ferdinands Munde. Ich lag noch immer auf meinem Ruhebette, die Sonne schien zum offenen Fenster herein, Ferdinands Brief lag auf dem Boden, er selbst hatte mich mit starkem Arm umfangen, aus dem tiefen Nachmittagsschlafe wach geküßt und rief: „Schläfer, ist das die Eile, womit man meine Aufträge besorgt? — nun mach' Dich auf und folge mir in die St. Moritz-Kirche, wo meine Mathilde mir in wenigen Minuten angetraut wird, welches Fest wir nicht ohne Dich begehen wollten. Ich muß Dir bloß gestehen: daß ich Dir das Geschäft des Freiwerbers nur deshalb übertrug, um dort mit Dir zusammen zu treffen und Dich doppelt zu überraschen; aber der Brief hat sich verspätet und Du — übereiltest Dich eben nicht. Nun sind wir hier!“ — Freudig sprang ich auf, und war Zeuge der feierlichen Verbindung, welche meinen Ferdinand zum glücklichsten Gatten machte. Gerle.

Zusammen gewachsene Brüder.

Die Geschichte der zusammen gewachsenen Schwestern, welche im vorigen Jahrhundert in Deutschland herum geführt, für Geld gezeigt, hernach in einem Kloster (wenn ich nicht irre, in Wien) verpflegt worden und nach mehreren Jahren darin gestorben sind, ist Jedermann bekannt. Daß man hingegen schon früher ein Beispiel von zwei zusammen gewachsenen Brüdern gehabt hat, findet sich in einem Buche, worin man es kaum vermuthen würde, nämlich in der „Histoire chronologique des Papes, Empereurs et Rois etc.“ (Paris 1631.) Der Verfasser erzählt in der Geschichte König Jakobs IV. von Schottland: daß unter dessen Regierung eine Mißgeburt, männlichen Geschlechts, zur Welt gekommen sey, die nur aus einem Unterleibe bestanden, vom Nabel an sich aber in zwei Leiber getheilt, und Jeder von diesen seine Brust, seine Arme und seinen Kopf für sich gehabt habe. Der König, sagt er, ließ diesen Doppel-Menschen sorgfältig erziehen. Er lernte verschiedene Sprachen und Musik, worin er es weit brachte. Stach man ihn in ein Bein, so empfanden beide Köpfe den Schmerz; wenn man ihm aber einen Stich in einen der Arme gab, so empfand ihn nur der Kopf des Halbleibes, zu dem er gehörte. Die beiden Köpfe unterredeten sich mit einander, und waren zuweilen verschiedener Meinung. Diese Mißgeburt erreichte ein Alter von 28 Jahren. — In die Wahrheit dieser Nachricht würde ich weniger Zweifel setzen, wenn der Verfasser nicht auch einiges Andere mittheilte, das ihn als leichtgläubig charakterisirt. So z. B. erzählt er: Alle Kinder, die nach der schrecklichen Pest, welche unter Philipp von Valois Frankreich verheerte, geboren worden, hätten weit weniger Zähne als sonst bekommen, gleichsam als wenn die Natur durch jene ansteckende Krankheit erschöpft worden wäre. Hat unter Jakob IV. wirklich eine so merkwürdige Mißgeburt gelebt, so gedachten ihrer wahrscheinlich auch schottische oder englische Schriftsteller. Ich habe den Buchanan nicht zur Hand; wünschte aber: daß ein Anderer, der zum Nachschlagen Gelegenheit und Muße hat, sich diese Mühe geben, und wenn sich die obige Erzählung bestätigt fände, dies bekannt machen möchte.

v. Göckingk.

Anekdote.

Kaiser Karl VII. hatte (unter Andern) zwei Töchter eines Grafen Morawitzky zu Maitressen. Als ihr Vater einmal mit großer Pracht bei Hofe war, fragte der italienische Fürst Albani: wer das sey? und erhielt von dem Cavalier, an den er die Frage gerichtet hatte, zur Antwort: „Der Hofmetzger, denn er liefert dem Kaiser das junge Fleisch!“ K.

Denksprüche aus Minnesängern.

Umgeschrieben von Fr. Krug von Nidda.

1.

Wer Ritters-Namen will umfahn,
Der soll die Schaam zum Schilde han,
Sein Gürtel sey der Milde Hort, —
Das preist wohl eines Ritters Wort.
Sein Speer soll seyn die Muthigkeit,
Sein Schwerdt soll Freud' erwecken,
Sein' Mantelschnur durch Ruhm gesetzt,
Sein Hut vor Schande decken.

2.

Weibes-Schwerdtschlag und Mann's-Gespinnst
Hat nimmer Preis erjaget.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. In der Nähe Wiens ist kürzlich ein Verbrecher mit dem Strange hingerichtet, bei welcher Gelegenheit ein Gedicht vertheilt wurde, das die Ueberschrift hatte: „Mel. Es ist geschehn, sie hat gesiegt, die Liebe.“ (!) — Ein Beispiel, wie sehr in unserem so sehr gehobenem Jahrhunderte noch hier und da das Gespenst des empörendsten Aberglaubens spuke, verdient hier einen Platz. Drei Männer hatten einem Weibe die Frucht bei lebendem Leibe und dieser die Gedärme genommen, um — unsichtbar zu werden! Hinweg von diesen Gräuelscenen, die nur erbittern *). — Hr. Professor Raffaelli, der rühmliche Schöpfer des herrlichen „Abendmahls“ in Mosaik, befindet sich noch hier. Die allgemeine Achtung und die ihm dem Vernehmen nach gegebene Pension von 3000 Fl. bewähren ihm, wie sehr man sein Werk zu schätzen im Stande sey. Um das Bild selbst vollkommen zu würdigen, soll ein Rahmen von gediegenem Silber gearbeitet und ein eigenes Gebäude zur Ausstellung desselben errichtet werden. — Grillparzer ist bereits auf seiner Reise nach Italien begriffen, um Leib und Seele zu stärken. Seine Trilogie wird demnach wohl einige Zeit unvollendet bleiben, doch ist das Vorspiel derselben: „der Gastfreund“, fertig. — Mad. Milder soll nächstens (?) wieder hier auftreten. Dem. Schwarz ist jetzt auch vom Theater in Leipzig auf unsere Bühne zurückgekehrt, und hat bereits in mehreren bedeutenden Rollen, wie „Hedwig“, „Eboli“, „Luise“ in „Kabale und Liebe“ u. s. w. ihre vermehrte Kunst gezeigt; dennoch — hatte man sie nicht sonderlich vermißt. — Ein Bruder des hiesigen Hof-Operisten Forti trat unlängst als „Othello“ in der Oper gleiches Namens auf. Seine tiefen Töne sprachen an, sein Spiel und sein Gesang überhaupt sind unter der Mittelmäßigkeit; vielleicht dürfte er in der Folge etwas leisten. — Der hiesige Handelsstand hat nach dem Muster anderer Hauptstädte auch hier ein Cassino eröffnet, und dabei außer seinen Mitgliedern auch jedem Staatsbeamten den Zutritt gestattet, welcher 100 Fl. C. M. zu erlegen Lust hat, und dafür das Recht erhält — einige Journale zu lesen und theurer als anderswo zu zehren. — Akademien regnet es nun mehr als je, ihr Eindruck verlischt mit dem letzten Ton — ein Privatkonzert unseres gefeierten Mayseder verdient auszeichnender Erwähnung. — Auch die Marktzeit beginnt mit ihren alten Neuigkeiten heran zu rücken, und indeß produzirt sich schon eine Zwergen- und eine Riesenfamilie. — Die Theaterneuigkeiten in diesem Monate sind sehr unbedeutend. Das Hof-Opernhaus beschenkte uns nur mit zwei neuen Stücken: „Margarethe von Anjou“ und „Rothkäppchen.“ Die erste Oper, nach dem Italienischen des Romanelli übersetzt von Grünbaum, wurde zum Benefiz des Hof-Opern-Direktors Weigl gegeben. Das Buch selbst ist voll elender Theatercoups, ganz und gar ohne Werth, und man begreift schwer den Geschmack des rühmlichen Compositeurs, der zu einer so herrlichen Musik eine solche Albernheit wählen konnte. „Rothkäppchen“ — von Treitschke mittelmäßig übersetzt — wurde langweilig und unverständlich gefunden. Die Musik ist charakteristisch, aber ohne Melodie. Demoiß. Wranitzky (Rothkäppchen), sonst ein anmuthiges Bild, gefiel wenig. Im Burgtheater hat uns Hr. Castelli eine dramatisirte Anekdote: „Czaar Iwan“ vorgeführt, jedoch ohne sich zu dem Kinde öffentlich zu bekennen. Hr. Castelli scheint das überhaupt bei Piecen an der Art zu haben, die er seine eigenen Produkte nennt. Die Durchführung der Anekdote, wie Iwan einem Manne, den er Nachts unerkannt besuchte und dessen Frau mit dem sechsten Kinde in der Hoffnung ging, sich selbst zum Pathen anbot, da ihn ein Gläubiger auspfänden wollte, ist schleppend, aber mit einem hie und da feinen Dialoge durchgeführt. Die Verse sind schlecht, die Musik der Zwischenakte, eigends vom Freiherrn von Lannoy hierzu componirt, gefiel. — Kotzebue's Ermordung macht hier großes Aufsehen. Einem genauen neuen Berichte zufolge hat man Ursache über das Betragen der Mannheimer dabei zu lachen, welche dem schwärmenden Mörder noch eine gute Weile (?) Zeit ließen, eine Tollhauspredigt zu halten und gegen sich selbst Mordversuche zu machen. Als im Hoftheater vor einigen Tagen „das Taschenbuch“ gegeben wurde und die Schreckensnachricht eingetroffen war, trugen die Spielenden Trauerflore. Das Publikum äußerte laut seine Theilnahme daran. — S —.

Erlangen. Jedem Freund unsrer vaterländischen Literatur wird die Nachricht angenehm seyn, daß ihr Veteran, unser vortrefflicher Meusel (der ungeachtet seiner hohen Jahre keine Altersschwäche fühlt und seine Amts- und anderen Geschäfte mit unermüdlicher Munterkeit verrichtet), jetzt die längst erwartete und höchst nöthige Fortsetzung seines „gelehrten Teutschlands“ ausarbeitet. Es gereicht Deutschlands Literatoren zur Ehre, daß sie die Fortsetzung dieses wichtigen Werkes, desgleichen keine andere Nation sich rühmen kann, nicht in Stocken gerathen lassen; aber die Verlagshandlung sollte zu ihrem eignen Vortheile den hohen Preis der bis jetzt herausgekommenen 16 Bände herabsetzen. Mancher Gelehrte würde sie sich gern anschaffen, wenn das dazu erforderliche kleine Kapital nicht seine Kräfte überstiege. — Der würdige Herausgeber giebt über die weitere Bearbeitung seines Werkes folgende Nachricht: „Die Zeit, das gelehrte Teutschland fortzusetzen, rückt heran. Während der Jahre 1808 bis 1812 erschien das Verzeichniß der im größten Theil des ersten Decenniums des 19ten Jahrhunderts mir bekannt gewordenen Teutschen Schriftsteller und ihrer Werke in 4 ungleichen Bänden; zugleich auch unter dem Titel des 13ten bis und mit dem 16ten der 5ten Ausgabe des ganzen Werks. Jetzt nähere ich mich dem 2ten Decennium, um den an mich ergangenen unzähligen Wünschen und Foderungen der Liebhaber möglichst zu entsprechen. Myriaden gedruckter und noch weit mehr ungedruckter Notizen liegen vor mir und warten auf Verarbeitung. Der Abdruck soll zwischen Ostern und Pfingsten dieses Jahrs beginnen. Man eile demnach mit Beiträgen zur Kenntniß der Autoren und ihrer Schriften, besonders der in die ersten Buchstaben des Alphabets gehörenden, schnell herbei! Vorzüglich mache man Jagd auf die Namenlosen: jedoch mit guter Manier, wie ich in meinen Vorreden vorschlug. Noch willkommner werden mir Anzeigen Verstorbener ex Diis minorum gentium seyn. Erlangen. Meusel.

*) Besseren Unterricht sollten sie veranlassen, erbittern nicht. D. H.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Donnerstag, den 29. April. 71stes Blatt.

Das römische Zitronen-Mädchen.

Von Richard Roos.

Hänschen, Baron von Mordax, war, um einst ein gehöriger Haus-, Hof- und Residenz-Hans zu werden, auf Reisen gegangen, und in Rom sitzen geblieben, wie der Zeisig auf der Leimruthe. Wie nun aber, wenn ein Zeisig auf so miserable Art sitzen bleibt, nicht der lockere Vogel, sondern die festhaltende Leimruthe schuld ist, also lag es auch wahrhaftig weniger an Hänschen, daß er zur gehörigen Zeit nicht wieder der Heimath zuflog, sondern an Arabella — einem weiland römischen Zitronen-Mädchen, welches ihm das Land, „wo die Zitronen blühen", zum Himmel auf Erden schuf, wogegen ihm natürlich die Heimath, wenn er nur daran dachte, wie die Hölle vorkam. Denn, daß Hänschen, und wenn es auch himmlisch bat und höllisch drohte, in das hochfreiherrliche Schloß an der Elbe ein Zitronen-Mädchen von der Tiber, weder mit noch ohne den goldenen Ring, bringen dürfe, das hatte für ihn, der nur zu gut der gnädigen Eltern ungnädige Grundsätze im Punkte des Stammbaums kannte, mathematische Gewißheit. — Nun war aber Arabella nicht nur ein Kleinod, um welches er gern tausend alte Pergament-Rollen mit tausend Freuden hätte opfern wollen, sondern er hatte auch dieses Kleinod so fest sich angeeignet, daß er, von Pflicht und Liebe gebunden, nur *mit*, nie *ohne* Arabella die Burg seiner Väter betreten konnte. Seit lange nämlich war sie sein braves Weib, und ein herrliches Kleeblatt, zwei Knaben und ein Mädchen, Kinder wie Engel, die Frucht seiner heimlich geschlossenen Ehe. In Rom selbst munkelte man nur davon, denn der Baron hatte Arabella bei einer Bäuerin in der Gegend von Tivoli eingemiethet, wo sie, unter der Aegide der tiefsten Einsamkeit, dem Gatten und den Kindern lebte. — Daß es aber dem Baron in einem fremden Lande, bei steigender Familie, nie an den nöthigen Geldern fehlte, dazu half Sparsamkeit und eine glückliche Erfindungsgabe, woran es ihm nicht mangelte. Bald war der liebe Sohn in den pontinischen Sümpfen unter Räuber gefallen, bald konnte er einen glücklichen Kauf in Gemälden und Antiken thun — denn er liebte und übte mit Erfolg die Kunst — bald war es eine Reise nach Sicilien oder Malta, die eine bedeutende Summe kostete — nun, und wenn alle Stränge rissen, die Kunst: Mutterpfennige im Stillen zu angeln, hat noch keinen Goldsohn im Stiche gelassen. — Acht lange Jahre waren ihm so verflossen, wie Stunden; aber endlich ging die edle Fechtkunst betteln. Eine dienstfertige Seele unter seinen römischen Freunden und Bekannten hatte den gnädigen Eltern gehörig Aufschluß gegeben über des lieben Sohnes unendliche Anhänglichkeit für Kunst und Italien, und so empfing denn dieser einst, statt hundert Louisd'or, um die er gebeten, tausend Vorwürfe über seine unsinnige Liebe und tausend Drohungen mit gänzlicher Ungnade, ja sogar mit Enterben, wenn er nicht augenblicklich heimkehre — *ohne* — das war die Conditio sine qua non — ohne die römische Zitronen-Jungfer; denn daß diese schon in den hochfreiherrlichen Stamm-

kaum eingeschwärzt seyn könne, das ahnte, das glaubte man nicht. — Unglücklicher Weise fiel der elterliche Fehdebrief in Arabella's Hände, während der Baron an Tivoli's Cascadellen sich erging: den Odem der Freiheit zu schöpfen, an welchem er denn doch bisweilen etwas schwer zu ziehen hatte, wenn er aus dem idyllischen Bauerhause durch das Telescop der Phantasie in die Burg des Reichsfreiherrn von Mordax blickte. — Statt, wie gewöhnlich, mit Umarmung und Kuß, empfing ihn diesmal, als er heimkehrte, mit Thränen und Seufzern Arabella, zeigend auf den Unglücksbrief, als ihres Jammers fürchterlichen Born. Der Baron las, und — so viel Thränen in Arabella's Augen, so viel Schwüre auf seinen Lippen: sein ehelich Gemahl, wie seine herzigen Kindlein, nicht zu lassen in Noth und Tod. — Deß zum Beweise ließ er noch in derselben Stunde nach der Heimath eine Antwort fliegen, trotzig und wild, wie nur die erste Hitze sie einhauchen konnte, und eine große Kluft, wie zwischen dem Montblanc und Chimborasso, war nun auf einmal befestigt zwischen Eltern und Kind. Der Vater drohte, nicht einen Heller mehr zu senden, wenn man nicht, und zwar „sans Zitronen-Mädchen“ zu Kreuze krieche; der Sohn aber blieb trotzig bei „avec Arabella“, und so hörte bald alle Korrespondenz auf — von Seiten der ungnädigen Eltern in der Meinung: daß Noth beten, also auch heimkehren lehre, ohne Zitronen-Mädchen — von Seiten des erbitterten jungen Herrn aber in dem felsenfesten Glauben: daß ein treues Herz höher stehe im Leben, denn der Helmbusch auf dem Wappen, und der Klex im Stammbaum weniger bedeute, als der gebrochene Schwur. — Da sich aber von treuen Herzen und heiligen Schwüren bekanntlich so wenig leben läßt, als von der Luft, so sah sich der geldarme, aber liebereiche Baron genöthigt: statt der versiegten elterlichen Geldquelle eine andere zu suchen. Und diese war bald gefunden. — Von der letzten, ziemlich starken Geldsendung fand sich noch ein feines Sümmchen in Kasse; ein anderes gab das Verkaufen aller Gemälde, deren der Baron während seines Aufenthalts in Rom eine ziemliche Menge gesammelt hatte, und — wenn er auch so manche Madonna, so manche heilige Familie mit Wehmuth für einen Spottpreis hingeben mußte — die schönste Madonna, die heiligste Familie blieb ihm in Arabella und drei herzigen Kindern. — Mit der, auf diese Art erworbenen, nicht unbedeutenden Summe ward nun, unter dem Vorgeben: daß man in Neapel sich niederlassen wolle, in eines der abgelegensten Thäler Tyrols gezogen, eine Alp-Wirthschaft gekauft und nun erst das ächte Idyllenleben begonnen. Maler Max — wie dort der liebeselige Trotzkopf sich nannte — malte nun für Geld Heiligenbilder und Feldmarschälle, Hofersche Sandwirthe und Tyroler Wastel; Arabella aber — in den Appeninen geboren und erzogen — war leicht in den Alpen zu Hause, ward bald die gelehrte Senn-Hirtin und machte durch unendliche Liebe ihren Max zum glücklichsten Schäfer. — Ging es auch bisweilen etwas knapp, wenn das arme Alpenvolk nicht viel malen ließ oder die Heerde wenig Butter und Käse gab, trübte doch deshalb kein Wölkchen den häuslichen Horizont. Und wollte ja zuweilen, nicht etwa Heimweh, sondern eher so eine Art von Heimangst den armen Maler befallen, dann hieß es: Leichtes Blut, guter Muth! — Man dachte, wenn man einmal mit einem Heerdchen Kinder, wie mit himmlischen Heerscharen, einzog in die väterliche Burg, und die lieben Engelchen stimmten so vor Großpapa und Großmama ein Lied im höheren Chor an — hm! meinte Max — von Stein, wie die Wappenschilder auf den Gräbern der Ahnen, müßten die Herzen der Eltern seyn, wollten sie die jungen Wappenhalter verstoßen. — Indeß aber also in des Sohnes Alphütte der Himmel hing voller Geigen, hing er voll Brummeisen und Trauer-Trompeten daheim in der elterlichen Burg. Denn wie zwischen Vater und Sohn, so war, ob des Sohns, zwischen Vater und Mutter gleichfalls ein gar großes Schisma eingerissen, indem Letztere dem Kinde, das sie unter ihrem Herzen getragen, täglich und stündlich die Brücke trat. Als nun vollends einst die Nachricht einging: daß der junge Herr mit der Zitronen-Jungfer aus Rom verschwunden sey, nach Neapel sich gewendet habe, und dort, wie die Sage gehe, als Maler seiner Hände Arbeit sich nähre, da brach der Baronin das Herz, und sie zog die mütterliche Sturmglocke so derb und so lange, bis er sich fügte in ihr Begehr, nämlich: mit ihr selbander im Sturmschritt, wie Hannibal, über die Alpen zu ziehen und auf zu suchen in Neapel den verlornen Sohn und ihn so klüglich als gütlich zurück zu leiten. — Der Sturmglocke Kraft mag übrigens aus der Wirkung ermessen werden; denn Baron Mordax war einer jener Stubenhöker, die an der Weisheit des Schöpfers nichts zu tadeln haben, als daß er ihnen den Lehnstuhl nicht anwachsen ließ, wie der Schnecke das Haus. Solch einen Gemahl aber nicht nur aus Lehnstuhl und Schloß zu schroten, sondern gar über die Alpen zu jagen und zwar gegen das Ende des Jahres, in der rauhesten Jahreszeit, die Sturmglocke, die also ihn zu ermuntern vermochte, konnte nur von weiblicher Hand gezogen werden. — Nicht drei Tage waren die römischen Hiobsbriefe in der Burg, als auch schon die Extrapost vor der Schloßtreppe hielt und die beiden alten reichsfreiherrlichen Figuren, bepelzt und bebärlatscht, als ging es nach dem Nordpol, selbander die Treppe herab stiegen, die große Reise an zu treten. — Der Anfang derselben wurde in ziemlicher Laune vollbracht; als man aber jene fürchterlichen Gebirgswege Tyrols erreichte,

wo selbst den vornehmen Reisenden Rippenstöße so wenig erspart werden können, als Schmerzen der gekrönten Gebärerin, da ward des Barons Laune so fürchterlich, da entströmten dem väterlichen Munde so entsetzliche Drohungen gegen sein ungerathenes Kind, daß die Baronin tausend und abertausend Mal das Ziehen der Sturmglocke bereute, womit sie ihren Eheherrn in die Alpen geläutet hatte. — In all dieser Angst und Noth aber dankte sie nur inbrünstig Gott: daß Hänschen, wenn er nun einmal von Rom sich entfernen wollte, immer besser hinaus, nämlich nach Neapel, und nicht besser herein, nämlich in die Tyroler Alpen, gegangen war — denn traf hier die väterliche Zornruthe ihr armes Kind, so war es um Sühne und Heimholung geschehen. Und doch — gütiger Himmel! — schwebte jene Zornruthe dem armen Kinde bereits so nahe, daß sie ihn in wenig Minuten erreichen konnte, denn eben rollte der Wagen dem Dörfchen zu, wo der verlorne Sohn hausete mit Weib und Kind.

(Der Schluß folgt.)

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Zweiter Februar-Dienstag.

Das Bambu-Rohr.

Als ich heute zu dem Oheim eintrat, bat er: ich möge mich nur eine kleine Weile gedulden, bis er noch etwas geschrieben habe. Ich spielte unterdessen, wie wir uns mit uns selbst zu beschäftigen pflegen, mit meinem Bambu-Stöckchen. Als Herr Ottbert sich wieder zurück wandte, fielen seine Blicke auf dieses. Nun, sagte er, Du hast Dir indessen mit dem Rohre die Zeit verkürzt, und freilich mehr als ein Spielwerk ist dieses bei uns nicht, höchstens daß es uns zum Wanderstabe dient. Aber glaubst Du wohl, daß es ein Volk giebt, welches, wenn man ihm sagt: es gebe Länder, wo dieses Rohr nicht wachse, sich nicht überzeugen kann, daß dieselben bewohnbar seyen? — Dies erzählt wirklich Bissachère von den Tunkinesen, und um den großen Nutzen dieses Rohrs und den vielfältigen Gebrauch zu erkennen, der in jenen großen östlichen Reichen davon gemacht wird, dürfen wir nur die Berichte lesen. — „Das Bambu, sagt Papi, ist eine Art Rohr von der Dicke eines Armes, mitunter auch wohl des Schenkels eines Mannes. Seine Sprößlinge, die zwar starke Fasern haben, aber sehr leicht sind, erreichen die Höhe der größten Bäume. Sie stehen so dicht zusammen und sind so sehr mit einander in Bündel vereint, daß zwischen ihnen oft kaum eine Hand breit Raum übrig bleibt. Ihre zwar kleinen, aber außerordentlich zähen und mit Dornen bewachsenen Zweige, die aus den knotigen Ansätzen des Stammes hervor wachsen, verwickeln und schlingen sich so in einander, daß es unmöglich ist, einen so dicht verwachsenen und aus so harten Rohrstämmen bestehenden Wald zu durchbrechen. Die Inder haben daher Anlaß genommen, einige ihrer Forts mit solchen Bambu-Hecken zu umgeben, welche dem Feinde ein weit größeres Hinderniß entgegen stellen, als Wall und Mauern, weil er mit seiner Artillerie wenig dagegen vermag. Diese Forts sind hinter solchen Hecken fast gar nicht zu bemerken, so daß man oft dicht neben der Mauer steht, ehe man sie sieht. Und was wird nicht Alles aus diesem Rohr bereitet! Man macht daraus Trinkgefäße, große Krüge, um Wasser darin zu holen, auch Matten und andere dergleichen Geräthschaften. Es wird Zucker daraus gesotten; aus den zähen Sprößlingen bereitet man Essig, eben so eine Art von Confekt. Die Knoten dieses Gewächses enthalten einen dicken, süß schmeckenden Saft, der mit der Zeit hart wird und sich in eine Art Stärke verwandelt. — Noch höher aber preist Barrow den Nutzen dieses Rohrs für die Chinesen. Ihre Stühle, Tische, Schirme, Bettgestelle und Betten und viele andere Hausgeräthschaften werden ganz aus diesem Rohr gemacht und zum Theil auf eine ziemlich sinnreiche und schöne Art. Auf den Schiffen braucht man es zu Stangen, Segeln, Kabeltauen und zum Kalfatern; bei dem Ackerbau zu Karren, Schubkarren und Rädern, um Wasser zu schöpfen; zu Zäunen, zu Getreide-Säcken und andern Erfordernissen. Die jungen Sprossen sind eine Speise und die Lichtdochte werden aus dessen Fibern gemacht. Es schmückt die Gärten des Fürsten und deckt die Hütte des Bauern. In der Hand der Macht ist es das Werkzeug, welches das ganze Reich in Furcht erhält. Der Strafe mit demselben ist der erste Rath des Kaisers wie der niedrigste Sackträger ausgesetzt, und Keiner achtet sich verunehrt durch die väterliche Züchtigung mit demselben. Kurz, wozu kann ein Chinese das Bambu-Rohr nicht brauchen, sey es um die Unterweisung durch dasselbe sich zur Besserung dienen zu lassen, oder um es ganz zu spalten, in Fibern zu zerschneiden und Stricke daraus zu drehen, oder es zu einem Brei zu erweichen und Papier daraus zu machen!" — Was — so dachte ich bei mir selbst während des Weggehens — was ist überhaupt, das in der Fremde nur zum Zierrath oder zum Spielwerk, oder Luxus-Artikel dient, nicht wichtig und heilsam an seinem Orte, wo es die ewig schaffende Kraft hervor gerufen hat?

Denksprüche aus Minnesängern.

3.

Ehre heischt des Leibes Noth,
Gemächlichkeit ist Ehrentod.

4.

Demuth, Treu' und Geduldigkeit,
Die sind des Teufels Herzeleid.

5.

Wo Muth bei Gut nicht missethat,
Da wirft Frau Ehr ihr' Wünschelruth.

Fr. Krug von Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Es geht den Städten wie den Mädchen; die sind die besten, von denen am wenigsten gesprochen wird. Nach diesem Maaßstabe zu urtheilen, gehört, seit dem Abgange meines letzten Berichts, wie eigentlich wohl immer, unser Dresden zu guten Städten, denn ich weiß diesmal wenig davon zu erzählen. Auch fällt in diesen Zeitraum die stille Woche, in der es bei uns so still hergeht, daß auf allen öffentlichen Vergnügungsorten nicht einmal Musik seyn darf, und daß am Charfreitage und an dem darauf folgenden Sonnabend selbst die Wachparade und der Zapfenstreich lautlos vorüberziehen. Das Wachen am heiligen Grabe in der katholischen Kirche, wozu die Personen, welche eine Stunde knieen müssen, von der Königin selbst gewählt zu werden die Ehre haben; der Umgang des Königs mit der ganzen königlichen Familie am Abend des stillen Sonnabends; nach der Auferstehung: das schöne Geläut am frühen Ostermorgen; der Donner des schweren Geschützes *) in diesem feierlichen Augenblicke, die herrliche Musik von den Thürmen — das Alles ist seit 50 Jahren und länger so bei uns gewesen, und darum bedarf es keiner besonderen Erwähnung, obgleich alle diese Festlichkeiten eine Menge Fremder herbei lockte, so daß die katholische Kirche, in der sich, am ersten Feiertag 11 Uhr, zur Messe die ganze schöne Welt versammelt, diesmal wieder so überfüllt war, daß man kaum stehen konnte. Unter den tausend fremden Gesichtern, die sich nach dem Hochaltare drängten, befand sich auch ein sogenannter Altdeutscher, gar wilden Ansehens, mit langem Bart und langen Haaren, in der Reinlichkeit des Hemdenkragens so wie des ganzen Anzuges nicht übertrieben ängstlich. In zwei Minuten verbreitete sich das, wahrscheinlich von einem Witzbolde ausgesprengte Gerücht, daß es ein — Sandmann sey, um, Gott weiß welchem sogenannten Finsterling, den Dolchgruß des vermeintlichen Vehmgerichts zu bringen, und nun wich dem Fremden alles zehn Schritte aus dem Wege. Wenn die altdeutschen Trachten nicht sehr sauber und nett sind, so rathen wir jungen Leuten, die sich hier gefallen wollen, darin nicht auf zu treten; doch haben wir junge frische Leute in dieser Kleidung auch hier recht gern gesehen, sobald sie sich durch Reinlichkeit und Eleganz auszeichnete. — Die Mittwochs-Conzerte auf dem Linkeschen Bade haben bereits ihren Anfang genommen. Fremden, die ihren Nachmittag nicht besser besetzt wissen, empfehlen wir, diese recht sehr gute Musik nicht zu versäumen. Es giebt selten schöneren Genuß, als sich, in der reizendsten Gegend Deutschlands, im Kreise gebildeter liebenswürdiger Menschen, unter einem grünen Laubdache von einem sehr eingeübten Musik-Chor, während dem Verdauungsstündchen etwas vorspielen zu lassen. Ueber die Güte des Kaffees und über die Bedienung auf dem Bade hat man wohl Klagen gehört; der Wirth meint aber: man dürfe nicht solch ein Erdenkloß seyn, daß man beim Schwelgen in Gemüths- und Geistesgenüssen dieser Höhe an dergleichen materielle, conventionelle Erbärmlichkeiten noch denken könnte!! — Am vorigen Sonntag wollten sich, zwischen Glasewalds Ruhe und dem [illegible], junge Handwerker auf der einen und junge hier Studirende auf der andern Seite, ein Treffen liefern, zu welchem Letztere von den Ersteren herausgefordert worden waren. Indessen sind diese wohlweislich ausgeblieben, und Erstere wurden von einem Unteroffizier und 16 Mann Infanterie zu Kriegsgefangenen gemacht und zur großen Ergötzlichkeit des Publikums eingebracht. Die Veranlassung zu dem Streite zwischen den jungen Sprößlingen des Nähr- und Lehrstandes wird so verschieden erzählt, daß es schwer ist, die wahre heraus zu finden; von Seiten des großen Haufens hat man wohl die richtige Ansicht gefaßt; man betrachtet den ganzen Vorgang als Kinderei, über welche die Betheiligten selbst in wenigen Jahren herzlich lachen werden. Unter den in Beschlag genommenen Stöcken befanden sich mehrere moderne Morgensterne: Knittel, oben am Ende mit einem Kitte überzogen, der mit ganz kleinen Glasstückchen durchknetet war, die nun fest saßen, und den, welcher mit einer solchen menschenfreundlichen Badine einen Treff bekam, an zehn, zwölf Stellen mit einem Male blutig schlagen und ihm gelegentlich auch einige Glassplitterchen als Andenken zurücklassen sollten. — Die Hieherberufung sämmtlicher Kreis-Hauptleute aus dem ganzen Königreiche hat, heißt es, die Berathung über das Gensdarmerie-Wesen zum Gegenstande. — Die hier kund gewordene Nachricht, daß ein Wittenberger Seminarist als preußischer Gesandtschafts-Prediger (?) nach Rom bestimmt worden, hat hier eine recht angenehme Sensation erregt, indem von Sachsen aus beständig mehrere protestantische junge Leute sich in Rom aufhalten, denen ein gebildeter Geistlicher ihres Glaubens ein sehr willkommener Landsmann seyn wird. Daß gerade von Wittenberg (!) ein evangelischer Prediger nach Rom (!) gesandt wird, giebt dem stillen Beobachter der Kirchen- und Weltgeschichte reichhaltigen Stoff zu herzerhebenden (?) Betrachtungen! — Im Theater waren neu: „das Vogelschießen", Lustspiel in fünf Aufzügen von Clauren, in dem Frau Schirmer und Hr. Geier durch Laune und Witz vorzüglich ergötzten, und „Maria" von Kotzebue, welches gleichfalls recht beifällig aufgenommen ward. Die italienische Oper gab den „Johann von Paris", mit Musik von Morlacchi; letztere mag recht gut seyn, aber unser Ohr ist einmal an die schon vorhandene recht gelungene Musik gewöhnt, so daß bei der Parallele zwischen dem Alten und Neuen die Gewohnheit, wie immer, ihre Rechte behält. Der neu engagirte Baßist vom Casseler Theater, Hr. Meier, gefällt; weniger war dies der Fall mit dem Tenoristen Hrn. Klengel vom Leipziger Theater, dessen Stimme dem Kenner nicht recht frisch mehr vorkommen wollte. Signora Spada vom Münchener Theater würde eine ausgezeichnete Sängerin seyn, wenn sie nicht mehr denn vierzig Jahre zählte, und doch wäre sie ein wenig zu corpulent; beides freilich Umstände, die ihr nicht zur Last fallen, die aber immer doch lästig sind. Sie erhielt für eine Gastrolle 100 Rthlr., und war damit nicht zufrieden!! K.

Zu Petersburg existirt jetzt eine Perle von über 27 Karat Gewicht; sie ist von dem größten Werthe. (Journ. d. Comm.)

In Schweden zieht man jetzt Zucker aus Kartoffel-Mehl; 260 Pfund geben etwa 70 Pfund Farin-Zucker. (Journ. gén.)

*) Sollten wohl Kanonen würdig das Zeichen geben zur Auferstehung des Heilands? D. Herausgeber.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag. den 3. Mai. 75stes Blatt.

Der Apfelbaum in der Henn-Mühle.

Von Henriette S. g. H.

(Zur Mai-Vignette.)

Unweit Beuthen an der Oder liegt eine Wassermühle, die von den Einwohnern des kleinen Städtchens oft besucht wird. Die reizende Lage und die romantischen Umgebungen würden hinlänglich seyn, sie dem Spaziergänger beliebt zu machen, liehe auch die freundliche Müllerin durch die Bereitwilligkeit, mit der sie jeden Gast bewirthet, nicht neuen Reiz dem anziehenden Ort. Die Reinlichkeit der Gefäße, worin wohlschmeckende Milch oder stärkender Kaffee aufgetragen wird, das kräftige Brod, die frische Maien-Butter tragen nicht wenig dazu bei, den Ermüdeten zur köstlichen Labung ein zu laden. Wenn so bei rauher Witterung die gesäuberte Wohnung des redlichen glücklichen Paares dem Kommenden ein freundliches Obdach bietet, gewährt an heiteren Tagen ohnstreitig die angenehmste Stätte dort ein wunderschöner Apfelbaum, der nahe dem brausenden Mühlbach, mitten im sorgsam gepflegten Obstgarten steht, und abwechselnd durch tausend duftende Blüthen, durch dichten Schatten und köstliche Früchte seine Schützlinge mannigfach erfreut. Oftmals pilgerte ich allein dorthin und fand großes Behagen an der augenblicklichen Abgeschiedenheit; öfter noch erfreute ich mich in heiterer Gesellschaft der blühenden Wiesen, der fleißigen Bienen und des Gesangs der Nachtigallen — welchen man in Schlesien ein ganz eigenes Talent zugesteht — und so geschah es, daß ich im Frühjahr 1817 mit einigen Freundinnen verabredete: der Baumblüthe und der jungen Saat zu huldigen, und dem Duft der lieblich leuchtenden Blüthen die Worte Gellerts bei zu mischen: „Mich, ruft der Baum in seiner Pracht; mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht; gebt unsrem Gott die Ehre!“ — Die kleine Gesellschaft verständiger Hausfrauen und sittiger Mädchen war unter dem Blüthenbaum versammelt, als die spätere Ankunft einer unserer Mitgenossinnen das Gespräch veranlaßte, welches — vielleicht als ein Wort zu seiner Zeit — mir zu erwähnen vergönnt sey, ehe ich ein Ereigniß berühre, wodurch es unterbrochen wurde. — Auf die einstimmige Frage: warum unsere Freundin so spät erscheine? erschöpfte sie sich in Klagen wegen Nachlässigkeit und Ausbleiben ihrer Dienstleute, welches sie abgehalten habe, früher das Haus zu verlassen; und nun ergoß sich in redseligem Eifer jede der Frauen über die jetzige Verderbtheit der Dienstthuenden, über den Luxus, den Leichtsinn und die Bequemlichkeit der Mägde. Mit Lob und Preis wurde der alten guten Zeit gedacht, wo strenge Pflichterfüllung, Treue und Ausdauer den Dienstboten zierten und wie die Mägde ehedem der Hausfrau rechte Hand gewesen, jetzt aber nur Anlaß zur Aergerniß wären. — Gegen den Strom zu schwimmen ist selten rathsam und selten von gutem Erfolg! Eben so sträflich aber ist es, wider seine bessere Ueberzeugung zu schweigen da, wo das herrschende Urtheil vielleicht nur als vorgefaßte Meinung, von Vielen, ohne sie geprüft zu haben, nachgesprochen wird. Wenn es allgemein anerkannt ist: daß viel auf den Vortrag ankömmt, so be-

ruht doch auch viel auf dem Augenblick, den man dazu wählt. Eine der Frauen wartete die Minderung der aufgereizten Unzufriedenheit ab, um die Frage auf zu werfen: woher dies Unheil käme? und folgenden Aufschluß daran zu knüpfen: Wir selbst sind schuld an der Verderbtheit unserer Dienstboten und an der vielfach erschwerten Haltung der Hausfrau in ihrem Wirkungskreise. Ehedem wurde zeitig aufgestanden; den Morgensegen betete der Hausvater in der Mitte der Seinen, zu welchen schon durch diese heilige gemeinschaftliche Handlung die Magd gehörte. Auch die Arbeit wurde gemeinschaftlich verrichtet. Abends saß die ganze Familie um einen Tisch; es weifte die Hausfrau ihr und ihrer Tochter Garn und das Garn der Magd, welche wetteiferte: nicht weniger fleißig zu seyn als jene. Es wurde die Einrichtung der Wirthschaft besprochen, oder man sang ein geistliches Lied, und der Berührungspunkt zwischen Herrschaft und Dienstboten war: Pflichterfüllung. Sonntags ging die Familie in die Kirche, und ein Spaziergang war hinreichend, ihr Erholung zu geben. Man wußte nicht Alles besser, aber es war besser. Heute geht die Mutter mit halb erwachsenen Töchtern auf Resourcen, auf Bälle, in Schauspiele, Clubbs und Conzerte. Die Magd frägt sich indeß: „Warum soll ich den Kindern meiner Brodfrau eine treuere Wärterin seyn, als sie selbst es ist? — auch ich suche mein Vergnügen.“ Sie wird zur Abholung ihrer Herrschaft an einen jener Orte hinbeschieden und muß im Vorzimmer oder auf der Hausflur, vielleicht in schlechter Gesellschaft, stundenlang warten; sie macht dort verderbliche Bekanntschaften, geräth in vertraute Gespräche; der Glanz und die Vergnügungen der Modewelt haben für sie den höchsten Reiz: auch sie ergreift der Taumel und erweckt alle ihre Begierden. — Am folgenden Tage schläft die Hausfrau lange; der gestrige Tag wird besprochen, der morgende verabredet. Man blättert in einem Romane, erhält einen Besuch; endlich beeilt man sich, in gedrängter Kürze an zu ordnen, was zur Führung der prosaischen Wirthschaft unerläßlich ist. Sonntags wird von der erwachsenen Tochter bei einem Mode-Redner der Zulauf vermehrt und das Lobpreisen eines Schauspiels oder einer Catalani vertritt die Stelle des Entzückens an der Natur, die man höchstens nebenher genießt. Statt des Vertrauens werden die Dienstboten durch Vertraulichkeiten verwöhnt, und nur zu oft wird ihnen von der Herrschaft ein schlechtes Beispiel gegeben. Zugestanden, daß alle geselligen feineren Genüsse und Zerstreuungen zu der fortschreitenden Kultur des Menschen gehören, so hat auch jede Medaille zwei Seiten; und bei so großen Vorzügen des verfeinerten Lebens sollten die Frauen nicht so bittere Klagen führen über die Folgen, die genau damit verbunden sind! — Während das weite Feld, welches hier geöffnet stand, betrachtet wurde, sah ich eine weibliche Gestalt durch das Gebüsch zu der Mühle gehen. Ihr einfacher Anzug verrieth den Mittelstand; ihr krankes Aussehen und ihre wankenden Schritte deuteten auf Leiden; sie warf flüchtige schüchterne Blicke nach uns und legte jetzt mehr Eil in ihren Gang. Kaum hatte ich meine Bemerkung der Gesellschaft mitgetheilt, als alle Blicke sich dahin wendeten und man einstimmig äußerte: die Person nicht zu kennen. Das Mitleid, welches sie mir einflößte, und die Nähe des Mühlbachs, dem sie sich in so auffallender Zerstörung nahte, gaben mir den Entschluß, ihr zu folgen und sie zu beobachten; dies hatte sie kaum wahrgenommen, als sie in sichtbarer Angst ihre Schritte verdoppelte und ich sie bald aus dem Gesicht verlor. Nun erkundigte ich mich bei der Müllerin, welche eben zu mir trat, nach jener Fremden, und erfuhr: daß sie vor etwa vier Wochen sich hier eingefunden und um Obdach ersucht habe; nach einigen Tagen habe sie um ein bleibend Quartier gebeten, welches ihr bewilligt worden sey; sie begegne jedem Hausgenossen mit vieler Sanftmuth, und nenne sich Frau Meier. „Sie muß viel Kummer haben“ setzte die Müllerin hinzu, „denn sie weint oft und vermeidet sorgfältig jeden Menschen. Von unserer Kost, wobei sie Mitgenossin ist, holt sie sich täglich einen kleinen Theil und trägt ihn in ihre Kammer. Sie stört uns nicht, und wir thun ihr eher Liebes als Leides, denn sie wird wohl bald am Ziel ihrer Leiden seyn.“

Fortwährend dachte ich nun im Mitgefühl an die Gebeugte, und besuchte jetzt fleißiger die Mühle in den Frühstunden, wo ich glaubte, ihr zu begegnen. Dies geschah auch einige Mal, wo sie jedoch so entschlossen vermied, sich mit mir in ein Gespräch ein zu lassen, daß es mich grausam dünkte, ihr diesen Zwang auf zu legen. Einst fand ich sie, an einem schwülen Nachmittage, schlummernd unter dem Apfelbaum. „Ruhe sanft!“ flüsterte meine innere Stimme, und ich ging vorüber, anderswo Kühlung zu suchen. Bald nachher drangen Gewitterwolken herbei, und deren schnelle Annäherung ließ mich eilig den Rückweg antreten. Zuvor indeß wollte ich die Schlummernde in Sicherheit wissen und nahte mich dem Baum, als jener kräuselnde Wind, der Vorbote kämpfender Elemente, sich erhob, und ein Blatt Papier bald hier-, bald dorthin trieb. Ahnend, daß es der Fremden gehöre, ergriff ich es und las, flüchtig mit Bleistift geschrieben, folgenden Anfang:

Glaub' an den ewigen Gott, hoff' auf den ewigen Vater!
Dort ist der dauernde Trost, dort ist Vergebung der Schuld!
Hätt' ich den Lichtweg nur, endlich Erhörung zu finden,
Hemmt' ich die Thräne, die oft brennend dem Auge entquillt.

Ich eilte mit dem Papier zur Schlummernden, die nur ermattet, nicht ruhend schien, und auf meinen Ruf mehr betäubt als erquickt erwachte. Das ausbrechende

Gewitter bekundete ihr meine Absicht, noch ehe ich sie bitten konnte, meinen Beistand für den schleunigen Rückweg nach der Mühle an zu nehmen. Sie sah mich aufmerksam an, legte dann ihren Arm in den meinigen und so gelangten wir in ihr Kämmerchen, wo sie zum längeren Verweilen mich einlud.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise-Abentheuer.

Als ich zu Ende des vorigen Jahres nach Z*** reiste, um die schwefelhaltige Quelle daselbst kennen zu lernen — man hatte mich mit Vorausbezahlung um ein unpartheiisches Lob derselben ersucht — führte mich mein Weg sowohl, als ein lange genährter Wunsch in die bekannte Irren-Anstalt zu N. Vor Kurzem waren dahin funfzehn bedeutende Politiker — Keiner jedoch über funfzehn Jahr alt — gebracht worden, welche mehr oder weniger als toll erkannt waren, ohne Zweifel (wie leicht zu erweisen wäre) weil ihr noch zarter Geist die Schwangerschaft mit so gewaltigen und erhabenen Gedanken nicht ertragen konnte. Der Vorsteher dieser Anstalt, der sich aber in Zusammenstellung des Verschiedenartigsten zu gefallen scheint, bemerkte dabei: daß ja sehr viele Dinge unter verschiedenen Umständen die entgegengesetzten Wirkungen hätten. „Wenn“ sagte er, „Nässe in Heuschobern und Düngerhaufen Entbrennen verursacht, warum soll nicht ausnehmende Klarheit der Begriffe in Köpfen und Gemüthern Wahnwitz hervor bringen? — wovon mir auch jene Aerzte ausgegangen zu seyn scheinen, welche ihren Kranken als Gegenmittel das verordnen, was die Krankheit verursacht. — Aus letzterem Grunde“ fügte er hinzu, „weigerte sich neulich ein junger Graf, den, ihm von mir verordneten Mercurius zu nehmen und verlangte ganz andere Mittel.“ — Man bemerkt leicht, daß dies Alles, um mich so aus zu drücken, wie die Faust aufs Auge paßt. *) Ueberhaupt ist das ganze Verfahren dieses Mannes keinesweges zu billigen; einen Beweis der daselbst herrschenden Nachlässigkeit kann das folgende Reise-Abentheuer liefern. Als ich in Nr. 5. gehen wollte, worin Einige der neuen Ankömmlinge, die von belehrenden Tollheiten befallen sind, ein kaltes Bad erhalten sollten, traf ich den Aufwärter am Korridor-Fenster lehnend und ruhig im Sonnenschein seine Buttersemmel verzehrend. Kaum war ich eingetreten, als Einer im Hemde auf mich lossprang, mich bei der Kehle faßte und in einen Winkel trieb — die meisten meiner Leser werden von der großen Leibeskraft der Tollen gehört haben, wogegen meine vernünftigen Arme freilich nicht ausreichten. — „Hab' ich Sie endlich, Premierminister!“ schrie er. (Niemand ist das weniger als ich.) „Sie entrinnen mir nicht, Herr von Pralltoffel!“ (ein mir gänzlich unbekannter Name). „Oder meinen Sie mich, den größten der Volksthümlichkeits-Wiederhersteller, unmächtig, Herr? Kurz ist der Rock, doch lang schon sind die Haare! Klafterlang, Herr! — Wissen Sie wohl, daß man den Triefäugigen die Nase durchbohrt und Haar-Seile hinein zieht? *) Etwas Aehnliches könnten unsre Haare dem thränenreichen Deutschland werden, Herr von Pralltoffel!“ — „Ihr Witz, mein Herr!“ sagte ich, und suchte mir eine bequemere Lage zu verschaffen, „ist etwas weit hergeholt. Sie thäten wohl, an den langhaarigen Absalom zu denken, und daß man den Bären die Nasen durchbohrt.“ — „Herrlich, mein Herr! — Bleibt mir vom Leibe, Hallunken! oder ich erwürge die Excellenz! — Anerkennen Sie die Rechte des Menschenbusens und das kräftige That-Alter der Jüngsten! — Diese Hand (er hatte einen wollenen Frottirlappen darin) soll das Steuer des Gemeinwesens fassen! Ja, das soll sie, Herr von Pralltoffel!“ — „Schon gut“ sagte ich, „nur gehören dazu Männer, mein Herr! Sie müßten denn mit Hämon in der Antigone sagen: Man muß nicht die Zeit, sondern die Thaten in Anschlag bringen. — Uebrigens sehen Sie schon aus dieser gelehrten Anführung, daß ich keinesweges bin, für wen Sie mich halten.“ — Jetzt schien er von einem andern Gedankenstrome fortgerissen zu werden, und schrie gewaltig, indem er mir mit geballter Faust den Frottirlappen vor den Magen hielt: „Minister! Geben Sie Preßfreiheit, oder ich presse stärker!“ — „Sehr gern, Geehrter! den Befehl kann ich sogleich ausfertigen. Schaffen Sie nur Papier und Siegellack.“ Hier schleppte er mich an den Tisch; ich fand aber mit Hülfe des Aufwärters Gelegenheit, zu entkommen. — Dieses Abentheuer habe ich deswegen aus meinen medizinischen Fußreisen ausgehoben und besonders mitgetheilt, weil ich darin nur streng wissenschaftliche Untersuchungen anstellen werde.

N.

*) Mehr Aufmerksamkeit dürfte die Vermuthung des Physikus B***, meines Schwagers, verdienen, der in einem Gespräche mit mir die Tollheit dieser jungen Politiker aus der eintretenden Mannbarkeit ableitete, die bekanntlich zuweilen mit ungewöhnlicher Erhöhung der Geisteskräfte, zuweilen mit Schwermuth und Tollheit verbunden ist. Denn wer das Uebel aus einem gewaltsam zurückgehaltenen Geschlechtstriebe ableiten wollte (wie bei Nonnen, Mönchen und Hunden), dem dürfte Manches und besonders der Zeitgeist entgegen stehn.

*) Nämlich wenn die Thränen-Hemmung ganz fehlt.

Anklänge.

53.

Dem Frühlingsgarten gleicht die Liebe,
Worin man gern für ewig bliebe;
Doch Ehe gleicht den Irrgewinden,
Wo schwer den richt'gen Weg wir finden.

54.

Trifft dich des Schicksals Wuth,
So will die Gottheit schauen:
Ob du in Noth auf Muth
Und Unschuld kannst vertrauen. Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Herr Günther, vom Braunschweiger Theater, hat in sieben Gastrollen — „Bucephalo" in den „Dorfsängerinnen", „Gerente" in den „Schatzgräbern", „Hans Mollus" im „Wildfang", „Tapezier Martin" in „Fanchon", „Stuhlbein" in den „Pagenstreichen", „Papageno" in der „Zauberflöte" und „Leporello" im „Don Juan" — vom 7ten bis 25sten April unsere Bühne betreten, gefallen und ist nach der ersten, vorletzten und letzten Rolle hervor gerufen worden. Wenn auf der einen Seite nicht verkannt werden darf, daß dieser Fremde sich recht sehr viele Mühe gab, die übernommenen Aufgaben zu lösen und dies als ein brauchbarer Theatermann that, so weiß man sich auf der andern doch keine Rechenschaft zu geben, warum er den höchsten Grad des Beifalls — die Auszeichnung des Rufens — erhielt, da er weder als Sänger, noch als komischer Schauspieler sehr bedeutend erscheint. Seine Stimme hat keine besondere Tiefe noch Höhe, und in den Mitteltönen keinen Wohlklang; hingegen hat er immer gut memorirt und trägt den Gesang fest und fertig vor. In der Eigenschaft des Schauspielers kann man ihm nur das Verdienst des Strebens und der Nachahmung anderer Schauspieler zugeben, an der sogenannten komischen Kraft und der Erfindung mangelt es ihm sichtbar. Nach Lessings Ansicht würde ein großer Maler, auch wenn er ohne Arme geboren wäre, immer ein großer Maler seyn, das heißt, er würde auch ohne Darstellungsmittel den Götterfunken Genie für die Bildnerei besessen haben; das gilt auch von dem Schauspieler: der Komiker soll geboren werden, um der vollen Wirkung gewiß zu seyn. Hrn. G. ist aber die Komik nicht angeboren; er ringt nur mit allerdings löblichem Fleiße darnach und es wird ihm als Buffon immer in einem gewissen Grade gelingen, jenem Theil der Zuhörer, der keine großen Anforderungen macht, ein Lachen ab zu gewinnen, wenn er sich nach guten Mustern fortbildet und kleinliche Effekt-Behelfe verschmäht. (So stellte er z. B. in den Dorfsängerinnen den Contrebaß, mit welchem er den Probegesang der Rosine und Agathe symbolisch begleitet, durch eine Ofengabel vor. Dergleichen Lazzi gelten jedoch nur auf kleinen Bühnen.) Daß er in der ersten Rolle unsicher, ängstlich, befangen zu seyn schien, ehrt ihn mehr, als es ihn herabsetzt. Ein Fremder, der in Berlin mit voller Freiheit die Bühne betritt, besitzt entweder das Bewußtseyn seines hohen Künstlerwerthes, oder er gleicht der Fliege, welche, die Gefahr nicht kennend, sich ruhig auf die Nase eines Kaisers setzt. — Im Gerente hatte er mehrere gute Einfälle; dahin möchte ich es aber nicht rechnen, daß er als Tapezier Martin, nachdem die Wiederholung des Liedes: „Die Welt ist nichts als ein Orchester" hergebrachter Weise gefordert wurde, eine Parodie sang: „Die Welt ist eine Bier-Bouteille"; die im Ganzen sagte: die vornehmen Menschen sind der Schaum (?), der Mittelstand das Bier (Prosit!) und das Volk die Hefe; am Ende kömmt der Tod und säuft Schaum, Bier und Hefe. Ist das nicht ein wenig zu platt? Daß er in keiner Rolle seinen Vorgänger (Hrn. Gern V., Kaselitz, Iffland, Unzelmann) erreichte, steht wohl fest: und dennoch hervor gerufen? Der Grund hierzu schien theils die Laune der Versammelten, theils der jetzige Zustand unserer Bühne, der es an einem guten Buffon mangelt, zu seyn; wenn man keinen Johannisberger haben kann, trinkt man eine geringere Sorte. Kaselitz ist todt, Wurm, Fischer fort, Hr. Gern V. (eigentlich erster Bassist) hilft in den komischen Opern-Rollen nur ungern aus; Hr. Wauer giebt auch größtentheils ernsthafte Rollen; Hr. Unzelmann zieht sich aus diesem Fache ganz zurück und Hr. Blume spielt in der Regel nur die jugendlichen Buffons: Wer bleibt übrig? Niemand. So gefällt denn jetzt recht sehr, was ehedem nur erträglich gefunden worden wäre; ja wir sind durch Unfälle so weit gekommen, daß wir ein angehendes Talent, wie das des Hrn. G., für immer zu besitzen wünschen müssen. So geht es bei dem Singspiel auch in andern Fächern: wir haben fünf erste Sängerinnen, und keine zweite, und wenig Baß und wenig Tenor. Dennoch geht es, und geht obendrein zuweilen recht gut. Ein unumstößlicher Beweis: daß die Berliner nicht so unmäßig in ihren Forderungen sind, als Mancher sie gern darstellen möchte, und sich gern in das — Unabänderliche finden. — Hr. Günther ist, dem Vernehmen nach, von hier nach Hamburg gegangen, um auch dort Gastrollen zu geben; möge er eben so viel Beifall als bei uns finden, und diesen Beifall als Aufmunterung zum weiteren Fortschreiten und achtbaren Kunststreben hinnehmen. K. St.

Die Ermordung des Hrn. von Kotzebue hat in Deutschland den höchsten Unwillen erregt. Die ungezügelten und unanständigen Sitten der Studenten auf einigen deutschen Universitäten werden Veranlassung geben, sie mit kräftigen Maaßregeln zur Ordnung zu bringen. (Courier.)

Unlängst stockte ein Trauerspiel auf dem Versailler Theater fort und fort, indem kein Schauspieler seine Rolle gehörig auswendig wußte. Als sogar der Souffleur darüber in Verlegenheit gerieth, glaubte das Publikum am besten zu thun, selbst ein zu helfen. Aus allen Ecken des Saals erschollen die Hülfsverse, und aus dem Trauerspiel ward das wirksamste Lustspiel. (Journ. d. Par.) Gewisse, oder — hier recht eigentlich — ungewisse Schauspieler mögen sich in Acht nehmen! — Deutschland ist das Land der Nachahmungen.

Vor einigen Tagen fuhr durch Paris ein Wagen mit Postpferden, in Form eines Schiffes. Er enthielt in der Mitte ein Bett für zwei Personen; auswendig eine Küche, wo man mit Weingeist kochen kann; übrigens war das Innere wie ein Saal ausgebauet, auch mit einer Uhr und einem Barometer geziert. Es war der Reisewagen eines hessischen Generals. (Journ. gén.) Zuletzt erfindet man, als Wohnungen für eine einzelne Familie, solche Behälter. Es könnte in dieser Zeit allerlei Geeignetes haben; z. B. entginge man der Miethz-Abgabe oder man wäre auf das Auswandern immer recht bequem eingerichtet. Dr.

Die Mode der Franzosen sucht immer etwas Außerordentliches. Jetzt giebt es Hüte à la Unabhängigkeit (l'independence) oder à la Bolivar, so wie Kleider „couleur de terre du Champ d'Asile". (Journ. gén.) Anziehende Namen und Anzüglichkeiten fehlen bei den Anzügen am wenigsten.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 5. Mai. 74stes Blatt.

Gedanken einer früh Gestorbenen. *)

Es ist nicht bloß das reine Wohlgefallen am Schönen, was mir unsere Dichter so lieb macht, sie sind mir oft wahre Helfer in der Noth. Da ist so manche Empfindung, für die ich vergeblich Worte suchen würde, ständen nicht in schöner, mannigfaltiger Reihe die Poeten da, und reichten mir den vollen Strauß ihrer Gedanken und Gefühle.

Es giebt eine ewige Freude und einen ewigen Schmerz, sollten beide vereint nicht die ewige Liebe seyn?

Immer auffallender wird mir die Aehnlichkeit zwischen Jean Paul und Beethoven. Beide überlassen sich oft nur zu sehr ihrer ungezügelten Phantasie; Beide wissen auf eine überraschende Art die erregte Erwartung zu täuschen oder irre zu führen; denn fast mit Gewißheit kann man denken, am Ende etwas von dem ganz Verschiedenes zu finden, was zu erwarten uns doch die ganze Anlage zu berechtigen schien. In Beethovens Compositionen finde ich die Gärten von Lilar, und in diesen, möchte ich sagen, spiegeln sich Jean Pauls Werke. Wie tritt man nicht oft aus den freundlichen Umgebungen plötzlich an den schwarzen Eingang des Tartarus; wir glauben noch die zauberischen Töne des Flöten-Adagio's zu hören, aber schon umgiebt uns grause Nacht. So Beethoven. — Und sind nicht sogar Jean Pauls eingestreute Extra-Blättchen Beethovens witzige Scherzi? — So möchte ich den prächtigen Mozart dem Schiller vergleichen. Und athmet nicht in Paer's Compositionen ein Geist südlicher Poesie, der in August Wilhelm Schlegels Poesien mich so anspricht? Es ließe diese Parallele sich noch weiter ausführen. Goethe habe ich nur nicht finden können. Sollte wohl die Musik einen zu einseitigen Charakter haben? oder vielmehr bei einem jeden Compositeur sich nur auf e i n e Weise äußern? Goethe umfaßt die ganze Welt und stellt sie dar, nicht auf seine Weise, sondern je nachdem sie sich gerade seinem Geiste offenbaret; — in unendlich verschiedenen Nüanzen. — Und Novalis? — Für ihn habe ich noch keinen Ton gefunden; vielleicht existirt eine begeisterte, hohe, sanfte Kirchenmusik, die an sein Gemüth mich erinnern könnte. — Friedrich Heinrich Jacobi erscheint mir als der Uebergang oder vielmehr die Verbindung zwischen Philosophie und Poesie. Er kann beides nicht trennen und ist für mich oft zu philosophisch in seiner Darstellung. So wie sein Allwill hat mich jedoch nicht leicht etwas erfreut.

Mich erfreut die untergehende Sonne mehr, als die kommende. In das glühende Abendroth tauchen und in die feurige Fluth sich auflösen, müßte ein schöner Tod seyn.

Die Euphrasia ist ein liebliches Blümchen und heißt nicht umsonst: Augentrost. Wenn ich am Abend in unsere schwarzen Wälder blicke, bis mir's ganz ängstlich zu Muthe wird, und dann das freundliche Blümchen stehen sehe, so ruhen gern meine Augen darauf aus und

*) Fragment aus „Bilder inneren Lebens" — ein neues beachtungswerthes Werk des Verfassers von „Wahl und Führung", welches nächstens (bei H. A. Kochly in Leipzig) im Druck erscheint und gewiß die Aufmerksamkeit gebildeter Leser in hohem Grade sich erwerben wird. D. Herausgeber.

ich fühle, daß es mir vertrauter ist, als jene Wälder. So kehre ich schaudervoll von Dante's Riesengestalten mich ab und trete in den lieblichen Hain, wo Tasso seine kleineren Gedichte, wie vielfarbige Guirlanden, aufgereiht hat.

Wenn die Zeit einer frohen Erwartung mir recht nahe gerückt ist, dann wird mir's bange zu Muthe und ich kann diese Erwartung von Furcht kaum mehr unterscheiden. Tiek sagt: „Die Menschen schauderten vor ihrem Glücke zurück, wenn es ihnen nahe getreten, als ob sie die Hand des Todes gefaßt hätten" — und ich fühle: daß er wahr spricht. Sind wir denn nicht fast immer der Täuschung näher, als der Erfüllung? Was ist unser Glück im Grunde anders?

„Sey getrost! Erasmus hat überwunden; die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewiger zusammen zu setzen." — So schrieb der vielgeliebte Novalis an seinen Bruder, nachdem Erasmus gestorben war, und kurze Zeit vorher seine Sophie ihm entrissen worden. Wie viel Tröstliches liegt in den wenigen Worten! — Wohl den Vorausgegangenen! Sie werden in einen milderen Himmelsstrich verpflanzt; — die Blüthe der Zurückbleibenden muß ja welken, der gewohnten, freundlichen Verbindung beraubt, umher gestreut auf der kalten Erde.

Der Apfelbaum in der Henn-Mühle.

(Fortsetzung.)

Das anhaltend starke Gewitter hielt mich von der Möglichkeit ab, den Rückweg an zu treten, und unter dem furchtbaren Donner entsproß hier die Blüthe des Vertrauens, womit die Fremde mir Folgendes mittheilte:

„Im Jahre 1808 war mein Vater Steuer-Einnehmer im Grenzstädtchen S. in Sachsen. Ohne eigenes Vermögen genügte sein Einkommen, ihn und die Seinen zu ernähren. Die Sparsamkeit und der Fleiß meiner redlichen Mutter trugen zu unserem Wohlstande bei, und an mich, das einzige Kind, wurde Alles gewendet, was elterliche Liebe zu meiner besseren Erziehung dienlich erachtete. Strenge Pflichterfüllung und rastloser Diensteifer meines Vaters in seinem Amte verhinderten ihn, sich genau um mich zu bekümmern; meine Mutter schaltete im Hause nach eigener Einsicht, und ließ mir oft Muße und Freiheit, während sie selbst die beschwerlichsten Arbeiten verrichtete. Geschah es auch, daß mein Vater kopfschüttelnd bemerkbar machte: wie sie, statt über ihre Kräfte sich an zu strengen, die häuslichen Verrichtungen lieber mir übertragen solle, so war meine gütige Mutter stets meine Fürsprecherin und antwortete schmeichelnd dem Vater: Therese ist heute ausgebeten; man ist nur ein Mal jung! Als Hausfrau ist sie einst gebunden, und lernen wird sie das Alles noch! — Unterdeß lernte ich Musik, Französisch, Zeichnen, Sticken, und war eine gelehrige Schülerin. Mit jugendlichem leichten Sinn genoß ich alle Vergnügungen meines Alters, und gefiel mir besonders in der Gesellschaft junger fröhlicher Mädchen, denen es, seit den Neuerungen unserer Zeit, vergönnt ist, mit Ausschluß ihrer Mütter und anderer verständigen Frauen, eigene Zirkel zu bilden. Oft ruhete dann das Auge meiner guten Mutter mit Wohlgefallen auf mir und meinem vortheilhaften Anzuge, und mit der einzigen Ermahnung: mich nicht zu erhitzen, sah die Theure der geliebten Tochter lange nach. Ob in diesem Allen Mißgriffe liegen, welche späterhin auf meine Entschließungen wirkten, wage ich nicht zu entscheiden, und würde undankbar seyn gegen theure Eltern, die allein mein Wohl, meine Lust, mein Glück wollten, und das Wesentliche hierzu durch eigenes gutes Beispiel zu begründen hofften. — Ich wurde so sechzehn Jahr alt und besonders von den jungen Männern überall vortheilhaft ausgezeichnet, ohne jedoch zu Einem unter ihnen Zuneigung zu haben. Da warb unvermuthet der Justizrath L. bei meinem Vater um meine Hand. L., ein rechtschaffener edler junger Mann und geschickter Rechtsgelehrter, bekleidete ein ehrenvolles, einträgliches Amt, und berechtigte meinen Vater zu der Erwartung: mich versorgt und glücklich zu sehen. Anders meinte ich; den Vorzügen des wahrhaft edelsten Menschen waren Mängel beigemischt, denen ich leider die lächerliche Seite abgewann und somit mein ganzes Lebensglück verscherzte. Ein linkisches Benehmen in allen Formen der gebildeten sogenannten Welt, eine auffallende Nachlässigkeit im Anzuge und eine unwandelbare Gleichgültigkeit bei den tausend kleinen und kleinlichen Ereignissen, woraus mindestens die Beschäftigung, wo nicht die Existenz des frivoleren Wesens zusammengesetzt sind, ließen mich in ihm ein trockenes Aktenstück sehen und in meiner Zukunft eine langweilige Verhandlung fürchten. Vergebens nannte mein Vater ihn den kostbaren Edelstein, dem es nur an äußerer Politur fehle; vergebens verwies er mich auf die innige Liebe des Justizraths zu mir, mit denen ich Mängeln abhelfen könne, die allein aus einer zu einseitigen, gelehrten Erziehung des jungen Mannes entstanden waren — meine Weigerung entfernte den Bewerber und erzeugte den ersten Zwiespalt im Hause, die erste Entfremdung zwischen Eltern und Kind. — Die Drangsale des Krieges hatten schon viele Gegenden verwüstet und viele Menschen gebeugt, als endlich die stete Ausbreitung des Uebels auch uns erreichte und französische Truppen in unsere Stadt einrückten. Die Unkunde der Sprache erschwerte meinem Vater alle Verhandlungen und Berechnungen, in welche er bald, durch sein Amt mit den Feinden gerieth, und ich mußte dann gewöhnlich die Dollmetscherin seyn. Die Lobsprüche, die mir dabei zu Theil wurden, schmeichelten

meiner Eitelkeit zu sehr, als daß ich diesen nichtigen Vorzug nicht geltend machen sollte in allen Gesellschaften, die jetzt noch, unter mannigfachem Vorwand, ihren Fortgang hatten. In dem Verhalten unseres Pastors, dessen Töchter gründlich und schön französisch sprachen, und es während der ganzen verhängnißvollen Zeit strenge verläugnen mußten, sahen wir damals nur Eigensinn und Uebertreibung. Wollte Gott, ich hätte gethan wie diese! — Ein französischer Offizier, Capitain Valsain, bezeugte mir bald alle Aufmerksamkeiten, welche Zuneigung verrathen und oft erwecken. — Die erste Regung inniger Gefühle beschlich mein Herz und es entstand zwischen uns ein Verhältniß, das sich endlich in gegenseitiger heftiger Liebe aussprach. Mein Vater, von verdrießlichen Geschäften überhäuft, gewahrte nicht das Verderben der Tochter; meine Mutter sah in den Huldigungen des Capitains nichts als das Anerkennen meines Werthes, und war weit entfernt, unsre Leidenschaft zu ahnen. Diese wuchs indeß mit jedem Tage und hatte mein ganzes Denken in ein Labyrinth von Irrthümern und Blendwerken hinüber gezogen. — Endlich sprach man von dem nahen Abzuge der feindlichen Truppen, deren Bestimmung sie nun nach Spanien rief. Der heftigste Schreck erfaßte mich bei dieser Nachricht, und Valsain sah ich in Verzweiflung; nicht in solcher, die in Verwünschungen und Raserei ausbricht, nein: es war jener tiefe unsägliche Schmerz, der im Inneren wüthet, an das Innerste geht und durch die stille Duldung seines Grames den liebenden Mitgefährten zu jeder That, welche Linderung verschaffen soll, fähig macht. Oft schon hatte mich Valsain um eine gesetzmäßige Verbindung gebeten; ohne mir von den Gründen dawider genaue Rechenschaft geben zu w o l l e n, setzte mir doch eine innere Stimme riesenhafte Schwierigkeiten entgegen. Valsain bestürmte mich mit Bitten und Vorstellungen, die kurze Frist benutzen zu dürfen, ehe des Kaisers Armee-Befehl: ohne ein nachgewiesenes bedeutendes Einkommen nicht heirathen zu dürfen, bekannt würde. Die schmeichelnde Aussicht, uns einander an zu gehören, sollte Valsain den Muth geben: mich während der Campagne bei meinen Eltern zu lassen, von wo er, mit Lorbeern bedeckt, mich abholen und zu seinen Eltern, welche in Nismes ansäßig wären, bringen wollte. Er hielt nun förmlich bei meinen Eltern um mich an. Doch wer beschreibt das Entsetzen meines entrüsteten Vaters? Durch den Drang der Umstände und der Uebermacht hatte dieser bisher den heftigsten Abscheu gegen die damaligen Bedrücker und Bedrückungen nur mühsam verhalten; der eifrige Staatsdiener zählte die Stunden bis zur allgemeinen Befreiung, und rang bis dahin mit unendlichen Beschwerden. Valsains Antrag vermochte er kaum bis zum Ende zu vernehmen, sprach in rückhaltlosem Zorn das Weh über mich, die ich das Maaß seiner Leiden füllte, und ließ uns fast besinnungslos in der Nähe meiner Mutter zurück. Gegen Abend ließ er mir andeuten: mich reisefertig zu halten, um den folgenden Tag unter Aufsicht zu meiner Tante gebracht zu werden, und befahl meiner Mutter: mich bis dahin nicht aus dem Hause gehen zu lassen. Diese Härte, diese Strenge verletzte mich tief und reizte mich an, Mittel zu suchen und zu finden: Valsain Nachricht von meinem Schicksal zu geben. — Mitten in der Nacht wurden wir durch starkes Pochen an der Hausthür geweckt. Es war ein Offizier und vier Mann; sie überreichten meinem Vater den schriftlichen Befehl des kommandirenden Generals: dem Ueberbringer 3000 Thaler aus der Steuerkasse verabfolgen zu lassen, in dessen Ermangelung meinem Vater aufgegeben wurde, sich selbst als Bürgschaft zu stellen und sich auf der Stelle zum Stab abführen zu lassen. Es geschah das Letztere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur-Hieroglyphe.

Wo ist die Hand, wo ist der Stift,
Der mir die heil'ge Flammenschrift,
Wie in den Tiefen sie entbrennt,
Vertraut veredltem Pergament?

Wo ist das Wort, wo ist der Laut,
Der, was in stillen Thränen thaut,
Der, was in Herzens Grund sich regt,
Hin zum verwandten Herzen trägt?

Wohl schrieb es eine größ're Hand
In's Abendroth an Himmels Rand,
Auf Blumen hin am lichten Quell; —
Da spricht es laut, da strahlt es hell!

Wohl trägt ein süß vernehmlich Wort
Es über Thal und Höhen fort;
Den Westen zieh' ich lauschend nach,
Und durch die Nacht bricht lichter Tag.

Und was ich innen tief gefühlt,
Im gold'nen Strahl es um mich spielt;
Und was ich ahnend kaum gedacht,
Spricht aus der Saat der Sternennacht.

Und was das liebende Gemüth
Nach seiner Heimath droben zieht,
Das ruft zurück aus blauer Höh',
Daß ich nun erst mich ganz versteh'.

Der Erde Teppich, grün und bunt,
Thut mein geheimstes Sehnen kund,
Und wenn der lichte Himmel spricht,
Tritt der Gedank' auch froh an's Licht.

Drum will ich mich so recht verstehn,
Muß ich auf Quell und Blumen sehn,
Muß mit den Lüften ziehen fern,
Befragen Abendroth und Stern.

Da ist die Hand, da ist der Stift,
Der mir die heil'ge Flammenschrift,
Wie drinnen sie im Herzen strahlt,
In Duft und Laut und Farben malt.

Dresden. Karl Förster.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Pesth. Meine öftere Hierherreise will ich benutzen, Ihnen über die Hauptörter Ungarns Einiges mit zu theilen. Beide Städte, Ofen und Pesth, nur durch die Donau, die hier in ihrer ganzen Breite fließt, getrennt, liegen sich gegenüber und sind durch eine Schiffbrücke, die 48 Schiffe zählt, verbunden. Ofen ist ziemlich dorfähnlich (die Festung ausgenommen, wo die Kasernen, die Hofburg und mehrere Paläste sich befinden), aber von außerordentlicher Ausdehnung. Pesth, das erst seit einem Viertel-Jahrhundert in Aufnahme gekommen, zeichnet sich durch viele prächtige Gebäude aus. Plätze, wie der neue Marktplatz, wird Deutschland wenige auf zu weisen haben. Das neue Theater präsentirt sich von außen wahrhaft königlich, doch hat es den — kleinen Fehler: daß man des großen Umfanges wegen (Einige schreiben es einer mangelhaften Bauart zu) die Schauspieler selten versteht. Das Gebäude ist unvollendet und gleicht daher einem halb verfallenen Denkmale aus der Heroen-Welt. — Die Leitung des Bühnenwesens hat Graf Brunswick übernommen; aber er scheint dem Werke nicht gewachsen. Das Schauspiel ist nicht vorzüglich; Mad. Jandel, die Krone desselben, starb während meiner Anwesenheit. Demoisl. Pfeiffer und Hr. Babnigg, die vornehmsten Glieder der Opern-Gesellschaft, werden bald diese Bühne verlassen. Was dann bleibt —! — Für die Literatur leben und wirken hier einige würdige Gelehrte, die Professoren Schedius, Halitzki u. s. w. Doch hat im Ganzen diese Hauptstadt und überhaupt Ungarn wenige literarische Köpfe auf zu weisen, obgleich die Geister kein so starker Zwang einschränkt, wie in den übrigen Provinzen, und die Musenkinder träumen und predigen, was sie wollen, ohne daß sich Jemand viel darum kümmert. Ein Beweis hiervon ist die Erscheinung eines neuen Blattes: „Pannonia“ genannt. Der Herausgeber, ein Graf Festetits, der in seinen fliegenden Theater-Kritiken sich der Lesewelt nicht sonderlich empfahl, hat sich hinter den fremden Namen Carl Alberti gesteckt. In dieser neuen Zeitschrift soll das Interessanteste und Wissenswertheste des Landes berührt werden, wie es schon der Name des Journals ausspricht, der es zu einer vaterländischen Zeitschrift stempelt, und nothwendig eine Verbindung mit den gelehrtesten und gründlichsten Männern Ungarns voraus setzt; allein so viel mir bekannt geworden, hat er nicht einen einzigen Mitarbeiter dieser Art. Was ist also zu hoffen? — daß die Pränumeranten schelten und die Ausländer, wie gewöhnlich, lachen werden. — Nächst dieser erscheint hier noch eine periodische Kleinigkeit, belletristischen Inhalts und in der National-Sprache, als eine Zugabe zur Ofner politischen Zeitung, redigirt von Keßler, „gemeinnützige Blätter“ genannt, die, außer kleinen Gedichten von demselben, meistens gute Auszüge aus andern Journalen enthalten. — Die Umgebungen der beiden Städte sind herrlich, als z. B. der Au-Winkel, die Margarethen-Insel u. s. w. und die Aussicht vom Blocksberge, wo die beiden Städte in ihrer ganzen Ausdehnung, sammt dem Ofner Gebirge und den daran grenzenden Ebenen sichtbar sind, beschreibt keine Feder würdig. Auf diesem Berge ist auch seit 1814 eine Sternwarte erbaut worden, die bis zur Verschwendung reich an den nothwendigen Hülfsmitteln ist und eine namhafte Summe gekostet hat; doch die gänzliche Abgeschiedenheit dieses Gebäudes von aller Welt ist für den Astronomen eine mißliche Sache. — Ein Musik-Verein hat sich gebildet; allein er ist erst im Erblühen und nur nach den Früchten läßt sich eine Sache beurtheilen. — Was die Kultur betrifft, so hat auch dieses Land die Anregungen des Zeitgeistes gefühlt und ist seit drei Jahrzehnten beträchtlich vorgeschritten. Die Rohheit und Unthätigkeit, die man diesem Lande vorgeworfen, ist kaum mehr halb wahr und trifft fast bloß die Bauern im tiefen Ungarn, die, wo möglich, noch hinter den Russen stehen. In Ober-Ungarn blühen Handel und Landwirthschaft; die Anlagen auf den Gütern des Herrn von Majthe und anderer betriebsamen Edelleute sind die redendsten Belege der fortschreitenden Kultur. Wenn Ungarns alte Constitution, wodurch es sich von allen übrigen Erblandern des Kaiserstaates isolirt, in etwas abgeändert und der neueren Zeit angepaßt würde, so könnte dieses fruchtbare Land bald jedem andern gleich stehn. L — r.

Bei Erwähnung des Nachdrucks von „Trommsdorffs Handbuch der Pharmacie“ (der Druckdieb ist Aloys Doll in Wien) sagt der Verleger, Hr. Keyser in Erfurt (Erholungen Nr. 45), indem er den Preis der Original-Ausgabe bis zu dem des fehlerhaften Nachdrucks herab setzt, unter Andern auch Folgendes: „Da wir wohl früher noch von der Zerstörung der afrikanischen Barbaresken, als davon hören möchten: daß der Kaperei des Nachdrucker-Gesindels ein Ende gemacht sey, so bleibt dem Autor und Verleger auch nichts übrig, als sich vor den Augen der ganzen deutschen Nation schutzlos plündern zu lassen.“ — Zu wem muß man wohl so nachdrücklich reden?!

In Peru lebt der patriotische Geist in voller Kraft. Die Royalisten sind in ihren Verschanzungen eng eingeschlossen und wagen sich nicht heraus. Sillo überschwemmt die Gegenden zwischen Potosi und Chuquizaca, und verhindert die Zufuhr von Lebensmitteln; Terada, mit seiner Macht, beherrscht das Land um Cinti, der Befehlshaber Mendez besetzt St. Lorenz und der Sergeant-Major Rojas besetzt Tarija. (Amerika, dargestellt d. s. selbst.)

In eingeschränkten Monarchieen sind die Minister von dem Monarchen geschieden; jene sind verantwortliche Staatsdiener, und dieser kann, vermöge der Verfassung, nur als Gutes thuend angesehen werden (?). In uneingeschränkten Monarchieen hingegen sind der Monarch und seine Minister Eines und diese lassen sich nie von jenem trennen; sie sind seine Diener, führen bloß seine Befehle aus, sind nicht verantwortlich und wenn man sie tadelt, macht man auch dem Regenten Vorwürfe. Der Regent ist unbedingter, uneingeschränkter Oberherr des Staates, und Alles, was seine Minister thun, muß als auf sein Geheiß geschehen und als sein Werk betrachtet werden. Es ist also in einer uneingeschränkten Monarchie weit schwerer für den Monarchen zu regieren. (Europäischer Aufseher 30stes Stück 1819.)

Eine Dame bestellte sich, da ihr Mann gestorben war, bei einer Modehändlerin den Trauerputz, und fügte hinzu: „Machen Sie ihn, wie für sich selbst, ich verlasse mich darin ganz auf Ihren Geschmack.“ — Ein Mann, dessen Frau gestorben war, fand die Trauer-Kosten sehr hoch; aber mitten im Dingen unterbrach er sich mit den Worten: Doch mir fällt ein, daß die Selige gern das Doppelte bezahlen würde, wenn ich unter der Erde läge; ich will ihr an Großmuth nicht nachstehen, hier ist der zwiefache Betrag! (Journ. gén.)

Die königliche Yacht, welche im Jahre 1688 den König Wilhelm III. von Holland nach England überfuhr, dient jetzt in Newcastle zum — Kohlenhandel und führt den Namen „Betzy-Caines. (Journ. d. Comm.) Sic transit gloria mundi!

In dem Gouvernement Pau sind die Felder eines Eigenthümers im verflossenen Jahr fünf Mal vom Hagelschlag getroffen worden. Das erste Gewitter in diesem Jahr war sogleich wieder davon begleitet und traf ebenfalls sein Gut. (Journ. d. Par.)

Die Bildsäule des Milo von Crotona, der vom Löwen verschlungen wird, ist jetzt aus dem Park von Versailles weggenommen und nach dem Pariser Museum gebracht, um die „Verluste desselben“ zu ersetzen, die „alle Franzosen zu beweinen“ haben. (Journ. d. Comm.) Der ersetzt nicht viel!

Zu Rouen haben sich kürzlich zwei Brüder duellirt. Der Eine wollte den Kampf abbrechen; aber der Andere setzte ihn mit Gewalt fort und ward dafür das Opfer desselben. (Journ. d. Comm.)

Die Berliner Studirenden sollen einen Verein gebildet haben, welcher das Duell ab zu schaffen sich bemühet. (Journ. d. Comm.) Da würden die Berliner Studirenden um etwas sehr Vernünftiges sich bemühen!

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 7. Mai. 75stes Blatt.

Mord aus Eifer für die Tugend.

Die Ermordung Kotzebue's durch den Studenten Sand erinnert an den Inhalt einer geschichtlichen Anekdote, die in dem 7ten Bande des von L. Schubart herausgegebenen Werkes: „Englische Blätter" (Erlangen, 1797) Seite 43. u. s. w. zu finden ist, und im Wesentlichen also lautet: „Im siebenzehnten Jahrhundert, als Sicilien dem spanischen Throne angehörte, und ein Statthalter oder Unterkönig die Insulaner von Messina aus regierte, erhob in dieser Hauptstadt das Laster herrschend sein Haupt. Die Verworfenheit der Großen und die Bestechlichkeit ehrloser Beamten wetteiferte mit der Sittenlosigkeit der Bürger, und die weite Entfernung des Königs, so wie seines Stellvertreters Sorglosigkeit und Mangel an Kraft, verlieh den abscheulichsten Verbrechen Straflosigkeit und Sicherheit. — In jenen Tagen lebte zu Messina ein Schuhflicker, ein armer, aber ehrlicher und für seinen Bildungsgrad kluger Mann, der sein Vaterland und das Recht mit Wärme liebte und den deshalb die Vergehen und Verbrechen seiner Nachbarn tief und schmerzlich verwundeten. Er sah die prahlende Verderbtheit, die ärgerliche Schwelgerei und Verschwendung der Vornehmen und Reichen, ihren Verrath an dem Vaterlande, der Wahrheit und Gerechtigkeit, ihre Ränke und Käuflichkeit, den offenen Betrug, die unverhehlte Mißhandlung der dürftigen Unschuld, den ungescheuten Raub und die schrecklichste Willkühr, die seine Heimath grausam drückten; er sah sie, erst fromm erseufzend und dann vor Wuth knirschend. So entstand in ihm der wilde Wahn: er sey fähig und berufen: als Vehmrichter und Geißel der Bösewichter, als Rächer der Unschuld in seinem Vaterlande auf zu treten. Mit diesem entsetzlichen Gedanken ward er stündlich vertrauter und bei der steigenden Ueberspannung und Verstandes-Finsterniß faßte er endlich den schauderhaften Vorsatz, dieses Amt wirklich ganz allein und ohne fremde Hülfe zu verwalten. — Bekannt mit der Oertlichkeit der Stadt und den Verhältnissen ihrer Bewohner, versah er sich im Stillen mit Gewehr und Schießbedarf, wählte seine Schlupfwinkel und ging nun Abends und Nachts, die kurze Büchse unter dem Mantel verborgen, auf die Menschenjagd aus. — Wohl versteckt lauerte er den Leuten auf, welche die Volksstimme als unverbesserliche Sünder gebrandmarkt, die er zum Tode verurtheilt hatte, und beförderte sie unerwartet durch einen Schuß in das Reich der Schatten. — Es waren nach seiner Ansicht der Todeswürdigen so viele in Messina, daß er in wenigen Wochen eine Menge derselben hinrichtete. Fast jede Morgensonne beschien die frische blutige Spur eines, in dem Dunkel der entwichenen Nacht vollstreckten Todesurtheils. Hier lag entseelt ein Wucherer, dem die öffentliche Meinung den Untergang vieler betrogenen Familien zur Last legte; dort ein Richter, der für bestechlich, ein Beamter, der für räuberisch und grausam galt; da ein schwelgerischer Wollüstling, hier ein Verführer der Unschuld und dort ein Advokat, der angeblich für Geld das schreiende Unrecht des Reichen rechtfertigte. — Da die Gemordeten stets unberührt, mit

Gold und Kostbarkeiten geschmückt, mit Geldsummen in den Taschen gefunden wurden, so sah man bald ein, daß sie kein Räuber getödtet, und aus der Wahl der Personen und ihrer stets wachsenden Anzahl erkannte man eben so leicht, daß nicht einzelne Privatrache sie geopfert habe. In dem Volke entstand der Glaube: Gott selber halte in den Schauern der Mitternächte sein dunkles Strafgericht in Messina. — Es mangelt der Sprache an Worten zur Schilderung des Entsetzens, das die Einwohner von Messina bei jeder neuen Kunde von dem Walten des Todesengels ergriff. Niemand wagte sich zur Nachtzeit mehr auf die Straße. Klagen über Klagen erschollen bei dem Statthalter; der gab die gemessensten Befehle zur Entdeckung und Verhaftung der Mörder, und jeder Beamte, jeder Kriegsknecht beeiferte sich in der Vollziehung dieser Befehle; aber — sey es nun, daß das Polizei-Wesen eben so mangelhaft als die ganze Regierungsart war, oder daß der Thäter sich in einem hohen Grade vorsichtig und schlau benahm, genug — jede Bemühung war fruchtlos, und schon betrug die Zahl der Ermordeten nicht weniger als funfzig. — Nun endlich faßte der Statthalter den Beschluß, dem Meuchelmorden auf eine andere Weise ein Ende zu machen. In einer öffentlichen Bekanntmachung versprach er demjenigen, der den oder die Urheber der zahlreichen Unthaten ausmitteln werde, eine Belohnung von 2000 Kronen; dieselbe Summe und vollkommene Verzeihung gelobte er dem Mörder selbst, wenn er sich stellen wolle — ein Beispiel, das wohl nur vor zwei Jahrhunderten von einem schwachen Regenten unter solchen Umständen gegeben werden konnte; auch scheint der hier folgende Zug die Unkraft des Unterkönigs zu beweisen. Dieser Statthalter bauete nämlich so wenig auf den Glauben des Volks an seine Redlichkeit, daß er sich, um diesmal seine ernstliche und aufrichtige Meinung zu beweisen, nach der Hauptkirche begab, vor allem Volk einen Eid ablegte und das heilige Abendmahl darauf nahm: daß er sein Versprechen treu und pünktlich erfüllen wolle. Wenigstens scheint sein Bewußtseyn ihm nicht das beste Zeugniß gegeben zu haben. — Sehr merkwürdig und charakteristisch für jene Zeit, den Fürsten und den Thäter ist der Ausgang der Begebenheit: Der in der Kirche als Zuhörer und Augenzeuge anwesende Schuhflicker, welcher jetzt wahrscheinlich seinem schwärmerischen Tugendeifer genug gethan zu haben glaubte und hier die Rettung seines verwirkten Lebens vor sich sah, beschloß nun kurz und gut, sich zu stellen und begab sich aus der Kirche nach dem Palast des Statthalters, wo er Gehör forderte. — Vorgelassen erinnerte er den Vicekönig an dessen beeidigte Verheißung, und nach erhaltener Zusicherung der treuen Erfüllung gestand er alle seine Mordthaten, zeigte bei jeder einzelnen die Ursache, Art und Weise, Zeit und Ort an und schloß mit dem Zusatze: „Euch selbst, Herr Vicekönig, würde ich nicht verschont haben, wäret Ihr nicht unsere höchste Obrigkeit im Lande. Euch wird, nach meinem Glauben, Gott selbst dereinst zur Rechenschaft ziehen!“ — Der Statthalter, geschreckt durch diese kecke Aeußerung eines solchen Schwärmers, dankte ihm“ — wie mein Gewährsmann versichert — „für die gute Gesinnung gegen ihn, und ließ ihm nicht allein die 2000 Kronen versprochenermaßen alsbald einhändigen, sondern bewilligte ihm auch, auf sein Verlangen, ein Schiff, mit welchem er sammt seiner Familie nach einem genuesischen Hafen abfuhr, wo er — entfernt aus dem Bereich Seiner katholischen Majestät, so wie des Statthalters und dessen Beamten — die ihm nöthige Sicherheit suchte und erreichte. Der Mörder von funfzig Menschen blieb folglich unbestraft.“ — Wie der verblendete Jüngling Sand, fand auch der berüchtigte Schuhflicker von Messina die Quelle seines Thuns in Schwärmerei für Vaterland und Tugend; wie er sah auch jener Verirrte in sich — in dem Einzelwesen, mit beschränkter Einsicht, aber glühender Einbildungskraft ausgestattet — das auserwählte Rüstzeug der ewigen Gerechtigkeit, den Boten des finsteren Weltgerichtes. — Ein Beweis, daß zu allen Zeiten, in allen Räumen, Ständen und Altern eine aufgereizte Phantasie auch den reinsten Willen überwindet und ein an sich edles Gemüth in den Abgrund zu stürzen vermag, wenn nicht Verstand, Geistesstärke und Grundsätze (die Schutzengel und Leitsterne zu Glück und Ruhe) den Schwachen schirmen und sicher führen. Auch das frömmste Herz ist in schwachen Stunden fähig, bei dem scheuslichsten Meuchelmorde so stolz und hoch zu schlagen, wie bei einer gottgefälligen Pflichtthat, wenn die Gluth der Phantasie gaukelnd ihre Schimmer über die Gegenstände breitet. Aber — das Gesetz ehren und befolgen, heißt für Vaterland und Tugend eifern, und wer Feinde bekämpfen will, der fange ja in sich selbst, bei seinen Irrthümern und Leidenschaften, an! K. Stein.

Der Apfelbaum in der Henn-Mühle.

(Fortsetzung.)

Ich sah meinen alten, würdigen Vater in stürmischer Nacht aus seinem Hause führen; ich stürzte weinend auf ihn zu — doch er wies mich zurück und folgte schweigend dem Offizier. An meine Abreise wurde nicht mehr gedacht; meine Mutter vermochte in ihrem Kummer nicht, sich von mir zu trennen, und so verging ein schmerzenvoller Tag. — Spät am Abend schlich Valsing sich in unseren Garten und gab mir davon Kunde. Meine Mutter hatte der Schlummer überwältigt; ich eilte hinunter und suchte Trost und Hoffnung bei dem Geliebten. So bange um Trost war mir noch nie gewesen; so ruhelos, so ohne alle Fassung hatte ich noch nie

mich gefühlt. Ich sah meinen Vater in Gefahr, meine Mutter in Jammer, meinen Geliebten auf ewig von mir scheiden und unterlag den schmerzlichen Vorstellungen. Valsain wußte sie zu seinem Vortheil zu benutzen; er versicherte mich, mein Vater sey frei und käme mit Tagesanbruch zurück; demnach setzte er mein augenblickliches Entfernen vom Hause und sein und mein lebenslängliches Unglück voraus; er beschwor mich, Entschlossenheit zu zeigen, mich ohne Verzug mit ihm zu einem seiner Freunde zu begeben, den Acte civil über unsere Verbindung vollziehen zu lassen und mit seinem bereit stehenden Wagen einige Meilen voraus zu fahren. Er schloß mit der Nachricht: daß sämmtliche Truppen in 24 Stunden zu ihrer Bestimmung fort müßten, und überließ es meiner Entscheidung: ob ich ihm in möglichster Nähe folgen, oder, mit dem Nöthigen versehen, mich zu seinen Eltern begeben wollte? — Er hätte noch länger sprechen, er hätte mich zu größeren Unthaten noch überreden können; ich war betäubt, erschöpft, ohne Denkkraft und Besinnung. Am deutlichsten fühlte ich die Härte meines Vaters und die Trennung von dem Geliebten. Valsain hoffte zuversichtlich auf die Versöhnung meiner guten Mutter und selbst meines Vaters; versprach, mich als glückliche Gattin nach Jahresfrist in ihre Arme zu führen, und ich — weihte mich der ewigen Reue.

Die Civil-Akte war vollzogen und Valsain führte mich dem Wagen zu, mit der Versicherung: in 24 Stunden bei mir zu seyn. Da erbebte mein Herz und ich sehnte mich nach dem Segen meiner Mutter. Doch wie vermochte ich ihren Schmerz zu ertragen? wie konnte ich die wenigen Stunden wohlthätigen Schlummers ihr rauben? Ach! mein Herz sagte mir wohl, es wären die letzten, die meine Mutter erquicken würden! Wie sollte ich sie endlich zur Mitwissenden meiner Schuld machen? mein Vater hätte es ihr nie vergeben. Valsain selbst bekämpfte die kindliche Regung und versprach, beim Abmarsch meine Eltern von Allem schriftlich zu unterrichten und sie um ihre Verzeihung und um ihren Segen zu bitten. Ob dies geschehen und wie es späterhin meinen Eltern erging? habe ich erst nach neunjährigen unsäglichen Leiden erfahren, worin Zweifel und Angst um die Theuren mich unablässig folterten. — Den bangen Stunden, welche ich bis zur Ankunft meines Gatten verweinte, hätte ich bei ernsteren Ansichten des Lebens, wie sie mich später erfaßten, unterliegen müssen; denn die Kraft und die Energie der Seele, welche sich in Leiden entwickeln, geben uns oft erst den Muth, das Grausenvolle unserer Lage scharf ins Auge zu fassen, während ein schwaches frivoles Gemüth mit kurzsichtigem Blick darüber hinweg gleitet. — Ich war sechs Meilen von meiner Vaterstadt entfernt, und mit der französischen Soldatenfrau, die mir zur Begleiterin diente, in dem Gasthofe der kleinen Stadt R. abgestiegen. Zur bestimmten Zeit kam mein Mann mit dem Regiment dort an und für mich begann nun ein neues Leben. Der Besitz des Geliebten, das bunte Gewühl der Truppen, die rauschende Feldmusik, die steten Abwechslungen, die sorgenlose Bequemlichkeit der ersten Tage gaben mir frohen Muth und heiteren Sinn. Es wurden kurze Märsche gemacht und oft Ruhetage gehalten, wo wir dann bei — Deutschen einquartirt wurden. Das war die erste peinliche Empfindung, die sich mir aufdrang und die ich nie habe verscheuchen können. Ich sah, wie scheel und verächtlich alle weiblichen Blicke auf mir ruhten, wie jede Hausfrau es sorgsam vermied, mit mir in Berührung zu kommen, wie lästig ich dem vaterländischen Boden war! — Der Koloß eines ganzen Armee-Corps wälzte sich nun durch Städte, Dörfer und Felder. An der Grenze meines Vaterlandes hatte ich den empörenden Anblick der verworfenen Geschöpfe, die ohne gesetzliche Bande sich ihren Verführern angeschlossen hatten, und nun zurück gewiesen, verhöhnt, verspottet, gemißhandelt wurden. Viele unter ihnen waren krank, von Mitteln zur Fristung ihres Lebens entblößt, und Alle wurden jetzt ihrem Schicksal, ihrem Elend überlassen. Das Winseln dieser Unglücklichen, während die Soldaten Possen trieben und sich neue Beute erlasen, ergriff mich unbeschreiblich. — Wir waren bis Düsseldorf gekommen, als ich den Anstrengungen der Reise unterlag und mich ein Nervenfieber überfiel. Mein Mann war genöthigt, mich dort zurück zu lassen, übertrug einem Arzt meine Verpflegung, und gab mir 800 Franken, die seine ganze Baarschaft waren. Mit dieser Summe, meinte er, könne ich meine Genesung abwarten und die Ueberbringerin eines Briefes von ihm an seine Eltern seyn, wo ich seine Rückkehr erwarten und bis dahin hinlängliche Summen von ihm erhalten sollte. Der kostspielige zweimonatliche Aufenthalt, den meine Krankheit veranlaßte, ließ mich fürchten, in Verlegenheit zu gerathen; ich verkaufte daher Wagen und Pferde und verabschiedete den Kutscher, der mich bei seiner Dienstentlassung noch ansehnlich bestahl. Kaum genesen, setzte ich sammt meiner treuen Begleiterin meinen Weg auf dem Postwagen fort. Bei aller Sparsamkeit, die ich anwendete, bei dem Versagen jeder Erquickung, hatte ich dennoch nur 50 Franken, als ich in Lyon ankam. Ich ruhete dort zwei Tage und entschloß mich, die letzten 30 Meilen bis Nismes, wo Valsains Eltern wohnten, zu Fuß zurück zu legen; meine Gefährtin verließ mich vier Lieus von Nismes, wo ihre Heimath war.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Lida (nebst einer Rose).

Unter den Blumen thront, wie Du unter Mädchen, die Rose:
An einer Königin Brust darf eine Königin ruh'n. L. Bunz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Mitau. Der Roman: „Wahl und Führung, oder Religion und Fanatismus“ (Leipzig, bei Kochly) ist in den russischen Reichen verboten; wahrscheinlich um des Streites willen, der über die verschiedenen Religions-Ansichten in dem Werke geführt ist, und der vielleicht (weil neben interessanten Begebenheiten sich Alles leichter in das Gedächtniß einprägt) für gefährlicher gehalten wird, als etwa eine polemische Schrift, die einzig sich mit religiösen Sätzen beschäftigt. Seit Hr. v. Stourdza in seinen bekannten früheren Aufstellungen die griechische Kirche als die allein rechtgläubige, und die Symbolik derselben als viel begründeter wie jede andere hat schildern wollen, scheint in Rußland ein Drängen nach Einheit deutlich zu werden, das endlich wohl nur die Zerspaltung vielfacher machen kann. Wer die Symbolik der verschiedenen Sekten (Religionen kann man nicht sagen, denn es giebt nur eine Religion, die in dem besteht, was Allen unerklärbar und also nur mit dem Gefühl ein wenig zu ahnen ist) kennt, weiß: daß sie nur um der Menschen willen und mehr gegen, als für die Gottheit vorhanden ist. So lange die Religions-Gebräuche selbst nur das Sinnliche begünstigen, so lange ist an ein wahres Aufstreben zu Gott nicht zu denken, und das Festhalten solcher Gebräuche, die der kräftiger gewordenen Vernunft widersprechen, ist nur ein schmählicher Götzendienst: indem damit solchen Menschen, welche einst — die Bildungsstufe ihres Volkes berücksichtigend — den Geist noch in kindischen Schranken halten zu müssen glaubten, eine Verehrung erzeigt wird, die sie sich verbitten würden zu einer Zeit, wo vor reinerem Lichte das Auge nicht mehr erblindet, und die verbrauchten Leitbänder abfallen dürfen. Wer verlangt: daß etwas durch die Vernunft zu widerlegendes geglaubt werden soll, stört und stürzt den ganzen Glauben, und es ist ausgemacht: daß man auch hier wieder auf Nachtwegen — indem man eine falsche Religiosität zu halten gedenkt — die Irreligiosität nur in höherem Maaße herbei führen wird. Der geringste Unsinn, welcher von der Menge zu entdecken ist, macht auch das Heiligste bei ihr lächerlich, und Unverständige wissen, wie die Kinder, gerade diese Seite allein recht geschickt auf zu fassen. — Uebrigens sind Bücher-Verbote in Rußland noch immer nichts Auffallendes, weil sie nicht eben selten vorkommen. — Die Nachricht von Kotzebue's Ermordung wird in den Zeitungen nur sehr schlicht erwähnt, weil man noch nicht weiß, wie man die entsetzliche That ansehen darf. — S —.

Breslau. Das Interessanteste, was uns die hiesige Bühne im Monat April lieferte, war die, mit vier Bildern verbundene musikalische, deklamatorische Akademie, welche der Regisseur der Oper, Hr. Ehlers, am 7ten April zu seinem Vortheil gegeben hat, und in dieser waren besonders die Bilder das Merkwürdigste. Ein Zimmer mit Kunstwerken, meist Gemälden, stellte die Dekoration vor, in dessen Mitte, am inneren Vorhang, in einem großen Rahmen das Hauptgemälde erschien. Das erste war: „die polnische Königswahl“, nach einer vorgetragenen Ballade von Castelli. Es überraschte ungemein, denn der Gegenstand war ein hier noch nie gesehener. Das zweite Bild „Madonna Bernardina“ nach Lerinx, mit veränderter Wiederholung, unstreitig das schönste, überraschte noch mehr und that vortreffliche Wirkung. Das dritte Bild „Joseph, von seinen Brüdern verkauft“ hatte nicht minder ächt künstlerischen Werth. Das vierte Bild, in Ostades Geschmack, auch mit veränderter Wiederholung, brachte zum Schlusse das gesammte Publikum in die lebendigste Freude. Zwischen diesen Bildern war Musik und Deklamation, weniger bedeutend. — In den Bildern leisteten die Damen: Starwinski, Ehlers, Kapf, Sutorius, und die Herren, Starwinski, Bünte, Fischer, Geyer, Schmelka u. A. wirklich viel Gutes. Besonders recht ausgezeichnet brav war Mad. Starwinski als Madonna, und Mad. Ehlers als Joseph. Diesen neuen, trefflich arrangirten Genuß soll man der Bemühung des Herrn Langhans zu verdanken haben, welcher sein Genie dabei bewährt hat. Man wünscht allgemein Wiederholung desselben. — Im Theater ist übrigens nichts Neues erschienen und — das gute Wetter bringt der Theaterkasse jetzt schlimmes. B.

Talma und Demoiſ. Georges, die sich eben in Bordeaux aufhalten, traten daselbst kürzlich zusammen in „Merope“ auf. Bei dem Verse: „Der erste König ward es als beglückter Krieger!“ brach ein Geist der Unruhe hervor, der aber noch zu rechter Zeit wieder unterdrückt ward; und bei dem Verse: „Wer treu dem Lande dient, bedarf der Ahnen nicht!“ entstand ein allgemeines Beifallklatschen. (Gaz. d Fr.)

Das Journ. gén. hatte neulich bei Erwähnung der Mode-Couleur de terre du Champ d'Asile bemerkt: „so sprächen sich die liberalen Ideen der Franzosen auf alle Weise aus.“ Die Gaz. d. Fr. frägt an: ob es auch liberale Idee sey, wenn die Franzosen, welche den kaiserlichen Despotismus in jeder Art aufrecht zu erhalten gesucht, jetzt ihr Vaterland nach Amerika in eine Ebene verlegt hätten, die sie Waterloo nennen, und worin sie eine Adlerstadt erbaueten? (Gaz. d. Fr.)

Prinz Gustav (Sohn Gustavs IV.) hat von seinem Oheim, dem Kaiser Alexander, die Erlaubniß erhalten: sich von Petersburg nach England zu begeben, um auf der dortigen Universität Oxford seine Studien zu vollenden. Ein großer Potentat soll ihm dazu 2000 Pf. Sterling jährlich bewilligt haben, und nach seiner Rückkehr wird er seine Cousine, eine Prinzeß von Hessen-Cassel heirathen. (Gaz. d. Fr.)

Im Canal von La Villette ertränkte sich neulich ein Mädchen von 10 Jahren um eines verlornen Zweifranken-Stücks. (Journ. d. Par.) In Edinburgh erhenkte sich John Moof, Schulden halber, im Gefängniß, und wenige Tage nachher kam die Nachricht: daß er einen Antheil des großen Looses in der englischen Lotterie gewonnen habe. (Times.)

Der berühmte Manufakturist Ternaux, der sich die Thibeter Ziegen hat kommen lassen, versichert: daß, wenn sie heimisch werden, in 3 — 4 Jahren in Frankreich so schöne Cachemirs zu fertigen sind, als in Indien. (Gaz. d. Fr.)

Von den Missionären, welche aus Sion in Wallis abgesandt sind, um die katholischen Cantons der Schweiz zu durchstreifen, predigte unlängst Einer in Altorf, und nannte diesen Flecken von 1000 bis 1200 Einwohnern: das Babylon der Schweiz. (Journ. d. Comm.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 8. Mai. 76stes Blatt.

Der Helikon.

Wißt, in Elisium ist noch für Dichter
Ein zweiter Helikon;
Doch minder steil und grüner, lichter,
Zu wack'rer Sänger Lohn.

Der Musen trauter Liebling-Sohn,
Ein Schiller, kam. Er sah Racinen,
Corneille'n dort;
Versuchte freudenvoll mit ihnen,
Den Gang sofort,
Und staunt', als — gegen Ruhmes-Sitte —
Das Dichter-Paar
Sich fest stellt auf des Berges Mitte,
Und jetzt zu keinem weit'ren Schritte
Zu spornen war.

„Ich eile bis zum Gipfel weiter!"
Rief Schiller dann;
„Wie? Schon ermüdet, Ihr Begleiter?" —

„O nein!" begann
Racine; „doch ein höh'res Steigen
Verbeut uns — die Akademie!" —

„Läßt so der Genius sich beugen?"
Sprach Schiller; „also nie
Wagt sich bis zu des Pindus Höhe
Ein gallischer Poet?
Lebt wohl! Ich steige, bis ich sehe,
Wo Phöbus Tempel steht.
O, träumt bei dieser Erdennähe
Nicht von Celebrität!
Dem Volk und seinen Dichtern Wehe,
Wo Zwang mit stolzer Zuversicht
Sein: „Bis hieher! Nicht weiter!" spricht!"

Haug.

Der Apfelbaum in der Henn-Mühle.

(Fortsetzung.)

Ich kam erschöpft zum Ziel, und fragte nun nach dem Kupferstecher Valsain. Mit Mühe erfuhr ich, wo er wohne; endlich zeigte man mir ein kleines verräuchertes Haus in einem engen, finsteren Gäßchen. Immer beklommener wurde meine Brust, meine Füße versagten bei dem Eintritt in das Haus und ein Fieberschauer durchzuckte mich. Ich betrat die armselige Werkstätte meines Schwiegervaters und überreichte ihm schweigend meines Mannes Brief. Das höchste Befremden erfolgte darauf. Meine Schwiegereltern und meine beiden Schwägerinnen maßen mich mit spöttelnden, widrigen Blicken, ihnen folgten die schmerzlichsten Beleidigungen. Man sagte mir unverhohlen: es gäbe Mädchen genug in Frankreich und man brauche keine fremde, entlaufene Dirne! — Ich ertrug diesen Empfang mit aller Demuth eines leidenden Herzens, und hoffte durch kindliche Liebe, durch Sittsamkeit und Fleiß meiner Schwiegereltern Zuneigung mir zu erwerben. Man wies mir eine Kammer an, die ich mit meinen höchst unfreundlichen Schwägerinnen theilte; die schlechte Kost wurde durch die ekelhafteste Unreinlichkeit fast ungenießbar. Die Familie, welche einen gemeinen Anstrich hatte, lebte in Hader und Zwietracht, und meines Mannes wurde nur mit Vorwürfen gedacht. So war ich denn fremd und unglücklich, ohne Schutz und Theilnahme bei Eltern, für welche ich die meinigen aufgegeben hatte! So benetzten nun die heißesten Thränen

mein hartes Lager, und meine einzige Hoffnung war die Rückkehr meines Gatten. — Krankheit und Ermattung hatten mich in den ersten Tagen verhindert, an der Lebensweise meiner Schwiegereltern Theil zu nehmen; sobald ich indeß verweigerte, in die Messe zu gehen und erklärte: daß ich protestantischen Glaubens sey, entzündete sich der fürchterlichste Haß, die schrecklichste Verfolgung gegen mich. Vergebens plagte ich mich Tag und Nacht und verrichtete die niedrigsten Arbeiten einer Magd; vergebens liebkoste ich meine Peiniger und ertrug die größten Kränkungen. Nichts rührte sie, nichts gewann ihnen die geringste Zufriedenheit ab; nichts konnte sie bewegen, mich mit einem Schimmer von Theilnahme oder Zuneigung zu beglücken. Dazu blieben alle Nachrichten von Valsain aus, und so mangelte es mir an Mitteln, mich der Tyrannei meiner Schwiegereltern zu entziehen. — Noch drückender wurde meine Lage durch die Aussicht, Mutter zu werden. Was unter andern Umständen mir die Fülle des Segens gewesen wäre, wurde mir jetzt eine Quelle neuer Angst und Sorgen: ich hatte nicht den Muth, mich meiner Schwiegermutter zu vertrauen; sie selbst bemerkte meinen Zustand und dieser Entdeckung folgten die unsinnigsten Verwünschungen. — „O meine Mutter! meine Mutter!" jammerte ich oft in der stillen Mitternachtstunde; „hätte ich dem redlichen L. meine Hand gereicht, blühte das Mutterglück mir am heimischen Heerde, wie hättest Du dankend Deine Hände zum Himmel gehoben! wie so sorgsam hättest Du die Bedürfnisse des theuren Enkelkindes voraus berechnet und ihm jede Bequemlichkeit bereitet, statt daß es hier an dem Unentbehrlichsten Mangel leiden wird!" — Die Zeit meiner Entbindung rückte immer näher, und immer empörender wurde der Familie Betragen gegen mich. Den Nutzen, den sie aus meinen Hand- und Haus-Arbeiten zogen, und der Eifer, dem Himmel eine Seele zu gewinnen, indem sie beschlossen, mein Kind der katholischen Taufe zu weihen, waren die einzigen Beweggründe, mich länger unter ihnen zu dulden. — An Valsains Rückkehr zweifelten sie sehr, und alle Nachrichten der mörderischen Campagne berechtigten sie dazu. — Eines Abends hatte ich das Unglück, die Lampe, bei deren Schimmer wir arbeiteten, um zu stoßen, und eine Anzahl Tabacks-Etiketten und Visiten-Karten — das künstlichste, was mein Schwiegervater verfertigte — damit zu beflecken. In furchtbarer Heftigkeit mißhandelte mich der zornige Mann und stieß mich mit dem Fuß zur Thür hinaus. Ich sank ohnmächtig zu Boden, und verletzte mich im Fallen; das Blut strömte mir bald aus der Kopfwunde und Niemand erbarmte sich meiner. Ich mochte wohl geraume Zeit dort gelegen haben, als ich mich auf zu raffen endlich vermochte; ich tappte im Finstern umher, anstatt zur Boden-Treppe, die zu meiner Kammer führte, kam ich an die Hausthür und öffnete sie, als es eben zwei Uhr schlug. So lange hatte ich hülflos und ohne Besinnung geschmachtet! Doch nun wehte die stärkende Morgenluft mich an und die erlöschenden Sterne flimmerten freundlich. Meine Seele rang nach Trost, nach Hülfe, nach Rettung; noch ein Mal schlug es zwei von der nahen Kloster-Kirche; da sank ich knieend auf die verhängnißvolle Thürschwelle und betete mit der Inbrunst des tiefsten Leides: „Hilf, Allmächtiger! daß es meine Erlösungsstunde sey! Hilf, erbarmender Gott, mir aus höchster Noth! Hilf um Deines Sohnes willen!" — So inbrünstig aus der Tiefe meines Herzens, so aus allen Kräften meiner Seele hatte ich noch nie gebetet; ich fühlte zuversichtlich: mein Gott könne, würde mir helfen. Innen beruhigt legte ich mein Schicksal in die Vaterhand meines Schöpfers. Ich faßte den Entschluß: in dem Dorfe Aubaine meine treue Begleiterin auf zu suchen, deren Anhänglichkeit mir wenigstens Menschlichkeit verhieß. Zuvor trat ich an einen Brunnen, mir das Blut ab zu waschen, womit ich bedeckt war; diese Kühlung stärkte meine Lebensgeister. Noch saß ich da, als ein bejahrter Mann bei mir vorüber ging; sein spärliches weißes Haar flößte mir Ehrfurcht ein für den Kummer, der es, wie es schien, zu früh gebleicht hatte; mehr aber noch der gütige, theilnehmende Blick, den er auf mich warf. Bei dem Anblick des Blutes, das ich zu verwischen bemüht war, blieb er nachdenkend stehen und fragte mich dann mit sanfter Stimme: was ich hier mache und was mir fehle? — Die menschenfreundlichen Fragen des Mannes, der Ton seiner Stimme und die Friedlichkeit seines ganzen Wesens drangen mir so sehr zu Herzen, daß ich mich unbeschreiblich gerührt fühlte und in einen Thränenstrom ausbrach. „Beruhige Dich, mein Kind!" sagte er, „und fasse Vertrauen zu mir!" — Als ich ihm einigen Aufschluß über mich gegeben hatte, nahm er mich bei der Hand und bat mich, ihm in seine Wohnung zu folgen. Er war ein protestantischer Geistlicher und gewiß einer der würdigsten Nachahmer seines erhabenen Vorbildes. Nachdem er von meinem Vorhaben unterrichtet war und es gebilligt hatte, trug er mir an: daß ich mich einige Tage in seinem Hause erholen möge, wo er mir Verborgenheit und Sicherheit verhieß. Seine Gattin und seine Töchter überhäuften mich mit Wohlthaten, während der fromme Mann bemüht war, mir Muth und Hoffnung ein zu sprechen. Die Tröstungen der Religion waren mir bisher fremd geblieben. Seinen Lehren, seinem Beispiel, seiner väterlichen Sorge um mich danke ich sie. Ihm danke ich die richtige Erkenntniß meiner Fehler, die ausdauernde Geduld in den Folgen derselben, die Ausbildung meines Geistes und, so Gott will! die Beruhi-

gung in meiner letzten Stunde! — Diese mir unvergeßliche Familie bewilligte nicht eher meine Trennung von ihr, als bis ich, gestärkt an Geist und Körperkräften, durch kindliches Vertrauen, Veredlung meiner guten Vorsätze und innige Dankbarkeit, aus voller Seele ihr angehörte. Obgleich meine Schwiegereltern nicht die geringsten Schritte oder Erkundigungen nach mir gethan hatten, fand mein väterlicher Freund doch gerathen: mich verborgen zu halten, und in verschwiegener Nacht mich nach Aubaine zu bringen, wie ich überhaupt gewahrte: daß der fromme Mann seine edelsten Handlungen manchen ängstlichen Rücksichten anpassen mußte, sollten sie unangefochten bleiben von den Katholiken, welche den würdigen Greis als Widersacher verfolgten. — Wie mir das Herz pochte, als wir uns der etwas abgelegenen Hütte näherten! — Ach, es ist eine ganz eigene Pein, kein Obdach zu haben auf Gottes weiter Welt! — Der Empfang bei der guten Frau rührte mich tief. Sie versprach mit Freuden, mich bei sich auf zu nehmen. Mein Wohlthäter händigte mir eine kleine Summe Geld ein, ließ mir mehrere Andachtsbücher und bildende Schriften zurück und reiste nach einigen Stunden ab, mit dem Versprechen: mich nie zu verlassen. — Voll schwesterlicher Liebe theilte nun meine Wirthin — sie hieß la Croix — Alles, was sie hatte, mit mir. Ihr Broderwerb, den sie durch Stricken und Nähen gewann, wurde nun auch der meinige; ihre Heiterkeit und Anhänglichkeit hatten den wohlthätigsten Einfluß auf meinen Gemüthszustand, und so, für den Augenblick an einem redlichen Herzen geborgen, erlebte ich die Geburt meines Sohnes. Die namenlose Wonne: das eigne Kind an mein Mutterherz zu drücken, regte in mir alle Gefühle der Liebe auf, und führte ein schmerzhaftes Gemisch von Empfindungen herbei, worin ich mich nach meinem Vater und meiner Mutter sehnte und meinen Gatten mit Wehmuth vermißte. Ich sah meinen Sohn vaterlos, und ihn und mich für die Zukunft allen Sorgen dahin gegeben; ein heftiges Fieber bemächtigte sich meiner und ein langwieriges Krankenlager folgte darauf. Während dessen schlug mir eine schöne Stunde, in welcher mein werther Freund an meinem Sohn die Taufhandlung verrichtete. — Nach und nach schwand nun aber das Sümmchen, das ich zuletzt erhalten hatte; mein Erwerb deckte bei weitem nicht meine nunmehr verdoppelten Bedürfnisse; selbst die la Croix wurde durch eine Krankheit an ihrem Erwerbe verhindert. Der Ruhepunkt in meinem traurigen Daseyn schien unter meinen Füßen zu wanken; doch mein Glaube, mein Vertrauen hatten sich unter Trübsal und Elend entwickelt, und senkten sich in Tröstungen an mein bedrängtes Herz. Ich betete, ich hoffte! — So verstrich ein strenger Winter voll Noth und Mühseligkeit; bei der ersten erwärmenden Frühlingssonne priesen wir Gott und dankten ihm, nicht erfroren oder verhungert zu seyn. (Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Aus einer Schrift des verewigten Dichters Halem „Vernunft und Gott" betitelt und besonders gegen den Superintendenten Harms gerichtet (über den die Anwendung: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!" seiner Erfüllung nahe scheint) empfehlen sich der neuesten Blindschleichen-Art im Gebiete der Religion besonders folgende Zeilen:

„Bis hier und weiter nicht!" dies ist das Wort,
Der Höll' entstammt, durch das den Forschenden,
Den Redlichsten die Scheiterhaufen glühten
Von Anbeginn. Hat Luthers hoher Geist
Nicht ausgelöscht auf ewig dieses Wort —
So hat vergebens er den Kampf gekämpft!

Auch wäre wohl dieser Vers zu merken:

Singt ihr des Wöllner's Preis, dann nennt Wohlthäter den Mann auch
Am Oronoko-Strom, welcher die Bretter erfand,
Die bei jeder Geburt eindrücken die Stirne der Kinder,
Daß Unfähigkeit so erbe von Vater auf Sohn.

Schade nur, daß bei Leuten, die eben selbst — wie man zu sagen pflegt — Bretter vor dem Kopf haben, so etwas nicht durchdringt; sie vielmehr immer hitziger mit dem Kopfe durch die Wand wollen, welche die Vernunft dem fanatischen Unsinne entgegen stellte. Fr. Wendel.

Anekdote.

Zu Koblenz unterrichtete sonst ein Lehrer, Namens Wesel, in der Algebra. Seine Schüler hielten ihn für unwissend und erlustigten sich oft mit ihm. Einst trug er einem derselben auf, eine Gleichung an zu geben, und der junge Mensch schrieb, nach kurzem Besinnen, auf die Tafel: Auge ohne g ist gleich Wesel ohne W. — Man kann sich das Gelächter seiner Mitschüler und den gerechten Zorn des Lehrers vorstellen. P.

Denksprüche aus Minnesängern.

Umgeschrieben von Fr. Krug von Nidda.

6.

Fände ich einen Eisenhut,
Der wider Lügen wäre gut,
Und einen Schild für Schelten —
Den wollt' ich theu'r vergelten;
Und eine Thür für Trauern,
Die würd' ich doch ummauern; —
Und gäb's ein Haus für Ungemach,
Dem ließ ich wölben ein gülden Dach;
Und wider Alter eine Salben,
Die strich ich allenthalben.
Ja, hätt' ich für den Tod ein Schwerdt,
Das wäre tausend Kronen werth. (Freydank.)

7.

Wer guten Weibes Minne hat,
Der schämt sich jeder Missethat.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Kunst. Der Professor der königlichen Akademie der Künste in Berlin, Hr. C. L. Kuhbeil hat sich seit mehreren Jahren damit beschäftigt, eine Reihe von Studien-Zeichnungen, welche er in Italien entwarf, zu radieren, und obwohl er es mehr um eigenes Vergnügen, als um Erwerb that — der ohnehin bei Kunstgegenständen, die nicht der augenblicklichen Neugier einen oft unverdienten Erfolg ablocken, selten von Bedeutung ist — so fordern doch Kunstfreunde mit begründetem Rechte: daß er seine Arbeit öffentlich denen mittheile, die an Denkmalen und Ueberlieferungen aus vergangenen Blüthenzeiten der Kunst Antheil nehmen. So wird nun in großem Folio-Format und mit dem Titel: „Studien nach alten florentinischen Malern, gezeichnet und geätzt von C. L. Kuhbeil" ein Werk in höchstens 4 Heften begonnen, wovon die beiden ersten schon jetzt zu haben sind. Das erste Heft enthält (außer dem ebenfalls radirten Titelblatt und einem Bogen Text) das Bildniß Giotto's mit allegorischen Andeutungen, zehen Blätter Studien und zwei ausgeführtere Radirungen: Prospekte einer Kirche und eines Klosters zu Assisi. — Das zweite Heft giebt (mit ähnlichen Nebenblättern als das erste hat) das Bildniß des Taddeus Gaddus und funfzehn Blätter Studien. Der geschätzte Künstler und Herausgeber hat sich in Vorworten über das Ganze so zweckmäßig ausgesprochen, daß es am besten ist, ihn auch hier selbst reden zu lassen. Er sagt: „Meine Bestimmungsgründe waren, etwas zur Erhaltung des Andenkens jener Männer und zu ihrer Würdigung auch außerhalb Italien, durch Bekanntmachung dieser Bruchstücke ihrer Arbeiten, bei zu tragen. Vieles ist schon von ihren Werken untergegangen; an Vielem hat der Zahn der Zeit schon so unbarmherzig genagt, daß auch dessen Untergang bald ganz zu befürchten ist. Dahin möchte wohl z. B. zu rechnen seyn: der größte Theil der Werke des Masaccio in einer Kapelle der Kirche St. Clemente zu Rom, die von der Feuchtigkeit schon so verdorben sind, daß nur meistens noch der obere Theil der Bilder erhalten ist; eben so die meisten Arbeiten eines Giotto, Giottino u. s. w. in der unteren und oberen Kirche des heiligen Franziskus zu Assisi, desgleichen von Pinturicchi in Santa Maria degli Angeli u. s. w. — Das Studium dieser alten Maler ist gewiß sehr lehrreich. Viel können wir lernen aus ihrem natürlichen Ausdruck und ihrer einfachen Art, die Handlungen dar zu stellen. Wie so sehr verschieden ist ihr guter Styl in der Bekleidung von dem einiger späteren Jahrhunderte; wie so ausgezeichnet durch wenige, aber große Falten! Man sieht bei ihnen noch immer die Bekanntschaft mit den Werken des klassischen Alterthums! Dies sind ihre Vorzüge; wer aber schöne Zeichnung, Kolorit oder Haltung bei ihnen zu finden glaubt, würde vergeblich suchen. — Um aber wieder auf meine Arbeit zurück zu kommen, so finden sich in diesem ersten Hefte einige Studien nach Giotto, meistens nach den kleineren Gemälden dieses Meisters in der Sakristei der Kirche St. Croce in Florenz. Die Originale sind etwas größer in Wasserfarben, auf Holz, an den Schränken der Geistlichen zu Aufbewahrung der Meßgeräthe, gemalt und stellen Geschichten aus dem Leben Christi und des heiligen Franziskus vor. Und weil Giotto nebst den übrigen alten Malern in Assisi, dem Geburtsort des heiligen Franziskus, in der daselbst befindlichen Hauptkirche dieses Heiligen (il sagro convento), wo, wie bekannt, außer der untersten Kirche, oder dem Begräbnißgewölbe desselben, noch zwei Kirchen über einander stehen, viel gearbeitet haben, so ist von mir der Prospekt jener Kirche sowohl als des Klosters in zwei Blättern mit beigefügt. Es ist dieses Kloster auf erstaunend hohen Gewölben und Grundmauern an einer steilen Seite des Berges aufgeführt, wo man von der Höhe eine der schönsten Aussichten in die Ebene hat, worin die erwähnte Kirche St. Maria degli Angeli (oder auch Maria Portiuncula) liegt, die, nach der Peterskirche zu Rom, eine der größten Kirchen ist." — Ueber das zweite Heft und die darin enthaltenen Studien nach Taddeo Gaddi sagt Hr. Kuhbeil: „Seine frühesten Werke verfertigte er, wie Vasari berichtet, in einer großen und natürlichen Leichtigkeit, mit seinen Gehülfen und Mitschülern, bei Giotto, in der Sakristei der Kirche St. Croce, in der Kapelle, welche der Geburt der Maria und Maria Magdalena gewidmet ist; woraus in diesem Hefte die letzteren Blätter genommen sind. Die übrigen Studien sind aus Bildern, welche Taddeo Gaddi in der Kapelle der Spanier in der Klosterkirche Santa Maria Novella gemalt hat, welche Arbeit in dieser ansehnlich großen und schönen Kapelle, von den damaligen Vorstehern derselben, zwischen ihm und Simone Memmi, einem andern berühmten Maler derselben Zeit und Gaddi's Freund und Mitschüler bei Giotto, vertheilt wurde: so daß Memmi drei Seiten und Taddeo Gaddi die linke Hauptseite und das ganze Gewölbe zu malen bekam. Beide Freunde arbeiteten hier in Eintracht und ohne gegenseitige Eifersucht zusammen, und stellten auf der einen Seite die streitende und triumphirende Kirche, auf der andern Seite die Kreuzigung des Heilandes, nebst mehreren Aposteln, Propheten und Evangelisten (von verschiedenen Tugenden, als weiblichen Figuren, umgeben) vor. — Taddeo zeichnete und stellte seine Figuren mit großer Dreistigkeit; er war heftiger im Ausdruck und in der Bewegung; auch kolorirte er seine Figuren frischer und lebhafter als sein Lehrer Giotto; nur gab er sehr oft seinen Figuren eine zu große unverhältnißmäßige Länge. — Als Baumeister führte Taddeo Gaddi den Bau des Glockenthurmes an der Hauptkirche Santa Maria del Fiore nach der Zeichnung seines Lehrers Giotto aus; ferner wurden die Brücken Ponte Vecchio und Ponte Trinità, nebst mehreren andern Gebäuden, nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht erbaut. — Das zur Michaelis-Messe erscheinende dritte Heft dieses verdienstlichen Werkes wird Studien nach Masaccio oder nach den alten Malereien in der Kirche des alten Klosters des heiligen Benedikt, hinter Subiaco gelegen, enthalten." — Aus dieser Darlegung ergiebt sich der Inhalt des Ganzen und ich habe nichts an zu fügen, als daß man Künstlern und Kunstfreunden mit diesem Werke ein angenehmes Geschenk machen kann, und es müßte wohl um so mehr willkommen seyn, weil unter den neuen Kunst-Erscheinungen zum Studium wenig zu erlesen ist. Jedes, auch einzeln zu habende Heft kostet 3 Thaler. Bei diesem Preise der Hefte ist zugleich daran gedacht: daß jede gute Kunst- und Buchhandlung sie dafür verkaufen kann. Zu beziehen sind sie von der Maurerschen Buchhandlung (Berlin), der Gräffschen Buchhandlung (Leipzig), von Perthes und Besser (Hamburg), Brönner und Willmanns (Frankfurt am Mayn), Unzer (Königsberg in Preußen), Frauenholz (Nürnberg) u. s. w. Da ich die Mühen und Kosten zu schätzen vermag, welche der Künstler hatte, so darf ich hoffen: daß man gern demselben zu einiger Entschädigung behülflich ist, und demnach die Herren Kunst- und Buchhändler die Anzeige dieser Neuigkeit bereitwillig verbreiten. Um die Art dieser Kunstblätter in etwas deutlicher zu machen, werde ich eines der kleinsten nächstens dem „Gesellschafter" beilegen. F. W. Gubitz.

Dr. Meade hat in der Nähe von Pittsfield (Nordamerika) biegsamen Marmor entdeckt. Er ist weiß und besteht aus einem Aggregate kleiner, unbestimmt eckiger Körner, die so lose verbunden sind, daß durch einen Fingerdruck ihre Verbindung aufgehoben werden kann. Referent hat eine Platte von diesem Marmor erhalten, die 33 Pariser Zoll lang, $4\frac{1}{2}$ Zoll breit und 5 Linien stark ist und eine bedeutende Biegsamkeit besitzt. Fremdartige Einmengungen, z. B. Schuppen von Glimmer oder Talk, die in dem biegsamen Dolomit und dem sogenannten biegsamen Sandstein aus Brasilien vor zu kommen pflegen, sind in jenem nicht sichtbar; die Biegsamkeit entsteht daher wohl nur durch die lockere Verbindung der Körner. (Göttingische gel. Anz.)

Beilage: Bemerker No. 4. u. Blatt d. Ankündigungen No. VIII.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 10. Mai. 77stes Blatt.

Der Apfelbaum in der Henn-Mühle.

(Schluß.)

Da kam eines Tages die la Croix aus Nismes zurück und brachte mir mit französischer Hast die Nachricht: mein Mann sey nach seiner Vaterstadt zurück gekehrt. Wo nehm' ich Worte, meine Freude zu schildern? — Ich wäre ohne Verzug nach Nismes geeilt, hätte nicht — ein Blick auf meinen Sohn meine Ansichten umgestaltet und mir Vorsicht geboten. Bei einiger Beruhigung, die ich gewann, sah ich wohl: daß es zwischen meinem Mann und seinen Eltern zu Erklärungen über mich gekommen seyn mußte; daß diese mich verläumdet haben würden, um sich zu rechtfertigen. Ich sah bei meinem Erscheinen die Entzweiung der Familie, und fürchtete Alles für meine Schwiegereltern. Ich schrieb deshalb an meinen würdigen Freund und bat ihn um Rath. Statt von ihm selbst erhielt ich von seiner Gattin Antwort. Sie meldete mir: seit einiger Zeit habe der Religionsstreit grausam gewüthet, auch ihr Gatte sey ein Opfer geworden. Seine Mäßigung und eine Reihe von Tugenden und Wohlthaten hätten ihn lange geschützt vor dem rohen Ausbruch der Leidenschaft seiner Gegner. Endlich hätte er die Menschenliebe, die ihn durch Wort und That stets auszeichnete, auch in einem seiner Kanzel-Vorträge ausgesprochen und seine Gemeinde ermahnt: „in so bedrängten Zeiten die Nächstenliebe zu üben, nie zu verwechseln den Menschen mit den Begebenheiten, ja, selbst seine Feinde zu lieben und ihnen wohl zu thun." Kaum hätte der ehrwürdige Greis den heiligen Ort verlassen, als jene Aeußerungen, unter boshaften Zusätzen, von Haus zu Haus getragen und die Auslegung gemacht worden sey: der Redner habe politische Gegenstände vor Augen gehabt und sey ein heimlicher Widersacher der Regierung. Diese Scheingründe hätte der Fanatismus benutzt, ihn öffentlich zu höhnen, und der Polizei-Präsident, ein wackerer Freund des frommen Mannes, habe ihn gebeten, ja befohlen: sich, zu seiner eigenen Sicherheit, für jetzt von dem aufgeregten Nismes zu entfernen und sich verborgen zu halten. Sie, die geängstete Gattin, wollte nunmehr auch den unheimlichen Ort verlassen und rieth mir: bei dem Ereigniß, das sie als ein neues Unglück für mich betrachtete, sehr vorsichtig zu handeln. — So hatte ich denn, in einem der wichtigsten Augenblicke meines Lebens, den einzigen Freund und Rathgeber verloren; ich stand mir selbst überlassen. Meinen Sohn seinem Vater dar zu reichen, schien mir heilige Pflicht; mein eigenes Herz sprach dies so laut, so treu, und ich schrieb ihm: „Deine Therese lebt und hat Dir einen Sohn geboren. Auf meinen Knieen danke ich Gott für Deine Rückkehr! — und bitte Dich um Deinen Segen für Deinen Sohn! In zwei Tagen lege ich ihn Dir an's Vaterherz. Bis dahin zähle ich bange Stunden, damit Du jedes etwaige Hinderniß beseitigen könnest. Mit inniger, ewiger Liebe die Deine." — Die la Croix übernahm es, das Schreiben ab zu geben, und nun überließ ich mich dem Wonnegedanken des Wiedersehens und dem Gefühl: gerettet zu seyn aus drückender Armuth, aus un-

absehbarem Elende. — Endlich brach er an, der schöne Maimorgen; es war mir, als ob meines Sohnes Lenz in seiner ganzen Pracht hervor ginge und mir einen Gnadenblick meiner Jugendsonne brächte. Die theure Bürde auf meinem Arm, ging mir die la Croix zur Seite, und mußte mir oft wiederholen: wie sie den günstigen Augenblick erspäht habe, meinen Brief Valsain selbst ein zu händigen. Ich achtete nicht die Anstrengung, nicht das Zittern, das mich kaum vorwärts schreiten ließ; ich hörte nur das Lied der Nachtigallen, wie sie meines Sohnes erstes Fest feierten; ich sah nur das Lächeln meines schlummernden Kindes und hätte sehnlich gewünscht, ihm die Seligkeit der nächsten Stunden in einem schönen Traum zu zeigen! — Wir erreichten endlich die Stadt. Die la Croix führte mich zu meines Mannes Wohnung, die er ohnweit dem Hause seiner Eltern bezogen hatte; kaum blieb mir noch so viel Kraft und Fassung, die Treppe hinan zu steigen. Mein Herz klopfte hörbar; mein ganzes Wohl und Weh hing an dieser Stunde! — Ich fand die Thür verschlossen; ich klopfte, ich klingelte. Da erschien eine freche Dirne mit der Frage: wer hier so stürme? — Als ich mich nannte und meinen Mann zu sprechen begehrte, antwortete sie: „Der Capitain ist heute früh verreist und kehrt erst zurück, wenn Sie ihn nicht mehr beunruhigen werden. Einen bestimmten Auftrag an Sie hat er mir nicht gegeben; doch sagte er nach Lesung Ihres Briefes: Sie würden ihn für eine flüchtige Einquartierungs-Eroberung doch nicht mit lebenslänglicher Treue strafen wollen? Er habe geglaubt und gewünscht, Sie möchten längst nach Ihrem Vaterlande zurück gekehrt seyn!“ — „Sein Kind — es verschmachtet im Elende!“ das stieß ich im Schrecken heraus. — „Der Capitain hat auch nichts übrig! Das ist ja wohl Alles, was Sie zu wissen begehren?“ und damit schloß sie die Thür. — Ich war vernichtet. Die la Croix hatte Alles gehört; sie eilte mir zu Hülfe, als ich, in Ohnmacht schwankend, der Treppe mich nahete. Sie beschwor mich, alle meine Kräfte zu sammeln, um dies Haus schnell zu verlassen; ich folgte betäubt. Wir gingen bis vor das Thor, dort sank ich erschöpft am Wege hin. Mein armes Kind lechzte nach Erquickung und fand an der Mutterbrust nur Jammer und Thränen. Ich hatte außer unserm dürftigen Morgenbrod noch nichts gegessen; das Uebermaaß des Schmerzes ließ es auch jetzt nicht zu. Die la Croix bat mich: ihrer zu warten, um einige Stärkung herbei zu schaffen; ich bewilligte es ihretwegen. Da saß ich nun allein an der Landstraße, arm, verlassen, ohne Eltern und Vaterland, ohne Schutz, ohne Aussicht, mit unaussprechlich gebeugtem Gemüth, mit brennenden Wunden im Herzen, die das Jammern meines unglücklichen Kindes nur noch tiefer grub. Mein empörtes Gefühl gegen den Urheber meines Elends gab mir jetzt jene täuschenden Kräfte, welche bei starker Bewegung der Seele dem Körper gleiche Aufregung verleihen, und so gelangte ich, unter den Tröstungen der biederen la Croix, mit dem Einbruch der Nacht in unsere heimische Hütte. Da erleichterte mich ein Thränenstrom und ich setzte mich an die Wiege meines Kindes; es war Mitternacht, als ich noch vergebens versuchte, mit gebrochenem Herzen das schuldlose Opfer in den Schlaf zu singen und mir einen Rettungsweg zu erspähen.

Der dauernde Schmerz über Valsains Treulosigkeit erschöpfte meine Lebenskräfte; kaum im Stande, mir die dringendsten Bedürfnisse durch Handarbeit zu gewinnen, sah ich die Unmöglichkeit ein: die Rückkehr nach meinem Vaterlande zu unternehmen, und noch immer folterte mich das jetzt unbegreifliche Gefühl: den Mann zu lieben, den man nicht mehr achten kann! — als ich gegen Ende des Sommers einen Brief erhielt, des Inhalts: „Ich bin sehr unglücklich. Ohne Unterhalt bei meiner Entlassung habe ich den Erwerb eines Restaurateurs erwählt. Alle Truggestalten, die mich umlagert hielten, sind von mir gewichen. Kannst Du mir verzeihen und willst Du Deinem Sohn einen Vater wiedergeben, so eile an das Herz Deines Valsain.“ Wären diese Schriftzüge nicht tief in mein Herz gegraben gewesen, nimmer hätte ich an die Aechtheit dieses Briefes geglaubt! Die Sorge für mein Kind verdrängte alle Furcht und ich folgte dem Ruf. — Zu befangen, um hell zu sehen, gewahrte ich nicht: daß unser Wiedersehen kein Wiederfinden war, und daß der leise Anstrich von Gefühl bei Valsain nur ein Wiederschein des meinigen seyn mochte. — Täglich wurde es mir deutlicher, daß Valsain bei unserer Wiedervereinigung nur seinen Nutzen bezweckt hatte. Den schamlosen Reden und empörenden Zudringlichkeiten unserer Gäste konnte ich nur mit Mühe ausweichen, ohne bei meinem Manne, der sich dem Trunk ergeben hatte, auf Schutz rechnen zu dürfen. Auch forderte er von mir: daß ich mich zur katholischen Religion bekennen sollte, und meine Weigerung hatte ihn zu rohen Ausbrüchen des Zornes verleitet. — Da wendete ich mich noch ein Mal an meinen ehrwürdigen, jetzt zurück gekehrten Freund, der mir die Flucht nach der Heimath rieth, bevor neue Katastrophen mich ereilten. Ich entschloß mich dazu. Er verschaffte mir einen Paß, gab mir funfzig Franken, und weihte mein Vorhaben durch seinen Segen ein. — In einer mondhellen Oktober-Nacht betete ich zu Gott um Kraft und Schutz, nahm meinen Sohn aus seiner Wiege und rettete ihn und mich aus diesem Elende, während Valsain an den Folgen geistiger Getränke in festem Schlummer lag. Ich ließ einen Brief zurück, worin ich ihm die Gründe zu meiner Entfernung angab, und bestieg einen Wagen, der am Stadt-

Thore auf mich wartete. So eilte ich, die ersten zehn Meilen zurück zu legen, nothgedrungen und entschlossen, die übrige weite Reise zu Fuß zu machen. Ich erspare mir die schmerzliche Beschreibung einer Wanderung, auf der ich, bald entblößt an Gelde, von Ort zu Ort mich — betteln mußte. Viel mitleidige Menschen fand ich auf rauhem Pfade; doch die edelste Helferin in den Stunden der höchsten Noth sollte ich in Karlsruhe an der würdigen Frau Generalin von F. verehren. Dort raubte mir der Tod mein theures Kind — ach, es gehörte zu den Opfern, welche die Welt nur durch Thränen sahen! — Am Grabe meines Sohnes ermaß ich erst ganz die Trauer meiner Eltern um mich; die Hoffnung, ihnen den geläuterten Rest meines Lebens zu weihen, gab mir Kraft, den theuren Grabhügel zu verlassen. Getröstet und gestärkt durch edle Menschenfreunde betrat ich nun den Weg zur Heimath und kam, nach mühseligem Pilgern, einst in der Dämmerstunde nach meiner Vaterstadt. Alle Triebe meiner bedrängten Seele waren in Aufruhr; tausend Vorstellungen kreuzten sich in meinen Gedanken. Hätte ich meinem Herzen folgen dürfen, ich wäre zu meinen Eltern geflogen; doch, mein Anblick mußte sie ja erschrecken! So klopfte ich denn an die Thür der Pfarrwohnung. Der würdige Pastor konnte sein Staunen über meine Erscheinung nicht bergen, und verweigerte mir durchaus jede Nachricht von meinen Eltern, bis ich mich erquickt haben würde. Gerechter Gott! welchen Kelch hatte ich noch zu leeren! — Mein Vater war aus Gram über mich gestorben, meine Mutter war ihm bald nachgefolgt. Fremde Hände hatten ihre Augen zugedrückt, und ihre letzte Sorge galt noch der unglücklichen Tochter. Die Verwaltung ihres mühsam ersparten Nachlasses hatten sie dem Pastor übertragen, der sie auf dem Todbette mit der Hoffnung beruhigte: daß ich wiederkehren und an ihrem Grabe weilen würde. — Der redliche Justizrath, der sich um meine Hand beworben, hatte, seinen Unmuth zu zerstreuen, die Jagd erwählt, wobei er, durch das Zerspringen einer zu scharf geladenen Flinte, beide Augen verloren. Das war zu viel für mein reuiges Gemüth! — Mein Herz brach am Grabe meiner Eltern. Seit dieser Stunde fühle ich, daß ich nicht mehr lange leiden werde. — Ohne mein Wissen hatte der biedere Pastor den Justizrath, der jetzt in meiner Eltern Hause wohnte, aus irgend einer wohlmeinenden Absicht von meiner Rückkehr unterrichtet. Vielleicht bezweckte er dabei: mir als dessen Pflegerin Pflichten zu schaffen, die mich von Neuem an das Leben fesselten. Der Justizrath wurde dadurch sehr bewegt; er äußerte: daß er mir zu viel Zartgefühl zutraue, um in meiner Vaterstadt zu bleiben, und zweifle nicht, daß an jedem andern Ort mir vollkommene Werthschätzung zu Theil werden müßte. Am Abend desselben Tages sandte er an den Pastor folgende Zeilen und zwanzig Friedrichsd'or. „Unsere Freundin wird zu ihrer Pflege beikommende Summe gebrauchen. Ich wünsche, daß sie mich genug achtet, um sie nicht zurück zu weisen, und mir die Freude gewähre, von Zeit zu Zeit für ihre Bedürfnisse zu sorgen." — In der Annahme dieses Geschenks glaubte ich nun für den Justizrath die ganze Würdigung seines Edelmuthes zu legen. Hauptsächlich aus Rücksicht auf ihn brachte ich das letzte große Opfer: auch noch im Grabe von meinen theuren Eltern getrennt zu bleiben. — Ich nahm aus dem Nachlasse meiner Mutter einige Wäsche und Kleidungsstücke und suchte nun einen stillen Zufluchtsort, wo ich meine letzte Stunde erwarten könne. Sie ist nicht fern; ich bereite mich dazu in dem schmerzlichen Rückblick auf meine Fehler und Irrthümer, und danke Gott: daß er mich gewürdigt, sie diesseits so hart zu bestrafen, als wären es Laster und Verbrechen."

So weit die Erzählung der Fremden. In den folgenden Wintertagen hatte ich noch die Freude, zur Erheiterung der armen Dulderin bei zu tragen. Im Frühling sah sie noch einmal den schönen Apfelbaum in der Pracht seiner Blüthen; es blieb diese Stelle ihr Lieblings-Aufenthalt, auch dann noch, als sie ihn mit der größten Anstrengung besuchte. — Dort fand ich sie auch einst an einem der ersten Mai-Tage; sie schien zu schlummern und war mit Blüthen bedeckt. Die Wehmuth, die mich plötzlich faßte, ließ mich ahnen: dieselben Schauer, welche die Blüthen getrennt hatten von keimender Frucht, hätte auch ihr Todesengel über sie her geweht. — Es war so.

F ü n d l i n g e.

Die Königin Elisabeth schrieb an Heaton, Bischof zu Ely, wie folgt: „Stolzer Prälat! Ihr habt, wie ich hören muß, Euer Versprechen noch immer nicht erfüllt. Wißt also, daß ich, die Euch zu dem machte, was Ihr seyd, Euch wieder absetzen kann, und wenn Ihr nicht auf der Stelle Eurer Zusage nachkommt, bei — —! so werde ich Euch Euren Kittel sogleich ausziehen. Eure, darnach Ihr Euch betragt, Elisabeth."

Als in den Zeiten der französischen Revolution silberne Schnallen zum Geschenke für die Nation gesammelt wurden, ließ der Magistrat einer, wegen der ehrlichen Einfalt ihrer Einwohner bekannten Stadt für mehrere tausend Livres silberne Schuhschnallen — verfertigen, und sandte sie neu der National-Versammlung zu.

Haug.

Chapelain's Jungfrau von Orleans.

(Aus dem Lateinischen.)

Wort hält endlich Capellus, er bringt die erwartete Jungfrau;
Aber sein Zögern hat häßlich und alt sie gemacht.
L. Zunz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Im „Allgemeinen Anzeiger" (Nr. 108) ist über die „Eigenschaften eines guten Schullehrers" (besonders in Bezug auf Dorf- und Stadtschulen kleiner Orte) folgende Darlegung gegeben: „Ein Schullehrer muß keine Sinne haben; er muß nicht hören, wie lieblos man ihn beurtheilt; — nicht sehen, wie mancher Andere sein Geld mit Sünden verdient, während er im Schweiße seines Angesichts sein kärgliches Brod ißt; — nicht fühlen, wie gering man ihn achtet; — nicht schmecken seine schlecht zubereiteten Speisen, und überhaupt nicht schmecken wollen die Freuden des Lebens; — auch ist es (aus leicht erklärlichem Grunde) sehr gut für ihn, wenn er nicht riechen kann. — Eben so muß er kein Gewissen haben, um auch von Kindern, die nicht in die Schule kommen, das Schulgeld ohne Scham nehmen zu können. Dagegen ist ihm ein gutes Gedächtniß höchst nothwendig, um behalten zu können, aus welchen Kassen und wie lange er seinen rückständigen Gehalt zu fordern hat. — Ein guter Schullehrer muß heißes Blut haben, um in der Schule — keines Holzes zum Einheizen zu bedürfen. NB. In dem Wohnorte des Verf. wird die Schulstube aus der gewöhnlich leeren Stadt-Kasse geheizt. — Ein guter Schullehrer muß seyn ein guter Nachtwächter, um seine offenen Garten, Ställe u. s. w. vor Dieben zu schützen; auch muß er in Turn-Uebungen, im Balanciren u. s. w. gewandt seyn, um das Regenwaßer mit Geschicklichkeit auf zu fangen, welches durch das Dach in seine Wohnung dringt, auch den Steinen behend aus zu weichen, die beim Winde von seinen Gebäuden fallen. — Ein guter Schullehrer muß seyn wie ein Kameel, das lange hungern und viel tragen, auch viel auf einmal zu sich nehmen kann, wenn er einmal — irgendwo zu Gaste seyn sollte. — Ein guter Schullehrer muß immer in zerlumpten Kleidern gehen, damit die Jugend nicht verführt werde — ebenfalls Schullehrer zu werden. — Ein guter Schullehrer muß seyn ein Tausendkünstler, der den Kindern viel beibringet, auch — wenn sie nicht in die Schule gehen. — Ein guter Schullehrer muß seyn ein wackerer Kriegsmann, um sich gegen alle An- und Ueberfälle tapfer vertheidigen zu können, weshalb die sehr weise Einrichtung wieder eingeführt werden muß, alte gediente Unter-Offiziere und Soldaten zu Schullehrern zu machen, wobei zugleich noch ein anderer löblicher Zweck erreicht wird, diesen Leuten, ohne besondere Kosten, eine ruhige Versorgung zukommen zu lassen. — Wer solche Eigenschaften hat, der kann ohne weitere Umstände zum Schullehrer befördert werden; jedoch muß man ihm für's Erste nur eine ganz schlechte Stelle geben, weil er sonst leicht zu üppig wird. Auch braucht man sich mit seiner weiteren Beförderung nicht zu übereilen, indem die Geduld eine Haupteigenschaft jedes guten Schullehrers ist." — Man muß gestehen, daß die Leitenden in mannigfaltiger Art ermahnt werden, auf die Erziehung der Menge ein besseres Augenmerk zu richten. Vielleicht kommt man wirklich noch dahin, über die lernfähige Jugend so genaue Aufsicht zu führen, als über die waffenfähige, und für die Friedensschulen eben so zu sorgen, als für die Kriegsschulen; wozu der Himmel helfe! Dr.

Franz Horn sagt in seinem, eben (Berlin, bei Enslin) erschienenen Werke: „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818" (ein sehr anziehendes Werk!) auch Folgendes: „Sittlichkeit und Schönheit sind die beiden ewigen Offenbarungen eines Gemüths, sind die beiden Flügel der Seele, deren harmonische Bewegung das Ziel des Strebens seyn soll. Dieses Ideal wird freilich selten erreicht; doch wollen wir wiederholen: daß Schönheit ohne Sittlichkeit ein leeres Wort sey, und daß Sittlichkeit doch als möglich gedacht werden könne ohne Schönheit, daß sie sich aber im Laufe ihres Strebens immer mehr der Schönheit nähern müsse." Möcht' es im Leben und in der Literatur so seyn! —

Die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode" macht, bei Gelegenheit einer Beurtheilung von Castelli's Drama: „Die Waise und der Mörder" folgende Bemerkung: „Was sehr störend wirkt, ist die endlose Wiederkehr der Namen Viktorin und Valentin mit französischer Betonung, die bei Verschiedenen verschieden klingt und wovor sich der Zuschauer nicht retten kann; denn weicht er hier dem Viktorein, so stößt er auf den Valentein, und flieht er vor dem Valantain, verfolgt ihn wieder Viktorain, und kaum läßt ihn der Viktoreng, so packt ihn gleich der Valengteng, und nun jagt ihn der Viktorang und endlich auch der Valangtang." — In dem Mangel an Verabredung über die gleiche Aussprache eines Namens, bemerkt man es leider sehr oft: daß die Schauspieler hinter der Bühne stets „die feindlichen Collegen" aufführen.

Man hat bemerkt: daß gerade an demselben Tage, wo Kotzebue ermordet ward, ein Stück des Gemäuers des neuen Schauspielhauses zu Berlin einstürzte, dessen „Direktor" (!) er gewesen. (Journ. gén.) Die Bemerker sind sehr schlecht unterrichtet; wenn sie aber dergleichen zusammen suchen und Berlin mit heran ziehen wollten, hätten sie noch erwähnen können: daß an demselben Abende (am 23. März) in Berlin „Parthienwuth" aufgeführt wurde. Auch der Umstand: daß der Kaiser Paul von Rußland (Kotzebue's ehemaliger Peiniger) ebenfalls am 23. März Nachts (1801) ermordet wurde, ist den fatalistischen Schwachköpfen noch entgangen!! — sie würden sonst nicht ermangelt haben, auch hier ein arithmetisches Schicksal zu finden.

Bei der letzten Sitzung zu Coventry in England erschienen zwei Frauen; Eine davon war die Gattin eines reichen Pachters. Beide hatten bei einem Leinwandhändler Mancherlei für ihre Melkerei gekauft, als nach ihrem Weggehen der Kaufmann ein kleines Stück Baumwolle vermißte. Er lief ihnen nach und fand es richtig bei ihnen. Sie wurden sogleich vor den Richterstuhl geführt, und zwei Stunden darauf war das Urtheil erkannt, nach welchem die Eine als unschuldig frei gelassen, die Andere als schuldig „zum Tode" verurtheilt ward. (Journ. gén.)

In Frankreich heißt es im gewöhnlichen Leben, wenn man ein Faß Wein tragen sieht: „Da kommt Gesang!" Es könnte wohl richtiger heißen: „Da kommt der Zank!" (Journ. gén.)

Der persische Gesandte ist abgegangen; aber, Gott sey Dank! die asiatischen Ziegen sind angekommen! (Journ. d. Par.) Eine echt schmeichelhafte Zusammenstellung!

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 12. Mai. 78stes Blatt.

Die Träume. *)

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

I.

Sinnend saß Clotilde, die edle Fürsten-Tochter, an dem Marmor-Tische. Ihre Blicke fielen wechselnd auf die Zeichen des vor ihr liegenden Blattes und dann auf die, aus der reinsten Perlenmutter künstlich geschnittenen Figuren; aber wie sie dieselben auch fügte, die Zeichnung des Blattes wollte sich nicht gestalten. — In diesem Augenblicke trat durch die geöffneten Thürflügel Graf Apollinar herein, der begünstigte Freund und erste Rath ihres Vaters, des alten Fürsten. „Sollte man doch denken" begann er beim Hereintreten, „unsere hohe Herrin habe die erhabenen Gedanken auf die Geheimnisse jener dunklen magischen Kunst gewendet, wenn man nicht wüßte, daß sie bloß an einem anmuthigen Spiele sich ergötzt." — „Und an einem Spiele" sagte Clotilde, „das mir viele Unterhaltung gewährt. Sie sehen, die Zeichnung hier soll ohne Zweifel ein Schiff vorstellen, mit Segel und Ruder. Aber wie ich auch das reguläre und schiefe Viereck und die großen und kleinen Dreiecke zusammen passe, so fehlt noch immer etwas an der vollkommenen Aehnlichkeit der Figur und ich bekomme nicht Segel und Ruder." — „Da ist" sagte der Graf, der mit prüfendem Blick die Zeichnung ansah, „wohl leicht zu helfen. Vertauschen wir hier das große Dreieck mit dem schiefen Viereck —." — „Recht!" fiel Clotilde ein; „wie es doch oft nur einer Andeutung bedarf! Nun ist mir die ganze Figur klar, und sehen Sie, Sie sind der Magier, auf dessen einziges Wort nun das Schiff mit Segel und Ruder fertig da steht." — Und ein Blick tief in sein Inneres that sich dem Grafen bei dem Worte der Fürstin auf, und er erkannte in dem scheinbar zufälligen Spiel die wunderbare Lösung eines Spruches, an den — wie er nicht zweifelte — sein Schicksal geknüpft war und den er seit vielen Jahren, als ein für ihn selbst grauenvolles Geheimniß, in seiner Seele mit sich getragen hatte. Mächtig zogen ihn seine Gedanken nach innen, und es bedurfte der Berührung eines für ihn so anziehenden Gegenstandes, damit das Gespräch sogleich seine ganze Theilnahme wieder gewann. — Die Fürstin nämlich setzte ihrer Rede hinzu: „Doch, lassen Sie uns jetzt an die Clair-Voyante denken, von der Sie und unsere Oberhofmeisterin mir schon so außerordentliche Dinge erzählt haben. Wäre es nicht möglich, daß ich ein Mal, ohne erkannt zu werden, das Treiben dieser merkwürdigen Person mit ansehen könnte?" — Der Graf schlug vor, die Hellsehende auf das Schloß kommen zu lassen. Aber Clotilde wollte das nicht; sie sollte gar nicht wissen, daß sie vor der Fürstin sich befinde. Und nun setzte Apollinar aus einander, wie auch dieses ge-

*) Zusammengedrängtes Bruchstück des, bald (bei Köchly in Leipzig) zu habenden interessanten Werks: „Bilder aus dem inneren Leben", die zu dem Besten gehören, was sinnvolle Romantik eben bietet. Es sind sechszehn Erzählungen, verwebt mit Abhandlungen in Gespräches Form, welche, mit Bezug auf unsre Zeit, die Seelen- und Lebenskunde bereichern. Wer geistreiche Unterhaltung in der Lektüre sucht, wird sich hier nicht getäuscht finden. D. Herausgeber.

schehen, und die Fürstin, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, sich nach der Wohnung dieses seltsamen Wesens begeben könne. Denn in den Stunden, in welchen ihr magnetischer Schlaf ein zu treten pflege, kämen nicht selten Leute aus der Stadt zu ihr auf das nahe Dorf hinaus, um Zeugen ihrer merkwürdigen Reden und wundervollen Kuren zu seyn. . . . .

Bald war die Wohnung der Somnambule erreicht; ein ärmliches Haus, dessen Inneres aber, seiner engen Gänge und des uralten Hausrathes ungeachtet, durch einen gewissen Geist der Ordnung und größten Reinlichkeit wohlthuend ansprach. Das ziemlich geräumige Zimmer, in welches man trat, war nur von einem einzigen und noch dazu schwachen Lichte erhellt, und da dieses sich auf einem kleinen Tische in der, von der Thür am weitesten abgewendeten Ecke befand, so ließ es den Theil des Gemaches bei dem Eingange in halber Dämmerung. Hier blieben die Eintretenden stehen, die Damen dicht in ihre Schleier, ihr Begleiter in seinen Mantel gehüllt, was bei den noch immer kalten Frühlings-Abenden nicht auffallen konnte. — Und jetzt that sich die Thür auf, und von dem Arzte geleitet, trat die Somnambule an der Fürstin und deren Begleitung, ohne diese zu beachten, vorüber nach der Tiefe des Zimmers gegen das Licht hin. Es war eine lange, hagere Gestalt, von bleicher, krankhafter Farbe, aber nicht unbedeutenden und wirklich schönen Zügen, in denen aber immer mehr eine gewisse Unruhe sichtbar zu werden anfing. Sie stand wie ermattet und in tiefem Schmerze da; der Arzt fragte sie: ob ihr etwas fehle? — „Ach!" erwiederte sie, „mir nicht, dem armen Vater — wie mir schwindelt vor den Blicken! — O, haltet, stützt!" — In diesem Augenblicke hörte man außen ein Geräusch, wie von dem Sturze eines zur Erde sinkenden Menschen, und zugleich drang aus einem nahen Gemache der Angstruf nach Hülfe herüber. Alle eilten hinaus, die Kranke, die auf einen Lehnstuhl hingesunken war, ihrem Arzte überlassend. Doch bald kehrten Einige und dann auch die Andern mit der Nachricht zurück: der Beklagenswerthe, ein alter, treuer Diener des Staats, sey, durch die übermäßige Anstrengung des Tages erschöpft, da er bei seiner großen Dürftigkeit der nöthigen Stärkung entbehre, von dem Stuhle, auf dem er saß und schrieb, ohnmächtig auf den Boden nieder gestürzt, doch ohne, zum Glück, sich zu beschädigen. Dabei äußerte man laut sein Bedauern: daß ein so treuer Diener nach den vieljährigen Diensten, die er dem Staate geleistet, so wenig von diesem bedacht werde. — Doch jetzt erhob sich die Somnambule von ihrem Sitze, und, wie von einer inneren Macht getrieben, wankte sie mit unsicherem Schritte vor Clotilden hin, mit halb lauten, nur der Fürstin verständlichen Worten ihr zuflüsternd: „O, mache wahr den Gedanken, der nun in Deiner Seele ist! Hilf dem Vater, meinem, und enthebe dann auch den Deinigen der lastenden Sorge an dem fernen Ziele." — Clotilde nickte ihr stille Erhörung zu, zugleich mit der, nach ihrem Munde gewendeten Hand Schweigen gebietend, und alsobald entfernte sie sich, indem sie ihre Begleiterin nach sich zog, aus den neugierigen, nun nach ihr gewendeten Blicken der noch anwesenden Personen. Der Graf war, wie man es verabredet hatte, zurück geblieben, als ob er nicht zur Gesellschaft gehöre, um bald darauf dem Wagen der Damen, wie er genahet, zu Pferde nach zu folgen.

II.

Laut rauschte am nächsten Morgen schon in dem hellsten Sonnenlichte das Getümmel der Stadt, und der Graf wandelte sinnend mit großen Schritten durch seine Gemächer hin; da zog ihn ein leises, wiederholtes Pochen aus dem Gewinde seiner Gedanken. Sein Geheimschreiber Sulpizius trat herein. Er lächelte fein und behaglich, verkündend: daß er in freudigem Dienste komme, seinem Herrn zu überreichen, wofür das ganze Land dem Himmel ein Dankfest feiern werde. — Apollinar erbrach überrascht ein dargereichtes Papier, und nachdem er den Inhalt desselben gelesen, rief er in freudigem Staunen aus: „So ist denn wirklich auf das gestern eingetretene Zeichen auch heute die Erfüllung schon gefolgt! — Nun" fügte er wohlwollend hinzu, „hoffe ich bald im Stande zu seyn, Dir einen Beweis geben zu können, daß ich Deine langen und treuen Dienste zu lohnen weiß." — Aber Sulpizius entgegnete: wie es sein höchster Lohn sey, und er keinen andern begehre, als fortdauernd der Huld und des Vertrauens seines Herrn zu genießen. — „Du hast recht, lieber Sulpiz!" erwiederte der Graf; „wie den Andern kann ich Dir nicht lohnen; aber Du sollst etwas Größeres von mir empfangen. Du hast wohl gelächelt, wenn ich mit Dir von den Sternen redete, die unsere Schicksale leiten, und meintest: ein weltkluger Sinn sey die beste Schicksalsmacht in den irrdischen Dingen. Du magst es wohl für eine besondere Geneigtheit des Fürsten und seiner Tochter achten, daß sie jetzt zu so hoher Stelle mich bestimmten; aber siehe, vor vielen Jahren schon war dies voraus bestimmt oder vielmehr vorher verkündet; denn bestimmt war es schon seit dem Anbeginn aller Dinge. Aber sprich, Du erinnerst Dich des Grafen Vitalis?" — „Wie sollte ich das nicht?" entgegnete der Geheimschreiber; „hat er doch eben so, wie mein Herr, frühe mich seines Vertrauens gewürdigt." — „Nun" fuhr der Graf fort, „so weißt Du, er war so gut wie mein Bruder, der Sohn der Schwester meiner Mutter, und nur um einen Monat älter als ich. Unsere Mütter waren durch das innigste Band der Liebe schon frühe gekettet; sie waren mit einander

aufgeblühet, und weil sie es kaum zu tragen vermochten, für immer getrennt zu leben, so hatten sie unsern Vätern, denen sie an einem Tage ihre Hände reichten, zur Bedingung gesetzt: alle ihre Macht auf zu bieten, damit sie, die jetzt scheiden mußten, so bald als möglich ein Ort wieder zusammen führe. Und das gelang denn auch dem vereinten Bemühen ihrer Gatten schnell, die sich gegenseitig nicht minder auf das innigste zugethan waren, als ihre Frauen. Und nicht nur denselben Wohnort, sondern auch dieselbe Wohnung sollten sie mit einander theilen. Es war dies ein weitläuftiges Gebäude, das kurz zuvor noch ein Kloster gewesen. Wir Beide mochten damals etwa das erste Lebensjahr erreicht haben, und wurden mit um so größerer Sorge von unsern Eltern erzogen, da wir die einzigen Söhne waren, und unsere Mütter uns zwar noch mehrere Schwestern, aber nie wieder einen Bruder schenkten. Die gemeine Sage wollte dies einem Fluche Schuld geben, den bei Aufhebung des Klosters ein Mönch über dasselbe sprach: daß an dieser Stätte nie solle ein Kind männlichen Geschlechts geboren werden. Doch, was auch an dieser Sage sey, eben jener Mönch, der durch sein seltsames Wesen sich auszeichnete, hatte nie sich entschließen können, in die menschliche Gesellschaft, von der ihn sein Gelübde los geschieden, zurück zu kehren; er lebte einsam in dem Gebirge, wo er, ohne seine Ordenstracht ab zu legen, in einem kleinen Hause wohnte, das er sich bei einer, in dem Walde befindlichen uralten Kirche, zu der, um ihrer Heiligkeit willen, noch jährlich Wallfahrten geschehen, hatte erbauen lassen. Oefter kam er in unsere Wohnung, und obgleich ihn stets ein Entsetzen anwandelte, das heilige Haus zu weltlichem Gebrauche entweihet zu sehen, so schien ihn doch immer wieder eine geheime Sehnsucht nach demselben hin zu ziehen. Mit mir that er gewöhnlich sehr freundlich, aber meinen Bruder — denn als Brüder betrachteten wir einander — beachtete er gar nicht. Die Vernachlässigung ihres Kindes, das durch seine große Lebhaftigkeit und sein einschmeichelndes Wesen gewöhnlich vor mir, der ich mehr ernst und still war, Gunst fand, schmerzte aber dessen hierdurch schon verwöhnte Mutter um so mehr, als sie selbst eine sehr große Meinung von den Vorzügen des Knaben hatte, der damals etwa fünf Jahre alt war. Als daher wieder einmal der Mönch, oder wie er bei uns nur hieß, der Waldbruder kam, und mich, der ich stumm und unfreundlich in der Ecke stand, durch Bilder, kleine Ringe und andere Geschenke, die er mir darreichte, zu sich hin zu locken suchte, während er Vitalis, der zu ihm getreten war und mit liebkosenden Worten um diese Gaben bat, gar nicht zu beachten schien, so konnte dessen Mutter ihren Unmuth nicht unterdrücken, und tadelte ihn geradehin: wie er doch gegen das eine mürrische Kind so alle seine Gunst verschwenden könne, indessen das andere freundliche eine kleine Gabe umsonst heische und er für dessen große Liebenswürdigkeit gar kein Auge zu haben scheine. — Aber der Waldbruder sah sie finster an, und in seiner Art, kurz und abgebrochen zu reden, fuhr er heraus: „Früh lieblich, früh welk! Ich hab's im Traume gelesen: „„der Tag, da diesen die Tiefe verschlingt, wird jenen hoch erheben!"" — Von dieser Zeit an kam der Mönch nie wieder in unser Haus, und Niemand gedachte weiter dieser Rede, als eine alte Dienerin, welche sie in ihrem gläubigen Herzen aufbewahrte und mir sie später erzählte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Lese-Früchte.

Dem ersten deutschen Grammatiker, Valentin Ickelsamer, war das Semikolon noch ganz fremd.

Baron hieß in der alten gothischen Sprache der Teufel, in der lombardischen ein Landläufer.

Bei Andreas Gryph's Trauerspielen heißen die Akte Abhandlungen, die Scenen Eingänge, die Chöre Reyen. Fr. Raßmann.

Denksprüche aus Minnesängern.

8.

Einfalt geziemet der Minne wohl,
Die ohne Winkel stehen soll;
Der Winkel, der bei Minne ist,
Der heißet Angst und Hinterlist.
Die Weite ist der Minne Kraft —
Denn ihre Kraft ist unendhaft;
Die Höhe ist der Minne Muth,
Der sich auf zu den Wolken thut;
Ihm ist auf Erden nichts zu viel,
Dieweil er sich erheben will
Dahin, wo sich der Tugend Schooß
Zusammen wölbet in ein Schloß.

(Gottfr. v. Strasburg.)

9.

Würde und Neid, die Beiden sind
Wie eine Mutter und ihr Kind.

10.

Wo Weib durch Minne missethut,
Kam's nur von Mannes Liebesgluth.

11.

Ein Freund ist besser nahe bei,
Denn in der Ferne ihrer Drei.

Fr. Krug von Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Parturiunt montes! — dachte ich, als ich das Büchlein: „Reseda" des Grafen Sermage zum mindesten ein Dutzend-Mal angekündet las, ohne daß es erschien. Jetzt, da dies endlich geschehen, kommt mir wider allen Willen der Ergänzungstheil jenes Sprüchwortes zu Sinne. Das bisher an's Licht gekommene erste Bändchen dieses „Reseda-Büschchens" besteht aus 9 Bogen, oder um mich ebenfalls botanisch aus zu drücken, aus 9 Blättern — aber das Erschließen und überhaupt das Wachsen der angekündeten Blüthe müssen wir erst erwar-

ten. Zwei „Erzählungen“, deren erste „zu Hör (?) und Lehre (!)“ dienen soll, taugt weder zu dem einen, noch zu dem andern; die zweite: „Dichters Abentheuer“ läßt den Dichter alle Hundstitel passiren, und findet darin eine gar schöne Aehnlichkeit zwischen Dichter und Windspiel: daß Einer nach Gedanken, das andere nach Hasen jage. Wir wünschten auch diesem Verfasser: daß er lieber nach Hasen jagen möge, da es mit den Gedanken nicht geht. Etwa zwei Dutzend Gedichte sind, vielleicht „Vier Epochen der Geschichte“ (S. 104) ausgenommen, sehr flach. Die Krone dieses Werkchens aber macht das Drama in einem Akt: „Sühnung“. Man höre, was der Verfasser in der Vorrede hierzu sagt: „Zwei Sterne erster (!?) Größe haben mir vorgeleuchtet auf dem Wege, den ich durch Verfassung des nachstehenden Gedichtes betrat: Werner's 24ster, so wie Müllner's 29ster Februar! u. s. w.“ Bedarf es da noch Anmerkungen über das Werk? Wohl hätte man darin, ohne des Verfassers Bemerkung, den naßkalten Februar und die Schuld erkannt, denn der Karrikatur-Knabe Paul ist Otto, und die vorletzte Scene der letzte Auftritt der Schuld. Gleich Müllner hat Sermage auch die Betonungsworte durchschießen lassen, wahrscheinlich weil er zweifelte: daß es noch Leute giebt, die lesen können. In der Vorrede hat der Verfasser seine eigenen (?) Ideen vom Schicksal ausgesprochen, aber in einem höchst leeren Gewäsche nur Schicksal und Tod zum Erbarmen verwechselt. In seiner Tragödie sollte der Held am Leben bleiben und ewig, wie der ewige Jude, gemartert werden. Daher wurden auch für die „Sühnung“ zwei (!) Ausgänge gefertigt — ein menschlicher und ein — unmenschlicher! Rouge ou noire? Den ersteren macht der Vater, sprechend:

„Ja, ich gebe dir mein Kind!
Doch das soll dir ewig nagen
An dem Herzen, daß du sagen
Mußt: ich hab' es nicht verdient!
Deines Hauses stille Freuden
Wandeln sich für dich in Leiden,
Denn du hast sie nicht verdient!
Ird'sche Rache war zu klein,
Dennoch sollte Strafe seyn —
Drum mußt' ich zur Gottheit (!) mich erheben —
Und des Himmels Rache heißt vergeben!“

In dem unmenschlichen Ausgange sterben aber Alle, warum? weiß kein Mensch, zum mindesten kein vernünftiger. Der Vater sagt demnach:

„Wenn Alle deine Faust erschlug,
Dann, Schicksal, hast du erst genug!! —

Die Leser haben wohl schon lange genug gehabt. Aber es ist in diesen Zeiten der literarischen Dürre recht nöthig, die hier und da aufschießenden Pflanzchen an zu sehen, von was Art sie seyen. Vielleicht bringt der zweite Band Besseres; nur glaube der Verfasser nicht: daß man darum schon ein Künstler sey, wenn man sich selber ein Paar Mal so nennt. (S. 185. 205.) — Ich habe mit der hiesigen „Theater-Zeitung“ (Bl. 45) durch einige meiner Bemerkungen im „Gesellschafter“ eine Aufforderung zu einem Zwiste erhalten. Herr Berling hält sich, bei Gelegenheit der Erwähnung: daß „Nathan der Weise“ von ihm beschnitten worden sey, über Nennung seines Namens auf. Was nützt wohl der Aerger über eine Sache, die man selber angerichtet hat? Ueber den „Gesellschafter“ selbst bringt er längst vergessene Plattheiten wieder zur Welt, und spricht gerade wie Einer, der diese Zeitschrift zum ersten Male sieht. Was nun Hr. Bäuerle weiter gesprochen, sind — —; diese aber sind zum mindesten nicht meine Waffen. *) — — Der Unternehmer der empfehlenswerthen „Zeitschrift für Kunst“ u. s. w., Hr. Schikh, hat schon lange einen Preis von 25 Dukaten sammt 10 Dukaten Accessit für die beste prosaische Erzählung festgesetzt; das ist recht löblich und vielleicht ermunternd. Der „Janus“ macht sich über die Frage lustig: ob bei der Beurtheilung lediglich ein Präsident ohne Räthe zu Gericht sitzen werde? — Dem Vernehmen zufolge wird der bisherige verdienstvolle Redakteur dieser Zeitschrift, Hr. Bernard, dies Geschäft niederlegen; die Behauptung aber: daß Hr. Schikh die Redaktion in eigener Person verwalten werde, scheint wohl ungegründet. — Unter der Leitung des Grafen Pálffy beginnt sich hier eine lithographische Anstalt zu bilden, welche alle früheren übertrifft. Ich habe das Porteseuille derselben zur Einsicht erhalten, und konnte nicht genug über die ungemeinen Fortschritte erstaunen, welche diese Kunst in so kurzer Zeit machte. Da verschwinden (?) alle Münchner (?), Basler, Hanauer und Mannheimer Steindrücke. Die Reinheit des Stiches und jene des Druckes lassen diese Bilder nur mit dem geübtesten Blick vom Kupferstich unterscheiden, in ihrem Fortschreiten dürfte uns diese Kunst sogar jene des Stichs in Kupfer theilweise sehr entbehrlich machen, ja in Bezug auf die milde Beleuchtung der Gegenstände den Vorzug (?) behalten. Es sind bereits aus jedem Zweige der Stichkunst Versuche vorhanden, die bis jetzt nur zu wenig Publizität erhielten, um allgemein gewürdigt zu werden. Nächstens erwartet man ihre öffentliche Bekanntmachung. Das Verhältniß der Preise ist außerordentlich verschieden: so kann der Stich desselben Gegenstandes in Kupfer 1200 Gulden C. M. kosten, während er in Stein nur 50 — 60 Gulden W. W. beträgt. — Man arbeitet bereits ununterbrochen an dem Kasten, welcher zum Behufe der Erbauung des Mittelpfeilers der neuen Schlagbrücke versenkt werden soll. Er wird nach dem Muster desjenigen gezimmert, den Wiebeking in Baiern, mit Ochsenhäuten umzogen, errichtete. Der Kasten ist aus Kieferbalken gebauet, die Ritzen werden mit Fluß-Moos und andern Materialien gegen den Andrang des Wassers geschützt. Sonach soll er mit einer ungeheuren Steinlast gefüllt und auf die Köpfe der Piloten gesenkt, diese durch seine natürliche Kraft in die Erde drückend, endlich ganz auf dem Flußgrunde fest zu stehen kommen, worauf er geleert und der Bau des Pfeilergrundes darin begonnen werden soll. — Ein Herr Gemler soll ein Bühnenstückchen unter dem Titel: „Deutsche Rache“ geschrieben haben, welches, der Aufschrift zufolge, an das, von der Censur zur Aufführung nicht zugelassene Theater-Gedicht „Die Rache“, von F. v. Schlechta, mahnet. Man ist hier und da indiskret oder besser unbesonnen genug, von einem Plagiate zu schwatzen, ohne eines dieser beiden Manuscripte eingesehen, noch viel weniger aber, sie verglichen zu haben. Wenn das Gerücht wahr sagt: daß Schlechta seine Jugend-Arbeiten dem Druck übergeben werde, so dürfte auch dieser Gegenstand ehrlich beleuchtet werden. — Neben der erwarteten Aufführung des romantischen Schauspieles „Turturel“ soll auch das, schon so lange erhoffte Lustspiel: „die hinkenden Liebhaber“ von Dilg, endlich im Hoftheater erscheinen. — Herr Rozier hat uns bereits ein großes neues Ballet: „Ossian“ zu seinem Beneфize angekündet. Es wird viel kosten, das unselige Andenken an „Achilles“ zu verscheuchen.

— * —

*) Der geschätzte Einsender hat hier noch den Nachsatz: „Darum kein Wörtchen je mehr über dieses Blatt“. Ich habe ihn aber (wie auch einige zu derbe Worte vorher) gestrichen, weil so etwas selten ohne Ausnahme bleibt. — Ließ der Hr. Beschneider des „Nathan“, dessen erwähnten Aufsatz ich nicht gelesen habe, wirklich längst vergessene, aus Scheelsucht entstandene Plattheiten wieder nachdrucken, so hätte er damit den Beweis geführt, daß er es sich zutrauen darf: in Plattheiten auch originell zu seyn. Wenn es ihm aber etwa in den Sinn kam, dem „Gesellschafter“ die Ehre kürzen zu wollen, so hat er bei diesem Vorhaben den Herausgeber der „Theater-Zeitung“ selbst zum Gegner, indem derselbe schon mehrmals Correspondenz-Artikel des „Gesellschafters“ nachdruckte, ohne die Quelle an zu geben; über welchen Umstand Hrn. Bäuerle die Bestätigungen gewiß einfallen und der Unbefangene leicht unterrichtet werden kann. G. z.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 14. Mai. 79stes Blatt.

Brief vom Pabst Clemens dem Vierten.

Im zweiten Theile des, von den Benediktiner-Mönchen Dom Martenne und Dom Dürand herausgegebenen „Thesaurus novus Anecdotorum" befindet sich eine Sammlung von 711 Briefen des Pabstes Clemens IV., die einen höchst edlen Charakter entwickeln. Man sieht aus diesen Briefen, daß Clemens von Empfindungen wahrer Frömmigkeit durchdrungen und bemüht war, über die Ausübung der geistlichen Disciplin eifrig zu halten; daß ihm die Unglücksfälle des heiligen Landes zu Herzen gingen und er alle Mittel aufbot, den dortigen Christen ihre Lage zu erleichtern; daß er ein vortreflicher Rathgeber, uneigennützig, großmüthig und ein theilnehmender Freund war; daß er Jedermann zur Tugend ermahnte, und die Bettel-Mönche zwar unterstützte, aber ihren Unordnungen nicht nachsah. Er vermied allen Pomp und Aufwand, so wie alle überflüssigen Ausgaben, die seine Person betrafen; dagegen unterstützte er diejenigen Cardinäle, welche ein geringes Einkommen hatten, und überhaupt alle die, welche, seiner Meinung nach, auf Almosen aus den geistlichen Gütern Anspruch machen konnten. — Gleich nach seiner Gelangung zur päbstlichen Würde erließ er an seinen Neffen, Peter von St. Gilles, folgenden Brief:

„Während sich mehrere Personen über meine Erhebung auf den päbstlichen Stuhl freuen, bin ich der Einzige, der, indem er das Gewicht der Würde fühlt, die man mir aufgeladen hat, eine Veranlassung zu Furcht und Thränen gerade in dem findet, was Andere zur Freude stimmt. Was Dich betrift, mein lieber Neffe, so kennst Du meine Gesinnung, und so wirst Du jetzt noch bescheidener seyn, als Du vor meiner Erhebung warest; denn eine Würde, die mich so sehr demüthiget, darf meine Blutsverwandten nicht aufblähen, zumal wenn sie bedenken, daß die Ehre dieser Welt in einem Augenblicke vergeht und wie der Morgenthau verschwindet. Weder Du, noch Dein Bruder, noch irgend einer Eurer Verwandten, soll, ohne meine ausdrückliche Erlaubniß, zu mir kommen, weil der von Euch, der diese Vorschrift nicht befolgte, voller Verwirrung wieder weg zu gehen genöthigt seyn würde, ohne das, was er wünschte, erlangt zu haben. Möge meine neue Würde Deine Schwester nur nicht etwa auf die Gedanken bringen: daß sie jetzt sich vortheilhafter verheirathen könne, als zuvor; denn hierzu werde ich ihr nicht behülflich seyn und ihren Wahn keinesweges unterstützen. Wenn sie den Sohn eines simplen Edelmanns heirathet, so verspreche ich ihr eine Mitgift von 300 Pfund; heirathet sie aber einen Mann von höherem Stande, so darf sie sich von mir auch nicht auf einen Heller Rechnung machen. Halte dies geheim und sag' es nur Deiner Mutter. Auch muß ich Dir sagen, damit Niemand von unsrer Familie sich meiner Ernennung zum Pabst überhebe: daß Mabille und Cecilie keine anderen Männer heirathen sollen, als solche, die sie genommen haben würden, wenn ich ein bloßer Mönch wäre. Besuche Gillie, und sag' ihr von meinetwegen: daß sie ihren Aufenthalt nicht verändern, sich eben so simpel als bisher kleiden, und für Niemand eine

Vorbitte bei mir anbringen möchte; denn ein solches Gesuch würde dem, für welches sie es einlegte, nichts nützen, der hingegen, die es anbrächte, nachtheilig seyn. Im Fall man ihr etwa Geschenke machen wollte, um bei mir eine Gunst zu bewirken, so muß sie diese ausschlagen, wenn sie anders meine Zuneigung sich erhalten will. Grüße Deine Mutter und Deine Brüder von mir."

Wie sehr sticht das Betragen der mehresten andern Päbste, selbst noch des letzten, Pius VI, gegen ihre Verwandten mit diesem Beispiele ab! Nur allein Clemens XIV. (Ganganelli) darf die Vergleichung mit Clemens IV. nicht scheuen. v. Göckingk.

Die Träume.

(Fortsetzung.)

„Du wuchsest mit uns auf; nach vollendeten Studien weihtest Du Dich den Geschäften des friedlichen Lebens; wir Beide gingen, da eben ein Krieg ausbrach, mit ins Feld, um auch in dieser Laufbahn uns zu versuchen. Wir rangen, nicht die Letzten zu seyn; Keiner that mir es zuvor, er nur ließ mich hinter sich zurück. Als der Friede erkämpft war, traten wir auch in den bürgerlichen Wirkungskreis ein und Du kamest in meine Dienste. Leicht schritten wir, außer unserem Eifer durch ein bedeutendes Vermögen und den Einfluß mächtiger Freunde unterstützt, von einer Stufe zur andern zu immer größerer Höhe hinan. Aber hier wenigstens hielten wir gleichen Schritt mit einander, und schon standen wir dem Throne des Fürsten nahe, als durch den Tod des ersten Ministers dessen Stelle erledigt wurde. Ich werde mich um diesen Posten bewerben, schrieb mir Vitalis; thue auch Du das Gleiche; denn nur Dir gönne ich ihn außer mir. Laß uns versuchen, schloß er spottend — denn auch er verlachte mich oft um meines Glaubens willen: — ob meine Freunde oder Deine Sterne mächtiger seyn werden. — Aber diese unsere gemeinsame Bewerbung um gleiche Macht und Ehre störte im geringsten unsere Freundschaft nicht. Wir machten in dieser Zeit zusammen eine Reise nach einem Gute meines Freundes und genossen in großer Heiterkeit der schönen Tage auf dem Lande. — Einst hatten wir uns in Gesprächen weiter als gewöhnlich entfernt; unbemerkt stieg ein schweres Wetter über uns auf. Wir suchten das Landhaus zu erreichen; schon sahen wir es vor uns, nur noch ein ziemlich geräumiger See, auf dem zu fahren es Vitalis besonderes Vergnügen gewährte, lag in der Mitte. Ich rieth, diesen zu umwandern; eine unbegreifliche Beängstigung hatte mich bei dem Anblick der Wasserfläche befallen, die unter dem dunklen Gewölke, das sich von oben darin spiegelte, zu einer schwarzen, grundlosen Tiefe schien geworden zu seyn. Vitalis bestand auf dem geraden und kürzeren Wege über den See und schnell war er in dem Kahne und hatte das Ruder gefaßt, ungeduldig mahnend, daß ich zu ihm hintreten möge. Ich gab endlich seinem Zureden nach; aber so wie wir über den dunklen Wasserspiegel hinschwebten, erhöhte sich meine Angst, und kaum, daß wir zwanzig Schritte uns von dem Ufer entfernt hatten, fiel mir der Traum des Mönchs ein. Ich drang darauf, zurück zu kehren; er versicherte jedoch, durch seinen Muth und seine Kunst auch dem Sturme gewachsen zu seyn. Da ich endlich keine anderen Beweggründe mehr wußte, erzählte ich ihm den Traum des Alten selbst. Er lachte darüber und fragte mich: wie ich den Muth haben könne, mich an das Steuer des Staates stellen zu wollen, da ich es nicht wage, über einen See zu steuern? ja, gar durch das Gerede eines alten Weibes mich schrecken ließe, die erzähle, was der Mönch vielleicht nie gesprochen, was aber an und für sich gleich unwichtig sey, ob es aus dem Wahne eines alten Weibes oder dem verwirrten Gehirn eines schwachen Waldbruders hervor gegangen. Aber in diesem Augenblick brach der Sturm mit großer Gewalt los. Von unsern Dienern waren, während dies vorging, mehrere aus dem Landhause nach dem jenseitigen Ufer geeilt; man rief um Hülfe, aber Keiner getraute sich, den dort liegenden Kahn zu besteigen, weil ihn Keiner zu führen verstand. Wir behaupteten uns indessen mit großer Anstrengung; aber immer furchtbarer hallte der Donner, immer mehr gewann der Wind Macht, und wir vermochten endlich mit unsern erschöpften Kräften nicht mehr zu widerstehen. Schon von dem Ufer nicht mehr ferne, wurde unser Kahn plötzlich umgeworfen, und wir sanken mit einander unter. — Als ich wieder zu meinem Bewußtseyn gelangte, fand ich mich in meinen durchnäßten Kleidern an dem Rande des Sees; der Arzt aus dem nahen Landstädtchen war um mich beschäftigt. Es waren endlich Leute herbei geeilt, die den Kahn zu leiten wußten, und hatten, von mir unbemerkt, mich in dem Augenblicke des Sinkens erreicht. Schnell war ich wieder zu mir selbst gekommen; das Gewitter hatte nachgelassen, es regnete nur noch. Aber wo ist Vitalis? war meine Frage. — Noch hatte man seine Leiche nicht aufgefunden. Ein unaussprechlicher Schmerz befiel mich. So hat er denn, seufzte ich in mir selbst, durch seinen Unglauben sich dem Abgrunde geweiht! — Alle Erschöpfung des Körpers mußte dem Ringen des Geistes weichen. Keine Warnung vermochte mich ab zu halten, selbst den Kahn wieder zu besteigen, und wir fanden nun schnell unfern von dem Ufer die Leiche. Kaum war diese nach dem Landhause gebracht, als ein Reitender aus der Hauptstadt mit der Nachricht anlangte: daß Vitalis zum Minister ernannt sey. Er war nicht mehr. Da man aber allein zwischen ihm und mir geschwankt hatte, so erhielt ich nun die erledigte Stelle, und so hat der

Tag, der Jenen in die Tiefe versenkte, mich in die Höhe erhoben, und ist spät der Spruch des Schicksals, wie dieses in des Mönchs tiefem Gemüthe sich voraus verkündete, in Erfüllung gegangen" — „Wunderbar!" rief Sulpizius; „in der That höchst wunderbar! Aber doch ließe sich hier immer noch ein großer Theil des Zusammenhanges der Dinge dem Zufall beimessen!" — „Dann gewiß nicht mehr" entgegnete Apollinar, „wenn Du auch das noch Wunderbarere vernehmen wirst. Denn sieh', Sulpiz, eben in jener Nacht, da ich das Diplom vom Fürsten erhielt, erschien mir in einem Gesichte der Alte. Sein ganzes Antlitz leuchtete und ein Schein fiel auf ein Buch, das er geöffnet vor sich hielt, und das in der Dunkelheit sein Licht eben durch den Strahl aus den Augen des Alten erhielt. Er las in wenigen Sprüchen die Geschichte meines Lebens, so weit ich es vollendet hatte; dann fuhr er fort: „„Noch geht Dein Lauf hinan, und wenn Du Ruder und Segel verleihen wirst dem Fahrzeug, von der Hand einer schönen Frau erbaut, wird abermals Deine Bahn eine Stufe höher hinan führen, bis —"" — aber nun begann der Vorleser zu stocken und versuchte vergeblich, das jetzt folgende Wort aus zu sprechen, und je verworrener seine Laute wurden, um so mehr trübte sich das Licht, das von seinem Angesicht leuchtete, und die Erscheinung erlosch endlich gänzlich in der Dunkelheit. — Eben so ward mir in der zweiten Nacht das Traumgesicht; bei demselben Worte stockte er und die Erscheinung verschwand. Aber auch in der dritten Nacht kehrte sie zum dritten Male wieder, und jetzt leuchtete das alte, seltsame Gesicht besonders hell; der Mönch sprach mit wunderbar starker Stimme; bei jener Stelle folgte nur ein augenblickliches Stocken und aus seinen Augen ein Zücken, wie das eines Blitzstrahls, aber die Verkündigung ward vollendet. — Sieh, Sulpiz, jene Worte des zweiten Gesichts könnten recht erscheinen, wie das verworren zusammen gefügte Gebilde eines Traumes; aber auch das Geringste ist nicht unwichtig in der Kette der Dinge und kann die Anregung zu großen Ereignissen werden. Du kennst das Spiel, das jetzt in unsern Zirkeln so beliebt ist. Unsere Fürstin zeigte ein besonderes Interesse dafür, und um ihretwillen habe ich es meiner Aufmerksamkeit nicht unwerth gehalten. Auch gestern treffe ich sie damit beschäftigt; ein Schiff, sagte sie, soll diese Figur bedeuten, aber wie demselben Segel und Ruder geben? Ich hatte die Zusammenfügung des Ganzen schnell durchschaut; gestern empfängt das von der Hand der schönen Frau erbaute Fahrzeug durch mich Segel und Ruder, und heute empfange ich das Diplom von unserm gnädigen Fürsten, das mich wieder um eine Stufe der Höhe näher rückt." — „Wunderbar!" rief hier Sulpizius aus; „über alle Wunder wunderbar! Indessen — wer zweifeln wollte, könnte immer noch einen gewissen Zusammenhang der Ideen zwischen dem Kahne bei der unglücklichen Fahrt auf dem See und dem Schiffe des Traumes finden, und — so dünke ihn — die Vollendung der dritten Verkündigung, die gewiß gleich geheimnißreich sey, müsse dem Ganzen das Siegel der Wahrheit aufdrücken." — „Ja wohl" sagte der Graf, „ist auch diese höchst wunderbar. Bis, sagte der Mönch — doch" unterbrach sich selbst schnell der Graf, „dies darf nicht verkündet werden vor seiner Vollendung, soll diese nicht selbst dadurch unmöglich werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Altdeutsche Witzreden.

Joachim Minsinger v. Frundeck, Doktor der Rechte, aus einem altadelichen, schweizerischen Geschlechte entsprossen, bemerkte: daß sein Weib es ungern hörte, wenn er Herr Doktor oder Herr Kanzler angeredet wurde. — „Liebes Weib!" wandte er sich an sie; „laß mir den Kanzler und Doktor passiren, denn sie haben mir den Edelmann wieder zurecht gebracht."

Ein Herr von Limpurg kam einst zu Herzog Christoph von Würtemberg, während derselbe mit seinen Hofleuten bei Tafel saß, wobei tüchtig gezecht wurde. — „Hier sitzen wir nun" sprach der Herzog, „bei unseren Schäflein" — „Die Ihr" setzte Limpurg hinzu, „wenn auch nicht wohl weidet, doch wohl tränkt."

Ein Schulknabe ward gefragt: welches Thier dem Wolfe am ähnlichsten wäre? — „Die Wölfin!" gab derselbe zur Antwort.

M. Bondi.

Anklänge.

55.

So lang' es Lehren giebt,
Die kein Vernünft'ger glaubt,
So lang' ist wahres Heil
Der Menschheit noch geraubt.

56.

Der, den nie Sorg' umbannt,
Wird nie zum Ausweg streben,
Wen Erdenlust umwand,
Zum Himmel nie sich heben:
Doch nur, wer ihn erkannt,
Dem wird er einst gegeben.

57.

Zu Nichts verrann dir mancher Plan
Und manch Erworb'nes ging verloren;
Doch hat dies stets auf deiner Bahn
Dir neue Thätigkeit geboren:
So gabest doch nur für Gewinn
Gedanken und Erwerb du hin.

58.

Bist du, weil rings dir Tücke droht,
In eines Teufels Macht gegeben,
Wird Gott, der Zeuge deiner Noth,
Auch vielfach deine Kraft beleben;
Drum frisch nur, wie das Recht gebot,
Du schlägst mit Gott den Teufel todt!

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Herr Genze, Regisseur vom Brünner Theater, trat als Gast in „Wallenstein“ und in dem „Essighändler“ in den Rollen gleiches Namens auf. Ein kräftiges männliches Organ und gute Theater-Figur empfehlen ihn. Man zollte beiden Vorstellungen den verdienten Beifall; doch konnte Hr. G. als Wallenstein, im Verhältniß zu unserem wackeren Graff, der seit Jahren in Besitz dieser Rolle ist und dazu von Schiller selbst noch gebildet wurde, nicht ganz genügen. — Noch immer quält man uns mit der zu oft wiederholten Oper „Cyrus in Babylon“ von dem lustigen Rossini. Wozu so fader welscher Singsang? Haben wir denn nicht brave deutsche Opern genug? — Einstudirt wird: „Alexander“, ernsthafte Oper von Peucer, Musik vom hiesigen Kammermusikus Gotze. Die Erstlingsgabe eines jungen talentvollen Künstlers, der auch als wackerer Violinist (Schüler von Rhode und Kreutzer) längst bekannt ist. Ich habe — Sie werden mich nicht verrathen, denn es ist hier (wie billig) streng verboten — eine Hauptprobe belauscht und mich herzlich über die rege Theilnahme des Orchesters und der Sänger gefreut. Ueberall, vom Kapellmeister bis zum Paukenschläger, von der Prima Donna bis zur Statistin herab, leuchtete das Bestreben, den jungen Componisten mit allen Kräften zu unterstützen, lobenswerth hervor. Eine wackere Composition! Das ist einmal eine Pflanze, die in Weimar selbst geboren und gezogen worden ist und festliche Blüthen verspricht — sonst kauften wir immer aus fremden Gärten und Treibhäusern. Die Musik hat mich überrascht und erfreut — doch seiner Zeit, d. h. nach der ersten Aufführung (die doch nun wohl nicht lange mehr verschoben werden kann), ein Mehreres. — Das „Sonntagsblättlein“ eine Volksschrift für Bürger und Bauer“ — ehemals auch das „Landsturmblatt“ genannt, hat aufgehört zu seyn. — In Jena sind jetzt „viel Kämmerchen zu vermiethen“; 128 Preußen haben dem Ruf ihres Königs gehorsamt, Oesterreicher und Griechen sind, ohne den Befehl dazu erst ab zu warten, weit früher schon abgezogen. Das sind Wunden, die für den Augenblick wohl schmerzen, aber bald heilen. Der Bürger, der Handwerksmann, der bis jetzt lediglich von der Miethe, Speisung und Aufwartung bei den Studenten lebte, wird sein Gewerbe nun desto fleißiger betreiben. Die Bierbrauer in Wolnitz und Lichtenhayn werden Obstgärtner und Ackerbauer werden, und die Verkaufer von den berüchtigten Ziegenhayner Knotenstocken können indeß bei dem neuen Chaussee-Bau über Gera und Altenburg mit angestellt werden. — Der hiesige Kupferstecher C. Müller giebt jetzt in der Manier, wie die Zeichnungen von Goethe, Schiller und Wieland erschienen, Kotzebue's Portrait heraus. Man sagt: ein anderer auswärtiger Künstler habe den berüchtigten Sand gezeichnet und gedächte das Bild nun auch durch den Grabstichel zu vervielfältigen. Es wäre wohl interessant, zu wissen: wer die meisten Abnehmer fände? und aus der Vergleichung ließen sich dann wohl mancherlei Resultate (?) ziehen. — Unser Großherzog hat dem unsterblichen Herder auf sein Grab eine Gedächtnißtafel legen lassen. Das Ganze ist schwarz glänzender Eisenguß, die Buchstaben sind vergoldet. Oben das bekannte Bild der Ewigkeit, eine Schlange mit Strahlen umgeben; im Ring der Schlange die Worte: Licht, Liebe, Leben und die Buchstaben A Ω (nach einem Siegelring des Verstorbenen). Unten der Name, der Geburts- und Sterbetag. Die Tafel ist in Berlin verfertigt und befindet sich am Fuße des Taufsteins in der Stadtkirche. **Seltersheim.**

Eine bekannte Parthei hegt einen solchen Haß gegen alle Neuerungen, daß sie unter andern über die Steindruckerei ausrief: „Das Ende der Welt ist jetzt nahe, der Brunnen des Abgrundes steht offen, die Steine selbst fangen an zu reden und zeigen der ganzen Welt die Triumphe der französischen Waffen! Der Steindruck, durch einen Protestanten erfunden, durch einen Protestanten in Frankreich eingeführt, hat der Religion und den guten Sitten den letzten Streich versetzt; kurz es ist eine wahre Erfindung des Satans. (Journ. d. Comm.)

Das Budjet Englands ist eben fertig geworden. England bezahlt danach die Zinsen einer Schuld von 800 Millionen Pfund Sterling. (Journ. gén.)

Eine deutsche Zeitung erzählt Folgendes: Der französische See-Offizier Lorda befand sich auf einem Schiffe, das unweit der Küste unterging. Ein Matrose, welcher schwimmen konnte, forderte jenen (der nicht schwimmen konnte) auf, sich an ihm fest zu halten, er werde ihn mit ans Land bringen. Lorda that es, aber sie waren kaum eine Strecke geschwommen, als der Matrose fühlte, daß er seinen Vorsatz nicht werde ausführen können. Er theilte dies dem Offizier mit. „Wenn Du allein schwömmest, würdest Du Dich da noch retten können?“ fragte Lorda. — „Ich glaube wohl!“ erwiederte der Matrose. — „Nun, dann wäre es ungerecht, zu verlangen: daß Du meinetwegen sterben solltest!“ rief Lorda, ließ ihn los und verschwand sogleich in den Wellen. (Journ. gén.)

Von den Hunden aus Terra nova, welche so gut zur Rettung Ertrinkender abgerichtet werden können, erzählt man noch diesen Zug: In Amerika kam vor einiger Zeit ein Fahrzeug mit mehreren Personen an, konnte aber wegen heftigen Sturmwindes durchaus nicht das Land gewinnen, sondern war in der größten Gefahr, jeden Augenblick um zu werfen. Man sandte, da kein Boot es wagen wollte, in See zu gehen, einen solchen Hund mit einem Stricke ab, an welchem ein starkes Tau befestigt war. Der Hund brachte es auch glücklich bis zum Fahrzeug, und so war man im Stande, vermittelst des Taues das Fahrzeug heran zu ziehen und zu retten. (Journ. d. Par.)

Nach der neulich angefertigten Carte des amerikanischen Freistaats hat dieses Land, vom atlantischen bis zum stillen Ocean, einen Flächen-Raum von 2,256,955 Quadrat-Meilen. Wenn dieser ungeheure Raum so bevölkert wäre, wie Europa, so müßten sich 135,417,300 Menschen darauf befinden; wäre er so bevölkert, wie Italien, würde man 501,044,010 Bewohner zählen. (Journ. d. Comm.)

Nachrichten von der Garonne sagen: daß, als Demoiselle Georges und Talma am 22. April zu Bordeaux im „Oedip“ auftraten, „um 8 Uhr Morgens“ schon kein leerer Platz im großen Theatersaal des Orts zu sehen war. (Journ. d. Comm.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 15. Mai. 80stes Blatt.

Gebet des Zweiflers.

Laß Dein erhab'nes Angesicht mich schauen,
Allmächt'ger Vater, Schöpfer dieser Welt!
Entreiße mich der öden Nacht voll Grauen,
Die meinen tiefsten Blick gefesselt hält.
O Allerbarmer, höre meine Stimme,
Die, aus dem Grab der Erdenwelt empor,
Tief ächzend ruft: Verwirf in Deinem Grimme
Mich, Vater, nicht und neige mir Dein Ohr!

Noch schau' ich zagend in der Schöpfung Ferne,
Noch frag' ich, schwindelnd an des Nichtseyns Rand:
Ob jenseits jenes Meers der heil'gen Sterne
Je eine Thräne, ein Gebet Dich fand?
Ob unser Fleh'n aus finst'rer Nächte Mitte,
Wie Deiner Kirche Weihrauch zu Dir wallt?
Ob nicht des frommen Beters Thränenbitte
Im fühllos öden Chaos nur verhallt?

Furchtbarer Wahn! wohin vor dir mich flüchten?
Nur in dem tiefsten Heiligthum der Brust
Lebt noch ein Gott, die Grabesnacht zu lichten,
Und seiner Näh' ist sich das Herz bewußt.
Doch sieh! da windet sich des Zweifels Schlange
Verheerend durch mein stilles Paradies,
Und stürzt den Tempel, den im Sehnsuchtsdrange
Der leisen Ahnung Wunsch mich finden ließ.

Nicht eitler Wahn soll dir dein Glück erbauen!
Tönt's durch des Heiligthums zerriß'nen Raum;
Stirb, muth'ger Geist, im fürchterlichen Schauen,
Eh' daß du schwelgst in süßer Blindheit Traum!
Nicht deinen Frieden kann die Täuschung gründen,
Die sich im Nebel naht, im Nebel flieht,
Blick' auf! — und wär' ein Chaos nur zu finden,
Vom Nichtseyn wandelnd zu des Nichts Gebiet!

Mein Grausen weilt an Abgrunds weitem Strande!
In Grabes-Nächten schwand der Rettung Stern,
Gleich glänzt mir nur vom dunklen Himmelsrande
Ein Strahl der Rettung — doch unendlich fern.
Er spricht: Komm an mein freundliches Gestade,
In Vater-Armen ende deine Flucht!
Auf, wende dich zur unerkannten Gnade
Des Unerkannten, den die Seele sucht!

So laß noch einmal mich zu hoffen wagen,
Und Rettung suchen vor der Schlange List!
Und träumen, daß Du sey'st — Du wirst mir sagen
Im heil'gen Glauben, Vater, daß Du bist!
Verwirf ihn nicht in Deinem Richtergrimme,
Der, Dich verlierend, auch sich selbst verlor,
O Allerbarmer, höre seine Stimme,
Die aus dem Grabe ruft zu Dir empor!

Du wirst nicht rächen, daß, noch nicht geboren
Zum Licht, sein Geist voll Zweifel sucht nach Dir;
Zürnt wohl ein Vater, dem sein Kind, verloren
Im Nebel, zurief: Vater, bist Du hier?
Nein, leise naht er ihm im Schooß der Nächte,
Und wenn sein Auge schon in Thränen bricht,
Dann faßt er schützend seine Liebesrechte
Und führt mit Liebeskräften es zum Licht.

Franz von Maltitz.

Die Träume.

(Fortsetzung.)

III.

Sobald Sulpizius seinen Herrn bei Hofe wußte, eilte er selbst ohne Zögern zu der Oberhofmeisterin, welche, früher die Erzieherin der Fürstin, nun ihre Vertraute war. Sie hatte ihn die lange Straße mit schnellen Schritten herwandeln sehen und trat ihm bis

unter die Thür des Zimmers entgegen, wo sie ihn mit triumphirender Miene empfing. Mit dem nicht minder sichtbaren Stolze eines Siegers begrüßte sie der Geheimschreiber. — „Glauben Sie nun an die Clair-Voyante?“ redete sie ihn an. — „O, ich habe nie an dem richtigen Blicke meiner verehrten Hellsehenden gezweifelt!“ entgegnete er; „der wahrhaft hell Sehenden“ setzte er hinzu, „die ich vor mir zu begrüßen das Vergnügen habe. Denn daß die Somnambule, zu der das Volk strömt, um sich heilen und wahrsagen zu lassen, das rechte Licht nicht hat, ließ sich jetzt einem Jeden deutlich machen, weil sie sonst sich nicht hätte ihr Licht verdunkeln lassen durch den noch helleren Schein des neuen Goldes. Ihr Vater aber hat mit seinem Kunststücke sich nun einen Jahrgehalt erworben, der ihn bis zu seinem Ende vor allen Ohnmachten aus Schwäche bewahrt, und damit seine Tochter ja das innere Licht nicht verliert, habe ich ihm aufgegeben, dieses in ihr zu erhalten, wenn er der richtigen Auszahlung seiner Pension gewiß seyn will. Denn wir brauchen für unsere dunkel Sehenden noch dieser Hellseherin, damit sie denselben nicht ihr, sondern unser Licht leuchten lasse; und ich denke, auf diesem Wege sollen wir Beide den Grafen und die Fürstin einander entgegen und näher führen.“ — „Den Grafen wohl“ erwiederte die Oberhofmeisterin; „aber mit der Fürstin wird es schwerer halten; sie hat zu viel Religion und Grundsätze, und da ich neulich zu ihr sprach von der geheimnißvollen Beziehung, in der gewisse, wie es scheine, mit einer besonderen Virtuosität begabte Menschen — denn einer solchen Virtuosität bedürfe es in diesen Dingen mehr als sonst wo — mit der verborgenen Macht des Schicksals stehen, das sich durch sie offenbare, sey es im Traume oder durch Ahnung, oder in magnetischem Schlafe oder durch eine Prophetengabe, und wie es wohl in einzelnen Fällen nützlich seyn könne, bei diesen über unsere Zukunft und die von uns zu betretenden Wege uns zu berathen; so zeigte sie sich hierüber sehr betroffen und verbarg nicht, wie sie diese Aeußerung nach dem, was sie von frühe an aus meinem Munde vernommen, am wenigsten von mir erwartet habe, da sie so oft von mir gehört, wie alles Forschen nach der für uns verschlossenen Zukunft unnütz sey, und jeder Glaube an eine solche dunkle Macht des Schicksals nur zu tausend Verirrungen führen müsse. Hierauf konnte ich dann freilich nur erwiedern: das es gewisse Dinge gebe, von deren Wahrheit wir uns nur durch die von uns selbst gemachte Erfahrung zu überzeugen vermöchten, ich aber diese Erfahrung selbst später erst gemacht habe.“ — Jetzt erzählte Sulpicius alles wieder, was ihm Apollinar vertraut hatte, indem er mit den Worten schloß: „Nahe war es daran, daß ich ihm auch das Geheimniß des dritten Traumes entlockt hätte, aber sein Sternenglaube macht ihn vorsichtig. Ich selbst muß fortdauernd die Rolle des Unbefangenen und Zweifelnden festhalten; aber an Ihnen liegt es nun, das Geheimniß vollends zu entlocken, um darauf dann desto sicherer unsere Plane bauen zu können.“ — Sie versprach, gewiß an dem Ihrigen es nicht fehlen zu lassen, und versicherte: ihre Tochter werde ihm noch besonders für das große Gelingen danken. — Hiermit trennten sich Beide. Sulpizius trat durch die weiten Gänge vor die Stadt hinaus, wo eben die ersten Blüthen hervor brachen, und eine große Menge Menschen in dem milden Scheine der jungen Frühlingssonne lustwandelte. Alle Vorübergehenden begrüßten ihn, als den Günstling des Ministers, mit großer Verehrung, und stolz schritt er durch dieselben hin. Er hatte die Kunst gewonnen, in der inneren Folge und dem Zusammenhange seiner Gedanken nicht durch äußere Gegenstände gestört zu werden, und, während er grüßte und von Zeit zu Zeit einzelne Worte mit den ihm Begegnenden wechselte, hielt er in sich selbst seine Ideenreihe fest, die er mit großer Klarheit entfaltete, voraus schon des Gelingens seines Planes und des Erfolges seiner sicheren Berechnung gewiß. — Er wollte der Herrscher des Staates seyn; das konnte er nur durch den Grafen erreichen, wenn er, während er diesem den Namen überließ, selbst die Macht behauptete. Der Graf liebte die Fürstin; diese mußte dahin geleitet werden, daß sie ihn wieder liebte. Dazu bedurfte er der Oberhofmeisterin; außerdem noch sollte ihm deren schöne Tochter in ihren Armen den höchsten Erdengenuß gewähren. Die Mutter aber wollte durch diese Verbindung den klugen, viel vermögenden Mann unzertrennbar an sich ketten, um durch ihn selbst wieder die Erste nach der Fürstin zu seyn. Diese sollte, wenn die Künste der Clair-Voyante nicht fruchteten, durch ihre Religiosität und Liebe für den Vater und Staat, als ihre Fessel, der Graf durch seinen Schicksalsglauben, als die seinige, gehalten werden. So verachtete dieser übermüthige Mensch alle Anderen, und selbst die Oberhofmeisterin, die er scheinbar zu seiner Verbündeten erhob, war ihm nur Werkzeug in seiner Hand; denn hat solch ein Geist den Bund mit dem Himmel gebrochen, wahret er auch auf der Erde keine Treue mehr. — Mit doppelt erhöhetem Eifer arbeiteten von jetzt an Herr und Diener, und der Geheimschreiber leistete dem Grafen bald nicht bloß mehr Hülfe in Leitung des Staates, er ward auch immer mehr der Vertraute seines Herzens. Die Somnambule trieb ihren Trug mit großer Geschicklichkeit, und in so vielfach wechselnder Kleidung auch Apollinar erschien, sie wußte voraus: daß er kommen werde, und er erfuhr nur, was er zu erfahren wünschte und nach dem Plane der beiden Verbündeten erfahren sollte, die mit arger Kunst seiner Liebe immer mehr Nahrung reichten, ohne dieselbe scheinbar

mehr als schweigend zu ahnen. Dabei wirkte der Sekretair kräftig in den Geschäften des Staates mit, ein tüchtiger Geist, wo er das Gute wollte; und das wollte er jetzt, ohne doch einen guten Willen zu haben. Denn alles Gute vollbrachte er nur, um den Grafen in den Augen der Fürstin höher zu stellen, und um sich selbst jenem und durch ihn dieser immer mehr zu empfehlen. So wurde die Wohlfahrt des Landes nicht wenig gefördert unter der Regierungs-Verwaltung des Grafen.

Aber noch war dessen dritter Traum ein Geheimniß. Die Oberhofmeisterin zeigte sich immer mehr als die, welche ihm entgegen kam und seine Annäherung zu der Fürstin begünstigte. Dies entging ihm nicht; mit ihrer Hinneigung zu ihm stieg sein Vertrauen zu ihr, es war wie ein stilles Zusammenwirken, eine unausgesprochene Abrede zwischen Beiden. Eines Tages nun erzählte sie ihm von ihrem Leben und dessen wunderbaren Fügungen, und daß bisher Alles in Erfüllung gegangen, wie in ihrer Jugend ein Traum, den sie ihm erzählte, von dem Tode ihres Gatten, der in der Schlacht fiel, bis auf die Gemüthsart ihrer stillen, von dem Hofleben sich abwendenden Tochter es voraus gesagt habe, und wie sie darum nicht zweifle, daß nach dem Traume auch der noch übrige Theil ihres Lebens sich gestalten werde. Ihre List gelang. Begeistert in seinem Glauben durch ihr unwidersprechliches Beispiel, und durch ihr Vertrauen zu gleicher Mittheilung gestimmt, erzählte er ihr nun auch seine Träume, und verschwieg vor ihr, der mit ihm den höheren Mächten gleich Befreundeten, auch die Verkündigung des Mönchs in dem dritten Traume nicht, da es diesem endlich gelang, nach zweimal vergeblichem Versuche, die Worte: noch geht Dein Lauf hinan, und wenn Du Ruder und Segel verleihen wirst dem Fahrzeug, von der Hand einer schönen Frau erbaut, wird abermals Deine Bahn eine Stufe höher hinan führen, bis — mit dem Spruche zu vollenden: „bis der Kranz, den Dir in unterirrdischer Halle, neben dem Bett der schlummernden Weisheit, des Tollen Hand auf das Haupt gedrückt, ganz erblühen wird zum Herrscherschmuck.“

Am andern Tage erzählte die Oberhofmeisterin dem Geheimschreiber den Traum. „Aber hier“ fügte sie kleinmüthig hinzu, „möchte es auch der klügsten Schicksalsmacht schwer fallen, einer so aberwitzigen Traum-Phantasie nach zu kommen, und ich fürchte, unsere Wünsche stehen noch fern vom Ziele, wenn ihre Erfüllung auf dem Wahrwerden dieses Traumes beruht.“ — Nachsinnend stand Sulpizius bei diesen Worten; dann schnell mit einem Male erhob er das Haupt in rascher Bewegung regten sich seine geschmeidigen Glieder, sein Auge blitzte hell, wie wenn plötzlich der Gedanke sich entzündet. „Und wird“ fragte er zuversichtlich, „die liebenswürdige Adele an dem Tage mit öffentlich verlobt werden, an dem es des Schicksals Macht, durch meine Hand geleitet, dennoch gelingen wird, die Zeichen des Traumes in die Wirklichkeit treten zu lassen?“ — Die Oberhofmeisterin bejahete dies, versichernd: daß es, wie er selbst wisse, ihre Schuld nicht sey, wenn dies nicht schon längst geschehen. Bis dahin wolle sie mit ihrer Tochter Nachsicht haben, dann aber werde gegen deren ferneres Widerstreben ihr strenger mütterlicher Befehl eintreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Der bekannte Gelehrte **Meinhard** ist recht eigentlich Hungers gestorben. Sein Hypochonder beherrschte ihn unaussprechlich. Zu Erfurt wollte er einst deswegen aus seiner Wohnung, die vortreflich war, ausziehen, weil er sich einbildete: er würde todt geschlagen werden, nachdem die Diener und Mägde seine Pretiosa gesehen hätten. — Bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin kam Moses Mendelssohn zu ihm auf sein Zimmer. Meinhard hatte den „Phädon“ in den Händen und sah ganz starr gen Himmel, ohne Jenen zu bemerken; nach einer langen Pause erwachte er gleichsam, sah seinen Freund, lief auf ihn zu und küßte ihn. „O wüßten Sie“ sagte er, „was ich jetzt gedacht, so hätten Sie noch weit schöner geschrieben!“ — Da er bei Nicolai unter andern Spinat aß, labte er sich so sehr an diesem, daß er ihn den König der Gemüse nannte. — Als man ihn fragte: ob er nicht bald Aussichten zu seinem künftigen Glücke sähe? antwortete er: „O ja! die beste — den Tod!“ und kurz darauf starb er.

Lyrische Ueberschriften.

1.

Unter in Gedanken-Fluthen
Tauche, Hymnus, deine Gluthen!

2.

Eignes Leid will ich verschmerzen,
Dichtend für bewegte Herzen!

3.

Lied der Liebe, leis' empfangen,
Muß vor kaltem Richter bangen.

4.

Scherze, Laune! auch bisweilen,
Leichte Wunden leicht zu heilen.

5.

Most und Stacheln tragen Bienen,
Kluge beider sich bedienen.

6.

Perlen gleichen Sinngedichte,
Klein, versteckt, von sanftem Lichte.

7.

Tief empfand, wer still empfand,
Daß es ihm die Zunge band.

L. Zunz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Die Theater-Neuigkeit: „Gabriele von Bergy" Drama in fünf Aufzügen, ist gewiß eine der seltsamsten Erscheinungen in der Bühnen-Welt. Gabriele — es ist nicht etwa, wie Viele im hiesigen Publikum glaubten, die berühmte Gabriele von Vergy, welcher ein Eifersüchtiger das Herz ihres geliebten Fayel zusandte; diese hat mit ihr nur den Namen gemein, und obschon sie auch von einem verliebten Bauerjungen ein Herz verehrt erhält, so ist doch das nur von Kuchenteig!! — Gabriele ist, von einem Liebhaber verführt, ihrem Vater entlaufen, und dieser über das Unglück wahnsinnig geworden. Im ersten Akt trifft sie in einem Walde mit ihm (der sich der Kette im Irrenhause entrissen) zusammen, macht den weisen Schluß: „Was sucht dieser alte Mann auf der Erde, sollte er seinen Verstand verloren haben?" und nachdem sie lange mit ihm discurirt, ohne ihn zu erkennen, nennt sie das Wort: „Tochter!!" Da wird Bergy wüthend und will sie und ihr Kind todt schlagen. Die Wächter retten sie; nach langer Erzählung des Einen erfährt sie: daß der Wahnsinnige ihr Vater sey, und eine Ohnmacht schließt den Akt. Der zweite Aufzug führt uns in eine Erziehungs-Anstalt, deren Vorsteherin Gabrielens ehemalige Gouvernante ist; einige sehr gemeine Klatschscenen und eine sehr ungeschickte Entführung füllen diesen — doch genug davon und schnell zum Resultat: daß der Wahnsinnige am Schluß des fünften Akts gesundet; ein Stoff, den wir in Paer's „Agnese" längst ohne große Theilnahme angesehen haben. So gedehnt das Drama, so schlecht ist die Sprache, und der Marquis von Fontanges, welcher im dritten Akt uns wenigstens zehn Mal versichert: „Ich bin kein Unmensch, kein Barbar!" ruft bei der Nachricht von Gabrielens Anwesenheit in seinem Hause: „Werft sie hinaus!!" — Das Publikum wurde im dritten Akt schon gewaltig unruhig und das Stück hat es großentheils der Achtung der Zuschauer vor Mad. Sonntag und Hrn. Bayer (Gabriele und ihr Vater) zu danken: daß es zu Ende gespielt wurde. Die Schauspieler hatten viel Fleiß an ein so undankbares Werk gewandt, und es wäre oft einem besseren gleiche Sorgfalt zu wünschen! — „Demetrius" nach Schiller von J. v. Maltitz, wurde zum Vortheil des Hrn. Löwe und von ihm für die hiesige Bühne bearbeitet, aufgeführt. Man glaubte: es sey hier nur von Streichen die Rede; aber Hr. Löwe hat in der That viel verändert, manches Wichtige gestrichen, und vor Allem sich zum Schluß einen ganz entsetzlichen Abgang, oder vielmehr Ab-Fall angebracht, indem er Schiller und Maltitz verbessert, und Demetrius, statt ihn zu erstechen, nach Art neufranzösischer Executionen durch einen Zug Soldaten niederschießen läßt!! Seine Darstellung des Helden ist zu wenig von der des „Jaromir" und „Roderich" (in der „Ahnfrau" und im „Leben ein Traum!") verschieden, um als historisches Bild zu genügen, denn eine Person aus der Weltgeschichte will ganz anders als ein Geschöpf der Phantasie dargestellt seyn. Mad. Liebich gab die „Marfa" vortrefflich, und ein hiesiger Dichter, dessen Lyra nicht unter die allzeitfertigen gehört, von dem sich nur die große Schröder, der verstorbene Liebich und die herrliche Grünbaum eines Blümchens zu rühmen haben, weihte ihrem Verdienst in dieser Rolle einige Distichen. Hr. Bayer (Boris), Madam Sonntag (Axinia) und Mad. Brunetti (Marina) stellten ihre Rollen verdienstlich dar, ohne sich großen Erfolges zu erfreuen. Sehr ausdrucksvoll ist die Composition der Trauermusik von Hrn. A. Bayer. — Die letzte theatralische Neuigkeit ist Rossini's „Othello". Wiener Blätter versicherten: für den letzten Akt würden einst im Elysium Gluck und Mozart dem Componisten entgegen gehen, um ihm den Bruderkuß zu geben!? — was nun die Umarmung betrifft, wenn man sich im Elysium noch umarmt, so ist das wohl dahin zu deuten: daß dort Alles vergeben und vergessen ist, und man selbst dem den Bruderkuß giebt, der uns hienieden bestohlen! — Die Musik ist übrigens viel besser, als die zu „Elisabeth", nicht so glänzend als „Tancredi"; dagegen in einzelnen Stellen charakteristischer als dieser, im Ganzen aber so weit wie jene beiden von dem wahren Charakter der Opera seria entfernt. Hr. Röckel (Othello) und Mad. Czegka (Emilia) trugen recht gut vor, dagegen sangen Mad. Becker (Desdemona) und besonders Hr. Stöger (Roderigo) recht brav. — Hr. Schikaneder, vom Leopoldstädter Theater in Wien, debütirte als „Pachter Grauschimmel" im „Rehbock", „Dorfbarbier", „Leporello" im „Don Juan" und „Bürgermeister" in den „Kleinstädtern" mit wechselndem Erfolg. Madam Röckel gab drei Gastrollen: „Maria Stuart", „Margarethe" in den „Hagestolzen" und „Tony". Die erste — welche sie einem großen Muster nach zu bilden scheint — gelang ihr noch am besten; aber in den beiden folgenden — wurde sie hervor gerufen!! — Einen Beitrag zur Geschichte des Unsinns liefert die gedruckte Ankündigung eines Bierwirths; er beginnt mit dem Versprechen: den Bewohnern Prags und jedem Verehrer der „stillen sanften Freude" am ersten Tage des Wonnemondes einen neuen Belustigungs-Ort zu eröffnen. In der Fortsetzung äußert er: „Der reiche Genuß, den das mit eben so viel „Geschmack als Zartgefühl" gewählte Locale dieser freundlichen Villa anbietet, vereinigt Alles, was die Phantasie und das Herz des besseren Menschen in Anspruch nimmt. Die „prunklose Einfalt" der ländlichen Natur; die zerstreuten Ueberreste „kriegerischer Vorzeit"; die reinere „Himmelsluft"; zu den Füßen das entzückende Panorama der altberühmten Stadt mit ihren Thürmen und Thürmchen; die majestätisch heran wogende Moldau, wie sie sich heran drängt und die Stadt durchströmt; die Brücke, das ehrwürdige Denkmal grauer Vorzeit, wie sie sich der Fluth entgegen stellt und triumphirend die Arme zur „Wiedervereinigung"!? ausbreitet; die schwimmenden Schiffchen und die Eilande; die zerstreuten Dörfchen und einsam hingesäeten Landhäuser der abendlichen Fluren, im Kontraste mit Libussens schroffem Felsengestade; jenseits die reizende Landschaft, die sich im Spiegel der noch einmal freundlich zurück blickenden Moldau malt; die fernen Hügel, die sich in blauer Atmosphäre verlieren und den Gesichtskreis besäumen" — eine eben so hoch poetische Beschreibung des Weges, der Speisen und Getränke und das Versprechen: „In der Bedienung wird sich „zarte Aufmerksamkeit" mit dem „regen Eifer" eines bewerbsamen Gastwirthes vereinen" — machen den Beschluß dieser originellen Affiche, für deren Verfasser man allgemein einen hiesigen (sich selbst so nennenden) Dichter nennt, dessen Talent für derlei Bekanntmachungen sich schon in einigen Buchhändler-Anzeigen bewährt hat.

— ** —

In Nr. 70. S. 775 der Leipziger Zeitung bringt ein angeblich vier und zwanzigjähriges, schön gewachsenes Frauenzimmer von angenehmer Bildung, das Siebenzigtausend Thaler Vermögen besitzt, worüber es frei disponiren kann, den Wunsch: sich zu verheirathen, zur öffentlichen Kunde. Von dem Manne, welcher in dieser glänzenden Ehe-Lotterie sein Glück versuchen will, werden folgende Eigenschaften gefordert: daß er wohl gebaut, gesund, von gutem Charakter, feiner Lebensart und nicht über 40 Jahr alt sey. Auf Stand und Herkommen scheint die unbekannte Schöne nicht zu sehen; wahrscheinlich denkt sie: daß bei 70,000 Thalern sich leicht ein Adelsbrief oder Rathstitel nachholen läßt. „Wer nun die Saite des Herzens trifft," heißt es in der Anzeige wörtlich, „dem wird der Ort zur Conferenz bestimmt werden." — Ihre Adresse ist Amalie von B. Frankirte Briefe in dieser Heiraths-Angelegenheit nimmt an das Oeconomie-Comptoir in der Waage vor dem Petersthor zu Leipzig. Die Werber werden gebeten, in ihren Briefen zu bemerken, unter welcher Adresse die Antworten ab zu senden seyen. Bd.

Zunächst der schönsten Perle, welche sich jetzt zu Petersburg (von 27 Karat Gewicht) befindet, haben zwei Kaufleute zu Toulouse, Namens Astruc, die schönste. Sie wiegt 25 Karat. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 17. Mai. 81stes Blatt.

Glosse.

Thema. Seh' ich Mondes Lichter weben
Funkelnd ob der Berge Rücken,
Däuchtet's mir wie zweites Leben,
Und ich sag's mit feuchten Blicken.

Wenn des Tages helle Strahlen
Flur und Wald und Berges-Zinnen,
See'n rings und Bäche malen,
Regen sich die Geister innen,
Wollen all' nach außen streben. —
Andre Lust ist mir gegeben,
Eine andre Welt mir offen —
Freudig Ahnen, süßes Hoffen,
Kund gethan in leisem Beben —
Seh' ich Mondes Lichter weben.

Inn're Welt ist aufgeschlossen,
Inn'ren Auges Kraft entbunden,
Wenn von Zweigen und von Sprossen
Holde Geister sel'ger Stunden
Grüßend mir entgegen blicken,
Alle möcht' an's Herz ich drücken,
Möchte fassen all' den Schimmer,
Tasten des Gesteines Flimmer,
Und die gold'nen Blumen pflücken,
Funkelnd ob der Berge Rücken.

Aber mit dem Lichtgefunkel,
Ausgestreut auf Höh'n und Matten,
Muß sich oft ein flüchtig Dunkel,
Wie zu ernster Mahnung gatten,
Himmelwärts den Blick zu heben.
Wenn durch Blätter dann und Reben
Nieder von des Berges Rande,
Wie aus einem fernen Lande,
Schatten mir entgegen schweben,
Däuchtet's mir wie zweites Leben.

Und ich möchte fest sie halten,
Daß sie weilten, daß sie blieben,
Süß befreundete Gestalten;
Doch sie hält ein andres Lieben,
Erde kann sie nicht beglücken.
Aufgestiegen sind die Brücken,
Und kein Weg ist zu erfahren,
Ihnen, die so lieb mir waren,
Meiner Liebe Gruß zu schicken:
Und ich sag's mit feuchten Blicken.

Dresden. Karl Förster.

Die Träume.

(Fortsetzung.)

IV.

So gingen die beiden ersten Sommer-Monate vorüber. In dieser Zeit aber starb — ob lange man seinem Tode entgegen gesehen hatte — endlich doch schnell und unvermuthet der alte Fürst. Die allgemeine Liebe und Verehrung des ganzen Landes forderte eine große und glänzende Leichenfeier. Die Fürstin fühlte sich zu tief verwundet, um derselben beiwohnen zu können. Desto zahlreicher erschien der ganze Adel des Landes, und ein langer, fernhin durch die Nacht mit seinen Fackeln leuchtender Zug von Wagen, Reitern und zu Fuße Wandelnden, von Hofleuten, Bürgern und Garden begleitete die fürstliche Leiche von der Residenz nach einer, nicht sehr weit entfernten Bergstadt, wo sich das Erbbegräbniß des fürstlichen Hauses befand, und wo die Todtenfeier in der schwarz umhängten Kirche, die von dem Gewölbe herab, wie von den Sternen des Himmels, ihr Licht empfing, gehalten wurde. Die Höchsten

des Landes trugen zuletzt, von der Geistlichkeit angeführt, den Sarg in die Gruft hinab. Der Hofkapellan, ein Greis, der mit dem verstorbenen Herrn aufgeblühet und mit ihm gewelkt, und sein vertrauter Freund gewesen war, sprach noch wenige Worte bei dem Sarge, als dieser nun da stand, um die Reihe der fürstlichen Leichen aus diesem Stamm zu schließen. Alle waren tief erschüttert, besonders der Graf. Eben endete der Geistliche seine Rede, um über die bei dem Sarge des Fürsten Versammelten den Segen zu sprechen, als plötzlich der Ruf einer gellenden Stimme durch das Gewölbe hallte: „Du bist von nun an der Fürst! Dir gebühret der Herrscherschmuck!“ — Und wie Alle ihre Blicke nach dem Grafen, als nach der Stelle hin wandten, von wo die Stimme erklang, da erblickten sie einen Lorbeerkranz um dessen Schläfe, und mit seltsamen Geberden und alle Zeichen geistiger Verirrungen an sich tragend, stand neben ihm ein Mensch, der, wie es sich zeigte, leise von hinten herbei geschlichen war und dem Grafen den Kranz auf das Haupt gesetzt hatte. Die Meisten kannten diesen Mann; er war ein Wahnsinniger. Obwohl aus niederem Stande hatte er sich die Liebe eines Mädchens aus einer vornehmen Familie gewonnen, und sie war endlich nach langem Kampfe zwar seine Frau geworden, aber ihre stolzen und erbitterten Eltern verstießen sie auch damit gänzlich aus ihrem Hause und Herzen. Einige Jahre hatten beide Ehegatten still und in Einsamkeit mit einander gelebt und schienen dauernd die glühendste Liebe für einander zu bewahren, bis er eines Tages seine Gattin tödtlich verletzte, und man zweifelte um so weniger, daß er dies in einem Anfalle von Wahnsinn gethan, da er bei dem Verhör und von dieser Zeit an fortdauernd die entschiedenden Aeußerungen von Geistes-Verirrung kund gab, weswegen er auch in einem Irrenhause eingeschlossen wurde. — Bei alle dem erregte der ganze Vorfall großes Aufsehen, und würde vielleicht wunderliche Muthmaßungen in den Gemüthern Vieler veranlaßt haben, wären nicht Alle von der Tugend des Grafen allzu fest überzeugt und Alle zu sehr von Liebe und Verehrung zu diesem Manne erfüllt gewesen, als daß nur von fern ein Zweifel hätte statt haben können: ob die ganze Sache nicht von dem Grafen selbst angelegt sey. Und diese auf zu klären, waren alle Versuche vergeblich. — Der Wahnwitzige, der meist nur mit verzerrtem Lachen auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete, blieb auch dann, wenn er lichtere Stunden zu haben schien, bei der Behauptung: im Schlafe habe ihn eine riesengroße Gestalt aufgehoben und durch ein geöffnetes Chorfenster — und, wunderbar, war wirklich ein Fensterflügel im Chore offen — in die Gruft getragen, und habe dann vor ihm gestanden und ihn gehalten, daß er die blinkenden Verzierungen an dem sammetnen Sargüberzügen, nach denen er große Lust in sich gefühlt, nicht abgerissen und damit gespielt habe, bis dann die Gestalt mit einem Male ihn los gelassen, und, indem sie ihm den Kranz in die Hand gelegt, befohlen habe: diesen dem Herrn, den sie bezeichnete, auf das Haupt zu setzen, und so hielt er diesen für den Fürsten.

An jenem Tage aber, da das Volk mit schmerzlich freudigem Jubel Clotilden, als der letzten Fürstentochter aus dem Stamme ihrer vielverehrten Herrscher, seine Huldigung darbrachte, war Clotilde an dem Abend nochmals nach der Stadt gefahren, um Zeugin der Freude der Menge zu seyn, die in zahlreichen Schaaren durch die Straßen der erleuchteten Stadt auf und nieder wogte, von Haus zu Haus die Inschriften und andere Ehrenzeichen betrachtend: und auch als die Fürstin sich aus dem Gewühl in ihre Einsamkeit zurück gezogen hatte, dauerten die schöne Sommernacht hindurch die Lustbarkeiten noch in der Stadt fort. — Bei ihrer Rückkunft aber ward ihr gemeldet: daß schon seit einiger Zeit ein junges, bildschönes Mädchen ihrer harre, die mit großer Aengstlichkeit verlangt habe: vor die Fürstin geführt zu werden, der sie wichtige Dinge zu entdecken habe. Clotilde befahl: sogleich die Angemeldete vor sie zu bringen; und wie staunte sie, als diese sich ihr als die Tochter der Oberhofmeisterin darstellte; noch auffallender aber war, was sie ihr enthüllte. Denn schluchzend sank das Mädchen vor ihr auf die Kniee nieder, und bat, während ein Strom von Thränen aus ihren schönen Augen hervor brach, auf das flehentlichste, sie darum nicht für eine schlechte Tochter zu achten, wenn sie als Anklägerin gegen ihre eigene Mutter erscheine. Und nun enthüllte sie den Plan und die gewaltsame Nöthigung ihrer Mutter, die, nachdem sie erst freundlich in sie gedrungen, dann auf ihr beharrliches Widerstreben an dem Begräbnißtage des Fürsten ihr mit Androhung ihres mütterlichen Zornes geboten habe: dem Geheimschreiber Sulpizius ihre Hand zu reichen, einem Manne, gegen den sie, wie gegen den Bösen selbst, den entschiedensten Widerwillen in sich zu hegen sich gedrungen fühle, weil sie ihn kenne als einen Menschen, der, gänzlich alles Glaubens an Gott und jeder Scheu vor allem Heiligen beraubt, ein arges Spiel mit seinem Herrn treibe, ja sich erfreche, in dem Vereine mit ihrer Mutter, ruchlose Plane gegen die hohe Person der Fürstin selbst zu ersinnen. Nur zwei Redliche seyen an dem Hofe, der Graf Apollinar, ein Betrogener, und ein Anderer, der sich jetzt zurück gezogen habe und nur wenige Stunden von der Fürstin bei dem Eingange in das Gebirge auf seinem Landsitze lebe und ihr Alles enthüllen könne. Dabei flehete sie nochmals um die Hülfe der Fürstin und Verzeihung für ihre eigene Mutter, und bat dann ängstlich, sogleich wieder zurück ei-

sen zu dürfen, damit sie noch vor der Rückkehr dieser Letzteren, die an den Festlichkeiten mit Theil nahm, ihr stilles Gefängniß wieder erreichen könne, das sich ihr nur durch das Mitleid einer Kammerfrau, die sie hierher begleitete, aufgethan habe. — Eines aber hatte sie in jungfräulicher Scheu nicht eröffnet: wie der Sohn eben des Einsamen in dem Gebirge, dessen sie erwähnte, in gleichem Grade sie angezogen hatte, als Sulpizius sie von sich ab stieß, und wie die Kinder, nach dem Ausdruck ihrer Mutter, bei ihrem Spiele mit Reimen und Blumen ein weit ernsteres und für sie selbst anmuthigeres Spiel getrieben, und klug genug gewesen waren, ihre gegenseitige Liebe vor der Mutter und dem von dieser begünstigten Bewerber verborgen zu halten, und wie es eigentlich nur Liebesverzweiflung gewesen, was die Zaghafte zu dem kühnen Schritte ermuthigt hatte — weil sie sonst keine Hülfe sah — zu der Fürstin ihre Zuflucht zu nehmen. — Der Einsame in dem Gebirge sollte jetzt Aufschluß geben. Clotilde hatte schon früher von ihm gehört, doch war ihr derselbe als ein wunderlicher, in seiner Eigenheit sich selbst gefallender, aber eben darum für Andere verschlossener, abstoßender Mann geschildert. Von einer einzigen Kammerfrau begleitet, auf deren volle Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte, fuhr sie mit der Frühe des andern Tages an dem Ufer des Flusses gegen das Gebirge, wo bei dem Eingange des Thales der Landsitz des Mannes mit seinen Anlagen ihre Blicke auf sich zog. Sie ließ ihren Wagen halten und trat einen Pfad hinan, der zu einem Gebäude hinauf führte, das von oben herab grüßte und eine bedeutende Aussicht nach der Ebene zu versprechen schien. Die künstliche Windung des Pfades war aber so an der Seite des Berges hin geleitet, daß dem Aufklimmenden stets nur der Blick in das Thal und den Fluß hinauf und nach dem Gebirge, nicht aber nach der Stadt und Ebene offen war, bis auf einer nicht unansehnlichen Höhe sich der Weg mit einer schnellen Beugung hervor wand, und man plötzlich auf einer freien Terrasse vor einem, nach Art eines alten Tempels aufgeführten Baue stand, von wo sich eine weite und überraschende Aussicht darbot. Jetzt wandte sich Clotilde nach dem Gebäude, über dessen Eingange sie, statt jeder andern Inschrift, das einzige Wort: „Wahrheit" las. Sie trat einige Stufen hinan und in dasselbe hinein. Das Innere bildete eine ziemlich geräumige Halle, ohne alle Verzierung; bloß an den Wänden waren einige Sitze und verschiedene Spiegel auf eine Weise angebracht, daß der Eingetretene, wie er sich regte, von allen Seiten, von vorn und in dem Rücken sich selbst beschaute. — Sie wollte eben den Ort wieder verlassen, als jetzt durch eine Seitenthür ein schon etwas ältlicher Mann in der einfachsten Kleidung herein trat und, ohne von der Gegenwart Clotildens überrascht zu seyn, sie als die Fürstin begrüßte, sich selbst aber ihr als den Eigenthümer des Landsitzes darstellte, und zuletzt mit den bedeutenden Worten schloß: Diese Stätte, von wo man weit das flache Land überschaue und wo der Eintretende wenigstens zu einer vollkommenen Kenntniß seines äußeren Bildes gelange, habe er der Wahrheit zum Tempel geweiht. — Die Fürstin erklärte ihm, dieses Wort ergreifend, daß sie eben, um durch ihn Wahrheit zu erfahren, hierher gekommen sey. Bereitwillig setzte er ihr nun den Plan der beiden Verbündeten, wie er ihn durchschaute, aus einander, ohne daß ihm doch noch, wie er sagte, manche einzelne Umstände ganz klar seyen. Durch ihn hörte sie zuerst von dem Vorfall in der Kirche, den er nicht minder für eine künstliche Erfindung des Geheimschreibers, als das Getriebe der Clair-Voyante für dessen Trug erklärte. Sein Sohn — schloß er — habe ihm Alles dies zugleich mit dem Bekenntniß seiner Liebe entdeckt, selbst aber sich die Kunde hiervon dadurch verschafft, daß er einige Male die Oberhofmeisterin in ihren Gesprächen mit ihrem Verbündeten belauscht, sich auch durch die Tochter des Hauses einiger, von demselben an ihre Mutter gerichteten Briefe zu bemächtigen gewußt, die vollends an der ganzen Sache keinen Zweifel gestatteten. Aber dafür, daß dieser sich dem Truge hingegeben, habe er ihn von sich und dem Gegenstande seiner Liebe verbannt; denn weil die Menschen aus seinem Munde nicht hätten die Wahrheit vernehmen wollen, habe er sich von ihnen in die Einsamkeit zurück gezogen, am allerwenigsten aber würde er die Unwahrheit bei seinem eigenen Kinde dulden. — Die Fürstin bat ihn, sein Geheimniß wohl zu bewahren. Er sey — erklärte sie ihm — der Mann, dessen sie jetzt bedürfe, und er möge sich gewärtig halten, sogleich auf ihren Ruf bei ihr zu erscheinen.

(Der Schluß folgt.)

Denksprüche aus Minnesängern.

12.

Wer Minne flieht, den flieht auch sie,
Wer nach ihr jagt, verfehlt sie nie.

13.

Wohl besser ist der Bösen Haß
Als ihre Freundschaft — merke das!

14.

Vergeben ist der Weiber Sitte,
Doch lieben sie's: daß man sie bitte.

15.

Würfel, Metzen und Federspiel,
An deren Treue ist nicht viel!

16.

Der Frauen Lob sey reines Leben.

17.

Gar Mancher mir die Straße wehrt,
Die er doch selber gern befährt.

Fr. Krug von Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Am 21sten April war auf unserer Bühne neu: „Die Maskerade" Divertissement vom königlichen Solo-Tänzer Hrn. Hoguet, Musik von G. A. Schneider. Der Erfinder eines Tanzspieles soll und muß eben sowohl Dichter seyn, und Geist, Phantasie und Laune besitzen, als der Verfasser eines Lust- oder Schauspiels, wenn es gleich etwas anderes ist, bloß den äußeren Menschen zu beschäftigen, als den inneren, eigentlich geistigen Menschen auf und vor der Bühne in Thätigkeit und Theilnahme zu versetzen. So betrachtet ist also Hr. Hoguet, der Erfinder dieses Divertissements, wirklich Ballet-Dichter; er bewies als solcher Einsicht, Kenntniß der Bühne und der Wirkung, und darum gefiel sein Werk mit Recht; besonders wirkte der Zweitanz der beiden Doppel-Masken, die vorn Stadt- und hinten Landleute waren, sehr ergötzlich; eben so beifällig aufgenommen ward die Erscheinung der beiden Zwerge im Kostüm von etwa 1750, und der Grotesk-Tanz der Demois. Lamperi (die seit einiger Zeit große Fortschritte in der Tanzfertigkeit gemacht hat) unter den jungen Mohren. Von den Tänzern trugen Hr. Hoguet und Demois. Lemiere, wie immer, den Preis davon. Die Musik ist vorzüglich, und ward unter Leitung des Herrn Kammermusikus Fülgel lobenswerth ausgeführt. Nur Eines ist nicht leicht zu erklären: die Oertlichkeit zu einer Maskerade ist hier ein Garten, warum nicht ein Saal? warum wählte man nicht überhaupt einen dunklen Hintergrund, auf welchem im Tanzspiele die Gestalten stets glänzender hervor treten? Dies ist und bleibt ein technischer Verstoß. Dagegen hat dieses Tanzwerkchen einen Vorzug vor vielen früher dargestellten; es giebt darin keine — Prügel und dennoch belustigt es sehr. — Das neu einstudirte komische Singspiel: „Der Faßbinder" ließ kalt. Die Musik ist wohl etwas veraltet. „Vater Sepp" wurde ehemals von Iffland meisterhaft gegeben; Hr. Gern S. eiferte dem großen Vorgänger nach, schien aber den Faden der Komik ein wenig zu lang aus zu spinnen. — Von älteren ehrenwerthen Werken kam auf's Neue „Julius von Tarent" von Leisewitz, zur Darstellung; aber dieses Trauerspiel blieb ohne Wirkung und Beifall. Fragt man nach der Ursache, so scheint mir diese theils in dem veränderten Geschmack, theils in der Darstellung zu liegen.*) Alle Charaktere, Guido ausgenommen, sind sehr mild, fast zu mild gehalten, und wirken jetzt, da kräftige Erscheinungen mehr denn je gelten, ungefähr so auf den Zuhörer, als eine Gallerie von lauter Madonnen; am Ende widersteht auch das Schöne, wenn die Weichheit zu oft wiederkehrt, dem Beschauenden. Ferner sollten die breiten Sophismen des philosophischen Julius und die vielen Schilderungen und Reflexionen gekürzt oder aus der Prosa in Verse — woran wir jetzt gewöhnt sind — übertragen werden. In Betreff der Darstellung, so schien mir es, als gelänge Hrn. Lemm (Constantin) der Ausdruck sanfter Vaterliebe nur in einem geringen Maaße, als werde die Weichheit zu hoch gesteigert; allerdings ist die Grenzlinie hier sehr schmal. Iffland legte hie und da männliche Stärke in die Rede und gefiel dadurch. Mad. Devrient sprach die „Blanka" ein wenig zu gedehnt. Wie unendlich mehr würde die achtungswürdige Künstlerin in ernsten und leidenden Charakteren wirken, wenn sie bei ihrem gewinnenden Tone und ihren übrigen großen Vorzügen noch das scheinbare Streben fahren ließe, fast aus jeder einzelnen Sylbe der Worte ein eigenes Kunstprodukt zu erschaffen. Bei dieser Methode verliert der Zuhörer, indem er Laute hört, den Hauptgedanken, Zusammenhang und Sinn der ganzen Rede. Hr. Maurer (Guido) schien ein wenig zu rasch zu sprechen, wenigstens habe ich ihn häufig nicht verstanden, was um so mehr zu bedauern ist, als er sonst den leidenschaftlichen Charakter recht verdienstlich durchführte. — Kotzebue's Schauspiel: „Die Versöhnung" kam auch nach vielen Jahren wieder auf die Bühne, und fand durch ein, fast von allen Seiten gelungenes Kunststreben die günstigste Aufnahme. Hr. Devrient gab in dem „Schiffskapitain" den Beweis, wie erfreulich es dem Theaterfreund seyn mußte, daß in seiner überstandenen gefährlichen Krankheit der Tod nicht zu ihm gesagt hatte: „Halt Er an!" — Auch das Streben des Hrn. Lemm im „Steuer-Einnehmer" erschien um so mehr lobenswerth, als der schwächliche Bruder neben der derben Natur des Seemanns gar zu unbedeutend dasteht; indessen galt der Beifall des Hervorrufs, den er mit dem Bruder gemeinsam empfing, wohl mehr seinem Verdienst im Allgemeinen, als in dieser einzelnen Ausstellung. Demoiselle Regge (Lottchen) gab ihre dankbare Rolle verdienstlich und erweckte Theilnahme und Rührung; auch Hr. Stich (Bluhm), Hr. Bauer (Hans Buller) und Frau Eunike (Griesgram) wirkten lobenswerth für den anerkannten Erfolg der Darstellung. Nicht minder war Hr. Gern S. (Eytelbern) bei ergötzlicher Laune, die auch ihres Zweckes nicht verfehlte. Hr. G. d. S. ist, wie in diesen Tagen die Hamburger Zeitung richtig sagte, ein vorzüglicher Künstler, der überall Talent, Fleiß und Einsicht bekundet, aber — möge er im Streben nach Vollendung sich auch ein wenig um Abwechslung bemühen. Tout jour Iffland! ist eben so viel als: tout jour perdrix! Und dann die stehenden Artikel: „O Mee! Ach Gotte doch! Sehn Sie einmal! Es ist die Möglichkeit! Daß dich das himmelblaue Donnerwetter!" — freilich wird darüber gelacht: aber es giebt noch neue Devisen, die auch gefallen. Der Soldat im Felde muß immer Pulver und Kugeln in Packeten, nach gleicher Form gemacht, bei sich führen; der Schauspieler aber darf die guten Freunde nicht stets mit denselben Patronen beschießen. K. St.

Sir Francis Burdett fand einen Zettel an seiner Thüre mit den Worten: „Schläfst Du, Franz?" — und schrieb darunter: „Nein, ich kann nicht vor vielem Ungeziefer." (Courier.)

A dandy heißt in England ein Stutzer. Diese Benennung stammt aus den Zeiten Heinrich VII., wo es eine kleine verachtete Münze dieses Namens gab, und obiger Ausdruck in solcher Anwendung heißt also: eine kleine, verächtliche Menschenmünze. (Times.)

*) Noch zu Ifflands Zeit wurde dieses Trauerspiel nicht ohne Erfolg erneuert; aber freilich hatte man für die Besetzung und Darstellung so viel Sorgfalt gezeigt, als ob der Dichter noch lebte und geliebt oder gefürchtet sey. D. Herausgeber.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 19. Mai. 82stes Blatt.

Die Träume.

(Schluß.)

V.

In eben diesen Tagen trafen die Botschafter eines benachbarten Fürsten ein, um für dessen einzigen Sohn und Thronfolger um die Hand der Fürstin an zu halten. Ein nicht geringer Schrecken befiel die beiden Verbündeten bei ihrer Erscheinung; nun bedurfte es eines kräftigen Gegenwirkens. Die Oberhofmeisterin deutete daher vor ihrer hohen Herrin ziemlich unverhüllt darauf hin: wie durch den Vorfall in der Gruft eigentlich nur die Zeichen eines sehr bedeutungsvollen Traumes des Grafen in die Wirklichkeit getreten und diesem dritten zwei nicht minder merkwürdige Gesichte voran gegangen; wie durch eine mehr als menschliche Macht das Schicksal Apollinars an das des Fürstenhauses gebunden scheine, und wie dem Lande kein größeres Heil wiederfahren könne, als wenn die Wünsche des Herzens ihrer Herrin sich für einen Mann von so viel Tugend und so erprobter Weisheit entscheiden möchten. Die Fürstin durchschaute nun vollends den Trug dieses Weibes. — Sie versammelte ihren Staatsrath, und legte diesem die Frage vor: in welcher Hinsicht eine Verbindung zwischen ihr und dem fürstlichen Thronerben für das Wohl des Landes ersprießlich sey? Die meisten Räthe erhoben — weil sie des Grafen Wünsche ahnten, die schon kein Geheimniß mehr waren — Zweifel dagegen oder sprachen wenigstens in unbestimmten Ausdrücken. Der Graf, ein edler Mann, sprach gegen seine Wünsche für die Verbindung; nur schloß er, halb verschämt, sey die Sache eigentlich gar nicht der Gegenstand einer Erwägung in dem Staatsrathe, und das Herz ihrer viel geliebten Fürstin müsse hier allein entscheiden, indem alle ihre Unterthanen in dem Wohl ihrer hohen Gebieterin das ihrige erkennten. — Ohne etwas hierauf zu erwiedern, berief Clotilde die Abgesandten auf ihr Schloß zu sich, und ertheilte diesen, indem sie dieselben reich beschenkt entließ, in einem versiegelten Blatte ihre Entschließung. — Drei Tage nach der Abreise der Botschafter erschien ein Diener der Fürstin bei dem Grafen. Der Geheimschreiber, der diesen kannte, nahm ihm sogleich seine Briefschaften ab und eilte damit, so schnell er vermochte, zu seinem Herrn. Hastig erbrach Apollinar das Siegel, und was ihm vor Allem auffiel war ein, von der Hand der Fürstin an ihn selbst gerichtetes Blatt. Gierig verschlangen seine Blicke die Zeichen, aber erbleichend bebte er zurück und sank auf dem nahen Sitze nieder. Sulpizius, schon gewohnt und durch die Gewohnheit berechtigt, alle an seinen Herrn gerichtete Papiere zu lesen, durchlief nun auch mit glühenden Blicken das Handschreiben der Fürstin, worin sie dem Grafen ihren Entschluß, sich mit jenem Prinzen zu vermählen, kund that, dabei ihm auf das verbindlichste für seine treuen Dienste dankte, und, indem sie ihm mit großer Gnade neue Belohnungen zusicherte, ihn bat: die Regierung des Landes bis zu ihrer Vermählung fort zu führen; aber an dem Schlusse mit ernster Warnung von ihm verlangte: seinen Sekretair Sulpizius ohne Säumen zu entlassen, weil sie

von dessen Untreue nicht minder gegen seinen Herrn, als gegen die ganze Menschheit sich überzeugt, und diesen Unwürdigen aus allen ihren Landen verbannt habe. — Sulpizius sann und sann, und war um so mehr entrüstet, da er gar nicht einmal zu ahnen vermochte, woher dieser plötzliche Schlag ihn traf; denn auch das war ihm verborgen: daß der Einsame aus dem Thale indessen einige Male zu der Fürstin war berufen worden. Er verlangte von dem Grafen: dieser solle nach solcher Schmach sogleich seine Stelle nieder legen. Aber Apollinar erklärte ihm: wie er gar nicht beleidigt sey, sondern, so sehr er in seinen übertriebenen Erwartungen sich getäuscht sehe, doch in dem Schreiben seiner Fürstin nur die neuen Beweise ihrer großen Gnade gegen ihn erkenne und in allen Stücken deren Befehle gehorchen, zugleich aber auch nicht unterlassen werde, Sulpizius vor seiner Entlassung — was die Fürstin nicht verboten — für die ihm geleisteten Dienste auf das reichste zu belohnen. Aber der Unmuth des Geheimschreibers, mit einem Male in allen seinen kühnen Erwartungen und stolz berechneten Planen sich getäuscht zu sehen, erreichte den höchsten Grad und ward zu dem wildesten Grimme, als in diesem Augenblick ein Diener einen Brief von der Oberhofmeisterin überbrachte, worin diese ihn benachrichtigte: daß sie eben im Begriff sey, sich nach einer fernen Provinz zu begeben, wo ihr die Fürstin, weil diese keine Neigung mehr für ihre bisherige Gesellschafterin in sich fühle, einen Sitz angewiesen habe; daß aber bei so veränderten Umständen nun keine Rede mehr von einer Verbindung zwischen ihm und ihrer Tochter seyn könne, werde seine eigene Einsicht von selbst ermessen. — Der Graf tröstete ihn mit den Fügungen des Schicksals; aber er klagte auf das bitterste über seinen Herrn, die Untreue seiner Vertrauten und deren Schwäche; wie sie, die er zu Herrschern habe erheben wollen, sich nun wieder gelassen unter das Joch beugten, und höhnisch rückte er dem Grafen seinen Glauben an die Sterne vor: da doch nur Er die Schicksalsmacht sey, die ihn geleitet und ihm durch die Clair-Voyante das Zukünftige verkündet habe. — Ruhig erwiederte der Graf, den Unglücklichen bemitleidend: ob denn auch der Vorfall in der Fürstengruft keine Fügung des Schicksals gewesen? — Nun aber ward der Hohn dieses Menschen zu einer unmäßigen Siegesfreude. Dies eine Gelingen, sagte er, entschädige ihn vollkommen für alles andere Mißlingen, wovon die nur allein die Schuld trügen, welche nicht einmal zu Werkzeugen in seiner Hand hätten taugen können. Jener Vorfall in der Gruft aber sey das allerklügste Stück seines Witzes, und jener Mensch keinesweges ein Wahnsinniger, sondern nur ein großer Geist, dem es aber nur halb gelungen, indem er mit der Frau nicht auch deren großes Vermögen erlangt, und der endlich, da er sie nicht mehr liebte und sie nicht mehr ihn, ihrer Vorwürfe sich entledigt und gegen die Rache des Gesetzes hinter die Larve eines Tollen sich versteckt habe. Früher schon habe er diesen Mann gekannt und dieser sich ihm vertraut, als er einst das Irrenhaus besuchte. Da habe er ihn sogleich in das Auge gefaßt, voraus ahnend: daß er einmal etwas Großes durch ihn werde vollbringen können. — Uebrigens — schloß er, indem er sich entfernte — so bedürfe auch er des Grafen nicht mehr, da dieser seiner entbehren könne; und wie große Geister darum, daß ein Plan mißlinge, nicht gleich Alles aufgäben, so lange in ihnen der Gedanke noch reicher und kühner spräche, als in Andern; und wie sie, weil sie durch kein Wähnen und Glauben gefesselt seyen, ja endlich, wenn ihre Existenz ihnen nicht mehr gefalle, diese ganz von sich abschütteln könnten. — Der Graf war wie erstarrt von dem Erkennen so vieler Ruchlosigkeit und dem Gedanken, diesen Menschen so lange und so nahe um sich geduldet zu haben. Was er als den höchsten Glauben, das tiefste Geheimniß seines Daseyns betrachtet hatte, war nun zu einem trügerischen Wahne, sein schönstes Hoffen zu nichts geworden. Er fühlte sich so einsam, es war ihm so unheimlich zu Muthe, er sehnte sich recht innig nach einem frommen und redlichen Menschen, einem treuen Herzen. Da gedachte er seines Kammerdieners, eines alten beschränkten, aber von jeher ihm besonders treu ergebenen Mannes. Er sandte nach demselben. — Mit ernsten, fast verschämten Blicken trat der alte Diener herein. „Ihr vermißt gewiß, Herr, den Schlüssel zu Eurer Schatulle!" redete er den Grafen beim Eintreten an. „Eben war ich, auch ohne gerufen zu werden, im Begriff, zu Euch zu kommen und Euch zu bitten: daß Ihr meines Amtes mich entheben möchtet. Seht" fuhr er fort, und Thränen brachen aus seinen Augen hervor, „Eurem seligen Herrn Vater schon habe ich gedient, und nie, so lange ich bei Euch bin, das Geringste veruntreut; nie in Eure Papiere geblickt, wenn sie offen da lagen, und stets über das Eurige gewacht, als wenn es mir selbst angehöre. Aber der Herr versucht vielfach den Menschen. Meine Kinder haben mir schwere Sorge bereitet, und so groß von jeher Eure Freigebigkeit war, ihre Verschwendung war noch größer. Da sah ich mich nun in große Verlegenheit gesetzt. Ihr ließet, wie so oft, den Schlüssel in Eurer Schatulle stecken; ich dachte nicht, Euch zu berauben, aber so viel heraus zu nehmen, als ich jetzt bedurfte, und es später wieder zu ersetzen. Ich kämpfte lange mit mir selbst; meine Hand faßte den Schlüssel, aber laut pochte mein Herz und die innere Stimme sprach: Thue es nicht! Doch die Gierde war all zu mächtig. Ich drehe den Schlüssel herum und will öffnen, aber noch ist die Casette verschlossen; der Schlüssel muß zwei

Mal herum gedreht werden. Mir fiel es nun ein: daß Gott mich nochmals warne und ich dankte ihm für die Hülfe. Aber weil immer das Verlangen wieder in mir erwachte, dennoch zu öffnen, so wußte ich mir endlich keinen Rath, als daß ich mir selbst das Aufschließen dadurch ganz unmöglich machte, daß ich den Schlüssel nahm und in die Ritze warf, wo hinten die Rückseite eines schweren Schrankes an die Wand des Zimmers rührt; diesen dürft Ihr nur weg rücken lassen und Ihr werdet den Schlüssel finden. Mich enthebet aber dieser Stelle, da ich sonst neuen Versuchungen vielleicht so glücklich nicht widerstehen möchte; ich kann ja auf so manche andere Weise in Euren Diensten mich nützlich zeigen." — Der Graf entließ, tief bewegt, den Mann, mit der Ermunterung: auch künftighin gleiche Treue zu bewahren, und sich zu beruhigen, da vollkommen für ihn würde gesorgt werden. — Dann aber schritt der Graf lange in tiefem Sinnen im Zimmer auf und nieder; und wer, fragte er, hat nun recht: der Diener, der in dem Zufalle, daß er den Schlüssel, statt zwei, nur ein Mal herum dreht, einen Wink und eine Hülfe Gottes erkennt? oder sein Herr, der in der Figur eines Spieles, in Ahnung und Träumen, in dem künstlichen Gewebe eines feinen Betrügers und den Einflüsterungen einer bestochenen Somnambule seines Schicksals Macht und Stimme verehrte? — Er fühlte endlich in seinen Betrachtungen:

Die Außenwelt hat Zeichen nicht, noch Worte;
Sie wirft zurück, ein Spiegel nur, ein Echo,
Dein eigen Bild, der eig'nen Stimme Klang.
Ist treu Dein Glaube nicht auf Gott gebaut,
Dann wird die inn're Lust Dir Schicksalsmacht,
Und alle Zeichen sprechen Dein Verlangen,
Im eig'nen Trug Dich immer mehr verstrickend.
Trägst aber Gott Du in dem reinen Herzen,
Dann ist auf jedem Pfad er Dir Begleiter,
Du siehst in jedem Zeichen seinen Wink,
Und Trost und Frieden ruft Dir jedes Bild
Und jeder Laut von außen in die Seele.

Altdeutsche Witzreden.

Als bei einem fürstlichen Gastmahle viele der Gäste sich ihres Reichthums und ihrer Güter rühmten, sprach Herzog Albrecht von Sachsen: er habe eine Stadt, die drei Wunderwerke enthalte, nämlich: drei Klöster. 1) Ein Prediger-Kloster, das hätte viel Früchte und keine Aecker. 2) Ein Barfüßer-Kloster, das hätte viel baar Geld und keine Renten. 3) Zu St. Thomas Mönche, die hätten viel Kinder und doch keine Weiber.

Der sächsische Hofnarr Clauß wurde von einem Freunde um ein Darlehn gebeten. — „Wenn Du mein Feind wärest" erwiederte Clauß, „wollt' ich Dir wohl leihen, dann macht' ich Dich damit zum Freunde; da Du aber mein Freund bist, so mag ich Dich nicht zum Feinde machen!"

Ein Mönch schalt einen Müller: daß er seinen Esel überladen hätte. — „Wisset" antwortete der Müller, „ich getraue mir noch Eure und Eures ganzen Ordens Frömmigkeit darauf zu laden, ohne dem Thier Schaden zu thun."

M. Bondi.

Anagramme.

Auch diese Spielerei mag hin gehen, wenn man nicht weiß, wie man sich eben die Zeit besser vertreiben soll, wiewohl nur selten das, was man findet, die Mühe des Suchens belohnt. Ist dies indessen der Fall, so kann der Erfolg einer Gesellschaft auf einen Augenblick Vergnügen machen. — Maria de la Terre (oder de la Tour), Schwester des Marschalls Türenne, fand sich gewiß sehr geschmeichelt, als Jemand aus ihrem Namen das so natürliche Anagramm machte: „Amor de la tierra." (Die Liebe der Erde.) — Aber als Beschäftigung hat König Heinrich IV. von Frankreich diese Kunst sehr richtig charakterisirt. Es überreichte ihm Jemand ein Anagramm. Der König fragte den Verfasser: Was seine gewöhnliche Beschäftigung sey? — „Sire! ich beschäftige mich mit Anagrammenmachen; aber ich bin sehr arm." — „Das ist kein Wunder!" sagte der König, „daß Ihr es seyd, denn Ihr treibt da ein armseliges Handwerk!" (Chevraeana, Edit. d'Amsterdam. p. 40.)

v. Göckingk.

Epikurisches Lied.

Küßt, Brüder, trinkt
Im Jugendlenze,
Und pflücket Kränze,
Wenn Amor winkt!

Im Traubenblut,
Im Mädchenkreise:
Fänd' auch der Weise
Sein höchstes Gut.

Die Hoffnung narrt
Mit süßen Träumen;
Fröhnt ohne Säumen
Der Gegenwart!

Des Augenblicks
Genießt in Freuden;
Genüsse scheiden
Am schwarzen Styx.

In Pluto's Reich
Wächst, müßt Ihr wissen,
Kein Wein; da küssen
Nur Schatten Euch.

Haug.

Schlaf.

Laßt mir den Schlaf, den lieblichen Freund, verscheucht mir ihn nimmer;
Was mir die Wirklichkeit raubt, giebt mir der Schlummer zurück.

Karl Grumbach.

Aehnlichkeit.

Rechtsgelehrter und Arzt befinden in ähnlichem Fall sich:
Beiden gereicht der Verderb Andrer zum eig'nen Gewinn.

A. D. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Durch Auswanderung u. s. w. verminderte sich Würtembergs Bevölkerung von 1,400,000 Bewohnern im Jahr 1817 um 16,000 und im Jahr 1818 um 9000 Menschen. (Journ. gén.)

Auf dem Boulevard St. Martin zu Paris sieht man jetzt ein Panorama, das Paris darstellt, wie es vor 1000 Jahren ausgesehen hat. (Journ. gén.) Es wird wohl heißen müssen: „haben soll“.

Im Geschwornen-Gericht zu Lancaster wurde neulich ein sehr alter Mann, ein Irländer, zu 14jähriger Deportation nach Botanybay verurtheilt. Nach Anhörung des Spruchs neigte er sich tief vor den Richtern, und dankte dem Oberrichter für die gnädige Strafe mit folgendem Schluß: „Vierzehn Jahre? Nie hätte ich geglaubt, noch so lange zu leben, wenn Euer Gnaden es mir nicht versicherten; denn vor Dero Spruch wird hoffentlich der Tod Respekt haben.“ (Times.)

Zu Clonmel in Irland wurden neulich die Mörder J. Bown und W. Brien bei Nacht gehangen, „weil“ — so heißt es im Urtheil — „sie nicht werth sind, von der Sonne beschienen zu werden.“ (Times.) Man fängt überhaupt, wie es scheint, seit einiger Zeit an, unter den Mördern eine Art von Rangordnung ein zu führen.

In London wird jetzt, von einem Hrn. Walker, ein „neues Himmels-Schauspiel“ mit vielem Beifall gezeigt. (Times.)

Bergleute sind, wie man weiß, ein abergläubiges Völkchen, zuweilen aber spielen sie die Abergläubigen aus Faulheit. In einem Bergwerke des Fürstenthums Wales gab man häufig vor: den Teufel gesehen zu haben; und wer den Teufel gesehen hatte, durfte, nach alten eingeführten Sitten, den Tag über nicht arbeiten. Dies kam oft; der Eigenthümer, der nicht wenig darunter litt, beschloß: dem Unfug ein Ende zu machen. Er versammelte seine Arbeiter. „Kinder!“ sagte er, „der Teufel erscheint nur dem, der ein Teufelskerl ist und nichts taugt. Den Ersten unter Euch, dem er wieder erscheinen wird, jage ich zum Teufel!“ Da war die Heilung nun sehr bald geschehen: der Teufel schwand und ward nicht mehr gesehen! (Times.)

Der Arzt und Wundarzt Stocker geht, nachdem er in der Untersuchung unschuldig befunden worden, nach St. Helena zurück, um Bonaparte gesund, Sir Hudson Lowe aber (für Aerger) krank zu machen. (Times.)

Der ehemals so beliebte Schauspieler Kean, vom Drurylane-Theater, hat sich durch Dünkel und Keckheit einen Theil des Publikums verfeindet, und mußte vor einiger Zeit öffentliche Abbitte thun. Seitdem blieb er unbeschäftigt und wagte sich erst am 29sten April wieder auf die Bühne als Richard III. Die Versammlung war überaus zahlreich und zu seinem Empfang vorbereitet. Jeder, der vor ihm auftrat, von der ersten bis zur letzten Rolle, erhielt absichtlich Beifall. Als Kean sich aber zeigte, erhob sich Klatschen und Zischen und hielt während dem ganzen Monolog an, von dem auch keine Sylbe gehört werden konnte. Weiterhin ging es besser; nur bei zu deutenden Stellen wiederholte sich der Sturm. So z. B. bei den Worten: „Ich kenne Mitleid nicht, nicht Lieb' und Furcht!“ rief es im Parterre: „Wahr, wahr, Kean!“ Eben so, als er zu den Stellen kam: „Ja, lächeln kann ich, doch im Lächeln morden!“ und: „Auch eine Zunge hab' ich, wie der Teufel!“ (Courier.)

Milton's „verlornes Paradies“ ist vor Kurzem von Owen Pughe in die Sprache von Wales übersetzt worden. (Morn. Chron.)

Zu Frogmore, dem bekannten Lieblings-Aufenthalt der verstorbenen Königin von England, findet man einen Schatz von Seltenheiten aus Ostindien, unter andern das berühmte elfenbeinerne Bett, ein Geschenk der Lady Hastings. Von der Hand der Prinzessin Elisabeth sind mehrere Malereien auf Sammt und Porzellan daselbst. — In Buckingham-House, dem Palaste der Königin in London, hat sie viel Originale der italienischen und flamländischen Schule und die besten Miniatur-Gemälde der Engländer Oliver, Hilliard und Cooper, auch hat sie schöne antike Bronzen gesammelt. (Morn. Chron.)

Ein reicher Gutsbesitzer in der Grafschaft Perthire, in Schottland, ist, nach einer Abwesenheit von 40 Jahren, in die dortige Gegend zurück gekommen, und hat sogleich eine beträchtliche Summe auf den Wiederaufbau und die Ausbesserung der eingefallenen hochländischen Kapellen und Schulen angewiesen, in welchen die alte Sprache der Galen gelehrt werden soll. (Times.)

Astley's Amphitheater wurde am zweiten Osterfeiertage in London wieder eröffnet, und erregte aufs Neue die Bewunderung der Insulaner, mehr noch durch die zugerittenen Pferde als durch die Künste der Reiter. Mad. Astley zeigte sich in einem Pferde-Melodram, die „Amazonen-Königin Hippolyte“ betitelt, nach einer Abwesenheit von 4 Jahren, mit ihr „Diamant“, der „fliegende Husar“ und „Furioso, der venetianische Seiltänzer“. (Times.)

Talma und Demoiss. Georges wurden neulich nach der Vorstellung des „Oedip“ in Bordeaux heraus gerufen, um „neue Salven“ Beifall zu empfangen! (Journ. d. Par.) Der Herr Berichterstatter wird wohl nächstens auch die Glocken läuten und ein Tedeum singen lassen, wenn die Genannten im Theater auftreten. D t.

Aus Brüssel berichtet man: daß eine neue Art Draisinen-Erfindung die Einwohner jener Stadt unterhalte. Ein Hr. Kerr hat daselbst einen Versuch mit seinem Dadapietor oder mechanischen Pferde angestellt, und dafür ein Patent erhalten. Es geht sehr rasch damit, und läßt sich besonders sehr leicht drehen und wenden. (Gaz. d. Fr.) Eine Kavallerie auf hölzernen Pferden wäre nicht übel; und in Städten, wo man in der Exerzier-Zeit Pferde zu stellen hat, würde man, zum Vortheil der Stadtkasse, gern von dieser Erfindung Gebrauch machen.

Auf der Aar stieß unlängst ein Fahrzeug, welches einen Vater und eine Mutter mit ihren Kindern enthielt, an einen Pfahl, so daß die ersten Beiden ins Wasser stürzten. Die Frau ergriff das Fahrzeug, der Mann die Kleider seiner Frau, sich zu halten. „Lieber Mann!“ rief die Frau in ihrer Todesnoth, „Du ziehst mich nieder, ich kann mich nicht mehr halten.“ — Augenblicklich ließ der Mann los, sagte ihr Lebewohl, empfahl ihr die Sorge für die Kinder und versank. (Journ. gén.)

In Großbritannien erstreckt die Chirurgie ihre Wohlthaten bis auf die Thiere. Ein Soldat, welcher einige Wissenschaft darin erlangt hatte, nahm einem Schwein, das er besaß, unlängst eine schadhafte Pfote ab, und setzte ihm eine künstliche hölzerne Pfote an, mit der das Thier so munter geht, wie vorher. (Journ. gén.)

Ein Herr Mangé hat eine Entdeckung gemacht, welche, wenn seine Angaben richtig sind, allerdings nicht unwichtig wäre. Er hat nämlich gefunden: daß brandige Holzsäure tauglich ist, jedes Fleisch, so lange man will, vor Fäulniß zu hüten. Die Fäulniß hört nicht bloß auf, sondern geht sogar zurück. Selbst stinkende Pfützen dunsten nicht mehr, wenn man dieses Acidum hinein gießt. (Journ. d. Par.)

Hr. Fiévée hat unlängst gesagt: „Die Royalisten — nachdem sie zum zweiten Mal ihr Leben und ihr Vermögen aufgeopfert — müssen gleichwohl um Hülfe bitten u. s. w.“ — Dies erinnert an folgendes Verschen aus Brunets Romanze:

> Wer's Leben zum ersten Mal verliert,
> Dem auch die Trauer wohl gebühret!

Noch mehr aber erinnert es an jenen zweiten Brutus vom Jahr 1793, welcher einst auf der Tribune sprach: „Ja, Bürger, wenn die Tyrannen jemals über die Republik triumphiren könnten, so würde ich mir selbst den Kopf abschneiden, ihnen denselben hinhalten und ausrufen: Seht hier die Handlung eines freien Mannes!!“ (Journ. d. Par.)

In dem neuen Etablissement, benannt „Cirque de la Célérobure“, soll sich ein Wagen befinden, der über 5000 Pfund wiegt, und dennoch, vermöge eines versteckten Mechanismus, ganz allein überaus rasch fortrollt. (Constitutionel, sammt Journ. d. Comm.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 21. Mai. 83stes Blatt.

Sendschreiben an die wohllöbliche Reimers-Genossenschaft unserer Tage.

Liebe Herren und Freunde! Ihr beklagt Euch schwer und mit Recht über die Verunglimpfungen Eurer edlen Kunst, die allenthalben laut werden und Euch Euer Treiben auf das Schmählichste verbittern. Laßt Euch aber nicht irren und beharret muthig! So lange die Preßfreiheit des Schlechten unangefochten bleibt und höchstens das Gute hie und da unter Schloß und Riegel gelegt wird (aus reiner Schätzung seines Werthes vermuthlich, wie wir ja Alle unsern Goldkisten Nachtschrauben anlegen, damit ihr Inhalt nicht in unrechte Hände komme), so lange habt Ihr nichts zu befürchten. Gab Euch der Himmel ja einen Schreibfinger und die schöne Gabe der Rede und so auch den Beruf, sie beide zu brauchen, gleichsam mit Novalis Euch zurufend: „Leben sey Schreiben!" Wer möchte Euch denn stören in einem Geschäfte, zu dem Euch die Natur selbst so unverkennbar aufgefordert hat und noch auffordert in tausend Hieroglyphen um Euch her? — Seht doch nur die Vöglein an auf Zweigen und auf Dächern, als ob sich diese jemals irre machen ließen in ihrem Zwitschern und Krächzen, weil hier oder da zwei Unberufene, ihrer nicht achtend, der einen auserkorenen Sängerin im Waldgehege lauschen! Die Fabel-Dichter aller Zeiten sind voll davon und es genügt mir, Euch auf diese zu verweisen. — Aber mehr noch! Ihr Alle seyd, nach einer uralt-neuen Lehre, wie Jeder von uns, hervorgegangen aus dem ewigen All, und werdet, wenn die Zeit erfüllt ist, dahin zurück kehren. Auf gleiche Weise Alles, was da kriecht und fliegt, was da modert und blühet auf Erden. Ist nun die schlechteste Pflanze ein Ausfluß von dem ewigen Weltgeiste und somit berechtiget, ihre Wurzelschlingen aus zu senden und ihre Knospen zu treiben nach Willkühr, so seyd Ihr's ja auch und um so mehr, je eigener und inniger das Sehnen nach Namens-Unsterblichkeit Euch beiwohnt, und je weniger Euch irgend Jemand dafür stehen kann, daß nicht nach Jahrhunderten noch Euer Name in irgend einem — dem Verhängnisse des Irrdischen wunderbarlich entronnenen — Zeitblatte einen Eurer Urenkel an Euer Daseyn und Treiben erinnere. — Und endlich, wenn Poesie wirklich, wie behauptet wird, den Gegensatz der Philosophie bildet, wer könnte sie würdiger in ihrer reinsten Wesenheit darstellen, als eben Ihr, die Ihr, während die Philosophen die Vorstellungen mehr und mehr von allem Irrdischen zu entkleiden suchen und sich darin in unauflösliche Räthsel verwickeln, gerade das Entgegengesetzte thut und, fast ohne es zu wollen, von Euren Werken das gestalt- und gehaltlose Ewige so fern als möglich haltet und mit seltener Einsicht die Forderung erfüllt, die ein hochgerühmter Kenner des Schönen (Fr. Schlegel) als erste Forderung jedem Autor an's Herz legt, die der Popularität. — Wenn Euch diese Betrachtungen ermuthigen, daß Ihr Euren Feinden mit offenem Visier entgegen tretet, so duldet nun aber auch nicht, daß Eure Freunde Euch und Euer Thun durch Vergleichung mit dem, was Andere lange vor Euch thaten, erniedern, wie etwa

geschehen würde, wenn sie von Euch auf die unerschöpfliche Sanglust der provenzalischen Zeit oder des Minnesangs verweisen wollten. Die verstehen sich auf Euren Werth schlecht, die Euch durch solche Verwandtschaft zu ehren gedenken. Jene trieb der heitere, fröhliche Geist einer sinn- und gemüthvollen Zeit; sie mußten singen, weil sie eben nicht anders konnten und weil sie nur der Mund waren, durch den ein neues, kräftiges Leben sich kund gab; Ihr aber wollt singen, weil Andere es auch thun und weil Ihr eben nichts Anderes zu thun wißt, und zeigt so in einem schönen Beispiele, wie man den Willen für die That zu geben und dann wohl auch zu nehmen habe. Jene schlugen in die Saiten und das geflügelte Wort gestaltete sich von selbst zum sinnigen Liede; Ihr dagegen, wenn Euch in glücklicher Langeweile der heitere Gedanke gekommen, ein Verslein zu schreiben, mühet Euch redlich, daß es etwas werde, was, wenn nicht Hände (zum Ergreifen), doch Füße (zum Mitlaufen) habe. Darum suchet Ihr vor Allem eine wohlthuende Form, reihet dann kunstgerecht Wort an Wort und verschlinget nach dem Gesetze Eurer Tabulatur die Reime, um am Ende, wenn nun Alles fertig, Euch durch einen Gedanken überraschen zu lassen, dessen Besitz Euch im Traume nicht beifiel. Aber auch diejenigen thun Euch Unrecht, die es Euch mit den Worten eines Mannes, der Euch die Schuhriemen auf zu lösen kaum werth war, zum Vorwurf machen: daß die Sprache für Euch dichte. Ihr leugnet es ja nicht, und macht sogar kein Hehl daraus, wie Ihr mit kühner Kraft nicht bloß die Sprache, sondern auch selbst die Dichter, die vor Euch gesungen, zu Eurem Dienste nöthiget. Aber das vergessen Alle, die Euch abhold sind: daß jeder lebendige Reichthum sich nothwendig in — Scheidemünze auflösen müsse, und daß, wenn die Hand der Armuth von dieser genug hat zum täglichen Verbrauche, wohl auch den Säckeln der Andern die Füllung nicht entstehen werde; das vergessen sie Alle, daß nicht eine Schwalbe den Frühling mache, wohl aber das Vorhandenseyn von Tausenden, mit einem Worte: daß Ihr, wo Ihr erscheint, in welchem Jahrhunderte und in welchem Lande, redende Zeugen seyn sollt eines großen, blüthenreichen Frühlings, er sey nun so eben hinab gewelkt oder rege sich noch jugendkräftig in einer frischen Knospenwelt. Im ersteren Falle seyd Ihr — verzeiht das kühnere Gleichniß — dem alten Weibersommer nicht unähnlich, der statt der hingestorbenen Blüthen um Halme und Zweige sich hinzieht; im andern den Mücken, die im warmen Sonnenstrahle spielen und sich wohl gar — denn wer mag die Launen eines Mückenseelchens ergründen — für den lebendig gewordenen Strahl selber halten. Und so findet Ihr nah und fern Eure Genossen und Brüder, und zwar — was Euch zum Troste nicht oft genug wiederholt werden kann — immer in Tagen, die sich stolz (ob mit Recht oder Unrecht, ist hier nicht die Frage) die goldenen nennen. Aber eben so oft hört Ihr auch überall, wohin Ihr Eure Ohren wendet, Klagen über Euer sogenanntes Unwesen, auf daß an Euch wahr werde, was das Sprüchlein sagt:

„Daß es den Armen ein Trost, des Leids Genossen zu haben."

Denn könnte nicht — frag' ich Euch — einer Eurer zahlreichen Widersacher etwa also sprechen: „Jeder literarische Sommer bringt, wie der wirkliche, seine Raupen mit, die sich in Schalen und Blätter (Almanachs-Schalen und Zeit-Blätter) einbohren und einnisten und dem empfindsamen Leser ganze poetische Lustwälder in kahles Winterholz umarbeiten, daß am Ende höchstens dem armen Hungerleider einiges Reisig zu kärglicher Winterheizung übrig bleibt. Und, göttlicher Apoll — könnte der genannte Widersacher heftiger fortfahren — war nicht immer, wo du erschienest, auch gleich ein Marsyas da, an dem oft die späte Nachkommenschaft erst in deinem Namen ihr Standrecht übte? Und wo gab's eine goldene Dichterzeit, die nicht auch ihre Schlacken ausgeworfen oder mit Knallgold die staunende Menge betrogen hätte? Mußte ja Vater Horatius schon mitten unter dem Prachthimmel seiner aurea aetas in ein: „Scribimus indocti doctique poemata passim" klagend ausbrechen! Und wer kann — um bei Näherem zu verweilen — ohne Mitleid des armen Petrarca denken, wie er in alten Tagen, umschwirrt vom hohlen Klingklang eitler Dichterschellen, seine Leier verwünscht, als all' des heillosen Treibens erste Quelle? Mußt' es ihm nicht seyn, wie einem oder dem andern Choriphäen unserer Tage, der, nachdem er lange geleuchtet und gewärmt zu haben meinte als Sonne, endlich gewahr ward: daß er — nach dem Volks-Ausdrucke — nur Wasser gezogen? Sagt er doch selbst in einem Briefe an den Abt von St. Benigne, den uns de Sade gegeben: „„Unsere Rechtsgelehrten und Aerzte kennen weder Justinian noch Aeskulapius mehr; taub für das Geschrei der Partheien und Kranken, wollen sie nur vom Virgil und Homerus hören. Ja, Tagelöhner, Zimmerleute und Maurer verlassen ihr Handwerkzeug, um sich mit Apoll und den Musen zu besprechen. Willst du wissen, warum es vormals der Dichter so wenige gab? Deshalb, weil die Poesie ein erhabenes Gemüth fordert, das, jedem Irdischen entsagend, ihr ganz sich hingiebt. Daher kommt es, daß man viele Dichterlinge auf den Gassen, wenige Dichter aber auf dem Parnasse findet."" Ja, bricht er nicht zuletzt in die harten Worte aus: „„Ich werfe mir vor: daß ich durch meinen Vorgang solche Raserei verschuldet. Man sagt: der Lorbeer erzeuge wahre Gesichte; ich fürchte, daß die Lorbeern, die ich zu früh gesammelt, in mir und vielen Andern nur eitle Träume

geboren.““ Und wenn er dann seinem Vauclüse Glück wünscht, daß es bis dahin von dieser Krankheit frei geblieben, setzt er nicht gleich darauf hinzu: „„Mein Diener ist der Einzige, der, obschon hoch bei Jahren, sich's dennoch beikommen läßt, wie Perseus sagt, auf zweizackigem Parnaß zu träumen““ — und weiter unten, fast zu stark: „„Wenn diese Wuth ein wenig weiter um sich greift, so werden bald Hirten und Fischer, ja, die Stiere nichts thun, als Gedichte brüllen und wiederkäuen.““ (Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Im 69sten Stück (1819) der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ ist folgende Betrachtung zu lesen: „Wer unser Rezensionswesen seit einer Reihe von Jahren mit Aufmerksamkeit, Nachdenken, Selbstständigkeit und Unpartheilichkeit beobachtet hat, wird gefunden haben, daß oft ein Rezensent dem andern nachbetet, weil er selbst zu schwach oder bequem ist, zu urtheilen, auch wohl zu lesen; — daß zuweilen ein Rezensent dasselbe Buch in mehreren Blättern beurtheilt, besonders wenn es ihm darum zu thun ist, es ganz um zu bringen; — daß gar viele Rezensionen strafende oder belohnende Gegen-Rezensionen sind, daß es gar Rezensenten-Cartele und -Faktionen giebt; — daß nicht selten die besten Werke unangezeigt bleiben oder am meisten herunter gerissen werden, weil man sie am meisten fürchtet u. s. w.“ — Ey, ey! Wenn von dem ältesten der kritischen Richterstühle eine solche Stimme erschallt, dann müssen die bemerkten Arten des bequemen und frechen Unwesens schon sehr weit vorgeschritten seyn und es wird damit bestätigt, was der Ruhige schon längst gewahrte: daß nämlich die Redaktionen der kritischen Zeitschriften nicht immer kräftig und sorglich genug wachen, um Unwürdige von sich ab zu halten. Vor Allem müßte doch wohl verhindert werden, daß ein Schriftsteller gerade seinem persönlichen Feinde recht eigentlich in die Tinte gebracht wird; und dennoch wäre dieser schlimmste Fall einigen durchweg und einigen nur nebenher kritischen Instituten unumstößlich nach zu weisen; so wie auch der Umstand: daß Einzelne — die da glauben, mit dem Niederwerfen und Schmähen ihrer Gegner sich fest zu stellen — viele Zeitschriften mit ihren gehässigen Zwecken besudeln, ganz klar zu Tage liegt. Zwar wähnen solche hämische Laurer wohl, sie thäten es unentdeckt; aber der Spruch des Tacitus: „Larvati perorabant“ gilt bei ihnen nicht, weil der Haß keine Larve findet, die nicht sogleich seine Züge annähme. Da jedoch im Allgemeinen jene Worte über jeder kritischen Zeitschrift als Motto stehen könnten — so lange die Anonymität gilt, die wenigstens eben so viel gegen sich hat, als man mit aller Rednerkunst dafür aufbringt — so müßten bei diesen höchst gefährlichen Maskenspielen wenigstens die Anführer dieser Maskeraden scharf beurtheilen: wer hinter ihnen steht; sonst wird ihr Treiben Begünstigung einer geistigen Vehme und einer tief einwirkenden Ehrenschänderei. Und nicht genug, daß Einzelne sich diese Nichtswürdigkeiten wirklich als System aufstellten, nein! sie streben auch danach, für ihren Unfug sich allerlei literarische Lohndiener zu suchen und so wirklich — wie es in den Göttinger Anzeigen gesagt ist — Cartele ab zu schließen und Faktionen auf zu regen. Dergleichen dauert allerdings nur eine kurze Zeit — denn daß sich die Bösen nicht lange vertragen, ist der einzige Schirm des Guten, dem alle Partheisucht anwidert — aber es thut doch großen und zuletzt den meisten Schaden denen, die sich nicht scheuten, für eine Herberge solcher Nachrichter in eigenen Angelegenheiten den Raum her zu geben. Daß die Redaktionen diese Gesellen nicht kennen sollten, ist durchaus nicht an zu nehmen; es giebt in dergleichen Fällen sichere Kennzeichen. So wird z. B jedes edle Gemüth es gern vermeiden, ein Urtheil zu fällen über Jemand, bei dem es eine Feindlichkeit empfindet; und wenn ein Redlicher nicht ausweichen kann, so sind die Feinde sicherer noch als die Freunde dafür: daß er ein unüberlegtes, oder irgend zu hartes Wort ausspricht. Wer sich jedoch sichtlich dazu drängt, seine Gegner zu verurtheilen, der ist selbst schlecht, und jede Redaktion, die ein solches Verhältniß kennt und geheimer Rache freie Bahn läßt, wird mitschuldig an einer erbärmlichen That, deren Schleier übrigens kaum verbirgt, viel weniger also deckt. Fr. Wendel.

Kirchhof-Stimmen.

Wenn so Mancher, der heimgegangen ist, aus dem Grabe rufen könnte: wie glücklich er sich fühle, daß er darin liege — welche Lobpreisungen und Empfehlungen des Todes würden sich stets in den schauerlichen Kirchhöfen hören lassen! — Wenn man aber auch so manchem Heimgegangenen in sein Kämmerlein rufen könnte: wie froh, oder wie bekümmert man sey, daß er darin liege — wie voll würden stets die Kirchhöfe von Menschen seyn, welche in die Gräber redeten! Richard Roos.

Anklänge.

59.

Fürwahr! — kein Laster hat und kein Verbrechen
So Gräßliches gethan,
Als oft der Menschen Wahn,
Von dem sie rings wie gottgefällig sprechen;
Der Erde Gott führt noch auf Höllenspur,
Und wer ihn braucht, thut es zum Mißbrauch nur.

60.

Gott hat das Paradies uns nicht entzogen,
Es lebt und blüht noch jetzt, was er verhieß;
Nur wenn du selbst um Unschuld dich betrogen,
Verbann'st auch selbst du dich vom Paradies!

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Sand's vertrauter Freund, ein Dr. Asmis, aus dem Mecklenburgischen gebürtig, welcher zeither in Jena sich aufhielt, ist arretirt und nach der hiesigen Hauptwacht gebracht worden, wo er in strenger Gewahrsam gehalten wird. Auch ein Dr. F.... von Jena ist vor einigen Tagen von der Gensdarmerie festgenommen und jetzt hier in Haft. — Kotzebue's trauernde Familie befindet sich in unsern Mauern. **A. Seltersheim.**

Münster. Der hiesige Medizinal-Rath und Professor der Chemie, Dr. Bodde (Verfasser einer „Theorie der Blitzableiter"), war wegen seines, auch in der „Salzburger medizinisch-chirurgischen Zeitung" abgedruckten Berichts über die Wundmaale der vielbesprochenen Exnonne Emmerich zu Dülmen, von dem dasigen Dechant und Pfarrer, Hrn. Rensing, in einer eigenen kleinen Druckschrift angegriffen worden, und zwar so, daß der angegriffene Theil unmöglich dazu schweigen konnte. Jetzt ist die Boddesche Replik unter dem Titel: „Sendschreiben an Hrn. Rensing u. s. w., worin derselbe einer Theilnahme an der Erkünstelung der Wundmaale der Jungfer Emmerich nicht beschuldigt, das Wundersame der Wundmaale aber standhaft verneint wird" (Hamm, b. Schulz und Wundermann) erschienen. Ein sehr originelles, mit humoristischer Laune und sarkastischem Spott abgefaßtes Schriftchen. — „Ich hatte schon entschieden" — sagt der Verfaßer — „ehe ich nach Dülmen kam, wie man über eine Sache zu entscheiden pflegt, welche die Geschichte schon mehr als zu oft als Lug und Trug nahe und fern verworfen hat; worauf aber auch die unheilbarste Leichtgläubigkeit und Wundersucht nur allein immer von Neuem wieder zurückkommen kann, und, tausend und tausend Mal betrogen, immer wieder zurückkommen wird. *). Ich bin hingegangen, wie man zu einem Bilde geht, von dem man sagt: daß es Blut schwitze, die Augen bewege, weine, seufze u. dergl. Aber nicht, wie ein religiöser Pilz, das Bedürfniß fühlt, in solchen zweideutigen und zweifelhaften Erscheinungen eine Weckstimme" (ein von Hrn. Rensing gebrauchter Ausdruck, deren viele Dr. Bodde in seiner Schrift mit musivischer Kunst an einander gereiht und so den Eindruck verstärkt hat) „zu vernehmen, die er im eigenen Pulse und den großen Weltbegebenheiten kräftiger hätte vernehmen können, wird wohl in gleicher Stimmung hingegangen seyn. — In dem ersten Ueberblicke sah ich doch gleich, was die Krusten an den Händen zu bedeuten hatten; der Stoff, woraus dieselben gebildet waren, ist zu oft durch meine Hände gegangen, als daß ich seinen Mißbrauch nicht hätte sogleich erkennen sollen, so wie ihn zwei angesehene Militair-Aerzte noch vor drei Jahren erkannt haben. — Nachdem ich mit den Erscheinungen an den Händen und am Kopfe so leicht fertig geworden war, würde ich, ohne Ihren (Hrn. Rensings) gefälligen Beistand, zu jenen auf der Brust nicht gelangt seyn. Hier gebärdete die Jungfer Emmerich eine schamhafte Ziererei, die nur durch Ihren gebieterenden Ausspruch: „Ich befehle es bei dem geistlichen Gehorsam!" gänzlich verscheucht wurde. Ich erstaunte über die Wirkung, es überlief mich ein gewaltiger Schauer, ich glaubte mich auf einmal in die finsteren Jahrhunderte versetzt; wurde aber überrascht durch die Entdeckung, die mir die unerwartete Abschuppung des größten Theiles des Kreuzes gewährte. — Warum nun aber, bei dem gefälligen Zuvorkommen, Schaulustige, zumal wenn sie die Ersten waren oder unerwartet kamen, nach Unterschied der Personen, eine halbe, auch ganze Stunde und darüber warten mußten, ehe sie zugelassen werden konnten, mag sich ein Jeder nach seiner Weise erklären; mir ist die Ursache eben so wenig fremd, als das plötzliche „Abfallen der Wunden" (wie sich Jungfer Emmerich gar passend ausdrückt) und das Aufhören der blutigen Erscheinungen, sammt dem „Wundersamen der Diät": nachdem im Anfange dieses Jahres, auf Befehl eines hohen Ministeriums, eine Kommission ernannt ward, die Jungfer Emmerich, außerhalb ihrer gewöhnlichen Umgebung, strenge, aber mit möglichster Schonung zu bewachen, und die Vorgebungen auf dem historischen Wege zu erforschen. — Ueberhaupt läßt sich nicht absehen, mit welchem Fuge die Geistlichkeit jene Erscheinungen bei der Jungfer Emmerich, die sich doch höchstens erst als eine medizinische Seltenheit ankündigten, so mir nichts dir nichts vor ihren Richterstuhl gezogen habe; der Natur nach konnte sie doch nicht eher Gegenstand ihrer Beurtheilung werden, als nachdem über das Physische auf dem historischen Wege widerspruchlos entschieden war; dazu aber stand ihr die Macht nicht zu Gebote. Weil es doch nun einmal um Wundmaale zu thun war, deren Wiederkehr, gleich der Sonnenwende, von einigen Andächtigen auf funfzig, von andern auf hundert Jahre festgesetzt wurde, so hätten Ew. Hochwürden doch auch wohl des gleichzeitigen merk- und sehenswürdigen Exemplars in Albachten (ein Dorf am Wege von Münster nach Dülmen) gedenken mögen, wäre es auch nur des Kreuzes wegen gewesen, welches in Albachten mehr ästhetischen Werth hatte, als das weniger gelungene auf der Brust der Jungfer Emmerich in Dülmen. Einem neuen Wunder oder der Zeit bleibt es noch immer vorbehalten, den geängstigten Gemüthern die Frage zu lösen: welches die rechtmäßige Auflage, welches der Nachdruck sey?" — Uebrigens ist die Jungfer Emmerich seit dem Weihnachtstage von ihrem Wunder-Leiden befreit, und ißt, trinkt und schläft wieder, gleich andern Erdenkindern! *) — * —.

*) Das bliebe wirklich ein Wunder, wenn man nicht geflissentlich hier und da den Verstand gewaltig anstrengte, um die Dummheit zu unterstützen. Die Erfahrung hat solche Angaben für alle Zeit so widerlegt, daß es wohl nicht voreilig ist, wenn man diejenigen, die ihre Sinne beisammen haben wollen und dergleichen doch begünstigen, ohne Umstände für Betrüger erklärt. D. H.

*) Nachdem ein hohes Ministerium ihr das Spiel mit Thoren untersagte, hat sie ja keine Ursach mehr, sich krank zu stellen. Vernünftige Kraft der Regierenden ist eine gute Arzenei! D. H.

Die Auswanderung nach Amerika ist noch immer so häufig, daß kein Tag vergeht, wo nicht englische Schiffe mit 200 — 500 Passagieren nach Amerika abgehen. — Als die Nordamerikaner sich für unabhängig erklärten, war ihre Zahl etwa 4 Millionen und vor zwei Jahren zählte man schon beinahe 11 Millionen Bewohner. (Journ. gén.)

Schwedens Staatsschuld beläuft sich auf 6,371,862 Banko-Thaler. (Constitutionel.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 22. Mai. 84stes Blatt.

Die Sage vom König Lear. *)

(Nach Gottfried Monmouth)

In Brittannien hat einst ein König geherrscht, mit Namen Brutus Grünschild. Der zeugte einen Sohn, den er Leir nannte, und dieser folgte seinem Vater nach dessen Tode in der Herrscherwürde. Er war ein friedfertiger, gerechtigkeitsliebender Fürst, und soll ungefähr in der Zeit gelebt haben, als in Jerusalem Salomo herrschte. In Ruhe und Glück gebot Leir, nach seiner Thronbesteigung, zwanzig Jahre; darnach aber und gegen das Ende seines Lebens ward er im Alter schwach an Körper und Seele. Ihm folgte sein Sohn Hudibras und diesem dessen Sohn Bladud. — Als aber Bladud gestorben war, bestieg den Thron der jüngere Leir, ein Urenkel des alten. Derselbe herrschte männlich und kraftvoll sechzig Jahre; doch männliche Nachkommenschaft versagten ihm die Götter. Nur Töchter gebar ihm seine Gattin, drei an der Zahl, die er Gonorilla, Regan und Cordelia nannte. Sie Alle liebte er sehr, doch am zärtlichsten Cordelia, die jüngste. Da er nun alt geworden war, gedachte er sein Reich unter die Töchter zu theilen und ihnen Männer zu geben, die geschickt wären, der Herrschaft vor zu stehen. Damit er nun wissen möge, welche seiner Töchter des größeren Theils des Reichs würdig wäre? ließ er sie zu sich rufen, auf daß er durch Fragen erkunde, welche ihn am meisten lieb habe. Die Gonorilla zuerst fragend: wie sie ihn liebe? beschwor dieselbe bei Allem, was heilig sey: daß ihrem Herzen der Vater mehr wäre, als die Seele, die in ihrem eigenen Körper wohnt. Ihr erwiederte der Vater: „Weil Du mein Alter Deinem jugendlichen Leben vorziehest, Du zärtlich geliebte Tochter! so werde ich Dir den Jüngling zur Ehe geben, den Du Dir erwählen magst, und dazu den dritten Theil des brittischen Reichs." — Regan, die nun gefragt wurde, antwortete, um sich des Wohlwollens des Vaters würdig zu bezeigen, wie die ältere Schwester, und versicherte mit Eiden: daß sie ihre Gefühle in Worten nicht anders ausdrücken könne, als indem sie gestehe: daß sie ihn höher und werther schätze, als Alles, was nur in der Welt lebe und webe. Der gutmüthige Vater that ihr dieselben Versprechungen, wie der Gonorilla. — Aber Cordelia, da sie bemerkt hatte, daß der Vater mit den Antworten der andern Schwestern zufrieden gewesen, wünschte sein Gemüth zu erforschen, und stellte deshalb ihre Rede anders. Sie fragte ihn: ob er dafür hielte, daß es je eine Tochter geben könne, die ihren Vater mehr liebe, als wie man

*) In den Blättern 42 bis 45 des „Gesellschafters" haben wir aus den Quellen die alte, ursprüngliche Sage von Hamlet mitgetheilt. Wir halten dafür, ein nicht unangenehmes Geschäft unternommen zu haben, indem wir, dem Shakspeare folgend, nun auch einen Gang in die wallisischen Gebirge thun, um dort den Gesängen zu lauschen, die, noch lange Zeit nach dem Untergang der keltischen Herrschaft in Brittannien, daselbst ertönten. Der Name des Königs Leir (Lear) ist von unsern Bühnen her allgemein bekannt; das Bild, was Shakspeare von ihm gegeben hat, trägt Jeder in seiner Seele. Wir wollen ihn jetzt darstellen, wie er ursprünglich in dem Gemüthe des Volkes lebte, und überlassen dann dem Leser, einen Vergleich an zu stellen zwischen dem alten Leir und dem neuen Lear. Der Verfasser.

eben einen Vater liebe? Sie achte, daß Keine so etwas von sich sagen könne, es sey denn in scherzhaften oder schmeichlerischen Reden, wodurch man die Wahrheit verbergen wolle. Sie liebe ihn stets, wie ein Kind den Vater, und weiche nicht ab von dieser Gesinnung. Wenn er aber auch stärker in sie dringen wolle, so würde er dennoch eine größere Bestimmtheit ihrer Liebe nicht erhalten, er möge daher absehen von weiteren Fragen; denn das, was er wirklich wäre, gelte er ihr auch, und nach diesem Maaßstabe liebe sie ihn. — Dem Vater, welcher fest glaubte, das Mädchen habe aus Uebermuth gesprochen, mißfiel die Rede gar sehr; auch verbarg er keinesweges sein Mißfallen. Zornig verwies er der Tochter: daß sie ihn mit solcher Zärtlichkeit zu lieben verschmähe, womit die Schwestern auf sein graues Haupt schauten; jetzt wolle er auch sie verschmähen, und was er ihr zugedacht habe, ihr entziehen; aller Hoffnung auf ein gleiches Glück, wie es ihren Schwestern zu Theil geworden wäre, möge sie sich entledigen. Früher habe er sie vor den Andern geliebt, und jetzt müsse er leider erkennen, daß sie die väterliche Neigung mit Undank belohne. Fernerhin würde er sie nicht mehr für seine Tochter erkennen, nie für sie sorgen, ihr keinen Gemahl zuführen und keinen Theil an der Erbschaft lassen. — Unverzüglich berief darauf Leir die Edlen seines Reichs, erwählte aus ihnen Zwei der Tüchtigsten zu Schwiegersöhnen, nämlich die Fürsten von Cornubien und von Albanien, theilte unter diese die unabhängige Herrschaft der Hälfte der brittischen Insel, so lange er lebte, und sprach seinen Willen aus, daß diesen nach seinem Tode auch die andere Hälfte ganz und gar zufallen sollte.

(Der Schluß folgt.)

Sendschreiben an die wohllöbliche Reimer-Genossenschaft unserer Tage.

(Schluß.)

Nach solchem Beispiele, das allein hinreichen könnte, das umgekehrte Prophetenamt der Geschichte zu bekunden, thut es kaum Noth, den göttlichen Cervantes mir zum Schirmhold herbei zu holen, der in seiner Reise zum Parnaß den Musenberg von einer kleinen, heiligen Schaar ächter Sänger unter Apollo's Feldhauptmannschaft gegen 20,000, sage: zwanzig Tausend Dichterlinge vertheidigen läßt; oder von Pope, aus dessen „Dunciade" wir mit theilnehmender Freude lernen: daß auch das brittische Gold, gehörig verquickt, eines läuternden Treibheerdes bedurfte; oder von unserem trefflichen Martin Opitz, der in seiner „deutschen Poeterei" — als stünd' ein deutscher Satyrikus des neunzehnten Jahrhunderts als Schlafrocks-Prediger hinter ihm — also klagt: „„Wenn ich nachdenke, was von der Zeit an, seit die griechische und römische Sprache wieder sind hervor gesucht worden, für Haufen Poeten sind heraus kommen, muß ich mich verwundern, wie so ehrlich wir Deutschen so lange Geduld können tragen und das edle Papier mit ihren ungereimten Reimen beflecken. Die Worte und Syllaben in gewisse Gesetze zu dringen und Verse zu schreiben, ist das Allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß von sinnreichen Einfällen und Erfindungen seyn, muß ein großes, unverzagtes Gemüth haben, muß hohe Sachen bei sich erdenken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen und von der Erden empor steigen."" Und auf der nächsten Seite: „„Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne uns gemacht, und gleichsam, als wenn Niemand könnte ohne uns sterben, gehen unsere Gedichte zugleich mit ihnen unter. Dieser begehrt ein Lied auf eines Andern Weib, Jenem hat von des Nachbarn Magd geträumet, einen Andern hat die vermeinte Buhlschaft einmal freundlich angelacht; ja, des närrischen Ansuchens ist kein Ende. Müssen wir also entweder ihre Feindschaft erwarten oder durch Willfahren den Würden der Poesie einen merklichen Abbruch thun. Denn ein Poet kann nicht schreiben, wenn er will, sondern wenn er kann und ihn die Regung des Geistes treibet.""

Also etwa der Widersacher! — Aber er bedenkt in seinem Eifer nicht, daß er, gleichsam ein auf den Kopf gestellter Erasmus, bei seinem Tadel vorgeblicher Narrheit, nur ihr Lob und ihre Entschuldigung ausgesprochen. Euch, werthe Freunde, zu Zeugen und Verkündigern einer goldenen Zeit machen, wie er gethan, heißt das nicht, die Dornenkränze, die er als Euer Kreuziger Euch zu winden gedachte, unter der Hand zu wahren Ehren- und Lorbeer-Kronen aufschießen lassen? Ja, könnte nicht Einer — wenn Ihr in Tageblättern, Monatsheften und Jahrbüchern ihm so keck als Vor- und Nachhuth entgegen tretet — Euch den alten wunderbaren Greifen vergleichen, die das Gold der Berge bewachten und zum Anschauen desselben gar nicht kommen ließen (für die fehlenden Löwenklauen und Adlerflügel müßten dem strengeren Alterthums-Kenner die Fischflossen statt der Mähnen Ersatz geben)? Oder könnte nicht ein Anderer den nordischen Drachen, den Wächtern heiliger Horte, Euch gleich, ja über sie stellen, dieweil Ihr, was jenen nicht immer mit Flammen gelang, sicherer und schneller mit gutem, reinen Wasser verrichtet? Und könnte nicht selbst ein Dritter, wie etwa ich — der mit dem Onkel im „Wilhelm Meister" des Glaubens wäre, das Leben, folglich auch die Poesie könne nur durch Gegensätze im Gleichgewicht erhalten werden — Euch für das rechte niederziehende Gegengewicht wider das hochfahrende Wesen der Andern halten? Dies Euer Lob und Euer Ruhm! — Und Eure Entschuldigung? Diese, daß, war es so,

wie der Widersacher mit Meister Martins Worten eben sagt, als die Sprache noch nicht die Hebamme der Gedanken, sondern diese vielmehr Vater und Hofmeister der Sprache waren, wir uns nicht wundern und kümmern dürfen, wenn in unseren Tagen, wo eine gebildete Sprache — nach des Sängers Worten — für den Aermsten dichtet und denkt, die Dichterblumen wie Eisblumen am Fenster anschießen, und wahrlich eben so wenig als diese aus Uebermaaß der Wärme. — Und so nehmt denn freundlich hin, was ich wahrlich! aus wahrem Mitleid mit Eurem Thun und Leiden Euch zurufe, und wundert Euch nicht, daß ich, wo Alle, die für Euch sprechen könnten, schweigen, allein so furchtlos Eurer mich angenommen! That ich doch nur, was die weisesten Regierungen längst gethan, die den mit Personen befrachteten Postwagen sich selbst zu schützen überlassen und nur den Beiwagen, der Sachen trägt, unter bewaffneten Schutz stellen. — Und, Heil mir! wohlgefällig nickt Euer Schutzgeist mir zu; die Schellen und Mohnköpfe seines Kranzes schlagen bedeutsam an einander; die Kinderklapper, als zaubervolles Sistrum in seiner Hand, ertönt; die Ephemerenflügel flattern; er wirft einen schlummerseligen Blick auf mich und einen zweiten verächtlichen nach dem über ihm mit wallenden Kränzen aufschwebenden Genius der himmlischen Dichtkunst, und schreitet, in sich selbst hinein lächelnd, mit breitem Fuße weiter auf dem sicheren Boden! — Fahre wohl, Schutzgeist! Lebt wohl, Ihr, seine Geliebten!

Nachschrift.

Du aber, mein Deutschland! — gleichsam das schreibende Hauptquartier der europäischen Literatur — tröste Dich, wenn es Deinen Meß-Verzeichnissen wie manchen Menschen geht, die bei zunehmender Dickleibigkeit an Geist verarmen. Wenn das der beste Staat wäre, in welchem Jeder die gesetzgebende und vollziehende Gewalt auf das Vollkommenste in sich selbst darstellte, so darfst ja Du, in dem bald Jeder sein Schreiber und Leser zugleich seyn wird, die Hoffnung hegen: in Kurzem ein Musterbild des vollkommensten schöngeistigen Freistaats in Dir aufblühen zu sehen. Lebe wohl! K. F.

Wie Ziska zuerst seinen Landsleuten bekannt wurde.

Nachdem Magister Hus von Hussenitz und Hieronymus von Prag zu Costnitz ob ihrer Lehren verbrannt wurden, verschworen sich die Böhmen, den Tod ihrer Lehrer und die Beschimpfung der Nation zu rächen. Sie forderten eigene Kirchen für ihren Gottesdienst, und als man ihnen solche abschlug, bauten sie Hütten unweit der Stadt Austi, und nannten den Platz Tabor (Lager), daher der Name Taboriten. Im ganzen Lande folgte man dem Beyspiel, und auch in Prag drang man auf den Besitz eigener Kirchen für die neue Lehre. Da fürchtete König Wenzel einen Aufruhr und befahl die Bürger Praggs zu entwaffnen. — Diese waren uneins: ob sie diesem Ansinnen Folge leisten sollten oder nicht; da trat Ziska in ihre Mitte und gab ihnen den Rath, bewaffnet auf das königliche Schloß zu gehen und den König zu fragen: wo seine Feinde wären, damit wackere Bürger sie bekämpfen könnten? — Der erschrockene König wagte es unter diesen Umständen nicht, auf die Auslieferung der Waffen der Bürger zu dringen, und Ziska's guter Rath erwarb ihm die Anführer-Würde der Mißvergnügten. J. Volt.

Die eigene Sprache vor der Verheirathung.

Bei den Mbayas — einem südamerikanischen Volksstamme herrscht — nach de Azara die merkwürdige Besonderheit: daß Jünglinge und Mädchen vor ihrer Verheirathung eine eigenthümliche Sprache reden. — Bei wie vielen neuverheiratheten Paaren in unserm Welttheil geht nicht bald, nachdem das „Ja!" am Trau-Altar über ihre Lippen schwebte, eine ähnliche Sprachverwandlung vor? — Wie arm erscheint das Wörterbuch der ehelichen Zärtlichkeit gegen die Fülle von Liebesversicherungen, Süßwörtchen und Vergötterungen der wirklichen und Scheinliebenden? M. Bd.

Des Griechen Lied für Freiheit.

(Nach dem Neugriechischen.)

Freiheit, die du hier erzagen,
Bist im Zorn du uns entwichen?
Sind die Kämpfer dir verblichen —
Ist uns alles Mark entsogen?

Väter, die dich nicht erworben,
Modern, eh der Geist erstanden;
Jetzt dringt Licht auf unsre Banden:
Ist auch Mannheit ausgestorben?

Jüngling, darf'st du ohn' Erröthen
Unter Fesseln feig' erliegen?
Ist, wer droht, nicht zu besiegen,
Ist, wer schändet, nicht zu tödten?

Macht dich Tod um Sieg erblassen?
Wen'ge Jahre dir zu retten,
Willst Jahrtausende in Ketten
Du dein Volk noch schmachten lassen?

Freiheit ist das All vom Hoffen!
Kann'st du, mit des Lebens Schwingen,
Frei zum freien Licht nicht dringen,
Ist dir nie ein Himmel offen.

Fühl'st du Gott, dem Recht, der Würde,
Dich nicht selbst als Opfer schuldig,
Dann, o Knecht! erwirb geduldig
Immer mehr die Schmach und Bürde.

Doch nie werden dich erfrischen
Erdentrost und Himmelsblüte;
Dein gehören nur die Grüfte,
Die den Staub zum Staube mischen!

F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Krug's Schrift über das „preußische Zollgesetz, die preußische Staats-Zeitung und den Zeitgeist" (Leipzig, Brockhaus) hat hier große Sensation gemacht; freilich läuft bei dieser Sensation gar viel Menschliches mit unter, wie denn auch Krug — obgleich er manches Geistige bringt — nicht davon frei zu sprechen ist, daß er auf diese Stimmung mit gerechnet hat; — indessen wenn Staaten sich ein Memento lucri! zurufen, warum sollt' es der Schriftsteller so ganz vergessen haben!! — Während der Messe, welche größtentheils vom angenehmsten Frühlingswetter, aber nicht von Frühlingshoffnungen begünstigt wurde, ist diese Stadt, besonders durch eine große Anzahl Verkäufer, ziemlich lebhaft gemacht, und es waren die Klagen derselben auch die ergiebigste Unterhaltung. Die Buchhändler sollen — es ist wunderbar zu sagen! — noch am zufriedensten seyn, wahrscheinlich sind sie mit den kleinsten Hoffnungen her gekommen. — Die jüdischen Buchhändler haben in diesem Jahre die Börse meiden müssen. Gern hätte man zu Gunsten des israelitischen Buchhändlers Marx aus Karlsruh eine Ausnahme gemacht, allein die Klugheit widerrieth dies, da Andere sich darauf würden berufen haben. Sie tadeln solche Trennungen, ich aber weiß nichts damit an zu fangen, weil ich von mir selbst nicht recht erfahren kann: ob ich der Juden Feind oder Freund bin.*) — Ein trauriges Ereigniß wird auch besprochen. Es hat sich nämlich ein Dienstmädchen, als tadellose Jungfrau bekannt, aus Liebe zu einem Studenten ins Wasser gestürzt; dieser hatte einen Bund (nach der Tagesordnung muß es ja wohl ein geheimer seyn!) mit ihr geschlossen, laut welchem er ihr im Tode nachfolgen wollte; er ließ es aber bleiben, ist nun in Untersuchung und kann wohl einer Strafe nicht entgehen, wenn er durch Zustimmung den Selbstmord des Mädchens begünstigte, statt durch Klugheit ihn zu verhüten. Es darf in dieser Zeit des Wahnes und der Schwäche, des Mystizismus, Fatalismus und Fanatismus — gegen welche Drillinge der Protestantismus überall kräftig eintreten muß, sie mögen sich zeigen, wo es sey! — davon geredet werden, Sünden gegen Vernunft und Besonnenheit (ich gebe Ihnen meine unentschiedene Ansicht über den Judenhaß auch preis!) straffällig zu finden. Ja selbst Dichter und Redner, die solchen Hang in den jugendlichen Gemüthern begünstigen, sind anzuklagen, da wir leider bemerken müssen, daß jene so flache Schwärmerei mit von den Bühnen und Kanzeln ausgeht. — Ueber das Theater will ich Ihnen heut nur erzählen, daß Demoif. Schaffner von Berlin (jetzt hier engagirt) fort und fort sehr gefällt; danach läßt sich der Zustand der hiesigen Bühne ermessen. Gern glaub' ich jedoch, es stehe an vielen Orten so, daß ein mittelmäßiges Talent schon hervorstechend wird. — Unter dem Schaustellerigen verdient das Rhinozeros (welches neuerlich auch in Berlin war) die meiste Auszeichnung; nächstdem das Wachsfiguren-Kabinet des Hrn. Podavani. Hk.

*) Wenn man nicht das Recht hat, den Juden zu verbieten, sich als Buchhändler zu etabliren, darf man ihnen dann Rechte verweigern, die jeder Buchhändler hat? — Da diese alle — selbst wuchernde Juden und christliche Wucherer unter ihnen nicht ausgenommen — so lange auf Gleichheit unter sich rechnen dürfen, als sie nicht von dem Gesetz aus der Reihe der Ehrlichen verwiesen sind, so muß jene Frage wohl mit Nein! beantwortet werden. D. H.

München. „Ist es wahr, daß der Sänger Fischer in Ungnade entlassen ist? — und aus welchem Grunde ist es geschehen?" — so fragen uns Briefe aus Berlin; da wir aber nicht das Geringste davon wissen, und nur von Berlin aus ein solches Gerücht zu uns kommt, so muß wohl der Grund dazu auch dort, nicht hier gesucht werden. — Hr. Fischer hat erst vor wenigen Tagen (ich schreibe am 8ten Mai) das königliche Dekret über seine dauernde Anstellung und künftige Pension erhalten, ferner die Ehre gehabt, unserer kunstliebenden Königin mehrere, von ihm componirte Duetten selbst zu überreichen, und von dem Herzog von Leuchtenberg (Prinz Eugen) empfing er, auch in letzter Zeit, einen schönen Ring zum Geschenk. In dem Allen ist wohl von Ungnade nichts zu spüren. — Der Kampf der deutschen Oper mit der italienischen wird im Stillen fort geführt; die Italiener scheinen aber nicht viel Segen davon zu haben. Sie nehmen schon zu Behelfen ihre Zuflucht; so heißt es z. B. in den Ankündigungen: „Der oder Die wird heute eine neue Scene einlegen" und selbst der Sänger Velutt verschmäht es nicht, dadurch zu locken. Rossini's Oper: „la pietra del paragone" ist, bei halbleerem Hause, gegeben und — durchgefallen. Dies Zeichen des Probiersteins ist günstig, obgleich die deutsche Oper auch eben keine Riesenschritte macht. Hat Hr. Fischer einst wirklich damit gesündigt, daß er italienische Musik und italienischen Beifall viel zu hoch anschlug, so wird er hier wenigstens auf seinem sündigen Wege auch ein bischen dafür gestraft; da man noch immer zu italienisch ist, nur nicht im Beifall für die Deutschen. — Demoif. Metzger bildet sich als Sängerin immer mehr aus und hat wahrhaft so sehr gewonnen, daß man sie zu den ruhmwerthesten Sängerinnen zählen muß, die deutsche Bühnen besitzen. — Einen eigenen Spaß giebt es nächstens. Der sonstige Hofmusikus Prangher — jetzt über 80 Jahr alt, aber noch spaßhafter Natur und darum selbst zuweilen am Hofe wohl gelitten — spottete neulich über einen Tänzer und meinte: so könne er auch tanzen. Der König hält ihn beim Wort; der Alte sagt zu, wenn nämlich sein erstes Auftreten als Tänzer ein Benefiz für ihn ist — und so kommt ein Ballet zu Stande — versteht sich im zweiten Theater am Isarthor — wobei er in einer Pantomime als Kartenlegerin tanzend debütiren wird. — Voll genug wird das Haus seyn! — ob auch beim zweiten Mal? Nd.

Zu Shakspeare's Zeiten war das Eintrittsgeld in die Theater-Logen 1 Schilling (8 Gr.); ins Parterre Sixpence (4 Gr.) und Twopence (16 Pfen.) in die Gallerie. (Morn. Chron.) Wie wenig bekamen aber auch Dekorateur und Schneider? — Jetzt wird der Luxus von der Kunst genährt, und Kunst wird ärmlich, weil der Luxus zehrt!

Die Unternehmer des öffentlichen Balls bei Almacks, in London) haben den Tänzern den Eintritt versagt, wenn sie in Pantalons oder Kosacken-Tracht erscheinen; es sey denn, sie wollten dadurch „körperliche Verletzungen und Gebrechen" verbergen. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 24. Mai. 85stes Blatt.

Ueber die Kunst-Ausstellung der Deutschen in Rom.

Rom, im April 1819.

In Ausbildung der Erzeugnisse des menschlichen Kunststrebens, so wie in der des Bemühens eines jeden Einzelnen, ist derselbe Weg zu den verschiedensten Zeiträumen der Geschichte wieder zu finden. Zuerst erblickt man ein allgemeines Auffassen der Umrisse, und bei späterem Ausfüllen derselben eine auf Unkenntniß gegründete Aengstlichkeit; während, besonders bei symbolischen Gestalten, die Umrisse der Theile lange Zeit sich unverändert bewahren, wendet sich der ganze Kunstfleiß auf die Ausführung und Vervollkommnung des Inneren. Da in diesen Zeiten des Entstehens jede Thätigkeit aus dem unmittelbaren Bedürfniß hervor gegangen und das Gefühl, welches uns das Bezeichnende des wohlgefälligen Charakters (der Schönheit) erkennen läßt, reiner ist, so wird in der Regel bei ihr der Zweck am meisten unvermischt im Auge behalten seyn und daher eine große Innigkeit und Einfachheit im anspruchlosen Ausdruck die Erzeugnisse dieser Periode auszeichnen. Allmählig macht sich der Geist von der Befangenheit los, indem er über die Hindernisse des Stoffes Herr zu werden anfängt; die Idee herrscht freier und durch Erfahrungen bestimmter geleitet. Mit einem Worte, Leichtigkeit und Großheit sind die bezeichnenden Merkmale solcher Kunsterzeugnisse; doch sind die Schwierigkeiten der Ausführung noch nicht ganz überwunden; der glückliche Erfolg größerer Freiheit ermuntert, einen besonderen Theil der Anstrengung diesem Kampfe zu widmen. Aus dem Eindruck, den das wahrhaft Große macht, geht der Wunsch hervor, ein Aehnliches wieder zu schaffen, und da Jenes dem großen Haufen stets unbegreiflich oder schwer erscheinen wird (während es aus dem Geiste anstrengungslos hervor ging), so entsteht in dem Beschauenden die Begriffs-Verwirrung der erhabenen Kunst und der Künstlichkeit, und es erzeugt sich in den Künstlern das Bestreben nach Effekt und eine besondere Werthschätzung der Art der Ausführung. Beides, als nicht auf dem inneren Gefühl beruhend, wird bald in Regeln gebracht und, als erlernbar, Eigenthum einer ausschließlichen Caste (Akademien, Meistersänger u. s. w.). Die Regeln verdrängen die weitere Befragung der Natur, und, auf jene vertrauend, machen die Künstler leicht das Todte zur Seele ihrer Werke. An einem so abgeschlossenen Treiben finden dann bald Wenige mehr Freude und die Kunst versinkt zu einem leeren Handwerke oder wohl gar zum bloßen Nachahmen des Bestehenden. Dies ist mit wenig Worten die allgemeine Kunstgeschichte, die sich noch so oft wiederholen kann, als der Geist der Zeit erst zur todten Maschine herab sinkt und sich dann wieder neu auf dem alten Wege erholt; und es paßt, freilich zunächst in Bezug auf bildende Künste gesagt, dem Wesen nach, eben sowohl auf die Geschichte der Dicht- und Tonkunst. — Es mag Völker geben, und wir Deutsche selbst mögen einem solchen Geschmack während geraumer Zeit Eingang bei uns verstattet haben, denen das Schwierige und Abgemessene als Zweck der Kunst er-

scheint; wir aber mußten, insbesondere wenn die letztere in höherer religiöser Bedeutung auftritt, nach unseren jetzigen Ideen, in einem solchen Zustande der Kunst eine Herabwürdigung derselben, einen gewissen Frevel gegen das, was sie ausdrücken will, finden. Ideale Schönheit, wie sie den sonst so verdienten Winkelmann und Mengs vorgeschwebt hatte, mußte bald, so weit sie zu erreichen ist, als zu äußerlich erscheinen. Man fing an zu fühlen: wie das Gefällige in der Kunst, was uns als Schönheit erscheint, nur in dem vollkommenen Ausdruck eines uns wohlgefälligen Gemüthes, selbst in den äußeren Formen, zu finden sey. Einige damals in Italien befindliche deutsche Künstler, unter denen insbesondere die Gebrüder Riepenhausen ehrenvoll zu nennen sind, fanden in den, wegen mancher Unvollkommenheiten (welche die Zeit, worin sie gelebt hatten, mit sich brachte) fast ganz vergessenen Werken altitalienischer Künstler diesen Ausdruck sehr vollkommen, und bedingt durch einen frommen Sinn. In Deutschland erwachte — dem Anschein nach — zugleich ein wärmeres Gefühl für Religion, auch fing man allgemeiner an, bei damaliger Untröstlichkeit der Gegenwart, sich vorzüglich gern mit vergangenen Zeiten zu beschäftigen. Die Werke der ältesten deutschen Kunst wurden ebenfalls der Vergessenheit entzogen und man fand in ihnen, wie natürlich, große Uebereinstimmung mit den gleichzeitigen und noch früheren Werken der Italiener. So kam es dahin, daß Kunstfreunde und Künstler sich viel und liebevoll mit den einen und den andern beschäftigten, weil ohnehin das lange Zeit Verkannte am ersten enthusiastische Lobredner findet. Da indeß in unserem Vaterlande frühere Ideen schon sehr Wurzel gefaßt hatten, so fanden nur wenige Unbefangenere an dem, was uns mitgetheilt ward, Freude. Als nun gar unsere Künstler im gleichen Sinn anspruchlose und den reinen Ausdruck bezweckende Werke lieferten, und diese theils wegen des gleichen vorgesteckten Zieles, theils wegen des vertrauten, mit jenen gepflogenen Umgangs den erwähnten älteren Kunstwerken in mancher Hinsicht ähnelten, so schrie man fast allgemein über Nachahmung. — Diese Nachahmung ist es denn auch, die noch jetzt den deutschen vorzüglichsten Künstlern schuld gegeben wird, und, wo von einer Vereinigung mehrerer solcher Kunsterzeugnisse geredet werden soll, darf man wohl billig zuerst nach der Gerechtigkeit dieses Vorwurfs fragen, da die eigentliche Nachahmung selbstthätige Geisteskraft gänzlich ausschließen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sage vom König Lear.

(Schluß.)

Unterdeß war zu Aganipp, dem König der Gallier, der Ruf von der Schönheit der Cordelia gedrungen. Alsobald schickte er Gesandten an den König der Brittannier, zu werben um die Hand der Fürstentochter. Da aber der Vater stets noch in seinem Zorn beharrete, erwiederte er auf die Werbung: daß er zwar willig wäre, ihm seine Tochter zu geben, doch ohne Land und reichen Brautschatz; denn sein Reich und alle seine Reichthümer habe er bereits getheilt mit der Gonorill und der Regan. Aganipp aber, einzig von Liebe beseelt, schickte eine zweite Gesandtschaft an den König Leir, ihm verkündigend: daß er hinlänglich Gold, Silber und Land in Gallien besäße, und nur Neigung trage nach der schönen Jungfrau, daß sie ihm Erben schenken möge. Der eheliche Bund ward nun geschlossen und Cordelia nach Gallien geschickt. — Nach längerer Zeit, da Leir im höheren Alter schwach und kraftlos zu werden begann, erregten die Fürsten, denen er seine Töchter und einen Theil Brittanniens verliehen hatte, Aufruhr gegen ihn, entrissen ihm sein Reich und alle königliche Macht, die er bis dahin männlich und ruhmvoll behauptet hatte. Damit er jedoch anständig noch den Ueberrest seines Lebens hinbringen möge, schloß man den Verein mit ihm: daß Einer seiner Schwiegersöhne, Maglaun, der Fürst von Albanien, ihn nebst sechszig Waffengenossen bei sich aufnehmen und unterhalten solle. Zwei Jahre blieb er daselbst; jetzt wurde die Gonorill unwillig wegen der Menge der Waffengenossen ihres Vaters, die häufig mit den Hofdienern in Streit geriethen wegen des ihnen zu Leistenden. Also redete sie mit ihrem Gemahl, meinte: daß dreißig Genossen hinlänglich wären für die Begleitung des alten Königs, und verlangte die Abdankung der anderen Hälfte. Hierüber erzürnt verließ Leir den Hof des Maglaun, und suchte Henvin, den Fürsten von Cornabien, auf, der Regan heimgeführt hatte. Ob er gleich hier ehrenvoll aufgenommen wurde, so verging doch kein Jahr, daß nicht unter der gegenseitigen Dienerschaft Streit entstand. Darob erzürnend, gerieth die Regan in Unwillen und sagte dem Vater an: daß er alle seine Begleiter verabschieden möge bis auf fünfe, die er zur Aufwartung bei sich behalten könne. Im höchsten Maaße aufgebracht kehrte der alte König wieder zu seiner Erstgebornen zurück, in der Hoffnung, sie zur kindlichen Pflicht zu bewegen, daß sie ihn mit seiner Begleitung aufnähme. Doch sie, in dem alten, bösartigen Unwillen noch verharrend, schwur bei dem Himmel: daß er bei ihr unmöglich verbleiben könne, wenn er nicht alle Gefährten, bis auf einen einzigen, entlasse. Sie beschimpfte sogar den Greis, der arm und dürftig mit einem so großen Hofstaate einher ziehen wolle; und da sie seinen Wünschen unter keiner Bedingung nachgab, so gehorchte er endlich, entließ seine Genossen, und behielt nur einen einzigen Diener. — Zurückdenkend an die Pracht und die Würde des ver-

gangenen Lebens, verfluchte Leir jetzt sein gegenwärtiges Elend. Er erinnerte sich der jüngsten Tochter jenseits des Meeres; doch zweifelte er: ob sie ihm zu Liebe etwas thun werde, da er sie so unrühmlich behandelt habe. Endlich siegte in seiner Brust der Unwille über das Elend, das er länger nicht ertragen konnte; er zog über das Meer nach Gallien. Da er sich auf der See sah und die Küsten Brittanniens immer mehr vor seinem Blicke verschwanden, brach er in laute Klagen aus und rief: „O, du unerbittliches Schicksal, welches mir diese Flucht aus meinem Vaterlande auflegt, warum hast du jemals in vorigen Zeiten auf die höchsten Stufen des wandelbaren Glückes mich erhoben; da das Verlorne zu betrauern ein größerer Schmerz ist, als das nie genossene zu ersehnen. Mehr quält mich die Erinnerung des Verlustes jener Zeiten, da ich glänzend die Macht meiner Feinde besiegte, als das Gefühl des gegenwärtigen Elendes. Erzürntes Glück, möchtest du einst den Tag der Rache schicken über die, welche mich ausstießen von Haus und Hof, von dem heimischen Heerde. Meine Tochter Cordelia! wie wahr sind Deine Reden gewesen, da Du sagtest: so viel ich wirklich wäre, so viel gälte ich, und nach diesem Maaße würde ich geliebt; denn Jene liebten nicht mich, sondern nur meine Macht und Reichthümer. Seit ich keine Geschenke mehr austheilen konnte, verließen sie mich. Doch, wie wirst Du mich aufnehmen, meine Tochter, der ich Dich von mir stieß?" — In solchen Klagen und Seufzern landete der alte König an der gallischen Küste und kam nach Karitz, die Stadt, wo Aganipp mit seiner Gemahlin Hof hielt. Voll Scheu ging er jedoch nicht sogleich in die Stadt, sondern wartete draußen vor den Thoren und schickte einen Boten hinein, der seiner Tochter ansagen möge, in welchem Zustande er angekommen, und daß er, wie ein armer Bettler Mangel leidend an Nahrung und Kleider, ihr Mitleid anflehe. Auf diese Nachricht zerfloß Cordelia, höchst bewegt, in Thränen. Hastig fragte sie nach der Zahl der Waffengenossen, die er als Begleitung mit sich brächte, und mußte erfahren: daß kein Einziger ihn begleite, ausgenommen ein Waffenträger, der mit vor dem Thore wartete. Schleunigst gab sie nun Gold und Silber die Fülle und befahl dem Boten: daß er den Vater zu einer andern Stadt führen solle, damit sich der Schwache daselbst zuvor stärken möge, sich baden, kleiden und erholen könne von seinen Leiden und dann gebührend einziehe an den Hof ihres Gatten. Auch schickte sie ihm vierzig schön gewappnete und gerüstete Ritter zur Begleitung. Der Bote führte den Alten in die nächste Stadt und besorgte Alles genau, was ihm Cordelia aufgetragen hatte. — Wie nun Leir geziert war mit fürstlicher Pracht und umgeben von einem königlichen Hofstaat, ließ er dem Aganipp und seiner Tochter verkünden: daß er, von seinen Schwiegersöhnen aus dem brittischen Reiche vertrieben, hergekommen wäre, um ihre Hülfe an zu flehen, daß sie ihn in sein Vaterland und auf den Thron zurück führen möchten. Jene kamen ihm, begleitet von den Fürsten und Edlen des Reichs, entgegen, empfingen ihn mit der größten Ehrfurcht und verliehen ihm die Herrschermacht über ganz Gallien so lange, bis er in seine vorige Würde wieder eingesetzt seyn werde. Aganipp schickte Herolde durch Gallien, um das ganze bewaffnete Volksheer zusammen zu berufen, daß es seinem Schwiegervater, dem König von Brittannien, Beistand verleihe. Leir führte die Truppen in Begleitung seiner Tochter nach Brittannien, lieferte den Fürsten, seinen Schwiegersöhnen, eine Schlacht, und gewann leicht den Sieg. Noch drei Jahre herrschte er dann in Frieden über sein Volk, dann starb er. Auch Aganipp war gestorben, und so folgte in der Herrschaft des Reichs ihm Cordelia, die gute Tochter. Dr. Stuhr.

Splitter.

Kaiser Karl der Fünfte erzeigte dem Erfinder des Einpökelns der Heringe noch die Ehre, daß er auf seinem Grabe zu Enkhuysen einen Hering verzehrte und dabei äußerte: der Mann verdiene eine Denksäule.

Die Herzoge von Medici führten fünf Pillen im Wappen, stammten also wahrscheinlich von einem Arzt.

Man hatte es in der Kunst, die Stoffe fein und zart zu weben, im Alterthum zu einer solchen Vollendung gebracht, der vielleicht in unserer Zeit nichts gleich kömmt. Die Schleiertücher von Ceos (einer griechischen Insel, gegenwärtig Zea) verglichen römische Dichter mit gewebtem Winde, und Plinius bemerkt von diesem Zeuge: es sey die Kunst ihm eigen, die Frauen bekleidend zu entblößen.

Die Hufeisen waren zur Zeit der Römer und Griechen noch unbekannt. Man zog den Pferden dafür eiserne Schuhe an.

Rabelais sagte: man solle nur schlechte Bücher kaufen, weil man bei denselben nicht Gefahr liefe, daß sie neu aufgelegt (also verändert) würden.

Bei den alten Griechen war es gebräuchlich, wenn Abends Licht ins Zimmer gebracht wurde, dabei aus zu rufen: Sey mir gegrüßt, freundlich Licht! — R —.

Erlaubte Rache.

Mich verläumdet, lästert, schilt
Die betagte Brunehild;
Meiner Rache lass' ich nun den Zügel
Und verehr' ihr — einen Spiegel. Haug.

Freiheit.

Freiheit wohne innen, es kann Geist sie allmählig uns geben;
Thut es Gewalt nur, dann schleppt immer die Ketten Ihr nach.
Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Ein neues Kinder-Ballet im Theater an der Wien „Elisene, Prinzessin von Bulgarien“ von Hrn. Horschelt, fand wenig Beifall, obgleich es meisterhaft durchgeführt und mit schönen Kostüms und Dekorationen ausgestattet war, wozu noch eine angenehme Musik zu rechnen. Das hier sehr bekannte Schauspiel: „der Wald bei Hermannstadt“ liegt zum Grunde; die Beliebtheit desselben mochte den Balletmeister bewogen haben, es zum Süjet zu wählen, ohne zu bedenken, wie sehr er dadurch beschränkt sey, wenn sich seine Gestalten bloß auf dem Felde der Wirklichkeit bewegen dürfen. Das Wunderbare, das Ideale ist die Tendenz des Ballets; die Charakteristik fällt weg, wo die Worte fehlen und bloß das Auge in Anspruch genommen wird. — Eine Uebersetzung aus dem Englischen des Maturin: „das Kampfgericht von Cordova“ romantisches Trauerspiel, bearbeitet von Glasert (?), wollte, troz seiner vielen Schönheiten und dem herrlichen Spiele des Hrn. Rüger, nicht gefallen. — Neu aufgenommen wurden daselbst Herr und Madam Spitzeder; Leztere, eine brave Sängerin, debütirte in der „Zauberflöte“ mit ungetheiltem Beifall. Auch der beliebte Komiker Neubruck, vom Theater in der Josephstadt, wurde für diese Bühne gewonnen, und trat in Bäuerle's „Bürger von Wien“ als „Staberl“ mit dem besten Erfolg auf. — In der Leopoldstadt hat der unermüdete Meisl binnen 14 Tagen drei neue Stücke aus dem Aermel geschüttelt; das erste Paar that einen so unglücklichen Fall auf den Kopf, daß es kurz nach der Geburt verschied, ohne betrauert zu werden; das dritte jedoch, ein hübscher, starker Knabe, „Herkules“ genannt, ward vom Publikum lieb gewonnen, obgleich derselbe manchmal etwas unartig ist, und besonders den Damen die größten Unhöflichkeiten ins Gesicht sagt. Hr. Sartori, der diesen Herkules spielt, parodirt sehr glücklich die Manieren des sogenannten „nordischen Herkules“, der eben hier seine Künste zeigt. Von den beiden andern Stücken ist das erste „die beiden Spadifankerl“ als bloßes Quodlibet ohne Werth, das nur durch die Herren Ignaz Schuster und Raimund, die abwechselnd darinnen spielen, gefällt. Das zweite „die Zwillingsbrüder von Krems“ hätte des glücklichen Stoffes wegen ein brauchbares Stück für dieses Theater werden können; allein der Verfasser wußte weder sein Süjet zu benutzen, noch weniger befand sich Hr. Ignaz Schuster, in dessen Hand die Rolle der „Zwillingsbrüder“ war, in der Laune es dar zu stellen, da er nicht einmal auswendig gelernt hatte; ein unerhörter Fall bei diesem sonst so fleißigen Künstler! — Noch ist bei diesem Theater eine Pantomime zu erwähnen, die Hr. Rainoldi, Pantomimen-Meister, zu seiner Einnahme schrieb, unter dem Titel: „Hypogryph, das fliegende Rössel“. Da das muthwillige Dichterpferd ihn nicht sattelfest wußte, so warf es ihn ohne Pardon ab. — In der Josephstadt gab es: „Purzerl von Purzelsfeld, oder der Liebhaber in tausend Nöthen“ von Hadatsch. Man hätte allgemein mit dieser Schwachgeburt eines anfangenden Komödienschreibers Nachsicht gehabt, wenn er nicht so unverschämt gewesen wäre, sein eigenes Stück in der hiesigen Zeitschrift „der Sammler“ so übertrieben zu loben, daß die Kritik zulezt mit aller Strenge gegen ihn verfuhr und er der Dichter in tausend Nöthen wurde. — Eine dialogisirte (?) Pantomime: „die Schlafhaube des Doktor Faust“, die Gleich, unter dem Namen des „Famulus Wagner“ verkappt, auf die Bühne brachte, ging mit allen seinen späteren Leistungen denselben Weg. — Eine unerwartete Erscheinung auf dieser Bühne war das, im lezten Bändchen der „Herse“ abgedruckt seyn sollende Gedicht: „die Freunde“ von Franz v. Schlechta. Diese Dichtung, womit der Verfasser seine dramatische Laufbahn beginnt, und worin er die Freiheit im Menschen dem, in der neuen Zeit so beliebten Fatum entgegenstellt, ist eigentlich didaktisch und gehört nicht für die Darstellung, obgleich es der Verfasser früher selbst zur Aufführung bestimmte; besonders wird der zweite Akt, der ganz ohne Handlung ist, bei der besten Besetzung langweilig. Unter den Spielenden zeichnete sich nur Hr. Gantner in der Rolle des blinden Greises aus; die Uebrigen sind nicht zu nennen. — Die „Weihe“ von Gonz, hat die hiesige Hoftheater-Direktion — zurück gesendet! — Von J. F. Castelli's „poetischen Kleinigkeiten“ ist das dritte Bändchen erschienen; der größte Theil der darin vorkommenden Poesien ist bereits in in- und ausländischen Zeitschriften abgedruckt gewesen. Castelli besitzt das Talent einer leichten, angenehmen Schreibart, seine meisten Gedichte sind zur Deklamation geeignet und werden daher gesucht und benuzt. — Die Ermordung des Hrn. von Kotzebue hat hier allgemeine Sensation erregt und die Gemüther gegen den Urheber einer solchen abscheulichen That empört. Die friedliebenden Wiener können nicht begreifen: wie man wegen Meinungen in Gefahr kommen kann, sein Leben zu verlieren? Man ist beinahe überzeugt: daß dieser Mord durch eine geheime (?) Verbindung bewerkstelligt wurde, indem hier mehrere Freunde des Ermordeten Warnungsbriefe, von der famosen Wartburg datirt, erhalten haben sollen (?), worin denselben, im Fall sie sich etwa in öffentlichen Blättern gegen dieses Verbrechen aussprechen möchten, ein gleiches Schicksal angedroht wurde. Wir können wohl, bei unseren vortreflichen Polizei-Anstalten, nichts Besseres thun, als die Ausbrüche solcher Sprudelköpfe belachen, um so mehr, da hier die Mehrzahl über Burschenschaft, Turnwesen, Magnetismus u. s. w. mit dem Hrn. v. Kotzebue ganz einerlei Meinung ist. — Nach reifer Ueberlegung ist beschlossen: daß die neue Brücke über den Donau-Kanal nur ein Joch bekommen, und selbes aus Stein bestehen soll. Der Bau, von unserem braven Brückenmeister Ueberlacher geleitet, wird nach der Theorie des Hrn. v. Wiebeking ausgeführt. Zu dem Zwecke wurde ein Kasten, so tief, breit und lang als das werdende Joch, gezimmert, welcher an die betreffende Stelle gesezt, und in dem das Joch aufgemauert wird. Dieses ungeheure Behältniß vom Stapel laufen zu sehen, war der allgemeine Wunsch. Schon war der Tag dazu bestimmt, Tribunen wurden errichtet und Billets ausgetheilt, und überhaupt keine Anstalt vergessen, die großen Festivitäten gewöhnlich voraus geht — als man auf den Gedanken kam, die dabei angestellten Arbeitsleute durch eine Generalprobe zur wahren Produktion bestens vor zu bereiten. Der Kasten sollte etwas vorwärts und dann wieder an seine Stelle gerückt werden; allein kaum waren die Klammern losgemacht, als durch die Schwere alle Seile sprangen und das Ungethüm mit entsezlichem Getöse in das Wasser stürzte. Zum Glück war kein Unfall geschehen; allein die Angelegenheit doch ohne die neugierigen Wiener abgemacht. L — r.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 26. Mai. 86stes Blatt.

Die zwölf Monate.

Sonette, von Wilhelm Müller.

An Ludwig Sigismund Ruhl.*)

Florenz, den 15. September 1818.

Ich zog mit Dir aus Roma's heil'gen Mauern,
Den Rücken jenen Fluren zugewendet,
Wo sich der Himmel nimmer müde spendet
Mit seines Füllhorns frischen Blumenschauern.

Da faßte plötzlich Dich ein heisses Trauern,
Das über ihren Strom Dir nachgesendet
Die Stadt, der Du, ich weiß nicht was verpfändet:
Ich hörte Deine Seufzer mit Bedauern.

Germania, mach' auf dich ohne Weilen,
Geschmückt mit aller deiner Reize Waffen,
Den hart gefeiten Flüchtling zu begrüßen!

Heiß' der zwölf Monde Schaar voraus dir eilen,
Und was ein ieder Schönstes kann erschaffen,
Leg' er als Angebind' Ihm gern zu Füßen.

Januar.

Ich bringe Dir in weißen, kalten Händen
Ein warmes Haus, erhellt von tausend Kerzen,
Bewohnt von bunten Spielen, Tänzen, Scherzen,
Von Liebesgöttern auch, die Pfeile senden.

Sie flattern auf und ab an allen Enden,
Die Jungfrau schaut besorgt nach ihrem Herzen,
Die Andre schon nach Einem, der den Schmerzen
Der Wunde möchte süßen Balsam spenden.

Als hülfreich hab' ich immer Dich erfunden,
Vor Allem, wo es gilt den schwachen Schönen;
Drum denk' ich, wird sie nicht bis Morgen klagen.

Bald sind verrauscht des Festes heiße Stunden,
Schon hör' ich Hufschlag vor dem Thore dröhnen —
Reich' ihr den Arm und führe sie zum Wagen!

Februar.

Erkennst Du mich in meinem bunten Kleide,
Mit meiner Pritsche, meinem Schellenhut,
Mit meinem unermüdlich krausen Muth
Voll Scherz und Rank und Witz und Schadenfreude?

Doch zapft man hier zu meinem großen Leide
Mir jährlich ab ein Becken wildes Blut:
Humanitas meint es mit mir nicht gut
Und schwärzt mich an mit unhumanem Neide.

Ich darf nicht mehr frei durch die Straßen wandern,
In enge Säle schließen sie mich ein
Und wollen gar, ich soll vernünftig seyn.

Wie thut mir's weh um Dich vor allen Andern!
Ich möchte gern Dich römisch lustig sehn
Und müßt' ich selbst dabei zu Grunde gehn.

März.

Mit einem Strauß von Blumen, die mit Schnee
Die kleinen weißen Kelche gern bedecken,
Möcht' ich, wie sie, mich Deinem Blick verstecken,
Weil ich allein so ärmlich vor Dir stehe.

Wohin ich auch nach bessern Gaben spähe,
Nur Keim und Knospe find' ich aller Ecken:
Wohl möcht' ich Laub und Blüthe Dir erwecken,
Doch fürcht' ich sehr, mein Hauch thät ihnen wehe.

So nimm denn, was ich bringe, als zum Pfande
Der schönen Zeit, die ich nur darf verkünden,
Daher sie mich den Mond der Hoffnung nennen.

Und wann der Wonnemond regiert im Lande,
Wirst Du Erfüllung auf den Fluren finden,
Und ungelöscht soll Dir kein Wunsch verbrennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein wackerer Maler, auch in Berlin neuerdings durch ein vortreffliches Bild rühmlich bekannt geworden. D. Herausg.

Di Kunst-Ausstellung der Deutschen in Rom.

(Fortsetzung.)

Zur goldenen Zeit des sechszehnten Jahrhunderts, wo neue Thätigkeit alle Zweige der Kunst belebte, waren es doch immer nur Einzelne, und für die damalige große Anzahl der Künstler sehr Wenige, in welchem das Neue sich bildete, und aus deren Werken die Schöpferkraft lebendig sprach; Andere gingen auf dem einmal gebahnten Wege mit, suchten zu verbinden und aus zu wählen, und dienten durch ihre Anzahl und die ihrer Werke dazu, den Abschnitt in der Kunstgeschichte fühlbarer und dauernder zu machen. So ist es auch jetzt. Die ausgezeichneten und nach ihrer jedesmaligen Eigenthümlichkeit so verschiedenen Künstler, die zuerst die neue Bahn betraten, machten sich mehr und mehr von der Befangenheit los, welche durch die Art entstanden, wie sie ursprünglich sich geleitet fühlten. Bewunderer, die sie schon früher gefunden und die mit ihnen Schritt halten wollten, suchten, wie gewöhnlich in solchen Fällen, in dem Zufälligen das Wesentliche, und sie glaubten das Ziel erreicht, wenn sie die Manier alter Meister nachgeahmt sahen. Auch der größere Theil sogenannter Kunstfreunde gewöhnte sich an, in durchsichtigen Farben, mageren Gliedmaßen, dürftigen Landschaften, engen Gewändern und überhäuften oder eckigen Falten das Höchste zu finden, dem er glaubte Bewunderung zollen zu müssen. So konnte man mit Recht von der einen Seite lächerlich machen, während von der anderen Seite vielleicht mit noch größerem über bedeutende und stets zunehmende Annäherung zum Ziele der Kunst laute Freude geäußert ward.

Bei Gelegenheit der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich haben nun die deutschen Künstler in Rom, um öffentliche Rechenschaft über die Resultate ihrer Bestrebungen ab zu legen, eine Ausstellung ihrer vorhandenen Kunstwerke eröffnet, und man erinnert sich gern an ähnliche, freilich von Staaten unterstützte Vereinigungen der Werke gleichzeitiger Künstler in früheren Jahren, als die Kunst ebenfalls im schönen Aufblühen war; z. B. das Franziskaner-Kloster in Assisi, das Campo santo in Pisa und die sixtinische Kapelle in Rom. — Da zu gleicher Zeit die Zöglinge der französischen Akademie ihre Arbeiten ausgestellt und wir täglich Gelegenheit haben, die neueren italienischen Kunstwerke zu sehen, so sind wir jetzt in den Stand gesetzt, das wesentlich Unterscheidende der Bestrebungen unserer Landsleute hervor zu heben. — Irrt sich nun der Berichterstatter nicht, so suchen diese die Natur treu nach zu ahmen und in dem bleibenden Ausdruck des Charakters sowohl, als in dem vorübergehenden des Eindrucks der vorgestellten Begebenheit, in den abgebildeten Personen, die Abstraktion aus allen beobachteten Erscheinungen uns vor Augen zu stellen. Ferner bemühen sie sich, in der Composition eine einfache, anspruchlose und, wenn es der Ernst der Gegenstände erfordert, feierliche Anordnung mit der gesuchten und oft unschicklichen zu vertauschen, die bisher den Künstlern dienen mußte, dem Beschauer ihre Kenntniß und Keckheit zu zeigen. Endlich geht ihr Bestreben — dem guten Sinne nach — überhaupt dahin, in ihren Arbeiten von keinen selbstischen Ansichten, sondern, ganz von der Idee erfüllt, nur von dieser sich lenken zu lassen. — Was die beiden letzten Punkte betrifft, so darf man wohl nicht anstehen, den Besseren unserer Künstler ein Zeugniß vollkommenen Gelingens zu ertheilen, welches um so lobender für sie ausfallen muß, weil ihnen diese Anspruchlosigkeit oft von Andern als Mangel an Geschicklichkeit ausgelegt ist. Von der vollkommenen Nachahmung der Natur dagegen haben wir zwar auch sehr rühmliche Beispiele vor Augen, und fast in Allen spricht sich der Wunsch, dies Ziel zu erlangen, aus; allein so wie dasselbe in ganzer Vollkommenheit stets unerreichbar bleibt, so sind auch unsere Landsleute insbesondere wohl oft noch bedeutend von demselben entfernt. — Viele derselben haben sich wohl allerdings, und gewiß zum Theil durch den näheren Umgang mit Vor-Raphaelischen Meistern, eine gewisse Art die Natur zu beschauen angewöhnt, die bis jetzt noch großentheils Manier (im besseren Sinne) geblieben ist, aber gewiß je sicherer und mehr zum Styl sich erheben wird. Um so mehr ist dies zu hoffen, da wir uns hier in dem Lande voller Formen-Ausbildung befinden, die den Künstlern gestattet, sich die Ausbildung menschlicher Züge in höherer Vollkommenheit vor Augen zu legen, als in unserem Vaterlande, in dem wohl manchmal der rauhere Himmel und der ruhigere Sinn dem Charakter weniger erlaubt, in äußerer Gestalt sich aus zu sprechen. Nächstdem haben unsere Künstler hier das Muster alter Werke vor Augen, in denen der Ausdruck der Idee sich bis zur unbegreiflichsten Vollkommenheit in jedem Theile des Körpers gegeben findet. Die feinen Beobachtungen der Griechen in dieser Hinsicht auf zu suchen, allgemeine Grundsätze sich daraus zu bilden und diese auf unsere symbolischen und geschichtlichen Vorstellungen zu erweitern, gehört gewiß zu dem Lehrreichsten, was deutsche Künstler hier thun können. Man möge diese Behauptung nicht mißverstehen und auf Nachahmung idealer Schönheit, oder gar auf Malen gefärbter Bildsäulen deuten wollen. — Was insbesondere die Gesichtszüge betrifft, so begreift man leicht, daß in größeren historischen Compositionen nur die Hauptpersonen als ein Bild der Idee, welche der Künstler von ihrem Charakter hat, aus der Phantasie dargestellt werden müssen. Alle Uebrigen zu Idealen zu machen, würde theils der Bedeutung der Hauptpersonen schaden, theils

unmöglich seyn, da die vorgestellte Handlung doch im Leben geschehen seyn soll, mithin nicht jeder zufällig Gegenwärtige eine ideale Person gewesen seyn kann. Aus Vernachlässigung dieser Bemerkung und aus einem statt dessen eingerissenen Streben nach sogenannter Schönheit ist es entstanden, daß so oft auf solchen Bildern die Nebenpersonen in tadelloser Form doch nichtssagend erschienen. Dagegen haben unsre Künstler mit großem Rechte in solchen Fällen, nach dem Beispiele der alten Meister, Bildnisse in ihre Arbeiten eingeführt, denen dann freilich der Ausdruck der jedesmaligen Handlung und die Eigenthümlichkeit des Orts zu geben ist. Daß die Bekleidung der Figuren ebenfalls nicht ganz frei von Manier zu seyn pflegt, kann man nicht läugnen. Das Enganschließende mancher Gewänder mag wegen des besseren Erscheinens der Körperformen allerdings empfehlenswerth seyn; nur darf die Art, wie es geschieht, nicht als Nachahmung einer Manier erscheinen. Eine mannigfaltige Bekleidung bei entfernten und uns gleichsam fabelhaften Völkern bietet sicher der Phantasie des Malers ein weites Feld dar, doch darf er das Gefällige der Form nicht überschreiten, sonst beleidigt er unser Gefühl. Am meisten scheint es indeß verletzend, wenn durch eine in der Wirklichkeit wohl nie häufig gewesene Tracht die Falten eine unangenehme Steifheit erhalten, und dies bemerken wir an so manchen Marienbildern, die wir auf der Ausstellung sehen, deren aus doppeltem Zeuge bestehende weite Mäntel in eckigen und allzu sparsamen Falten mehr herab fallen, als sinken, und wohl nicht der Natur nachgeahmt seyn möchten. (Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Aus einem Gespräch mit Sand erwähnt Jemand im „Morgenblatte" (Nr. 103): „Ueber das Mittelalter fand ich ihn von der einseitigen Ansicht derjenigen neueren Schriftsteller befangen, welche das rege Leben, die Kraft, den Heroismus und die Frömmigkeit jener Zeit mit übertriebenem Lobe preisend, die Schattenpartieen übersehen, und er hatte es keinen Hehl, daß wohl schon oft in ihm der Wunsch erwacht sey: im zwölften Jahrhundert gelebt zu haben. Es ergab sich aus dieser Ansicht des Mittelalters von selbst eine Vorliebe für die romantische Poesie, die so ausschließend war, daß die Kunst der griechischen und römischen Sänger neben ihr in einen dichten Schatten gestellt, auch ausdrücklich behauptet ward, daß die Sprache eines durch hohe Gefühle erregten Gemüths die Fesseln der nach Korrektheit strebenden Theorie nicht ertrage." — Die gewaltigen Verehrer und Lobpreiser des Mittelalters scheinen überhaupt mit den Fesseln, die Korrektheit in jeder Beziehung zum Gegenstande haben, weder theoretisch noch praktisch etwas zu thun haben zu wollen; wir glauben aber, unsre Zeit wär' es zufrieden, wenn solche Herren sämmtlich im zwölften Jahrhunderte gelebt hätten. Kindische Alte und vorlaute Jünglinge, wie sich jetzt häufig zeigen, wären aber übrigens im Mittelalter eben so unleidlich gefunden worden, als die Besonnenen sie jetzt finden und die ganze Liebhaberei für jene Zeit ist eigentlich nichts weiter, als ein Behelf, um sich dem zu entziehen, was man soll und das zu erreichen, was die Selbstsucht will. Es ist ein Auflehnen gegen das Bestehende, gegen das Gesetz und das Rechte, was man hinter der Schein-Kenntniß einer angeblich besseren Zeit zu verbergen sucht; man will sich an Vergangenes lehnen, um in der Gegenwart den Gehorsam verweigern zu können. Wäre so etwas bloße Verirrung, so könnte man, wie es auch vielfach geschehen ist, mit Milde auf rechte Bahn zu führen suchen, wenn es aber Partei wird, dann ist der Mangel an Strenge selbst eine Verirrung, ja er kann zum Verbrechen werden, weil er diese unausbleiblich erzeugt. Es versteht sich von selbst, daß auch die Strenge mit der höchsten Ruhe und Umsicht in der Anordnung verbunden seyn muß; aber der Unschuldige ist hier auch leicht geschützt, denn er entzieht sich gewiß von selbst einer Stimmung, die zu falschen Richtungen führte, und wo der, welcher wirklich aus dem Gemüth sich ihr hingab, nur ein Gemißbrauchter ist. Fr. Wendel.

Denksprüche aus Minnesängern.

18.

Kunst ist gut, in sich zu Gute hat sie Gott erdacht!
Wo man Uebels thut mit Künsten, ist die Kunst unschuldig;
Künstler, sey bei hohem Wissen kindlich und geduldig!
Künstler, hüte Dich bei Kunst, daß Laster Dich nicht bleichet —
So hüte sich der Edelmann, daß Schand' ihn nicht beschleichet! (Ruhmsland.)

19.

Weib ist der Wonne höchster Nam', eine Summ' an Glück und Ehren,
Ein Spiegel, der werther Mannes Brust leichtlich mag Freude mehren. (Der Meißner.)

20.

Die Zunge erzeuget manche Noth,
Die Niemand endet denn der Tod;
Die Zunge hat nicht Mark noch Bein,
Und bricht doch Mark und Bein und Stein.
Ja, von der Zung' es einst erging:
Daß selbst der Christ am Kreuze hing!

21.

Man kann eh' ferne Lieb' entbehren,
Als naher sich erwehren!

22.

Lügen und Trügen werther sind
Zu Hofe oft als Königskind.

23.

Almosen betet für den Mann,
Der selber nicht mehr beten kann.

Fr. Krug von Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

In der Leipziger Literatur-Zeitung (Nr. 205, 1819.) ist das Werk des Dr. Gmelin: „Nothhülfe gegen Mangel aus Mißwachs, oder Beschreibung wildwachsender Pflanzen, welche bei Mangel der angebauten als ergiebige und gesunde Nahrung für Menschen und Thiere gebraucht werden können" (Karlsruh, im Verlag der Müllerschen Hofbuchdruckerei) sehr nachdrücklich empfohlen; so, daß es danach Pflicht scheint, für besseres Bekanntwerden des Buches zu sorgen, welches der Unterzeichnete hiemit denn auch thut: wie sich von selbst versteht, im Vertrauen auf jenen Rezensenten; denn ich selbst kenne das Buch nicht, und habe von den Gegenständen, die es abhandelt, nur geringe Kenntniß. D. Herausgeber.

Eine 36jährige Frau zu Paris gab sich neulich auf eine eigene Art den Tod. Sie legte nämlich ein kleines Pulverhorn mit recht feinkörnigstem Pulver sich auf den Magen und zündete dasselbe mit Zündschwamm an. Die Explosion raubte ihr sogleich das Leben. (Journ. d. Par.) Wie erfinderisch man wird für den Selbstmord!

Ein junger Mensch, welcher seit 8 Tagen eine Restauration käuflich an sich gebracht hatte, schrieb Abends an seine Thür: „Ich habe einen schlechten Kauf gemacht!" und erhing sich dann auf seinem Zimmer. (Gaz. d Fr.) Viel naiver und ehrlicher hinterließ einst ein Selbstmörder die Worte: „Ich weiß mit dem Leben nichts an zu fangen!" — und solch ein Unglück ist freilich noch schwerer zu überwinden, als ein schlechter Kauf.

Als neulich einige Missionaire zum Herzog von Beaumont, Erzbischof von Paris, kamen, um Abschied und Rath von ihm mit auf den Weg zu nehmen, sagte ihnen derselbe: „Gehen Sie hin, um die ewigen Wahrheiten der Religion zu verkünden; verbreiten Sie die weisen Lehren der Moral, aber, meine Herren! — darum bitte ich sehr — nur keine Wunderdinge! (Journ. gén.) Diese höchst vernünftigen Worte, welche dem Erzbischof von Paris zur immerwährenden Ehre gereichen, sind gewiß nicht sonderlich aufgenommen worden; da diese Missionaire gar zu gern Commissionaire der Finsterniß sind und dabei behaupten: sie hätten bekehrt, wenn sie doch nur verkehrt haben.

In Wien hat ein Regiment Kürassier (jetzt Constantin, ehemals Dampierre) in diesem Jahre wieder den Säkular-Tag seines Ruhms festlich begangen. Es durfte wieder mit Trompetenstoß durch das kaiserliche Schloß ziehen zum Andenken an die wichtigen Dienste, welche es im Jahr 1619 dem Kaiser Ferdinand II. und der Monarchie geleistet. (Gaz. d. Fr.) Es hat dies Regiment dem genannten Kaiser gegen die Böhmen gedient und ihn geschützt, als er im Jahr 1619 seine Kaiserwahl mit Gewalt durchsetzte, wodurch er dann die nöthigen Kräfte hatte, Deutschland mit dem dreißigjährigen Kriege zu beschenken, Protestanten morden zu lassen, wo er sie fand u. s. w.

Ein Hr. Evariste D. rezensirt das neue Theaterstück: „die Jungfrau von Orleans zu Rouen" und setzt sehr naiv hinzu: „Der Verfasser, indem er uns in das 15te Jahrhundert zurück führt, erinnert uns an einen gleich schmerzhaften Zeitraum unseres eigenen Zeitalters. Auch hier ward unser theures Vaterland von Fremden eingenommen und besetzt. Mancher tapfere, brave Krieger bedeckte sich mit Ruhm und zeichnete sich durch Heldenmuth aus, aber — warum hatten wir keine Jungfrau? (Constitut.) Dazu wären dann aber auch Heere nöthig gewesen, die vor einer Jungfrau liefen; diesmal würde man sich jedoch vielmehr das holde Kind recht in der Nähe angesehen haben.

Das Journal général gab sich seit der Censur-Freiheit den Namen: „der Independant" und hat seine Unabhängigkeit gleich mit einer solchen Kühnheit begonnen, daß es sich sogar rühmt: „reitende Gensdarmen mit bloßen Säbeln" in die Flucht geschlagen zu haben. — Diese waren nämlich eines Tages bei dem Theater aufgestellt und gefährdeten die dort versammelten Leute; der Independant eiferte sogleich heftig dagegen; anderen Tages waren sie verschwunden. — (l'Independant, sonst Journ. gén.) Wenn die Oeffentlichkeit von denen, die sie repräsentiren sollen, in Ehren gehalten würde, gäb' es keine Macht, die ihr es zuvor thäte; so gering sie auch gern von denen betrachtet wird, die sie — am meisten fürchten. — Aber der Mißbrauch schwächt Alles, so auch die Kraft der Oeffentlichkeit; darum hütet Euch, mit den Waffen der Feder nicht Excesse zu begehen, statt sie damit zu strafen und zu hindern. Dr.

Das Journal de Paris spottet über den neuen Titel des „Journal général" (l'Independant) sehr bitter, und meint: bis auf seine Abhängigkeit von den Gesetzen und von der Kaution von 135,000 Franken ließe sich allerdings nichts gegen diese Unabhängigkeit einwenden — Der Independant erwiedert ganz kurz: Es ist besser, Neid als Mitleid zu erwecken.

Die russische Bibelgesellschaft zu Petersburg ließ im Jahr 1818 von der heiligen Schrift 72,000 Exemplare drucken, und in diesem Jahr (1819) wird sie 101,500 derselben in verschiedenen Sprachen drucken lassen (Independant.) An wie viele Personen ist sie wohl vertheilt, denen sie wirklich nützlich wird? Schwerlich ist Alles in der Bibel Allen auch heilsam; der Menge zumal gehört daraus nur das Einfache und leicht Verständliche; was soll aber das Volk mit Vielem, worüber Gelehrte nicht einmal einig werden konnten? —

Die „Belgische medizinische Zeitung" enthält einen Artikel, aus dem hervor geht: daß Säure, welche aus Eisen, Schwefel und Wasser entsteht, „wie durch Bezauberung" den Speichelfluß hemmt, wenn man es als innere Heilung anwendet. Aeußerlich durch Einreibung heilt sie die heftigste Krätze. (Journ. d. Par.)

Im April 1818 erhielt Hr. Bridgman ein Erfindungs-Patent über eiserne Särge, welche den doppelten Vorzug haben, wohlfeil zu seyn und nicht geöffnet werden zu können, so daß die Leichen vor dem Ausgraben und dem Verkaufen an die Anatomie gesichert sind. Der Erfinder hat bereits über 100 dergleichen Särge verkauft, besonders für London; und jetzt hat unter dem Vorwand: daß solch ein Sarg nicht faule, und die Stelle also nie von einem zweiten Sarge eingenommen werden könne, ein Kirchspiel die Aufnahme verweigert. Der Bischof von London hat sich ebenfalls dagegen geäußert und die Sache ist nun zu einem Prozeß gediehen. (Morn. Chron.)

In Dublin ward, nach der Rückkunft der Schauspielerin Byrne, bei vollem Hause vor einer Gitterloge eine Tafel mit 4 Zeilen aufgehangen, deren Sinn ohngefähr dieser war:

Von London kam eilend
Miß Byrne zurück;
Sie machte dort weilend
Und heulend kein Glück. (Morn. Chron.)

In England und Wales sind noch 3 Millionen Morgen an fruchtbarem und unbebautem Acker, und 9 Millionen Morgen, die, als unverhältnißmäßig große Gärten, nur zum Vergnügen von Privatpersonen dienen. Würden diese 12 Millionen brauchbaren, jetzt aber verlornen Landes in kleine Güter, jedes von 100 Morgen vertheilt, so könnten 120,000 Familien, die jetzt in den Manufakturstädten, Arbeitshäusern und Kerkern Englands umkommen müssen, gerettet werden. (Monthly Magazine.)

Auf Isle de Bourbon hat der Volksgeist sich so kräftig gegen alle europäischen Produkte erklärt, daß die Besitzer beim Absatz derselben oft 50 pro Cent verlieren. (Gaz. d. Fr.) Sie erweitern also das Beispiel Englands, welches wenigstens alle anderen europäischen Waaren mit so hohem Zoll belegte, daß er fast ein Verbot ist, nur mit dem Unterschiede, daß er dem Betruge sicherer zum Erwerbe hilft.

Der Constitutionel hat die Verhandlung wegen des Anschlags auf den Herzog v. Wellington, welche jetzt das Tribunal von Paris beschäftigt, also betitelt: „Pistolenschuß, mit oder ohne Kugel, auf oder beim Wagen des Herzogs v. Wellington abgeschossen." — Ein Prozeß aus politischer Luft!!

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 28. Mai. 87stes Blatt.

Das Opiat.

In dem kleinen Gasthofe der kleinen Stadt A.. sprach spät Abends ein kleiner Mann ein, der winzig kleine Augen im Kopf, ein kleines Ränzel auf dem Rücken hatte, ein kleines Zimmer verlangte und so kleinlaut that, als drücke ihn eben nicht der kleinste Kummer. — Man deckt ihm den Abendtisch. Er aber sagt: Er esse nicht. — Man bringt ihm Getränk. Er sagt: Er trinke nicht. — Man will ihm ein Bett bereiten. Er sagt: Er schlafe nicht. — Man will ihm einheitzen. Er sagt: Es friere ihn nicht. — Deß zum Beweis entkleidet er sich, troz der strengen Kälte, bis aufs Hemde, macht Fenster und Thüren auf und pustet und bläst, als ob er zwanzig Grad Reaumür im Leibe habe. — Das einzige, was er sich erbittet, ist Licht, Papier, Dinte und Feder. — „Kurioser Patron! entweder ein großer Gelehrter, oder ein großer Narr!" — also murmelnd überläßt der Wirth den kleinen Mann seinem Schicksal; denn mit einem Gaste, der weder ißt, noch trinkt, weder Feuerung, noch Bette verlangt, macht man bekanntlich in Gasthöfen nicht viel Umstände. — Mit dem Glockenschlag zwölf Uhr geschieht ein Schuß. Niemand wohnt eben im Gasthofe, als der ärmliche Fremde. Man stürzt in sein Zimmer — richtig — der kleine Mann hat sich expedirt. — Neben seiner kleinen Leiche aber liegt ein niedliches Buch, enthaltend das „hohe Lied der Nibelungen", bespritzt mit dem Blute des Unglücklichen. — Der Wirth, ein ehrlicher Fleischer, der von der gesammten Literatur nichts genoß, als die Zeitungen, in diesen aber viel von jenem hohen Liede gelesen hatte, zog ehrfurchtsvoll sein Mützchen davor ab, wie vor einem unbekannten Heiligen und untersuchte nun des kleinen Mannes Taschen und Ränzel, fand jedoch in beiden, außer einer Menge Papierchen voll angefangener und vollendeter Gedichte, nur das Ingredienz, woraus Gott Himmel und Erde geschaffen, nämlich: nichts. — „Sonder Zweifel ein Dichter" — brummte er so für sich, während er den poetischen Nachlaß flüchtig musterte — „wie gut, daß der kleine Mann nichts zu sich genommen, sonst wär' ich geprellt; denn die Menschen singen nur immer von goldenen Bergen und silbernen Klängen, während sie selbst kaum über ein Paar Loth geprägtes Kupfer disponiren können." — Wie sich's gebührt, zeigt der Wirth den Vorfall der Obrigkeit an, welche dann, weil die Leichen armer Teufel wenig Einfluß auf die Sportelkasse haben, ganz kurzen Prozeß machte. Vor Sonnen-Untergang noch ward der kleine Mann — natürlich auf dem Armen-Sünderflecke an der Kirchhofs-Mauer — verscharrt, seine wenige Kleidung aber, nebst dem poetischen Nachlaß, ad Depositum genommen, um daraus vielleicht einst Licht über seinen Namen und Stand zu erhalten. — Lange blieben die Sachen unangetastet, bis endlich ein weiser Mann in einer großen Stadt den Vorschlag that: das „hohe Lied der Nibelungen", dem lieben Worte Gottes gleich, in den Schulen ein zu führen. — Nun erst ward der Justitiarius aufmerksam auf das, unter des kleinen Mannes Nachlaß befindliche Exemplar jenes Liedes, las und blätterte darin herum, konnte aber dem Dinge kei-

nen Geschmack abgewinnen, weil es weder nach Institutionen noch Pandekten schmeckte, und wollte es schon gehörig bei Seite legen, als er zufällig noch eine Entdeckung machte, welche über des Selbstmörders Namen und Stand sowohl, als Ursache seiner verruchten That, vollkommenen Aufschluß gab. — Das Buch hatte nämlich eine doppelte Schale und darin steckte nachfolgendes Gedicht, nebst Erläuterung, welches beides wir hier aus den, uns zufällig in die Hände gefallenen Original-Papieren mittheilen, wie billig aber aller Bemerkungen pro und contra uns enthalten über einen Gegenstand, der mit dem Homer, der Bibel al pari und demnach weit über unserem Horizont steht. Des Sängers Namen lassen wir, aus collegialischen Rücksichten, untersinken im Strome der Vergessenheit — obschon er es wohl verdiente, als Verächter des „hohen Nibelungenliedes" auf allen Turnplätzen mit Schimpf aufgehängt zu werden — und kommen zur Sache:

Opiat.

Schlafflosigkeit! welch Uebel bist doch du! —
Drei Monden that ich nicht ein Auge zu.
Ich schwand dahin — die Sonne konnte mich durchscheinen —
Nur mit Gewalt hielt ich mich auf den Beinen,
Nichts sah ich vor mir, als den bittern Tod,
Als Hingang zu der Schaar verklärter Leiber.
Da consulirt' ich nun, in meiner großen Noth,
Doktoren und Scharfrichter, alt' und kluge Weiber —
Nahm Opium gleich einem Muselmann,
Ließ dutzendweis mit Pulvern, hundertweis mit Pillen,
Mit Tropfen und mit Tränken kannenweis mich füllen,
Umsonst — es schlug kein Mittel an.
Nun hört' ich Predigten, ging meilenweit spazieren,
Kroch oft zur Motion auf allen Vieren —
Ich sägte Holz, ich hobelte, ich tanzte fürchterlich,
Ich ritt, ich fuhr, ich focht, ich sprang, ich boxte mich,
Umsonst — des Schlummers Mohn sank nicht hernieder
Auf meine ewig offnen Augenlieder.
Noch übrig war mir ein Specificum,
Das letzte — der Lektüre Opium.
Drum fragt' ich höflichst alle Bibliothekare
Der Leserwelt um Rath;
Die schafften eilend ihre kurze Waare
Mir Karren voll ins Haus, und — in der That! —
Fast schien es mir auf diese Art zu glücken;
Bald spürt' ich in den Augen ein bekanntes Drücken,
Schon fing ich recht gemüthlich an zu nicken —
Besonders wurden mir — den Helfern Dank
Durch diesen ärmlichen Gesang! —
Die Philosophen und die schönen Geister
Zu einer Art von Augenkleister.
Doch bald — als wär' es mir gethan —
Ward ich vor Aerger wieder munter
Und kam nur immer mehr herunter —
Nun ging die Kur von Neuem an.
Da rieth man endlich mir, als stärkstes Opiat:
Das „hohe Lied der Nibelungen" —
Das las ich nun, und — in der That! —
Das hat mich herrlich in den Schlaf gesungen.

(Der Schluß folgt.)

Die Kunst-Ausstellung der Deutschen in Rom.

(Schluß.)

Die Architektur auf den historischen Bildern ist meistens die deutsche (gothische), oder sogenannte vorgothische, d. h. die aus der römisch-byzantinischen entstandene. So viel Lob es nun verdient, insbesondere die erste in Bildern, welche vaterländische Begebenheiten darstellen, zu gebrauchen, und so sicher sie auch bei symbolischen Bildern unserer Religion mit Glück wird angewendet werden können, so muß sie doch erstens rein erscheinen, was oft vernachlässigt ist; und zweitens ist es wohl nicht passend, sie da an zu wenden, wo sie der Sitte des Ortes widerspricht, wie bei öffentlichen Gebäuden des gelobten Landes. — In Bezug auf Färbung und Leichtigkeit der Behandlung steht allerdings der größere Theil unserer Künstler hinter den Franzosen und Italienern zurück, und nur wenige unserer Künstler haben einen wahren Farbensinn, wie z. B. die Herren W. Schadow, Ph. und J. Veit und Schnorr. Die Behandlung indeß als etwas mehr Mechanisches wird sicher unsern so sehr verdienten Landsleuten nicht entgehen können, während sie, wie bisher, fortfahren, das Geistige der Kunst zu fördern. — Nach diesen Bemerkungen brauchen wir wohl nur sehr kurz einige der vorzüglichsten Werke der Ausstellung zu nennen, da die besseren meist die erwähnten großen Vorzüge gemein haben und in den minder bedeutenden die angegebenen Unvollkommenheiten besonders bemerklich sind.

Unter den historischen Compositionen mögen beispielsweise folgende genannt werden: Von Cornelius, Overbeck, Ph. Veit und Schadow sind die meisten der Cartons aus der Geschichte Josephs, die zur Ausmalung des Bartholdyschen Saales gedient haben, auf der Ausstellung. Von dem Ersten außerdem zwei herrliche Cartons zum Dante, und das Titelblatt zu den Nibelungen, welche gemeinschaftlich beweisen, wie dieser vorzügliche Künstler sich von der Manier, die wir in den Werken mancher Anderen noch bemerken, ganz frei gemacht hat, und uns jetzt in seinem großen Style die Natur unverfälscht wieder giebt. Von Overbeck erwähnen wir nur die Cartons zu Olind und Sophronie (aus dem befreiten Jerusalem), und ein kleines Bildchen: die Flucht nach Egypten, welche Jedem hinreichen würden, das tiefe, innige Gemüth des Künstlers und den klaren Standpunkt, von dem er die Kunst überblickt, zu zeigen. Von P. Veit ist ein über die Maaßen herrliches Bild die Zierde der Ausstellung: die Religion. Bei solchen Gegenständen darf man wohl nicht bloß von Hoffnungen für die Kunst, sondern von etwas Großem, Erreichten reden. Unter den Bildern von W. Schadow sind insbesondere eine Mutter Gottes in der Herrlichkeit und eine Kreuztragung Christi höchst lobend

zu erwähnen. Von Julius Schnorr aus Leipzig reizt ein unvollendetes, aber vorzügliches Bild: die Hochzeit zu Canaan, mit mehr als 50 Figuren. In der reichen, anmuthigen Composition sind die verschiedensten Charaktere; aber über Allen waltet eine Stimmung ruhiger Heiterkeit. Gar vortreflich sind insbesondere die Christum zunächst umgebenden Figuren der Maria und Apostel. — Von Eberhard aus Baiern (Bildhauer) ist eine bedeutende Anzahl ausnehmend schöner Compositionen da, die an Großheit der Gedanken allem Anderen gleich kommen, wo nicht sie übertreffen, z. B. die Befreiung Deutschlands, die Religion und die schönen Künste, und die drei Blätter zur Geschichte Rebekka's. Schließlich möge eine Zeichnung in drei Abtheilungen, zum Andenken der Leipziger Schlacht, von Dietrich aus Würtemberg — die um so mehr zu loben ist, weil der Gegenstand sich eben so sehr von dem gemeinen Pfade der zu oft wiederholten, als die Behandlung von dem der Gelegenheitsbilder entfernt — und eine Kreuztragung, von Hermann aus Schlesien, mit hohem Beifall genannt werden. — Die Kunst, Bildnisse bestimmter Personen dar zu stellen, steht unter den deutschen Künstlern in Rom sicher auf einem sehr hohen Punkte der Ausbildung. Die Bestimmtheit der Zeichnung, die genaue und geistreiche Nachahmung der Natur und die Einfachheit des Ganzen zeichnet in der That viele dieser Arbeiten höchst vortheilhaft aus. Schadow hat uns trefliche Bildnisse von sich, seinem Bruder und Thorwaldsen geliefert. Unter den Zeichnungen erwähnen wir die von Fohr, ohne jedoch andere, die zum Theil nicht auf der Ausstellung sind — wie die vortreflichen von Amsler — aus zu schließen. — Auch die Landschaftsmalerei hat unter den Deutschen eine höchst seltene Vollkommenheit erreicht, und für dieses Fach kann das, oben über Behandlung und Farben Gesagte bei den Meisten ganz zurück genommen werden. Mehrere unserer Künstler haben das Auffassen des allgemeinen Eindrucks mit der fleißigsten Ausführung treflich zu verbinden gewußt, wie Rohden und Halmsdorf. In Geist und Wahrheit hervor stechend ist unser Catel; und Koch's wie Reinhard's Verdienste sind ja schon hinlänglich im Vaterlande gewürdigt. — Die deutschen Kupferstecher in Rom haben der anspruchsvollen Zierlichkeit und Ueberladung, die der Ungeschmack neuerer Zeiten in ihrer Kunst eingeführt hatte, entsagt, und sich auf ein treues Wiedergeben der Zeichnung beschränkt. So können sich Blätter, wie Fohr's Bildniß von Amsler und Ruschewey's Tod Valentin's, nach Cornelius (Faust), dreist mit den besten Blättern von Mark Anton und Albrecht Dürer messen. — Ueber Bildhauerei glaubt der Erstatter dieses Berichts schweigen zu dürfen, da Thorwaldsens und Schadow's Arbeiten schon rühmlich, wie sie es verdienen, in Deutschland bekannt sind, und erwähnt nur: daß ein junger italienischer Künstler, Namens Tenerani in Thorwaldsens Schule schon eine sehr vorzügliche Figur, Psyche, vollendet hat. — Schließen aber wollen wir mit dem Ausdruck der Freude darüber: daß für Italien jetzt von Deutschland ein neues Erwecken der Kunst ausgeht, und sie wird zum Vaterlande rückkehren, wenn sie, reich genährt von alter Zeit und Südens Himmel, gereifte, segensvolle Früchte spenden kann.

Dr. Karl Witte.

Die zwölf Monate.

Sonette; von Wilhelm Müller.

April.

Leichtsinnig, launig, neckisch, ausgelassen,
Wandl' ich in jeder Stunde Leib und Sinn:
Kaum weiß ich selbst, wie ich beschaffen bin,
Wie sollen mich die fremden Leute fassen?

Hier werf' ich einen Schneeball durch die Gassen,
Dort schweb' ich blau in jungen Düften hin,
Bald streich' ich sanft der Schönen weiches Kinn,
Bald meinen sie, ich wäre grob im Spaßen.

Gern wollt' ich Dir noch Vieles von mir sagen,
Doch drückt mich des Sonettes enges Band,
Das mir die Mutter um den Mund geschlagen.

Sie sprach: Ich kenne dich als ungezogen,
Und jener Herr hat in dem welschen Land
Der besten Sitt' als Kavalier gepflogen.

Mai.

Ich möchte schweigend, Lieber, Dich umfangen,
Gehüllt in süße, bange Dämmerungen:
Es wird so viel zu meinem Preis gesungen,
Daß mir die Lust am Liede fast vergangen.

Wär'st Du so heiß von seligem Verlangen,
Wie eine Lilie, deren weiße Zungen
Den langen Tag nach kühlem Trost gerungen,
Bis daß sie müd' und matt zur Erde hangen:

Komm her zu mir, ich gebe Dir zu trinken,
So viel Du magst, mein treuer deutscher Zecher,
Aus meinem bodenlosen Liebesbecher.

Siehst Du die hellen Thauestropfen blinken
Dort an den Lilien in der Morgensonne?
Wie mäßig schaltet ihr mit meiner Wonne!

Juni.

Ich trag' ein Kleid von weichen Rosenherzen,
Ich schlaf' in einem Bett von Rosenduft,
Bis mich der rosenrothe Morgen ruft,
Ein Stündlein in den Knospen zu verscherzen.

Der Mittag liebt ein herzlicheres Herzen,
Dringt heiß bis zu des Kelches tiefster Kluft;
Da fliegt manch Rosenblättchen durch die Luft,
Und seufzt von Minnelust und Minneschmerzen.

Der Abend kömmt, den Blumen Trost zu geben,
Die, matt und blaß, in seinem Thau sich baden,
Bis allen ihren Zorn sie ausgekühlt.

Behagt Dir, Freund, dies rothe Rosenleben,
So sey von mir auf Morgen eingeladen,
Denn alle Tage wird solch Spiel gespielt.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Copenhagen. Die Fehde zwischen Baggesen und Oehlenschläger, in der vor einiger Zeit viele Druckerpressen gebraucht wurden, ruht jetzt gänzlich und dies ist wohlthuend für den, der gescheidte Männer auch gern achtungswerth finden möchte; was wohl bei literarischem Streite leider selten der Fall ist. Wenn doch die Gallensucht nicht Aufsehen und Ruhm verwechseln wollte! Uebrigens hat Baggesen auf jeden Fall sein starkes Theil Recht gegen Oehlenschläger; schon deshalb, weil die Anmaßung des Letzteren in Wahrheit größer ist und auch vorläufig noch nicht nachgelassen hat, obwohl er endlich in den Jahren ist, wo man die Selbstsucht minder entschuldigt. Er läßt sich gehen, glaubt: Alles, was seine Feder liefere, müsse sogleich jede Stimmung beherrschen, und man sieht wohl deutlich den Zweck, sich mit einer Partei, sonst auch wohl Schule genannt, zu umgeben. Dabei vergaß und vergißt er nie, das, was ihm irgend den Schimmer erhöhen kann, zehn Mal zu erwähnen, und man will behaupten — hat es ihm auch schon zuweilen dargethan — daß er hier Manches einmischt, was ihm — hätte widerfahren können. Dagegen entbehrte nun Baggesen die nöthige Ruhe; früher übersah er, daß, wenn aus einem jugendlichen Geiste etwas hervor bricht, dies gewöhnlich mit einigem verkündenden Lärm geschieht, und daß, was meist aus dem Gefühl hervor gehen soll (wie dies mit den meisten Erzeugnissen Oehlenschlägers der Fall ist), nicht immer dem Maaße pressender Regeln anheim fallen darf. Ferner reizte er durch offenbare kleine Tücken und durch einen unablässig verfolgenden Haß, der oft seinen Stoff da suchte, wo er nicht recht zu finden war. — Möchte nun die Stille in dieser Fehde auch wirklich Friede seyn und möchten die beiden Kämpfer von ihrem Verfahren überhaupt mehr Ehre haben, als ihnen dabei bleiben wird, wenn sie einst mit gewonnener Ruhe diese Schnellgeburten ihrer Heftigkeit betrachten. — Hr. Professor Kruse giebt hier, in Monatsheften (es sind bis jetzt 8 erschienen), ein Theater-Journal heraus, und hatte schon manche Unannehmlichkeit, da er ziemlich offen und deutlich über die Gebrechen spricht, welche unter dem oberflächlichen Theater-Pomp sich verbergen. Die Schauspieler erheben sich nun einmal gar zu gern über die Kritik, wenn sie auch eigentlich noch unter ihr sind; und der gute Kritiker thut auch unrecht, sich viel von der Mittelmäßigkeit beschäftigen zu lassen: die hilft sich mit immer vergrößertem Stolz, je unzulänglicher die wahre Kunst bei ihr ist. Darum reizt es aber auch zur Verwunderung, daß so manche Zeitschrift dem steten flachen Einerlei der Theater-Nachrichten einen so breiten Platz überläßt. Besonders hat Dr. Kruse auch mit dem Schauspieler, Hrn. Ryge, zu kämpfen gehabt, der eine einträgliche medizinische Praxis zu Flensburg verließ, um auf die Bühne zu treten. Er empfängt hier allerdings ausgezeichneten und oft sehr verdienten Beifall, aber — schon wieder das alte Lied — nun will er auch Alles neben sich despotisiren, Alles nur auf sich beziehen und für sich einrichten, und dies ist doch nur wieder ein Zeichen, das nicht allzu rühmlich für sein Talent spricht. Es entsteht hier übrigens — trotz der auch bei uns sehr gestiegenen Theatersucht — doch wenig Bedeutendes, und da kann sich dann ein Halbtalent leicht im Werthe überschätzen!! — Mit Ende dieses (Mai-) Monats wird die Bühne geschlossen und viele Schauspieler unternehmen Kunst-Reisen. — Wir haben auch viele gesellschaftliche Theater, unter denen sich die „Einigkeit" auszeichnet; im letzten Winter wurden nächstdem bei verschiedenen der hiesigen Gesandten u. s. w. theatralische Vorstellungen in dänischer, deutscher und französischer Sprache gegeben, unter denen die letzteren am meisten gefielen, wahrscheinlich weil die Sprache die allgemeinere ist. — Von dem Verfasser der „Proben dänischer Volkssagen" sind jetzt zwei Bändchen in größerer Ausführung herausgegeben worden, die auch wohl bei einer Uebersetzung ins Deutsche gefallen dürften; und eine neue in Norwegen erschienene Erzählung: „Othar von Bretagne" wird mit vielem Vergnügen gelesen. — Die hiesigen Buchhändler sind in Herbeischaffung der ausländischen Literatur (auch der deutschen) äußerst saumselig, und es könnte nicht schaden, wenn man ihnen einen etwas nachdrücklicheren Impuls geben könnte, da eine bessere Verbreitung des Guten aus andern Ländern das Gute im Vaterlande doch schneller vermehren würde. — Gs —.

Unlängst wurden zu Bordeaux 4 Kinder von etwa 7—8 Jahren wegen zahlreicher Diebstähle förmlich zur Gefängnißstrafe verurtheilt. Sie ward jedoch etwas gemildert, in Rücksicht auf ihre Jugend. (Gaz. d. Fr.)

Nach dem neuen französischen Budjet betragen die Pensionen der Militair-Wittwen und Waisen für das Jahr 1818: 48,871,000 Franken. (Journ. d. Par.) Diese Ausgabe ist eine ungeheure, aber doch eine nothwendige, deren sich kein Staat entziehen darf; darum soll es wohl seine erste Sorge seyn, die Militair-Wittwen und Waisen nicht zu vermehren. S.

Als auf dem Theater von Haymarket „Richard III." vor Kurzem aufgeführt wurde, zeichnete sich die Darstellung besonders dadurch aus: daß die Hauptpersonen alte Rüstungen trugen, die zur Zeit Richard III. gemacht und getragen worden waren. Der Schauspieler, welcher den Richmond gab, trug eine 70 Pfund schwere Turnier-Rüstung der damaligen Zeit. König Richard war angethan mit Waffen von hellpolirtem Stahl und einem Helm von auffallender Gestalt. Im fünften Akt kamen nahe an 50 alte Rüstungen vor. — Es läßt sich übrigens daraus schließen: daß es ein Irrthum sey, wenn man die damaligen Menschen für größer und stärker hält, als die jetzigen. (Morn. Chron.)

Der berühmte Tänzer Henry-Dupert ist zum ersten Male in London angekommen und wird in der Oper auftreten. Sein Gehalt in Neapel belief sich auf 5000 Pf. (?), ein fettes Benefiz ungerechnet. Er soll sich schon so viel zusammen erspart haben, daß er ein jährliches Einkommen von 5000 Pf. hat, und dabei seinem Bruder und seiner Schwester viel Gutes thun. (Times.)

Einem Angeklagten, der im Verdacht stand, bei einem öffentlichen Bau eine Menge Blei gestohlen zu haben, wurde mit der Abführung nach Botany-Bay gedroht. „Desto besser!" — sagte er — „so bekomme ich doch endlich Herzvater, Herzmutter und alle meine Brüder und Schwestern wieder zu sehen!" (Times.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 29. Mai. 88stes Blatt.

Die zwölf Monate.

Sonette, von Wilhelm Müller.

Juli.

Auf kühlen Bergen, an des Meeres Strande
Ist Dir ein heit'rer Gartensitz bereitet,
Nicht allzu eng, auch nicht zu weit verbreitet,
Man liebt: sich ein zu schränken auf dem Lande.

Ein junger Quell im Bett von weichem Sande
Ist zierlich durch die Gänge hingeleitet,
Bis er betrogen in ein Becken gleitet,
Das ihm versteckt der Blumenhain am Rande.

Da muß er, eingezwängt in schlanker Säule,
Aufsteigen aus dem runden Marmormunde
Und auf der Höhe sich in Schaum zerstäuben.

Das Moosbett winkt zu mittaglicher Weile;
Es schlummert Alles, nur im klaren Grunde
Seh' ich die gold'nen Fischlein Spiele treiben.

August.

Wenn durch das Feld die blanken Sensen klingen,
Wenn sich die hohen gol'dnen Halme neigen,
Wenn um den Aehrenkranz in wildem Reigen
Die Schnitter mit den Schnitterinnen springen:

Dann will ein Jeder um die Stirne schlingen
Ein buntes Band und sich als Mäher zeigen:
Wer ist so arm, daß er sich nicht zu eigen
Ein Saatenfeld und Samen könnt' erringen?

Die Hoffnung pflügt für Alle das Gefilde
Und flinke Wünsche streu'n, mit vollen Händen,
Die Körner in den weichen Schooß der Erden.

Dir ist das Jahr mit den zwölf Monden milde,
Drum will ich Dir die schärfste Sichel spenden,
Die nimmer stumpf soll in der Erndte werden.

September.

Ich grüße Dich mit hellem Waldhornklange;
Hirchfänger, Büchse, Netz und grünes Kleid,
Ein Roß, zu jedem kecken Sprung bereit,
Verehr' ich Dir und wünsche Glück zum Fange.

Frisch auf! Um das Revier sey mir nicht bange;
Ich habe Eichenwälder tief und breit,
Mit Bahnen rings durchhauen für die Waid,
Und Hirsch' und Rehe, wie ich sie verlange.

Den Hut geschmückt mit einem grünen Reise,
Die Hände purpurroth von edlem Schweiße,
Die Wagen krachend unter ihrer Last:

So ziehst Du heim mit Deinen Jagdgesellen,
Wenn Du nicht erst ein Wort noch zu bestellen
Hier bei der schönen Försterstochter hast.

Oktober.

Vom alten Rhein siehst Du daher mich schweben
Auf einem kühlen, klaren Mondenstrahl,
Mit einem vollen, schäumenden Pokal,
Die heiße Stirn umweht von frischen Reben.

Es wogt ein unergründlich tiefes Leben
In meiner Beere güldenem Krystall;
Willst Du's entfesseln, laß in hellem Schall
Zwei Bruderbecher an einander beben.

Und unterthänig diesem Zauberklange,
Schwingt flugs ein unzählbares Elfen-Chor
Aus Silberperlen sprudelnd sich empor.

Den Rand umhüpfen sie, in buntem Drange,
Mit Spieß und Degen, Saitenspiel und Kranz,
Bockshorn und Eulenohr und Drachenschwanz.

N o v e m b e r.

Zu rechter Zeit hab' ich Dir's angesehen,
Daß Du auf Tanz und Jagd und Becherklingen
Verlangen fühlst nach würdigeren Dingen,
Womit ich gleich Dir kann zu Diensten stehen.

Durch Leipzigs volle Laden ging ich spähen,
Was uns die deutschen Pressen Neues bringen,
Die Bogen, die noch auf den Sellen hingen,
Sie mußten ungetrocknet mit mir gehen.

Sparöfen kauft' ich auch und Sorgenstühle,
Kaffee und Knaster von der besten Sorte
Und lange runde Bernstein-Pfeifenspitzen.

Entreiß Dich, Freund, dem eitlen Weltgewühle!
Ich führe zu der Weisheit heil'gen Pforte
Die Jünger, ohne sehr sie zu erhitzen.

D e z e m b e r.

Mit Peitschenknall und lautem Schellenklange
Meld' ich mich Dir und schüttle weiße Flocken
Durch alle Straßen hin aus meinen Locken:
Dich, hoff' ich, macht das Ungethüm nicht bange.

Es schnaubt der Renner an des Schlittens Stange,
Das blanke Halsband schütteln Deine Doggen;
Die Dame hüllt in warme Flaumensocken
Den zarten Fuß und denkt: Er bleibt so lange.

Was zauderst Du? Sitz auf, mein Freund, geschwinde,
Und — sey mir auf der Fahrt nicht zu verwegen —
Muß ich im Namen Deiner Schönen bitten.

Den süßen, warmen Odem weh'n die Winde
Und manche weiche Locke Dir entgegen:
Halt kurz das Roß und sieh auf Deinen Schlitten!

D a s O p i a t.

(Schluß.)

„Diese Paar unschuldigen Verse — bedauere mich, der Du sie liesest — sind die einzige Ursache, daß ich abtrete aus diesem Jammerthal, ehe ich gerufen werde. Und doch sind sie — weiß es Gott! — nicht aus der Luft, oder, welches bei den Poeten eins ist, aus der Phantasie, sondern aus der Erfahrung gegriffen. — Durch ungeheure Anstrengungen im Felde der Dichtkunst hatte ich mir das namenlose Unglück der Schlaflosigkeit zugezogen. Nach tausend und wieder tausend Versuchen zu Linderung meiner Noth half ich mir endlich durch das alte Sprüchwort: Hundshaare auf zu legen, wenn man von einem Hunde gebissen worden ist. Gedichte hatten mir den Schlaf genommen, Gedichte sollten mir ihn wieder geben. — Viel Rühmens und Wesens war in öffentlichen Blättern von dem „hohen Liede der Nibelungen“ gemacht worden — nach diesem ankerte ich also zuerst und — kann es, als ein Specificum, medizinischen Praktikanten mit gutem Gewissen empfehlen. — Begeistert von dem herrlichen Erfolg und um die Sache gemeinnütziger zu machen, brachte ich meine Heilung unter dem schalkhaften Titel „Opiat“ in Verse. — Längst schon als Deklamator in den Landen deutscher Zunge herum ziehend und doch immer so viel mir erdeklamirend, daß ich die Wirthsrechnungen von Stadt zu Stadt, wenn sie anders nicht mit doppelter Kreide geschrieben waren, bezahlen konnte, machte ich nun das „Opiat“ zum Schlußstein meiner deklamatorischen Akademieen und erntete damit so viel Beifall als Geld. Denn, wenn ich jenes Gedicht mit auf dem Anschlagzettel hatte, konnte ich bestimmt auf einen vollen Saal und unbändigen Applaus rechnen; dagegen, wenn mein „Opiat“ fehlte, auch die gefeiertsten Gedichte von Schiller, Goethe u. s. w. nicht ziehen wollten. — So kam ich denn, segnend den Stern des Glücks, der mir in dem Unstern eines großen Uebels aufgegangen ist, in der berühmten Residenz B....., zwei Stunden von hier, an, schlage gleich den ersten Tag — denn für den zweiten hatte ich keinen Heller mehr in der Tasche — eine deklamatorische Akademie an, stelle aber diesmal — denn in einer Residenz, meinte ich, müsse man mit dem Besten gleich imponiren — mein Opiat an die Spitze der Affiche. — Der Zudrang war ungeheuer, eine halbe Stunde vor dem Einlaß schon kein Billet mehr zu bekommen. Sonder Zweifel hatten Briefe und Journale, als Vorläufer des guten Rufs, meine Wege gebahnt. — Für Herz und Kasse den glänzendsten Erfolg hoffend, will ich eben an dem Tische mit den gewöhnlichen zwei Deklamations-Kerzen Platz nehmen, als mir der Marqueur einen offenen anonymen Brief einhändigt, worin ich — denke Dir, der Du dies liesest, mein Entsetzen — des „verschrobenen ästhetischen Sinnes“ wegen, der in meinem „Opiat“ spuke, wie ein Betteljunge herunter gerissen werde, maßen ich mich durch genanntes Gedicht schändlich versündigt habe, nicht nur an dem „Zeitalter“ und dem „Sänger des hohen Liedes der Nibelungen“, sondern auch an all den „großen Männern“, die von jeher dem göttlichen Liede gehuldigt. Am Schlusse des heillosen Schreibens aber drohte man sogar: mein Schandlied nach Berlin, München und Breslau, wo die Coryphäen des ächten Geschmacks wohnten, zu senden, die mich dann schon, wie ich es verdient, an den hohen, ganz Deutschland sichtbaren Pranger der Zeitungen und Journale stellen, dort literarisch steinigen und endlich in die Halen der Verzweiflung werfen würden. — Ich war wie vom Donner gerührt, faßte mich aber schnell, meinend: daß der Neid, wie mit großen Männern überhaupt, also auch mit einem großen Deklamator sein hämisches Spiel treibe, und, gehörig erwägend, was aus dem vollen Saale, noch mehr aber, was aus der vollen Kasse werden solle, wenn ich kein Deklamatorium gäbe, trat ich getrost, ja, ich kann sagen mit einer gewissen Keckheit in den Saal, meinend: daß ich die Rotte meiner Widersacher durch die Gewalt meines Opiats schon im Zaum halten würde. — Eben schlug die Glocke sechs — ach!

die Sterbestunde meines Ruhms! — denn, kaum hatte ich mit meinem Opiate begonnen, da erhob sich ein solches Flüstern und Murmeln, daß ich mich selbst kaum verstehen konnte; je lauter ich aber sprach, je lauter ward's unter den Hörern, und als ich endlich mit den pathetischen Worten:

„Das hat mich herrlich in den Schlaf gesungen!“

schloß, da erhob sich ein so übernatürliches Pfeifen, Zischen und Pochen, daß ich endlich, wie ein begossener Hund, ins Nebenzimmer schlüpfte. — Nachdem es im Saal etwas ruhig und ich etwas gefaßter worden war, betrat ich wieder die Rednerbühne, verhoffend: daß Schillers „Glocke“, welche nun an die Reihe kam, schon die Wogen der Unruhe sänftigen werde. Allein der Lärmen ging jetzt noch viel ärger los, sobald ich nur den Mund aufthat. „Pereat! der Schänder des Nibelungenliedes — fort mit dem Verächter altdeutscher Poesie!“ schrieen hundert noch etwas kindisch klingende Stimmen, und so mochte ich denn Schiller und Goethe, Klopstock und Matthison und noch zehn dergleichen große Geister wie Regenschirme gegen das Graupelwetter der Pocher, Pfeifer und Zischer halten, ich kam nicht zum Worte und mußte mit Schimpf und Schande Saal und Kasse verlassen, welche letztere — das war das traurigste von der ganzen Sache — die Polizei in Beschlag nahm. Als ich in meine Herberge kam, fand ich den Wirth, der, natürlich gegen Freibillet, Zeuge meiner Schande gewesen war, bereits beschäftigt, der Zeche wegen meines Ränzels sich zu versichern, worin mein Handwerkszeug: die „Schumannische Etuis-Bibliothek“ wie auch noch verschiedene „Prager, Wiener und Reutlinger“ Pracht-Diebes-Editionen der deutschen Klassiker sich befanden. — Im Vertrauen auf mein Opiat und um Kräfte zu dessen Vortrag zu sammeln, hatte ich nicht wenig verzehrt; im Beutel aber weniger als wenig, nämlich — nichts — was blieb mir demnach übrig, als die Blüthe des deutschen Parnasses für eine Gasthof-Zeche zu opfern. Kaum daß mir der hartherzige Wirth das leere Ränzel ließ, um das „Nibelungenlied“ nebst meinem „Opiat“, als die traurigen Denkmale des traurigsten Abends meines Lebens, darin auf zu bewahren! — So wanderte ich nun, arm wie eine Kirchenmaus und mit dem fürchterlichsten Spleen kämpfend, bei Nacht und Nebel fort, jedoch nicht ohne einen Schimmer von Hoffnung, in andern Städten die Scharte aus zu wetzen, die in B..... das zweischneidige Schwerdt meines Ruhms erhalten hatte. — Aber — gütiger Himmel! erbarme dich des Verzweifelnden! — wo ich nur auftreten will, finde ich mich schon als einen Schänder des Nibelungenliedes, als einen Verächter altdeutscher Poesie an dem Pranger der Zeitungen und Journale. — Alles weiset mit Fingern auf mich. Kaum daß mir die Polizei die Erlaubniß zu Haltung deklamatorischer Akademieen geben will; wo dies aber auch noch aus Gnade und Barmherzigkeit geschieht, finde ich entweder gar kein Publikum, oder nur ein solches, das mich auspocht. — Was bleibt also mir armen, geschlagenen, mit Schande bedeckten, alles Erwerbes beraubten Deklamator übrig als — der bittere Tod. Wohlan! — das Terzerol, das ich von jeher zum Schutz der deutschen Klassiker bei mir trug, soll nun, da ich nichts mehr zu beschützen habe, der Dietrich werden zu Eröffnung eines Kerkers, aus welchem sonst keine Erlösung ist. — So stehe denn still, Uhr meiner Stunden! — Vertrockene, heiliges Oel der Phantasie! — Verstumme auf ewig, deklamatorische Zunge! — Du aber, Vor-, Mit- und Nachwelt! gedenke nicht meiner Missethat, noch meiner Uebertretung und Sünde auf dem Schlüpferpfade der Poesie!

Und nun — das Terzerol rasch in die Hand! —
Kurz ist der Weg ins beß're Vaterland.
Früh oder spät ist ja wohl einerlei —
Ein Druck und du bist aller Bürden frei!
Lebt wohl, Ihr, Deutschlands auserwählte Geister,
Die ich entrüstete durch meinen Sing und Sang;
Verklebet meine Schuld mit der Verzeihung Kleister,
Dann folgt Euch jenseits noch mein wärmster Dank!
Welt, lebe wohl! Auch du, du Lied der Nibelungen,
Das einst so kräftiglich mich in den Schlaf gesungen,
Und heute mir den letzten Schlummer schafft —
Hab' Dank! hab' ewig Dank für deine Wunderkraft!
Nur wollest du die Bitte noch erhören:
Laß uns auf ewig nun geschieden seyn;
Denn merkt' ich dich einst in der Engel Chören,
Was gilt's: ich schlummerte noch als Verklärter ein!“

R.

Glossenmacher.

Von den Glossenmachern sagte der witzreiche Geiler v. Keisersberg: „Sie machen es eben, wie diejenigen, so den ersten April, oder sonst bei Metzelsuppen, das einfältige Gesind von Einem zum Andern schicken, einen Wetzstein, Zwecken oder dergleichen zu holen, das aber nichts als Spott heim zu bringen pflegt; also weisen Jene den Leser von einer Glosse auf die andere, von der andern auf die dritte und so fortan, und wann er sie alle aufgeschlagen, reimen sie sich gemeiniglich, worzu sie angezogen werden, wie eine Faust auf ein Auge.“ — Wie anwendbar dieser Vergleich auch auf manche Glossenmacher unserer Zeit sey, die ihre Schriften gern mit aufgewichsten Citaten-Frisuren heraus putzen, die ihnen leichten Kaufs durch bloßes Abschreiben aus ungeprüften Vorgängern werden, wird wohl Jeder eingestehen, der durch solche windige Citate auf nichts oder gar irre geleitet wurde. In der Regel wird dabei der Leser aber wenigstens mit dem nachgewiesenen Autor in eine Kathegorie gesetzt, indem Beide — angeführt werden.

M. Bondi.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von Otto von der Malsburg." Erster Band, enthaltend: „Es ist besser als es war" und: „Es ist schlimmer als es war". (Leipzig, bei Brockhaus. 1819.) — Als eine neue Bereicherung unserer Literatur sind beide Stücke des berühmten spanischen Meisters dramatischer Kunst wohl zu betrachten. Zwei wackere Uebersetzer hatte schon Calderon in Deutschland gefunden, die, nachdem sie die köstliche Juwele seiner Dichtungen in reiche goldene Ringe gefaßt, Viele an ihrem Strahlenglanz sich ergetzen ließen. Hier naht der Dritte, und er sey uns bestens willkommen, da wir in ihm dieselbe Hochachtung für sein Original, dasselbe eingehende zarte Gefühl für die hohen Reize jener Kunstgebilde, und denselben Fleiß, die schöne vollendete äußere Form treu und wahr in unsere Sprache herüber zu tragen, bemerken, obschon es nicht durchgehend gelungen. — Den beiden Intriguen-Stücken schickt Herr von der Malsburg eine in reger Begeisterung empfangene und gestaltete Einleitung über Calderons Geist und seine poetische Höhe, zunächst aber eine lichtvolle exegetische Darstellung über das innere Wesen der beiden Intriguen-Stücke voraus. Zuvoderst giebt uns der Verfasser einen interessanten Abriß von einem Auto sacramental alegorico: „Das Leben ein Traum" überschrieben. Dieser Auto ist gewissermaßen der Schlüssel zu der schönen tiefsinnigen Hieroglyphe des bekannten Schauspiels gleiches Namens, mit dem es sich erst in seiner tiefsten und eigensten Bedeutung erklärt. „Die höchste Herrlichkeit hat Calderon" — sagt der Verfasser — „eben in diesen geistlichen Handlungen erreicht, und man muß in der That oft staunen, wie ein Mensch einen solchen Gipfel erstiegen habe. Wir kennen als Deutsche diese Gedichte noch viel zu wenig, wir waren sogar dahin gekommen, die, den geheiligten Gegenständen dahin gegebene Poesie mit dem Mantel des Vorurtheils zu zu decken, welchen dann die neue Aufklärung immer dunkler und dichter web; jetzt aber wird — dem Gott, der aus allem Leiden erlöst, sey es gedankt! — wohl erlaubt seyn, ohne alle Scheu seine Bewunderung für jene geweihten Gedichte aus zu sprechen, und recht dringend Alle, die sich berufen fühlen, auf zu fordern, Hand an zu legen, um uns für Deutschland eine von Perlen und Juwelen leuchtende Krone zu bereiten." — Der Verfasser geht hierauf in ein einzelnes Detail dieses merkwürdigen Auto's über. Die handelnden Personen sind meist allegorisch, wie die „fünf Sinne", der „Körper" und der „Geist"; ferner die „vier Elemente", dann die „Macht", „Weisheit" und „Liebe". Der eigentliche Held desselben ist der „Mensch", der, wie dort im Schauspiel, durch Träume und Prüfungen geläutert, zuletzt in den allgemeinen Triumphgesang mit einstimmt: Ruhm Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden! — Hierauf giebt der Verfasser von seinem Verfahren Rechenschaft, und nimmt zugleich die Redondilien und die Assonanz, als die zwei eigenthümlichen Grundbestandtheile des aus dem alten Romanze gebildeten Drama's, in seinen Schutz und streitet wie ein Heros für sie. Und somit hat der Verfasser das Original treu und in seiner Form unverändert übertragen mit all seinem lieblichen Schmuck der Decimen, Coplas, Redondilien, Silvinen und Liras, und seine Maxime bei der Uebersetzung war: Treu im Geist und in der Wahrheit, frei im Ausdruck und in der Rede. — Im Verfolge seiner Einleitung läßt sich hierauf der Verfasser über die Beurtheilung der in beiden Dramen vorkommenden Charaktere sehr gründlich ein, und giebt über den Geist beider Stücke folgendes Resultat: „Das erste: „Es ist besser als es war" darf man wohl ein ächtes und sehr reizendes Kunstgebilde nennen." — Die Idee des Ganzen wird sinnig heraus gehoben und von allen Seiten mit Geschick und Umsicht beleuchtet. Vom zweiten sagt der Verfasser: „Steht dieses Stück: „Es ist schlimmer als es war" an Reinheit und Innigkeit der Gefühle jenem nach, so zeichnet es sich vielleicht durch eine raschere und durchgreifendere Handlung aus." Schließlich giebt auch der Uebersetzer eine kluge Verfahrungsart an, wie beide Intriguen-Stücke für die bühnliche Darstellung geändert werden könnten. — Wenn wir nun demselben für die neue Bekanntschaft mit den beiden Dramen dieses erhabenen unvergleichlichen Meisters wohl einen Dank schuldig sind, so kann dabei Referent es doch nicht bergen, daß ihm der reine Genuß der beiden Kunstwerke im deutschen Abbilde hier und da in etwas verleidet wurde, indem gar zu Vieles, und dies besonders im ersten Stück, gegen den Versbau tadelnd zu erinnern ist. Der Styl wird oft sehr hart und ungeschmeidig, was dem raschen Wesen und der Leichtigkeit des Lust- und Intriguenspiels schadet. Noch sind viele Redondilien schroff, zerrissen, und wenige wahrhaft rythmisch verbunden. Auch den Assonanzen fehlt oft harmonischer Klang, sie verrathen eine gesuchte Künstlichkeit. Schlegel bleibt für die deutsche Assonanz ein stetes Muster. So wird denn freilich hier und da die blumenreiche glühende Farbung des Calderonschen Gemäldes gleichsam in aqua tinta übertragen. Möchte doch der Hr. v. d. Malsburg bei der künftigen Herausgabe der übrigen von ihm verheißenen Dramen auf jene äußere Form noch größere Sorgfalt verwenden. — * —.

Lady Mary Lonsdale und Mistriß Andersen haben das unschätzbare Glück gehabt, die schöne Circasserin einige Augenblicke zu sehen und zu sprechen. Sie ist von schlankem Wuchs, kleiner Gestalt, schwarzbrauner Gesichtsfarbe; aber von feinen Zügen. Sie sitzt beständig am Fenster, in Scharlach gekleidet, doch so, daß sie durch die Gitterladen Alles sieht, aber nicht gesehen werden kann. Neulich, als die Schornsteinfeger am Maitage in den Straßen tanzten, öffnete sie die Gitter und ließ sich sehen. (Courier.)

Die Amerikaner haben zum ersten Mal zu einer Reise um die Welt eine Fregatte „der Congreß" ausgerüstet. Sie wird vom Capitain Henley befehligt, 20 — 30 Seeleute mitnehmen und ohngefähr 2 Jahr ausbleiben. (Morn. Chron.)

Ein Irländer klagte gegen eine junge Irländerin wegen gewaltsamen Einbruchs. — „Kennt Ihr dieses Frauenzimmer?" fragte der Richter. — „Ja!" — „Genau?" — „Ich glaube einigermaßen; sie behauptet, ein Kind von mir zu haben." — Und so war es auch. (Times.)

Beilage: Bemerker No. 5. u. Blatt d. Ankündigungen No. IX.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 31. Mai. 89stes Blatt.

Das Leben in Batavia. *)

Batavia hat immer für einen der ungesundesten Orte auf dem ganzen Erdboden gegolten. Die außerordentliche Hitze und die besonderen Nachtheile seiner Lage in einer sumpfigen Niederung, überall von Morästen umgeben, erwecken schon ein ungünstiges Vorurtheil, das die Erfahrung völlig bestätigt. Man glaubt, daß neun Zehntheile der Europäer, wenn sie ein Jahr lang verweilen, hier ihr Grab finden. Eine fahle Blässe, eine kränkliche Hautfarbe, einen matten Blick, eine träge Bewegung findet man bei Jedermann. Die Einwohner sind vertraut mit Krankheit und Tod. Man kennt kaum einen einzigen Fremdling, der lange in Batavia gewohnt hätte, ohne vom Fieber befallen zu werden, wie man hier alle Krankheiten nennt, und allerdings ist der Name ziemlich passend. Die Europäer werden bald nach ihrer Ankunft matt und schwächlich und bekommen einige Tage nachher das Fieber, welches anfangs ein dreitägiges ist, endlich aber sich in ein nachlassendes umwandelt und den Kranken gewöhnlich in kurzer Zeit tödtet. — Ist das Fieber nicht tödtlich und der Kranke stark genug, den Anfällen zu widerstehen, so wird es zuletzt ein Gewohnheits-Zustand und der Kranke dann so vertraut damit, daß er kaum an eine Störung seiner Gesundheit denkt. Ich habe während meines Aufenthalts in Batavia selbst ein auffallendes Beispiel davon gesehen. Eines Tages besuchte ich mit Herrn Maxwell den Herrn Engelhart. Das Gespräch fiel auf das Klima und die örtlichen Krankheiten. „Ja, ja, es giebt kein schlimmeres Klima auf der ganzen Erde!“ sprach Engelhart. „Fast alle Menschen sterben hier; aber ich befinde mich, Gott sey Dank! immer wohl, und obgleich ich jährlich die Hälfte meiner Freunde einbüße, so genieße ich doch stets eine sehr gute Gesundheit.“ — Bei diesen Worten sah er sich um, als ob er etwas gesucht hätte. Da er mir eine schriftliche Nachricht über den Upas-Baum versprochen hatte und die Absicht meines Besuches sich darauf bezog, so glaubte ich, er suche Papier und Schreibzeug. Ich holte es vom andern Ende des Tisches und fragte: ob ich seinen Wunsch errathen habe? — „O nein!“ erwiederte er, „ich suchte ein Schnupftuch. Heute ist mein Fiebertag; ich habe am Morgen einen heftigen Anfall gehabt, der noch nicht ganz vorüber ist. Sie sehen es auch an meiner Stirn; ich wollte mein Schnupftuch haben, mir den Schweiß ab zu trocknen.“ — „Wie, ein Fieber?“ fiel ich ein. „Sie haben mir ja so eben gesagt: daß Sie sich vollkommen gesund fühlen?“ — „Nun ja!“ erwiederte er, „bis auf das Fieber ist das auch wahr; aber ich habe mich daran so sehr gewöhnt, daß ich mich nichts desto weniger sehr wohl befinde. Ich weiß, ich sterbe hier früh, wenn ich länger bleibe; aber ich habe schon ein hübsches Vermögen gesammelt, und denke nach Europa zurück zu kehren, ehe das geschieht.“

Es giebt zwei öffentliche Kranken-Anstalten für das Volk; die eine ist in der Stadt, die andere in einiger

*) Aus des verstorbenen Dr. Gillan „Account of Batavia“ im „The Quarterly Journal“, April 1819. Der Verfasser begleitete Lord Macartney nach China.

Entfernung von derselben auf einem, fast ganz von Wasser umgebenen Platz, weshalb dieser auch die Insel Purmerent heißt. Das Spital in der Stadt wird nicht für so gut als das andere gehalten und daher nur in dringenden Fällen benutzt, oder bei plötzlichen Zufällen, die keinen Aufschub gestatten, oder wo die Zeit nicht erlaubt, den Kranken auf die Insel Purmerent zu bringen, deren Lage weit gesunder ist. Alle Genesene werden auch dahin gebracht; aber die Anzahl derselben ist nur sehr klein, da in den Verzeichnissen beider Spitäler nur wenige Heilungen angezeichnet sind. — Die Spitäler stehen unter der unmittelbaren Aufsicht des Oberbefehlshabers und des Raths von Indien, welche auch die Aerzte und Wundärzte anstellen. Das Amt des ersten Spital-Arztes ist sehr einträglich. Derjenige, welcher es zuletzt besaß, war anfangs nur ein gemeiner Barbier; im Laufe der Zeit wurde er erster Spital-Arzt und war ungefähr acht Monat vor meiner Ankunft mit einem Vermögen von 2,500,000 Gulden nach Holland zurück gekehrt. Sein Nachfolger war in denselben Verhältnissen gewesen und jetzt schon auf dem Wege, eben so reich zu werden. Die Mitglieder des Rathes von Indien gestehen selber: daß er von der Heilkunde gar nichts versteht und ohne alle wissenschaftliche Bildung ist. Aber nach einigen Jahren wird er sich, wie sein Vorgänger, zurück ziehen; denn Vermögen sammeln scheint die Bedingung zu seyn, die jedem Inhaber dieser Stelle gewährt wird. — Man braucht fast kein anderes Mittel gegen das Fieber, als Kampfer, welcher, in Weingeist aufgelöst, von Zeit zu Zeit in einem Glase Wasser genommen wird, sowohl während der Anfälle, als auch im fieberfreien Zustande; ja die Aerzte rathen Jedem, die Kampfer-Auflösung stets bei sich zu führen. — Die Lebensweise der Einwohner aber trägt gewiß wohl eben so viel, als die Luftbeschaffenheit und die Lage des Landes dazu bei, daß Krankheiten so häufig und so gefährlich sind. Dieselben Ursachen, aus welchen die Ungesundheit dieser Gegend entspringt, machen sie auch zu einer der fruchtbarsten in der Welt. Sie bringt Gewächse aller Art im größten Ueberfluß hervor, und so viele verschiedene Spezereien und Gewürze, als man nirgend findet. Der Boden ist fruchtbar, das Klima schwächend und der Bewohner träge, üppig und wohllüstig. Morgens, sobald man aufgestanden ist, findet man Thee, Kaffee und Chokolade zum Frühstück aufgetragen; Fische, Fleisch und Geflügel stehen auf einem Nebentische, als ob es ein Mittagsmahl wäre, und die meisten Gäste lassen sich's schmecken. Gleich nach dem Frühstück stellt man Madeira, Rothwein, Wachholder-Brandwein, holländisches Bier, englischen Porter auf einen Tisch vor die Thür des Haupt-Einganges in der Hausflur, und Jedem bringt man Pfeife, Taback und ein Spucktästchen. Hier sitzt man im Schatten, trinkend, rauchend und spielend bis zum Mittagsessen. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß Mancher zwei bis drei Flaschen Wein vor dem Mittagessen zu sich nimmt; Andere aber, die ein Vorurtheil für die heimische Lebensweise haben, trinken Dünnbier, welches das Blut verdünnen und die Ausdünstung befördern soll; Viele genießen täglich 10 bis 15 Flaschen davon. Nach 1 Uhr geht man zu Tische; kurz vorher wird von zwei Sklaven Madeira kredenzt, wovon Jeder ein volles Glas leert, um die Eßlust zu reizen und dem Magen Verdauungskraft zu geben; dies ist immer ein Zeichen, daß man anrichten will. Alsdann erscheinen drei Sklavinnen, wovon die Eine ein silbernes Becken mit einem durchlöcherten silbernen Deckel, die Andere ein silbernes Gefäß mit reinem Wasser, oder zuweilen auch mit Rosenwasser, zum Händewaschen, und die Dritte Handtücher zum Abtrocknen trägt. Wenn dies geschehen ist, begiebt sich die Gesellschaft in den Speisesaal und setzt sich zur Tafel, während in einiger Entfernung Musik sich hören läßt. Die Spielleute hat man unter den Sklaven, in deren Anzahl hauptsächlich der Prunk des Gebieters zu bestehen scheint. Die Tafel ist reichlich mit mannigfaltigen Gerichten besetzt, die Leute essen jedoch nicht viel, und man kann auch nur wenig Eßlust bei ihnen voraus setzen; aber sie sprechen der Flasche so fleißig zu, als ob sie den ganzen vorigen Tag keinen Wein genossen hätten. Bei Tische warten viele Sklavinnen auf, und vornehmlich nur bei dieser Gelegenheit scheint ihnen erlaubt zu seyn, sich zu zeigen. Nach dem Essen wäscht man sich wieder die Hände, trinkt Kaffee und geht zu Bett. Die Betten haben, selbst in den ersten Häusern, keine Leinentücher, sondern bestehen bloß aus einer Matratze, Kopfkissen, einem großen Pfühl und einer Decke von Zitz. Man zieht sich aus, legt die Nachtkleidung an, die aus einer Mütze und einem langen, weiten Schlafrock von Baumwollenzeug besteht, den man überall bei sich führt, wohin man auch geht, und legt sich dann auf die Zitzdecke, wo man bis um 5 Uhr schläft. Die meisten unverheiratheten Männer haben eine Lieblings-Sklavin, welche mit ihnen in das Schlafgemach geht, um sie zu fächeln und die Mücken von dem Schlafenden ab zu wehren, aber noch häufiger leistet sie andere Dienste. In besser eingerichteten Häusern aber, wo eine Frau waltet, wird dies nicht geduldet. Um 6 Uhr steht man auf, kleidet sich an, trinkt Thee, fährt spazieren, macht Besuche und bestimmt die Unterhaltung für die Abendstunden, die man gewöhnlich mit allerlei Belustigungen zubringt. Erst spät trennt man sich. — Eine solche Lebensweise erschöpft bald die Kraft und schwächt die stärkste Gesundheit. Ueppigkeit, Trägheit und Wohllust reiben die Kräfte auf, und, von einer Krankheit angefallen, sinkt das schwache Opfer, unfähig zum Widerstande, bald ins Grab. Todesfälle

dieser Art sind so häufig in Batavia, daß sie kaum einen Eindruck auf die Einwohner machen, und Niemand wird bewegt oder bestürzt, wenn er des Morgens hört: daß ein Bekannter gestorben ist, der am vorigen Abend vergnügt mit ihm zu Nacht gegessen hat.

Nur sehr wenige unter den Frauen in Batavia sind Europäerinnen, vielmehr die meisten Eingeborne, die jedoch von europäischen Eltern abstammen. Luft und Lebensweise aber scheinen auf ihr äußeres Ansehen einen bedeutenden Einfluß gehabt zu haben. Die Züge und Umrisse des Gesichts sind europäisch, aber Hautfarbe, so wie Sinnesart und Sitten, sehr verschieden, und machen sie den eingebornen Weibern von Java ähnlicher. Eine kränkliche Bläße und Mattigkeit liegt auf allen Gesichtern; auf keiner Wange strahlt auch nur der schwächste Rosenglanz. Zu Hause sind sie wie ihre Sklavinnen gekleidet. Ihre Kleider sind von dem gleichen roth gewürfelten Baumwollenzeuge gemacht, und bestehen aus langen weiten Gewändern, die bis auf die Knöchel reichen und große weite Aermel haben. Sie haben keinen Kopfputz, sondern flechten ihr Haar und stecken es hinten mit einer silbernen Nadel auf, gerade so wie die Bäuerinnen im Wallliserland und in verschiedenen Schweizer-Kantonen. Man sieht meist schwarzes Haar bei den Frauen; sie brauchen nie Puder, tragen aber Blumenkränze im Haar und salben es mit Kokosnußöhl, um den Wuchs desselben zu befördern. Man findet allerdings auch eine Fülle lang herab wallender Haare bei ihnen; aber mag das Kokosnußöhl dazu beitragen oder nicht, es giebt dem Haar immer ein fettiges, schmutziges Ansehen und einen sehr widrigen Geruch. — Wenn ein Fremder sie so mitten unter ihren Sklavinnen sitzen sieht, mit welchen sie, gekleidet wie diese, die Arbeit theilen und vertraulich schwatzen, unterscheidet er die Herrin kaum von den Dienerinnen, und geht oft vorüber, ohne auf sie zu achten. So kamen Maxwell und ich einmal in nicht geringe Verlegenheit. Wir besuchten Herrn Engelhart; seine Frau, des jetzigen Oberbefehlshabers (General-Gouverneurs) Nichte, und ihre Tochter aus erster Ehe saßen unter den Sklavinnen im Gange hinter der Hausflur. Herr Engelhart zeigte uns den Garten, die Ställe und andere Hintergebäude, und wir gingen oft durch den Gang, ohne auf die Frau und das Fräulein zu achten, die wir von ihren Umgebungen gar nicht unterschieden. Wir wollten Abschied nehmen, als Herr Engelhart uns sagte: er müßte uns vorher seine Frau und seine Stieftochter vorstellen; er rief sie. Wir glaubten zwei Sklavinnen zu sehen, welche vor ihren Gebieterinnen hergingen — es war die Frau mit dem Fräulein; Beide barhaupt, mit bloßem Hals, bloßen Beinen, barfuß und angethan mit einem roth und blau gewürfelten weiten Nachtkleide. Nicht wenig verwundert und verlegen machten wir unsere Verbeugung; die Frauen erwiederten den Gruß mit einem Knix, sprachen ein Paar Worte und gingen zu ihren Sklavinnen zurück.

(Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Der zeitige Rektor der Universität zu Leipzig, Herr Dr. Chr. Rosenmüller, hat in Sachen einiger Studenten gegen den Professor Gilbert in der „Isis“ (Drittes Heft, 1819. Seite 476) folgende Schlußstelle niedergeschrieben: „Es ist doch ein jämmerliches Ding um das immer mehr Mode werdende Deutschthun und Dickthun auf den Bürgerstand. Besteht es denn nicht aus einem beständigen Geschrei über sinkende Nationalkraft, der man dadurch wieder aufhelfen will, daß man sich wechselseitig beguckt und bekrittelt, Feuer ruft, wo keines ist, und den glimmenden Brand in der verloschenen Asche dieser oder jener Caste wittert? Arbeite doch Jeder in seinem Wirkungskreise tapfer und brav und biete Jedem, der's auch so macht, die treue deutsche Rechte. Dann wird es weniger Schwachheiten geben und wir brauchen uns nicht mehr so sehr darüber zu ängstigen.“ — Das ist von dem Rektor einer Universität ein ächtes Wort zu seiner Zeit, und Herr Oken, der Herausgeber der „Isis“, der den Burschen noch recht natürlich spielt (obwohl er auch noch Student ist, in dem guten Sinne, wie es jeder Weiterstrebende zeitlebens seyn wird), sollte sich davon seinen Theil nicht entgehen lassen. — Mit vollem Rechte eifern wir gegen Anmaßungen des Geburts-Adels; aber wir haben ja ohnfehlbar dieselbe Anmaßung und eine weit eingreifendere in den heutigen jungen Leuten, die sich fast sämmtlich für geborne Genie's halten und Alles hofmeistern und über Alles gebieten wollen. Es erfüllt sich das Epigramm Hagedorns, in welchem er sagt:

Unzählbar sind, zu unsrer güldnen Zeit,
Erleuchtete, beredte, theure Männer,
Selbst Jünglinge! — Nicht die Erfahrenheit,
Die Zaudernde: schon die Natur verleiht
Statisten, Philosophen, Kenner.

Gebe der Himmel besonnene Rektoren, wirklich lehrende Lehrer, und keine politischen Brandstifter; damit aus solchen gebornen Genie's mit der Zeit doch wohlerzogene und brauchbare Staatsbürger werden, die nicht eher umschaffen wollen, bis sie es erst an sich selbst bewiesen haben, daß sie dazu fähig sind. Fr. Wendel.

Denksprüche aus Minnesängern.

24.

Das Herze wacht zu aller Zeit,
Wenn auch der Leib im Schlafe leit.

25.

Des Thoren Sinn, des Affen Rath,
Die führen gleich zu übler That.

Fr. Krug von Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Am 8ten Mai wurde auf unserer Bühne zum ersten Mal aufgeführt: „Alexander in Persien", große Oper in 5 Aufzügen, in Musik gesetzt vom Kammermusikus Götz. — Wenn ich, nach Anhörung einer Probe, und der ersten Aufführung hier meine Bemerkungen mittheile, so geschieht dies in der Voraussetzung, daß jeder Leser dieser Blätter meine Ansichten als die eines Einzelnen, und nicht als ein competentes Urtheil — das ich gern einer andern Feder überlasse — betrachten möchte. Es wird wahrscheinlich noch Manches über diese Oper geschrieben werden, darum vergönne man mir, dem die Ehre genügt, der Erste gewesen zu seyn, welcher die Lesewelt mit einem neuen bedeutenden musikalischen Werke bekannt macht, nur indeß hier mit einigen Strichen eine Conturzeichnung davon zu entwerfen. — Der Name des Dichters ist weder auf dem Anschlagzettel, noch im Liedertext-Buch genannt; er mag hierzu wohl seine Ursachen gehabt haben und wir wollen in dieser Hinsicht, wenn wir auch seinen Namen errathen konnten, verschwiegen seyn. Sein Text ist überlang und ich bewundere die Geduld, Kraft und Ausdauer unseres jungen talentvollen Componisten. Ueberall ziemlich prosaische, wenig edle und oft wohl gar gemeine Diktion; eine Menge Inconvenienzen und Unwahrscheinlichkeiten, und bei vielem Aufwand dennoch wenig Interesse. Wäre ich Tonkünstler, ich würde für meine erste Oper ein ganz anderes Süjet gewählt haben. — Doch zur Musik, welche allein die Aufmerksamkeit lediglich in Anspruch nimmt: Die Ouverture ist in einzelnen Sätzen recht brav; doch viel Stückwerk, nicht aus einem Guß — das bringt aber die heutige Mode mit. — Erster Aufzug: Chor der Macedonier (C dur); ein gediegener Satz. Arie von Alexander (E dur); die etwas bedeckte Stimme abgerechnet, ein Meisterwerk. Duett: Hephästion und Statira (A moll); gut ausgearbeitet. Canon (G dur): Hephästion, Statira, Alexander; den langen Echo abgerechnet, sehr brav. Duett: Alexander und Hephästion (F dur); außerordentlich zart und lieblich. Männer-Terzett: Alexander, Hephästion, Bagoas (D dur); einfach, klar, gerundet. Arie: Statira; lobenswerth. Duett: Statira und Bagoas (C dur). Cavatine: Bagoas (F dur); gut. Schluß-Chor; Feuer und Kraft. — Zweiter Aufzug: Chor der Priester (C dur); einfach, erhaben, jedoch mit mancher Reminiscenz an das Priester-Chor der „Zauberflöte". Duett: Statira und Darius (D dur); in etwas zu leichter Form (⅜ Takt) für die ernste Oper, sonst äußerst zart gehalten. Chor (D dur); brav, doch ohne besondere Auszeichnung. Drei Canzonetten; Thais; die erste: Fis dur — warum die schwere Tonart? — Die zweite: D dur. — Die dritte: G dur; die erste derselben recht sehr brav, die letzte eines der lieblichsten Tonstücke, die ich kenne. Duett: Statira und Thais (G dur); brav. Terzett mit Chor (D dur): Alexander, Statira, Thais, Macedonier. Arie: Alexander (C dur); außerordentlich lobenswerth. Ballet; brav, einige grelle Sätze ausgenommen. Finale; originell und klar gearbeitet. — Dritter Aufzug: Arie: Statira; gut und streng gearbeitet, doch nach meinem Urtheil zuviel Figuren für die Trompete. Chor der Macedonier (E dur) und Finale; beide recht gut, doch im letzteren einige bedeutende Erinnerungen an eine Polonaise aus „Tankred". Ich habe hier die vorzüglichsten Stücke heraus gezogen, und man erlaube mir nun, noch einige Worte über die Musik überhaupt zu sagen. Man bemerkt bei der ganzen Composition überall gute Anlage im Einzelnen und meist sichere Ausführung; einen reinen gediegenen Satz; oft originelle, zuweilen geniale Gedanken; schöne Accorde, nicht selten neue Folgen und Verbindungen, Feuer und inneres Leben; reiche, aber schwierige Instrumentirung; hie und da die Singstimmen bedeckt, meist sehr lange Ensemble's und mit unter — einige verzeihliche Reminiscenzen. — „Alexander" war von Hrn. Strohmeier dargestellt, „Statira" von Frau Jagemann. Wenn mich nicht Alles trügt, so haben Dichter (?) und Compania sich vereint, die Oper für diese Beiden zu schreiben; die brillantesten Parthien liegen in ihren Rollen. „Darius" war Hr. [illegible]; „Hephästion" Hr. Unzelmann; „Thais" Mad. Unzelmann; „Bagoas" Hr. Moltke; der „Oberpriester" Hr. Pistor. Sänger und Orchester wetteiferten mit einander. Das Haus war überfüllt; die Beifallsbezeugungen wollten kein Ende nehmen. Mit Vergnügen erwarten wir die baldige Wiederholung. A. Seltersheim.

Die Volksbildung kann kaum irgendwo vergessener und versäumter seyn, als im Königreiche beider Sizilien. Aber welch ein Volk auch, jene Neapolitaner mit ihren Lazzaroni, jene Kalabresen, jene Sizilianer! Wie es in andern Ländern Geld kostet, Einsicht und Kenntniß zu verbreiten, kostet es dort dem Staate viel, Einsicht und Kenntniß zu unterdrücken. Schulen für die unteren Volksklassen fehlen ganz und gar, oder sie sind in den Händen meist unwissender Geistlichen. Ohne Vorwissen des Polizei-Ministers darf dort kein Buch gedruckt oder verkauft, und ohne Vorwissen des Kultus-Ministers kein Buch in Schulen gebraucht werden. So liegt die Volksmasse in fast unglaublicher Finsterniß verloren; das aber ist dem zahlreichen Adel mit seinen 560 Fürsten und Herzogen, mit seinen 700 bis 800 Marchesen, Grafen und Baronen ziemlich gelegen, nicht minder den zahllosen Geistlichen beiderlei Geschlechts, in und außer den Klöstern, welche wohl den dritten Theil aller Landesgüter besitzen. (Ueberlieferungen. April-Heft 1819. Seite 213.) Eine schöne Empfehlung adlicher Zwecke und geistlicher Meisterschaft, und doch will man sich zuweilen einreden, man thue den Völkern wohl, wenn man beiden, ohnehin noch willkürlich genug herrschenden Corporationen die Macht vermehre, welche sich doch nur auf künstliche Ohnmacht Anderer, physische und geistige, begründet. G.

Ein armer Mensch, Namens Dumont, welcher 34 Jahr Gefangener zu Algier gewesen, ist unlängst unentgeldlich im Hospital der Unheilbaren zu Paris aufgenommen worden. Er war 22 Jahr alt, als man ihn raubte. Seine Erzählung von seinen Leiden ist furchtbar und selbst seine Befreiung ist es nicht minder. Während dem Bombardement von Algier im Jahr 1816 waren alle Gefangene in eine unterirdische Höhle eingeschlossen. Eine falsche Nachricht kündigt ihnen ihre Befreiung an. Die Meisten stürzen zur Thür, um — von den Mauren in Stücken gehauen zu werden. Als man sie nachher wirklich in Freiheit setzte, mußte man sie erst mit Stockschlägen zwingen, an ihre Freiheit zu glauben. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 2. Juni. 90stes Blatt.

Das Sommer-Tänzchen.

Von Karl Seidel.

(Zur Juni-Vignette.)

So oft heute einige Elegants der Wachtelsingenschen Residenz sich auf der Promenade begegneten, hörte man ungefähr Folgendes: „Herr Bruder, Du bist doch morgen auch auf dem Ball bei der Längefeld? — Das wird, auf Ehre! etwas deliziöses; der geschmackvolle Gartensaal, die kürzeste Juniusnacht, die duftenden Laubengänge, die reizende Julie —.“ — „Ha, dieser Engel! diese Göttin!“ — so wiederhallten dann gewöhnlich die Stimmen der Andern. — Julie Meerschaum zählte siebenzehn Jahre, als ihr Vater, ein reicher Amtmann, sich zum zweiten Male verheirathete. Vortreflich war ihre Erziehung zwar gewesen; aber die neue Mutter, eine Frau von feinerem Ton, die eine adliche Schwester hatte, fand unendlich viel daran aus zu setzen. Die Stieftochter war ihr zu natürlich, zu linkisch; mit einem Worte: man merkte ihr auf den ersten Blick das Landmädchen an, und deshalb mußte sie, aller Widerrede des Vaters ungeachtet, in die Residenz zu ihrer neuen Tante, der Frau von Längefeld. — Wäre Julie nur ein wenig empfänglicher für die vornehmere Kultur gewesen, so hätte sie sich hier sehr bald formiren müssen, denn die Tante war eine sehr polirte Frau. Der Tod ihres begüterten Gemahls hatte sie in den Stand gesetzt, ganz nach ihrer Phantasie zu leben, und da sie die Gesellschaft sehr liebte, so machte sie ein ansehnliches Haus, das zu ihrer großen Freude durch die schöne Nichte wieder neuen Glanz erhielt. Ein halbes Dutzend hungriger Sekonde-Lieutenants hatte zwar an jedem Morgen der gnädigen Frau die Aufwartung gemacht, um sich nach den Mühen der Parade durch ein Glas wohlfeilen Madeira zu erquicken; jetzt aber wimmelte, wie einst in den Tagen anderer Jahre, das Besuchzimmer wieder von allen Gattungen junger Herrchen, die der alternden Wirthin eine unbegrenzte Hochachtung, und der schönen Julie ein übervolles Herzchen blicken ließen. Der Baron von Dunst und der Rentier Rose waren jedoch die eifrigsten Bewerber, die zugleich bei der Frau von Längefeld einen Stein im Brette hatten; dieser als dienstwilliger Vorstrecker verspäteter Interessen, Jener als der schönste Schöngeist der Residenz. Die Herren hatten überdies noch den Vortheil der Nachbarschaft; denn des Rentiers Landhaus grenzte mit dem der gnädigen Frau, und der Baron wohnte bei seinem Freunde. — Das Freundschaftsband der beiden heimlichen Nebenbuhler war jedoch nur sehr locker geknüpft; der eitle Rentier fühlte sich geschmeichelt durch den vertrauten Umgang mit dem bekannten Dichterling, und dieser fand in dem Herrn Rose den gefälligsten Bewunderer seiner wäßrigen Muse. Uebrigens bildeten sie unter sich einen reinen Gegensatz, den man scherzhaft auf folgende Weise bezeichnen könnte: der Baron strebte, das Ideale zu realisiren; der Rentier hingegen wollte das Reale idealisiren. Zum Belege dieses Satzes möge eine flüchtige Charakteristik dienen. Herr von Dunst, ein blonder Jüngling mit halb gebrochenen Augen und sanft lispelnder Stimme, däm-

merte so sorglos durch das Leben dahin, daß sein mittelmäßiges Vermögen, durch mehrere Reisen geschwächt, bald auf die Neige ging. Doch das kümmerte einen Sänger nicht, der seinen Dichterhimmel hier auf Erden bauen wollte. Hatte er doch noch immer Geld genug, sich ein großes geflügeltes Wiegenpferd zu bestellen, das, am helikonischen Schneckenberge des Gartens aufgestellt, ihm willig den Pegasus-Rücken bot. Wenn er nun da saß und unter Blumen und Blüthen sich wiegte, wenn er einen begeisternden Zug aus dem nahen aganipplschen Springquell gethan hatte — o dann strömte die Bleifeder eine Silberfluth von Gedanken auf das geduldige Papier. — Der junge Rentier Rose, ein kleiner lebhafter Schwarzkopf, hatte als unbemittelter Comptoir-Diener das Glück, einen sehr bedeutenden Lottogewinn zu machen, und da er von jeher das Großthun und das Faullenzen absonderlich geliebt hatte, so entsagte er allen Geschäften und wurde Rentier. Seine ästhetische Bildung verdankte er einem herumziehenden Doktor der Philosophie, welcher in allen Winkeln Vorlesungen hielt, die ein Mann von Ton des Mitsprechens wegen nicht unbesucht lassen durfte. Hier vernahm er zwar Vieles über die reine Natur des Schönen, machte aber als gelernter Kaufmann davon seine eigenthümliche Nutzanwendung. Man soll, so hatte er gehört, das Schöne achten und lieben; alles Schöne ist dem Guten und Edlen innig verwandt; der Strahl des urbildlichen Schönen bricht sich in der realen Welt in tausend verschiedenen Farben. Das waren die Sätze, worauf er sich stützte, wenn er also philosophirte: man soll das Schöne achten und lieben unter jeder Gestalt; Gold, Silber und Demanten sind auch Strahlen des Schönen, denn sie sind die schönsten, besten und edelsten aller Mineralien; wenn ich sie, diese großen Freudebringer, also in meinem behaglichen Zustande herzlich ehre und liebe, so handle ich rein nach der Aesthetik, und bin folglich ein sehr ästhetischer Mensch. — So verschieden nun auch die Denkweise der Herren war, so begegneten sich, wie wir wissen, ihre Neigungen dennoch im Punkte der Liebe. Der Rentier hatte die schöne und dabei sehr reiche Julie sogleich auf das Korn genommen; nicht minder der Baron, dessen Motive aber nicht so leicht zu durchschauen sind. Ergriff ihn der himmlische Liebesfunken lauter und rein oder hatte ein Seitenblick, in einem prosaischen Momente auf die hohle Kaße gethan, die lichte Flamme angeschürt, das ist schwer zu enthüllen. Vielleicht zog ihn auch der süße Gedanke: durch diese Liebe ein Adonis zu seyn; denn die wunderschöne Tochter des Amtmann Meerschaum war ihm zur personifizirten Aphrodite geworden, wie folgender Anfang einer Ode an Julie beweist:

Meerschaum-Entsprossene,
Anmuth-Umflossene,
Nimmer Verdrossene,
Lieb' Uebergossene,
Himmlische Gottheit! —

Doch wozu so ängstlich die innersten Falten der liebenden Herzen ergründen; genug, die Herren bewiesen in jeder Bewegung die innigste Zärtlichkeit und thaten ihr Möglichstes, sich der heiteren, räthselhaft gleichgültigen Julie von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Einer bemerkte zwar die Bewerbungen des Andern; da aber das Mädchen Keinen auszeichnete, so ward die Eifersucht nicht rege. Jeder sah mitleidig lächelnd auf seinen Nebenbuhler hinab, und war im Gefühl seines Werthes des endlichen Sieges gewiß. Der Rentier trotzte dabei auf sein niedliches gedrungenes Figürchen und auf sein Geld; der Baron dachte an seinen ätherischen Leib, an seinen himmlischen Geist und an sein liebenswerthes Dichter-Talent, welches durch das gegebene Pröbchen hinlänglich bekundet ist. — So hofften Beide die Erreichung ihrer Zwecke von der Zeit. Mancher Monat war indessen schon verflossen, ohne etwas Entscheidendes herbei zu führen; jetzt aber rückte eine verhängnißvolle Stunde heran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Leben in Batavia.

(Schluß.)

Wenn aber die batavischen Frauen in der Abendkühle ausgehen, um Besuche zu machen oder spazieren fahren, und vorzüglich, wenn sie in ihre Abendgesellschaften gehen, sind sie prächtig angethan. Bei diesen Gelegenheiten brauchen sie jedoch auch keinen Puder, sondern schmücken ihr Haar mit einem Ueberfluß von Demanten und Juwelen verschiedener Art, die sie mit Blumenkränzen mischen, besonders mit den Blättern der Tuberose und des Pandang. Sie haben kostbare goldene und silberne Büchsen bei sich, worin sie ihren Betel und ihre Areka-Nüsse verwahren, nebst den Gewürzen, die sie damit vermischen. Zuerst bestreuen sie ein Betelblatt mit etwas ungelöschtem Kalk und Gambir — der eingedickte Saft der Caschu-Nuß — alsdann nehmen sie ein Stückchen Areka-Nuß, etwas gestoßene Kardomomen, Pfeffer und Taback, und wenn sie diese Mischung über den Gambir und den Kalk gestreut haben, rollen sie das so bestreute Betelblatt zusammen, wickeln es in zwei frische Blätter und stecken es in den Mund, um es unablässig zu kauen. Diese hitzige und pikante Masse erregt einen reichlichen Speichelfluß, welcher, von dem schmutzig braunen Gambir gefärbt, Lippen, Zähne und Zahnfleisch bedeckt. In jeder Büchse sind viele kleine Abtheilungen für die verschiedenen Gewürze, die sie brauchen, so wie ein Messer, eine Scheere, eine Zange und andere Werkzeuge zum Zerbrechen und Zubereiten der Arekanuß. Die Frauen behaupten, diese

beißende und erhitzende Masse gebe einen wohlriechenden Athem, stärke den Magen und verleihe den Muskeln und Nerven Spannkraft. Jede Frau hat eine Sklavin, die stets ihre Begleiterin ist, wenn die Herrin ausgeht, zu ihren Füßen sitzt, die Areka-Büchse trägt und oft das Blatt zum Kauen ihr zubereitet. Wenn sie in einer Gesellschaft die Hitze zu drückend finden, entfernen sie sich ohne Umstände, entkleiden sich, legen ihre weiten Nachtkleider an und kehren dann in die Versammlung zurück, wo der Fremde sie kaum wieder erkennt. Eben so machen es die Männer; sie legen ihre schweren Sammetkleider ab und kommen in weißen Wämsern von Baumwollenzeuge mit weiten Aermeln zurück. Die Edelherren aber haben gewöhnlich Demant-Knöpfe auf diesen Wämsern und ältliche Männer setzen auch ihre Nachtmützen dazu auf. Gewohnheit mag mit solchen Sitten versöhnen, wenigstens gleichgültig dagegen machen, zumal in so heißen Gegenden, wo Jeder das Wohlthätige einer weiten Kleidung fühlt und nach Kühlung lechzt. Verwundern aber muß man sich, wie ein Europäer je aufhören kann, das Areka-Kauen widrig zu finden. Welche Vortheile die batavischen Schönen auch daraus herleiten mögen, einem Fremden kommt diese Sitte abschreckend und ekelhaft vor, und statt anzulocken oder die Reize der Frauen zu erhöhen, ist sie vielmehr ein kräftiges Gegengift.

Die fortschreitende Abweichung von europäischer Gestaltung und die allmählige Annäherung zu der Hautfarbe, den Sitten und der Lebensweise der eingebornen Javaner könnte ein neuer Grund für diejenigen seyn, welche das ganze Menschengeschlecht von einem gemeinschaftlichen Stamme ableiten und alle Verschiedenheiten der Gestalt, der Farbe und der Sinnesart in dem Einfluß des Klima's, der örtlichen Umstände und der Lebensgewohnheiten gegründet finden. Einige Witzlinge in Batavia behaupten jedoch: daß die Gunstbezeigungen, welche viele Schönen ihren Sklaven zu gewähren im Verdacht stehen, jene natürlichen Einflüsse wohl sehr unterstützen möchten. — Die Mädchen sind hier zwischen 11 und 12 Jahren mannbar; aber so schnell sie reifen, so schnell verblühen sie. Eine Frau, die dem dreißigsten Jahre nahe ist, gilt schon für eine verblühte. Nach dem ersten oder zweiten Wochenbett ist ihr ganzer Körperbau geschwächt und zerrüttet. Der Mann sucht sich eine andere Bettgenossin und die Verschmähte einen andern Liebhaber; zuweilen wird diese Doppel-Wirthschaft gegenseitig durch stillschweigende Einwilligung begünstigt, weit häufiger aber jedes andere Gefühl von Leidenschaft und zürnender Rache überwältigt, und oft soll eine wüthende Gattin dem Manne Gift gereicht haben, dessen plötzlicher Tod der gewöhnlichen Heftigkeit bösartiger Fieber zugeschrieben wurde. Die Luftbeschaffenheit ist dem weiblichen Geschlecht gewiß nicht so verderblich als dem männlichen. Die Weiber leben weit länger und sind den Krankheiten minder ausgesetzt. Man hat viele Beispiele: daß eine Frau sechs bis sieben Männer überlebt hat, und im Allgemeinen sind die meisten verheiratheten Frauen mehrmals Wittwen gewesen. Die Frau des Hauses, wo wir wohnten, hatte schon den siebenten Mann, und wenn man ihre Wohlbeleibtheit und ihr gesunderes Ansehen mit seiner dünnen ausgemergelten Gestalt verglich, so durfte man vermuthen, daß sie ihn sehr bald mit einem Nachfolger vertauschen werde. Mehrere Umstände vereinigen sich, diese Wirkung hervor zu bringen und den Frauen längere Lebensdauer und bessere Gesundheit zu sichern; sie sind größtentheils, wie gesagt, Eingeborne, gewöhnen sich an die Beschaffenheit des Landes, führen ein gemächliches, ruhiges Leben und bringen den ganzen Tag an kühlen Orten zu, ohne sich der Sonnenhitze oder dem Einfluß der schädlichen Ansteckungsstoffe auszusetzen, welche stets die Luft füllen. Sie bekümmern sich nicht um Geschäfte oder Handels-Angelegenheiten und werden eben so wenig durch die Sorgen und Bekümmernisse des thätigen und öffentlichen Lebens gestört. Sie nehmen häufig kalte Bäder und sind weit mäßiger im Essen und Trinken, als die Männer, welche ihre Gesundheit gewöhnlich durch Uebermaaß in beidem stören. W. Lindau.

Hang zum Bauen.

Marie Eleonore von Brandenburg, König Gustav Adolphs Wittwe, hatte einen leidenschaftlichen Hang zum Bauen. Auf ihren Reisen ließ sie sich von zwei italienischen Baumeistern begleiten, die sie außerordentlich gut bezahlte. So bald sie nun an eine Stelle kamen, die eine angenehme Lage hatte, so mußte der Wagen still halten; Marie Eleonore stieg aus, besah den Platz und befahl, einen Entwurf zu der Stadt oder dem Schlosse zu machen, das sie im Sinn hatte. Die Plane wurden fertig und theuer bezahlt, ob sie gleich nicht im Stande war, einen Stein auf den andern setzen zu lassen, denn ihr Witthum war nur gering und sie überdies so verschwenderisch, daß sie oft in höchst unangenehme Verlegenheit gerieth; aber ihre Bau-Plane gab sie darum dennoch nicht auf. Als eines Tages von ihren unnützen Ausgaben die Rede war, sagte die Königin Christine mit ärgerlichem Tone: „Es ist doch wirklich neu, daß man sich durch Nicht-Bauen zu Grunde richtet! Aber wenn die Königin, meine Mutter, beständig Luftschlösser bauen will, so bin ich wenigstens nicht willens, sie ihr zu bezahlen.“ (Chevraeana. Edit. d'Amsterd. p. 234.) v. Göckingk.

Bitte an Fortuna.

Ermüdend ist, Fortuna, dir
Dein Immerstehn; — nimm Platz bei mir. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Am 3. April war das Wettlaufen einiger hiesigen herrschaftlichen Läufer, welche von der Linie bis Mariabrunn, einem etwa zwei Stunden entfernten Orte, und ohne Rast wieder zurück, Wette rannten. Mancher hat seinen Tod dieser zwecklosen Narrheit zu Last zu legen, und dennoch wird sie, weil sie sich durch ein Paar Jahre durchschlich, als Gewohnheit geduldet!! — Im Gebiete der Literatur hat sich Unbedeutendes ereignet. Wallishauser giebt eine neue Sammlung von „Körner's dramatischen Beiträgen" heraus. Der Epigramatist Franz von Reilly hat eine neue Auflage seiner Sinngedichte angekündet. Der verdienstvolle Redakteur der „Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode," Hr. Bernard, hat sein Amt niedergelegt und bloß die Notizen über Theater und Kunst behalten. — Eine Buchankündung, die uns neulich gemacht wurde, verdient hier einen Platz: „Lebensgeschichte eines ausgedienten Fiakerpferdes, von ihm selbst, dem Verfasser der komischen Schicksale eines Fünfguldenscheines, beschrieben." Der hat sich selbst den Stab gebrochen! — Am theatralischen Himmel ist nun endlich der so lange erwartete Stern „Turturell," Trauerspiel in fünf Akten, aufgegangen. Der hiesige Correspondent des „Morgenblattes" hat sie eine Nebenbuhlerin „Sappho's" genannt; das ist aber nicht der Fall. Eingald und Gawin, nordische Könige, leben in ererbter Fehde. Gylse, Eingald's tückische Gemahlin, entbrannte gegen den zur Sühne heranziehenden Gawin in leidenschaftlicher Liebe; vergiftet den jungen Thronerben, um dem Geliebten die Herrschaft zu geben: dieser aber stoßt sie zurück; denn in dem blühenden Gehege eines Waldes traf er das Kohlermädchen Turturell, die er mit aller Kraft zu lieben beginnt. Gylse spürt nach, findet die Nebenbuhlerin und laßt sie in die Fluth stürzen. Der Krieg beginnt aufs neue; Gylse stirbt, aber auch Turturell ist todt, und ihr Vater, ein alter Harfner, der verstoßene ehemalige König, erscheint im Leide. Dies das Program. Die Durchführung verstoßt oft gegen theatralische Oekonomie und hie und da gegen die dramatische Form. Der Raum dieser Blätter verbietet ein genaues Detail einzelner Inkonsequenzen oder bedeutender vorkommenden Unwahrscheinlichkeiten, aber gesagt muß es seyn: wie dennoch im Hintergrunde die ganze Fabel im recht anmuthig hellen Gewande der Romantik hervorleuchtet, und eben so zart mit den goldenen Faden des innigsten Gefühls durchwebet, als mit Zügen der Kraft ausgestattet ist, welche das reichste Talent ahnen lassen, und verbürgen, daß unsere Erwartungen davon für die Zukunft nicht zu groß seyn können. Eine Aehnlichkeit mit Sappho könnten höchstens jene finden, welche Mad. Korn als „Melitta" und „Turturell" nicht zu unterscheiden im Stande sind. Das Spiel der Darstellenden war durchaus gut. — Zur dritten Gastrolle gab Dem. Schwarz die „Walburg" in „Axel und Walburg." Der zarte Ausdruck, die Lebendigkeit der Entwicklung, welche Dem. Schwarz den Vorzügen ihrer Diktion und ihres Organs beizumischen verstand, erhoben ihre heutige Darstellung zur besten unter den drei Gastrollen. Hr. Nettel, welcher den „Axel" gab, scheint in seinem Organe, trotz aller sichtbaren Liebe, mit der er seine Kunstleistungen lebendig macht, dennoch ein großes Hinderniß im Fache dramatischer Darstellung zu haben. — Das Neueste im Hoftheater ist ein Lustspiel: „List und Liebe," von Kurländer, das schon in seinem diesjährigen „Almanach dramatischer Spiele" als „Haß für Haß" erschien — und „Shakespear's Bestimmung," dramatisirte Anekdote von C. Jenks. „List und Liebe" ist nach dem Französischen frei bearbeitet, und hat durch mehr sichtbare psychologische Wahrheit und Motivirung Vorzüge vor dem Original. Dennoch ist der Zuschnitt wieder ganz französisch und nur die lustigen Einfälle heben den Dialog; die Sache bleibt die alte. — „Shakespear's Bestimmung" verfehlte seine Bestimmung; es gefiel nicht. Der Riesengeist hat so wohl nicht begonnen! — Im Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore sahen wir am 19. April eine unbedeutende Kleinigkeit: „der Wechselbrief," wieder einmal aus dem Französischen, zu welcher Bochsa eine unbedeutende Musik machte. Um so mehr Genuß gewährte das neue Ballet Herrn Aumers: „Ossian," das zum Benefiz des Hrn. Rozier gegeben wurde. Wenn auch die hohen Bilder jener erhabenen Gesänge hier nicht in aller Heldenherrlichkeit durch die Wolkennebel schreiten, so sind den anmuthigen Gestalten in dieser neuen Zauberwelt dennoch die schönen Namen gegeben. Da ist nun die einfache Fabel, die man aber wie gewöhnlich nur ahnt, mit aller Pracht ausgestattet, und Terpsichore scheint dieser neuen Schöpfung ihren besondern Segen verliehen zu haben. Die Musik ist von Kinsky und angenehm. Die Einnahme war reich. —*—

Der große Schatz für Wissenschaft und Kunst, den das brittische Museum zu London bildet, hat eine schlechte Aufstellung. Diese herrliche Sammlung befindet sich bekanntlich in Montague-House, dem ältesten bewohnten Gebäude in London. Es wurde im Jahr 1676 errichtet und brannte bald nachher ab. Ein ansehnlicher Theil der Cottonischen Bücher-Sammlung wurde im Jahr 1731 hier zerstört und das herrliche Ganze nur mit Mühe gerettet. Das alte Gebäude besteht größtentheils aus Holz, und so droht jene Gefahr täglich der kostbarsten Sammlung in der Welt. Die Bibliothek ist in 16 kleine Zimmer vertheilt, die Handschriften füllen 5 Zimmer, die alle mit verbrennlichen Stoffen getäfelt, gedielt und gedeckt sind. Die Townleysche Sammlung und die egyptischen Denkmale stehen in einer Art von Gallerie, die wie eine Reihe von Kisten aussieht und doch erst vor Kurzem mit großen Kosten eingerichtet worden ist. Lord Elgin's Sammlung befindet sich in einem neuerlich dazu gebauten Gemache, das dem Schuppen eines Steinmetzen gleicht. Die Erbärmlichkeit dieses Verhältnisses empört jedes edle und gebildete Gemüth, und wenn man so armselig seyn wollte, den Werken des Phidias nicht eine würdige Wohnung zu bereiten, würde man sich vor Europa lächerlich machen und Schande auf England laden. (Quarterly Journ.)

In der Kammer der Gemeinen von England hat jetzt ein Hr. John Forster schon seit 55 Jahren ununterbrochen Sitz und Stimme. (Independ.) Das muß ein sehr gesetzter Mensch seyn; seine Stimme ist wenigstens keine verlaute, da man in 55 Jahren nichts davon zu erwähnen hatte. H.

Unter die Vorzüge einer Verfassung gehört vornehmlich die, daß es dabei keinen Platz für die Hofschranzen giebt. Montaigne sagte einmal sehr kräftig: „Es giebt Keinen unter uns, der nicht weniger als ein König werth seyn würde, wenn er, so wie dieser, unaufhörlich durch das Gesindel der Hofleute verderbt würde!" (Independ.)

Zu Toulouse hat sich ein Spitzbube in der Kleidung eines Priesters und mit Hülfe falscher Papiere bei dem Pfarrer de la Dalbade eingeschlichen; nicht zufrieden damit, eine bedeutende Summe Geldes zu entwenden, beging er nachher noch die Frechheit, öffentlich vor einem sehr zahlreichen Publikum zu predigen. (Journ. d. Par.) Der hat wahrscheinlich in eigener Offenbarung und Auslegung sich den Text aus der ersten Epistel an die Korinther Kap. 10. V. 24 gewählt, wo es heißt: „Niemand suche, was sein ist, sondern ein Jeglicher, was des Andern ist."

Der Herzog von Wellington hat nun schon drei Prozesse verloren, zwei in Belgien und einen in Frankreich. Wenn Se. Hoheit Ihre Prozeßwuth nicht ein wenig einstellt, wird sie am Ende mehr Prozesse verlieren, als sie Schlachten gewonnen hat. (Independ.)

Ein Hr. Victor Mari-Hugo hat zwei treffliche Oden gedichtet, worunter eine auf den Tod junger Mädchen, welche in Verdün verdammt wurden, weil sie den Preußen bei Wegnahme der Stadt Blumen gestreut. (Constitutionel.)

Ein gesundes Pferd in Chalewater erkrankte plötzlich und starb. Man öffnete es und fand eine 2½ Ellen lange Otter in seinem Magen. (Times.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 4. Juni. 91stes Blatt.

Zur Charakteristik C. M. Wieland's.

(Aus einem Briefe von ihm an Sophie von la Roche.)

Mitgetheilt von Franz Horn.

Dieses Schreiben, so wie mehrere andere des unvergeßlichen Dichters, empfing ich durch das edle Vertrauen des Mannes, der allein sie geben kann und darf. Mein Grundsatz bei Mittheilung solcher Briefe ist sehr einfach: Nur das, was Keinem wehe thun, dem Todten, den wir ja längst kennen, nicht nachtheilig, und dem Lebenden beziehungsreich, wichtig und nützlich seyn kann, darf gedruckt werden. — Eine Uebersetzung halte ich für überflüssig, da es nun einmal zur Farbe jener Zeit gehörte, französische Briefe zu schreiben; ein Umstand, der jetzt Niemand mehr verführen wird, den alten Irrthum zu wiederholen, so wie auch wohl der grand Voltaire und Aehnliches nicht mehr schaden kann. — Der folgende Brief ist aus Biberach, ohne beigefügtes Datum; doch, der Reihenfolge nach, gegen das Ende der Sechsziger Jahre geschrieben worden. F. H.

Mon Amie, il faut que je jase encore un peu avec vous. — Je vois que votre situation n'est guères favorable à ce que je voudrois — mais je ne saurois m'empecher pourtant de souhaiter de vous voir un peu moins sérieuse et plus disposée à vous égayer avec les choses d'ici bas. Je suis intimément persuadé, qu'on n'en est ni moins sage ni moins bon, pour rire des folies et des travers du genre humain, et pour convenir bonnement de cette grande vérité, sentie et avouée de tous les bons esprits depuis Socrate jusqu'à mon favori Sterne, l'auteur de Tristram: qu'il n'y a rien ou presque rien, qui fusse ce qu'il paroit, et que même les plus honnetes gens sont assés ordinairement dupes des fripons et dupes d'eux mêmes. pp.

Savez-vous à quoi je m'amuserai cet hyver, si tant est que je serai dans le cas de m'amuser de quelque chose? à un grand poëme, que j'apelle Psyche, et qui sous le déhors d'un conte bleu, au moins d'un conte assez frivole, renfermera la plus fine fleur de la vraie philosophie et une espèce d'histoire naturelle, critique, et (pour vous dire vrai) un tant soit peu comique de — notre âme, de cet incompréhensible je ne sai quoi, dont Pascal a si bien connu les contradictions, et si bien prouvé par son exemple la grandeur et la foiblesse. — Que dites vous de cette idée? Il y a long tems qu'elle me hante; et je suis enfin résolu de faire de ce poëme mon ouvrage principal, et celui par lequel je Souhaite de vivre aprés ma mort, au moins en qualité de poëte. — J'ai encore un autre dessein, mais que je garderai peut-être pour un tems, auquel je n'atteindrai pas. C'est un poëme heroï-comique d'une espèce toute nouvelle, dont Alexandre le grand seroit le sujet — et dans lequel je n'aurois pour objet principal que de peindre au vrai les Héros, les grands-hommes, et les grandes actions. —

Croyez-moi, mon amie, je déteste comme vous, et avec tous les gens qui ont du sens commun, le persiflage qui caractérise certains auteurs modernes, françois s'entend. Mais je fais une grande distinction entre ce même persiflage (d'ont le grand Voltaire lui-même n'est pas tout-à-fait libre) et cette philosophie vraiment socratique, qui démasque les

fausses vertus, qui ne se laisse pas imposer ni par le faste et les airs des grands, ni par le sublime, le zèle de la vertu, l'austérité, l'extrême désintéressement de certains philosophes, ni par le langage et l'extérieur d'un être de l'autre monde, de ceux qui aspireut à je ne sai quelle union chimérique avec le grand Etre par lequel nous existons, sans le connoitre. — J'ai remarqué en général, que les Grands et les gens du monde n'aiment pas la satyre et cette même philosophie, dont j'ai parlé. Il est naturel, on n'aime pas à être démasqué malgré qu'on en a. — Mais comme ce sont ordinairement les grands, qui donnent le ton, il me semble que c'est de cette aversion sécrette, de cette classe de mortels pour la satyre qu'il vient, qu'on est pour ainsi dire convenu dans le monde, de traiter les auteurs satyriques de mauvais sujets, d'esprits frivoles, dont on s'amuse faute de mieux, mais auxquels on est bien éloigné d'accorder un mérite solide. Et pourtant les Lucien, les Swift, les Rabelais, les Sterne en ont infinement davantage que la plupart des auteurs qu'on appelle sérieux. — On dit mille fois: que ce n'est pas l'habit qui fait le moine; cependant on parle du livre incomparable de Tristram comme d'un ouvrage burlesque, grotesque, fait tout-au-plus pour faire rire, en un mot, comme on parleroit des comédies de ce misérable de Gherardi; et on apelle, de l'autre coté le Bélisaire de Marmontel un livre excellent. Je conviens, que ce Bélisaire est un bon livre dans son espèce, qu'il est bien écrit — qu'il renferme des vérités — mais ces vérités ont été cent mille fois dites et redites, et le ton d'enthousiasme est plus propre de leur nuire, qu'il ne leur est favorable — et pour le mérite d'un beau stile c'est un mérite commun à bien de gens. Je n'y vois rien d'extraordinaire. Je comprends aisément comment on peut écrire un Bélisaire — mais un Tristram Shandy — voilà un ouvrage fait pour humilier tous nos auteurs, tous nos illustres. Quel génie! quelle imagination! quelle finesse de critique! quelle profondeur de connoissance des ressors les plus cachés du coeur humain! Nommés moi (ou que l'homme le plus lettré du monde me nomme) l'auteur qui a eu avec tous les attributs que je viens d'énumerer, plus de véritable sagesse, plus de connoissance de la véritable vertu, plus de goût, le tact moral plus fin, plus de délicatesse de sentimens, l'esprit plus éclairé, plus libre de toute sorte de préjugés, plus observateur, plus juste — avec un coeur mieux placé et plus rempli de cette véritable bonté de l'âme, qui seule mérite le nom de vertu, que ce même auteur de Tristram Shandy? Il n'y a point d'homme de sens et d'esprit qui ne convienne de celà; cependant on se récrie contre le dehors extravagant de son livre, et on ne voit pas, ou ne veut pas voir, combien de génie et de savoir et combien d'art même il faut pour cacher la sagesse comme il a fait sous un air de singularité et de bisarrerie fantasque — Vous voyez, que je suis en bon train — mais comme je suppose que vous avez mieux à faire que de lire mes lettres, je vous fais grâce de tout ce que j'aurois encore à dire sur ce sujet — Ma femme vient de lire vos lettres à C. avec avidité; elle se propose de les relire demain, et d'en faire son profit autant qu'elle pourra. — Adieu, Cousine, etc.

Das Sommer-Tänzchen.

(Fortsetzung.)

Der in der Stadt so vielfach besprochene Ball, oder, mit Frau von Längefeld zu reden, das ländliche Sommer-Tänzchen, war eigentlich veranstaltet zu Juliens Geburtsfest; doch das wußte weiter Niemand als die nachbarlichen Hausfreunde. Man kann sich leicht vorstellen, daß die beiden Liebhaber Alles hervor suchten, um das neu geborne Kind nach Möglichkeit zu überraschen. Große Marzipan-Grotten mit zärtlichen Schäfern und schnäbelnden Täubchen, überzuckerte Bienen-Körbe, kostbare Pflanzen-Töpfe und seltene Blumen waren bereits in den Zimmern aufgehäuft, um mit dem frühesten des andern Morgens an die Behörde gesandt zu werden. — Der Baron hatte zur Begleitung seiner Gaben ein feuriges Gedicht gemacht, und der Rentier wollte auch hierin nicht nachstehen. Aber vergebens hatte er aus einem Viertelhundert duftender Sonetten-Kränze ein Reimregister angefertigt; vergebens schlürfte er Johannisberger und Champagner in reichlichen Maaßen; keine Zeile wollte ihm fließen, und schon nahete der Vorabend des festlichen Tages. — „Ich muß zur Stadt gehen!“ sagte leicht hingeworfen der Baron zu dem Geängstigten, der, nach Gedanken haschend, im stillen Garten umher lief. So kam er endlich auch an den Schneckenberg, gewahrte des Freundes ruhenden Pegasus, und bestieg voll zuversichtlicher Hoffnung das geduldige Thier. Tapfer schaukelte er sich auf dem hochbeinigen Wiegenpferde hin und her; durch die ungewohnte Bewegung stiegen ihm aber die edlen Geister der Reben dergestalt in den Kopf, daß ihm bald alle Sinne dunkelten. Er hielt jedoch diesen Zustand für das Beginnen einer dichterischen Begeisterung, und selig lallend krähte er zu wiederholten Malen wie ein junges Hähnchen: „Nun kommt's! Juchhe, nun kommt's!“ — Immer lauter wurde die frohlockende Stimme, immer höher bäumte sich das angetriebene Flügelroß; jetzt noch der letzte kühne Schwung, und —

da lag mit zerschlagenem Kopf und empor gestreckten Beinen der arme Ritter am Boden! — Ein Angstschrei und ein schallendes Gelächter rief den Erschrockenen augenblicklich in Besinnung zurück. Durch sein fröhliches Jauchzen herbei gelockt, schauten die Nachbarinnen sammt dem Baron über die niedere Grenzhecke, und der Letzte rief ihm triumphirend zu: „Ey, ey, Herr Rose! Haben Sie Schillers „Pegasus im Joche“ nicht gelesen?“ — Wuth und Schaam entbrannt rannte der Gefallene gleich einem Rasenden von dannen. „Ha, lügenhafter Verräther!“ rief er und drückte seine Beulen, „sind das Deine Geschäftsgänge nach der Stadt? Aber ich will mich rächen! Gleich Deinem Schatten will ich mich Dir an die Fersen heften und Deine heimlichen Freudenhimmel zertrümmern!“ — Auch in dem Baron reiften seit dem bedeutungsvollen Augenblicke stille Entschließungen. Julie hatte ihn während der tragi-komischen Scene angesehen mit einem Blicke, der seinen Hoffnungen rasche Flügel gab. „Wie hold“ so sprach er zu sich selbst, „lächelte die Süße, als ich diesen Profanen an Schillers neu bekandete Dichtung mahnte. Wie verschämt zog sie später die Hand zurück, als ich mit einem schäumenden Kuß meine ganze Dichterseele darüber ausgießen wollte. Ja, es ist gewiß, sie betet mich an! Darum frisch ans Werk! Morgen um Mitternacht die Holde dem lärmenden Ballsaale entführt, im einsamen Garten ihr die wonnevolle Versicherung der Gegenliebe gegeben und so mit dem längsten Tage des Jahres den langen Freudentag eines neuen seligen Lebens begonnen!“ —

Der grauende Morgen des nächsten Tages fand den Rentier schon am Schreibtisch. Er mußte nun einmal den Liebes-Opfern einen poetischen Begleitschein beilegen, damit Julie wenigstens seine calligraphischen Talente kennen lernte; da aber Erato ihn so grausam abgewiesen hatte, so schrieb er mit künstlerischer Hand einige passende Stellen ab aus Shakspeare's „Romeo und Julie“. — In dieser Begleitung überschickte er dann endlich die Gaben, denen, zu seinem nicht geringen Verdruß, die des Barons bereits voran gegangen waren. Neuen Aerger gab es späterhin bei der Toilette. Einige Pomaden-Töpfe wurden geleert, um die krausen Haare dergestalt nieder zu beugen, daß sie die häßlichen Beulen nur einigermaßen bedeckten; nach langer Zeit war das mühevolle Geschäft beendet. Festlich geschmückt betrat er das nachbarliche Haus; aber, o Schmach! der erste Gegenstand, auf den er stieß, war der verhaßte Baron, der ihn mit lächelnder Miene fragte: wie er geschlafen hätte? — Mit einem drohenden Blick auf den spöttelnden Frager neigte er sich gegen die Damen; hier brachte ihn aber ein bedeutsames: „Wie befinden Sie sich, Herr Rose?“ dergestalt außer Fassung, daß er den wohleinstudirten Glückwunsch rein vergaß, und, nur an gestern denkend, in der Verwirrung seiner Sinne zu deklamiren begann: „Auf einem Pferdemarkt, vielleicht zu Haymarket, wo andre Dinge noch —.“ — Ein lautes Gelächter unterbrach hier den Redner, der jetzt so hastig durch die Glasthür des Garten-Saales sprang, daß einige Scheiben klirrend zu Boden fielen. Man hatte natürlich geglaubt: er wolle klüglicher Weise über sein eigenes Mißgeschick durch Schillers „Pegasus im Joch“ scherzen, allein die blitzenden Scherben zeugten jetzt deutlich von seinem Zustande. „Gehen Sie hinaus, lieber Baron!“ sagte die Frau von Längefeld, „und suchen Sie ihn zu beruhigen.“ — An der Gartenhecke stand er und blickte hinüber nach dem verwünschten Flügelpferde, als der Herr von Dunst zu ihm trat. „Ruhig, ruhig, lieber Freund!“ sprach dieser; „wenn ich einmal wagen wollte, mich auf den dreibeinigen Comptoir-Schemel zu setzen, so würde mich Merkur eben so niederschmettern, als Apollo Sie gestern von meinem Pegasus warf. Glauben Sie mir, die alten Götter wandeln noch unter uns, man muß nur ein Auge haben, ihre Spuren zu erkennen.“ — „Scheren Sie sich zum Henker!“ entgegnete der Rentier, „sammt Ihrem Apoll und Ihrem verfluchten Pegasus! Und daß Sie es nur wissen: morgen mit dem Frühesten bekomme ich auswärtige Gäste, da muß mein Haus ohne weiteres geräumt seyn.“ — „Aber, Herr Rose!“ begann der Baron; doch Herr Rose hatte ihn stehen lassen und lief mit großen Schritten die Gänge hinab.

(Der Schluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Einsiedlers.

Zeigst du nur einmal Furcht, wo du dein Recht zu bewahren hättest, so ist es nur Zufall, wenn dir irgend eines deiner Rechte ungeschmälert bleibt.

Unzählige Fehler des Verstandes machen höchstens lächerlich, schänden nicht; aber ein einziger Fehler des Herzens schändet; dennoch verzeihen es Menschen eher, wenn man ihnen diesen, als jene beweist.

Wer etwas wurde durch die Gewalt des Geistes, ist friedlich; wer seinen Ruhm der Gewalt der Meinung verdankt, hadert so lange, bis er auch in der Meinung nichts mehr ist.

Will ein Narr schnell für einen weisen Mann gelten, müßte er sich nur zum Schweigen bequemen; denn nichts sieht einem Gescheidten ähnlicher, als ein Narr, der nicht spricht.

A. Münde.

Der Fromme und der Politiker.

Der Fromme.

Alles was gut ist, ist schlecht, sobald es zu offen geschieht.

Der Politiker.

Alles was schlecht ist, ist gut, wenn es nur heimlich geschieht.

A. D. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Mein diesmaliges langes Schweigen bitte ich mit der Leipziger Ostermesse zu entschuldigen. Ich hatte Ihnen ein Langes und Breites über unser Pleiß-Athen bestimmt, solches auch zu Papier gebracht; aber leider ist dies — wenn ich das viele Geld, was ich dort ausgegeben, als die Saat, und meinen Aufsaz als die Erndte ansehe — sehr theure Papier mir abhänden gekommen, und so erfahren Sie von Leipzig nichts, als daß es mir dort sehr wohl ging; daß die Geschäfte, nach Behauptung Unterrichteter, in manchen Artikeln ziemlich gewesen; daß ein einziges fremdes Haus für 120,000 Thaler Shawls verkauft hat; daß im Buchhandel von allen guten Erzeugnissen fast gar keine Krebse bemerkt worden sind; und daß ich mir vom dortigen Theater, den öffentlichen Blättern nach, eine ganz andere Vorstellung gemacht habe, indem daßelbe in Hinsicht der Dekorationen und der Kostümes alle billigen Wünsche erfüllt, in Hinsicht der Gesellschaft selbst aber dem Unternehmer wohl noch manche Gelegenheit zu Vertauschungen und Verbesserungen übrig läßt. Solche hingeworfene Aeußerungen sollen kein Tadel seyn; die Schwierigkeit, die Gesellschaft aus lauter vorzüglichen Mitgliedern zusammen zu stellen, liegt am Tage. Sie ist nicht mit Gelde, sondern nur durch die Zeit zu beseitigen. Das Lokale hat recht viel Gefälliges, und der gerügte Mißstand, daß man von manchem Platze aus das Theater nicht ganz übersehen könne, ist leicht dadurch zu umgehen: daß man sich auf solch einen Platz nicht sezt. Auch ist die Klage über Mangel an Raum auf manchen Sitzen gleich gehoben, sobald zu dicke Leute oder Personen mit zu langen Beinen das Schauspiel gar nicht besuchen. Wahrhaftig, Manches in der Welt ist gar nicht so schlimm, als es verschrieen wird, man muß sich nur zu helfen wißen!! — In Dresden kam ich gerade an, um der Vorstellung „der liebe Zauberkünste" Lustspiel in drei Aufzügen von Vogel, beiwohnen zu können. Das Stück hat in Hamburg gefallen, sagt man, folglich muß es auch hier Glück machen. Diese Logik ist aber nicht immer richtig, wie die Erfahrung vielfältig bewiesen hat. Leztere bestätigte sich auch im vorliegenden Falle; das Stück ward nicht ausgezischt, nicht ausgepocht, sondern man hatte eine ganz neue Erfindung, sein Mißfallen an den Tag zu legen: es ward — ausgeknallerbst; als nämlich der Vorhang fiel, wurden im Parterre mehrere Knallerbsen vernehmbar. Dies Ereigniß brachte eine große Streitfrage in Umlauf: ob nämlich die Gesellschaft das Recht habe, ein Stück, was ihr von der Direktion zur Aufführung gegeben wird, zu verwerfen? Das Publikum ist der Meinung: der Gesellschaft dies Recht zu ertheilen; schon wenn die Gesellschaft nicht mit Liebe, wenn sie gar mit Widerwillen spielt, muß das Stück fallen. Hierzu kommt aber noch, daß oft ein Stück im Lesen, selbst sogar in der Leseprobe, sich recht erträglich macht, und daß, wenn es erst wirklich in die Scene gesezt wird, seine Fehler hervor treten. Warum soll also eine Gesellschaft, wenn sie dies wahrnimmt, wenn sie, wie hier der Fall gewesen, die Ueberzeugung hegt: daß das Stück kein Glück machen werde, nicht auf dessen Zurücklegung antragen dürfen? Der Schauspieler ist ja keine Maschine! *) — Hoffentlich kennt der fremde Prinz, der dieser Vorstellung beiwohnte, und dessen heimathliche Bühne, sonst wenigstens, die Normalschule aller deutschen Theater war, unsere Gesellschaft aus der „Abendzeitung", sonst wird ihm dieser Abend keine besonderen Begriffe von ihrer Gediegenheit beigebracht haben. Zum Glück hatte man am nächsten Abend, wo „Donna Diana" gegeben ward, bessere Gelegenheit, den alten Ruf vor dem kunstverständigen Prinzen zu bewähren. Madam Schirmer und Herr Julius zeichneten sich vorzüglich aus. Schade nur, daß sie vor einem fast ganz leeren Hause spielten. Das Stück selbst hat, in dramatischer Hinsicht, durch die vom Uebersezer, Hrn. Schreivogel, gemachten Abänderungen gewonnen; allein so anziehend einige Scenen sind, so wird doch das Ganze, das sich einzig und allein drei Stunden lang um eine schöne Spröde herum dreht, nicht allgemein anziehen. **) — In dem, vom Prager Theater bisher engagirten Hrn. Lowe verspricht man uns einen recht liebenswürdigen jungen Liebhaber. Er sey uns willkommen! — Auch haben schon die Bauten bei unserem Sommer-Theater auf dem Linkeschen Bade ihren Anfang genommen, indem bereits eine Pracht-Treppe zur Bequemlichkeit der Kapell-Mitglieder errichtet worden ist, welche, wenn sie auf der Elbe debarkirt wurden, bisher genöthigt waren, auf einem sehr beschwerlichen, kaum für kühne Gemsen-Jäger zu paßirenden Fußpfade das steile Stromufer erklimmen zu müßen. — Gewöhnlich wird der große Garten im Frühjahr am meisten besucht. Man kann auch kein schöneres Maigrün sehen, als in diesem kräftigen, frischen Waldgarten. Sehr zu wünschen wäre: daß die darin befindlichen Gebäude vor dem sie bedrohenden Verfalle bald bewahrt werden könnten. Seit dem Kriege stehen die mehresten derselben, ohne Fenster und Thüren, jeder Witterung preis gegeben, und wenn das sehr hübsche Sommerschloß nicht etwa zur Wohnung für ein Mitglied der königlichen Familie aufbehalten wird, so würden sich dazu und zu den kleineren Nebengebäuden gewiß Liebhaber finden, welche, unter billigen Miethe-Bedingungen, die Herstellung der sämmtlichen Baulichkeiten auf eigene Kosten gern übernähmen.

K.

*) Die Ausführung dieses Vorschlags möchte wohl den Stoff zum Hader unendlich vermehren; denn die meisten Schauspieler, die sogenannte undankbare Rollen zu haben glauben, trügen gewiß fast immer auf die Zurücklegung an. Es ließen sich dazu vorweg merkwürdige Beispiele geben! D. Herausgeber.

**) Auch wenn die Darstellung wirklich eine gelungene ist? D. H.

Ein anonymer Verfaßer hat eine Schrift herausgegeben: „Unterricht des Pater Bourdaloue an Madam Maintenon". Folgende Stelle daraus verdient wohl erwähnt zu werden: „Es ist gleichviel, was Sie vornehmen, ob Beschäftigung oder Gebet, wenn Sie nur beides gottgefällig thun. Wer den ganzen Tag in löblicher Thätigkeit ist, hat so viel gethan, als wenn er den ganzen Tag gebetet hätte." (Constitut.) Man möchte dies den Glaubens-Eiferern aus Schlendrian oder aus Modesucht zu Gemüth führen; denn es giebt heut zu Tage Arten des Gottesdienstes, die sündlich genannt werden können.

St.

Es wird so lange Soldaten geben, als es an Menschen, im wahren, guten Sinne des Worts, fehlt. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 5. Juni. 92stes Blatt.

Das Sommer-Tänzchen.

(Schluß.)

Während dieser Ereignisse war die Mittagszeit heran gekommen, und Frau von Längefeld behielt aus schuldiger Artigkeit die Herren zu Tische. Bei dem Essen wurde der arme Rentier von Neuem gefoltert, denn der Baron zog ein artiges Päckchen Journal-Blätter aus der Tasche und las aus der neuen Bade-Zeitung, „der Sauerbrunnen" betitelt, eine Menge seiner jüngsten Dichtungen, welche von den Damen pflichtschuldigst bewundert wurden. Etwa ein Dutzend Sestinen, Triolets und Madriggles ließ der Gekränkte ruhig hingehen; als aber eine Dithyrambe auf den Wahnsinn an die Reihe kam und Julie dabei höchst beifällig zu lächeln schien, da warf der Rentier zornentbrannt seine rothe Brieftasche auf den Tisch und rief: „Hier sind meine Journale! Achtzigtausend blanke Thaler stehen sicher darin verzeichnet!" — Julie hätte unter diesen und ähnlichen Scenen, die sich bis zum Abend ereigneten, ihren Festtag unter lauter Lachen hinbringen können; aber sie war gerade heut weniger heiter als sonst, weil sie vergebens auf Briefe aus der heimathlichen Gegend gehofft hatte. Der Baron deutete indessen das leise Wölkchen auf ihrer Stirn ganz anders. Kommt nur erst die rechte Stunde, dachte er, dann wird die Sonne der Liebe die umdüsternden Nebel schon zertheilen; heiterer, lieblicher denn je soll noch heut das himmlische Antlitz strahlen! —

Die Gesellschaft war jetzt versammelt. Schon hatten die Geschlechter einander gemustert, schon waren die Stutzer, ächten Haisan-Thee schlürfend, in den Garten getreten, um sich ihre Bemerkungen mit zu theilen, als nach der einleitenden Polonoise sofort ein dreistündiger Cottillon begann, den Einer der oben erwähnten hungrigen Fähnriche mit vieler Umsicht dirigirte. Weder der Rentier noch der Baron hatten Theil am Tanze genommen; in abgesonderten Fenster-Nischen standen sie, die Blicke auf Julien gerichtet, welche, leicht wie eine Psyche, durch die labyrinthischen Reihen dahin schwebte. Der Baron ärgerte sich höchlich über das Walzen, welches seine Geliebte auf eine unangenehme Weise mit jedem jungen Mann in Berührung brachte. Morgen, dachte er, setze ich mich auf den Pegasus und verpöne diesen widrigen Tanz. Wie kann ein edles deutsches Mädchen, das sonst bei der leisesten Berührung der Fingerspitzen erröthet, sich so schamlos jedem Fremden walzend in die Arme werfen? — Wie kann sie so lächelnd das Gratiale dafür hinnehmen, welches in einem Strom glühender Stickluft besteht, die ihr der Tänzer gewöhnlich von oben herab entgegen pustet? — Wie kann ein Frauenzimmer, das auf Sittsamkeit Anspruch macht, sich so unbefangen in jene üppig kreisenden Wirbel stürzen? — Diese und andere wahnsinnige Bemerkungen über den angeblich schönsten und sittlichsten aller Tänze beschäftigten den mißmuthigen Baron, bis endlich, zum Bedauern der größtentheils halb gekochten Damen der Cottillon seine Endschaft erreichte. Jetzt rückte der mürrische Rentier aus seiner Ecke hervor; aber wie ein Blitz war der Baron

Dunst bei Julien, reichte ihr das Umschlagetuch und führte sie zu einem Sitze in der Nähe der Gartenthür. Sämmtliche Damen und Herren waren in der nächsten halben Stunde angelegentlich beschäftigt, sich durch mannigfache Erfrischungen zu neuen Freuden zu stärken. Den scheelsehenden Rentier schien die Frau von Längefeld gefesselt zu halten, die mit ihrem Geheimen-Rathe einige wirthliche Anordnungen besprach; da glaubte der Baron, den Zeitpunkt wahrnehmen zu müssen, und schlug Julien einen Gang ins Freie vor. Willig nahm sie das Erbieten an, denn eben wollte eine Kohorte weidlich restaurirter Elegants zur Belagerung heran rücken; wie närrisch nun auch die Unterhaltung des exaltirten Barons immer seyn mochte, so zog sie dieselbe doch dem albernen Gewäsch jener uniformirten und nicht uniformirten Trauervögel vor, die im Ganzen so jämmerlich waren, daß man nicht einmal über sie lachen konnte. — Kaum waren unter gleichgültigen Gesprächen die stilleren Parthien des Gartens erreicht, so begann der Baron: „Himmlische Julia! nicht ohne Absicht habe ich Sie hieher geführt. Mannigfach sind die Ueberraschungen des Tages gewesen, doch die süßeste steht Ihnen noch bevor. Holdes, überirrdisches Wesen! hehre Venus Urania! — Hinweg mit den dunkelnden Wolken auf der Stirn! Die lockige Freude umkränze fortan Deine duftenden Schläfe! — Ja! noch einmal ja!" — hier stürzte er auf die Knie, das Mädchen aber lief lachend davon — „Du bist wieder geliebt! Ich vergött're, ich bete Dich an!" — „Julie! Geschwind, Julie!" rief es jetzt vom Hause her; und „Spitzbube! infamer Spitzbube!" erscholl es aus dem nahen Gebüsch. Ehe der Baron sich noch von der Erde erheben konnte, hatte ihn der Spürhund Rose schon beim Kragen und schrie: „Wart', ich will Dir die Anbetung austreiben!" und damit hieb er tapfer los auf den Dichter. — „Apollo!" rief dieser, bei matter Gegenwehr, „pythischer Sieger! Hast du keine Pfeile mehr, deinen Sohn zu retten?! — Wehe! weh mir, welche Prügel! So muß ich denn verlassen sterben, wie Ibicus!" — Doch der delische Gott erhörte ihn und sandte einige rettende Kraniche. Mehrere storchbeinigte Stutzer kamen nämlich auf das Lärmen hinzu und versuchten die Befreiung des gemißhandelten Musen-Jüngers; allein das kleine wüthende Kerlchen hielt ihn dergestalt, daß ihre marklosen Bemühungen fruchtlos blieben, und sie daher laut nach Hülfe schrieen. Doch wagte indessen ein Herkules unter ihnen mit schonender Hand einige Püffe auf des Siegers Haupt; das sah aber unglücklicher Weise der herbei eilende Cotillon-Direktor, der auf morgen vom Rentier zu Tische geladen war. Einem Gastgeber beistehen, dachte er, ist Ritterpflicht! und somit stürzte er, das blinkende Schwerdt in der Heldenfaust, unter die Raufer. Mit einem durchdringenden Schrei sanken jetzt Drei der Jammervögel ohnmächtig zu Boden; jener Herkules aber brüllte, ungefähr wie Mars bei Troja: „Mord, Mord!" — „Mord!" wiederhallten hohe und tiefe Stimmen von allen Seiten des nun belebten Gartens, und der gräßliche Schreckensruf bewirkte sofort die Schlußgruppe des Sommer-Tänzchens. Im Vorgrunde war der Rentier, der wie ein beißiger Spitz noch immer seinen knieenden Feind beim Kragen hielt; daneben stand mit hochgeschwungener Waffe der muthbeseelte Fähnrich, den kreischenden Herkules beim Schopfe zerrend. Die Ohnmächtigen lagen in einiger Ferne am Boden umher; den eigentlichen Hintergrund aber bildeten andere herzu strömende Gäste und Diener, Lampen und Lichter in der Hand. Noch ungesehen nahete Julie dem Kampfplatze an der Seite ihres Vaters und — ihres Bräutigams. — Die brieflichen Schilderungen des Stadtlebens, welche der Amtmann von seiner Tochter bekommen hatte, waren demselben schon lange zu Herzen gegangen; nur sah er wohl ein, daß die holde Stiefmama mit Julien nicht friedlich unter einem Dache leben konnte. In dieser peinlichen Lage erfreute es ihn außerordentlich: daß des befreundeten Oberförsters Sohn, der junge Fichte, vor einigen Tagen zu ihm kam und, als jetziger Adjunct des Vaters, um Julien warb, mit der er, nach seinem freimüthigen Geständniß, schon längst den stillen Bund der Herzen geschlossen hatte. Was konnte dem Alten wohl erwünschter seyn! Der Bräutigam sollte das Geburtstags-Geschenk für das Töchterchen werden, eine zerbrochene Achse verzögerte aber die Ankunft bis zum späten Abend. — Nach einiger Zeit herrschte zwar wieder Ruhe auf jenem blumigen Kampfplatz; aber die Toilette der meisten Herren war zerstört; eine Mandel ohnmächtiger junger Dämchen mußte man bei Fackelschein aus allen Winkeln des Gartens zusammen suchen; die Wirthin selbst war über ein Ereigniß, das dem Ruf ihres Hauses den Untergang drohte, leblos hingesunken; demnach war bei so bewandten Umständen in einer Viertelstunde der Ballsaal leer. — Ein Duell würde die unvermeidliche Folge der unerhörten Scene gewesen seyn, wenn der heroische Fähnrich nicht erklärt hätte: sich für seinen Freund Rose mit der ganzen Welt zu schlagen. So aber reiste der Baron mit Tagesanbruch in das Bad, um sich zu curiren und neue Huldigungen seiner Muse — die dort so bekannt war, als die Bestandtheile des Wassers — zu empfangen. Zu seiner großen Freude kam ihm bald eine Freundin nach, in der Person der Frau von Längefeld. — Die glückliche Julie verweilte natürlich nicht länger in der Stadt, und so erschien denn von allen Hauptpersonen dieses Drama's am nächsten Mittag weiter Niemand auf der Promenade, als der triumphirende Rentier, an der Seite seines jungen kriegerischen Freundes. — Was jetzt

die Elegants von den Freuden der letzten Nacht sich ins Ohr sagten, wurde nicht recht lautbar; der zerzauste Herkules allein ließ die deutlichen Worte vernehmen: „Hole der Geier die Längefeld sammt ihrem Sommer-Tänzchen!“ —

Urtheile über Herder.

Es ist interessant, auch lehrreich in mancher Hinsicht, die Urtheile zu sammeln und zu vergleichen, die über ausgezeichnete Köpfe bei ihrem Auftreten als Schriftsteller und während der ersten Zeit ihres öffentlichen Regens und Bewegens auf der literarischen Palästra ausgesprochen wurden. So ist wohl die erste Aeußerung Wielands über Herder merkwürdig: „Ob Ihnen“ — schrieb derselbe in einem Briefe an den bekannten Arzt Zimmermann, den 8. Oktober 1767 *) — „ein gewisser Herr Herder bekannt ist, der in „Fragmenten“ über die neueste Literatur sich als den originellsten Hasenfuß zeigt, der jemals gewesen ist? Haben Sie auch je einen Kopf gekannt, in welchem Metaphysik und Phantasie und Witz, und griechische Literatur und Geschmack und Laune auf eine abentheuerlichere Weise durch einander gährt? — — ich bin begierig zu sehen, was noch aus ihm werden wird. — Ein sehr großer Schriftsteller, oder — ein ausgemachter Narr. Tertium non datur.“ — Wie lächerlich sticht dagegen der Urtheilsspruch und die darauf gegründete Prophezeihung eines späteren namenlosen Skribenten-Richters ab, ich meine den Verfasser des „Almanachs der Bellettristen und Bellettristinnen für's Jahr 1782“, der darin die Schöngeister im Schriftsteller-Heere die Musterung passiren ließ, und von Herder sagte: „Auch einer von den Männern, die sich gern anders geberden, als Ihresgleichen, den Hut auf ein Ohr setzen und von Sachen, die man sich sonst nur ins Ohr sagt, gern laut sprechen — und das Alles aus bloßem Hang zum Sonderbaren; Gründlichkeit und andere männliche Eigenschaften muß man da nun nicht suchen; aber dafür werden sie auch ohne Gnade und Barmherzigkeit vergessen werden, ob es ihnen gleich jetzt noch nicht so dünken mag.“ — Wenn es solche Urtheile über Herder gab, wer will sich noch beklagen!

M. Bondi.

*) Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde. Bd. 2. S. 282.

Aufrichtigkeiten.

In der Berliner Vossischen Zeitung (Nr. 63) unter der Voransetzung „Mainstrom“ ist folgender Satz zu lesen: „Die bei der Bundes-Versammlung eingereichte Vorstellung eines Vereins von Fabrikanten und Kaufleuten hat „einigen“ Eindruck gemacht. Man vernimmt, daß die Mehrzahl der Herren Gesandten dafür ist, daß „etwas“ geschehen müsse, um deutschen Kunstfleiß „nicht ganz“ sinken zu lassen.“ — Wenn die Worte „einigen Eindruck“ — wie es nach dem Doppelsinn des „einigen“ möglich ist — einen allgemeinen Eindruck bedeuten, dann war die nöthige Stimmung da, um einer drohenden Verarmung entgegen zu arbeiten. Wenn aber nur „etwas“ geschieht, so ist das zu wenig; es muß sehr viel geschehen. Die Nothleidenden wollen kein Verlängern der Zeit des Verhungerns, sondern rettende Hülfe, und man scheint dazu noch nicht besonders geneigt, wenn man den Kunstfleiß „nicht ganz“ sinken läßt, denn da will man doch ruhig bleiben, wenn er etwa nur beinahe ganz sinkt. — Gleich über jenem Satze liest man in derselben Zeitung: „daß die Militair-Kommission beim Bundestag in ununterbrochener Thätigkeit ist“ — und man wünscht, daß diese ununterbrochene Thätigkeit auch dem deutschen Kunstfleiß gewidmet würde, ehe er beim Sinken zum Versinken kommt. — Unter jenem Satze aber heißt es: „Von Himmelfahrt bis Pfingsten hat der Bundestag 14 Tage Ferien“ — welches zwar auf die ununterbrochene Thätigkeit so klingt, daß man nicht einmal mehr versichert seyn kann, es müßte etwas geschehen — da aber Pfingsten das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel ist, so finden wir, daß die Arbeiten zu einer günstigen Zeit wieder beginnen, und bitten den Himmel: daß eine Herabströmung des Geistes auch da deutlich und thätig werde, wo das erwartende Deutschland seine Apostel versammelt weiß.

Fr. Wendel.

Es regnet Fabrik-Waaren.

In M. Pfefferkorns „Geschichte der Landgrafschaft Thüringen“ d. A. 1685, ohne Angabe des Druckorts, ließ man unter andern glaubhaftigen Merkwürdigkeiten wörtlich auch Folgendes: „Anno 1571 hat es um Weißenfels herum „klare Leinewand“ und „Futter-Barchent“ bei 23456 Ellen geregnet. (Vid. Mansfeld. Chron.) — Dieser Sage nach hätte also damals der Himmel selbst gegen die deutschen Fabrikanten Maschinerien errichtet.

A. G.

Anklänge.

61.

Wahn, den die Zeit geboren,
Geht in der Zeit verloren,
Doch auch die Zeit mit ihm;
Der Menschheit sie zu wahren,
Für Segen sie zu sparen,
Dring' auf das Ungethüm;
Wird laut dann freche Rede,
Droht Tücke rings dir Fehde:
Nur Muth — du sieg'st mit ihm!

62.

Pflicht ist's, vor Feinden sich zu hüten,
Doch wenn sie immer ärger wüthen,
Dann kannst du immer heit'rer seyn;
Denn sieh', gelang' es, dich zu beugen,
Sie würden Lust, nicht Groll bezeugen;
Ihr Grimm verbürgt: der Sieg sey dein.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Es haben sich seit Kurzem mehrere junge Personen von hier auf unserer Bühne versucht und einige Fremde sind aufgetreten, von deren Erscheinung in diesen Blättern nicht die Rede war; so möge denn eine kurze Erwähnung hier stehen. — Demois. Weinland und Werner traten in Weiß's „Casario" (und zwar zu Charlottenburg) als „Julie" und „Lisette" auf. Beide sind mit glücklichen Anlagen und angenehmen Sprachwerkzeugen ausgestattet und genießen deshalb den Besuchern mehr oder weniger; am meisten gefiel die Erstere, weil sie außer den genannten beiden Vorzügen noch den dritten, den einer wohlgebildeten Gestalt mehr für sich hat; wenn sie aber, wie es heißt, Schauspielerin werden will, so hat sie auf ihre Stellungen Aufmerksamkeit zu verwenden, denen man zu sehr die Tänzerin ansieht. — Hr. Berger, von der Leipziger Bühne, gab, auch zu Charlottenburg, den „Rudolph" in „Hedwig" als Gastrolle. Wenn dieser Fremde ein beginnender Künstler ist, wie es scheint, so ist von ihm viel Gutes zu hoffen (weshalb er denn auch wohl hervor gerufen ward); läuft er aber vielleicht schon einige Zeit mit, so sind seine Leistungen offenbar nur Mittelgut. Eben so verhält es sich mit Demois. Bachmann, welche in Körners „Toni" als Hauptperson erschien; als Anfängerin verdient sie Lob, als eingefahrene (routinirte) Bühnenperson aber ist ihr noch ein Wegweiser nach dem Tempel der Kunst zu setzen. — Hr. Devrient d. Jüng., der als „Masetto" im „Don Juan" und „Franz" in dem Singspiel „der neue Gutsherr" unsere Bühne betreten hat, bekundet den Fond eines schönen Talentes sowohl im Gesange, als im Spiele in sich; sein Ton ist rein, voll, von bewundernswürdiger Tiefe für seine Jugend; sein Vortrag nach guten Mustern gebildet, sein Spiel frei und doch anständig. Bei sorgfältiger Ausbildung dieser Anlagen ist von diesem jungen Manne Alles zu erwarten. — Der königl. baierische Kammermusikus Hr. Beutler spielte am 24. Mai auf der Bühne ein Beethovensches Forteplano-Conzert, mit Begleitung des ganzen Orchesters, mit Fertigkeit, Genauigkeit und Ausdruck; die Wahl dieses genialen Musikstückes machte ihm Ehre, das Instrument war trefflich und so ward dem achtungswerthen Tonkünstler wiederholter allgemeiner Beifall. Ein Uebelstand war es, daß die rauschende Begleitung des ganzen Orchesters zu oft den Forteplano-Ton bedeckte. Frau Beutler, seine Gattin, gab mehrere Gastrollen: „Röschen" in „Rosette", „Gretchen" im „Versatz", „Julie" im „Schiffskapitain". Es ist eine schöne Sache um das Gastrecht, aber die geschichtliche Wahrheit ist auch nicht übel, und wird sogar dem Bericht-Erstatter zur heiligen Pflicht; denn was ist Bericht ohne Wahrheit? Eine Laterne aus Krähwinkel, wenn Mondschein im Kalender steht. Die Wahrheit aber ist hier für Frau B. nicht ganz günstig; wenn eine kleine, etwas korpulente, nicht mehr ganz junge Frau sich in einer überschwenglichen Naivetät immer und ewig bewegt, wenn ihr ganzer Körper in einer ununterbrochenen Gestikulation begriffen ist, so kann der Berichtende, selbst wenn er der galanteste Kammerjunker wäre, an einer Schauspielerin das nicht schön finden; wer aber, wie ich, kein Hofmann ist, muß dieses Spiel Grimasse nennen, so leid es mir auch — wegen des Gastrechts — thut. Als Sängerin hat Frau B. auch keinen Vorzug; ihre Stimme ist sehr gewöhnlich, sie detonirt zuweilen und ihre Art des Vortrags spielt den Gesang eben nicht ins Hohe hinauf. So ist sie allen Theater-Besuchern erschienen, und ich kann nichts dafür, daß ich nichts Besseres melden darf, was ich so gern thäte. — Von den Herren Bader und Deny sey nach dem Schluß ihrer Gastspiele die Rede. — Das Singspiel: „Figaro's Hochzeit", das seit Fischers Abgang ruhte, ist am 19. Mai der Bühne wieder gegeben. Hr. Blume, der die Hauptrolle übernommen hat, ist ein so gewandter, fleißiger und gutbegabter Schauspieler und Sänger, daß man im Voraus ihn als den besten Stellvertreter Fischers betrachten durfte und diese Erwartung wurde vollständig befriedigt. Ganz erreicht aber ward der Vorgänger nicht, weil Fischers Figaro der Cedo nulli unter den Figaro's ist; indessen geschah jegliches Gute, was unter den Umständen geschehen konnte. Auch der „Graf" wurde von Hrn. Rebenstein möglichst gut gegeben. Frau Milder singt die „Susanne" trefflich, aber — der äußere Sinn sträubt sich, die Gestalt, die Haltung und den großartigen Gang einer Königin in einer Zofe zu verbrauchen. Sollte mit den Rollen der Gräfin und der Susanne auf keine Weise zu tauschen seyn? Geht das nicht, so müßte man die Zuschauer nach und nach an dergleichen Naturspiele gewöhnen. Wenn z. B. Herr Mattausch einige Male einen lustigen gewandten Bedienten gäbe, oder Herr Bessel d. jüng. den „Pagen" im „Leben ein Traum", der aus dem Fenster geworfen wird, so würde man sich bald in solche Zufälligkeiten der Außendinge fügen und finden lernen. K. St.

Leipzig. Das Bemerken der Sorgfalt unsers verdienten Magistrats, von Zeit zu Zeit die Stadt zu verschönern und zu verbessern, gewährt viele Freude und fordert zur Dankbarkeit auf. So wurde vor Kurzem ein großer Theil der Ritterstraße neu gepflastert, und die an den Gassen-Ecken befindlichen Namen der Straßen — ein für Fremde ungemein nützlicher Wegweiser — wurden erneuert. Die weißen, mit guter Canzleischrift geschriebenen Wörter nehmen sich auf dem schwarzen Grunde gut aus, jedoch hätte man bei diesen Namen, besonders in Leipzig, das wegen der Sprachrichtigkeit im Ganzen berühmt ist, nicht (wie geschehen) Strase, sondern Straße schreiben sollen. Auch hat man einen Theil des Fahrweges um die Allee gut ausgebessert, und mit der Ausfüllung des Stadtgrabens zwischen dem Ranstädter Thore und der Barfüßer-Pforte ist man bereits weit vorgerückt. — Noch ist das Lokal der Raths-Freischule vergrößert worden. — Ks.

Kürzlich trat eine junge, sehr religiöse Person, welche bei einem Hosenhändler in Arbeit stand, vor den Beichtstuhl. Als sie ihr Sprüchlein hergesagt, fragte der Beichtvater: was sie betreibe? — „Herr Pater!" antwortete sie ganz naiv, „ich mache Hosen." — „Hosen? hm! das ist ja ein sehr anstößiges Geschäft; kannst Du nichts anderes unternehmen? Wo arbeitest Du?" — „Bei Herrn C. B., Ihrem Gemeinde-Mitglied." — „Ey, ey! Nun, ich untersage Dir hiermit: jemals wieder diesen heiligen Ort zu betreten, wenn Du nicht ein Zeugniß Deines Brodherrn beibringst, daß er Dir eine andere Beschäftigung gegeben hat." — Letzterer schrieb ihr auf der Stelle folgendes Zeugniß: „Unterzeichneter C. B., Hosenhändler, bescheinigt hierdurch: daß Demoiselle Julie **, meine Arbeiterin, von jetzt an nur Pantalons bei mir anfertigt." (Independ.)

Auf eine Parlements-Rede, gehalten von Lord Binning, ist nach einer bekannten Weise eine Spott-Ballade gemacht worden, worin es heißt: er habe die Rede von Hrn. Canning aufsetzen lassen und einen ganzen Monat daran gelernt; aber dieses Werk habe dann auch England gerettet!! — Folgender Vers ist (hier übersetzt) aus jener Ballade:

> Hey! Dudeldum didel!
> Die Katz' und die Fidel!
> Ein Retter des Britenlands
> Bist Du, — wie wir lesen,
> Daß Retter gewesen
> Von Rom einst die laute Gans. (Morn. Chron.)

Auf einer der Haupt-Synoden in Schottland (zu Moray) hat die Geistlichkeit beschlossen: daß Keiner ihrer Mitbrüder ein weltliches Geschäft mit einem geistlichen Amte verbinden solle. Ein Pfarrer, Robinson, der bisher die Geschäfte des Herzogs von Gorden als Agent oder Faktor betrieb, hat dieses Amt abgeben müssen. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 7. Juni. 93stes Blatt.

Die Unbekannte.

Nordheim, der Letzte eines edlen, uralten Stammes, erbte mit dem berühmten Namen seiner Voreltern auch ihre großen Reichthümer. Noch lebten einige kinderlose Greise, welche nahe mit ihm verwandt waren, und diese mahnten ihn an, sich früh zu vermählen, um den edlen Stamm noch fortgepflanzt zu sehen, ehe sie zu ihren Vätern gingen. Aber dieses Treiben und Zureden und mannigfache Vorschläge hielten ihn eben von einer Wahl zurück, und je näher sich manches reizende Mädchen an ihn drängte, je mehr er Künste, ihn zu fesseln, entdeckte, um desto mehr erkaltete sein Herz. Er ward mißmuthig über die Nothwendigkeit, sich zu entscheiden, welche ihm selbst der Fürst ans Herz legte, und so verfloß manches Jahr nach dem zwanzigsten und er war noch unvermählt. Reisen in benachbarte Städte und Residenzen wurden unternommen; umsonst! — es gelang weder den fremden noch heimischen Huldinnen, ihn zu fesseln. — Einst besuchte er eines seiner entferntesten Stammgüter. Nahe bei demselben begegnete ihm ein Leichenzug, und als Nordheim in die nachfolgende Kutsche blickte, entdeckte er neben einer bejahrten Dame ein junges Mädchen von blühender Schönheit. In ihren ausdrucksvollen Zügen lag der innigste Schmerz; nur ein zartes Roth überflog die gramgebleichten Wangen. Die Farbe der Trauer, das dunkelbraune Haar erhöhte die blendende Weiße ihrer Stirn, und durch Thränen blickte das schönste Auge bald zum Himmel empor, bald tief vor sich nieder. Nordheim, von Rührung ergriffen, ließ halten und folgte dem Trauerzuge bis an den nahen Gottesacker. Die Leiche ward zur Ruhe bestattet, und als die Erde dumpf über den Deckel des Sarges hinab rollte, wankte die schöne Trauernde, welche, in unendlichem Schmerz versunken, an dem offenen Grabe stand. Nordheim, der sich nahe zu ihr hingedrängt hatte, erfaßte sie; aber nur für Sekunden schwand ihr Bewußtseyn, dann erhob sie das geschlossene Auge, und auf den erblichenen Wangen und Lippen erneute sich die Farbe des Lebens. Nordheim führte sie bis an ihren Wagen, ihre Begleiterin nahm mit ihr Platz und bald verschwand die schöne, rührende Erscheinung. Er fragte die Zurückgebliebenen: wer sie sey? und erfuhr: daß sie mit ihrer Mutter, welche eben zu Grabe geleitet war, ein kleines Haus im nahen Dorfe bewohnt habe. Man nannte sie Fräulein Luzie; mehr konnte er aber nicht erfahren, denn mehr wußten die Gefragten auch nicht. Ihre Begleiterin war die Wittwe eines verarmten Edelmanns, welche seit einiger Zeit zu ihnen gezogen war. — Nordheim kam bald, gedankenvoll, in seinem nahen Schlosse an; unaufhörlich beschäftigte ihn die liebliche Luzie und ihr rührender Schmerz, der sich so wahr ausdrückte und sie zum Engel verschönte. Am andern Tage ging er willenlos dem Gottesacker zu, wo er sie gesehen, immer mit ihrem Bilde beschäftigt. Das Grab war mit grünem Rasen bedeckt, mit Rosenstöcken umpflanzt und frische Blumen waren darauf gestreut; sie mußte schon frühe da gewesen seyn. Täglich wallfahrtete der sonst im Kreise geselliger Freuden Lebende nun zu dem stillen, ländlichen

Todtenacker, doch nie fand er Luzien; die frisch begossenen Rosenstöcke, die immer erneuten Blumen bezeugten aber: daß auch sie täglich hier seyn mußte. — Einst wandelte Nordheim, ungewöhnlich früh aufgestanden, in der frischen Morgenluft dem Ruheplatze so Vieler zu. Am Eingange begegnete ihm ein Mädchen mit einer Gießkanne, und auf seine Frage: ob sie hier ein Grab besucht? erwiederte die Gefragte: sie habe den Auftrag von Fräulein Luzie, am Morgen und Abend die Rosenstöcke zu begießen an der Mutter Grab. So kam sie doch nicht selbst, und eben wollte Nordheim zurück, als er, im Umwenden über die Mauer blickend, eine schwarze Gestalt gewahrte. Er ging näher; es war die schöne Luzie, welche mit fromm gefalteten Händen und gesenktem Haupte neben dem Grabe stand. Die Ehrfurcht, welche Leidende edlen Herzen einflößt, hielt ihn ab, sie in ihren stillen Betrachtungen zu stören; noch einmal ordnete sie die Blumen, legte noch einmal die Hand auf den Rasen, als wünsche sie der Schlummernden eine sanfte Ruhe, dann trocknete sie die Augen und entfernte sich. Sie gewahrte Nordheim und erröthete sanft, sich hier belauscht zu finden; doch dieser berührte schonend ihr Gefühl und gab der Unterredung, welche er angesponnen, eine andere Wendung. Luzie sprach natürlich, ungekünstelt, aber Sprache und Ausdruck bezeugten eine sorgsame Erziehung, und daß sie mit dem weichesten Herzen auch Geist verband. Nordheim begleitete sie bis an ihre Wohnung, und kehrte, froh gestimmt über diese Begegnung, in das Schloß zurück. Er konnte gar nicht fassen, was ihn zu ihr hinzog, ihn an sie fesselte; er sah aber wohl ein, daß er unendliche Schwierigkeiten zu vernichten habe, wollte er das arme, unbekannte Geschöpf, über deren Herkunft ein dunkler Schleier lag, sich erwerben — ein Gedanke, der ihn zugleich mit Entzücken, wie mit Schrecken erfüllte; denn er hatte auch dem Fürsten, der ihm um seines Vaters willen herzlich zugethan war, das Versprechen gegeben: nie ohne dessen Einwilligung eine Wahl zu treffen; ein Verlangen, welches Welt- und Menschenkenntniß dem edlen Fürsten eingaben. Er wollte dadurch den jungen, unerfahrnen Mann vor den Schlingen gefährlicher Koketten bewahren und seine Wahl auf eine würdige Gattin lenken. — Nie sprach Nordheim von seinen Verhältnissen mit Luzie, und sorgsam hütete er sich, seine Empfindungen für sie mit Worten zu bezeichnen. Es war ihm gelungen, sie zuweilen in ihrer Wohnung zu sehen. Unter dem Vorwande, ihr Bücher und Musikalien zu bringen, hatte er sich erlaubt, in ihr Haus zu gehen, und das arglose Mädchen, das weder die Welt, noch die Tadelsucht der Menschen kannte, sah in diesen Besuchen nicht die mindeste Veranlassung zu irgend einem nachtheiligen Urtheil über sie. — So vergingen einige Wochen, als Nordheim genöthigt ward, eine Geschäfts-Reise auf andere Güter zu machen. Bei seiner Rückkehr eilte er, von Sehnsucht getrieben, zu Luziens Wohnung; aber — Alles war leer und öde. Bestürzt blieb er stehen, seinen Sinnen nicht trauend; endlich besann er sich und begehrte von den Nachbaren Auskunft. Diese berichteten: wie ein schöner junger Herr erschienen sey, und, nachdem er einige Tage da geblieben, Luzie und die alte Frau mit sich weg genommen habe; das Häuschen hätten Beide zum Verkauf angewiesen und das dafür eingehende Geld den Armen unter der Bedingung bestimmt: daß die Grabstätte der Mutter gepflegt würde. (Die Fortsetzung folgt.)

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Dritter Februar-Dienstag.

Lippenschmuck amerikanischer Völker.

Je näher noch der Mensch dem Kinde steht, um so größer ist auch sein Wohlgefallen an bunten Farben und glänzendem Schmucke, und daß derselbe Sinn für das Schöne und Annehmliche die Völker unter den verschiedensten Himmelsstrichen auf gleiche oder ähnliche Zierrathen hinführt, wird uns eben so wenig befremden, als es uns auffällt, daß irgend ein roher Volksstamm mit seinem ungebildeten Geschmack in das Groteske sich verirrt oder gar in einer Verunstaltung des Leibes den schönsten Schmuck desselben findet. Aber wenn wir nun denselben abscheulichen, eben so entstellenden, als unnatürlichen, schmerzlichen und unbequemen Gebrauch gleichsam an den beiden Enden und in dem Mittelpunkt desselben Erdtheils finden, so können wir in unserer Verwunderung uns kaum der Frage enthalten: woher diese Uebereinstimmung in gleicher Selbstverunstaltung bei Volksstämmen, von denen der eine gar um das Daseyn des andern nichts weiß? — Diese Frage veranlaßte heute die kurze Erzählung des Oheims von jener Verunzierung der Unterlippen bei einigen wilden nord- und südamerikanischen Stämmen. — Während die wilden Makuas, ein afrikanisches Volk, das in Osten von Mozambik landeinwärts wohnt, eine besondere Schönheit darin setzen, daß ihre Oberlippen weiter hervor stehen, als bei andern Menschen — deshalb auch für diese Verlängerung eine besondere Sorgfalt tragen und der Natur nachhelfen durch einen erhöhenden Zierrath, als: Stückchen Elfenbein, Holz oder Eisen — erfahren wir — durch Cook — Folgendes von den Unterlippen der Bewohner auf Prinz-Wilhelms-Sund: „Die seltsamste und scheußlichste unter ihren Verzierungen besteht in einem Queerschnitte in der Unterlippe, welcher ganz durchgeht, und den man in derselben Richtung mit dem Munde und etwas unter dem vorstehenden Theil der Lippe sogar schon bei

noch saugenden Kindern findet. Er ist zwei Zoll lang, hat völlig eine lippenähnliche Gestalt und ist weit genug, daß die Zunge durchgesteckt werden kann. Der Erste, der sich mit diesem Queer-Einschnitte sehen ließ, streckte eben die Zunge durch denselben heraus, und ein Matrose, der ihn beobachtete, rief voll Erstaunen: Der Kerl hat zwei Mäuler! — und in der That sah es so aus. In den künstlichen Mund stecken sie einen schmalen, platten, aus Knochen oder Muschelschalen geschnittenen Zierrath. Andere haben bloß verschiedene abgesonderte Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in diesem Falle besteht der Zierrath in eben so vielen Knöpfen von Muschelschalen, als Löcher sind, die zusammen gleichsam eine zweite Reihe von Zähnen unter den natürlichen bilden." — Noch bestimmtere Nachricht giebt uns Langsdorf von diesem Schmuck der Nordwest-Amerikaner. „Die Aleuten — sagt er — und die Bewohner von Kodiak, männlichen Geschlechts, tragen in der parallel mit dem Munde aufgeschlitzten Unterlippe einen Zierrath von Glaskorallen, Muschelgehäusen oder Glasschmelz. Aber noch weiter ist dieser Begriff von Verschönerung bei den Weibern der Kaluschen ausgedehnt. Wenn das Mädchen das 13te oder 14te Jahr erreicht, so wird eine kleine Oeffnung dicht unter der Unterlippe gemacht, und anfänglich ein dicker Draht, dann ein hölzerner Doppelknopf oder ein kleiner, auf beiden Enden etwas verdickter Cylinder in dieselbe gebracht. Diese einmal gemachte Oeffnung wird nun allmählig nach mehreren Monaten und Jahren immer größer geschlitzt und die untere Lippe durch ein in dieselbe gebrachtes Bretchen oder Schüsselchen immer weiter ausgedehnt, wodurch jede Frau das Ansehen gewinnt, als wenn ein großer, flacher, hölzerner Suppenlöffel in das Fleisch der Unterlippe eingewachsen wäre. — Dieser ganz eigene Begriff von Schönheit findet sich an der Küste des nordwestlichen Amerika's vom 50sten bis zum 60sten Grade nördlicher Breite. Alle Weiber ohne Unterschied haben einen solchen Löffel unter dem Munde, in dessen Umfang ein besonderes Vorrecht des Alters oder des Standes zu bestehen scheint. Derselbe ist 2 bis 3 Zoll lang, etwa 1½ bis 2 Zoll breit und höchstens ½ Zoll dick. Die Weiber der Oberhäupter aber haben ihn im Allgemeinen um Vieles länger und breiter." — Das Merkwürdigste hierbei ist, daß uns Azara das Nämliche von den südamerikanischen, weit blickenden Charruas erzählt, deren kleines feuriges, schwarzes Auge noch einmal so weit in die Ferne reicht, als das eines Europäers, und die unter dem 31sten oder 32sten Grade südlicher Breite, östlich von den Ufern des Uruguay-Flusses wohnen. Bei diesen tragen die Männer jenen Schmuck, der mit einem eigenen Namen hier Barbot heißt; und schon wenige Tage nach der Geburt wird dem Knaben die Unterlippe dicht unter der Zahnwurzel durchstochen und der Barbot in diese Oeffnung gebracht und während des ganzen Lebens nicht wieder abgenommen. — Gerade dasselbe bemerkt auch Herr v. Eschwege in seinem Journal von Brasilien von den dortigen Anthropophagen, den Botecudos, welche von diesem Holze, das sie in der Unterlippe, und einem andern, das sie in der Oberlippe tragen, und die zusammen der Botoque heißen, den Namen erhalten haben, und hierdurch von allen andern Wilden jener Gegenden nicht eben zu ihrem Vortheil ausgezeichnet sind. „Die Schwere des Holzes — bemerkt Herr v. Eschwege — ziehe bei ihnen die Unterlippe bis zu dem Kinn, ein anderes Holz in den Ohren diese bis auf die Schultern hinab, und es gebe auf der Welt kein häßlicheres menschliches Wesen, als ein so verunziertes altes, nacktes Botecuden-Weib." — Aber woher dieser unnatürliche Schmuck bei so fern von einander lebenden Völkern? Sollte er nicht mit auf einen gemeinsamen Ursprung hindeuten?

Fündlinge.

Der Marschall von Broglio wollte aus Ehrliebe, trotz der Gefahr, keine rückgängige Bewegung machen. Da raunte sein Freund Jaucourt ihm ins Ohr: „Bedenke, Marschall, daß, wenn Du fällst, Routhe kommandirt!" — Routhe war der älteste General-Lieutenant, aber ein Schwachkopf. Broglio, bei dem Gedanken, welche Unfälle dem Heer dann bevor standen, zog sich in Eile zurück.

Auf dem Degen des Churfürsten Hans Georg von Sachsen stand:

Herzmütterlicher Segen
Verehrte diesen Degen
Dem Vater dieser Lande,
Dem Feind zum Widerstande.

Türgot sagte zu seinem Freunde, der ihn sehr lange nicht besucht hatte: „Seit ich Minister bin, hast Du mich in Ungnade entlassen!"

Haug.

Erinnerung.

Sonett.

Schaut der Wand'rer nicht aus tiefem Thale —
Wenn die Sonne sich zur langen Nacht
Scheidend wendet — nach dem reinen Strahle,
Der so liebend seinem Blick gelacht?
Wendet er zum hohen Sternen-Saale
Nicht der Sehnsucht, der Erinn'rung Macht? —
Daß ein süßer Irrthum noch ihm male
Der verschwund'nen Himmelsflammen Pracht.
Scheidend hat es sich von ihm gewendet
Jenes Bild, das seinen Blick verblendet,
Doch es floh umsonst — sein Götterschein
Folgt ihm nach in der Verbannung Räume,
Und die Gottheit seiner Hoffnungs-Träume
Wird die Gottheit seiner Schmerzen seyn.

Franz v. Maltitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. „Don Gutierre" Trauerspiel in fünf Aufzügen aus dem Spanischen von Calderon, für die deutsche Bühne bearbeitet von Karl August West, ist dasjenige neueste Stück unserer Bühne, welches die meiste Aufmerksamkeit verdient. Es hat eine der interessantesten Charakteristiken. „Der Arzt seiner Ehre" ist sein eigentlicher Titel; und Don Gutierre vielleicht neben Othello in den Dichtungen der vollendetste Charakter, welcher die Ehre und Eifersucht in den verwickeltsten Situationen bis zur höchsten Spannung darlegt. Die Diktion ist schön und phantasiereich; die Charaktere sind trefflich gehalten, die Situationen neu, äußerst fein und zart, neben allem Schrecklichen; und die Handlung bewegt sich in voller Einheit von Ueberraschung zu Ueberraschung bis zur Haupt-Catastrophe, trefflich bearbeitet, fort. Dieses Werk kann man mit Recht eine neue, glänzende Blume auf dem Gebiet der Bühnen-Literatur Deutschlands nennen — aus dem glühenden Spanien zu uns verpflanzt, wird sie auch blühen, wenn ächte Künstler ihr die Hand bieten. Die Vorstellung ging gut, aber nicht, wie es ein solches Stück erheischt, vortrefflich. — Unser zweiter Musik-Direktor, Luge, gab am 5. Mai zu seinem Vortheil eine „musikalische deklamatorische Akademie", verbunden mit „neuen Bildern". Nur ⅓ war deklamatorisch, ⅓ waren plastisch und ⅓ musikalisch. Die Musikstücke, welche Hr. Luge, als Meister auf der Violine, vortrug, bezeugten gute Wahl und Kraft, Kunst, Geschmack und Sinn für das Schöne. Daß aber Hr. Anschütz dazu „die Warnung", von A. W. Schlegel, vortrug, paßte nicht; dieses Gedicht ist nicht zum öffentlichen Vortrag geeignet — überhaupt nicht für's Allgemeine und beleidigt so manches religiöse Gefühl. — Die Bilder hatten in Hrn. Ehlers Akademie gefallen und der Wunsch ward laut: neue zu sehen. Hr. Luge spekulirte daher richtig, daß er auch welche gab. Das Haus war gedrängt voll. „Madonna von Mignard" machte den Anfang und war vortrefflich; dann folgte ein Nachtstück von Wouvermann „ein Reisender zu Pferd", sehr brav, nur war das Pferd — gemalt. Das Schönste blieb „die heilige Familie" nach Annibal Carracci; hier leisteten Mad. Stawinski, Demois. Kapf d. ält., Hr. Regmann und ein kleines liebes holdes Kind wirklich etwas Herrliches; den Schluß machte „Jakob begegnet Rahel am Brunnen" nach Raphael. — Die Aufstellung dieser Bilder hat schon mehrere Male wiederholt werden müßen. — Zu weiteren Versuchen für Demois. Bierey wurde das alte Singspiel: „Soliman der Zweite" wieder hervor geholt; es hat aber wenig gewirkt. Der Stoff ist doch zu matt und monoton, die Musik zwar schön, aber auch wohl zu ermüdend. Demois. Bierey paßte nicht so gut zur Rolle der „Mariane", wie vorher zum „Rothkäppchen". Ihre Haltung war gespannt; sie wußte den Charakter nicht anders zu nehmen, als daß sie gleichsam gurlypsirte; bald schien sie auch zu rasch, bald zu langsam, bald zu gelernt. Recht brav aber war ihr Gesang in den meisten Parthieen, und schön ihr erstes Kostüm, das letzte hingegen zu überladen und etwas zu steif, was Unbeholfenheit verursachte. — Möchte Demois. Bierey glücklich fortfahren und nicht durch die Apotheosen verdorben werden, welche gewisse Leute über sie verbreiten, denen alles Neue vortreflich und jedes schöne Mädchen ein Engel ist; und möchten eben diese Apotheosen nicht einen widrigen Eindruck auf unsere Bühne, nämlich auf Verhältnisse und Gesinnungen bei derselben haben. Wenn Demois. Bierey vorläufig in den Grenzen der Anfängerin bleibt, wird sie einst auf die Bahn der Künstlerin gelangen! — Wir haben bloß darum so viel Unbedeutendes unter den Schauspielern, weil die Leutchen immer vorweg gar zu viel sind!! — Im „Wald bei Hermannstadt" trat Mad. Rehkoff, aus Stettin, als „Elisene", und hernach als „Johanna d'Arc" auf; sie zeigte Routine, Verstand und Gewandtheit, wirkte jedoch — eines auffallenden Organs wegen — nicht allgemein. Noch weniger leistete ihr Gatte als „Murney" und „Tarar". — Mad. Slawick, aus Lemberg, spielte im „Opferfest" die „Myrrha" recht hübsch und sang sie auch gut. Diese Gäste machten jedoch wenig Sensation und sind wieder abgereist. — Hr. Labes, vor 6 Jahren Mitglied unserer Bühne, trat als „von Bern" in der „Whistparthie" und als „Philipp" in „Johanna von Montfaucon" auf. Er hat sich sehr zu seinem Vortheil kultivirt und spielte mit Einsicht und Verstand. — Am 21. Mai sahen wir zum ersten Mal: „Die Farben", Lustspiel in einem Aufzug von Karl v. Holtey; der junge Dichter verdient Anerkennung, seine Scherze sind geschmackvoll und schon erheiternd, die Verse wohlklingend und der Sinn des Stückes ist so nett, daß es überall gefallen wird, wo es feinsinnige Künstler spielen. Hier, kann man sagen, ward es con amore gegeben, und vorzüglich waren die Leistungen der Damen Ehlers, Kapf d. ältern und Klein; auch Hr. Anschütz wußte die schöne Rolle des „Gustav" treffend zu beleben.

Z*.

Man will in London den Schlüssel zu geheimer Cifer-Sprache gefunden haben, vermittelst welcher von dort aus mit Bonaparte korrespondirt wird. So hat man z. B. in einer anscheinlich sehr gleichgültigen Familien-Anzeige einen wichtigen Aufschluß für Bonaparte gefunden. (Times.)

In Unionhall (London) fanden sich dieser Tage 500 Irländer, Männer, Frauen und Kinder, in der bittersten Armuth ein und baten um Unterstützung. Die höchste Magistratsperson erklärte ihnen: sie müßten nach Hause — nach Irland — gehen und sich dort versorgen laßen. Zugleich empfahl er ihnen, unterweges nicht Hungers zu sterben. (Morn. Chron.) Von Einem zum Andern gewiesen werden die Armen wohl an mehreren Orten und oft müßen sie lange wandern, ehe sie die Hütte finden, wo Menschlichkeit daheim ist!

Sl.

England hat durch Ausführung der Landes-Waaren seit 1809 bis 1818 folgende Einnahmen gehabt: 1809: 45 Millionen Pf. Sterl.; 1810: 52 Mill.; 1811: 45 Mill.; 1812 (sind die Dokumente verbrannt); 1813: 56 Mill.; 1814: 60 Mill.; 1815: 51 Mill.; 1816: 51 Mill.; 1817: 53 Mill. und 1818: 56 Mill. Pf. St. — Von 1792 bis 1809 war der Ertrag auf das Jahr nur 52,000 (?) Pf. St. (Gaz. d. Fr.)

Nach Berechnungen, die man zu Hamburg angestellt, kosten die Seeräubereien der Barbaresken Deutschland jährlich an drei Millionen Gulden. (Independant.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 9. Juni. 94stes Blatt.

Das Gastmahl der Ehe.

(Frei nach Fischart.)

Asa Fötida.

Wo Vielweiberei haust,
Sich Uneinigkeit straußt,
Eine der Andern den Mann maust:
Da wird zu eng das Haus,
Zieht der Starke dem Schwachen den Harnisch aus.

Merk', o Sohn! das Sprüchlein: Begnüge Dich mit einer Frau, dieweil Du auch nur Einer bist. Laß Dich von den wurmstichigen, mottengefressenen Ellenbogenhinkern nicht verführen! Sie sind stumpf an Sinnen, wie an Verstand; haben Rückenkrümme, Bleigesichter, Schlotterbeine und ein ausgehöhltes Gedächtniß. Solch ein theures Poenitere haben sie von der frühen Mädchengier, und wanken anjetzo deutschgetüncht herum, sind aber innerlich neunmal französirt!

Essig und Salzwasser.

Unwürdig Deiner sey der engen Stuben nachtblöbische Lust! Die unrecht gestohlne Freude giebt gestohlne Kinder, mißrathene Geburten — bei denen der Teufel Gevatter steht — Banditenstöße und ehrenrührige Schlappröcke. Laß dem Pöbel die Sirenen der Nacht, die Sopran krächzen und wie Bassisten saufen!

Königskuchen.

Schicke Dich vielmehr nach der schönen Ordnung der Natur, zu einer einweibigen, ehrlich nährenden und rechtschaffenen Haushaltung, worin Du bist der Monarch und allen Kammern Deine Befehle zuschickst. Deines Reiches Grenze sind die Dachkränze; aus des Feldes Markgrafschaft ziehest Du der Erndten Zölle und Gefälle, hältst Dir einen Schatz in der Geldkatz, führst Krieg mit dem Rattengesindel und den freibeuterischen Spatzen. Du hast Deines gedielten Bodens Freiheit, Deine ehelichen Reichsverhandlungen, Deiner Kinder Hofnarren-Kurzweil. Aus der Wiege schallt die Kapell-Musik und um den Speisetisch herum sitzen die kleinen Kammerherren. Das Gesinde ist der Bauerstand, Katz' und Hund sind Deine Hofknechte, Fliegen und Mäuse die Schmarotzer, Ochs und Esel das Bürgerpack, Bienen und Tauben die Vasallen. Du beherrschest Deines Pferdes Acker-Postlauf, der Nachbaren Bündniß, die Holzgerechtigkeit und den Fischfang auf dem Markte, Deiner Giebel Festung, Dein schlafkämmerliches Zeughaus, Luft aus dem Rauchloch und der Kloake geheime Kabinette. Du befiehlst über Haus- und Hofkleidung, Tisch, Unkosten, Weib und Kind.

Spickgans.

Solch weitläuftigem Regiment würde aber der Hauskönig bald unterliegen, wenn er nicht, um Land und Leute zu behalten, dem hundertäugigen Argus fünf Dutzend Fenster abborgen, oder mit den Jüngern Mercurii einen Vertrag schließen wollte. Darum sollst Du Dich nach einer treuen anmuthigen Gehülfin umsehen, die Du neben Dich einsetzest auf ehrwürdigen Thron. Dieser freiwillige Liebes-Kontrakt dauert bis tief in die paradiesische Seligkeit hinein, und bringt mit dem lieben Ehe-Namen noch manche süße andere Namen huckepack mit; und es erschallen nach [illegible] Tagen die

holdseligen Titel: Bruder! Schwester! Vater! Mutter! Tochter! Sohn! — Wären aber nicht Mann und Weib, so würden sämmtliche Bas-, Verwandt-, Vetter-, Sipp-, Nicht-, Neff- und andere Schaften in den alten chaotischen Backofen hinein stürzen.

Marktörtchen.

Aber durch das Eheleben entstehen Familien; aus Familien Nachbaren, aus Nachbaren eine Gasse, aus Gassen ein Flecken, aus Flecken eine Stadt, aus Städten ein Land, aus Landen ein Reich, aus Reichen die Erde, aus Erden die Welt, aus Welten das Paradies. Oede würde ohne dasselbe die Schöpfung, überflüssig die Sonne, unnütz fiele der Regen und ungelesen bliebe das Conversations-Real-Handwörterbuch. So aber mehrt sich das Korn mit dem Menschengeschlecht, wie die Dichter mit den Journalen. Kommen denn nicht hieselbst desto mehr paté's auf die Pfanne, je mehr sich Pasteten-Fresser regen? Oder trägt der märkische Sand nicht um so mehr Erdbeeren, je mehr Beeren-Sucher allda herum kriechen?

Fastenspeisen.

Was würde überhaupt aus den Tugenden werden, wenn Keiner da ist, der sie übt, Keiner, der sie predigt, an dem sie sich bewährt? Keine Kunst lebte auf der traurigen Erdenwüstenei, keine Oper veredelte die himmlisch geborne Seele, kein Engel spräche für uns ein gutes Wort und der Teufel hätte nichts zu beißen. Danieder lägen aller Gottesdienst, alle Kranken-Visiten und die ganze Diplomatik. Kein Professor liest, kein Scharfrichter wird geboren, kein Mönch kann mehr erben, kein Thronfolger trauern. Verschwunden wären der Fanatismus, der Jesuiten-General, die Oppositions-Männer, die Zeitungs-Theater-Rezensentchen; kurz, der ganzen Natur schiene es keinen Gott zu geben, weil das Herrlichste nicht da ist, welches von demselben erfüllt wird.

Mehlklöße mit Sardellen.

Und — horribile auditu! — die längsten — d. h. die schlechtesten — Hexameter oder sechshupfige Sylbenleimer gingen verloren, und keinem graduirten Scandirer dürfte mehr der Athem ausgehen bei so miserablem adonischen Schlußlauf, wie: „Modige Zeitschrift! welche daher lumpt! hol' dich der Krämer!" — Nur der Pentameter, mein Sohn, könnte jauchzen, daß er sich nicht mehr zu schämen habe, unnütz im Distichon stehend, nur seinem Vorgänger angekeilt zu seyn, nicht durch Sinn, sondern durch den Setzer.

Dito.

Aber der allweise und allgütige Schöpfer des Weltalls weiß, was er thut. Er hat nicht umsonst den Mann stattlich und unbeholfen gemacht — nicht umsonst das zarte, leicht bewegliche Weib ihm gegenüber gestellt. Unter allen Kreaturen findet der Adam keine angenehmere Unterhalterin; darum hegt er eine natürliche Zuneigung zum Frauenzimmer; dazu hat Gott in den Mann die Begierde gepflanzt, Fortdauerndes hervor zu bringen, daß sein Name ihm unabsterblich hinterbleibe. Aber des Mannes ewiges Gedächtniß sind Kinder, in denen er, wie ein mürber Käse, zu vielen Stücken zerfällt, deren jedes, außer der Töchter Mißgewächs, seinen Namen und sein Wesen weiter trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Unbekannte.

(Fortsetzung.)

Erst jetzt fühlte Nordheim, wie werth ihm Luzie geworden. Mit Eifersucht dachte er des jungen Mannes; gewiß hatte dieser sie bei irgend einer Gelegenheit schon früher gesehen und wußte nun die Mutterlose zu bethören, daß sie ihm folgte. Noch einmal besuchte er den Gottesacker, den Ort, wo ihr Bild sich so unauslöschlich in sein Herz geprägt hatte; aber jetzt war er ihm ein Ort geheimen Schauers. Melancholisch flüsterte der Wind in den Zweigen, die Todesstille unterbrechend. Verwelkt lagen die letzten Blumen, welche Luzie auf das Grab gestreut, und es war ihm, als ob auch sie, die schönste der Blumen, nicht mehr auf der Erde blühte. Das alte Schloß mit seinen Eulen und Fledermäusen, deren Unzahl erst jetzt von ihm bemerkt ward, die düsteren Mauern und dunklen Gemächer dienten nicht, Nordheims Schwermuth zu erheitern; und als am folgenden Morgen die ersten Strahlen der Sonne sich ergossen, kehrte er, nach einer zweimonatlichen Abwesenheit, in die Residenz zurück. — Begrüßt von Freunden und Bekannten, welche sich seiner Gegenwart freuten und ihn zu steten Zerstreuungen zogen, hätte er gewiß das Dörfchen und seine liebliche Bewohnerin vergessen müssen, und hatte beides zu vergessen gehofft; aber immer überraschten ihn die Erinnerungen. Jede ländliche Wohnung, der grüne Rasen, eine Trauerkleidung vor Allem weckte diese, und die schönsten jungen Frauenzimmer, die er sah, wurden mit der reizenden Luzie verglichen: doch Keine hatte so regelmäßige Züge, Keine dieses holde Lächeln des Rosenmundes, noch das schöne, seelenvolle Auge. Und ihre Anmuth, dieses ungekünstelte Betragen, mit dem sie Jedermann begegnete, vermißte er eben so sehr. Diesen Erinnerungen vereinte sich zu seiner Pein die Vorstellung: daß sie vielleicht jetzt unglücklich sey, und er bereute bald sein Schweigen, bald billigte er es wieder. Ein ganzes Jahr war so verflossen, und die erneuerten Anregungen, sich zu vermählen, hatte er unbeachtet gelassen. — Eine große Kaiserstadt zog um diese Zeit Viele durch eine wichtige Veranlassung in ihre Mauern; zu diesen Vielen gesellten sich Andere, die nur aus Neugier oder Hang zum Vergnügen diesem Zuge folg-

ten; unter den Letzteren befand sich Nordheim. Die immerwährenden rauschenden Feste der Residenz gewährten ihm jedoch eigentlich keinen Genuß; sein Herz sehnte sich nach dem stillen, reinen Frieden des häuslichen Lebens, aber es fehlte ihm an einer Gefährtin; diese erst konnte das schöne Bild seiner Phantasie zur Wirklichkeit erheben. — Bei einer der glänzendsten Versammlungen, zu der auch Nordheim eingeladen war, bemerkte er unter den zum Tanze sich Ordnenden eine junge Dame von seltener Schönheit. Seinen Augen nicht trauend nahete er ihr — es waren Luziens Züge, ihr schöner Wuchs. Ihre Kleidung war reich und geschmackvoll, und ihr Betragen bezeichnete sie als völlig heimisch in den Sitten und Gebräuchen der großen Welt. War sie es, war sie es nicht? die Frage quälte ihn drückend. Er erkundigte sich nach ihr; man nannte sie ihm als die Gräfin von Döben, ihr Gemahl lebte nicht mehr. Dieses Räthsel beschäftigte ihn lebhaft; er stand ihr so nahe, daß sie ihn nothwendig bemerken und erkennen mußte; aber gleichgültig glitt ihr Blick an ihm vorüber. Nordheim fühlte in dem Aufruhr, der sein Inneres durchwallte, die Stärke seiner Neigung; ihre Gleichgültigkeit zerriß sein Herz, und obwohl es ganz unwahrscheinlich schien, daß es Luzie seyn sollte, so überredete er sich doch schnell, es sey ihr verstorbener Gemahl, der sie ihm geraubt und mit ihr seinen Frieden. Ganz anders mußte sie im reichen Schmuck der festlichen Kleidung erscheinen, als im schwarzen Trauergewande; auch bringt der Zeitraum eines Jahres so manche kleine Veränderung im Aeußeren hervor. Nordheim schalt sich selbst einen Thoren um dieser Anhänglichkeit willen, die so schlecht erwiedert ward, und doch verwandte er kein Auge von der schönen Gräfin, und doch suchte sein Blick nur sie in allen nachfolgenden Tagen unter der Menge. Bald entdeckte er sie auf's Neue, und jetzt im Park am Arm eines stattlichen Jünglings. Sie gewahrte Nordheim, blickte nach ihm hin und deutlich vernahm dieser, wie sie ihrem Begleiter zuflüsterte: „Das ist er!“ — Auch dieser faßte ihn ins Auge und Beide sprachen leiser als bisher. Nordheim fühlte Bitterkeit, ihr Betragen empörte ihn tief; aber dennoch konnte er seine Liebe nicht überwinden, obwohl Haß und glühende Eifersucht ihn folterten. Zu eigener Qual verfolgte er sie, wie ihr Schatten, und ward sichtbar von ihr bemerkt. Eine Dame, welche sie oft begleitete, schien als Vermittlerin auftreten zu wollen, wenigstens gab sie Veranlassung zu gegenseitiger Annäherung. Nordheim benutzte ihre Winke und hörte, wie hingeworfen, äußern: daß er sich in das Haus der Gräfin dürfe einführen lassen. Mit Entzücken eilte er, diese Erlaubniß zu benutzen; doch nie traf er sie allein, nie fand er in ihren Worten irgend eine leise Andeutung auf ihr früheres Zusammentreffen und aus Bescheidenheit schwieg auch er. — Ein treuer Freund trat warnend an seine Seite; er nannte die Gräfin die gefährlichste Kokette, die alle Männer zu fesseln strebe, ohne selbst gefesselt zu werden. Nordheim selbst mußte und konnte so Manches an ihr nicht billigen, doch, dachte er der schönen Zeit ihres ersten Begegnens, so erwachte die Liebe mit neuer Stärke in seinem Herzen. — Er bewarb sich um ihre Hand, und die Antwort war nicht geradezu bewilligend, doch ward ihm nicht jede Hoffnung benommen. Mit froher Ungeduld eilte er eines Abends zu ihr, weil er zufällig erfahren: sie habe keine Gesellschaft bei sich, gehe auch nicht aus; diese günstige Gelegenheit wollte er benutzen und um eine baldige, glückliche Entscheidung seines Geschickes bitten. Er ward nicht vorgelassen, und als er, von Ungeduld getrieben, noch einmal einen Versuch wagte, erhielt er die Antwort: daß heute die Gräfin ihre Verlobung feiere, und zu diesem Feste nur der enge Kreis von Verwandten eingeladen worden. — Nichts von Nordheims Gefühlen in diesem Augenblick! Kaum bezwang er sich so weit, daß er, dem Anschein nach, ruhig sich entfernte; aber die Hölle tobte in seiner Brust. Zwei Tage verflossen ihm, wie ein nie endender, unseliger Traum; so ging er am dritten einsam, auf dem verborgensten Wege einher, und gelangte endlich auf die Straße, welche zu einem der Vergnügungsorte führte. Da flogen die scheu gewordenen Pferde einer Kutsche ihm entgegen; muthig griff Nordheim in die Zügel und brachte die wilden Rosse zum Stehen; der herab gestürzte Kutscher schlich herbei, er konnte, wenig beschädigt, seine Stelle wieder einnehmen, und Nordheim eilte zu den Damen, um ihnen seine Dienste an zu bieten. Die Gräfin Döben lag ohnmächtig in den Armen ihrer Begleiterin. Ueberraschung und Freude, ihr diesen wichtigen Dienst geleistet zu haben, stiegen in ihm empor. Ihr Verlobter war früher heraus gesprungen, für seine eigene Sicherheit besorgt; die Damen, welche es nicht gewagt, seinem Beispiele zu folgen, konnten seine Theilnahme nicht preisen.

(Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

In der Bibel-Uebersetzung von de Wette und Augustin findet sich (2tes Buch Samuel Kap. 22. V. 3.), in einem Gebet Davids, für Gott die Benennung: Mein Schlupfwinkel! — Ist die Uebersetzung richtig, so entstand vielleicht davon die Gewohnheit der Fürsten: die Angaben und Vorstellungen von Gott als Schlupfwinkel für ihre Plane zu betrachten.

Die gewöhnliche Anmahnung im Kriege: Freiheit oder Tod! — kann wohl nicht sonderlichen Muth anfachen, da man die Freiheit, in der Regel, nicht gefördert sieht, und den Tod — um nichts und wieder nichts — doch widerwärtig nennen muß. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Man erzählt sich hier eine eben so lächerliche als seltsame Anekdote. Ein Arzt soll nämlich vor 3 Jahren einem Lord aus Haß beständig nachgereist seyn und ihm so lange die unausstehlichsten Gesichter geschnitten haben, bis der Arzt für eine ungeheure Summe mit dem Lord den Kontrakt einging, ihn 5 Jahre mit seinen Fratzen nicht zu belästigen. Diese sollen eben nun vorüber und der Doktor auf dem Wege seyn, die Unterhandlungen zu erneuen. Das trägt in der That das Gepräge englischer Bizarrerie und es ließe sich kein unvortheilhaftes Spekulations-Geschäft hieraus machen. — Es liegt wohl ein nicht-uninteressanter Stoff zu einem Lustspiel in einer Begebenheit, die sich vor Kurzem hier ereignete. Ein Paar Liebende harrten schon längst auf die Erbschaft eines geizigen Oheims, der durch Krankheit im Unterleibe dem Tode nahe war. Es zeigen sich Spuren von Wahnsinn, der Oheim verschwindet und es wird gesagt: er habe sich ertränkt. Da kommt nach 8 Tagen der Plagegeist zurück; der ungeheure Schmerz seines Leibes — erzählt er — habe ihn, sich selber unbewußt, fortgetrieben, bis er nach einer ununterbrochenen dreitägigen Bewegung auf den Bergen Wiens sich besann, und gesunder als je heimkehrte. — Die kaiserliche Schwimmschule ist auch in diesem Jahre wieder geöffnet. Es ist wohl überflüßig, die außerordentlichen Vortheile der Schwimmkunst an zu preisen; aber vorzüglich leuchten diese in einer Hauptstadt, wie Wien, ein, wo Verzärtelungen der Kinder an der Tagesordnung sind. Es ist dem Zuschauer ein überraschender und (bei der großen Vorsicht) den Eltern ein tröstender Anblick, wie Kinder von 7 — 8 Jahren das fürchterliche Element kennen und gewandt überwinden. Die Oberleitung über diese Anstalt führt ein Major, die Meister sind erprobte Soldaten. Das Lokale selbst ist ein niedliches schwebendes Haus, mit bequemen Kammern und der größten Reinlichkeit ausgestattet. — Das hiesige französische Journal „le Spectateur" hört, dem Vernehmen zufolge, mit dem Beginne des Julius auf. Hätte man früher gewußt, was man nun erfahren: daß ein Hr. Coremans, ein Knabe von 16 Jahren, der die Mausbergerische Druckerei mit seinen Produkten seit einiger Zeit überschwemmte, hatte man gewußt: daß dieser einer der Redakteren jenes Blattes ist, so wunderte man sich schwerlich, hier und da eben so unbesonnene als thörichte und platte Ausfälle im schlechtesten Französisch auf deutsche Nationalität zu lesen. Wir rufen dem Sterbenden mitleidig nach: „O Erde, sey ihm leicht, er war es dir!" — „Die Weihe" von Gunz, kommt nicht zur Darstellung, weil — sie als militairisches Stück zu spät kommt. Viele wollen behaupten: sie wäre zu früh gekommen. — Auf einem Anschlagezettel des Theaters an der Wien las man neulich „Eine Elster" mitten unter den spielenden Personen aufgeführt, und Jemand kündete kürzlich in der Zeitung sein Werk „Ueber den Umgang mit Pferden" an. Wahrscheinlich hatte er Knigges „Ueber den Umgang mit Menschen" im Gedächtniß. — Auch Sermages „Reseda" zweites Bändchen ist erschienen. Ich hätte nicht Ursache, mein über das erste Bändchen ausgesprochenes Urtheil zu mildern, wenn nicht etwa die deutlich hervorgehende Sucht nach Originalität eine Aenderung der Meinung bewirkt; schwerlich wird aber die dem Dichter zum Vortheil gereichen. Bemerkenswerth sind aber dennoch zwei Dinge dabei: Ein Stückchen „Vater und Sohn" gleicht ganz den „beiden Klingsbergen", sowohl in Durchführung als Dialog, Anlage und Scenenreihe; dennoch steht auf der ersten Seite eine Entschuldigung, nämlich: daß der Verfasser sein Produkt eher geschaffen habe, als er die „Klingsberge" gelesen!! Das zweite ist: daß uns der Herr Graf mit allen Lehrern aus der Normal- und lateinischen Schule bekannt macht, die sein Genie groß gezogen. — Unser Grillparzer hat eine seltene und große Auszeichnung erfahren. Er bereiset schon gegenwärtig Italien im Gefolge des Kaisers von Oesterreich, und soll zum Sekretair der Kaiserin ernannt seyn. Grillparzer ist in der That eines jener Glückskinder, denen das Leben über ein reiches Gemüth seinen besten Sonnenschein aufgehen läßt. Was läßt sich von seinem Talent und Fleiß, nun durch einen solchen Vorzug gehoben, noch erwarten? — * —.

Eine Menge Pensionisten (sagt die schwedische Reichszeitung) sind aus dem Reglement der Pensionen ausgestrichen, weil sie die angewiesenen Pensionen seit 1815 unabgefordert gelassen haben. (Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama.) Da müssen die Leute kein Geld brauchen, oder die Pensionen sind so gering, daß man sie der Mühe nicht werth achtet. Lt.

Eine Zeitung, welche sich der ministeriellen Parthei ganz ergeben hat, sagte unlängst von andern Zeitungen: sie pflegten ihre Federn schlecht zu schneiden! — „Dir wird man dies nicht vorwerfen" erwiederte man ihr, „denn du erhältst deine Federn schon geschnitten!" (Independant.)

Nachdem die Drasinen und die schöne Circassierin nach London — gezogen wurden, Talma und Demois. Georges im Süden von Frankreich sind und selbst Potier abwesend ist, müssen sich die neugierigen Pariser an einer Kohlpflanze ergötzen, die auf einem besonderen Wagen aus Versailles ankam, und einen Stiel von 5 Fuß Höhe getrieben hat, welcher — in Gabelfläche — als eine gewundene Säule herausgeschoßen ist. (Gaz. d. Fr.)

Furcht und Zaghaftigkeit ist immer die Eigenthümlichkeit aller hervorstechenden Fähigkeiten; nur der mittelmäßige Künstler fürchtet sich nicht. Daher kam es auch, daß die so berühmt gewordene Mad. Mainvielle-Fodor, welche kürzlich aus Italien zurück gekehrt — wo man sie nicht anders als „la virtuosa di canto del secolo" genannt — gestern so zaghaft vor ihren Pariser Landsleuten auftrat, daß ihre Stimme bis gegen das Ende der Vorstellung merklich zitterte. (Constitut.)

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist gewiß für die Freunde der Finsterniß das größte Aergerniß von der Welt, besonders die Erfindung der Zeitungen. Ein Minister fragte unlängst einen Deputirten: „Wie finden Sie das, was ich eben abhandelte?" — „Sie redeten, wie Jemand, der vergessen hat, daß es einen Moniteur giebt!" erwiederte dieser. (Constitut.)

Napoleon verliebte sich einst in eine Schauspielerin, und bat sie zu sich. Die junge Schönheit, schon eine Theater-Königin, war von dieser neuen Ehre so ergriffen, daß sie sich alsobald des erhabenen Liebhabers Bildniß erbat. „Das soll Dir werden, mein Kind!" erwiederte der stolze Liebhaber, und überreichte ihr dasselbe in äußerst sprechenden Zügen auf — einem Zwanzig-Franken-Stück. (Journ. d. Par.)

Jean Bassi, aus Ancona, im Dienst des Vicekönigs von Egypten MahomedAli, hat unlängst die Entdeckung gemacht, den Salpeter durch eine ganz einfache Abdampfung zu erhalten. Dieser Prozeß, den die Hitze des dasigen Klimas sehr begünstigt, hat den Vortheil für das Land: daß man jetzt dort auch Pulver bereiten kann, wodurch Egypten nun nicht mehr von andern Ländern abhängig seyn wird, was sonst der Fall war. Dies muß für den jetzigen unternehmenden Vicekönig von manchem Erfolg seyn. (Constitutionel.) „Der Vortheil für das Land" wird wohl sehr problematisch bleiben!

Ein Bewohner von Liverpool hat kürzlich die Anzeige von seinem Bruder aus Juddal, auf der Küste des rothen Meeres, erhalten: daß Mungo-Park noch lebe, aber vom König von Tombuctu wegen seiner medizinischen Kenntnisse zurückgehalten werde. (Independ.) In den mündlichen Ueberlieferungen Mahomets heißt es: Was Zehen sagen, soll man glauben! — jene Nachricht ist schon vielleicht von zwanzig Personen gegeben, doch ist zu zweifeln, daß sie jetzt noch Gläubige findet.

Im Königreich Würtemberg zählt man 52,263 Civil-Offizianten. Man hat dabei die Bemerkung gemacht: daß zu den Zeiten, als Wien durch die Türken belagert ward, die deutschen Kaiser in allen ihren deutschen Staaten nicht so viel Soldaten zusammenbringen konnten. (Indep.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 11. Juni. 95stes Blatt.

Die Unbekannte.

(Schluß.)

Die Gräfin ersuchte jetzt Nordheim, sie zu begleiten, da sie noch immer für die wilden Pferde fürchtete, und er gehorchte. Sie sprach nicht, und er mußte sie die Treppen fast hinauf tragen, als sie bei der Gräfin Wohnung angekommen, so schwach befand sie sich. — Nordheim wollte sich sogleich entfernen und begegnete dem geretteten Bräutigam, dem Prinzen von **. Ein solches Zusammentreffen konnte nicht erfreulich seyn; auch war der Dank der Gräfin sehr lau gewesen, und die zuversichtliche Miene des Prinzen deutete klar, wie gewiß er ihrer Neigung seyn mußte, da er selbst nach diesem Vorfall keine Erkältung derselben befürchtete. — Nordheims Aufenthalt verzögerte sich noch eine Woche, obgleich der Boden unter ihm zu brennen schien. Er floh die Geliebte jetzt so ängstlich, wie er sie sonst gesucht und fühlte sich sehr unglücklich. Da begegnete ihm am Thore ein Reisewagen, und er hört seinen Namen von einer Stimme ausrufen, deren süßer Ton bekannt zu seinem Inneren drang. „Luzie!“ rief er — sie war es; das Schattenbild zerfloß wie eine schwache Nachahmung vor dem entzückenden Urbilde. An ihrer Seite saß der Jüngling, den er einst im Park am Arme der Gräfin gesehen; der Wagen flog davon, und Luzie beugte sich heraus, Nordheim noch einmal zu erblicken. Er eilte ihr nach, so lange er Athem hatte; dann gezwungen, langsamer zu gehen, verlor er nicht ihre Spur, überall fragte er um Nachricht von dem Weg, den sie genommen. So kam er auf die erste Post-Station, und von hier zu Wagen weiter eilend, erreichte er Abends jene Reisenden; aber sie verweilten nicht und Nordheim folgte ihnen in einiger Entfernung. Die Nacht war hell und schön, und rasch ging es weiter, bis der Wagen bei Tagesanbruch von der großen Heerstraße abwich und einen Seitenweg nahm. Nordheim sah sie ein einsames Landgut zum Ziel der Reise wählen; er selbst ging in ein nahes Wirthshaus. Der junge Mann kehrte allein zurück. — Mit hochklopfendem Herzen flog Nordheim jetzt Luziens Wohnung zu; allein der Verwalter, der dem Fremden entgegen kam, wies ihn zurück mit der kräftigsten Versicherung: es werde Niemand der Eingang verstattet. Umsonst stritt Nordheim sich mit ihm, und gewiß wär' er gewaltsam eingedrungen, hätte nicht das fest verschlossene Thor, neben welchem durch ein Fensterchen in der Mauer der Verwalter auf sein vielfaches Klopfen mit ihm stritt, die Unmöglichkeit bewiesen. Er ging endlich mit dem Entschluß: nicht von hinnen zu scheiden, ehe er Luzie gesehen und gesprochen. Als es finster geworden, schlich Nordheim am Gemäuer entlang, um zu untersuchen: ob er nicht dieses übersteigen könne. Da hielt eine Kutsche am Thore; es wurde geöffnet, und dem Wagen nach drängte sich Nordheim hinein; vielleicht hielt man ihn für einen Mitkommenden. Gleich darauf erschien Luzie, und als sie von dieser Seite Platz im Wagen genommen und der Schlag geschlossen ward, schwang sich Nordheim von der andern an ihre Seite, rasch und vom komplimentirenden Verwalter unbemerkt. Luzie

aber schrack zusammen und rief laut: „Wer ist noch mit?“ — Nordheim flüsterte ein leises: „Ich bin es!“ und der Wagen fuhr davon. — „Um Gotteswillen!“ bat sie, „sind Sie es, Nordheim? Wie kommen Sie hieher, und was ist Ihre Absicht?“ — „Die lauterste, die reinste!“ betheuerte Nordheim feierlich, und zog die kleine, schwanenweiße Hand an seine Lippen. Dann erklärte er ihr, zwar nicht in großer Ordnung — denn in seinem Inneren wogte zu mannigfache Leidenschaft, um ruhig zu seyn — seine Abentheuer und Wünsche, und bat auch sie um Aufklärung. — Luzie war die Stiefschwester der Gräfin. Ihre Mutter, gezwungen, die zweite Gemahlin des Herrn von Treud zu werden, ward durch ihres Mannes Eifersucht unglücklich und lebte, eines ungegründeten Verdachtes wegen, von ihm verbannt, mit sehr geringem Vermögen. Ihre Tochter erzog sie selbst, bis nach ihrem Tode der einzige Sohn der ersten Ehe Luzien abholte und zu der Gräfin brachte. Die blühende Schönheit der jüngeren Schwester erweckte den Neid der älteren, und bald entfernte sie Luzie aus ihrem Hause in eine Pensions-Anstalt, unter dem Vorwande, ihr eine bessere Ausbildung zu geben. Die Gräfin Döben war bösartig, gefallsüchtig, und trieb mit Nordheim, dessen Leidenschaft sie schon auf dem Ball bemerkte, ein grausames Spiel, nicht ahnend, daß nicht sie der wahre Gegenstand seiner Liebe sey. Sie wählte den Prinzen, der weder an inneren noch äußeren Vorzügen Nordheim erreichte, nur aus Stolz und Eitelkeit; aber ihr ward vergolten. Als nach dem Vorfall, bei dem sie Nordheim rettete, ihre Gesundheit litt, besuchte Luzie die kranke Schwester, und ward von dem Prinzen nicht allein bemerkt, sondern sichtbar der Braut vorgezogen. Die Gräfin eilte, das schuldlose Mädchen, das ihr wieder im Wege stand, zu entfernen, und ihr Bruder mußte sie auf ein Gut begleiten; von dort sollte sie allein, in einem ihr entgegen gesandten Wagen, zu einer entfernten Verwandten reisen. Aber der heftige, leidenschaftliche Prinz vergaß, als sie fort war, alle Rücksichten, und die beschlossene Verbindung ging zurück. — „Jetzt, theure, geliebte Luzie!“ rief der Ungeduldige, als sie geendet, „jetzt bedarf es keiner Worte, keiner Versicherungen mehr, um Sie von der Wahrheit, von der Innigkeit meiner Liebe zu überzeugen! Lassen Sie mich über die Entscheidung meines Geschickes nicht länger in der qualvollsten Ungewißheit!“ — Der leise Druck ihrer Hand, die er gefaßt, schien diese Qual von ihm nehmen zu wollen; aber so sehr ihn dieser Beweis ihrer Neigung entzückte, so mußte er volle Gewißheit haben, und mit süßen Worten schmeichelte er ihr das Geständniß ihrer Gegenliebe ab. — „Aber nun“ sprach endlich Luzie — als das Morgenroth den Himmel färbte und der überglückliche Nordheim aus den Träumen der schönen Vergangenheit und den süßen Hoffnungen für die Zukunft immer wieder zu der entzückenden Gegenwart zurück kehrte — „aber nun, Lieber! nun sagen Sie mir: ob wir uns noch weiter entfernen wollen?“ — Lachend erinnerte sich Nordheim erst jetzt der thörigten Fahrt, und bedauerte, nicht den Kutscher zur Rückkehr überredet zu haben. Dieser mußte halten, und war auch für gute Belohnung sogleich zur Rückkehr bereit. — Siehe, da kam ein großer Jagdzug, und Nordheim gewahrte seinen Landesherrn, der mit andern angesehenen Freunden der Jagd auf einige Tage die wildreichen Forsten eines reichen Güterbesitzers besucht hatte. Der Fürst war nicht wenig erstaunt, den Weiberfeind — an der Seite einer so wunderholden Erscheinung — auf einem Landwege zu finden, und Nordheim, dem sein Versprechen jetzt mit Felsenlast auf das Gewissen fiel, bat dringend um Gehör, das ihm sogleich gewährt ward. Entfernt von den Andern, deren bewundernden Blicken Luzie sich gern entzogen hätte, eilte Nordheim, kurz und kräftig die Begebenheiten dar zu stellen, und der gütige Fürst, welcher einsah, wie weit die Sache der Liebe schon gediehen und daß hier jede Einwendung zu spät komme, bot Luzien einen Platz in seinem Wagen an. So groß die Ehre war, sie und Nordheim hätten sie jetzt gern entbehrt. — Am Ende der Fahrt aber sprach der Fürst zu Nordheim: „Ich wünsche Ihnen Glück! Sie haben eine herrliche Wahl getroffen!“ — Und so sprachen auch die Bewohner seiner Vaterstadt, als Nordheim sein junges Weib heimgeführt hatte. Caroline Stahl.

Das Gastmahl der Ehe.

(Fortsetzung.)

Paradies-Vögel.

Auch das Weib ist nicht ohne gründliche Ursach so zuthätig, einschmeichelnd, liebäugig, mild, glatt und nett erschaffen. Wozu ist seines Angesichtes Schönheit, des Mundes Süße, der Haare Fülle, der Augen Feuer; wozu die weiche Hand, der linde Busen, die erröthende Wange; wozu die sanfte Geberde, die liebliche Stimme, der reizende Gang, der holde Gesang; wozu die ganze Liebenswürdigkeit und alles Honigliebliche, das ich lieber koste als beschreibe, wenn sich Niemand darin erlustigen soll? Warum haben die Frauen eine so natürliche Geschicklichkeit, den Mann zu bedienen und das Hauswesen zu besorgen? warum spielen sie so gern mit Puppen, Kindern, Liebhabern, Hündchen, Tauben, und schmiegen sich vertrauend an den schützenden Mann? warum wird von der männlichen Stärke die weibliche Blödmüthigkeit so sehr angezogen? — Da Jeder dies weiß, warum frage ich so viel?

Kalbsköpfe.

Wie dem Pferd durch das salzbestrichene Gebiß, so

hat der Schöpfer dem tugend- und demuth-übenden Weibe das Joch der unbändigen Männer versüßt. Sonst möchte schwerlich in der Frauen Herz die Lust eingestiegen seyn, Kinder zu tragen und sie auf zu ziehen. Darum soll der Mann alle die Wartung, die an seinen Impflingen ist angewandt worden, als ihm selber geworden aufnehmen, und mit Liebe gegen seine Ehegesellin erwiedern. So werden die Kinder nicht bloß das Pfand, sondern das Stärkemittel ehelicher Liebe, der Balken, der zwei Stockwerke fest hält, die Lautenhöhlung, worin der Saiten Harmonie zusammen tönt, der Eltern Wintermai, in welchem ihr Alter wieder blühsam wird. Sie stehen allda, wie die Spiegel seiner verlebten Jugend, ein lebendiges Abbild des Vaters, dem sie im Leben die Hoffnung gewähren von ihrem künftigen Wohlstande, und nach seinem Tode die Unsterblichkeit.

Junge Hühner mit Ei.

Und diese Kinder, Zierden des Hauses, Schutz dem Vaterlande, des Heeres Macht, des Staates Pfeiler, und meiner Werke Leser — wie liebt sie die Mutter, die sie so sauer geboren! wie freuet sie sich der Schößlinge ihres Leibes und weiset stolz die Ebenbilder ihrer Schönheit! Siehe, wie sie die Kinderchen auf dem Arme herum trägt, hüpfen läßt auf dem Schooße, an den Hals anlegt, wenn sie krank, sich über sie huckt, wenn sie müde sind; — wie sie den Schlaf mit offenen Augen verlacht, um dem Säugling die Brust zu reichen, oder sein zu pflegen, wenn er Zähne macht; — wie sie erträgt in Gelassenheit der Jungen Geschrei, und gleich der Bärin sie leckt, wenn sie sich gestoßen; sie gängelt, bis sie laufen können, ihnen „Vater!" vorsagt, daß sie sprechen und ihn erkennen sollen; wie sie ihnen lehrt das Händchen geben, Spitzmäulchen machen, elephantisch sich neigen, den Backen zum Kuß anbieten, auf dem Holz galloppiren, die Arme über den Kopf schlagen, hinter dem Tuche blinzeln, Choralsang pfeifen und die Leute necken!

Back- und Stockfisch.

Betrachte weiter, wie sie die Kinder beten lehrt, sie zur Kirche und nach der Schule schickt, ihnen allerlei Gebäck und Geneck in den Sack steckt, dem Schulmeister was spendet, daß er sie nicht streiche; — wie sie die Kleinen bekorallt, bemuschelt, behängt mit Kißchen und Kräutern und Talismanen. Sie kauft ihnen Pelz- und Spielgezeugs, Matrosen-, Turn- und Soldaten-Kleider; läßt sie ihre Lektion aufsagen, giebt ihnen Geld, schickt sie zu Gespielen, zum Tanz, in die Kirmeß, schützt sie gegen den väterlichen Zorn, sammelt ihnen Geld in der Sparbüchse, und — — mag ein Register-Famulus alle ihre Mühe und Noth herleiern und aufnotiren, so sie von der Kinderzucht hat!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Ueber die Schrift des Herrn Joh. Peter v. Hornthal „das Fest aller Deutschen" (erschienen im J. 1818), worin derselbe vom Bundestag begehrt: daß er den 18ten Oktober für ewige Zeiten als einen Feiertag festsetzen solle, sagt die „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung" (Nr. 75) Folgendes: „Herr v. Hornthal muß die Bundes-Versammlung für den personifizirten und verewigten deutschen Enthusiasmus oder das Material ansehen, welches das erlöschende Feuer unterhalten soll. Gut ist es noch, daß er die (nach seinen Vorschlägen) ruhenden Gewerbe nicht auf den Beutel Anderer verweisen, nicht die Art des feierlichen Gottesdienstes, die den Beutel der Kirchen leeren könnte, nicht die zu vertheilenden Preise bei Schulen, wo der Lehrer hungert (!?) nicht die Größe und Dauer der Freudenfeuer für holz- und brennstoffsarme Gegenden vorgeschrieben hat! Denn so würde er uns noch mit dem Leben, das er will, den Tod gegeben haben, der da anfängt, wo das Selbstleben aufhört." — Wohl wahr! Man sorge nur dafür, daß dem Volke das „Feü der deutschen Freiheit" dauernd als ein solches erscheint, dann wird die Feier nicht fehlen. In solchen Angelegenheiten ist Anordnung oder polizeiliche Bitte — man sieht dies bei Illuminationen — nur ein Mangel an Erleuchtung.

Die Universität Landshut hat kürzlich einen Mystiker, der durch Hände-Auflegen Wunderkuren verrichten will und während der kritischen Periode durch alle Kirchen läuft, um Segen zu seinen „Alfanzereien" zu erflehen, zum Doktor der Theologie ernannt. (Berliner Vossische Zeitung Nr. 63.) Ist diese Nachricht gegründet, so scheint es beinahe, als wolle man die Gewerbe-Freiheit auch unter den Doktoren einführen, und ohne Zögern den für einen Doktor halten, der nicht selbst sagt: daß er ein Narr sey; obgleich gerade dieser es durch vieles Erkennen erst erfahren haben könnte. Unter solchen Umständen wird man aber den Namen der Universität, welcher, der Sage nach, des „Landes Huth" bedeutet, wenig Ehre machen, denn das Land wird sich für ein Hüthen der Art bedanken. Man könnte dann richtiger diese Universität allegorisch für des Landes Hut erklären, zu dem der Kopf fehlt; wie er denn unter obigem Doktor-Hute, laut den Angaben, wohl sichtlich fehlen muß.

Fr. Wendel.

Gedanken.

Bakon sagte: das Geld ist ein guter Diener, aber ein schlechter Herr.

Die geistreiche Geoffrin pflegte zu sagen: man muß kein Gras auf dem Wege der Freundschaft wachsen lassen.

Ein guter Arzt rettet, wenn nicht immer von der Krankheit, doch von einem schlechten Arzte. (Jean Paul.)

Die Feder ist die Zunge der Seele. (Cervantes.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Prinzessin Josephine, die Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, hat sich den Anträgen des Königs von Spanien um ihre Hand beifällig erklärt. Gleich nach Empfang des Jaworts fertigte der deshalb hergekommene spanische Grand einen Kurier an den königlichen Bräutigam nach Madrid ab. — Im Theater sahen wir Hrn. Gern, vom Berliner Hoftheater, in den Lustspielen „die Quälgeister" und „der Geizige" als willkommenen Gast. Beide Male spielte er vor überfülltem Hause; im letzteren Stücke ward er gerufen, eine hier ziemlich seltene und darum desto ehrenvollere Auszeichnung. Daß Hr. Gern den Willen hat, den verewigten Iffland zu kopiren, ist unläugbar; und eben so wahr, daß er dieses herrliche Original viel mehr erreichen würde, wenn er weniger dehnte, weniger wiederholte, rascher spielte, und nicht komisch seyn wollte. Der Komiker, der sich zum Spaßmachen zwingt, geht vor dem prüfenden Auge unter. — In andern Orten, hören wir, äußert sich die Albernheit der Standesunterschiede sogar auch im Theater; so soll z. B. ein Hauptmann es anderwärts unter seiner Würde halten, mit der Frau Hauptmännin in das Parket zu gehen, er muß im ersten Range paradiren. Ueber solche Erbärmlichkeiten lachen wir hier; in unserem Parket sitzen Oberste, Grafen, Geheime Räthe und andere ehrliche Leute, und bleiben darum doch, was sie sind. Wo sollen wohl, wenn im ersten Range die Hauptleute und die Hofräthe sitzen, am Ende die Minister und Feldmarschälle hin? Entweder die Hauptleute und die Hofräthe sind dort sehr reich, daß sie nicht wissen mit dem Gelde wohin? oder die Preise der Logen im ersten Range sind zu niedrig; dieser Mißstand ist eigentlich auch hier. Wenn ein Sekretair 12 Gr. für seinen Platz im Parterre zahlte, sollte der Gesandte für den seinigen im ersten Range wenigstens 5 Thaler (?) geben müßen; wollte er das nicht, so wäre ihm unverwehrt, sich mit in das Parterre zu setzen. — Eine der lobenswerthesten Einrichtungen findet in unserer Armee schon seit geraumer Zeit statt, die, wo sie noch nicht eingeführt ist, allgemein nachgeahmt (!!) zu werden verdient; ich meine den Unterricht der Soldaten durch Subaltern-Offiziere. Erstere lernen, wenn sie aus ihren Dorf- und Stadtschulen nicht bereits die nöthigsten Kenntnisse mitbringen, lesen, schreiben, rechnen, deutsche Aufsätze machen, vaterländische Geschichte und was ihnen von der Theorie des Kriegswesens zu wissen nützlich. Zu diesem Unterrichte, der bei schon erwachsenen, oft sehr vernachläßigten jungen Burschen zuweilen sehr mühsam wird, wählt man die gebildetsten Lieutenants, weswegen diese sich auf ein vorzugsweises Avancement Hoffnung machen dürfen. Auf diesem stillen Wege werden dem Heere brauchbare Unter-Offiziere und dem künftigen Geschäftsleben im bürgerlichen Verhältniß mehr unterrichtete Bauern und Bürger zugeführet, und so die Intelligenz, die Empfänglichkeit für den Werth des Wißens unter dem großen Haufen unglaublich verbreitet. Die nur günstigen Folgen dieser Anstalt sind gar nicht zu berechnen. Wo vielleicht anderwärts die jungen Offiziere ihre müßige Zeit mit der Langeweile tödten, und in der Friedens-Garnison das sind, was der Ofen in der Sommerstube, da theilen hier dieselben ihre Kenntnisse, in denen sie sich selbst bei dem Unterrichte noch mehr begründen, den Soldaten mit, und mindern auf diese löbliche Weise die großen Nachtheile der stehenden Armeen. K.

Ein englischer Geistlicher, Dr. Ormsby, erzählt folgende Anekdote: Ich war in Valenciennes, als, während des Achner Congresses, die prächtige Heerschau daselbst gehalten wurde. Ich staunte, ich bewunderte. Neben mir stand ein alter Franzose und lachte ironisch. „Worüber lachen Sie?" fragte ich ihn. — „Darüber" war die Antwort, „daß heute Bonaparte einen Festtag hat." — „Wie so?" fragte ich weiter. — „Sehen Sie diesen Prunk und diese Heere — und bei dem Allen erschrickt doch die ganze Welt noch vor dem kleinen Mann in St. Helena und hat ihn an den nackten Felsen gefesselt, damit er sie nicht Alle in Angst jage." (Morn. Chron.) Von Schreck und Angst ist wohl keine Rede; man will aber im Frieden — Heerschau halten.

Der Engländer bemerkt Alles, vergleicht Alles, spottet über Alles. In Paris schlug ein Pferd Lord Castlereagh, den Staats-Secretair für die auswärtigen Angelegenheiten; in London schlug ein Pferd Lord Sidmouth, den Staats-Secretair für die inneren Angelegenheiten. Ein Spaßvogel machte auf diesen zufällig zusammentreffenden Umstand folgendes Sinngedicht:

> Castlereagh und Sidmouth tragen
> Auch am rechten Ort den Lohn
> Von der Administration;
> Beide wurden wund geschlagen
> Von der eignen Rosse Huf.
> Nemesis, auf deinen Ruf.
> In dem Ausland, in Paris,
> Jener, der im Ausland schaltet;
> Und im Land — das nie ihn pries —
> Dieser, der das Haus verwaltet. (Morn. Chron.)

Eine Irländerin klagte gegen ihren Entführer. Unter den Zeugen trat auch ein Geistlicher auf, der das Paar **getraut** hatte. Die Klägerin blieb aber dabei: sie sey entführt; doch gab sie zu, daß sie könne getraut worden seyn; von einer Heirath sey ihr aber ganz und gar nichts erinnerlich. (Morn. Chron.)

Der Prinz-Regent will eine Ehrengarde ungarisch uniformiren. Der Fürst Esterhazy hat ihm zwei Schneider aus Ungarn mitgebracht, welche ihm eine Menge schön gestickter Uniform-Proben vorgelegt haben. (Morn. Chron.) Ob ihm dafür das Parlament eine Dank-Adresse oder ein Patent geben wird?

In einem unserer Morgenblätter stand vor einiger Zeit eine Theater-Kritik über „Othello". Nach einigen Bemerkungen über das Stück erwähnt sie die Schauspieler. Kemble als „Mohr" wurde erhoben; Cooke war ein sehr mittelmäßiger „Jago"; aber C. Kemble als „Cassio" unvergleichlich und unübertreflich. Es fand sich aber am folgenden Tage, daß wegen einer Unpäßlichkeit, die — den mittelmäßigen Cooke befallen hatte, das Stück — nicht hatte gegeben werden können. (Courier.) Die Rezension war vielleicht von der sorgsamen Theater-Direktion schon vorher so bestellt; denn man hat Beispiele, daß Direktionen käuflichen Werkzeugen — die nur Verdienst im Beutel für etwas gelten lassen — vorschreiben: was gelobt oder getadelt werden soll. Diese Schleicherei nennt man: das Publikum — stimmen.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 12. Juni. 96stes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Vierter Februar-Dienstag.

Bedeutsamkeit der Milch bei den Koosa.

„Wirf das Brod nicht auf die Erde und tritt die Gottesgabe nicht mit Füßen!" — so hörten wir heute, da wir zusammen an dem geöffneten Fenster in dem schon wohlthuenden warmen Sonnenschein standen, eine vorübergehende Bäuerin zu ihrem derben Jungen sprechen, den sie an der Hand führte, und der, nachdem er sich voll gesättigt hatte, die Brodrinden auf den Boden warf. — „Es ist das ein wahres Wort" sagte ich, „hervor gegangen aus der tiefen Scheu eines frommen Gemüthes, und so heiliget der große und allgemeine Segen eines Nahrungsmittels den Gebrauch desselben." — „Und wohl mit Recht!" sagte der Oheim. „Wie müßte nicht das, was in unserem sinnlichen Leben eine solche Wichtigkeit für uns besitzt, auch in unserem geistigen Seyn eine gewisse Bedeutsamkeit für uns gewinnen? Brod ist uns nicht allein das erste und nothwendigste Lebensmittel, dessen Genuß uns, obgleich wir ihn täglich wiederholen, nicht allein nie zuwider wird, sondern das wir auch als eine Zukost zu andern Speisen nöthig erachten, und nach dem wir überhaupt jede Mahlzeit ein Morgen-, Mittag- oder Abendbrod nennen. Ja, wir beten um das tägliche Brod, als den Inbegriff von allem zum Leben Nothwendigen, und wer dieses besitzt, von dem sagen wir: er habe sein Brod." — „Ist es doch sogar" bemerkte ich, „für uns Symbol des höheren geistigen Gespeisetwerdens bei der heiligsten Weihe des Lebens, und der, durch den wir diese Speisung des tieferen Lebens in uns empfangen, nennt sich selbst das Brod, das vom Himmel kommt." — „Alles dies" sagte der Oheim, „fiel mir neulich ein, als ich die Beschreibung der Koosa las, und was ist natürlicher, als daß mir nun auch jenes Volk wieder in die Erinnerung kommt, bei dem die Milch die Stelle unseres Brodes nicht allein in dem täglichen Leben, sondern auch in seinen sittlichen Begriffen und seiner symbolischen Andeutung vertritt." — Ich fragte: was es mit den Koosa für eine Bewandniß habe? — und nun erzählte er mir von diesem schönen und kräftigen Kafferstamm auf der Südostküste der Spitze von Afrika, über die wir, wie er bemerkte, den Herren Lichtenstein und Alberti so interessante Nachrichten verdanken. — „Die Koosa oder Kausa — sagte er — sind Menschen, deren ganzes Leben an ihre Heerden gebunden ist, in denen sie ihre Beschäftigung, ihren Besitz, ihren Lebensunterhalt und ihr Vergnügen finden. Daher lieben sie denn auch ihre Heerden über Alles, kennen jedes Stück derselben genau nach seinen Eigenschaften, und das für das Ohr eines Kaffern sich angenehm unterscheidende Geblöke einer Kuh kann denselben so entzücken, daß er deren Besitz weit über den Werth bezahlt, und nicht ruht, bis er zu demselben gelangt ist. Die Ochsen richten sie zum Tragen und Reiten ab; besonders bedienen sich die Oberhäupter derselben zu dem letzteren Gebrauche, so wie sie auch ganze Heerden von Stieren allein zur Pracht und zu dem Beweise ihres Reichthumes haben. Diese sind gewöhnlich sehr wild

und unbändig, und so abgerichtet, daß sie auf ein gewisses Geschrei auf den, der es macht, losrennen, wobei dann ein Ruhm darin besteht, dem Zertreten- und Zerstoßenwerden bei einem solchen Angriff auf das behendeste aus zu weichen. — Kuhmilch ist ihre Hauptnahrung, die theils frisch, theils sauer genossen wird, oder die sie mit einer Art Hirse, die sie bauen, kochen, oder auch daraus einen Teig kneten, den sie in warmer Asche zu Kuchen backen. — Wie aber die Wartung und Behandlung des Rindviehes die Hauptbeschäftigung des Hausvaters ist, so wächst der Sohn früh in dem Dienst der Heerde auf, und erhält von dem jungen Vieh, womit sie sich vermehrt, einen Theil zu seinem Lohne. Diese kleine Heerde, die er sich so erwirbt, wird, wenn er Mann geworden, durch ein Geschenk des Vaters vergrößert, und der erste Gebrauch, den er davon macht, ist, daß er eine Anzahl von Vieh verwendet, um sich eine Frau zu kaufen. Ist er wegen des Handels mit seinem zukünftigen Schwiegervater einig, so besteht der eigentliche Akt der Verbindung darin, daß die Verwandten des Bräutigams der Braut ein Gefäß mit Milch überreichen, mit dem Bemerken: daß dies Milch von den Kühen des Bräutigams oder seiner Familie sey. Hiervon durfte die Braut nicht trinken, so lange ihr Bräutigam sich um sie bewarb; nun trinkt sie davon und gehört ihm an. Alle Anwesenden erheben ein Freudengeschrei, fangen an zu tanzen, und rufen wiederholt: „Sie trinkt die Milch! Sie hat die Milch getrunken!“ — Aber wie bei Schließung der Ehe, so ist die Milch von gleicher Bedeutung bei der Trennung derselben durch den Tod eines der Ehegatten. Ist nämlich ein Koosa dem Tode nahe, so entfliehen alle seine Verwandten; nur seine Frau bleibt und erweist ihm die letzten Dienste. Nach seinem Tode läßt sie unbekümmert seinen Leichnam den Hyänen zum Raube (die deswegen auch heilig gehalten und nimmer getödtet werden), und begiebt sich mit einem Feuerbrande von dem, neben dem Todten brennenden Feuer, an einen andern, einsamen Ort, wo sie abermals ein Feuer anzündet. Wenn es Nacht geworden, kommt sie heimlich, verbrennt die Hütte, die sie vormals mit ihrem Mann bewohnte, und kehrt dann in die Einsamkeit zurück, in welcher sie sich einen ganzen Monat lang in völliger Abgeschiedenheit (ein Wittwer bei ungefähr derselben Trauer nur einen halben Monat) aufhält, und während dieser ganzen Zeit von Wurzeln und Beeren lebt. Sodann reinigt sie sich mit Milch; die Kuh aber, von welcher diese genommen ist, wird nicht wieder gemolken, auch nicht geschlachtet, sondern als unrein ihrem natürlichen Tode überlassen. Des andern Tages schlachten die Verwandten ein Rind, essen mit ihr von dem Fleische und geben ihr das Fell, um sich davon einen neuen Mantel zu machen; dann baut sie sich mit Hülfe ihrer Schwäger und Schwägerinnen eine neue Hütte und nimmt wieder Theil an dem geselligen Leben. — So ist bei diesem Hirtenvolke die Milch, das Hauptnahrungsmittel, zu hoher symbolischer Bedeutung gelangt. Das Trinken der Milch ist der Akt, durch welchen die Weihe des Mädchens zur Frau bezeichnet wird; kein Unreiner darf sie genießen; man reicht sie ihm wieder dar, wenn er für gereinigt erklärt werden soll; so wie er sich den Mund damit ausspühlt, ist seine Reinigung vollendet; die Kuh, deren Milch die Wittwe nach vollendeter Trauer wieder genießt, wird dadurch unrein und auf sie geht die Unreinheit über.“ — Wenn aber so — dachte ich — bei den Völkern überall mehr oder minder die tiefe Seite hervor tritt, indem sie sich vorzugsweise eines Gegenstandes aus dem sichtbaren Leben zur Weihe, Reinigung und symbolischen Darstellung für das unsichtbare, ewige Leben bedienen — wie müßte nicht für den, der ganz mit dem Göttlichen erfüllt ist, auch das ganze äußere Leben mit allen seinen Handlungen und Gegenständen nur zum Symbol einer herrlicheren, in ihm geschauten Welt und das ganze Erdenreich zum Bilde des Himmelreiches werden! — ...

Das Gastmahl der Ehe.

(Fortsetzung.)

Trockenes Tischgespräch.

Unterdeß der Registrator für die Moral seines Professors das Pflichten-Alphabet ordnet, will ich Dir, mein Sohn, über die Sitten der Junggesellen ein Tischlied vorsingen, getreulich wie Claus Narr jun. es gedichtet, und nach der Weise des seligen Nasischneuzerius:

Der Fremde.

Sancta Majestas! welch greulich Spektakel!
Glaub schier, ich sey im Kloster-Conakel,
Wo sich die Vaters die Bäuche anfressen,
Dirnen beseligen mit den Karessen,
Lohnend mit dem, was sie Dummen entpressen.
Quid? Ihr müßt Tische und Bänke zerschmeißen
Und euch die Hosen par Force zerreißen?
Laßt das Parforce den Krieges-Agenten:
Daß sie die Sündengewinne erjagen,
Und mit ihren Höllen-Talenten
Schlingen der Magern Fleisch in den Magen!
Sagt, wozu soll das verdammte Gesauf?
Habet ihr, Fresser, nicht schon vollauf?
Müsset ihr nun noch die Hefen genießen?
Heus, wie werdet das Tollen ihr büßen —
Das ihr doch gar nichts für Jenseits gethan,
Wann der Stündlein letztes wird nah'n!
Fort ist der Franz und der Schüssel Genüsse —
Fort der Taback und der Mädchen Geküsse —
Und es kommet der Satanas mit —
Dentiumque stridor et fletus erit.

Der Voresser.

Ey! Der schwatzet wohl gar vom Beten?
Wird wohl der Herrgott was Neues da löthen,
Wie Deputirte so oft für Moneten?

Fort, sag' ich, mit des Gesangbuches Wisch!
Nicht mehr vonnöthen ist Segen nach Tisch —
Selber beherrscht der Mensch den Planeten,
Kann bei sich selbst sich bedanken, sich loben,
Alles von unten — Nichts kommt von oben.

Der Fremde.

Klappert ihr demokratisch mit Scherben,
Euch die Nasen noch röther zu gerben?
Müßt ihr aus Tollsinn Händel gebären,
Eigen gesucht zum groben Erklären?
Daß entbrannt ihr euch schreit in die Ohren:
Morgen einander den Leib zu durchboren?
Habe den casum im Voraus gesehen!
Donner, da muß dem die Gall' übergehen,
Soll das Duell nun rasend entscheiden:
Wer am wenigsten Recht hat von Beiden.

Der Voresser.

Weg aus dem Weizen, du müßiges Kraut!
Muset die Mode, die Ehre nicht laut,
Daß man dem Sohne den Schädel zerhaut,
Wenn er das Maul hat schiefer verzogen?
Mögen die Alten, um Freuden betrogen,
Kinderlos jammernd zur Grube versinken:
Thät renommistisch der Degen doch blinken!

Der Fremde.

So ist's immer in mundo gewesen,
Wie wir in Schocken Folianten noch lesen.
Ein Narr macht gar Viele zu Narren;
Fegen die Großen — die Kleineren karren.
Auch dem Herrscher nur — Fäuste entflechten
Des Diplomatikers Wirrwarr von Rechten. —
— Doch die Plebejer sind nur zum Lachen,
Wenn sie vom eig'nen Spektakel erkrachen:
Hauend gewaltig in Lüften umher,
Macht man lumpigen Nägelverkehr,
Und wenn als Held und als Mensch man gehackt,
Giebt's zur Versöhnung Bischof-Extrakt.

Alle (la[illegible]).

Wenn wir als Held und als Mensch nun gehackt,
Saufen wir Wein, nicht Bischof-Extrakt!

Der Fremde.

Wisset ihr gar von nichts Beß'rem zu schwatzen,
Als von Schnaps und ähnlichen Fratzen?
Kommt Aesthetikern reichlich das Fluchen,
Während man mühsam muß Höflichkeit suchen?
Schöne reformatorische Zeiten,
Wo sich um Grobes die Grobians streiten;
Nur von der Bühne Moralen verbreiten,
Haschen nach Schein, und Schatten erbeuten!
Reinigt nur zu libros classicorum!
Ladet Jean Paul und Thümmel vor's forum;
Lehret auf undeutsch deutsches Befehden —
Werdet noch gröber wie Einnehmer reden!

Der Voresser.

Du parodirst wohl nach zehen Geboten?
Einzieh', Gesell, die moralischen Pfoten.
Kehret euch nicht an den Sitten-Zeloten!
Wer von euch, Burschen — zum Schweigen gezischt,
Weil er's obscüre hat feiner verwischt —
Grimmigst fluchend die Flasche zerschellt:
Der weiß zu leben, hat neueste Welt.
Denn wir sind Jugend-Erzieher, nichts weiter;
Glückt's pädagogisch nicht, wird man — Bereiter.

Alle.

Ja, wir sind Jugend-Erzieher, nichts weiter,
Glückt's pädagogisch nicht, sind wir Bereiter!

Der Fremde.

Weh! was ist von dem Kerl zu erwarten,
Der mit den Schürzen, in Schmäusen und Karten,
Schwelgend den goldenen Pfennig verlumpt,
Auch hinterdrein vom Conditor noch pumpt,
Und dann, nicht wissend woher und wohin,
Tröstet mit baldigem Lottogewinn! —
Daraus erwachsen die Bankeruttmacher,
Kaufend die eignen Papiere mit Schacher,
Die in Ressourcen wohl schamlos verzechen,
Was sie der Armuth, dem Fleiße abbrechen.
So ruht Fluch auf den Menschengesetzen!
Kann man die Schandthat formell nicht beweisen,
Nur die Güte der Richter lobpreisen,
Dürfen das Heiligste Schufte verletzen. —
Verum mi Deus, was hilft lamentiren?
Plebs bleibet roh, ich mag persifliren,
Oder sie gut literarisch traktiren —
Will kein Frommer vor Aerger krepiren,
Muß er hübsch bald von der Kanzel marschiren!

Alle.

Sehet, er will nicht vor Aerger krepiren,
Muß nun stracks von der Kanzel marschiren!

Den Titel und die Melodie will ich Dir nach Tische mittheilen. — Jetzt zum zweiten Gange!

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

In Spanien werden alle Fündlinge für adlich erklärt, aus Furcht: man könne einen Edelmann zum Bürgerlichen machen; welches übrigens nicht aus dem Charakter fällt, da der Erb-Adel, genau betrachtet, ganz und gar zum Fündlings-Wesen gehört.

Auf einem Grabe für zwei Kinder (Geschwister, welche zu derselben Zeit starben) sah' ich sie in Stein gebildet, wie sie sich bei der Hand erfassen; und las die Inschrift:

Auf Erden ist nur Gram zu sehn,
Drum wollen eilend heim wir gehn.

Wir haben jetzt in Deutschland Schriftsteller, die ihre Gegner nur darum todt kritisiren wollen, weil sie nicht die Macht haben, ihnen, wie ein türkischer Kaiser, die Schnur zu schicken. Th. Laurin.

Reim dich, oder ich freß dich.

Diese Herzenserleichterung geängstigter Dichter ist bekannt genug. An das eigentlich Charakteristische jener Kraftworte aber hat vielleicht noch Niemand bisher gedacht. Warum sagt man nämlich nicht auch: „Reim dich, oder ich sauf dich!" — Darum: weil die Dichter von jeher immer nur Wein besungen, aber Wasser getrunken haben, und weil sie also gleich voraussetzen konnten, daß die dem Reim widerstrebenden Worte vor dem Wassertode sich nicht fürchten würden, insofern sie nämlich merkten, daß ihre poetische Bestimmung wässeriger Natur sey. Richard Roos.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. In einer, hier wöchentlich vier Mal erscheinenden Zeitschrift, „Nachrichten von und für Hamburg" las man am 2ten Juni folgende lächerliche Theater-Anzeige eines Winkeltheaters, das sich jede Lächerlichkeit erlaubt, um alle Arten von Zuschauer an sich zu locken: „Heute Mittewoch den 2ten Juni: Der Kuß und die Ohrfeige, ein Spiel in Versen, in einem Acte von C. Schall. Hierauf zum Zweitenmale: Roderich und Kunigunde, oder der Eremit auf dem Berge Venzzo, oder Tyrannenwuth und Leibesqual, oder die triumphirende Unschuld. Ein dramatisch-musikalischer Gallimathias, als Parodie aller Rettungskomödien in 2 Acten, nebst einem Vorspiel von Castelli. — Die Musik ist von verschiedenen Meistern. Mit verschiedenen Decorationen geziert, mit Gefechten und Evolutionen aufgeputzt, durch einen Tirannen und grausamen Räuber schauerlich, durch eine heimliche Ehe interressant gemacht, und endlich durch ein Gewitter und diverse Blitze erwärmt." — Dieses Theater, welches seinen Musentempel in einer entlegenen Fuhrmannsgasse, der Steinstraße, aufgeschlagen hat, zeichnet sich durch dergleichen seltsame und unvergleichliche Annoncen sehr oft aus. Junge Autoren dieser Stadt benutzen es, ihre Erstlingsproducte von demselben aufführen zu lassen, auch ist jede Neuigkeit, sie sey auch noch so schlecht, hier sehr willkommen. Neulich führte die — verehrliche — Direction dieses Theaters einen förmlichen Krieg mit einem Herrn Behrmann, der ein Schauer- und Trauerspiel, „Claus Störtebecker" gedichtet hat, welches er dem hiesigen Stadttheater übergab, wo man es dann einige Male, aber ohne sonderlichen Beifall, aufführte. Das Theater in der Steinstraße hatte sich auch einen halb ähnlichen, halb gänzlich dem des Herrn B. unähnlichen Störtebecker angeschafft, den es zum Verdruße des Autors fortwährend gab; als Herr B. — wohl unberechtigt und unklug — sich hierüber beschwerte, nahm sich die löbliche Gesellschaft des Neben-Theaters vor, am Abende, wo auf dem großen Theater der Claus Störtebecker gespielt ward, dieses auf die erbärmlichste Weise aus zu pfeifen, womit der Anfang auch gemacht ward. Der Curiosität wegen besuchen Viele dieses Theater oft, wo alles ohne Zwang abgeht; indem die Herren mit brennenden Cigarros und thönernen Pfeifen ohne Scheu erscheinen dürfen. — Vor mehreren Jahren hatte eine Wittwe, welche sich der Thalia und Melpomene vorzugsweise geweiht hatte, ohne je selbst irgend anders als in der Küche ihrer Restauration — sie war Gastwirthin — handelnd aufgetreten zu seyn, ein gleiches Theater auf dem Kamp errichtet, wo zu Anfange nur Schuster- und Schneidergesellen nebst ihren Dulcineen spielten, woraus aber hernach das Apollo-Theater entstand, indem die Gesellschaft sich nach und nach verbeßerte; daß aber der erhabene Musengott seinen Tempel nicht aufrecht erhalten konnte, werden Sie wissen. — Die Trümmer dieses verunglückten Unternehmens sind nun von der genialen Wirthin, die man hier unter dem Namen der Wittwe Handje kennt, wieder zum Bau eines neuen Theaters benutzt worden. Die Veränderung des Orts wird keine Veränderung des Schicksals nach sich ziehen; wie ich zu urtheilen wage, und die Steinstraße wird gewiß eine eben so eclatante Niederlage sehen, wie früher der Kamp und die Drehbahn. Man bedroht uns auch wieder mit einem französischen Schauspiel, indem ein Mr. Trutat, dramatischer Künstler, eine neue Bühne hier errichten will; dann haben wir vier (!) bestehende Bühnen, oder eigentlicher — nicht bestehende, denn das Theater in der Steinstraße und das am Kreuzwege in der Vorstadt St. Georg sind in beständigen Todeskämpfen begriffen; das neu errichtete französische würde ohnfehlbar das Loos dieser beiden theilen. — Nächstens über unsre Journalistik und von den Bühnen nur das Hauptsächlichste, denn Sie scheinen mir von breiten Theater-Nachrichten kein großer Freund. — * —. (Eingesandt; — ich denk' aber, vielen Lesern sind solche Mittheilungen, die etwa nur ein örtliches Interesse gar zu breit berühren, auch zuwider. D. H.)

Im Frühjahr 1787 kamen norwegische Bauern nach Copenhagen, um sich über eine neue Auflage zu beschweren. Sie wurden zur Audienz gelassen, und der König fragte sie mit der ihm eigenen Leutseligkeit: „Nun; was verlangt Ihr, Kinder?" — „Vater" — erwiederten die Bauern — „wir wünschen nur, daß Du von uns nichts verlangen sollst!" (Indep.)

Die Barbaresken im Mittelländischen Meere sind gegen die schwedischen Schiffe so höflich, daß sie, sobald sie die schwedische Flagge aufziehen sehen, gar nicht an Bord kommen, sondern ganz freundlich salutiren. (Indep.) Sie werden sich damit wohl für den Tribut bedanken!

Kürzlich traf der französische Legationssecretär von der Gesandtschaft in den nordamerikanischen Staaten zu Havre ein, und obgleich das Schiff in Quarantaine gelegt ward, durfte er doch ungehindert nach Paris reisen. Man fragt sich nun: ob er Depeschen oder das gelbe Fieber mitgebracht habe? (Indep.)

Unlängst war ein Capitän zu Brest auf sonderbare Art ums Leben gekommen, und der Pfarrer verweigerte seine Gegenwart bei der Begräbniß-Feierlichkeit. Die Civil- und Militär-Behörden verordneten aber eine feierliche Beisetzung, und ein Beamter des Maires, ein Polizeicommissair und viele Offiziere waren im Leichen-Gefolge. Das Volk machte dabei die naive Bemerkung: daß dieses, mehr als gewöhnlich feierliche Begräbniß weit wohlfeiler sey als ein sonstiges, weil die kirchlichen Gebühren dabei erspart wurden. (Constit.)

Der junge Gugel, von 11 Jahren, und der junge Larsonneur, 8½ Jahr alt, lassen durch ihre Talente fast glauben, es sey wirklich wahr: „Es giebt keine Kinder mehr!" (Independ.) Oft macht man späterhin an solchen Früh-Talenten die Bemerkung: daß man Virtuosen im Kindischen erzeugte.

Ein Dr. Treßen hat zu Scheveningen in Holland einen Versuch gemacht, Stricke oder Leinen vermittelst einer Mörserkugel ins Meer hinein zu schießen, um verunglückte Schiffe zu retten. Der Versuch glückte vollkommen. Die erste Kugel mit ¾ Pfund Pulver abgeschossen, warf den Strick 1476 Fuß weit. Nachher wiederholte man den Versuch, und der Strick riß nicht ein einziges Mal. (Indep.)

Beilage: Bemerker No. 6. u. Blatt d. Ankündigungen No. X.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 14. Juni. 97stes Blatt.

Krönungs-Patent eines Dichters.

Bekanntlich sind mehrere Dichter von deutschen Kaisern und von Päbsten gekrönt worden. Unter den französischen Königen ist aber meines Wissens Ludwig XII. der einzige, der diese Ehre einem Dichter erzeigt hat. Ich vermuthe dieses daher, weil der Abbe du Resnel, der eine eigene Abhandlung über gekrönte Poeten geschrieben hat (Mémoires de l'Academie des belles lettres, T. X. p. 507.), dessen sonst erwähnt haben würde. Ludwig XII. ging, nach Abschluß der Ligue von Cambray, nach Italien, gewann in Person die Schlacht bei Agnadel, und machte sich zum Herrn von Brescia. — Hier trat der damals ausgezeichnete Dichter Quintianus Stoa in seine Dienste, und Ludwig setzte ihm nicht nur selbst die Krone auf, sondern ließ auch ein eigenes Patent darüber zu Mailand in lateinischer Sprache ausfertigen. Ohne mich genau an den Kanzleistyl zu binden und die Weitschweifigkeit des Originals bei zu behalten, ist der Sinn im Deutschen dieser:

„Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Herzog von Mailand rc. Zu einem ewigen Andenken! Gleichwie wir aus Seele und Leib bestehen, so ist auch dem Menschen ein zwiefacher Weg offen, Ruhm zu suchen; auf dem einen durch Anstrengung der geistigen, auf dem andern der körperlichen Kräfte. So hat denn auch die Vorsehung verstattet, daß in unserem Königreiche, so wie in den übrigen uns unterworfenen Landen, sich sowohl unter unseren Unterthanen, als unter den Fremden, die sich hier unterrichten wollen oder Dienste suchen, eine große Anzahl von solchen Personen befindet, die theils durch ihre militairischen Talente, theils durch ihre Geisteswerke eine ehrenhafte Auszeichnung verdienen. Vorzüglich sehen wir in unseren Staaten Geschichte und Dichtkunst im Flor, deren Werke gleich geschickt sind, das Andenken der, eines unsterblichen Ruhmes würdigen Krieger, so wie der Unsrigen und Unsrer selbst, die wir ihn zu verdienen trachten, zu verewigen. Ohne die Unterstützung der Geschichte und Dichtkunst versinken die glänzendsten Waffenthaten bald in Vergessenheit; daher ist denn bei gesitteten Völkern der Gebrauch entstanden, große Dichter und Geschichtschreiber mit Lorbeern zu krönen. Ist es nicht auch gerecht und billig, daß sie einen Antheil an dem Ruhm großer Thaten erhalten, deren Andenken in Vergessenheit zu sinken sie verhindern? Darum hat uns das alte Rom ein trefliches Muster gegeben, indem es berühmten Dichtern, zur Belohnung ihrer Arbeit, eine solche Krone gab, als die, womit es die Stirn seiner Feldherren und Kaiser umkränzte, wenn sie einen wichtigen Krieg mit Vortheil beendigt hatten. Da nun unter unseren Unterthanen sich mehrere gute Dichter befinden, unter diesen sich aber dem öffentlichen Rufe nach — und besonders nach dem Urtheil unseres lieben Getreuen, Jacob Eberhards, Bischofs von Autün, wie wir nach Lesung verschiedener seiner Werke selbst finden — Johann Franz Quintianus Stoa vor Andern auszeichnet, vorzüglich durch das Gedicht, welches er auf den Krieg gegen die Venetianer verfertigt und jetzt glücklich

beendigt hat; dieser Autor auch einer der vortreflichsten, gegenwärtig in unsern Staaten befindlichen Dichter ist: wir überdies von jeher den Liebhabern der Wissenschaften geneigt gewesen sind, da sie uns zur angenehmsten Erholung gedient haben, und mithin wünschen, die Talente und die Anhänglichkeit des gedachten Stoa zu belohnen; so haben wir beschlossen, dem Anliegen mehrerer vornehmen und achtbaren Personen, die uns gebeten haben, ihn zu krönen, nach zu geben. Wir haben ihm daher mit eigener Hand eine Lorbeerkrone auf sein Haupt gesetzt, deren Form gegenwärtigem Patent einverleibt werden soll. Dem zu Folge haben wir gedachtem Stoa verstattet und verstatten ihm hiermit, daß er nach Gefallen schreiben, lehren und alle Werke der alten und neuen Schriftsteller in der Geschichte und Poesie auslegen könne, in Hoffnung, daß die Bücher, die er über diese Materien verfertigt, verdienen werden, auf die späteste Nachwelt zu kommen. Wir verordnen ferner, daß Kraft dieses der Obengenannte an allen Versammlungs-Orten eine solche Kleidung, wie er sie für einen gekrönten Poeten am schicklichsten und zuträglichsten halten wird, tragen, und immer mit Lorbeern, Epheu oder Myrthen bekränzt, erscheinen könne, je nachdem er es den Umständen nach für dienlich halten möchte. Ueberdies genehmigen wir nicht nur alle von ihm bisher erschienenen, eines wahren Dichters würdigen Schriften, sondern wir hoffen auch, daß die, welche er künftig noch herausgeben wird, eben den Beifall verdienen werden. Zugleich erklären wir hiermit, daß, in Betracht der vorangeführten Bewegungsgründe, J. F. Quintianus Stoa aller Freiheiten, Ehren und Vorzüge genießen solle und möge, die den Professoren der freien Künste gebühren, und deren theilhaftig zu werden sein seltenes Verdienst ihn würdig macht. Auch wollen wir, daß er sich des Vorrechts zu erfreuen haben soll, beklatscht zu werden (publicis acclamationibus collaudari), wenn er in öffentlichen Gesellschaften erscheint, so wie auch eines jeden anderen Rechts, dessen bisher die gekrönten Poeten genossen haben. Wir befehlen daher allen Offizianten unseres Königreichs und unsrer Staaten, diesseit und jenseit des Gebirges, besagtem Stoa ungestört des ihm verliehenen Rechts genießen zu lassen, öffentlich eine Lorbeerkrone zu tragen; so wie auch aller ihm durch gegenwärtige Urkunde zugestandenen Privilegien und Vorzüge. — Gegeben in unserem Schlosse zu Mailand, den 14ten Julius, im Jahre ein Tausend fünf Hundert und neun, und unserer Regierung im zwölften."

Der arme Stoa konnte aber dieser Vorzüge (wenn er anders selbst Werth darauf legte) nicht lange in Ruhe genießen, denn drei oder vier Jahre darauf setzten die Venetianer sich wieder in den Besitz des Brescianischen, und so hielt es Stoa für rathsam, sich nach Frankreich zu flüchten, wo auch seine vornehmsten Werke, die in geistlichen Gedichten und Lobreden bestehen, gedruckt wurden.

v. Göckingk.

Das Gastmahl der Ehe.

(Fortsetzung.)

Wasser-Suppe.

Wer sich — wie gesagt — kein Ehegespons genommen, der ist ein Viertheil dumm, ein Drittheil toll, halb todt und ganz verdammt. Ihm mangelt ein Stück des Leibes, er hat keine Wohnung, keine Heimath, keinen Antheil an der Bepflanzung des zeitlichen Eden. In seinem Hause weilt er, wie der Reisende im Gasthaus. Niemand hält das Seine zusammen; Alles verschwindet ihm unter den Händen, Keinem kann er klagen, mit Keinem sich berathen; Niemand trägt ihm die Hälfte seiner Noth, warnt ihn mit Treue, sorgt um sein Wohl; Niemand ist da, dem er das Vermögen anvertrauen, hinterlassen mag. Alles ist in fremden, harten, mißtrauischen, kalten, eigennützigen, feilen Händen. Mägde und Knechte betrügen ihn, und wenn er sie mit Andern vertauscht, so ladet er, statt der gesättigten — hungerige Wespen ein; das Gesinde gehorcht nicht, schleppt heimlich weg, ist mürrisch, bauerstolz, austrägig, wolfsgefräßig, schlafdümelig und meisterlos. So er den Rücken wendet, geht Alles drunter und drüber, und kein Hauslieutenant richtet die Sachen auf guten Weg.

Eis.

Er ist bei den Nachbaren verachtet, von Aemtern abgewiesen, beim Regiment nicht geschätzt, vom Reich nicht mit Zutrauen geehrt, weil er fremd ist in der Familie wie ein katholischer Pfaff. Die Langeweile verfolgt seine Ruhestunden; Mangel an herziger Pflege verbittert sein Alter, Grillen macht es Andern lästig; das schöne Geschlecht mag ihn nicht leiden, Mönche warten gierig auf sein Testament, und mitleidige Verwandte auf seine erlöste Seele. Keine seidene Frauenhand drückt ihm die Augen zu, kein Sohn weint auf seinem Grabe. Niemand folgt in Trauerkleidern, als der Leichen-Condukt; Niemand krähet nach dem todten Hahn; sein Name ist in den Schnee geschrieben.

Maccaroni mit spanischem Wind.

Ihr schönen, liebeathmenden Frauen, die ihr die wohlthuenden Blumen seyd im irrdischen Garten, die Priesterinnen des Schönen und die Mütter der Generationen — o lehret die Männer, statt euren Reizen die Tugend, eurer Tugend die Begierde zu opfern! Ihr wißt es, wie die Ehe ein Born der Freude und ein Feld von Wissenschaften ist; wie sie ernster als die Schule, aber auch gefälliger die Tugenden lehrt. Heil dem Mann, der ohne Eifersucht und fern von lichtscheuer Unzucht lebt! Er hat sich keiner Bastarde zu

schämen, die, verlustig der Rechte, seines Namens Schandträger sind. Er stehet dem Heerde der Seinen vor, genießt mäßig das Entbehrliche, spart den Kindern auf, ist arbeitsam und Freund der Ordnung.

Gänseleber-Pastete.

Darum, mein Sohn, führe bald das Mädchen, das Dir gefällt, in Deine Hütte, daß sie Deines Herzens Sessel und Deines Unmuthes Esther werde. Sie ist Dir Feuer im Winter, Schatten im Sommer, zu jeder Jahreszeit Mitesserin und Bettgenossin. Sie folgt wie Epponina Dir ins Elend, entsagt Dir zu Liebe dem Putz, wirft auf Deinen Wink den flaumhaarigen Bewerber die Treppe hinunter, und geht wie Alceste für Dich in den Tod. Aber warte nicht zu lange, bis Eine mit Gold und Afterzähnen beladen ankommen möge, und lasse mir ja die steifhalsigen, musikalisch-magnetischen, dichterischen Plappermäuler mit ihren Krämpfen und ihrem einstudirten Naturell stehen. Vielmehr sieh Dich in dem Mittelstande um, wo man häuslich und glücklich lebt, und hole Dir von dort ein Weibchen, das wenig flimmert, aber das gut spricht, gut denkt, gut kocht, besser näht und sehr gut zusiehet und spart. Freue Dich, Sohn! die segnet, wenn Du fluchst; bist Du wild, ist sie mild; bist Du wüthig, ist sie gütig. Keinen Verdruß läßt sie über Nacht dauern, giebt für Unwillen Mohnpillen, für Zank Dank, für Scheltworte Aepfel-Torte, für jähen Zorn Liebessporn. Ihr wird das Saure süß, das Schwere leicht, das Rauhe glatt, der Kummer bleibt ihr Geheimniß, und ihre Tugend ist: selbst mit einem bösen Mann aus zu kommen.

Gesundheits-Chocolade.

Machst Du den Ehestrick zum Ehejoch — sie erträgt es und Deine Launen dazu. Sie lacht und weint mit Dir, lächelt Deine Stirn glatt, legt Dich ins Bett, wenn Du betrunken bist, und spart die Predigt für nachher auf. Klagst Du wenig, fragt sie viel; klagst Du viel, fragt sie wenig: schickt zum Arzt, umbindet Dir den Kopf, reicht Dir die Mixtur, und trägt das Ungemach von Husten und Schnupfen. Sie unwickelt Dir die spanische Fliege, wischt Dir den Schweiß ab, streichelt Dir den Hals, zieht Dich aus und an, salbt und fächelt Dich, sucht das schmackhafteste Häppchen für Dich aus, siehet stets freundlich, Dich munter zu erhalten; versagt sich's vom Leib und Mund, um dem Apotheker die Schuld zu bezahlen — und vergisset ihr Leid, wenn Du nur wieder genesest.

Allerlei Fleisch.

Also geführt, wird der Ehestand ein Beistand, und Kartoffelnmus ein Gaudiumsbrei. Die Frau ist des Mannes Hauszierde, Hausfreude, Hausstütze, Hausehre, Hausstern, Morgen- und Abendröthe, sein Vollmond und saturnianischer Ring, seine Königin und — Köchin. Sie ißt, was er mag, trägt auf zur rechten Stunde, merkt sich die Kleider, die ihm gut stehen, die Gäste, welche er lieb hat, was für Bier und welcherlei Gespräch ihm behagt. So kann es ihrem Casino's nie an Freuden gebrechen, denn jede Mahlzeit ist herrlich, wo treflich die Frau ist, und jedes Lager ein Brautbett, wenn man das Liebchen in seinen eigenen Armen hält.

Soupe dansante.

Und wenn der liebe Haustrost ist über Feld gegangen, und nun heimkehret — o was ist da für Freude in allen Gassen! Da wird Rheinwein und Weißbrod, pommersche Gans mit Nürnberger Kuchen eingebracht, und allen Nachbarinnen ruft sie zu: daß der Palm-Esel wieder gekommen. Die Hausthür öffnet sich ihm sperrangelweit, mit offenen Armen fliegt die Frau an seine Brust, auf die Schultern springen die Töchterchen, die Söhnlein klettern sich an den Rockschoß und wühlen in den Taschen. Sie nimmt ihm den Mantel ab, führt ihn in die reingemachte Stube, bringt den Stiefelknecht und frische Tücher, setzt sich auf seinen Schooß, springt auf, trägt zum Essen das Beste herbei, was sie ihm aufgehoben, würzt mit Fragen die Rinderzunge, und treibt vor ihm Kurzweil mit den Kleinen.

Das neunzehnte Gericht.

Wasser bringe die Magd herein! Männlein wäscht sich die Füße, und die Frau schürzet sich, kniet zum Kübel, trocknet sie ihm ab, holt die säuberlichen Nachtkleider herbei, den Fest-Schlafrock, das korduanene Pantoffel-Gespann, ein feines Hemd mit Kragen aus Brabant und ein musselinenes Halstuch; dann wärmt sie das hochaufgeschichtete Bett, hängt die Reisekleider auf, giebt ihm die doppelgefütterte Nachtmütze, und bringt ihn zur Ruhe. Sie aber wiegt noch das Kind, daß es schlummere und den müden Vater nicht wecke, singt dazu das Liedlein von Puthünecken und dem Wolf Budum, bis der Schreihals stille ist und schläft. Sie schleicht alsbald auf den Zehen in die Schlafkammer, macht die Thür sehr langsam zu, daß sie nicht knarre, und geht zu Bett. (Der Schluß folgt.)

Anklänge.

63.

Gott kann Leid nicht zwecklos senden;
Die Verluste, die nicht enden,
Sollen nur die Sehnsucht stärken:
Daß wir stets mit guten Werken
Uns hinauf zur Gottheit wenden;
Wo vereint sich wird umfangen,
Was in Lieb' und Schmerz vergangen.

64.

Rechtes Herz kann viel entbehren,
Doch verarmen kann es nie;
Aus sich selber muß sich's nähren:
Mag von dem, was Kraft verlieh,
Ihm auch Vieles dann entschwinden,
Immer wird es reich sich finden.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Eine Bühnen-Neuigkeit: „Ich bin mein Bruder“ Lustspiel in einem Akt, von C. W. Contessa, ist hier schon ein Paar Mal gegeben. Das kleine Werkchen hat, bei einer näheren Untersuchung, als sie der Hörer vor der Bühne mit einem Male sich aneignen kann, viel Lobliches, und darum wär' es wünschenswerth, wenn Jeder es in Müllners „Bühnen-Almanach für 1819“ läse. Freilich werden dann recht auch einige Mängel auffallender, aber unsere Literatur ist an Lustspielen so arm, daß man, wo sich Gutes findet, schon etwas nachsichtig seyn darf. — So scheint Allen die Einleitung der Intrigue zu weitreich. Die Charakter-Andeutungen und die Verhältnisse Alberts und Sirillo's, so weit sie zu der Kleinigkeit nöthig werden, hätten sich in wenigeren, kräftigeren Zügen geben lassen, wenn man Beide z. B. schon in dem Streit fände, welcher zu der, das Ganze knüpfenden Wette führt; es könnte dies auch die Lebendigkeit des Anfangs erhöhen. Daß Albert erst abgeht, damit Sirillo sein Plänchen den Zuhörern bequem entdecken kann, scheint mir unnöthig, ja es stört für die Folge die Wirkung; ein Paar hingeworfene Worte: daß er dem Freunde ein Schnippchen schlagen wolle, würden genug gethan haben; ist dieser Wink, im Beiseyn Alberts, gegeben, so käme Alles rasch in die Handlung hinein, und es ließe sich die erste Scene gleich an die fünfte rücken und diese sich wieder mit der sechsten vereinen. Den Abschied von der Geliebten, der doch nur zum Dehnen verhelfen kann, dürfte Sirillo abgemacht haben, ehe er noch mit Albert das Glas zum Valet leerte. Der nachherige Gang und die Verwickelung hat viele hübsche Wendungen und Einfälle, unter denen einige köstlich zu nennen sind; die Wahrscheinlichkeit in der Handlung ist zwar keine ganze, auf der Bühne genügt jedoch oft die halbe schon. — Die Scene, wo Albert von Sirillo erfährt: er sey als Ehemann betrogen, ist durch das Hin- und Herschieben des Bedauerns auch etwas zu lang, dagegen die nun folgende (Alberts mit seiner Frau) sehr gemüthlich, ohne den Anstrich der Lustigkeit zu verwischen; was nicht leicht ist und sehr für das Talent des Dichters spricht. Der schwächste Punkt im Stücke ist die vierzehnte Scene. Hier wird erstens das Vertrauen auf das Nichterkanntseyn bei Sirillo am verwegensten, und zweitens in der Handlung eine starke Voreiligkeit auffallend, indem er das Papier, in welchem er als Sirillo (glaubend, er bleibe als Bruder im gleichen Verhältnisse zur Geliebten) entsagt, schon bei sich trägt; da er doch in diesem Augenblicke erst die Entdeckung (daß er als Bruder Sirillo's geliebt ist) sich einbildet, welche ihn zu jener Entsagung ermuntert. Es hätte dies einer Einleitung bedurft, die ich vermißte. — Die letzte Scene ist originell komisch, müßte aber und würde mehr wirken, wenn nicht durch fortgesetzte unnöthige Längen, in einer Art Resignation, der Hörer schon fast mehr an das Ende als an Ergänzung dächte. Da nun so manche ächtlaunige Bestandtheile sich finden, so hält es vielleicht der geschätzte Dichter später der Mühe werth, in seinem Werkchen — es noch einmal bearbeitend — die Wirkung sicherer zu berechnen und fester zu halten. — Die Darstellung war vortrefflich, und so hab' ich nur die Besetzung zu nennen, welche folgende ist: Albert: Hr. Beschort; seine Frau: Mad. Devrient. Sirillo: Hr. Devrient; Helmfeld: Hr. Stich; — auch Demois. Franz (Sophie) war nicht störend, und das ist bei ihr, der Anfängerin, allerdings für ein Lob. Die Kritik hat bei unserer Bühne schon manche Talente durch Verzärtelung zu einer aufgeblasenen Nichtigkeit erzogen; dagegen die, welche sonst über Stiefmütterlichkeit derselben schrieen, zu rühmlicher Erkräftigung kamen — und es wird auch dem jugendlichen Gemüth einleuchten: daß später der verdiente Tadel weher thut, als früher, oft unverdientes Lob schmeicheln konnte. Darum sollen die Beginnenden selbst es wohl zufrieden seyn, wenn die Kritik zuweilen ihren Zöglingen das Sprüchlein Sirachs merken läßt: „Wer sein Kind in der Zucht hält, der wird sich sein freuen und darf sich sein bei den Bekannten nicht schämen.“ Sz.

Berlin. Hr. Deny, vom Theater zu Weimar, betrat, vom 11ten Mai bis zum 3ten Juni, unsere Bühne in folgenden Gastrollen: „Graf Werthen“ in „Beschämte Eifersucht“, „Wiburg“ in „Stille Wasser sind tief“ (zu Charlottenburg), „Leporello“ im „Don Juan“, „Baron“ im „Geständniß“ — oder „die Beichte“ von Kotzebue — (zu Charlottenburg), „Michell“ im „Wasserträger“ und „Martin“ in „Fanchon“. Noch wollte er den „Bucephalo“ in dem Singspiel „die Dorfsängerinnen“ geben, aber Unpäßlichkeit hinderte ihn. Man hört, daß Hr. D. zu Weimar in seinen komischen Opern-Rollen Beifall findet und Talent bekundet. Das mag seyn; ist aber die Rede davon, wie er sich hier gegeben und welche Wirkung seine Leistungen gehabt, so muß der Inhalt des Berichts von jener Versicherung abweichen. Vielleicht, daß die andere Bühne und die andere Umgebung von nachtheiligem Einflusse auf seine hiesige Erscheinung war; gewiß ist es aber, daß ihm hier nicht eine einzige der mannigfachen Rollen ganz gelang. So ward z. B. in den Darstellungen der Charaktere höheren Ranges all jene Würde und jener Anstand vermißt, welcher hier so wenig fehlen darf, als der Stempel oder das Siegel bei einer Urkunde. Auch die jugendliche Frische und der heitere Muthwille ging als Graf Werthen ihm ab; dennoch gefiel er in dieser Parthie noch am meisten, weil sie von der Dichterin gefällig begabt ist. Im Leporello verunglückte ihm im ersten Aufzuge durch einige Mißtöne die treffliche große Arie, und von dort an war die Stimmung der Besucher nicht mehr für ihn. Der Charakter des Michell — den unser ehrenwerther Herr B. so vorzüglich giebt — wurde von dem Fremden gänzlich verwischt. Sein Leporello und Martin war so gestaltet, daß, wenn man sie mit den Leistungen des Herrn Günthers — der sie zuletzt bei uns gab — vergleicht, Hr. G., obgleich er kein außerordentlicher Künstler ist, unendlich dabei gewinnt. Als Baron Ammer war seine Bekleidung so übel von ihm gewählt, daß Jedermann ihn aufs Höchste für den Leibjäger des Barons, aber nimmermehr für den Gebieter selbst hielt. Seine Stimme und der Gesang-Vortrag reicht übrigens für einen komischen Alten im Singspiele ganz gut aus und er hat den Vorzug einer deutlichen Aussprache, sowohl in der Rede als im Singen. — Frau Deny, seine Gattin, trat nur ein einziges Mal, und zwar sehr bescheiden in Charlottenburg, als „Baronin“ im „Geständniß“ auf. Sichtbar war sie ängstlich, befangen, verlegen; was sehr begreiflich ist, da ihr Mann bis dahin kein Glück gemacht hatte. Daß sie in diesem Zustande nur sehr dürftige Umrisse eines lebenvollen Bildes zu Tage förderte: wer mag es ihr verargen? wer mit hohen Anforderungen auftreten? Hier darf die Rüge verstummen. K. St.

Der vom Prinzen Friedrich von Hessen versprochene Preis auf den besten dänischen Volksgesang ist einem jungen Mädchen, Namens Juliane Marie Jessen, zuerkannt. (Independ.)

Im Jura-Departement hat man neulich durch Nachgrabung wieder ein altes römisches warmes Bad entdeckt; im Ofen fand man noch Asche und Kohlen, letztere so unversehrt, daß man das Holz, von dem sie gebrannt, sehr gut erkennen konnte. (Journ. d. Par.)

Auf der Bühne St. Martin zu Paris hat man eine Travestie der Jeanne d'Arc angekündigt: „Die fünf-Demoiselles!“ (Journ. d. Par.)

Bei den Neuigkeits-Händlern zu Paris sieht man jetzt eine sehr anziehende Karrikatur: die „Parodie des berüchtigten Pistolenschusses“ vorstellend. (Constitutionel.)

Ein österreichischer Offizier, welcher zu St. Hippolyte in Garnison stand, und seines Lebens überdrüßig war, nahm einen unerfahrenen Rekruten, ließ ihn exerziren und, nachdem er dessen Gewehr vorher heimlich geladen hatte, auf sich Feuer geben, so daß er auf der Stelle todt niederfiel. (Independ.)

Mit dem 1. Juli erscheint zu Genua eine politische Zeitung unter dem Titel: „Das Echo der ganzen Welt“. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 16. Juni. 98stes Blatt.

Die Katholiken in Irland.

In dem Augenblick, wo man für die vielbesprochene Frage: ob den Katholiken in Irland der Genuß des unbeschränkten Staatsbürgerrechts zurück gegeben werden solle? diejenige Entscheidung erwarten zu dürfen glaubt, welche durch Besorgnisse für die Sicherheit der herrschenden Kirche so lange zurück gehalten worden ist, werden die Mittheilungen, die bereits vor zwei Jahren ein Geistlicher von dieser Kirche, Wilhelm Phelan in Dublin, über den jetzigen Zustand jener gedrückten Glaubens-Parthei gab, doppelt wichtig, und möchten sehr geeignet seyn, den Gesichtspunkt auf zu hellen, woraus jene Angelegenheit zu betrachten ist. Man findet sie in der 1817 zu Dublin erschienenen Schrift: „Die Bibel, nicht die Bibelgesellschaft; ein Versuch, die Art der Bibelverbreitung zu bestimmen, welche am wirksamsten die Sicherheit der herrschenden Kirche befördern würde.“ — Der Verfasser ist ein abgesagter Feind der Verbreitung von Bibeln ohne den kirchlichen Katechismus und ein eifriger Verfechter des Protestantismus in Irland. Er hatte auch die besten Gelegenheiten, an Ort und Stelle die Sinnesart der irländischen Katholiken, sowohl in religiöser als politischer Beziehung, zu erforschen. Seine Meinung, die er durch viele Thatsachen zu begründen sucht, ist: das Pabstthum in Irland gehe seinem Verfalle entgegen, und die einzige wahre Gefahr, die man zu besorgen habe, sey: daß die Katholiken durch protestantische Sektirer und nicht durch die rechtgläubigen Verfechter der herrschenden Kirche bekehrt werden möchten. „Die Zeichen der Zeit — sagt er — verkündigen eine grosse Umwälzung unter den Römisch-Katholischen in Irland, und das Kirchenthum wird stehen oder fallen, je nachdem sie sich mit den Kirchengläubigen oder mit den Anhängern abweichender Lehrmeinungen (Dissenters) verbinden. Was werden sie — fährt der Eiferer fort — an wahrer christlicher Erbauung, was wird die herrschende Kirche an Stärke oder Sicherheit gewonnen haben, wenn sie Calvinisten, Socinianer, Baptisten, Methodisten, Independenten werden sollten?“ — Er bemüht sich dar zu thun, wie sehr der katholische Glaube in Irland durch den Einfluß des thätigen Eifers der Sektirer und der sich verbreitenden Geistesbildung zu wanken beginne, und sucht diese Behauptung zu begründen, indem er umständlich der verschiedenen Glaubens-Partheien erwähnt, welche unablässig beschäftigt sind, die verkündigte Umwälzung herbei zu führen, und dabei erörtert: wie sehr die Unthätigkeit der Geistlichen von der herrschenden Kirche und die politische Feindseligkeit der Regierung beitragen, diejenigen Katholiken, welche zu einer Glaubensveränderung geneigt sind, zu verleiten, den Sektirern den Vorzug zu geben.

Die englischen Baptisten haben, wie es scheint, eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in Irland; sie haben wandernde Prediger und Ausleger der Bibel in irischer Sprache, Abendschulen, Sonntagsschulen und tägliche Schulen. In ihren Berichten wird häufig erwähnt, daß Katholiken erklärt haben: sie wollten die Bibel — dem Pabste, dem Bischof oder Priester

zum Trotz — lesen; und daß bereits Viele dem Pabstthum gänzlich entsagt haben und entschlossen sind, nie mehr in eine katholische Kapelle zu gehen. Die irländische evangelische Gesellschaft ist dem Katholizismus noch gefährlicher. Die Mutter-Gesellschaft, die in London ist, hat Hülfs-Vereine in Dublin, Cork, Belfast, Sligo und Youghall. Aus ihren Bekanntmachungen geht hervor: daß ihre Abgesandten, besonders bei den ärmeren Katholiken in allen Gegenden von Irland, eine günstige Aufnahme finden. In einer Lehr-Anstalt, die ein Mitglied der Gesellschaft in Dublin gestiftet hat, befinden sich acht junge Leute, welche sich vorbereiten, den Volks-Unterricht in Irland zu besorgen. — Auch die Socinianer sind durch die gegenwärtigen Zeitumstände ermuntert worden, sich Anhänger ihrer Lehrmeinungen zu verschaffen. Dies ist ihnen, wie Phelan versichert, durch Hülfe schlauer Maaßregeln, in deren Wahl sie nicht bedenklich seyn sollen, bereits gelungen; und sie haben sowohl im südlichen Theil der Insel, wo sie anfingen, als in verschiedenen andern Gegenden, zahlreiche und eifrige Anhänger. Vorzüglich aber hat die hibernische Gesellschaft, deren Mittelpunkt in London ist, sich in den meisten katholischen Grafschaften ausgebreitet. Sie ist seit 1814 sehr thätig gewesen, Schulen für den Glaubens-Unterricht armer Kinder, besonders der Kinder katholischer Eltern, zu stiften. Die Zahl ihrer Zöglinge betrug bereits 32,516, ohne 1250 Erwachsene, welche lesen lernten. Neue Schulen sollen in verschiedenen Gegenden eröffnet werden, sobald die Hülfsmittel der Gesellschaft durch neue Unterschriften sich vermehren. Die Gesellschaft befolgt das Gesetz der strengsten Sparsamkeit; sie bauet keine Schulhäuser, giebt keine Besoldungen, außer 5 Pfund Sterling für zwanzig Schüler, die nach den bestehenden Anordnungen unterrichtet werden müssen. In ihren Berichten finden sich häufige Beispiele von Widersetzlichkeit der Katholiken gegen ihre Priester. „Die Leute sagen — heißt es hier unter andern — es sey bei ihnen nicht mehr wie sonst: sie fürchteten sich nicht vor dem Priester oder Bischof, und wollten sich nicht befehlen lassen, ihre Kinder ab zu halten, das Wort Gottes zu lesen.“ Einer der Aufseher der Gesellschaft schreibt: „Die Schulen stehen in großer Achtung bei dem Volke. Wenn man die Eltern durch öffentliche Aufforderungen nach der Messe, oder durch Einschärfungen im Beichtstuhl zwingt, ihre Kinder aus den Schulen zu nehmen, so werden sie bald rückfällig und schicken die Kinder wieder. Der Priester B. wollte die Bibel den Laien aus den Händen reißen, aber seine Bemühungen hatten so wenig Erfolg, als die von ihm gegründete Schule. Fast täglich verlangen seine Pfarrkinder Bibeln und neue Testamente. — Je mehr dieser Priester seinen Pfarrkindern verbietet, ihre Kinder in unsere Schulen zu schicken, desto mehr sehen sie die Nothwendigkeit ein, dieselben unterrichten zu lassen. Ich hörte Viele sagen: sie machten sich nichts aus seinem Donnern und Drohen; die edelmüthigen und wohlmeinenden Engländer gäben ihren Kindern Bücher und Unterricht umsonst, und sie wollten es dankbar annehmen. — Der Priester drohte denen Rache, die ihre Kinder in die Schule schicken würden, aber einmüthig verweigerten Alle ihm in diesem Punkte den Gehorsam und ließen ihre Kinder in der Schule.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Gastmahl der Ehe.

(Schluß.)

Schwarzer Kaffee.

Und Morgens weckt sie singend den Mann zum Aufstehen mit folgendem Lieblings-Hausliedchen:

Bleicher strahlt der Morgenstern,
Mildere Lüfte verwehen
Vom entblätterten Baum den nächtlichen Reif.

Wagen rasseln, Menschen gehn,
Butter und Kräuter! — des Landmanns
Ruf, ertönet hinein in Rabengekrächz.

Lärmend füllt die Straße sich,
Thüren erklingen und Fenster,
Emsig rennen die Mägde dahin und dort.

Denn der Auftrag fodert Hast! —
Die Stiefel, Körbe mit Flaschen,
Altenkram und Gemüs' und ähnliches Zeug.

Und der Morgengruß erklingt
Freundlich vom flinken Bedienten;
Zögernd lauert er auf der Dankenden Blick.

Mit der Mappe der Student,
Und der verdrießliche Schulfuchs
Trabt zur hölzernen Bank, zu gähnen allda:

Bis des Essens Glockenruf
Lehrer und Schüler davon jagt.
Trommeln dröhnen, es bläst der Schwager das Horn:

Und der Lärm, die Wirthschaft treibt
Frühe die Frau aus dem Bette;
Mann! ich warte auf dich nun länger nicht mehr.

Mocca's Kaffeebohnentrank —
Tüchtig die Lungen mir wärmend —
Schlürf' ich einsam hinein, da Männchen noch schläft.

Eingemachtes.

So puppenspielig geht das Weibchen mit dem Ehegetrauten um, bis daß es ihm das Herz stiehlt und seine gewisse Gegenliebe sich erwuchert. Ganz ihr zugethan übersiehet er ihre Mängel, oder hält sie für Zierrathen, heitert sich auf durch ihre Geschwätzigkeit, und es wird ihm weh, wenn sie in der Stille trauert. Er nähret, ehret und belehret sie, schmückt sie heraus, thut mit ihr groß und schön, und lindert seinen Gebietersinn mit Sanftmuth. Ach, es gereut den guten Mann, wenn er ihr den Schleier unzart hat gerückt! In den Kind-

betten hält er sie noch um desto besser, giebt ihr Schmeichelworte mehr als sonst, und Küsse in den Pausen, und fragt: ob genug Ruhe auf der Straße sey?

Gesalzene Fische.

Dagegen ist die eheliche Freundin auch nadelfest und nicht faul. Sie spinnt ihm Leinen, macht für sein Geld Tisch-, Hals-, Bett-, Hand-, Nastücher; ordnet den Hausrath und die Küchenschaft, Töpfe und Schränke, Löffel und Bänke, Pfannen und Flederwische, Kannen und Eßtische, Schüssel und Fässer, Kessel und Messer; sie hat ihr Gewölb voll Kleider, Schürzen und Windeln, worin sie täglich Session auf dem Reichsschemel hält, mit den Motten conferirt, das Zerrissene ausbessert, das Graue bleicht, das Schwarze wäscht, den Putz berosenblättert und belavendelt, die Mäntel oben, die Leibchen unten aufhängt. Den Mann erinnert sie, zu sparen; Holz, Torf, Licht, Kartoffeln, Roggen und Seife ein zu kaufen, und mit Maaß Allmosen zu spenden. Sie führt selber ihr Rechnungsbuch und verdrehet niemals dem Mann den Kopf mit der Wäscherei.

Frisches Obst.

Gleich der Sonne geht sie auf im Hause, roth, hell und freundlich; versiehet das Vieh, schickt die Knechte ins Feld, schafft den Mägden ihr Tagewerk, läuft auf und ab mit Schlüsseln, und dennoch hört man sie nicht. Sie ist die Schnecke, die das Haus am Halse trägt, die Unruh in der Uhr, so Alles auf die Beine bringt; ein lebendiger Bratspieß, ohne den nichts gar würde. Das Haus ist ihr Hofstaat, Lustgarten und Spazierplatz, die Thürschwelle ihre Sabbath-Grenze, sie selber die capitolische Gans, und doch nicht wortsüchtig oder schreisam, auch gar nicht zornfäulig, wenn etwas schief gehet.

Pause.

Ehe Du, mein Sohn, mit der besten Schüssel den Schmaus beschließest, sieh Dich nach einigen Gästen um, die der Zeitblätter Leckereien und geistige Getränke verwöhnt haben. Ich sah sie ihre kritischen Nasen rümpfen bei einigen selteneren Speisen, die zwar nicht so alltäglich sind, wie junge Hühner, welche man in allen Garküchen auf dem Speisezettel findet (denn auf dem Teller sind sie alt), oder wie Mehlklöße, Torten und Chocolade, deren Metamorphosen das Epos der acht Mal aufgelegten Koch- und Naschbücher bilden. Nicht zu gedenken, daß gesalzene Fische in der Bibel (Tobiä 6, 7) und allerlei Fleisch im Homer (Voß Odyssee 4, 58) verzehrt wurden; daß Spickgans bei Voß (Luise 1, 82), Backfische beim Krünitz, und soupe dansante bei Friedrich Richter (Titan kom. Anh. Bd. 2. S. 64) herum gereicht werden — will ich nur raptim für die andern angefochtenen Gerichte folgende Werke citiren: Paradiesvögel flattern in dem treflichen index librorum in Hispania prohibitorum: Kalbsköpfe sind gezeichnet in jedem beliebigen Bande der täglichen Preßseufzer; Eis steckt in den Gelegenheits-Gedichten; trockenes Tischgespräch wird genannt in der symposion doctorum historia critica; Wassersuppen strömen in der beliebten Restauration der Poesie; Fastenspeisen endlich werden im dritten Bande der sechsten Auflage des „Conversations-Lexicons" paradiren. — Freundlich blickt jetzt Alles, auch ihr Weiber, und erwartungsvoll auf die letzte Speise, die genialische Terrine der

Pinduskn ollen! (Athenäum Th. 3. S. 163.)

Nun so höre denn mit einem Worte: Eine solche Frau ist die Freude im Hause und der Fleiß, der Friede und die Bescheidenheit, und Dein Herz darf sich fest auf sie verlassen. Du sitzest im Glück bis über die Ohren — es schneiet Bank-Obligationen und die Münze hagelt euch Löcher ins Dach; St. Peter wirft Aepfel aus der Bodenlucke, und St. Klaus Knackwürste durch die Esse. Alles gedeihet unter euren Händen! Die Kinder werden groß — Du wirst alt — Enkel und Urenkel herzen und segnen euch; Dich bringt die Mutter zu Ehren, die Söhne zur Tugend, die Töchter an den Mann, und sich zur ewigen Glückseligkeit an den Tisch der Frommen. — Gesegnete Mahlzeit! L. Zunz.

Aus Deutschlands Vorzeit.

Als Schmeichler in Gegenwart des Churfürsten Moritz von Sachsen seine Kriegsthaten übertrieben heraus strichen und sich lügenhafte Zusätze zur Verherrlichung seines Ruhmes erlaubten, fragte er ganz trocken: „Wo war denn ich dazumal, als dieses geschah?"

Carl V. suchte die Loslassung des wackeren Landgrafen Philipps von Hessen, trotz seines gegebenen Versprechens, durch Deuteleien und fein gesponnene Auslegungen zu verschieben. Da trat Churfürst Moritz zu ihm und sprach: „Allergnädigster Herr Kaiser! diese Subtilitäten und Spitzfindigkeiten gehören den Advokaten und Prokuratoren, und keinem Kaiser!"

Fürst Johann von Anhalt ließ viel Holz aus seinen Wäldern unter seine Unterthanen, die bauen wollten, umsonst vertheilen und äußerte deshalb: er wolle lieber, daß sein Land mit Häusern, darin Menschen wohnen könnten, als mit Wäldern, darin unvernünftiges Wild wohne, gezieret sey.

Kaiser Ludwig II. pflegte zu sagen: „Der sey reicher, der Reichthum verachte, als der ihn besitze!"

Vom Hofleben urtheilte Churfürst Friedrich der Weise also: „Bei uns Herren kann man sich wohl wärmen, aber auch verbrennen!" — 9 —.

An Plagiar.

Mußt du stehlen, so stiehl in Ehren,
Wie die Virgile von den Homeren. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Die erwünschte Wiederholung der Götzischen Oper: „Alexander in Persien" ist — aus unbegreiflichen Ursachen — unterblieben. Dafür wurde an dem bestimmten Tage „die Waise und der Mörder" Melodrama mit Musik vom Ritter v. Seyfried, gegeben. Mittwoch den 19ten Mai „der Wasserträger". Wären die Chöre zu diesem letzten Stück besser eingeübt gewesen, so würde bei der Darstellung uns nichts zu wünschen übrig geblieben seyn. Herr Chor-Direktor Häßler (oder: Häser?) sollte zu solchen Anschuldigungen keine Gelegenheit geben! — Frau v Heygendorf — im Gebiet der Kunst als Schauspielerin und Sängerin rühmlichst unter dem Namen Frau Jagemann bekannt — tritt eine Reise nach der Schweiz an; wir wünschen von Herzen eine glückliche Reise! — Die Intendanz unserer Bühne hat in den Personen der Herren Unzelmann, Haide und Graf, einen Verein errichtet, der, da die Mitglieder wackere und kunstgebildete Schauspieler sind, viel Gutes bewirken kann. Welche Rolle, als zeitheriger Regisseur, Hr. Oels nach solchen Anordnungen spielt, ist mir nicht bekannt — wahrscheinlich eine untergeordnete, und das ist löblich, da ihm zu solchem Amt Einiges fehlt. — Der Student Römis, Sands Freund, welchen ich früher erwähnte, ist, so wie der Dr. F .., zwar seiner Haft entlassen, die Untersuchung in dieser Sache dauert jedoch fort. Neuerdings sind eine Menge fremde Hochschüler wieder in Jena eingewandert; man spricht von einigen Hunderten. Preußen waren nicht dabei. — Oken verläßt, der Sage nach, nun Jena dennoch (man widerstritt es anfangs); es werden aber deshalb keine Trauerglocken ertönen! — Vor einigen Wochen ist hier ein englischer Portrait-Maler angekommen, der am Hofe eine Ausstellung seiner Kunstleistungen bewirkte. Der Fremdling hat eine eigene Manier zu arbeiten. Er bedient sich nämlich, um zu portraitiren, eines Zirkels, mit dessen Hülfe er die Nase, den Mund u. s. w. der sitzenden Person genau abmißt, und die Entfernungen, Größe u. s. w. auf die Leinwand überträgt. Der Britte läßt sich seine mathematischen Vermessungen mit 150 Carolin für ein Stück bezahlen. Dürfte das wohl ein deutscher Künstler wagen?! — A. Seltersheim.

Wien. Ich kann nicht umhin, unter den sich gegenwärtig hier befindenden Markt-Raritäten das Verhältniß einer Zwergen-Familie zu berühren, das empörend ist. Für eine Bagatelle hat sie ihr Vorzeiger gepachtet, welcher ihre Freiheit so weit beschränkt, daß ihnen sogar die Bewegung im Freien versagt ist. Besonders zeichnet sich ein sehr kleiner Zwergen-Jüngling von 17 Jahren durch hübsche Körperbildung, Verstand und große Sprachkenntnisse aus, und nun muß der Elende, weil die Natur ihn in eine Pygmäe zusammen drückte, der Menschheit heiligstes Recht für die Fristung eines traurigen Daseyns hingeben! — Daß es noch Keinem, der ein Recht dazu hat, eingefallen ist, ein Verhältniß zwischen solchem Pächter und solchen Gepachteten zu hemmen, das jedem Begriffe von Mensch und Freiheit so schrecklich widerspricht! — Am Schlusse des Aprils wurde im Theater nächst dem Kärnthner-Thore „Othello" zum Vortheil der Sängerin Grünbaum gegeben, welche Oper schon früher im Theater an der Wien mit sehr ungenügender Besetzung gesehen ward. Es ist in der That kein kleines Lob für die Oper überhaupt, wenn man sie eine musikalische Deklamation nennt. Dieses Werk Rossini's verdient großtentheils diesen Ausspruch. Mad. Grünbaum genügte als „Desdemona" vollkommen, und der italienische Styl erlaubt auch ihre sonst etwas zu häufigen Rouladen und Triller. Hr. Forti aber singt weder Baß noch etwas anders, seit er die Fistel versucht. Was die Dekorationen und die Kostümirung betrifft, so versteht es sich bei dem Hoftheater von selbst, daß sie ausgezeichnet sind. Die Uebertragung des Textes ist so matt, als der Urtext elend. — Hr. Stümer, vom Berliner National- (?) Theater, trat hier als „Pylades", „Tamino" und als „Belmonte" in Mozarts „Entführung aus dem Serail" auf. Er gefiel durch einen angenehmen Vortrag, die Intonation in der Höhe ist aber ein wenig unrein. Eine angenehme Verbindung des Falsets mit der Bruststimme zeichnet ihn vortheilhaft aus; aber es mangelt ihm Kraft zum Durchgreifen und Aushalten; vielleicht war das ungewohnte Lokale Schuld. — Im Hoftheater nächst der Burg gab Demoisl. Schwarz zu ihrer vierten Gastrolle die „Luise" in „Kabale und Liebe" und zu ihrer fünften die „Emilie Galotti". Sie hat den Grundstrich des poetischen Gewebes als „Luise" so wenig, als Hr. Kettel den Charakter „Ferdinands" verstanden. Sie ging auf dem Cothurn, er hatte gleichfalls einen ganz verkehrten Pathos. Empfindsamkeit ist der wahre Ausdruck für den Charakter Luisens, diese möge Demoisl. Schwarz in Zukunft der Rolle geben, und sie wird, in Verbindung mit ihrer gut aufgefaßten tragischen Seite, genügen. Hr. Kettel suche Natur! Als „Emilie Galotti" erfüllte Demoisl. Schwarz noch weniger die Erwartungen. Was man überhaupt **tragisch** nennt, hat so einfach-verschiedene Nüanzen, daß selbst der vollendete Künstler kalt läßt, wenn er vielseitig werden will! Hr. Kettel spielte mit Wärme den Prinzen. — Am 14ten Mai erschien eine Neuigkeit auf dieser Bühne: „Die seltsame Heirath" von Ziegler. Er nannte sie Original-Lustspiel — das Wort scheint ihm von jeher geläufig! — und wir wollen ihm diese Liebhaberei ungerügt lassen. Das Süjet dreht sich um die Verkleidung eines Frauenzimmers, was mehrere komische Situationen herbei zieht — aber erstaunlich an Kotzebue's „Rehbock" erinnert. Der Dialog hat Humor, die Scenen bewegen sich leicht und mit Interesse; gegen die Frauenzimmer ward Hr. Ziegler jedoch hier und da undelikat. Das Werk reiht sich gut an Hrn. Zieglers frühere Leistungen, und man hätte ihm aufrichtig einen zahlreicheren Besuch bei seiner Einnahme (in der dritten Vorstellung) gewünscht. — * —

M. Bruce, englischer Resident zu Buschire, erzählt: er habe unter den Eilahts oder Nomaden-Stämmen in Persien die Kuhpocken gefunden. Er hatte Gelegenheit, viele Personen von 6 bis 7 verschiedenen Stämmen, die im Winter nach Buschire kommen, wo sie den Ertrag ihrer Heerden verkaufen, zu sprechen. Jeder Eilaht, den er befragte, erzählte ihm: daß diejenigen, welche zum Melken der Kühe gebraucht werden, eine Krankheit bekämen, durch welche sie gegen Blattern-Ansteckung gesichert würden. Die Krankheit sey unter den Kühen sehr gewöhnlich und habe ihren Sitz hauptsächlich an den Zitzen; aber noch herrschender sey sie unter den Schafen, von welchen auch die meisten Personen angesteckt würden. Ein Landmann, den Bruce kannte, bestätigte es, und setzte hinzu: seine eigenen Schafe hätten die Krankheit oft gehabt. Die Eilahts gewinnen Butter und Käse meist aus Schafmilch, weil ihre Kühe, die sie mehr als Zugvieh benutzen, nicht milchreich sind; daher kommt es, daß die Krankheit am häufigsten von den Schafen mitgetheilt wird. (Edinb. Review.)

Man hat neulich in Indien Versuche gemacht, nach welchen die Haut des Rhinozeros einer Musketenkugel widersteht, die aus einer geringen Entfernung abgefeuert wurde. Das Thier, an welchem man den Versuch machte, war groß und sehr alt, und ist am Buramputer (der oft so sehr damit bedeckt ist, daß keine Barke Platz hat) getödtet worden. (Edinb. Review.)

Das amerikanische Schiff Maria Theresia, Kapitain Andr. Smith, welches aus Neu-York zu Pouillac angekommen und daselbst 10 Tage in Quarantaine ist, hat unter seinen Passagieren auch „Se. wilde Majestät", Cornelius Catalonta, König des Volkes Oneida, mit 7 Personen seines Hofes, sowohl Prinzen als Prinzessinnen, am Bord, welche sämmtlich eine Reise durch Europa machen wollen. (Constitut.)

Eine deutsche Zeitung berichtet: daß die katholische Geistlichkeit in Rußland die „Vertreibung der Jesuiten" verlangt habe, was aber zu bezweifeln ist. (Journ. d. Déb.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 18. Juni. 99stes Blatt.

Fortunatus Wünschhütlein.

Unter der Regierung des glorreichen Carl V. zu Augsburg von wackeren und vermögenden Eltern geboren, leuchtete mir, Dietbert Fugger, ein überaus heilbringendes Gestirn. Doch was mir auch die liebe Mutter Natur und das dem Sterblichen oft widerspenstige Glück reichen mochte, es fiel bei mir in's Bodenlose. Unzufrieden und nimmersatt ging ich durch mein junges Leben; was ich hatte, verdroß mich bald, und nach jenem, was ich entbehrte, trug ich das inbrünstigste Verlangen. — Nun lebte damals in dem weiten herrlichen Bergwalde, der sich hinzieht entlang den Ufern unserer vielbewunderten Donau, ein gewaltiger Astrologus auf seinem einsamen Landhause. Ich erinnerte mich, ihn früher oft gesehen zu haben in meines Vaters Hause, wo er, um seiner vielen geheimen Wissenschaften und Künste willen, mit gar vorzüglicher Ehrerbietung zu jeder Stunde aufgenommen wurde. Seit einigen Jahren hatte er sich der Welt gänzlich entschlagen, doch wußte man hie und da gar viel des Guten und des Treflichen von ihm noch immer zu erzählen. Zu diesem beschloß ich, in meinem jugendlichen Wahne und in dem Gefühl meiner Unersättlichkeit, meine Zuflucht zu nehmen. — Es war einer jener heiteren, schönen Frühlingsmorgen, die Leib und Seele in ihrem innersten Kern erfrischen, als ich mich auf den Weg nach des weisen Astrologus Hause machte. Das, was ich von ihm zu begehren meinte, wandelte in zahllosen undeutlichen Gestalten meinen Augen vorüber, und so viel ich mir auch Mühe gab, die Verwirrung zu ordnen und dem wunderbaren Gewühle um mich her eine bestimmte Bildung zu geben, es mochte mir dennoch nimmermehr gelingen. Je näher ich zu des Astrologus Hause kam, je bunter und verworrener ging es um mich zu; so daß ich schon an der Schwelle seiner Thür stand, und noch immer nicht wußte, was ich eigentlich haben wollte. — Der alte Herr kam mir freundlich lächelnd entgegen, nicht anders, als ob er den Zweck meiner Ankunft wüßte. Ich fühlte mich erröthet, da ich so vor ihm stand, und nicht wußte, wo und wie ich anfangen sollte, und brachte mein Anliegen ziemlich derb und ungeschickt vor. — Als ich geendet hatte, nahm mich der ernste greise Mann liebreich bei der Hand und führte mich, ohne ein Wort zu verlieren, in sein geheimes Zimmerlein, das mit verschiedenen, fast wunderbaren Sachen ausstaffirt war. Hier sprach er endlich, nachdem er mich mit einem Blicke angesehen hatte, der mir bis in die innerste Seele drang: „Mein junger Freund Dietbert! Du siehest jetzt durch einen lebenslangen Fleiß die allerwunderseltsamsten Sachen, die je zur Welt gebracht worden, vereint. Hier sind die Wachsflügel des großen Künstler Dädalus, mit welchen er über die See flog; der Zauberring des Phrygiers Gyges, der unsichtbar macht; von gleicher Tugend die Kappe der Nibelungen; Doktor Faust's Mantel, auf dem es sich eben so, wie auf einem Schiffe zur See, durch die hohen Lüfte reisen läßt, nebst mehreren andern höchst wunderbaren Dingen, welche Du an ihren Ueberschriften erkennen wirst. — Glaubst

Du, daß Eines oder das Andere der Bangigkeit Deines Gemüthes abhelfen kann, so nimm es; es hat Dein werther Herr Vater zu viel des Guten und Lieben mir erwiesen, als daß ich es Dir abschlagen könnte." — Wie der weise Astrologus geendet, so war mir nicht anders, als wenn man mir ein frisches, freudiges Blut in den ganzen Leib geströmt hätte. Ich sah den alten Herrn eine Weile an, als ob ich die Bestätigung seiner Worte in seinen Augen lesen wollte, und als er mir freundlich zuwinkte, ging ich, wählend und verwerfend, zweifelnd und wünschend zwischen den schönen Gegenständen umher. — Des Dädalus Wachsflügel bedünkten mich gefährlich, sintemal ich in mancher weltlichen Schrift gelesen, wie schmählich sein Sohn Ikarus zu Grunde gegangen. Der Ring des Gyges schien mir, seiner Kleinheit willen, ein unsicherer Besitz; der Nibelungen Kappe ein gefährlicher, da ich in dem alten Nibelungenliede viel Verwunderliches von ihr gelesen hatte. Vor Doktor Faust's Mantel graute mir, wenn ich des Mephistopheles gedachte, der ihm in Prag, der Böhmen Hauptstadt, einen so abscheulichen Garaus gespielt hat. Nicht weniger gefährlich schienen mir die Siebenmeilen-Stiefeln; denn konnt' ich nicht unglücklicher Weise damit in die See treten, und wer war dann gewisser verloren als ich? — So ging ich lange prüfend und wohl überlegend umher, als ich endlich an des weltberühmten Fortunatus Wünschhütlein gerieth, das den, der es trägt, unsichtbar macht, und ihn eben so schnell, wie Doktor Faust's Mantel, nach dem Orte hin führt, wohin zu kommen er nur immer wünschen mag. Dieses begehrte ich von dem alten weisen Herrn, und willig übergab er es mir mit eigenen Händen. — Kaum erhalten beschloß ich es auch alsobald auf die Probe zu stellen, drückte es tief in die Stirn, und wünschte mich nach dem Kloster meiner geliebten Adelheid. — Hilf Himmel, was mußte ich da erblicken! Der junge Herr Wulfbert Fugger, mein eigenes Geschwisterkind, mit dem ich von frühester Jugend, fast wie ein Zwillingsbruder, aufgewachsen, lag zu ihren Füßen, und beschwor sie mit den süßesten Worten, die er in den Minneliedern gefunden haben mochte, um ihr Herz und ihre Liebe. Nebstbei erwähnte er auch, aber eben nicht auf das Beste, meiner Wenigkeit. — „Wie könnt Ihr Euer Lebensglück von ihm erwarten, holde Adelheid!" sprach der junge Herr; „von ihm, der Euch, wie es mir gut bewußt ist, Tag für Tag mit seinen tausend wunderlichen Launen und Einfällen plagt? Dürft Ihr doch kaum Euern alten Herrn Vater ansehen, ohne seinen bösen Muth zu wecken. Und glaubt Ihr wohl, daß ihn die Zeit bessern kann? Euer Besitz wird Euern Werth erst recht klar und offenbar machen, und ihn zu den unbesonnensten Streichen verleiten. Er ist nicht zufrieden damit, den unschätzbaren Diamant zu besitzen, er mißgönnt sogar den schönen Anblick jedem andern Auge, als dem seinen. In Nacht und Finsterniß wird er das köstliche Kleinod hüllen, damit es ja auch nicht einmal den Blick eines Zweiten erfreue, und todt wird es seyn in seinen Händen, nicht anders, als ob es noch in dem Schooße der mütterlichen Erde läge!" (Der Schluß folgt.)

Die Katholiken in Irland.

(Fortsetzung.)

Diese Thatsachen sprechen für die Fortschritte der Katholiken in geistiger Bildung, und setzen es außer Zweifel, daß sie geneigt sind, sich denjenigen Geistlichen, welche sie in Unwissenheit erhalten wollen, zu widersetzen. Außer jenen Gesellschaften englischen Ursprungs giebt es noch einen sehr thätigen und einflußreichen Verein in Dublin, die „Sonntagschulen-Gesellschaft" genannt, welcher in der Verbreitung des Unterrichts unter den ärmeren Katholiken sehr glücklich ist. In dem letzten Bericht wird die Zahl der Schüler auf 59,288 angegeben. „Man findet — sagt Phelaw — noch andere Anstalten von minderer Bedeutung, aber bei allen bemerken wir: daß das Volk überall bereit ist, vom Pabstthum ab zu fallen, und daß die Sektirer überall von der Gelegenheit Vortheil ziehen. Aber — setzt er hinzu — wir sehen die Vermuthung, daß sich das Pabstthum in Irland seinem Verfalle nähert, nicht bloß bei einem Blick auf die niederen Volksklassen bestätigt; mögen wir die Katholiken in religiöser oder politischer Beziehung, mögen wir die Gesinnungen der höheren Klassen oder die Neigungen der niederen betrachten, die Wahrscheinlichkeit jener Umwälzung wird sich uns immer stärker aufdringen. Bei denjenigen, die sich durch Reichthum, Einfluß und Bildung auszeichnen, muß man die Fortdauer des Pabstthums ganz andern Ursachen, als religiösen Erwägungen zuschreiben. Die Partheiführer benutzen den herrschenden Aberglauben und nähren ihn. Sie zeigen freilich äußerlich eine hohe Verehrung für die Hierarchie, aber darauf ist wenig Gewicht zu legen. Die Bemühungen, sich zu täuschen, sind jedoch gegenseitig, und werden gegenseitig verstanden. Die Partheiführer spotten über die Bischöfe und die Bischöfe zittern heimlich vor Jenen. Die Partheihäupter haben ihre hochwürdigen Bundesgenossen zu Maaßregeln verleitet, welche das Pabstthum in seinen Grundlagen erschüttern. Des Pabstes Obergewalt ist von den katholischen Priestern in Irland praktisch abgeschworen, in dem einzigen Sinne, in welchem des Königs Obergewalt in der herrschenden Kirche angenommen wird. Sie versammeln sich in Synoden ohne des Pabstes Erlaubniß. Das Mißverständniß wird auch noch vermehrt, da die Bischöfe sehr wohl einsehen, daß die Erhöhung des Ansehens der römischen Geistlichkeit gar nicht in dem Ent-

würfe liegt, den die Partheihäupter verfolgen. Sie sind überzeugt, daß wenn die Absichten dieser Männer, selbst nach den Wünschen der Eingebildetsten unter ihnen, gelingen sollten, das Pabstthum doch nie zu dem herrschenden Glauben in Irland würde erhoben werden." Phelaw behauptet: die Landedelleute seyen der Abgeschmacktheiten (absurdities) ihres Glaubens satt, die reicheren Städte-Bewohner gäben schnell ihren alten Glauben auf, ohne etwas anderes an dessen Stelle zu setzen, und häufig finde man unter den niederen Volksklassen Beispiele eines hartnäckigen Widerstandes gegen die Aussprüche der Geistlichen, welche noch vor wenigen Jahren das ganze Kirchspiel als furchtbare Zeichen eines von Gott verlassenen Menschen betrachtet haben würde. — Der Vorwurf, welchen man noch neuerlich den Katholiken in Irland gemacht hat: daß sie sich dem Fortgange der Volkserziehung feindselig widersetzen, und nicht nur Andere hindern, die Armen zu unterrichten, sondern auch selber diese Pflicht geflissentlich vernachlässigen, wird schon durch die oben mitgetheilten Thatsachen, noch mehr aber durch neuere Vorgänge widerlegt. Im Jahre 1817 erschienen, in öffentlichen Blättern Englands, Aufforderungen zur Theilnahme an der Stiftung einer neuen Unterrichts-Anstalt für Arme von allen Glaubens-Partheien. Drei katholische Erzbischöfe in Irland und der Graf von Fingal empfahlen das Unternehmen. Nach der Versicherung eines achtbaren Mannes, der erst neuerlich diese Schule besuchte, ist dieselbe vortreflich eingerichtet. Ein Erzbischof sagte ihm: das einzige Hinderniß der Stiftung ähnlicher Schulen in allen Theilen von Irland sey die Schwierigkeit, Geld zur Versorgung der Schulhäuser auf zu treiben; an guten Lehrern hingegen fehlte es gar nicht; da sich ein Verein von vermögenden jungen Männern gebildet hatte, welche sich dem öffentlichen Unterricht ohne irgend eine Vergeltung widmeten. In dem 11ten Bericht der hibernischen Gesellschaft für das Jahr 1817 finden sich mehrere wichtige Nachrichten, wovon hier noch einige ihre Stelle finden mögen. „In dem Kirchspiel A. begünstigte der katholische Pfarrer die Schule, aber sein Vikar war so sehr dagegen, daß er vor dem Altar sie verwarf, und den Eltern verbot, ihre Kinder dahin zu senden. Als der Pfarrer, während dessen Abwesenheit dies geschehen war, Nachricht davon erhielt, benutzte er die erste Gelegenheit, vor dem Altar sehr günstig von der Gesellschaft zu sprechen. Er empfahl sie als die größte Wohlthäterin der Armen, ermahnte seine Pfarrkinder, die ihnen zur Erziehung der Jugend dargebotene Gelegenheit nicht zu versäumen, und bemerkte: er habe die in der Schule eingeführten Bücher nicht nur frei von Glaubens-Irrthümern, sondern überhaupt vorzüglich gefunden." — „Der Priester M. G., einst unser abgesagter Gegner, der seinen Pflegbefohlnen verbot, ihre Kinder in unsere Schulen zu schicken, ist jetzt unser herzlicher Freund, und hat um die Stiftung einer Freischule in seiner Kapelle angehalten."

(Der Schluß folgt.)

Anekdote.

Der Abbe d'Espagnac hatte sich kurz vor der Revolution durch wucherische Unternehmungen einen schlechten Ruf erworben, und besonders mit den Actien der indischen Handels-Gesellschaft (deren er 42,000 verkaufte, obgleich es überhaupt nur 40,000 gab) viel gewonnen und den königlichen Schatz um mehrere Millionen gebracht. Der König verordnete (1787) eine Untersuchung, und der Abbe wurde verbannt, aber nur nach St. Denis, weil man, da er listig Alles in der größten Verwirrung hinterließ, nur von ihm die nöthigen Aufklärungen erhalten konnte. In seiner Verbannung machte er, der mehr Actien besaß, als das ganze Kapital jener Gesellschaft betrug, auf folgenden Vers des Trauerspiels "Sertorius":

Rome n'est plus dans Rome, elle est toute où je suis —

die leichtfertige Parodie:

L'Inde n'est plus dans l'Inde; elle est à Saint-Denis. L.

Lied des Getäuschten.

Wohl bin ich weit gezogen,
Und wank' auch, müd' und matt;
Doch wen das Herz betrogen,
Dem flieht die Ruhestatt.

Sey Frühlingsblüth' im Prangen,
Mir fallen Blüthen ab:
Ist neu die Freud' empfangen,
Wird lieber mir das Grab.

Ob reifen rings die Saaten,
Mir winkt kein Segen zu:
Drängt Leben sich zu Thaten,
Treibt's banger mich zur Ruh.

Nur wenn die Blätter fallen,
Wird's innen minder schwer:
Wo Erndtelieder schallen,
Klingt Todesgruß mir her.

Wenn That, bei Erndtefülle,
Dann in der Hütte ruht,
Treibt mich auf Winters Hülle
Noch rastlos fort die Gluth.

Und Trost ist immer ferne,
Und nimmer endet Leid;
Drum sagt, ihr lieben Sterne!
Hab' ich zu euch noch weit?

F. W. Gubitz.

Kunst.

Kunst ist einmal Kunst, wenn wir sie sinnlich befassen:
Kunst ist aber auch Kunst, wenn wir sie sinnig verstehn.
Vielen genügte das Lob, für Kunstwerkskenner zu gelten:
Wenigen gab sie jedoch Winke zu göttlicher That.

Karl Müglich.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

In den Zeitungen von Virginien findet man ein altes Dokument, als Beweis: daß in den älteren Zeiten nach den dortigen Pflanzungen junge Mädchen aus England geschickt werden mußten, damit es den Pflanzern nicht an Frauen fehle. Das Dokument ist ein Begleitungs-Schein aus „London vom 12ten August 1621" bei Uebersendung einer solchen Ladung weiblicher Menschen-Waare. Er beweiset die schöne edle Einfachheit der damaligen Zeit, und die Sorge, die man für das Aufkommen der Pflanzung hegte. Der Hauptinhalt ist dieser: „Wir senden Euch mit dem Schiffe ** eine Wittwe und eilf unverheirathete Jungfrauen, zu Weibern für das Volk zu Virginien. Wir sind in der Wahl derselben mit größter Sorgfalt verfahren; Keine ist angenommen, welche nicht die besten Zeugnisse aufweisen konnte. Im Fall sie nicht sogleich mit Männern versorgt werden können, wünschen wir, daß sie in der Zwischenzeit bis dahin in Häusern und Wirthschaften untergebracht werden mögen, wo es verheirathete Männer giebt. Nächstens sollen ohngefähr funfzig nachkommen; sie werden Euch von dem verehrten Lord-Schatzmeister, dem Grafen von Southampton, und andern würdigen Männern zugeschickt, welche der Meinung sind: daß die Pflanzung nicht anders gedeihen kann, als wenn Ihr Familien bildet, und die Achtung für Weib und Kind in Eurem Lande begründet. Um die Kosten zu ersetzen, ist beschlossen worden: daß Jeder, der ein solches Weib heirathet, 120 Pfund vom besten — Blätter-Taback gebe. — Obschon wir wünschen: daß die Ehen ohne Zwang seyn sollen, wie es das Gebot der Natur erheischt, so ist doch unser Wille: daß gedachte Frauen und Jungfrauen nicht an Dienende, sondern nur an freie Leute und Eigenthümer gegeben werden, welche im Stande sind, sie zu ernähren. Wir ermahnen Euch, als Väter zu Werke zu gehen, und keines der Frauenzimmer wider ihren Willen zu verehelichen." (Courier.)

Auf dem Drurylane-Theater wird ein neues Trauerspiel in 5 Akten gegeben: „Das Oberhaupt der Karaiben". Der Schauplatz ist die Insel Dominica; die Zeit die der Regierung der Königin Elisabeth. Omreah, das Karaiben-Haupt, war früher Sklave des französischen Generals Montalbert, welcher die Grausamkeit beging, Omreahs liebstes Weib vor seinen Augen um zu bringen. Omreah entflieht, mit der Rache im Herzen; wird Cacike auf Dominica, und bald nachher Montalbert Gouverneur der Insel. Dieser hat eine junge Indianerin bei sich, Claudine; Beiden schwört Omreah Verfolgung und Rache. Er bekommt sie mehrmals in seine Gewalt, doch werden sie ihm immer entrissen; endlich bleibt ihm Claudine; er opfert sie seiner blutigen Rache, und im Augenblick ihres Todes erscheint Montalbert, sie zu retten, mit der Nachricht: sie sey Omreah's Tochter. In seiner Verzweiflung versucht dieser erst, Montalbert zu erstechen, dann entleibt er sich selbst. — Dieses Trauerspiel findet allgemeinen Beifall. (Courier.)

John Stow, ein gelehrter englischer Antiquar, Verfasser einer Chronik von England und einer Beschreibung von London, welche zum Muster dienen kann — und von Fr. Bacon und Camden vielfältig benutzt worden ist — starb 1605 in hohem Alter und in der äußersten Armuth. So vaterländisch seine Schriften waren, so wenig that sein Vaterland für ihn. Er lebte, im ganzen Sinne des Worts, vom Allmosen. Im Jahre 1604 wandte er sich an den großen Beschützer der Musen und ihrer Zöglinge, an Jacob I., und erhielt von ihm eine schriftliche Erlaubniß — die Menschenliebe guter Seelen in Anspruch nehmen zu dürfen. In dieser Schrift werden die 45 Jahre erwähnt, die er auf die Verfertigung seiner Chronik verwandt, und die 8 Jahre, die ihm seine Beschreibung von London gekostet; sein hohes Alter wird ebenfalls angeführt, und ihm und seinen Abgeschickten verstattet, in mehreren Grafschaften Allmosen zu erbetteln. Die Schrift ist „im zweiten Jahre der Regierung Jacobs II." unterschrieben. (Courier.) Welch königlicher Lohn!!

Ein 17jähriger Bettler wurde in den Straßen von Plymouth ergriffen, und nach seinem Geburtsort befragt. Er sprach kein Wort englisch, auch keine von allen bekannten Sprachen, nur ein unverständliches Kauderwelsch. Einige Peitschenhiebe lösten ihm die Zunge; der Häscher wurde sein Sprachlehrer, und der Betrüger rief nun einmal über das andere: Mord! Mord! — und gestand: er sey Fr. Savigny von Hattongarden, zu London. Jetzt sitzt er in Bridewell, und spricht sehr geläufig englisch. (Morn. Chron.)

Zu Chenevière hat ein Hr. Vibert auf den Ufern der Marne einen Rosengarten angelegt, der von dieser Blumen-Königin alle verschiedenen Abarten zeigt, mit höchst romantischen Namen. Es giebt unter Andern eine wilde Philippine, la Gracieuse, die kleine Nymphen-Wade, die schöne Elise, die stolze Jeanne d'Arc, und die kleine Rose Pierret. Es fehlte nur noch die Rose — Mansen. (Constitut.)

Ein norwegischer Schiffs-Kapitain unterhielt sich neulich in einer Schenke zu Gothenburg über den zunehmenden Kredit des Papiergeldes in seinem Vaterlande. Als man zufällig äußerte: daß diese Verbesserung lediglich der steten väterlichen Fürsorge des jetzt regierenden Königs zu danken sey, entgegnete er: die Könige thäten auch nur ihre Pflicht, indem sie für das Wohl der Völker thätige Sorgen hegten, und wären eigentlich nur die Diener des Volks. Als man dies der oberen Stadtbehörde meldete, ward der Kapitain verhaftet; der König erfuhr den Vorfall, befahl, den Schiffs-Kapitain wieder los zu lassen, und ihm nur bemerklich zu machen: „daß, wenn die Könige wirklich verpflichtet wären, für das Wohl der Völker thätige Sorge zu tragen, so müßten die Unterthanen ihrerseits auch mit mehrerer Achtung von den Fürsten reden, die sich das Glück derselben angelegen seyn ließen." (Gaz. d. Fr.) Mit der Clausel: „die sich das Glück der Unterthanen angelegen seyn lassen", ist dies eine ehrwürdige Lehre, der überall Anerkennung zu wünschen ist.

Ein ehemaliger französischer Militair wollte neulich in den Louvre gehen. Da er ein hölzernes Bein und einen sehr schlechten Mantel hatte, hielt ihn der Schweizer für einen Bettler, und wies ihn barsch von der Thür. Der Militair schlug seinen Mantel zurück, zeigte auf sein Kreuz der Ehrenlegion, und befahl der Schildwach: das Gewehr zu präsentiren, was auch sogleich, zur Freude der Umstehenden, geschah. (Independ.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 19. Juni. 100tes Blatt.

Die Katholiken in Irland.

(Schluß.)

Aehnliche Beispiele von andern Priestern werden beigebracht, welche zum Besuche der Schulen ermuntern und zum Lesen der Bibel auffordern. Die Vorurtheile des Volkes werden dadurch verdrängt, und die Schulen sind voll von Zöglingen. Auch in dem Berichte der Gesellschaft für 1818 finden sich eben so erfreuliche Beweise: wie schnell das Erziehungswerk unter den katholischen Geistlichen und ihren Pfarrkindern Eingang gewinnt. Wir erfahren unter andern: daß bei einer, in den Angelegenheiten der Schule gehaltenen Zusammenkunft 33 Priester nebst dem Bischof zugegen waren, und daß, als einige feindselig gesinnte Priester den Bischof um die Unterdrückung der neu gestifteten Schulen ersuchten, ein anderer Priester sich ihnen widersetzte und die Aussprüche der heiligen Schrift gegen diejenigen anführte, welche der Wahrheit widerstehen oder die Erziehung der unwissenden Armen hindern wollten, und der Bischof stimmte herzlich ein. Mehrere Priester, welche wider die von der Gesellschaft gestifteten Schulen waren, haben andere Lehr-Anstalten errichtet, wo freier Unterricht ertheilt wird. — So geht aus Allem hervor, daß das heran wachsende Geschlecht gegen den Zustand der Rohheit gesichert seyn wird, wodurch eine Hauptquelle der unglücklichen Lage des Landes versiegen muß.

Die gesetzlosen Gewohnheiten des Volkes und alle Störungen des öffentlichen Friedens lassen sich, als auf ihre Quelle, auf die Verwaltungsweise zurück führen, welche die Bewohner Irlands in einige wenige protestantische Machthaber — die mit willkührlicher Gewalt aller Art ausgerüstet sind — und die katholische Mehrzahl abtheilt, die sich von dem Schutze der Verfassung ausgeschlossen und allerlei Strafgesetzen unterworfen sieht. In einer irländischen Grafschaft bewohnt eine Volksmenge von 100,000 Menschen vielleicht einen Flächenraum von 250,000 Morgen. Dieser ganze Raum ist, durch nicht sehr alte Verleihungen der ehemaligen Besitzungen der Katholiken, von der Regierung den protestantischen Kriegsleuten englischer Heere zugetheilt worden. Fast alle Eigenthümer, die mehr als 4000 Pf. Sterl. jährlich haben, leben außer Irland. Die übrigen Eigenthümer, wenige an der Zahl, nebst den reicheren protestantischen Pachtern, ziehen ihre Einkünfte aus lebenslänglichen Pachtungen, und bilden die Orts-Obrigkeit. Die eigentlichen Inhaber und Anbauer des Bodens aber bestehen aus einer Menge kleiner katholischer Unterpachter, die 4 bis 100 Morgen Land haben, und sehr vielen katholischen Bauern, die auch etwas Land besitzen und in zerstreuten Hütten wohnen. Da die ärmeren Katholiken das Gesetz nie anders als einen Feind kennen gelernt haben, so betrachten sie es mit feindseligen Augen, und man findet überall in Irland ein vereintes Streben, das Gesetz zu umgehen, es zu verletzen und ihm Widerstand zu leisten. In allen Gegenden werden die offenbarsten Gewaltthätigkeiten verübt, und bleiben ungestraft, weil es schwer ist, Nachrichten ein zu ziehen, Verhaftungen vor zu nehmen und Beweise zu erhalten. Es werden Bäume gefällt und

weg geführt, die so groß sind, daß viele Menschen und Pferde zur Vollziehung der That erfordert wurden, und dennoch sind die Thäter nicht aus zu mitteln. Man stiehlt Vieh und treibt es durch eine volkreiche Gegend; man gräbt Kartoffeln aus und schafft sie während der Nacht hinweg; man plündert Heuschober, man weidet Felder ab, melkt Kühe auf den Wiesen und begeht kleinere Diebereien aller Art; aber während viele Katholiken die Thäter kennen, erfahren die protestantischen Obrigkeiten und Beschädigten nichts. In den letzten schlechten Jahren ist es sehr oft vorgekommen: daß ein Pachter, der wegen schuldigen Zinses die Auspfändung erwartete, seine Nachbarn versammelte, und den ganzen Ertrag seines Gutes in einer Nacht wegschaffte, und ihn bei seinen Freunden so verbarg, daß Alles für ihn treulich aufgehoben blieb, während der Gutsherr das Hülfsmittel zum Ersatz verlor. Verhaftsbefehle können selten vollzogen werden, ohne große Gefahr für die Gerichtsbeamten, die immer von Soldaten begleitet seyn müssen, wenn sie auch nur das kleinste Pachtgut in Besitz nehmen wollen. Versucht ein Beamter, dem Gesetze Ansehen zu verschaffen, und bringt er einen Schuldigen zur Strafe, so ist er allen Arten rachsüchtiger Wiedervergeltung ausgesetzt; er sieht sein Eigenthum beschädigt, und muß oft für gewissenhafte Pflichterfüllung mit dem Leben bezahlen. Zeugen, durch deren Aussagen ein Missethäter das Leben verloren hat, können selten dem Tode auf andere Art entrinnen, als daß sie ihr Vaterland verlassen. Kurz, es herrscht eine so allgemeine Verschwörung gegen die öffentliche Verwaltung: daß in der That alle Gesetzlichkeit verbannt, und der gesellschaftliche Zustand so beschaffen ist, wie unter keinem gesitteten Volke. Der Einfluß des Priesters ist zwar oft hinlänglich, die Ordnung einigermaßen zu erhalten; aber das Betragen der Einzelnen gegen einander wird in den meisten Fällen durch eine Art von Uebereinkunft oder Waffenstillstand zwischen den Höheren und Niederen geleitet. Jene bestechen diese durch kleine Gefälligkeiten und Nachsicht bei geringen Beleidigungen, um sie von Gewaltthätigkeiten ab zu halten, während diese es ihrem eigenen Vortheil gemäß finden, erträglich mit denen zu stehen, die sie zu vernichten Gewalt haben. Aber weder Vertrauen auf die Macht der Gesetze auf der einen Seite, noch Furcht vor Strafe auf der andern, kommt bei den Erwägungen, die das Betragen dieser beiden großen Partheien leiten, bedeutsam zur Sprache. W. A. Lindau.

Fortunatus Wünschhütlein.

(Schluß.)

Der Angstschweiß trat mir vor die Stirn, als ich mir so den Spiegel entgegen gehalten sah, und mich darin, wie ich leibte und lebte, erkannte. — Die süße Stimme meiner Adelheid, welche so eben zu reden begann, gab mir zum Theil die Besinnung wieder. — „Ihr mögt nicht ganz unrecht haben" sprach sie, „Herr Wulfbert Fugger! und leicht mag die Untugend, deren Ihr ihn anschuldigt, als das Gemüth Dietberts verunzierend, nur zu sehr gegründet seyn — doch ist ja seine allzu große Liebe zu mir einzig und allein der Grund davon. Aber wie könnt Ihr es, junger Herr, vor dem Richterstuhle Eures Gewissens verantworten, daß Ihr Eurem Freunde, dem Ihr doch in meiner Gegenwart so oft gar viel der Lieb' und Treue gelobt habt, sein liebstes Gut, als welches ich mich mit einigem Stolze betrachten darf, nicht anders als ein leicht gesinnter Mensch entwenden wollt? — Was des Guten habe ich von Euch zu erwarten, der Ihr gewissermaßen den Freund Eurer Jugend zu verrathen und zu verkaufen im Stande seyd?" — Herr Wulfbert Fugger ließ auf diese gewürzte Gegenrede den Kopf gewaltig hängen, und entfernte sich gar bald, indem er noch eine ziemlich ungeschickte Entschuldigung hergestottert hatte. Ich aber wünschte mich sammt meinem Zauberhütlein schnell hinweg und zwar in eine Herberge, in welcher ich mich gewöhnlich mit mehreren lieben Freunden bei einem Humpen guten alten Frankenweins zu versammeln pflegte. Mein Wunsch ging in Erfüllung. — Mehrere meiner Genossen und Freunde saßen bereits um den runden Marmortisch, an dem wir schon so manche angenehme Stunde vollbracht hatten, und Jonas Hug, ein junger Kaufherr und mein frühester Jugendgespiele, nahm das Wort: „Wo unser Dietbert heute wohl bleiben mag? Scheint doch ohne ihn Alles todt und stumm; denn das eben ist die gute Seite seiner Rechthaberei und seiner Sucht, Alles besser wissen zu wollen, daß sie uns die Zeit vertreibt und uns unendlich viel Spaß macht!" — „Wär' es nur das" brummte der immer ernste und gar kunstreiche Schreinermeister Hildebrand, „so möcht' es noch immer so hingehen; allein durch diese seine Halsstarrigkeit und Unbeugsamkeit stößt er ja seine besten Freunde von sich, und wer darf wohl sagen: daß er für sich selbst, ohne ihr Zuthun, in diesen Weltverhältnissen zu bestehen wage? — Hat doch jenes alte Weib dem Meister Urian ein Licht angezündet, um allenfalls auch im ewigen Abgrunde einen Freund zu haben; unser Dietbert ist aber im Stande, eines Wortfangs wegen dem lieben Herrn Gott und allen seinen Heiligen Licht und Lampe aus zu löschen, was ihm dereinst noch gar bitterböse Früchte tragen kann." — „Ginge wohl auch noch hin!" — fuhr nun der ehrenwerthe Herr Huldrich Wurmbrand fort, ein junger Doktor der Arzneikunde, der erst ohnlängst von der hohen Schule zu Bonnonien gekommen war — „allein sein Hang zur Satyre, die unselige Lust, sich über jeden Menschen lustig zu machen, ist es, die ihn in

der Folge der Zeit verderben kann. Läßt er doch kaum einen Menschen ungehudelt seinen Augen vorüber gehn. Wo er das mindeste Gebrechen entdeckt, da ist er gleich hinterdrein, wie ein Spürhund, und ruht nicht eher, bis er es aufgetrieben und das arme Wild halb zu Tode gehetzt hat. Solch ein Kapital pflegt in der Regel schlechte Zinsen zu tragen." — „So lange seine braven und angesehenen Eltern noch leben" — nahm nun der Malermeister Dollinger das Wort — „und die alte Wohlhabenheit durch keinen widrigen Schicksalstrug erschüttert ist, läßt man den jungen Herrn gewissermaßen passiren. Allein, wenn heute die wackeren Alten die Augen schließen, und Frau Fortuna die ihren nur einmal von ihm wendet, dann erst wird er sehen, welche Früchte ihm Rechthaberei und kecke Streitsucht getragen und wie viel Freunde sein witziger Spottteufel ihm verschafft habe." — Während dieses Viergespräches wurde mir gewaltig heiß unter meinem Zauberhütlein, maßen ich mir in dieser meiner Abkonterfeyung unmöglich gefallen konnte. So sehr ich mich auch gegen mich selbst meiner Haut wehren mochte, so wenig ging es; denn mir war's, als würde eine Binde von meinen Augen genommen, und als sähe ich all die allerliebsten Dinge, von denen so eben die Rede war, in meiner innersten Brust liegen. — Husch wünschte ich mich in die Wohnung meiner Eltern, und fand meine fromme Mutter, wie sie eben, auf den Knieen liegend, folgendes kurze Gebet für mich zu dem lieben Herr-Gott sandte: „Nimm, o Herr! von meinem Dietbert, den Du sonst an Leib und Seele so ziemlich ausgestattet hast, jenen unstäten, nimmersatten Geist, der ihn, wie ein armes lechzendes Wild, durch das junge Leben jagt, und laß ihm Deine höchsten Gaben: Zufriedenheit mit seinem Schicksal und freundliche Mäßigung gegen die Andern, nicht länger vorenthalten seyn." — Die Augen gingen mir über bei diesen Worten; ich fühlte mich in meinem innersten Herzen verwandelt. Im Augenblick wünschte ich mich in des Astrologus Landhaus zurück, legte das Zauberhütlein geruhsam in des lächelnden Greises Hände, und lebte seit der Zeit ein wahrhaft seliges Leben in den Armen meiner Adelheid. S. W. Schießler.

Flegel, Schlingel und Konsorten.

(Sit venia verbis.)

Es ist doch gewiß ehrenvoll für das weibliche Geschlecht: daß obige Schimpftitel nur vom männlichen gebraucht werden, welchem damit eben so viel an Ehre abgeht, als jenem zuwächst. Auch scheint es fast, als würden Zunge und Ohr recht schwer an eine Flegelin, Schlingelin, Schwengelin u. s. w. sich gewöhnen. — Wenn sich aber überhaupt die gesammten Schimpftitel so verhalten, daß man auf zehn männliche derselben sicher nur einen weiblichen rechnen kann — so zeigt die Sprache hierin eine achtungswerthe Art von Galanterie, die das weibliche Geschlecht aber auch mit thätigem Danke dadurch erwiedern sollte: daß es weder im Schreiben noch Sprechen hinfort der Sprache wehe thäte — denn wer sündigt in diesem Punkte häufiger als die Frauenwelt? — Und — was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig! — die Sprache schont der Frauen — so mögen auch die Frauen der Sprache schonen! Richard Roos.

Aufrichtigkeiten.

In Nr. 118 der „Allgemeinen Literatur-Zeitung", bei der Beurtheilung des für Schillers Bildungsgeschichte sehr interessanten Buches: „Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn von Dalberg in den Jahren 1781 bis 1785" (Karlsruh, bei Marx) kommt der Rezensent von der Erwähnung: daß die ersten Briefe sehr bescheiden und demüthig sind, auf folgende Bemerkung: „Eben in dem geistigen Fortschreiten von dieser bescheidenen Demuth zu einem, zuweilen fast an Insolenz streifenden Selbstgefühl, wie es der, durch den Beifall des Publikums berauschte Verfasser dieser Briefe an den Tag legt, eben darum findet Rezensent ein wahrhaft psychologisches Interesse, um so mehr, da wir in der neuesten Zeit (si parva licet componere magnis!) ähnliche Erscheinungen bei einigen Dramatikern auf eine, den Freund der Literatur empörende (!) Weise hervor treten sehen." — Ob hier eine Mehrheit oder nur ein Einzelner gemeint ist, sey nicht untersucht, weil solche Dichter sich ohnehin selbst um die wenigen Blätter bringen, die ihnen etwa zum künftigen Kranze aufbewahrt sind. Einigen Stolz könnte man übrigens einem Schiller wohl entschuldigen, er ist menschlich und kühnes Vertrauen auf sich selbst gehört zur That; bei neueren Dramatikern kommen aber Gehässigkeiten vor, die nicht mehr menschlich, und also deshalb nicht zu entschuldigen sind. Man weiß, was Schiller betrifft, nächstdem wohl, daß er später wieder zur innigsten Bescheidenheit kam; seine Eitelkeit war jung und erwuchs, ward jedoch immer verständiger; wo aber die Eitelkeit in alten Tagen ausbricht, pflegt sie gar oft ins Kindische zu gehen.

Bei dem haßsüchtigen Kampf, den man unbesonnen in so vielen Verhältnissen ermuntert hat, ist es ein Wort zu rechter Zeit, wenn der geschätzte Dichter Wellentreter neulich ausrief:

> Christen nennet ihr euch, und beharrt in feindlicher Zwietracht,
> Nennet euch Juden; denn euch starb der Versöhner umsonst!

und es ist herzlich zu wünschen, daß die Hadersüchtigen bald nicht mehr entgegnen können:

> Nennet uns, wie's euch beliebt, leben wir doch von der Zwietracht;
> Sehet, wir sprechen mit Glück, doch die Versöhner umsonst!

Fr. Wendel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Auf der Bühne hatten wir als Neuigkeit „die Onkelei“, Lustspiel in einem Akt von Müllner. Der Verfasser hat sich über den Werth und Zweck dieses Lustspiels in dem „Theater-Almanach für Privat-Bühnen“ hinlänglich mitgetheilt, den ich nach zu schlagen bitte. Wenn nur — ich bin so frei, es aus zu sprechen — in der französischen Onkelei die deutsche Reimerei nicht zuweilen störte, und unsre Schauspieler den Reim nicht so scharf markirten. Doch trifft dieser letzte Vorwurf weder den gewandten „Herrn Hauptmann Holt“ (H. n. Unzelmann), noch die leichtfertige „Henriette von Helm“ (Mad. Schulz), die diesen gefährlichen Felsenriff als kunstgeübte Piloten weislich zu umschiffen wußten. Gelacht wurde zuweilen, Beifallsbezeigung kam wenig vor. Ich fürchte, das Stück wird bei den Wiederholungen leere Bänke veranlassen. — Hr. Hof-Bildhauer Kaufmann verfertigt jetzt die Büste unserer Frau Erbgroßherzogin. Frühere gelungene Kunstleistungen dieses Bildners — z. B. die außerordentlich ähnliche Büste unseres Großherzogs — berechtigen zu der Erwartung, daß er besonders bei dieser Arbeit etwas ganz Vorzügliches liefern werde. Kaufmann ist Schüler von Canova, und erst seit einigen Jahren — durch die Empfehlung des Hrn. Hofraths Jagemann — aus Italien hieher berufen und angestellt worden. Wer durch Weimar reist, vergesse nicht, die Werkstätte dieses Meisters heim zu suchen. — Ohne dazu aufgefordert zu seyn, um aber für jetzt und für die Folge allen Reibungen zu begegnen, erkläre ich hier ein für allemal, und der Herr Redakteur des „Gesellschafters“ wird es mir gern bezeugen: daß Einsender dieses keiner der früheren Correspondenten sey. *) — Mehrere politische Blätter — namentlich die Kasselsche und die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung — schreiben aus meinen Berichten von hier das ihrem Zwecke Zusagende ab. Möchten die Redaktionen doch wenigstens ihren Lesern nicht vorenthalten: daß der „Gesellschafter“ die Quelle sey, aus der sie zuweilen schöpfen.

A. Seltersheim.

*) Schon im „Bemerker“ Nr. 4, sagt' ich dies, und bestätige es hiermit.

D. Herausgeber.

Weimar. Am ersten Pfingstfeiertag hielt unser neuer General-Superintendent, Hr. Dr. Krause (von Königsberg hieher berufen), in hiesiger Stadtkirche seine Antritts-Predigt. Ein wackerer Kanzelredner! Sein gemüthvoller herzlicher Vortrag hat alle Zuhörer erbaut. Es ist kein Mode-Prediger, der die Augen verdreht, oder dessen Sprache lauter Aether und Blumen duftet. Ohne gekünstelte und geschraubte Rede-Figuren weiß er auf die Gemüther zu wirken. Es ist — wie ein alter betagter Bürger zu mir in der Kirche sagte — ein Mann nach dem Herzen Gottes, der (was uns Noth thut und was wir Alle wünschen) ohne Ansehn der Person sprechen und handeln, und dadurch manches Gute hier stiften wird. Vor der Predigt führte der Director chori musici, Hr. Kammermusikus Eberwein, ein Kyrie und Credo von der Composition des Hrn. Kapellmeisters Hummel auf. Ich muß mit vielen Andern gestehen: daß diese Messe uns nicht so ganz zusagen wollte; es ist ein gemischter Kirchen-, Theater- und Kammerstyl, *) der eben seiner Mischungen wegen nicht gefallen kann. — Das hiesige Singe-Chor hat in der Person des Hrn. Eberwein einen geschickten und erfahrnen Lehrer, der bei fortdauerndem Eifer für die Sache die, durch den Tod unsers Kapellmeisters Müller verwaiste Anstalt bald wieder beleben und ihr aufhelfen wird. — Unser würdiger Staatsminister, der Graf Edling, hat nicht — wie politische Blätter irrig behaupten — um einige Monate **Urlaub**, sondern um seine **Entlassung** angehalten. Künste und Wissenschaften trauern, wenn unser Großherzog einen Mann ziehen lassen sollte, der im Stillen so manches Gute förderte. — In Gotha gab ein wanderndes Schauspieler-Völkchen den Tod Kotzebue's, als Tableau (!) in drei Darstellungen; da hätte doch, um den guten Ruf einer gebildeten Stadt zu retten, die Polizei sich einmal mit Recht etwas hinderlich zeigen können! — Ich habe in der Zeit der herrlichen Baumblüthe einige frohe Tage in Jena verlebt. Dort verschwinden nach und nach die burgundischen Federbarets und die sogenannten altdeutschen Wamser; auch die Knebel- und Schnurrbärte und die Löwen-Mähnen nehmen Abschied. Das Treiben, Wesen und Thun der hiesigen Turner hat mir wirklich viel Freude gemacht; die jungen Leute sehen ein: daß nicht der Wams oder der Haarschnitt das Deutschthum ausmachen. — In der Umgegend treibt sich unter dem Namen des „schwarzen Beckers“ eine originelle Figur herum. Es ist ein Sonderling, der, wie ich vermuthe, wohl nicht bloß zu seinem Vergnügen den schönen Saalgrund bereist. Immer ist er von Turnern und ihren Freunden umgeben. **Becker** hat sich früher durch mehrere Volksschriften und neuerdings durch einige Aufsätze im „allgemeinen Anzeiger“ über und gegen den Adel bekannt gemacht. Im letzten Kriege führte er als Hauptmann eine selbst geworbene Kompagnie freiwilliger schwarzer Jäger. — Das „literarische Wochenblatt“ fährt — allen Warnungen und Drohungen (?) zum Trotz — fort, nach früheren Planen zu handeln und zu wirken. Die Zahl der Abnehmer soll sich, was kaum zu erwarten war, sogar neuerdings vergrößert haben. Die Hrn. Verleger, Gebrüder Hoffmann, sind thätige, rechtliche Männer, denen der daraus ersprießende Nutzen wohl zu gönnen ist. — Auch hier in Weimar wird nun, auf Anordnung des Großherzogs, eine Steindruckerei unter Aufsicht des geschickten Heinrich Müllers — ein Sohn des hiesigen Kupferstechers — welcher dazu aus München berufen wurde, etablirt. — Durch die Abreise der Herren Stromeyer und Graf, in die Bäder von Ems, ist sowohl in der Oper als dem Schauspiel eine wesentliche Lücke entstanden, so daß bis zu Rückkunft dieser Herren wohl nicht viel Bedeutendes gegeben werden möchte. Auch Hr. und Mad. Unzelmann wollen uns in diesen Tagen verlassen und eine Kunstreise nach Hamburg antreten. Möchte dem lieben Künstlerpaare überall ein freundlicher Empfang zu Theil werden! — Mit Sehnsucht verlangen die Bewohner unseres Großherzogthums: die Verhandlungen des letzten Landtags **ganz und vollständig** der Presse übergeben zu sehen; auch hat das hiesige „Oppositionsblatt“ vor einiger Zeit eine freundliche Mahnung deshalb ergehen lassen. Wir hoffen, daß diese lauten Wünsche nicht unbeachtet ad acta gelegt werden. — Der „fränkische Merkur“ und einige sächsische Blätter fangen ebenfalls an, meine Berichte aus Weimar und manches Andere aus dem „Gesellschafter“ nach zu drucken. Ich wiederhole mein Ersuchen: daß man das „Suum cuique“ bedenken, und wenigstens sagen möge: woher?

A. Seltersheim.

*) So gehören z. B. die Trompeten-Aprils bei dem Et resurrexit etc. doch wohl eher auf die Wachtparade als in die Kirche, und sind durchaus eines **Hummel** unwürdig.

Nachschrift. So eben eingegangenen Nachrichten aus Jena zufolge haben am 8ten dieses die wackeren jenaischen Turner den sogenannten „schwarzen Becker“ mit einem Steinhagel aus der Stadt verwiesen. *) Der Schwarze hat sich Mehreres zu Schulden kommen lassen, was ihn bei den Bessergesinnten nicht empfehlen konnte. — Nach offiziellen Berichten dürfte es auch nun in den Sand'schen Angelegenheiten bald heißen: „Es werde Licht!“ und dann würde wohl auch so mancher verlaute deutschthümliche Scribler wünschen — daß ihn Berge bedecken möchten. Vielleicht schon in meinem nächsten Bericht etwas Näheres davon. — Unsern trefflichen General-Superintendenten, Dr. Krause, hat (in der Nacht vom 9. — 10. Juni) der Schlag getroffen. Er ist noch am Leben, doch ohne große Hoffnung zu genesen.

A. S.

*) Die Turner? — das bliebe doch arg, selbst wenn der Grund in der That ein gültiger wäre; es muß ja in Jena Obrigkeiten geben!

D. Herausg.

Unter den Fremden, welche in diesem Jahr in den Bädern zu Achen sich aufhalten, ist auch ein Bewohner Athens. (Constit.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 21. Juni. 101stes Blatt.

Ein Brief J. G. A. Forsters an Lichtenberg.

Wilna, den 18. Junius 1786.

Ich weiß nicht, mein bester Freund! ob Sie meinen vorigen Brief erhalten haben; allein wenn Sie ihn auch haben, hält es mich nicht ab, Ihnen wieder einmal zu schreiben, sobald sich die Gelegenheit darbietet. Kaum war jener Brief abgegangen, so kam die hier folgende Einlage von Ciechanki's Verwandten an, und diese kann ich nicht länger liegen lassen, da wohl ein Brief die einzige Freude ist, die Ciechanki von diesen Leuten erwartet. Wenn Sie ahneten, liebster Freund, wie man in Wilna nach Briefen schmachtet und verschmachtet, Sie hätten schon einmal die Physik ausgesetzt, um uns zu erzählen: daß Alles noch beim Alten zwischen uns ist, bis auf die verdammten 200 Meilen! O, man läßt uns hier von allen Seiten fühlen, daß wir einander genug seyn sollen; denn den einzigen Sömmering ausgenommen, haben unsre Correspondenten in Göttingen, Halle, Wien, Berlin, Dresden und wo nicht noch sonst? entweder Lethe getrunken, oder an ihrer correspondirenden Kraft eine Lähmung erlitten, und sowohl meine Frau als ich hören kaum alle Vierteljahr einmal: daß unsre Verwandten leben. Ich meines Theils habe mich schon darin ergeben, wenn ich es nur dahin bringen könnte: daß die Geistes-Verwandten dann und wann ein Zeichen des Lebens von sich geben möchten; denn der Geist leidet hier eigentlich am meisten Noth. Ich glaube fast, er muß in eben dem Grad der Kälte wie das Quecksilber erstarren, denn ich sehe eine ungeheure Menge erfrorner Köpfe um mich her, und wenn ich mich nicht irre, scheint das Symptom an mir selbst bereits bemerklich. Im Ernst, die größte Unbequemlichkeit, die ich hier empfinde, ist der Mangel an gelehrtem Umgang, an gelehrter Correspondenz, an Neuigkeiten und Büchern. Außer dem Dr. Sartoris — einem Italiener, der das Fach der Chemie versieht — hab' ich hier keinen Menschen, mit dem ich wissenschaftliche und belehrende Unterhaltung pflegen könnte. Dieser Einzige hat Kopf und besitzt außer seinen chemischen Kenntnissen noch eine feine französische Politur, von seinem langen Aufenthalt in Paris; auch ist er in England gewesen und kennt die großen Namen jenes Landes recht gut; allein er ist bei dem Allen doch ein Piemonteser, nicht ein herzlicher Deutscher, gegen den man sich vertraulich auslassen darf; auch ist er von seinen übrigen Collegen nicht zum Besten gelitten. Was bei Exjesuiten, und wenn es die besten sind, und bei denen, die in ihr Horn blasen, zu holen sey, werden Sie sich selbst sagen; es ist keine Sylbe wissenschaftlichen Gesprächs mit diesen Menschen möglich; sie sind, trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeiten und Freundschaftsbezeigungen, immerfort auf ihrer Hut, immer mißtrauisch, immer heimlich und hinterrücks wirksam; äußerst bemüht, unter dem Anscheln von Geschäftigkeit ja keinen Fortschritt zur wirklichen Aufklärung machen zu lassen, viel weniger ihn selbst zu machen; wohl aber durch die ewige Klage: ihnen seyen die Hände zu sehr gebunden, schnappend nach mehr Gewalt und Einfluß, und um sich greifend, unter welchem

Vorwand es immer sey. Dies sind die hiesigen Erzieher; was läßt sich da von den Zöglingen erwarten? — Wenn ich also ein gescheldtes Wort hören will, so laß ich mir von meinem lieben Weibe eins vorplaudern. Den Correspondenten verdenke ich es fast gar nicht, daß sie sich allmählig aus dem Spiele ziehen, denn hier findet kein Tausch von Neuigkeiten statt, und immer nur zu erzählen, ohne sich wieder erzählen zu lassen, wird man endlich müde. Nun bliebe noch die Ressource: Bücher herkommen zu lassen, um zu erfahren, was in der schreibseligen Welt vorgeht, und auf diese Art durch neue Ideen einen Stoß zu bekommen. Allein die besten Maaßregeln und Vorkehrungen, die ich deshalb getroffen zu haben glaubte, sind durch die Unart meiner Buchhändler und Freunde vereitelt worden. Kaufleute von Wilna, die in Leipzig zur Messe gewesen, haben mit meinen Spediteurs gesprochen, und sind dennoch leer zurück gekommen, ohnerachtet ich drei Monate im Voraus meine Bestellungen gemacht hatte. Solche unverhoffte Vorfälle können Einen hier in dieser sarmatischen Wildniß beinah außer Fassung bringen; denn da mein Schicksal mich einmal hieher verschlagen hat, und ich doch von Allem, was ich hier zu finden hoffte, und wodurch man mich hieher gelockt hatte, nichts gefunden habe, ist die Sorge: durch Lektüre mit meinen auswärtigen Zeitgenossen Schritt halten zu können, das einzige, was mir zu meiner Sicherheit übrig bleibt. Wenn ich erst gegen Literatur gleichgültig werde, haben die Jesuiten gewonnen Spiel, und die Welt hat einen unnützen Bewohner mehr.

Oft habe ich mir hier schon in vollem Ernst Ihren Blick und Ihre vortrefliche Art, die Sitten zu malen, gewünscht. Sie würden an diesem Mischmasch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Rohheit und französischer Superfeinheit, an diesem ganz geschmacklosen, unwissenden und dennoch in Luxus, Spielsucht, Moden und äußeres Clinquant so versunkenem Volke, reichlichen Stoff zum Lachen finden — oder vielleicht auch nicht, denn man lacht nur über Menschen, deren Schuld es ist, daß sie lächerlich sind; nicht über solche, die durch Regierungsform, Auffütterung (so sollte hier die Erziehung heißen), Beispiel, Pfaffen, Despotismus der mächtigen Nachbaren, und ein Heer französischer Vagabonden und italienischer Taugenichtse, schon von Jugend auf verhunzt worden sind, und keine Aussicht zur künftigen Besserung vor sich haben. Das eigentliche Volk — ich meine jene Millionen Lastvieh in Menschengestalt, die hier schlechterdings von allen Vorrechten der Menschheit ausgeschlossen und nicht zur Nation gerechnet werden, ohnerachtet sie den größten Haufen ausmachen — das Volk ist nunmehr wirklich durch die lang gewohnte Sklaverei zu einem Grad der Thierheit und Fühllosigkeit, der unbeschreiblichsten Faulheit und stockdummen Unwissenheit herab gesunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderen europäischem Pöbel hinauf steigen würde, wenn man auch desfalls die weisesten Maaßregeln ergriffe, wozu bis jetzt nicht der mindeste Anschein ist. Die niedrige Klasse des Adels, dessen äusserste Armuth ihn abhängig macht und zu den verächtlichsten Handarbeiten verdammt, ist fast in der nämlichen Lage, was Dummheit und Faulheit betrift; und in Ansehung der kriechenden Niederträchtigkeit und des zertretenden Mißbrauchs seiner, etwa bei Gelegenheit ihm zufallenden Macht ist er noch viel verworfener. Der höhere und reichere Adel bis hinauf zum Throne ist im Ganzen genommen nur eine Schattirung der vorhergehenden Klassen, mit mehr Gewalt; jeder Magnat ist ein Despot, und läßt Allen um sich her fühlen, daß er es sey; denn nichts hindert ihn, und selbst die größten Verbrechen büßt er höchstens mit einer Geldstrafe oder einem Verhaft von etlichen Wochen, wobei er ein Palais zum Gefängniß hat, und die ganze Zeit mit seinen Freunden in Schmäusen und Lustbarkeit aller Art hinbringt. — Eine tüchtige Magd in Deutschland arbeitet mehr, als drei polnische Kerle in gleicher Zeit; sie trägt eine drei Mal größere Last, geht drei Mal geschwinder, und ich glaube gar, sie schlüge auch drei solche elende Wichte, die wie matte Fliegen herum kriechen, zu Boden. Zwischen den hiesigen Weibern und den deutschen findet durchaus gar kein Vergleich statt; ich kenne nichts Elenderes und Häßlicheres in allen den Kupfern zu Cooks Reisen. — Daher hat hier auch fast ein jedes Geschäft seinen eigenen Bedienten. Mein Ofenheizer und Holzhacker ist ein Adlicher, der des Jahrs hindurch seine Kost und acht Thaler Lohn, nebst einem Schafpelz und ein Paar Stiefeln, bekommt und dem man bei jedem dritten Worte mit Prügeln droht, oder Brandtwein zum Lohn verspricht. — Doch ich höre auf, denn zum Pröbchen ist dies genug, und mehr in dieser Laune möchte Ihnen Langeweile machen. O wo sind jene güldenen Zeiten, da wir einander an jedem Posttag schrieben, oft auch reitende Boten abfertigen konnten, oder wo ich aufsitzen und in fünf Stunden bei Ihnen seyn, und von Rapps schmackhaften Gerichten, bei dem aufmunternden Gespräch meines Freundes, mit geschärftem Appetit zehren konnte! — Es thut mir wohl, liebster Freund, mich jener Zeit recht lebhaft zu erinnern, und ich sehe wahrlich nicht ein, was ich Besseres thun könnte, da dergleichen Erinnerungen ein Verwahrungsmittel mehr wider die Paralysis des Geistes sind, womit man hier bedroht wird. Vielleicht ist es auch möglich, nachdem ich hier mein Exilium ausgestanden habe, daß wir uns wieder nähern; unwahrscheinlich, aber nicht durchaus unmöglich, daß wir einmal an einem Orte wohnen könnten. Bis dahin lassen

Sie mich wenigstens den einzigen Genuß, der mir übrig bleibt — Ihren Briefwechsel — erbitten. Ich bin äußerst verlangend auf einen Brief von Ihnen, und wenn Sie anders nichts dawider haben, so lassen Sie uns mit einer regelmäßigen Correspondenz fortfahren. Es findet sich vielleicht doch noch wohl einer oder der andere Gegenstand, der Sie unterhalten könnte, wären es auch nur Beiträge zur Geschichte des Menschengeschlechts in Polen. Sie sind vermöge Ihrer Lage reich an Neuigkeiten; ich wünsche mir nur die Brosamen, die von Ihrem Tische fallen; denn an wissenschaftlichen frühzeitigen Nachrichten fehlt es mir hier durchaus; aber nicht dies allein, sondern jedes Wort und jeder Federstrich von Ihnen ist mir interessant und theuer.

So trübsinnig auch meine Schilderung von Polen klingt, so wenig bin ich doch mit meinem Schicksal unzufrieden; denn ich fühle täglich mehr, daß eine jede Lage ihr Gutes hat, welches sich heraus finden läßt, wenn man sich nur die Mühe nimmt, es heraus zu suchen. Ich glaube, im Durchschnitt gerechnet, keinen bequemeren Ort hätte ich wählen können, um mich in der Stille in meinem Fache etwas mehr um zu sehen und mit Begriffen, die mir fehlten, bekannt zu werden. Hier ist also gleichsam die Vorbereitungs-Scene; dereinst kann ich mit mehrerem Vortheil auf der Bühne wieder erscheinen. Ich weiß, die Rolle eines großen Gelehrten, eines Erfinders, eines tiefschauenden Denkers ist nicht die meinige; aber auch schon für Mittheilung von bereits vorhandenen gesammelten Kenntnissen kann man nützlich werden, und ich wäre zufrieden, es so weit gebracht zu haben. Freilich erfordert auch das Lehramt Talente, die ich nicht besitze, und ich gestehe noch jetzt, was ich Ihnen so oft von mir erzählt habe: daß es mir schwer fällt, zu lehren; allein es muß doch in meiner Composition etwas Genießbares seyn, sonst wären Sie und Sömmering nicht meine Freunde, und mein Weib liebte mich nicht so sehr. Diese Reflexion söhnt mich wieder mit mir selbst aus, und läßt mich von meinem hiesigen Aufenthalt Gutes erwarten. Von Seiten des Herzens bin ich unbeschreiblich glücklich, viel glücklicher, als ich mir je einen Begriff machen konnte. Mein Weib ist mir hier Freund und Gespielin zugleich. Sie wissen, mit welcher Innigkeit ich an meinen Freunden hänge; und gleichwohl ist in dem Weibe ein Zauber, der in seiner Art noch entzückender ist. Zwischen Männern kann im Augenblick des lebhaften Affekts die Freundschaft bis zur Umarmung steigen; aber am Busen des Weibes ruht man Stunden lang glücklich. — Ich habe nun für diesmal wieder genug geplaudert, und eile mit meinem Paquet, um vor Abgang der Post fertig zu werden. Hier muß ich alle meine Briefe in ein Couvert nach Warschau an den Post-Controlleur schicken; denn der Wilnasche Post-Beamte weiß nicht, wo Göttingen, Mainz, Hannover u. s. w. liegt, und versteht es auch nicht, wenn ich par Varsovie hinzu schreibe. Adieu, mein Bester, ich umarme Sie von ganzer Seele! — Ihr Forster.

Lob des Tabacks.

Der Holländer Bontekoe, der im Jahre 1586 als Leibmedicus des Churfürsten von Brandenburg zu Berlin starb, schrieb einen besonderen Traktat zum Ruhm des Tabacks, worin er dessen Tugenden mit vielem Eifer heraus strich. „Es ist nichts so gut — sagt er — nichts so sehr zu achten, nichts dem Leben und der Gesundheit so zuträglich und nöthig, als der Rauch des Tabacks, des königlichen Gewächses, welches Könige selbst zu rauchen gewürdiget haben, und das von vielen Zeiten her im Gebrauch gewesen u. s. w.“ — Der Kardinal Prosper Saintecroix führte den Taback zuerst in Italien ein, und Castor Duranti nahm dabei Gelegenheit, in einem Gedicht, worin er das Verdienst des Kardinals um Italien bis an den Himmel erhob, das Lob des Tabacks so weit zu treiben, daß er selbigen durch ein Wortspiel mit dem Holze vom heiligen Kreuze verglich. — Cohausen wollte witziger seyn, er verglich durch ein anderes Wortspiel den Christoph Columbus mit der Taube, die Noah aus der Arche fliegen ließ, um Land zu suchen, die aber, statt des Oelblatts, ein Tabacksblatt mitbrachte, und die neue Welt fand. — Auch die deutschen Dichter Canitz, Günther, Brockes, Triller, Hölty, Uz, Grübel, Karl Lappe u. A. haben das edle Kraut in Gesängen gepriesen. Fr. Raßmann.

Lied.

Angeblich von Heinrich IV.

Du schöne Gabriele! —
Versehrt von tausend Pfeilen
Muß ich, nach Mars Befehle,
In's Feld des Ruhmes eilen.

O Schmerz! O Widerstreben!
O Trennungstag, wie trübe!
Wär' ich nur nicht am Leben,
Ach! oder ohne Liebe.

Dein auch sey meine Krone,
Die ich erstritten habe;
Mir bot sie jüngst Bellone,
Nimm sie als Herzensgabe!

O Schmerz! O Widerstreben!
O Trennungstag, wie trübe!
Zu wenig ist ein Leben
Für solchen Schatz von Liebe! Haug.

Wissenschaft.

Wissenschaft, Voß merkt es sorglich, folgt immer dem Sechsmaaß:
Aber der Sechsklang folgt häufig dem Wissen — als Sklav;
Einen beständigen Trost giebt mir mein alter Euklides,
Frei von entbehrlichem Wust, gültig für Adel und Volk.
Karl Müchler.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Ein aërostatischer Versuch des Hrn. Menner gab Stoff zu einer Abendbelustigung. Durch einige vereitelte Auffahrten behutsam gemacht, kam derselbe auf den Gedanken, mit brennbarer Luft gefüllte Figuren statt der lebenden in die Höhe zu schicken. Ein teutscher Adler, ein Tyroler Bauer und Faust durchschnitten, unter nicht geringem Jubel der Plebejer, die oberen Regionen; besonders gefiel die Luftfahrt des Letzteren, der vom Teufel geholt wurde, und die Anmerkungen des Volks gaben einen neuen Beweis: wie wenig noch die Aufklärung im Stande war, diesem großen Manne seine Ehre zu schaffen, die ihm vor Jahrhunderten Pfaffenhaß und Aberglaube raubten. Es wäre die Sache der Volkslehrer und Journalisten, diesen Aberglauben, der noch tief im Herzen des Volkes wurzelt, zu vernichten. — Die Idee, Figuren aufschweben zu lassen, wurde übrigens schon von Blanchard benutzt, und viel glücklicher ausgeführt. So ließ er z. B. eine ganze Jagd aufsteigen, die wie das wilde Heer empor flatterte und einen eigenen Anblick darbot. — Zu den Theater-Neuigkeiten gehört: der Abgang des Hrn. Hasenhut vom Theater an der Wien. Hr. H. war sonst ein beliebter Komiker und in seinen Jugendjahren im Leopoldstädter Theater, wo die Komik immer zu Hause ist, der Liebling des Publikums; späterhin gewann ihn die Bühne an der Wien unter glänzenden Bedingungen. Allein hier war er ganz aus seiner Sphäre getreten, und die Gesellschaft, auf der höheren Stufe des Feinkomischen stehend, konnte so wenig ihn unterstützen, als er es im Stande war; er erschien also selten und wurde beinahe vergessen. Sein in diesem Jahre zu Ende gehender Kontrakt ist nicht erneut, und er trat mit einer Benefiz-Vorstellung, recht passend betitelt „der vazirende Lorenz" (eine Rolle, die er mit Beifall gab) von der Bretterwelt. Dem Vernehmen nach wird er einige Rollen im Theater in der Leopoldstadt geben. — Ein, unter dem Namen Laura ziemlich bekanntes Frauenzimmer — das mit der platonischen Freundin Petrarka's keine weitere Aehnlichkeit hat, als daß ihr etwa der Goldklang eines Epikuräers so angenehm war, wie jener der Sonettenklang ihres Verehrers — wagte in der Rolle der unschuldsvollen „Toni" einen sentimentalen theatralischen Versuch, wobei sich die anwesenden Damen schwerlich erbaut haben dürften; da die undelikaten Männer durch laute Beziehungen das Drama in eine Art Lustspiel umgestalteten. So wenig diese Toni, welcher jede Eigenschaft einer Schauspielerin mangelt, zu genügen im Stande war, eben so wenig konnte es die Umgebung, Hrn. Kühtner ausgenommen. — In der Josephstadt gab man unlängst: „Mein Rothkäppchen", aus dem Französischen von Perpernick übersetzt, mit einer guten Musik von Gläser. Ein Machwerk voll Zweideutigkeiten, das von der Sittlichkeit der Muse des Verfassers sowohl als des Uebersetzers wenig hoffen läßt. — Durch Veranstaltung des braven Pächters der Leopoldstädter Bühne, Hrn. L. Huber, wurden Bäuerle's bekannte „Bürger in Wien" im Theater in der Josephstadt aufgeführt und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zweck verwendet. Demoiselle Ennöckel, Hr. Ignaz Schuster (der mehrere Gastrollen daselbst geben wird) und Hr. Stephanie traten darin mit außerordentlichem Beifall auf. Ein ungerathenes Kind von Perpernick, „Armensegen" getauft, ging als Prologus der Produktion voraus, und führt auf 14 vollen Druckseiten eine Geschichte durch, die weder neu noch überraschend, ja nicht einmal vernünftig war. Verse wie z. B.:

„Ein Kaufmannsschiff aus fremdem Land
Den Tod in Meeresgründen fand!"

die sich häufig finden, zeigen, daß er sein Saitenspiel — wovon er selbst spricht — wie den Federkiel könnte ruhen lassen. L—r.

Der Transport der thibetanischen Ziegen nach Marseille kostet 400,000 Franken, und dabei sind sie sterbend und sämmtlich räudig angekommen. Der Unsinn einer solchen Verpflanzung ist übrigens derselbe, als wenn ein Brasilianer den Tokaier-Wein nach Brasilien, oder Jemand spanische und normännische Pferde nach Nordamerika verpflanzen wollte. (Gaz. d. Fr.) Einen Versuch, wenn er auch allenfalls noch einmal 400,000 Franken kostet (die man, zum Heil der Menschheit, etwa an den Militair-Etats ersparen konnte), war die Angelegenheit aber doch werth, da sie die Industrie erhöhen und dann dem Lande Geld ersparen und gewinnen konnte.

Unlängst erschien in dem Garten der Tuillerien ein junger Mensch mit einem runden Hut, dessen Krempe etwas ungewöhnlich breit war. Er zog dadurch die Blicke Aller auf sich, und die Garten-Inspektoren nahmen sich die Freiheit, ihn — um dieser neuen Mode willen aus dem Garten zu weisen. (Indep.) Die neuen Moden sind freilich in den Tuillerien seit 1789 zum Theil in greulichem, zum Theil wenigstens in verdrießlichem Andenken.

Kürzlich ward zu Versailles ein „Independent" von einem großen Theil der Einwohner in den Straßen verfolgt. Er war aus dem Gehölz zu St. Germain nach Versailles gekommen, und hier bald so in die Enge getrieben, daß er nicht mehr weiter konnte; man ergriff ihn, verurtheilte ihn auf der Stelle, und er ward — abgethan. Dieser unglückliche Independent war — ein Hase, der zwei Stunden lang halb Versailles in Athem setzte. (Journ. d. Par.) Manchen Regierungen möcht' es gar sehr lieb seyn, wenn alle Independenten Hasen, oder wenigstens alle — abgethan wären. S l.

Aus Brest wird berichtet: daß der Pfarrer einer dort nahen Gemeinde, der mit einer Simsonschen Kraft begabt ist, diese oftmals mit der Kraft seiner Beredsamkeit verwechselt. Einem Schmidt, der einem eilenden Reisenden das Pferd am Sonntag beschlagen wollte, ergriff er bei der Kehle, und ermahnte ihn so nachdrücklich zur Sonntagspflicht, daß ihm sogleich das Beschlagen verging. — Bei Gelegenheit einer Prozession, wo eine andere Gemeinde der seinigen zuvor gekommen war, und durch etwas bedächtige Abwartung aller heiligen Gebräuche die seinige, wie er meinte, ungebührlich aufhielt, vergaß er sich so weit, daß er plötzlich auf den Maire los drang, und ihn öffentlich mißhandelte. (Indep.) Der wäre zur nächsten Conscription zu empfehlen.

Bei Arles haben sich eine solche Menge Heuschrecken eingefunden, daß man in einem Tage so viele tödtete, daß ihr Gewicht 47 Zentner betrug; dennoch war keine Verminderung zu verspüren. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 23. Juni. 102tes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Erster März-Dienstag.

Europäische Grausamkeit und Zärtlichkeit zweier Indianerinnen.

An der Thür des Oheims fand ich heute das folgende Blatt: „Wer schauderte nicht, wenn er liest, welche Behandlung in den Zeiten eines Cortez und Pizarro die beklagenswerthen Amerikaner theils durch die fühllose Grausamkeit, theils durch den irrigen religiösen Glauben ihrer Peiniger erfuhren! Wir achten es unmöglich, daß in unsern Tagen Aehnliches könne verübt werden; aber um uns zu überzeugen: daß, was in den spanischen Besitzungen vorgegangen, noch jetzt in dem portugiesischen Brasilien geschieht, dürfen wir nur das Journal des Herrn von Eschwege lesen, eines wahrhaften und glaubwürdigen Mannes. — Die Indianer — sagt dieser — werden den Thieren gleich geachtet, und man glaubt, Gott und der Religion einen Dienst zu leisten, wenn man diese Menschen-Race ausrottet. Ein reicher Gutsbesitzer der Gegend, wo sich neuerlich die Puris (ein wilder Stamm) niedergelassen haben, schlug dem Direktor vor: daß man Grünspan unter ihr Essen mischen möge, um sie mit einem Male aus der Welt zu schaffen und der Kommandant des Distrikts von Santa Anna dos Ferros sagte ihm bei dieser Gelegenheit ins Gesicht: daß jetzt die schönste Gelegenheit wäre, jenes Volk auf ein Mal aus zu rotten, wenn man die Blattern unter sie brächte. Er kannte selbst einige Geistliche, welche diese Meinung unterstützten. — Sechs Divisionen von Soldaten, etwa zu 600 Mann, sind eigens bestimmt, den wilden Stamm der menschenfressenden Botocudos — nicht zu civilisiren, sondern, wie anderes Wild, in den dichten, kaum zu durchdringenden Wäldern zu jagen und aus zu rotten. — Daß aber die Mißhandlungen, welche diese Wilden erleiden, diese auch wieder zu unversöhnlicher Wuth und unmenschlicher Grausamkeit reizen, darf uns nicht wundern. Wenn man diese Wilden an sich zu locken sucht, ihnen zu essen vorsetzt, und nun, während sie ihren Hunger stillen, Feuer auf sie giebt; wenn eine Heerde solcher Banditen-Soldaten in die Wälder vordringt und den ruhigen Aufenthalt einer Botocuden-Familie ausspäht, sie bei nächtlicher Stille überfällt, und dann Alles, Weib und Kinder, unbarmherzig umbringt; wenn ein Unmensch, von religiösem Wahnsinn getrieben, die sich aus List todt stellenden Wilden erst tauft und ihnen dann die Köpfe abschneidet — so muß dies wohl einen unauslöschlichen Haß, und selbst Abscheu bei fühlenden Menschen erregen. Immer rührend wird eine Anekdote seyn, die mir, wie das eben Erzählte, von verschiedenen Augenzeugen mitgetheilt wurde. Man stieß eines Tages auf eine Botocuden-Familie, wovon die meisten Glieder, die sich nicht durch die Flucht retteten, umgebracht wurden. Eine Frau mit zwei Säuglingen, die mit ihrer Last nicht fliehen konnte, saß am Feuer und kochte; da man nichts verschonte, so gab man auch dieser einen Schuß in den Rücken, wovon eines der Kinder gleichfalls verwundet wurde. Sterbend winkte sie

dem Kommandanten der Bande, übergab ihm die beiden Kinder, bat durch Sprache und Geberden für ihr Leben, und — indem sie auf den Topf zeigte, worin ein gekochter Affe steckte — gab sie zu verstehen, daß man den Kindern zu essen reichen möchte; so verschied sie. — Dabei fiel mir eine Geschichte ein, welche uns Portlock von der Aeußerung liebenden Gefühles bei einer Wilden von den Sandwich-Inseln erzählt: Einer der Reisegesellschaft war eine ziemliche Strecke längs dem Seeufer hingegangen, als er einem Insulaner mit seiner Frau begegnete, welche zwei junge Hündchen, an jeder Brust eines, hatte. Dieser sonderbare Umstand veranlaßte ihn, ihr den Vorschlag zu thun: daß sie ihm eines von diesen kleinen Thieren verkaufen möchte. Alle seine Bitten und Versuchungen konnten sie aber nicht überwinden, sich von ihren Lieblingen zu trennen. Endlich wirkte der Anblick einiger Nägel mit so unwiderstehlicher Gewalt auf den Mann, daß er darauf bestand: sie müsse wenigstens eines von ihren Hündchen hergeben. Nun willigte sie, doch mit allen Kennzeichen wahrer Betrübniß, ein, und gab ihm eines der kleinen Thiere, nachdem sie dasselbe sehr zärtlich umarmt hatte. Obgleich der an das Land Gegangene noch weit von dem Orte war, wo er sich wieder ein zu schiffen gedachte, verließ ihn doch die Frau nicht eher, bis er ins Boot stieg, und eben, als er den Strand verlassen wollte, bat sie ihn dringend, ihr das kleine Thier noch einmal zu reichen. Sobald sie es hatte, legte sie es sogleich an die Brust, und gab es ihm dann nach einiger Zeit wieder.“ — Wer müßte nicht bei solchen Berichten ausrufen: „Natur, wie herrlich sind deine Triebe, wo der Mensch nicht selbst deinen Regungen sein Herz verschlossen hat!“ —

Der Hagestolz.

„Meine Freunde!“ fing der Hofrath Holder an, „der Doktor Ellhardt hat uns so oft mit seinen Scherzen geneckt, und verdient unsere Rache in so vollem Maaße, daß wir unmöglich den ersten April können vorüber gehen lassen, ohne ihm einen listigen Streich zu spielen. Sein Hagestolzen-Leben war uns längst zuwider; er spricht zwar, er werde ehestens heirathen; allein damit will er uns nur locken, daß wir glauben sollen. Wir müssen daher etwas ersinnen und veranstalten, daß uns Rache und er recht tüchtig angeführt wird. Lassen Sie uns jetzt Plänchen machen und das Beste davon wird ausgeführt.“ — Lauter Beifall begleitete diesen Vorschlag und die Damen klatschten vor Freude darüber in die Hände. Ein Jeder sann und theilte dem Andern sein Plänchen mit, doch keins war so lustig oder für die allgemeine Freude ausgesonnen, daß es hätte können vorzugsweise angenommen werden. Endlich fing der trockene K. an: „Ich verfolge den Plan, den der Hofrath Holder uns vorgelegt hat, ihn über sein Hagestolzen-Leben zu züchtigen und vielleicht zu bessern. So sehr er immer wider das weibliche Geschlecht redet und deklamirt, so gern ist er in Gesellschaft auserlesener Schönheiten, und könnte weit laufen, um seinem Schönheitssinn, wie er dies nennt, nach zu gehen. Hierin müssen wir ihn bestrafen. Ich habe Bekanntschaft mit unseren Hofschauspielern, und besonders ist er gern in der Gesellschaft der beiden schönen Sängerinnen R* und S....; wenn ich ihn nun nebst Ihnen, meine Verehrten, zu mir bitte und ihm glauben mache: die allgepriesene R... aus E.... sey angekommen, um Gastrollen hier zu geben und von mir eingeladen worden, überdieß wäre auch eine ausgesuchte Gesellschaft von Damen zugegen — so bin ich überzeugt, er fühlt sich glücklich, von mir eingeladen worden zu seyn. Doch unterdeß lade ich die ältesten der alten Jungfern und Junggesellen ein, die ich nur auftreiben kann, und soll ich sie mir aus dem Spital holen; die werden ihn empfangen und begrüßen, wie er es verdient. Die dabei zu veranstaltenden Possen und Wortwendungen ergeben sich dann von selbst, wenn nur einmal die Hauptsache geordnet ist.“ — Die Damen waren außer sich vor Freude, und einstimmig ward dieser Plan angenommen.

Der Doktor Ellhardt, der eben im Begriff war, bei der Gesellschaft zu erscheinen, hörte diesen Jubel; er horchte an der Thür — erfuhr so beinahe Alles, was abgehandelt ward, da die Gesellschaft laut genug davon sprach und trat dann ernsthaften Ansehens in das Zimmer. — „Ah! der Doktor, der Doktor!“ riefen Alle und bewillkommten ihn mit fröhlichen Begrüßungen. — „Ist etwa gar mein Geburtstag?“ fiel er ein, „den wie vielsten haben wir denn heute? Ich muß mich doch besinnen.“ — Dies brachte die Anwesenden wieder ins Geleis; denn wie leicht konnte er jetzt an den ersten April gedenken und so ein Vorhaben errathen. Doch der Feine ließ sich nichts merken; er blieb in seiner Gelassenheit, erzählte mehrere angenehme Histörchen, und die Gesellschaft fühlte sich so erheitert, als ob wirklich ein Fest gefeiert würde. Zuletzt sagte der Doktor noch: „Es wird Ihnen bekannt seyn, meine werthen Freunde und Freundinnen! daß ich im vergangenen Jahre, an einem der Osterfeiertage, Ihnen ein großes physikalisches Experiment zeigte; ich habe seither daran gearbeitet und mich darauf vorbereitet, um Ihnen dies Vergnügen in einem andern und weit höheren Grade diesmal wieder zu verschaffen, und lade daher sämmtliche, mir so theure Anwesende, auf den ersten Osterfeiertag, punkt halb ein Uhr des Mittags, dazu ein. Da das Experiment nicht länger als eine Stunde dauern wird, und Sie sämmtlich gewohnt sind, erst um zwei Uhr zu speisen, so schmeichle ich mir, Ihnen einen recht angenehmen Vorgenuß dadurch zu verschaffen.“ — „Sie

sind immer so besorgt, mein lieber Doktor!" erwiederte K., „uns Vergnügen zu verschaffen, wir nehmen Ihr Erbieten mit der größten Freude an, und ich glaube im Namen der ganzen werthen Gesellschaft dies sagen zu dürfen. Ich habe so eben auch sämmtliche Anwesende für den Abend desselben Tages zu mir geladen, und erbitte mir von Ihnen, daß Sie uns Ihre schätzbare Gegenwart auch schenken mögen. Und daß Sie sehen, daß ich für Sie auch besorgt und dankbar für Ihre Güte bin, habe ich, da ich weiß, daß Sie ein großer Liebhaber von Privat-Theatern sind, ein solches bei mir errichtet, und einige der Herren Hofschauspieler und die schöne M... und S.... ersucht, mich dabei zu unterstützen. Ich verspreche mir einen herrlichen Genuß davon." — „Das ist göttlich, lieber K.! Sie sind ein wackerer Mann; nun ich komme gewiß!" rief der Doktor. — Unter Lachen und frohen Scherzen trennte sich die Gesellschaft, mit der strengen Vermahnung: daß ja keines davon krank werde, damit Niemand bei dem Vergnügen fehle. — Nur wenige Tage waren dazwischen, und K. hatte vollauf zu thun, seine Gäste zusammen zu bringen, welches ihm auch vortreflich gelang, weil sich die alten Jungfern gern einladen ließen, da ein vortreflicher Kaffee und noch vortreflichere Klatschereien und sonst wohl allerhand schöne Dinge, besonders aber auch alte Junggesellen aufgetischt werden sollten, wo vielleicht noch ein Parthiechen zum Rest des Lebens an zu spinnen seyn würde.

(Der Schluß folgt.)

Dickhalsige, schiefe und bucklige Knechte.

„Herr Bruder!" — sagte im Jahr 1812 ein Rittergutsbesitzer in ** zu einem seiner Freunde — „kannst Du mir nicht zu einem halben Dutzend dickhalsiger, schiefer und buckliger Knechte verhelfen?" — „Herr Bruder!" entgegnete der Andere, „das ist nun eben kein begehrter Artikel, dazu wirst Du sehr billig kommen. Aber — man muß die Oekonomie auch nicht zu weit treiben." — „Was Oekonomie — meinst Du, ich suche solche Krüppel, um sie schlechter zu bezahlen? — weit gefehlt! Besseren, viel besseren Lohn sollen sie haben, wenn ich sie nur bekommen kann." — „Du scherzest!" — „Ernst, völliger Ernst! — Hör' einmal: Seit sechs Jahren haben wir, der kriegerischen Zeiten wegen, neun Rekrutirungen gehabt, und jedes Mal traf mich das Unglück, daß ich meine besten Knechte hergeben mußte, weil sie groß und stark waren. Keiner wurde warm bei mir, und gerade, wenn sie eben anfingen, in der Wirthschaft sich ein zu richten, mußten sie die Flinte nehmen. Dabei ging natürlich meine Oekonomie mehr zurück, als vorwärts. Der Krieg stirbt nicht und der neueste Friede endet meine Gesinde-Noth auch noch nicht; darum bin ich entschlossen, nur Krüppel in meine Dienste zu nehmen. Schaffst Du mir dergleichen, so wirst Du mich unendlich verbinden." — Der Andere lachte und schaffte in kurzer Zeit die Krüppel; der Rittergutsbesitzer aber bezahlte sie gut, kam nun erst vorwärts in seiner Wirthschaft, und ward wieder eine Landrekrutirung ausgeschrieben, so las er die deshalb ergangenen Ausschreiben mit himmlischer Gelassenheit, und sagte des Tages wohl zehnmal zu sich selbst, wie zu seinen Freunden: „Wohl mir, daß Gott meine Wirthschaft mit Krüppeln gesegnet hat!" Richard Roos.

Gedanken.

Ein gegen Gott undankbarer Mensch — sagt Geiler von Kaisersberg — gleicht einer Sau, welche die Eicheln unter dem Baume auffrißt, ohne über sich zu sehen, wo dieselben herkommen. — Derselbe vergleicht einen ungelehrten Prediger mit einer Blase, worin drei Erbsen liegen; die machen mehr Geräusch, als eine andre, die mit Erbsen voll gefüllt ist.

Ein guter Mensch will alles Gute und nichts als Gutes. (Plato.)

Bei Mannspersonen erzeugt die Begierde Liebe, bei Frauenspersonen die Liebe Begierden. (Swift.)

Die Vertrauten des Heimathlosen.

Sonett; nach dem Spanischen.

Stets in Eintracht, Herz und Zyther!
Leb' ich einsam mit euch Beiden;
Vielfach schon betrog ein Dritter:
Lasset uns die Dritten meiden!

Als des Rechtes muth'ger Ritter —
Mußt' ich von der Heimath scheiden;
Glühend Herz erregt Gewitter,
Soll in Oed' und Stürmen leiden!

Leiden? Nein! — Im Klang der Zyther,
Vor des Liedes Himmelsleben,
Muß der Freude Tod entschweben;

Herz und Lied — es fühlt's kein Dritter:
Wie wir, ganz der Seel' ergeben,
Schneller uns aus Staub erheben!

F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber das Schauspiel „Ratibor und Wanda".

(Die folgende, diesem Schauspiel zur Vorrede bestimmte kleine Abhandlung ist mir von dem Dichter mitgetheilt, und ich lasse den Abdruck um so lieber geschehen, da ich meine eigene Ansicht, wie sie durch das Stück von der Bühne herab entstanden ist, erst später geben kann. D. Herausgeber.)

Was kränkt's mich, daß ich todt in Worten bin,
In Thaten lebend und mit Ruhm gekrönt? —
Die Sage, die uns Nutzen giebt, ist gut,
Und weise Männer hab' ich oft gesehn,
Getödtet durch ein falsch Gerücht, und doch
Nach Hause kehrend mehr als je berühmt.

Sophokles „Elektra," Akt 1, Sc. 1. Stollbergs Uebers.

Einem aufmerksamen Leser Homers kann wohl schwerlich der Reichthum des dramatischen Gehalts entgehen, womit die letzten

Gesänge der Odyssee ausgestaltet sind. Dennoch hat es, so viel ich weiß, kein neuerer Dichter versucht, den in sein Vaterland und sein bedrängtes Haus unerkannt rückkehrenden und die übermüthigen Feinde desselben besiegenden und vertilgenden Odysseus selbst in einem förmlichen Drama auf die Bühne zu bringen. Natürlich darf man sich darüber nicht sehr verwundern. Wer hätte wohl gern eine Odyssea post Homerum dichten wollen? Aber wohl kann es um so eher befremden, wie es gekommen: daß man, bei aller dringenden Nachfrage nach ächt dramatischen Stoffen im Umfange des Alterthumes, zum Behuf der in poetischer Hinsicht tagtäglich immer mehr sich steigernden Bühne, nicht auf den Gedanken kam: diesen hochdramatischen Stoff, in einer andern Einkleidung, zur theatralischen Anschauung zu bringen. Vielleicht, weil es nicht so ganz leicht war, ein, diesem Stoff ganz passendes neueres Kostüm zu finden, wenigstens ein solches, wodurch es möglich werden konnte, den neuen Odysseus nothwendig seiner alten homerischen Heimath zu entrücken, aber ihm dennoch einen ähnlichen Charakter von Eigenthümlichkeit und Einfachheit der Verhältnisse zu lassen, wodurch der Odysseus Homers gerade der, die hohe Theilnahme erregende Hauptheld des Epos geworden ist. — Ob der Verfasser des vorliegenden Schauspiels diesen glücklichen Fund gethan habe, durch Uebertragung des Urstoffs aus der alten griechisch-heroischen Welt in die der neuesten Geschichte näher liegende slavische, durch die Verwandlung des Odysseus in einen poetisch angenommenen alt-rügischen Fürsten, und der trojanischen Expedition in dessen Seezug nach Konghella in Norwegen (wovon sich doch Spuren bei nordischen Geschichtschreibern, z. B. bei Snorre, Heimskringla und daraus bei Torfäus in der Histor. norvegica, in der Person eines slavischen sogenannten Seekönigs Ratibor finden), muß er einem gebildeten Publikum und einer noch strengeren Kritik einzelner Kunstrichter zu entscheiden überlassen. Die Dunkelheit dieser Periode der slavisch-pommerschen Geschichte und die Aehnlichkeit der Zeit- und Ortsverhältnisse schien ihm wenigstens seine dramatische Absicht zu begünstigen. Es schienen ihm diese angenommene Zeit — vor Anfang des Christenthums in Rügen — und dieses gewählte Lokale — durch seinen uralt-romantischen Charakter ausgezeichnet — vorzüglich die Freiheit zu gestatten, ohne welche sich dergleichen nicht zu eigenthümlichen, selbstständigen Gestalten wiederum ausbilden lassen. Den Vorwurf, der Geschichte Zwang angethan zu haben, glaubt er daher nicht bei der Wahl einer Periode befürchten zu dürfen, deren Dunkel und Lücken jedem Kenner der pommerschen Geschichte leider nur zu sehr bekannt sind. Daß er ferner so wenig von dem Bekannten der wendischen Sitten überhaupt, als von dem besonderen Religionswesen der alten Rügier mikrologischen Gebrauch gemacht, ja daß er vielmehr seine handelnden Personen und ihre Umgebungen einige Stufen höher zu stellen versucht hat, als sie vielleicht historisch hätten stehen können, wird ihm hoffentlich von denen nicht zur Sünde angerechnet werden, welche in dieser Hinsicht die Forderungen der Bühne und das Wesen ihrer Erscheinungen kennen. Endlich schien dem Verfasser Einfachheit des Plans — selbst ohne die sonst so beliebte und wirksame — Liebe — und die Einfachheit der poetischen Ausführung — ohne alle Reimerei (der als Barde auftretende Harfner macht billig allein eine Ausnahme) — ein Hauptgesetz, das er beim Hinblick auf sein einfach erhabenes Vorbild am wenigsten aus den Augen verlieren durfte. — Sollte übrigens Jemand es dem Verfasser zum Tadel anrechnen wollen, daß er den Helden des Stücks sogar seine eigene Asche zum Unterpfande seines Todes den Seinigen überbringen läßt und dadurch, wie natürlich, ihren Schmerz bis zum höchsten Gipfel steigert, der möge sich erinnern, daß er sich mit einem großen, glänzenden Vorbilde des klassischen Alterthums — in der Elektra des Sophokles — nicht nur entschuldigen, sondern vielmehr rechtfertigen kann. Bekannt ist die Thatsache, daß bei der ersten Aufführung der Elektra zu Athen der Schauspieler, welcher die Rolle der Elektra spielte, sich sogar den wirklichen Aschenkrug seines eigenen, verstorbenen geliebten Sohnes, durch den die Schwester prüfenden und die Gegenparthei über sich völlig täuschenden Orestes, darreichen ließ; um durch den Anblick der wirklichen Ueberreste seines Kindes zu dem natürlichsten und stärksten Ausdruck seiner Wehmuth gestimmt zu werden. So viel verlangte und vertrug das athenische Publikum, und so etwas oder doch ähnliches wenigstens muß man jedem Publikum vor einer tragischen Bühne zumuthen können, ohne befürchten zu dürfen, für grausam gehalten zu werden.*) — Ferner bedenke man, daß der Verfasser, um die tragische Verwickelung der Handlung in diesem dritten Akte zu vollenden und zugleich seinem, völlig bis jetzt von aller Hülfe entblößten Helden mit Sicherheit den gefahrvollen Weg zu den Seinigen und in die Mitte ihrer Feinde zu bahnen — um jene zu retten — zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen muß, das, wenn es auch das Aeußerste und Schmerzlichste seyn sollte, dennoch nur das einzig zweckmäßige und die beabsichtigte, nothwendige Täuschung ganz vollendende ist.

> Des Messers Schärfe darf der weise Arzt
> Nicht scheu'n, will er ein theures Leben retten;

sagt deshalb Ratibor selber im vierten Akte zu seiner Entschuldigung. Also Rücksichten auf sentimentale Gefühls- und Handlungsart unserer modernen Zeit durfte der Verfasser wohl mit Recht bei Behandlung seines Stoffes und der Handlungsweise seiner Personen verschmähen. Er glaubt, daß sein Held genug gethan, wenn er, durch schonende Vorbereitung dieser schmerzlichen Entdeckung, zum Voraus der Wirkung einen Theil ihrer Bitterkeit raubt, und im vierten Akt auch die triftigen Gründe entwickelt, warum er so verfahren mußte und nicht anders. Schwächere Ueberzeugungsmittel konnten hier nicht zum täuschenden Zweck führen, wo das Höchste auf dem Spiele steht und die Wirkung von jenem Aeußersten sich für die Gegenparthei bis zum letzten Moment, wo Ratibor die Maske fallen läßt, mit betäubender und Alles danieder schlagender Ueberraschung erstrecken soll. D. V.

*) Hätte der Beurtheiler des Stücks (nur nach der ersten und eben deshalb noch nicht in allen Theilen vollkommen ausgearbeiteten Vorstellung) in Nr. 71 der Spenerschen Zeitung alle diese Umstände ein wenig sorgsamer in Erwägung gezogen, wie billig war, so würde er sich wohl schwerlich dazu verstanden haben, dem Verfasser (durch sein Organ, den Ratibor) die satanische(!) Absicht (wie er sich aus zu drücken beliebt) unter zu schieben — der Fürstin unnöthig wehe zu thun. Jede Kritik wird etwas verdächtig, die von dem Gegenstande so sich auf den Verfasser verirrt. Dieser konnte, hier zumal, keine andere Absicht haben, als eine künstlerische, nämlich durch die Anwendung dieses Mittels die tragischen Elemente der Handlung zum Behuf einer entscheidenden Wirkung auf den höchsten Punkt zu führen. — Noch, beigehend bemerkt, würde demselben Kritiker, bei gleichfalls etwas genauerem Erwägen der Umstände, wahrscheinlich der Tadel hinsichtlich des zweiten Akts nicht entwischt seyn: daß Ritogar als ein eitler Prahler gegen Krucko erscheint, indem er von ihm das entwundene Schwerdt zurück fordert, um ihm von neuem zu beweisen, daß er kein Schwächling und Feiger sey. Der, durch Krucko's Hohn völlig aus dem Gleichgewicht gebrachte feurige Jüngling stürzt unüberlegt mit gezogenem Schwerdt auf den Tyrannen ein; die kalte Besonnenheit des Letzten entgeht mit geschickter Wendung dem Streich und entwindet dem Jüngling das Schwerdt. Nun fordert, im Vertrauen wenigstens auf den ritterlichen Sinn des Feindes, der Fürstensohn sein Schwerdt zurück, und bietet kühn ritterlichen Zweikampf dem Beleidiger an. Ob er siegen werde, ob unterliegen der stärkeren Macht? darüber findet jetzt keine Ueberlegung statt. Seine und der Mutter Schmach versucht das gekränkte Ehrgefühl des Helden-Jünglings zu tilgen und zu rächen. Konnte und durfte Ritogar hier anders handeln? — Wo bleibt nun das Prahlerische — das [illegible] [illegible] Lächerliche seines Benehmens? Der Verfasser.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 25. Juni. 103tes Blatt.

Die altdeutsche Bühne.

Es scheint sich das deutsche Schauspiel in den frühesten Zeiten in zwei Sphären bewegt zu haben, in der **weltlichen** und **geistlichen**. Bald nach Entstehung der Klöster hat das Drama sich mit dem kleinen Ueberrest von Kunst und Wissenschaft in dieses stille Asyl gerettet, wo es sich dem religiösen Kultus als geistliches Drama, durch Mönche und Nonnen feierlich dargestellt, in traulicher Innung und heiliger Einfalt anschloß. Vieles in den römisch-katholischen Kirchengebräuchen ist im Geiste der dramatisch-pomphaften Darstellungen. Schon im vierten Jahrhundert, wo sich heidnische Sitten in das Christenthum eingeschlichen hatten, führte man heilige Tänze in den Kirchen auf, welche pantomimisch gewisse Religions-Geheimnisse und Begebenheiten darstellten. (Dräseke über die Darst.) In den Klöstern bildeten sich gewiß schon sehr früh die Mysterien und geistlichen Dramen. Ein interessantes Dokument sind uns aus jenen Zeiten die religiösen Komödien, welche Roswitha — eine Nonne zu Gandersheim, aus edlem sächsischen Geschlecht entsprossen — um das zehnte Jahrhundert schrieb. Sie sind zwar eine Nachbildung des Terenz, stellen aber den Sieg des Christenthums über das Heidenthum dar. Der Inhalt des letzten Stücks jener Dramen ist folgender: Drei Jungfrauen, Fides, Spes und Charitas (Glaube, Hoffnung und Liebe), leiden unter Kaiser Hadrian den Märtyrertod. Ihre Mutter Sapientia (Weisheit), die sie ermahnt, standhaft den Heldentod zu erdulden, sammelt, balsamirt und beerdigt ihre Gebeine, und stirbt dann selbst im frommen Gebet.

Bis ins vierzehnte Jahrhundert sind deutliche Spuren von geistlich-dramatischen Vorstellungen hier und da historisch nach zu weisen. Dr. Marx führt in seiner Abhandlung über die Darstellung des Heiligen ein merkwürdiges Programm einer geistlichen Vorstellung an, die in den Jahren 1498 und 1506 auf dem Römerberge, bei Frankfurt am Main, von 250 Personen vier Tage lang jeden Nachmittag aufgeführt wurde. — Dagegen scheinen die weltlich-dramatischen Darstellungen und possenhaften Schwänke in Deutschland nicht minder alt zu seyn, da schon in den Zeiten der Carolinger eine Verordnung erging: daß Niemand sich mit Priester- und Mönchs-Habiten bekleiden solle. Auch sind — nach Godsched — zur Zeit Carl des Großen Schauspiele in altfriesischer Sprache an dessen Hofe gegeben worden. Die **Jokulatoren**, deren schon im eilften Jahrhundert Erwähnung geschicht, waren Gaukler, die von Hof zu Hof zogen, und bei feierlichen Gelegenheiten, bei Trinkgelagen, Gastmahlen und Hochzeiten durch Tanz, Gesang und mimische Spiele die Gesellschaft unterhielten. Das vollständigste dramatische Gedicht ist die Apotheose Joannis VIII. Pont.: „Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Babst zu Rom gewesen, und aus ihrem bäbstlichen scrinio pectoris auf dem Stuel zu Rom ein Kindlein zenget." Ein lustiger Meßpfaff, Theodoricus Schernberk, soll es im Jahr 1480 gefertigt haben. Es ist wunderlich, wie H. Dräseke dies Stück als „das erste tragische Original" anführen kann, da es

gerade im Gegentheil die muthwilligste Satyre und ein ächt tragi-komisches Gemälde der fabelhaften Sage von der Päbstin Johanna ist. Die spielenden Personen sind: Lucifer, Universum, Lillis (des Teufels Mutter), Satanas, Spiegelglanz, Federwisch, Kreuzlein (ein Teufel), Pabst Jutta Clericus, Simson (vom Teufel besessen), Mors (Tod) u. s. w. Die vier mitspielenden Kardinäle, von denen der casus obstrusus berathschlagt wird, setzen als Maxime Folgendes fest:

Darumb wollen wir keinen zum Babst ha'n,
Wir sey'n es denn gewiß, das er sey ein Man;
Wir wollen einen Stul lassen machen,
Der da dienet zu solchen Sachen;
Da soll sich der new Babst begreiffen la'n,
Wie es ist umb ihn gethan,
Das man da erkenne:
Ob er sey ein Han oder Henne.

Das Ganze ist ehrlich handfest und in holzschnittartiger Manier dargestellt. — Noch muß ich unsere deutsch-dramatischen Antiquitäten mit einer merkwürdigen Nachricht beschließen, die Herr v. d. Hagen in seiner Anleitung zur Sämundischen Edda aus Snorro's Heimskringla anführt: „Sigurd, der Jerusalems-Fahrer, sah im Jahr 1100 auf dem Hippodrom zu Konstantinopel die alten Fabeln von den Asen, Volsungen und Giukungen (Nibelungen) mit großer Pracht vorgestellt.“ In der Peringskioldschen Ausgabe jener Sage wird hinzu gesetzt: daß es kunstreiche, aus Erz gebildete Figuren gewesen, und geschienen habe, als wenn Schaaren von Reitern in den Wolken einher zögen, bei Feuerwerk, Harfenspiel und Gesang. Es scheint also fast eine opern- oder marionettenartige Belustigung gewesen zu seyn. „Wahrscheinlich“ — heißt es weiter — „wurden diese (Fabeln) bei dem, damals auch schon häufigen Verkehr des Nordens mit dem griechischen Reiche auf dem Landwege — durch die, bekanntlich unter dem Namen der **Wäringer** in der Leibwache zu Konstantinopel dienenden Normannen — dahin gebracht.“ — Ich deute mir jene Kunde der Heimskringla dahin aus: Was der König Sigurd zu Konstantinopel gesehen, sind höchst wahrscheinlich geistliche Dramen vom Ritter St. Georg gewesen. Dieser, der in allen Landen Europa's, besonders in England, als christlicher Held verehrt wurde, mußte um so mehr als kappadozischer Prinz in Griechenland in Ansehen und Verehrung stehen, und sein Andenken durch die in jenen Zeiten beliebten geistlichen Spiele gefeiert werden. Die Normannen sahen in ihm ihren Sigurd, weil er, wie dieser und Perseus, ein Fräulein aus der Gewalt des Lindwurms riß. Ueberdies zweifle ich sehr, daß den Wäringern eine Darstellung des heidnischen Mythus auf dem öffentlichen Schauplatz des Hippodroms, unter Johann II. und bei damaliger strenger Kirchenzucht, würde verstattet worden seyn.

F. R. Hermann.

Der Hagestolz.

(Schluß.)

Ostern kam heran; es war ein schöner Frühlingstag, die Natur schien auf einmal zu erwachen und sich nach dem langen Schlafe zu strecken und zu regen. — Die Gesellschaft hatte sich schon frühzeitig auf der Promenade versammelt und ging um die bestimmte Zeit zu dem Doktor. Er war der König des Tages; sie umringten ihn im herzlichen Freudegefühl, und sahen schon im Voraus das Erstaunen und Verblüffen auf seinem Gesicht abgezeichnet, das ihn ergreifen würde, wenn er, statt der versprochenen Schönheiten, eine solche Gesellschaft, die seinem Schönheitssinn so ganz zuwider seyn mußte, antreffen würde. — Sie folgten willig dem Doktor, der sie in ein ganz verdunkeltes Zimmer, wo Keiner den Andern erkennen konnte, führte, und sie bat: nur einige wenige Minuten zu harren, damit er sich vorbereiten könne. Eine feierliche Stille herrschte unter ihnen, sie waren alle voll Erwartungen der Dinge, die da kommen sollten. Plötzlich erscholl ein herrliches Instrumental-Conzert, die Flügelthüren flogen auf und Ellhardt trat, eine schöne, bräutlich geschmückte junge Dame am Arm, ihnen entgegen. „Meine Braut, und seit eilf Uhr dieses Morgens meine Frau, habe ich die Ehre, Ihnen hiermit als das erste physikalische Experiment vor zu stellen!“ sagte er lächelnd; „was lange währt, wird gut; ich empfehle sie Ihrer Freundschaft!“ — Herrlich war der Anblick, wie so Einer nach dem Andern aus der Finsterniß sich zu Tage förderte, und die langen Gesichter bald auf der Dame und Ellhardt, bald auf den Mitgetäuschten hafteten, bis das Erstaunen verschwand und die herzlichsten Glückwünschungen von der Befangenen Lippen flossen. Auch war die Braut nicht unbekannt, ja sogar eine herzliche Freundin von einer Dame, die unter den Betroffenen sich befand, und die vor Erstaunen über diese plötzliche Neuigkeit Alles für Traum hielt; so wenig hatten sich die Beiden bis jetzt verrathen. Der gegenwärtige Geistliche, die Eltern der holden Braut und mehrere Anwesende überzeugten bald die Gesellschaft: daß es die reinste schönste Wahrheit sey. Der Jubel und die Freude über diese Ueberraschung war sehr lebhaft und Alle mußten gestehen: daß der Doktor unübertreflich sey. Nachdem sich die lauten Ergießungen des fröhlichen Erstaunens etwas gelegt hatten, erzählte der Doktor: wie er die Bekanntschaft seiner Braut gemacht, und gleich von dem ersten Augenblick an sich vorgenommen habe, die Sache so geheim, als nur immer möglich, zu betreiben, um sich dieses heutige Fest, das eigentlich noch etwas später erfolgen sollte, aber um eines Familien-Verhältnisses willen durch eine Spezial-Erlaubniß jetzt mehr beeilt werden mußte, so zu bereiten, wie es geschehen. „Und

nun — fuhr er fort — komme ich auf das zweite Experiment!" indem er auf eine wohlbesetzte Tafel zeigte; „wobei ich bitte, daß Sie sämmtlich mich nach allen Ihren Kräften unterstützen mögen. Sie müssen es sich nun doch einmal bei mir gefallen lassen, nehmen Sie daher Platz!" — Der lärmende Tusch unterbrach jede weitere Rede, und der schäumende Champagner floß zum Wohl des glücklichen Paares. K. bedauerte herzlich seine alten Jungfern, denn der Doktor hatte es absichtlich darauf angelegt, ihn nicht aus den Augen, noch weniger sich entfernen zu lassen. Er traf heimlich seine Maaßregeln, und ließ die ganze saubere Gesellschaft, die K. für ihn gewählt hatte, zu sich herüber holen. — In einem Nebenzimmer, das bisher verschlossen blieb, ward ihnen aufgetischt, und nachdem Alles vorbereitet war, schlug der Doktor vor: das dritte Experiment in Augenschein zu nehmen. „Dies die eigentliche Ursache der Spezial-Erlaubniß!" sagte er. Man denke sich das Lachen und den Jubel der Anwesenden, als sie sich so in die Karte gespielt sahen und Eine der Alten auf K. loskam, ihm im Namen des ersten Aprils eine ungeheure Nase auf zu setzen. „Es lebe der erste April!" riefen sie sämmtlich, und K. mußte abbitten. Die Freude hatte den höchsten Gipfel erreicht, und am zweiten April ward viel von dem Lärmen am Ersten erzählt. Eduard Müller.

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Als Friedrich II. zu Salzdalen war, kam bei der Tafel das Gespräch auf die schönen Wissenschaften, und er äußerte, wie es zuweilen geschah: die Deutschen hätten keine Genie's. D'Alembert, im Gefolge des Königs zugegen, erwiederte: „Die Deutschen haben allerdings vortrefliche Dichter, und besonders einen ganz vorzüglichen Kopf: Wieland; allein Ew. Majestät dürfen nur bei Ihrer Armee bleiben. Haben Sie nicht Kleist gekannt, und als Dichter gekannt?" — Friedrich besann sich und sagte: „Kleist war ein guter Offizier, aber ein Dichter war er nicht!"

Als der König einst mehrere Gesandte an seiner Tafel hatte, unterhielt er sich mit ihnen über die Lieblingsbeschäftigungen ihrer Herren. Von Ludwig XV. ward erzählt: daß er ein außerordentlicher Freund der Jagd sey, welches auch der französische Gesandte, Tirconel, bejahete. Zu diesem sagte hierauf Friedrich: „Puisque votre Souverain aime tant la chasse, que fait-il les jours de pluie?" — und Tirconel entgegnete ganz kaltblütig: „Jamais de mauvais vers, Sire!"

Als Friedrich Menz, Professor der Physik zu Leipzig († 1749), im Sommer 1745 das Rektorat verwaltete, war ein junger Adlicher vor das akademische Gericht gefordert, wo bekanntlich jeder Student den Degen ablegen muß. Dieser weigerte sich, es zu thun, indem er gegen den Pedell behauptete: der Degen sey ihm angeboren. — Der Rektor, hievon benachrichtigt, befahl dem Pedell: den Studenten herein kommen zu lassen. Der Edelmann erschien also mit dem Degen, dessen Schönheit Menz lobte und dann fragte: wo er ihn her habe? „Ich kaufte ihn in ***'s Galanterie-Handlung!" war die Antwort. — Da erwiederte der Rektor ganz ernsthaft: „Nun, wenn das ist, so müssen Sie vor Ihrer Obrigkeit diesen Degen ablegen, Ihren angebornen können Sie aber tragen!"

Dieser Rektor Menz war früher Professor der Dichtkunst, wo er aber sehr nachlässig gefunden wurde. Dies und die Unklarheit seines Nachfolgers im Amte, des übrigens geschätzten Prof. Christ, gaben zu folgendem Epigramm Veranlassung, das gemacht ward, als Bel (von dem Semmler in Halle sagte: daß der Bel zu Babel und der Bel in Leipzig Beide nichts getaugt hätten) im Jahr 1757 die Professur der Poesie erhielt:

„Voll Schnitzer, so wie Menz; voll Dunkelheit, wie Christ;
Sagt: ob nicht Beider Stell' in ihm ersetzet ist?"

Aus Deutschlands Vorzeit.

Kaiser Rudolph von Habsburg wiederholte oft die Worte: Ein Fürst soll nicht darauf sehen, wie weit, sondern wie wohl er regiere. Letzteres sey eine viel größere Kunst, als die Grenzen erweitern, und dem Reiche wohl vorstehen, sey besser, als dasselbe vermehren.

Folgenden Spruch führte Kaiser Otto der Zweite im Munde: „Man soll Friede halten mit den Menschen, aber Krieg führen wider die Laster." —o—.

Anklänge.

65.

Will dir Natur nicht Frieden bringen,
Mag'st tief du in dein Inn'res dringen;
Wenn es die Wahrheit dann bezeuget,
Erkennest du, daß Schuld dich beuget:
Die kann Natur dir nicht bezwingen,
Du mußt erst nach Vergebung ringen.

66.

Laß dich nicht zu Zweifeln leiten,
Die den ew'gen Gott bestreiten;
Wer setzt an Verzweiflung Müh'?
Ach, mag Hoffnung dich bethören:
Deinen Himmel zu zerstören,
Ist's doch immer wohl zu früh!

67.

Wenn du Freuden in der Hütte hast,
Dränge nicht zum Streit dich im Palast;
Sey das Höchste, sey das Niedre dein:
Mehr als glücklich kann doch Keiner seyn!

Ed. Rolle.

An Gottesläugner.

Gabt ohne Herren ihr jemals ein Haus? — und ihr wähnt, dieses große
Herrliche Weltengebäu stehet verwaiset allein?

A. D. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. In der hiesigen Zeitung vom 15ten Juni steht die merkwürdige Anzeige: „Briefe an Amalie B. werden nicht weiter angenommen; ihre Wahl ist geschehen.“ — Also ward das Herz der heirathslustigen 24jährigen Jungfrau mit 70,000 Thaler (s. „Gesellschafter“ S. 520) getroffen, und zwar von keinem Krieger, sondern von dem Sohn eines Landgeistlichen im Braunschweigschen, der sich vorzüglich der schönen Wissenschaften befleißigt hat, und zu dem die Dame selbst gereist ist, um ihn zu sehen und lebenslang mit ihm glücklich zu seyn. Dies ist in unserer, an mißvergnügten Ehen überreichen Zeit zu wünschen; ob man gleich in der seltsamen, dem weiblichen Zartgefühl eben nicht sehr entsprechenden Art, wie sich diese Verbindung gemacht hat, Ursache zu erheblichen Zweifeln darüber finden könnte. Uebrigens mögen wohl Viele die ganze Sache für die Erfindung eines Spaßvogels gehalten haben, der mit dem sonderbaren Anerbieten das Publikum in den April zu schicken gedachte, um zu einer großen Sammlung nicht uninteressanter Briefe zu kommen, in denen die verschiedensten jungen Männer, Jeder auf seine Weise, ihre Verdienste heraus streichen. Der eingegangenen Briefe sind über tausend, und es kommen noch täglich mehr an. Die meisten sind aus Dresden und Leipzig, und die Schreiber größtentheils Adeliche und Kaufmannsdiener, denen es an dem fehlt, was die Welt das Beste zu nennen beliebt. — Der geschätzte Portrait-Maler, Hr. Professor Matthäi aus Dresden, hält sich jetzt wieder, um zu malen, hier auf. — Am 9ten Juni wurden im Theater „Ruth, die Aehrenleserin“ und „Ich bin mein Bruder“ Lustspiel von Contessa, beide zum ersten Male aufgeführt. Wäre der ungenannte Verfasser des idyllischen Drama's noch mehr der biblischen Geschichte gefolgt, so würde es anziehender seyn. Herr Löwe (Boas) und seine Gattin (Naemi) waren ganz an ihrem Platze, und diese leistete auch in dem Lustspiel als „Karoline“ viel Gutes; unverzeihlich (?) war es jedoch, daß sie, statt Intrique, stets Intrige sagte. Dergleichen höchst unangenehme Störungen sollten auf einer Bühne, wie die hiesige, gar nicht vorkommen. Hr. Wohlbrück (Sirillo) ward wegen seines gelungenen und wohlberechneten Spiels hervor gerufen. — Auch ein Tanz-Divertissement: „der ländliche Morgen“, gefiel sehr. Hr. Balletmeister Gärtner wurde gerufen, erschien aber bescheiden nur an der Spitze des Ballet-Personals. — * —.

Als im Jahr 1745 mehrere Truppen gegen die Rebellen durch London zogen, rief ein Londner Bürger: „Da gehen die Pillars (Stützen) des Vaterlandes!“ — „Ja!“ entgegnete einer der Soldaten, „wenn wir den Feind geschlagen haben und zurück kommen, wird's heißen: Da kommen die Caterpillars (Raupen) des Vaterlandes!“ So verändert sich die Stimmung! (Courier.) Im Deutschen ließe sich das Wortspiel allenfalls mit Schrecken und Heuschrecken geben. „Da geht der Schrecken der Feinde!“ könnt' es heißen bei dem Abmarsch, und bei der Wiederkehr: „Da kommen die Heuschrecken des Landes!“

Vor 50 Jahren (1770) erschien ein Dandy (Zierbengel) auf einem Ball in folgendem Mode-Anzug: Er trug ein schillerfarbenes Kleid, Weste und Beinkleider von federnelken-farbenem Atlas, mit Silber-Filet überzogen; weiße seidene Strümpfe mit nelkenfarbenen Tüpfeln; seidene Schuh mit breiten Silberschnallen; eine moosschwammfarbige Halsbinde mit feinen Spitzen besetzt; das Haar in die Höhe gestrichen, gepudert und gekräuselt, und eine Menge Haarnadeln (mit Silberknöpfen) darin. (Courier.) Schade, daß seine Tänzerin, mit ihrem Fischbein-Rock, ihrem Chignon und großem Postillon d'Amour nicht auch näher beschrieben wird.

Ein Irländer reiste mit der Postkutsche von Bath nach London. In Speenhamland wurde, wie gewöhnlich, Mittag gemacht. Der Irländer erkundigte sich vorher nach dem Preise des Mittagessens. „Fünf Schilling!“ war die Antwort. — „Und ein Abendessen?“ — „Eine halbe Krone!“ — „Nun, so gebt mir ein Abendessen zu Mittag!“ (Morn. Chron.)

Bei der Versteigerung der hinterlassenen Effekten der Königin von England kommen folgende Sachen vor: 1) 44 Schillinge und 66 Sixpence (Viergroschenstücke) von Georgs III. Regierung; 5 Kronenstücke; ein guterhaltenes Halbkronenstück von 1817; dito 6 Sixpences von 1816; 11 Bankzeichen. 2) 170 Dreipencestücke. 3) 200 Zweipencestücke. 4) 18 englische und fremde Thalerstücke (Dollars), Kronen und Bankzeichen, 8 englische Halbkronen, 28 glatte Schillinge, 22 englische und fremde Sixpence (Viergroschenstücke). 5) 209 Provinz-Bankzeichen. — Die Morn. Chron. ruft hier aus: O das herrliche Medaillen-Kabinet einer Königin! — und erinnert zugleich den Ausrufer an ein Gesetz, welches bei Geld- und Gefängnißstrafe verbietet, eine englische Münze über den Werth, der auf dem Gepräge steht, zum Verkauf aus zu bieten; eine Geld-Auktion sey gesetzwidrig, und hier nicht der Fall, wie mit dem „Pfennig der Königin Anne“, der als Seltenheit versteigert und mit 100 Pf. Sterl. bezahlt wurde. (Laut späteren Nachrichten ist die Sammlung nicht verkauft worden.)

Mozarts Zauberflöte wurde vor acht Jahren in London gegeben und fiel durch; jetzt ist diese Oper wieder mit großem Gepränge und Aufwand erneuert worden, findet aber weder im Schauspielhause noch in den Journalen Beifall. Der erste Theil wird Unsinn, der zweite langweilig genannt. Die Musik macht den ganzen Werth des Stückes. (Morn. Chron.)

Se. Majestät der König von Oneida ist offenbar ein zweiter Peter der Erste, der die Sitten, Gebräuche und Verfassungen Europa's studiren, und seinem Volke das Heilsamste davon mitbringen will. Die fremden Prinzessinnen sind zwar noch etwas zurück; aber — kommen doch die Engländerinnen eben so linkisch und gezwungen an, und sind nach Jahr und Tag, wenn sie sich nach den Französinnen umgemodelt, gar nicht mehr wieder zu kennen. (Constitut.) Die Engländerinnen hat man also mit den Wilden verglichen, wofür sie sich nicht bedanken werden; eben so wenig möchten sie aber in ihrer Heimath Dank erwerben, wenn sie in derber Natürlichkeit abreisten, und etwas närrisch wieder kamen. S.

Der Kanal in Egypten, welcher von Kuhmanjeh bis zur pompejischen Säule gehen soll, ist bereits angefangen. (Indep.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 26. Juni 104tes Blatt.

Legende vom Urlaub des St. Petrus.

Eines Tages trat Petrus zu dem Herrn und bat ihn um einen freundlichen Urlaub, daß er auf die Erde herab fahren dürfe, sich mit seinen Freunden zu letzen, weil es eben Fastnacht sey. Und der Herr sprach: „Acht Tage geb' ich Dir Frist — da erfreue Dich, wie man auf Erden pflegt, und komme zur rechten Zeit wieder." — Also schwang sich Petrus hernieder und kam zu seinen Freunden, die ihn gar liebvoll empfingen, und sogleich von Einem zum Andern führten, so daß er beim süßen Wein des Himmels schier vergaß, und nicht eher wieder an selben gedachte, bis ein Monat vergangen war und ihm eines Tages der Kopf weh that von der Völlerei. Da fuhr Petrus gen Himmel und der Herr fragte freundlich: warum er so spät wieder komme? — Petrus aber entgegnete: „O Herr! wir waren unten kühnen Muthes, denn der Most war wohlfeil und gut, Alles auch wohl gerathen, so daß wir vor Freude tanzten, sangen und sprangen; ja es ging unten so fröhlich zu, daß ich schier des Wiederkommens vergessen hätte." — Da sprach der Herr: „Sag' an, o Petrus! waren mir die Menschen auch dankbar in ihrem Wohlleben, weil ich ihnen aus milder Hand den Most und alle anderen Gaben mittheilte?" — Petrus schüttelte den Kopf und erwiederte: „Wahrlich, Herr! im ganzen Land gedachte Deiner Niemand; ein altes Weib ausgenommen, der Haus und Hof abgebrannt war, und welche so gewaltig zu Dir schrie, daß Alle sie auslachten." — Da sandte der Herr den Petrus an die Himmelsthür, daß er nach wie vor fleißig seines Amtes warte, und im folgenden Jahr gab er ihm abermals Urlaub, so er wolle, zu seinen Freunden auf der Erde wieder zu fahren, und gestattete ihm, einen ganzen Monat dort zu verbleiben. Petrus war herzensfroh; und wie er vom Himmel herab fuhr, nahm er sich vor, ein Paar Monate mit seinen Freunden in Lust und Jubel zu leben; aber wie er die Erde erreicht, fand er die Sachen sehr verändert, und war schon am dritten Tage mit einem gar sauren Gesicht wieder in dem Himmel, wo ihn der Herr fragte: „Petrus! wie geschieht es, daß Du diesmal so schnell wieder heim kommst?" — Und Petrus entgegnete: „O Herr! seit ich nicht auf Erden war, hat sich Alles verkehrt; es ist nicht mehr so lustig wie im vorigen Jahre: denn Wein und Getreide sind verdorben, das Volk stirbt schier Hungers, dabei herrscht überall Pest, Krieg, Gefängniß, Raub, Mord und Brand — deshalb lebt man nicht mehr im Jubel, sondern Jeder bleibt traurig zu Hause, sich mit Seufzen und Weinen die Zeit zu vertreiben. Da mochte ich nicht länger unten bleiben, weil es gar so langweilig zugeht." — Und der Herr fragte weiter: „Sage, Petrus! weil das Volk so schweres Leid erduldet, fragt denn noch Niemand nach mir?" — Petrus aber erwiederte: „Lieber Herr! zu Dir seufzet und schreiet Alles — Jung und Alt wirft sich im Gebet vor Dir nieder und fleht: daß Du ihnen die Sünden verzeihest und sie wieder Deiner Huld und Gnade theilhaftig machest; und da sie herzlich zu Dir flehen, so wollte ich doch selbst bitten: Du mögest ihnen wieder Dein Antlitz zuwenden, daß ihr großes

Feld einen Ausgang finde." — Jetzt aber sprach der Herr: „Siehest Du, Petrus! wenn ich meine milde Hand aufthue und diesem Volke Ruh' und eine friedliche Zeit verschaffe, ihnen Gesundheit und fruchtbare Jahre schenke, daß Wein und Getreide im Ueberfluß und alle Dinge wohlfeil sind, da werden die Menschen nur frech und wohllüstig, und vergessen mein, von dem doch all diese Wohlthat kommt — sie ergeben sich allen Sünden und Lastern, sind immer auf der Seite des Teufels gegen mich gewaffnet, und verbringen ein so sündiges Leben, daß meine Spenden ihnen mehr zum Nachtheil als Nutzen gereichen und sie ewiger Verdammniß entgegen führen. Darum muß ich wohl meine milden Gaben zurück nehmen, und ihren bösen Sinn, der durch Wohlthaten sich von mir wendet, mit Hunger, Schwerdt und Sterben bezähmen, und weil das Gute ihr Herz nicht zu mir zieht, so muß ich sie auf solche Weise mahnen: daß sie ihre Sünden von sich thun und mich erkennen als das wahrhafte höchste Gut. Schau, Petrus! da wirst Du bemerken, wie ein solches Kreuz eine wahre Arznei ist, den unsterblichen Geist zu stärken, damit sie an Gottesfurcht zunehmen mögen!"

Gerle.

Vorrecht der Bischöfe zu Orleans.

Ein Benediktiner, Namens Don Beaunier, gab im Jahre 1726 zu Paris heraus: „Recueil historique-chronologique et topographique des Archevêchés, Evêchés, Abbayes et Prieurés de France etc.", worin selbst der Ausländer und Protestant manche interessante Nachricht findet. Unter andern beschreibt der Verfasser umständlich, in welcher Art der Bischof von Orleans das ihm zustehende Vorrecht, bei Erlangung seiner Würde die, in den Gefängnissen der Stadt sich befindenden Inquisiten zu befreien, ausübt. Dieses Privilegium hat zwar mit der Revolution von selbst ein Ende genommen, und durch das Concordat, welches Napoleon mit dem Pabste abgeschlossen zu haben vorgab, würde es nicht wieder hergestellt worden seyn. Da indessen so wenig der Pabst als die Bischöfe, ja die römisch-katholische Geistlichkeit überhaupt, ein ihr einmal eingeräumtes, und lange Zeit ohne Widerspruch ausgeübtes Vorrecht gutwillig auf zu geben pflegt, so verdiente es wohl, daß reisende Deutsche in Frankreich sich erkundigten: ob der Bischof von Orleans dieses Privilegium seiner Vorfahren wieder geltend gemacht habe? — Das ehemalige Verfahren war folgendes: Den Bischof, der bei seinem feierlichen Einzuge von den vier Baronen seiner Diöces auf einem Armstuhle getragen wurde, empfingen die königlichen Richter und übrigen Justiz-Diener mit einer Rede, worin sie ihm anzeigten: daß alle Gefangene an einen bestimmten Ort gebracht wären, damit er ihnen seine Begnadigung ertheilen, ihnen ihre Verbrechen vergeben und erlassen könne, so wie es immer, nach einer seit undenklicher Zeit bestehenden Observanz, geschehen sey. Hierauf schwören die Gerichtspersonen, Eine nach der Andern, auf das Evangelienbuch einen Eid: daß sie keinen einzigen Verhafteten ihrer Jurisdiktion weder zurück behalten oder auf die Seite gebracht, noch deren Prozesse oder deren Verurtheilung beschleuniget, und überhaupt zum Nachtheil des Privilegiums des Herrn Bischofs böslicher Weise nichts vorgenommen hätten. — Hernach schwören die Gefangenwärter: daß sie treulich alle unter ihrer Aufsicht befindlichen Criminal-Arrestanten zur Stelle gebracht, ohne einen davon zurück behalten oder verhehlt zu haben. — Dann läßt man die Verbrecher heraus; sie werfen sich dem Bischof zu Füßen und flehen ihn um seine Begnadigung an, indem sie drei Mal ausrufen: „Barmherzigkeit!" Sogleich übergiebt er sie den Gerichtspersonen der bischöflichen Jurisdiktion, und sie lassen sie paarweise, mit bloßem Kopfe, vor der Prozession her gehen, die sich sodann weiter verfügt. Nach einigen Ceremonien und einem großen Mittagessen, das der Prälat an seiner Tafel den Canonicis seiner Kirche geben muß, so wie in andern Häusern den übrigen Corporationen der Stadt, begeben sich diese nach dem bischöflichen Palast. Ein geistlicher Rath tritt an ein Fenster nach dem inneren Hofe, wo sich die Gefangenen befinden, hält eine Ermahnungsrede, und fordert sie auf, des Herrn Bischofs Begnadigung zu erbitten. Wenn sie nun wieder drei Mal: „Barmherzigkeit!" geschrieen haben, so erscheint der Bischof in einem Armstuhl, ermahnt sie ebenfalls, und erklärt ihnen: daß er nicht gemeint sey, in die gegenwärtige Begnadigung auch diejenigen mit ein zu schließen, deren Verbrechen an sich unverzeihlich wären, und eben so wenig die, der katholischen Religion nicht zugethanen. Die mit lauter Stimme verkündigte Begnadigung lautet so: „Wir, von Gottes und des heiligen apostolischen Stuhls Gnaden, Bischof von Orleans; vermöge des uns ertheilten, von unsern Vorfahren seit undenklichen Zeiten genossenen Privilegiums, erlassen und vergeben wir euch die Verbrechen, Missethaten und Vergehungen, die ihr euch habt zu Schulden kommen lassen; entziehen euch den verdienten Strafen, zu denen ihr deshalb würdet verurtheilt werden; wir stellen hiermit euren guten Namen wieder her und setzen euch wieder in den Besitz und Genuß eures Vermögens ein, jedoch ohne daß ein Nachtheil für irgend Jemand, der in Civilsachen Ansprüche an euch zu machen hat, daraus entstehen solle und möge." — Der Bischof giebt ihnen sodann den Segen, und läßt den Nachtisch seiner Tafel unter sie vertheilen. — Als diese Ceremonie im Jahre 1807 statt fand, belief sich die Zahl der Inquisiten auf neun Hundert.

Ein ähnliches Vorrecht besitzen (oder besaßen) die

Erzbischöfe von Rouen. Vierzehn Tage vor dem Himmelfahrts-Feste sendet das Kapitel vier Canonici, die bei den drei Gerichtshöfen der Stadt darauf antragen: daß von diesem Tage an kein Verbrecher anders wohin gebracht, Keiner gefoltert und Keiner hingerichtet werde. Der Bischof ernennt hiernächst zwei Priester, die sich mit einem Gerichtsschreiber in die Gefängnisse begeben, die Gefangenen beichten lassen, und von ihnen die Verbrechen vernehmen, deren sie beschuldigt sind. Am Himmelfahrtstage versammeln sich die Canonici, welche zugleich Priester sind, zur Auswahl des Gefangenen, der befreit werden soll. Dann wird das Wahl-Protokoll dem Parlamente zugesendet; dieses läßt den Gefangenen kommen, verhört und verurtheilt ihn; darauf aber wird er, Kraft des Privilegiums, dem Pfarrer der Kirche des heiligen Romanus übergeben, der denselben nach einer hierzu bestimmten Kapelle führt. Der Erzbischof hält hier an den, zu seinen Füßen liegenden Verbrecher eine Ermahnung, und läßt diesem das Kästchen mit den Reliquien des Heiligen auf die Schulter setzen, das der Begnadigte ein wenig in die Höhe heben und nachher in die Kirche tragen muß. Dann wird ihm ein Kranz von weißen Blumen aufgesetzt, und nun geht die Prozession in die Hauptkirche, wo noch eine hohe Messe gehalten wird, obgleich dieses um 5 oder 6 Uhr Abends vorgeht. Jetzt machen der Erzbischof und das Kapitel dem Gefangenen noch Vorstellungen, wobei sie nicht vergessen, ihn darauf hin zu weisen: daß er seine Befreiung den Verdiensten des heiligen Romanus zu verdanken habe. Ist dies vorbei, so erhält er eine Abendmahlzeit, und am folgenden Tage muß er auf das Evangelium schwören: daß er dem Kapitel nöthigenfalls mit seinen Waffen hülfreiche Hand leisten wolle. v. Göckingk.

Buntes.

Die Vornehmen, sagte einst Jemand im Scherz, sind Leute, die sich viel vornehmen, und wenig thun.

Warum ist das Regieren eine Kunst? Weil man so viel Schein aufrecht zu erhalten, so viel Wahrheit zurück zu weisen hat, und dies ist schwerer, als dem Guten Anerkennung schaffen. Herrschte in den Verhältnissen Klarheit und Offenheit, wäre das Regieren ein leichtes Geschäft; seit es eine Kunst ward, macht der Friede nur zuweilen einen Besuch und das Glück die Abschieds-Visite, ob man auch dessen Ankunft noch so oft proclamirt.

Warum wundert sich wohl der Mensch: daß Gott, der erhabene Geist des Weltalls, ihm unsichtbar ist, da doch der Geist, der ihn selbst belebt, unsichtbar und unerkannt in seinem Inneren wohnt? — Dieses Geheimniß eben ist es, was uns mächtiger und inniger als Alles an Gott anschließen soll, bis wir das höchste Licht, die erhabenste Tugend, und mit ihr auch ihn selbst gefunden haben. Th. Laurin.

Gedanken.

In einem Kloster — bemerkt ein spanischer Schriftsteller — legt man das Gelübde der Armuth ab, um sich — gegen dieselbe sicher zu stellen.

Der König hat nur Pflichten gegen sein Volk; jedes Gefühl, das diesem widerspricht, ist Verrath. (Seume.)

Die Menschen brauchen wahrscheinlich noch mehrere tausend Jahre Erziehung. Diese muß vorwärts rücken, wenn sich auch alle Schlechtgesinnten dagegen verbänden. (Derselbe.)

Die Männer, so nicht das Regiment in ihren Häusern haben, nannte Luther: verba anomala.

Die Königstochter.

Es freite um die hohe Braut
Der König über Schwaben:
„Sey meiner Hand Du angetraut!
Sollst Gold und Silber haben,
Und viel Rubin und Edelstein,
Von schimmernd lichtem, buntem Schein!"

Auch kam — der sich geraubt die Kron' —
Ein Fürst aus hohem Norden;
Sie heben wollt' er auf den Thron,
Da König er geworden;
Er bietet Scepter, Hand und Herz
Und klagt ihr seinen tiefen Schmerz.

„Was soll denn Gold und Silber mir?
Was auch Gestein, Rubinen?
Sie mögen wohl zum Glücke Dir,
Zur Freude mir nicht dienen!
Und bringst Du nichts als bunten Schein,
So magst Du stets mir ferne seyn! —

Und König, Du! — vom Nordpol her —
Was sind geraubte Kronen?
Des Räubers Sinn ist liebeleer,
Kein Herz mag in ihm wohnen!
Die tiefen Seufzer Deiner Brust
Erregen keiner Sehnsucht Lust.

Viel lieber wär' ich dem vermählt —
Und wollt' der Liebe darben —
Den mir der Vater auserwählt
Von Allen, die nur warben;
Der König geb' mir mein Gemahl,
Ich fühle keiner Sehnsucht Quaal.

Doch wüßt' ich, wo im grünen Wald
Es irrte wer verborgen:
Dort, wo das Echo wiederhallt
Die Klage trüber Sorgen;
Und wüßt' ich treuen Liebessinn:
Ich suchte dort — ich irrte hin!"

Feodor.

Durchgang der Venus.

Nimmer den Erdball verfinstert, wie Luna, die hohere Venus:
Nicht wie verstohlene scheut redliche Liebe den Tag.

L. Bunz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Unglaublich und dennoch wahr! das Weichbild unserer Stadt sieht 16 verschiedenartige Flugschriften kommen und verschwinden. Vielleicht gewähret es einiges Vergnügen, wenn ich in großen Umrissen die Tendenz einer jeden andeute. 1) „Der Hamburger unpartheiische Correspondent, oder die Staats- und gelehrte Zeitung" ist ein überall geschätztes Blatt, unter der Redaktion des Hrn. Stoever. Es enthält nicht allein die neuesten politischen Ereignisse, sondern auch oft literarische Notizen; für die Stadt das Repertoire des Theaters, so wie Geburts-, Vermählungs- und Sterbe-Anzeigen; in den oft erscheinenden Beilagen Verordnungen, Proclama u. s. w. Mehr eigene Correspondenten könnte aber der Correspondent wohl haben, obgleich er auch so für andere deutsche Zeitungen noch immer ein guter Zufluß bleibt, indem er wenigstens aus vielen fremden Zeitungen schöpft. — 2) „Der deutsche Beobachter" ist ebenfalls ausgezeichnet und gehaltvoll. Er enthält eine gediegene Uebersicht der neuesten politischen Ereignisse, zählt gute Mitarbeiter und erscheint unter der Redaktion des Hrn. Davel. Sehr löblich ist es, daß diese Zeitschrift seit lange der Einseitigkeit entsagte, mit der sie sonst fast nur die Neudeutschthümlichkeiten verfocht; jetzt darf jede Meinung und Ansicht darin laut werden. — 3) „Die Börsenhallenliste" herausgegeben durch den Hrn. v. Hostrupp unter der Direktion des Hrn. Professor Hartmann, war zu Anfang wohl nur für die handelnde Welt bestimmt, der sie die interessantesten Notizen, als Geldkourse, Waarenpreise, Schiffslisten u. s. w. bringt; hat aber bald auch eine politische Tendenz genommen, und ist der Kaufmannschaft gewiß überall nützlich. — 4) „Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten". Sie sind vermischten Inhalts, geben gemeinnützige Vorschläge, politische — gewöhnlich aber verspätete — Mittheilungen, Anzeigen von Lotterien, Sterbefällen u. s. w., und das Verzeichniß der hier angekommenen Fremden. Sie erscheinen bei dem Buchbinder Hrn. Mahnke. — 5) „Nachrichten von und für Hamburg". Dies ist ein Blatt, welches Hamburg nicht entbehren könnte; für das Ausland bleibt es aber ohne Interesse, da es sich auf Wissenswürdiges in unsrer Stadt beschränkt. Es wird ausgegeben bei Hrn. Herrmann. — 6) „Die Gesundheits-Zeitung" herausgegeben von dem hiesigen geschätzten Arzt, Hrn. Dr. Stierling, führt ihre Tendenz an der Stirne und hat ein ziemlich großes Publikum. — 7) „Historische Miscellen" herausgegeben vom Hrn. Dr. Hoffmann. Es war nie für dieses Blatt etwas zu hoffen, d. h. vom Publikum, indem es sich dagegen (?) erklärte, ehe es noch erschien (?). Dieses todtgeborne Kind wird wohl bald zu Grabe getragen werden, indem aller daran verwendete Spiritus es nicht im Leben zu halten vermag. — 8) „Die Lesefrüchte" — deren Erndte, wie bekannt, sehr reichlich ist für den Herausgeber, den Hrn. Dr. Pappe — üben ein, für die lesende Welt im Ganzen zwar wohl willkommenes, aber immer doch höchst unrechtliches Plagiat, indem der ganze Inhalt Nachdruck ist. Die Väter dieser Stadt — d. h. die Senatoren — sollten wohl ihr Einsehen wider solche Diebesdruckerei wenden, denn unter den Kindern, für die zu sorgen ist, sind auch Buchhändler, die recht hübsche eigenthümliche Verlags-Artikel haben, und fiele es Jemand ein, diese nach zu drucken, so könnte doch Niemand etwas dagegen haben, wenn es als eine Repressalie angegeben würde gegen die Frechheit des Hrn. Dr. Pappe, welche der stille Schutz des Senats begünstigt. — 9) „Feierstunden für Herz und Gefühl" erscheinen im Verlag der Schulbuchhandlung des Hrn. Gundermann. Sie sind religiösen Inhalts und für Leser aus den mittleren Ständen bestimmt. — 10) „Hammonia" vom Hrn. Dr. Carl Reinhold, fördert manches Gute zu Tage, doch wäre mehr Sorgsamkeit nicht schädlich. — 11) „Originalien, aus dem Gebiete der Laune, Kunst und Phantasie" herausgegeben vom Hrn. Georg Lotz. Diese, nur sehr selten originellen Originalien haben viele der bekanntesten Schriftsteller-Namen in ihren Ankündigungen; aber es ist für die Leser betrübend, daß diese Gefeierten stets feiern, und so das Gute auch nur selten kommt. Ueberdem verargt man es mit Recht dem Herausgeber, der den Weg des Friedens zu suchen hat, sich zum Abdruck von abscheulichen Ausfällen oder Lobhudeleien gebrauchen zu lassen, mit denen ein gallensüchtiger Schriftsteller seiner unerhörten Eigensucht Genüge thut, und seinen Groll wie seine Protektionen vertheilt, nach dem Maaßstabe, wie Jemand offen oder in Unterthänigkeit mit ihm umgeht, oder ihm überhaupt nur ins Gehege kommt. Diese Zeitschrift, welche besonders in Hamburg ihren Absatz macht, hat dadurch in der Meinung schon sehr verloren, und der beklagenswerthe Herausgeber wird dies leider noch empfinden. — 12) „Flora" eine Monatsschrift, ist dazu bestimmt, die übrig gebliebenen Brosamen von der schwelgerischen Tafel, welche den Lesern der „Originalien" gedeckt wird, auf zu heben. — 13) „Das Erholungsblatt" eine Nach- oder Winterblüthe der kriegerischen Zeit, führt das hanseatische Motto: „Gott mit uns!" an der Stirn. Es erscheint unter der Direktion des Hrn. Dr. Roding, eines verdienten Schulmannes, und übt doch nur im Kleinen Plagiate aus, wie die „Lesefrüchte" es im Großen thun. — 14) „Der Briefträger" ist ein Volksblatt, aber mit Recht sehr verrufen; es enthält Gassengeschichten, Balgereien und Zoten — mögen wir bald davon befreit seyn! — 15) „Der Beobachter an der Alster" hat eine gleiche Tendenz mit dem „Briefträger". — 16) „Der Beobachter". Er bittet: daß man ihn nicht mit dem wässerigten Bruder verwechsele, indem er wirklich besser und als Volksblatt eine interessante Erscheinung ist, da er kräftig und freimüthig den Willen der Hamburger ausspricht. Er ist derb, ohne grob zu seyn, ein Oppositionsblatt den Reichen und Vornehmen, so wie dem Senat; er enthält Rügen und Ermahnungen, und lobt und tadelt ohne Scheu. Wer ihn heraus giebt, weiß ich nicht. — Hiermit schließe ich den Kreis der Journale; nächstens über andere Gegenstände und dann nur gelegentlich etwas über unsere Zeitschriften. ***.

„Das Journal de Paris hielt Ludwig XIII. eine prächtige Lobrede. Es ist nicht zu verwundern, daß er der Held des Journ. d. Par. ist, denn dieser Monarch war der Sklave eines Ministers; er dachte, sprach und handelte nur nach ihm; er war seinem Willen, selbst seinen Launen, unterworfen, und zitterte, ihm zu mißfallen. — Augenscheinlich herrscht viel Aehnlichkeit zwischen Ludwig XIII. und dem Journ. d. Par., bloß mit dem Unterschied: daß Ludwig XIII. sich wenigstens von einem großen Minister regieren ließ." (Constitut.) — Das Journ. d. Par. rechtfertigt sich gegen obigen Artikel sehr gemäßigt mit dem Urtheil des Präsidenten Henault, welcher sagt: „Die Vorsehung hatte Ludwig XIII. in dem ihm angemessensten Zeitpunkt geboren werden lassen. Später würde er zu schwach, früher zu vorsichtig gewesen seyn. Sohn und Vater von zwei unserer größten Könige, befestigte er Heinrich IV. noch erschütterten Thron, und bereitete die Großthaten der Regierung Ludwig XIV. vor."

In Lyon fragte neulich ein Abt, der in der Kirche St. Nizier Kinder zum Einsegnen vorbereitete: „Wenn Eure Väter oder Mütter Euch etwas der Religion Entgegenstehendes geböten, was würdet Ihr thun?" Keines der Kinder antwortete; der Abt fuhr fort: „Ohne die kindliche Hochachtung, aber auch ohne die Frömmigkeit zu verletzen, würdet Ihr Alles, was in Eurer Macht steht, anwenden, um Euch dem gegebenen Befehle zu entziehen." (Journ. d. Par.) Der Herr Abt würde wohl thun, so mißliche Punkte nicht zu berühren, so lange die Religion nicht überall eine recht deutliche, vernünftige Mutter ist.

Ein nicht unberühmter Banquier (!), Namens Clemens Brentano, ist kürzlich von Berlin abgereist, um polnischer Mönch zu werden. (Independ.) Es ist damit der Schriftsteller Clemens Brentano gemeint; aber — polnischer Mönch wär er geworden? —

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 28. Juni. 105tes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Zweiter März-Dienstag.

Die asiatischen Frauen.

(Nach dem Urtheil eines Morgenländers.)

Es war heute unter uns die Rede davon, wie schwer es sey, in unsern Ansichten und Urtheilen über die Sitten und Gebräuche anderer Völker unpartheiisch zu seyn, weil wir nach unsern Verhältnissen und den, durch diese bedingten Ansichten ermessen, was uns, wenn wir es von dem Standpunkte der daselbst lebenden Menschen betrachteten, ganz anders erscheinen würde. Zu dieser Bemerkung führte uns ein Gespräch über den Zustand der Frauen in fernen Ländern — nicht unter den rohen Völkern, wo die Frau fast nur als die Sklavin des Mannes erscheint — sondern in jenen morgenländischen, großen, frühe kultivirten Reichen, in denen das Verhältniß der Frau zu dem Hause, zu ihrem Manne und ihren Kindern, so wie ihre Rechte und Pflichten in ihrer Zurückgezogenheit eben so durch Gesetz und Herkommen bestimmt sind, als bei uns ihr minder beschränktes, und — wie es uns wenigstens scheint — der Würde der weiblichen Natur mehr angemessenes Leben. — Ich äußerte die Meinung: es müsse interessant seyn, hier die Ansicht eines vernünftigen Orientalen, der sich in Europa aufgehalten und mit den Sitten des Abendlandes vertraut geworden, zu vernehmen; und dieser könne vielleicht allein nur mit der gehörigen Einsicht urtheilen, weil das Verhältniß unserer Frauen wohl auch ein Ausländer zu prüfen und zu durchschauen, weit weniger aber ein Europäer in den verschlossenen Haushalt und das eheliche Verhältniß eines Asiaten zu blicken vermag. — Herr Ottbert entgegnete: hierüber habe wirklich ein einsichtsvoller Asiate, Mirza Abu Taleb Khan, ein geborner Perser und Mahomedaner — der erst im Dienste indischer Fürsten gestanden, dann, seiner Stelle beraubt, eine Reise nach Europa, besonders nach England und Frankreich unternommen hatte — in seiner Beschreibung dieser Reise seine Ansicht dargelegt. — Die Freiheit der asiatischen Frauen — meint er — erscheine uns aus folgenden sechs Gründen eingeschränkter, als die der Europäerinnen. Erstens: wegen ihrer geringen Gemeinschaft mit den Männern und der Zurückgezogenheit, in welcher sie nach den Gesetzen und ihren besonderen Gewohnheiten lebten. Allein das sey ein irriger Glaube, wenn wir uns einbildeten, die Asiatinnen wären von Natur geneigt, auf den Straßen und öffentlichen Märkten umher zu wandeln. In Asien erlaube der niedrige Arbeitslohn den Frauen, getrennte Wohnungen zu haben, und Mann und Frau sind durch diese Trennung minder gestört und abhängig. Befindet sich die Frau in Gesellschaft ihrer vertrauten Freundinnen, so entbehrt sie oft gern die Nähe des Mannes mehrere Tage lang, und schickt ihm alsdann das Mahl ins Mirdannah (Appartement der Männer). Eben so ist es, wenn der Mann allein zu seyn wünscht. In Europa sey die Gemeinschaft beider Geschlechter nicht mit der Sittenverderbniß verbunden, wie in Asien, wo in den Städten Menschen der verschiedensten Nationen zusammen

wohnen. Auch sind die Weiber in Hindostan, bevor die Muselmänner nach diesem Lande kamen, nicht genöthigt gewesen, sich den Augen der Männer zu entziehen, was bis jetzt noch in den Dörfern nicht statt findet. So hat nun eine asiatische Frau mehrere Gründe, die Abgeschiedenheit vor zu ziehen, wovon einer auf ihrer Liebe zur Ruhe und Stille beruht, ein anderer auf der Sorge für ihre Ehre, um sich nicht den Beleidigungen roher Menschen aus zu setzen, womit immer die Straßen gefüllt sind. Dabei verstattet man ihr, die Gesellschaft der männlichen Verwandten ihres Mannes und ihres Vaters, so wie ihrer alten Nachbarn und Bedienten zu genießen, und bei ihren Mahlzeiten sind immer mehrere Männer und Frauen gegenwärtig. Auch dürfen die Frauen sich in Sänften in die Häuser ihrer Verwandten und zu den Frauen ihres Standes begeben, ohne zuvor ihre Männer davon benachrichtigt zu haben. Eben so ist es ihnen erlaubt, Musikanten und Tänzer zu ihrer Unterhaltung in ihr eigenes Appartement kommen zu lassen. Zweitens scheine die Freiheit der Asiatinnen beschränkter: wegen des Rechtes des Mannes, die Ehe zu trennen. Drittens: wegen des wenigen Glaubens, den das Gesetz in Asien dem Zeugnisse der Frauen verleiht; indem zu dem Beweis, welchen das Zeugniß zweier Männer liefert, das von vier Frauen erfordert werde. Viertens: wegen des Gebrauches, der den Frauen nach dem Tode ihres Mannes gebietet: allen Bällen, Vergnügungen, kostbaren Kleidern und Zierrathen zu entsagen. Fünftens: weil die Töchter in Asien nicht die Freiheit haben, sich ihren Gatten zu wählen; und hauptsächlich sechstens: wegen des Rechtes der Männer, mehrere Frauen zu ehelichen. Allein die Ehre der ersten und rechtmäßigen Gattin des Mannes leidet hierbei nicht, weil die Frauen, welche einen verheiratheten Mann ehelichen, nicht in die Gesellschaften der Damen zugelassen werden; denn nie stammen sie von einer berühmten und reichen Familie ab, da ein Mann von Ehre nie darein willigt, daß seine Tochter eine solche Heirath eingehe. Diejenigen unter ihnen, welche von einer ehrbaren Familie sind, bewohnen ein besonderes Haus; die der gemeineren Art leben in dem Hause der rechtmäßigen Gattin auf dem Fuße der Dienerinnen. Ueberdies können sich diese andern Frauen keines der Vorrechte der ersteren wünschen; denn obgleich sie, wie diese, nach dem Gesetze Ansprüche auf die Nachlassenschaft haben, so ist nicht zu übersehen: daß die rechtmäßige Gattin sich nie ohne die Zusicherung eines starken Witthums verheirathet, ferner Alles, was der Mann besitzt, zu ihrer Befriedigung verwendet wird, und so für seine Erben nichts übrig bleibt. Die Meinung, daß die Asiaten gewöhnlich drei bis vier Weiber haben, ist ohne Grund, weil sie in der Regel nur Eine heirathen. Von 1000 Männern haben vielleicht kaum 50 mehr als eine Frau, und von diesen kaum 10 mehr als zwei. Denn nach ihrer Erfahrung ist es leichter, mit zwei Tygerinnen als mit zwei Frauen zu leben. — Dagegen behauptet Mirza Abu Taleb Khan: die Vorzüge der asiatischen Frauen vor den europäischen, sowohl in dem Gesetze als in der Gewohnheit begründet, ließen sich hauptsächlich auf folgende acht Punkte zurück führen. Erstens: das Recht, welches ihnen der Gebrauch auf das Vermögen und die Kinder ihres Gatten giebt. Die Morgenländer betrachten als die beiden Hauptzwecke der Ehe — nach dem der Fortpflanzung ihres Geschlechts zur Anbetung Gottes — die Sorge für ihr Geld und ihre Effekten und die Erziehung ihrer Kinder, damit sie sich, frei von diesen Sorgen, ganz der Betreibung ihrer verschiedenen Geschäfte hingeben können. Aus diesem Grunde legen sie den größten Theil ihrer Reichthümer in die Hände ihrer Frauen, so daß es in der Macht dieser steht, an einem Tage ein Vermögen zu Grunde zu richten, dessen Erwerb ein Menschenleben erfordert hat. — Zweitens: ihr auf Gewohnheit gegründetes Recht, ihre Kinder zu verheirathen, und ihnen nach ihrem Belieben religiöse Grundsätze ein zu prägen. Will der Mann eines seiner Kinder verheirathen und die Frau billigt die getroffene Wahl nicht, so ist der Kontrakt ungültig; im entgegengesetzten Falle aber geht die Heirath gewöhnlich vor sich. Da die Kinder, sowohl Knaben als Mädchen, ihre Mutter beinahe nie verlassen, so nehmen sie die Religion derselben an, dagegen bleibt ihnen die des Vaters fremd. So geschieht es oft, daß, wenn die Mutter eine Schiitin, dagegen der Vater ein Sunnite ist, die Kinder — durch den Unterricht der Mutter verleitet — mit Verachtung von den Häuptern der Sekte der Sunniten in Gegenwart ihres Vaters sprechen, der — obgleich er an einem Manne eine solche Sprache mit dem Tode ahnden würde — sie geduldig von Seiten seiner Kinder erträgt, weil er diese mit dem Mangel an Urtheilskraft entschuldigt. Durch die Wiederholung ähnlicher Reden fühlt er seine Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter nach und nach erschüttert, und er wird immer gleichgültiger dagegen. — Drittens: ihre Autorität über ihre Diener; die des Zenana (Frauen-Appartements) fürchten sich so sehr vor ihrer Gebieterin: daß Manche ihr ganzes Leben im Zenana zubringen, ohne ein einziges Mal vor dem Manne zu erscheinen. Die Frauen sind in diesem Punkte so unerschütterlich, daß der Mann sich nicht das Recht anmaßen würde, einen ihrer Diener fort zu schicken. — Viertens: die Befreiung der asiatischen Frauen von der Theilnahme an den Geschäften des Mannes und von der Bedienung der Gäste. — Fünftens: die größte Nachgiebigkeit gegen den Eigensinn der Frauen in Asien und ihr unverjährtes Recht: ihre Männer unter allerlei Vorwand zu quälen. Dies

wird als eine wesentliche und unentbehrliche Eigenschaft der Schönheit betrachtet, weil eine Frau, wenn sie dies Mittel nicht in Anwendung bringt, in seinen Augen bald keine Reize mehr hat. Wenn z. B. eine Frau ausgeht, um ihren Vater zu besuchen, so kehrt sie nie zu ihrem Manne zurück, als bis er mehrere Male selbst gekommen, sie ab zu holen, und sie eben so oft das Vergnügen gehabt hat, ihn unnützer Weise zurück zu schicken. Oder wenn das Mittagessen servirt ist, so läßt sie ihren Mann unter einem leeren Vorwand so lange auf sich warten, bis die Gerichte kalt sind; eben so benimmt sie sich bei dem Schlafengehen. In allen diesen Fällen kann der Mann nichts thun, als sich in Geduld fassen. Ich kannte — sagt Mirza — einige schöne Frauen, welche — in ihrer Zuneigung beständig und ihrem Gatten innig ergeben — aus Mangel jener Hülfsmittel schnell die Liebe ihrer wunderlichen Männer einbüßten, die sich an mittelmäßige Frauen hingen, welche sie in Athem zu halten wußten. — Sechstens: das größte Vertrauen der Asiaten in die Tugend ihrer Frauen, auf Gesetz und Gewohnheit gegründet. Denn in Asien sind die Frauen, welche eine Dame von ihrer Bekanntschaft besuchen — wenn Letztere auch ihrem Manne ganz fremd ist — weder von Seiten des Vaters, noch des Gatten begleitet. Sie bringen nicht bloß eine oder zwei Nächte in dem Hause ihrer Freundin zu, sondern wohl gar eine ganze Woche. Zwar hat der Hausherr dann in das Appartement der Frauen keinen Zutritt, wohl aber zur Familie gehörige Knaben von 15 Jahren, weil diese noch als Kinder betrachtet werden. — Siebentens: den Antheil an den Kindern, welche ihnen das Gesetz zuspricht; denn hat die Ehescheidung statt, so gehören die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter an.*) — Achtens: die Leichtigkeit, womit sich die Frau, nach Gesetz und Gewohnheit, wegen eines Zwistes von ihrem Manne trennen kann, ohne daß eine Ehescheidung daraus erfolgt. In diesem Falle begiebt sie sich eine Stunde nach dem Zank mit ihren Kindern in das Haus ihres Vaters oder eines Verwandten, und kehrt nicht eher zu ihrem Mann zurück, bis dieser ihr Genugthuung für die, ihrer Meinung nach, erlittene Beleidigung gegeben hat. — Aber fühlen sich meine deutschen Leserinnen überzeugt von der Beredsamkeit des Mirza Abu Taleb Khan, und möchten sie wohl ihre Freiheit mit den Rechten und Gewohnheiten eines Zenana vertauschen?

*) Dies Gesetz gilt in einigen Abendländern auch. D. H.

Unbegreiflich.

Bei den sogenannten Scharfrennen, welche von Turnieren zum Scherz wohl zu unterscheiden sind, hatten die Ritter scharfe Schwerdter, auch stärkere Lanzen und Harnische, als bei letzteren, wo die Degen stumpf, die Lanzen und Harnische schwach seyn mußten. Bekanntlich ging es im Scharfrennen auch immer so scharf her, daß nicht selten Ritter und Knappen auf dem Platze blieben; und es war den Päbsten wohl nicht zu verdenken, daß sie die Theilnehmer an dergleichen Scharfrennen in den Bann thaten. — Die alten Turnierbücher berichten von solchen blutigen Ritterspielen immer: „Bei diesem Turnier war schlechte Lust und Kurzweil und mancherlei Schaden, und zogen Viele gar mißvergnügt nach Hause." — Was aber die Turniere ehedem für den Körper, das sind in der neueren Zeit die Karten-Spiele für den Beutel, welche, wenn sie über die Kräfte der Theilnehmer gehen, zu wahren Scharfrennen für Ehre und Ruhe, häusliche, amtliche und bürgerliche Pflichten werden. Es ließe sich deshalb auf Gesellschaften, deren Kartenspiele zur Kurzweil in wahre Geldkämpfe oder Scharfrennen auf Geldbeutel ausarteten, anwenden, was die Turnierbücher von den Turnieren sagen: „Bei diesem Kartenspiel war schlechte Lust und Kurzweil und mancherlei Schaden, und zogen Viele gar mißvergnügt nach Hause." — Warum aber nicht der Geist gebildeter Geselligkeit — gleich den Päbsten — das Exkommunikations-Recht gegen solche Spiele übt, ist unbegreiflich! Richard Roos.

Was billig ist!

Edmund Spenser — der Verfasser des romantischen Gedichts „die Feen-Königin" — war Hof-Dichter der Königin Elisabeth, wurde aber schlecht bezahlt, weil ihr Schatzmeister, Lord Burleigh, mehr auf Manufakturen, als auf Dichtkunst hielt. Einst, als Spenser ihr einige Verse überreicht hatte, befahl sie: ihm 100 Pfund zu geben. „Wie? — sprach Burleigh — so viel für ein Lied?" — „Nun, so gebt ihm, was billig ist (give him what is reason)!" antwortete die Königin. — Spenser aber wartete lange vergebens auf die Belohnung. Endlich erinnerte er die Königin in folgenden — frei übersetzten — Zeilen:

Für mein Gedicht versprachst Du willig:
Was billig! — doch die Zeit entflieht,
Und nicht zurück kommt mir mein Lied;
Und nimmer seh' ich auch, was billig!

Der Schatzmeister erhielt hierauf einen Verweis, Spenser sein Geld. L.

Wunsch.

Nicht den Göttinnen ähnlich sey
Meine Geliebte! — Schönen Dank
Für Minerva's Pedanterei,
Venus Liebeln und Juno's Zank. Haug.

Wille.

Gut willst du werden und brav? So wolle! Du wirst es im Wollen;
Der wird das Können verleih'n, der dir das Wollen verlieh.
A. D. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Während der Messe haben die Buchhändler wieder Zusammenkünfte gehabt, um Mittel gegen den Nachdruck auf zu finden. Man hofft noch immer, daß die Gefühle des Rechts auch in Oesterreich diese Schändlichkeit verbannen; nach hundert Jahren wird man vielleicht erstaunen, wie es in gebildeten Staaten möglich war, den Nachdruck zu gestatten und dagegen einen, oft unbedeutenden Diebstahl anderer Art so scharf zu bestrafen. — Die in Nr. 98 der „Zeitung für die elegante Welt" von dem Redakteur derselben gegebne Erklärung (auf eine im Intelligenz-Blatt der Jenaschen allg. Literatur-Zeitung Nr. 24 sich findende Aufforderung) „daß er weder an den Aeußerungen des Verfaßers der „eingemachten Lesefrüchte", noch an der darüber geführten Streitigkeit den geringsten Antheil nähme" — giebt viel Redens; denn man ist der Meinung: ein Redakteur müsse dafür sorgen, daß Lügen als solche hingestellt werden und dem Lügner gerechter Lohn nicht entgehe. Er braucht sich ja nicht anders ein zu mischen, als daß er Zugeständniß oder Gegenbeweise herbei fordert; aber nicht den „geringsten Antheil nehmen" hieße einen Hämischen in seinen Winkelzügen noch unterstützen, und das verräth — —. Wir sind jedoch überzeugt, daß jener Redakteur nur aus Uebereilung sich einer gefährlichen Beurtheilung aussetzte; denn dergleichen kommt früher oder später doch zur Sprache. — Das 85ste Stück der hiesigen Zeitung enthält nachfolgende „Bekanntmachung", welche ich buchstäblich mittheile: „Einem Hochzuverehrenden Publico verfehle ich nicht meine Ankunft anzuzeigen, und daß ich während der Messe die sogenannten Leichdornen oder Hüneraugen ohne die geringste schmerzhafte Empfindung zu erregen, herausnehme, und nach beendigter Meße von hier über Braunschweig, Bremen, Zwoll nach Amsterdam und Rotterdam abreisen werde, daher mich zu allen sowohl ins Handlungs- als Gelehrtefach einschlagenden Commissionsaufträgen, die sich nicht per Correspondance abmachen lassen, hiemit Bestens empfehle, dabei bemerke, solche, dieweil ich der holländ., latein., franz., ital., engl., und vandalischen (!) Sprache kundig bin, gewiß zu resp. eines jeden Zufriedenheit gegen die geringe Provision von 2 Proc. mit der größten Reellität und möglichster Promptitude zu effectuiren versichere, daher mir in dieser Hinsicht jeder Auftrag, welchen in portofreien Briefen bis zum 22 dieses erhalte, willkommen sein wird. Leipzig den 1 Mai 1819. Carl Friedrich Richter, wohnhaft in Dresden, Kaufmann, auch Professor kaufmännischer Wissenschaften, und verpflichteter Administrator des k. s. priv. Adreß-Comptoir, hier bei Hrn. Lincken auf der Schulgasse Nr. 1333 logirend. P. S. Auch ist bei mir Hüneraugenpflaster, Frostwaßer, ächter Seifenspiritus und chinesisches Zahnpulver, so wie auch Kronleuchter mit 6 Armen und completten Behängen zu haben. Arme zahlen nichts." Demnach bekommen die Armen also das Hüneraugen-Pflaster und — die Kronleuchter mit 6 Armen und completten Behängen umsonst. — Ein hiesiger Advokat, Namens Scharf, ein Mann von allgemein gerühmter Rechtschaffenheit, ward vor einigen Wochen wahnsinnig, und glaubte, man werde ihn vergiften, weshalb er durchaus nichts genießen wollte. Er äußerte: die Strafe der Vergiftung sey für ihn noch viel zu gering, da ihm von Rechtswegen ein Glied nach dem andern abgelöst werden müßte, doch bat er flehentlich, ihm kein Gift zu geben. Zum Glück endete er bald. X —.

Literatur. „Die Organisation der Israeliten in Deutschland. Ein Versuch von L. L. Hellwig. Auf Kosten des Verfaßers, zum Besten armer Handwerker." (Magdeburg 1819. In Commission bei Ferd. Rubach.) — Unter den vielen über Juden erschienenen Schriften zeichnet sich die vorliegende durch Klarheit der Sprache, durch Wärme und durch strenge Liebe zur Wahrheit vortheilhaft aus. Daher verzeiht man dem Eifer für das bürgerliche Wohl und die Erziehung der Juden manchen unausführbaren Vorschlag, wie den vom Concilium; denn der größte Theil der Juden wird sich schwerlich seinen Talmud nehmen laßen. Aber zu wünschen ist die Beherzigung manches zeitgemäßen Wortes, das der Verfaßer Juden und Christen sagt, und zu hoffen: daß man nicht ferner in die jüdischen Angelegenheiten hinein pfusche, ohne den Rath sachkundiger und unterrichteter Juden zu hören. Wir nennen aber mit dem Verfaßer die sogenannten Rabbiner dazu unfähig, zumal solche, wie der zu Lemberg, der ganz kürzlich Mendelssohn's Bibelübersetzung unterdrücken wollte. Was über die Erziehung (S. 40 — 48) gesagt wird, fordert daher große Aufmerksamkeit. Des Verfaßers Bann gegen das Wort Jude (S. 56) theilen wir nicht; auch ist es durchaus kein Sprachfehler, aus Jehuda entstanden. Deßgleichen scheint uns das Verbot (S. 45) über die Theilnahme an Religionsstunden voreilig, da hierin bloß die Eltern bestimmen können. — o —

Die Schulen des wechselseitigen Unterrichts machen in Rußland große Fortschritte. In Odeßa können 10,000 Eleven aufgenommen werden. Selbst die Kosacken zeigen sich gelehrig; solche, die vorher keinen Begriff vom Schreiben hatten, lernten in 24 Tagen Worte schreiben. (Journ. d. Par.)

Die Fürstlichkeiten aus Oneida haben sich kürzlich zu Bordeaux öffentlich sehen laßen, und nach ihrer Sitte gesungen und getanzt. Bemerkenswerth ist, daß die Männer eine äußerst sanfte Gesangstimme haben. Ihr Tanz erscheint unbedeutend, ist aber, genau betrachtet, äußerst kunstvoll und schwierig. Ein militairischer Tanz mit Beilen ist furchtbar an zu sehen, wegen der Gefährlichkeit der Bewegungen und der schrecklichen Gesichter der Tänzer. Unter den drei Frauen ist eine Mestize, deren Großvater ein Franzose gewesen; ihre Züge sind sehr sanft und die Haut minder kupferfarbig; sie könnte beinahe für eine niedliche Europäerin gelten, hätte sie nicht unförmig kurze Füße. Ihre Stimme ist sanft, desto wilder aber ihr Benehmen; dabei hält sie vor Fremden stets den Kopf unbeweglich gebückt, und öffnet den Mund so wenig bei dem Singen, daß man keine Mundbewegung bemerkt, nur die Töne hört. (Gaz. d. Fr.)

Die Mode hat jetzt für den Damen-Kopfputz etwas Neues erfunden, nämlich: „hölzerne Hüte". Es sind die sogenannten Independenten-Hüte, welche aus weißer feiner Baumrinde bestehen. (Indep.) Danach könnte man die Berliner Korkhüte (von dem Kaufmann Hrn. Schmidt erfunden) noch eher hölzerne Hüte nennen.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 30. Juni. 106tes Blatt.

Eine neue französische Jeanne d'Arc.

Ein ächtes Volksepos muß seinen Stoff aus der vaterländischen Geschichte nehmen. Wie groß auch und unübertreflich Klopstocks Messiade dastehe, zum volksthümlichen Heldengedicht konnte sie nie werden, und lange noch mag es Deutschland beklagen, daß nicht, wenigstens neben diesem einzigen Werke, auch der „Heinrich" — Klopstocks Jugend-Gedanke — zur Reife gedieh. Mancher vaterländische Stoff ist seitdem in epischer oder dramatischer Form bearbeitet worden, und wir dürfen behaupten: daß, wenn auch einzelnes Preiswürdige nicht immer, wie sich's gebührte, benutzt worden, doch keine, in das Leben der Gesammtheit eingreifende Thatsache ohne allen dichterischen Nachklang geblieben ist (womit jedoch nicht gemeint seyn kann, als ob die Aufgabe eines wahrhaft deutschen Heldengedichts irgendwo bereits gelöst sey). So viel ist gewiß, daß, hätten wir je eine Jungfrau von Orleans unter uns gehabt, die auf gleich wunderbare Weise und mit gleichem Erfolge zum Schwerdte gegriffen, ein solcher Stoff längst auf das Vielfältigste behandelt worden wäre. Beschämte doch der deutsche Meister die Landsleute der französischen Heldin, daß er die, von Chapelain und Voltaire Gemißhandelte gleichsam wieder zu Ehren brachte. In der That wäre es kaum zu begreifen, wie Frankreich bis jetzt — nach der Deutschen und Engländer Vorangange — ohne eine gerechtfertigte Jeanne d'Arc hätte seyn können, wenn nicht eines Theils Voltaire's Pucelle den Gedanken an eine ernstere und würdevollere Darstellung der Heldenjungfrau gleichsam verpönt und andern Theils desselben Dichters überschätzte „Henriade" den Ruhm der Unübertreflichkeit vorweg genommen hätte. Erst im verflossenen Jahre hat es ein französischer Dichter, Pierre Duménil — seinen Landsleuten durch ein früheres Gedicht „Orestes" bekannt — gewagt, das befleckte Bild der Heldin wieder auf zu frischen in einem epischen Gedicht in zwölf Gesängen, betitelt: „Jeanne d'Arc oder das gerettete Frankreich". Wer den Geist französischer Dichtkunst kennt, weiß, was er hier zu erwarten hat; wer ihn nicht kennt, mag immerhin einen Blick hinein werfen, um zu erfahren: was der Franzose ein Epos nennt. Es umfaßt die Geschichte Johanna's von deren Abreise aus der Heimath bis zur Krönung des Königs. Ein Erzengel kündigt der Jungfrau ihren Beruf an und gesellt sich ihr als Schützer und Führer bei. Sie kommt zum König, erhält Hülfe für Orleans und vollführt den Entsatz der belagerten Stadt. Jetzt soll der König zur Krönung nach Rheims. Aber er zögert; vorher sollen Clericau, Meun und Beaugenci fallen. Nach dem siegreichen Tage von Patay endlich entschließt sich Karl, der Jungfrau nach Rheims zu folgen. Aber noch sind Hindernisse zu besiegen. Auxerre und Troyes verschließen ihnen ihre Thore; das Schwerdt der Heldin eröffnet sie und, empfangen von den Vornehmsten beider Städte, zieht er in dieselben ein und eilt dann nach Rheims. Die Krönung geht vor sich, und Johanna verkündet, knieend vor dem Gesalbten, die völlige Befreiung des Landes und die künftigen Siege ihres Volks.

Ja selbst die Ereignisse der neuesten Zeit werden von ihr in prophetischer Verzückung bis auf die jüngste Wiederherstellung der legitimen Herrschaft vorher gesagt. — Dies der Hauptinhalt des Ganzen. Der Dichter öffnet die Pforten des Himmels und der Hölle, um freundliche und feindselige Mächte zu gewinnen. Außer dem Erzengel Eliel ist es hauptsächlich der „holde“ Engel Gelia, dessen besonderer Obhut die Jungfrau anvertraut worden. Gegen sie tritt Satan mit seiner Schaar zu Gunsten der Engländer auf. Ueberall mischen sich diese höllischen Gestalten ein, ja Engel und Teufel ziehen gegen einander in den Kampf, wie die Heere der Erde, deren Schicksale sie bestimmen. Hier eröffnet sich dem Franzosen ein willkommenes Feld der Beschreibung, das an seiner Hand der Leser auch bis zur peinlichsten Ermüdung durchwandern muß. Die geheimnißvolle Wehrbarmachung der Jungfrau, allerdings zum Theil auf Ueberlieferung gegründet, ist nicht vergessen; und der löbliche Eifer, große Muster zu erreichen, wo nicht zu übertreffen, zeigt sich in der ausführlichen Beschreibung des Schildes, auf welchem die Thaten der vornehmsten Helden Frankreichs — von der Gründung der Monarchie bis auf Guesclin herab — dargestellt sind. Verse, wie folgende, die aus einem französischen Bulletin oder ordre du jour entlehnt zu seyn scheinen, können nur einem französischen Ohr erträglich vorkommen: „Deux fois mille guerriers commandés par Villars“ — oder: „S'avance de Patay vers Sulli sur la Loire“ — oder: „Inspecteur tous les corps et passer la révue“ u. s. w. — Indessen sey es zur Steuer der Wahrheit bekannt, daß ein Beurtheiler dieses Gedichts in einem Hefte des „Journal des Savans“, Herr Raynouard, auf die Armuth dieser und anderer Stellen voll gereimter Prosa selbst aufmerksam macht. — r —.

Der Zauberer Zytho.

Die Chronikenschreiber der verflossenen Jahrhunderte haben manche wunderbare Sagen in ihren Werken, und, dem Anscheine nach, auch an deren Wirklichkeit geglaubt. Uns geben solche Erzählungen nur Gelegenheit zu einer angenehmen Unterhaltung. Die folgende liefert einen Beitrag dazu. — Als Kaiser Wenzel im Jahr 1389 zu Prag mit der bayrischen Prinzessin Sophia sein zweites Beilager hielt, brachte sein Schwiegervater, Herzog Johannes, einen ganzen Wagen voll Gaukler und Possenreißer mit. Am Hofe des Kaisers Wenzel fehlte es auch nicht an dergleichen Wunder- und Kurzweil-Männern, und so entstand ein unerhörter Kampf in den wundervollsten und den abentheuerlichsten Künsten, und jede Parthei bot alle Kräfte auf, die andere zu besiegen. — Schier wäre es auch den Baiern gelungen, aus diesen absonderlichen Turnübungen als Sieger hervor zu treten, als der Böhme Zytho mit einem ungeheuer aufgesperrten Rachen den Kampfplatz betrat, den vornehmsten bayrischen Wundermann gewaltig bei den Armen ergriff, und ihn trotz alles Widersträubens — lebendig bis auf die Schuhe verschluckte. Darüber entsetzte sich nun männiglich; der Herzog der Bayern war nebenher noch sehr ungehalten, seinen besten Lustigmacher so sans façon verloren zu haben, und auch der Kaiser Wenzel nahm den groben Spaß sehr übel und befahl dem Zytho: den Verschluckten sogleich von sich zu geben, welches er auch ohne Widerrede alsbald bewerkstelligte. Der bairische Künstler wurde nun brav ausgelacht, und die Andern getrauten sich nicht mehr, gegen den Böhmen auf zu kommen. — Zytho aber fuhr fort, seine Künste zu treiben. Er nahm bald diese, bald jene Gestalt an, erschien bald in Purpur, bald in Lumpen gekleidet, und wechselte augenblicklich mit den mannigfaltigsten Verwandlungen. — Ging der Kaiser spazieren, so fuhr Zytho auf der harten Erde mit einem Kahn, wie auf dem Wasser, neben ihm her, und nicht selten auch auf einem, mit Haushähnen bespannten Wagen. Bei der Tafel trieb er mancherlei Possen, und verwandelte den Heißhungrigen die Hände in Ochsenklauen und Pferdefüße, also, daß sie nichts aus den Schüsseln heraus nehmen konnten. Manchmal zauberte er ihnen auch Hirschgeweihe an den Kopf, und neckte sie mit den Liebschaften ihrer Frauen auf diese ganz unzweideutige Art. — Einst machte Zytho aber einen großen Spaß. Er gab nämlich 30 Strohwischen die Gestalt fetter Schweine und verkaufte solche einem geizigen Becker, mit dem Bemerken: er solle diese Schweine nie ins Wasser treiben. Der Becker that es dennoch, und siehe da — die Schweine sanken gleich unter und die Strohwische schwammen oben auf. Darüber ganz erschrocken und erzürnt, suchte er sich den Zytho, fand ihn auch in einem Wirthshause schlafend; als er ihn aber bei einem Beine zog, um ihn auf zu wecken, blieb ihm das Bein in der Hand. Zytho machte nun einen großen Lärm, hinkte zu dem Stadtrichter und verklagte den Becker, welcher nicht allein sein Geld für die gekauften Schweine verlor, sondern noch dazu ein ansehnliches Schmerzengeld zahlen mußte. Am andern Tage aber lief Zytho wieder auf beiden Beinen umher, und lachte den Becker aus. — Zuletzt soll aber dieser Zytho, der „Faust“ der Böhmen, vom Teufel abgeholt, zur Hölle gefahren und nimmer wieder erschienen seyn. J. Polt.

Aufrichtigkeiten.

In einer beurtheilenden Anzeige der Schrift: „Freimüthige Worte über die allerneueste deutsche Literatur“ von Dr. Ludw. Wachler (Breslau, b. Holäufer) heißt es in der Leipziger Literatur-Zeitung (Nr. 103. 1819): „Es ist doch ein anderes Ding, wenn ein Mann von

Geist, von gründlicher Gelehrsamkeit und vielseitiger Literatur-Kenntniß, wie der Verfasser der vorliegenden Schrift, die Musterung der deutschen Meßkataloge hält, als wenn ein oberflächlicher Kopf, der die Meßkataloge durchblättert, und in denselben bei bekannten oder von ihm aus mancherlei Umständen begünstigten Schriftstellern die nöthigen Bleistifts-Striche angebracht hat, nun, bevor noch der zehnte Theil der angekündigten Bücher wirklich im Publikum erscheint, schon im Voraus — nicht eben ex tripodo, sondern bloß von seinem ästhetischen Schemel über den Werth und Unwerth der noch ungelegten Eier abspricht. Nur ein so zahmes Publikum, wie das deutsche, hat bis jetzt diese kecke Unverschämtheit einiger Redakteure und Mitarbeiter von gewissen Tageblättern geduldig ertragen; allein sie muß öffentlich gerügt werden. — Neben vielen Menschlichkeiten und Partheilichkeiten, hervorgehend aus dem Schul- und Sektengeiste unserer Zeit von der einen Seite, hat sich von der andern so viel Oberflächlichkeit und Mattherzigkeit in die Kritik eingeschlichen, daß, wenn das Unwesen ein Jahrzehend fortdauern sollte, das deutsche Publikum schwerlich noch die starke Kost der gründlichen Kritik ertragen dürfte. Denn gilt nicht noch immer das Hausmittel, das vor ungefähr 15 Jahren ein treflicher Satyriker in dieser Hinsicht empfahl:

> Pfeif', o Vortreflicher, mit uns aus Einem Loche,
> So machst du alle Tag' Epoche!" —

Man dürfte dieses Treiben nur ungerügt lassen, um mit einem Male alle Grundsätze der Kritik in dem einzigen Sprüchlein: manus manum lavat! — zu haben; aber man präsentirt oft so unreines Waschwasser, daß man sich gegenseitig anschwärzt, statt sich zu reinigen; und es fällt dieses abscheuliche Verfahren so auf, daß nun sämmtliche Literatur-Zeitungen und ältere kritische Blätter den Unfug bemerken, mit dem man ein Machwerk schon in allerlei Lobplunder einwickelt, ehe es noch als wirkliche Geburt zu betrachten ist. Solche rezensirende Wickelfrauen erbitten sich dann Gevatterschaften mit folgendem, etwa alten Verschen, das über obiges nur eine Variation ist:

> „Lobst du hübsch, was ich heut' gebracht,
> Wird morgen dein mit Lob gedacht;
> Doch tadelst du mir mein Gedicht,
> Führ' ich dich morgen zum Gericht:
> Ich schlag' auf den, der mich belehrt,
> Und mich nicht ohne Klausel ehrt."

Wehe dem, der solchen Anträgen absteht; denn man wird bald ringsum Geschrei vernehmen, das, gut erkannt, immer nur wiederholt: Schlagt ihn todt, denn er will unpartheiisch seyn! Fr. Wendel.

Todes-Anzeige.

Nach vieljähriger Abzehrung, welche in Folge der neueren bösen Zeit ihn betroffen, starb endlich an gänzlicher Entkräftung unser innig verehrter Vater und Großvater, Herr Friedfaul Susus Schlendrian, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Hergebracht, Altenruhe, Gedankensperre und Fessellust, Ritter des Ordens vom unklaren Verdienst, der schläfrigen Großmuth, der eisernen Observanz und des goldenen Maulkorbs; Präsident der fruchtlosen Gesellschaft der Bequemen; Direktor eines löblichen Vereins gegen das, was seyn müßte; Mitglied sämmtlicher Behörden, die Alles unverbesserlich finden; auch Ehren-Mitglied des Staatsraths, mit Sitz (Stimme hat er sich stets verbeten); ein Mann vom ältesten Erbadel, der geräuschlos durch's Leben ging und in all seinem Thun und Treiben nie vorwärts oder in die Höhe, sondern immer nur rückwärts schaute. — Lange schon kränkelnd, beschleunigten sein Ende die boshaften Anfälle der jetzigen Zeitschriften, welchen er, als ein alter schwacher Mann, nicht länger zu widerstehen vermochte; auch griff die Ausarbeitung einer Abhandlung über die tiefe Gelehrsamkeit und Brauchbarkeit des Etcaetera seine Verstandes-Werkzeuge zu sehr an. — So ging er nun, dem Herkommen gemäß, in die Wohnungen der Seligen, wo nichts ist neu und wandelbar und das Unveränderliche bleibet in Ewigkeit. Ueberzeugt von unserer Freunde aufrichtiger Theilnahme, verbitten wir uns alle Beileidsbezeugungen, die unsern gerechten Schmerz nur vermehren würden. Schlendrians betrübte Söhne.

Nachschrift: Ob wir unsere Geschäfte unter vorstehender Firma fortsetzen, darüber werden wir uns, gleich nach den Hundstags-Ferien und nach Empfang von Briefen aus Frankfurt am Mayn, durch Circularien erklären.

Der späte Herbst.

Nicht kann der Himmel seine Wohlthat enden,
Er giebt dem Herbst auch milden Frühlingsschein;
Der Erde farbenreiche Kinder spenden
Noch süßen Duft, Gesang der nahe Hain.

Zwar zieht die Spinne ihren Abschiedsfaden,
Sie mahnt an nahe graue Winterzeit;
Und wider Wärme will sich Nord entladen,
Doch bei dem Kampf bleibt grün der Erde Kleid.

Die Blumen heben stolz die schönen Kronen,
Und manche junge Knospe sehnt und schwillt;
Doch ihr Vertrauen wird kein Lenz belohnen,
Ihr Sehnen wird von schnellem Tod gestillt!

Es naht der Nord mit seinem Grimm, und leise
Ist nun den zarten Blüthen Leids gethan;
Und bald begraben unter Schnee und Eise,
Bezeichnet er sie für des Todes Bahn.

Und Allen ist nur schwerer Kampf geblieben —
Seht, wie der volle Kelch sich traurig senkt!
So soll nur Jugend ahnen, blühen, lieben:
Dem kalten Herbst sind Kron' und Frucht geschenkt.

Amalie Schoppe, geb. Weise.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Wie es mit der so lange schon besprochenen Todtenfeier für Kotzebue auf unserer Bühne denn eigentlich stehe? — wünschen Sie zu wissen; nun, ich denke so, daß man sie an jedem Tage ansetzen konnte, nachdem man von der, ohnehin üblen Idee abgegangen ist, sie gerade an einem 23sten zu geben. Den Jahrestag ausgenommen, den die Gewohnheit in vielen Dingen als Fest der Erinnerung betrachtet, ist solche Tagwählerei in unserer mystikfarbenen Zeit mehr verdammlich, als löblich. Daß zur Feier des Todesfestes „Herrmann und Thusnelde" gegeben werden soll, ist allgemein bekannt; eben so, daß zuvor ein Prolog gesprochen wird. Am 23sten Mai, wie am 23sten Juni sollte die Ausführung bestimmt geschehen; weshalb sie an jenem Tage verhindert wurde, ist zu verschweigen räthlich, und zwar in der Meinung, daß man sich ferner von Schwäche nicht übereilen läßt. Am 23sten dieses Monats hätte die, bei dieser Gelegenheit wieder überaus thätige Intendantur gewiß kein Hinderniß berücksichtigt, wenn nicht eine achtungswerthe Sinnigkeit sich zufällig aufdrängte. Durch einen Brief des Buchhändlers Kummer in Leipzig ist es nämlich bekannt geworden: daß die nachgelassene Familie Kotzebue's sich keinesweges in glänzenden Umständen befindet, welches sich auch allenfalls aus mancherlei Verhältnissen von selbst erweiset; nun entstand die Frage: ob man nicht den Ertrag von jenem düsteren Feste der Klage — aus Dankbarkeit dafür, daß Kotzebue eine geraume Zeit hindurch die Theater-Kassen doch fast größtentheils allein füllte — seiner Familie weihen möchte; hoffend, daß auch andere Bühnen diesem Beispiele der Werthschätzung und Billigkeit folgen. Die Entscheidung ist darauf Sr. Majestät, unserem Könige, vorgelegt worden. Uebrigens ist es des gerechten Monarchen fest erklärter Wille: daß jene Todtenfeier statt habe, und da wir Alle den Ernst in seinen Entschlüssen kennen, so waltet über deren Erfolg kein Zweifel ob: da auch gewiß Niemand es auf sich nehmen möchte, was in der guten öffentlichen Stimmung daraus entstände, wenn etwa nicht ausgeführt würde, was schon zu lange besprochen wurde. Diese Zeilen können Sie ohne Anstand abdrucken laßen. An.

Dresden. Ein neuer Industriezweig grünt bei uns schon seit fast drei Jahren, ich meine das Strohweben; diese nur hier und in Paris übliche Arbeit beschäftigt mehrere hundert Kinder, von denen sich jedes täglich 10 Groschen verdienen kann; die Bestellungen auf diesen, zu Damen-Hüten vorzüglich gesuchten Artikel sind so groß, daß die Fabriken nie in Vorrath kommen können. Auch machen unsere Tuchhandlungen — welche behaupten: die Elle feines französisches Tuch um 1 Thaler 16 Groschen wohlfeiler verkaufen zu können, als die Handlungen der mit hohen Imposten besteuerten Nachbarländer — recht gute Geschäfte; desto stiller sind die im Wollhandel. Bloß die allerfeinste Merino-Wolle findet Absatz, alle übrige bleibt ohne Nachfrage liegen; diese unerwartete Stockung verursacht eine gewaltige Spannung auf den Cours und alle Wechselgeschäfte. Sämmtliche Bankiers sind mit solchen Geldvorräthen versehen, daß sie alle Darlehns-Anerbietungen, auch gegen den geringsten Zinsensatz, abweisen müssen, und die Reichenbachischen Obligationen stehen 107⅞. Der Nichtunterrichtete freut sich über diesen hohen Cours, und sieht ihn mit selbstgefälliger Eitelkeit als einen Beweis von der Zuverlässigkeit unserer Papiere an. Dieser unbeschadet, ist dies glänzende Phänomen aber nichts, als die blühende Röthe auf den Wangen des Schwindsüchtigen, lediglich die Folge aller Stockung im Geldumtriebe, welcher bewirkt, daß nun Jeder, der Geld hat, sich — weil er nicht weiß, was er damit anfangen soll — zum Ankauf gedachter Obligationen entschließt. In andern Ländern, wo man das Raisonniren liebt, und die unerträgliche Sucht, jede Unannehmlichkeit der Regierung Schuld zu geben, für den besten Gebrauch der Sprechfreiheit hält, schiebt man die gegenwärtige Lähmung des Handelsverkehrs allemal auf die jüngsten, im Handelswesen ergangenen gesetzlichen Bestimmungen; wir sind billiger, und darum vielleicht gerechter; wir suchen die Ursache in den Conjunkturen des Zufalls, denen der Kaufmann fast unter allen Gewerken am meisten ausgesetzt ist, und hegen nebenbei heimlich den Wunsch: daß stärkere Mächte, welche ihre Unterthanen lieb haben, England zwingen könnten: Deutschlands Kunst- und Gewerbs-Erzeugnissen seine Häfen mit derselben Liberalität auf zu schließen (!), mit der ihm für die seinigen alle unsere Grenzen offen stehen (!!). — Nach den aus Prag hier eingetroffenen Nachrichten darf sich Niemand wundern, wenn man auf die ausländischen Studirenden dort und in sämmtlichen kais. kön. Staaten ein wachsames Auge hat; denn junge Unbesonnene von einer deutschen Universität gingen zu Prag in ihrer Verirrung so weit: daß sie dem, der Gerechtigkeit verfallenen Meuchelmörder Sand ein Lebehoch brachten. Was müssen Menschen mit solchen Ansichten für Erzieher gehabt haben; was kann der Staat künftig von solchen Dienern der Kirche, von solchen Blutrichtern erwarten! — Daß die Prager Polizei derlei Sandmänner lieber außer den Mauern ihrer Stadt, als in der Mitte ihrer ruhigen Bürger sieht, ist wohl sehr zu rechtfertigen. Hoffentlich werden die jungen Leute in wenigen Jahren über ihren getriebenen Unfug selbst erröthen, und sich der Blöße schämen, die sie der Welt gegeben. K.

Die kürzeste Parlaments-Akte wurde im 5ten Jahre der Regierung Heinrich IV. erlassen. Sie betrifft das Verbot der Alchemie und lautet also: „Von nun an soll Niemand versuchen, Gold oder Silber zu vermehren, oder ein Truggewerbe damit zu treiben; bei Strafe des Treubruches." Die Akte wurde späterhin, auf Antrag des Hrn. Boyle, zurück genommen, „weil es doch möglich sey, Gold und Silber zu machen". Diese Möglichkeit hat die Bank in Wirklichkeit verwandelt, denn sie hat viel Gold und Silber aus Papier gemacht. (Morn. Chron.)

In Südamerika beseelt der Muth und der Patriotismus auch die Frauen. Die Geschichte stellt rühmliche Beispiele auf. Juana Assunduy begleitet überall ihren Gatten, den Hrn. Padilla; in allen Schlachten ist sie ihm zur Seite. Bei dem Treffen von Laguana entriß sie den Spaniern eine Fahne, und erhielt von der Republik den Grad eines Obristlieutenants aus Dankbarkeit. In der Schlacht von Cochabambo war der Feind so überlegen an Zahl, daß der General die Frauen von Cochabambo aufrufen mußte, sich zu bewaffnen und in die Reihen zu treten; sie verloren sämmtlich bei der Vertheidigung eines Postens das Leben. Seitdem ruft alle Abend in der Armee von Ober-Peru ein Offizier die Frauen von Cochabambo auf, und erhält zur Antwort: „Sie sind nicht hier; sie sind auf dem Felde der Ehre für ihres Vaterlandes Freiheit gestorben!" (Morn. Chron.)

Ein 93jähriger Mann, ein Schuhmacher, der über 80 Jahr sein Handwerk getrieben, ist neulich von Wigton in Cumberland nach Whitehaven gegangen, und hat den Weg von zehen deutschen Meilen in einem Tage zurück gelegt. Dieser Mann geht seinem hundertsten Jahre im eigentlichsten Sinne entgegen. (Morn. Chron.)

Ein Hr. Kieffer, Dollmetsch-Sekretair des Königs von Frankreich für die orientalischen Sprachen, legte der Bibel-Gesellschaft in England, bei ihrem Jahresfeste, drei Exemplare des neuen Testamentes in türkischer Sprache vor, und versprach: daß er nächstens eine ganze Bibel in dieser Sprache anfertigen lassen werde. — Unter den vielen erbaulichen Reden, welche bei diesem Feste gehalten wurden, sind besonders die Schlußworte der Rede des Staats-Sekretairs von Irland, Charles Grant, merkwürdig, welcher sagte: „Als Ludwig XIV. einst ein Bündniß mit Spanien schloß, sagte er: Es giebt keine Pyrenäen mehr! Möchten wir in Betreff unserer zunehmenden Verbrüderung mit Frankreich jetzt sagen können: Es giebt keinen Kanal mehr!" (Journ. d Par.)

Diderot sagte einmal: „Ein Staat schwankt, wenn man die Unzufriedenen schont; aber er ist verloren, wenn man sie zu den höchsten Würden erhebt!" (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 2. Juli. 107tes Blatt.

Versprechen macht Schuld.

Von Karl Stein.

(Zur Juli-Vignette.)

Mein edler Gönner, der Regierungsrath und Doktor Ruland ließ mich zu sich rufen. „Es ist gelungen, guter Edwin!" sprach er, als ich bei ihm eintrat; „Sie sind auf mein Zeugniß in Liburg als Kreis-Arzt angestellt; zwar ist der Bezirk nur klein und arm und Ihre Stelle hinsichtlich der Besoldung nicht sehr glänzend, aber ehrenvoll; und Sie können bei Ihren schätzbaren Kenntnissen und Erfahrungen das Amt auch leicht zum einträglichen erheben. Mindestens ist es ein Anfang im Dienst; vielleicht kann ich nach wenigen Prüfungs-Jahren mehr für Sie thun. Empfangen Sie hier Ihr Anstellungs-Dekret aus meiner Hand. Sie waren mir bisher — dankbar erkenn' ich es — ein treuer Gehülfe im Geschäft des ausübenden Arztes; aber Ihr Loos blieb unsicher, jetzt wird es fest und stätig. Ziehen Sie also hin nach Liburg, Herr Doktor! lassen Sie die Blinden sehen, die Ertaubten hören, und gebieten Sie dem Lahmen: Steh' auf und wandle! — Sorgen Sie nicht für Ihre Zukunft. So lange unsere Jugend im Ueberschwang das Lied verwirklicht: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!" so lange wir im Sommer Eis und Pariser Schuhe, im Winter Bälle und kurze Kleider-Ermel haben, kann es nicht an Lungen-Uebel, Milzsucht, Nervenschwäche, Gicht und Krämpfen, und folglich dem Arzte nicht an Kranken mangeln! Gehen Sie mit Gott und bleiben Sie brav, wie bisher; ich bewahre Ihnen meine Freundschaft! — Hier empfangen Sie das festgesetzte Reisegeld, und dies nehmen Sie von mir zu Ihrer ersten Einrichtung! Gott mit Ihnen!" — Erschüttert von dieser sorglichen Huld, die eine strahlende Krone auf manche seiner früheren Wohlthaten setzte, erwiederte ich, mit Dankes-Thränen im Auge, den Druck seiner Hand.

In meiner Kindheit schon durch eine böswillige Stiefmutter aus dem Vaterhause verbannt, später gänzlich ausgestoßen und ohne Schuld enterbt, dankte ich der Milde edler Männer den Rest meiner Erziehung und die wissenschaftliche Bildung ganz und gar. Ruland war Einer der Edelmüthigen, die — als auch der letzte Versuch, das Herz des getäuschten Vaters mir wieder zu gewinnen, mißlang — mich mit Rath und That in dem Grade unterstützt hatten, daß ich ein nützliches Glied der Gesellschaft ward. — Entlassen von dem Beschützer, eilte ich mit hochschlagenden Pulsen nach meiner Wohnung, packte meine wenigen Habseligkeiten, beurlaubte mich von wenigen Freunden, und fuhr am folgenden Morgen, von Ruland eine Strecke begleitet, nach Liburg ab, wo ich nun selbstständig, selbstthätig und folglich ganz zufrieden zu seyn erwartete. Glücksträume kürzten mir die Zeit; holde Bilder einer lachenden Zukunft, Kinder einer reizbaren Phantasie, umgaukelten mich freundlich. So gelangte ich, mir fast zu früh, in die Nähe von Liburg, dessen Oertlichkeit mir bisher fremd geblieben war. Aber, o weh! — schon der abstoßende Anblick des ärmlichen, von schillernden Sandhügeln umreihten Marktfleckens zerstörte grau-

sam manche bunte Seifenblase meiner Hoffnungen; diese schwarzgrauen Dächer, umringt von Fichten und dürftigem Grün der Obstgärten, diese beiden stumpfen Thürme der Kirche machten ein Siberien aus dem geträumten Arkadien, und ein tüchtiger Seufzer zischte grausam den hoffnungsreichen Baumeister zertrümmerter Luftschlösser aus.

„Der Herr segne meinen Eingang!“ — sagte ich, indem ich vor dem Gasthofe zum „weißen Lamm“ abstieg, und weder ein Wirth noch ein Aufwärter sich zeigte. In das Gastzimmer tretend, fand ich die Wirthin beschäftigt, einen Säugling zu beschwichtigen, dessen Gekreisch mir das Trommelfell zu zersprengen drohte, bis endlich die gute Mutter mit einem ansehnlichen Zulp den Mund des Schreiers dermaßen verstopfte, daß ich, zu Worte kommend, mir ein Wohnzimmer erbitten konnte. — Die Frau übergab das noch grunsende Kind der eintretenden stammhaften Magd, wies mir, artig genug, ein kleines, mit wenigem unscheinbaren Geräth versehenes Gemach an, und sprach bittend: „Sie werden gütigst vorlieb nehmen; unser Ort liegt an keiner Landstraße, selten nur finden sich Gäste bei uns ein, und wir sind darauf nur nothdürftig eingerichtet.“ — Diese Höflichkeit entgegnend, knüpfte ich ein Gespräch an, in welchem ich nach der Größe und dem Zustand des Fleckens und des zu ihm gehörenden Kreises forschte. Die Antworten waren wenig befriedigend für mich. Alles deutete auf Leibes- und Geistes-Armuth der Bewohner. — „Wahrscheinlich treibt — fragte ich unter andern — dieser Ort starken Handel?“ — „Zu dienen!“ erwiederte die Wirthin naiv; „mit Flachs, Zwiebeln und Kartoffeln.“ — Pflegt es“ forschte ich weiter, „viele Kranke unter den Einwohnern zu geben?“ — „Gott behüte! Fast gar nicht.“ — „Heil Ihnen! und Wehe mir!“ flüsterte ich mir selbst zu. „Sie haben hier wohl auch einen Wundarzt, nicht wahr?“ — „Daß ich nicht wüßte.“ — „Ich meine einen Chirurgus.“ — „O ja! Wer sollte sonst auch die Herren rasiren und hie und da Ader lassen?“ — „Hat der zu thun?“ — „Viel; er schleift alle Messer, Scheeren und Hackmesser im ganzen Kreise, und ist obendrein Friseur und Perückenmacher. Das trägt ihm mehr ein, als das Barbieren.“ — „Haben Sie den verstorbenen Doktor gekannt?“ — „Meinen Herrn Vetter? wie sollte ich nicht? Er hatte die Stiefstochter meiner Mutter Schwester zur Frau; ich kannte ihn genau.“ — „Ging es ihm wohl?“ — „Das will ich meinen. Freilich als Doktor hatte er wenig zu thun und ein zu nehmen; aber er hielt nebenbei eine Lesebibliothek und Zeitungen und Journale zum Lesen, und ließ auch allerlei Bücher zum Kauf kommen für die Adelichen und Geistlichen im Kreise. Dieses Nebenbei war die eigentliche Hauptsache, wobei er sich gut stand.“ — „Sein Amt selbst nährte ihn also nicht?“ — „Keinesweges! Das ist auch ganz natürlich; wir haben keine Zeit, krank zu seyn und kein Geld dazu. Ueberfällt uns einmal eine Krankheit, so kuriren wir uns selbst durch Hunger und Hausmittel; im Nothfall hilft unser Schafhirt aus der Noth, der ist ein geschickter Doktor und sehr wohlfeil dazu.“ — „Wohl bekomm' es mir!“ seufzte ich bei dieser Schreckenskunde. „O guter Ruland! hättest Du Dich lieber nicht für mich verwendet! — Ach, tückische Hexe Einbildungskraft, verdammt sey Deine trügerische Camera clara! Auf lichtgesäumten Wolken des Aufgangs fuhr ich einher; da steh' ich nun im Nebel der Klüfte, wie Ossians Helden. O unglückseliger Physikus von Liburg, hier gehst du physisch und moralisch in die Pilze!“ —

Meine Wohnung war bald gemiethet, nothdürftig eingerichtet und bezogen; die Haushälterin gefunden, die Förmlichkeits-Runde bei den Vornehmsten (Honoratioren) im Orte gemacht, und ich wartete nun auf den Ruf der zu hoffenden Kranken; doch Niemand nahm meine Hülfe in Anspruch. Schon waren alle meine Klassiker zum zweiten Mal aus langer Weile durchlesen und der Winter mit Schneckengang vorüber gezogen: noch immer saß ich — ein Paar gerichtliche Untersuchungen im Kreise ausgenommen — unthätig da. Von einigen Familien eingeladen, besuchte ich ihre kleinen Feste, doch Niemand begehrte des Arztes; auch erkannte ich nur gar zu bald den kaum versteckten Grund jener Einladungen. Fast in jedem dieser Häuser gab es ein mannbares, aber unschönes und obendrein gänsehaftes Töchterlein, das man gern als Frau Doktorin untergebracht hätte. Jene Einladungen dienten folglich zur Eröffnung der Präliminarien, die jedoch von mir klüglich zurück gewiesen wurden, indem ich mich artig, aber kühl den Kreisen entzog. Wollte ich denn lebenslang in diesem Neste hausen? wollte ich nicht so lange ledig bleiben, bis der Gott in meinem Busen rief: Sieh da, die Lebensgefährtin! Konnten mir diese derben Naturen gefallen, deren Kopf und Herz so leer und arm, als ihre sterbliche Hülle voll und reich erfunden ward? — Das sey ferne von mir! sprach ich und blieb ferne von den guten Seelen, die mir so gern himmlische Rosen in das irrdische Leben geflochten hätten. Aber wie ihnen der Bräutigam, so blieben mir auch die hülfsbedürftigen Siechen aus. — Endlich, als schon der Frühling mit seinem heiteren Grün, mit seinen Knospen und Veilchen gekommen war, begann das Schicksal an meinem dürren Hoffnungs-Strauch eine Knospe zu bilden und zu befruchten, denn ich ward zu einem Todtkranken gerufen, und jauchzte still für mich: Gott sey gepriesen! — Der Prediger in dem nicht fernen Dorfe Weissen lag schwer darnieder und man harrte meines Rathes, meiner Hülfe. Von den fallenden

Kirschblüthen beschneet, fuhr ich hinaus nach Meissen, wo ich als Heilkünstler das Erstlingswerk beginnen und vollbringen sollte und wollte. — Der gute Landprediger stand, durch die unverständige Behandlung eines beliebten Hirten, bereits mit einem Fuß im Grabe; ich kam zu rechter Zeit, sein Leben zu retten. Das Uebel ward leicht erkannt und meine Mittel wirkten nach Wunsch; doch ging es ziemlich langsam mit der Genesung des Greises, eben darum, weil er ein Greis war. — Auf Erwerb durfte hier keinesweges gerechnet werden, denn der Herr Pastor hatte — wie so viele seiner Amtsbrüder — die Kunst noch nicht erfunden, von einer entsetzlich geringen Besoldung zu leben und Schätze zu sammeln, oder, wie sein Herr und Meister, mit sieben Broden fünftausend Mann satt zu machen; indessen suchte ich hier keinen baaren Vortheil; ich war erfreut, Gelegenheit zur Amtsübung, zur Begründung meines Rufes gefunden zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen.

Nie wohl hat eine Kunde so allgemein und so elektrisch auf alle Herzen gewirkt, als die erste Botschaft des Sieges bei Belle Alliance — nicht Schönbund, im Vorbeigehen gesagt; der gallische Name zeuge ewig von dem gallischen Schauplatz dieses Triumphes. — Sobald die sichere Nachricht angelangt war, daß die Alliirten in Paris eingezogen seyen, machte ich mich stracks auf den Weg; ich war jetzt neugierig genug, den zum zweiten Male restaurirten Glanz des königlichen Thrones zu schauen, auf den — wie die „Quotidienne" bestimmt versicherte — die legitime Dynastie der Bourbonen nunmehr ihren unerschütterlichen Sitz wieder eingenommen habe. Und die Bürgschaft für diese Unerschütterlichkeit? — waren die Hekatomben um den Thron gehäufter Adressen, die nichts als Liebe und Treue der Franzosen für ihren angestammten König athmeten! Als wenn man nicht diesen leichtsinnigen Schwüren, welche der nächste Wind wie Spreu verweht, das ewige Buch der Geschichte entgegen halten könnte, wo das lange Leidensregister von Frankreichs Königen mit blutigem Griffel aufgezeichnet steht. Um nicht weiter zurück zu blättern, so finden wir schon die Regierung Ludwig des Dreizehnten von einem Wechsel mannigfacher Unruhen und Bekümmernisse bestürmt, wozu der Kampf mit den Hugenotten, die vier Mal gegen ihn die Waffen ergriffen, das Meiste beitrug. Der sogenannte große Ludwig sah ebenfalls vier Bürgerkriege sich entzünden, und vermochte nie, die Unruhen in den Cevennen ganz zu unterdrücken. Ludwig der Fünfzehnte lebte die lange Reihe von Regierungsjahren hindurch in Zwiespalt mit seinem Parlamente, und war nicht einmal vor dem Dolch des Meuchelmörders geschützt. Der sechszehnte Ludwig fiel mit seiner Gemahlin unter dem Henkersbeil, der Siebenzehnte sank unter den Mißhandlungen seiner Peiniger ins Grab, und der Achtzehnte, so heiß ersehnte, hatte kaum auf dem Thron seiner Väter Platz genommen, als er, gleich einem Verbannten, ohne auch nur einen Arm zu seinem Schutze sich aufheben zu sehen, über die Grenze flüchten mußte. — Noch ließ ich, gleich Macbeth, die Reihe der früheren Könige in ihrer blutigen Gestalt vorüber ziehen, den angebeteten Heinrich an ihrer Spitze, den sieben Mal des Meuchlers Dolch bedrohte, ehe der verruchten Hand Ravaillacs der Mord gelang. — Doch was hatte ich denn weiter mit ihnen zu schaffen! Damals umgaukelten mich freundlichere Bilder, die jetzt leider, gleich andern süßen Träumen, in Duft zerronnen sind. Im mildesten Sonnenstrahle stand die waffenumgürtete ehemalige Tochter der ehrwürdigen Germania vor mir, die ich schon im Geiste der Mutter zu Schutz und Schirm wieder zurückgegeben sah. Ihre Rückkehr — sagte ich mir — würde dieser den alten Einfluß auf die Schweiz, dem einzigen Bollwerk für die unbewahrte Linie wieder zusichern, wodurch sich dann der feindselige Stier, dessen Stirn der Rhein, und dessen beide Hörner Holland und Helvetien ausmachen, mit einem Male der mächtigen Kräfte beraubt sehen muß, die er immer nur dazu anwandte, die fetten Triften Deutschlands zu seinem Tummelplatz zu erwählen. Es war eine sehr natürliche Ideenfolge, daß ich in diesem Augenblick mit einem erhebenden Gefühl des Ueberganges der Franzosen über den Rhein gedachte, von dem ich damals einen so bekümmerten Zeugen abgeben mußte. „Er ist der letzte gewesen!" rief ich begeistert aus, „und ein künftiger Boileau wird sich einen andern Stoff und einen andern Strom zu suchen haben, um seinem Könige eine Huldigung dar zu bringen, die, so kriechend sie ist, nicht einmal eine Schmeichelei enthält." Denn in der That, was sagt der berühmte Vers dieses Dichters in seiner Ode auf den Uebergang über den Rhein:

Mais Louis d'un regard sut fixer la tempête!

was sagt er anders, als daß Ludwig zusah, und dann erst sich in Gefahr begab, als — die Gefahr vorüber war?

(Die Fortsetzung folgt.)

Gans und Elster.

(Nach Holberg.)

Auch eine Gans hob an zu recensiren,
Verwunderung herrscht' unter allen Thieren.
„Mich — rief die Elster — könnte Mitleid rühren:
Gerad' ihr Selbstvertrau'n in unsrem Kreis
Giebt ihren Unverstand dem Hohne Preis." Haug.

Beredtheit.

Wer gut spricht, den nenn' ich beredt, nicht den, der nur viel spricht:
Wähnest du fruchtbar das Land, welches viel Schlechtes erzeugt?

A. O. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Es haben sich wohl Menschen aus allen möglichen Ursachen das Leben geraubt — der Fall, den ich hier erzählen will, ist indeß wohl einzig in seiner Art. Ein Barbier-Geselle grämte sich schon seit langer Zeit darüber: daß mehrere seiner Kameraden mit silbernem Rasirzeug versehen waren, und bessere, modernere Röcke trugen, als er; man sah ihn sogar zu verschiedenen Malen darüber weinen. Am 19ten Juni endlich erblickte er wieder einen sehr geputzten Barbier-Gesellen, und nun war ihm das Leben so zur Last, daß er in ein Badehaus ging, sich entkleidete und mit seinem Rasirmesser die Pulsadern abschnitt, um so im Bade zu verbluten. Da er dem Wärter der Anstalt allzu lange weg blieb, öffnete dieser mit Gewalt die Thür, und sah den Unglücklichen zappelnd am Boden liegen, der noch durch Zeichen zu verstehen gab: man solle ihn retten. Vergebens! — Eine seltsame, höchst auffallende Erscheinung des Jahrhunderts — ich wäre versucht, sie eine schöne Blüthe desselben zu nennen — ist: daß sich jetzt die uns schon so lange getrennten Juden von selbst zu nähern scheinen, wenigstens geschieht es hier in Hamburg. Dieses Volk hat eingesehen: daß ihr bisheriger Cultus durchaus hinter dem Zeitgeiste zurück geblieben sey, und ist jetzt ernstlich auf eine Reformation bedacht; möge sie ihnen denn eben so viel Heil bringen, als sie uns Protestanten gewißlich brachte. Man hat hier in Hamburg, in einer der besten Gegenden der Stadt, einen neuen, sehr schönen Tempel zu ihrem Gottesdienst erbaut, wozu die Begüterten die Kosten durch Subscription hergaben, und in ihm ist nun ein neuer und vernünftiger Cultus eingeführt. Es wird darin, wie in unsern Kirchen, **deutsch** gepredigt; auch lassen diejenigen jüdischen Familien, die nicht zur christlichen Religion übergehen mögen oder können, ihren Kindern einen ordentlichen und systematisch geleiteten Unterricht in der Religion ihrer Väter, aber in der That gesäubert von allen Schlacken der ehemaligen Unvernunft, von sogenannten jüdischen **Candidaten** ertheilen. Von diesem Augenblick an ist gewiß ein großer Theil der ungeheuern Scheidewand eingesunken, die sich sonst zwischen Christen und Juden erhob, indem bis zu Ersteren — von den Ansichten der neuen Lehre aus — nur noch **ein** Schritt, kein Sprung mehr zu thun ist. Diejenigen, welche sich dem neuen Cultus anschließen, nennen sich auch wirklich **reformirte** Israeliten. Besonders thätig für diese Einrichtung zeigte sich der, durch seine Reichthümer sowohl, als auch durch seine Wohlthätigkeit bekannte und mit dem vollsten Rechte sehr geschätzte Banquier, Herr S. **Heine**, der übrigens bei dem, was er **thut**, glauben kann, was er will; — wer fragt nach Glauben, wo die Tugend zeugt?! —*—

London. Die Entbindung der Herzogin v. Cumberland war, nach Briefen aus Berlin, sehr schwierig; nur der einsichtsvollen Geschicklichkeit und Sorgfalt des Dr. von Siebold ist es zu danken, daß Mutter und Kind sich jetzt sehr wohl befinden. (Morn. Post.) Die großen Fortschritte und Erfahrungen des Hrn. Geheimeraths v. Siebold haben sich auch hier bewährt; denn im Wesentlichen sollen dieselben Umstände bemerkt worden seyn, welche bei der unglücklichen Entbindung der Prinzessin Charlotte von England sich ereigneten; auch ist die Herzogin von Cumberland von dem englischen Accoucheur Clarke früher ebenfalls in schwerer Geburt von einem todten Kinde entbunden worden. Man beachtet es überhaupt mit Vergnügen, wie durch Siebold die Entbindungskunst sich in Berlin vervollkommnt und das dazu errichtete Lehr-Institut ist so musterhaft, daß es andern Staaten zur Nachahmung empfohlen werden kann; selbst da, wo ähnliche Anstalten schon bestehen, sind sie gewiß noch zu verbessern durch Siebolds Erfindungen und Einrichtungen.

Zu Pompeji hat man neulich wieder interessante Gegenstände ausgegraben; unter andern chirurgische Instrumente von äußerst vollendeter Arbeit; ferner Gemälde von Früchten und Thieren, die durch ihre treue Nachbildung nach der Natur in Erstaunen setzen. (Independ.)

Zu dem „Kalender der Braven" hat sich ein „Liqueur der Braven" gesellt, welchen ein „ehemaliger Braver" (jetzt Destillateur) erfunden hat und der sehr artig schmecken soll. (Constitut.)

Ein Belgier hat ausgerechnet: daß die englische Nationalschuld, in Banco-Zetteln von 1 Pf. Sterl., die Zettel dicht an einander gelegt, einen Raum von 4516 Quadrat-Lieus einnehmen würde; in Guineen würde man eine Strecke von 10,000 Lieues Länge damit belegen können; in Schillingen würde sie neun Mal die Oberfläche der Erde bedecken; in Hellern könnte man sieben Säulen davon aufrichten, welche von der Erde bis an den Mond reichten, oder einen Gürtel, der zwei Mal die Erde und fünf Mal den Mond umgäbe. Um diese Summe in Baarem zu tragen, 40 Pfund auf jeden Menschen gerechnet, würden 574,531 Menschen erforderlich seyn, wenn es Gold wäre; in Silber über 5 Millionen und in Kupfer über 262 Millionen. Um sie auf Wagen fort zu bringen, brauchte man: in Gold 7401, jeden zu 2000 Pfund, oder 9375 Gefäße zu 500 Lasten. Wollte Jemand sich mit Zählen derselben, 12 Stunden täglich, beschäftigen, in Gold, und könnte in jeder Minute 100 Stück zählen, so würde er 27 Jahr damit beschäftigt seyn; in Hellern 7000 Jahr, so daß — nach unserer Zeitrechnung — seit Erschaffung der Welt bis jetzt er noch nicht damit fertig wäre. (Gaz. d. Fr.)

Der königliche Garten zu Paris ist wieder mit neuen Thieren bereichert; unter andern mit 3 Ziegen aus Ober-Egypten. Diese werfen jährlich zwei Mal, erst 3, nachher 5 Junge; sie haben keine Hörner, ihre Unter-Kinnlade bedeckt die obere ganz; das Geschrei des Bocks ist sehr sanft und hat viel Aehnlichkeit mit der menschlichen Stimme. (Journ. d. Par.)

Zu Paris begann neulich ein Mensch Streit und Kampf mit einem Andern. Der zunächst stehende Soldat rief drei National-Gardisten herbei, welche aber den Menschen nicht zur Ruhe bringen konnten, sondern die Gensdarmerie zur Hülfe holten. Auch diese (!) vermochte nichts, und mußte ein Detachement (!) Linien-Truppen holen, welche aber gleichfalls beinahe in die Flucht geschlagen worden waren (!!), bis einige Kolbenstöße und ein glücklicher Bajonetstich in die Seite den Ruhestörer zum **Ergeben** geneigt machten, jedoch nur unter der Bedingung: **ganz allein** zu gehen! (Gaz. d. Fr.) Da hätten wir ja einen ganz neuen Simson!

Beilage: Bemerker No. 7. u. Blatt d. Ankündigungen No. XI.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 3. Juli. 108tes Blatt.

Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

So fuhr ich in Strasburg ein. Die deutschen Klänge, die uns hier überall bewillkommen, geben deutlich Zeugniß von der Wahrheit des Satzes: daß es, wenn ein Volk an nichts so fest halte, als an seiner Sprache, auch die grausamste aller Gewaltthaten sey, ihm diese zu rauben. Wie viel und oft die Franzosen seit hundert Jahren, zumal in der letzten Zeit, an den guten Strasburgern gedrehet und gemodelt haben, um sie der Ehre, einen Theil der großen Nation zu bilden, ganz würdig zu machen, der deutsche Zuschnitt blickt immer noch bei der Mehrzahl in Wesen und Charakter hindurch; und wenn dessen ungeachtet der sehnlichste Wunsch aller Klassen der Einwohner darauf zielte: mit Frankreich vereinigt zu bleiben, so entsprang derselbe aus triftigen Ursachen, die eben so natürlich zu erklären, als gehässig zu sagen sind. Sie liegen noch vor Augen! — Uebrigens fand ich hier jetzt nirgends eine Spur, daß die Einwohner eben erst von der Furcht einer Blokade befreit worden waren. So wie sich schon bei der früheren Einschließung das Gouvernement mit Auger Umsicht hatte angelegen seyn lassen, alle öffentlichen Vergnügungen, und namentlich das Theater, ununterbrochen thätig zu erhalten, um Geist und Muth der Soldaten und Bürger in kräftiger Spannung zu bewahren, so fand ich auch jetzt überall ein regeres Leben auf den Straßen, als je zuvor; und ich gestehe gern, daß diese offenkundige Jovialität immer eine meiner Hauptbelustigungen ausmachte. Hier stand ein junger gewandter Kerl, und wußte vermittelst eines einfachen breiten Hut-Randes, aus dem der Kopf geschnitten war, mit bewundernswerther Geschicklichkeit eine Menge der verschiedenartigsten Formen dar zu stellen; bald ward der Hut zu einer Bischoffsmütze, bald zu einem Tschako; dann wieder sah man einen Haarbeutel, ein Ordenskreuz, ein Gebetbuch, und dabei ward man immer ungewisser: ob man mehr über die Schnelligkeit der Finger, oder über die Gewandtheit der Zunge erstaunen solle. — Weiterhin haranguirte ein Marktschreier das gaffende Publikum. Seine Bühne war ringsum von Zuhörern belagert, obgleich nur wenige Gläubige, und noch weniger Käufer darunter zu seyn schienen. Er sprach mit vielem Anstande und einem Redner-Talent, das mich länger als eine Viertelstunde vor sein Theater fesselte. Auf einmal schwang der Schalk ein mächtiges Kräuter-Bündel über sein Haupt. „Mon baume", rief er mit erhobener Stimme, „mon baume se compose de simples, et tant qu'il y aura des simples ici, je n'en partirai pas." — Die Luft erzitterte von einem schallenden Gelächter; Jeder hatte sogleich den Doppelsinn des Wortes zwischen Kräutern und Einfältigen heraus gefühlt: aber anstatt den hämischen Witzbold aus zu schelten, oder — wie ich im ersten Augenblick fürchtete — ihn wohl gar mit einem Hagel von Stein- und Kothwürfen von seinem Katheder herunter zu komplimentiren, klatschte man ihm immer neuen Beifall zu, und beeiferte sich nun, dem Fluge seines Witzes zu entrichten, was man dem Glau-

den an seine Kunst versagt hatte. Ich konnte nicht umhin, einem Nachbar meine große Verwunderung über die Frechheit des Wunder-Doktors, so wie über die Nachsicht des Publikums zu erkennen zu geben; ich hatte mich gerade an den rechten Mann gewandt: die liebenswürdige Offenherzigkeit des Franzmanns half mir auf einmal aus dem Traume. „La malice sans moeurs" sagte er, „est la mechanceté, mais avec des moeurs, c'est le plus aimable enfant de l'esprit, et ne saurait offenser qu'un sot et un allemand." — Ich ergrimmte heimlich etwas, hütete mich aber wohl, meinen Zorn merken zu lassen; denn leider haben wir, so unübertragbar auch das Wort in unserer Sprache ist, eben so unleugbar die Sache selbst; und doch mag es ohne Zweifel für den gesellschaftlichen Umgang anständiger und genußreicher seyn, einen geistvollen urbanen Witz unter Lachen und Scherz wieder zurück zu geben, als darüber zu grollen, oder heimlich schon das Fäustchen in der Tasche zu ballen. Die sogenannte querelle d'allemand ist freilich nicht ganz unverdient zum Sprüchwort geworden; aber trösten wir uns, diese kleine Schwäche — oder müßt' ich etwa sagen, diese Kraft des Gemüths? — scheint ganz in unseren Charakter verwebt zu seyn.

Die Wiederkehr in eine wohlbekannte Stadt, welcher man eine Reihe froher Tage verdankt, erweckt immer eines der angenehmsten Gefühle; schon der Anblick der Häuser regt eine heitere Stimmung auf. Darum hatte ich kaum mein Stübchen im Hôtel à l'esprit bezogen, und die vorbei fließende Ill von meinem Fenster aus wieder begrüßt, als ich mich aufmachte, die Straßen in Kreuz und Queer zu durchstreifen. Wie Manches hatte sich hier geändert, zum Vortheil des Einen, zum Nachtheil des Andern, wie denn das bei allen menschlichen Einrichtungen der Fall zu seyn pflegt. (Der Schluß folgt.)

Versprechen macht Schuld.

(Fortsetzung.)

Der Anblick bei dem Eintritt in das Krankenzimmer machte den tiefsten Eindruck auf mich. Da lag der alte Mann mit dem grauen Haar, mit hagerem, bleichen Angesicht und geschlossenen Augen; ein sprechendes Bild frommer Ergebung. Und vor dem Bette saß ein junges, schönes Mädchen; arm, aber sehr reinlich gekleidet. Ich sah Maria, die Tochter des Pfarrers; aber sie erschien mir als des Dulders Schutzengel, bestimmt, das fliehende Leben des Greises zurück zu halten; sie beugte sich eben, als ich die Thür öffnete, über den Kranken hin, seinen Athemzug zu belauschen, und als sie sich nun nach dem Kommenden umsah, hingen zwei helle Thränen-Perlen an den Wimpern des freundlich blauen Auges, wie Thautropfen an Kornblumen. Mir wurde seltsam zu Sinne, als ich das liebe Mädchen so erblickte; es war mir, als flüsterte mir mein Genius urplötzlich das bewußte: „Siehe da!" zu; ich fühlte mich leise erbeben, mein Blut rascher kreisen, mein Herz höher schlagen, und doch hatte ich eben die tiefste Ruhe nöthig. — Mich rasch ermannend, so sehr es sich thun ließ, sagte ich leise: „Vermuthlich finde ich in Ihnen das Fräulein Tochter des Herrn Predigers?" — Sie bejahete höflich, indem sie ängstlich nach dem Kranken zurück schaute. — „Sie sehen in mir den Arzt aus Limburg" setzte ich hinzu, „den Sie rufen ließen." — „O, so seyn Sie mir herzlich willkommen!" rief sie mit leuchtendem Blick. „Auf Ihre Hülfe baue ich ganz, Sie werden meinem guten Vater Erleichterung verschaffen, Genesung bringen!" — „So hoffe ich, und zähle auf Ihren Beistand als das wirksamste Heilmittel!" war meine Antwort; „wo treue Kindesliebe dem Arzte wachsam, pflegend zur Seite steht, da muß sein Wirken gedeihen!" — Siegreich trat ich mit Natur und Tochterliebe in einen Bund gegen das Krankheitsübel; allmählig, wie das Steigen der Fluth, erwachte die Lebenskraft des Siechen von Neuem. Mit welcher innigen Freude sah ich der Psyche Wiederkehr, die meinem Rufe folgte! Und wie reichlich zahlte Sie, um derentwillen ich Aeskulap selbst zu seyn wünschte, mir durch Blick und Wort den Dank aus vollem Herzen! Wie fühlte ich mich so groß und doch gebeugt, als sie mich den Retter ihres Vaters nannte!

Die zarte wohlthuende Empfindung, welche Mariens Anblick in mir erweckt hatte, ward durch das tagelange Beisammenseyn mit der Guten stets genährt und verstärkt. Stündlich entdeckte ich eine neue Vollkommenheit, irgend einen neuen Liebreiz an ihr. Wenn mir anfangs nur das blühende Mädchen wohlgefallen hatte, so bewunderte ich später die gebildete Gesellschafterin, die sittige Jungfrau mit dem Herzen voll stiller Güte, die liebende Tochter, am Krankenlager des Vaters unermüdlich beschäftigt. In so herrlichen Eigenschaften erschien mir die Bescheidene, die so wenig als die junge Rose ihre Vorzüge zu kennen schien; so fesselte sie mehr meinen inneren, als den äußeren Sinn; ich liebte bewundernd und bewunderte liebend. Wie selig muß der Mann seyn — sagte ich mir im Stillen — in dessen Arm ein solcher Engel ruht! Wie beneidenswerth wäre zum Beispiel ich, wollte die holde Maria mir angehören! — Zwar schwieg ich vorsichtig von diesem Wunsche, doch hatte vielleicht gegen meinen besseren Willen mein Blick, mein Verhalten, wohl auch mein Ton und mein ganzes Wesen, mein inniges Wohlgefallen zu lebhaft ausgesprochen, mein Herz an Maria verrathen; und diese Entdeckung schien ihr nicht angenehm zu seyn, denn sie ward immer seltsam fremder gegen mich. Als ich endlich ihm und ihr seine vollendete Heilung an-

kündigte, dankte sie mir wiederholt mit unverkennbarer Innigkeit; aber dies war auch das letzte herzliche Wort, das ich von ihr vernahm, der letzte freundliche Blick, der mir strahlte; fortan war sie im Umgang mit mir ernst, kühl, feierlich und einsylbig, ja ich sah nur zu deutlich: daß sie sich von mir zurück zog, daß sie sogar dem Alleinseyn mit mir auswich. Freilich flötete meine Eitelkeit mir zu: „Sie flieht dich nur, weil sie dich liebt und sich zu verrathen fürchtet!“ Aber gleichzeitig rief meine Bescheidenheit in Dur-Tönen: „Sie meidet dich, um deiner Erklärung aus zu weichen, die sie nicht günstig zu beantworten vermag!“ — Ungewißheit ist peinlicher, als gewisses Unglück. Die Ferne trügt, wie das Gewölk am Ziel des Gesichtskreises, von dem man wähnt, es berge den zerstörenden Blitz in seinem Schooße: kömmt es näher, entströmt ihm befruchtender Regen; der Tod selbst ist nicht so bitter, als die Todesangst! Das sagte ich mir insgeheim vor, und beschloß, durch offenes Geständniß an Marien meiner Marter ein Ende zu machen, durch Erforschung ihrer Gesinnungen mir den Himmel zu bauen oder den Tempel der Entsagung. „Und das muß bald geschehen!“ setzte ich eifriger hinzu; „mein nächster Besuch entscheide!“ — Sprachs und bestellte den Wagen, dahin zu ziehen, wohin mich der Magnet so allgewaltig zog. Ich hatte noch nicht geliebt, meine erste Liebe schien dem vulkanischen Feuer zu gleichen, das brausend in der Erde Tiefen wühlt; erst wenn es ausbrechen kann, wird es im Inneren still und thätig. Und darum bereitete ich rasch den Ausbruch vor. — Von innen her befeuerte mich die Spannung auf das Kommende, das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, und von außen her schien die Julius-Sonne den Versuch an mir zu machen: wie viel ein gewöhnlicher Sterblicher an Hitze erdulden könne, ohne ganz aufgelöst zu werden; wie angehende Aerzte in der Regel ihre Heilbefohlnen prüfen. Die Luft schien ein Feuermeer, kein Lüftchen regte sich, kein Halm schwankte; es war eine drückende Schwüle, als ich mich auf der Reise nach Weißen befand. So ward ich von zwei Feuern, dem äußeren und dem inneren, fast versengt. Von außen ward es indeß immer besser, je mehr ich mich dem Ort meiner Bestimmung näherte. Wolken zogen herauf und ein kühler Luftstrom blies an meine heiße Stirn. Der wohlthuende Reiz weckte den Träumer; ich sah um mich her. Die Felder waren schon zum Theil verödet; ihr Reichthum stand da und dort in Garben aufgestellt. Wie bezugreich! Oede und wüst war es in mir; was süße Hoffnung säete, blühen und reifen ließ, hatte mein Zweifel gemähet: ob ich die Ernte sehen sollte, war die große Frage. Ich fuhr jetzt den Hügel vor Weißen hinab, an dessen Fuße das stille Dorf, mit seinen Hütten, von heiterem Grün umkränzt, lag, wie ein Blumenstrauß im Prunksaale der schönen Umgegend. Mein Blick schweifte über das Dorf hin nach der Pfarrwohnung; in dem Garten schillerte ein weißer Punkt, aus dem sich bei der Annäherung Liebchens holde Gestalt entwickelte. Es war Maria, die sich im Garten beschäftigte. „Sie ist allein! Ein gutes Zeichen!“ äußerte ich mir zu; „der Himmel begünstigt mein Vorhaben!“ — Der Wagen hielt am Eingange des Dorfes; ich stieg aus, wies den Kutscher an, nach dem Wirthshause zu fahren, und ging ungesehen bis zu des Pfarrers Gartenpforte, zu der ich leise eintrat. — Marie sah von der Arbeit auf, erblickte mich, fuhr mit einem: „Ach!“ empor, und ward über und über roth. „Erschrecken wollte ich Sie nicht!“ sprach ich befangen, und fühlte auch meine Wange stärker glühen; „bin ich Ihnen so furchtbar?“ — „Der Hausfreund, Arzt und Erhalter meines guten Vaters mir furchtbar?“ erwiederte sie ruhiger. „Nein, nur die Ueberraschung — ich war in Gedanken. Aber recht gut, daß Sie kommen; der Vater wollte morgen nach Liburg, um Sie zu sprechen.“ — „Doch kein Rückfall?“ — „Da sey Gott für! Nein, er ist — Dank sey Ihnen! — gesund und froh. Es war nur — wegen — Ihrer Bemühungen, wofür er Sie freilich nicht nach Verdienst belohnen kann.“ — „Davon kein Wort, wenn ich bitten darf!“ — „Nun, kommen Sie nur in das Haus.“ — „Darf ich Ihnen zuvor ein Wort sagen?“ — „Mir?“ fragte sie gedehnt und verwirrt, und fuhr dann rasch fort: „Da drinnen, wenn es Ihnen beliebt. Kommen Sie!“ — „Liebe Marie, hören Sie mich hier!“ — „Erlauben Sie mir zuvor eine Bitte, Herr Doktor, die Ihnen wunderlich erscheinen wird, die Sie mir aber dennoch gewähren müssen.“ — Ich verneigte mich und horchte begierig. — „Wir verdanken Ihnen Alles und ich sehe Sie so herzlich gern hier; aber das schwatzende Dorf, die Welt — billige Rücksichten, mein Verhältniß —. Genug, Ihr Hieherkommen wird besprochen. Besuchen Sie uns künftig selten, oder noch besser, kommen Sie gar nicht mehr zu uns!“ — Das war hart. Wie mit eisigem Wasser begossen, trat ich einen Schritt zurück, und kam mir in diesem Augenblick sehr erbärmlich vor. Rechnete ich gleich nicht auf Dank, so war doch die Verbannung unter den Umständen mir so unerwartet, wie dem Schwelger die Erscheinung des Sensenmannes.

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

Wenn du einem Armen, statt Allmosen, Beschäftigung geben kannst, so unterstützest du ihn für die Erde und den Himmel zugleich.

Nach einer morgenländischen Mythe sind aus den gefallenen Engeln die großen Kriegshelden geworden.

Nimm dich vor dem Schmeichler in Acht; er verdrängt dich von deiner Stelle und setzt eine Malerei dafür hin.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Seit ich meinen letzten Bericht schrieb, ist das Bedeutendste, was unsere Bühne uns dargebracht hat: „die falsche Prima Donna“ von Hrn. Adolph Bäuerle. Wiener Blätter hatten verkündigt: es habe dieses Stück vor den Lustspielen und Opern des Leopoldstädter Theaters den großen Vorzug: daß es seine Lustigkeit nicht bloß auf Wiener Lokalität gründet, sondern auf jeder Bühne als selbstständig erscheinen könne; da jedoch die Wiener Bühnen-Kritik seit einiger Zeit an übermäßigem Patriotismus und Selbstlob kränkelt, so glaubte man jenem Ausspruch nicht so ganz aufs Wort; aber diesmal hat er sich bewährt. Daß trotz dem die Prima Donna hier bei dem großen Publikum nicht so viel Interesse erregte, als z. B. „Faust's Mantel“, liegt in dem Umstande: daß Hr. Zeltmantel den „Schuster“ in jenem vortrefflich spielt, zur Darstellung des „Lustig“ in der „Prima Donna“ sich aber durchaus nicht eignet. Auch Mad. Allram fehlte diesmal wegen Kränklichkeit, und man vermißte ihren ächten Humor in der Darstellung des „Klärchens“, wenn diese Rolle gleich von einer, in andern Fächern sehr schätzenswerthen Künstlerin besetzt war. Wenn nun aber in der Besetzung Vieles zu wünschen übrig blieb, und die meisten — selbst die braven komischen Schauspieler nicht gehörig von der Lustigkeit des Stückes durchdrungen schienen, so müßen wir Hrn. Wilhelmi das Verdienst zugestehen: daß er seinen „Fähnrich Rummelpuff“ unübertrefflich gegeben habe. — Die Kindertänze, über welche ich neulich meine herzliche Freude bezeugte, haben sich weiter ausgebreitet, Handlung erhalten und — die liebliche Unschuld verloren, welche ihnen allein Reiz zu verleihen vermochte. Nun stellt ein junger Mensch, von etwa 15 Jahren, den Vater oder Wächter der Mädchen vor, und 16 Kinder, von 4 bis 10 Jahren, betrügen ihn nach Herzenslust, küßen, umarmen, stecken sich Briefchen zu und geben Rendezvous! Seit sich das Ganze aus der Sphäre kindlicher Unbefangenheit verloren hat, kommen uns auch die Tänze gar zu einfach und kunstlos vor, und wir erkennen darin nur noch eine schwache Nachahmung der (in Hinsicht auf Kunst und Glanz) unerreichbaren Wiener Kinder-Ballets. — Von Gästen sahen wir Hrn. Matte, Demoiss. Novak und die Familie Uhlich. Der Erstere gab den „Zimmermeister Klarenbach“ in Ifflands „Advokaten“ und den „Grafen“ im „Puls“ von Babo. Er scheint ein gebildeter und fleißiger Mann, und da mir diese beiden Rollen seiner Individualität nicht angeeignet schienen, so will ich mein Urtheil über seine Brauchbarkeit einstweilen suspendiren. — Demoiss. Novak, welche den „Pagen“ in „Johann von Paris“ gab, wird durch eine wunderschöne Gestalt kräftig unterstützt; und als Jemand im Parterre anmerkte: sie distonire sehr, meinte ein Anderer: wir hätten so Manche, welche denselben Fehler besäßen, ohne die leidenden Ohren durch die genießenden Augen zu entschädigen — was ihm nun nicht ganz ab zu streiten, doch aber keine Entschuldigung ist für die Genannte. — Hr. Uhlich nennt sich einen „großherzoglich weimarschen Balletmeister“, was denn doch wohl etwas zu bezweifeln seyn dürfte, da wir unmöglich glauben können: daß diese Leute unter Goethe's Augen getanzt haben sollten. Er tanzt Alles mit zwei Söhnen, zwei Töchtern und einem Töchterlein, nebst ein Paar Statisten, die er auch mit sich führt; und dieses vorzügliche Ballet-Corps debütirte mit einem idealisch-heroischen Ballet: „die geraubte Russin“; dann sahen wir noch: „die Vorposten oder der Kosack und der Engländer“ und: „Liebes-Abentheuer des Schneider Kakadu und Rochus Pumpernickel“. Ich will die Beschreibung sparen und bloß bemerken: daß die beiden Söhne leidliche Groteske-Tänzer, die Töchter aber durchaus kaum als Figurantinnen gebraucht werden können. Eine abentheuerliche und armselige Garderobe vollendete den Eindruck — dieser **Künstler** (?!), welche aber anfangs dennoch von Manchem — applaudirt wurden, später meldeten sich die Schlangen und thaten (diesmal) ihre Schuldigkeit. — Uebrigens hat unsre Bühne ihre Crisis noch nicht überstanden. Hr. Polawsky führt fortwährend die interimistische Leitung; man behauptet aber wieder sehr stark: der Freiherr von Hruschowsky werde die Direktion übernehmen. Daß die jetzige Einrichtung nur für ein Interregnum gehalten wird, spricht sich völlig in dem Benehmen der **wahren Prima Donna** aus; und es scheint in der That, als hätten Prags Bewohner dem Hamburger Publikum seine Mad. Becker nur darum abwendig gemacht, um sich selbst die Strafe für so manche Sünde, die sie an der trefflichen Grünbaum begangen, zu bereiten. Es ist gewiß, daß Mad. Grünbaum mehr als irgend eine Sängerin ihres Ranges für Direktion und Publikum leistete, und oft in einer Woche drei bis vier große Parthieen sang; gleichwohl, wenn sie einmal unpäßlich war, wurde — nach dem Grundsatz des „Pamstig“ in „Evakathel und Schnudi“ — gemeint!! „Die Sängerin soll niemals heiser werden!“ und man sprach von Verstellung oder Caprice — nun hat sie uns die Wiener Hofbühne geraubt, und wir haben eine — Prima Donna, welche, ohne Erlaubniß und Vorwissen der Direktion und Theater-Commitée, Landreisen von mehreren Tagen unternimmt; sich um halb 8 Uhr im Theater einfindet, wenn sie zu singen hat; wegen Krankheit nicht singen kann und doch Abends auf Promenaden erscheint, und in Gesang, Spiel und Kleidung dem Publikum die unverzeihlichste Geringschätzung beweist. Ist es wohl ein Wunder: wenn sie nach solchen Krankheiten wieder die Bühne betritt, und einige blinde Verehrer wollen sie mit Klatschen empfangen, daß das Publikum mit lautem Zischen Jene zur Ruhe weiset, und der Dame zu verstehen giebt: der Künstler habe nur dann Achtung und Auszeichnung zu erwarten, wenn er seine Pflicht und die Achtung gegen das Publikum nicht außer Acht läßt!! —*—.

Ein ehrlicher Kaufmann, welcher mit Aufmerksamkeit den „Verkehr“ der Missionäre in Frankreich gelesen, fragte kürzlich: ob diese guten Väter denn auch **patentirt** wären, und zu welcher Klasse sie wohl gerechnet würden? (Constitut.) Herumtreiber wird wohl keine gute Regierung patentiren; höchstens könnt' es eine italienische Behörde thun, wo man bekanntlich selbst mit Straßenräubern Verträge schließt.

Druckfehler: Blatt 106. Seite 423. Zeile 15 von unten ist zu lesen: „etwa mit folgendem alten Verschen:“ u. s. w.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 5. Juli. 109tes Blatt.

Versprechen macht Schuld.

(Fortsetzung.)

„Wenn ich Sie verstehe —!" stotterte ich verwirrt. — „Sie können mich nicht mißverstehen!" meinte sie, „und dem edlen Manne ist der gute Ruf eines armen Mädchens nicht minder heilig, als die Habe der Wittwen und Waisen." — „Sie fürchten von mir für Ihren guten Namen, wie es scheint?" sprach ich, von diesem Zusatz begütigt. „Wohlan, Ihre Furcht soll schwinden: so oder so. Beantworten Sie meine Erklärung offen, und wir sind Beide jeder Unruhe entrückt." — „Sie wollten zu meinem Vater gehen!" sagte sie mit sichtlicher Verlegenheit. — „Sie weichen mir aus, Maria!" rief ich, sie zurückhaltend; „aber ich darf Sie nicht entlassen. Zwar giebt Ihr Wunsch und Ihr Verhalten mir keinen Muth zu einer wichtigen Anfrage; dennoch wage ich sie. Hören Sie mich!" — „Ich will!" entgegnete sie fest und kalt, „wenn Sie darauf bestehen. Was aber folgt, verbürg' ich nicht." — „Zur Sache!" sprach ich. „Sollten Sie mich nicht errathen haben, holdes Mädchen? Das Gute und Schöne liebe ich; in Ihnen ist beides vereint. Können Sie mir Gegenliebe gewähren? Wollen Sie mein trautes Weib seyn?" — Bei den letzten Worten wandte sie sich ab; doch schon nach einem Augenblick erwiederte sie, zu mir gekehrt, mit seltsam ernstem Blick und sicherem Ton: „Nein, Herr Edwin, nein! Ich darf es nicht seyn!" — „Sie dürfen nicht? Hat vielleicht Ihr Herr Vater schon über Ihre Hand verfügt?" — „Er läßt mir freie Wahl; aber sein Zustand bestimmt mich." — „Reden Sie offen. Sie sind mir abgeneigt?" — „Von Herzen zugeneigt, ich achte Sie sehr hoch." — „Und dennoch?" — „Dennoch versage ich mich Ihnen." — „So leben Sie denn wohl!" seufzte ich und verneigte mich zum Abschied; „auf ewig wohl!" — „Sie wollen für immer fort?" fragte sie mit gepreßtem Ton und anscheinend wehmüthigem Blick. — „So wünschen Sie es ja!" — „Verkennen Sie mich nicht. Verehrung, Dankbarkeit ist dem Wohlthäter von diesem Herzen geweiht; aber meine Hand kann ich Ihnen nicht reichen." — „Gern bescheide ich mich!" erwiederte ich kalt. — „Sie sind unwillig, das schmerzt mich. Erfahren Sie meine Gründe. Nur mit einem begüterten Manne kann ich mich verbinden, wenn es durchaus geschehen muß. Sie aber sind — aus Ihren eigenen Mittheilungen weiß ich es — ohne Vermögen und ohne genügendes Einkommen." — „Darum also?" fragte ich in einer heftigen Aufwallung von Bitterkeit überlaut. „Ich danke Ihnen für diese willkommene Aufrichtigkeit! — Sie handeln sehr weise; solche Grundsätze müssen Sie sicher leiten. Gewiß: nur aus **goldenen** Urnen strömen voll und klar des heitern Lebens Gewässer; nur der Blick auf das eigene Silber ist der ächte und gerechte Silberblick der Ehe!" — „Warum so höhnend, Herr Edwin? Gewiß, ich kenne das Glück, das bei Lieb' und Tugend nicht aus goldenen Urnen, sondern einzig aus dem Herzen strömt, und ich würde mit dem Geliebten in der engen Hütte, bei Brod und Wasser zufrieden seyn, stände ich allein! Aber eine theure Pflicht legt mir andere Rücksichten auf; ich

bin die Tochter eines güterlosen Greises: soll ich ihn verlassen und im hohen Alter der Sorge, dem Mangel preis geben? Sein Amt nährt ihn nur spärlich, wie Sie das Ihrige. Bald vielleicht wird man ihn in sogenannte Ruhe versetzen und ihm nur die Halbscheid seiner Besoldung als Pension reichen; befiele ihn dann eine Krankheit, wär' er, durch seines einzigen Kindes Leichtsinn — ohne Mittel und Pflege — des Todes sicherer Raub. Darum habe ich mir gelobt, nur einem solchen Manne meine Hand zu geben, der wohlhabend genug ist, meinem Vater einen sorgenfreien Lebensabend zu gewähren, und ich halte mir Wort!" — „Ehrfurcht der Tugend!" rief ich, tiefbewegt von dieser heiligen Kindesliebe. Maria war bereit, ihr Lebensglück an das Heil ihres Vaters zu setzen; ich hatte sie nur geliebt, nun verehrte ich sie; ich hätte vor ihr knieen, sie als eine Heilige anbeten mögen. „Aber — warf ich ein — wenn Marie, was doch möglich ist, den einstigen wohlhabenden Bräutigam nicht liebt?" — „Gleichviel!" entgegnete sie. „Dankbarkeit wird mich an den Versorger meines Vaters fesseln, und von der Dankbarkeit zur Liebe soll ja nur ein Schritt seyn." — „Und Sie sind mir gewogen?" — „Ja, gewiß!" betheuerte sie, meine Hand nehmend, mit sanftem Ton; und leise drückte ihre Hand meine Rechte. — Ein Gedanke stieg in mir auf; er ward schnell zum Gefühl, daß mir das Herz erwärmte und die Einbildungskraft reizte.

„Sie sind ein edler Mensch!" fuhr Maria mit dem milden Tone fort; „als solchen habe ich Sie erkannt, und so werden Sie meinen Entschluß billigen, auch wenn er Sie verletzt. Sie wollen uns verlassen, wir sehen uns also heute zum letzten Male; nehmen Sie denn zum Abschied mein Geständniß: daß ich mich freuen würde, wenn Sie vermögend genug wären, meines guten Vaters äußere Lage für immer zu sichern. Ja, am liebsten reichte ich Ihnen dann die Hand, dem Manne, der längst mein Herz gewann. Und nun leben Sie wohl!" — Ich vernahm Worte vom Himmel herab, ich fühlte den bekräftigenden Händedruck, ich sah, wie sie sich abwendete, eine Thräne zu verbergen, welche Ergebung und Liebe dem schönen Auge entlockte; in dieser Thräne spiegelte sich ihr edles Herz, und der Druck ihrer Hand zuckte flammend durch mein ganzes Wesen. Ich sah mich geliebt, und wußte ich nur schnell reich zu werden, so war mein Glück gemacht; das aber schien mir in diesem Augenblick ein Kinderspiel. Mein eben empfangener Gedanke trat nach außen hin ins Leben, und aus dem Säugling ward urplötzlich ein rüstiger Herkules, der mir die Löwen-Leiche, eine Mandel Hyder-Köpfe und die Haut des Marsyas unterthänigst zu Füßen legte. Die Fee im Oberstübchen versetzte mich in ein Paradies, stellte ein prächtiges Schloß vor mir auf, und führte mich mit Maria, nebst ihrem Papa, in sein Inneres, von dem sie mich Besitz ergreifen hieß. Mein Blick flog umher; ich fand unter glänzendem Hausgeräth das schönste, einen Torus mit rosenfarbenem Umhang; der Abendstern funkelte als Nachtlampe am Betthimmel und mit magischem Schein beleuchtete der Mond den durchsichtigen Nebel des rosigen Vorhanges. Tischchen, decke dich! rief die Frau Fee, und die goldenen Schüsseln füllten sich mit Leipziger Lerchen, Bayonner Schinken, Fasanen, Kaviar, Gänseleber-Pasteten, Kastanien, Trüffeln und Teltower Rüben. Die nahe See rauschte auf und warf mir Austern und Krebse, groß wie Lämmer, vor die Füße; im Garten vor dem Fenster blühten Citronen und glühten im dunklen Laub die Gold-Orangen; ein Springbrunnen daselbst strömte durch zwei Röhren Champagner und Burgunder aus; jetzt rasselte es im Garten, ich steckte den Kopf zum Fenster hinaus, da fiel mir etwas von oben her in die Haare. Es regnete, und was regnete es? O Himmel! Lauter neue holländische geränderte Dukaten. Hurrah!

Erhoben, berauscht, an den zartesten Nerven gekitzelt von dem geistigen Anschauen all dieser Herrlichkeiten und von Mariens Bekenntniß, hielt ich die Hand der Theuren fest und rief, ihr in das milde Auge schauend: „Wenn ich also die fliehende Glücksgöttin bei dem Schopf erfassen und zwingen könnte, mir von ihren Schätzen das Nothwendige zurück zu lassen? Wenn ich, nach Jahresfrist spätestens, Sie überzeugen könnte, daß Ihr guter Vater bis zu seinem Tode gesichert sey?" — „Dann wär' ich Ihre Braut!" rief sie schnell, und ihr schönes Antlitz schien verklärt, ihr Auge funkelte, den Mund umgab ein süßes Lächeln. — „Wohlan!" erwiederte ich; „Maria, vor Ablauf eines Jahres siehst Du den wohlhabenden und folglich seligen Bräutigam entweder zu Dir zurück kehren, oder nie findet Dein Auge den Unglücklichen wieder. Schlag ein!" — „Hätten Sie wirklich Hoffnungen?" forschte Sie. — „Wenn ich keine hätte, wär' ich längst schweigend von Dir geschieden, Mädchen!" versicherte ich. — „O, das wäre herrlich!" meinte sie, und versank in Nachdenken, bis nach einer Weile sie feierlich ihre Hand in die meinige legte, was ich sodann fest und kräftig erwiederte. Der Vertrag war geschlossen. (Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen.

(Schluß.)

Um die alte Krümme der Straßen nach und nach in gerade Richtungen zu verwandeln, ist ein polizeiliches Gesetz vorhanden, das jeden Eigenthümer, der sein Haus oder auch nur die Vorderseite desselben neu aufrichtet, zu Beobachtung einer gewissen vorgezeichneten Linie verpflichtet; wodurch dann der Eine durch Vorrücken an Platz gewinnt, der Andere durch Zurückweichen den Raum seiner Wohnungen verkleinern muß.

Ereignet es sich nun für einen Besitzer, daß sein Nachbar, oder wohl gar beide, ihre alten Häuser abbrechen und die neuen vorrücken — welche Veränderung zuweilen drei bis vier Fußlängen beträgt — so befindet er sich in dem Fall, entweder sein Haus ebenfalls in so weit zu verändern, oder sich wie in einen Kasten eingeschachtelt zu sehen. Einen meiner Bekannten, den ich aufsuchte, traf ich gerade in dieser unangenehmen Collision; er hatte sich bis jetzt noch nicht entschließen können, seine kostbar eingerichteten Zimmer wieder preis zu geben, und so genoß er nun, statt der ehemaligen schönen Aussicht zu beiden Seiten der lebhaften Straße, jetzt den Anblick zweier hohen weißen Mauern, zwischen denen das Auge, oder gleichsam der ganze Mensch, eingezwängt war. Doch wäre dies nur die einzige beklemmende Aussicht für den guten Mann gewesen! Aber die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, versetzte ihn in eine so unbehagliche Stimmung, daß ich bald wieder nach meinem Hute griff. Er fürchtete ein Deutscher zu werden, und ich freute mich der sicheren Hoffnung, in ihm einen Mitbruder zu umarmen; zwei sich abstoßende Pole eines politischen Mittelpunktes, um den sich in diesem Augenblick alles Thun und Treiben dieses Völkchens drehte.

Hin und wieder waren auch noch einige Spuren der früheren Blokade an den Umgebungen der Stadt sichtbar. Wo mich sonst der kühle Schatten der Ulmen und Linden, welche sich an den Festungswerken hinzogen, umfing, traf jetzt der heiße Strahl der Mittagssonne mein Haupt. Auch die wohlthätigen Ruhesitze fand ich auf meinen Spaziergängen nicht mehr. Es war einst ein freundlicher Einfall der Bewohner, rings um die Stadt in näherer und weiterer Entfernung Bänke zu errichten, der Geburt des Königs von Rom zu Ehren, wie eine Inschrift besagte, und dem Wanderer zu Nutz und Frommen, wie man ohne weitere Notiz errieth. Heil dem zarten Gefühl, das an einem Pilgerpfade einen Moossitz aufrichtet, die Silbertropfen eines kleinen Quells zwischen ein Paar Steinen aufsammelt, die Zweige des Fruchtbaums zu einer Laube wölbt; die Hand, die so zum Segen der Mitbürger thätig ist, kann von keinem kalten Herzen regiert werden. Auch die kleinste That, die dem Besten des Vaterlandes geweiht ist, trägt den Keim des Großen und Edlen in sich: nie würde die alte Roma ihre weltbeherrschende Höhe und Macht erreicht haben, hätte nicht jeder Bürger sein ganzes Leben auf das öffentliche Wohl bezogen. — Ich trat jetzt eine meiner liebsten kleinen Wallfahrten an; ich suchte die Bank wieder auf, die mich oft ergötzte und immer den genußreichsten Ruhepunkt dargeboten hatte. Sie war nicht mehr, nur in meinem Tagebuch steht sie noch im Vorgrunde eines Landschafts-Gemäldes sammt ihrer Inschrift aufgezeichnet. Oberhaeusergen. a. Ehren. dem. Koenig. de. Rome. war in dem röthlichen Sandstein, und zwar mit so hieroglyphischen Buchstaben eingemeißelt, daß ich die Worte mehr errieth als las, und nur durch den Namen des nahen Dorfes Oberhausbergen das erste Wort entziffern konnte. Jetzt war Inschrift und Bank — und Dörfchen nicht mehr, seine Häuser bildeten nur eine Ruine. Ich suchte die Stätte auf, wo ich so oft mit dem freundlichen Winzer einen Becher seines Rebensaftes geleert: das traute Hüttchen war ein kleiner Aschenhaufen, und die Hand, die mir so manche Schale kühler Milch kredenzt hatte, ruhete im frühen Grabe. Trauernd schlich ich von dannen. — Furchtbarer Wechsel alles Irrdischen, des Mächtigsten wie des Niedersten! Die kleine Bank, dem künftigen Erben des kaiserlichen Thrones zu Ehren errichtet, war verschwunden, wie dieser Thron selbst — ein mit Sammet bekleideter hölzerner Sessel! — in Staub zerschmettert war. Damals und jetzt! — Gerade zur Zeit der Geburt des Königs von Rom befand ich mich auch in Strasburg. Ein Abgeordneter des Königs von Westphalen harrte schon seit mehreren Wochen im rothen Hause mit der höchsten Ungeduld des Augenblicks, an welchem die fröhliche Kunde eintreffe. Sobald der Telegraph seine Flügel in Bewegung setzte, sprengten Kuriere nach allen Richtungen fort; die Feste begannen, in Kirche und Theater erschallte Rede und Gesang, und die Kuppel des Münsters prangte im Feuer. — Und jetzt? — A bas Napoleon, vive le Roi! Ja, er soll leben, der ersehnte Ludwig; er hat diese Liebe seiner Kinder durch die schwere Last der Regenten-Sorgen wohl verdient, welche — wie wir erfahren haben — nun schon seit neunzehn Jahren seinen Nacken beugt, obgleich Niemand mir je zu sagen gewußt hat: wo, wie und was? der gute König denn eigentlich zu regieren gehabt. Dem sey nun, wie ihm wolle, ich hatte mich schnell genug mit einer großen weißen Kokarde versehen, die mein eigenes vaterländisches Bürgerzeichen weit überflügelte; das Beispiel des Herrn Advokaten Comandré, Mitglied der National-Garde zu Florac, hatte mich vorsichtig gemacht. Der arme Mann war so eben cassirt, und dem Prevotal-Gericht, als des „rebellischen Stillschweigens“ schuldig, übergeben worden, weil er bei einer Musterung nicht Vive le Roi! gerufen. Ich stieg daher mit dem festen Vorsatz in meinen Wagen, mich jederzeit als ein ächter Royalist zu zeigen, trotz des besten Franzosen, der schnell die untere weiße Seite seiner dreifarbigen Kokarde heraus gekehrt hatte.

Ister.

P o l i t i k.

Ist Staatskunst wohl Kunst, wenn wir uns selber beglücken?
Staatskunst ist eine Kunst, wenn man die Bürger beglückt.
Laß' die Menschen so frei, wie du selber zu seyn begehrst,
So, daß Jeglicher auch Kräfte im Hause behält.

Karl Müchler.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Im Theater hat die Neuigkeit: „Don Gutiere", Trauerspiel von Calderon, übersetzt von West, sehr gefallen. — Hr. Geier ist, auf höhere Veranlassung, nach München gereist, um dort Se. Majestät den König von Baiern zu malen. Bekanntlich hat Hr. G., von dem wir einige ziemlich gelungene kleine Lustspiele sahen, und der als Komiker zu den besseren Schauspielern unserer Zeit zu zählen ist, ein sehr glückliches und in der letzteren Zeit mit Fleiß kultivirtes Talent im Portrait-Malen; hinsichtlich seiner dortigen Gastspiele hat man ihm, heißt es, Schwierigkeiten in den Weg gelegt. — Zu Gastspielen erwarten wir Frau Schröder aus Wien, und hören: daß sie von hier gern nach Berlin möchte zu gleichem Zwecke. — Das Gerücht: daß bei der Intendantur eine General-Veränderung in Kurzem bevorstehe, ist, wie es verlauten will, ungegründet gewesen. — Von hiesigen literarischen neuen Sachen nennen wir H. Clauren's „Scherz und Ernst" dritter und vierter Theil, und dessen „Erzählungen" viertes Bändchen; Contessa's „Erzählungen"; Schilling's „Verkümmerung" und „Heimchen"; van der Velde's „Erzstufen"; v. Houwald's „Erzählungen"; Hell's „Bühne der Ausländer" und Baumgarten's „die Reise aus dem Herzen in das Herz". Auch kommt mit dem 1sten Juli d. J. ein „literarischer Merkur" (vom Hrn. Professor Bonafont) heraus, der wöchentlich, auf einem halben Bogen, das Neueste im Fache der Künste und Wissenschaften mittheilen zu wollen verspricht. — Für den Herzog Wellington — welchem bekanntlich auch das Ober-Kommando über die königl. sächs. Truppen in Frankreich übertragen war — wird in Meißen ein Porzellan-Tafelservice, (auf welchem die Geschichte seiner Heldenthaten bildlich dargestellt ist) und im sächsisch gebliebenen Theil der Oberlausitz ein damastenes sehr geschmackvolles Tafelgedeck gearbeitet. — Die Getreidepreise sind so herab gesunken: daß unsere Fuhrleute Hafer zur Achse nach Berlin verladen, und dabei ihre Rechnung finden. Die Aussichten zur Erndte sind sehr segensreich; auch in Hinsicht des Obstes ist reiche Ausbeute: die Kanne der schönsten Garten-Erdbeeren wird mit 2 Gr. 6 Pf., und das Schock herrliche Kirschen mit 4 Pfennigen bezahlt. Alle Gärten prangen in der ausgesuchtesten Blumenpracht; ein halb Schock der üppigsten Rosen kostet 6 Pfennige. Desto seltener machen sich in diesem Jahr die Krebse (Heil den Schriftstellern, wenn ein Gleiches in der Buchhändlerwelt bei der Ostermesse bemerkt worden ist!); das Schock, das sonst, von der größten Sorte, mit 16 Groschen bezahlt ward, gilt heuer noch einmal so viel. — An durchreisenden Preußen, Meklenburgern, Dänen, Schweden, Polen und Russen, die in die Bäder gehen, haben wir wieder einen wahren Ueberfluß. Jährlich entschließen sich mehrere Ausländer, hier für immer zu bleiben; so kauften sich allein im vorigen Monat drei Fremde hier an. Ein Haus, das hier 10,000 Thaler kostet, würde — sagt man allgemein — in Berlin wenigstens 25,000 Thaler kosten, und mit 3000 Thaler jährlicher Einnahme kann man hier sich recht gut Equipage halten. Dies, und die entzückende Gegend, und der freundliche, von Dickthuerei und allen prahlsüchtigen Ueberbildungen gänzlich entfernte Lebenston ziehen eine Menge wohlhabende gebildete Familien hieher, die einstimmig gestehen: nirgends angenehmer und wohlfeiler leben zu können, als hier. K.

In Paris wird eine Karrikatur verkauft: „les diners ministérielles". Man sieht mehrere bekannte Mitglieder der Deputirten-Kammer um die Tafel eines Ministers versammelt; sie ist reichlich mit Gerichten besetzt und an jeder Schüssel ein Zettel befestigt mit den Worten: „Vorläufige Frage" — „Tagesordnung" — „Zum Abschluß!" u. s. w. An der Wand hängt ein Verzeichniß der Einladungen auf alle Tage der Woche; doch da es nur sechs Minister giebt, so müssen die armen Deputirten des Freitags — in ein Speisehaus gehen, oder fasten. (Gaz. d. Liège.)

Sir Robert Wilson rief in dem Unterhause, als von neuen Taxen die Rede war: Er würde lieber seinen Kopf auf den Blut-Block legen, als einen Schilling zu neuen Taxen bewilligen. Hierauf ist in London ein Epigramm gemacht, welches (hier frei ins Deutsche übersetzt) also lautet:

„Mein Haupt auf den Block!" rief Sir Robert aus,
„Eh' ich es als Mitglied erlaube,
Daß wieder durch Taxen das zehrende Haus
Dem Volk einen Schilling nur raube!" —
Was wird, o Sir Robert, des Hochgerichts Knecht
Bei'm Blocke wohl sagen am Ende,
Wenn er einen Kopf nun zu finden gedächt',
Und nur einen zweiten Klotz fände! (Morn. Chron.)

Zu St. P—. ist es Sitte: daß man alle 25 oder 30 Jahre den ganzen Stadt-Kirchhof umgräbt, alle Gebeine sammelt, und sie unter öffentlichem Gebet in eine heilige Begräbniß-Kapelle trägt. Neulich geschah dies, als eben die Missionäre hin kamen. „Meine theuren Brüder — begann Einer derselben — seyd Ihr denn auch gewiß, daß unter den Ueberbleibseln, die Ihr dort eben so sorgsam sammelt, nicht gar viele von solchen Menschen sind, die 25 Jahre hindurch Frankreich elend gemacht? Jener Arm dort, hat er nicht vielleicht das Schwerdt in die Brust eines Edlen gestoßen, der für die Rechtmäßigkeit des Thrones gefochten? Jene Hand, hat sie nicht vielleicht räuberischer Weise der Kirche eine Domaine gestohlen? Jener Schädel, hat er nicht vielleicht mit der verruchten rothen Mütze in einer der Kannibalen-Versammlungen präsidirt, welche das Volk dezimirt haben?" — Bei diesen furchtbaren Worten ward ein junges Mädchen, deren Vater bei dem Munizipalrath gestanden, so erschreckt, daß sie laut aufschrie und in Ohnmacht fiel. Die Zuschauer theilten sich in zwei Partheien, für und wider die Missionäre, und am Ende — schlug man sich mit den Gebeinen seiner Freunde und Anverwandten. (Independ.) Schade, daß der Redner nicht auch die Schädel von Missionären erwähnte, die bei Lebzeiten schon für das Verschwinden ihres Gehirns sorgen, und — indem sie diese Krankheit ansteckend machen wollen — vorgeben, sie wären Verbreiter des Glaubens und des Friedens!!

Ein Pfarrer im Correze-Departement nannte in seiner Pfingst-Predigt alle diejenigen seiner Gemeinde, welche liberale Grundsätze an den Tag legten: die „Wehrwölfe seiner Heerde". Ohne Zweifel, weil der gute Mann befürchtet: sie möchten sich nicht so leicht scheeren lassen. (Independ.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 7. Juli. 110tes Blatt.

Dein Streben.

(Nach dem Neugriechischen.)

Still im engen Kreis der Deinen
Grab' und bau' an deinem Acker,
Such' und theile deine Freuden;
Sieh', es lohnt wohl zehenfältig
Mutter Erde dir den Samen,
Den du ihrem Schooß vertrauest —
Aber im Gewühl des Lebens
Magst du bauen, magst du opfern,
Du gewinnst nicht Dank, nicht Segen:
Doch dein Herz wird immer schwerer,
Bis es, durch die Last der Schmerzen,
Früh sich in die Erde leget.
Eitler Wahn! der für Bemühen
Um die Menschheit Frucht will schauen:
Du beweinst verlorne Kräfte,
Eh' du Kräfte giebst den Andern!
Doch kannst du nicht widerstehen,
Mußt für Recht und Wahrheit kämpfen:
Dann nimm Leid als stets erwartet,
Nimm die Freud' als nie erhoffet —
Und wenn dich die Stürme fällen,
Leg' in Duldsamkeit dich schlafen;
Denke: du bist selbst nur Samen,
Erndten soll, wer nach dir kommet,
Was du mit Verlust von Freuden,
Was du, nur um Müh' und Kummer,
Aus und mit dir selbst gesäet.

F. W. Gubitz.

Versprechen macht Schuld.

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie nun zu meinem Vater!" sprach Marie freundlich und sichtbar froh, „daß er aus Ihrem Munde unsere Uebereinkunft vernehme und ein bestätigender Zeuge sey!" — An Mariens Arm trat ich in das Zimmer, wo der Greis mit Vergnügen die Kunde des Geschehenen und die Mittheilung meiner Erwartung empfing, unsern Bund und meine Entwürfe billigte, und mit der Versicherung schloß: daß er mich mit inniger Freude als seinen einstigen Sohn betrachte. — Die Scheidestunde schlug; das Lebewohl tönte dumpf wie Grabgeläute, und füllte meine ganze Seele mit Bangigkeit und Wehmuth; doch fernher leuchtete, wie Morgensonnen-Strahl, des höchsten Glückes heitere Ahnung, und ich vergaß bei dem Blick in die freudenvolle Zukunft die unheimliche Gegenwart. — Der Wagen rollte fort nach Liburg; ich kam mir vor wie ein Sterbender, der, über das Fegefeuer hinweg, nach dem Himmel schaut, welcher nächstens als Heimath ihn umschließen wird.

Versprechen macht Schuld! Wohlhabend zurück zu kehren, hatte ich Marien gelobt, und wer hält, bei liebendem Herzen, nicht gern der Auserkohrenen seine Zusage? Aber meinem Plane stellten sich, als ich ihn mit mehr Ruhe durchdachte, große Hindernisse entgegen. Mein Gedanke war nämlich der, meinen Vater zu versöhnen, der, aufgereizt von einer argen Stiefmutter gegen mich, meine Verbannung und Enterbung ausgesprochen hatte. Wohl war seit vier Jahren diese Stiefmutter todt; aber ihre Tochter, meine Stiefschwester Florine, trat an ihre Stelle und beherrschte, wie sie, den herzensguten, aber körperschwachen Vater. Diese Zwingherrin mußte also dergestalt besiegt oder gewonnen

werden, daß sie dem alten Herrn erlaubte: mir seine Liebe wie meine Rechte auf das mütterliche Erbtheil zurück zu geben und mich, im vollen Sinne des Wortes, wieder als seinen Sohn anzuerkennen. Doch, achtzehn Jahre lang hatten die Widersacher sein Herz gegen mich empört, und nun sollte er plötzlich mich lieben und mir seine Güter zuwenden: dennoch mußte der Versuch gewagt, das Abentheuer bestanden werden, denn Maria hatte mein Gelübde empfangen.

So verließ ich denn nach wenigen Tagen Liburg, wo es ohnehin nichts für mich zu thun gab, und eilte dem Badeorte an der Ostsee zu, wohin mein Vater mit Florinen gereist war. — Kaum dort angelangt, begab ich als Kundschafter mich nach seiner Wohnung. Er litt, wie mir bewußt, an einer Augen-Krankheit, die ihn hinderte, nach achtzehn Jahren den verlornen Sohn in mir zu erkennen. Florine kannte mich gar nicht, sie war ein vierjähriges Kind, als ich das Vaterhaus verlassen mußte; nur dem alten Diener Bertram konnte wohl eine Erinnerung an den munteren Knaben geblieben seyn, den er geliebt, gepflegt und oft in Schutz genommen hatte; aber eben darum fürchtete ich ihn auch nicht, im Gegentheil, ich rechnete bei meinem Plan — dessen Einzelnheiten freilich noch im Dunkeln lagen — auf seine Unterstützung. Er war mit meiner edlen, früh verklärten Mutter in das Haus gekommen, und hatte der Lebenden stets Anhänglichkeit, der Hingeschiedenen tiefe Verehrung geweiht: er konnte ihrem Sohn nicht schaden wollen. — Ich fand nur Bertram im Hause, und führte mich ihm unter fremdem Namen, als Doktor Schröder, auf, indem ich nach dem jungen Edwin fragte, den ich in der Fremde vor einigen Jahren kennen gelernt zu haben vorgab. Aber — der Alte sah mich kaum, als er auffuhr: „Lieber Gott, Sie selbst sind ja Herr Edwin. Seyn Sie mir tausendmal willkommen, lieber Albert! O, wie wohl thut es mir, Sie noch einmal zu sehen. Wie haben Sie gelebt? wie ging es Ihnen?“ — Gern gab ich ihm in bündiger Kürze Rechenschaft, und fragte sodann nach meinem Vater. Er sey mit seiner Tochter auf der Promenade, hieß es. — „Ich komme“ sagte ich zu ihm, „um mich alles Ernstes wieder zu seinem Sohn zu machen.“ — „Das wird nicht leicht seyn!“ versicherte er achselzuckend; „auch ist mein Herr von Ihrem Tode fest überzeugt. Vor drei Jahren schon hat Florine ihm Briefe und Ihren Todtenschein vorgelegt, um ihn zur Abfassung eines Testamentes zu vermögen, das sie zur Allein-Erbin mache. Nun, das Testament ist fertig; ach, ich habe nie an Ihren Tod geglaubt!“ — „So ist es doch wahr?“ rief ich, von Neuem empört. „O pfui über die Höllen-Umtriebe! Aber er soll mich lebend sehen und schon daraus entnehmen, wie man ihn über mich täuschte; ich will ihm vollgültige Zeugnisse meines langen unbescholtenen Wandels und meines Werthes vorlegen, welche die hämischen Anklagen meiner Widersacher vernichten sollen. Unterstütze mich, alter Freund, daß ich an das Ziel gelange.“ — „O daß ich es könnte, wie herzlich gern wollte ich es!“ sagte er mit Trauer. „Doch ich gelte nichts mehr bei dem Herrn, der ganz in Florinens Gewalt ist. Obendrein wagte ich Alles, denn sie will mir längst übel.“ — „So versprich mir nur“ forderte ich, „mich nicht zu verrathen, wenn ich als Fremdling im Hause auftrete.“ — „Ich Sie verrathen?“ rief er unwillig; „wohin denken Sie? Das thut mir weh! Wie gern sähe ich Sie glücklich; aber es ist nichts zu hoffen, wenn nicht ein Wunder geschieht. Doch vielleicht macht Altersschwäche mich muthlos, dem Greise mangelt mit der Kraft auch der Muth!“ — „Komme was da wolle, ich muß mein Heil versuchen!“ sprach ich entschlossen. „Verlieren kann ich nichts mehr, gewinnen Alles. So tret' ich männlich in die Schranken und Recht und Hoffnung stehen schützend mir zur Seite!“

In Folge meines Vorsatzes forschte ich nun nach den näheren kleinen Verhältnissen des Hauses, vorzugsweise nach Florinens Stimmung und Neigung, Liebhabereien und Eigenthümlichkeiten. — „Ach!“ entgegnete Bertram unwirsch; „sie liebt nichts als sich selbst, und beschäftigt sich mit keinem andern Plane, als mit dem, einen Mann zu fischen. Zweimal schon ist sie bis zur Verlobung gekommen, einmal, vor drei Jahren, war sie sogar bereits verlobt; aber ihr gehässiger Charakter, ihre herrschsüchtige Laune, ihre wilde Empfindlichkeit vertrieb die Freier sehr bald. Seitdem kränkelt sie, weshalb wir hier sind; und sie ist jetzt noch widerwärtiger, und quält in ihrem Verdrusse ihren Vater, wie sich selbst. Oft leidet sie an Krämpfen, und wird nicht eher gesund und froh werden, als bis sie Frau heißt.“ — Diese Kenntniß führte mich nicht weiter; doch verzagte ich nicht und war fest entschlossen, ihr und dem Vater näher zu treten. „Du siehst mich, den Doktor Schröder, wieder, Bertram!“ versicherte ich diesem. „Schweige, und Dir soll vergolten werden!“ — Ich ging hinweg und lenkte meine Schritte nach der Allee, wo ich meine Verwandten finden sollte.

Im Schatten der Bäume, umgeben von duftenden Blumen und üppigem Gebüsch, lustwandelten die Badegäste. Sinnend schlich ich durch die bunte Menge: Unter welchem Vorwand sollte ich mich den Meinigen nähern? Wie konnte ich mich ihnen bemerkbar und werth machen? Mein Kopf war wüst, kein Mittel fiel mir bei. Da half der Zufall — der so oft vom unsichtbaren Thron herab die Welt beherrscht — aus der Noth. Ich sah meinen Vater vor mir gehen, er kam an Florinens Arm mir entgegen; der grüne Augenschirm machte ihn kenntlich. Er war blaß und hager, sein

Schritt schwankend, sein Haar grau geworden, den Rücken hatte schon des Lebens Bürde gekrümmt; es schien, als habe er bereits mit der Welt abgeschlossen und nehme an nichts mehr Theil. Wie schlug mein Herz, als ich ihn so erblickte, vor Lieb' und Wehmuth! Und Florine neben ihm: sie war nicht häßlich, aber ihrem Aeußeren mangelte jeder Liebreiz; ihre Haltung wie ihr Antlitz ließ ein vorgerücktes Alter vermuthen; der Teint war gelblich bleich, der Blick unstät und stechend; sie schien jeden Vorübergehenden zu mustern und zu tadeln. — Eben hatte ich sie schärfer ins Auge gefaßt, als ich ein bedeutendes Schwanken ihres Körpers bemerkte, das Auge kehrte sich zur Höhe. Ein Krampf befiel sie, und unter Zuckungen sank sie dem Vater in die Arme, der sie auffing und bebend hielt; ich eilte hinzu und half sie auf eine nahe Bank bringen. Die Umstehenden riefen nach geistigen Wassern; ich aber verbat die Anwendung, welche in der Regel die Wiederkehr der Anfälle bewirkt. Der besorgte Vater erbangte vor der Erneuerung des Zufalls, der nach dem ersten Eintritt öfter zu kommen pflegte; ich aber versicherte ihn mit dem Zusatz: daß ich Arzt sey, vom Gegentheil. Der feste Ton, mit dem ich die Versicherung gab, schien ihm Zutrauen ein zu flößen. Florine kam bald zum Bewußtseyn zurück, und ich brachte sie mit meines Vaters Beistand nach seiner Wohnung. Bertram staunte, als er mich so erblickte. Auf meinen Rath begab die Erschöpfte sich zu Bette, nahm keine Arznei und verhielt sich ruhig. Als nach zwei Stunden kein neuer Anfall gekommen war, wollte ich mich zum Schein beurlauben; mein Vater aber wünschte, ich möge noch bleiben, und da meine Gegenwart ihn beruhigte, gehorchte ich. Auf Befragen nannte ich mich Doktor Schröder aus Sachsen; er bat mich zu Tische, ich nahm die Einladung an und speiste allein mit meinem Vater, der um so mehr Vertrauen zu mir faßte, als seine Tochter noch nach Stunden ohne neue Anfälle des Uebels blieb, was ehemals der Fall nicht gewesen war. Wir sprachen über diese Krankheit; er fragte: ob ich sie in diesem Falle für heilbar hielte? „Bei einem ruhigen, geordneten Gemüth, wo nur körperliche Organe leiden" entgegnete ich, „habe ich schon mehrere Male das Uebel leicht besiegt; wenn aber die erkrankte Seele auf die Gefäße wirkt, bleibt jegliches äußere Mittel ohne Kraft!" — Seufzend brach der alte Mann ab, und befragte nach einer ganzen Weile mich über sein Augen-Uebel. Sein Bericht zeigte klar, daß Anstrengung, bei nächtlichen Arbeiten am Schreibtische, eine Schwäche erzeugt hatte; sein Arzt aber nahm diese für ein Miasma, wandte auflösende Mittel an und steigerte dadurch das Uebel. Dies erklärte ich ihm und rieth zu sanft reizenden äußeren Mitteln. Er fragte: ob ich ihn zur Behandlung übernehmen wolle? Die Frage kam mir erwünscht; auf diese Weise blieb ich ihm nahe, durfte beobachten und konnte vielleicht für mich wirken, wenn die Gelegenheit sich darbot. Darum antwortete ich sogleich bejahend: „Sagt Ihnen meine Heilart zu und spüren Sie am Schlusse der Badezeit Besserung, so will ich gern meine Bemühungen auch an Ihrem Wohnorte fortsetzen." — Väterchen war es zufrieden, und wünschte nur noch: daß ich auch einen Versuch gegen Florinens Krämpfe machen möge, was ich versprach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Friedrich der Große hatte im siebenjährigen Kriege zu Naumburg sein Quartier im Hause der Schwiegermutter des damaligen Diaconus, M. Karl August Lencke († 1794), der ihn empfangen mußte. Der König fragte ihn: warum er so geistlich aussähe? — „Ich bin ein Prediger!" war die Antwort. — „Kann Er sonst nichts als predigen?" — „Ja, ich habe allerhand Wissenschaften erlernt." — „Hat Er den Thucydides gelesen?" — „O ja, und wohl zu merken nicht französisch, sondern griechisch."

Wenige Tage nach der Schlacht bei Roßbach fragte Friedrich der Große einige seiner Generale über Tafel: wer der prächtigste Fürst in Deutschland wäre? — und als sie antworteten: „Niemand anders, als Ew. Majestät selbst!" — erwiederte er: „Nein, der Prinz von Hildburghausen, denn der hat allein 30,000 — Laufer." — Bekanntlich war dieser Prinz Generalissimus der oft verspotteten Reichsarmee.

Im letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts unterhielten die jungen Leute sich mit Pfänderspielen, während die älteren Karten spielten. Unter diesen war auch der Professor der morgenländischen Sprachen, Georg David Kypke († 1779), ein überaus ernsthafter Greis. Ein munteres Mädchen hatte, zur Auslösung ihres Pfandes, die Aufgabe bekommen: diesen alten Gelehrten zu küssen. So sehr es sich sträubte, es half nichts; ihre jubelnden Gespielen schoben es gleichsam in das Nebenzimmer zu dem Spieltisch, an dem der ernste Alte saß. Hier faßte die holde Jungfrau endlich allen Muth zusammen, trat lächelnd zu dem vertieften Spieler, und sagte höflich: „Herr Professor, Sie sollen mir einen Kuß geben!" — Finster legte dieser die Karten hin, stand kopfschüttelnd auf, und entgegnete, indem er ihr stark in die Augen sah, mit lauter Stimme: „Das werde ich nicht thun, denn Sie scheinen mir ein sehr freles und freches Frauenzimmer!" — Man denke sich die Arme!

B u n t e s.

Die Freude ist die ärgste Kokette; wer sich viel um sie bemüht, den meidet sie und wirft sich dem ersten Unbefangenen in die Arme.

Die Alten meinten: die Schamhaftigkeit habe ihren Sitz in der Pupille des Auges. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgardt. Eben zur rechten Zeit erschien bei meiner Anwesenheit in Stuttgardt die Nummer des Morgenblattes, in welcher die jetzigen Verhältnisse des Publikums zu der Boisseree'schen Gemälde-Sammlung geschildert werden, um mir eine Menge Schreibens zu ersparen. Ich kann Ihnen bezeugen, daß die darin enthaltene Darlegung vollkommen wahr ist, ja, daß eine gewisse Nüchternheit in diesem Aufsatz mich sogar verdrossen hat; denn so lästig mir die Posaunerei ist, so lieb ist mir die Wärme bei Gegenständen, die das Herz durchglühen. Es ist in dem Aufsatz bemerkt: daß der Verein eines Fürsten mit einem Privatmann, in der Art des vorliegenden, etwas Seltenes sey — Ja, das ist er im Entwurf und in der Ausführung! Sie reisten selbst in mehreren Ländern, und erfuhren, wie peinlich die Schwierigkeiten sind, die der Reisende so oft beseitigen muß, um Kunstschätze zu sehen, und wie er, bei einem edlen Gemüth, fast nicht umhin kann, seinen Begriff von der Humanität eines Volks-Charakters und einer Regierung zum Theil aus der Art zu abstrahiren, wie sie ihre Kunstschätze und Anstalten zu genießen und zu betrachten erlauben. Berlin, Dresden, München, Wien werden sich, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, verschieden charakterisiren, und ich kenne sehr ansehnliche Städte meines Vaterlandes, wo man vor 40 Jahren einen Fremden, der ohne ausdrückliche, hohe und einflußreiche Empfehlung zu einem Privatmann gegangen wäre, ein Gemälde zu besehen, mit seinem Ansuchen gar nicht verstanden hätte. Darin ist unsere Zeit in Deutschland milder und umgänglicher geworden. Wie weit man in England damit zurück ist, habe ich erfahren. Die Gesellschaft, mit der ich reiste, hatte Empfehlungen und zierliches Reise-Ansehen, und wir fanden in keinem der vielen Landsitze, die wir besuchten, Zeit zum Beschauen, noch weniger Bequemlichkeit, das Beschaute zu genießen. Ich bin jedoch nicht gesonnen, die unangenehme Weise, wie die alten Beschließerinnen die Fremden in England in Privat-Wohnungen empfangen, besonderen Aufträgen: es ihnen nicht gar zu wohl seyn zu lassen, zuzuschreiben; sie mag größtentheils auch darin begründet seyn: daß in den mehrsten Fällen weder der Besitzer der Gemälde, noch seine Dienerin, einen Begriff hat von der eigentlichen Natur eines Kunstwerks. Diese Leute sehen Gemälde für eine Art Tapete, und Schnitzwerke für eine Art Geräth an. In ihrer Reinlichkeit und Ordnungsliebe halten sie beides in Ehren; ihr Familienstolz (welchen ich von Herzen achte) läßt sie ein solches Besitzthum auch als Erb-Alterthum schätzen; aber daß sein Anblick zum Studium werden, zur Begeisterung führen könne, haben die Leute nie bedacht. So lange vor so einem Dinge zu stehen, das nichts Vorhandenem in Alt-England ähnlich sieht, findet in ihrem Kopf keinen Raum. Ich habe mir es daraus abstrahirt, weil sich die steifste, eiligste Beschließerin dennoch vor einem Familien-Bildniß mit Behaglichkeit aufhielt, indem sie bei diesem einen Nebenbegriff mit der Tapete verband. Außerdem wurden wir vor den Gemälden vorbei getrieben. — So geht es dem Fremden — denn es ist Zeit ein zu lenken — bei den Herren Boisserees nicht. Diese gönnen Zeit zum Beschauen, ja zum Besprechen, und für den, welcher gern still, mit sich selbst beschäftigt, die Gegenstände in seinem Inneren wiederspiegeln läßt, bleibt nur noch der Wunsch übrig, den der Aufsatz im Morgenblatt am Schluß äußert: einen Katalog in Händen zu haben, der den Gegenstand der Beschauung als Kunstwerk schätzen lehrte. Bei dieser Sammlung ist dies wirklich nöthiger, wie bei einer andern, weil alle ihre Gemälde einen Charakter besitzen als Schule und in der Bedeutung. Diese letzte ist uns Christen so geläufig, daß ein Fingerzeig den Gegenstand des Gemäldes erklärt; die Vorzüge der Behandlung und das Belehrende, was es als Kunstwerk hat, kann aber der Laye nicht fassen, und dieses ihm an zu deuten, wäre ein solcher Katalog sehr nützlich. Ohne ihn ist zu fürchten, daß für die Mehrzahl falscher Geschmack, erzwungener Enthusiasmus und superkluges Aburtheilen aus dem Beschauen dieser Kunstwerke entstehen möchte. Der Laye, der etwas zu beschauen geht, das ihm sehr angerühmt wird, rüstet sich zu bewundern, und meint gar leicht: wer am mehrsten bewundert, hat es am besten begriffen. Einzelne einseitig Gebildete — ich will nur solche erwähnen, die ihre Kunstbegriffe starr aus dem griechischen Alterthum und dem Anblick einzelner Antiken hergenommen haben — würden, ohne unterrichtenden Fingerzeig, sich bei dem Anblick dieser deutsch-niederländischen Schule für hintergangen halten. Doch was bedarf es da viel Gründe? Die üble Wirkung des Nachbetens in Kunst- und Dichtwerken hat ja genug verworrene Geistesschöpfungen und mißgestaltete Bilder hervor gebracht, um diesen seltenen Schatz der Hrn. Boisserees vor solcher Verschuldung zu bewahren. Niemand ist fähiger, wie sie selbst, diesem Uebel zuvor zu kommen, denn in ihrem Gespräch zeigt sich ein Umfang von Kenntnißen, der jede Einseitigkeit ausschließt. — Ein anderer Gegenstand, der meine Theilnahme anregte, war das Erziehungshaus für Töchter besserer Stände, welches die verewigte Königin kurz vor ihrem Hinscheiden stiftete. Sehr günstige Umstände erlaubten mir, die innere Einrichtung zu sehen, und meine Verhältniße machten mich mit einigen der würdigen Personen bekannt, die zum heiligen Gedächtniß ihrer Fürstin und aus Eifer für das Gute bei der Verwaltung dieser Anstalt beschäftigt sind. Bevor nicht die bessere Zeit eingetreten ist, wo jede Mutter ihre Töchter selbst erzieht, müssen wir uns freilich freuen, wenn die Erziehungshäuser diesem hier gleichen. Es schien mir eines der besten in Absicht und Mitteln. Die Gesundheit der Kinder ist durch das, ihm erst kürzlich eingeräumte Lokal sehr befördert, unter ihren Lehrern zählt es Professoren des Gymnasiums, die von ihren Mitbürgern ausgezeichnet geehrt, auch als Schriftsteller im Auslande geschätzt werden. Die Reinlichkeit und der große Raum der Schlafzimmer, die Einfachheit im Anzug der Zöglinge, machten mir wahres Vergnügen. Ich habe dieses Institut noch in keinem öffentlichen Blatt erwähnt gefunden, und würde meine Achtung für den Geist, welcher seine Stifterin leitete, verletzen, wenn ich ihre Schöpfung mit lautem Lob entweihte. Möge der ernste Genius der reinen Weiblichkeit über alle diese Töchter wachen, damit sie ihrer Königin Andenken verherrlichen. — Nun muß ich Ihnen auch etwas von Danneckers Christus sagen, denn mein Schweigen wäre unzüchtig. Dürfte ich mich für berechtigt halten, von andern Dingen, einzig meinem Gefühle folgend, zu urtheilen, so reichte es auch hier aus. Nun! — ich habe bei diesem Christuskopf innig geweint, weil er allen Erdenschmerz in meiner Brust aufregte, und habe mit Thränen gefrohlockt, weil er mich über allen Erdenschmerz erhob. Wirkt Danneckers Christus also, dann ist der Künstler belohnt und der Werth seiner Schöpfung entschieden. Man spricht immer so viel davon, daß ein Christus göttlich aussehen soll. Da möchte ich dann fragen: was man sich dabei denket, und warum der Mann göttlich aussehen soll, der, weil er wahrer Mensch war, uns Trost und Vorbild werden konnte? — In Danneckers Wohnung sind Abgüsse der berühmtesten alten Statuen aufgestellt, und kürzlich auch Abbildungen einiger Elginschen Marmors. Künstler, wie Dannecker, und Kunstwerke, wie sich hier zu sammeln beginnen, müssen bald eine neue Kunstschule bilden, welche von der schönen Gegend, in der Stuttgardt liegt, noch begünstigt wird — denn wahrlich! eine reiche Natur muß den Sinn für die Kunst zu eröffnen behülflich seyn!

Als General Morand unlängst vor dem Kriegsgericht sich vertheidigen sollte, begann er: „Seit 25 Kriegsjahren habe ich immer das Glück gehabt, nur gegen Ausländer zu streiten, nie gegen Franzosen!“ (Const.) Der Herr General sollte vernünftiger Weise das Streiten im Allgemeinen mehr für ein Unglück, als für ein Glück halten; aber auch für seine Persönlichkeit hat er Ursache, dies zu thun, da er im Streite mit den Ausländern sich eben keines Glückes rühmen konnte.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 9. Juli. 111tes Blatt.

Mägdlein am Teich.

Mägdlein sitzt am stillen Teich,
Einer Wasserlilie gleich;
Aeuglein schwillt,
Thränlein quillt,
Aus den Wellen geisterbleich
Zittert der Verlaß'nen Bild.

Weh, mit falschem Heuchelwort
Trug ihr Herz ein Andrer fort;
Und sie trägt,
Grambewegt,
Tag für Tag zum Blumenbord,
Was in stiller Brust sie hegt.

Weste rauschen durch den Hain,
Frohe Stimmen klingen ein:
Ihre nicht;
Herzlein bricht,
Weint in seinem dunklen Schrein,
Ob's im Wald, aus Quellen spricht.

Sonne strahlt aus lichtem Blau,
Goldig schimmert's durch die Au;
Funkelnd glüht,
Was da blüht;
Ihr nur düstert Grau in Grau,
Was von Kelch und Halmen sprüht.

Hoch durch's Blau die Wolke zieht;
Lüftchen weht, die Wolke flieht; —
Wolke weilt
Ungetheilt
Auf des Mägdleins mattem Lied;
Wunde brennt und Niemand heilt.

Kühle Wasser, öffnet euch!
Stille wohnt in eurem Reich.
Fasse Muth,
Warmes Blut!
Brandet's ringsum stürmisch gleich,
Drunten Sturm und Brandung ruht.

Schaudernd denkt's der kranke Sinn,
Lind rauscht's ob den Wassern hin —
Und zu Nacht
Ist's vollbracht —
Gnade, Gott, der Sünderin!
Wellen, haltet treu nun Wacht.

Dresden. Karl Förster.

Versprechen macht Schuld.

(Fortsetzung.)

Die ersten Linien für meine Unternehmung waren fast ohne mein Zuthun gezogen, und hoffnungsreich verließ ich Abends das Haus, in welchem ich eingeführt, bekannt, und von dem Herrn so schnell geachtet war. — Das stärkende Augenwasser sagte dem Vater zu, der Thee von Hauslauch that Florinen wohl; diese fühlte sich erleichtert und gestärkt, jener fand schon nach fünf Tagen Linderung, und man wollte mich bald nicht mehr entlassen. Von Stunde zu Stunde stieg ich mehr in dem Wohlwollen meines Vater und, ach! auch in der Schwester Gunst. — Seltsame Lage! Florine glaubte in dem unerkannten Bruder den künftigen Gemahl zu finden, und drang sich mir mit verhaßter Traulichkeit stündlich auf; hundert Anspielungen, unweiblich geäußert, hundert Winke, unzart gegeben, bezeichneten ihre

Absicht nur zu deutlich, und ich mußte säuberlich verfahren mit der Beherrscherin des Vaters. Sie nahm meine schonenden Aeußerungen für Beweise der Liebe und mittelbare Freiwerbung, schien an öffentlichen Orten unser Verhältniß als Brautpaar offenkundig machen zu wollen, fragte mich um meine näheren Familien-Beziehungen und zwang mich zur Erfindung einer Fabel, unterrichtete mich von dem bedeutenden Betrage ihres einstigen Vermögens, und fing endlich sogar an, mit mir zu eifersüchteln, wenn ich mit andern Frauen freundlich redete. — O, wie höchst widerwärtig und entartet erschien mir so die feindliche Schwester, und doch mußte ich ihr freundlich begegnen. Oft drängte mich dieses bittere Gefühl mächtig, mich ihr als Bruder zu nennen, ihr meine volle Verachtung zu verkünden und sie zu verlassen. Aber dann trat meine holde Braut lieblich und versöhnend vor die Augen meines Geistes; noch sanfter als der schöne Mund flehte das thränenfeuchte Himmelsauge zu meinem Herzen; Maria mahnte mich an mein Gelübde, an ihre Liebe, bis ich, erhoben von dem Blick in das Paradies meiner Zukunft, entschlossen da stand. Zwar rief ich dann noch unter leisen Schauern mir die Frage zu: „Heiligt auch der gute Zweck die verwerflichen Mittel? Darf ein Biedermann betrügen?“ Doch Maria erschien in ihrem Liebreiz, der Frager verstummte und die Weltklugheit rieth mir: „Täusche die Arglistige, die dich verrieth, die heimtückisch dich zu den Todten warf, um in deinen Gütern zu schwelgen!“ Diese Einflüsterung regte mich heftig auf. „Wohl denn!“ rief ich, „so will ich mich überwinden, sie bei guter Laune und im Wahn erhalten, bis der Vater mir ganz gewonnen ist!“ — Stundenlang saß ich nun an ihrer Seite, Hand in Hand, mit Bräutigamston und Wesen; zwang mich zur Freundlichkeit, und fügte mich, ein Märtyrer, in ihre Affen-Laune. — Des Vaters wachsende Huld stärkte mich; schon konnte der alte Herr zu ganzen Stunden den Augenschirm ablegen, entfernte Gegenstände deutlicher als je erkennen, wieder durch die Brille lesen, und je stärker sein Auge ward, um so beifälliger und dankbarer ruhte es auf dem helfenden Arzte. — Eines Tages saß ich zwischen ihm und Florinen, da ward diese wegen einer häuslichen Angelegenheit abgerufen. Als sie fort war, wandte Väterchen sich zu mir, sah mich freundlich an und sagte, indem er meine Hand nahm: „Es freut mich herzlich, guter Schröder, daß Sie mit meiner Tochter in solchem Verhältniß stehen, und noch glücklicher wird es mich machen, wenn ich Sie einst — mißdeuten Sie meine Offenheit nicht — wenn ich Sie einst, wie ich zuversichtlich hoffe, meinen Sohn nennen darf!“ — Das überraschte mich und traf mein Herz; fast hätte ich mich vergessen, doch sammelte ich mich bald wieder. „Süßer Name!“ rief ich. „O nennen Sie mich schon jetzt so!“ — Er umfing mich und sprach mit Herzlichkeit: „Mein guter Sohn!“ — Erschüttert wandte ich mich ab, meine Bewegung zu verbergen. „Florine ist, so viel ich vernehme, Ihre einzige Tochter?“ sagte ich nach einer Weile, in der ich mich gefaßt hatte; „Sie besaßen nie mehr Kinder?“ — „Nein!“ entgegnete er kurz, kalt und mit gefurchter Stirn. „Ich hatte einen Sohn“ setzte er nach einem Augenblick seufzend hinzu; „er war ein Bösewicht, dessen wilde und boshafte Streiche mich täglich peinigten. Er ist todt: Gottlob!“ — „Er muß es freilich arg getrieben haben!“ forschte ich, „wenn ein Vater für des Sohnes Tod dem Himmel seinen Dank darbringt.“ — „So ist es!“ murmelte er verstimmt. „Aber laßen Sie uns davon schweigen!“ — Ich verstummte.

O, wie hatten die Boshaften den guten Alten wider mich aufgeregt! Einige lustige Knabenstreiche ausgenommen, hatte ich mir wahrlich nichts vor zu werfen. „Aber Geduld!“ flüsterte ich mir zu, „sie sollen zu Schanden werden; und hätte ich auch keinen andern Gewinn davon, als daß er, dessen Achtung und Liebe mir unschätzbar ist, ihre Ränke und meine Unschuld erkennt!“ — Väterchens Augen sahen täglich besser, und durch meine inneren stärkenden Arzneien fühlte er sich gekräftigt und neubelebt. So war er meines Lobes und der Erkenntlichkeit voll. — Der August-Monat ging zu Ende, die Badegäste verschwanden allmählich, und Florine sprach von der Rückkehr nach Hause; ich begleitete die Meinigen dahin. Nichts von der schmerzlich-süßen Regung, mit der ich das Vaterhaus wieder betrat; sie ist eben so unbeschreiblich, als sie natürlich war. — Mein Verhalten gegen Florine war bis daher dasselbe geblieben; ich benahm mich freundlich, doch versprach ich nichts und ließ sie eine zärtliche Neigung nur ahnen; jetzt aber, da sie auf eine nahe Verlobung hin zu deuten begann, wurde ich planmäßig fremder, kälter, und was ich bei ihrer Eigenthümlichkeit und Handlungsweise voraus gesehen hatte, geschah. Sie wechselte mit Heftigkeit und Bitterkeit, belegte mich mit Vorwürfen, und fragte stürmisch nach dem Anlaß der Veränderung. Dahin wollte ich sie gerade haben. — Mehrere Male hatte ich gesehen, wenn ich unerwartet in ihr Zimmer trat, daß sie ein Packet Briefe, die sie las, eben so schnell als ängstlich verbarg. Ich ahnte den Inhalt dieser Papiere; ich wollte sie sehen, und nahm diesen Umstand nun zum Vorwand meiner Kälte. „Sie haben Geheimnisse vor mir, Florine!“ sagte ich; „jene Briefe haben in mir die gerechte Vermuthung geweckt: daß Sie noch mit einem Andern in Verhältnissen stehen. Dieser Gedanke martert mein Herz und verwundet mein Ehrgefühl zugleich.“ — „Kleiner Thor!“ schalt sie hohnlachend, und setzte hinzu: „Leicht kann ich Ihnen über jene Briefe Aufschluß geben; sie be-

treffen, auf mein Wort! nur Familien-Angelegenheiten, müssen jedoch vor dem Vater verborgen bleiben; Sie sollen künftig Alles lesen, wenn Sie verschwiegen seyn wollen." — Das geforderte Schweigen gelobte ich, begehrte aber, auch zu meiner Beruhigung, die Papiere schon jetzt zu sehen, und bestand auf meiner Forderung. — „Gut denn, Starrkopf!" entgegnete sie; „noch heute soll Ihr eifersüchtiger Argwohn zerstreut werden. Jene Papiere beziehen sich einzig auf meinen Stiefbruder. Kommen Sie heute Abend, wenn Papa schlafen gegangen ist, zu mir, und Sie sollen die Mücken sehen, die Ihnen als Elephanten erscheinen."

Mit klopfendem Herzen trat ich Abends in ihr Zimmer, wo — wie ich hoffte — die Catastrophe anheben sollte. Die Listige, den Blick nur auf die gehoffte Verlobung gerichtet, sah die aufgestellte Falle nicht. Aus einem geheimen Fache ihres Pultes zog sie zwei kleine Packete Schriften hervor und sprach einleitend: „Mein Stiefbruder Albert war ein wilder Knabe; meine Mutter, des Vaters zweite Frau, benutzte, als sie mich ihm geboren hatte, jenen Umstand, das Stiefkind ihrem damals ohnehin hypochondrischen Manne verhaßt zu machen, und der Entwurf glückte. Albert wurde aus dem Hause, in die Ferne geschafft, verstoßen und dann enterbt; der albernstolze Bursche machte nur einen schwachen Versuch, des Vaters Gunst wieder zu gewinnen, ging, als dieser durch meine Mutter leicht vereitelt worden, von hinnen und ließ nichts mehr von sich hören. So standen die Sachen, als meine Mutter plötzlich starb. Unter ihren Papieren, die nur ich, ihre Vertraute, kannte, befanden sich diese Schreiben, lauter geheime Mittheilungen meines Mutterbruders und seiner Frau; diese Beiden hatten den Handel geleitet. — Ich hätte diese Briefe vernichten sollen, aber ich bedurfte ihrer zur Aushülfe für mein Gedächtniß, und bewahrte sie deshalb auf. Nehmen Sie das Alles und lesen Sie!" — Leise erbebend entwickelte ich den Satansknaul in diesen Papieren, und blieb nur mühsam bei der bedürftigen Fassung und äußeren Ruhe.

„Der Rest handelt von derselben Sache — meldete die Schwester, indem sie mir auch das zweite, kleinere Packet hinreichte — es sind gleichfalls Zuschriften meines Oheims, an mich selbst gerichtet. Vor etwas über drei Jahren versank der Vater oft in tiefes Nachsinnen; ich erbangte bei dem Gedanken: daß er seine Härte gegen den Sohn bereuen und Schritte thun könne, den grollenden Albert väterlich zurück zu rufen und mich so um die Halbscheid des Erbtheils zu bringen. Da wandte ich mich rathfragend an den Oheim; der rieth mir: daß man zur Sicherheit den Albert für todt ausgeben und den Alten alsdann zu meinem Vortheil bearbeiten möge; er erbot sich, das erstere zu bewerkstelligen, das zweite solle ich selbst thun. Als ich einwilligte, ließ er durch fremde Hand dem Alten des Sohnes Tod melden und ihm den falschen Todtenschein zusenden. Diese Briefe sprechen darüber. Sie kennen die Welt, sind ein vernünftiger, erfahrungsreicher Mann; was hier verhandelt worden, ist zu Gunsten meines einstigen Gemahls, und folglich zu Ihren Gunsten geschehen. Lesen Sie, damit die Eifersucht Sie verlasse.' — Schaudernd las ich den Höllenzwang. — „Längst wollte ich auch diese Briefe verbrennen", berichtete Florine, während ich zu lesen begann; „aber der habsüchtige Oheim fordert eine ansehnliche Summe als Belohnung von mir; ich weise seine übertriebene Forderung zurück und halte durch Aufbewahrung seiner gegen ihn zeugenden Handschriften den Pocher im Zaum." — Nachdem ich gelesen, packte ich die Briefe zusammen und schob sie schweigend in meine Taschen. — „Was soll das?" fragte Florine. — Mit möglichster Ruhe erwiederte ich: „Ein so wichtiges Geheimniß fordert die zuverläßigste Bewahrung." — „Ich hebe solche Sachen sorgfältig genug auf!" versicherte sie. „Sie werden mir die Schriften sogleich zurück geben!" setzte sie gebieterisch und drohend hinzu. — Dieser Ton und die trotzige Geberdung befeuerten mich. „Diese Blätter sind mein, und keine Macht soll sie mir entreißen!" sagte ich fest und stark. „Mädchen, Florine! Du bist schrecklich!" fuhr ich, zur Offenheit übergehend, fort: „Dein Bruder, der hier moralisch gemeuchelmordet worden, ist mein Freund, ein guter Mensch, sofern der reine Wille den Jüngling gut seyn läßt. Menschlich, kindisch, jugendlich hat er gefehlt; Ihr aber habt ihn als Verbrecher dargestellt, sein äußeres Glück vernichtet und ihm durch diese geschriebenen Grabes-Riegel den Rückweg zum Vaterherzen und zur Lebensfreude für immerdar gesperrt. Mit diesen Briefen in der Hand will ich, sein Freund und Anwald, die morschen Todespforten sprengen, und ihn seinem Vater und der Lebensfülle wieder geben. Florine, willst Du **mit mir** seyn oder **gegen mich**? Dort will und kann ich Dich schonen, hier aber muß ich das Verbrechen der Oeffentlichkeit und dem Gericht anheim geben. Erkläre Dich!" — Ihr Auge rollte, die sonst bleiche Wange flammte, der Mund zuckte krampfhaft, der lebende Leichnam zitterte vor Schreck und Ingrimm. (Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

Hüte dich in moralischer Hinsicht vor jedem Geheimniß mit dir selbst; Alles was du hier verschweigen mußt, flüsterst du dem Teufel ins Ohr.

Der Schlachtruf: „Gott mit uns!" ist eine Lästerung; denn das Glück der Waffen ist nur darum so ungewiß, weil Gott, indem er nicht zornig werden kann, da völlig schweigen muß, wo man das Recht durch Frevel sucht.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Das erste Heft unserer landesständischen Verhandlungen ist im Druck erschienen und bei den Gebr. Hofmann für baare 12 Gr. zu haben. — Von den letzten Vorstellungen, welche vor dem Schluß unserer Bühne noch gegeben wurden, kann ich wenig oder vielmehr nichts sagen. Die diesjährigen ungeheuern großen Sommerhüte unserer Damen, die alle Aussicht versperren, haben mich von meinem Platz verdrängt und gezwungen, das Freie zu suchen. Da haben wir doch endlich einmal ein erprobtes Mittel, Referenten und Rezensenten auf gute Manier und ohne daß es Aufsehen erregt, zum Schweigen zu bringen. — Gegen meinen letzten Bericht — die in Gotha bewerkstelligte Darstellung der Ermordung Kotzebue's auf der Bühne — haben sich manche Zweifel erhoben; ich kopire daher den Anschlagzettel: „Heute Mittwochs den 19ten Mai wird im Gesellschafts-Theater der Steinmühle aufgeführt: 1. Die Brandschatzung u. s. w. 2. Die Einladungs-Karte u. s. w. — Zum Beschluß: Die Ermordung des Herrn von Kotzebue. Plastisch-mimische Darstellung in 7 Bildern, mit der bengalischen Flamme beleuchtet. — Personen: Herr von Kotzebue. Dessen Gemahlin. Deren Tochter. Ein Kind. Studiosus Sand. Fremde. Kammerdiener und Hausleute des Hrn. v. K." — Soll's noch nicht wahr seyn? — Professor Oken in Jena hat nun wirklich seine Entlassung erhalten. In einem der letzt herausgegebenen Blätter seiner „Isis" sagt er: „Die Isis wird fortdauern, und sollte sie unter dem Schutz des türkischen Kaisers gedruckt werden." — Der Schlachttag von Waterloo ist hier, wie gewöhnlich, festlich begangen worden, d. h. man hat gegessen, getrunken, getanzt, Vivats ausgebracht, Feuerwerke abgebrannt u. s. w. Unter meinem Fensterchen sagte ein abgedankter Soldat, der das Ehrenzeichen von Waterloo auf seinem zerrissenen Wams trug, Holz. Die dichten Schweißtropfen perlten dem treuen Krieger über die, von Pulver und Sonne verbrannten und gebräunten Wangen. Als die Raketen plazten, machte er Feierabend und trank das Wohlseyn Blüchers und Wellingtons — in klarem Brunnenwasser! — O, hätte der vergessene Arme nur an diesem Tage die Brodsamen gehabt, die von dem Tisch der Reichen fielen!! — In meinen früheren Berichten habe ich auf eine abentheuerliche Figur, die sich unter dem Namen des „schwarzen Beckers" einige Zeit in Weimar und später dann in Jena herum trieb, aufmerksam gemacht; da dieser fahrende Ritter mit Gewalt und ohne alle Aufforderung in die Sand-Kotzebueischen und andern dahin einschlagenden Angelegenheiten sich zu drängen suchte, so ist es vielleicht verdienstlich, wenn ich etwas von seinen tragischen Abentheuern in Jena hier mittheile. — Dieser Fremdling, der sich durch sein höchst zweideutiges Benehmen die Feindschaft der dortigen Burschenschaft zugezogen, wurde neulich — nachdem er einige Tage vorher dem Morder Sand (!) ein Lebehoch (!!) gebracht hatte — durch die, so herbei geleiteten Umstände gezwungen, Jena eiligst zu verlassen. Den 9ten Juni früh ward am „schwarzen Brett" ein Zettel, ohngefähr des Inhalts: „Schwarz ist die Nacht, schwarz ist der schwarze Becker u. s. w.! Bursche, hütet euch!" — gefunden. Um 10 Uhr waren auf dem Markt mehr als hundert Bursche versammelt, und als sich der Schwarze im Gasthof zur Sonne am Fenster zeigte, erschollen von allen Seiten die Stimmen: „Fort mit dem Schwarzen! Fort mit dem S——! — Becker verfügte sich hierauf, um Schutz bittend, zu einem Polizei-Beamten; der konnte aber nur wenig Trost geben, rieth ihm vielmehr: sobald als möglich Jena zu verlassen. — Becker vertauschte schnell seine bisher getragene sogenannte altdeutsche Tracht mit einem alten Flausrams, und nahm Extrapost. Als er sich in den Wagen setzte, umringte ihn ein Haufe Bursche. Er warf einige gedruckte Blätter — wahrscheinlich seinen letzten Aufsatz im „Reichsanzeiger" — aus dem Wagen. Dieser Kunstgriff glückte indeß nur halb; eine Abtheilung Bursche geleitete ihn unter Lärmen und Schelten — Einige begrüßten ihn sogar mit einem Steinhagel — bis an die Oehlmühle auf der Chaussee, die nach Weimar führt. Nach seiner Abfahrt ist sein Zimmer von dem akademischen Senat unter Siegel genommen worden; auch hat die Burschenschaft — da der Schwarze, wie bekannt, ein allzeit fertiger Schriftsteller ist — von dem Vorgang dieser Sache ein Protokoll aufnehmen lassen, damit die nöthigen Erläuterungen, nach Umständen, seiner Zeit durch den Druck zu Tage gefordert werden könnten; dem wir daher auch nicht vorgreifen wollen. — Becker kam hierauf nach Weimar, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Von da ist er nach Erfurt abgereist, wo ihn ein russischer Fürst als Verwalter in seine Dienste genommen haben soll. Wir enthalten uns bei diesen sonderbaren Auftritten aller Raisonnements und Andeutungen, da wir überzeugt sind, daß die Feder eines wackeren Mannes über diesen Vorgang bald Licht *) ertheilen wird. — Am 24sten Juni — als dem Geburtstag unseres Erbprinzen — wurde mit einigen herkömmlichen Feierlichkeiten der Grundstein zu dem neuen Armenhause — Carlsstift genannt — gelegt. **A. Seltersheim.**

*) Das wird nöthig seyn; denn der Vorfall bleibt, ohne Urtheil der Behörde, ein Exceß; selbst wenn man allerdings mit Recht empört seyn durfte über die Frechheit, einem Mörder ein Lebehoch zu bringen. D. Herausgeber.

Bei Canandaigua in Ober-Canada hat der englische Reisende Hall eine brennende Quelle entdeckt. Sie befindet sich in einer Schlucht, deren Wände, von Thonschiefer, an 40 Fuß hoch sind, und durch welche ein kleiner, sich hin und her windender Bach fließt. Die lebhaft auf dem Wasser brennende Flamme ist glänzend roth. Dieses Feuer soll unaufhörlich fort brennen; das angezündete Wasser gab einen starken Schwefelgeruch, hatte aber keinen ausgezeichneten Geschmack, und war von gewöhnlicher Wasser-Temperatur und nur einige Zoll (inches) tief. (Hall's Travels in Canada.) H.

Die jungen Conscribirten von Sévres, welche neulich loosen mußten, trugen eine weiße Fahne mit den goldenen Worten des französischen Regulus: „Die Conscribirten sterben (lieber daheim?), aber sie ergeben sich nicht!" (Constitut.) — gern in ihr Schicksal? — Jene vermaledeite Parodie wäre vielleicht mit den beiden, hier hinzu gefügten Fragesätzen der Conscribirten eigentliche Meinung!

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 10. Juli. 112tes Blatt.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. (?)

Schiller.

Wahr sey das Weltgericht schon durch die Weltgeschichte? Wahr? Was ist den Menschen wahr? — Dem Türken sein Koran! Dem Christen seine Bibel! Leibnitz dem Deisten; Spinoza dem Atheisten! Napoleons Größe seinen Bertrands, Napoleons Nichtgröße unseren Arndt's! — Jedem das, woran er hängt! — Und doch wäre Geschichte die einzig gerecht lohnende und rächende Richterin?! — Was soll denn richten? Die That? Aber es ist ja nur das Verhältniß, unter dem sie geschieht, und nur der Wille, durch den sie hervor gerufen wird, die mein Verdienst bestimmen? — Nicht sie, nur der Zweck adelt! Nicht sie, nur die Absicht entehrt! — Wer soll richten? — Der Historiograph des Reiches? — „Was ihr doch für unverschämte Lügner seyd!“ so rief jener große Habsburger aus. — Der Geschichtschreiber überhaupt? — Der gleichzeitige? — Er kenne die That; sind ihm darum schon alle Verhältnisse, alle Hebel enthüllt? Gelüftet die Schleier der Herzen? — Und sind sie es, wird — darf er es wagen, den Zorn seines Jahrhunderts zu reizen? — Und wagt er es, werde ich seine Geschichte auch lesen dürfen? — Und hätt' ich sie, was habe ich gewonnen? — Um zu richten, muß er wägen, urtheilen. Du guter, ehrlicher Lucian von Samosata! Ein Freund der Wahrheit, gleich billig, gleich wohlwollend, edel, unbestechlich, ohne Menschenfurcht sey dein Geschichtschreiber? — Er kenne nicht Herrscher, nicht Vaterland? — Ach, vom neunten Himmel führt keine Straße herab! Noch ward dein Geschichtschreiber nicht geboren!! — Und sey er dann Alles, was hier begehrt wird — noch hat er eine Phantasie, die wirkt; noch einen Verstand, der sich betrügen kann; noch hat er nothwendig ein höchstes Ideal, nach dem er ringt, das ihn beherrscht; noch kann ihn ein Podagra verstimmen. Oder — richten soll der später geborene Geschichtschreiber? Sind ihm die Gegenstände nicht zu sehr in die Ferne gerückt? — Und sind sie es auch nicht, was hat er vor dem gleichzeitigen so überwiegend voraus? — Also richte der Leser?! — Ich denke jenes Hofnarren, der, als selbst seine Todtenschädel von der Spitze des Berges nach allen Seiten kollerten, ausrief: „So viele Köpfe, so viele Sinne!“

Vor dem Tage bei Pultawa galt Karl der Zwölfte der Welt für groß. Hätte ihm die Sonne des Sieges auch an diesem Tage geschienen, er gälte es ihr noch. Woran hängt nun dein Urtheil, Geschichte?

„Der Feind flieht, seine Kriegskasse, seine Bagage, seine Artillerie, seine halbe Armee ist gefangen, sein halbes Reich in der Gewalt —“ Geschichte! nun nenn'st du mich einen Helden, einen Sieger, einen Eroberer? — Aber ich siegte nur darum, weil der Feind die Kunst zu siegen nicht verstand? Ich eroberte nur darum, weil es dem Feinde an Muth, sich zu vertheidigen, gebrach? Geschichte, was ist dein Urtheil werth? — Wäre Napoleon an der Stelle des tapferen Desaix bei Marengo gefallen, er gälte ewig für edel und groß. Dem Cocles der Roma, ihrem Scävola und Decius, dem Leonidas der Griechen und ihrem Epaminondas prangte er zur Seite, und nach Jahrhunderten stände noch, verehrend

und bewundernd, der Enkel an seinem Grabe. Würde er aber deswegen wirklich edler, größer seyn? — Was er später vollbrachte, lag längst begehrt in seiner Brust!

Geschichte! Nenne mir die Elle, an welcher du die Größe eines Menschen messen, die Wage, auf welcher du sein Verdienst wägen willst! — An der Elle, auf der Wage des Vaterlandes? — An der Elle, auf der Wage der Menschheit? — Kann das Vaterland nicht Gründe haben, den Mann an zu beten, welchen alle übrigen Völker verfluchen? Und weinen nicht oft Nationen über Tugenden, denen die Menschheit die Palme reicht? — Huß kämpfte für die Menschheit, und die Menschheit muß ihn preisen. Huß zerspaltete sein Vaterland, und Böhmen muß ihm fluchen. Und wie größere Beispiele giebt es noch! —

Willst du, Geschichte, nun richten auf der Wage des Vaterlandes, so predigest du das Laster: dein Zweck heiligt deine Mittel! Willst du richten auf der Wage der Menschheit, so bist du ungerecht: du wägst die Pflichten als Bürger nicht! — Hinweg also mit dem falschen Satze: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Das Höchste, was sie vermag, ist: die Zeit zu stellen in die Zeit, auf zu fassen ihren allgemeinen Charakter, und diesen, wechselseitig entwickelnd, zu knüpfen an die Folge. Das Resultat, das Geschichte giebt, liegt schon vor ihr, vor dem denkenden Geiste: Geschichte ist ihm lediglich die Summe der Punkte, an die er seine Erinnerung knüpft!

Johann Gunz.

Versprechen macht Schuld.

(Schluß.)

„Sie rasen!" sprach Florine nach einem langen Schweigen mit gepreßter Stimme; „soll ich mich selbst zerstören?" — „Zerstöre die Folgen Deines bisherigen Thuns und sein Angedenken!" rief ich; „werde, was Du längst hättest seyn sollen, ein edles Mädchen, des Bruders gute Schwester; dann nur kannst Du forthin ein glückliches Weib seyn. Wirf bereuend den Raub von Dir! Wie magst Du Segen hoffen von fluchwürdiger That? Lebensfreude erwarten vom Brudermord? — Geh zum Vater und sprich: Du seyst durch falsche Nachrichten, durch Verläumdung getäuscht worden, Albert lebe, Albert sey brav. Fordere von dem Vater: daß sein letzter Wille zurück genommen, daß dem Bruder der Güter Hälfte gegeben werde, und führe Du selbst den Heimkehrenden in des Greises Arme. Wenn das geschehen ist, sollen diese Schandbriefe in lichten Flammen auflodern und ihre Asche das Verbrechen und den Haß bedecken für immer. Weigerst Du Dich aber, so soll das Gesetz richten, und schaudernd sehe die Welt in der Verstockten die bestrafte Betrügerin!" — „Verräther! Heuchelnder Bösewicht! Schlange, die ich thörigt wärmte!" schrie sie und sank in das Sopha zurück. Ich fürchtete die Rückkehr der Krämpfe, doch sie blieben aus: vielleicht die Wirkung meiner Arznei! Als sie nach kurzer Zeit die Augen wieder öffnete und sich matt empor richtete, starrte sie mich lange an, reichte mir dann die Hand und sagte leise: „Vergebung, Biedermann! Verzeihung der Irrenden! Ich fühle mein Unrecht und bereue. Vergebung!" — Die bebende Hand nehmend, sprach ich forschend, aber sanft: „Die wahre Reue trägt Früchte. Werden Sie meinen Wunsch gewähren?" — „Und wenn die Reue, im Bunde mit der Liebe, mich Ihrem Willen unterwirft, wenn ich um Ihretwillen werthvolle Güter hin zu geben fähig wäre?" fragte sie: „Was dann?" — Ihr gesenktes Auge sprach verständlich. Die Heirathslust, nicht ernste Reue entlockte ihr die Frage. Sie wollte nur, mich auf's neue betrügend, durch das Opfer sich einen Mann in mir erkaufen. Dies erkennend, griff ich zu gleichen Waffen und sprach, doppelsinnig in der Hauptsache, also: „Dann sey Alles vergessen und meine Liebe Ihnen zugewandt!" — Die gute Schwester wollt' ich freilich lieben! — „Wohl dann!" antwortete sie rasch und entschlossen. „Mein Vater wird freilich staunen, zweifeln, doch Sie sollen als Zeuge gelten; er liebt Sie und wird Ihnen und mir glauben." — Sie forderte ausdrücklich meine Gegenwart bei der bevorstehenden Entdeckung am andern Morgen. Ich sagte zu und ging, sie der Ruhe überlassend, mit den Briefen in der Tasche hinweg.

Der Sturm des Tages hatte mein Inneres bewegt, um so mehr bewegt, als ich meinem Aeußeren den Anstrich der Ruhe lange zu verleihen gesucht hatte; mein Blut wallte, ich brachte die Nacht schlaflos hin. Am Morgen begab ich mich zur bestimmten Zeit nach meines Vaters Hause. Florine befand sich schon in seinem Zimmer. Bertram hatte den guten Alten laut und heftig sprechen hören, in seinem ganzen Wesen eine große Bewegung, in seinem Auge Thränen zu bemerken geglaubt. Ich ward zu ihm gerufen; er stand mit gefalteten Händen vor Florinen, die mit verhülltem Antlitz im Sopha lehnte.

„Laß uns allein!" gebot er der Tochter, und Blick und Ton war nicht gar mild. „Ich will mit diesem Manne allein reden!" — Mühsam erhob sie sich und wankte, auf Bertram gestützt, hinaus, nachdem sie noch einen flehenden Blick auf mich geworfen hatte. — „Lieber Schröder!" sprach mein guter Alter mit gebrochener Stimme und reichte mir die Hand; „Sie sind ein Freund meines Hauses, dessen Geschichte Sie jedoch nicht kennen. Erfahren Sie diese und rathen mir!" — Er erzählte nun, was mir nur zu bekannt war, und schloß damit: wie Florine jetzt, zu seiner unbeschreiblichen Verwunderung, ihm ein Gewebe von Irrthümern, falschen Nachrichten und Mißverständnissen, so auch den todtgeglaubten Sohn als lebend gezeigt, und um dessen

Wiederaufnahme gebeten habe. „Die Leichtgläubige" setzte er hinzu, „ließ sich täuschen, und leider! — so scheint es mir — nur zu **gern** täuschen, um dann auch mich irre zu leiten. Doch wenn dem so ist: was muß ich thun?" — „Ruft Ihnen nicht das Orakel in Ihrer Brust die Antwort auf diese Frage zu?" forschte ich ernst, aber sanft. — „Wenn Albert nichts verbrach" — fuhr er fort — „Florine spricht, Sie kennen ihn. Sagen Sie mir, ist er wirklich brav?" — „Ich, sein vertrauter Freund, könnte leicht partheiisch seyn!" erwiederte ich. „Besser, daß Sie Urtheile von Fremden über ihn vernehmen. Lesen Sie diese Zeugnisse!" — Ich reichte sie ihm dar. Er las und konnte seine Rührung nicht verbergen. „Gut, herrlich, vortreflich!" rief er mehrere Male laut aus und Freude strahlte von seinem Auge. Als er gelesen, entbrannte sein Zorn gegen Alberts Verläumder, unter welchen er auch, trotz meinem Schweigen und der fest beschlossenen Vernichtung jener Briefe, Florine als Hauptperson sah, obgleich er ihre Schuld nur ahnen konnte. Endlich belegte er sich selbst mit dem bitteren Vorwurfe thörigter Verblendung, Leichtgläubigkeit und Schwäche. — „Aber wenn er sich rein wußte" rief er: „warum kam er nicht, mir seine Unschuld dar zu thun?" — „Vermochte er es auch" entgegnete ich, „durch den Zauberkreis zu brechen, den Arglist und tückische Erbschleicherei um Sie her gezogen hatten? Jetzt aber ist der Schlangenring durchschnitten: darf er nun sich nähern?" — „Er zögere nicht" entschied er, „Ersatz zu nehmen und ihn mir zu geben. Ach, ich habe viel entbehrt; doch mehr noch hat der bestrickte Vater gut zu machen. Sie, sein Freund, kennen seinen Aufenthalt. Lassen Sie ihn zu mir eilen; wo ist er?" — „Zu Ihren Füßen, mein Vater!" sprach ich, und sank knieend vor ihm zu Boden. — „Wie?" rief er überrascht. „Sie wären —? Du bist —?" — „Ihr verlorner Sohn Albert!" rief ich weinend, „den man von Ihrem Herzen riß und aus Ihrem Hause trieb, nur um ihn aus Ihrem Testament gestrichen zu sehen. Vater, der unbesonnene Knabe kränkte Sie oft durch Muthwillen, der Mann wird Ihnen nur Freude gewähren und Liebe um Liebe!" — Bewegt umfing er mich und riß mich rasch empor an seine Brust. Ein tiefes Schweigen sank hernieder; nur Thränen sprachen und Blicke voll Lieb' und Wonne feierten das Fest des neuen Bundes. — Ruhiger geworden nach dem Freudenrausch, ordneten wir unsere neuen Verhältnisse. Der Vater warf das Testament ins Feuer, fluchte Florinen, und wollte ihr thun, wie er mir zuvor gethan; doch hielt ich ihn davon zurück und entschuldigte sie mit der fehlerhaften Erziehung, welche die Mutter ihr gegeben, dem Reiz des Beispiels und der Gelegenheit, die von Jener abstammten. Die Aermste ward — seit sie vernommen, daß ich ihr Bruder und nicht ihr Bräutigam sey — wieder von Krämpfen befallen, und war durch diese Leiden, wie durch die vereitelte Hoffnung, ohnehin elend genug. Auf meine Fürsprache setzte der Vater ihr einen hinreichenden Unterhalt und eine namhafte Summe als Aussteuer fest, wollte sie jedoch nie mehr sehen. — Sie verband sich später mit einem Rechtsgelehrten, starb aber schon ein Jahr nach ihrem Hochzeit-Feste. —

Als ich meinem Vater von dem Verhältnisse zu Marien sagte, forderte er: daß ich in seiner Gesellschaft sogleich nach Meißen solle. Freudig willigte ich ein, und wir reisten. — Maria hatte meines Vaters ganzen Beifall; fröhlich hieß er sie als Tochter willkommen, weissagte sich eine heitere Zukunft in ihrer und meiner Nähe, und konnte kaum die Stunde der Verlobung und die Zeit der Vermählung erwarten. Auch der Pastor gefiel meinem Vater ungemein, wie dieser jenem; gleiches Alter, gleiche Bildung, gleiche Neigung und Tugend band sie nicht minder an einander als die Verwandtschaft. — Mein Physikat zu Liburg gab ich auf und wohnte bei meinen beiden Vätern in der Hauptstadt, wo ich Gelegenheit zur Thätigkeit als Arzt im Ueberschwange fand und durch manchen Erfolg mir bald einen ehrenvollen Ruf erweckte. — Nichts von meinem Glück als Mariens Gatte. Wer das Aehnliche nie empfand, begreift die Schilderung nicht, und wer es je empfand, bedarf zur Theilnahme der Darstellung nicht. — Verjüngt erschienen beide Väter, als späterhin die liebliche Tochter ihnen den Enkel zum Segen darreichte. Der alte treue Bertram war wieder regsam geworden, wie ein Jüngling, und versicherte: nun, da er mein Glück erneut gesehen, wolle er gern sterben, doch nur, wenn es seyn **müsse**. Und ich? — verzeih es mir die christliche Duldung, wenn diese Maria in ihrem Liebreiz vor meinem Blicke höher stand, als ihre gebenedeite Namens-Ahnfrau, die heilige, lichtgekränzte Gottes-Mutter.

Fündlinge.

Einst sahen die Einwohner der Stadt Mailand einen Engel in den Wolken. Die Klügsten wurden bestürzt. Endlich bewies ein Naturkundiger der Versammlung: daß, was sie für eine Erscheinung hielten, nur der Wiederschein des steinernen Engels auf dem großen Thurm von St. Gotthardt wäre, der sich mittelst darauf gefallener Sonnenstrahlen in dichtem Gewölk spiegelte.

Ein junger Schriftsteller behauptete: das beste Mittel, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, sey: vor demselben recht oft zu erscheinen. „Sie wissen's zu benutzen!" setzte er hinzu, und wandte sich zu **Dorat**. — „Wir gleichen dem Landmann!" erwiederte der Dichter bescheiden; „er säet mit vollen Händen, aber nicht alle Körner gehen auf."

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Diesmal theile ich Ihnen eine Nachricht mit, die sehr befremden, ja fast unglaublich scheinen wird: man geht damit um, das hiesige Theater, ich meine das große Stadt-Theater, eingehen zu lassen. Dieses ist nicht bloß ein Stadtgerücht oder Theetischgeträtsch, sondern eine unumstößliche Wahrheit, für die ich mich verbürge. Die Direktoren desselben, die Hrn. Herzfeld und Schmidt, haben nämlich bei dem Senate darum angehalten, ihren Kontrakt mit der Stadt aufheben zu dürfen, weil sie beweisen können: daß sie seit zwei Jahren stets von ihrem eigenen Vermögen zugesetzt haben, um ein Etablissement zu halten, das so sehr zum allgemeinen Vergnügen dient und im Ganzen so wenig vom Publikum unterstützt wird. Sie haben um eine Commission zur Untersuchung dieser Sache gebeten, und wollen und können das Theater nicht aufrecht erhalten, wenn ihnen vom Senate nicht die Erlassung der Abgabe von $\frac{1}{8}$ der Einnahme — die vorher, wie es nach der Lage der Sache recht und billig, stipulirt wurde — zugestanden werde. Diese Begebenheit, so seltsam sie auch scheint, liegt ganz im Druck der Zeit und wird durch diesen erklärt. Eines Theils werden die Forderungen der leistenden Künstler immer größer; denn unser erster Sänger, Hr. Gerstäcker, bekam — wie ich hier hörte — jährlich 10,000 Mark; Mad. Becker 8,000, Andere nach Verhältniß; und da die Forderungen des Publikums, das eigentlich Alles für sein Geld haben will, stets stiegen, aber die Einnahme fiel, so ist das Wunder erklärt. Man fordert von der hiesigen Bühne — die keine öffentlichen Fonds hat, wie dies bei königlichen Bühnen der Fall ist, sondern noch große Stadtgefälle entrichten muß — Opern, Ballets, Lustspiele, Tragödien, Drama's u. s. w. In andern großen Städten, wie z. B. in Paris und London, wo die Schauspiele auch Privat-Unternehmungen wurden, sind die Oper und das Schauspiel, ja sogar Lust- und Trauerspiele ganz getrennt, und ein Unternehmer der Art hat also auch nur für das eine oder andere ein Personale zu werben; hier aber muß Alles vereinigt seyn, um das Publikum zu befriedigen, das oft nicht eben allzu bescheiden in seinen Forderungen ist. — Das Gleichgewicht zwischen der Einnahme und Ausgabe mußte aber schon ohne die angegebenen Gründe aufgehoben werden, da der Kaufmannsstand — der begreiflich in einer Handelsstadt, wie Hamburg, allein entscheidend seyn kann — jetzt so gedrückt ist, daß man sich selbst in diesem Vergnügen ein zu schränken gezwungen ist. Auch die ältesten Kaufleute erinnern sich keiner solchen Zeit, und obgleich immer geklagt ward, scheint die Klage jetzt doch ganz gegründet. Nirgends Geld, nirgends Muth noch Vertrauen; obgleich durch den Bruch vieler der ersten Häuser des Nordens eine unermeßliche Masse von Papiergeld vertilgt worden: es ist nichts da, um es an die Stelle dieser Scheinmassen zu setzen; und dies wirkt unglücklicher, als man glauben sollte. Die Colonial-Waaren stehen hier fortwährend hoch, besonders der Kaffee; aber, es klingt fast lächerlich, man würde gewinnen können, wenn man von hier diese — nach den Colonien führte. Alle Artikel sind überreichlich; da aber nirgends Geld noch Vertrauen ist, liegen sie in den Speichern aufgehäuft — und verderben. In den Colonien, und besonders in Nordamerika, ist aller Credit für den Norden Europa's durch den Bruch der ersten Handelshäuser so durchaus vertilgt, daß nur gegen baares Geld zu kaufen ist. Einige Artikel waren im Mai und Juni in New-York bewunderungswürdig wohlfeil; so kaufte man gegen baare Zahlung, aber auch nur gegen diese, den besten Carolina-Reis zu 3, zuletzt zu $2\frac{1}{2}$ Dollars; die Baumwolle zu 17 und 14 Cent's das Pfund, beste Sorte. — Nichts ist aber trauriger, als der Kornhandel; denn trotz des Segens des letzten Jahres und der Aussicht auf ein eben so gutes, stehen die Kornpreise verhältnißmäßig immer noch hoch; doch wer sich darauf einläßt, verliert, denn er kann wohl Papier, aber weder Sicherheit noch Geld erhalten; dennoch landete in der vorigen Woche hier — als Fülle zur Ueberfülle! — ein Schiff mit Weizen aus — Odessa! — Das Mißtrauen der handelnden Welt unter einander — seit dem Bruche von Schwarz und Rettich hier und Klein und Zuckerbackers, zum Theil in Folge dieses, in Riga; Oppenheimers und Seelig's in London, so wie das Schwanken, das Stocken der sonst allersichersten Häuser — nimmt täglich zu, und Jeder sagt seufzend: Wie will das werden?! — Ein sonst ganz sicheres Haus hat den sehr lobenswerthen Entschluß gefaßt, zu liquidiren und nichts mehr an zu nehmen, um sich nicht in Verlegenheiten zu begeben. — Daß bei solchen Mißverhältnissen zwischen Gewinn und Verlust die Künste nicht erblühen können, ist leicht zu denken; gleichwohl bestehen hier nicht allein 16 Journale — wie ich neulich anzeigte — sondern gar 18, wie ich zu meiner Verwunderung seitdem erfahren; ich nenne also noch die weltbekannte „Minerva" des Hrn. v. Archenholz, die noch nach seinem Tode lebt, und das „politische Journal", das vom Hrn. v. Schirach hier herausgegeben wird. Bei solchen Journalen, die nach dem Tode ihrer Redaktoren erscheinen, kann ich mich einer schauderhaften Idee nicht erwehren; so habe ich, so oft jetzt noch das Kotzebuesche „literarische Wochenblatt" nachgeliefert wird, die Empfindung, die mir der Anblick eines getödteten Körpers geben würde, von dem einzelne Theile sich noch fortwährend nachbewegen, wenn schon das Leben entflohen ist. — Bei dem, oben besprochenen Verfall des Erwerbes leiden nun freilich nicht allein die Kaufleute, sondern alle Klassen, und die Armuth wird mit jedem Tage drückender; ach! daß mit dieser auch so sichtlich die moralische Verderbniß zunehmen muß! — Es herrscht in der That eine so empörende Sittenlosigkeit, eine so tagediebische Bettelei, eine so schauderhafte Betrügerei in den niedrigsten Ständen Hamburgs, daß das Herz stündlich vom Anblick derselben zerrissen wird. Es ist gewiß, daß ein solcher moralischer Verfall auch auf das Aeußere der Menschen Einfluß haben muß, und er hat es; denn wahrlich abschreckend sind die Physiognomien der Leute aus den niederen Ständen; da ist nicht allein alle Frische, sondern in der Mehrheit auch jede Gutmüthigkeit, jeder Zug edlerer Natur aus den bleichen Gesichtern verschwunden, die gewöhnlich noch dazu einen entschiedenen Zug von der allerfurchtbarsten Leidenschaftlichkeit an sich tragen. Jeder Fremde erschrickt über die allgemein verbreitete Verzerrtheit und Häßlichkeit der Volksmenge, und mir selbst ging es nach meiner vierjährigen Reise eben so. — Möge sich Alles zum Besseren kehren!

— * —

Die prächtige Zeichnung des Malers Gerhard, die Taufe des Königs v. Rom vorstellend und die Portraits Napoleons, der Kaiserin Louise und der vornehmsten Personen des damaligen Hofes enthaltend, ist neulich auf einer Auktion in London für 510 Guineen einem Fremden zugeschlagen worden, der sie für die Herzogin von Parma erstanden haben soll. (Times.)

Lord Steward hat bekanntlich die schöne reiche Lady Vane Tempest vor Kurzem geheirathet und von ihr den Namen Vane angenommen. Vane heißt eine Wetterfahne und wird zugleich ausgesprochen wie Vain (eitel). Tempest bedeutet Sturm. Der Dichter Arno hat darauf ein Sinngedicht und Wortspiel gemacht, welches in der „Times" abgedruckt ist, und im Deutschen etwa so zu lesen wäre:

Die schöne Braut hat reiche Mitgift dir gebracht;
Nun soll mit Vane und Vain die Welt dich eitel nennen?
Doch Glück ist flüchtig! Eitler, hast du's auch bedacht
Daß schnell die Fahn' (Vane) es dreht, und Stürme
(Tempest) folgen können?

Beilage. Das im 76sten Blatte des „Gesellschafters" versprochene einzelne Blatt der „Studien nach alten florentinischen Malern" vom Professor C. L. Ruhbeil, wird hiermit ausgegeben. Es ist eines der kleinsten Blätter gewählt, wie es das Format dieser Zeitschrift bedingte; das Werk selbst ist in groß Folio gedruckt, weil die meisten Platten diese Größe haben. D. R.

XV

2. Taddeo Gaddi
in S. Maria Novella a Firenze

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 12. Juli. 113tes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Dritter März-Dienstag.

Genuß des Menschenfleisches.

Schon der Gedanke, daß ein Mensch den andern morden und dessen Fleisch verschlingen sollte, erfüllte mich stets mit so mächtigem Schauer, daß ich mir ein solches Mahl kaum als möglich zu denken vermochte, und immer mehr gewann die Ueberzeugung in mir Raum: daß, was man von Kannibalismus sagt, wohl nur auf der Unkenntniß oder dem Irrthum früherer Reisenden beruhe, die etwa Thierknochen mit Menschengebeinen, oder Menschenopfer mit Anthropophagie verwechselt haben mochten. Aber da ich heute bei dem Oheim die Rede auf diesen Gegenstand leitete, so versicherte er: daß vielmehr unsre mehr ausgebreitete Völkerkunde eine Sache, die man lange unglaublich finden wollte, gänzlich außer Zweifel gesetzt habe. — Doch müssen wir — fuhr er fort — den Kannibalismus wohl unterscheiden, wie dieser hervor tritt als herkömmliche Sitte, in der für das Volk, welches derselben ergeben ist, nichts Schauerliches liegt, und worin sich dessen höchste Barbarei kund giebt; oder wie er als ein Gebrauch erscheint, welcher nur mit eigenem inneren Grauen und Widerstreben von denen vollbracht wird, die daran Theil nehmen; oder endlich als etwas Gräßliches, wozu nur in besonderen Lagen einzelne Individuen von einem Volke sich verleiten lassen, das sonst ein Entsetzen vor solchem Genusse fühlt. In dem ersteren strengeren Sinne findet sich dann freilich der Kannibalismus nur auf einem geringen Theil der Erde, nur unter jenen, der Thierheit noch am nächsten stehenden Wilden, welche, fern von der gesitteten Welt, auf die einsamen Eilande des großen Weltmeeres verschlagen wurden, oder welche in den dichten Wäldern des südlichen Amerika eine undurchdringliche Nacht verdeckt, oder in jenen heißen entlegenen Landstrichen des inneren Afrika, wo die Gluth der Sonne alle Begierden des menschlichen Herzens bis zu wilder Wuth steigert. — Ich bat, mir diese allgemeine Beobachtung im Einzelnen zu erläutern, und das Unglaubliche durch Beispiele auf zu klären, indem er mir berichte: was er bei den Reisenden darüber gefunden.

Ich will Dir zuerst von dem eigentlichen Kannibalismus erzählen — entgegnete er — und sodann die Fälle und Verhältnisse berühren, in denen auch Menschen, die keine Kannibalen sind, zu dem Genuß des Menschenfleisches verleitet werden können und öfter verleitet worden sind. — Und nun erzählte er mir: In seiner gräßlichsten Erscheinung zeigt sich der Kannibalismus bei den schwarzen, negerartigen Eingeborenen der größeren Austral-Lande, von Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Caledonien u. s. w. Wen müßte nicht ein Schauer befallen, wenn er liest, was Billardiere von den Neu-Caledoniern erzählt. Diese Wilden — sagt er — sind unläugbar Menschenfresser. Man sah sie von frisch gerösteten Knochen das Menschenfleisch abnagen; Andere luden die Reisenden zu dem gräßlichen Mahle ein. Sie haben ein eigenes Instrument aus

geschärftem und polirtem Serpentin-Stein, der durch Flechten aus Fledermaus Haar an einem hölzernen Stiel befestigt ist. „Wir hatten — fährt der Erzähler fort — bis dahin den Gebrauch des Instrumentes nicht erfahren können; allein diese Wilden sagten uns: daß es dazu diene, die Glieder ihrer Feinde, welche sie nach dem Gefecht unter sich theilen, zu zerschneiden. Einer von ihnen zeigte uns den Gebrauch an einem Manne aus dem Schiffsvolke, welcher sich, auf seine Bitte, auf den Rücken legte. Erst stellte der Wilde ein Gefecht vor, in welchem der Feind unter den Streichen seiner Keule und seines Wurfspießes, die er heftig bewegte, gefallen wäre. Dann führte er eine Art pyrrhischen Tanz auf und hielt das mörderische Instrument in der Hand. Nun zeigte er uns, daß man damit anfange, den Bauch des Ueberwundenen zu öffnen, und daß man nachher die Eingeweide mit einem andern Instrument, welches aus zwei geschnittenen, polirten und in einem starken Flechtengewebe befestigten menschlichen Ellenbogen-Knochen bestehe, ausreiße und weg werfe. Er zeigte uns, daß man hierauf die Zeugungs-Werkzeuge los trenne, daß diese dem Ueberwinder allein zufielen, und Gebeine und Arme aus den Gelenken geschnitten und so, wie die andern Theile, an die Fechtenden, die sie dann ihrer Familie brächten, vertheilt würden. Es ist schwer, die wilde Begierde zu malen, mit welcher er ausdrückte: daß das Fleisch des unglücklichen Opfers erst auf Kohlen geröstet und dann von ihnen verschlungen würde. Auch gab uns der Kannibale zu erkennen, daß das Fleisch der Arme und Beine in Stücke von 7 bis 8 Centimeter Dicke geschnitten würde, und daß die muskulösen Theile für diese Völker ein sehr angenehmes Gericht wären. Wir konnten uns nun leicht erklären, warum sie uns so oft Arme und Beine mit dem Ausdruck des heftigsten Verlangens befühlt hatten. Sie bewegten dann die Zunge gegen die an einander gepreßten Zähne, öffneten den Mund wieder und pfiffen und klatschten." — Aehnliches aber berichten auch die Reisenden von den Neu-Holländern. Dem Engländer Grant zeigte eine Wilde dieses Landes jene ganze Operation, die an dem Schlachtopfer vorgenommen zu werden pflegt; und auch von den Neu-Seeländern, die nicht zu den schwarzen Austral-Negern, sondern zu dem lichteren Malayen-Stamm gehören, welcher über diese entlegenen Eilande sich verbreitet hat, erzählt schon Cook (und Kapitain King und Surville bestätigen seine Beobachtung): sie verzehrten ihre Gefangenen entweder auf der Stelle oder schleppten sie mit sich fort und fräßen sie bei ihren Wohnungen. Und nach ihrem Glauben wird die Seele des Menschen, dessen Leib die Feinde verzehrt haben, zu einem ewigen Feuer verurtheilt, indessen die Seelen, deren Körper ihren Feinden entrissen werden, oder die eines natürlichen Todes sterben, in die Wohnungen der Götter hinauf steigen. — Dabei bemerkt jener berühmte Reisende: „Unter allen Ländern des Südmeeres ist zwar Neu-Seeland das einzige, von dem wir mit Gewißheit behaupten können: daß daselbst die Gewohnheit herrscht, die erschlagenen Feinde zu essen; allein es ist höchst wahrscheinlich, daß sie ehedem auf allen Inseln dieses Meeres geherrscht hat: da überall, ohne Ausnahme, noch jetzt Menschenopfer gebracht werden, welche ganz augenscheinlich ein Ueberbleibsel von diesem abscheulichen Gebrauche sind, und es ist leicht begreiflich, weßwegen die Neu-Seeländer das unmenschliche Mahl, welches wahrscheinlich der letzte Akt jener schauervollen Feierlichkeiten war, länger beibehalten haben, als die übrigen verwandten Stämme, die einen milderen und fruchtbareren Erdstrich bewohnen." Aber sein eigener trauriger Tod läßt es kaum außer Zweifel, daß — was schon Turnbull bezeuget — auch auf den milden und schönen Sandwich-Eilanden noch jene barbarische Sitte herrsche. Und von Otaheiti und den Gesellschafts-Inseln erzählt Forster: daß — nach einer alten Sage der Einwohner — sich vordem daselbst Menschenfresser befanden (vielleicht die ursprünglichen Eingeborenen). Cook zählte 49 Schädel ehemaliger Schlachtopfer, welche auf dem Moral zu Otaheiti lagen. Keiner von diesen hatte noch von dem Wetter sonderlich gelitten. Dabei glaubten die Eingeborenen: ihr Gott komme des Nachts und fresse die Seelen der Geopferten, die sich so lange um den Opferplatz aufhielten, bis sich deren Körper völlig durch Fäulniß aufgelöst hätten, und es soll ein nothwendiges Stück der Ceremonie gewesen seyn, daß man dem Opfer das linke Auge ausgrub, dieses dem König darbrachte, es an seine Lippen in die Höhe hielt und ihm dabei sagte: er möge den Mund öffnen. Anstatt es aber hinein zu stecken, wird es sogleich wieder zurück genommen, und diese Ceremonie heißt hier: Menschen essen oder Speise des Königs. — Und umständlich berichtet uns Wilson von dieser Darbringung des Auges, als einer nothwendigen Feierlichkeit bei der Investitur eines neuen Königs, der er beiwohnte. Alle Unter-Befehlshaber, welche huldigten, hatten Menschenopfer mit sich gebracht, Einer deren drei, die Andern eines oder zwei. Jedem derselben schnitt ein Priester ein Auge aus, und bot es, in ein Plantanen-Blatt eingewickelt, dem jungen Fürsten dar, worauf die Leichname nach dem Moral gebracht und daselbst begraben wurden. Als Grund dieser scheußlichen Darbringung — sagt Wilson — giebt man an: daß, weil der Kopf für heilig gehalten werde, und das Auge der kostbarste Theil desselben sey, dieses dem König, als dem Haupt und Auge des Volkes, dargebracht werden müsse. Während der Oblation hatte der König den Mund offen, als wenn er das Auge verschlingen wolle, wodurch er

— wie die Eingeborenen meinen — höhere Weisheit und Urtheilskraft erhält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Glaube bestätigt alle Dinge.

(Aus einer alten Handschrift.)

Es begab sich zu der Zeit, als der Thee noch gar selten und theuer war, daß ein vornehmer Cavalier zu Mainz, der aber auch ein durchtriebener Schalk war, seinen Churfürsten und Herrn, sammt desselbigen Hofstgate, zu einem köstlichen Thee bat; maßen man bei Hofe von dem Theewasser, als von einem Tranke gesprochen, dessen guter Geschmack und hoher Werth nur in der Einbildung liege und doch so schweres Geld koste. Darum weigerte sich der Churfürst, des Edelmanns Bitte zu willfahren, sprechend: daß er ihm solche große Ausgabe nicht gern verursachen möchte. Der Edelmann hielt aber darauf, daß der Churfürst kommen sollte, und er willigte endlich in seines Dieners Begehr. — Da ließ der Edelmann große Kessel voll Wassers aufsetzen und Heu-Saamen darin absieden; für seinen gnädigen Churfürsten und Herrn aber ein klein silbern Keßlein absonderlich kochen, darin er von dem köstlichsten Thee that, den er bei dem welschen Kaufmann nur erlangen konnte für schweres Geld. — Und als der Churfürst ankam mit seinem Comitat, da ließ der Edelmann einschenken und darreichen, so viel man nur trinken mochte. Und Alle tranken, der Churfürst wie sein Comitat, fast viel, und als sie gingen und Abschied nahmen, da dankten sie dem Cavalier gar freundlich. Der aber sprach: „Allergnädigster Churfürst und Herr! ich bitt' Ew. Gnaden, daß Sie wolle absonderlich mit mir gehen nur eine kurze Weil." — Dieser folgte nun dem Edelmanne. Der führte ihn in die Küchen, schloß die Thüren hinter sich zu und sprach also: „Seht, gnädigster Herr! in diesem Silber-Keßlein ist Thee aus Sina, so theuer ich ihn nur hab' erkaufen können, Ew. Churfürstlichen Gnaden zu Ehren; und in diesem großen Kupfer-Kessel ist Heu-Saamen, so gut ich ihn nur hab' erlangen können von meiner großen Wiese am Rabenbusch; und was meine Hausfrau daraus kochen lassen, hat Euer Comitat gar gern getrunken als sinesisches Getränk, meinend, daß es vornehm und vortreflich schmecken müsse, weil ihr gnädigster Churfürst und Herr mit sonderlichem Appetit solchen Aufguß in sich trinke und denselben rühme." — Und der Churfürst lachte also, daß er den allerhöchsten Schmeerbauch mußte halten, und der Cavalier that auch lachen, also, daß der Comitat in der Stuben sich fast verwunderte, über was doch die Beiden, Herr und Diener, in der Küchen also fröhlich waren — wußten's freilich nicht, daß es über ihre Haut herging, erfuhren's aber nachher. — Und der Churfürst sprach: „Du Schalksknecht! warum hast Du doch also gethan?" — und es sagte der Edelmann: „Weil ich Ew. Churfürstl. Gnaden gern ein altes Sprüchlein wollte lebendig vorstellen: Der Glaube bestätigt alle Dinge!" — Da lachte der Churfürst noch zehnfach mehr, als erst. nahm den Cavalier bei der Hand, sprechend: „Du sollst nicht allein mich klug gemacht haben, auch mein Comitat soll klug werden!" — öffnete Augenblicks die Küchenthüren, rief herein den Comitat, und redete ihn also an: „Wollt Ihr wohl gern klug werden, wie auch Euer Churfürst und Herr ist klug worden?" — Und als sie einmüthiglich riefen: „Recht gern, gnädigster Herr!" — da führte sie der Churfürst zu dem silbernen Theekessel und zu dem kupfernen Heusaamen-Kessel, und ließ sie sehen und schmecken die Blättlein aus Sina und die Körnlein von der Rabenwiese, erklärte ihnen auch des Cavaliers gespielte Hinterlist und fragte: „Habt Ihr nun gespürt die Wahrheit des Sprüchleins: Der Glaube bestätigt alle Dinge?" — Und sie sprachen: „Ja, gnädigster Herr!" — und Einige waren, die da lachten, und Andere, die sich schämten, und wieder Andere, die ergrimmt waren ob des Betrugs, und noch Andere, die standen, wie die Säulen von Salz, wußten nicht, wie ihnen geschehen. — Alle aber nannten den Cavalier einen Schalksknecht, und hielten auf ihn, daß sie ihm thäten, wie er ihnen gethan. Der Schalksknecht entschlüpfete jedoch immer, als ein Aal, ihren Garnen.

Richard Roos.

Anklänge.

68.

Es lebt sich gut in Gottes Luft,
Wenn uns die Schuld nicht kettet;
Es schläft sich süß in tiefer Gruft,
Wenn sie ein Engel bettet;
Die Unschuld führt, als sich'rer Stab,
Durch Leid und legt dich sanft ins Grab.

69.

Kennst du ein Herz auf Erden,
Das treu und wahr dir schlägt:
So sprich nicht von Beschwerden,
Die Schicksal auferlegt;
Sey dann auch Sturm und Welle
Auf deinem Pfad im Streit:
Du kennst die heil'ge Stelle
Für deine Sicherheit.

70.

Bist deiner selbst du Herr auf deiner Lebensbahn,
Wird endlich das Geschick dir selber unterthan;
Zu stark ist's nur der Gier, allmächtig nur dem Wahn.

71.

Um einen Fehler, den du selber hast,
Verzeih' an Andern billig zehen Fehler;
Denn legst du einen wirklich dir zur Last,
Bist du von neunen ganz gewiß dir Hehler.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Man darf den wahren Thee nicht mit dem verwechseln, was die Chinesen Teha nennen. In der Provinz Cantong verkaufen sie als ächten Thee eine Art Moos, die auf den benachbarten Felsen von Mang-ing-hein wächst. Eine andere After-Art Thee wird in den nördlichen Provinzen von China an die Russen verkauft, und besteht aus ganz andern Blättern, als die Thee-Pflanze liefert. Wenn der Thee schon in China verfälscht wird, wie geschieht es erst in Europa? Was wir dort Alles unter dem Namen Thee trinken mögen?! Moos, Nesseln und Kräuter! (Morn. Chron.)

Paris. Gefundene Sache: Im Sitzungs-Saale der Deputirten-Kammer ist auf einer Bank, in der Nähe der Minister-Sitze, ein Papier gefunden worden, worauf sich ein Verbesserungs-Vorschlag für das Budjet befindet. Unten stehen die Worte: „Ehe ich diese Verbesserung der Kammer vorschlage, nehme ich mir die Freiheit, sie dem königl. Commissair, Herrn N. N. schuldigst vor zu legen." Hierauf folgte von der Hand des Commissairs: „Sehr wohl, Sie mögen sprechen!" (Independ.) Dieses Verfahren ist schon aufgefunden, seit man weiß: daß Unbestechlichkeit eine verlorene Sache ist.

Ein Brautpaar in Frankreich wollte sich aufbieten und trauen lassen. Der Bräutigam hieß mit Taufnamen Thermidor, die Braut Venus. Der Pfarrer wollte sie, um der revolutionairen und heidnischen Namen, durchaus nicht zusammen geben. (Vrai Libéral.)

Der Baron Troupé, früher Herausgeber des Moniteurs, giebt jetzt den Conservateur heraus. Im Independant steht darüber folgende Grobheit: „Den Dummköpfen, die am Conservateur arbeiten, fehlte es noch an einem ihrer würdigen Herausgeber; sie haben ihn gesucht, „et le sot est Trouvé".

Ein neuer Präfekt (vom uralten Adel) hat allen seinen Untergebenen verboten, den Mund vor ihm auf zu thun. Neulich stellte man einen Landmann vor seinen Richterstuhl, mit der Anklage: er habe ein Aufruhr-Wort gesprochen. „Angeklagter! — donnerte der Präfekt ihn an — wisset: daß ich das Recht habe, Euch zu befragen, und daß Ihr nicht das Recht habt, mir zu antworten!" (Vrai Libéral.)

London. Der Kanzler der Schatzkammer beantwortet fast immer auf unbestimmte Weise die Fragen im Parlement. Sein Lieblingswort ist: I doubt (ich zweifle). Morn. Chron. hat ein Trinklied aufgenommen, worin es am Schlusse heißt: der Kanzler war bei dem Weine so guter Laune, daß er zum ersten Mal statt: I doubt! ein Ja! aussprach.

Jemand wollte einen Justiz-Präsidenten loben, und nannte ihn den „Balken" in der Wage der Gerechtigkeit. (Vrai Libéral.) Dieses Lob ist ursprünglich französisch; denn le fléau heißt bekanntlich der Wagebalken, aber auch Flegel und Landplage.

Die Missionarien in Frankreich handeln mit Kruzifixen, Agnus dei, Skapulieren, Bildern, Rosenkränzen, Gebet- und Gesang-Büchern. Man hat im Ernst vorgeschlagen: daß sie ein Patent lösen sollen. (Vrai Libéral.)

Ein kleines Mädchen von 4 Jahren wurde in Derbyshire bei dem Versteckenspielen von der Mutter vermißt, vier Tage lang von ihr und Andern in der Gegend vergebens gesucht, und endlich am fünften im Moor, mit dem Kopf auf die Arme gelehnt, gefunden. Auf den Schrei der Mutter, die sie für todt hielt, richtete das Kind sich auf und bat: man möchte sie doch nicht schlagen. Die Beine waren im Wasser und angeschwollen; dies Wasser hatte ihr ein Pflanzenleben gefristet. (Morn. Chron.)

In Paris sind Arbeiter damit beschäftigt, die, über der Haupt-Eingangsthür zu der Kirche der heiligen Genovera (Pantheon françois) befindliche Inschrift: „Aux grands hommes la patrie reconnoissante" weg zu schaffen. (Journ. d. Francf.) Wahrscheinlich hat diese Inschrift auch gegen das Legitime gesündigt.

Von wem ist die Rede, wenn gesagt wird: In ganz London ist wohl Niemand, der sich nicht zu der Ehre und dem Vergnügen drängen wird, die Königin der Wüste, mit ihren dreien erlauchten Kindern in ihrem Schlosse öffentlich speisen zu sehen? — Diese Königin ist eine Löwin; dieser Palast die königliche Menagerie zu Exeterchange. (Morn. Chron.)

Bei Mons war ein Maire plötzlich von einer außerordentlichen Mattigkeit befallen worden. Die Mutter befragte darüber eine Wahrsagerin, und erfuhr von dieser: daß die Frau des Feldwächters den Maire behext habe. Sogleich läßt Jene die Frau kommen, schimpft sie erst derb aus, erklärt ihr dann: wenn sie diesen Zauber nicht löse, werde sie dieselbe sogleich verbrennen. Die arme Person beschwört hoch und theuer ihre Unschuld; aber die Mutter und Schwestern des Maires ergreifen sie, zünden ein großes Feuer an, und sind im Begriff, sie hinein zu werfen, als das heftige Geschrei der Unglücklichen mehrere Retter herbei zog, so daß sie noch mit halb verbrannten Kleidern davon kam. Die Einwohner singen dort übrigens schon längst: La mère est maire! (Independ.)

Unter den Büchern, welche mit auf der Verbots-Liste der spanischen Inquisition stehen; befindet sich auch: „Vorschlag über den Unterricht im Allgemeinen, und besonders über den in der Mathematik!" weil das Buch revolutionaire Grundsätze erweckt. (Independ.) Natürlich muß dort Alles, was auf klare Wahrheit sich gründet, als revolutionair gelten!!

Amosweod, von Boston in Amerika, brachte den 30sten Mai aus Concord in Massachusset eine Sau nach Boston, welche 596 Pfund wog. Ein Jahr nachher wog sie 1106 Pf. und ist noch immer im Zunehmen. Täglich wird mit ihrem Futter abgewechselt, wöchentlich einmal erhält sie Salzfische mit dem Wasser, worin sie abgelöscht sind. Sie hat nur ein Mal Junge geworfen; eines derselben wiegt schon 600 Pfund. Die Mutter mißt 9½ Fuß im Umfang und ist 8 Fuß lang. (Morn. Chron.)

Man trug anfangs Hüte mit großen niederliegenden Krempen, und nannte sie à la Bolivar; jetzt trägt man wieder welche mit sehr hochgestutzter Krempe, à la Morillo. So haben also die Leute die Politik wenigstens auf dem Kopfe, wenn sie etwa drinnen fehlt. (Journ. d. Par.) Die Mode-Politik könnte immerhin auch im Kopfe fehlen! —

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 14. Juli. 114tes Blatt.

Geschichten der Morgenländer.

Die Philosophen.

Als der Körper des Länder-Eroberers Alexander, des sogenannten großen Königs, nach Alexandrien in Egypten gebracht und dort in einem goldenen Sarge auf dem Markte aufgestellt wurde, versammelten sich die Weisen und Philosophen rings umher und sprachen also:

Philemon. Da! sehet ein Beispiel der menschlichen Nichtigkeit. O Alexander! du wolltest ein Gott seyn, unsterblich auch in den anmuthigen Höhen des Olympos herrschen, und nur der Tod, dieser Zerstörer jeder Täuschung hat dich, den Barbaren, der Menschlichkeit wieder gegeben.

Plato. Betrogen durch eitlen Ehrgeiz, wolltest du Alles verschlingen; aber was du gesäet, werden Andere erndten. Von allen deinen Eroberungen blieb dir nichts übrig, als die Verantwortlichkeit deiner Thaten.

Aristoteles. Wir Alle erreichen eben dasselbe Ziel, wie Alexander. Laßt uns aber klüger seyn, und der himmlischen Zukunft nicht über dem irrdischen Leben vergessen.

Philotas. Niemand wundere sich, daß uns Alexander in seinem Leben keine Lehre gab; er sah voraus, sein Tod würde uns genugsam belehren.

Metron. Vor wenigen Tagen noch gebotest du über Millionen Menschen, und jedes deiner Worte war ein Gesetz. Heute hörst du den Tadel nicht, der über dich ausgesprochen wird, und deine Gewalt ist zur Ohnmacht herab gesunken.

Sisiphas. Aus Furcht, sterblich zu seyn, ließ Alexander Millionen seinem Daseyn opfern, und hat dennoch den Tod mit dem Tode nicht vertreiben können.

Demetrius. Du, dessen Zorn so schrecklich war, warum schrecktest du nicht den Tod?

Philopater. Deine Stimme erschreckte ganze Staaten, und der Schatten deines Thrones bedeckte die Erde. Jetzt deckt dich bald selbst ein kleines ausgehöhltes Grab.

Solon. Nie war Alexanders Rede so gewichtig, als das Stillschweigen, welches ihm jetzt eigen ist.

Xenophon. Beweint ihn nicht; er hat aufgehört zu weinen. Vergießt vielmehr über euch selbst die Thränen.

Als die Philosophen aufgehört hatten zu sprechen, trat Alexanders Mutter, Olympia, zum Sarge, und rief: „O Sohn, o überaus ehrgeiziger Sohn! Du hast die mütterliche Liebe geflohen, das Glück deiner Macedonier blieb dir fremd. O! du hattest vergessen, daß wer Fremde beglücken will, erst den Seinen Zufriedenheit und Ruhe sichern muß. Für die Gegenwart lebt der Weise, für die Nachwelt ein eitler Thor!“

Die drei schätzbarsten Dinge.

Der durch seinen Edelmuth berühmte Nuschirvan, Schach von Persien, fragte einst seinen Groswezier: welches die drei schätzbarsten Dinge im menschlichen Leben wären? — „Gnädigster Schach!“ erwiederte der Befragte; „eine Frau, der Tod und das Bedürfniß. — Denn sieh', den Menschen wäre das unüberschwengliche Glück, einen so gerechten und liebenswür-

digen Fürsten zu besitzen, nie zu Theil worden, wenn es keine Frauen und Mütter gäbe. Nie würde Nuschirvan, der Vater Persiens, den Thron bestiegen haben, wenn sein Vorgänger unsterblich gewesen wäre. Und nie würde ich die Ehre haben, Großvezier zu seyn, wenn mein Schach nicht eines Großveziers zu bedürfen glaubte." — Nuschirvan lächelte, und verehrte dem Großvezier einen kostbaren Ring, zum Beweise seiner Werthschätzung.

Der Gefangene.

Zaid, König von Arabien, hatte in einem Gefecht hundert Gefangene gemacht. Er befahl, sie sogleich zu enthaupten. Einer der Gefangenen fiel ihm zu Füßen und bat nur um einen Trunk Wasser, um seinen peinlgenden Durst zuvor stillen zu können. Der König gewährte seine Bitte. Der Gefangene trank, und begehrte dieselbe Gnade für seine Mitgefangenen, welche gleich ihm nach Labung dürsteten. Auch diese zweite Bitte gewährte der König. — Als sie nun Alle getrunken hatten, sprach der erste Gefangene: „Gnädigster König! Du hast uns als Gäste behandelt, und die arabische Gastfreiheit wirst du gewiß so wenig verletzen, als der gemeinste Araber." — Zaid freute sich dieser sinnreichen Auslegung der Gastfreiheit, und schenkte Allen das Leben.

J. Polt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Fortsetzung vom dritten März-Dienstag.

Wenn aber diese Opfer auf Otaheiti sich als die Ueberreste einer Sitte erhalten haben, die bereits aufgehört hat, so erzählen uns Herr von Krusenstern und Langsdorf von dem Kannibalismus, als noch bestehend auf der schönen Insel Nukahiwa, dem größten der Marquesas- oder Washingtons-Eilande. Wir erfahren: daß die Nukahiwaer aus Haß und Gewohnheit ihre Feinde verzehren. Eingewurzelte Vorurtheile und Lüsternheit nach Menschenfleisch sind die Hauptursache ihrer Kriege. Ja, auch durch offenbare Gewalt oder heimliches Auflauern sucht man sich eines Menschen zu bemächtigen, und hat man auch nur einen einzigen Mann oder eine Frau erlegt, so kehrt man mit der Beute nach dem Morai und verzehrt sie daselbst. Dem Sieger oder Helden, der den Feind getödtet hat, wird der Kopf zu Theil; er schneidet ihn sogleich ab, erweitert die Oeffnung des Hinterhaupt-Knochens und trinkt das Blut und Gehirn aus. In der Folge wird der Schädel von allem Fleische gereinigt, mit Schweinshaaren geziert, und die untere Kinnlade künstlich mit einem Bande aus Kokosfasern an den Schädel befestigt. Bei künftiger Gelegenheit dient er als Zeichen der Tapferkeit, indem er als solches um die Hüften gebunden wird. Bei ihren gräßlichen Mahlen haben sie aber einen eigenen Todten-Gesang, der überhaupt zu ihrem National-Gesang geworden, und der also lautet: „Wo ist das Licht? — Auf der Insel Tauata. — Wozu das Feuer? — Um den Feind zu braten. — Laßt uns Feuer anreiben. — Wir haben Feuer. — Wir wollen ihn braten. — Wir haben ihn. — Er wollte entfliehen. — Nun ist er todt. — Die Schwester weint — seine Eltern weinen — seine Töchter weinen!" — Der nächtliche Gesang — sagt Herr von Langsdorf — verbunden mit dem taktmäßigen Klatschen (vermittelst starker, klingender Hohlschläge der Hand auf den an die Brust gedrückten Armwinkel), und der Anblick des Feuers, um welches die Wilden liegen, macht in der Ferne einen so gräßlichen, halb melancholischen, halb verzweiflungsvollen Eindruck, daß man schon seinen Grabgesang darin zu hören glaubt. — Wenn das Fest feierlich ist, so werden noch Trommeln dazu geholt. Nach dieser grotesken Musik, welche den an sich schon traurigen und choralmäßigen Mollgesang begleitet, pflegt der Haufen auf einem besonders dazu bestimmten Platze zu tanzen. — Daß es aber, wie auf den Inseln des großen Oceans, so in Amerika, noch Anthropophagen gebe, setzt uns Herr von Eschwege außer Zweifel. Von den Botocudos erzählt er uns: sie saugen den Getödteten zuerst das Blut aus, und dieses scheint ihnen das Leckerste zu seyn. Ueberhaupt hat man aber bemerkt: daß sie, sobald sie Negerfleisch haben, das Fleisch der Weißen nicht achten. Bei großem Ueberfluß schneiden sie den Negern auch nur die Waden und das Innerste der Hände aus, welches wahre Leckerbissen seyn sollen. „Und wenigstens noch Spuren eines früheren völligen Kannibalismus zeigen sich in den abscheulichen Siegesfesten der Coroates, einer gleichfalls wilden brasilischen Nation. Wenn diese ihre Feinde, die Puris, überwunden haben, so pflegen sie unter Tanz und dem Genusse eines berauschenden Getränkes ein Siegesfest zu halten, wobei ihnen der Arm eines Puri zum größten Siegeszeichen dient. Dieser geht bei dem Tanze in der Reihe herum, wird auch wohl aufgestellt, und sie schießen mit Pfeilen darnach. Andere tauchen ihn in das Getränk, saugen daran und mißhandeln ihn auf alle mögliche Weise. Von den ausgehöhlten Knochen des Armes machen Einige ihre Kriegshörner." — Nicht minder gräßliche Dinge erzählen uns die älteren Reisebeschreiber von den Völkern in dem Inneren des südlichen Afrika, von Städten, auf deren Märkten Menschenfleisch verkauft werden soll, und von den wilden, Menschen verzehrenden Schaggaern und ihrer Königin Temban Dumba, die ihren eigenen, noch säugenden Sohn vor den Augen des Volkes in einem Mörser zerstoßen haben soll, um daraus eine Salbe zu bereiten, wodurch sie sich unverwundbar machen wollte. Indessen so sehr noch viele dieser älteren Nachrichten einer genauen Prüfung und Berichtigung bedürfen, so hörte doch auch Brown

— auf seiner Reise nach Dar-Fur — von einem Lande in dem Innern, das die Araber spottweise Gnum nennen, dessen Bewohner Götzendiener seyn und ihre Kriegsgefangenen schlachten und essen sollen. Auch daß die Dahomer (auf der Guinea-Küste) Menschenfresser sind, es wenigstens gewesen, ist wahrscheinlich; und Isert berichtet: daß noch zu seiner Zeit der König von Dahome in das, in einer Schale aufgefangene Blut der, bei dem Jahresfest hingerichteten Schlachtopfer einen Finger tauchte und diesen ableckte. Dies scheint bei diesem Volke noch ein Ueberrest früherer Anthropophagie zu seyn, so wie vielleicht bei den Beetjuanen (wovon weiter unten) der Genuß eines Stückes aus dem Bauchfell der erlegten Feinde bei ihrem Siegesfeste.

Bei allen diesen Völkern erscheint der Genuß des Menschenfleisches als ein Mahl, das regelmäßig in bestimmten Zeiträumen wiederkehrt, und wornach eine Lüsternheit erwacht, wenn es zu lange entbehrt wird. Uns schaudert schon vor dem Gedanken einer solchen Speise; aber doch können Fälle eintreten, in denen sogar nicht ganz unkultivirte Menschen sich zu dem Genuß des Menschenfleisches verleiten lassen. Es ist dies mehrmals bei der Seefahrt schon geschehen, wo Schiffende, jeder andern Nahrung beraubt und mit dem Hungertode ringend, endlich in dem furchtbaren Kampfe das Loos warfen und den unglücklichen Gefährten, welchen dieses traf, zu dem gräßlichsten Mahle schlachteten. Ja, die Geschichte berichtet uns, daß sogar im Kriege und in Belagerungen Eltern ihre eigenen Kinder gegessen haben; und wenn wir in unserer heiligen Urkunde, in dem zweiten Buch der Könige (Cap. 6, Vers 28—30), lesen: wie in der Zeit der Belagerung der Stadt Samaria, durch die Syrer, ein Weib vor den König Joram mit der Klage getreten: daß, nachdem sie ihren eigenen Sohn gemeinsam mit einem andern Weibe gegessen, nun dieses sich weigere, den ihrigen, ihrem Vertrage gemäß, zu dem Opfer dar zu bieten; so darf es uns nicht befremden, wenn es — nach Hearne's Bericht — wohl bei den nordamerikanischen Indianern geschieht, daß sie, ihr Leben zu erhalten, zu dem gleichen Mittel ihre Zuflucht nehmen. Dabei glauben diese Wilden: wer von ihnen aus Noth einmal Menschenfleisch gegessen habe, finde so viel Geschmack daran, daß Niemand in seiner Gesellschaft sicher sey. Solch ein Unglücklicher wird von Allen, die ihn kennen, so verabscheut, daß Keiner mit ihm unter einem Zelte wohnen will, oder er wohl gar hinterlistiger Weise ermordet wird. „Ich habe — sagt Hearne — mehrere solcher Elenden beobachtet. Sie waren vorher angesehen, wurden aber nachher allgemein so sehr verachtet und vernachlässigt, daß niemals ein Lächeln ihr Gesicht erheiterte, und tiefe Melancholie auf ihrer Stirne lag, während ihr Auge zu sagen schien: warum verachtet ihr mich um meines Unglückes willen? Vielleicht ist die Zeit nicht fern, da ihr in gleiche Noth gerathen werdet!

(Der Schluß folgt.)

Epigramm von Doddridge.

In Orton's Lebensbeschreibung des Dr. Doddridge, dessen ascetische Schriften in der Uebersetzung auch in Deutschland viel gelesen worden sind, wird erwähnt, daß er das Motto seiner Familie: „Dum vivimus, vivamus" paraphrasirt habe. Die Uebersetzung lautet:

Lebe, während du lebst! So spricht der Epikureer;
Und, dem Vergnügen geweiht, nutze den heutigen Tag!
Lebe, während du lebst! So ruft des Predigers Stimme;
Und gieb jeden Moment, während er fliehet, an Gott!
Laß sich beides, o Herr! in meiner Seele vereinen,
Denn ich lebe vergnügt, wenn ich nur lebe für dich.

v. Göckingk.

Fündlinge.

Le Notre's Garten-Anlagen sind so berühmt, daß sich ein Stegreif-Calembour zu seinem Lob erhielt. Als vom Gout in Hinsicht auf Gartenkunst die Rede war, rief Einer von seinen Anhängern:

„Anglois, Chinois, gardez le votre,
Car jamais vous n'aurez „le Notre".

Marschall von Brissac phantasirte schon, als ein Kapuziner zur Beichte hereintrat. Der Marschall kam wieder zur Besinnung und rief: „Kapuziner! wie kannst du es wagen, dich zum Mittler zwischen Gott und Timoleon auf zu werfen?" (Nouv. Melanges de Mad. Necker.)

Diane von Poitiers starb im J. 1556, alt 66 Jahre. Sehr lange nach ihrem Tod, als Reparaturen in der Kapelle des Schlosses Anet nöthig wurden, fand man ihre Hülle ganz unversehrt, und mußte noch die Reize ihres Angesichts bewundern. Auf der Medaille, wo sich Amor unter ihren Füßen krümmt, steht die Umschrift: „Den Besieger Aller besiegt' ich." (Omnium victorem vici.)

Haug.

Sonett.

(Geschrieben zwischen Florenz und Rom.)

Ich wandle sinnend durch die stillen Fluren,
Die schon in Nacht und öde Ruh versanken;
Und in den duftig-lauen Schatten wanken
Die fremden Formen südlicher Naturen.

Zypress' und Pinie wiegt sich in Azuren,
Die Ulm', um die sich Reb' und Epheu ranken;
Der Baum, dem wir das milde Oehl verdanken; —
Doch von den deutschen Wäldern keine Spuren.

So wall' ich, und voll Sehnsucht sing' ich leise
Ein Lied, das fremd durch fremde Lüfte klinget;
So fremd, als mir des Landes Art und Weise.

Blick' auf: durch unbewölkten Himmel dringet
Der treue Vollmond, heimlich deiner Reise,
Der dir verwandter Herzen Grüße bringet.

Dr. K. Witte.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Unser Wien ist etwas leerer, seitdem sich die schöne Welt auf das Land flüchtete. Leider hat hier der Begriff vom Landleben eine ganz eigene Richtung. Etwa ein halbes Stündchen von der Residenzstadt breiten sich mehrere freundliche Dörfer in den anmuthigen Thälern aus; aber zwischen denen im ländlichsten Geschmack angelegten Villen schleicht städtische Steifheit und lächerliche Etiquette umher, die das Oede solcher Unterhaltungen nur noch unerträglicher macht. Da ist kein heiterer Garten der Natur zu sehen, da findet das Herz nicht jenen reichen Ersatz in der ruhigen und dennoch so unendlich lebendigen Einsamkeit; nur gezirkelte Beete winden sich durch bestaubte Baumreihen — da haust nun der Wiesler, und spricht nahmend von der göttlichen Natur! Eine Ausnahme machte in Hinsicht der freien reizenden Umgebungen das freundliche Baden, wenn nicht im Städtchen selbst eben jene, ja eine noch größere Gezwungenheit wie überall herrschte; wohl zu verstehen, von außen; denn im Inneren ist hier eigentlich eine Ungezwungenheit zu Hause, welche die wohlthätigen Najaden der Quellen nur zu oft beklagen! — Unsre Zeitschriften leiern ihre Liederchen hübsch fort, und man kann sie großen Theils ohne Störung recht bequem von einem Ohr ins andere gehen lassen. Bei dieser Gelegenheit sey es mir vergonnt, mit einem Beispiel die Journalistik Ungarns zu beleuchten, da mir eben ein neu erschienenes Zeitblatt „Panonia" in die Hände fällt. Es zeichnet sich unter dem schaalen Inhalt der übrigen Blätter bloß durch seine komische Originalität aus, und ist ein

K r i e g s l i e d.

Auf's Pferd, Kam'rad! verlaß das Zelt,
Geschwind, geschwind.
Auf tummle dich ins freie Feld
Wie Wind, wie Wind (?!).

Der stolze Türke drohet Tod
Mit Spieß, mit Spieß;
Allein er hat des Teufels Noth
Gewiß, gewiß!

Denn hauen wir, so ist er hin
Gestreckt, gestreckt;
Bis Mahomet — nach Korans Sinn (?)
Ihn weckt, ihn weckt!

Was frommt ihm rasche Tygerwuth?
Er rennt, er rennt
Ins Feuer blind, da strömet Blut
Ohn' End, ohn' End.

Sein Damaszener, Messer, Spieß,
Sein Geld, sein Geld!
Wird unsre Beute dann gewiß;
Ins Feld — ins Feld!

Da ließen sich wohl gar viele Fragezeichen beifügen — der Verfasser heißt Palsky. Indeß schwindelt doch vielleicht nur die deutsche Journalistik daselbst. — Der hiesige, sehr thätige Buchhändler Gerold soll den Plan haben, ein Athenäum für alle neuen Erscheinungen im Buchhandel zu eröffnen. Hierzu gäbe sicher Jeder gern eine Beisteuer, die ohnehin bei der gewiß großen Menge der Theilnehmer unbedeutend seyn würde. Der Nutzen einer solchen Anstalt ist klar; aber die Sache selbst bei dem lange darnach gehegten Wunsche zu angenehm, als daß man die Ausführung derselben so bald erwarten konnte. Gerold würde sich ein anerkanntes Verdienst erwerben. — Am theatralischen Himmel sind mehrere Veränderungen vorgegangen. Die liebliche Sängerin Vio ist für unser Opern-Theater engagirt; Demoiss. Schwarz wurde für das Theater an der Wien gewonnen. Herr Stümer gab als fernere Gastrolle den „Arsaz" in „Semiramis". Er ist uns (unter den Sängern) fast mehr Schauspieler als Sänger. Indeß hatten wir eben Gelegenheit, mehrere Vergleiche an zu stellen. Der Tenor-Sänger Babnigg, von Pesth, und Nieser, vom Hoftheater zu Mannheim, gaben mit Stümer zugleich Gastrollen. Die anmuthigste Stimme hat unstreitig Nieser, obgleich gar keine Kraft in derselben. Als „Belmonte" gefiel er, als „Tamino" weit weniger, als „Lizinius" gar nicht. Der Grund liegt in der obigen Bemerkung, und eine hübsche Gestalt macht den Gesang doch nicht besser; zudem hat Hr. Nieser wenig, besser gar keine Schule; er ist als Sänger und Schauspieler Anfänger, doch ein wenig Mühe und er kann einer unserer ausgezeichnetsten Baritonisten werden. Hr. Babnigg hat viel Gelaufigkeit, und gefiel als „Prinz" in „Johann von Paris". Das ist viel gesagt; dies Gefallen aber beruht wohl meist auf dem Mangel besserer Subjekte. Demoiss. Vio begann als „Zerline" im „Don Juan"; sie wird uns den Abgang der Mad. Fodor in mehr als einer Hinsicht ersetzen. Hr. Siebert ist ein ennuyanter „Leporello" und das Hoftheater dürfte wohl nicht einen so elenden „Masetto" hinstellen. — Im Hoftheater des Schauspiels erschien manche Neuigkeit, verschwand aber zum allgemeinen Troste recht bald wieder. Demoiss. Schwarz gab als letzte Gastrolle die „Natalie" in den „Korsen"; sie hat Routine, versteht auch hier und da, was sie sagt; aber zur tragischen Künstlerin gehört mehr, als sie geben kann. Sie hat sich im Theater an der Wien einen entsprechenden Lieblingskreis aufgesucht. — Der „Vielwisser", der vor ein Paar Jahren im Theater an der Wien gegeben wurde, gefiel durch seine komische Anlage. Die Rolle des Vielwissers gab nun Hr. Töpfer, damals Hr. Kühlner. Bei diesem hatte man Gelegenheit zu bemerken, daß er den Wust verdauet hatte, den er zu Markte bringt. Jener hatte auswendig gelernt. — Am 5ten Juni sah man „die Kinderschuhe" nach einer Idee von Hut, von einem Ungenannten. Das Stück gefiel nicht. — Auch tyrannisirte uns ein „Haustyrann" nach Duval. Dieser hat die Wahrscheinlichkeit, die Charakteristik und die ganze Handlung, der Uebersetzer den Duval tyrannisirt. Cui palma? — * —

Paris. Sonst war, namentlich in der Provinz, eine strenge Scheidelinie zwischen Adel und Bürger; es gab adeliche und bürgerliche Bälle, die nie von vermischter Gesellschaft besucht wurden. Ein Präfekt, der neulich in eine solche Provinzialstadt hingekommen war, glaubte der jetzigen Zeit angemessen zu verfahren, wenn er beide Theile vereinte, und bat daher die Angesehensten beider Stände zu einem Ball. Und siehe, es erschien Niemand. (Constitut.) Ist in einer Krähwinkeliade zu gebrauchen.

Zwischen Lunel und Marsillargues fand kürzlich Jemand bei dem Umgraben 1000 Stück sehr merkwürdige Münzen in Gold und Silber. Die letzteren gehören in die Zeit Raymonds V., Graf von Toulouse. Auf einer Seite steht: R. Comes. Palatii; und auf der andern Seite Dux Marchio P. V. Der Kreuzzug gegen die Albigenser im Jahr 1213 oder der berühmte Sieg über dieselben bei Muret, durch den König von Arragonien, hat wahrscheinlich Veranlassung zur Verbergung dieser Münzen gegeben. Die goldenen sind arabischen Ursprungs, welche durch die Sarazenen eingeführt seyn können, die bis zur Provence vordrangen. (Gaz. d. Fr.)

Buffon sagt einmal: der Styl (im Schreiben) ist der Mensch selbst. Mit eben dem Rechte kann man sagen: die Zeitungen sind die Parteien des Staats. (Constitut.)

Nächstens wird in Paris ein kleines Werkchen ausgegeben, betitelt: „Siebenzehnmonatlicher Aufenthalt in den Gefängnissen von Paris, von einem — Liebhaber, der das Glück gehabt hat, sie alle zu besuchen." (Journ. d. Par.)

In Paris hat ein Vater auf das Grab seiner früh verstorbenen Tochter, deren Tod er als Folge böslicher Behandlung von Seiten seines Schwiegersohnes betrachtet, die Inschrift setzen lassen: „Sie war das Opfer einer unglücklichen Ehe!" Der Schwiegersohn hat deßhalb den Schwiegervater als „Verläumder" verklagt. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 16. Juli. 115tes Blatt.

Mütterlicher Rath.

Buchenhain.

Mit Recht beneidest Du mich, liebe Freundin! Ich genieße hier auf dem Lande das Glück, die stärkende, allbelebende Frühlingsluft in vollen Zügen ein zu athmen, und an jedem Tage die Fortschritte der schwellenden Knospen zu belauschen. In traulicher Unterhaltung mit meiner liebreichen Marie und ihrer ehrwürdigen Mutter bemerkte ich neulich: wie entzückend ich auf einsamer Bahn die Wiederkehr des Lenzes fände, und wie viel seliger es für Marien, in ihrem glücklichen Verhältniß als Gattin und Mutter seyn müßte, mit jedem Morgen neue Hoffnungen und neues Lebensglück zu gewinnen. — „Nicht immer war es so!“ entgegnete sie. „Vor drei Jahren trübte sich mein schöner heiterer Himmel, und meiner guten verständigen Mutter allein danke ich die Erneuerung meines Lebensglückes. Ach! hätte ich damals den Ausweg gewählt, den der Schmerz mir vorschrieb, und der wahrlich nur ein Irrweg war, wie viel Thränen und Trauer hätte ich unbedachtsam an allen meinen Lieben verschuldet!“ — Nicht ohne Rührung theilte sie mir beifolgende Briefe mit, indem ihr Mann, der Justizrath P**, von einer Geschäftsreise zurück kehrend, seine zwei holdseligen Kinder an treuer Vaterhand, der liebenden und geliebten Gattin froh entgegen eilte.

Marie an ihre Mutter.

Meine theuerste, beste Mutter!

Lange habe ich gesonnen, ehe ich heute die Feder ergriff, denn ich habe Dir nichts Gutes mit zu theilen. Wäre mein Herz minder schwer, so würde ich es über mich gewinnen, Dir meinen Kummer zu verschweigen; weil Du, beste Mutter! die Freuden und Leiden Deiner Kinder doppelt empfindest. Ich vermag es aber nicht, diese Last allein zu tragen, und werde mich erleichtert fühlen, wenn ich Dir mein Herz geöffnet habe. — Es ist zwischen mir und meinem Manne nicht mehr wie ehedem; nicht mehr, wie es seyn sollte; ach, ich fürchte, es ist schlimmer, als ich es jetzt noch glaube. Die erneuerte Bekanntschaft von ehemaligen Universitäts-Freunden, welche rohe, unnütze Spekulanten geworden sind, während mein Mann durch Kenntnisse und Redlichkeit zu einem ehrenvollen Amte gelangte, haben zuerst seine häufigen Abwesenheiten vom Hause bewirkt; die kleinen Vernachlässigungen, die ich seit einiger Zeit erduldete, wurden nun zum völligen Ueberdruß aller Häuslichkeit, und seit den letzten zwei Wochen habe ich sogar Geringschätzung und achtungslose Behandlung ertragen. — Soll ich Dir Alles sagen, meine Mutter? und durch diese Mittheilung meinem Herzen, dem sonst treuen Sachwalter meines Gatten, unendlich weh thun? Die Liebe, die Treue, worauf ich mein ganzes Lebensglück gründete, sind mir gebrochen, und ich sehe für die Zukunft nur ein liebeloses, freudenleeres Daseyn vor mir, von feindseligen Empfindungen und schmerzhaften Erinnerungen bedrängt. Ich fühle die Unmöglichkeit, ein so hart betrogenes Vertrauen jemals wieder zu erwecken. Das Beispiel des Zwiespalts in unserer Ehe wird nachtheiligen Einfluß haben auf die Eintracht und die Erziehung unserer

Kinder; und kommen die Augenzeugen dann in die Jahre, wo sie unterscheiden lernen, so wird es nicht mehr in meiner Macht stehen, dem Vater die Achtung seiner Kinder zu erhalten. Von meinem unaussprechlich leidenden Herzen sage ich Dir nichts, gute Mutter! Ich habe meinen Mann zu innig geliebt, um gefaßter mein Unglück zu ertragen. Alles, was ich für seine Freiheit und für meine Ruhe zu thun vermag, ist: daß ich mich an den Gedanken einer gesetzlichen Trennung gewöhne, die mir für unser Verhältniß der einzige Ausweg scheint. Deinen Rath, Deinen Trost ertheile mir, liebste Mutter! Ich Arme bin zu zerstört, um irgend etwas deutlich zu empfinden, als daß ich nie aufhören werde zu seyn Deine

Dich kindlich verehrende Tochter Marie.

A n t w o r t.

Meine herzlich geliebte Tochter!

Dein Kummer hat mich sehr ergriffen; doch hast Du Recht gethan, ihn dem Mutterherzen zu vertrauen. — Das Uebel, welches Dich beugt, hat schnelle Fortschritte gemacht, um desto eher wolle der Allmächtige es wenden! — um desto näher liegt Dir vielleicht die Beruhigung. Vergiß in den Tagen der Bedrängniß nicht, daß Du, mein Kind, dem Allgütigen oft danktest für seine überschwenglichen Segnungen; sey jetzt überzeugt, daß er auch Deinem Leide nicht fern ist, Du wirst dann ruhiger werden und mit weniger Leidenschaft urtheilen und handeln. — So sehr auch Dein Mann gegen Dich und sich selbst gefehlt hat, so kann ich doch nicht glauben, daß seine Liebe zu Dir erloschen, für immer erloschen seyn sollte. Jahrelange herzliche Zuneigung und gemeinschaftliche Kinder sind starke Bande der Natur, welche augenblickliche Verderbtheit nicht so bald zu zerreißen vermag; selbst die Geringschätzung, die Du erlitten, statt der Achtung, die Dein Gatte Deinem wahren Werthe nie versagte, zeigt an: daß er befangen, bestrickt ist. Und wie viel theurer müßtest Du ihm werden, wenn Du ihn jetzt durch Klugheit und Sanftmuth der Täuschung entrissest? Da ist der rechte Weg für die Weiblichkeit! — Von seiner Treulosigkeit — wenn sie wirklich erwiesen ist und Du nicht durch Uebertreibungen beunruhigt wurdest — kann ich Dir im Voraus versichern: daß eine solche Lebensweise viel früher zum Ueberdruß führt, als stille häusliche Freude. Die lockeren Gesellen, welche durch die Macht des bösen Beispiels Deinem Manne Reue bereiten und Deine gerechten Thränen veranlassen, sind es, deren Entfernung ich sehnlich wünsche, weil mit derselben die Wiederkehr Deines häuslichen Glückes verbunden ist. — An eine Ehescheidung denke nicht, da sey Gott vor! — wie oft auch solche Trennungen vorfallen, sie sind gewiß selten von gutem Erfolg; ja das Mittel wird oft schlimmer, als das Uebel. Abgerechnet: daß öffentlicher Zwiespalt der Gatten die Kinder zum Tadel der Eltern berechtigt, und sie vater- oder mutterlos werden; abgerechnet: daß bei getheiltem Hauswesen und Einkommen Du in höchster Einschränkung Dir jeden Lebensgenuß versagen müßtest; so glaube auch: daß bald, wo Liebe völlig zerstört wird, Schonungslosigkeit, wenn nicht gar Haß sich aufdrängt; da, wo ein geheiligtes Band aufgelöst wird, rauschen — wie ein Strom, der die Dämme bricht — Gerüchte, Verunglimpfungen, geschäftige Zwischenträgerei daher, und all dieses feindselige Streben wirft zwischen die Getrennten immer neuen Stoff des Haders. Dich zu rechtfertigen, wirst Du zuweilen die Weiblichkeit verletzen müssen, und was Deine Duldung in der Wage des Allwissenden Dir zum Lohn geeignet hätte, bedeckt vor dem Richterstuhl der Welt den Vater Deiner Kinder mit Schmach, umgiebt Dich mit Zweifel, Neugier und Schadenfreude. Ach, wie viel böse Geister entsteigen dem unheilbaren Bruch zweier Gemüther! wie würdest Du staunen, sähest Du die Klippen in dem Hafen Deiner geträumten Ruhe! — wie viel Selbstständigkeit, welche Vorsicht und strenge Wahl bei den unbedeutendsten Handlungen sind erforderlich, sobald Du für Dich selbst bürgen und Dir einen unzweideutigen Ruf sichern willst! Ja, es giebt sehr achtungswerthe Frauen, deren ernstes Bestreben sie dahin bringt; es giebt auch Verhältnisse, die eine Ehescheidung unumgänglich nöthig machen; aber wie weit ist es, Gott Lob! von den ersten Wolken, die Deinen Himmel trüben, zu dem unsäglichen Weh, das einen solchen Schritt rechtfertigt? Und dann, meine Tochter, wie würdest Du Dein Herz beruhigen, das so voll treuer inniger Liebe für Deinen Gatten schlägt? O liebe Marie! der Regung laß ein freies Walten, und es wird Dir daraus eine heitere Zukunft entblühen. Baue dabei fest auf Deines Mannes gewohnte moralische Lebensweise, wie ich bei gewohnten Ausschweifungen schwerlich an eine dauernde Besserung glauben würde. — Ich eile sobald als möglich zu Dir, mein theures Kind! Unterdessen laß Dich nicht zur Ungerechtigkeit oder zum Ungestüm verleiten. Erkenne Deine Sorge in dem unfehlbaren Mittel: Deinen verirrten Gatten zu seiner Pflicht zurück zu führen. Uebe unwandelbare Sanftmuth, verdoppele die Zartheit in Deiner Handlungsweise, verberge sorgfältig vor ihm den Anblick Deiner Thränen, und, schuldig oder nicht, erspare ihm die Vorwürfe, damit Du seinen besseren Sinn nicht immer mehr verscheuchest. Vorwürfe führen fast immer zur völligen Entzweiung; je gerechter Deine Klagen sind, desto mehr Klugheit und Schonung erfordern sie. Die meisten Männer sehen es sehr ungern, wenn sie an ihrem Unrecht nicht mehr zweifeln dürfen. Die b e l e i d i g t e Gattin gewinnt unstreitig Vortheile über ihren Gatten; das ist ein Vorzug, den er ihr nicht

verzeiht; seine Eigenliebe ist in der Art von Demüthigung, die er erleidet, zu innig verwebt — und bedenke: daß beleidigte Eigenliebe unversöhnlich ist. Folge meinem Rath, geliebte Tochter, und beharre dabei; es ist unmöglich, daß ein Gatte solchen Waffen widerstehe! ja, es würde auf diesem Wege der ungeliebtesten Gattin gelingen, die entschiedenste Abneigung zu überwinden. Der Himmel senke Trost und Ruhe in Dein bedrängtes Herz! Unaufhörlich flehet darum Deine tief bekümmerte treue Mutter. Henriette S. g. H.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Schluß vom dritten März-Dienstag.

Wie aber die Gefahr des Hungertodes den Einzelnen zu diesem gräßlichen Mahle verleiten, so kann auch eine heftig angeregte Wuth ganze Kriegerschaaren antreiben, das Blut ihrer Feinde zu trinken und ihre Rache nicht befriedigt zu achten, bis sie deren Fleisch mit ihren Zähnen zerrissen haben. So pflegen — wie Elphinstone berichtet — die wilden Imaks bei einem besonderen Anlasse das warme Blut ihrer Opfer zu trinken und es über ihre Gesichter und Bärte zu reiben.

Abscheulicher wird dieses Mahl, wo gar nur viehische Lüsternheit den Kannibalen zu dem Genusse desselben reizt, wie bei dem schon früher erwähnten Blindekuh-Spiel auf Nutka-Sund. — Aber selbst auch aus einer Art religiösen Wahnes, der allertraurigsten Verirrung, oder aus dem Glauben: durch den Genuß des Fleisches erschlagener Feinde an Heldenmuth zu gewinnen, kann dieses gräßliche Mahl hervor gehen. So ist schon erzählt worden: wie die Batto-Stämme ihre Alten von den Bäumen herunter zu schütteln und, wenn Salz und Limonen am wohlfeilsten sind, zu verzehren pflegen. Und hier verdient das Siegesfest erwähnt zu werden, das — wie uns Herr Lichtenstein berichtet — die Beetjuanen, dieser nicht ganz wilde Kaffer-Stamm, zu feiern pflegen. Es werden nämlich bei ihnen förmliche Siegesfeste gehalten, an denen jeder Krieger Theil nimmt, der einen Feind erlegt hat. Als Beweis einer solchen That muß er ein Stück aus dem Leibe seines Feindes, und zwar ausdrücklich ein Stück von dem Bauchfell zusammt dem Nabel mit aus der Schlacht bringen. Der Priester versammelt die Helden bei der Nacht in einer niedrig umzäunten Hürde, in welche Niemand ohne Vorzeigung des genannten Stückes gelassen wird. Indessen die Uebrigen mit den Weibern und Kindern von außen die Zuschauer abgeben, lagern sich die Krieger um ein großes Feuer, stecken das Fleisch ihrer Feinde in die glühende Asche und verzehren es, wenn es eßbar geworden. Nicht rohe Wildheit, sondern ein alter Aberglaube: daß der Genuß des Menschenfleisches Muth gebe und nach und nach unüberwindlich mache, fordert diesen Gebrauch, dem die Meisten, nicht ohne inneres Widerstreben Folge leisten. Aber damit ist die Ceremonie noch nicht beendet, sondern jetzt tritt der Priester zu jedem Einzelnen, und macht ihm mit einem scharfen Speere einen langen Hautschnitt in den Oberschenkel, von der Hüfte bis zu dem Knie, der für seine ganze übrige Lebenszeit ein bleibendes Zeichen seiner vollbrachten Heldenthat ist. Herr Lichtenstein sah mehrere Männer mit fünf bis sechs, Einen mit eilf solcher Schnitte.

Wir achten Alles das für unmöglich. Segnen wir darum unser gutes Geschick, das uns nicht unter den Wilden — die keinesweges so unschuldige Söhne der Natur sind, wie einige Philantropen, mehr gutmüthig als völkerkundig, sie uns schildern — sondern unter gesitteten Menschen und in dem wohlthätigen Licht des Christenthums geboren und auferzogen wurden.

Ueberlieferungen.

Zum Kalifen Harun al Raschid trat einst der Dichter Abu Latahia, sprechend: „Lebe lange in Gesundheit nach dem Gelüst deines Herzens, umschirmt von erhabenen Palästen. Möge Alles ringsum sich beeifern, dir jedes Ersehnte zu verschaffen.“ — Der Kalif dankte; doch der Dichter setzte hinzu: „Aber an dem Tage, wo der letzte Athem von der Angst des Todes befallen ist, wirst du hell erkennen: daß all deine Hoheit, all dein Genießen nur Täuschung war!“ — Der Kalif war gerührt und sprach zu den, über des Dichters Rede erstaunten Dienern des Throns: „Dankt ihm; er sieht uns in Verblendung und will sie nicht vermehren.“

Es ist doch, in Wahrheit! ein reiner, schöner Religions-Begriff, wenn die Moslemen (nach Jos. v. Hammers Werk „Morgenländisches Kleeblatt“) als Charakteristik ihres Glaubens auch folgenden Satz angeben:

„Gott ist der Herr! Kein Gott als er! der Einige, Höchste;
Keinen hat er gezeugt, ward auch von Keinem gezeugt.
Keine Gewalt und keine Kraft, als bei ihm, dem Erschaffer
Himmels und Erde, dem Quell aller Gebilde der Welt!

In den „Ephemeriden“ von Growley wird erzählt: „Die Barone in Lesmont hatten sonst das Recht, von jedem vorbeiziehenden Kesselflicker zwei Pfennig Zoll zu nehmen; wenn er nicht zahlte, mußte er ein „Pater“ und ein „Ave“ beten.“ Kurioses Recht! — „Juden durften gar nicht wählen; jeder, der vorüber ging, bekam vom Castellan eine Maulschelle.“ Kuriose Nichtswürdigkeit! A. Münde.

Der Mensch und die Schlange. (Nach Yriarte.)

Ich, Schlange, bunt und fein gebaut,
Bin doch bei dir nicht wohl gelitten,
O Mensch! Ich glaube gar, dir graut.
Vielleicht in einer neuen Haut — —
„Veränd're nicht die Haut — die Sitten!“

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Am 3ten Juli wurde im königlichen Opernhause die längst besprochene Todtenfeier für Kotzebue ausgeführt. Mad. Schröck, als Germania und mit einem Trauergewande verhüllt, sprach einen, durch Milde in Auffassung der Thatsachen sehr zweckmäßigen Prolog; und bei dem höchst wohlklingenden Sprachorgan, mit schönem Redetalent vereint, darf man mit Recht den Vortrag der Künstlerin sehr gelungen nennen. Als Ort, wo diese Trauerrede erklang, war der Wahlplatz der Hermanns-Schlacht durch die Dekoration versinnlicht, und es folgte nachher auch die Aufführung von Kotzebue's „Hermann und Thusnelde". — Da Alles ohne Störung vollbracht wurde, so ist nur die Sonderbarkeit zu erwähnen: daß die erste Ankündigung dieser Todtenfeier (in den Berliner Zeitungen vom 1sten Juli) den Zweck und die Bestimmung der Einnahme für die hinterlassene Familie erwähnte, eine spätere aber, so wie der Theater-Zettel, darüber kein Wort enthielt. Um so angenehmer ist es, daß jede Unruhe, an welche man bei den Vorbereitungen glauben wollte, nur in den Gesprächen über das Ganze zu bemerken war. Will man übrigens jene Auslassungen in den Theater-Anzeigen Furcht nennen, so ist dies zu bestreiten. Unbestreitbar aber scheint es: daß mindestens zweifelhaft sich ansieht, was wahrscheinlich als Folge der Uebereilung (die man nachher zu spät wieder gut machen wollte) zu betrachten ist: da zwischen der Ankündigung und Ausführung nur drei Tage vergingen. Nöthig aber wird es durch Mancherlei, den Gedanken an Furcht nicht aufkommen zu lassen: weil dies nur übel wirken konnte in einer Zeit, wo junge Brauseköpfe jeden Wahn, der vom Excentrischen zu Excessen führt, gar sehr begierig auffassen. Auch bedarf man jetzt wohl mehr als je der Besonnenen, und muß sie darum nirgends durch Halbheiten einschüchtern. Was man will, wolle man kräftig, fest und recht! — Der Einnahme (die gegen 1000 Thaler betragen soll) haben jene Auslassungen vielleicht einigen Schaden gethan; mehr noch that es die allgemeine Ansicht: daß die Familie Kotzebue's wohlhabend seyn müsse. Ich kann darüber nicht entscheiden; mein Gefühl aber sagt mir: es sey etwas so Widerliches, dergleichen Unterstützungen in Anspruch zu nehmen, daß ich mich gern überrede, die Nothwendigkeit (für die man bei Kotzebue's Familien-Verhältnissen und seiner Art zu leben wohl Gründe auffindet) müss' es erfordert haben. Wäre dies nicht, entsteht freilich ein ganz anderes Resultat; **bedarf** es aber die Familie, so hat Kotzebue, seine Fehler unbestritten, es wohl verdient: daß diesem Bedürfnisse zum Theil aus den Theater-Kassen abgeholfen werde. — Als Neuigkeit wurde auf die hiesige Bühne gebracht: „Klein Rothkäppchen" Feen-Oper in 3 Akten; nach dem Französischen des Theaulon von Mad. Krickeberg, Musik von Boyeldieu. Sollte, was nirgends zu bemerken ist, diese Oper wirklich im Reich der Feen spielen, so haben diese (da keine derselben erscheint) sich wahrscheinlich verleugnen lassen. Man darf auch glauben, daß sie bei dem unsittlichen, ja unzüchtigen Treiben in diesem, aus lauter Rothkäppchen zusammen gesuchten Rothkäppchen ihre Macht angewendet haben würden, eine solche Aufführung zu verhindern oder über die Beleidigung des Anständigen mindestens bessere Schleier zu legen. Das Süjet ist (die Lösung im ersten Akte etwa ausgenommen) sehr uninteressant behandelt; die Musik hat jedoch ganz vortrefliche Einzelheiten: nur ist der Reichthum an Melodie nicht groß; was bei einem Componisten, der durch die Romanze sich zuerst Ruhm erwarb, auffallend ist. Daß hier ein Paar Partieen verändert wurden, war der Musik auch nachtheilig. — Demois. Eunicke sang als „Rothkäppchen" mit sehr verdienstlicher Sorgfalt; doch ist die junge Künstlerin in der Darstellung nicht zu loben, vielmehr muß diese verfehlt genannt werden. Der Charakter soll wenigstens auf Natürlichkeit und Unbefangenheit begründet seyn; eine affektirende Sprache, tänzerartige Bewegung und Zierereí überhaupt müssen möglichst vermieden werden: da jeder Anstrich von Koketterie hier, wo im Stücke selbst niedere Ueppigkeit herrscht, leicht zu frivoler Karrikatur wird. Im Allgemeinen hat Demois. Eunicke — die mit so vielem Talente begabt ist, daß es ein Verlust wäre, wenn sie nicht mächtig genug würde zu dessen Benutzung — gegen ein manierirtes Wesen zu kämpfen, und wer ihr wohl will, soll ihr dies sagen, und ihr rathen: daß sie sich möglichst alles überladene und übertriebene Spielen abgewöhne, um zu anmuthiger Natur — dem höchsten Ziele der Kunst — zu kommen. Ich habe für nöthig erachtet, diese Bemerkung, welche man längst über die junge Künstlerin machen mußte, recht deutlich aus zu sprechen, und es wäre fast ein schlimmes Zeichen, wenn sie dies falsch verstände. Unter allen Fehlern, die Menschen haben können, gehört der: sich die Fehler verbergen zu wollen, zu den gefährlichsten, und es möchte sehr zur Unzeit seyn, wenn die Kritik darüber schwiege oder mit verhüllten Wendungen unwirksam bliebe. Nein, mit aller Achtung, die man einem Talente, mit allem Anstande, den man sich selbst schuldig ist, spreche man die Wahrheit aus; sollte man dabei auch keinen Dank erwerben, so darf man sich damit trösten: daß man ihn wohl verdient, aber nicht begehrt hat. — Löblich waren noch Hr. Blume (Rudolph) und Hr. Rebenstein (Hugo); obwohl seine Fähigkeit zum Gesange immer schwächer wird. Auch Demois. Reinwald (Nanette) führte ihre kleine — übrigens auch nicht zarte Rolle so aus — daß man zufrieden seyn durfte. Die Ausstattung in allem Aeußeren war höchst ausgezeichnet. G. z.

Belzoni hat seiner Vaterstadt (Padua) kürzlich zwei Bildsäulen der Isis, wahrhaft egyptischen Ursprungs, gesendet. Sie sind beide colossal, von einem sehr seltenen Granit, und äußerst schön gearbeitet. (Independ.)

In Baltimore erhenkte sich neulich ein junges Frauenzimmer im Wahnsinn wegen unglücklicher Liebe. Das Todten-Gericht der Geschwornen gab, nach gehöriger Untersuchung, folgendes Urtheil: „Gestorben durch den Pfeil Cupido's". (Bair. Zeit.)

Im Laufe des letzten Jahres hat der Handel zwischen China und den vereinigten Staaten 7,000000 Dollars Werth betragen, und eine Anzahl Schiffe von 16,000 Schiffstonnen erfordert; der zwischen England und China betrug 6,500,000 Doll. und 20,000 Tonnen. Doch ist der Unterschied, daß die Amerikaner in demselben Jahr ihre Rückfracht erhalten, während England zwei Jahre bedarf. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 17. Juli. 116tes Blatt.

Die altschottische Sage vom Macbeth.

Zu den alten Dichtungen westlicher und nördlicher Völker Europa's, die Shakspeare in seinen Werken bearbeitet hat, gehört — außer denen vom Hamlet und Lear *) — noch die vom Macbeth. Auch diese scheint merkwürdig und geeignet, die Aufmerksamkeit einiger Augenblicke zu fesseln. Wir wollen sie deshalb gleichfalls treu aus den Quellen wiedergeben, um Jedem eine leichte Gelegenheit dar zu bieten, den Gang, den Shakspeare bei der Benutzung der alten Sage genommen hat, zu verfolgen. — Es giebt keinen einzigen Dichter, der die sittliche Welt in ihrem ganzen Umfange so durchwandert und durchschaut hätte, wie Shakspeare. Wenige Menschen sind überhaupt nur da gewesen, deren Blick, wie der seinige, die ganze Herrlichkeit des Himmels und zugleich die tiefste Finsterniß der Hölle zu durchdringen vermocht hätte. Sein auffassender Geist, vor dessen Augen die reichste Fülle der mannigfaltigsten Gestalten sich entwickelt, liebt eben deshalb, in den schärfsten Gegensätzen sich zu ergehen. Ein tiefes Studium des Shakspeare würde ohne Zweifel auf ein inneres Gesetz seines schaffenden Geistes hinführen, wonach alle seine mannigfaltigen Dichtungen in einem innigen großen Zusammenhange mit sich selbst und mit dem Leben des Dichters stehen, und es klar erkennen lassen: auf welche Weise die verschiedenartigsten Naturen in seinem Gemüthe neben und bei einander gewirkt haben. Beziehungen mancher Dichtungen auf einander sind leicht zu erweisen; einige sogar schon äußerlich gegeben. So im Brutus und Cassius. Den in sich schicksalschwersten und eben deshalb großartigsten Meuchelmord in der ganzen Geschichte konnte Brutus nicht ohne schwere Wehmuth vollführen; aber dem Cassius war es ein leichtes. Der bekannte Prinz Heinrich, der Gönner Fallstaffs, macht — nachdem er seinen starken, großmächtigen Feind, den in der Glorie des Rufes, seiner Tugenden wegen, berühmten Percy besiegt hat — die Bemerkung: ob es doch nicht gemein von ihm sey, daß er Verlangen nach Dünnbier trage. In anderer Art stehen in offenbarem Gegensatz und auf solche Weise in enger Beziehung zu einander das Gefühl des „Sommernachts-Traumes" und die herrlichsten Liebesblüthen in „Romeo und Julie". Die ungeheure Kraft aber zwischen dem Göttlichen und dem von diesem abgefallenen Irrdischen, und die gänzliche Nichtigkeit des gottverlassenen irrdischen Daseyns ist nirgends auf eine schönere und tiefere Weise dargestellt, als im „Hamlet". Zu seiner Verherrlichung mögen nun die unterirrdischen Gewalten im Spiegel der Nacht den Macbeth unserem Blick vorüber führen.

In der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts lebte in Schottland ein König, der hieß Malkolm, der zweite seines Namens. Er herrschte im Anfang seiner Regierung mit Ruhe, neigte sich aber später aus Geiz und Grausamkeit zur Tyrannei hin. Deshalb entstanden Verschwörungen unter seinem Volke, und man ermordete ihn. Von zwei Töchtern, die ihm geboren waren,

*) Man findet die Sage vom Hamlet: „Gesellschafter" 1819 Bl. 41 bis 45 und die vom Lear: Bl. 84 und 85.

hinterließ er nach seinem Tode zwei Enkel: den Dunkan und Macbeth. Der Vater Dunkans war Krine, Than der Inseln und Westschottlands; der Vater Macbeths war Synel, Than von Glamys. — Dem Malkolm folgte Dunkan auf dem Thron der Schotten; seine Sanftmuth vermochte die aufgeregten und unruhigen Gemüther der damaligen Zeit nicht gehörig im Zügel zu halten. Es entstanden innerliche Kriege, die auch den Norwegern Muth machten, Einfälle in Schottland zu wagen. Bei Kullros kam es zur Schlacht, in der Macbeth den ersten Haufen, Banko, Than von Lokabrien, den zweiten Haufen der königlichen Kriegsvölker, und Dunkan selbst den dritten anführte. Man focht heftig von beiden Seiten; aber die Schotten wurden endlich besiegt und mußten die Flucht ergreifen. Dunkan kam in die äußerste Noth und Gefahr; er mußte sich in die Festung Bertha werfen, und ward daselbst von den Feinden eng eingeschlossen. Macbeth war unterdeß in die Hochländer geeilt, um dort schleunigst ein neues Heer zu versammeln. Banko diente mit Weisheit dem Dunkan als Rathgeber. Auf Banko's Veranstaltung ward ein Bote an Macbeth abgeschickt, ihn mit den neuen zusammen gerafften Truppen eiligst zum Entsatz von Bertha zu Hülfe zu rufen. Dem Sueno, König der Norweger, ließ er unterdeß trügerische Vergleichs-Vorschläge anbieten. So getäuscht, ward Sueno nachlässig, und dem, der Ruhe und Lust sich hingebenden norwegischen Heere gewann Macbeth im Ueberfalle einen leichten Sieg ab. Die weise List Banko's und der tapfere Arm Macbeths retteten den Dunkan aus den ihm drohenden Gefahren, und verhalfen ihm zu dem siegreichen Ausgange eines siebenjährigen, gefahrvollen Krieges mit den Norwegern und Dänen.

Nachdem so, durch die Kräfte Macbeths und Banko's, Ruhe und Frieden im Reiche hergestellt worden war, unternahmen die beiden Helden einstmals eine Reise an den Hof des Königs. Den durch Wald und Thal Wandernden traten plötzlich drei weibliche Gestalten in den Weg, die heftig, mit wildem Angesicht und fliegenden Haaren, sich ihnen nahten. Die Eine rief: „Heil Dir, Macbeth, Than von Glamys!“ — Die Andere: „Heil Dir, Than von Caldarien!“ — und endlich die Dritte: „Heil Dir, Macbeth! dem zukünftigen König der Schotten!“ — Darauf wandten sie sich gegen Banko, der zu ihnen sprach: „Und wer seyd Ihr denn, die Ihr mir so wenig günstig zu seyn scheint, daß Ihr diesem da sogar alle Herrschaft verkündet und mir nichts?“ — Und die Erste antwortete: „Dir wollen wir weit Größeres noch verkünden; denn dieser zwar wird herrschen, aber ein unglückseliges Ende nehmen und Keinen seiner Nachkommenschaft unter den folgenden Königen zählen. Du im Gegentheil wirst zwar nicht selbst herrschen, aber eine lange Reihenfolge schottischer Könige erzeugen!“ — Nach diesen Reden verschwanden die Gestalten vor den Blicken der Verwunderten. — Macbeth war, als dies geschah, noch nichts mehr, als Than von Glamys. Er und Banko hielten Beide die Erscheinungen für leere Traumgestalten, und nur im Scherz begrüßte Banko seinen Gefährten als König, dieser Jenen wieder als Stammvater vieler Könige. Doch in der Zukunft ward es öffentlich kundbar: daß die wunderbaren Reden wahrhafte Verheißungen enthalten hatten. Denn nach einer nicht gar langen Zeit wurde der damalige Than von Caldarien wegen angestifteter Verschwörung bei Hofe verklagt und zum Tode verurtheilt; die erledigte Würde ertheilte die Gnade des Königs dem Macbeth. Und während des Gastmahls, über der Tafel, erinnerte ihn Banko: daß schon der eine Theil der Verheißung in Erfüllung gegangen sey: nun wäre nur noch das letzte übrig, daß er den Thron besteige. Macbeth, der die Sache im Stillen bei sich erwog, fing an, ernsthafte Gedanken auf die königliche Krone zu hegen. Aber er wollte die Gelegenheit abwarten, und die Zeit zu dem, was — wie er glaubte — von den höheren Mächten ihm bestimmt sey. Er hoffte von ihnen: daß, wie sie das Erste vollbracht hätten, sie auch das Letzte vollbringen würden. Und nicht lange nachher bereitete Dunkan selbst ihm die Gelegenheit; denn dieser belieh einen seiner Söhne mit Cumbrien, zum Zeichen: daß derselbe ihm auf den Thron folgen solle; und doch galt das Gesetz in Schottland: daß, wenn die Kinder des Königs unmündig wären, alsdann der nächste Seitenverwandte die Zügel des Reichs ergreife. Macbeth ward daher unwillig, als ob dem Laufe seines Schicksals durch Dunkan vorgebeugt würde, und glaubte hinlänglichen Grund zu haben, den Dunkan zu hassen. Er faßte also Plane zum Aufruhr in seiner Seele; auch reizte ihn hiezu seine Gemahlin, die sehr nach königlichen Ehrengrüßen dürstete, und längere Zögerung nicht ertragen konnte. Sie ließ nicht ab, immerfort ihn träge zu schelten, und daß er durch seine Langmuth den, ihm von dem König zugefügten höchsten Schimpf verschuldet habe. Sie nannte ihn feige und verzagt: der, was ihm durch höhere Weissagungen Herrliches verkündet wäre, aus zu führen nicht den Muth habe.

Da so sein Entschluß zur Reife kam, theilte er denselben zuerst seinen vertrautesten Freunden mit, und besonders dem Banko. Alle versprachen ihm ihren Beistand. Also ersah er sich die Gelegenheit, den König in dessen Hoflager zu Envern zu erschlagen, erklärte sich selbst darauf, umgeben von Mitverschwornen und Solchen, die bestochen waren, zum König, und reiste darauf schnell nach Scona, wo er in allgemeiner Versammlung der Edlen förmlich als König ausgerufen ward. Malkolm und Donald, die Söhne Dunkans, flohen

anfangs nach Cumbrien; Malkolm darauf zum Edward Eldredsen, dem König von England, der ihn mit königlichen Ehrenbezeugungen aufnahm, und Donald nach Irland. — Macbeth suchte die mit Gewalt erlangte Herrschaft zu befestigen durch Milde und Freigebigkeit gegen seine Edlen und Mannen. Mit schlauer Klugheit wußte er im Reiche den unter Dunkans nachgiebiger Herrschaft rege gewordenen Geist des Aufruhrs zu dämpfen und unruhige Köpfe aus dem Wege zu schaffen. Mit Kraft und Gerechtigkeit übte er die Rechtspflege im Lande für alle Stände, und sorgte emsig für das Heil der Kirche. (Der Schluß folgt.)

Ueber eine Verkündigung.

Neulich fand ich in einem Nachlasse den, sehr gute Aufsätze enthaltenden Jahrgang 1795 von der Zeitschrift „Urania"; herausgegeben von J. L. Ewald (Leipzig, bei Voß); und las im Februar-Stück, Seite 157, Folgendes vom Herausgeber: „Kürzlich schrieb mir einer der ersten Köpfe, der übrigens kein Staatsmann ist: „Hier geb' ich ein Paar Weissagungen eines Uninspirirten, die immer gedruckt werden mögen: Wenn Frankreich noch so sehr siegt, es wird in diesem Jahrhundert weder eine Republik, noch ein ruhiges, leidlich-glückliches Volk werden. — Ein ärgerer Despotismus, als je die Erde beherrschte, wird die Folge des, jetzt despotisirenden Anti-Despotismus seyn. — Schrecklicher, heidnischer Aberglaube wird die Folge des herrschenden, fanatischen Unglaubens seyn. Vor Bildern wird man wieder knieen; Amulette tragen; Räucherungen und magische Weihungen vornehmen, und die Dämonen anbeten. — Der hierarchischeste Aberglaube (der, wodurch Priester ihre Herrschaft gründen) wird sich mit dem furchtbarsten Despotismus, zur Schande der Vernunft und zur Unterdrückung der Menschheit, vereinigen." — „Ich legte" — sagt der Herausgeber — „die Weissagungen bei Seite; die Wahrheit zu sagen, weil sie mir übertrieben schienen. Aber kurz hernach wurden sie mir größtentheils aus dem Munde eines philosophischen, frei und kühl-denkenden Staatsmannes bestätigt, ohne daß er davon wußte. Er hat viel Gelegenheit gehabt, die Wirkungen der religiösen Revolution in Frankreich zu beobachten; seine absichtslos hingeworfene Vermuthung gab also jener Weissagung wenigstens so viel Werth: daß ich sie hier niederlege, bis die Zeit ihre Wahrheit bestätigt, oder sie für Unwahrheit erklärt." — So weit Ewald; und es fragt sich nun: ist das, im Jahr 1795 Gesagte eingetroffen? — Mich dünkt, es ließen sich jetzt zu jedem Satze Namen und Beispiele anführen, und Einiges von dem Ausgesprochenen scheint sogar noch erst im Werden; doch muß man es an den Franzosen rühmen: daß sie, nach so ungeheuern Stürmen, eine Mäßigung zeigen, die — Wachsamkeit verdient. Zwischen sogenannter Weissagung und obiger Enthüllung ist übrigens ein starker Unterschied; jene ist oft Schwäche der Zeit, diese beruht auf Grundsätzen, die Bossuet so ausspricht: „Si vous voulez savoir ce qui fera du bien et du mal aux siecles futurs, regardez, ce qui en a fait aux siecles passés. En toutes choses le tems est un excellent conseiller. Le tems decouvre les secrets: le tems fait naitre les occasions: le tems confirme les bons conseils". — Es wäre interessant, wenn ein Mann mit einem klaren geistigen Auge über die jetzigen Gährungen in Deutschland — die gewiß zu anderen (der Himmel gebe: recht günstigen) Resultaten führen, als man erwartet! — voraus eine Art politischer Witterungs-Tabelle gäbe; sie kann wohl immer richtiger werden, als jene, womit die — nach Mode bis hieher noch äußerst schwachsinnigen — Wetterkünder jetzt zuweilen ihre Späße treiben. — Aber schneller wünschenswerth sind uns die „guten Rathschläge", damit man die, dem Stamme der Ordnung gefährliche Lebendigkeit nicht bloß in den rauschenden Wipfeln suche, sondern in den Wurzeln; und nicht die Thaten allein hindere, sondern auch die Motive — welche in steten Uebereilungen, vom Erziehungs- bis zum ausübenden Staaten-Wesen, zu suchen sind — gründlich bessere. — Alles aber geschehe mit Besonnenheit und dem Sinne, der die Eintracht sogar mit Aufopferungen herbei führen will; denn Zwiespalt ist jetzt so furchtbar, daß der, welcher rechtlich fühlt, gewiß gern seine Ansicht jedem bestehenden Verhältnisse, das etwa gegen Meinungen, nicht gegen allgemeine Menschenrechte streitet, streng unterwirft. Die Zeit der Umwälzungen hat selten den gediegenen Geist des Schaffens! Th. Laurin.

Gedanken-Späne.

Man findet selten einen Arzt, der sich selbst heilt, einen Advokaten, der seine eigene Rechtssache vertheidigt, und einen Philosophen, der, um seiner Leidenschaften Herr zu werden, nicht zu der Philosophie Anderer Zuflucht nähme.

Die fröhlichsten Gesichter sieht man oft in den Kutschen, die einem Leichenzuge folgen.

Warum erröthen wir, wenn wir gestehen müssen, betrogen worden zu seyn? Wir erkennen ja nur: heute klüger zu seyn, als gestern.

Das beste Mittel, sich an neidischen Menschen zu rächen, ist: der Sonne nach zu ahmen, die den Fledermäusen Trotz bietet, indem sie mit ihren goldenen Strahlen die Finsterniß verscheucht.

Nur wenige Menschen leben für die Gegenwart; die meisten richten ihre Hoffnungen auf die Zukunft. Sie prolongiren, wenn sie Genüsse haben könnten, und kommt dann der Tag der Zahlung, sind sie gewöhnlich insolvent. J. Polt.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Nürnberg. Noch immer ist das hiesige Schauspiel geschlossen. Die Familie Nelland aus Augsburg gab indeßen mehrere Vorstellungen; früher schon war dieselbe bei der hiesigen Truppe angestellt, aber seit einigen Jahren uns fern. Man kann Hrn. Nelland, welcher gewöhnlich die komischen Rollen übernimmt, nicht zu den ersten seines Faches zählen, so wenig seine Tochter zu den ersten Sängerinnen gehört; doch bemühten sie sich sichtbar, die Zufriedenheit der Zuschauer durch ihr Spiel zu gewinnen. — Seit Kurzem sind nun auch hier Alleen um den größten Theil des Grabens, der die Stadtmauer umschließt, angepflanzt worden; schon jetzt wandeln Abends viele Bewohner der Stadt in diesen neuen Anlagen umher, welche durch das Gedeihen der jungen Bäumchen die erfreulichsten Hoffnungen geben, einst an ihrem Schatten (der sich aber leider! nicht sehr breit machen wird, da es mehrentheils Pappeln sind) sich zu laben. — Man hat auch hier Künstler-Vereine, wie man immer bedeutende Künstler bei uns hatte, und noch jetzt mehrere von ihnen, besonders unter der Zahl der Kupferstecher, sich auszeichnen. Man verwechselt jedoch hier sehr oft den Künstler mit dem Menschen, und erwartet durchaus: daß Ersterer auch als Mensch sich durch gesellige Bildung sowohl, als durch die höhere des Geistes, auszeichnen soll, und setzt es zuweilen als gewiß voraus. Doch ist diese Meinung falsch, wie der nähere Umgang beweiset. Es giebt nur wenige Künstler (und hier fast keinen), welche der Kunst leben, ohne von dieser zu leben. Nimmt man noch dazu an, daß schon in der ersten Jugend jede Kunst geübt werden muß, um bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit zu gelangen, so bleibt ohnehin nicht viel Zeit zum geselligen Umgang, dieser Schule der Sitten, übrig; und eben so wenig Muße findet der immer beschäftigte Jüngling, sich Kenntnisse in andern Fächern zu erwerben. Von den höheren Cirkeln, die im Museum sich vereinigen, sind sie ohnehin ausgeschlossen, weil der Zutritt zu demselben — welcher jährlich zwei Carolins kostet, den anderweitigen damit verbundenen Aufwand abgerechnet — wohl dem bemittelten Kaufmann geringe scheint, aber nicht dem wenig belohnten Künstler. Das Militair zahlt nur die Hälfte; man möchte fragen: warum dem achtungswerthen Künstler, dem mittellosen Theil der Gelehrten, nicht dieselbe Begünstigung zu Theil wird, die man dem Militair zugesteht? Vielleicht darum nicht, weil der Geldstolz der hiesigen Kaufherren u. s. w., die den Ton angeben, wohl noch den Offizier von einem gewissen Rang neben sich duldet; aber nicht den Künstler, der oft für ihn arbeitet. Vielleicht würde dann auch die Gesellschaft zu gemischt seyn, und vielleicht lassen sich noch eine Menge Vielleichts finden, die es verhindern. Die Harmonie, eine andere weit ausgedehnte Gesellschaft, welche unter ihre Mitglieder auch mehrere vom Adel zählt, und dann noch einige gesellige Vereine, bleiben freilich immer übrig. — Wenn jene Forderung an den Künstler indessen auch nicht befriedigt wird, wenn sein Umgang, seine Sitten nicht so sind, wie manche Personen, von seinen Kunstwerken auf den Künstler schließend, voraussetzen, so ist doch das nur Nebensache, und um so verdienstlicher bleibt es, wenn sich die Kunst, unter so wenigen äußeren Begünstigungen, so hoch erhebt. Selbst Reisen, ein langer Aufenthalt in Paris — wie bei Einigen hier der Fall war — haben keine Verfeinerung bewirken können, da leider ihre Art zu reisen, so wie auch ihre Lebensweise, die der Handwerksburschen seyn mußte. Wer freilich, wie etwa Herr von —, einiges Vermögen besitzt, und das durch die Kunst Erworbene nur als eine Beihülfe an zu sehen braucht, macht eine Ausnahme. So läßt sich das Urtheil einiger Fremden, die ihre hohen Erwartungen getäuscht fanden und sich dann ziemlich unzufrieden über den Mangel an höherer Bildung einiger ausgezeichneten hiesigen Künstler äußerten, berichtigen. — Auch hier empfindet sowohl der handelnde Stand, als die Handwerker, welche den Manufaktur-Besitzern ihre Waaren liefern und dadurch wohlhabend wurden, die gänzliche Stockung der kaufmännischen Geschäfte. Daß nicht mehr so viele Bestellungen auf solche Dinge, die man unter dem Namen „Nürnberger Tand" überall kennt, gemacht werden, als ehemals, liegt wohl daran: daß auch anderwärts das Geldbedürfniß die Fabrikanten anspornt, sie eben so gut und billig zu verfertigen und auf die Messen zu liefern. — Es herrscht hier dieselbe oft geäußerte Unzufriedenheit mit den baierischen Mauth-Gesetzen, welche in andern Ländern über das preußische Zollwesen laut wird. Doch ist es unbillig, diesen Gesetzen allein den üblen Zustand des Handels zuschreiben zu wollen. Sollte nicht das Uebermaaß der Fabrik-Erzeugnisse hier mitwirken? — Ein öffentliches Blatt führt als einen Beweis des schlechten Fortganges der Geschäfte bei der letzten Frankfurter Messe an: daß die Fabrikanten gezwungen waren, mehrere Gattungen von Kattun zu 12 Kreuzer die Elle weg zu geben, um sie nicht wieder mitnehmen zu müssen. Gerade diese Waaren-Gattung ist aber, vielleicht durch die zu große Anzahl ihrer Fabriken, so weit herab gesunken: weil christliche und jüdische Handelsleute, im Uebermaaß damit versehen, auch bei dem größten Absatz Alles, was jährlich noch die großen Vorräthe vermehrt, unmöglich unterbringen können. Bei dem Wein- und Spezerei-Handel möchte es wohl anders seyn; diesem können die starken Abgaben hinderlich werden, weil dadurch die ärmere Klasse zu Surrogaten ihre Zuflucht nimmt; dabei gewinnen aber wieder inländische Anstalten. Es wäre wohl der Mühe werth, daß denkende welt- und geschäftskundige Männer ernstlich darüber nachdächten und forschten: ob nicht zum Theil die Unzahl der vom Handel Lebenden, wie der Fabrikanten, hauptsächlich an dieser Niederlage des Handels Schuld sey? Jeder strebt reich zu werden, und da es unter dem handelnden Stande sehr Viele giebt, die es wirklich sind, so wollen es die Andern auch seyn, und wenn ihre Forderungen nicht erfüllt werden, äußern sie laut ihre Unzufriedenheit darüber. *) Muß nicht der angehende Arzt, der Jurist, der Prediger auf einer elenden Landpfarre, müssen nicht diese auch sehr beschränkt, oft sorgenvoll leben? — * —.

*) Alle möglichen Menschlichkeiten zugegeben, so begehen dennoch einige Fürsten eine große Ungerechtigkeit an ihren Unterthanen, indem sie alle fremden, namentlich englische Waaren herein lassen, während die Engländer fremden Produkten die Häfen verschließen. Der Deutsche hat ein Recht, gleiche Einschränkungen gegen England zu begehren, so lange dieses nicht gleiche Freiheit gestattet. Schon das Gefühl empört sich in Jedem, wenn ein anderer Grundsatz gilt; ist aber Gleichheit hergestellt — wo möglich in der Freiheit des Handels — dann sind die Fürsten unschuldig an den Klagen; aber nur dann! — was auch Staats-Sophisterei dagegen aufbringt. D. Herausgeber.

London. Der Schauspieler Liston kam in einer der neuesten Darstellungen auf einem Velocipede (Art Draisine) auf die Bühne geritten, hielt sein hölzernes Pferd an, und sprach dessen Lob in einem Prolog aus, worin folgende Stellen vorkommen:

Ein herrliches Geschöpf! Ihr Herrn, schaut's in der Nähe,
So sanft, daß ohne Furcht ihn Miß und Dandy sähe.
Es schlägt nicht aus, führt nicht Gebiß und Zaum,
Doch seinen Stammbaum stets mit sich: es stammt vom Baum.
Das Thier braucht keine Streu, frißt weder Heu noch Haber,
Lebt, wie ein Philosoph, durchaus von Wenn und Aber;
Läuft ohne Gert' und Sporn, im Schritt, Galopp und Trab,
Und setzt durch seine Schuld nie seinen Reiter ab.
Ein hölzern Pferd zog nach zehn langen Jahren
In Troja's stolze Mauern ein; —
Mein Roß flog nach Paris vom Rhein,
Kam über's Meer zu uns gefahren,
Und nahm eh' wir es noch gewahren —
Ganz London und Paris in vierzehn Tagen ein. (Morn. Chron.)

Beilage: Bemerker No. 8. u. Blatt d. Ankündigungen No. XII.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 19. Juli. 117tes Blatt.

Enthusiasmus und Zeitgeist.

„Der Mensch ist ein Enthusiast, ein Phantast, ein Narr!“ so urtheilt die Zeit über jene Geister, die hinaus wollen über irrdische Schlacken. Aber eben diese Narren sind es, denen ihr es dankt, daß ihr einen Raphael anstaunt, einen Correggio bewundert, ein Tasso euch entzückt, die Elegieen eines Petrarka euch in süße Thränen wiegen! — Möchtet ihr diese Geister immerhin verkennen, und hätte dieses Verkennen nur keine Folgen, es wäre gleichgültig — ein besseres Geschlecht wird sie fassen! — So aber — wie viele dieser Geister verlieren den Muth, erlahmen, oder sinken zurück in den alten Schlamm? — Ein Kotzebue fügt sich in eben geltende Wünsche, und wird — oft unbekümmert um die Wirkung seiner Erzeugnisse — reich oder könnt' es wenigstens geworden seyn! — Ein Schiller will die Menschheit heben, und weil er es will, läßt sie ihn hungern, bis sich der großmüthige Erbprinz von Holstein-Augustenburg und der edle Graf von Schimmelmann findet. — Es ist unaussprechbar groß, ohngeachtet allen Druckes menschlichen Elendes, aus zu harren im Ringen um das Höchste; wie Vielen aber ist hiezu die Kraft gegeben? wie Vielen das Wollen? wie Vielen das Dürfen? — „Zeitgeist! Zeitgeist!“ so hallt es von der linken — „Zeitgeist!“ so donnert es von der rechten Seite. Will das Genie leben, es muß sich diesem Zeitgeiste fügen! — Doch, was ist Zeitgeist? — Dort lehrt der ernste Weise, und Alles gähnt; hier springt ein Bajazzo, und Alles jubelt. — Goethe's „Tasso“ läßt das Theater leer, ein sinnloses Gespenster-Wesen füllt es zum Erdrücken. Alles Zeitgeist! Und in der Politik? — hier predigt Einer Frieden und Alle lachen ihn aus; dort ruft ein Anderer zum Mord auf, und Alle jauchzen ihm! — Heute verdammt die Menge eine strenge Nothwendigkeit, weil sie dadurch einen unbedeutenden Genuß entbehrt, und morgen verflucht sie den, der jene Nothwendigkeit aufhebt. Lauter Zeitgeist! — Ja, wenn der Geist der Zeiten immer der Geist des Besseren wäre! — So aber stehe die Lehre fest: die Geister sollen die Zeiten, nicht die Zeiten die Geister erschaffen!

Sonderbar ist es, daß diese Lehre und eigentlich deren Repräsentant: der Enthusiasmus — das heißt, der edle, denn im andern Falle ist es Fanatismus — beinahe durchaus so hart verpönt war und ist. Gesunkene Völker stehen zu tief unter ihm, gerade im Gegensatze zu ihm; stillstehende Völker sind in ihrer Thatkraft erschöpft. — Aber glauben sollte man doch, daß die Völker mit Achtung des Enthusiasmus gedächten? Was sie jemals Schönes und Großes, Nützliches und Herrliches erzeugten, brachten sie nur durch ihn hervor! — Der Enthusiasmus hat ihre Aecker gepflügt, ihre Städte gebaut, ihre Reiche gegründet, ihre Siege gewonnen; geschaffen ihre Gesetze, ihre Wissenschaft, ihre Kunst und ihren Ruhm. — Daß man den Enthusiasmus dennoch gering achtet — ist eine Auffallenheit! Aber noch auffallender ist es, warum es noch nicht zum Grundsatz geworden ist, diesen Enthusiasmus an zu erziehen, zu nähren? —

Der Erziehung erster Schritt ist: Bändigung der Thierheit; — der Erziehung zweiter Schritt: Kultur, Menschen-Schöpfung; — der Erziehung höherer Schritt: Gefühls-Erschaffung für das Staats-Beste, der Erziehung höchster Schritt: Gefühls-Erschaffung für das Welt-Beste; Gefühl für das Staats-, Gefühl für das Welt-Beste ist aber das Kind des Enthusiasmus. — Dreifach ist die Bestimmung des Menschen: Er sey Mensch, Bürger seines Vaterlandes, Bürger seiner Welt! — Der kultivirteste Mensch ist nicht immer, nicht für jede Lage ein guter Bürger seines Vaterlandes! — Ein Socrates ist noch kein Codrus, ein Seneca noch kein Cocles; zehen Tausend Solons ersiegen keinen Tag von Marathon, und dreihundert Platone sind deßwegen noch keine Leoniden! — Der beste Bürger seines Vaterlandes ist nicht immer und nicht für jede Lage ein guter Bürger seiner Welt! Ein Cid hat noch weit zu einem Las Casas, und ein Washington ist noch kein Heiland der Menschen. — Die Helden, die mit Lust für Spaniens Freiheit bluteten, schlagen noch jauchzend ihre verbrüderten Niederländer in Ketten; und jener Römer, der sich opfernd in die Lanzen der Feinde stürzt, erröthete nicht, über einen Erdball die Bande eiserner Sklaverei zu werfen! — Der Enthusiasmus ist der Bürge der Völker, der Bürge der Welt! Ein Volk ohne Enthusiasmus wird früher oder später zertreten, unterjocht; ein Volk mit Enthusiasmus — selbst wenn es durch ihn auf Klippen geführt würde — durch sich selbst wiedergeboren! — Eine Welt ohne Enthusiasmus sinkt zur Barbarei zurück; die Tyrannei schwingt das Beil; das eherne Jahrhundert beginnt! — Eine Welt mit Enthusiasmus fliegt der goldenen Zeit zu — das Einzelne verbürgt das Heil des Ganzen — das Ganze das Heil des Einzelnen — und überlebt sich auch diese Zeit, sie ist der Verjüngung näher als ihrem Tode! Der edle Enthusiasmus ist der Riese in der geistigen Welt, der Zeitgeist oft Modepuppe der Spekulanten! Joh. Gunz.

Die altschottische Sage vom Macbeth.

(Schluß.)

So leitete Macbeth zehen Jahre lang auf das Beste die Zügel seines Reichs. Aber er hatte nur den Schein eines edlen Fürsten angenommen, um sich der Gunst des Volkes zu versichern; von Natur war er wild und grausam. Da er seinen Thron befestigt sah, trat die alte Gemüthsart wieder hervor; auch trieb ihn sein Gewissen ruhelos umher: denn was er selbst verschuldet hatte, fürchtete er, wiederum von einem Andern erleiden zu müssen. Hierzu kam, daß dieselbe Weissagung, die ihm die Königskrone verheißen hatte, dem Geschlechte Banko's die Nachfolge in der Herrschaft versprach. — Also lud er den Banko und dessen Sohn, die Beide nichts ahnten, zum Gastmahl bei sich ein, in der verrätherischen Absicht, sie zu erschlagen; doch wollte er das Recht der Gastfreundschaft nicht verletzen. Er bestellte daher gedungene Mörder, die den Banko nebst dessen Sohn, bei dem Nachhausegehen, in der Nacht überfallen und erschlagen sollten. Im Dunkel der Nacht entkam den heimtückischen Händen der Mörder nur Fleanch, der Sohn, der darauf nach Wallis entfloh. Banko selbst fiel unter den ihm beigebrachten Streichen. — Nach der an Banko verübten Mordthat schien nun alles Glück von Macbeth zu weichen. Als es laut ward, jener edle Than sey meuchelmörderischer Weise gefallen, fürchtete jeder Fürst des Reichs für sich selber und Keiner ging oft und gern mehr an den Hof; und in Macbeth, der sich von Allen gefürchtet sah, vergrößerte sich auch die Furcht vor ihnen. Das Mißtrauen entfremdete die Gemüther des Herrn und seiner Diener immer mehr, und bei Macbeth stieg es bald zu einem unversöhnlichen Haß. In diesem verfolgte er Viele wegen erdichteter Ursachen: als ob sie Verschwörungen angestiftet oder das Gesetz übertreten hätten; ließ sie tödten und ihre Güter einziehen. Da er durch solche Weise Nutzen zog aus dem Untergange Anderer, wuchs seine Habsucht; er befreite sich auf diesem Wege nicht nur von den Gefürchteten, sondern verschaffte sich auch reiche Mittel: eine große Zahl von Miethlingen um sich zu versammeln, die ihn vor der Gefahr, welche ihm drohte, beschützen könnten. Auch erbaute er sich zu seinem letzten Zufluchtsort in der etwaigen höchsten Noth eine feste Burg auf dem hohen Gipfel des Berges Dunsinnan, und zwang alle Thane seines ganzen Reiches, zu dieser Arbeit mit bei zu tragen. Schon war der Dienst beinahe die Reihe herum gegangen, als endlich der Befehl dazu den Macduff, Than von Fife, traf. Da er selbst abgehalten ward, mit zu kommen, um die Aufsicht über seine Leute zu führen, so schickte er seine Handwerker nebst den nöthigen Bedürfnissen zum Bau, und befahl Jenen: eifrigst und mit Fleiß die Arbeit zu fördern, damit er dem König keine Gelegenheit gäbe, seiner Abwesenheit wegen über ihn zu zürnen. Aber dennoch ergrimmte Macbeth gar sehr, da er, um sich die Arbeit an zu sehen, nach Dunsinnan kam, und da selbst den Macduff nicht fand. — „Dieser Mensch“ — rief er aus — „wird niemals den Befehlen seines Herrn gehorchen, wenn man ihm nicht, wie dem Hengste, einen Zügel in das Maul legt!“ — Ueberdieß fürchtete ihn der König heimlich, weil diesem von Wahrsagern war verkündet worden: daß ihm durch Macduff Gefahr drohe und er sich vor ihm hüten möge. Auch hätte er ihn schon längst aus dem Wege geräumt, wenn nicht eine andere Weissagung ihn wieder beruhigt hätte, wonach es vom Schicksal beschlossen seyn sollte: daß er von Feindeshänden nicht eher könne besiegt werden, als bis der Wald von Birmingham gegen die Feste Dun-

sinnan angerückt wäre, und daß er auch niemals fallen werde durch die Hand eines vom Weibe geborenen Menschen. Jetzt wähnte Macbeth sich durch die Gunst höherer Mächte so sicher vor allen Nachstellungen, daß er glaubte, ungestraft sich Alles erlauben zu dürfen.

Aber der Than von Fife bereitete sich schleunigst, da er den Haß Macbeths gegen sich erkannte, zur Flucht nach England, um den Malkolm nach Schottland zurück zu rufen. Dies erfuhr Macbeth, und brachte ein großes Heer zusammen, zog nach Fife, belagerte und nahm die Feste ein, wo er den Macduff vermuthete; hier ließ er alle Gefangene, die ihm in die Hände fielen, tödten, selbst Macduffs eigene Gemahlin und Kinder. Alle Güter des Thans, der entkommen war, zog er ein und erklärte ihn für einen Feind des Reichs. Macduff ging nach England, und schilderte dem Malkolm sein eigenes Elend und das Elend der in der Tyrannei seufzenden Schotten, deren ganzer Adel nur Haß athme gegen Macbeth. Malkolm wurde gerührt durch die Schilderungen Macduffs; doch mißtraute er ihm noch und fürchtete Verrath. Deshalb antwortete er ihm: er sehe Alles ein, doch sey er wegen seiner ausgelassenen und zügellosen Gemüthsart nicht werth und nicht fähig, die Zügel der schottischen Regierung zu ergreifen; er würde noch weit härter und grausamer verfahren, als es je Macbeth gethan hätte; und aus diesem Grunde hege er einen Abscheu, den Thron zu besteigen, da ihm alle Tugenden mangelten, die den König und Herrscher zieren müßten. Auch würde man ihn, den man jetzt mit so vieler Lebhaftigkeit suche, später wohl wieder vom Thron und aus dem Reiche jagen. — Durch Reden dieser Art versuchte er den Macduff. Nachdem er aber so sich der treuen Gesinnungen desselben versichert hatte, ward er offenherzig, redete frei zu ihm, und so vereinigten sich Beide und beredeten sich über die beste Art der Ausführung des Vorhabens. — Macduff reiste hierauf an die Grenzen des Reichs und knüpfte geheime Verbindungen an mit den Mächtigen im Lande der Schotten, indem er sie aufregte: den Macbeth zu vertreiben, und den Malkolm, als den ächten Erben des Reichs, wieder auf zu nehmen. Auch that er ihnen kund: daß Malkolm nächstens anrücken werde mit einem Heere von zehen Tausend Gewappneten, die ihm Edward, König von England, zur Hülfe gegeben habe. Da das Gerücht in Schottland erschollen war, theilte sich alsobald das Reich in zwei Partheien: eine für Malkolm, die andere aber für Macbeth. Gegenseitig rüstete sich jede; man lieferte aber nur kleine Gefechte, indem die Parthei des Malkolm die Schlacht vermied und die aus England heran rückenden Hülfstruppen erwartete. Bei deren Ankunft ergriff den Macbeth Furcht vor einer so großen Zahl der Feinde; er zog sich also zurück bis in die Gegend seiner neuen Festung Dunsinnan. Hier schlug er ein Lager auf und wollte den Feind erwarten. Den Freunden, die ihm riethen, Frieden zu suchen oder mit seinen Schätzen zu entfliehen, gab er kein Gehör. Er war sicher, daß er nicht eher könne besiegt werden, als bis der Wald von Birmingham gegen Dunsinnan vorrücke, und daß er überhaupt keines gewaltsamen Todes sterben könne, weil ihm verkündet war: daß Niemand, der vom Weibe geboren, ihn tödten könne. — Malkolm indeß, der dem Macbeth auf seinem Rückzug schnell gefolgt war, kam in den Wald von Birmingham; hier ließ er vor dem Angriff sein Heer ausruhen, und jeden der Kriegsknechte belaubte Zweige von den Bäumen brechen, so viel man nur würde tragen können. In der Nacht rückte er vor, und kam bei Sonnen-Aufgang den Feinden zu Gesicht. Macbeth erschrack, da er die belaubte Masse heran rücken sah; doch gab er den Seinigen Befehl zum Angriff. Bei dem ersten Handgemenge jedoch ergriff er selbst im panischen Schreck die Flucht, und wie das seine Leute sahen, warfen sie alle die Waffen weg und ergaben sich ohne Schwerdtschlag an den Malkolm. So endete die Schlacht. — Macduff aber, der im grimmen Haß den Macbeth suchte und den schnell Fliehenden verfolgte, holte ihn ein bei Lunfann, weit weg vom Schlachtfelde. Macbeth sprang vom Pferde und rief dem Macduff zu: „Was verfolgst Du mich vergebens, der ich nicht getödtet werden kann von dem, den das Weib gebar?“ — Macduff aber erwiederte: „Heute empfange den Lohn aller Deiner Frevelthaten, und falle durch meine Hand; denn ich bin nicht geboren, sondern aus meiner Mutter Leib geschnitten!“ — Während dem war er vom Pferde gesprungen, und schlug nun den Macbeth mit dem Streitbeil auf das Haupt; er fiel todt zur Erde nieder, und so endete Macbeth.

Dr. Stahr.

G n o m e n.

1.

Manch unverschämter Diener,
Der Eitelkeit erklärt
Sein Ey von höh'rem Werth,
Als andrer Leute Hühner.

2.

Im Glück — da schneet es Freunde,
Im Unglück hagelt es Feinde.

3.

Besser, überall betteln und bitten,
Als Grimassen am Galgen geschnitten.

4.

Liebe, Feuer, Rauch und Geld,
Bergen nie sich in der Welt.

5.

Jung fleißig seyn
Und viel erlernen müssen,
Ist klein're Pein,
Als — nichts im Alter wissen.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Der Tenorsänger Herr Bader, vom Braunschweiger Theater, den wir schon vor etwas über einem Jahre auf unserer Bühne hörten, ist jetzt in einer Reihe von Gastrollen bei uns aufgetreten, nämlich als „Licinius" in der „Vestalin", „Elmon" in „Roiette", „Octavio" im „Don Juan" (zwei Mal), „Armand" im „Wasserträger", „Tamino" in der „Zauberflöte" (zwei Mal), „Carlino" in den „Dorfsängerinnen", „Cortez" (zwei Mal), „Eduard" in „Fanchon", „Infant" in „Lilla" (zwei Mal), „Jeconde", „Joseph" in „Joseph in Egypten" und „Tancred". Im Besitz einer vollen und wohltönenden Bruststimme und überhaupt eines sonoren und durchaus verständlichen Sprachorgans; einer Bildung, die ein verständiges (wenn gleich nicht ausgezeichnetes) Spiel beurkundet, und eines angenehmen Aeußeren, kann Herr B. nur gefallen, und hat in allen Rollen mehr oder minder gefallen. Den enthusiastischen Beifall, den er bei seinem ersten Besuch gewann, erwarb er diesmal nicht, aber das ist in der Ordnung; man erfreute sich damals seiner trefflichen Stimme, und bemerkte kaum, daß diese schöne Natur noch der Kunstbildung ermangele, um vollkommen zu seyn. Darum ward er früher jedesmal hervor gerufen und sogar bei seinem letzten Auftreten ersucht, hier zu bleiben. Jetzt aber trat eine höhere Anforderung ein. „Er hätte" hieß es nun, „in mehr als Jahresfrist sich wohl in der Gesangkunst fortbilden können; er hat sich nicht gebessert!" Dieses Urtheil hat etwas für sich, aber viel gegen sich. Ob es z. B. in Braunschweig wohl vorzügliche Gesanglehrer giebt? Hauptsächlich aber ist die Eigenliebe und Eitelkeit des Künstlers in Betrachtung zu ziehen. Wer in Berlin durch rauschenden Beifall betäubt ward, wie Hr. B., wer in Braunschweig fast vergöttert ward, wie er — der muß doch glauben: er sey bereits fertig und bedürfe keiner Fortschritte mehr!! Im Allgemeinen sey es gesagt, daß die Rolle des „Joseph in Egypten" — nach welcher er hervor gerufen wurde — und die des „Prinzen" in der „Zauberflöte" ihm am meisten gelangen, so wie die des „Tancred" die schwächste war. Die Wahl des „Licinius" zum ersten Auftreten schien fehlerhaft; denn gerade die Stellung des Licinius erfordert viel deklamatorischen Vortrag, der dem Gaste fehlt. Als Tancred vermochte er schon deshalb nicht günstig zu wirken, weil die Uebertragung der Altstimme in den Tenor die Harmonie oft aufhebt und durchaus störend ist. Daß doch keine Vollkommenheit unter dem Monde reift! Hätte Herr Bader unsers Stümer's treffliche Gesang-Methode und besäße dagegen Herr Stümer B's Kraft und Fülle der Stimme, so würden wir in Zukunft zwei vollendete Tenorsänger haben, da Herr B. nach einem Jahre als Mitglied unserer Bühne wiederkehrt. — Frau Bader, seine Gattin, erschien gleichzeitig als „Isabella" in der „Braut von Messina" und „Amalie" in der „deutschen Hausfrau" (zwei Mal). Als „Isabella" sprach Frau Bader größtentheils (Ausnahmen gab es aber) richtig und also zweckmäßig; doch die höhere Bestimmung der Rolle hatte sie nicht aufgefaßt; auch mangelte ihr häufig die Würde der Fürstin, so wie ihre körperliche Wohlbeleibtheit mit dem Zustand der leidenden Mutter nicht gut zu vereinbaren ist. Die Stimmen waren über ihre tragischen Leistungen sehr getheilt. Als „deutsche Hausfrau" gefiel sie in Charlottenburg und wurde hervor gerufen; aber schwach nur wirkte diese Darstellung auf der hiesigen Bühne. Der Conversationston und das ganze Wesen im bürgerlichen Schauspiel ist dennoch wohl ihr eigentlicher Wirkungskreis, den sie sehr beschränken muß. — Herr Richter, vom Theater zu Posen, ist als „Fertig" im „Jurist und Bauer" und „Pifferling" in der „Seelenwanderung" aufgetreten und, dem Vernehmen nach, bei unserer Bühne angestellt worden. Ganz gut, denn der junge Mann ist nicht ohne komisches Talent; nur bedarf es noch großer Ausbildung, und vorzugsweise hat er sich gegen Plattheiten (wie die der Schauspielerin in der Seelenwanderung) zu bewahren. — Die bedeutendste Erscheinung dieser letzten Zeit war ohne Zweifel die fremde Sängerin Madam Feron, die sich in mehreren Conzerten auf unserer Bühne hören ließ, und durch eine ungewöhnliche Gesangfertigkeit, wie auch durch eine gefällige Persönlichkeit und Anspruchlosigkeit sich rauschenden Beifall erwarb. Ihre Stimme — wie man sie hier hörte — ist ohne besondere Kraft und Zartheit; ihr größter Vorzug ist die erstaunlichste Gewandtheit und Sicherheit, mit der sie bis dreigestrichen e singt, und plötzlich mehr als zwei Oktaven herunter bis zum cis springt; die reine chromatische Tonleiter, das außerordentliche staccato erhebt sie zur Virtuosin als Conzert- und Kammer-Sängerin. Vergleicht man sie mit andern Sängerinnen, so kömmt sie der Frau Grünbaum am nächsten; besitzt jene mehr Kraft der Stimme, so hat die Feron die größere Fertigkeit und glänzendere Manier voraus, worin ihr (was die erstere betrifft) selbst die Catalani nachsteht; dagegen dringt die Stimme der G. zum Herzen, die F. kann man wegen ihrer Künstlichkeit nur bewundern. Ihre Hauptstärke ist in den Variationen auf das bekannte Tyrolerlied, wo sie durch das Beste, was sie besitzt, fast bezaubert; klüglich schließt sie daher stets mit diesen Variationen, damit der Zuhörer den tiefen Eindruck mit sich heim nehmen möge. Daß Mad. F. mehrere Male, dem Wunsche der Zuhörer genügend, das Tyrolerlied wiederholte, so anstrengend dies auch ist, macht ihrer Gefälligkeit Ehre. Wenn sie übrigens allenthalben so, wie hier, die Theater-Kassen — die im Sommer oft so herzzerschneidend leer bleiben — mit reichem Segen füllt, so werden sich die Direktoren verpflichtet fühlen, ihr Andenken werth zu halten.

K. St.

Zu Niort ließ sich neulich das Volkshaupt von Owaihi, König Cornelius Sajalenta, für 2 Franks 60 Cent. im Schauspiel-Saale — öffentlich sehen, und nachdem er einige 30 kleine Lieder gesungen, beliebten Se. Majestät das Tamburin zu schlagen, um seine Unterthanen und Unterthaninnen danach tanzen zu lassen. (Constitut.) Se. Majestät scheinen mindere Prätensionen zu machen, als europäische Sänger und Tänzer.

In Irland zählt man allein 5000 Individuen, welche abgegangen sind, um mit den Independenten gegen Spanien zu fechten. (Belgiq.)

In Frankreich kostet das Heer etwas weniger als ⅓ der Staats-Einnahme, in Bayern fast ¼ der Ausgaben. (Independ.)

Beilage: Literarische Anzeige.

Lehrreiche und nützliche Bücher,

welche beim Verleger derselben,

G. Hayn

in Berlin, Zimmerstraße Nr. 29,

desgleichen

in der Maurerschen Buchhandlung

ebendaselbst, Poststraße Nr. 29,

in der Gräffschen Buchhandlung

in Leipzig,

so wie auch in allen guten Buchhandlungen Deutschlands für beigesetzte billige Preise zu haben sind.

Die neueste Preußische Gesetzgebung

über die Verpflichtung zum Kriegsdienst, die Befreiung und Entlassung aus demselben, und die Versorgung der Entlassenen, ingleichen über Servis, Einquartierung und Vorspann-Leistungen. Für die Preußischen Unterthanen, und die Communal-Beamten insbesondere. Von J. D. F. Rumpf, exped. Secr. bei der Königl. Regierung zu Berlin. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Dieses Werk ist in gleicher Art wie das nachstehende bearbeitet: es enthält alle Hauptgesetze mit allen bis auf die neuesten Zeiten ergangenen Veränderungen an dem betreffenden Orte. Aus folgender Anzeige wird man seinen reichhaltigen Inbegriff ersehen. Verpflichtung zum und Ausschließung vom Kriegsdienst. Verfahren gegen diejenigen, welche sich dem Kriegsdienst entziehen. Anfang des Kriegsdienstes. Dauer der Dienstzeit im Frieden, im Kriege. Freiwillige Verlängerung der Dienstzeit. Bestandtheile des Kriegesheeres. Visitation der sich zum Kriegsdienst für tauglich Erklärenden.

Bestimmung und Bestandtheile der Landwehr des 1sten und 2ten Aufgebots. Bestimmung und Eintheilung des Landsturms. Verpflichtung der Landwehr, ihre Uebungen, und Ergänzungsbezirke. Besoldung bei der Landwehr. Ausscheidung, Beurlaubung, ferneres Dienen der Landwehr-Officiere. Ergänzung und Wahl der Landwehr-Officiere bei der Infanterie. Avancement derselben, Beurlaubung der Unterofficiere und Landwehrmänner. Formirung der Landwehr-Cavallerie. Entlassung und Ergänzung der Landwehr-Officiere bei der Cavallerie. Besoldung der beurlaubten Landwehr-Officiere. Artillerie der Landwehr. Anschaffung der Uniform der Landwehr-Officiere. Ausgediente Landwehr-Officiere und Wehrmänner. Bestrafung derselben.

Freiwillige, die sich selbst kleiden und bewaffnen. Wenn sie die Kosten der Equipirung erlegen. Ihr Eintritt in die Landwehr. Vorzüge der Freiwilligen. Bedingnisse ihrer Annahme rücksichtlich ihrer Ausbildung. Termine ihrer Anmeldung bei den Garde-Schützen und Jäger-Bataillonen. Bei der Berliner Landwehr. Verhandlungen und Entscheidung über die Annahme der Freiwilligen. Ursachen, aus welchen sie nicht angenommen werden können. Eintritt der Freiwilligen aus den letzten Feldzügen in die Landwehr. Wenn sie Staatsdiener gewesen. Freiwillige, die sich zu Volkslehrern bilden. Uebertritt der Freiwilligen in andere Regimenter.

Ersatzaushebung zur jährlichen Ergänzung des stehenden Heeres. Gestellung, Prüfung und Auswahl der Ersatzmannschaften, welche Grundsätze dabei zu beobachten, und wie die Absendung zu den Truppen bewirkt wird. Hindernisse der Gestellung. Unterlassung der Anmeldung. Untauglichkeit. Vorübergehende Krankheiten. Auswahl des einzustellenden Bedarfs. Bestimmungen in Ansehung der Ersatzmannschaften, nachdem sie von den Departements-Ersatzcommissionen den Truppen-Commandos überwiesen sind. Verpflegung derselben. Entlassung der Mannschaften von den Truppen zur Kriegsreserve in die Stelle des erhaltenen Ersatzes. Die militärpflichtigen Berg- und Hüttenleute. Ansiedelung und Verheirathung der zum Kriegsdienst verpflichteten Subiecte.

Befreiung und Entlassung vom Kriegsdienst, Versorgung der Entlassenen. Eintheilung der Invaliden. Halbinvaliden. Ganzinvaliden. Entlassungsschein der Invaliden. Versorgungs-Ansprüche der Invaliden. Inactive Soldaten. Entlassung der Landwehrmänner. Befreiung vom Militärdienst. Entlassung vom stehenden Heere. Entlassung der Garde- und Grenadier-Landwehr bei den Stäben. Versorgung der Freiwilligen. Berücksichtigung der Beamten, welche den Feldzug mitgemacht haben. Allgemeine Grundsätze bei Versorgung der Invaliden.

Das Servis- und Einquartierungswesen überhaupt. Servis-Regulativ vom 17 März 1810. Serviseinrichtung in Berlin. Einquartierung in Berlin.

Der Vorspann. Regulativ über den Feldetat eines Bataillons, Vorspann für ein Grenadier-Bataillon, Infanterie- und Cavallerie-Regiment. Edikt wegen Aufhebung des Vorspanns. Regulativ wegen Vorspann. Eintritt des frühern Vorspanns. Erläuterungen zu dem Regulativ vom 26. Sept. 1808. über den Vorspann. Neuere Bestimmungen, wie die Verpflegung der Truppen und der Vorspann vergütet werden soll: bei vaterländischen und fremden Truppen. Vorspann-Liquidationen. Vorspann für Lieutenants, welche die Compagnie führen. Vorspann für Officiere, die dem marschirenden Truppentheil vorausgehen.

Die Unentbehrlichkeit eines solchen Handbuchs für Communalbeamte, Magistratspersonen, Stadtverordnete und Bezirksvorsteher, bedarf keines Beweises, und ein jeder Unterthan des Preußischen Staates wird sich daraus selbst überzeugen können, in wiefern er von dieser Gesetzgebung betroffen oder nicht betroffen wird.

Die Stempelgesetze

der Preußischen Monarchie in einem vollständigen Handbuche, mit Tabellen und alphabetischem Register. Dargestellt von J. D. F. Rumpf, expedirendem Secretär bei der Königl. Regierung zu Berlin. 8. 1 Thlr.

Vorstehendes Werk enthält nicht nur die den Stempel-Abgaben zum Grunde liegenden allgemeinen Gesetzeskörper, sondern auch alle bisher ergangenen besondern Bestimmungen, Abänderungen, Erläuterungen und Ergänzungen, die überall dem Hauptgesetz an der betreffenden Stelle als Zusätze unterlegt sind, und wodurch die schnellste Uebersicht der bestehenden Gesetze vor Augen gelegt ist. Der Inhalt ist folgender: Stempelgesetz für die ganze Monarchie vom 20. Nov. 1810; Instruction für sämmtliche Staatsverwaltungsbehörden in Anwendung der Vorschriften der Stempelgesetze; Declaration der Stempelgesetze in Betreff der Stempelpflichtigkeit der Wechsel und kaufmännischen Anweisungen; Instruction zur Ausführung der Vorschriften, die Stempelpflichtigkeit der

Wechsel und kaufmännischen Anweisungen betreffend. Kabinetsordre, den Zeitungsstempel, die Stempelung der bei Privatverlagen herauskommenden Kalender, die Herabsetzung des Kartenstempels, Formularien zu Wechseln, Assignationen ic betreffend. Instruction für die Stempelfiskäle. Erbschaftsstempeltabellen für diejenigen Finanzbehörden und Beamten, welchen theils die Revision der Erbschaftsstempeltabellen der Oberlandesgerichte, und theils die Superrevision der bereits bei den Oberlandesgerichten revidirten Erbschaftsstempeltabellen der Untergerichte obliegt. Uebersicht der in Erbschaftssachen ergangenen Stempelgesetze. Extract aus der Stempeltaxe in Gnadensachen. Verzeichniß derjenigen Städte, in welchen die Wechsel und Anweisungen bei den Accise-Aemtern nur mit einem Farbe-Stempel gestempelt werden können. Stempeltabellen über den Erbschaftsstempel. Stempelbetrag von Capitalien, deren Nießbrauch vermacht ist. Stempelbetrag von einer ausgesetzten jährlichen Rente, nach dem dabei zum Grunde liegenden Capital. Berechnung des Prozeß-Werthstempels. Capital-Betrag, zur Berechnung des anzuwendenden Werthstempels von Nutzungen und Nießbrauch. Capital-Betrag, zur Berechnung des anzuwendenden Werthstempels zu Erbzins- und Erbpachts-Contrakten. Berechnung des Werthstempels zu Kaufcontracten über unbewegliche Güter oder dingliche Rechte und Gerechtigkeiten, ic. Berechnung des Werthstempels zu trocknen auf Kündigung lautenden, und an keine Papierform gebundenen Wechseln, Pfandbriefen, hypothekarischen Schuldverschreibungen. Berechnung des Werthstempels zu trocknen, nach einer bestimmten Zeit zahlbaren, so wie zu gezogenen Wechseln, Handelsbillets und kaufmännischen Anweisungen. Berechnung des Werthstempels in Subhastations-Prozessen.

Niemand wird in Abrede stellen, daß nur eine solche Bearbeitung der Stempelgesetze beim amtlichen und außeramtlichen Gebrauche, vollkommene Zuverlässigkeit gewähren kann, und in keinem Geschäftsbureau fehlen sollte.

Allgemeiner Briefsteller für Deutsche

zur Bildung des bessern Geschmacks im gewöhnlichen und schwierigen Briefschreiben von Arnoldi, Helmine v. Chezy, v. Cölln, Deutsch, Friedrichsen, Gubitz, Heine, Hundt von Radowsky, Jochmus, Knoblauch, Ernestine von Krosigk, Kuhn, Müchler, Petri, Richter, Rumpf, Scheerer, Schink, Amalie v. Selt, J. v. Voß, Wilmsen, Zimmermann. Nebst Anleitung zur Titulatur. Herausgegeben von J. D. F. Rumpf, exped. Secr. bei der Königl. Regierung zu Berlin. 53½ Bogen in med. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Eine Briefsammlung fürs gemeine Leben von mehreren Männern und Frauen zu veranstalten, ist eine eben so neue als glückliche Idee. An der Gelungenheit der Ausführung darf wohl Niemand zweifeln, da schon der Name der Verfasser und Verfasserinnen das Talent einer guten Darstellung verbürgt. Die Kunst gute Briefe zu schreiben, besteht unstreitig in der natürlichen Einkleidung, in leichten und gefälligen Wendungen, und in einem Ton und einer Haltung, die den jedesmaligen Verhältnissen angemessen sind, worin sich der Schreiber zum Empfänger befindet. Dies, so wie die Entfernung von der alten steifen und verbrauchten Höflichkeitssprache, sind die Eigenschaften, wodurch sich diese Briefe auszeichnen. Hier ist also eine Bildungsschule, worin man den feineren Umgang mit Abwesenden eben so erlernen kann, als in den Zirkeln der gebildeten Welt den persönlichen Umgang. Die Gegenstände der Briefe betreffen die am häufigsten vorkommenden Angelegenheiten des Menschen, und die Mittheilungen werden zwischen Verwandten und Freunden, Vornehmen und Geringern, Männern und Frauen gewechselt. Daß die 370 Briefe durchgängig Originale und nicht, wie es wohl sonst zu geschehen pflegt, aus zehen Briefstellern in den elften übergegangen sind, bedarf kaum bemerkt zu werden. Beigefügt ist eine bündige Anweisung zum Briefschreiben überhaupt und zu jeder Briefgattung insbesondere. Auch die Lehre vom richtigen Gebrauche der Titulaturen und Adressen ist auf wenigen Seiten zusammen gedrängt.

Titulaturen und Adressen

an Königl. Preußische Staatsbehörden, Staatsbeamten und andre Personen, nebst den Stempel- und Kanzleigebühren-Sätzen und einem Verzeichnisse von Königl. Preußischen Ordensrittern und Inhaberinnen des Luisenordens. Dritte verb. Ausg. gr. 8. 16 Gr.

Das Titulaturwesen im Preußischen, im Staatsdienst sowohl als in Privatverhältnissen, ist in den neuern Zeiten sehr vereinfacht worden; aber eben darum ist es auch um so weniger zu entschuldigen, wenn darin gefehlt wird, und entweder zu wenig oder zu viel geschieht. Jedermann, der auf einige Bildung Anspruch macht und auch im Aeußern mit Empfehlung für seine Person und seine Angelegenheit erscheinen will, muß in seinen schriftlichen Vorträgen die bestehenden Formen beobachten. Die gegenwärtige Schrift enthält einen eben so gründlichen als vollständigen Unterricht über die Anreden und Aufschriften nicht nur an Personen aus allen Ständen überhaupt, sondern insbesondere an Preußische Staatsbehörden und Staatsbeamten von dem obersten bis zum niedrigsten Range; sie ist daher für Geschäftsleute in und außer dem Staatsdienste ein unentbehrliches Handbuch.

Vollständiges Wörterbuch

zur Verdeutschung der in unsere Schrift- und Umgangssprache eingeschlichenen fremden Ausdrücke, nebst Erklärung der wichtigsten sinnverwandten Wörter. Ein Sprachschatz für Alle, die im Schreiben und Sprechen sich reindeutsch, edel und richtig auszudrücken wünschen. Von J. D. F. Rumpf, exped. Secr. bei der Königl. Regierung zu Berlin. Zweite verm. und verb. Ausg. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Das Eigenthümliche dieses Buches besteht darin, daß es nicht nur die Verdeutschung der, in die gewöhnliche Umgangs- und Schriftsprache eingeschlichenen, Fremdlinge, sondern zugleich auch die Erklärung der sinnverwandten Verdeutschungen, enthält. Es ist nämlich nicht genug, die oft vielfachen Formen zu wissen, durch welche das fremde Wort verdeutscht werden kann, wir sollen auch die unterscheidende Bedeutung derselben kennen, um sie prüfend zu wählen und den Sinn unserer Rede desto bestimmter zu bezeichnen. Durch die Verbindung dieser beiden Zwecke hat das Werk einen ausgezeichneten Vorzug vor seinen Mitbewerbern gewonnen, und ist als Handbuch ganz dazu geeignet, die Fertigkeit eines reindeutschen, richtigen und bestimmten Ausdrucks im Schreiben und Sprechen zu erwerben.

Der neue Preußische Gesetzlehrer

in Civil-, Polizei- und Criminalsachen, und in Ansehung des Verhaltens der Parteien in gerichtlichen Angelegenheiten; nebst einem Anhange aus der Gebühren-Taxe. Für Geschäftsmänner. Von J. D. F. Rumpf, exped. Secret. bei der Königl. Regierung zu Berlin. Dritte verb. und verm. Ausg. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

Der Preußische Secretär. Zweiter Theil.

Die Preußische Gesetzgebung war die erste in Deutschland, die den menschenfreundlichen Gedanken faßte, das Recht und die Rechtspflege volksthümlich, die eigentliche Rechtsgelehrtheit entbehrlich und die Rechtskunde möglichst allgemein zu machen. Einen gleichen Ursprung hat der gegenwärtige Versuch, der, in einem Auszuge des Landrechts und der Gerichtsordnungen beabsichtiget, dem Staatsbürger die Kenntniß derjenigen Gesetze, welche ihn in den täglichen Verhältnissen seines Lebens betreffen, auf eine, minder kostspielige Art zugänglich zu machen. Dieser Unterricht erstreckt sich daher über die gewöhnlichen Rechtsgegenstände, Angelegenheiten und Vorfälle im bürgerlichen Leben, über Eigenthumsrechte, über Verträge und Testamente, über die Verhältnisse zwischen Eheleuten, Eltern und Kindern, Vormündern und Mündeln, Herrschaften und Gesinde, Gläubigern und Schuldnern ic über Verbrechen und Strafen, über das Verfahren in Civil- und Criminalsachen, kurz über Alles, was jeder wissen muß, um nach den Gesetzen zu handeln, sich gegen List, Betrug und Schaden sichern und sich selbst rathen zu können, wo es ihm an fremdem Rathe gebricht. In dieser dritten Auflage hat der Verfasser besonders die Materien über den Bauer-, Bürger-, Adel- und Militärstand, über Injurien, über die Criminalgesetzgebung, über die Gerichtsstände und Gerichtskosten nicht nur bedeutend erweitert, sondern auch die neuern bis 1819 ergangenen Gesetze und andern in den frühern Ausgaben nicht enthaltene Rechtsgegenstände aufgenommen, wohin auch die Bestimmungen gehören, welche bei Einführung der Preuß. Gesetze in die mit dem Staat wieder vereinigten und eroberten Länder erlassen sind. Dieses Werk, das sich vorzugsweise

zu einem Volksbuche eignet, bestätiget der Beifall des Publikums, welches auch die in vier Jahren erschienenen drei Auflagen bestätigen.

Der Erzähler,

eine Unterhaltungsschrift für Gebildete. Herausgegeben von Hartwig von Hundt-Radowsky. Erster und zweiter Band. 3 Rthlr. 16 Gr.

Zur Empfehlung dieses in mehreren der vorzüglichsten deutschen Zeitschriften schon mit dem größten Beifall angezeigten Werks brauchen wir bloß den Inhalt der beiden ersten Bände und die Namen der Schriftsteller herzusetzen, unter denen viele der ersten Heroen unserer deutschen schönen Literatur sich befinden.

Inhalt des ersten Bandes: 1) Die Liebeskur von Friedrich Laun. 2) Der Taubstumme von Julius von Voß. 3) Meister Hoffmann von Karl Stein. 4) Die schwarze Katze von W. A. Gerle. 5) Wenn die Noth am größten, so ist die Hülfe am nächsten, von K. Müchler. 6) Die Heirath aus Kurzsichtigkeit von M. Bondi. 7) Die Stimmenauelle der Schöpfung von F. W. Gubitz. 8) Der Engel im Domino, von Karl Seidel. 9) Der Schüler des Praxiteles, von Luise Brachmann. 10) Der Seidenknäuel, von Ernestine von Krosigk. 11) Die weißen Rosen, von Amalie von Selt. 12) Das Loos Nummer 99 von Hartwig von Hundt-Radowsky.

Inhalt des zweiten Bandes: 1) Zwei Vermählungen für eine, von K. L. Methus. Müller. 2) Das Mißverständniß, von A. F. E. Langbein. 3) Das Frühstück am Jordan, von Gustav Schilling. 4) Der unheimliche Gast, von E. A. T. Hoffmann (dem Verfasser der Phantasiestücke in Calots Manier rc.). 5) Die Ideale oder die reisenden Freunde, von Amalie Clarus. 6) Julie oder die Reliquien zu Doberan, von M. Tenelli. 7) Der Schloßherr, von Benedikte Naubert geb. Hebenstreit (der Verfasserin von Thekla von Thurn, Walter von Montbarrey u. a.). 8) Die Rettung, Novelle von Helmine von Chezy geb. von Klenke. 9) Ruhn in Frieden alle Seelen, von C. J. Salice Contessa. 10) Der Schacht, von Wilhelmine Willmar. 11) Der gefangene Liebesgott, jüdische Legende von A—n.

Ein Buch für die Winterabende.

Beitrag zur Unterhaltung für die gebildeten Stände. Herausgegeben von Karl Stein. Drittes Bändchen. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Auch unter dem Titel:

Abendstunden. Kleine Romane, Erzählungen, Mährchen und Schwänke.

Der Verfasser dieses Werkchens, zu den beliebtesten Erzählern gehörend, hat auch in diesem dritten Bande für eine angenehme Unterhaltung des Lesers gesorgt. Die Mehrzahl dieser kleinen Gemälde ist komischer oder launigter Art; doch mischt sich auch der Ernst, welcher das Gemüth sanft anzieht und erhebt, in die muntern Darstellungen. Jedes dieser kleinen Bilder hat sowohl durch das Anziehende der Begebenheiten und Situationen, als durch sichere Charakterzeichnung eine nicht gewöhnliche Eigenthümlichkeit und Bedeutung, weshalb das Buch gewiß in keiner soliden Leihbibliothek fehlen und auch seinem Werthe nach in den Privatversammlungen der Gebildeten seinen Platz finden und würdig ausfüllen wird.

Anekdoten

zur Charakteristik des Zeitgeistes. Herausgegeben von Karl Müchler. Zweites Bändchen. 8. 293 S. 18 Gr.

Dieses zweite Bändchen ist nicht minder reichhaltig an interessanten Anekdoten aus der Geschichte der neuen und neuesten Zeit, als die erste Sammlung. Es herrscht darin eine gleiche Mannigfaltigkeit von kleinen Erzählungen, theils ernsten, theils heitern Inhalts, von Bonmots, Sinn- und Spottgedichte, und die einzelnen Züge von den Personen, welche in der letzten Hälfte des vorigen und in diesem Jahrhunderte eine mehr oder minder wichtige Rolle auf der großen Weltbühne gespielt haben oder noch spielen, sind ganz dazu geeignet, daß sie den aufmerksamen Leser einen tiefen Blick in das Herz thun lassen.

Der deutsche Secretär.

Eine praktische Anweisung zur guten Schreibart überhaupt, ingleichen zum Briefstil, und zur Abfassung der im bürgerlichen Leben vorkommenden Geschäftsaufsätze, durchgängig mit Beispielen und Mustern belegt; nebst einem Unterricht über die heutigen Titulaturen in Deutschland. Von J. D. F. Rumpf, expedirendem Secretär bei der Regierung zu Berlin. Vierte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Dieses Werk hat folgenden Inhalt: Bildung der Wörter; Verhältniß der Redetheile gegen einander; richtige Aussprache der Buchstaben nebst dem Silben-, Wort- und Redeton; allgemeine Regeln der Rechtschreibung; wie soll man fremde Wörter schreiben; besondere Regeln der Rechtschreibung; Schreibung der zusammengesetzten Wörter; Interpunction rc. Was ist Sprachreinheit und wie weit darf man in der Sprachreinigung gehen. Sprachrichtigkeit, hier werden besonders die Fälle angezeigt, in welchen die Artikel, die Substantive, Zahlwörter, Adverben, Pronomen und Verben fehlerhaft gebraucht werden. Richtiger Gebrauch der Zeiten, Infinitive und Conjuctive, Participial Constructionen; Rection der Zeitwörter in gewöhnlichen und schwierigen Fällen; Präpositionen, die den Dativ und Accusativ regieren; richtiger Gebrauch der Conjunctionen, z. B. aber und allein, aber und sondern rc.

Deutlichkeit und Bestimmtheit des Stils. Angemessenheit, Präcision, gedrängte und kernhafte Schreibart; Richtigkeit des Periodenbaues, Lebhaftigkeit, Natürlichkeit, Würde, Wohlklang, Uebergang und Steigerung. Hülfsmittel einer guten Schreibart; wie kann man durch Lecture und Selbstübung dazu gelangen.

Briefstil. Allgemeine Bemerkungen. Bericht-, Bittdank-, Glückwunsch-, Trost-, Empfehlungs-, Erinnerungs-, Entschuldigungs-, Einladungsschreibungen, Ermahnungen, Verweise, Vorwürfe, vermischte Schreiben, Antwortschreiben.

Geschäftsaufsätze und deren besondern Erfordernisse bei Contracten, Testamenten, Vollmachte, Cessionen, Reversen, Schuldverschreibungen, Wechseln, Anweisungen, Depositenscheine, Quittungen, Tilgungsscheine, Zeugnisse, öffentliche Anzeigen und Bekanntmachungen, Fracht-, Speditions-, Avisbriefe, Assecuranzscheine, Anfertigungen von Rechnungen.

Titulaturen nach Geburt, Stand und bürgerlichen Verhältnissen; äußere und innere Einrichtung der Briefe und anderer Aufsätze. In mehrern kritischen Blättern namentlich in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Litteraturzeitung Nro. 57. ist dieses Werk als eine vorzügliche Anweisung empfohlen worden.

Der Preußische Kanzleisecretär.

Eine vollständige Anweisung zur Schön- und Rechtschreibung; wie auch zur Interpunction, zur Schriftkürzung und zur Einrichtung der Titulaturen, nebst einem grammatisch-orthographischen Wörterbuche. Von J. D. F. Rumpf, Königl. Preuß. expedirendem Secretär bei der Regierung zu Berlin. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe, mit zwei in Kupfer gestochenen Vorschriften. Berl. 8. 1 Th. 12 Gr.

Dieses, die Schön- und Rechtschreibung umfassende Werk, ist vorzüglich für diejenigen bestimmt, die sich selbst unterrichten wollen. Es hat folgenden Inhalt: Schönschreibekunst: Nothwendigkeit und Nutzen des Schönschreibens, Methode der Schönschreibekunst, Haltung des Körpers und Vorrichtung beim Schreiben, Beschaffenheit der Feder, des Papiers und der Dinte. 2. Die Rechtschreibung und Rechtsprechung, die Redetheile nach allgemeinen und besondern Regeln, Gebrauch der großen Buchstaben, Rechtschreibung einzelner Buchstaben nach allgemeinen und besondern Regeln, Beispiele zur Uebung im Rechtsprechen und Rechtschreiben; Rechtschreibung zusammengesetzter Wörter; Abtheilung derselben, Interpunction, Abkürzung der Wörter, Grammatisch-ortographisches Wörterbuch, Anweisung zur Titulatur. Die beiden in Kupfer gestochenen deutschen und lateinischen Vorschriften enthalten Alles, was zum Schönschreiben gehört, und es sind dem Verleger Fälle bekannt, daß es jungen Männern, die schon längst über die Lern- und Lehrzeit hinaus waren, ohne sonderliche Anstrengung gelungen ist, nach der hier gegebenen Anleitung und den beigefügten Vor-

schriften ihre ganz schlechte Handschrift in eine recht schöne zu verwandeln. Das Wörterbuch dient zum Nachschlagen in zweifelhaften und schwierigen Fällen, lehrt die Umendung der Substantive im Genitiv und in der Mehrzahl, die Conjugationen der Zeitwörter, so wie den Ursprung und den Werth der guten und schlechten und der neuen Wörter. Es wäre zu wünschen, daß dieses Buch in allen Preußischen Kanzleien eingeführt würde.

Allgemeine Weltgeschichte

für die Jugend. Zunächst zum Gebrauche für Söhne und Töchter aus den gebildeten Ständen zum Selbstunterricht und für Schulen. Von Karl Stein, Königl. Preuß. Hofrath und Großherzogl. Sachsen-Weimarschen Rath und Prof. Dritte vermehrte und durchgängig verb. Ausgabe. 34½ Bogen in gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Wenn es längst entschieden ist, daß ohne Geschichtskenntniß keine richtige Ansicht der Begebenheiten des Tages, nicht einmal ein verständiges Lesen eines Zeitungsblattes möglich ist, so kann die Jugend nicht früh genug in dem ehrwürdigen Tempel der Vorwelt geführt werden. Aber noch bis jetzt fehlte es uns an einem Buche, daß sich zu diesem Zwecke eignet, daß sowohl beim Unterricht als zur Selbstbelehrung mit Nutzen gebraucht werden könne, das mithin die Mitte zwischen compendiarischer Kürze und zu großer Ausführlichkeit halte, und das Wesentliche der Begebenheiten in einer zwar gedrängten aber doch verständlichen und bestimmten Darstellung zusammenfaßte. Der Verfasser dieses Buchs hat diesen Zweck vor Augen gehabt und ihn auf das glücklichste erreicht. Er hat aus dem großen Reichthum der Geschichte das Wesentliche mit Absonderung alles Entbehrlichen ausgehoben; er hat bei der Darstellung nicht das Denken über seine Materialien verloren, hat seine Gedanken darüber nicht in ausführlichen Räsonnements vorgetragen, sondern sie mehr durch die Stellung der Begebenheiten durchschimmern lassen, oder sie höchstens durch wenige Worte angedeutet, und indem er sich der möglichsten Kürze befliß, hat er sie nicht eigentlich in einem bloßen Ersparen der Worte, sondern vielmehr in der Kunst der historischen Anordnung gesucht. Diese wichtige Vorzüge, welche auf das gelungenste in dieser zum dritten Male aufgelegten Weltgeschichte vereinigt sind, berechtigen sie Eltern und Lehrern zum Unterrichte der Jugend und überhaupt allen denjenigen zu empfehlen, die auf einem kurzen Wege, und auf eine leichte und fruchtbare Art die historische Welt kennen lernen wollen.

Chronologisches Taschenbuch.

der neuesten Geschichte, (von 1789 bis 1817). Nebst einer Uebersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der ältern, mittlern und neuern Geschichte. (Auch unter dem Titel: Historische Erinnerungen in chronologischer Ordnung.) Herausgegeben von K. Stein, Königl. Preuß. Hofrath und Prof. Dritte verm. u. verb. Ausg. in 16. geh. 1 Rthlr.

Es giebt selten eine Conversation, in welcher nicht geschichtliche Gegenstände berührt werden, aber auch eben so selten Gespräche über Geschichtsereignisse, ohne daß nicht über Zeit, Person und Ort Zweifel und abweichende Behauptungen erhoben würden. Zu einem Schiedsrichter in solchen Fällen, zu einem allgemeinen Repertorium und zugleich zu einem Leitfaden für Lehrer der Zeitgeschichte bestimmte daher der Verf. das kleine Buch. Die Brauchbarkeit desselben hat sich durch den Absatz zweier Auflagen in einer für den Buchhandel so höchst ungünstigen Zeit vollkommen bewährt. Schon die erste Auflage ward von unsern kritischen Instituten mit Beifall beehrt. Die Jenaische Allg. Lit. Zeit. nannte das Buch ein brauchbares und dessen Herausgabe eine glückliche Idee; die Hallesche Allg. Lit. Zeit. rühmte die Bequemlichkeit desselben und fand die Angaben genau, das Ganze gut. Dies rechtfertiget vollkommen, allen Gebildeten dieses kleine Werk als unentbehrlichen Hausbedarf und als Taschenbuch im eigentlichen Sinne zu empfehlen.

Spielalmanach

für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kegel- und Ball-Spieler zum Selbstunterricht, von Julius Cäsar. Durchaus verbessert und mit den neuesten Spielen vermehrt. Von G. W. v. Abenstein. In einem saubern Umschlag. 8. geh. 1 Rthlr. 8 Gr.
gebunden im Futteral 1 Rthlr. 12 Gr.

Wir besitzen kein Werk, in welchem die benannten Spiele so vollständig und so gründlich abgehandelt sind, als in diesem. Die Spiele sind von mehreren sachkundigen Meistern ausgearbeitet, alle Regeln und Gesetze derselben auf das schärfste geprüft und berichtigt worden. Dieser Almanach kann daher nicht nur zum Selbstunterricht für Anfänger dienen, und ihnen das theure Lehrgeld ersparen, sondern auch den Spielkundigen selbst empfohlen werden; nicht nur um sich mit den Feinheiten der Spiele bekannt zu machen, sondern auch, um die so häufig vorkommenden streitigen oder zweifelhaften Fälle nach Gründen entscheiden und dadurch oft, wenn auch nur kleinen, doch unangenehmen Zwisten, vorbeugen zu können.

Von diesem Almanach ist der in der Flittnerschen Buchhandlung herausgekommene Talismann ein Nachdruck, weshalb dieselbe gerichtlich belangt worden ist. Zur Nachricht und Warnung des Publikums wird aber auch zugleich angezeigt, daß der Talismann nicht nur ein unrechtmäßiger, sondern auch ein fehlerhafter Nachdruck ist.

Wie findet man das Paradies der Ehe?

Eine vom Vermählungsgotte gekrönte Preisschrift für Ehelustige u. ihre Rathgeber. Von Justus Abel. 8. 1 Rthlr.

Wenn unter allen Ländern, die wir Sterbliche zu durchwandern haben, keines so labirintisch durchschnitten ist, als das hochgepriesene Land der Liebe und Ehe, wenn schwärmende Haufen von Jünglingen und Mädchen voll der süßesten Hoffnungen zu Hymens Tempel eilen, und bald am Grabhügel der Liebe ihre Täuschungen beweinen; wer wollte, ehe er seine Reise in solch ein unsicheres Land antritt, nicht gerne sich einem erfahrnen klugen Freunde vertrauen, und auf seine Lehren und Warnungen hören? — Als einen solchen treuen Führer empfiehlt sich hier allen denen, die Wahrheit und Weisheit zu vernehmen und die Kunst zu lernen wünschen, ihr eheliches Leben zu einem Paradiese unvergänglicher Freuden zu verherrlichen.

Das goldne ABC

für Herren und Damen in und außer der Ehe. Mit einem allegorischen Titelkupfer. Zweite Aufl. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Von den Offenbarungen, die uns die vorher angezeigte Schrift in dem Lande der Liebe und der Ehe enthüllte, den höchsten Gewinn zu ziehen, das Glück zu fesseln, das Alle ahnen und wünschen, aber so selten erreichen, weil ihnen das Schöne und Edle, das Gute und Heilige in dem Karakter der Geschlechter verborgen blieb — diese Kunst lehrt in den lebendigsten, zartesten Bildern und Zeichnungen des ehelichen Lebens das goldne ABC, das nicht nur Jünglingen und Jungfrauen, sondern vorzüglich Gatten und Gattinnen empfohlen wird, die das Wichtigste ihres Lebens nicht einem blinden Ungefähr überlassen wollen.

Germanicus.

Trauerspiel in fünf Aufzügen. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Franz Grafen von Riesch. 8. geh. 18 Gr.

Mit Recht kann ich auf diese trefflich gelungene Bearbeitung des geistreichen, schon durch mehrere Zeitschriften, unter dem Namen Seewald, rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers aufmerksam machen, indem ich versichert bin, daß diese für Deutschland's Bühnen willkommene Gabe gewiß sehr bald ihre schönste Würdigung in der allgemeinen Anerkennung ihres Werthes finden wird. — Der Druck ist auf Velinpapier, und das Aeußere geschmackvoll.

Französische und deutsche Gespräche,

zum Gebrauch für Schulen. Von Sal. Ponge. 8. 8 Gr.

NB. Anstalten, welche 12 Exempl. in der Verlags-Buchhandlung auf einmal nehmen, bekommen solche für 3 Rthlr.; 25 Ex. werden um den noch billigern Preis für 5 Rthlr. 12 Gr. verkauft, und 50 Ex. auf einmal sollen nur 10 Rthlr. kosten.

Diese Gespräche werden für den Unterricht der französischen Sprache von großem Nutzen sein. Sie betreffen Gegenstände des täglichen Lebens in der gewöhnlichen Umgangssprache und führen unvermerkt zu der Kunst, sich im französischen auf eine leichte Art verständlich zu machen. Auch gewähren diese Gespräche den Vortheil, daß sie dem Schüler, wenn ihn der Lehrer, die richtige Aussprache derselben beigebracht hat, als eine häusliche Arbeit zum Abschreiben und Auswendig lernen, aufgegeben werden können. Man wird dabei die Zeit ersparen, die man sonst in den Schulstunden auf das Dictiren und Schreiben derselben verwenden muß; und ein Schulmann kann mit der Zeit nicht genug geizen.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 21. Juli. 118tes Blatt.

Die Symbole.

„Es ist vorbei!“ sagte der alte, fast siebenzigjährige Hausarzt, indem er leise die Bettvorhänge zusammen zog; und der weiche, bewegte Ton seiner Stimme, sein blasses, farbenloses Angesicht schien zu sagen: es ist vorbei, wie es bald auch mit mir vorbei seyn wird! — Es war überhaupt nie des Mannes Art gewesen, kalt und gleichgültig an Sterbebetten zu stehen; wie viel weniger jetzt, da die ernste Stunde, die er so oft an sich vorüber gehen sah, immer näher und näher zu ihm selbst heran kam; wie noch viel weniger hier, da die Entschlafene seines längst verstorbenen Jugendfreundes Tochter, und eine treffliche, liebenswürdige, fast auch noch schöne Frau von kaum vierzig Jahren gewesen war. — Vor zwei Jahren erst war ihr Gatte, der Graf von **, in die Residenz berufen, und dort nach einem kurzen Aufenthalt gestorben. Sie lebte seitdem in der, ihr noch sehr fremden Stadt still und eingezogen, jetzt wenig gestimmt, Bekanntschaften an zu knüpfen, und ihre liebste Erholung war: die Stunden, welche ihrem einzigen Sohn sein Dienst — er war Lieutenant unter den Husaren — oder andere Beschäftigungen und Zerstreuungen frei ließen, in traulichem Zusammenseyn oder Lesen mit ihm hin zu bringen. Seit einigen Monden hatte sie, die sonst selten körperlich litt, angefangen: kränkelnd, dann ernstlich krank zu werden, und als am heutigen Morgen der, ihres Zustandes wegen besorgte Arzt schon in aller Frühe kam, sie zu besuchen, fand er bei dem Eintritt ins Zimmer ihre versammelten Dienerinnen in der höchsten Bestürzung wegen einer heftigen Beängstigung, welche vor etwa zwei Stunden die Kranke befallen und sich jetzt erst durch eine todesähnliche Ohnmacht wieder verloren habe. Für mehr als eine solche Ohnmacht hielten sie die der Kranken zu Theil gewordene Ruhe nicht; allein es war der Tod selbst, der, von Niemand im Hause geahnet, von dem Arzt selbst für den Augenblick noch nicht vermuthet, ihr mildes Auge auf immer geschlossen hatte. — „Sollen wir den jungen Herrn wecken?“ begann die Eine der verstörten Frauen in mitleidig bedauerndem Ausdruck, indem sie den fragenden Blick auf den alten Hausfreund richtete. — „Ich will es selbst thun!“ antwortete dieser; und so ging er, um, so vorsichtig und schonend als möglich, dem Jüngling die traurige Kunde zu bringen, die er vielleicht schon in der nächsten Stunde doch durch Andere hätte erfahren müssen. — Graf August hatte die Verklärte sehr geliebt: schweigen wir von dem Sturm der ersten heftigen Gefühle in seiner Brust, der zu beschreiben ja doch unmöglich, und nach zu empfinden so bitter schmerzlich ist. Als die Zeit jene gewaltsamen Erschütterungen allmählig zu sänftigen begann, ward es ein selbst gewähltes, mildtröstendes Geschäft für ihn, die hinterlassenen Papiere der Verstorbenen zu sondern und zu ordnen. Sie hatte eine sehr einfache und herzliche Art, sich mit zu theilen; und mancher ihrer kleinen Aufsätze, ihrer zurückgelassenen Briefe rührte den jetzt noch so weich gestimmten Sohn innigst. Vor Allem aber bewegte ihn ein, an ihn selbst schon vor mehreren Wochen an-

gefangener Brief, den die Leidende wahrscheinlich im Vorgefühl ihres nahen Todes und in der Absicht geschrieben hatte: dem Sohne noch Manches über ihre Erwartungen, Wünsche und Hoffnungen von ihm zu sagen. Warum dieser Brief unvollendet geblieben, erklärte sich nicht; die Worte, mit denen sie damals geschlossen hatte, waren folgende: „Drei zarte Pflanzen sind es, die ich immerdar mit Sorgfalt und Liebe in Deiner Seele pflegte: die Lilie eines reinen, unschuldvollen Sinnes; die Frühlingsrose einer heiteren, dem Menschenherzen gern vertrauenden Liebe, und den Goldbaum einer frischen, freudigen, im Sonnenschein jedes Edlen und Schönen höher und höher aufglühenden Kraft. Erinnerst Du Dich noch, daß Du zuweilen mit einem kleinen Lächeln die mühsame Sorge sahst, die ich an meinem Fenster für die irdischen Bilder jener schöneren geistigen Blüthen trug? Ach! ich liebte sie nur darum so sehr, weil jedesmal, wenn ich mich ihrer schützend annahm, mich der Gedanke erfreute: daß jene andern noch so rein und ungestört für Dich grünten. Laß auch Du sie nicht welken, mein Sohn! weil ich sie einst pflegte. Laß auch Du durch die sichtbaren Dich an die unsichtbaren mahnen, die ich Dir so gern, ach, so gern! mit der letzten Kraft meines Lebens erhielte." — Hier mußte sie unterbrochen worden seyn; es war eben erst ein neuer Bogen angelegt; sie hatte gewiß noch Vieles hinzu fügen wollen, allein es fand sich nichts mehr, als die folgenden Zeilen, die — wie der junge Graf nachher erfuhr — noch in der letzten Nacht ihres Lebens geschrieben waren; doch, wie ihre Frauen versicherten, nur im Gefühl steigender Schwäche, nicht in dem des so nahen Todes. — „Ich hatte" — so lautete die Stelle — „Dir noch so Manches zu sagen; ich hätte es auch jetzt noch: doch wie ich beginne, erstirbt mir die Kraft, und ich fühle, es ist mit meinem irdischen Wollen und Streben vorbei. — So lebe denn wohl, mein geliebter Sohn! Denke meiner Liebe, denke meiner Treue, denke jener Blüthen! Amalie."

„O Du theure, liebende Seele!" so rief August leise, nachdem er geendigt hatte, und die Hand mit dem thränenbefeuchteten Blatte stützte seine trübe Stirn — „so verstand ich denn in Deiner stillen, mir zuweilen kleinlich scheinenden Sorgfalt für jene Pflanzen Deine zarte Liebe nicht! Wie oft vielleicht ging sie unerkannt, unverstanden an mir vorüber! — Das ist nun für immer vorbei, und der zu spät geschärfte Blick kann jetzt nicht mehr danken, nichts mehr lohnen!" — Er stand auf, langsam an das Fenster tretend, wo die Gewächse standen; und mit der ganzen aufglühenden Lebhaftigkeit seiner Seele gab er hier sich selber das Wort: jene andern, der Verklärten so theuren Blüthen in seinem Inneren so treu und heilig zu bewahren, wie die Mutter in der früheren, schönen Zeit seines Lebens, sie je für ihn habe bewahren können. (Die Fortsetzung folgt.)

Herrn Otberts Dienstag-Blättlein.

Vierter März-Dienstag.

D e r L ö w e.

Der Mensch, wenn er von der Höhe einer in geistigem Lichte sich selbst klar gewordenen Welt auf das Regen der zwar mit Sinnen, aber nicht mit Bewußtseyn begabten Schöpfung hinab schauet, faßt diese mit der Lebendigkeit seiner inneren bildenden Kraft auf, und was nur in ihm selbst vorgehet, glaubt er auch außen wieder zu erkennen. So trägt er denn auf die Thierwelt nicht bloß die geistigen Kräfte, sondern auch die sittlichen Vorzüge und Verirrungen seines Geschlechtes über, und geht so weit: daß ihm sogar Thiere bestimmte menschliche Charaktere darstellen müssen. Der Fuchs ist ihm die Schlauheit, die Schlange die weltliche Klugheit, Lamm und Taube stellen ihm die Unschuld dar, Biene und Ameise die unermüdliche Geschäftigkeit, die Katze die Falschheit; der Hund die Treue (der alten Welt freilich die Schamlosigkeit), der Tyger die Blutgier, der Hase die Feigheit, Wolf and Bär die rohe Gewaltsamkeit, und in der großartigen, herrlichen Bildung, dem edlen Wesen und der ungemeinen Kraft des Löwen hat man von jeher etwas Königliches erkennen wollen, und dieses Thier mit dem Namen eines Fürsten der Wälder beehrt. — Nach solcher Ansicht und mit dem Feuer der poetischen Kraft zeichnet uns Müller, — der Dichter und Maler — das Bild des Löwen, indem er Adam in seiner Beschreibung der Thiere also reden läßt: „Ganz Mannheit, behende Stärke, gedrungene Kraft geht er daher, wirft über sich den stolzen Nacken, das trotzige Haupt, und schüttelt die wilde, gelbe Mähne. Muthig ist seine Ruhe; zum Kampf geboren, greift er Alles an im edlen aufgereizten Zorn, nur Schwachheit verschmäht er. Fürchterlich schön ist er, wenn er, mit Schrecken bekleidet, zum Raube ausgeht, runzelnd die Stirn, zwei Flammen seine Augen; das Schnaufen seiner Nase macht feige, er schlägt sich in die Lenden mit seinem Schweife und reizt sich immer zum Kampfe an. Panther heulen dann; die Tyger kriechen in ihre Höhlen, und ferne folgen ihm hungernde Luchse, sich am Ueberflusse seiner Beute zu nähren. Er ist ein gewaltiger Held, ein Führer im Dunkeln ist sein Gang; ferner Donner ist sein Geheul, Sturm sein Schnaufen. Die schüchternen Rehe jagen davor, die entmannten Rehböcke fahren angstvoll von dannen." — Und gleicht nicht diese dichterische Beschreibung des Löwen der Schilderung von Poiret, einem Manne, der in dem Vaterlande des Thierfürsten gewesen und oft seine Stimme aus der Ferne vernahm? „Die Wälder des alten Numidiens" — sagt er — „zeigen uns noch jetzt den Löwen in seiner ganzen Würde. Hier regiert er unumschränkt und macht sich allen übrigen Thieren furchtbar. Wie eine Gewitterwolke aus

der Ferne durch ihren dumpfen, anhaltenden Ton, so kündigt sich die Stimme des Beherrschers der Wälder an. Ganz Muth und Entschlossenheit, wird er durch kein Hinderniß aufgehalten, keine Gefahr schreckt ihn. Da er sich auf seine Kräfte verlassen kann, so gebraucht er weder List noch Nachstellung; und hat er sich einmal gesättigt, so ist weiter nichts von ihm zu befürchten;*) er geht stolz an jedem Thier vorbei, ohne sich im geringsten irre machen zu lassen. Er erscheint bei Nacht, zur Zeit der Finsterniß; aber nicht um seinen Feind zu beschleichen: durch starkes anhaltendes Brüllen verkündigt er seine Ankunft." — Und welchen Schrecken dieses, dem Donner ähnliche Geheul des Löwen bei dessen Mitbewohnern in den numidischen Wäldern verursacht, davon erzählt Poiret: „Bei Einbruch der Nacht, sobald die Finsterniß sich überall verbreitet und die feierliche Stille derselben durch die verschiedenen Stimmen der wilden Thiere unterbrochen wird, wie z. B. der Schakale, die gemeiniglich in großen Haufen zusammen heulen, oder der Wölfe, die sich in der Entfernung hören lassen, — wenn man dann, der großen Mannigfaltigkeit wegen, kaum die eine von der andern unterscheiden kann, so ist die einzige Stimme des Löwen hinlänglich, alle übrigen zum Schweigen zu bringen. Kaum hat der Wiederhall, der zwischen den Bergen und Schluchten das Gebrüll des Löwen noch fürchterlicher macht, die Gegenwart des Königs der Thiere verkündet, so ergreifen alle andern, aus Furcht, sich zu verrathen, still schweigend die Flucht, um dem Angriff, wozu der Löwe, so zu sagen, durch seine Stimme die Losung giebt, aus zu weichen." — In einem minder poetischen und ehrwürdigen Bilde erscheint uns dagegen der Löwe bei den neueren Reisenden, die von Süden aus in das Innere von Afrika eindrangen. Schon Barrow widerspricht in vieler Hinsicht dem, was man früher von dem Fürsten der Thiere glaubte, und erzählt uns: wie er z. B. weit mehr durch List, als im offenen Kampf, den Büffel besiege. Denn im Gebüsche lauernd, sieht er sich die Gelegenheit ab, diesen Feind mit einem gewaltigen Sprunge zu überraschen und ihm die Zähne in die Kehle zu schlagen; dann haut er die Klauen in dessen Gesicht, reißt ihn bei den Hörnern nieder, und hält ihn in dieser Lage fest, bis er sich verblutet: „eine Scene" — wie Barrow sagt — „würdig, von einem Meisterpinsel dargestellt zu werden." — Und vollends als ein unedles Raubthier erscheint er uns bei Herrn Lichtenstein, so höchst merkwürdig auch das ist, was uns dieser berichtet. „Der Löwe" — sagt er — „erhascht, wie alle Katzenarten, seine Beute im Sprung, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10 oder 12 Schritten nieder gelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, bis er sich legt, und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel: Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt, und sich wie zum Sprunge hin legt; er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich, wie eine Bildsäule, stehen zu bleiben und ihm fest in das Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen — vorausgesetzt: daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat — Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblick. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verriethe oder ihn zur Vertheidigung auf zu fordern schiene. Der Ausgang beweist: daß er selbst sich nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück; legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer größeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz aus dem Wirkungskreis des Menschen gekommen zu seyn glaubt, in vollem Laufe die Flucht." — So wäre also, was Poiret berichtet und was die Vorwelt von des Löwen edlem, königlichen Wesen glaubte, eine Täuschung? Oder verlöre der edle numidische Löwe in den heißen Wüsten des Landes von seiner fürstlichen Natur? — Wie dem auch sey, das Bild, welches wir uns von dem König der Thiere und Fürsten der Wälder gemacht haben, ist zu dem einer großen Katze und eines gewöhnlichen Raubthieres herab gesetzt.

*) Auch Mungo Park erzählt: wie er einmal unbewaffnet an einem Löwen vorüber gegangen, der, ohne ihn an zu greifen, ruhig in den nahen Büschen liegen blieb.

Sachsen, das große Trinkland.

Nächst der Mark, Pommern, Meklenburg u. s. w. nannte man auch Sachsen noch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts das große Trinkland. — Im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert konnte man es nennen: das große theologische Streitland, denn fast alle theologischen, religiösen und kirchlichen Zänkereien jener Zeit gingen von Sachsen aus — im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts: das deutsche Krankland — im Anfange des neunzehnten: das deutsche Blut- und Thränen-Land — seit dem sechszehnten Jahrhundert aber fast immer das schriftstellernde Land, denn in keinem deutschen Lande ist je so viel geschriftstellert worden, als in Sachsen.

Richard Roos.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Nächst der Bühne haben wir noch viele extraordinaire Spektakel. Ein Hr. Knaphofer zeigt im Gasthof zur Stadt Wien eine mechanische Sprachmaschine, welche deutsch und böhmisch spricht, und — „Lucretia aus Delphos" heißt. Ein Hr. Tredée hat eine gymnastische Affen-Komödie; mit ihm ist Hr. Hahn vereinigt, dessen Frau eine Nachfolgerin von Simson und Herkules — wahrscheinlich eine Muhme des nordischen — ist, und mit ihren Haaren ein Gewicht von 900 Pfund vom Erdboden aufhebt und balancirt u. s. w. Hr. Bernardo Pulst hat eine Menagerie von ausländischen Thieren eröffnet, wobei er auch einen — Mann von der Insel Kesila zeigte, welcher mit einer schuppenartigen Haut bedeckt ist; die Aerzte haben aber unglücklicher Weise gefunden: daß diese Schuppen eine Hautkrankheit seyen, und das Wunder der Natur ins Spital geschickt, um wieder ein ganz ordinairer Mensch zu werden. — Der böhmische Reisende aus Palästina, Hr. Sieber, ist wieder hier angekommen und hat eine Sammlung von Merkwürdigkeiten aufgestellt, und zum Besten der Barmherzigen und Elisabethinerinnen für Geld sehen lassen. Das wichtigste derselben ist eine sehr wohl erhaltene Mumie nebst Sarkophag. — Der Meß-Katalog hat abermals keine große Anzahl von Prager Verlags-Artikeln, doch aber einige interessante Werke mitgebracht. Die thätigste der hiesigen Buchhandlungen war die Calvesche: sie lieferte, nebst den Fortsetzungen von Andrés „Hesperus", den „ökonomischen Neuigkeiten" und „National-Kalender für die österreichische Monarchie", und Küfels „Meisterstücken der Schönschreibekunst", eine Uebersetzung des Brownschen Werkes „Asclepiadearum Genera" von Dr. C. B. Presl, herausgegeben vom Grafen Caspar von Sternberg; „Primitiae Florae cechicae, Phanerogamia" von den Drs. J. S. und C. B. Presl, ferner Purkinjes „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjektiver Hinsicht", Nimos „Tropologia et Schematologia etc.", Tenneckers „Lehrbuch der Veterinair-Wund-Arzneikunst", zwei sehr schöne neue Auflagen von Natters „Gebetbuch", eine zweite Erbauungsschrift: „Gefühle für jene Welt" von Welleba, und Gerle's „Volksmährchen der Böhmen". — Widtmann lieferte, nebst einigen theologischen Schriften, den 1sten Band eines Werkes vom Professor Schnabel: „Die europäische Staatenwelt", den 2ten Band von Stöhrs „Lehrbuch der Rechtswissenschaft" 2te Auflage, und den „Versuch einer gedrängten Geographie von Böhmen". — Ein Paar recht interessante Verlags-Artikel des Hrn. Enders (der diesmal die meisten Titel gab) sind: ein „Kräuterbuch" in böhmischer Sprache, von F. W. Grafen von Berchtold und Dr. J. S. Presl, und „Theater für Kinder" von Karl Pagen, ein Werk, welches seinen Forderungen vollkommen entspricht und wohl verdient, die Aufmerksamkeit aller Eltern und Erzieher auf sich zu ziehen. Mehrere der kleinen interessanten Stücke sind in wohlklingenden Versen und alle in einer leichten, gefälligen und verständlichen Sprache geschrieben; in der französischen Scene des 5ten Stückes hat jedoch der Corrector noch ein Paar arge Druckfehler stehen lassen! — Der Buchhändler Kraus (ein junger, sehr betriebsamer Anfänger) hat nur wenige Titel geliefert; darunter aber ein Werkchen, welches in der Geschichte der böhmischen Literatur Aufsehen machen wird: „Die Königinhofer Handschrift", welche schon jetzt die meisten in- und ausländischen Zeitschriften mit gebührendem Lobe erwähnen. Das „deutsche Museum in Prag" — dessen Bureau hier ganz unbekannt ist — zeigt die Fortsetzung der Woltmannschen Werke an. — Ich erwähnte schon der Zeitschrift „Hyllos", gegen welche man anfänglich, des angekündigten frommen Zweckes wegen, sehr nachsichtig war, und seit dem Zutritte des Hrn. Prof. Dambeck zur Redaktion die schönsten Hoffnungen hegte, die sich jedoch bisher noch sehr wenig verwirklicht haben, und da Kenntnisse und Geschmack dieses würdigen Literators bekannt genug sind, so muß man nur besorgen: daß ihm die, zu einer solchen Unternehmung nöthige Strenge mangelt. Beweise davon finden sich häufig; ich will hier nur ein Pröbchen ausheben von Hrn. Welleba, der in einem Gedicht: „Die Verschönerung Prags", zu dem Prager Magistrat sagt:

> Durch dich gerettet fand die Armuth sich,
> Da hob die Capitale, wie zum *Lohne*
> Durchs Straßenlabyrinth der Schönheit Krone — —
> — ∪ —
> Durch perspektivisch schöne *Linien*
> Spannt sich der Blick entlang in freie Weite,
> Geregelt liegt die Pflasterbahn zum *Gehn* (!) —
> In Kurzem, wie durch Zauber umgestaltet,
> Stellt Praga sich, ein Fest dem Auge, dar.
> Verschwunden (!), was seit *Säkeln* schon veraltet,
> Und, von der Zeit zernagt, Ruine war;
> Geschmack und Einsicht boten sich die Hände,
> Der Freude Gluth *durchwallte alle Stände.*

Von Venedig (womit Prag verglichen wird) sagt der Dichter:

> Dort *tändelten langweilig* nur die Götter,
> Hier baute göttlicher der Mensch, ein *Retter*!!!

Diese drei Ausrufungszeichen hat der Dichter — vielleicht in innerer Ahnung — selbst angebracht. — Die Beschreibung von Prag (welche meist aus der älteren Auflage von Schaller abgeschrieben war) ist nun in dieser Zeitschrift vollendet; aber wir sind aus dem Regen in die Traufe gerathen; denn, wenn uns dort Trockenheit und Steifheit abschreckten, so erscheint in den Umgebungen von Prag nun ein *origineller* (!) Beschreiber, der bei der größten Beschränktheit des Geistes und der entschiedensten dichterischen Impotenz sich krampfhaft bemüht, malerisch und poetisch zu beschreiben. Bei ihm sind die Wimmerschen Anlagen bald ein *Prado*, bald ein *Tempe*; der in einen Saal umgestaltete Kuhstall heißt St. Cloud (?!); ein weites Thal, von Hügeln umkränzt, ist ihm eine *Geßnersche Natur* im *einfachen*, aber doch *üppigen* Schmucke, die uns in ihren *Idyllenreiz* aufnimmt u. s. w. — Unter die besseren Aufsätze gehören — einige Nachdrücke (!!) abgerechnet: Meinerts „Notiz über die Königinhofer Handschrift" — Cornova's „Geschichte des italienischen Waisenhauses" und einige Gedichte von Dambeck, Hanslik, Schneider und Schmidt. — Hr. Professor Mikan ist im vorigen Monat von Wien hier angekommen, wo er sich seit seiner Rückkehr aus Brasilien aufhielt und mit Ordnen der reichen Ausbeute an Schätzen der Natur beschäftigte, welche das Vaterland seinen Kenntnißen und seinem unermüdeten Bestreben verdankt.

— • —

Ein berüchtigter Straßenräuber in den Pyrenäen war ergriffen worden, und sollte seine Mitschuldigen nennen. Schon bereitete man die Folter, als er seine Mütze vom Kopf nahm und mit folgenden Worten anredete: „*Sobald du* sprechen wirst, werde ich auch sprechen!" — Man brachte kein Wort aus ihm hervor. (Morn. Chron.) Unser Zeitgeist wird Heldenmuth nennen, was nur physische und anti-moralische Abhärtung ist.

Ein Kassen-Diener hat sich eines Defektes wegen aus dem Fenster gestürzt. Er war den Tag vorher zu einem Freunde gegangen, sprach ihn um 1000 Franken an, und setzte, als er sie nicht erhalten konnte, gelassen hinzu: „Nun, so bitte ich Sie morgen auf mein Leichenbegängniß!" (Independ.) Auch ein Pröbchen vom Heldenmuth der Schelme!

In die brenzliche Holzsäure, welche die Eigenschaft besitzt, frisches Fleisch vor der Fäulniß zu bewahren, wurde in England ein geschlachtetes ganzes Schaf gelegt, und nach mehreren Monaten unversehrt gefunden. Eben so ward eine Hammelkeule nach einem vollen Jahre noch eben so frisch befunden, als bei dem Schlachten, und würde sich noch viele Jahre erhalten haben. (Times.)

Eine englische Zeitung empfiehlt als Thee-Surrogat die Blätter des Vaccinium Mirtilli (Heidelbeerenkraut).

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 23. Juli. 119tes Blatt.

Die deutsche Helden-Jungfrau.

Im „Gesellschafter“ (Blatt 106) ist die Behauptung aufgestellt: daß, hätten wir je eine Jungfrau von Orleans unter uns gehabt, ein solcher Stoff längst auf das vielfältigste behandelt worden wäre; dem widerspricht aber eine Nachricht in Chiträus Chronicon vom Jahr 1517, welche also lautet: „Die Wurster, damit sie die Freiheit ihres Vaterlandes, welche sie von ihren Großeltern überkommen, beschützen und erhalten möchten, griffen zur Wehre und rüsteten sich zum Streit, nicht allein die Männer, sondern auch die Weibspersonen, wider die Sitten des weiblichen Geschlechts, mit des Erzbischofs Kriegsvolk eine Schlacht zu liefern; und führt ihr Kriegsheer eine Jungfrau, welche ein Fähnlein, mit einem Wapen, darin der Tod gemalt war, vor ihnen her trug; derselben folgten die Andern, Männer und Weiber, Alle in der Ordnung, nach; und dieweil sie meinten: es wäre besser, für's Vaterland sterben, als schändlicher Weise die Flucht geben, oder in Dienstbarkeit leben, seynd sie ihnen in solcher Frechmüthigkeit und Kühnheit begegnet, daß, im ersten Angriff des Streites, ihnen auch das Glück zugefallen, und sie viel Fußvolk erschlagen und ihnen ihre Kriegs-Ordnung getrennt haben. Letzlich aber ist der Erzbischof den Seinigen mit dem reisigen Zeug zu Steuer gekommen, und die Macht der Wurster, welche heftig genugsam stritten, gedämpft, und in einer treflichen Schlacht sie Alle erlegt oder in die Flucht geschlagen; und in solcher Niederlage wurde die Jungfrau, welche das Fähnlein führte, von einem Landsknecht, mit einem Schlachtschwerdt, mitten von einander gehauen und getödtet.“ — „Man sagt, als Kaiser Maximilianus des Ausgangs dieses Wurstischen Krieges von dem Erzbischof berichtet worden, habe er die Herzhaftigkeit dieser Wurstischen Jungfrau zum höchsten gerühmt und gesagt: man hätte ihr billig das Leben schenken sollen, damit dergleichen Heldinnen von ihr hätten mögen gezeugt werden.“ — Dies wäre also eine deutsche Jungfrau, der von Orleans auch darin ähnlich: daß sie von edler Vaterlandsliebe zu ihrer That begeistert wurde.

Jochmus.

Die Symbole.

(Fortsetzung.)

„Das Geschäft, für die Pflanzen am Fenster zu sorgen, überlassen Sie ja wohl mir, Herr Graf?“ so sprach — mit hier seltsam passender Betonung — nach einiger Zeit der treue Heinrich, des jungen Grafen, von seinen Eltern auf ihn vererbter Kammerdiener, als er Jenen bei dem eifrigen Begießen antraf. „Die Arbeit“ setzte er lächelnd hinzu, „steht doch auf die Dauer der Jünglingshand nicht recht an.“ — „Wenn Du für meine Lieblinge sorgen willst, wie für Dich selbst!“ antwortete der Graf, ihm die Gießkanne hinreichend, „so bin ich es gern zufrieden. Vielleicht könnte es am Ende gar geschehen, daß ich sie eher vergäße, als Du; denn — halb ist es Zufall, halb auch Vorsatz: daß mein Leben jetzt zerstreuter und unruhiger hingeht als sonst.“ — Graf August war ein und zwanzig

Jahr alt; in solcher Zeit kann der Schmerz zwar wohl anfangs überwältigen, doch bleibt er ein besiegbarer Feind, gegen den schon der Wunsch: wieder froh zu seyn, als leis' erwachender, aber mächtiger Gegner auftritt. Jetzt ohne große Auswahl jede Zerstreuung ergreifend, die sich ihm darbot, ließ er sich einst auch von einem seiner Bekannten im Hause der Baronin von Y** einführen, deren Zirkel man ihm als sehr geistreich und unterhaltend geschildert hatte. Daß sie dies waren, ließ sich nicht längnen; allein eben so wenig, daß der Geist, welcher sie belebte, doch eigentlich sittenverderbende Frivolität sey. Die erklärte Favoritin des Fürsten, welche mit der Baronin in sehr vertrautem Verhältniß stand, gab dort den Ton an, und sie selbst schien sich in dem einer solchen Freiheit und Ungebundenheit zu gefallen, daß nur sie — für die freilich schon lange kleinliche Huldigungen an die Stelle der öffentlichen Achtung getreten waren — es hatte wagen können, ihn an zu nehmen. Diese Frau nun besonders machte anfangs den ungünstigsten Eindruck auf den jungen Grafen, und überhaupt fiel ihm in jenen glänzenden Versammlungen sehr Vieles als störend und beleidigend auf, was alle Uebrigen, längst daran gewöhnt, gar nicht einmal bemerkten; ja, er würde sich vielleicht bald völlig wieder zurück gezogen haben, wenn nicht Beifall und Auszeichnung, diese lockendsten aller menschlichen Verführungen, ihn gefesselt hätten. Glänzende und geistreiche Damen kamen ihm mit verbindlichem Zuvorkommen entgegen; und ein angenehmes Talent für Poesie, welches er wirklich besaß, ward mit lautem Lobe zur entschiedenen Genialität erhoben. Eines Abends besonders, als er Versuche in der leichten und scherzenden Gattung — denn diese nur waren es, die er dort vorlas — mitgetheilt hatte, war der Beifall, welchen sie fanden, so über seine Erwartung groß und einstimmig, daß ihm fast ein wenig darüber zu schwindeln begann. Heiterer, als er es lange gewesen war, schied er erst in später Nacht von dannen, und nur im Nachhausegehen beunruhigte ihn einen Augenblick die bedenkliche Frage: was wohl seine treue mütterliche Freundin zu diesem neuen Umgang möchte gesagt haben? Doch, gern glaubend, was er wünschte, überredete er sich bald: daß sie, die allem Auffallenden und Gesuchten so entschieden abhold gewesen sey, es gewiß nicht gebilligt haben würde, wenn er dem augenscheinlichen Zuvorkommen, welches er in jenem Kreise fand, sich vermeidend als Sonderling hätte entziehen wollen. So gab er schon im Herzen seiner Neigung, am folgenden Abend wieder hin zu gehen, bereitwillig nach; und kaum hatte er sein Zimmer betreten, als er von dem schon lange harrenden Heinrich sein Schreibzeug und Portefeuille verlangte, in der Absicht, einige poetische Kleinigkeiten, welche er bei dem nächsten Besuch mit zu bringen versprochen hatte, noch ein Mal durch zu sehen. — Das Verlangte sogleich bringend, stellte Heinrich es auf einen Ecktisch neben dem Fenster, wo der Graf, wegen des Duftes der nahestehenden eben blühenden Lilie, seit einiger Zeit besonders gern schrieb. Im Hinzutreten warf dieser einen Blick auf die Pflanze, und, zu seinem Schrecken, senkte sie welk, matt und kraftlos ihr zartes, schimmerloses Haupt. — „Mein Gott! hast Du denn zu begießen vergessen?“ so rief er, sich schnell nach Heinrich umsehend; allein das fein gekräuste Moos auf der Oberfläche des Topfes war feucht und frisch, und Heinrich versicherte: daß die Blume schon seit einiger Zeit kränkele, und alles Begießens ungeachtet, sich nicht wieder erholen wolle. — „Das ist seltsam!“ rief August gespannt und unruhig — „seit wann?“ — Heinrich beantwortete die Frage, und gab gerade die Zeit an, seit welcher sein Herr das Haus der Baronin besucht hatte. — „Das ist sehr seltsam!“ wiederholte dieser noch einmal, im lebhaft bewegten Selbstgespräch vergessend, daß er nicht allein sey. „Diese sichtbaren Blüthen sollten mich an die unsichtbaren mahnen. — Es ist vorbei! ich gehe nicht wieder in das Haus der Baronin!“ — Er hielt Wort, und als er am folgenden Abend, jenen Zirkel meidend, von einem einsamen Spazierritt mit der scheidenden Sonne nach Hause zurück kehrte, röthete ihr letzter Strahl die nun wieder frisch und freudig vor ihm dastehende Lilie.

Sich selbst der Schwärmerei beschuldigend, kämpfte er mit seinem eigenen Herzen, um in diesem Ereigniß nur einen sonderbaren Zufall zu sehen. Allein der Eindruck der stummen Lehre blieb fest und unverlöschlich in seiner Seele, und ob ihn gleich zuweilen die Lust anwandelte, den Glanz und Beifall in den Sälen der Baronin wieder auf zu suchen, beharrte er doch fest bei dem ernstlich gefaßten Vorsatz, ihr Haus für immer zu meiden. — Sich selber sagend: daß das Leben üppiger Eleganz, welches dort geführt werde, überhaupt einem Soldaten nicht zieme, näherte er sich von nun an mehr einigen seiner jungen Waffengefährten, deren Sinn und Wesen am meisten mit dem seinigen stimmte: denn die rohe Ausgelassenheit der Mehrzahl widerstand ihm durchaus. Zwei von diesen seinen werdenden Freunden trieben bei einem wackeren invaliden Ingenieur sehr eifrig Mathematik, und er ließ sich leicht bereden, Theil an diesem Unterricht zu nehmen. Wetteifer unter den jungen Leuten erhöhte noch für sie den Reiz des geistbelebenden Studiums, und sehr bald fühlte sich der Graf in der wieder aufgesuchten stillen Thätigkeit viel wohler, als in dem fortwährenden Wirbel der früheren Zerstreuungen. Er fand auch hier eine Verschiedenheit von der ihm gewohnten Art, im elterlichen Hause zu seyn, nach welcher er sich noch immer sehnte, und blieb doch im Ganzen seiner vormaligen einfachen und regelmäßi-

gen Lebensweise getreu. — Mit dem kommenden Frühling ward ein junger Offizier in die Residenz versetzt, dessen Regiment bis dahin an einem entfernten Grenzorte gestanden hatte. Die nahe Ankunft desselben war dem Grafen erfreulich; denn Jener, dessen Vater, wie er, Soldat gewesen war, hatte durch das wandernde Leben der Eltern seine Knabenzeit an Augusts Geburtsort zugebracht, und ob er gleich um mehrere Jahre älter war, als dieser, so wurden sie doch bald fast unzertrennliche Gefährten. Noch vollkommen lebhaft stand das Bild des kecken kräftigen Knaben vor der Seele des jüngeren Freundes; allein wie angenehm ward er bei dem Wiedersehen seines ehemaligen Spielkameraden überrascht, der, nun zum stolzen ritterlichen Manne ausgebildet, ihn begrüßte. Ein Orden des Verdienstes schmückte seine Brust, und das Bewußtseyn: er gebühre ihm, gab seiner Art zu seyn etwas so Sicheres und Eindrucksvolles: daß ein unwillkührliches Hinaufblicken zu ihm bei den meisten seiner ehemaligen Waffengefährten die Folge davon gewesen war. — Jetzt zum Hauptmann im Regiment der Fürstin ernannt, ward er sehr bald auch in der Residenz das allgemeine Idol der soldatischen Jugend. Ja, ein gewisser Uebermuth, eine oft Streitsucht scheinende Schärfe bei dem geringsten, ihn unangenehm berührenden Wort diente nur dazu, die um sein Haupt gezogene Glorie noch zu erhöhen; wenigstens fiel es Keinem seiner gern übertreibenden Verehrer ein, ihn nur im Mindesten dadurch beschattet zu finden. Graf August, dessen Takt für das Maaß eines richtigen Selbstgefühls wohl etwas feiner seyn mochte, als der seiner Waffenbrüder, hätte vielleicht noch am ersten den Flecken im Lichten erkannt; allein bei ihm kam nun die frühere Vorliebe geschäftig der neu erwachten Bewunderung zu Hülfe, um sein Auge zu blenden. So sah denn auch er in seinem ritterlichen Freunde den ersten aller ihm bekannten Söhne des Mars, und suchte den Umgang des ihm Wiedergeschenkten jetzt so angelegentlich und fast einzig, daß er ziemlich oft seine früheren Bekannten darüber vernachlässigte, welches zu kleinen Bitterkeiten und Empfindlichkeiten Veranlassung gab.

(Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Unter allen Umständen ist die Aufregung der blinden Menge sündlich, auch dann, wenn man glaubt, damit das Rechte zu vollbringen, was allzeit nur Täuschung ist: da ich höchstens für mich, den Einzelnen, stehen, dabei aber wohl berechnen kann: daß die Aufregung den Unverstand zuerst belebt. Durch Revolutionen Gutes stiften wollen, heißt immer einen Bau zerstören, um auf den Trümmern einen kurzen Triumph zu feiern und dann in der Zerstörung weiter zu gehen. Darum hält es der Besonnene — schon allem Partheiwesen abhold — auch hier mit dem Spruch Lessings: „Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeine, gar zu nah was gar zu Schlimmes grenzt, so thu' ich lieber das Gute nicht!" — Jeder sollte und müßte mit Kraft und Offenheit für die Wahrheit wirken; ein Complott, auch für das erhabenste Ziel, ist ein Unsinn, weil der Erfahrungs-Satz: daß nur Böses Parthei macht, einem guten Zweck sogleich den Erfolg versagt; denn die Besseren werden in einer Parthei auch sogleich die Betrogenen.

Es möchte wohl nicht übel seyn, aus Herrn Ernst Arndt's „Geist der Zeit" Folgendes, das eben Anwendung finden könnte, auf zu frischen: „Es spielen jetzt Wenige im Wahn, die Meisten in böser Schlauheit und feiger Lüge, und machen so das Geistvolle gedankenlos und elend." — „Die zum Katholizismus hineilen, irren, da ist kein Heil; die sich gutmüthig in den alten Glauben werfen, thun Vergebliches, für ihn kann dieses kluge (?) Geschlecht sich nicht mehr begeistern!" — „Wie viele Mysterien und geheime Gesellschaften! Welche Gaukelei mit Wortklängen und mystischen Empfindungen! Welche Arbeit, den Leuten ein zu bilden: man sey heiliger und eingeweihter, als sie? Der Trieb nach solchen Dingen beweist das Bedürfniß, das leere Spiel mit dem Heiligen, die Wüstenei der Herzen. So führen Lüge und Eitelkeit die Zeitgenossen im Wahn!" — Es sey dies den Arndtianern selbst zur Beherzigung empfohlen; vielleicht finden auch Prediger, welche der Zeit die Cour machen, eine Mahnung darin, die ihre Vernunft, welche durch den usurpirten Glauben an eine unmittelbare Offenbarung etwas vom Schwindel befallen ist, wieder feststellt.

Fr. Wendel.

Anklänge.

72.

Im Unglück halte nicht
Dich Furcht und Hoffnung auf:
Der Muth nur findet Licht,
Die That nur neuen Lauf.

73.

Du schwächst, bleibt Eitelkeit dir jung,
Dem Geist sein Eigenthum:
Matt wird durch sie der Kräfte Schwung,
Und nimmer alt dein Ruhm.

74.

Die Menschheit nicht klag' an, wenn dich die Sorge quält:
Befrage weislich dich: Hast du nicht selbst gefehlt,
Da mehr auf sie du, als auf dich gezählt?

Ed. Molle.

Schädliches Ausrichten des Anbefohlnen.

Ein dummer Teufel heißt Bull's Diener bei Consorten:
Er richtet Alles aus — mit seiner Herrschaft Worten.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. Wer gern in ernster prüfender Betrachtung das Leben anschaut, dem sey empfohlen: „Kepler und die unsichtbare Welt“. Eine Sternglorie. (Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 1819.) Es herrscht in der Schrift allerdings eine Schwärmerei, aber eine sehr edle, und glücklicher ist noch der, dem sie sich zur Wahrheit erhebt. Die dem Ganzen voran stehende „Legende“ theil' ich mit, als sinnige und zugleich bestimmte Andeutung über den Zweck des Verfassers:

In dunklen Zweifeln über Gott versenkt,
Ging an dem Meere einst ein frommer Greis;
Da spielt' ein Kind vor ihm im Sand, und schöpft
Geschäftig mit den Händen Meeresfluth
In eine kleine Grube. Lächelnd hemmt
Den Schritt der Greis, und fragt: was machst du da?
„In diese Grube gieße ich das Meer.“ —
„Und meinest du, die kleine Grube da
Sey groß genug, das grenzenlose Meer
Zu fassen?“ — Da verkläret sich das Kind
In eines Engels glänzende Gestalt,
Und spricht: „Wohl sagst du, daß die Grube hier
Zu klein sey für des Meeres wilde Fluth!
Doch wähnest du, dein endlicher Verstand
Sey nicht für das Unendliche zu eng?
So wisse denn! das Tiefste, was dein Geist
Vom ew'gen Urquell alles Seyns erforscht,
Es ist nur Bild! — wohl dir, wenn es an Kraft
Und Wahrheit ärmer nicht, als jenes ist,
Vor dem die fromme Einfalt betend kniet.“ —
Der Engel schwand, der Alte stand beschämt,
Und sank anbetend nieder in den Staub.

Den Frauen, die nicht all ihr Wissen als Putz betrachten, und danach nur den Bedarf an Kenntnissen ermessen, empfehlen sich: „Sittliche Ansichten der Welt und des Lebens für das weibliche Geschlecht.“ In Vorlesungen, gehalten von K. G. Sonntag. (Riga, bei Hartmann.) Die Bestimmungen und Pflichten des Weibes sind hier in einem angenehmen Vortrage besprochen, und wenn Männer das Werk lesen, wird es auch nützlich seyn, besonders deshalb: damit sie es aus eigener Prüfung empfehlen können. Nur müssen sie den Muth haben, von Damen, die so mystifizirt und fatalisirt sind, daß sie glauben: das Weib sey nur ein dürftiger Zierrath der Schöpfung, auf ihre Empfehlung mit Naserümpfen sich ablehnen zu lassen. — Mit dem Titel „Pandaemonium germanicum: Eine Skizze von J. M. R. Lenz“ (Nürnberg, bei Campe) ist eine alte Satyre uns erst jetzt bekannt gemacht. Lenz († 1792), der Jugendfreund Goethe's, hat hier mitunter argen Muthwillen getrieben, und es ist gut für ihn und erfreulich überhaupt: daß diese „kleine, wilde Schrift“, wie der Herausgeber (Dr. Dumpf) sie nennt, nicht bei Lebzeiten des Verfassers gedruckt wurde; sonst hätten seine Geißelhiebe wider mehrere, zum Theil höchst achtbare Männer, gewiß eine Vergeltung angeregt, welche die Lichtzeit unserer Literatur gewiß mit einigen Schatten-Partheien mehr vererbt. Welcher Laune Kind der Nachlaß ist, bezeugt schon das Motto:

Der Teutschen Wändekritzler-Heer,
Unzählbar, wie der Sand am Meer,
Ist meiner Seel', beym Lichten besehn,
Nicht einmal werth, am Pranger zu stehn.
Ein Darmstädtisch Spottgedicht
Lohnt da, weiß Gott! der Mühe nicht,
Und ihre Namen nur auf zu schreiben,
Das ließe der Teufel selbst fein bleiben.

Uebrigens hat Referent die Vorrede des Herausgebers sehr interessant gefunden, um mancher brieflichen Mittheilung willen. Ein Ausspruch des Grafen F. L. Stolbergs über Wieland (Seite 9), wo es heißt: „Wieland ist weit besser, als ich dachte, sein Herz ist wirklich gut; er würde ganz gut seyn, wenn man ohne Liebe für Religion und Sitten es seyn könnte“ — wird wohl mit der Jugend des Briefstellers entschuldigt werden müssen; denn Jemand „ohne Liebe für Sitten“ möchte schwerlich gut zu nennen, der Beweis für die Behauptung aber auch schwer zu führen seyn. —°—.

Die Sparbanken haben in England so guten Fortgang, daß die von Southwark (Stadt-Theil von London) allein schon in diesem Jahre 1000 Interessenten zählt; noch einmal so viel, als im vorigen ganzen Jahre. Selbst kleine Mädchen in der St. Georgs-Charité-Schule tragen wöchentlich ihren Schilling oder ihre Paar Schillinge hin, und oft legen Großväter für ihre Enkel eine kleine Summe an, oder Männer für ihre Nachbleibenden. (Times.)

Vor einiger Zeit kam das 7te Husaren-Regiment durch den Landsitz des Marquis von Anglesea, und wurde vom Eigenthümer gastfrei bewirthet. Bei dem Abschied zog das Regiment in Parade an der versammelten Familie vorüber. Diese bestand aus lauter männlichen und weiblichen — Invaliden; der Marquis Anglesea verlor ein Bein in der Schlacht von Waterloo; sein Bruder, der Schiffs-Kapitain, einen Arm; Lord Uxbridge, sein Sohn, ging wegen einer Kniewunde auf Krücken, und der schönen Lady Uxbridge, dessen Gattin, ist die rechte Hand bei einer Schlacht in Spanien, wobei sie ihren Gemahl begleitet, abgeschossen worden. (Morn. Chron.)

In der Gemeinde Neyron (Arrondissement Trevoux) öffneten mehrere höchst abergläubige Menschen das Grab des ehemaligen Ex-Maire's Ant. Pecquet, schnitten dem Leichnam den Kopf ab und kochten denselben eine Stunde lang, in dem unsinnigen Wahne: „derselbe solle ihnen die bevorstehenden Lotterie-Gewinnste anzeigen!“ (Journ. d. Par.)

Im Ballet „Acis und Galathea“ sollte neulich Polyphem wieder sein großes Felsstück nach dem Acis schleudern, traf aber, statt ins Meer, nach der Vorderseite der Bühne, so daß es mitten durch die im Vorgrunde tanzenden Liebesgötter rollte und dort liegen blieb. Was war zu thun? es konnte nicht getanzt werden. Siehe, da ergreift ein kleiner Liebesgott mit kräftigem Arm das gewichtige Felsstück, und schleudert es muthig hinter die Coulissen. Ein allgemeines Beifall-Gelächter erscholl, und man mußte eingestehen: „daß der Sohn der Venus unstreitig der mächtigste aller Götter sey!“ (Journ. d. Par.)

Vor einigen Tagen hat man auch zu Paris den neuen Cometen entdeckt. Zwei der Beobachter spielten dabei, Einer den lustigen, der Andere den weinenden Hans. Letzterer rief traurig: „Schon wieder Krieg!“ — der Andere freudig: „Welchen herrlichen Wein werden wir wieder trinken!“ (Independ.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 24. Juli. 120stes Blatt.

Die Symbole.

(Schluß).

„Hört, junger Freund!“ — so begann eines Abends der vielgeehrte Hauptmann, welcher es liebte, im Ton der alten Ritterzeit mit dem Grafen zu sprechen — „warum laßt Ihr Euch denn solch' ein spitzig Wort gefallen, wie vorhin der unbärtige Lieutenant S. gegen Euch hinwarf? Wenn Ihr Euch auch nicht darum schlagen müßt, ei nun! so könnt Ihr Euch doch darum schlagen. Im Ernst! sollt' ich irgend etwas an Euch tadeln, so wäre es dieß: daß Ihr noch nicht genug versteht, Euch selbst zu behaupten, was doch bei einem wackern Soldaten fürwahr nicht das Letzte seyn soll.“ — Bescheiden erwiederte August: daß ein Menschenleben doch zu wichtig sey, um so ohne Noth auf's Spiel gesetzt zu werden; daß er, nicht fechtend wie sein Freund, bei dem Führen des Degens auch weniger auf den eigenen leitenden Willen rechnen könne, und also nicht wagen dürfe, was Jenem zu wagen wohl anstehe. — Allein der Hauptmann versicherte eifrig: anlaufen müsse der Uebermuth der kecken Knaben-Schaar doch einmal: es sey also völlig gleich, ob bei ihm oder bei einem Andern; und lebhaft und beredt wie er war, gelang es ihm wirklich, im längeren Gespräch manche von August's Ansichten in dieser Sache zu ändern. Ja, er brachte ihn sogar bis zu der Versicherung: „Daß ich mich auch wohl zu behaupten verstehe, wenn ich es nur ernstlicher will, werde ich bei der ersten, sich darbietenden Gelegenheit beweisen.“ — Diese Gelegenheit fand sich nun schneller, als er es erwarten konnte. — Am folgenden Morgen, da er die mathematischen Stunden besuchte, empfing ihn der Cornet Hr. v. F., ein Theilnehmer an denselben, mit der — vielleicht etwas mehr als sich ziemte — angelegentlichen Erkundigung: warum er denn gestern bei dem Unterricht gefehlt habe? — Sie waren wohl mit dem Hauptmann? setzte er sogleich in etwas neckendem Tone hinzu. Fürwahr! dessen Schatten sind Sie ja jetzt so sehr, daß man wohl erwarten kann, er werde Sie auch noch bei den Lehrstunden von uns entfernen. — Augusts eben etwas unmuthige Stimmung unterstützte in diesem Augenblick den gestrigen Rath seines Freundes gar sehr, und so erwiederte er keck und heftig: er sey, über das was sein Thun und Unterlassen betreffe, durchaus keiner unbescheidenen Anfrage Rechenschaft schuldig; ob aber Hr. v. F. es mit einem Schatten zu thun habe, das könne er, wenn er Lust dazu fühle, sogleich am folgenden Morgen erproben. Ein bedeutender Blick auf seinen Degen verstärkte noch den Nachdruck der nachdrücklichen Rede und mit einem nun ebenfalls beleidigten: Ich bin begierig darauf; also um 9 Uhr, wenn Sie wollen! nahm jener die Ausforderung an. — „Nun weiß ich doch wahrlich nicht, ob auf Degen oder auf Pistolen!“ so rief, über sich selbst lächelnd, August beim Nachhausekommen. „Ich muß wohl beides mitnehmen. Heinrich, untersuch einmal, ob meine Pistolen in Ordnung sind!“ — „Um Gotteswillen, Herr Graf,“ fragte bestürzt der alte Diener, „Sie werden sich doch wohl nicht schlagen wollen?“ — „Doch!“ erwiederte August lächelnd; „was erschrickst Du so? Daß

ein paar wildaufbrausende Burschen ihr Müthchen an einander kühlen wollen — ich bitte Dich, nimm daß nicht höher als ich es thue!" — „Aber wie denn? warum denn?" so fragte Heinrich noch einmal ängstlich und dringend; und August erzählte ihm mit kurzen Worten den Vorfall. Traurigen Herzens hörte Jener der Erzählung zu, und noch trauriger sah er am folgenden Morgen zur bestimmten Stunde seinen Herrn weg reiten. — Der Hauptmann war Sekundant des jungen Grafen. — Nicht ganz nach dem Wunsche dieses Letztern ward bestimmt, daß die Sache durch Kugeln ausgemacht werden solle. Die Entfernung war abgemessen, und mit gespanntem Pistol, mit gespannter Erwartung standen beide Streiter einander gegenüber. Hr. v. F. hatte den ersten Schuß; hart streifte seine Kugel an Augusts linker Seite vorüber: zwei Zoll weiter, und sie hätte ihm das Herz getroffen. — Jetzt schoß auch der Graf — dem nun, im Moment der Entscheidung, doch eine Furcht das Herz beklemmte, die nämlich: ein unglücklicher Schuß von ihm möge das Lebenslicht seines Gegners auf immer verlöschen — rasch wagend sein Pistol ab. Allein mitleidig schien das Schicksal die Ruhe des einen, die frische Blüthe des andern Daseyns schonen zu wollen; sein Schuß streifte leicht verwundend des Cornets rechten Arm, und durch ein rasches Halt! der geschäftigen Sekundanten endete das gefährliche Spiel für dießmal ohne traurige Folgen.

Des glücklichen Ausganges froh, und ein zweites Ereigniß der Art nun schon weit sorgloser ansehend, ritt August heiteren Sinnes mit seinem Begleiter nach Hause, welcher durch reichlich gespendetes Lob sein Möglichstes that, den jungen Gefährten auf der seinen Ansichten nach rühmlichen Bahn festzuhalten, die er so eben betreten hatte. Schon auf halbem Wege trafen sie den von Unruhe um seinen Herrn hinaus getriebenen Heinrich, in dessen sonst etwas mattem blauen Auge ein so reiner Strahl von Freude glänzte, als er ihn nun wohlbehalten daher kommen sah, daß August dadurch innig gerührt ward. Gern hätte er, zum Lohn der treuen Sorge, ihm nun auch alle kleinen Umstände des Duells ausführlich kund werden lassen: allein dazu verstattete die Gegenwart des Hauptmanns keine Freiheit, und so ritt er denn jetzt mit einem herzlichen: „Hab' Dank, mein Heinrich; wenn's Abend wird, sprechen wir uns!" an ihm vorüber. — Den freundlichen Vorschlag des Hauptmanns annehmend, daß durch eine Flasche alten Rheinweins der glückliche Ausgang des ersten Abentheuers gefeiert werden solle, begleitete August diesen in seine Wohnung; am Nachmittag forderten Dienstgeschäfte seine Gegenwart, und so kam er erst ziemlich spät in der Abenddämmerung nach Hause. Gleich bei dem Eintreten ins Zimmer ward er am Fenster den alten Heinrich gewahr, der mit einem, wie es schien, etwas stumpfen Werkzeug langsam aber eifrig bei dem, seiner Aufsicht anvertrauten Goldbaum beschäftigt war. Verwundert trat Jener zu ihm heran, und fragte fast unwillig: was er mit dem schönen, so frisch und herrlich grünenden Baum eben beginne? — „Ich will ihn beschneiden," erwiederte Jener trocken, nach seiner gewöhnlichen Weise; der Goldbaum muß kurz gehalten werden, sonst treibt er unnütze Auswüchse wie dieser, und die ächte Stärke geht ihm verloren." — Betroffen blickte der Graf auf das Gewächs; es war, ganz so wie der alte Diener es sagte, in üppigem Auswuchs entartet, und doch erinnerte er sich ganz deutlich: es noch vor einigen Tagen in frischer, gedrängter Fülle vor sich gesehen zu haben. Die Veränderung war sehr schnell, sie war wunderbar schnell geschehen! — eine plötzliche Erinnerung an das Symbol der festen, wohlangewandten Kraft, welches der Goldbaum für ihn hatte seyn sollen, fiel ihm beklemmend auf's Herz, und sein jetzt unbestechbar erwachendes Gefühl ließ ihn nur zu deutlich den stummberedten Wink des räthselhaften Mahners verstehen. — Jetzt fiel ihm auch das seltsame Dahinwelken jener Lilie wieder ein, in welchem er damals nur eine Warnung des Zufalls, keine aus einer höhern Welt hatte sehen wollen. So war denn dies schon die zweite dieser geheimnißvollen Pflanzen, die als ernst mahnendes Abbild seines Innern vor seinen Blick trat. Ihm ward seltsam bewegt zu Muthe; leise Schauer aus der Geisterwelt durchbebten seine Brust. Er hieß den Diener sich entfernen, und trat hinaus in's Freie, auf den nur von funkelnden Sternen erhellten Balkon. — Bei diesem Anblick ward es ruhiger in seiner Seele. „Und wie? — sprach er zu sich selbst — wenn es nun ein leiser, lautloser Ruf jener Unvergeßlichen dort oben gewesen wäre: warum dann vor ihm erschrecken? warum nicht gern zum zweiten Male der auf Erden so lange leitenden Hand folgen, die sich jetzt von Neuem mitleidig zu dir wendet? O habe Dank, verklärte Heilige im Himmel! wenn du des armen, so leicht Verirrten dich schützend annimmst. Ich will deine Warnung ehren, und dein schönster Lohn möge seyn: daß ich ihrer nur selten bedürfe!" — Und er bedurfte ihrer nicht mehr: denn so feierlich ernst blickten seit der Stunde jene Gewächse ihn an, daß diese Mahnung allein für ihn genügend war. Die Lilie welkte nicht wieder; der Goldbaum stand in stiller, gesammelter Stärke da, und nur einmal begann auch die zarte Frühlingsrose des liebenden Vertrauens zu erkranken, die allein durch den festen Willen zu bewahren vielleicht schwerer als alles übrige gewesen seyn würde. Doch hier kam das Schicksal der stillen Warnerin zu Hülfe; eine sanfte, liebevolle Seele nahte dem verwundeten, sich kalt in sich zurückziehenden Herzen des Grafen, und im stärkenden Hauch reiner Treue genaß sein Gemüth, genaß auch das lieb-

liche Bild jener schönen, so oft auf Erden durch fremde Schuld für uns dahin welkenden Blüthe! —

„Und ob denn nichts Lichtgebendes, nichts Aufklärendes der Erzählung hinzugefügt werde?" so scheint mir's, höre ich fast unzufrieden fragen. O ihr strengen, unbekannten Tadler Alle! ihr vergönnt ja das Erscheinen finsterer, unholder Gestalten in unsern Dichtungen; warum wolltet ihr nicht auch Raum gestatten für das Walten eines mildsegnenden, befreundeten Wesens, das, wenn auch nur in leisen Winken, aus höheren Regionen warnend und schützend zu uns spricht? — Ungern mischt die stillgeschäftige Hand Fäden, welche vielleicht störend auffallen, in das mit Dämmerung umhauchte Gewebe, an dem sie mit Lust und Liebe arbeitete: wenn gleich diese Fäden neben ihr bereit liegen. — Doch seyen sie nun leicht und schnell mit dem letzten Ende desselben verschlungen, daß, wer ihrer nicht begehrt, sie mit leichter Mühe vor seinen Augen verbergen möge. — Wie? wenn nun Heinrich, ein durch frühe, harte Schicksale von besserem Stande zum dienenden herabgedrängten Veteran des gräflichen Hauses, den Brief, welchen die ihm so werthe Herrin dem Sohne hinterließ, einst auf dem Pult dieses letzten vergessen fand? wenn er dem Verlangen: ihn zu lesen, nicht widerstehen konnte, und manche Gefahr für den sich selbst Ueberlassenen wohl voraus sehend, schnell erkannte, wozu er sich benutzen lasse? wenn er, dem es eigen war, am liebsten die seltsamen und ungewöhnlichen Wege zum Ziel zu wählen, nun mit Glück und zur passenden Stunde den entarteten Goldbaum an die Stelle des besser erhaltenen brachte? — wenn er wirklich, obgleich nicht sie vergessend, der Lilie das labende Naß entzog, und nur das, den Grafen täuschende Moos kurz vor dessen Rückkehr auf der Oberfläche angefeuchtet hatte, in der Absicht: ihn selbst auf das Welken der Blume aufmerksam zu machen, wenn er es auch heute noch nicht bemerken würde? — wenn endlich auf ihn um so weniger irgend ein Verdacht des Grafen fiel, da er sich sonst nie die leiseste Einmischung in dessen Thun oder Unterlassen erlaubt hatte, und da auch weder ihm, noch irgend Jemand, etwas von der geheimen Bedeutung jener Gewächse anvertraut war; — dann wäre ja wohl meine Erzählung erklärt: und es bedürfte freilich nur noch des Schutzgeistes, der doch wohl hoffentlich Jedem, wenigstens ein Mal im Leben, in der Gestalt eines redlichen, gutmeinenden menschlichen Wesens entgegen kommt.

Karoline Stille.

Zur Charakteristik Gustav Adolphs.

Im Oktober 1632 war der König mit seinem Heere, in einem forcirten Marsche von 14 Tagen, aus Baiern nach Naumburg geeilt, um dem Churfürsten von Sachsen, ungeachtet er Ursache hatte mit demselben unzufrieden zu seyn, bei zu stehen. Ueberall empfingen die Sachsen den siegreichen Helden mit den ausschweifendsten Freudenbezeugungen. Der König bewies bei dieser Gelegenheit eine seltene Mäßigung, und sagte zu seinem Hofprediger: „Unsere Sachen sind auf einem guten Wege; aber ich fürchte, Gott straft mich, wegen der thörichten Ergebenheit dieses Volks. Man setzt zu viel Vertrauen in meine Person: und es scheint als hielten sie mich für ihren Gott, da der Gott, welcher für seine Ehre eifert, ihnen und mir leicht zeigen kann: daß ich nichts anders als ein schwacher sterblicher Mensch bin. Großer Gott! Du weißt es, wie mißfällig mir dies ist; Deiner leitenden Vorsicht überlaß ich mich ganz! Du bist mein Gott! Mach' es in Allem mit mir, wie es Dir gefällt! Doch wirst Du das zur Rettung Deiner treuen Diener angefangene Werk nicht unvollendet lassen." (Paul Gothus l. c. p. 401. Schefferi Memor. p. 172.)

Drastisches Bekehrungsmittel.

Die Bekehrung der Neger zum mahomedanischen Glauben wird in dem afrikanischen Reiche Burnu in folgender Art betrieben: Man prügelt die armen Teufel so lange, bis sie die Formel: „Es ist kein Gott außer Gott und Mahomed ist sein Prophet!" hersagen lernen, womit die Sache dann abgethan ist. Auf diese Weise werden Ungläubige leicht in Stockgläubige verwandelt. Man sieht auch hieraus: daß der Stock, der die Ehrfurcht unter den Menschen so trefflich zu erhalten weiß, nicht weniger geschickt ist, als überzeugendes Glaubens-Argument zu dienen.

M. Bondi.

Anekdote.

Zu Napoleons Zeiten hatte man in Paris den Studenten der kaiserlichen Universität zum Thema einer lateinischen Rede, das Lob „der ökonomischen Suppen und der Menschenliebe des Kaisers" überhaupt, aufgegeben. Ein Eleve schrieb hierauf folgendes Epigramm:

Die Menschenlieb' erweißt
An Ihm uns schon der eine Fall:
Daß er die Unterthanen all
Mit Armen-Suppen speißt.

D—t.

Fündlinge.

Law's Koch, nachdem er sich Vermögen gesammelt hatte, forderte seinen Abschied. „Ungern", antwortete Law, „jedoch sey's unter der Bedingung: daß Du mir einen andern guten Koch verschaffst." In wenigen Tagen schlug er ihm zwei Köche vor: „Wählen Sie, mein Herr! Beide kochen so gut als ich. Den, welchen Sie nicht wollen behalt' ich dann — für mich."

Ein Kapuziner predigte vor Ludwig XIV. zu Fontainebleau „Mes frères, nous mourrons tous," fing er an, sah den König, und fuhr höflich fort: Oui, Sire, nous mourrons presque tous."

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Der jetzt hier anwesende Königl. Baiersche Professor Dr. Macco, der, seine Studien vollendend, 12 Jahr in Italien verlebte, erlaubte es mir, daß ich heute zum zweiten Mal einen Morgen unter seinen Schöpfungen zubrachte, und diesem danke ich es, daß Alles so recht lebendig in mir geworden ist, und ich nun hinter dem Schreibtisch mir seine lieblichen Gestalten neu hervorrufen kann. — Das erste Bild welches ich sah, stellte zwei weibliche Figuren vor; eine war noch ganz Kind, die andere in der schönsten und blühendsten Entwickelung der vollkommen entfalteten Schönheit. Bei dem Baden in einer zur Linken rauschenden silberhellen Quelle hat sie eine Nachtigall erschreckt, welche sich in den Zweigen einer, über eine Grotte hängenden Ulme verwickelt hat, und die Badenden beunruhigt, die den Quell verlassen haben, und, die Kleinere an die Größere geschmiegt, Schutz unter dem Baume suchen. Die Figuren sind durchaus decent, wenn gleich unbekleidet; man wird durch die schönsten Formen, durch das köstlichste und blühendste Colorit erfreut; überall erblickt man Wärme, Leben und Schönheit, überall, Studium der Antiken verbunden mit dem der Natur, welcher letzteren der Künstler ihre heiligsten und schönsten Momente ablauschte. So kühn und genial die Composition des Ganzen, so sorgfältig ist dagegen die Ausführung. Das Fleisch ist warm und lebendig, die Rundungen sind meisterhaft, die Verhältnisse correkt und tadelfrei, die Stellungen ungezwungen und nach der Natur. — Wie sehr sich auch Dr. Macco als Landschaftsmaler auszeichnet, beweist eine kleine Stelle an diesem Bilde, wo man die Ferne einer italienischen Waldgegend, einen klaren Quell, und einen blüthenreichen Rasenteppich erblickt. — Das Gegenstück zu diesem Gemälde, 6 Fuß hoch wie jenes, stellt Ovid's Grabmal dar, das von einer ideallisch schönen weiblichen Figur unter einer Platane mit Myrthen und Rosen umkränzt wird, wie der unsterbliche Dichter es in seinen Gesängen gewünscht hat. Umrisse und Colorit sind eben so schön als bei dem ersten Bilde, und machen einen lieblichen Contrast zu denen einer vollkräftigen männlichen Figur, die hinter der Kränzenden kniet. Das Gesicht dieser Muse ist durchaus ideal und erhaben schön; liebend und unschuldig zugleich. Ich weiß, daß dieses treffliche Gemälde in einigen Beurtheilungen indecent genannt worden ist; aber — wer überhaupt so wenig Kunstsinn, und Reinheit selbst mitbringt, daß er vor einer unbekleideten Figur erröthet, wenn sie übrigens nichts Anstößiges darbietet, thut immer besser, weg zu bleiben, denn der Künstler kann ja seine Kunst-Vollendung nur bei solchen zeigen. Drappiren wird zuletzt jeder leidlich Geübte, aber solches Fleisch zu malen, diese Formen auf flacher Leinewand hervor rufen, das ist es, was das Genie auszeichnet und merkwürdig macht! Wie decent völlig nackte Figuren seyn können, weiß Jeder, der Kunstwerke der Art sah; diese sind es ohne Ausnahme. — Von diesen größeren Stücken eile ich, freilich ungern, denn wieviel ließe sich nicht noch sagen, wenn der Raum nicht beschränkt wäre? — zu einem kleineren, dessen Gelungenheit sich der Künstler selbst zu erfreuen scheint; es enthält eine Scene aus der Phädra des Euripides. Man sieht den Theseus in dem Augenblicke: als er sieghaft nach Hause zurückkehrt, die Phädra todt findet, und Oenone den Hippolyt als mittelbare Ursache des Todes derselben anklagt. Man erkennt hieraus: daß der Künstler nicht Racine's Phädra, sondern die des Euripides vor Augen hatte; Ersterer läßt, unedel genug, die Phädra selbst den Hippolyt anklagen, während Letzterer den Charakter derselben rein leidenschaftlich darstellt, und so für die Unglückliche, minder Schuldige, immer noch das Interesse des Mitleids vorherrschen läßt, während die Phädra des Franzosen zu einem moralischen Ungeheuer wird. — Auf dem trefflichen Bilde steht Theseus, in eine Chlamys gehüllt — sie ist seine einzige Bekleidung die nur einen geringen Theil des Körpers halb verdeckt — vor der Leiche der, auf einem Paradebett liegenden Phädra. Er hat den Siegerkranz in den kräftigen schwarzen Locken; die Tafel, welche die treulose Amme der Gebieterin an die Hand gehängt hat, und welche gegen den Hippolyt zeugt, ist seiner Hand entsunken; der Contrast zwischen dem Siegeskranz und dem Gräuel, der ihn hier umfängt, ist schneidend. Er wendet das Haupt zurück, er ruft den Neptun um Rache für den vermeinten Verräther an, es ringen alle Leidenschaften auf einmal in seiner Brust — Schmerz und Durst nach Rache, gehemmt durch das Vatergefühl! Jede Sehne deutet auf Kampf und Ringen, jede Ader, jede Muskel ist gespannt: so kann nur die Kraft, so nur ein solcher Heros leiden! Der Anblick dieses Bildes entriß mir unwillkührlich Thränen — der Schmerz des Theseus durchschauerte meine Brust — ist das nicht Kunst-Vollendung? Links ist die Leiche mit einer Gruppe von leidtragenden Frauen, die schaudernd dem Vaterfluche horchen; über die erdrosselte Phädra bückt sich die Amme; in dem Gesicht derselben suchte der Künstler ganz den Verrath und die Tücke auszudrücken, die sie zu begehen fähig war; sie ist abschreckend, ohne häßlich oder Karikatur zu seyn. Rechts stehen Hippolyt und ein Jagdgefährte, der ihn fort zu ziehen sucht, weil er Thätlichkeiten des Vaters gegen den Sohn fürchtet. Einige wollen tadeln, daß man sich nicht genug für den unschuldigen leidenden Hippolyt interessiren könne; aber er soll hier eigentlich nicht anziehen, denn der Künstler wollte auf diesem Bilde nicht die verkannte Unschuld des Hippolyt, sondern den Schmerz des Theseus ausdrücken, und das ist ihm gelungen. Hippolyt ist eine Nebenfigur, die zur Verständigung des Ganzen dient, wie es an der andern Seite die Leiche der Phädra ist, keinesweges aber die Hauptfigur. Der Heros selbst ist eine jener kräftigen Gestalten, wie sie nur die Vorzeit, und zuweilen noch der Norden Europa's darbieten. Kraft ist der Ausdruck derselben: in dem Augenblick bis in die Unendlichkeit, bis zur Erschöpfung durch Schmerz erhöhte Kraft. Dr. Professor Macco sagte mir: er habe des Laocoons in mancher Hinsicht gedacht, indem er die Skizze dieses Gemäldes entwarf. (Der Schluß folgt.)

In Amerika hat man neulich einen Ertrunkenen dadurch im Wasser aufgefunden, daß man ein Laib Brod, in welches man Quecksilber steckte, in den Strom warf. Es schwamm fort und bald darauf kam der Leichnam neben dem Brode auf die Oberfläche des Wassers. (Miscellen der ausländ. Lit.)

Beilage: Bemerker No. 9. u. Blatt d. Ankündigungen No. XIII.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 26. Juli. 121stes Blatt.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens; an den Herausgeber.

Vom Professor Schütz zu Halle.

1.

Einleitung; den Zweck und Inhalt dieser Briefe betreffend.

Allerdings, mein verehrtester Freund! hat mich, während meines viermonatlichen Aufenthaltes zu Paris im vorletzten Sommer, unter der unendlichen Masse von lehrreichen und ergötzlichen Gegenständen, welche Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben, in dieser unerschöpflichen und ewig sich neu gestaltenden Hauptstadt, dem Beobachter darbieten, die dortige Gestaltung „der Bretter, die die Welt bedeuten" als unstreitig der interessanteste Theil der jetzigen Pariser Welt, vorzüglich angezogen, und recht eigentlich con amore theile ich Ihnen darum meine Ansichten darüber für Ihre geschätzte Zeitschrift mit. Außer dem Anmuthigen, was dieses Geschäft für mich selbst hat, indem es mir eine lebendige Vergegenwärtigung der seltenen Reihe von eben so mannigfaltigen, als eigenthümlichen Kunstgenüssen gewährt, die ich meiner näheren, und durch die ächt französische Zuvorkommenheit ihrer Direktionen ungemein gefällig beförderten Bekanntschaft mit den sämmtlichen Pariser Bühnen verdanke; glaube ich hoffen zu dürfen: daß auch andern deutschen Theater-Freunden diese Mittheilung nicht unwillkommen seyn werde. — Denn wie viel und mancherlei in deutschen Zeitschriften und Reisebeschreibungen über das Pariser Theaterwesen auch schon geschrieben worden ist, so macht doch theils der unaufhörlich bewegliche Wechsel — in welchem es sich, wie Alles in Paris, immer neue Gestalten und Erscheinungen hervortreibend, umdreht — niemals eine Darstellung seines neuesten Zustandes überflüssig; theils hat in der That unsere Literatur noch kein Werk auf zu weisen, das ein vollständiges Gemälde von dem gesammten Umfange der scenischen Kunst, wie sie in allen ihren vielfachen Theilen und Richtungen, nach außen und innen systematisch zu einem großen, höchst organisch zusammenhängenden Ganzen, in Paris ausgebildet worden ist, enthielte. Unser unvergeßlicher Friedrich Schulz blieb leider von seiner geistreichen Schrift über Paris und die Pariser (noch immer die schätzbarste, die wir über dieses ungründlich reichhaltige Thema besitzen) den zweiten Theil, welcher seine Darstellung der Pariser Theater, Literatur und Sitten enthalten sollte, unserer vaterländischen Literatur — der er in so vielfältiger Beziehung zu früh durch einen schrecklichen Tod entrissen wurde — schuldig. Auch der verstorbene Reichardt erfüllte die Zusage nicht, die er in der Vorrede zu seinen „vertrauten Briefen über Paris" dem Publikum gab: ein eigenes Werk über die Pariser Theater zu liefern; was bei seiner wirklich sehr genauen, aus verschiedenen Epochen, während seiner mehrmaligen Anwesenheit zu Paris, erworbenen Bekanntschaft mit denselben, unterstützt durch die ausgezeichneten Kenntnisse und Erfahrungen, die er im Gebiet des Bühnenwesens besaß, wohl ein ungleich gehaltvolleres, als jene Briefe selbst (in denen auch nur die auf Theater sich beziehen-

den die lehrreichsten und interessantesten sind), geworden seyn dürfte. Außer diesen beiden Reisebeschreibern aber ist mir unter unsern Landsleuten Keiner bekannt, der sich vor mir mit der Pariser Theaterwelt, als dem Gegenstande eines eigentlichen Studiums, beschäftigt hätte. — Alle unsre Reisenden, die sonst über Paris geschrieben, selbst Kotzebue in seinen „Erinnerungen von Paris", haben sich bloß auf gelegentliche Bemerkungen über einzelne Schauspiele und Schauspieler beschränkt, und die fortlaufenden Correspondenz-Nachrichten über die Pariser Theater — welche jetzt das „Morgenblatt" (wie früher die bei Cotta erschienenen französischen „Miscellen", die Bertuchsche Zeitschrift „London und Paris" u. s. w.) liefert — enthalten wohl eine Folge sehr schätzbarer Materialien zu einer neueren Geschichte derselben, aber keine vollständige Uebersicht des Pariser Theaterwesens in dem ganzen Zusammenhange aller seiner inneren und äußeren Verhältnisse. Zugleich aber, glaube ich, mit einer solchen Darstellung auch etwas Nützliches in Bezug auf unser eigenes deutsches Theaterwesen zu unternehmen; indem ich (dem die Würde und Vervollkommnung dieser an sich so herrlichen wirkungsreichen Kunst in unserm Vaterlande auf das innigste am Herzen liegt) auch hier wieder, wie schon früher verschiedentlich in andern meiner dramaturgischen Aufsätze, nicht unterlassen werde, auf einige, eben so unbestreitbare, als wesentliche Vorzüge aufmerksam zu machen, welche das französische Theater vor dem unsrigen hat. Das Wesen desselben war mir schon, ehe ich nach Paris kam, nicht unbekannt. Ich hatte nicht nur längst viel Gründliches und Geistreiches, selbst deutscher Schriftsteller — wohin ich besonders den treflichen Aufsatz Humboldt's über die französische Bühne in Goethe's „Propyläen" Bd. 3. S. 66. zähle — gelesen, sondern auch das Pariser Théatre françois selbst schon während dessen bekannter zweimaliger Anwesenheit in Deutschland vor zehn und sechs Jahren aus eigener Anschauung kennen gelernt. Außerdem waren mir auf meinen Reisen mehrere andere nicht unbedeutende französische Bühnen, wie zu Hamburg, St. Petersburg, Stockholm, Amsterdam u. a. O. und zugleich die russischen, schwedischen, dänischen und holländischen Theater, welche im Style der Darstellungskunst sich sämmtlich dem französischen auf das sichtbarlichste nachgebildet haben (wie aus dem langen Einfluß, welchen französischer Geschmack und französische Sprache auf die Höfe und Hauptstädte dieser Reiche gewannen, leicht erklärbar ist) sehr genau bekannt geworden. Schon diese mir dadurch noch außerhalb Frankreich erworbenen Kenntnisse von der französischen Schauspielkunst mußten mich von den mannigfachen Vorzügen derselben vor der unsrigen überzeugen, und, ohne für die eben so entschiedenen Mängel des tragischen Theaters der Franzosen (denn ihre komische Bühne erkläre ich unbedingt für die vollkommenste der Welt) blind zu seyn: habe ich doch schon öfter, und zuletzt noch in meinem Aufsatz „über den jetzigen Verfall des deutschen tragischen Theaters" (in Nr. 222 — 226 der „Zeitung für die elegante Welt" vom Jahr 1816) dafür gesprochen: daß unsre Schauspiel Direktionen doch endlich anfangen möchten (wie auch schon Schiller in seinem bekannten Gedicht an Goethe, und dieser selbst in einem höchst beherzigungswerthen Vorwort zu der erwähnten Humboldtschen Abhandlung empfohlen haben), diese Vorzüge auf unsere Bühne herüber zu leiten. — Nach alle dem, zumal, was man in so zahlreichen Tageblättern, Journalen und Reisebeschreibungen seither über den gegenwärtigen Verfall der deutschen, englischen und selbst der südlichen Bühnen Italiens und Spaniens gelesen hat, glaube ich zuverlässig nicht zu viel zu sagen, wenn ich das Pariser Theaterwesen dermalen für das Erste unserer Zeiten, namentlich aber für unsere vaterländische Bühne in vieler Hinsicht als ein nicht genug nach zu ahmendes Muster erkläre. Sicher habe ich hierin auch die Stimme aller Kenner desselben unter meinen eigenen Landsleuten (und wie groß ist nicht die Zahl deutscher Zuschauer, denen die deutschen Siege bei Leipzig und Belle-alliance die Entrée in die Pariser Theater öffneten!) für mich. Allein auch diejenigen unserer Theater-Freunde, welche niemals Augenzeugen eines französischen Schauspiels gewesen sind, werden sich, bei dem, was ich hier über die künstlerische Organisation des Pariser Theaterwesens zu sagen im Begriff bin, von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugen müssen. Ja, schon daß überhaupt hier von einer Organisation in artistischer Hinsicht nur die Rede seyn kann, ist ein Beweis für ihre Gültigkeit; denn wo wäre heut zu Tage in Deutschland eine Bühne zu finden, die in Hinsicht auf festgestellte kunstwissenschaftliche Grundsätze über Classicität ihres Repertoires, gesetzmäßiger Sonderung der Fächer, Reinheit der Aussprache, Correktheit der Deklamation, kunstgerechtes Ensemble und Harmonie des rednerischen Theiles dieser Kunst mit dem malerischen, sich einer solchen rühmen dürfte, wie zu Paris das Théatre françois?

(Der Schluß des ersten Briefes folgt.)

Der verpfändete Königsmantel.

Spanische Sage.

Als König Heinrich der Dritte von Spanien einst von einer Jagd heimkehrte, auf die er früh vor Tagesanbruch ausgezogen, fand er auf seiner reich mit Blumen geschmückten, mit goldenen Gefäßen und Krystall-Bechern besetzten Tafel nichts mehr, als ein Stück trockenes Brod zum Mittagmahl. Er war darüber erstaunt

und fragte den Ober-Hofmeister: was dies bedeuten solle? Mit kläglicher Stimme entgegnete dieser: „Ach, mein Gebieter! der königliche Schatz ist so erschöpft, daß nicht ein Mittagmahl angeschafft, und, da aller Credit fehlt, auch nicht drei Realen aufgeborgt werden konnten!" — Der König schaute finster ihn an, schwieg aber, nahm seinen Purpurmantel von den Schultern, und befahl dem Ober-Hofmeister, den Mantel zu verpfänden und dann schleunigst eine Hammelkeule und ein Maaß Wein ein zu kaufen. Dann holte der König noch zwei Stück Rebhühner aus dem Jagd-Ränzlein, und befahl: daß der Ober-Mundkoch auf das schleunigste sie bereiten möge; worauf er sie mit vielem Behagen schmauste. — Und am Abend darauf, als der König Heinrich Kunde empfing: daß im Palast des Erzbischofs von Toledo ein großes prunkvolles Trink- und Gastgelag von den hohen Granden und Reichsbeamten Spaniens gefeiert werden sollte, begab er sich, verstellt durch die Tracht eines Lautenschlägers, zu dem Palast, und kam heimlich in den glanzerhellten Saal. Weil nun in jenen Zeiten Lied und Gesang frei durch das ganze Land gingen, so wurde auch der Lautner von den Dienern im Saale geduldet. Als nun die spanische Grandezza recht wacker von dem köstlichen Madeira und Alikantwein gezecht hatte, rief man den jungen verschämten Lautenschläger: daß er ein lustig Lied singe. Heinrich war ein Jüngling von kaum 20 Jahren, und wußte recht geschickt sein jugendlich Angesicht zu verstellen, so daß er einem Greise ähnlich sah. Jetzt griff er in die Saiten, daß sie ganz lieblich klangen und rauschten, was die Gesellschaft gar weidlich ergötzte. Auch sang er ein altes herziges Lied von den untreuen Verwaltern; aber die fröhlichen Gäste achteten nicht darauf und erlustigten sich nur unter einander über den Spaß: wie der König den Mantel habe verpfänden müssen, während sie auf seine Kosten und aus seinem Schatze zehrten und sich es wohl gehen ließen. Heinrich hatte genug vernommen und schlich von dannen.

Am folgenden Morgen aber ließ der König bei allen Granden und hohen Reichsbeamten vermelden: daß er todtkrank und es daher nöthig sey, sich mit den Großen des Reichs über die Regierungs-Angelegenheiten zu berathen. Alles war schnell im Vorsaal; da erschien Heinrich in stattlicher Helden-Rüstung, mit blankem gezogenem Schwerdt. Ernst und finster blickend winkte er der Versammlung, daß sie ihm folge, und stieg dann auf den Thron. Als er eine Weile stumm Jeden angeschaut hatte, fragte er Einen nach dem Andern: wie viel sie schon Könige in Castilien gesehen? — Dieser hatte zwei, ein Anderer drei, ein Dritter mehr gesehen, je nach dem Alter; der König aber rief: „Ich, obwohl jünger als Jeder von Euch, sah deren viel mehr, und zwar erst gestern Abend." Als sich Alle darüber höchlich verwunderten, fuhr er fort: „Ihr Alle seyd Könige von Castilien; ich aber bin Euer Vasall, da Ihr die königlichen Renten einzieht, und mir selbst nicht eine Mahlzeit vergönnt. Aber Ihr sollt mir, bei Gott! das schwere Sündengeld mit Eurem Blute zurück zahlen!" Da winkte er hinaus, und herein traten dreihundert schwerbewaffnete Ritter mit Speer und Schild. Die großen Herren erschracken gar gewaltig und fielen dem König zu Füßen, und flehentlich bat auch der Kardinal von Toledo um Erbarmen, Reue und Besserung verheißend. König Heinrich, eines frommen Herzens Diener, verzieh; doch mußten Alle eine namhafte Summe an die Armen zahlen. R. A. Hermann.

Merkwürdiger Würfel.

In dem, von dem ehemaligen Akademiker Formay herausgegebenen Buch: „Ducatiana" wird im zweiten Theile, S. 245, erzählt: daß auf der Kunstkammer zu Berlin ein Würfel gezeigt werde, womit ein Soldat, der gegen einen Andern um sein Leben spielen mußte, sieben Augen geworfen habe, indem der Würfel auf der Trommel gesprungen sey, nachdem der andere Soldat zuvor sechs Augen damit geworfen gehabt. — Ich erinnere mich, diesen Würfel in meiner Jugend selbst gesehen zu haben, so wie auch: daß der damalige Aufseher des Cabinets jenen Umstand erzählte. Aber ist er auch wahr? Welche Beweise hat man dafür? Giebt es eine schriftliche oder gedruckte Nachricht davon? Und was war das Ende dieses Hazardspiels? Wurden beide Soldaten begnadigt? v. Göckingk.

Aufrichtigkeiten.

„Ein bejahrter Rektor lehrte (in den 90er Jahren) in einer Cadetten-Schule; er ertrug die Neckereien seiner Zöglinge, unter denen die gewöhnlichste war, daß sie ihm im Vorübergehen auf die Füße traten, lange mit Geduld. Als dies einmal wieder vorfiel, übereilte ihn die Hitze; er bestrafte den Thäter mit einer Ohrfeige, bat aber darauf wegen der Uebereilung um Verzeihung (!). Die Sache kam vor den Gouverneur; er läßt den Rektor mit Wache herbei holen, und vor den versammelten Offizieren, auf öffentlicher Parade, muß der Knabe seinem Lehrer den Backenstreich zurück geben (!). Der edle Gouverneur hieß von — —!" — Nein, den Namen will ich nicht erneuern; mit demselben aber ist dies Geschichtchen aus einem Buche über „Caspar Friedrich Lossius" im „Literarischen Wochenblatt (3ter Band, Nr. 51. S. 403) mitgetheilt, und hier wird er nur verschwiegen, weil es wohl Jedem lieb wäre, wenn das ganze Faktum widerlegt werden könnte; ist dies nicht möglich — dann gehört freilich der Name in die Reihe solcher Personen, die sich im Reiche der Vernunft — keine Verdienste erwarben. Fr. Wendel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. (Schluß.) Ich eile zum Gegenstück dieses herrlichen Gemäldes; es ist Hector, der aus dem Kampfe zurückkehrt, und den weibischen Paris wegen seiner Thatenlosigkeit zur Rede stellt. Beschämt steht Letzterer vor dem Heldenbruder, und die Hand, die eben mit dem Putzen der ungebrauchten Waffen beschäftigt war, ist nieder gesunken, das Auge sucht den Boden, und Helene (zur Linken) sieht sich mit ihren Frauen, denen sie eben weibliche Arbeiten ausgetheilt hat, ängstlich nach dem Bruderzwist um. Hector ist ganz so gekleidet, wie ihn Homer beschreibt: umwallt vom Purpurmantel, umgürtet mit dem Schwerdte mit silbernen Buckeln, jenem ehrenden Geschenk des Feindes. Erfreulich ist der Contrast zwischen seiner Heldengestalt und der mädchenhaften Zierlichkeit des Paris, der, mit wallenden blonden Locken und mit der phrygischen Mütze bekleidet, vor ihm steht. Auch hier ist die Farbengebung vortrefflich; Kraft und Milde, warmes Leben und Klarheit sind wunderbar vertheilt und überall an der rechten Stelle; dabei sind die Farben so fein aufgetragen und so sorgsam vertrieben, daß sie es bei dem Miniatur-Gemälde nicht mehr seyn konnten. — Nach diesen größeren historischen Gemälden sah ich einige Brustbilder: eine liebliche Italienerin, mit reichem schwarzen Haar und schwarzen Augen, welche die Laute spielt. Das Gesicht trägt, freilich idealisiert, ganz das Gepräge der Nation an sich, wozu es gehören soll. Ein fein genießender, aber nicht in verächtliche Lüsternheit hinüber spielender Zug umschwebt den Mund, der purpurn und himmlisch schön ist. Die Reizende scheint zu sinnen, welches Lied sie dem neben ihr stehenden blonden Jüngling singen solle; so ruht die Rechte auf den Saiten des Instruments, während die Linke eben am Griffbrett eben einen Accord greift. Diese Hand müßten Sie sehen! Durch die zarteste und durchsichtigste Haut ist die Muskel-Anstrengung bei dem Niederdrücken der Saiten unverkennbar; es ist unmöglich, die Natur getreuer nach zu bilden. — Ein anderes Bildniß, mit tiefblauen Augen, stellt die Unschuld dar, wie sie ein zartes Lämmchen an den halbentblößten jungfräulichen Busen drückt. Sich selbst ihrer Schönheit unbewußt, sieht sie in vollkommener Selbstvergessenheit in die Welt hinein: der Gedanke der Schuld selbst ist ihr noch völlig fremd geblieben. — Jetzt führe ich Sie zu einer Madonna, der zur Seite ein Engel steht und die das Christkind auf den Armen trägt. Ich begriff vor diesem Bilde zuerst im Leben, wie die Katholiken vor Bildern beten können! Erwarten Sie keine Beschreibung, nur Fragmente, nur große Umrisse dieses herrlichen Bildes von mir. Tief blau ist der Himmel; aber sehnender, heiliger, so wie wir in manchen schönen Momenten ihn im Herbste erblicken; die mütterliche Jungfrau sieht auf ihr Kind nieder, ohne Schmerz, ohne menschliche Freude; der rein göttliche Friede wohnt in ihrer Brust. Der Mund hat nie ein liebloses Wort gesprochen, dies göttliche Auge nie zürnend, nie strafend geblickt; auf dieser Stirn ruhen Vertrauen, die Huld, die göttliche Liebe, die nichts gemein mit der irdischen, mit dem Begehren hat; diese nicht ahnt, nicht kennt, nicht einmal begreift! — Rein geschlechtlos ist auch der Engel; er ist wirklich ein Engel, ein höherer Geist, nur mit den Formen bekleidet, wie wir sie uns in den Weihestunden unsers Lebens denken können. Diese schwere Aufgabe ist eben so glücklich von dem Künstler gelöst worden, als die, seine durchaus lichten Gestalten klar gegen einen ganz lichten Hintergrund gehalten zu haben; Licht auf und in Licht! und doch so schön, so ganz befriedigend! — Jetzt will ich schließen, und nur noch sagen: daß der geniale Künstler — der sich jetzt hier mit der Portrait-Malerei beschäftigt — ganz zu seinen Gemälden gehört, und man ihn ungern bei seinen Schöpfungen vermissen würde. Ein edler Künstlerstolz, der aber durchaus fern von kleinlichem Eigendünkel und störender Anmaßung ist, macht ihn interessant und angenehm und sichert ihm diejenige Stelle in den Kreisen der gebildeten Welt, die seinem hervorragenden Talente gebührt. — * —.

Ein Engländer hörte unlängst mit Verwunderung zu Paris: wie man über eine Zulage von 10,000 Franken berathschlagte, welche man einer Schauspielerin des Théâtre françois geben wollte. „Aber“ meinte er, „was gebt Ihr denn Euren Schriftstellern?“ — „Doch wohl kein Geld, Mylord? Ruhm, Lob und Preis! — allenfalls, wenn Racine oder Molière kommen möchten, könnten sie eine Pension von 1200 Franken erhalten.“ — „Goddam!“ rief der Engländer, „dann müßt Ihr allerdings nur mittelmäßige Schauspieler haben, denn es lohnt ja mehr, bei Euch ein routinirter Schauspieler, als ein Mann von Geist zu seyn!“ (Journ. d. Par.)

Bei einem großen Feste in Neu-York wurden, neben den nationalen Trinksprüchen, auch folgende ausgebracht: „Den Politikern! Mögen sie Alle entdecken, daß Rechtlichkeit die beste Politik ist!“ und „Bürgerliche und gottesdienstliche Freiheit allen Menschenkindern!“ (Miscellen d. ausländ. Lit.) Wenn die Menschen Durst nach Wahrheiten hätten, würden solche Trinksprüche nicht ohne Wirkung seyn!

Im Isère-Departement hat sich wieder ein schreiendes Beispiel priesterlicher Intoleranz ereignet. Eine schwangere Frau hatte sich bei der großen Hitze nach der Kirchthür gewendet, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen. Der Pfarrer ward darüber so ergrimmt, daß er mitten in der heiligen Vesper anhielt, und die Frau mit den bittersten Schmähungen zur Kirchthür hinaus trieb. (Independ.)

Paris. Eine Dame des ehemaligen Hofes gab neulich eine offenherzige Antwort. Eine ihrer Freundinnen hatte zu ihr geäußert: „Die Aristokraten haben unstreitig im Jahr 1793 Frankreich gestürzt, indem sie selbst ihre Schlösser anzündeten und hierauf die Patrioten der That beschuldigten!“ — „Nein!“ erwiederte Jene, „es sind eben solche Lumpe gewesen, wie Dein Mann und der meinige, welche die Revolution begannen, die sich aber jetzt hüten werden, Schlösser zu verbrennen, da sie deren nun selbst sehr schöne besitzen!“ (Gaz. d. Fr.)

Der jetzt erschienene Comet ist der 95ste bekannte. Eine belgische Zeitung versichert: im Jahre 1835 erwartete man den im „Geburtsjahre des Erlösers erschienenen Cometen“ wieder zurück. (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 28. Juli. 122stes Blatt.

Djafar und Abbasa.

Der Kalif Harun al Raschid blieb düster, wenn seine Schwester Abbasa fern war; und nicht minder werth hielt er seinen Vezier Djafar, aus dem Geschlechte der Barmeki. Dieser aber liebte mit aller Jugendgluth Abbasa, deren wundervolle Schönheit noch übertroffen wurde von der Hoheit ihrer Seele, der Reinheit ihres Herzens; doch wagte Djafar nicht, seinen Gefühlen auch nur Blicke zu geben: in Scheu vor dem Kaliphen, in Ehrfurcht vor Abbasa. Harun aber konnte endlich sich nicht mehr überwinden, die von ihm zu heftig geliebte Schwester scheiden zu sehen, wenn der Vezier kam; und doch verbot das Gesetz, daß Jene mit einem fremden Manne beisammen war. Deshalb that er dem Vezier einst kund: daß er sich mit Abbasa vermählen solle, nimmer aber das Recht des Gatten geltend machen dürfe; so hatte der Kaliph die Erfüllung seines Wunsches und das Gesetz seine Ehre. Der Vezier erbebte bei dem Antrage, doch alle seine kämpfenden Empfindungen unterwarf er dem Gebot seines Herrschers. — Einige Monden vergingen; Djafar konnte nicht immer das Leid seiner Sehnsucht verbergen, und unbesiegbar brach es hervor, als er erkannte: daß auch Abbasa ihn liebe. So waren die, welche der Wille Harun's nur zum Schein verbunden hatte, durch die Bande der Natur bald innigst vereint; doch mit Entsetzen dachten die Liebenden der Stunde, wo der Kaliph ihr Geheimniß durchschauen würde. — Da geschah es, daß Harun einen Zug gegen die Feinde des Reichs beginnen mußte; er blieb lange fern, Djafar begleitete ihn, und siegend zogen sie ein in die Hauptstadt der Feinde. Während dieser Zeit gebar Abbasa ein Zwillingspaar von Söhnen und wollte ihrem Gatten gern Kunde geben; aber der, den sie zum Boten ausersehen, ward Verräther, nachdem er auch dem Djafar berichtete. Bald bemerkte dieser: daß der Kaliph das Geheimniß erfuhr, an den zornsprühenden Blicken des Gebieters und der Entfernung aus den Versammlungen. — Gedankenschwer weilte er einsam im stillen Hause, als einst herüber vom Palast, wo der Kaliph wohnte, rauschende Musik ein Fest verkündete; und in seiner Beklommenheit bat Djafar seinen blinden Dichter Abu Zacca, der ihm von seinem Vater vererbt und seiner Jugend Führer war: daß er die Saiten rühre und mit einem Liede das Zagen seines Herzens verscheuche. Abu Zacca, gelehnt an eine Säule des Hauses, sang von Ergebung in die Wandelbarkeit der Herrschergunst, und von der ewigen Dauer göttlicher Güte. Djafar, innig bewegt, betete hinauf zum Himmel, dessen Sternenwelten eben sichtbar wurden: „Einiger Gott! Soll ich all deiner Wohlthaten beraubt werden, so nimm meine Güter, nimm meine Hoheit, laß mich in Demuth als niederer Knecht auf Erden wallen; aber erhalte mir Abbasa, erhalte mir meine Kinder!“ — Und Abu Zacca sang weiter vom Schmerz im Vergänglichen und von der Freud' im Ewigen; Djafar weinte und betete: „Einiger Gott! Ein Frevel ist es, daß ich in meinem Flehen das höchste Gut, was ich besitze, deinem heiligen Willen entziehen möchte.

Nimm mir denn Abbasa, nimm mir meine Kinder, so es beschlossen ist; aber laß mich dann nicht allein stehen, rufe mich zu dir!" — Und Abu Zacca sang von dem Zweck Gottes im Elend der Menschen und zerknirscht lag Djafar im Staube, rufend: „Einiger Gott! vergieb mir den Kleinmuth! Der Wohlthaten viele hab' ich dir gedankt, was nun auch komme, ich werd' im Elend duldend ausharren!" — Und wie nun Abu Zacca eben von der Gnade des Todes also sang:

Sträube dich nimmer, wenn Tod dich ereilet!
Morgen und Abend, die Zeit ist ihm gleich;
Wie er auch treffe, du weißt ja, er heilet:
Folgst du ihm gern, wirst an Frieden du reich!

— da trat Mesrur, der Aufseher der Eunuchen, mit vielen Bewaffneten plötzlich heran zu Djafar, ihm verkündend: daß er dem Kaliphen des Veziers Haupt bringen solle. Und noch schallte von drüben die Fest-Musik; Djafar erhob sich und sprach sanft: „Mesrur, geh zurück, erspare Deinem Gebieter die Reue; er gab den Befehl bei dem Trunk!" — Mesrur aber entgegnete: „Mein Leben ist verwirkt, wenn ich ohne Dein Haupt zurück kehre; Abbasa und Deine Kinder sind schon getödtet im eifersüchtigen Zorn; mache Dich bereit, o Herr!" — Da rief Djafar, gebeugt dem Schwerdte sich hingebend: „Danke dem Kaliphen, daß er mir voran schickte, was mich liebt, und thue Deine Pflicht!" — Und Djafars Haupt fiel; da zerriß Abu Zacca, der Alles gehört hatte, die Saiten, und der blinde Alte ward, an die Säule gelehnt, todt gefunden. — Harun al Raschid aber ließ das Geschlecht der Barmeki ausrotten, ihre Besitzungen zerstören und verbot jedes Wort der Klage über den erloschenen Fürstenstamm. Doch nach vielen Jahren fand er einst einen Greis an den Trümmern von Djafars Palast weinen, und auf die Frage: warum er weine? — antwortete Jener: „Erhabener Gebieter! Du hast ja nur die Worte, nicht die Thränen verboten!" — und in tiefem Grame wankte der Kaliph vorüber. F. W. Gubitz.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Erster Brief. Schluß.)

Die ganze Wirksamkeit unserer jetzigen Bühnen-Verwaltungen, selbst an den Theatern der ersten Haupt- und Residenzstädte Deutschlands, beschränkt sich auf die Sorgfalt für das Oekonomische und Technische: für die Kasse, die Dekorationen, Maschinerien und Garderobe, und selbst auch in dieser Hinsicht meist unzureichend genug. Alles Andere aber, nämlich nichts Geringeres, als der ganze eigentlich ästhetische Theil der Ausübung dieser Kunst, bleibt, bis auf eine nothdürftige Anordnung der Darstellungen durch den ersten besten Regisseur, lediglich dem Zufall überlassen; ja es ist leider (aus der „Zeitung für die elegante Welt", dem „Morgenblatt" und andern öffentlichen Blättern, sogar aus den Berliner (Spenerschen) Zeitungen selbst) zur Genüge bekannt: daß auch auf dem königlichen National-Theater zu Berlin — ungeachtet ein Mann von Bildung, Geschmack und Urtheil, wie der Graf Brühl, als General-Intendant an dessen Spitze steht — sogar nicht einmal durchgängig gut memorirt und reines richtiges Deutsch gesprochen wird; geschweige denn, daß an eine streng würdige Wahl des Repertoire's und eine ernste, auf kunstwissenschaftliche Principien gegründete Leitung und Anordnung der Darstellungen zu denken wäre. Deshalb ist denn auch gerade der edelste und wichtigste Theil dieser Kunst, die Darstellung der höheren Tragödie — nach dem Urtheil einsichtsvoller Kunstkenner in Berlin selbst — dermalen dort so in Nachtheil gekommen, daß, trotz alles äußeren Theater-Prunkes (auf welchen in der That ganz die bekannte Schilderung des Horaz, von dem Unfug dieser Art auf der römischen Bühne, paßt) von immer neuen und kostbareren Kleidern und Dekorationen (die sogar auf den Zetteln und in den Zeitungen jedesmal im Voraus schon förmlich angekündigt werden), die gebildeten Theater-Freunde Berlins doch täglich lauter den Untergang des musterhaften tragischen Theaters beklagen, welches diese Hauptstadt noch vor 18 Jahren in einem alten, engen und ärmlichen Schauspielhause, unter einem Iffland und Fleck und einer Bethmann und Meyer, besaß: die durch ihre gediegenen und genialen Darstellungen Shakspeare's, Goethe's und Schiller's Schöpfungen damals dort verherrlichten. Was würde nun aber wohl ein Pariser Zuschauer dazu sagen, wenn er auf seinem Théatre françois, wie es hier auf einem der ersten Haupttheater Deutschlands fortdauernd der Fall ist, heute Racine's „Phädra", morgen etwa „Frau Rußkachel" und übermorgen den „Hund des Aubry" spielen sähe? einen Schauspieler im Dialekt seiner Provinz sprechen hörte, oder sich gar über Mangel an gehörigem Memoriren zu beschweren Anlaß fände? — Allerdings gründen sich, wie ich in meinen folgenden Briefen zu entwickeln versuchen werde, manche dieser Vorzüge des Pariser Theaterwesens auf die Eigenthümlichkeit dieser Hauptstadt, wie des National-Charakters des französischen Volkes überhaupt. Berlin ist noch lange kein Paris, und in deutschen Adern schlägt, Gott Lob! kein französisches Blut. Die Vortheile, die hieraus für die scenische Kunst entspringen, können wir also unserer deutschen Bühne nicht geben. — Aber auch nur von dem, unter der Bedingung der Möglichkeit Nachahmungswerthen soll hier natürlich die Rede seyn. Dabei werde ich eben sowohl der wesentlichen Fehler und Gebrechen, welche das tragische Theater der Pariser in dem helleren und freieren Auge eines deutschen

Kunstrichters hat, als der eminenten Vortheile gedenken, die dem deutschen Künstler auf dem Gebiete der tragischen Darstellungskunst, in dem ungleich tieferen und reicheren Geiste seiner Sprache und dramatischen Literatur, so wie in der Eigenthümlichkeit seines National-Charakters in so erfreulichem Maaße vor seinen gallischen Kunstgenossen ausschließlich eigen sind. Denn eben diese Vortheile machen die Annahme des Löblichen vom französischen Theaterwesen für die Vervollkommnung unserer Bühne in so hohem Grade wünschenswerth, weil aus einer einsichtsvollen Verbindung beider — wie der Verfolg dieser Darstellung zeigen wird — für die deutsche Schauspielkunst nothwendig ein Zustand höchster Vollkommenheit hervor gehen müßte. Diese Aeußerung, hoffe ich, wird mich zugleich vor dem Mißverstande bewahren, als sey hier von einer bloß mechanischen, oder gar urtheilslosen Nachahmung, auf Kosten der Selbstständigkeit unseres vaterländischen Theaters, die Rede, da ich im Gegentheil auf das Lebhafteste wünsche: daß die Direktionen unserer ersten National-Bühnen endlich einmal das Gute beider Nationen für diese Kunst in gleichem Maaße erkennen und mit deutschem Sinn und Gemüth zu gatten bestrebt seyn möchten. Der Geist jenes ächt weltbürgerlichen Eklekticism, womit der, von keinem National-Vorurtheil befangene Deutsche das Fremde überall zu achten und zu benutzen weiß, wo es ihm als wahr und trefflich entgegen tritt, ist es doch sonst durchgängig, der das Wesen der deutschen Kritik (deren Wahlspruch die Worte des Paulus: „Prüfet Alles und das Beste behaltet!“ genannt werden könnte) vornehmlich bezeichnet, und ihm hauptsächlich haben wir ja auch den hohen Charakter von Universalität, der in allen Künsten und Wissenschaften uns so ausschließlich eigen ist, zu verdanken. Nur unter unsern dermaligen Bühnen-Verwaltungen zeigt sich, da nun auch Goethe die seinige niedergelegt hat, leider keine einzige von diesem Geiste durchdrungen. Aber freilich und leider sind diese Verwaltungen in einer streng monarchischen Form, und da kommt dann natürlich, in der Rücksicht auf das Ganze, Alles auf den Kopf des Selbstherrschers an, der gerade an ihrer Spitze steht. Wir sind (die Literatur unserer poetischen Uebersetzungskunst versteht sich mit eingeschlossen) im Besitz der reichsten dramatischen Poesie aller Zeiten und Völker, wir erfreuen uns fortdauernd einer bedeutenden Zahl der eigenthümlichsten und vielseitigsten Talente; wir haben mehr prächtige Schauspielhäuser, als irgend ein anderes Land in ganz Europa; was fehlt uns noch zu einem kunstgemäßen Nationaltheater, als — kunstgemäße Theater-Direktoren? (Die Fortsetzung folgt.)

Mieth-Fackeln und Mieth-Laternen.

Bekanntlich gab Paris das erste Beispiel von nächtlicher Gassen-Erleuchtung, wozu Raub- und Mordgesindel veranlaßte, welches die gute Stadt im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so sehr beunruhigte, daß jeder Bürger von Abends 9 Uhr an brennende Lichter an die Fenster setzen mußte. Daraus wurden in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die sogenannten Fallots, eine Art von Gruben-Lämpchen, und endlich die Laternen. — Weil letztere aber (wie leider! noch heut zu Tage in so manchen guten Städten) entweder zu sparsam angebracht waren oder zu dunkel brannten, schlug der italienische Abt, Laudati, Mieth-Fackeln oder Mieth-Laternen vor, welche nebst Trägern, wie Sänften, an bestimmten Orten für Geld zu haben wären. Die Polizei gab dem Abbate im Jahr 1662 ein Privilegium auf 20 Jahre, nicht nur für Paris, sondern für alle Städte des Reichs. Die Preise wurden festgesetzt, und die Sache kam bald in Gang. Eine Kutschen-Laterne kostete für eine Viertelstunde 5 Sols; Fußgänger zahlten nur 3. Damit aber die Zeit genau berechnet werden könnte, hatte jede Laterne, gleich der Kanzel und Billard-Tafel, eine Sanduhr. — Ob es wohl so mancher ehrliche Deutsche weiß, daß wir die Kunst: uns — heimleuchten zu lassen, der guten Stadt Paris verdanken?

Richard Roos.

Oesterreichs Verein.

Kaiser Conrad III. reiste im Geleite Heinrich I., Marggrafen von Oesterreich, nach Neapel. Als sie gen Oesterreich kamen, sandte der Marggraf einen Boten nach Wien, mit dem Auftrage: ihm einen Pelz aus Luchsfell machen zu lassen. Der Bote vergaß aber den Namen der Thiergattung, und war der Meinung, sein gnädigster Herr hätte einen Pelz aus Ochsenfell haben wollen. Den Wiener Bürgern machte dies seltsame Begehren viel Denkens, und da ihnen ein Pelz aus Ochsenfellen zu schwer schien, verfertigten sie auch einen aus dem Fell einer jungen Kuh, und übersandten beide dem Marggrafen, welcher sich über die Dummheit oder Bosheit der Wiener sehr ärgerte. Der Kaiser aber, welcher bei Ueberkommung dieses wunderlichen Schmuckes sich eben bei dem Marggrafen befand, konnte über den komischen Mißgriff des Lachens kein Ende finden, und drang in den Marggrafen, am nächsten Sonntag mit dem Wiener Schmucke in der Kirche zu erscheinen, wofür er ihm das Ländchen ob der Enns nebst Krems zu schenken angelobte. — Heinrich hielt das schöne Geschenk schon einer Mummerei werth, und erfüllte des Kaisers Wunsch auf das beste. — Und auf solche kurzweilige Art soll Ober-Oesterreich mit Unter-Oesterreich vereinigt worden seyn.

J. Bolt.

Epigramm. Nach dem Lateinischen.

Nimmer ist der dir ergeben, der deine Vergnügungen theilet;
Höre das Schmausen nur auf, dann erst erkennst du den Freund.

J. Epstein.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Unter den vielen Heilquellen, die jetzt Kranke und Gesunde besuchen, ist unsere Priesnitz gewiß nicht die letzte. Sie ergießt sich, zwischen der Residenz und dem Linkeschen Bade, in die Elbe, und führt mehrere Eisentheile und Oker — sonst brachte sie sogar Goldkörner — mit sich. Dieser kleine Bach eignet sich, weil sein krystallklares Wasser im Sommer selten die Höhe von 2 Fuß erreicht, vorzüglich zum Baden für kleinere Kinder, und von diesen wimmelt es daher auch fast täglich darin. Meilen weit ist das Bette der Priesnitz mit ganz feinkörnigem Sande gefüllt, so, daß es dem zartesten Fuße eine eigene Behaglichkeit gewährt, bei recht heißen Tagen auf diesem kühlen weichen Pfade zu wandeln. Diesem Sande schreibt man höchst wirksame Heilkräfte gegen Gicht, Lähmung und allerlei Hautkrankheiten zu, und darum wird die Priesnitz auch von Erwachsenen beiderlei Geschlechts besucht, die sich dieser Sandbäder mit sichtbarem Erfolge bedienen. Höchst auffallend ist, daß noch Niemand auf die gewiß einträgliche Spekulation gekommen, Badehäuser oder wenigstens Zelte in dem Bache an zu legen; in Ermangelung derselben sind die Badelustigen daher genöthigt, sich dem Auge jedes Dritten preis zu geben. Es kann kaum einen komischeren und in mancher Hinsicht belustigerenden Anblick geben, als den, welchen der Spaziergang längs der Priesnitz an recht heißen Tagen gewährt. Unten, nahe am Ausfluß des Bächleins in die Elbe, butteln und krebsen tausend kleine Kinder beiderlei Geschlechts, unter den Augen der Eltern oder Wärterinnen, in dem Wasser herum. Höher hinauf sind die erwachsenen Kinder, mehrentheils Knaben, versammelt, die muntere Kurzweil treiben; weiter oben findet man Menschen gemeineren Standes in vertraulicher Eintracht neben einander wie die Heringe im Wasser liegen; von da ab, im Walde, wird es immer stiller und stiller, und hier ist es, wo die feinere Welt im Bache ihr Heil sucht. Die Männer wählen den ersten besten Strauch, um sich zu entkleiden, und eilen dann in die rieselnden Fluthen; die Damen aber haben mehrentheils eine, und wenn sie recht verschämt seyn wollen, zwei Dienerinnen bei sich, die aus Regenschirmen eine spanische Wand bilden, hinter der sich die Herrin ihrer Kleidung entledigt, und dann sich, auf dem Sande liegend, in dem Wasser versteckt. Dem lauschenden Spaziergänger bilden sich hier die seltsamsten Gruppen und Ansichten. Hier liegt im brennend heißen Sand, bis an den Hals eingegraben, ein dicker Herr, und flucht laut über den Höllenschmerz, den ihm dieses wohlthätige Sandbad verursacht; dort wird eben ein blendend weißer Fuß einer recht hübschen Frau lebendig begraben; drüben, jenseit des Heilbaches, sind zwei Kammermädchen beschäftigt, hinter den verrätherischen Regenschirmen die Reize ihrer Gnädigen zu enthüllen; und mitten in der Priesnitz steht auf einer, mit Vergißmeinnicht und hundert andern Wiesenblumen geschmückten Erdscholle, umspült von den Silberwellen des klaren Flüßchens, im Schatten kühlender Erlen, eine lebendige medizeische Venus, ganz in der Attitüde jenes klassischen Standbildes; sie wendet das schambedeckte Auge abwärts, in der Meinung, selbst nicht gesehen zu werden, wenn es sich jeden Blick versagt. Zum bon ton der hier versammelten Badegäste gehört: nach genommenem Bade, angezogen, aber baarfuß, auf dem sammetweichen Sande, in der Priesnitz hinab zu gehen bis fast zu ihrem Ausfluß in die Elbe; und bei recht brennend heißen Tagen, wie wir sie zu Anfang des Juli hatten, ist eine solche Promenade eine wahre Erquickung. — Bei dieser Hitze war der Wassermangel so groß, daß mehrere Mühlen ganz still standen, und die Viergroschenbrode, wegen deshalb entstehender schwacher Mehl-Vorräthe, um $\frac{1}{8}$ Pfund kleiner wurden. Recht sehr zu wünschen wäre daher: daß man die in der Umgegend im Kriege niedergebrannten Windmühlen wieder aufbaute und mehrere Schiffmühlen anlegte. — Für Rechnung des königl. baierischen Geheimen Raths von Wiebeking wird jetzt, mit königlicher Bewilligung, durch den hiesigen Bau-Conducteur, Hrn. Blaßmann, der herrliche Dom zu Meißen architektonisch aufgenommen. Die Blaßmannischen Zeichnungen sollen in Kupfer gestochen werden, so daß dies Werk ein Seitenstück zu dem abgeben wird, was die Gebrüder Boisserée über den Dom zu Cölln heraus gaben. — Madam Schröder hat uns mit vier Gastrollen höchlich erfreut, und ist nach Leipzig gegangen, wo sie mit großer Sehnsucht erwartet wird. Nach Berlin wird sie, heißt es, nicht kommen, ob man ihr gleich — wie hier von durchreisenden Berlinern allgemein versichert wird — dort eine gewiß sehr günstige Aufnahme von Seiten des Publikums versprechen konnte. Schwerlich giebt es in Deutschland eine bessere „Phädra" und „Sappho". Nach der Schröder diese Rollen zu spielen, ist eine Aufgabe, die manche wackere Künstlerin zu scheuen alle Ursache haben mag; und ob es nicht gut oder wenigstens klug sey: den Kindern lieber gar keinen Kuchen zu geben, wenn man sie nach dessen Aufzehrung wieder mit trockenem Brode regaliren muß? ist eine pädagogische Frage, in deren Erörterung wir uns weiter nicht einlassen wollen. Selbst ein Butterschnittchen ist dann immer noch kein Kuchen! — Vom Stuttgardter Theater sahen wir auch einen Gast; es sollte ein rarer Vogel seyn; der große Eßlair, hieß es, habe ihn abgerichtet; wir erwarteten also einen recht ächten Sprosser, es war aber nur ein Finke. Der Ehrenmann sollte vier Gastrollen geben; man hatte indessen schon an der ersten genug, zahlte ihm für diese 100 Thaler und ließ ihn im Frieden ziehen. — Die durchreisenden Fremden schreien viel über unsere Bühnenbeleuchtung; zu ihrem Troste sey es gesagt: daß sie Recht haben, diesem alten Uebelstande nunmehr aber und endlich bald abgeholfen werden soll. — Im vorigen Jahre betrug die Summe der, die Elbe herauf gekommenen Kaufmannsgüter 140,000 Centner; der Transito-Zoll beträgt pro Centner 3 Gr., die übrige Abgabe von Magdeburg bis hieher 14 Gr. 6 Pf. In diesem Jahre ist, wahrscheinlich wegen kleinen Wassers und großer Beschränkung im Nachbarstaate, dieser Zweig der Schiffahrt weniger blühend. K.

Zwei Literaten geriethen neulich so in Streit, daß Einer dem Andern eine Herausforderung sandte. Er hatte dazu einen verdienten und zugleich so gewandten Offizier gewählt, daß derselbe den Geforderten ganz für die Sache zu bezaubern hoffte. „Nun, Sie werden also erscheinen?" fragte Letzterer. — „Ja!" erwiederte Jener, „wenn es nur von mir abhinge, unbedenklich; aber ich habe eben einen sehr verwickelten Prozeß, wobei ich selbst erscheinen muß, und da hab' ich doch erst meinen Advokaten um Erlaubniß zu bitten!" — „Sie lehnen also die Ehrensache ab?" — „Ey! ich bin stets gewohnt, Geschäfte dem Vergnügen voran gehen zu lassen!" (Journ. d. Par.)

Bei Gelegenheit eines Skandals, welches sich unlängst zu Paris ereignete — indem ein Geistlicher zu einer etwas üppig gekleideten Beichtenden sagte: Sie sähe aus, wie Eine aus dem Palais-Royal! — berichtet der Constitutionel einen andern Fall der Art: Ein junges sechszehnjähriges Mädchen ging an einem Festtage in der Kirche umher, Allmosen zu sammeln. Sie war etwas leicht gekleidet, und schlich so zu einer Bank, wo eine hohe Standesperson saß, die eben nicht als sehr freigebig gerühmt ist. Die Kleine mochte aber das Gegentheil denken, wegen des Ranges, den sie kannte, und beabsichtigte vielleicht eine recht reichliche Spende, als der heilige Mann plötzlich sein Haupt abwandte und der Beschämten eine — Stecknadel darreichte. Man denke sich die Verwirrung der armen Getäuschten. (Constitut.)

Man hat berechnet: daß, nach den Festsetzungen der Militair-Commission zu Frankfurt am Mayn, $1\frac{5}{8}$ auf das Hundert der Bevölkerung Deutschlands im Kriege militairpflichtig ist. Dies beträgt 550000 Mann. (Independ.)

Im Jahre 1813 gab es in England 52 Volksschulen, welche 8000 Zöglinge bildeten; jetzt giebt es 1457 Volksschulen mit 200,000 Zöglingen. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 30. Juli. 123stes Blatt.

Die Ahnung.

Von K. Sondershausen.

„Ey was! Ahnungen! Ahnungen!“ — so nahm der lustige Gast bei B*, seinem Schulfreunde, das Wort wieder — und das Glas, unterbrechend den philosophischen Ernst, womit dieser ihm die Möglichkeit und Wirklichkeit der Ahnungen a priori und posteriori zu beweisen Miene machte — „Täuschungen! Prophezeihungen von Adam Müllers und Consorten leichter Fabrik! Conjecturen! Combinationen! politische Rechen-Exempel! die, weil sie ein Bauer und kein Minister ausgegrübelt hat, oder weil sie bis auf Ansatz und Facit verwischt sind von der Rechentafel, für Hexerei und Offenbarungen gelten; — Narrenspossen! nicht klüger und feiner, als wenn ich von diesem Glase Wein, von Deinem und meinem Verbrauche einen Schluß auf Qualität und Quantität Deines Weinkellers, Deine jetzigen und künftigen Umstände mache; oder von dem Wie? und Was? Deines Tisches und Deiner Wirthschaft auf Deine Frau, von ihrem langen Wartenlassen insbesondere auf ihre Kleidung und sonstigen hausmütterlichen Eigenschaften schließen wollte. — Also geheirathet hast Du? — ja sieh, da könnt' ich mit Eines Deinem poetischen Aberglauben an Ahnungen den philosophischen Stuhl weg ziehen. Zum Spaße will ich's thun; wir haben noch Zeit, bis Deine Gnädige das letzte zierliche Feigenblättlein ihrer Galla angelegt hat und mich zur Huldigungs-Audienz bescheiden läßt. — Höre und wisse! auch ich war einst besessen und bezaubert von der Ahnungen Zigeunerbrut, welche, seit dem Tode der Cassandra, ihrer hochseligen Großmama — die bekanntlich an einem dieser ihrer Kinder in den Wochen gestorben seyn soll — im Gebiete der Poesie ihr Unwesen treiben. — Ich war Dir verliebt! sterblich verliebt in eine Hexe von Mädchen! Die Kleine hatte es meiner stoisch-philosophischen Solidität ordentlich angethan; und meine Eitelkeit — auch ein Kind von der weissagenden Sippschaft — prophezeihte mir aus Hand und Gesicht, bei dem Kaffee und Spiegel, den schmeichelhaftesten Erfolg, so daß ich ihr förmlich die Cour zu machen beschloß. Ich stieg also von den Höhen meiner Wissenschaft, wo ich einsam hagestolzirend den Stein der Weisen suchte, hinab zu dem schmucken, allerliebsten Dingelchen, das in reizender Unschuld und seltener Bewußtlosigkeit, wie es schien, par terre in meiner Nachbarschaft lebte, und —.“ — „Fandest einen Stein des Anstoßes? Sprödigkeit? Koketterie? Nebenbuhlerei? vielleicht — einen Korb?“ fiel B* ein. — „Mit nichten, Brüderchen! — kehrte von selbst wieder um, und — daran waren Deine vermaledeiten Ahnungen schuld. Höre nur! — Die Vorthür des Saales zu ihrer Stube klingelte auf — gleichsam die Einleitung zu meinem philosophisch-ästhetischen Traktätchen — ein Bologneser Hündchen bellte mir entgegen, als ich, einen Augenblick verschnaufend, die dichterische Vorrede in der Angst meines Herzens noch einmal schnell recapitulirend vor mich hin brummte. — Verwünschtes Geschmeiß der Kritikaster! schnaubte ich den kleinen Unhold an, nicht einmal in dem Boudoir der Damen hat

man Ruhe vor euch! — Umsonst — er keifte nur noch ärger, und machte solche Sprünge und solchen Lärm ob des anmaßenden Einschritts in sein Gehege, wo er Hahn im Korbe zu seyn schien, daß ich zu meiner ästhetischen Expectoration gewiß nicht gelangt wäre, wenn mir nicht — nun merk' auf, nun kömmt die Ahnungs-Teufelei! — ein altes Mütterchen durch ihr keuchendes Bst, bst! — zu meinem Publikum verholfen hätte. — Diese vermittelnde Parze — denn so sah sie aus, der Atropos wie aus den Augen geschnitten — die den Faden der Communikation, durch ihr Dazwischenkommen und Abwehren des, mit den Schneidezähnen drohenden Kläffers, bis zu der Thür des Allerheiligsten fortgesponnen hatte, war es zugleich, welche die ganze Intrique ohne Wissen und Wollen durch ihren Anblick schon zerschnitt. — Eine steinalte Frau! extemporirte ich stehenden Fußes einen Augenblick mit mir, die meine Großmama seyn könnte, hier im Vorsaale zusammen gekauert? in dieser Jahreszeit? — es war ein sehr rauher Herbstmorgen! — ohne ein entschuldigendes Geschäft? — es war mir sonderbar zu Muthe. Den Drücker in der Hand harrt' ich noch eine Weile, wie Herkules am Scheidewege, schwankend: ob ich fürbaß oder zurück gehen sollte? Das letzte indeß war ohne Aufsehen nicht wohl möglich, schon des fatalen kleinen Griesgrams von Hund wegen, der, als hätte er diese improvisatorische Episode erwartet, von Neuem seine trotzige Position hinter mir eingenommen hatte, um sein spektakulöses Amt zu verwalten. Ich beschloß also, auf dem betretenen Wege zwar fort zu gehen — ich war nun einmal damals kein Herkules — zugleich aber auch während der bevorstehenden Expedition ein Observations-Corps von Blicken und Fragen, die Alte betreffend, aus zu senden. Somit wiederholte ich mein herausforderndes Klopfen stärker, und vernahm ein eben so lautes, wahrscheinlich auch wiederholtes, sinnig bedeutsames: Herein!" (Der Schluß folgt.)

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

2.

Ueber den Charakter der französischen Schauspielkunst überhaupt.

Indem ich es unternehme, den gegenwärtigen Gesammtzustand der Pariser Bühnen — sowohl in Hinsicht auf ihren Zusammenhang im Ganzen, als auf die dermalige Beschaffenheit jeder einzelnen — dar zu stellen, fühle ich nur allzu wohl, wie sehr die Bestimmung dieser, der Belehrung und Unterhaltung über noch so zahlreiche andere Gegenstände der Kunst gewidmeten Blätter, mir den Raum für eine solche Darstellung beschränkte, die, um ihren reichen Gegenstand zu erschöpfen, ein beträchtliches eigenes Werk erforderte. Indessen hoffe ich wenigstens einen möglichst vollständigen Umriß dieses Gemäldes hier aufzeichnen zu können. — Da sich nun über die einzelnen Pariser Theater nicht mit zureichender Klarheit sprechen läßt, ohne zuvörderst den Charakter der französischen Schauspielkunst im Ganzen betrachtet zu haben, so will ich zuerst eine Entwickelung der allgemeinsten Grundzüge derselben, wodurch sie sich vornehmlich von der deutschen unterscheidet, versuchen; und dann die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der einzelnen Pariser Bühnen nach der Rangordnung, die sie in Beziehung auf das Wesen der Kunst selbst behaupten, folgen lassen.

Der Hauptzug in dem Charakter der französischen Schauspielkunst ist ihre strenge Nationalität. Sie beruht lediglich auf der Eigenthümlichkeit des französischen Volks-Charakters, der französischen Sprache, Sitte, Kunst und Literatur, so wie der Hauptstadt Frankreichs, in der sie, wie jene, ihre höchste Ausbildung erhielt. Diese Beziehungen also, aus denen ihr Charakter allein vollständig erklärbar wird, muß man vor Allem wohl aufgefaßt haben, um über das französische Theaterwesen im Allgemeinen, wie über jede seiner Einzelnheiten ein richtiges Urtheil fällen zu können. Aus diesem Gesichtspunkt aber betrachtet, stellt es sich uns in einer Verfassung dar, welcher man, wie mannigfaltige Mängel anderer Art sie auch haben mag, doch wenigstens den Vorzug eines im höchsten Sinne des Worts individuellen, abgeschlossenen und organischen Ganzen vor allen andern europäischen Bühnen ein zu räumen genöthigt ist. — Was zuerst den französischen National-Charakter betrifft, so ist bekanntlich dieser selbst schon ein so in sich abgeschlossener, daß ich ihn in seinem Verhältniß zu dem deutschen wie das der Centripedal- zur Centrifugal-Kraft vergleichen möchte. Jener strebt nach innen, Alles nur auf den Mittelpunkt conzentrirend; dieser, ihn vielmehr fliehend, excentrisch nach außen, zur Erfassung einer nur immer weiteren Peripherie. Darum sind die Franzosen ein streng nationelles, die Deutschen ein, in vollster und gewichtigster Bedeutung weltbürgerliches Volk. Jene Richtung aber führt zur Einseitigkeit, diese zur Vielseitigkeit; und deshalb steht der deutschen Bühne wieder der große Vorzug zu (den nur eben, außer Goethe, leider kein deutscher Theater Direktor hat erkennen wollen): die universellste von Allen zu seyn; so wie wir uns diesen Charakter der Universalität in unserer Bildung, Sprache, Literatur und Kunst überhaupt längst als vorherrschend zu eigen gemacht haben. Bei jener centrischen Abgeschlossenheit des französischen National-Charakters konnte also auch ihre Bühne natürlich keine andere, als eine im höchsten Grade abgeschlossene Ausbildung erhalten, wie dies der Fall mit der gesammten geistigen Bildung dieses Volkes in allen Künsten und Wissenschaften gewesen ist. Innerhalb dieses beengten Kreises aber

bringt nun gerade für die scenische Kunst den Franzosen wieder eine andere Eigenthümlichkeit ihres National-Charakters Vortheil, die der Deutsche lange nicht in gleichem Grade besitzt. Die Franzosen sind nämlich schon ihrer ganzen Natur nach ein recht eigentlich theatralisches Volk. Das Talent: zu repräsentiren, mit Leichtigkeit und Anstand einen bestimmten Charakter in ihrer eigenen Person äußerlich dar zu stellen, ist ihnen bekanntlich schon im gewöhnlichen Leben vorzugsweise eigen; dagegen der Deutsche kaum seine eigene Individualität ohne Verlegenheit und Steifheit zu repräsentiren vermag. „Hat er" — sagt Bouterweck in einem geistreichen Aufsatz über unsere dramatische Poesie, in seinem „Museum für Philosophie und Literatur" — „einen Gattungs-Charakter dar zu stellen, in welchem seine eigene Individualität mit eingeschlossen ist, z. B. einen Minister, einen Richter, einen Gelehrten, so wird er fast unbeweglich; und wenn er gar in eine fremde Individualität hinein schlüpfen und sie in seiner Person repräsentiren will, fällt er ganz aus seiner Sphäre. Er erscheint dann gewöhnlich nur als linkischer Nachahmer. Diese Erfahrungs-Wahrheit hat, wie alle Erfahrungs-Wahrheiten, ihre Ausnahmen; aber sie gilt als Regel von der deutschen Nation im Ganzen. Nie fällt der Mangel des Talents: zu repräsentiren, als National-Unvollkommenheit der Deutschen, mehr in das Auge, als gerade da, wo einige Individuen unter uns sich durch eben dieses Talent vorzüglich auszeichnen; da spiegelt sich auffallend die Regel in der Ausnahme. Wenn ein Deutscher in der großen Welt einmal recht mit natürlichem Anstand als Weltmann auftritt, dann glänzt er wie ein lebendiges Wesen unter Gliederpuppen und Statuen; und eine deutsche Dame, die ohne alle Affektation mit eben so viel Würde als Artigkeit in einem Gesellschafts-Zirkel recht eigentlich die Dame macht, herrscht, ohne es zu wollen, in einem solchen Zirkel monarchisch." — In Frankreich und ganz besonders in Paris, repräsentirt hingegen, vom Minister bis zum Wasserträger hinab, fast ein Jeder den Charakter, den ihm Stand und Geschäft angewiesen haben, so vollkommen: daß ein Schauspieler, der irgend einen derselben dar zu stellen hat, ihn nur im Leben genau auf zu fassen braucht, um ihn als Gattungs-Charakter mit der treuesten Bildlichkeit in allen, auch seinen kleinsten Zügen und Nüancen auf der Bühne wieder zu geben. Der Franzose, mit einem Wort — er sey Hofmann, Gelehrter, Offizier, Kaufmann oder Handwerker — bemüht sich, was er im geselligen Leben ist, jederzeit auch und überall zu scheinen. Ja, er thut sich auf einen solchen äußeren Geschäfts-Habitus, selbst in den untersten Gewerben der dienenden Volksklasse, recht eigentlich etwas zu Gute, und man darf nur z. B. einem der zahllosen sogenannten Garcons bei den Pariser Kaffeehäusern und Restaurateurs ein Paar Augenblicke in seinem Diensteifer zugesehen haben, um sich zu überzeugen: daß es nicht möglich ist, die Rolle eines Marqueurs auf der Bühne charakteristischer dar zu stellen, als sie uns hier im **Leben** überall entgegen tritt. Das jedesmalige Metier, was er treibt, es sey so vornehm oder niedrig, als es wolle, auch äußerlich durch den ihm analogen **Anstand** zu bezeichnen, um auch ohne Worte mit Selbstgefühl sagen zu können: ich bin ein Fiacre, ein Portier u. s. w., gehört bei den Franzosen schon allemal zur Sache, und selbst der **Bettler** bietet seine ganze Erfindungskraft auf, um dem Vorübergehenden sogleich auf den ersten Blick zu zeigen, zu welcher Gattung von Bettlern: ob den eigentlichen gueux oder pauvres honteux er gehört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Lange leben, heißt: auf Erden lange Zeit gemartert werden. Tscherning.

Wer Weibern trauet, pflügt die Winde und säet auf die wüste See. Flemming.

Selten ist es ein Vergehn, zu schweigen; doch eine Tugend oft, wenn man nicht spricht. Ariost.

Dem, der zum Zeitvertreibe liest, kann eigentlich nichts lang genug seyn; denn je länger, je mehr erfüllt es seinen Zweck. Boccaccio.

Der Traum des Lebens wird auf zu hartem Lager geträumt. Jean Paul.

Die Bilder, die uns früh entschweben, werden alle Heiligenbilder.

Ein Theil des Wissens besteht darin: daß man Dinge nicht weiß, die nicht wissenswerth sind. Zeno.

Ueble Laune, inn're Fehde, peinigt mehr, als äuß're Schmerz. Bürde.

Der Reiche thut Unrecht und trotzt; der Arme muß leiden und danken. Sirach.

Wer sich der Einsamkeit ergiebt, der ist auch bald allein. Goethe.

Ein welkes Blatt und ein welker Stand entfallen dem Zweige. Herder.

Wir sollten nichts wünschen, was wir nicht schon vollkommen kennen. Rochefaucault.

G n o m e n.

6.

Schäfer sind verdächtig an zu seh'n,
Die bei Wölfen zu Gevatter steh'n.

7.

Leichter ist's, im Unglück nie verzagen,
Als bescheiden großes Glück ertragen.

8.

Der Krieg, die Frauenliebe das Jagen —
Statt einer Lust sind's zehnerlei Plagen!

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Hier sahen wir (auf dem Theater an der Wien) Ziegler's „Geschwister vom Lande" in eine Oper umgestaltet. Der Bearbeiter hat sich nicht genannt (es ist Hr. Gleich); die Musik, von Roser, ist hübsch, war jedoch nicht im Stande, die fade Bearbeitung zu heben. Bald darauf erschien „Vetter Benjamin aus Polen, oder der Achtgroschen-Vetter", ein „heiteres" Familien-Gemälde von Kuno, dem Vater der entsetzlichen „Räuber auf dem Kulmerberge". Die „Abendzeitung" nennt dieses Produkt „einen Strauß aus Wiesenblumen, von holden Mädchen gewunden"; wir aber fanden nur Gras, und die holden Mädchen, welche es einsammelten, sind wohl eher derbe Bauermädchen, die mit dem Heuen besser als mit dem Kränze winden um zu gehen wissen. — Ein Hr. Angelo Castrola, der sich frecher Weise „Professor der Violine" nennt, und der in seiner Ankündigung versprach: Bogen und Saiten mit einer Hand zu dirigiren, ließ sich an dem Abend hören. Diese elende Gaukelei, die in der Ausübung ein Nichts ist, erregte den gerechten Unwillen der Anwesenden, um so mehr, da seine übrige Künstlerkeit nicht der Rede werth ist. Ueberhaupt aber sollten derlei Seiltänzereien im Gebiete der Tonkunst gehörig beleuchtet und gewürdigt werden, da ein großer Theil des Publikums das Ungewöhnliche der wahren Kunst weit vorzieht und einem solchen Charletan unbedenklich eine Stelle neben Mayseder und Rovelli an zu weisen geneigt seyn dürfte. — Angenehmer waren diesmal die Erscheinungen im Theater der Leopoldstadt. Hr. Schaffer gab zu seiner Einnahme eine Parodie von Hrn. Meißl: „Der Esel des Timon", die nicht gefiel und doch zu seinen besseren Parodieen gehört. Die Ursache ist, daß die Grund-Idee des Stückes dem gewöhnlichen Publikum zu tief liegt, und überhaupt die Tendenz zu philosophisch wird. Wer in dieses Haus kommt, will durchaus nicht denken, nur lachen; einen Beweis geben die vielen Stücke besserer Art, die nur ein Mal gegeben werden konnten. Unter den Spielenden kann ich nur den personifizirten Esel nennen, der durch Hrn. Reimund ausgezeichnet dargestellt wurde. Vortreflich ist die Scene, wo ihn Merkur mit Hülfe des Nürnberger Trichters in einen galante homme verwandelt; die übrigen Rollen stehen gegen den mit vieler Vorliebe gezeichneten Charakter des Esels zu sehr im Hintergrunde. — Ein zweites Stück, das inneren Werth und zugleich den Beifall des Publikums hat, weil seine Tendenz Jedem näher liegt, ist das Singspiel: „Der Berggeist, oder die drei Wünsche" von Gleich. Es ist mir lieb, diesen Theater-Dichter auch einmal loben zu können, da meine früheren Berichte seinen Leistungen immer den Stab brechen mußten. Mit diesem Stück hat er gezeigt: daß er noch Gutes zu leisten vermag, und ich zähle dieses Singspiel zu den besten von seinen Arbeiten. Hr. Reimund, dem wieder die Hauptrolle zu Theil ward, hatte und nutzte die Gelegenheit, sich rühmlich aus zu zeichnen. Verdienstlich ist auch die Musik von Hrn. Drechsler. — Hr. Hasenhut giebt seit seinem Austritt vom Theater an der Wien Gastrollen auf der Leopoldstädter Bühne. Er ist freundlich aufgenommen worden, ungefähr wie ein alter Bekannter, mit dem man einmal recht vertraut war, und ihn nun nach Jahren wieder zum ersten Male sieht; — man läßt sich da etwas gefallen. — Hr. Ignaz Schuster hat seine Gastrollen im Theater in der Josephstadt vollendet. Er gab unter andern den „lebendig todten Hausherrn" bei „Beleuchtung des äußeren Schauplatzes". Ich hatte mir ziemlich den Kopf zerbrochen, was diese Beleuchtung für einen Zweck haben konnte, bis ich endlich erfuhr: daß bloß auf dem Zettel beleuchtet werden und dieser Beisatz, dem Anschein nach, eine dürftige Lockspeise von der Erfindung des Hrn. Direktors war. — Herr „Janus" ist nicht mehr! — Es war voraus zu sehn, daß er sich zu Tode ärgern würde; doch glaubten die Journalisten die Auflösung nicht so nahe. Sein Fehler war, daß er gern zu erleben wünschte: die andern Leute sollten von ihm reden, gleich viel: wie! — Darum predigte er aller Welt, erschlug nicht selten eine Mücke mit einem Stein, und schimpfte die ehrlichen Leute, die mit ihm einerlei Wege gingen. Herr Janus fand jedoch seine Rechnung nicht; denn man weiß: daß ihm nicht die Galle, wohl aber Andern die Lust ausgegangen ist, für fade Schmähungen Geld zu geben. — Die jüdische „Siona" hat, trotz ihrer glänzenden Ankündigungen und wider Vermuthen, keine Abnehmer gefunden und darum unterbleiben müssen; es scheint daher: daß die jüdische Nation schon ohne Beihülfe derselben „über sich selbst klar zu werden" hofft. L — r.

Wie dachte man in Frankreich vom Adel im Anfang des 17ten Jahrhunderts? Man höre den Hrn. Ritter de Thierrat, Erbherrn auf Lochepierre ꝛc. ꝛc. in seinem Werke, betitelt: „Trois traités de la noblesse, Paris 1606": „Obschon es ein gewisses erforderliches Alter giebt, um zu Aemtern und Stellen zu gelangen, sein Vermögen zu verwalten, zu veräußern — so haben gleichwohl die Edelleute den Vorzug vor den übrigen Menschen, daß der Adel in ihnen den Mangel am Alter ersetzt, und daß, während die Unadelichen (Ignobles) ihr Quinquennium auf Schulen vollenden müssen, um im canonischen und Civil-Recht graduirt zu werden, der Edelmann zu diesem Zweck nur ein Triennium braucht. Das Recht hält uns (ein Adelicher spricht) für geschickter, die Wissenschaften zu erlernen, als die Unadelichen; zum Theil aus dem Grunde: weil es uns erlaubt ist, auf die Jagd zu gehen, und folglich mehr Rebhühner und zartes Wildpret zu genießen, als diese; welches unsern Verstand und unsere Geisteskräfte mehr entwickelt und verfeinert, als es bei Leuten geschehen kann, deren Kost in Rind- und Schweinefleisch besteht." — Diese Stelle (sagt der Constitutionel) erklärt Vieles, ja Alles: 1) den Vorzug, den man von jeher dem Adel beigelegt; 2) den Grund der strengen und ausschließlichen Jagd-Verordnung; 3) den ersten Keim und Grund zur französischen Revolution. Der Mißbrauch nahm zu unter Ludwig XIV., das Deficit entstand unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. vollendete. Wenn es durchaus nothwendig und unerläßlich ist: daß der Adel die Rebhühner speist, so ist andererseits doch wenigstens nicht die Nothwendigkeit erweislich: daß sie der Bürgerstand bezahlen muß. (Constitut.)

Kotzebue's Schauspiel „das Taschenbuch" ist, ins Italienische übersetzt, in Mailand mit großem Beifall aufgeführt. (Independ.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 31. Juli. 124stes Blatt.

Entschluß im Unglück.

Soll ich denn im Gram verzagen,
Und mich beugen, weil's mich drückt?
Nein, ich will zu kämpfen wagen,
Bis mir ein Erheben glückt.

Sollt' ich schmeicheln, kriechend dienen
Um der Gunst betrüglich Spiel?
Ist Gelüst nach gnäd'gen Mienen
Wohl des Mannes würdig Ziel?

Fort damit! Ich kann wohl schweigen,
Doch nicht reden, wie's gefällt;
Und das Glück wird endlich eigen
Dem, der an sich selber hält!

Was ist Glück? Hier braucht's kein Sinnen,
Wenn man auf zum Licht geschaut:
Was wir außer uns gewinnen,
Wird zum Nichts dem, der d'rauf baut!

Sind das nicht der Täuschung Klänge?
Sie sind's nicht! so jauchzt mein Herz,
Und erhebt im Leidgedränge
Mir die Seele himmelwärts.

Stürzt denn vor, ihr Nachtgestalten;
Erdensorgen, macht mir heiß!
Wacker muß mein Muth sich halten:
Fried' im Unglück ist der Preis!

Bertram.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Sinn für alle Formen des Lebens verknüpft sich in dem französischen National-Charakter nicht minder vorherrschend die Eigenthümlichkeit eines ungleich lebendigeren, rednerischeren und mimischen Ausdrucks, als ihn der Deutsche besitzt. Ueberhaupt aber hängt jener ungleich mehr an der Nothwendigkeit der Zeichen, dieser an der Sache selbst. Daher sieht der Franzose bei seinen Schriftstellern und Dichtern vor Allem auf den Ausdruck, der Deutsche auf den Gedanken, um den er selbst Incorrektheit des Styls gern entschuldigt, wenn nur Herz und Geist Befriedigung finden. — Der Franzose hat für jeden Gedanken stets einen fertigen treffenden Ausdruck. Auch der Ungebildete spricht geläufig klar und präcis, dagegen der Deutsche seinen Ausdruck mit Mühe sucht, nicht selten stockt, sich verspricht und wiederholt, und auch der fertigste nicht immer so rund zu sprechen vermag, wie er es wünscht. Wie wenige, selbst der Gebildeteren, in einer deutschen Gesellschaft verstehen, auch nur über die gewöhnlichsten Angelegenheiten des Lebens, gut und fließend zu sprechen? Wie oft stockt nicht, auch in den zahlreichsten unserer Zirkel, das Gespräch so ganz, daß es scheint, als sey eine Anzahl Personen nur zusammen gekommen, um mit einander gleichsam den Geist auf zu geben? und man — wie mir einmal ein geistreicher Franzose zurief bei einer geistestödtlichen Pause — (die man in England gar vorzugsweise english conversation zu nennen pflegt) dem, der sie unterbricht, sagen möchte: „Sprechen Sie doch nicht, das stört ja hier die Conversation!“ — Daher die Ueberlegenheit, die ein fertiger Anekdoten-Erzähler, ein freigebiger Deklamator, oder jeder geistreiche Mann und jede geistreiche

Frau, die auch das Talent, geistreich zu sprechen, ausnahmsweise besitzen, in einer deutschen Gesellschaft sogleich über alle andern Mitglieder, die nur gar zu gern den stummen Zuhörer machen, gewinnen. Von einer solchen bleiernen Schwerfälligkeit der Unterhaltung hat der gesellige Franzose keinen Begriff. Nichts auf der Welt ist ihm unerträglicher, als in Gesellschaft stumm zu seyn, und das sociale Causer, für das wir Deutsche nur das eng vertrauliche Kosen kennen, geht ihm, als eines der wesentlichsten Bedürfnisse zu seiner Existenz, über Alles. Vollkommen wahr sagt Kant in seiner Anthropologie: „Die französische Nation charakterisirt sich unter allen andern durch den Conversations-Geschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller Nationen ist. Sie ist höflich, vornehmlich gegen den Fremden, der sie besucht, wenn es gleich jetzt außer der Mode ist, höfisch zu seyn. Der Franzose ist es nicht aus Interesse, sondern aus unmittelbarem Geschmacks-Bedürfniß, sich mit zu theilen; und da dieser Geschmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen großen Welt angeht, so ist die Damen-Sprache zur allgemeinen Sprache der Letzteren geworden." — Hierin dreht sich das Verhältniß des französischen National-Charakters zu dem deutschen, das ich oben wie das der Centripedal- zur Centrifugal-Kraft angegeben habe, auf eine seltsame Weise um. Der Franzose strebt hier mit aller Macht nach außen, wo der Deutsche eben so entschieden sich nach innen richtet.

Nach dem Geiste der Universalität, mit dem der Deutsche sich für alles Fremde, in Sprache, Sitte, Literatur und Kunst aller Nationen und Zeiten vor allen andern Völkern interessirt, und mit dem er folglich auch mehr, als jeder Andere, über alle Gegenstände des Wissens zu sprechen weiß, sollte man glauben, daß er auch die Gabe, sprechen zu können, in einem eben so vorherrschenden Grade besäße. Aber obschon er so unendlich viel mehr und Besseres zu sagen hätte, so hat er doch in der That weniger Sprache, als nicht bloß der Franzose, sondern fast alle andere Nationen. Der ihm so eigenthümliche Ernst der Reflexion (weshalb ihn Fr. Schlegel sogar eine ernsthafte Bestie genannt hat) zieht ihn, je mehr er zu denken hat und vermag, nur um so mehr in das Stillleben seines inneren Selbst zurück, während der Franzose aus unersättlichem Trieb nach geselliger Mittheilung vielmehr nur ganz aus sich heraus zu gehen strebt, unbekümmert: ob, was er spricht, wahr und gründlich ist, wenn es nur auf eine gefällige und liebenswürdige Art zur allgemeinen Unterhaltung mit beiträgt; weshalb ihm denn auch die Kunst, ein angenehmes Nichts zu sagen und geistreich über das Geistlose zu sprechen, in einem so hohen Grade eigen ist. Darum die Erscheinung: daß in Deutschland bei aller Bedeutung der gelehrten Unterhaltung die eigentliche gesellschaftliche meist überall eine so leere ist, und daß, wie Frau von Stael so wahr als gut in ihrer Schrift „l'Allemagne" sagt: „die Deutschen nur so zu conversiren verstehen, als ob sie Bücher schrieben, dagegen die Franzosen freilich auch die meisten ihrer Bücher so zu schreiben pflegten, als ob sie eben nur conversirten." — So groß diese Geläufigkeit und Leichtigkeit des mündlichen Ausdrucks bei dem Franzosen, so außerordentlich ist auch die Schnelligkeit und Volubilität, mit der er schon im Leben, und vielmehr noch auf der Bühne zu sprechen pflegt; daher sich alle französischen Schauspieler durch eine Raschheit und Lebendigkeit des Dialogs auszeichnen, von denen die wenigsten der Unsrigen kaum eine Idee haben. Wie aber das Talent für die Conversation unter den Franzosen unendlich reicher ist, so auch die Gabe der mimischen Begleitung des Gesprächs, welche sie mit allen südlichen Völkern, besonders den Italienern (unter denen sie unstreitig ihre höchste Stärke erreicht), gegen die nordlichen (nur die Russen und Polen ausgenommen) voraus haben. Wenn der geberdenlose Deutsche in seinem Gespräch fast unbeweglich die Hände auf dem Rücken oder in den Taschen, ja beinahe, wie der Holländer und Engländer, kaum mehr, als die Lippen rührend, erscheint; so spricht bei dem gewandten Franzosen zugleich die körperliche Beredsamkeit nicht minder leidenschaftlich, ausdrucksvoll und bezeichnend mit, ja er schickt nicht selten der mündlichen Rede die ihr anpassende und sie unterstützende Aktion höchst charakteristisch schon voran. Ein Paar Franzosen, die in einem lebhaften Wortwechsel mit einander begriffen sind, gewähren daher dem Beobachter schon in der Wirklichkeit vollkommen den Anblick einer theatralischen Scene. Wie sehr nun aber diese beiden Eigenthümlichkeiten des französischen National-Charakters, das ausgezeichnete Talent für jede Art von Repräsentation, jener Formen-Sinn und die eben so außerordentliche Gabe lebendiger rednerischer und mimischer Darstellung, mit einem Worte die Gewandtheit seines ganzen Wesens (die sich vornehmlich auch in seiner entschiedenen Anlage zur Tanz- und Fechtkunst ausspricht) einer Kunst, wie die der Bühne, zu statten kommt, leuchtet ein. Der Charakter des Franzosen ist ein durchaus weltlicher; die Schauspielkunst aber ist die weltlichste von allen Künsten. Hiezu kommt ferner: die ungleich regere, obwohl eben so schnell verflammende Leidenschaftlichkeit der, an ein heißeres Blut und einen rascheren Umlauf desselben gebundenen Natur des Franzosen (daher er auch auf der Bühne durchaus einen ungleich leidenschaftlicheren Ausdruck als der Deutsche hat), so wie seine mit dem Italiener gemein habende vorherrschende Anlage zum Possenhaften im Wort-Ausdruck wie in der Geberden-Sprache. Und wer möchte den Einfluß läugnen wollen,

den jene auf die tragische, diese auf die komische Darstellungskunst hat? Der deutsche Künstler muß sich seine Affekten wie seine Lustigkeit auf der Bühne meist erst schaffen; der französische trägt sie nur aus dem Leben auf die Scene über. Endlich ist noch ein Hauptzug im Charakter der Franzosen hier in Anschlag zu bringen, nämlich ihre Lust am Gesang und ihre ganz unersättliche, oft wirklich bis in das Kindische gehende Schaulust, der sich nur das Panem et Circenses der alten Römer vergleichen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ahnung.

(Schluß.)

„Wie ich nun den beginnenden Liebes-Roman zierlich bevorwortete, davon erlaß mir die zweite Auflage, da ich Dir ohnehin meine Stärke hierin gleich selbst zu zeigen Gelegenheit haben werde. — Nach der eben so verbindlich extemporirten Erwiederung von ihrer und der Mutter Seite, während dem ich mich nicht entbrechen konnte, einen Blick nach der Thür zurück zu werfen: ob das alte geleitende Prinzip mit eingetreten sey? bracht' ich das Kapitel auf das alte Mütterchen, und erfuhr: daß sie die Großmutter sey, die sich lieber draußen, als in der Stube aufhalte. — Lieber draußen in der Kälte, als bei dir, du allerliebstes Wärmfläschchen? intermezzirt' ich argwöhnisch für mich, und nahm, mich zwingend, einen zweiten Deklamations-Anlauf auf die bekannte schwache Seite solcher Belle-Büen; umsonst! — so viel auch der Erfolg für die nächste Zukunft zu versprechen schien, so viel auch von stiller Häuslichkeit, Auswahl des Umgangs, Sittlichkeit und Tugend, Menschenliebe und Zartgefühl — lauter glückliche Weissage-Vögel für einen verliebten, heirathslustigen Augur! — die Rede war: so konnte doch nichts die geheime Stimme verdrängen, die, von dem Anblick des frierenden Mütterchens geweckt, abmahnend und warnend in meinem Inneren sich vernehmen ließ. Selbst späterhin, als ich meinen Besuch wiederholte und die Alte in der Stube fand, blieb es mir unmöglich. Wie sehr ich mich bekämpfte, wie sehr ich dies Gefühl, als unbegründet und lächerlich, durch die Lauge der Satyre und des Hohns, in sein Nichts auf zu lösen suchte, umsonst! es blieb; — und kurz: ich ahnender Narr, ich empfindsamer, alberner Geck blieb weg von dem jungen, allerliebsten Mädchen, das gewiß nun eine vortrefliche Hausmutter geworden ist, um — eines alten Weibes willen!" —

Den Freund B** hatte die Erzählung des lustigen Freundes, weit entfernt, ihn von seinem Glauben an Ahnungen ab zu bringen, nur noch mehr darin bestärkt. Schweigend hatte er aufgehorcht, mit steigender Aufmerksamkeit; schweigend saß er dem Erzähler jetzt zur Seite und schüttelte bedenklich den Kopf. Gerade das, was diesen davon zurück gebracht, hatte ihm früher den Glauben unaustilgbar eingepflanzt. Er gestand ihm jetzt: wie er bei seiner Bewerbung um seine Frau ein ähnliches Gefühl bemerkte und mit Gewalt unterdrückt habe, wie sich das aber in der langen Zeit seiner — unglücklichen Ehe mit seiner hochfahrenden, zänkischen, herzlosen, verschwenderischen Frau gerächt habe. Der Gastfreund setzte verwundert das Glas hin; — da trat die Frau des Hauses ein, und — man denke sich sein Erstaunen, als er in ihr jenes Mädchen erkannte, vor dem ihn sein guter Genius so glücklich gewarnt hatte. — Der Gast brachte seine Begrüßungen an, eilte dann bald fort und sagte unterweges zu sich selbst: „Armer Freund! ich beklage Dich; aber Deinen Glauben an Ahnungen hast Du, Schwacher, Dir geholt, als Du bei dem frierenden Mütterchen Deinem Verstande die Wege wiesest!"

Buntes.

Wenn du aus langer Noth zu plötzlichem Glücke kommest, dann sey am meisten auf deiner Huth und gedenke des Sprüchleins:

Der Mensch in Noth vermag zu beten,
Der Mensch im Glück will nur — zertreten.

Von dem König Jakob I. von England sagt man: Er hat nie etwas Schlechtes gesagt und nie etwas Löbliches gethan!

Ein guter morgenländischer Spruch ist: Hast du drei Dämonen, die Unwilligkeit, Hartnäckigkeit und Trägheit, einem Menschen ausgetrieben, so hast du das Eine und Höchste, Gott, in ihn hinein gebracht.

Es giebt zwei Arten von Eifersucht: die eine will nicht leiden, daß Besseres mehr gelte, als was ich nun eben thue; die andere will beweisen: daß Niemand Besseres leisten könne, als ich es auch vermag. Jene ist Neid, diese Streben; jene schlägt todt und diese macht lebendiger.

„Wie gefiel Ihnen gestern das Quartett?" fragte A*, und B* antwortete: „So leidlich; es schien mir aber etwas zu schwach besetzt!"

Ein alter mosaischer Dichter nennt die Kriegsdrommete das Sprachrohr des Teufels. Th. Laurin.

Grabschrift eines Matrosen.

(Auf dem Kirchhofe zu Great Yarmouth in Norfolk.)

Mich warfen Fluth und Stürme
Durch Zickzack immerfort;
Nun bin mit Gottes Schirme
Ich angelangt im Port.
Still muß nach kühnen Zügen
Ich hier vor Anker liegen,
Wo mancher Bruder ist;
Und will, nach kurzem Feiern,
Zu dir mit Hussa steuern,
Mein Admiral, Herr Christ! Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Unserer wackeren Schauspielerin, der Frau Wrede, verdanken wir es allein, daß Uhland's „Ernst von Schwaben" endlich zur Aufführung kam. Zwar wurde diesem Schauspiel in München nicht der Preis, aber allgemeiner Beifall hier zuerkannt. Manche, die sich auf Theater-Effekt verstehen wollen, oder doch sollten, priesen zwar das Uhlandische Produkt nach Verdienst; behaupteten aber: daß es, bei dem Mangel der so nöthigen Theater-Coups, unmöglich auf der Bühne wirken könnte. Schaaren strömten hin, und siehe da! Mächtig ergriff der einfache, aber gehaltige Dialog, besonders Hrn. Eßlair's und der Frau Wrede Spiel, obschon auch die Bemühungen Anderer keineswegs zu verkennen waren. Am Schlusse rief das erfreute Publikum den Verfasser; allein er blieb aus Bescheidenheit zurück. Kurz darauf wiederholte man bei vollem Hause das Schauspiel, und lernte: daß Herz und Geist mehr auf reine Gemüther wirken, als künstliche Effekt-Berechnungen. — Wir hoffen, bald seinen „Ludwig der Bayer" zu schauen, bei welchem, der inneren Kraft unbeschadet, doch auf theatralische Wirkung mehr Rücksicht genommen zu seyn scheint. Ob Referent nicht falsch urtheilte, muß die Aufführung erproben. Möge Hrn. Uhland nur bald ein ehrenvoller Posten zu Theil werden, wo sich Beruf und Neigung freundlich vereinen, und er sich dem dramatischen Fache ganz weihen kann! — Daß Oper und Schauspiel nächstens bei uns „zu Grabe gehen" — wie sich unlängst ein Anonymus in einer gelesenen Zeitschrift aus zu drücken beliebte — ist ganz unwahr. Noch haben wir in beiden Fächern sehr gute Subjekte, und für neuen schätzbaren Zuwachs wird gesorgt. — Ueber schriftstellerische Unfruchtbarkeit ist hier nicht zu klagen. In Stuttgart werden nicht nur mehrere literarische Blätter, sondern auch sogar vier politische Zeitungen gedruckt. Von Weisser's „prosaischen Werken" ist der fünfte Theil unter der Presse; warum erscheint der zweite Theil seiner Poesien so lange nicht? Warum erschien über die vier ersten Theile seiner Satyren u. s. w. noch keine Rezension in gelehrten Blättern, da man mit unbedeutenden Werkchen zuweilen so voran eilt? Oder ist das Urtheil vielleicht einem Romantiker aufgetragen, der Weisser's Ausfälle auf die Romantikaster übel deutet, und lieber schweigt, als lobt? *) — Von Reinbecks „Schauspielen" ist der dritte Band mit Briefen über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Bühnen u. s. w. heraus gekommen. — Ueber Haugs „poetischen Lustwald", eine Sammlung von Gedichten älterer, großentheils unbekannter Sänger, werden wohl bald die Ueberschätzer des Alterthümlichen bloß darum absprechen, weil er hier und da kleine Veränderungen vernahm, oder einzelne schlechte Strophen weg ließ; allein sie bedenken nicht: daß dann Manches als ungenießbar ganz hätte wegbleiben müssen, und daß ja das Original, wie zuvor, noch immer vorhanden ist, wo sich der Freund „auch des fehlerhaften Alten" an Cruditäten nach Herzenslust laben kann. — Frau von Huber hat uns mit einem dritten Theil ihrer gern gelesenen Erzählungen erfreut, von welchen die größere ganz neu ist, die beiden andern hingegen früher in Almanachen standen. Sie stattet das „Morgenblatt", außer eigenen Arbeiten, mit mancher interessanten und glücklichen Uebersetzung aus. — Unser Uhland hat, dem Vernehmen nach, einen günstigen Stoff aus der spanischen Geschichte zu einem neuen Schauspiel erkoren. Mit einem „Leben des berühmten Minnesängers, Walter von der Vogelweide", und einer neuen Anordnung seiner meist auf geschichtliche Vorfälle Bezug habenden Lieder soll er nächstens fertig seyn. — Von Matthisson's „poetischen und prosaischen Werken" haben wir eine neue schöne Ausgabe (bei Orell und Füßli) zu erwarten. Der Dichter ist mit einer neuen Anordnung des Ganzen beschäftigt, und soll, besonders bei den Gedichten, allzu streng in seiner Auswahl seyn. — * —.

*) In der „Halleschen allgemeinen Literatur-Zeitung" ist neulich eine einsichtsvolle Rezension von Weisser's „Gedichten" enthalten und denselben verdienter Ruhm zuerkannt. Sehr lieb ist mir zugleich diese Gelegenheit, für die neue Ausgabe von Weisser's „Werken" aufmerksam zu machen, da ich schon längst mich zum Dank verpflichtet fühlte in mancher Freude, die mir sein vielseitiges Talent und seine klaren Ansichten bereiteten. D. Herausg.

Mirabeau war in seiner frühen Jugend der unruhigste Kopf der ganzen Ecole militair, in welcher er erzogen wurde. Der nachherige Gesandte Listen (ein junger Engländer, der mit ihm auf derselben Schule war) erzählt folgende Anekdote von ihm: Mirabeau war eines Vergehens wegen in Arrest gekommen, und wollte, nach Verlauf der Strafzeit, nicht frei seyn, bis er eine Ehrenerklärung erhalten. Listen wurde beauftragt, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. „Du willst Soldat werden!" sagte er unter Andern zu ihm, „und gewöhnst Dich nicht jung an Subordination?" — Dieser Beweggrund wirkte; aber Mirabeau erwiederte mit Zähneknirschen: „Ich Unglücklicher! warum bin ich nicht in Deinem Lande geboren, wo das Verdienst nicht kriechen und sich krümmen darf, und wo die Bahn der Auszeichnung sich für Jeden öffnet?" (Courier.)

Die piemontesische Zeitung berichtet: Ein Petersburger Arzt, Namens Salvatori, habe ein neues Schutzmittel gegen Tollwuth aufgefunden. Er bemerkte: daß Menschen und Thiere, welche von derselben befallen werden, unter der Zunge mehrere weißliche Flecke bekommen, welche sich am 13ten Tage förmlich als Geschwüre öffnen, und die Krankheit ist dann nicht mehr heilbar. Der Doktor S. räth daher: man solle diese Drüsen am neunten Tage nach dem Biß aufstechen, und dem Kranken sich den Mund mit salzigem Wasser recht rein ausspühlen lassen. Er verbürgt den guten Erfolg dieses Mittels. (Journ. d. Par.)

Um einen Begriff vom Charakter und den Sitten der Hochländer in Schottland zu geben, erzählt man folgende Anekdote: Zwei Brüder, Namens Kennedy, verbargen im vorigen Jahrhundert den Prätendenten, auf seiner Flucht, in ihren Gebirgen, und verschmähten den auf seinen Kopf gesetzten Preis von 50,000 Pf. Sterl. Sie raubten für ihn, und nahmen, unter Anderem einem englischen General sein Gepäck ab, um den Prinzen mit Hemden zu versorgen. Einige Jahre nachher stahl einer der Brüder eine Kuh, verkaufte sie für 50 Schillinge und wurde zu Inverneß gehangen. Unter dem Galgen nahm er seine schottische Mütze ab, und dankte Gott: daß er nie das in ihn gesetzte Vertrauen gemißbraucht, nie den Armen Unrecht gethan, nie dem Fremden und Nothleidenden ein Stück Brod versagt habe! (Courier.)

Auf dem Wege zur Guillotine sagte Danton zu Chabot: „Freund, sollte es in jener Welt eine Revolution geben, so folge meinem Rath: mischen wir uns nicht hinein!" (Constitut.)

Ein Dieb in London hatte durch Einbruch zwei Uhren und ein silbernes Uhrgehäuse gestohlen. Am folgenden Morgen fand der Eigenthümer eine der Uhrketten am Fenster befestigt, und einen Zettel, folgenden Inhalts, daran: Er, der Dieb, habe die hübschen Uhren und das Gehäuse so theuer als möglich verkauft; da ihm aber Niemand etwas für die Kette habe geben wollen, so schicke er sie ihrem Herrn zurück: er möge sie als Zierrath vor seinem Fenster aufhängen. (Courier.)

Eine deutsche Zeitung hat die Bemerkung gemacht: daß der französische Pair, der englische Lord, der spanische Grand, der ungarische Magnat, der polnische Palatinus, der deutsche Baron und der russische Bojare, so verschieden sie auch sonst seyn mögen, doch über einen Punkt Alle einig sind, nämlich über die Einbildung: daß die Majorate und die Privilegien eine historisch-richtige Gerechtsame — besonders aber eine gar zu schöne Sache sind, und daß: diese verlieren, Alles verlieren heißt. (Independ.)

Hr. Gannal hat ein neues Mittel entdeckt, die grauen Vigogne- und Cachemir-Haare völlig so zu bleichen, wie die natürlich-weiße Wolle. Dadurch würden die Cachemirs sehr wohlfeil werden. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 2. August. 125stes Blatt.

Die wahre Geschichte vom Vikar Aswoe.

(Zur August-Vignette.)

Das Mißlingen vieler, nicht eitler Hoffnungen machte den armen Vikar Aswoe verzagt, und als nun eine sehr ergiebige Pfarrei der Grafschaft Yorkshire — bei welcher er lange die Dienste verrichtete, während der Pfarrer Stonly die Einkünfte zog — durch dessen Tod erledigt wurde, hatte er nicht den Muth, sich die gute Stelle zu erbitten. Er kannte freilich auch keinen Gönner, und sah gar Viele werben, denen alle Wege gleich galten; deshalb verzagte er, und strebte nicht nach dem Ziel, welches alle seine Wünsche befriedigen konnte. Ach! er fürchtete, eine neue fruchtlose Bemühung möchte ihm die Menschen, deren Kränkungen er so oft überwinden mußte, wohl gar verhaßt machen; und dieser Gedanke war ihm so schrecklich, daß er jede Bekanntschaft vermied, damit nur seine Menschenliebe nicht noch mehr erschüttert würde. — Bald kam nun auch die Nachricht: daß der jüngste Sohn eines Lords die Pfarrei beziehen würde; und zugleich mit dieser Anzeige, die er wehmüthig lächelnd anhörte, empfing er einen Brief von seiner Schwester, die ihm meldete: daß sie Wittwe geworden sey und mit ihren vier Kindern keine andere Zuflucht habe als ihn. Der gute Aswoe konnte bei einer jährlichen Einnahme von dreißig Pfund kaum selbst nothdürftig leben; aber er zögerte nicht mit dem Entschluß: daß er mindestens alle Kräfte aufbieten wolle, die Schwester und die vaterlosen Kleinen dem Hungertode zu entziehen, und so schrieb er zurück: sie sollten kommen und für ihr Unglück ein mitfühlendes Herz, für ihren Mangel seine ganze geringe Habe finden. — Da sah er sich nun in seiner engen Wohnung um: wo sich die fünf Lagerstellen wohl finden möchten; aber es schien unmöglich, wie genau auch jeder Raum gemessen wurde. So mußte er auf den Gedanken kommen, die beiden jüngsten Kinder — eines war zwei, das andere noch nicht ein Jahr alt — in kleinen Hangebetten über dem Nachtlager der Mutter zu wahren; dazu kaufte er einen alten hölzernen Kasten aus dem Nachlaß des verstorbenen Pfarrers in der Auktion, und ging dann selbst an die Arbeit, die Bretter für seinen Zweck benutzend. Und während er nun emsig beschäftigt war, fand er bei dem Zerlegen des Kastens einen doppelten Boden und zwischen demselben lagen 500 Pfund in kleinen Banknoten. Erschrocken sah Aswoe diesen Reichthum an und bedachte erschüttert: daß dies fast so viel sey, als sein ganzes Einkommen in zwanzig Jahren, und er damit seine unglücklichen Verwandten, die nur Noth mit ihm würden theilen müssen, lange sorglos ernähren könnte. „Herr, führe uns nicht in Versuchung!" stammelte er endlich, und eilte dann fort zu den Erben, die fast zwei Meilen entfernt wohnten, ihnen das Gefundene zu überliefern. Selber schon reich genug, empfingen die Erben eine Summe, die den guten Aswoe viele Jahre dem Elend entzogen hätte, mit leichtem Dank, und der Vikar kam ermüdet heim und beschämt von dem Gefühl, daß er in seiner Noth doch ein wenig darauf gehofft habe: man werde ihm einen kleinen Theil der Summe darbieten.

Er hatte schon mit sich gekämpft: ob er sie annehmen wolle? — und sich überwunden, es um derer willen zu thun, die jetzt von ihm seine Ernährung erwarteten; nun aber — zürnte er sich selbst, daß er für Rechtthun eine Belohnung gewünscht hatte.

Die Geschichte von dem Funde wurde durch die Erben selbst bekannt, indem sie die noch zu verkaufenden Geräthe des Erblassers genauer untersuchen ließen, und Viele nannten den guten Aswoe einen Thoren; der aber tröstete sich mit seinem Bewußtseyn, zog sich jedoch immer mehr in sich selbst zurück. — Mit der nothwendigen Einrichtung seiner Wohnung war er in Mühseligkeit endlich fertig geworden und die neuen Ankömmlinge waren auf dem Wege; er wußte: daß die Schwester die letzten Meilen zu Fuße machen wollte und ging ihr an dem Tage, wo er sie erwartete, entgegen, um die Kinder tragen zu helfen. — Es war in dem Monat der Erndte; die Hitze mattete den Wanderer ab, und er mußte mehrmals sich ausruhen. In einer weiten Ebene hatte er endlich wieder einen Ruhesitz erreicht auf einem Stein, der zur Grenzmark an Kornfeldern diente. Der kräftige Duft von den reifen Aehren erfrischte ihn; doch sein Geist versank in Erinnerungen, die ihm fast nur — Entsagungen waren. Vor Allem schmerzlich ergriff ihn jetzt, da er eine Familie in seine Hütte führen mußte, der Gedanke an eine holde, geliebte Jungfrau, die er zuweilen bei dem Pfarrer Stonly sah und sprechen hörte, aber in seiner erkannten Liebe bald so vermied, daß er nicht einmal wußte: wer sie sey, und nur ihren Vornamen, Maria, kannte. Wie hätte er auch wagen können, freiwillig ein geliebtes Wesen mit in sein Elend zu ziehen! — Voll früher Ahnungen saß er da und rang vergebens mit den Bildern seiner Schmerzen, bis er endlich, um gewaltsam sich los zu reißen, sein Taschenbuch ergriff, das mit seinem Inhalte — den Klagen und Erheiterungen in ängstlichen Stunden — ihm oft Vertrauter war und Tröster wurde. Er fand auf der zuletzt beschriebenen Seite ein Sonett, der Ausbruch seines Gefühls, als ihn zuerst die Nothwendigkeit, fünf liebe Menschen ernähren zu helfen, mit erdrückender Sorge befiel; und noch in ähnlicher Stimmung las er:

Was kann ich mehr, als gern mein Blut verspritzen,
Was mehr, als duldungsvoll im Joche weilen?
Der Kindlein Noth muß vor Verzweiflung schützen,
Und nicht die Lieben soll die Klag' ereilen.

Was könnt' im Sturm mir auch die Klage nützen,
Die Pflichten darf ich doch mit Keinem theilen:
Und der die Bürde gab, wird mich auch stützen,
Der mich mit Weh bedrängt, wird es auch heilen.

Nur wenn ich völlig nieder bin geschlagen,
Dann, o mein Gott! will ich in Demuth fragen:
Wo ist das Glück, das du auch mir verheißen?

Im Geist seh' ich dann schon die Fesseln reißen:
Und darf, weil endlos Leid ich hier getragen,
Auch endlos Vaterhuld zu hoffen wagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens; an den Herausgeber.

Vom Professor Schütz zu Halle.

(Fortsetzung.)

Wie sehr diese enthusiastische Empfänglichkeit für die scenische Kunst diese selbst begünstigt, bedarf keines Beweises. Eben so begünstigend für die Schauspielkunst aber verbindet sich mit jenem angebornen Hange dafür zugleich der Nationalstolz der Franzosen. Dieser wirkt gleich wohlthätig auf den Schauspieler (den er mit einem höheren Künstler-Ehrgeitz erfüllt, als ihn im Allgemeinen der Deutsche besitzt) und auf das Publikum, indem er von einer Generation auf die andere den Enthusiasmus, womit der Franzose an seinen einmal für klassisch erkannten National-Dichtern hängt, vererbt. Er weiß ihre Werke auswendig, und sieht sich dennoch an ihrer Darstellung, die ihm eine immer neue Verherrlichung seines Nationalruhms gewährt, niemals müde, und so erklärt es sich, wie eine Nation, die sonst in allen Sachen des Geschmacks und der Mode die allerveränderlichste des ganzen Erdbodens ist, dennoch mit einer solchen eisernen Beständigkeit und einer so heiligen, unverbrüchlichen Ehrfurcht an dem Theater seiner Corneille, Racine, Moliere und Voltaire ganze Menschenalter hindurch fest gehalten hat. Wie sehr ist dagegen in Deutschland, selbst für Schillers Werke, schon der Enthusiasmus aus unsern Schauspielhäusern geschwunden?! — So viel von den Beziehungen, in denen die Individualität des französischen National-Charakters zu der Schauspielkunst der Franzosen steht. Ich komme nun auf den nicht minder wesentlichen Einfluß ihrer Sprache.

Die streng systematische Ausbildung, welche die französische Sprache (durch das Oberhofgericht, welches der Kardinal Richelieu für dieselbe in der Akademie des quarante stiftete) erhielt, gab ihr unleugbar jene ausgezeichnete Eleganz, Correktheit und Präcision, in der sie sich — der nur vorübergehenden Neuerungen, welche die Revolution, meist sehr barbarisch, in ihr hervor brachte, ungeachtet — fortdauernd behauptet hat. Aber, wie in seiner „Geschichte der französischen Poesie" Bouterweck so treffend bemerkt: indem sie die rohe Licenz des Sprachgebrauchs aufhob, und die Norm, nach der von nun an reines Französisch gesprochen und geschrieben werden sollte, im Wesentlichen unveränderlich bestimmte, entzog sie dadurch auch dem Genie alle Mittel, durch vernünftige Licenz, nach mehr als conventionellen Bedürfnissen, die Herrschaft des Geistes über die

Sprache zu erweitern. Was in dem literarischen Tribunal der Vierziger nicht genehmigt wurde, das galt nicht. Das Publikum behielt allerdings seine Stimme, aber es war ja ein französisches Publikum, das sich in der Hauptstadt conzentrirte, und sich selbst nur dann einen Geschmack zutraute, wenn es nichts billigte, als was bei Hofe und in der Akademie nicht verworfen war. — So erhielt sie die Ausbildung zu einer Sprache der Convention; diese aber, an einem Hofe, wie der galante (von den geistreichsten Schriftstellern und Frauen Frankreichs umgebene) Ludwig des XIV. war, in einer solchen Vollkommenheit, daß sie bald — was Richelieu auch nur mit ihr beabsichtigt hatte — die allgemeine Hof- und Staatssprache für das ganze gebildete Europa ward; eine Verbreitung ihrer Herrschaft, zu der freilich auch die Vorzüge der damaligen französischen Geschmacksbildung überhaupt, der glänzende Witz der französischen Schriftsteller, die dann zur Mode gewordenen Reisen der Ausländer nach Paris, die Menge französischer Erzieher in verschiedenen Ländern, die Auswanderungen der Refugiés und die öfteren Kriege mit Frankreich, so vielfach als wesentlich mit beitrugen. Bei einer solchen Richtung verarmte diese, ohnehin für die Phantasie und das Gemüth dürftige Sprache immer mehr als Organ der höheren Dichtkunst, indem der wahrhaft monarchische Druck der kalten Regel jeden poetischen Aufschwung der Rede in ihr lähmte. Dagegen ward sie die vollkommenste Sprache der Galanterie und Intrique (wozu sie schon früher der Charakter der französischen Ritter-Poesie gestempelt hatte) und überhaupt, vom Thron bis zur Hütte, die erste Conversations-Sprache des ganzen Erdbodens, mit der sich noch jetzt — in unendlichem Reichthum von Wortformen für alle und die zartesten und friedvollsten Beziehungen des geselligen Lebens — keine andere zu messen vermag. Darum können auch wir noch immer in dem feineren Lebens-Verkehr, wie im alltäglichen Handel und Wandel, ihrer Ausdrücke so wenig ganz entbehren, als wir unzählige Sprachfeinheiten ihrer Lustspiele und Romane in unsere sonst so universelle Sprache zu übertragen im Stande sind. Die deutsche Uebersetzungskunst, die so glänzende Siege über einen Homer, Ariost, Calderon und Shakspeare gefeiert hat, scheitert noch immer an einem einzigen französischen Roman, wie Louvet's „Faublas"; die Menge von Zweideutigkeiten, die übrigens in dieser Sprache statt finden, und zu so unzähligen Calembourgs, Wortspielen und sprichwörtlichen Redensarten Anlaß geben, obschon sie übrigens nur ein Beweis ihrer Armuth mehr sind, machen sie in einem so hohen Grade pikant, daß die Sprache selbst schon hinreicht, den, der sie in seiner Gewalt hat, auf eine gewisse Weise witzig zu machen; und da — wie ich vorhin schon bemerkt habe — der Franzose von Natur eine so ausgezeichnete Gewandheit in dem mündlichen Gebrauch seiner Muttersprache hat, so hört man in Frankreich, besonders aber in Paris, fast bei jeder Gelegenheit die witzigsten Saillies und Pointes, selbst aus dem Munde der gemeinsten Leute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich des Großen Bild von einem Herrscher.

Friedrich der Große entwirft folgendes Bild von einem Fürsten: „Ein Landesherr soll als ein Mensch betrachtet werden, dessen Beruf es ist, menschlichem Elende ab zu helfen, so viel er kann. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden soll zu ihm gelangen; sey es aus Mitleid mit ihnen, oder in der Rückkehr des Gedankens auf ihn selbst: es muß ihn der Leidenden traurige Lage rühren, und hat sein Herz irgend Empfindung, werden sie bei ihm Hülfe finden. — Ein Fürst soll seinem Volke seyn, was das Herz dem Körper ist. Dies empfängt das Blut aus allen Gliedern, und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück; der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen; er giebt ihnen Ueberfluß, Glückseligkeit, Ruhe und was zum Wachsthum und Wohl der Bürger gehört, zurück. Dies sind Grundsätze, die im Gefühl jedes Menschen von selbst entspringen müssen, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Cursus der Moral nöthig, um sie zu lernen. Despoten betrachten die Sache anders; sie sehen die Welt an, als für sie geschaffen; und um über gewisse gewöhnliche Unglücksfälle erhoben zu seyn, verhärten sie ihr Gemüth vor denselben. Wenn sie ihre Unterthanen nieder drücken, wenn sie hart, gewaltthätig und grausam sind, so kommt dies daher: weil sie das Böse nicht kennen, das sie verüben; sie haben es nie selbst gefühlt, was es heißt, Unrecht ertragen zu müssen, darum gehen sie so leicht ans Unrecht." — Sollten Hofleute jemals verlegen seyn, was sie ihrem Monarchen an Festtagen etwa zu sagen hätten, so empfehlen wir ihnen dieses Bild. A. Münde.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Müßig seyn heißt lasterhaft seyn. Schubart.

Ich beklage den Unwissenden an einem Regentage. Falkland.

Gieb dir ein Herz, so bist du glücklich. Terenz.

Wahrheit liebt Schlichtheit, schlimme Sache braucht Witz. Euripides.

Seht, nur der Reiche darf allein, durch Erbrecht schon ein Dummkopf seyn. Blumauer.

Wer Allen Alles vertraut, dem kann man wenig trauen. Lessing.

Wer Geist besitzt, besitzt die Kunst: was ihm gefällt, aus sich zu machen. Göckingk.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Würzburg. Die hiesige Bühne, welche seit längerer Zeit schon in sehr üblen Verhältnissen war, scheint nun ihrer gänzlichen Auflösung nahe zu seyn. Seitdem das königliche Orchester sich genöthigt sah, jede Unterhandlung mit der Direktion ab zu brechen, konnen keine Opern mehr gegeben werden. Das Schauspiel ist schlecht, und wird daher nur wenig besucht. Mehrere Vorstellungen, welche die Direktion in einem nahe gelegenen Landstädtchen gab, machten allenthalben einen sehr unangenehmen Eindruck, und wurden die Veranlassung: daß die wenigen, noch geachteten Künstler: Mosetti, Weirich u. s. w. abgingen; Demoiss. Winken, erste Liebhaberin, und Hr. Illenberger, Tenorist, Beide sehr brav, sollen im Begriff stehen, denselben zu folgen. Wer die Liebe des hiesigen Publikums zum Theater, und die bedeutende Unterstützung des Hofes (jährlich 8000 Fl.) kennt, wird es unbegreiflich finden: wie eine Bühne, welche noch vor wenig Jahren eine der besseren in Deutschland war, so tief sinken konnte. Ein Blick in das innere Leben und auf die Leitung dieser Anstalt erklärt jedoch Alles! — Hrn. Illenbergers Benefiz-Vorstellung „der Marschall von Sachsen", welche neulich gegeben wurde, erschien als wahres Jammerbild, um so mehr, da dieser ausgezeichnete Künstler der wirklich argen Zumuthung der Direktion: die nöthigen Uniformen für das Personal des Stückes auf seine Kosten fertigen zu lassen, nicht entsprechen konnte. — Die „falsche Catalani", ein Singspiel, welches Hr. Trautmann auf einer Durchreise, im Quartett, mit Stadtmusikanten besetzt, zu geben genöthigt war, wurde ausgepfiffen. — Demoiss. Mook, aus Berlin, gab „Maske für Maske" zur Benefiz-Vorstellung. Das unangenehme Gefühl, welches der Anblick eines Komödien-Zettels bei einer Bühne solcher Art erregt, wirkte auf ihre Einnahme sehr nachtheilig; sie selbst trägt keine Schuld. — Künftig soll, um die Gehalte des Personals verringern (!) zu können, wöchentlich nur zwei Mal gespielt werden. — Der Wunsch einer gänzlichen Reform der hiesigen Bühne wird um so lebhafter, je genauer man die Hindernisse kennen lernt, die bis jetzt derselben entgegen standen. Vieles erwartet man von den polizeilichen Anordnungen des neuen Stadt-Magistrats: ob mit Recht, wird die Zukunft lehren. — Ein unter dem Titel „Pillen aus meiner Hausapotheke" erschienene Flugschrift macht hier, man weiß selbst nicht warum (?), besonderes Aufsehen. Es sind darin mehrere Possen enthalten, worunter Nr. 1: „Scaramuz als Finanzminister", wirklich höchst drollig ist. — * —.

Literatur. „Der Vampir". Eine Erzählung aus dem Englischen des Lord Byron; nebst einer Schilderung seines Aufenthaltes auf der Insel Mitylene. (Leipzig, bei Leopold Voß.) Byron hat in England (nach wenigen unbeachteten Versuchen) schnell Ruf und, auch in Deutschland schon Anerkennung gewonnen. Von seinem besten Werke „The Pilgrimage of Childe Harold" läßt der sehr umsichtige und thätige Buchhändler, Herr Brockhaus in Leipzig, sogar eine Original-Ausgabe drucken, und von Byrons „Corsair" haben wir schon mehrere Uebersetzungen. So wird auch jene abentheuerliche Erzählung der begierigen Lesewelt auf ein Stündchen den Seelenhunger stillen; der Verleger also nicht klagen können: daß bei dem Drucken Oel und Arbeit verloren sey. Zu bemerken ist aber doch: daß Byron wohl im Ganzen etwas überschätzt ist, und daß namentlich im Abentheuerlichen ein Paar deutsche Schriftsteller neuerer Zeit ihn weit übertreffen, obwohl auch dabei nur Weniges den Augenblick überleben möchte. Die Einwirkung auf die Phantasie gelingt dem Deutschen wohl; aber daß auch das Unbegreifliche eine menschlich-tiefere Seite haben müsse, daß die Phantasie in den mannigfachsten Wendungen doch immer einen festen Punkt, sey er moralisch oder physisch, zu behaupten hat, sollte man deutlicher fühlen, um nicht gestaltlos da zu stehen, wenn einst die Zeit mit neueren Bildern und neueren Worten spielt. Wie rasch vergänglich, im anderen Falle, die Erzeugnisse sind, das ließe sich mit der so verschiedenen Stimmung beweisen, welche lebende Schriftsteller für ihre Erzeugnisse in wenigen Jahren, zu ihrem Kummer, erfahren haben; auch ist zu bemerken: daß jenes zwecklose Nebeln und Schwebeln im Gebiete der Phantasie so wenig im Charakter der Deutschen liegt, daß es, wie aus ferner Luft herein, so auch leicht wieder hinaus wehen muß. Nur das wird bleibend seyn, worin die phantastischen Gebilde, wie frei sie sich auch bewegen, dennoch an zarten Lichtfaden der Seele befestigt sind. — „Theaterpossen nach dem Leben". Von Julius v. Voß und Adolph v. Schaden. Erstes Bändchen. (Berlin, neue berlinische Buchh.) Der Leser wird Einiges finden von derber Laune, und Manches, das die Zeit geißelt. In der „modern gelehrten Posse", benannt „das Kaleidoskop", ist z. B. ein Liebesbrief des magnetischen Doktor Streicher, der also lautet: „Was Mesmer fluide universel nennt, Allflut nach Welfart, verbindet alle Wesen; sie wirken dadurch auf einander, Sonne auf Sonne, Sonnenstaub auf Sonnenstaub, lebender Organismus auf lebenden Organismus, nach Beziehungen. Wie nun bei Ihnen die Beziehungen angethan, wirken sie dergestalt auf meine Beziehungen, daß ein heftiges, obwohl süßes Fieber, Liebe genannt, dadurch erzeugt wird. Maaßen nun Liebe und Gegenliebe außerhalb der Ehe mit der bürgerlichen Ordnung nicht im Einklang steht, als habe ich Sie, sinnige Wahlverwandtschaft, flehend ersuchen wollen, mit mir in den großen Rapport, die wechselseitige Anziehung und das Aufeinanderwirken der Ehe, zu treten." — Uebrigens wird man in zwölen der hier mitgetheilten Stücke allerdings Personen „nach dem Leben" erkennen. — * —.

England hat im Jahr 1818 für 35,525,000 Pf. Sterling englische Fabrikate in Europa verkauft. Deutschland gebraucht jährlich für 172 Millionen Gulden Colonial-Waaren. Rechnet man hierzu 52½ Millionen Gulden für Seide, fremde Weine, Früchte u. s. w.; so gehen jährlich aus Deutschland 350 Millionen Gulden ins Ausland. (Independ.)

Zu Utrecht schlug kürzlich der Blitz einer Bildsäule Carls des Großen, welche an einer Kirche als Verzierung diente, die rechte Hand, nebst dem Schwerdt, ab. (Independ.)

Siziliens jetzige Bevölkerung beträgt 1,681,983 Individuen; Palermo hat davon 140,549 und seine Umgebung 52,263; Messina 25,584, Syrakus 187,718 u. s. w. (Independ.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 4. August. 126stes Blatt.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Fortsetzung.)

In keiner Sprache ist daher auch das sogenannte Extemporiren auf der Bühne leichter, als in der französischen, die dem Wortwitz einen so unerschöpflichen Stoff darbietet, und von den beiden berühmten jetzigen Pariser Komikern, Brunet und Potier, existiren sogar zwei gedruckte Sammlungen von dergleichen Einfällen, unter dem noch immer für Produkte dieser Art so beliebten Titel der „Ana". In wie hohem Grade nun eine solche Sprache das Lustspiel, vorzüglich die witzige Komödie, das Conversations- und Intriquen-Stück, begünstigt, leuchtet ohne alle weitere Bemerkung ein. Ja, ich glaube behaupten zu können: daß für diese Gattung die französische Sprache das eben so eigentliche Organ und Element ist, als es die griechische für das aristophanische Lustspiel war. In Betreff des Trauerspiels aber muß sie jeden höheren und feineren Aufschwung der tragischen Poesie nothwendig lähmen, obschon sie für die tragische Deklamation, vermöge ihres klangreichen Tonfalles, doch auch manchen wesentlichen Vorzug hat, indem sie besonders den Ausdruck des Pathetischen und Feierlichen bedeutend unterstützt. — In dem wesentlichsten Zusammenhange mit dem Charakter ihrer Schauspielkunst steht ferner die Eigenthümlichkeit der sittlichen Bildung der Franzosen. Es hatte auch diese, wie ihre Sprache, bekanntlich in dem Zeitalter Ludwig XIV. den höchsten Grad conventioneller Ausbildung, die gleichfalls für das übrige Europa gesetzgebend ward, erhalten. Die bekannte Anekdote von Duclos, der, in der Seine badend, nackt aus dem Fluß sprang, um einer Dame, die mit ihrem Wagen umgeworfen worden, zu Hülfe zu eilen, und sich — als er ihr zum Aussteigen die Hand reichte — bloß entschuldigte: daß er keine Handschuhe anhabe, ist — obwohl ihr ein Scherz zum Grunde liegt — doch überaus bezeichnend für dieses System der gesellschaftlichen Kultur. Die Revolution, die allen Unterschied der Stände niederriß, zerstörte auch dieses nicht minder, als die französische Sprache, Kunst und Literatur, künstlich geregelte Gebäude der altfranzösischen Etikette. Allein Napoleon führte sie schon seit der Bildung seines consularischen, mehr noch mit der seines kaiserlichen Hofes wieder in Frankreich ein, und unter der jetzigen Regierung ist sie bereits fast ganz wieder auf den alten Fuß gekommen, nur mit den Modifikationen, welche die Veränderungen der Mode seitdem nöthig gemacht. — Auch in der Nation selbst hat sich der oben bemerkte volkseigenthümliche Sinn für die äußeren Formen des geselligen Lebens, durch alle Stürme der Revolution hindurch, erhalten, und man weiß, wie glücklich sich die Pariser fühlten: durch Napoleon wieder ein Hof-Ceremoniel bekommen zu haben; so wie auch jetzt selbst die Königlich-Gesinnten nicht aufhören können, darüber Klage zu führen: daß die jetzige haushälterische Hofhaltung Ludwig XVIII. nicht mehr mit der luxuriösen und öffentlichen Pracht der napoleonschen verbunden sey.

So ist denn auch das Streben der Franzosen nach

äußeren Anstand in allen Verhältnissen des sozialen Lebens — bis auf jene abgemessene Steife und peinliche Förmlichkeit, welche die vormalige Mode des Anzugs beider Geschlechte mit sich brachte — ganz wieder das alte, und was die zahlreichen Reize des Lebens in Paris alle so vorzüglich erhöht, ist eben dieses allgemeine Schicklichkeits-Gefühl, mit dem man sich nicht allein da, wo es den Ton de la bonne société gilt, sondern selbst in den allergewöhnlichsten Verhältnissen des täglichen Lebens gegenseitig zu behandeln weiß. Da ist keine noch so untergeordnete Dienstleistung, die nicht mit einem gefälligen Anstand der Höhere fordert und der Niedere ihm erweist. Alles, vom Staatsrath bis zur Poissarde, hat seine zur Verannehmlichung des Lebens-Verkehrs einmal für unumgänglich nöthig anerkannten Façons, und die Franzosen sind, nach wie vor, von allen Nationen die gesellschaftlich-gebildetste geblieben. — In Deutschland, wo die Kämpfe der französischen Revolution für die Aufhebung des äußeren Unterschiedes der Stände dauerndere Folgen gehabt haben, die noch durch die Heranziehung des, an Weltleuten bei uns bekanntlich nicht eben reichen gelehrten Standes in die höheren Gesellschaftskreise nicht wenig befördert worden sind, und wo überhaupt eine gewisse, um alle Lebensformen schlechthin unbekümmerte spießbürgerliche Behaglichkeit — die wir selbst mit dem Ausdruck „Philisterthum" zu bezeichnen pflegen — zu den Grundzügen des Volks-Charakters gehört, ist mit der steifen Mode der vormaligen Tracht auch jener Takt für feinere äußere Bildung fast völlig verloren gegangen. Ich habe darum den verewigten Iffland oft über die nachtheiligen Folgen klagen hören, welche diese größere Vermischung der Stände in Deutschland auf die deutsche Schauspielkunst, hinsichtlich der Darstellung aller eigentlichen Conversations-Stücke, hervor gebracht habe, und ein Theater-Kenner — der auch nur das, was Iffland so geistreich über einen seiner frühesten Lehrer, den verstorbenen französischen Hof-Tanzmeister Mereau in Gotha, und über die theatralische Bedeutsamkeit des „Spiels mit dem Fächer" geschrieben, ein Mal gelesen hat — wird selbst in dem Verschwinden unserer vormaligen förmlicheren (obschon nicht formreicheren) Kleider-Moden einen nicht unbedeutenden Verlust für jene Gattung der Schauspielkunst erkennen: darum wird auch mit vollem Recht auf dem Théâtre françois zu Paris die alte Molierésche Charakter-Komödie noch fortwährend in dem strengen Costüm der damaligen Zeit dargestellt. Wie weit jetzt die allgemeine Vernachlässigung des äußeren Anstandes unter beiden Geschlechtern bei uns geht, zeigt nichts auffallender, als die formlose Art und Weise unserer heutigen gesellschaftlichen Tänze, in welchen der Deutsche gegen den Franzosen — zu dessen Erziehung schon die Tanzkunst als ein Hauptstück derselben mit gehört — so unendlich weit zurück steht, daß selbst mancher deutsche Ballet-Tänzer auf unsern Bühnen (z. B. der Leipziger) bei irgend einem der zahllosen Pariser Societäts-Bälle nur eine sehr untergeordnete Figur spielen würde. In Bezug auf das Theater aber, welches doch gerade die Schule des feinsten äußeren Anstandes seyn sollte, hat jene Vernachlässigung jetzt bei uns in der That einen solchen Grad erreicht, daß eine wahrhaft anstandsvolle Haltung und Bewegung in unsern Conversations-Stücken kaum mehr bei einem Einzelnen, geschweige dem ganzen Personale, auf einer deutschen Bühne zu finden ist, ja von unserem deutschen Publikum — das selbst den Begriff von Gaucherie, den es früher gar wohl hatte (zumal an Hof-Theatern, wie die ehemaligen zu Gotha, Mannheim u. s. w.) jetzt völlig verloren zu haben scheint — nicht einmal vermißt wird. (Die Fortsetzung folgt.)

Die wahre Geschichte vom Vikar Aswoe.

(Fortsetzung.)

Ein heimlich Grauen sprach ihn jetzt an aus dem Gedicht; es war der Eindruck, den die Heimlichkeit der Natur um ihn her und die Segensfülle der Felder, im Contrast zu seinem Kleinmuth, erregte. Er fühlte den Frevel, mit dem er den Glauben verloren hatte: daß auch für ihn der Weg nicht immer durch Nacht sich winden könne, so er nur redlich den Ausgang suche und nicht dem Dunkel sich hingebe: bis sein Auge erblinde für das Licht, welches dem muthigen Pilger nimmer entgehen kann. Und wie ein guter Mensch gar leicht und schnell mit Allem im Leben versöhnt ist, wenn er sich eben selbst der Fehler anklagen muß, so gewann auch Aswoe den Frieden der Wehmuth, der, ob er auch keine Hoffnungen kennt, dem Allvater doch ein Herz voll Vertrauen bewahrt. Stillen Sinnes schritt er so weiter, mit einem Blick des Dankes auf die Stätte, wo ihn der Herr gewürdigt hatte, ein Unrecht einsehen zu können. — Nachdem er abermals eine Weile gegangen war, kam ein Wagen daher, und Aswoe grüßte, nur bescheiden hinsehend, die Vorüberfahrenden, als ihn der freudige Ruf: „Das ist er!" aufmerksam machte und nun lächelnde Lockenköpfchen ihm entgegen riefen: „Der Onkel! der Onkel!" — Es war seine Schwester, die mit den Kindern im Wagen saß; ein fremder Herr war mit ihnen, der ließ anhalten, fragend: ob er der Vikar Aswoe sey? — und nach der Bejahung ersuchte er ihn, mit ein zu steigen und Platz zu nehmen, so gut es gehe; er wolle sie sämmtlich nach ihrem Wohnort fahren. Aswoe's abwehrende Höflichkeit wurde durch Zureden und seine Ermüdung beruhigt und mit einem inneren: Gott Lob! folgte er, die Verwandten liebevoll begrüßend, dem gefälligen Erbieten. — Der Fremde fragte

unterweges viel, und erwähnte: daß er schon von der Schwester, die er, mit den müden Kleinen, eine Meile von da aufgenommen, über seine drückende Lage unterrichtet worden sey; meinte aber: vielleicht falle Fortuna von der Kugel ihm doch auch einmal ins Haus; und bald im vertraulichen Gespräch erreichten sie unbemerkt den Flecken, wo Aswoe wohnte. — „Ich steige in der Pfarrei ab!" sagte der Fremde, „wo ist sie?" — Gewiß der neue Pfarrer! dachte jetzt Aswoe, bezeichnete das Haus und freute sich der Hoffnung zu einem so lieben Vorgesetzten. Bestärkt wurde er in seinem Glauben, als der Fremde ihn bat, mit in das Haus zu treten, weil er einen Auftrag an den Vikar mitbringe; und wie Alle im Zimmer, das schon neu eingerichtet war, standen, überreichte er ihm einen Brief. Aswoe las und gerieth dabei in solche Bewegung, daß er keines Wortes mächtig war, sondern nur starr und bebend den Fremden ansah. — „Ich gratulire, Herr Pfarrer! und freue mich, daß ich dies Mal die Rolle der Fortuna übernehmen konnte!" so sprach der Glücksbote, der kein Anderer war, als der berühmte, an Talent und Tugend so reiche Lord Chatam, englischer Minister. Er hörte von dem Funde der Banknoten und dem dabei Vorgefallenen, erkundigte sich nach Aswoe, und als er nun von seiner Güte und seiner Armuth vernahm, bewirkte er für den schon hieher bestimmten Pfarrer eine andere und für Aswoe diese Stelle. Auch die Einrichtung der Wohnung war mit Jenem schon ausgeglichen, und so stand der neue Pfarrer in seinem Eigenthum, seinem Wohlthäter rührend, aber fast ungeschickt dankend, weil er im ersten Augenblick der Wonne nur an Maria dachte: denn in demselben Zimmer hatte er sie zuerst gesehen. „Herr, erhalte mich in Demuth!" so rief er wiederholt, innig bewegt, aus und bat: daß er seine kleine Hütte mit den Verwandten, sey es auch nur noch für eine Nacht, bewohnen dürfe, um sie, die sonst seinen Kummer umschloß, jetzt mit Freude zu erfüllen. — Der Minister, dem bald mehrere zurückgelassene Diener folgten, fand sich so beseligt unter den Dankbaren, daß er einige Tage hier verleben wollte, und ein Paar Zimmer des Pfarrei-Hauses bezog. Aswoe aber brachte die nächste Nacht schlaflos hin, einsam die Orte besuchend, wo einst Maria weilte; und er sann nur, wo er sie finden möchte, da von all seinem Glücke ihm das höchste war: nun unablässig an die Geliebte denken zu dürfen; denn daß jeder heitere Sonnenblick im Leben von einer düsteren Wolke bedroht wird, schien er ganz vergessen zu haben.

(Der Schluß folgt.)

Purismus.

Es ist bekannt: daß schon Zesen und seine Anhänger der deutschen Sprachreinigung ergeben waren, und z. B. statt Fenster: „Tageleuchter", statt Kloster: „Jungfernzwinger", statt Krebs: „Wasser-Kürassierer", statt Kantor: „musikalischer Stockmeister", statt Pistol: „Sattelpuffer", statt Pinsel: „Malerquast" u. s. w. einführen wollten. — Ueber derlei Vorschläge macht sich Kaspar Ziegler in seinem Traktat „von den Madrigalen" (Leipzig, 1653) auf folgende Weise lustig: „Ein Fenster, darüber ganz Deutschland bishero einig gewesen, was es heißt, soll künftig kein deutsches Wort seyn, sondern ein „Tageleuchter" davor gebraucht werden. Wie wird es aber in der Nacht werden, da muß es noch einen andern Namen haben, weil das Wort „Tageleuchter" alsdann nicht gebraucht werden kann? Ich geschweige, wie albern dieses Wort sonsten klingt, und was es vor einen seltsamen Verstand mit sich bringt. Ein Nonnen-Kloster soll ebener Gestalt nicht deutsch geredet seyn, sondern ich soll es einen „Jungferzwinger" nennen. Wenn nun eine neue Nonne, indem sie nach dem Kloster ginge, auf die Frage: wohin? antworten solle, und sie spräche: nach dem Jungferzwinger! wer wollte nicht lachen? Dergleichen Worte habe ich bei solchen unzeitigen Reformirern unterschiedlich wahrgenommen und nicht wenig gelacht." — Auch unsern neuen Puristen fehlt es nicht an Belachern. Fr. Raßmann.

Buntes.

Ein ehrlicher, derber Bürger, der auch sein bischen Lektüre hat, sagte neulich, als von den zeitigen Anmaßungen der Knaben die Rede war: „Man muß sie den Klopstock mit dem Rücken lesen lassen!"

Im „Conversations-Lexicon" (5te Aufl. 5ter Band, S. 226) wird über Jahn geäußert: „Die Franzosen ließen einige Redensarten fahren, aus denen hervor ging: daß sie ihn für einen Nachkömmling des „Alten vom Berge" hielten — und daß er so eine Art von einem deutschen Assassinen-Fürsten sey, der seine Ergebenen auf allen deutschen Turnplätzen habe." — Wir möchten wünschen und wollen hoffen: daß diese, hier wörtlich wieder gegebene, allerdings etwas sonderbare Mittheilung als der einzige Quell von bekannten neueren Gerüchten erfunden werde; unter allen Umständen dürfen aber die Fatalisten obige Aeußerung allzeit für ein Nichts gelten lassen, selbst wenn entschiedene Beweise so leicht werden, als es Anklagen sind. Th. Laurin.

Wirkung des Cometen.

Erst sagt uns ein Cometen-Hasser:
„Der neue Stern droht uns mit Wasser!" *)
Dann seufzt' und schrie der Mönche Brut:
„Sein Schweif bringt Pestilenz und Blut!"
Jetzt aber jubeln All' am Rhein:
„Juchhei, es giebt Cometen-Wein!"

G. H. Catel.

*) Whiston erklärte die Sündfluth durch die Erscheinung eines Cometen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Unser Theater, dessen fernerer Bestand immer noch nicht gesichert ist, erhob sich zu einem so würdigen Standpunkt, daß es sich ohne Anmaßung in die Reihe der ausgezeichnetsten Bühnen stellen darf. Jedes Mitglied desselben zeigt das aufrichtige Bestreben, etwas Vorzügliches zu leisten. Zu dieser Ausbildung mögen nun freilich die trefflichen Theater-Kritiken des würdigen, gelehrten Professor Zimmermann nicht wenig beitragen. — Gerstäcker ist wieder hier, und so wird auch die Oper sich auszeichnen, wenn anders das Ganze nicht aufgehoben werden muß. — Das weibliche Personale ist für das Lust- und Schauspiel vortrefflich bestellt; es ist nicht möglich, sinniger und seelenvoller zu spielen, als Frau Unzer die „Sophie" im „Vetter von Lissabon"; lieblicher kann die „Wilhelmine" im Vorspiel von Kotzebue „der Shawl" nicht dargestellt werden, als die Frau Reinhold sie gab! Alles ist Grazie und Natur bei diesen liebenswürdigen Frauen; nirgends wird das Auge noch das Ohr durch abstoßende Harten beleidigt, und deutlich erkennt man: daß diese lieblichen Gestalten auf der Bühne sich völlig heimisch, daß sie sich dort in ihrem eigenthümlichsten Elemente fühlen, in welchem sie sich frei und schön bewegen. Nicht ganz kann ich in das Lob einstimmen, welches hiesige Blätter den Kunstleistungen der Demois. Johanna Steiger zollen, wenn ich gleich von der Schönheit und Anmuth ihrer Gestalt, so wie von ihren untadelhaften Sitten und ihrem liebenswürdigen Privat-Charakter mich eben so sehr angezogen fühle, als alle Andern, welche sie kennen. Sichtlich fehlt ihrem Spiel Rundung und Studium, mehr noch ihrem Körper Haltung und Grazie, ihren Bewegungen die anmuthsvolle Freiheit, welche die andern Frauen der hiesigen Bühne auszeichnet. Allzu oft wird man an die angehende Künstlerin gemahnt, welches besonders störend hervor tritt, da man ihr nicht selten sehr bedeutende Rollen anvertraut; sehr entzweit ist sie mit der Haltung ihrer Arme, die gewöhnlich einen spitzen Winkel bilden und fast einen widrigen Effekt machen. — Die königl. schwedischen Ballet-Tänzer haben uns verlassen; an ihre Stelle traten ein Herr und Mad. Mejo, vom Erfurter Stadt-Theater, die in Mozarts „Belmonte und Constanze" als „Pedrillo" und „Blenkchen" ihr Heil, aber vergeblich! versuchten; sie verließen uns bald wieder. Am 5ten Juli endlich ließ sich ein Stern erster Größe am Theater-Himmel sehen: Herr Devrient trat als „Schewa" in Cumberlands „Juden" zur großen Freude seiner zahlreichen Verehrer hier auf; wir fanden auch jetzt wieder, daß es eine der schönsten Eigenthümlichkeiten Devrients ist: jede Rolle zu etwas ganz Eigenem, zu einem Produkte seines Genies zu erheben, ja daß er fast nie dieselbe Rolle ganz so wieder giebt, wie er sie das erste Mal gab. Der unendliche Reichthum seiner Phantasie, die ungemeine Produktionskraft seines Geistes treten stets neu hervor und ruhen nie; Devrient glüht in allen Farben, und wie das Kaleidoskop immer andere, nie ganz dieselben Bilder zeigt, nüancirt auch er stets, und jede Veränderung scheint wieder noch schöner, noch vollkommener, als das Vorhergehende. Bei der zweiten Gastrolle des Künstlers machten wir die Bekanntschaft seiner trefflichen Gattin, welche die „Louise" in „Kabale und Liebe" gab, in welchem Stücke er den „Wurm" spielte. Wahr ist es, daß Mad. Devrient ihre Rolle aus einem ganz andern Gesichtspunkt aufgefaßt hatte, als dies gewöhnlich geschieht; man möchte sagen: sie habe sie mehr dem Zeitgeist und jetzt herrschenden Geschmack angepaßt; wir aber sahen sie nie vollendeter. Bezaubernd schön war die Scene im dritten Akt, wo sie sagt: „Nehmen Sie, mein Herr! Es ist mein ehrlicher Name — es ist Ferdinand — ist die ganze Wonne meines Lebens, was ich jetzt in Ihre Hände gebe — ich bin eine Betteln!" — Wem wären diese Worte, mit einem immer mehr hinsterbenden Tone, nicht zum Herzen gedrungen? wer hätte nicht ganz das entsetzliche Opfer mitgefühlt, welches die Unglückliche darbrachte! Ehrend muß bei Erwähnung dieses Stückes auch der Frau Unzer als „Lady Milford" gedacht werden; diese ausgezeichnete Schauspielerin war mit ruhiger Besonnenheit tief in den Geist des Stückes und ihrer Rolle gedrungen, und trug nicht wenig dazu bei, das Ganze zu dem Grade von Kunstvollendung zu erheben, den es erreichte. — Am 8ten Juli wollte uns Hr. Devrient mit der Rolle des „König Lear" erfreuen, oder vielmehr erschüttern; aber eine kaum vergangene Unpäßlichkeit, verbunden mit der Anstrengung dieser Rolle, zogen ihm eine Ohnmacht zu, und das Stück mußte unvollendet bleiben; die Theilnahme des Publikums war rührend und allgemein; nach einer kleinen Pause kündigte man ein anderes Stück an. — In der „Schachmaschine" wurde von Devrient der dumme, adelstolze, aber doch in einer gewissen altfränkischen, höfischen Galanterie abgerichtete „Graf Balken" köstlich gezeichnet; wie charakterisirte ihn jede Fingerbewegung, und wie überaus passend war die Maske, welche der Künstler zu dieser Rolle gewählt hatte; wer kennte in diesem Gesicht, in diesem Zucken der Augenwimper den, von seiner Infallibilität überzeugten Adlichen verkennen! — Um den Werth dieses Abends zu erhöhen, gab ein neuer Gast, Herr Unzelmann der Aeltere, vom Weimarschen Hoftheater, den „Carl Ruf" mit solcher Laune und Eigenthümlichkeit, daß nicht allein die Zuschauer, sondern auch sogar die Mitspielenden davon begeistert wurden. Nie sah ich ein Stück rascher in einander greifen, nie die Rollen-Vertheilung so trefflich, als in diesem. Jeder bewegte sich con amore in den ihm angewiesenen Kreisen. — Ich wende mich jetzt zu einem andern Gast, der Mad. Catalani, die hier am 12. Juli im Apollo-Saal und am 18ten in der Michaelis-Kirche große Concerte gab. Das Urtheil fiel sehr verschieden aus. Einige Kunstrichter waren so keck, zu behaupten: die Stimme der Mad. Catalani habe, seit ihrer letzten Anwesenheit in Hamburg, beträchtlich verloren; auch habe sie sich in den ersten vier Takten nicht zum Orchester zurecht finden können; während Andere wieder ganz voll Lob sind und ihr mehr Kunstfertigkeit denn je zuschreiben. Ohne die Kritik eben kritisiren zu wollen, finde ich sie noch immer herrlich, doch auch etwas zu hoch getragen von der Autorität, welche die Künstlerin und der künstliche Vortrag in der Meinung gewann. —*—

Johnsons englisches Wörterbuch enthält 37,000 Wörter; das Wörterbuch der französischen Akademie 32,000. Die italienische Sprache besteht aus 35,000, die spanische aus 30,000 Wörtern. Vergleicht man, aufs Ohngefähr, 100 Seiten von Johnson, an verschiedenen Stellen, mit eben so viel Seiten des Wörterbuchs der französischen Akademie, so findet sich folgendes Verhältniß zwischen der englischen und französischen Sprache:

Im Johns. stehen		im Wörterb. d. Akad.
15,919	Substantiva;	18,716.
10,142	Verba;	4,557.
8,444	Adjectiva;	4,803.
2,288	Adverbia;	1,634.
36,795	englische Wörter.	29,710 französische Wörter.

Die verschiedenen Bedeutungen der Wörter gelten hier nur für eine. Es giebt englische Wörter, die mehr als 60 Bedeutungen haben; die französischen Wörter sind nicht so bedeutungsreich.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika schicken jährlich im Durchschnitt für 2 Millionen Pf. Sterling rohe Baumwolle nach Liverpool. Noch vor 30 Jahren zeigte man sich, als eine Seltenheit, in New-York die ersten Büschel auf amerikanischem Grund und Boden erzeugter Baumwolle. (Courier.)

Die Matrosen nennen Bonaparte, wenn sie von ihm reden, Bony. Von einer russischen Fregatte wurde unlängst nach einem der zu Helena stationirten Schiffe die Frage gerufen: was macht Bony? Man antwortete wieder auf Matrosen-Art: Er ist gesund, aber es ist ein Bär mit hartem Kopf! (soll heißen: er thut hartnäckig, was er, nicht was Sir Hudson Lowe will.) (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 6. August. 127stes Blatt.

Die wahre Geschichte vom Vikar Aswoe.

(Schluß.)

Die nächsten Tage vergingen in heiterer Thätigkeit, da Aswoe sich zur Antritts-Predigt vorbereiten mußte; und der Ernst und die Freudigkeit, womit er sprach über den Text: „Darum lasset uns dem nachstreben, was zum Frieden und zur Besserung unter einander dienet!“ erweckten die Gefühle des Redners auch in den Zuhörern, denen er stets ein milder Lehrer und ein strenges Beispiel war. Froh über den sichtlichen Eindruck seiner Predigt trat er, nach dem Schlusse derselben, vor den Altar hin, in heiliger Andacht ein Brautpaar zu vereinen; aber wie vom Blitz getroffen und verstoßen aus dem Himmel seiner Träume stand er, als er in der heran tretenden Braut — Maria erkannte. Bleich war ihr Antlitz, langsam und schwankend der Schritt, und ein Blick auf Aswoe, dessen Entsetzen sich in allen Zügen aussprach, schien ihre Kräfte nur noch mehr zu lähmen. Gewaltsam drängte endlich Aswoe seine Besinnung zusammen, faltete die Hände, und betete in sich hinein: „Die in Leid wandeln und vergehen, sind schon hier für den Himmel erzogen!“ — und in hinreißender Gluth eines Märtyrers begann er die Rede. Mit nur schwer verhaltenen Thränen schilderte er das Glück der Ehe, das dem Paare werden könne; und auf die Höhe der Begeisterung ward er getragen, als er die Pflichten im Unglück und die sich selbst vergeltende That, für ein geliebtes Wesen zu leiden und zu dulden, mit dichterischen Bildern berührte. Im Innersten seiner kaum mehr mächtig, wollte er nun eben, schließend mit den Worten: „Die in Leid wandeln und vergehen, sind schon hier für den Himmel erzogen; die aber in Freude und Pflicht lebelang verharren, haben den Himmel schon diesseits erreicht!“ — die Ringe wechseln lassen: da schwankte die Braut heftiger, und als sie nieder zu sinken drohte, ergriff Aswoe ihre Hand; plötzlich aber lag sie ohnmächtig in seinen Armen, und Aswoe, Alles vergessend, rief mit herzzerreißendem Tone: „Maria!“ — Bestürzung und Bewegung ringsum mahnten ihn an Selbstbekämpfung; nach Athem ringend legte er Maria in die Arme der Mutter und harrte aus auf der inneren Folter, bis die Braut sich erholt haben würde. Der Bräutigam begehrte unablässig: daß die Trauung ohne Zögern geschehe; da trat Lord Chatam, der auch in der Kirche war, herbei und Jeder machte ihm — der jetzt schon im Aeußeren den hohen Staats-Beamten kund gab — ehrerbietig Platz durch das Gedränge. Zu sehr Menschenkenner, um hier nicht ein Geheimniß zu errathen, sprach er mit Maria's Vater, der ein reicher Pachter war; er gab dem Ansehen des Ministers bald nach, als dessen Meinung sich dahin äußerte: daß die heilige Handlung wohl auf zu schieben seyn möchte, und es mußte dies um so eher geschehen, als in Maria das wiederkehrende Leben mit den heftigsten Ausbrüchen des Schmerzes rang. — Sie wurde heim gebracht, und wie zermalmt sank Aswoe in der Sakristei nieder; Chatam eilte bald zu ihm, und nachdem ihm Aswoe die einzige Frage: „Habe ich richtig gesehen?“ nur mit niedergeschlagenen Blicken und

ausbrechenden Thränen beantwortete, sagte Jener: „Ich weiß genug!“ — und ward auch hier der Vermittler, der Aswoe einführte in ein Paradies, wo Liebe nur mit dem Leben endet. Leicht entdeckte Chatam, daß auch Maria die geheime Neigung für Aswoe vergebens bekämpft, endlich aber dem Willen des Vaters zu einer Heirath nachgegeben hatte. Entsetzt, wie er, erkannte sie in der Kirche Aswoe als den, der den Segen über die erzwungene Verbindung aussprechen sollte; daß er vor wenigen Tagen Pfarrer geworden, hatte sie in ihrem Wohnort, einem entfernten Filial-Dorfe, nicht erfahren. — Aswoe und Maria führten fortan ein trauliches Blüthenleben; noch am goldenen Ehefeste sprach er zur Gefährtin: „Die in Freud' und Pflicht verharren, haben den Himmel schon diesseits erreicht!“ — und die Güte des Ewigen waltete über ihnen bis ans Ende, denn sie legten, im spätesten Alter, sich Beide im Monat November des Jahres 1790 zur Ruhe. Aswoe aber hinterließ die noch jetzt sichtbare Grabschrift: „Wie wir lebten, so scheiden wir im Glück, um es droben wieder zu finden, wo wir Gott anbetend schauen und dem edlen Chatam wieder danken können.“ F. W. Gubitz.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Fortsetzung.)

Jeden einsichtigen Beurtheiler des gegenwärtigen Zustandes unsers Theaterwesens wird es darum höchlich befremden müssen, daß zu einer Zeit, wo eine mimische Künstlerin Deutschlands von anerkannter Virtuosität, Frau Händel-Schütz, durch ihre ganze künstlerische Wirksamkeit nur dahin gestrebt hat: die Mimik und das Studium der Formen auf der deutschen Scene wieder in ihre vollen Rechte zur Schauspielkunst ein zu setzen, die deutsche Bühne von einer solchen Kunsterscheinung so wenig Notiz genommen hat, daß die meisten unserer heutigen Schauspielerinnen — sich nicht einmal mit Anstand zu verbeugen, nieder zu setzen oder auch nur hin zu stellen wissen! Grazie des Ganges und Porte-bras sucht man vollends bei ihnen vergeblich, und selten trifft man sogar Eine, die wenigstens die Füße — auswärts zu setzen versteht. Von der Nothwendigkeit der Tanzkunst für die Schauspielkunst ist überhaupt bei uns gar nicht mehr die Rede. Die Mühe, welche sich selbst lobpreisende Kunstrichter der mimischen Darstellungen jener Künstlerin (wie Herr Hofrath Böttiger in Dresden) gegeben haben: sie vielmehr gänzlich von dem Einfluß auf die eigentliche theatralische Darstellung aus zu schließen, haben wohl mit dazu beigetragen, dieser jetzt allgemein herrschenden Nachlässigkeit unserer Schauspieler, in Betracht des mimischen Theiles ihrer Kunst, das Wort zu reden, und alle die wohlthätigen Folgen zu vereiteln, die sich (freilich bei einsichtsvolleren Bühnen-Verwaltungen, als unsere dermaligen sind) von jener Kunsterscheinung für eine innigere Verbindung des Malerischen mit dem Rhetorischen der Schauspielkunst (sowohl in dem feineren Conversations-Stück, als — wo diese Verbindung vornehmlich erfordert wird — in der antiken Tragödie) hoffen ließen. Was würde Deutschlands scharfsinnigster Theoretiker der mimischen Kunst, der verewigte Engel, — bekanntlich einer der frühesten Lehrer jener Künstlerin — wenn er noch lebte, wohl hiezu sagen? Nur in einem einzigen deutschen Schauspielkünstler-Paar, Herrn Eßlair und Madam Schröder, hat sich, so viel ich weiß, wahrhaft kunstsinnige Nacheiferung in dieser Hinsicht bewirken, und was sie davon für die Erhöhung ihrer treflichen Darstellungskunst gewonnen, auch die Anerkennung aller einsichtsvolle Theater-Freunden gefunden. — In Frankreich hingegen, wo, gleichzeitig mit meiner Gattin, Talma, durch den großen Geschichts-Maler David angeregt, das Beispiel vollkommenerer tragischer Darstellung in Costüm und malerischem Geberdenspiel gegeben, strebt jetzt jeder Schauspieler, der auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen will, diesem Vorbild eifrigst nach. Freilich muß der Künstler, um ein solches Ziel ganz zu erreichen, auch die hohe Gabe des Meisters besitzen: die Kunst hier zur Natur zu verwandeln, und keine gezwungene und unpassende malerische Stellung erscheinen zu lassen, die nur die Intention des Künstlers verräth und uns an das Goethesche Wort erinnert: „Man fühlt die Absicht und man ist verstimmt!“ — Die Vortheile, welche aus diesem regeren Sinn der Franzosen für äußeren Anstand und aus der feineren Ausbildung ihrer Sitten überhaupt (zu welcher die Tanzkunst bekanntlich als ein wesentlicher Theil mit gerechnet wird) für die Schauspielkunst entspringen, betreffen also auch — wie wir eben gesehen haben — selbst die tragische Darstellungskunst, der sie durch Regel und Harmonie eine höhere ästhetische Wirkung verleihen. Wie unendlich viel aber das Lustspiel — das seinem ganzen Wesen nach dazu bestimmt ist, in das sociale Leben, in die Sitten und Gebräuche eines Volkes recht eigentlich ein zu greifen — davon gewinnen müsse, erklärt sich im Allgemeinen schon von selbst, und wird weiterhin bei der Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der komischen Bühnen von Paris ausführlicher entwickelt werden.

Ich komme nunmehr auf den Einfluß, den der eigenthümliche Charakter der französischen Kunst und Literatur überhaupt auf die Schauspielkunst in Frankreich geäußert hat. — Dieser Charakter ist gleichfalls, wie jener der französischen Sprache und Sitte, der Charakter der Regel, des Systems. Die Ausbildung dieses Systems in der französischen Kunst und Literatur begann mit der Regierung Franz I. — von den Fran-

zosen selbst der Vater der Wissenschaften genannt — der dem National-Geschmack zuerst die Richtung gab, von der er sich nur erst seit der Revolution entfernte: nämlich das Streben, dem Hofe zu gefallen; jene Ausbildung erlangte ihre Vollendung durch Richelieu, der durch die Gründung der Academie françoise, im Jahr 1635, den Geschmack der Franzosen einer förmlichen Gesetzgebung unterwarf, indem er den Hofgeschmack zu einer völlig dictatorischen Autorität für die ganze Nation erhob. Gerade den entgegen gesetzten Gang nahm glücklicher Weise die deutsche Literatur und Kunst, die — wie Schiller sagt — „nicht am Strahl der Fürstengunst erblühte!" — und man muß es darum mehr für ein Glück als Unglück halten: daß Friedrich der Große die seinige nicht ihr, sondern der französischen zugewendet. Die Geschichte der letzteren hängt dagegen mit der Geschichte der französischen Höfe seit Franz I. auf das genaueste zusammen, ja sie entwickelte sich in der entschiedensten Abhängigkeit von dem Gange der Bildung, den diese Höfe und durch sie die Hauptstadt Frankreichs nahmen, in der sich die geistige Kultur der Nation immer mehr konzentrirte. — Zwar ging auch die französische Literatur und Kunst von der Wiederherstellung der altklassischen, zur Zeit Franz I. (gest. 1547), aus, aber nur unter den engherzigen Ansichten, welche ein so pedantisch förmlicher, conventioneller, gezierter und eleganter Hof, wie der französische, davon faßte. Aengstlich buhlend um die Gunst des Hofes, achteten ihre Künstler die Stimme der Natur weniger, als die der Regel, ohne deren strengste Beobachtung sie den Ton der großen Welt nicht treffen, und darum auch das gewünschte Ziel, mit ihren Werken zu glänzen, nicht zu erreichen hoffen konnten. — Auf diesen, der Eitelkeit hinlänglich schmeichelnden, das poetische Selbstgefühl aber erdrückenden und alle Freiheit des Genie's prosaisch beschränkenden Effekt kommt man — wie Bouterweck treffend bemerkt — in der Geschichte der schönen Literatur der Franzosen immer zurück. Der Beifall der großen Welt schwebte ihnen fast unablässig als der leitende Stern an ihrem Horizont und als der höchste Preis der Kunst vor. So entstand der Alles beherrschende, Schriftsteller und Künstler sich sclavisch unterwerfende Esprit de Systême in der französischen Literatur und Kunst, und mit ihm das falsche Princip von übertriebener Regelmäßigkeit und Correktheit, folglich auch die höchste — in der Abhängigkeit von den Convenienzen eines eleganten, durch geistreiche Frauen geleiteten Hofes sich immer eigensinniger verhärtende — Einseitigkeit des Geschmacks. So erhielt Frankreich, statt einer freien Natur-Poesie, eine affektirte Hof-, Staats- und Tolletten-Poesie, mit welcher die zügellose Frivolität so vieler französischen Schriftsteller — wie seltsam und widersprechend dies auch auf den ersten Anblick scheinen mag — auf das genaueste zusammen hängt. — Und dieser Charakter, der an die Stelle der Natur, des Genie's und des Styls in der Kunst die Convention, Methode und Manier setzte, ging in die gesammte Literatur und Kunst der Franzosen über, bis auf das einzige Vaudeville, in dem sich — unabhängig von allem Hof-Einfluß — bei dem gesanglustigen Franzosen noch ein Rest seiner alten Volks-Poesie erhalten hat. Die Menge witziger und geistvoller Köpfe, die das Zeitalter Ludwig XIV. verherrlichten, und jenem Hof- und National-Geschmack ein klassisches Ansehen gaben, veranlaßte auch das übrige gebildete Europa (auf das Frankreich ohnehin einen so bedeutenden politischen Einfluß hatte), ihn als Muster an zu nehmen, und selbst die großen und ewigen Vorbilder der Griechen und Römer eine Zeit lang nur durch französische Gläser zu betrachten, bis die Ueberlegenheit eigener Muster in Produktion und Kritik es dieser Fessel entriß; eine Befreiung des europäischen Geistes, die durch die französische Revolution (welche alle Autoritäten des Herkömmlichen nieder warf) vollendet ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bezeichnungen.

Welch eine wichtige Rolle der Magen, oder vielmehr der Gaum in allen menschlichen Angelegenheiten spiele, die auf Freuden-Genuß sich beziehen, ergiebt sich besonders aus der Sprache, insofern sie ungemein reich ist an Ausdrücken zur Bezeichnung verdorbener Freuden. Von solchen sagt man z. B.: versalzen — verwässern — vergällen — verbittern — versauern — verpfeffern — verwürzen u. s. w. Richard Roos.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Wenn die Bewunderer Homers aufrichtig wären, würden sie gestehen, daß ihnen ihr Liebling oft Langeweile macht. Voltaire.

Der Völker Jubel gleicht in der Regel dem eines Wahnsinnigen, der auch jauchzt, wenn er eine Höhe erreichte, von der er sich — herab stürzen kann.

Nicht der Tod tödtet, sondern das lebendigere Leben, welches im Beginnen nur das ältere, schwächere Leben verdrängt. Fichte.

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht. Canitz.

Die Geyer und der Sperling. (Nach Yriarte.)

„Seht zwei Geyer in den Lüften!
Sie befehden wüthend sich;
Aber Frieden hier zu stiften,
Wäre mehr als lächerlich!"
Rief ein Sperling: „Mit Vergnügen
Seh' ich Beider Haß und Streit:
Wenn die Geyer sich bekriegen,
Blüht der Vögel Friedenszeit!" Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Je seltener jetzt öffentliche Denkschriften im Namen hoher Schulen erscheinen, desto ehrenwerther muß ihrer gedacht werden, besonders wenn sie in so vortreflichem Latein und so zweckmäßig abgefaßt sind, als diejenige, welche neulich Herr Hofrath Beck zum Andenken des am 16. Dezember v. J. hier verstorbenen minderjährigen Herzogs von Anhalt-Kothen geschrieben hat. Das Andenken des liebenswürdigen Fürsten, einer edlen Zierde hiesiger studirenden Jugend, wird auch durch diese Schrift rühmlichst erhalten werden. Ihr berühmter Verfasser behandelt darin den Ausspruch eines attischen dramatischen Dichters: „Wen die Götter lieben, der stirbt als Jüngling!“ führt andere Parallelstellen aus den Alten, nebst den Trostgründen bei solchen frühen Opfern des Todes an, von denen er die Anwendung auf ähnliche Trauerfälle in den sächsischen und anhaltischen Häusern macht, und mit einer lebhaften biographischen Darstellung des Verewigten schließt, der das Unglück seines leidenden Körpers sehr geduldig ertrug. Das beigefügte Protokoll über die Zergliederung desselben wird Aerzten angenehm seyn. — Nicht zu loben ist eine neue, hier (bei Andrä) erschienene Schrift: „Etwas über den sogenannten Hundeschlag. Ein Beitrag zur Beförderung der Geistesbildung und des sittlichen Gefühls, in Hinsicht auf unsere thierischen Mitgeschöpfe. Von M. Christian Gottlieb Hempel.“ Jede Seite dieses Bogens trägt den Stempel höchster Seichtheit; und daß dem Verfasser der Sinn für das Schickliche und wahrhaft Nützende abgeht, erhellet, um nur eines anzuführen, aus dessen unüberlegtem Tadel der jungen Aerzte, die mit der vergleichenden Anatomie sich beschäftigen, und denen er — laut S. 15 — „die Sorge für das Hundefett“ überlassen will. Er zeigt übrigens von den Kräften dieses Heilmittels eben so wenige Kenntniß, als von dem polizeilichen Wesen des Hundeschlages, über den er sich daher nicht hätte unterfangen sollen, etwas drucken zu lassen, das, burschikos ausgedrückt: „unter dem Hunde“ ist. — Am 1sten Juli ward die wichtige und zahlreich besuchte Disputation des Hrn. Grafen von Hohenthal, dessen Streitschrift die Frage erörtert: „Ob ein Patrimonial-Gerichts-Verwalter, ohne vorherige Untersuchung, seines Amtes mit Recht entsetzt werden könne?“ durch die Anwesenheit des Hrn. Conferenz-Ministers, Grafen von Hohenthal — der vor 45 Jahren auf demselben Catheder, wie jetzt sein Sohn, gestanden hatte — noch feierlicher. Die vortrefliche lateinische Rede, welche der, vom Sohne zum Opponiren aufgeforderte Vater hielt, war voll dankbarer ehrenvoller Erinnerungen jener vergangenen Zeit und der damaligen Zierden Leipzigs, voll der scharfsinnigsten Bemerkungen über die Veränderungen in den Studien überhaupt und ihrer gegenwärtigen Betreibung, und voll gewichtiger, wohl zu beherzigender Worte. Er machte auf Einiges, was ihm bei dem Lesen der Dissertation aufgefallen war, aufmerksam, wollte aber, als Vater, nicht öffentlich mit seinem Sohne streiten, für den er jedoch die liebevollsten und frohesten Gesinnungen äußerte, ihm zu dem Ehrentage Glück wünschte und ernstlich ermahnte: die wohlbegonnene Bahn, nach dem Muster seiner Vorfahren und besonders seiner hochverdienten Großväter, fernerhin zu verfolgen. Der junge Hr. Graf vertheidigte sich gegen die, ihm vom dermaligen Rektor der Universität, Hrn. Ober-Hofgerichtsrath Haubold und einigen andern der ersten Professoren gemachten Einwürfe sehr geschickt, und erndtete die größten Lobsprüche. Ee.

David Hume hatte einen Freund und Anverwandten, Johann Hume, Verfasser des Trauerspiels „Douglas“. Er wußte: daß dieser eben so gern Madeira-Wein trank, als ungern Portwein. Was that er? Er vermachte ihm seinen ganzen Vorrath von Madeira- und Portwein; aber unter der einzigen ausdrücklichen Bedingung: diesen bis auf die letzte Flasche aus zu trinken, ehe er einen Tropfen Madeira kostete. (Courier.)

In voriger Woche starb bei Hrn. Gullan ein, unter dem Namen Shylock allgemein bekannter und berühmter Hochländer. In den letzten 14 Tagen seines Lebens brachte er nichts weiter als Portwein hinunter. Er stand in Lord Fife's Diensten, und gewann noch vor Kurzem für ihn ungeheure Summen. (Courier.) Von wem ist hier die Rede? Von einem Pferde, einem Wettrenner, dem Highlander-Shylock!

In Hastings Prozeß machte ein Zeuge, dem sehr zugesetzt wurde, und der sich aus einer verwickelten Lage ziehen wollte, folgende etwas zweideutige Erklärung: „So viel ich mich dessen entsinnen kann, kann ich mich dessen nicht deutlich entsinnen.“ (Times.) Dies erinnert an folgende Wendung eines angeklagten Diebes: So viel ich mich besinnen kann, wollt' ich eigentlich über diese Sache niemals reden, niemals mehr daran denken; und dies hab' ich so gewissenhaft gehalten, daß ich jetzt selber gestehen muß: ich weiß gar nichts davon.

Eine junge hübsche Wäscherin war von einem Kaufmann zu Bordeaux verführet worden, sie gebar eine Tochter; da jedoch der Verführer längst verheirathet war, mußten die Liebenden sich bald trennen, und das Kind ward bei Paris zu einer Amme in Kost gegeben. Die junge Wäscherin fand einen andern Liebhaber; damit nun das Kind kein Hinderniß der Ehe werde, ließ sie der Amme noch einige Mal Unterstützung zufließen, dann aber nichts mehr von sich hören; hatte sie doch nie ihren Namen genannt! Ihrem Bekannten log sie vor: das Kind sey gestorben und glaubte endlich beinahe selbst daran: als der Kaufmann zu Bordeaux starb und seiner alten Freundin eine bedeutende Summe vermachte, jedoch nur, „wenn sie ihre Tochter überleben werde“. — Die jetzige Frau v. E. erinnerte sich nun recht eifrig wieder an ihre Tochter, und forderte den Dorfpfarrer auf, ihr einen Todtenschein zu liefern. Statt dessen erschien aber vor wenigen Tagen die Tochter — frisch und gesund, mit einem gerichtlichen Lebensschein versehen, um der Mutter den besten Theil ihrer Erbschaft streitig zu machen. (Journ. d. Par.)

Im Juni hatte man in Berlin im Schatten 29 Grad und in der Sonne 33 Grad Réaumur gehabt. Hunde und Tauben starben auf den Straßen (!!??). (Independ.) Der Bericht-Erstatter scheint in der Hitze das jetzt modische Bankerottmachen (das auch den neuesten Zeitgeist befallen hat) auf seinen Verstand ausgedehnt zu haben; denn so arg war es nicht [illegible]

Beilage: Bemerker No. 10. u. Blatt d. Ankündigungen No. XIV.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 7. August. 128stes Blatt.

Maria Cunitz.

Maria Cunitz, die — nach Eberti's Ausdruck *) — „gleichsam als eine Königin unter dem schlesischen Frauenzimmer hervor leuchtet", gehörte zu der kleinen Anzahl gelehrter Frauen, die sich auf dem Felde ernster Wissenschaft bedeutsames Verdienst erwarben. Sie ward zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts geboren; ihr Vater, Doktor Heinrich Cunitz, war Arzt in Schweidnitz. Die gelehrten Beschäftigungen desselben mochten auch in der Tochter die Begierde nach wissenschaftlicher Ausbildung frühzeitig wecken. Mehrere fremde Sprachen waren ihr geläufig; außer dem Französischen, Italienischen und Polnischen hatte sie sich die Kenntniß der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache zu eigen gemacht. In der Medizin besaß sie Einsicht; sie malte auch und die Tonkunst war ihr befreundet. — Am lebhaftesten fühlte sie sich jedoch von jener erhabenen Wissenschaft angezogen, die den Menschen in das unermeßliche Gebiet wundersam leuchtender Welten einführt und das Gemüth über die enge Schranke irrdischer Begrenzung mächtig erhebt. Durch das Studium der Sternkunde kam sie mit dem Arzt und Mathematiker Elias von Löben in Bekanntschaft, der ihr durch beigebrachte Rechnungs-Vortheile die Pflege der Sternwissenschaft erleichterte. Das Band der Befreundung ward durch eine Ehe-Verbindung fester geknüpft. — Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges vertrieben sie aus ihrem Wohnort Pitschen, im schlesischen Fürstenthum Brieg, und sie fanden in dem Kloster Olobecz, in Polen, einen glücklichen Zufluchtsort, wo Maria einen großen Theil ihres astronomischen Werks ausarbeitete, das unter dem Titel: „Urania propitia" in lateinischer Sprache, und mit einer Zueignung an Kaiser Ferdinand III. begleitet, im Jahr 1650. zu Oelß erschien. Die Unrichtigkeit der longomontanischen astronomischen Tafeln, so wie die Unbequemlichkeit der keplerschen, bewogen sie zu diesem gelehrten Unternehmen, worüber Friedrich Lucä — in seiner „schlesischen Fürstenkrone" (Frankfurt 1685. S. 769.) — sich also äußert: „Diese hochgelehrte Dame legte Anno 1650 ein vortreflich Opus in folio in lateinischer und teutscher Sprache der gelehrten Welt vor Augen, „Urania propitia" genannt, oder astronomische Tabellen, durch deren Vermittelung auf eine besonders behende Art aller Planeten Bewegung, nach der Länge, Breite und anderen Zufällen, auf alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zeit-Punkte vorgestellt wird. Sie vermehrte damit die Bücher-Kammer großer Fürsten und gelehrter Leute, dergestalt bei dergleichen Kunstliebenden großen Nutzen schaffend." — Die Richtigkeit ihrer astronomischen Berechnungen wurde unter andern auch bei der im Mai 1699 eingetretenen, und von Astronomen beobachteten Mondfinsterniß erkannt. *) — Sie trieb die astronomischen Beobachtungen mit so beharrlichem Eifer, daß sie darüber die Nächte verwachte und dagegen

*) S. dessen „Schlesiens Hoch- und Wohlgelehrtes Frauenzimmer". S. 28.

*) S. Historische Remarquen der neuesten Sachen in Europa 1699. S. 85.

mehr am Tage schlief, bei welcher Lebensordnung ihr Hauswesen freilich nicht in den ersprießlichsten Zustand gerieth. Nachdem ihr Vaterland von den Bedrängnissen des Krieges wieder frei geworden war, kehrte sie mit ihrem Gatten dahin zurück, nach ihrem Wohnort Vitschen, wo sie am 22sten August 1664 das Zeitliche gesegnet.

M. Bondi.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Fortsetzung.)

Auch in Frankreich selbst haben allerdings schon vor der Revolution einige selbstständigere Geister wie Diderot, Rousseau und selbst Voltaire, (der in seiner eigenen Schrift „sur le poëme epique" die Franzosen für die am wenigsten poetische Nation erklärt) eine freiere Bahn gebrochen, welche die Revolution und die langen aus ihr hervorgegangenen Kriege, (durch welche die Franzosen mit allen Völkern Europa's in unmittelbare Verbindung gerathen sind) so wie endlich die durch einen Villers, Millin, Benj. Constant und eine Frau v. Stael so freisinnig angeregte Aufmerksamkeit auf die deutsche Literatur, beträchtlich erweitert haben; so daß der Horizont der französischen Kritik jetzt um Vieles heller ist. Aber im Allgemeinen ist der Nationalgeschmack der Franzosen, bei ihrem Nationaldünkel, immer noch unter dem eisernen Bann jener engherzigen, aber einmal als unfehlbar anerkannten Maximen befangen geblieben, und ein in französischem Sinn die Wissenschaften und Künste begünstigender Hof, wie der Ludwigs XIV., würde ihn bald ganz und gar auf den alten Standpunkt zurückführen. Wie innig nun Alles in Ludwigs XIV. Zeitalter von jenem Princip solcher Regelmäßigkeit und mißverstandener Korrektheit in Frankreich ergriffen und durchdrungen war, ist in der That erstaunenswerth. Die steife Rhetorik der französischen Tragödie mit ihren drei Einheiten und ihrem monotonen gereimten Alexandriner, die affektirte Stellungen in den Statuen der damaligen französischen Bildhauer, der einförmige, langsame, feierlich-pathetische Menuet des gesellschaftlichen Tanzes und die geradlinigen symetrischen Alleen und quadrirten Parkets in den Gärten eines le Notre, wie die Perücken und Reifröcke, in denen man darin nicht lustwandelte, sondern gravitätisch promenirte: Alles paßte vollkommen und charakteristisch zusammen, und schien wie aus einem Gusse hervorgegangen. Das ganze Leben, die gesammte Literatur, Sprache, Poesie und alle übrigen Künste, bildeten damals in Frankreich ein in sich höchst abgeschlossenes Ganze, das gleichsam stereotyp, mit diesem Stempel der manierirtesten Abgemessenheit und einer wahrhaft geometrischen Regelmäßigkeit geprägt war. — Wie hätte sich von diesem System falscher Repräsentation nun vollends eine Kunst frei erhalten sollen, wie die der scenischen Darstellung, die so ganz und unmittelbar auf Repräsentation beruht? Was der komische und conventionelle Theil der Schauspielkunst dadurch an Feinheit, Anstand und Schicklichkeit gewann, büßte der tragische an Wahrheit, Idealität, poetischer Freiheit und Schönheit, nothwendig ein. Das falsche Pathos, abgezirkelte Förmlichkeit, die in ihrer peinlichen Abgemessenheit doch zugleich so widernatürlich übertriebene Affektäußerung, (welche Oehlenschläger in seinem bekannten Gedicht „An meine Gattin" so treffend eine mit affektirtem Sinn gepaarte Wuth nennt) kurz alle die Mängel und Fehler, die uns Deutschen in der tragischen Darstellungskunst der Franzosen so zurückstoßend erscheinen und den Kothurn auf der französischen Bühne damals völlig zur Stelze verwandelten, gingen aus jenem allgemeinen Charakter der französischen Kunst und Literatur unmittelbar hervor. Von dem wesentlichsten Einfluß auf die Schauspielkunst aber mußte es seyn, daß zugleich alle Hülfskünste derselben, die Architektur, Dekorations-, Machinerie-, und Beleuchtungskunst, besonders aber die mit der sittlichen Bildung der Franzosen schon verbundene Tanzkunst, durch welche Noverre das französische Ballet zum ersten in der Welt erhob, auf jenem Wege ihre vollendetste Ausbildung erhielten.

Betrachten wir nunmehr den Einfluß der dramatischen Literatur insbesondere auf die darstellende Kunst der Franzosen. Wie entscheidend dieser seyn muß, erklärt sich aus der unmittelbaren Abhängigkeit der letztern von der erstern von selbst. „Wenn man (sagt Humboldt in der, im Eingang dieser Briefe angeführten Abhandlung) von den Mängeln spricht, die allen Schauspielern eines Volkes gemeinschaftlich sind, so klagt man eigentlich mit Unrecht sie an. Der Schauspieler steht so gedrängt und gebunden zwischen dem Dichter und der Nation, daß er nur den Richtungen folgen darf, die Beide ihm geben. Er kann keine andern Charaktere zeigen als er vom Dichter empfängt, und diese nicht anders darstellen als die Nation sie sich selbst darstellt." Von den engen Beziehungen des französischen Nationalcharakters der Franzosen zu ihrer Schauspielkunst habe ich bereits gesprochen; die ihrer dramatischen Poesie stellen sich eben so evident durch die ganze Geschichte ihres Theaterwesens dar. Nachdem die rohen Mysterien der Passionsbrüderschaft, die Moralitäten der Bajoche und die Soties oder Possenspiele der Enfans sans soucy, die den Anfang des französischen Bühnenwesens bildeten, vom Ende des 14ten bis in die erste Hälfte des 16ten Jahrhunderts mit abwechselndem Glück gedauert hatten, bereitete sich unter der Regierung des, Künste und Wissenschaften begünstigenden Franz I., der (wie erwähnt) das Bestreben, die Alten nachzuahmen, in Frankreich weckte, für die französische Bühne das im Stillen vor, was sich unter

seinem Nachfolger Heinrich II. offenbarte. In der Schule der griechischen Klassiker gebildet, trat Jodelle im Jahr 1552 mit seinem, (von ihm selbst und seinen Freunden in Gegenwart Heinrichs V. zu Paris dargestellten) den antiken Mustern nachgeahmten Trauerspiele Cleopatra auf, worin auch noch Chöre angebracht waren, und ward dadurch der Gründer der französischen Tragödie und zugleich des ganzen tragischen Systems seiner Nation. Denn wie schwach und mangelhaft dieser Versuch selbst, als eine bloße Nachahmung auch war, indem er nur den Buchstaben nicht den Geist der antiken Tragödie wiedergab, und von des Verfassers entschiedener Unfähigkeit eines lebendigen und genialen Eindringens in den Letzteren zeugte, so erhielt er doch den höchsten Beifall des Hofes und erregte darum, wie auch schon um der Neuheit willen, das allgemeine Erstaunen von ganz Frankreich. Mit großer Leichtigkeit arbeitete Jodelle jetzt auf diesem Wege fort; ihm schlossen sich die übrigen, unter dem Namen des Siebengestirns bekannten Dichter seiner Zeit, la Peruse, Garnier u. s. w. an, und so ward die Mitte des 16ten Jahrhunderts der Zeitpunkt, in welchem sich der französische Geschmack mit eigenthümlichen, von der französischen Hofbildung ausgehenden Grundsätzen, den alten klassischen Mustern nachzubilden suchte. Alle die zahllosen nachfolgenden dramatischen Dichter Frankreichs bauten, wie kraftlos auch meistentheils, auf dieser Bahn, die Jodelle gebrochen hatte, fort, bis endlich das berühmte Triumvirat auf derselben, Corneille, Racine und Voltaire, die Gestalt der französischen tragischen Bühne — die sich, besonders seit Richelieu, ganz unter der Begünstigung des Hofes entwickelte — wie es scheint unwiderruflich festgesetzt haben. Denn in keinem andern Theile der französischen Sitte, Kunst und Literatur hat sich der oben bezeichnete Typus des alten französischen Hof- und Nationalgeschmacks mit einer solchen unwandelbaren Dauer erhalten, als gerade in diesem. Weder der (auf Corneille's Geist unleugbare) Einfluß der spanischen Bühne, noch die von Voltaire selbst bekanntlich zuerst ausgegangene Anregung der Aufmerksamkeit auf Shakspeare, noch die Angriffe auf die Gültigkeit jener französischen Kunstformen von de la Motte, der als ein heftiger Gegner der drei Einheiten auftrat, noch die von der allgemeinen Nationalansicht mehr oder minder abweichenden Ansichten eines Beaumarchais, Mercier, Diderot, (der das bürgerliche Trauerspiel und zwar in Prosa einzuführen versuchte, allein kein Glück damit machte und vergeblich ein dramatischer Reformator seiner Nation zu werden strebte); weder die Revolution mit allen ihren, auch auf die französische Kunst und Literatur einwirkenden Folgen, noch die neuere Herabwürdigung Voltaires durch den berüchtigten Geoffroy, noch die wahrhaft genialen Anerkennungen deutscher Kunst und Art von Villers, Frau von Stael, Benj. Constant und Millin: ja nicht einmal die große Reform, die mit Talma für die äußere Darstellung der Tragödie, in Hinsicht auf höhere Kunstwahrheit begann, haben im Wesentlichen etwas daran zu ändern vermocht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

In das Stammbuch eines Verwandten, der ein Brausekopf war und stets von Freiheit sprach, schrieb Uz:

Frei willst Du seyn? — So sey's! Doch nicht als Geck und Schreier,
Werd' immer redlicher, so wirst Du immer freier!

Als der Dichter J. M. R. Lenz sich leidenschaftlich gegen Wieland auflehnte, wurde folgendes Wortspiel wider Lenz gemacht:

Wieland blühet wie Land, dem nun der Lenz ist gekommen,
Ungeziefer bringt Lenz nur über Wasser hervor.

Joseph II. urtheilte einmal von den Jesuiten: „Ich will nichts, gar nichts von ihnen wissen; sie treibens so, daß auch ihr Bestes nichts taugt!“ — In ähnlichem Sinne sagte Friedrich der Große: „Die Jesuiten sind mir zu verächtlich geworden, als daß ich ihre Schriften lesen könnte; ein schlechtes Herz schwächt die Fähigkeiten des Geistes und macht sie überhaupt verdächtig.

Die, als gekrönte Dichterin (1733) bekannte Frau von Ziegler in Leipzig, sah oft einen Kreis von Gelehrten bei sich in lebhafter und lustiger Unterhaltung. In solcher sagte Gottsched einmal zu seinem Freunde May: Scribatur; und dieser erwiederte sogleich:

„Scribatur sagest Du; ich sage: Schreiben Sie,
Du bist ein römisches, ich bleib' ein deutsches Vieh.“

Der Schauspieler Schönemann, der noch mit Glück den Hanswurst spielte, zu der Zeit als Gottsched diesen Lustigmacher der Deutschen vertrieb, sagte einmal auf der Bühne das Wortspiel: „Hanswurst soll fort; es ist ein — Gott schädlicher — Gedanke, und darum zu gar nichts nutz!“

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Etwas eidlich versichern, heißt jetzt: eine Lüge recht wahrscheinlich machen. Rabener.

Mag Wille nicht sich selbst beschützen, wird Scheu und Pflicht ihm auch nichts nützen. Cervantes.

Kein edel Gemüth kann das Schicksal bekämpfen, erliegt es der Erinnerung. Camoens.

Wenn ich mir getraute, das Kunstrichter-Schild aus zu hängen, würde meine Tonleiter diese seyn: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd, gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. Leßing.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Vorurtheile. Ein großer Feind schöpferischer Geister sind die Vorurtheile: man entwohnt sich ihrer so schwer und es geht sich so gern der gewohnte Gang; ein größerer ist der Fanatismus, sein Charakter besteht nur aus zwei Elementen: aus blinder Liebe und aus blindem Hasse; doch der größte ist die Zunft sogenannter Brodgelehrten. — Das Vorurtheil läßt sich besiegen, der Fanatismus frißt sich selber — aber was vermag einem solchen, von seinem Ich besessenen literarischen Despoten die Vernunft bei zu bringen, wenn er es als seinen Vortheil erkannt hat: eine falsche Richtung durch zu setzen? — Weil jener Thor schon ein halbes Jahrhundert gelehrt hat: „Die Sonne wandelt um die Erde!“ muß ein Galiläi, ein Kopernikus verdammt werden; weil jener Professor schon zwanzig Jahre den alten „Feder“ herab las, muß jedes andere philosophische System nichts taugen; weil jener Mensch Trauerspiele schrieb, wo das Schicksal die Rollen des willkührlichen Richters und Henkersknechts übernimmt, soll ihm und der Welt der Fatalismus des Trauerspiels oberstes Gesetz bleiben. — Jener Aristarch hat es sich endlich stark eingeprägt: über die Trauerspiele der Griechen gehe nichts, und er schwatzt diese Behauptung lebenslang nach. „Aristoteles sagt!“ ist sein erstes — „Aristoteles schreibt!“ ist sein letztes — „Aristoteles lehrt!“ sein einziges Wort. — Der arme, bedauernswerthe Mann bedenkt nicht: daß im neunzehnten Jahrhundert ein Stockgrieche seyn, so viel heißt: als Jahrtausende hinter den Schritten der Menschheit verweilt zu haben. — Jeder Schritt vorwärts auf der Bahn der Wissenschaft und Kunst gefährdet aber auch solche Menschen allzu sehr! — Was würde der Professor anfangen, wenn sein „Feder“ nichts mehr gälte? — Was soll aus den Trauerspielen jenes Dichters werden, wenn die Welt einsähe: ihre Anforderung ist Unsinn? — Was wollte jener Aristarch beginnen, wenn alle seine Autoritäten zusammen stürzten? — Der Eigennutz, ihre Ohnmacht und Erbärmlichkeit macht alle diese Menschen zu geschwornen Feinden Alles dessen, was nicht nach ihnen sich mustert, nicht von ihnen sich meistern läßt. — Die Welt hat weise Gesetze, aber unter die weisesten würde jenes gehören: kein Brodgelehrter sey von Amtswegen entscheidender Richter über die Werke des Genie's! Das Genie betritt eine **neue** Bahn, eilt seinem Jahrhundert voran: nur das ihm entgegen reisende vermag es zu fassen! Joh. Gunz.

Münster. Im April wurde von einem Landmann zu Mußendorf, eine halbe Stunde von Godesberg, bei Bonn, bei dem Ausgraben eines Kellers ein Mammuths-Backenzahn gefunden. — Die Versteigerung der schätzbaren Kunstsammlung des Kanonikus **Pick** zu Bonn ist auf den 15. August angesetzt, und das Verzeichniß schon gedruckt. Man hegt aber noch immer die Hoffnung: daß es nicht zum öffentlichen Verkauf dieser Kunstschätze — deren auch Goethe im ersten Heft seines „Rhein und Main“ rühmlich gedenkt — kommen werde. Der Eigenthümer hatte früherhin seine Sammlung der königl. preuß. Regierung für 4000 Thaler Berl. Cour., nebst einigen Leibrenten für sich und mehrere Verwandte, angeboten; darauf ist das Kabinet von verschiedenen Kunstkennern, worunter Prof. A. W. v. Schlegel, für 26,000 Thlr. abgeschätzt worden. Vielleicht fällt dieser Schatz doch noch der Rhein-Universität anheim. — Am 18. Juni hatte zu Limburg an der Lenne, im Beiseyn des Fürsten v. Bentheim und mehrerer Auswärtigen, die **dritte** Stiftungs-Feier des „literarischen Vereins in der Grafschaft Mark“ statt. Ehe man zur Tafel schritt, wurden folgende Vorlesungen gehalten: 1) Ueber Virgils Aeneide und den Helden dieses Gedichts, von dem Justizrath von den Berken, Präsident der Gesellschaft; 2) Gebhard Truchses von Waldburg, Erzbischof und Churfürst von Cölln, und seine schöne Agnes, Gräfin von Mansfeld (1ster Abschn.), vom Kirchenrath Aschenberg, erster Sekretär; 3) Grundzüge zur Geschichte des Bentheimschen Hauses, begleitet von der Beschreibung eines in dieser Familie vererbten Ehrengeschenks, welches das Erzstift und die Stadt Cölln im Jahr 1598 dem Grafen Arnold darbrachte, vom H. Wiesener; 4) über die Veredlung unseres Gebirgbodens und die Anwendung verschiedener Fossilien für diesen Zweck, vom Kammer-Präsidenten Frhrn. v. Hövel, Direktor (der, einem an diesem Tage eingegangenen Schreiben des Bonnischen Prof., Dr. Mittermaier, zufolge, von der dasigen Juristen-Fakultät zum Doktor beider Rechte erwählt wurde); 5) über häusliches Glück, vom Pfarrer Dr. Hülsemann; 6) poetische Uebersetzung einer der schönsten Episteln Voltaire's, vom Landgerichts-Assesser von Diest. — Die Tafel ward durch das in der dritten Vorlesung erwähnte „Ehrengeschenk“, bestehend in einem schweren goldenen Becher oder Kelch, verherrlicht. Er hält von der Basis des Fußes bis zur Spitze des Deckels nicht viel weniger als 2 Fuß. In dem Deckel, dem Kelch selbst und seinem Fuß sind eine Menge silberner Medaillen aus dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts dergestalt eingesenkt, daß ihr Gepräge von beiden Seiten kann gesehen werden. Innen im Fuße ist die größte der Medaillen, vom Umfang eines Laubthalers, aus gediegenem Gold, das zusammen gesetzte Wappen des Bentheimschen Hauses und die Inschrift enthaltend. R.

Die spanische Inquisition scheint jetzt besonders gegen die Freimaurerei zu wirken. Vor 5 Monaten wurden **sämmtliche** Offiziere eines Infanterie-Regiments verhaftet und sind noch nicht wieder frei gegeben. (Journ. d. Par.) Dieses Ketzer- oder Hexen-Gericht, dieses conservirte Schmach-Institut der Menschheit beschützt wahrscheinlich, in seinen steten Korsaren-Zügen gegen erleuchtende Vernunft — und also gegen Gott — nur solche Freimaurerei, nach welcher solche Fanatiker die Freiheit haben, Jeden einmauern zu lassen, der sich untersteht zu denken.

Neulich ereignete sich zu Paris einer der widersinnigsten Selbstmorde. Ein Mann von 75 Jahren, Guillet, erhängte sich in seinem Zimmer, und hinterließ einen Zettel, auf dem die Worte standen: „Jesus Christus hat gesagt: daß, wenn ein Baum alt sey und keine Früchte mehr trage, solle man ihn fällen!“ (Journ. d. Par.) Ob Alles in der Bibel nützlich ist?

Die Bewohner Sibiriens nennen den letzten Winter äußerst mild, denn der Fluß Irtysch, welcher Tobolsk durchfließt, war **nur** 6 Monat und 17 Tage mit Eis belegt. (Independ.)

Der nordamerikanische Freistaat gewinnt schon allein durch seinen Handel mit Chili jährlich 50 Mill. Franken. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 9. August. 129stes Blatt.

Juliana d'Acosta.

Der Vater dieser Frau, deren Ruhm noch in Hindustan lebt, war ein portugiesischer Edler, Augustin Diaz d'Acosta. Sie ward 1658 in Bengal geboren. Ein Schiffbruch war die erste Ursache ihres seltenen Glückes. Sie begab sich nach diesem Unfall an den Hof des großen Aurengzeyb, der einige europäische Seltenheiten, die sie glücklich gerettet hatte, freundlich annahm. Er ward aber bald so sehr durch ihren klugen und gebildeten Geist entzückt, daß er ihr die Erziehung seines ältesten Sohnes, Behadur, anvertraute und sie zur Aufseherin seines Harems machte. Als der junge Fürst späterhin bei seinem Vater in Ungnade fiel und ins Gefängniß gesetzt wurde, wo er die härtesten Entbehrungen erleiden mußte, fand Juliana Mittel, ihm mit eigener Lebensgefahr einige Erleichterungen zu verschaffen. Nach Aurengzeyb's Tode (1707) begab sich Juliana nach Lahor zu ihrem Zögling, der seinem Vater im Reiche folgte und den Namen Schach Aalem annahm. Er gerieth in Krieg mit seinen Brüdern, die ihm die Herrschaft streitig machten. Juliana leistete ihm während dieses gefährlichen Kampfes, durch ihren Einfluß auf die Großen und ihre Rathschläge, wichtige Dienste. Schach Aalem's Heer ward endlich geschlagen; er schien verloren zu seyn. Traurig saß er allein an ihrer Seite auf seinem Elephanten; da richtete sie seinen Muth auf, und ermunterte ihn: nicht nur im Widerstande zu beharren, sondern seinen Bruder, Schach Aazem, noch einmal an zu greifen. Sie habe — setzte sie hinzu — mit allen Christen für den Schach gebetet und der Sieg werde seine Waffen krönen. Schach Aalem ermuthigte sich; der Ausgang der Schlacht rechtfertigte die Verheißung, und er ward Sieger. — Um Juliana's Dienste zu belohnen, verlieh er ihr die Würde einer Khana (Fürstin), gab ihr kostbare Geschenke, 900,000 Rupien werth, vier Dörfer, die 50,000 Rupien eintrugen, ein Jahrgeld von 12,000 Rupien und den Palast, der dem Bruder Aurengzeyb's, dem unglücklichen Dara-Scheku, gehört hatte. Damit verband er hohe Ehrenbezeigungen; wenn Juliana ausging, waren in ihrem Gefolge zwei Elephanten, welche rothe Fahnen mit weißen Kreuzen trugen. Sie blieb im Besitz dieser Gunst, die sie vorzüglich zur Beschützung der Christen benutzte, so lange ihr Zögling lebte. Als er im Jahr 1712 starb, verließ sie, von Schmerz gebeugt, den Hof und zog sich nach Goa zurück. Der neue Kaiser, Dschehandar Schach, die Fürsten, die Omras und die angesehensten Christen baten sie aber, ihr Amt wieder an zu treten. Sie war eine zweite Frau von Maintenon in ihrem politischen Betragen, sagt der holländische Reisende Valentyn, der um jene Zeit in Indien war. Nach Allem, was wir von ihr wissen, besaß sie gewiß große Klugheit und Gewandtheit, und Schach Aalem meinte es ohne Zweifel ernstlich, als er sagte: „Wenn Juliana ein Mann wäre, sollte sie mein Vezier seyn!" — Sie erhielt sich, trotz allen Umwälzungen, auf der Höhe, die sie erstiegen hatte. Als Farukseiar seinen Oheim Dschehandar im Jahr 1713 entthront und sich zum Schach gemacht hatte, schwur der Vezier des neuen

Fürsten, eifersüchtig auf ihr Ansehen: sie und ihre Verwandten, die sie hatte zu sich kommen lassen, zu verderben. Er ließ Alle verhaften und ihre Güter einziehen; bald nachher aber gab der Schach Alles zurück und bestätigte Juliana in ihrer Würde, und sie genoß ihr Ansehen von nun an ungestört bis an ihren Tod. Als Mohammed, Dschehandar's Sohn, durch eine neue Staats-Veränderung, im Jahr 1719 wieder auf den Thron seines Vaters kam, erinnerte er sich der großen Dienste, welche Juliana seinem Großvater erwiesen hatte, und beschloß: sie ausgezeichnet zu ehren. Er bestimmte dazu das Fest seiner Thronbesteigung; es war der Tag des Täufers Johannes, den auch die Mohammedaner, unter dem Namen Ihia Perigambel, ehren. Juliana war, vermöge ihres Amtes, die Hüterin der Krone; die Hofbeamten des Schachs und die Großen des Reichs holten sie, bei dem Schalle fröhlicher Musik, aus ihrem Palast ab. Zwei Stunden vor Tagesanbruch fuhr sie in einem Wagen aus, das Tadsche (die Krone) in der Hand haltend. Die Straßen von Delhi waren erleuchtet; Feuerwerk und zahllose Schwärmer erhellten den Himmel während des Zuges. Vor dem Palast des Schachs wurde sie von den Weibern, den Verschnittenen und den Spielleuten des Fürsten empfangen; sie legte die heilige Krone, wie man sie nannte, auf einen Thron im großen Saale. Der Schach erschien mit allem Pomp, und als er auf dem Throne sich nieder gelassen, setzte Juliana die Krone ihm auf das Haupt. Diese hohe Auszeichnung erweckte ihr keine Neider, denn sie benutzte ihr Ansehen nie anders, als um Glückliche zu machen, und leistete Jedermann Beistand, ohne Geschenke zu nehmen. — So starb sie, geachtet und geehrt, im Jahre 1733, und ward zu Agrah, auf dem Begräbnißplatz der Christen, beerdigt. — Ihre Nichte, Isabella Velho, ward ihre Nachfolgerin, und die Würde blieb bei Juliana's Geschlecht bis zum Jahre 1747, unter der Regierung des unglücklichen Achmed-Schach. Bei den Stürmen, welche die Ruhe des Reiches erschütterten, ward Delhi mehrmals geplündert, und die nachgelassene Familie verlor Juliana's reiches Erbe. Von den Nachkommen der Schwester Juliana's lebte, im Jahre 1770, Therese Velho von der Unterstützung des Nabobs von Oude (Aubd) zu Fayz-Abad, wo der französische Resident, Oberst Gentil, sie kennen lernte, und sich mit ihr vermählte. W. A. Lindau.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Fortsetzung.)

Das System der tragischen Kunst, welches durch Jodelle gegründet, und durch Corneille, Racine und Voltaire vollendet ward, wird noch immer von den jüngsten Trauerspiel-Dichtern Frankreichs als das, von der französischen Kritik einmal für einzig gültig, musterhaft und gesetzgebend anerkannte praktisch befolgt (wie denn auch Ducis bekanntlich sogar mit dem Shakspeare danach verfahren ist), und jede Abweichung davon als eine Sünde wider den guten Geschmack von der französischen Nation betrachtet. So ist denn seit Voltaire die Verfassung der tragischen Bühne der Franzosen fast ganz dieselbe geblieben. Noch ist — wie A. W. v. Schlegel treffend bemerkt hat — kein Talent aufgestanden, das Kraft genug gehabt hätte, diese Bahn verjährter Vorurtheile mit einem siegreichen Erfolg zu durchbrechen, und alle die in Frankreich selbst bis jetzt geschehenen, sowohl theoretischen als praktischen Angriffe auf das herrschende Regeln-System sind vielmehr nur wie Stimmen in der Wüste verhallt. — Wie es nun mit diesem System beschaffen ist, das hat früher schon Lessing — in seiner Dramaturgie — neuerlich aber besonders A. W. v. Schlegel — in seinen geistvollen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur — so gründlich, scharfsinnig und erschöpfend aus einander gesetzt, das nichts Wesentliches hinzu zu fügen mehr übrig bleibt. Die Basis dieses Systems ist unstreitig die eben von Jodelle zuerst auf die Bahn gebrachte Maxime: daß das Bestreben, die Alten nach zu ahmen, durch die Beobachtung der äußeren Regelmäßigkeit der Form — wie man sie aus dem Aristoteles und Seneca mehr, als aus einer vertrauten Bekanntschaft mit den griechischen Vorbildern begriffen zu haben glaubte — am sichersten erreicht werde.

Diese irrige und durchaus unpolitische Meinung fand an einem zwar kunstliebenden, aber das Wesen der Kunst nur durch die Brille der Convenienz betrachtenden, etiquettevollen Hofe, wie der französische war, natürlich ihre volle Sanctionirung. Da nun die dramatische Poesie für sich selbst schon an eine Menge geselliger, bloß auf Uebereinkunft gegründete Schicklichkeiten gebunden ist; da der Geist der gesammten französischen Literatur und Sprache stets unter der Vormundschaft der Gesellschaft (durch die er in seiner Ausbildung immerfort geleitet und bestimmt worden), und zwar einer Gesellschaft, die mit nachahmendem Eifer sich nach dem Ton einer Hauptstadt, so wie diese wiederum nach den Moden eines glänzenden Hofes sich richtete, gestanden hat: so konnte es nicht fehlen, daß jene prosaische Ansicht bald die herrschende für ganz Frankreich ward. „Wer aber" — sagt Schlegel — „die ächte Handlungsweise des Genie's kennt, welche auf der fast unbewußten unmittelbaren Anschauung großer Wahrheiten beruht, keinesweges auf vermittelten und auf dem Umwege erschlossener Folgerungen erlangten Ueberzeugungen: dem wird jede künstlerische Thätigkeit, die von einer abstrakten Theorie ausgeht, schon deswegen verdächtig werden." — So erklärt es sich, wie die Franzosen, obschon

sie eine eigentlich theatralische Nation sind, doch in Betreff der Tragödie nicht einmal ein eigentliches originelles National-Schauspiel, wie die Spanier und Engländer, haben. Aber bei diesen ging es auch aus dem eigenen Genius der Nation hervor, und die Natur war der Aristoteles eines Calderon und Shakspeare. Diese Theorie nun: daß ein Trauerspiel einmal nichts taugen könne, wenn es nicht genau nach den für unverbrüchlich gehaltenen und so eng verstandenen Regeln des Aristoteles eingerichtet sey, ward in Frankreich bei der Strenge, womit die französischen Kunstrichter die Autorität zu ihrem ersten Grundsatz machten, bald eine so allgemeine und herrschende, daß sie selbst bei dem, durch die spanische Bühne begeisterten Corneille jeden bedeutenderen Versuch einer Widersetzung, als er in seinem „Cid" gewagt hatte, niederschlug. Auch Racine, der, vor allen französischen Dichtern, die Alten am tiefsten erkannte, so wie Voltaire — der seine Landsleute zuerst mit Shakspeare bekannt machte, der auf eine reichere Ausschmückung der Scene und mehr historische Bearbeitung der Gegenstände drang (die er auch seit dem „Cid" zuerst wieder in der Geschichte der neufranzösischen christlichen und ritterlichen Völker suchte, dagegen man bisher nur den Alten und durch Racine den Türken eine tragische Würde zugestanden hatte) — wurden dennoch vermocht, der einmal bestimmten Theater-Praxis mehr oder minder sich zu fügen. Die Grundzüge des Charakters, den die französische Tragödie — welche die französischen Kunstrichter nun einmal für das allein wahre beau idéal aller dramatischen Poesie erklären — nun auf solche Weise erhielt, sind folgende: 1) die Einseitigkeit ihrer ausschließlichen Beziehung auf die Antike, fern von jeder Idee einer Annäherung an die romantische Tragödie; deren Hauptunterschied Schlegel in den plastischen Geist jener und den pittoresken dieser setzt. Daher beruht auch die Handlung der französischen Tragödie durchaus nur auf rein menschlichen Motiven, das Wunderbare gänzlich ausschließend. 2) Die Trennung der Tragödie in Absicht ihres Stoffes von der Komödie, indem jede Mischung von Ernst und Scherz darin ausgeschlossen ist, welcher strenge Gegensatz des Kothurns und Soccus eine allerdings sehr charakteristische Eigenthümlichkeit der Bühne der Alten war; dagegen in den Dichtungen Calderon's, Shakspeare's, Goethe's und (obwohl ungleich seltener) selbst Schiller's, meistens die tragischen und komischen Elemente der Poesie zu einem großen und reichen episch-dramatischen Leben verbunden erscheinen. 3) Die sclavisch strenge Beobachtung der famösen drei Einheiten der Handlung, des Ortes und der Zeit, in denen man noch dazu — wie Schlegel vortreflich erwiesen — den Aristoteles und die alten Tragiker selbst völlig mißverstanden hatte. 4) Die Einförmigkeit und Einfarbigkeit in Composition, Styl und Form, die aus diesen Prinzipien nothwendig entsprang und wodurch man die hohe Einfachheit der griechischen Tragödie wieder zu geben vermeinte. 5) Der Mangel an Charakteren, der durch den armseligen Nothbehelf mit der Einführung der völlig bedeutungslosen Vertrauten, die man an die Stelle des antiken Chor's setzte, noch greller wird. 6) Die Einspielung der Intrigue (die schon an sich kein tragisches Motiv ist) in die Tragödie, indem man dadurch die Lücke, die durch Weglassung der Schicksals-Idee, so wie des ganzen lyrischen Theils des antiken Trauerspiels entstand, aus zu füllen suchte. 7) Die Uebertreibung des rhetorischen Charakters der griechischen Tragödie, der in der französischen, von dem symetrischen Sylbenmaaß der Alexandriner (das sich mehr zum Vortrag antithetischer Sprüche, als zu einer musikalischen Malerei der Leidenschaft eignet) unterstützt, zu eitlem Redeprunk — der Charakterzeichnung wie der Handlung gleich nachtheilig — ausgeartet ist, woher auch die Fehlerhaftigkeit ihrer Expositionen rührt; und endlich 8) die mit dieser falschen Rhetorik auf das genaueste zusammenhängende conventionelle Würde in der Diktion der französischen Tragödie überhaupt, die selbst da, wo es höchst ungekünstelten Seelen-Ausdruck der tiefsten Leidenschaft gilt, an der Stelle des wahren Kothurn's immer nur in Hoftracht gekleidet erscheint, weshalb Schiller so witzig die Helden des französischen Trauerspiels mit den Königen auf altfränkischen Kupferstichen verglich, die sich mit Mantel, Krone und Scepter — zu Bette legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

Ein Hausirer schwur, wenn man um seine Waare handelte, sehr oft: daß ihm heute schon mehr geboten sey. Da man ihn als sehr gottesfürchtig kannte, und nicht glauben mochte: er werde als guter katholischer Christ falsch schwören, so merkte man auf und entdeckte endlich: daß er des Morgens von seiner Frau auf jedes Stück der Waare ein hohes Gebot thun ließ, was er aber nie annahm; so glaubte er dann mit gutem Gewissen seine eidlichen Versicherungen als merkantilisches Hülfsmittel gebrauchen zu können.

Ein Schauspieler, der in Racine's „Mithridat" den „Arbat" spielte, erschien Jahr aus, Jahr ein in dem nämlichen dürftigen Costüm. Dieses wurde ihm einst öffentlich verwiesen. Als nämlich Mithridat im zweiten Akt mit den Worten auftrat:

„Arbat, nach einem Jahr seh' ich in Tauris Sümpfen —" unterbrach ihn eine Stimme auf der Gallerie mit dem Verse:

Dich mit demselben Rock und in denselben Strümpfen!"

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Der Comet, welcher noch immer mit seinem trüben Licht am Himmel steht, wird auch hier von einem Theile des Volks wieder für einen Boten alles Unheils angesehen; etwas ist daran, wenn er die unerträgliche Hitze veranlaßte, welche am 8ten July 29½ R. Grade erreichte. Es verbrannten nicht nur, besonders in Böhmen, alle Futtergräser, sondern die Hitze war auch den Schnittern so gefährlich, daß Viele vom Schlag getödtet wurden. Umgesunkene Lastthiere erblickte man allenthalben auf den Fahrstraßen. Bemerkenswerth ist es, daß zwei Personen während dieser Hitze erfroren — sie hatten sich nämlich zur Abkühlung in eine Eisgrube geflüchtet und wurden todt gefunden. — Der Buchhändler Gerold, welcher der Gesellschaft für die Verbesserung der Lythographie beigetreten ist, und bei dem die Steindrücke besorgt werden, hat auch den Verlag derselben übernommen und findet damit reichlichen Absatz; doch darf ich auch die Vortreflichkeit dieser Drucke wiederholt rühmen. — Vor der Sperrung des Burg-Theaters, während des Ferial-Monats Julius, gab noch Herr Krüger zu seinem Besten das Lustspiel „der Liebe Zauberei", über welches das mißbilligende Urtheil schon überall ausgesprochen ist, und bei dessen Ausführung wohl nur die Kasse des Hrn. Krüger ihm Stoff zur Lustigkeit gegeben hat. — An diesem Theater sollen nun mehrere Reparaturen erfolgen, welche ihm zum Vortheil gereichen werden; wenn doch auch der Beschluß: Neuigkeiten auf zu führen, darunter gehörte! — Im Hof-Operntheater sah man „Graf Armand", nachdem er längere Zeit vom Repertoire verschwunden schien, mit allgemeiner Zufriedenheit. Hr. Stümer nahm als „Graf Armand" Abschied. Die Sängerinnen Grünbaum und Lembert erwerben durch ihre Verdienste immer größeren Beifall; Demoll. Wranitzky dürfte sich aber, bei ihrem übrigens artigen Gesang, auch ein wenig in die Rollen denken, und am mindesten die „Prinzessin von Navarra" (in „Johann von Paris") zur hölzernen Puppe machen! — Hr. Taglioni tanzt auf mehreren Theatern und gefällt; ein Vergleich mit Hrn. Rozier würde aber zu seinem Nachtheil ausfallen. Ein Gerücht läßt den berühmten Tanzer Duport in der Nähe Wiens — zu Baden — seyn; er soll sich hier ansiedeln, und unserm Theater dann wahrscheinlich auf immer angehören. — * —

Eine Zeitung sagte kürzlich: „Wie leider jede Macht der Erde, so war auch die französische Revolution von Schmeichlern umgeben." (Independ.) Des Volkes Schmeichler gehören zu den gefährlichsten; denn die Menge ist gar sehr dazu geneigt, auf sie zu hören, da die Worte Cicero's: „Das Volk unterscheidet nicht Rath, nicht Gründe; nach Dünkel urtheilt es fast überall, nach Rechtschaffenheit selten!" — die Mehrheit immer noch sehr richtig schildern. Wild und verwegen, feig und unentschlossen kann sie sich oft an demselben Tage zeigen; und unbekümmert, was sie that, glaubt sie allzeit triumphirend heim ziehen zu können, wenn sie nur tüchtig — lärmte. Je mehr sie schreien durfte, je mehr glaubt sie ihren Verstand und ihre Freiheit geehrt; da doch ein gescheidter Regent, diese Schwachheit des Volkes benutzend, eben dadurch, daß er dies Geschrei nicht hindert, all seine Zwecke durchsetzen kann. Ein kluger Fürst sagt deshalb — wie Franz I., als man ihm meldete, das Volk spreche entsetzlich gegen die neuen Abgaben: „Laßt sie ja ungestört reden, etwas müssen die Leute für ihr Geld haben!" — Freilich muß auch überall den Besonnenen wenigstens die Nothwendigkeit der Staats-Maaßregeln einleuchten, denn wo diese mit der Mehrheit eines Sinnes werden, da steht die Sache übel!

Neulich hatte ein Mohr zu Paris seinen Herrn bestohlen, und man fertigte für die Thore einen Steckbrief aus. Da indeß alle Mohren gleiche Farbe, und gleiche Gesichtszüge haben, so galt dieser Steckbrief für Alle und Paris war daher einige Tage lang für sämmtliche Mohren im Blockade-Zustand. Einer nach dem Andern ward der Polizei überliefert, aber bis jetzt fehlt der rechte. (Independant.)

Ein Kaufmann zu St. *** bemerkte an seiner Kasse unbedeutende Defekte; um indeß keinen Unschuldigen zu beleidigen, schwieg er, und ward vorsichtiger. Bald darauf kamen Missionäre nach dem Ort. Der Kaufmann, der für einen Mann von Geist galt, besuchte ihre Versammlungen nicht, und äußerte auch gelegentlich Zweifel über den guten Erfolg ihrer Lehren. Wie erstaunt war er aber, da einer jener heiligen Väter ihm die Summe von 25 Louisd'or, von einem Unbekannten ihm übergeben, einhändigte, „die er als Ersatzleistung für gehabte Verluste betrachten möge". Er fing schon an, besser von den Missionären zu denken, als am nächsten Tage sein Neffe ihm mit Thränen um den Hals fiel und gestand: Er sey der Uebelthäter gewesen und auch jetzt der Wiedererstatter; er habe daher 50 Louisd'or jenen — —. „50 Louisd'or? er hat mir ja nur 25 gebracht!" — „Ah, so! — darum meinte er auch, als ich ihm ein Geschenk darbot, er sey schon bezahlt!" — Die Geschichte ist vom Jahr 1738, soll jetzt aber für erdichtet angenommen werden! (Journ. d. Par.)

Ein deutscher Mechaniker, Namens Logier, hat einen Mechanismus erfunden, durch welchen die jüngsten Kinder das Piano-forte erlernen können, ohne die schwierigen Anfangsgründe durchgehen zu müssen (?). Das Instrument heißt Chiroplast. (Constitut.)

Im Jahre 1775 betrug der jährliche Bedarf für Paris: 206,788,224 Pfund Brod, 90 Millionen Pfund Fleisch, 10 Millionen Pfund Fische, 78 Millionen Eier u. s. w. Rechnet man dazu noch den Bedarf an Kleidung, Häuserbau und Ausbesserung u. s. w., so gab Paris damals 250 Millionen Livres jährlich aus; also 416 Livres 13 Sous auf jeden Einwohner oder täglich Jeder 1 Livre 2 Sous. Zählt man dazu 60 Millionen Miethszins, so beträgt es auf Jeden täglich noch 5 Sous. (Independant.)

Zu Verdi, im Piemontesischen, kam unlängst eine reiche Frau mit 5 Knaben nieder, drei davon leben noch. In der alten egyptischen Geschichte giebt es mehrere Beispiele der Art. Zur Zeit Hadrians gebar zu Alexandria eine Frau 5 Knaben, welche alle leben blieben. (Journ. d. Par.)

Zwei amerikanische Reisende, Havard und van Renselaer, bestiegen am 12. Juli den Gipfel des Montblanc. Der Thermometer zeigte am Mittag — als sie oben anlangten — im Schatten 3 Grad unter Null, während er unten in der Ebene 26 über Null zeigte. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 11. August. 130stes Blatt.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Fortsetzung.)

Allerdings hat nun dieses System von Regeln und Schicklichkeiten, auf dem die französische Tragödie beruht, auch manchen vortheilhaften Einfluß auf sie gehabt. Es nöthigte die Dichter, in dem Bau ihrer Stücke nach Ordnung, Präcision, Harmonie und Klarheit zu streben (wie denn schon Voltaire zu sagen pflegte: „daß nichts französisch sey, was nicht klar ist!“), daher alles Ueberflüssige weg zu schneiden, ohne Umschweife zur Hauptsache zu kommen, verständlich zu seyn, zusammen zu drängen und jeden Augenblick so sehr als möglich geltend zu machen. Besonders aber ward die metrische Form für die Tragödie mit Recht als unerläßlich von ihnen befolgt. Auch die bloß rein menschlichen Verhältnisse, frei von aller Einmischung des Wunderbaren und der antiken oder Schillerschen Schicksals-Idee gewähren in einer, dennoch mit so fortwährend gespanntem Interesse durchgeführten Handlung, wie die von Voltaire's „Merope“ (die noch überdem eine Tragödie auch ohne Liebe ist), unläugbar einen eigenen nicht geringen Reiz; und man sollte daher — wie schon Schlegel bemerkt — die französischen Tragiker, wo sie unter so ungünstigen Umständen dennoch das Vortrefliche geleistet, mehr beklagen und zugleich bewundern, als tadeln. Die Vorzüge, wie die Mängel der französischen Tragödie aber hat Niemand poetisch treflicher zu schildern gewußt, als Schiller in seinem bekannten Gedicht an Goethe, als dieser Voltaire's „Tankred“ und „Mahomet“ für das Weimarsche Hoftheater übersetzte:

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden;
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie:
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
Gebannt in unveränderliche Schranken,
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rauhe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne.
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden:
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur soll er zum Bessern werden,
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Ein Gedicht, dem, nicht ohne Absicht, das eben so bekannte, auf den Zustand unserer dramatischen Poesie gleichfalls bezügliche „Shakspeare's Schatten“, in der Sammlung der poetischen Werke dieses unsterblichen Dichters unmittelbar zur Seite steht. Wie aber den Geist der tragischen Poesie der Franzosen, so bezeichnet es auch vollkommen den ihrer tragischen Darstellungs

kunst, der mit jenem Eins ist. Denn in ihr spiegelt sich der Charakter der ersteren nach allen seinen Hauptzügen natürlich wieder. Daher also die scharfe Sonderung des tragischen Künstlers auf der französischen Bühne von dem komischen (dagegen ein vielleicht zu weit getriebener Begriff von Vielseitigkeit der Darstellungsgabe, den Hauptzug in dem Charakter des deutschen Schauspielers bildet); daher die vorherrschende Richtung zum rhetorischen Theil der tragischen Schauspielkunst auf Kosten der Charakter-Darstellung (indem die französischen Tragiker ihrem Schauspieler mehr Leidenschaften als Charakter zu behandeln geben); daher der, nach den conventionellen Begriffen von Decenz geregelte abgemessene Anstand, das Streben nach Feierlichkeit (worauf die Dichtungen selbst freilich alle berechnet sind), der an sich musterhafte, nur von dieser Ansicht falsch geleitete Sinn für äußere Repräsentation, für rhytmische Declamation und mithin auch wörtliches Memoriren und correkte Behandlung der Sprache, so wie für ein kunstgerechtes, in allen Theilen des Zusammenspiels wahrhaft symetrisches Ensemble. Eben daher aber auch die Unwahrheit und Unnatur des französischen tragischen Spiels, von welcher freilich die Franzosen, nach den Begriffen, die diese Nation hat, sich so wenig überzeugen, als die zu weit getriebene Natürlichkeit der deutschen Darstellungsart auf eigentliche Kunstwahrheit Anspruch machen kann. Dem falschen übertriebenen Pathos in Recitation und mimischer Darstellung liegt doch wenigstens das Gute bei dem französischen tragischen Schauspieler wieder zum Grunde, daß er ungleich allgemeiner ist als der deutsche und eine höhere Ansicht von der tragischen Darstellung hat, in welche so viele unserer Schauspieler (die freilich jetzt nicht mehr, wie in den ehemaligen Haupt- und Staats-Aktionen, auf der Stelze, dagegen aber nun auch zuweilen mehr im Pantoffel als auf dem Kothurn einher schreiten) die ganze Bürgerlichkeit des alltäglichen Conversationstons über zu tragen pflegen. Dieser Fehler zeigt sich vorzüglich an unsern Schauspielerinnen, deren die mehresten in der That kaum mehr einen Unterschied zwischen einer heroischen Römerin, wie die Octavia, und einer gut bürgerlichen deutschen Hausfrau zu machen wissen und unter denen überhaupt der Mangel an wahrhaft tragischen Talenten und Naturen jetzt immer auffallender wird. — Ganz auf demselben Wege, wie die Tragödie der Franzosen, entwickelte sich auch ihre Komödie. Jodelle war es, der auch das erste regelmäßige Lustspiel (Eugene) nach den Ansichten, die er von den lateinischen Lustspiel-Dichtern gefaßt hatte, in Frankreich schrieb, und auch hierin schlossen sich seine mehr oder minder talentlosen Nachfolger ihm an, bis endlich der lebendige Sittenmaler Moliere mit seiner geregelten und metrischen Charakter-Komödie erschien, den die französischen Kunstrichter und die durch sie herrschend gewordene Meinung für allein klassisch, und mithin für den eigentlichen Stifter und Gipfel des französischen Lustspiels erklärten. Dieselbe Ansicht vom Aristoteles, dieselbe, vom französischen Hofton geleitete National-Geschmacks- und Empfindungsweise, dasselbe System von Regeln und conventionellen Schicklichkeiten, woraus die Gestalt des französischen Trauerspiels hervor ging, lag auch der Molierеschen Komödie zum Grunde, und an sie schlossen sich, mehr oder minder nachahmend, die folgenden Lustspiel-Dichter Boursault, Regnard, Legrand, Destouches, Dancourt, Marivaux, Piron, Gresset u. s. w. bis zu dem neueren Collin d'Harleville, an, indem die französische Kritik alles seit Moliere Geleistete nur als eine mehr oder weniger unvollkommene Annäherung an dieses vermeinte unübertrefliche, ja unerreichbare Muster beurtheilte und schätzte. Da aber das Lustspiel, seinem innersten Wesen nach, sich unmittelbar an das wirkliche Leben anschließt, — woraus Schlegel wohl mit Unrecht folgert: daß es eine gemischte Gattung sey, die eine unpoetische prosaische Seite habe; denn warum sollte sich diese Seite nicht eben so gut poetisch behandeln lassen, als das historische Leben, dem sich die, doch keinesweges bloß an fabelhafte Gegenstände gebundene Tragödie anschließt und das doch auch einmal das wirkliche war? — *so konnte* diese Anwendung jenes Systems, wie beschränkend sie für die Tragödie war, doch auf das Lustspiel im geraden Gegentheil nicht anders, als höchst vortheilhaft einwirken: insofern wir hierunter nicht die romantische, sondern die eigentliche witzige Komödie oder das komische Conversations-Stück verstehen. In dieser Beziehung ist dem französischen Lustspiel jenes Systems die Feinheit der geselligen, von einem glänzenden Hofe ausgehenden Bildung, so wie die ganze Eigenthümlichkeit des französischen National-Charakters, der französischen Sprache und Sitte auf das treflichste zu Statten gekommen. Selbst der Umstand, daß die Franzosen auch darin den Alten nach zu ahmen suchten: daß sie für die Tragödie und Komödie einerlei Sylbenmaaß einführten, hat auf die letztere einen günstigen Einfluß gehabt. Denn so wenig der gereimte Alexandriner für den freien und seelenmalenden Ausdruck des tragischen Pathos geeignet ist, so treflich paßt er für den des komischen (in das sich ja sogar das Tragische der französischen Trauerspiel-Dichter nicht selten schon von selbst verwandelt) und für den Charakter des scherzhaften Dialogs überhaupt; wie es denn an und für sich schon drollig ist, ein so symetrisches Sylbenmaaß sich den vertraulichen Wendungen des Gesprächs anschmiegen zu hören. Goethe und einige ihm hierin mit Talent nachgefolgte jüngere deutsche Lustspiel-Dichter (wie Stoll und Contessa) haben uns diesen Vorzug auch auf unse-

rer vaterländischen Bühne fühlbar gemacht, und ich glaube mit Grund behaupten zu können: daß der gereimte Alexandriner für diese Gattung der Komödie ein eben so charakteristisches und unerläßliches Versmaaß sey, als es der Trimeter für die höhere Tragödie, der Hexameter für das antike und die Ottave rime für das romantische Epos ist. Aber selbst die Lehre von den drei Einheiten hat hier eine vortheilhafte Wirkung hervor gebracht; wie denn die Einheit der Zeit, aus dem Wesen dieser Art des Lustspiels, in dem die Alles schnell zum Ziel führende Intrique vornehmlich herrschen soll, schon beinahe von selbst folgt. Selbst die Einheit des Orts ist hier nicht widersprechend, da die geselligen Kreise, in denen sich das Lustspiel bewegt, gewöhnlich an einem Ort versammelt sind; nur ist diejenige Aengstlichkeit ihrer Beobachtung unstreitig zu weit getrieben, die nicht einmal die Aenderung der Scene aus einem Haus oder Zimmer in das andere gestatten will, woran sich jetzt auch nur noch selten ein französischer Lustspiel-Dichter zu binden pflegt. Von der Einheit der Handlung aber, insofern man darunter die höhere ästhetische Einheit der poetischen Composition überhaupt begreift, versteht es sich ohnehin, daß sie allerdings ein Hauptgesetz für jede Gattung dramatischer Produkte ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Herr Guthsmuths sagt in seinem „Turnbuche für Söhne des Vaterlandes" (Frankfurt a. M. bei Willmanns): „Ist im Rathe der deutschen Regierungen allgemeine Bewaffnung beschlossen, wollen sie ächte Vertheidiger für sich, so mögen, so müssen sie auf diesen großen Zweck (nämlich durch Turnkunst an zu regen) hinlenken in Erziehung der Söhne des Vaterlandes. Begeistert sie mit der Liebe fürs Vaterland und Volk und edle Fürsten, steigert ihnen die Kraft und Gewandtheit des Körpers, und es wird ihnen ein Leichtes seyn, sich schnell in die Waffen-Uebungen zu finden, und eben dadurch wird einer zweiten Bedingung (innerer Güte des Heeres) kräftig begegnet; denn ein Mensch, der durch Erziehung die ächte Bedingung der Tapferkeit und des Muths, nämlich die Kraft erhalten hat, der nur kann ein tüchtiger Streiter seyn." — So geht es noch fort, um zu beweisen: daß die Eigenschaften eines guten Kriegers besonders durch die Turnkunst erreicht werden; es gilt aber hier die Frage: ob wir überhaupt die — ohnehin noch nicht erloschene — schmachvolle Sucht zu privilegirtem Morde, und die Liebhaberei! mit Tausenden von Soldaten im Kriege ein blutiges, im Frieden ein, die Kräfte lähmendes und die Moralität verderbendes Spiel zu treiben, begünstigen dürfen, und ob wir dieses Uebel, welches man leider noch als nothwendig anerkennen soll, jetzt durch das Turnen schon vom sechsten Jahre wollen anfangen lassen, während es doch sonst erst vom zwanzigsten begann? — Hat man für die Menschheit noch kein besseres Ziel, als dafür zu sorgen: daß sie gut zuschlagen kann, so ist es — trotz aller hochtrabenden Neben-Ansichten dabei — scharf betrachtet, gleichgültig: ob ein Mensch auf gewöhnlichem Wege zehn Jahr früher oder später stirbt; wenn er aber gar nur physisch erkräftigt wird, um ein Paar Jahre eher als Kanonenfutter dienen zu können, dann muß Jeden bei dem Hülfsmittel dazu ein Grauen überfallen. — Auch die „Jenasche Literatur-Zeitung" — die übrigens jenes Werk sehr empfiehlt — sagt: „Es sey zu beklagen, daß Herr Guthsmuths den Begriff der Turnkunst so niedrig stellte; er habe dadurch den Verdacht erregt, als wolle er sie dem Soldatengeist unserer Zeit und der besonderen Vorliebe mancher Fürsten anbequemen" — und wir fürchten: daß die frühere Begünstigung der Turnerei (denn das Wort Kunst ist mit derlei Gaukelwesen doch wahrhaft mißbraucht) nur darin ihren Grund hatte.

Die „Speiersche Zeitung" gab neuerdings ein Geschichtchen, nach welcher auf einem Jahrmarkt ein Ausrufer schrie: „Kauft, kauft, das gräuliche Lied — kauft das Lied vom gräulichen Kotzebue!" — kein Mensch wollt' es haben. Da fuhr ein Sandmann herbei, rief: „Kauft Sand, den reinen schönen Sand!" — und Viele kauften sogleich. — Wahrscheinlich hält der Redakteur dies für Witz; wer aber durch die Verschrobenheit des neuesten Zeitsinnes nicht Sand in den Augen hat, erkennt gewiß sogleich die gehässige Albernheit, die, nach den Begriffen der Zügellosen, deutschthümlich, nach der Einsicht der Rechtliebenden aber nie deutschrühmlich genannt werden möchte. Fr. Wendel.

Fündlinge.

Kardinal Dubois ließ den Wundarzt Boudon rufen, und sagte zu ihm: „Ich hoffe, mein Herr, Sie werden mich nicht wie Ihre Lumpen-Kerle im Hospital behandeln!" — „Monseigneur!" antwortete der edle Mann; „alle diese Lumpen-Kerle sind Eminenzen für mich!"

Wie entstand die Redensart: sub rosa? Einige nehmen die Mythologie zu Hülfe: Amor schenkte dem Harpokrates, dem Gott des Stillschweigens, eine Rose. — Ein Zweiter will: Im Schloß-Conferenzzimmer zu Torgau, wo Churfürsten und Fürsten wegen der Jülichschen Erbschaft zusammen traten, war der Decke Hauptzier eine Rose. Sie hielten ihre Abreden geheim, und sagten: Das ist sub rosa geschehen. — Ein Dritter meinte: Vormals waren die Siegel mit einem, als Rose ausgeschnittenen Blatte bedeckt; daher ist sub rosa so viel als sub sigillo. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Die sogenannte altdeutsche Kleidung. Die Art, wie man schon in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in Deutschland gegen fremde, vorzüglich französische Moden eiferte, hat gewiß einiges Interesse für die jetzige Zeit, in welcher ein ähnlicher Kampf gegen dieselben versucht wurde. Nachdem der Verfasser der wunderlichen, satyrischen und wahrhaftigen „Gesichte Philanders von Sittewalt" (Frankfurt 1645) sich über der Deutschen Verachtung gegen ihre vaterländischen Namen kräftig geäußert, fährt er fort, gegen die fremden Kleidertrachten zu sprechen: — „Denn so bald kann nicht eine wälsche närrische Gattung aufkommen, daß ihr, ungerathene Nachkömmlinge, nicht so bald dieselbe müßt nachäffen und fast alle Vierteljahr ändern; auch darfür haltet: wo ein ehrlicher gewissenhafter Mann bei seiner alten ehrlichen Tracht bleibe, daß er ein Hudler, ein Halunk, ein Alber, ein Esel, ein Tölpel seyn müsse. Wie viel Gattungen von Hüten habt ihr in wenig Jahren nicht nachgetragen? jetzt ein Hut wie ein Ankenhafen, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Kardinalshut, dann wie ein Schlapphut; da ein Stilp, chienbreit, dort ein Stilp fingersbreit; dann von Geißenhaar, dann von Kameelshaar, dann von Biberhaar, dann Affenhaar, von Narrenhaar; dann ein Hut als ein schwarzwälder Käß, dann wie ein Schweizerkäß, dann wie ein Holländischkäß, dann wie ein Münsterkäß — — —

> Dann trägt man kurz, dann lange Röck,
> Dann große Hüt', dann spitz wie'n Weck,
> Dann Ermel lang, dann weit, dann eng,
> Dann Hosen mit viel Farb und Spreng.
> Das zeigt, was in dem Herzen legt:
> Ein Narr hat Aend'rung alle Zeit.

Und das zu lachen ist: wo irgend ein König, ein Fürst, ein Herr, ein Reisender um des Reisens, um des Jagens willen ein solchen Hut, ein solchen Mantel, ein solchen Rock, ein solch Kleid ihm zu seinem Nutzen und Vortheil machen läßt, und ein neusichtiger Monatsnarr, ein Schneider bei der Nadel, ein Schuster bei dem Knippen, ein Student bei den Büchern solches siehet, der oft wohl sein Lebtag nicht auf eine Meilwegs reiset, weder reitet noch jaget, weder hetzet noch beitzet, dennoch es will nachäffen, einen solchen Mantel tragen: daß ihm der Regen des Hauses die Knie nicht soll zerschlagen; ein chapeau de fuyant will er auf haben, damit er ihm nicht abfalle, wenn er davon will traben; ein Paar Stiefel bis an Latzen anziehn, damit ihm das Wasser nicht oben einlaufe, wenn er in den Regen des Weinfasses gerathet oder durch den Rhein seiner Stuben muß reiten." — Weiter heißt es von dem Tragen der Haare: „Ist denn das ein teutsches Haar — bist du ein Teutscher, warum dann mußt du ein wälsches Haar tragen? warum muß es dir also über die Stirne herunter hangen als einem Dieb? Man soll ja einen ehrlichen Mann an der Stirne erkennen, welche guten Theils seines Gemüthes Zeugniß ist, und wer seine Stirne also verhüllet, das Ansehn hat, als er sich vor etwas müsse schämen, daß er ein Schelmstück begangen habe. Warum muß dir das Haar also lang über die Schultern herab hangen? Warum lässest du es nicht kurz beschneiden auf teutsche Weise? oder doch so du es länger tragen wolltest, überm Kopf einschlüpfen, als bei uns der Brauch ist? Komm her, laß uns sehen, hast du auch noch deine Ohren? Ist das nicht eine lose Leichtfertigkeit; diese lange Haar, also herunter hangend, sind rechte Diebeshaare, und von den Walschen, welchen um einer Mißethat, oder Diebsstücks willen, irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten, und man es nicht sehen oder merken könne.*)

*) Demnach wäre die neudeutsche Haarhängerei — eine gewaltig ehrenrührige wälsche Mode. D. Einsender.

Und ihr, die ihr teutschen ehrlichen Namens und unsere Nachkommen seyn wollet, wollt solchen lasterhaften Leuten in ihrer Untugend, in deren sie sich selbst schämen und die sie zur Bemäntelung ihrer Schelmenstücke erfunden haben, nachäffen? und darin noch als in köstlichen schönen Dingen prangen?" — Nun geht es auf eben diese Weise über die Kleider her, welche sich der Teutsche für sein altes Geld als neue närrische Trachten von Paris verschreibe; dann schließt folgendes Gedicht:

> Ich lob die Pol'n in ihrer Zier,
> Sie bleiben bei der alten Manier,
> Bekleiden sich nach Landesbrauch
> Der Türk' und Moskowiter auch.
> Aber ihr in dem teutschen Land,
> Der Kleidung haltet kein Bestand,
> Daran man euch mit wahrem Grund
> Wie andre Völker kennen kund:
> Sondern ihr seyd recht wie die Affen,
> Nach Walschen und Franzosen gaffen,
> Sowohl nach Böhmen und dergleichen,
> Die ihrer Lande Grenz erreichen.
> Was die an Rüstung, Roß und Wagen
> Gebrauchen und am Leibe tragen,
> Das müssen Jungfrau, Mann und Knaben
> Auch allenthalben um sich haben.
> Mit welcher Tracht und losen Dingen
> Sie sich nur um die Heller bringen,
> Und machen, wie man's wohl erfind,
> Das alles Geld im Land verschwind.
> Ja wenn sie noch bei Einem blieben,
> Und nicht so often Wechsel trieben
> In Röcken, Wämbsen, Stiefel, Hut,
> So ging es hin und wär noch gut.
> Aber eh daß man sich umsicht,
> So wird was Neues aufgericht,
> Darauf so fall'n sie ingemein,
> Wie sollt ihr denn vermöglich seyn?
> Bedenkt doch dies in allem Stand,
> Ihr liebe Leut im teutschen Land!
> Auf daß ihr nicht von eurer Haab
> Durch à la mode nehmet ab.

Noch manchen Beitrag zur Geschichte der Sitten und Denkungsart des siebenzehnten Jahrhunderts, namentlich über unteutsche Höflichkeit, als Bücken und Nicken, Händ' und Fuß küssen und dergleichen Geberden und „Gramenzen", enthält dieses Büchelchen, denen besonders zu empfehlen, welche heut zu Tage ähnliche Bestrebungen mit dem Verfasser desselben haben. G. Stenzel.

Dubourg, Erzbischof von Limoges, machte einst Napoleon folgende Lobsprüche: „Er sey ein Stellvertreter der Vorsehung, ein neuer Makkabäus, ein zweiter Titus, dessen Seele stets im Innersten von dem Unglück des Krieges betrübt sey, ein Abgesandter Gottes zum Heil Frankreichs und für die Ruhe Europa's!" (Constitut.) Möchten aus solchen Fällen die Fürsten lernen: wie gegründet Lobsprüche, ihnen gewidmet, zu seyn pflegen! „Wer den Fürsten mit Lob und Preis naht, gegen den sollen sie zuerst ihr Mißtrauen richten"; indem sie die Schmeichelei für einen Meuchelmord, ausgeübt an der Zuneigung des Volkes, zu betrachten haben.

Die „Jena'sche allg. Lit. Zeit." theilt (Nr. 74) aus dem Buche „Gewagte Blicke ins Heilige und Allerheiligste" v. Renatus Ewerich folgende Analysis der Liebe mit: „Liebe wird in ihren Progressionen Menschenliebe; Liebe vereint mit Wahrheit ist Wohlwollen; Liebe mit Weisheit ist Unschuld, Kindlichkeit. Liebe mit Güte ist Geduld; Liebe mit Gerechtigkeit ist Vergebung; Liebe im Ganzen oder in der Fülle der Schönheit ist — Barmherzigkeit."

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 13. August. 131stes Blatt.

Lobrede auf die Bücher-Verleiher.

Von M. Bondi.

Ganz Gänsenhausen — schreibt der dasige Annalist — hatte sich seit acht Tagen in ein großes Hospital verwandelt, und man konnte sich bei der gesunden Luft, die das Städtchen umwehte, die Ursache dieser so allgemeinen Gesundheits-Verschlimmerung eben so wenig erklären, als die noch auffallendere Erscheinung: warum, während der stärkere Theil der Bevölkerung von Gänsenhausen von so mannigfachen Uebeln geplagt wurde, gerade der schwächere Theil — die Weiber und Kinder — unangetastet blieb. Vergebens hätte sich eine ganze medizinische Fakultät nieder setzen können, um dieses physiologische Räthsel auf zu lösen; vergebens hätte sie mit der Fackel ihres gelehrten Wissens überall hinleuchten mögen, um die Ursache dieser abnormen Erscheinung auf zu suchen; sie würde sie nicht gefunden haben, wenn sie nicht, wie ich, einen Blick auf die breiten, an den Straßen-Ecken angeklebten Zettel geworfen hätte, die mit großer Schrift den landesherrlichen Befehl zur Aushebung der Landwehr kund thaten. Von hier aus wirkte das verderbliche Gift, welches das ansteckende Miasma verbreitete — das bekannter ist unter dem Namen: Kanonenfieber — wovon keine Haut verschont blieb. Der Magistrat bezeigte sich höchst uneigennützig, indem er den Patienten die Heilpfleger unentgeltlich ins Haus schickte, die in ihrer Kurir-Methode ganz anders verfuhren, als jene berühmten Aerzte bei Moliere's malade imaginaire. So verordneten sie z. B. statt des ruhigen Verhaltens, Bewegung im Exerzier-Schritt; statt des Krankenlagers das Feldlager; statt Chinapulver Schießpulver. Trotz dieser drastischen Mittel, die manchen armen Teufel auf die Beine und um den Kopf brachten, hatten die edlen Väter der Stadt ihre liebe Noth, das ausgeschriebene Häuflein vollzählig zu machen; denn wie viele Vaterlands-Vertheidiger beriefen sich nicht auf einen, von der Natur ihnen zugestellten Freischein, und entdeckten bisher geheim gehaltene Mängel und Gebrechen, mit denen sie in dem kritischen Augenblick ordentlicher Weise groß thaten, und sich, wie mit Ordenszeichen, dem Magistrat zum Trotz, damit brüsteten. Die hohe Obrigkeit sah sich daher genöthigt, Alles, was, wenn nicht eine männliche Seele, doch wenigstens einen männlichen Leib hatte, zum Dienst des Vaterlandes zusammen zu raffen, und leider wurde dabei auf geistige Bildung gar keine Rücksicht, und das edelste Pfropfreis zu Brennholz genommen. Ja man ging so weit, daß man selbst den Aufseher an der großen Bildungs- und Geschmacks-Reinigungs-Schleuse von Gänsenhausen, daß man den Bücher-Verleiher Adamanthus Seelenhold nicht verschonte, und den zart gegliederten Anreger geistiger Thätigkeit dem rohen Kriegsdrachen zur Speise vorwarf. Ich hätte Blut weinen mögen, als sein Weib mir die herzzerschneidenden Worte zurief: „Hat der arme Schelm nicht schon in so viel saure Aepfel des Lebens gebissen; soll er denn nun noch Patronen und harten Zwieback oder gar ins Grab beißen?“ — „Nein, nein, nein!“ rief ich, vom Gefühl übermannt, „das soll

er nicht. Er, der den Baum der Erkenntniß mit seinem Schweiße für Gänsenhausen groß zog, verdient ein besseres Schicksal, als im Pulverdampf auf zu gehen." — „Ach!" rief sie, „wenn Sie ein gutes Wort für ihn einlegen wollten!" — „Nicht eins!" entgegnete ich, „mehr denn tausend will ich für ihn ein- und meine ganze Weisheit auslegen!" — „Lieber Herr!" sprach sie, und nahm meine Hand und drückte sie ans Herz. Weiter konnte sie vor Schluchzen nichts hervor bringen. — „Lassen Sie mich!" rief ich gerührt und zog meine Hand aus der ihrigen; „Ihr Thränenstrom schwemmt mir das Bischen Besinnung fort, das ich zur Rettung der guten Haut jetzt nöthiger brauche." Ich wand mich schnell um und verschloß mich in mein Kabinett. In meinem Lehnstuhl zurecht gesetzt, brütete ich über den Entwurf einer Vorstellung, die nicht nur Hände und Füße, sondern auch eine tüchtige Lunge und Zunge haben sollte. Ich zog die Mütze über beide Ohren tief herunter, schloß die Augen fest zu, und folgte in meinen Gedanken dem armen Rekruten in den wilden Tumult, und es bedünkte mich bald, als säße ich mitten in einem Kriegstreffen. Kanonendonner dröhnte um mich her, Kugeln zischten durch die Luft, Trommeln wirbelten, Ladstöcke klirrten, Rosse wieherten und stampften, und das Stöhnen und Aechzen der Sterbenden tönte gräßlich dazwischen. Ich sah, wie sie den blassen, schlotternden Bücher-Verleiher an den Haaren in den Kampf zerrten, wie sie ihm, als er entweichen und zu seinem Weibe und zu seinen Kunden sich retten wollte, Lanzen und blinkende Bayonette drohend auf die Brust setzten. — Laßt ab, Ihr Grimmigen! rief ich außer mir; was wollt Ihr von dem matten, ohnmächtigen Stubengeziefer, das keinen Hahn in die Ruh, wie viel weniger einen Feind in den ewigen Schlaf bringen kann! — Drei schnurrbärtige, baumlange Krieger stellten sich vor mich hin und maßen mich mit befremdlichen Blicken. — Es ist wahr! begann ich, gleichsam ihr Feld-Kaplan; die allgemeine Noth hat die Völker in die Lehre des Waffen-Handwerks gewaltsam getrieben, und ihnen die Ueberzeugung in die Seele gebrannt: daß kein Staatsverein ohne streitfertige Glieder jochfrei bestehen könne; allein wenn wir, wie die Alanen (nach Ammianus Marcellinus) das Schwerdt zum Altar aufrichten, soll ihm Jeglicher darum sein Haupt zum Opfer weihen? Soll gesammte Mannschaft des Staats auf die blutige Degenspitze gestellt werden, um die Länder-Karten, wie einen Kirchhof, mit Kreuzen — von über einander gelegten Schwerdtern — an zu füllen? Hat ein Mensch von Talent darum Geist, um ihn vor dem Feinde auf zu geben? Möget Ihr Raufbolde und Kampflustige Euch auf dem Felde der Ehre mit der Widerpart messen, nicht aber die ganze männliche Sippschaft als Meß-Kette dazu hinaus schleppen, von der kein Glied zurück bleibt — nicht einmal der Bücher-Verleiher! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Fortsetzung.)

Die Intrique, deren Einmischung in die französische Tragödie als ein, der tragischen Würde unangemessenes Motiv zu tadeln ist, erscheint dagegen in dem Lustspiel, dessen wesentlichstes Element sie ist, ganz an ihrer Stelle, und wurde in keiner andern dramatischen Literatur mit einer so reichen und unerschöpflichen Erfindungskraft zu diesem Zweck benutzt, als in der französischen, wo schon das Leben selbst durch die Ueberverfeinerung der geselligen Kultur und die Ueppigkeit des Hofes, wie der großen Welt überhaupt, in so reichem Maaße darauf hinführte. Dieser Charakter der gesellschaftlichen Bildung, besonders in einer Hauptstadt wie Paris, die eine ganze Welt von Social-Verhältnissen aller Art in sich umfaßt, muß auch den französischen Lustspiel-Dichtern einen ungleich reicheren Stoff für Charakter und Sitten-Malerei gewähren, als ihn das Leben anderer Nationen dar zu bieten vermag, und darum zeichnet sich die Komödie der Franzosen an Mannigfaltigkeit und Individualität der Charaktere gerade in eben dem Grade aus, als ihre Tragödie arm daran ist. Dasselbe gilt auch von ihren Romanen — so weit sie zu derjenigen Gattung, welche das wirkliche Leben und gesellschaftliche Verhältnisse zum Gegenstande haben, gehören — und zeigt sich in seiner vollsten Bedeutung an La Bruyere's Charakteren, ein in seiner Art noch immer einziges Werk, das nur ein Franzose zu schreiben im Stande war. Wie sehr aber das conventionelle Lustspiel in Frankreich durch den eigenthümlichen Charakter und die gesellige Feinheit der französischen Sprache gewinnen müsse, ist schon bemerkt worden. Alle diese Vorzüge stellen sich nun eben so evident auch auf der französischen Bühne im höheren Lustspiel dar; der feine Weltton, der zarte Sinn für das Schickliche, Gefällige und Anständige, die man hier in Sprache und Geberdenspiel auf das Vollkommenste ausgebildet erblickt, geben einer Komödie auf dem Théatre françois einen äußeren ästhetischen Reiz, von dem man auf unseren deutschen Bühnen gar keinen Begriff hat, und bei der einzigen unaussprechlich reizenden Demoiselle Mars allein schon könnten nicht nur alle Theater-, sondern auch wirkliche Prinzessinnen in die Schule gehen, um die Kunst grazlöser Rede, Haltung und Bewegung zu lernen.

Mit gleichem Erfolg, wie das feine Lustspiel (haute Comédie), entwickelte sich in der französischen Literatur zugleich die eigentliche Posse oder Farce, und das, der

französischen Nation so ausschließlich eigenthümliche Vaudeville. Jene begann schon mit den Schauspielen der sogenannten Clercs de la Bazoche, die ihre Moralitäten mit Possenspielen abwechseln ließen, von denen die berühmte Farce vom Advokaten Pathelin (um 1480) dieser Gattung der Dramatik in Frankreich ihre ganze nachmalige Richtung gab; dieses entsprang aus den Jahrmarkt-Theatern (Théâtres de la foire), welche, seit Jodelle — von Schauspieler-Gesellschaften aus den Provinzen, zu Jahrmarktszeiten, wo alle Privilegien, mithin auch die der stehenden Bühnen in Paris, aufgehoben waren — in den Pariser Vorstädten gebildet wurden, und erhielt durch le Sage zuerst seine jetzige Form. Beide Gattungen entwickelten sich ganz im Gegensatz zu der regelmäßigen Komödie, und völlig unabhängig von dem oben bezeichneten dramatischen System, auf eine ächt volksmäßige und selbstständige Weise; sie sind, nebst der französischen Operette, die einzigen, in denen die Franzosen wahrhaft als Original da stehen, mithin ihr einziges eigentliches National-Schauspiel; und es scheint mir eben deshalb, daß Schlegel sie in seinen dramaturgischen Vorlesungen in dieser Beziehung zu wenig berücksichtigt hat. Namentlich erhielt sich in dem Vaudeville der Geist und Charakter der französischen Volks-Poesie gewiß allein noch frei von allem Einfluß jenes Hofgeschmacks und jener Autorität der französischen Kritik, wie denn auch die Melodien zu den darin eingelegten Couplets und Chansons meist nur alte französische Volksmelodien sind, und diese Gesänge zum Theil selbst, je nachdem sie das Volk ansprechen, wieder zu Volksliedern oder Gassenhauern werden. — Das Vaudeville und seine Musik sind also ausschließlich französisch und ächt national. Mit der Revolution ist die dramatische Literatur der Franzosen endlich noch mit drei Nebengattungen ansehnlich bereichert worden, nämlich den kleinen feinen Lustspielen, welche die Franzosen pièces à tiroir (Schubladen-Stücke) nennen, und worin die Verwickelung hauptsächlich auf Verkleidungen beruht, wie schon Moliere und Boursault dergleichen auf die französische Bühne brachten, und sie jetzt auch auf der unsrigen durch den Beifall, den das von Stoll übersetzte niedliche Stück „Défiance et malice" von Dieulafoy, erhielt, Mode geworden sind; ferner dem, von La Chaussée zuerst aufgebrachten rührenden Lustspiel (von den Franzosen vorzugsweise Drame genannt) oder eigentlichen Charakter-Stück, welches unsern Ifflandschen und Kotzebueschen Sitten- und Familien-Gemälden verglichen werden kann, und seinen vorzüglichsten Repräsentanten an dem fruchtbaren Picard hat, dessen dramatische Werke sich vollkommen als eine Synthesis der Talente jener beiden deutschen Dichter bezeichnen lassen; und drittens: dem sogenannten Melodrame, worunter jedoch nicht der Begriff einer einfachen, in Musik gesetzten Handlung von zwei oder vier Personen, den wir damit verbinden, sondern vielmehr große, mit Musik, Gesang und Tanz verbundene Spektakel-Stücke, im Geschmack der bekannten Wiener Produkte, zu verstehen sind. Zu dieser Mannigfaltigkeit der dramatischen Gattungen gesellt sich nun noch der außerordentliche Reichthum an Schriftstellern, den Frankreich in jeder einzelnen derselben besitzt; mit diesem kann sich in der That keine andere Bühnen-Literatur des heutigen Europa messen, und fast alle übrigen Theater, namentlich das deutsche, haben deshalb auch von jeher ihre Repertoire's mehr oder minder durch Uebersetzungen französischer Stücke bereichert. So unübersehbar die Anzahl der Schauspiel-Dichter in Frankreich, so erstaunlich ist die Fruchtbarkeit der Meisten, und es gehören da dramatische Vielschreiber, wie Kotzebue, keinesweges zu den Seltenheiten. An den Vaudevilles und Melodramen arbeiten sogar zwei bis drei Dichter auf einmal: indem der Eine den Entwurf, der Andere den Dialog und der Dritte die einzulegenden Gesänge verfertigt; und die Leichtigkeit, womit dergleichen Produkte in Paris zu Tage gefördert werden, ist so groß: daß kein Ereigniß, das zur Anekdote des Tages wird, in dieser Hauptstadt vorfällt, ohne, wenn es sich nur irgend dazu eignet, schon ein Paar Tage darauf der Gegenstand eines neuen Vaudevilles, so wie einer neuen Karrikatur zu seyn. Fast in jeder Woche kommen ein Paar neue Stücke dieser Gattung, deren gewöhnlich zwei bis drei an einem Abend gegeben werden, auf der Pariser Bühne zum Vorschein, die, wenn sie auch, wie schon ihre Entstehung zeigt, meist nur leichte Arbeit sind, doch immer komische Züge, drollige Scenen und witzige Einfälle genug enthalten, um gute komische Schauspieler — wie Brunet, Potier und Vernet — in den Stand zu setzen, durch ihr Darstellungs-Talent eine solche Skizze zu einem recht lebensvollen Gemälde zu erheben. Der Umstand: daß der Franzose — wie wir gesehen haben — fast nichts, als das gesellschaftliche Leben kennt, wodurch er überhaupt zur Kunst begeistert wird, muß natürlich dieser Gattung der Lustspiel-Dichtung, die sich so unmittelbar an das gesellschaftliche Leben anschließt, ja es gleichsam nur auf die Bühne überträgt, vorzüglich zu Gute kommen. Welches unermeßliche Feld sich sonach für die komische Schauspielkunst in Frankreich fortwährend darbietet, und wie vortheilhaft dieser unendliche Reichthum der französischen Literatur in allen größeren und kleineren Gattungen des Lustspiels auf die darstellende Kunst selbst einwirken muß, bedarf keiner näheren Erörterung.

(Der Schluß des zweiten Briefes folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Ueber Ihren ergebenen Diener vom 26sten Juni, der im „Bemerker" Nr. 8. mit seltener Bitterkeit gegen mich zu Felde zieht, habe ich lachen müssen. Vor dem Ehrenmanne aber, aus dessen Feder die berichtigenden Angaben vom 24. Mai, in demselben „Bemerker", herrühren, hege ich die aufrichtigste Achtung; ich danke ihm für seine Berichtigung, und wünsche: daß von ihm Ihr ergebener Diener vom 26sten Juni Ruhe und Billigkeit lernen möge. — Seit einiger Zeit hatten wir viele Gewitter; einem derselben ging ein heftiger Platzregen voraus; ein Winzer, der in seinem Berge arbeitete, flüchtet mit der Frau und zwei Kindern in eine nahe Obstwächter-Hütte; dem einen Kinde wird es aber in dem kleinen Raum zu enge, zu bänglich, es will sich lieber beregnen lassen, als in der niedrigen Hütte stecken bleiben; es lauft daher, dem Verbot der Mutter entgegen, unter den nächsten Baum, und kaum ist es dort angelangt, so erschlägt der Blitz Vater, Mutter und Bruder in der Hütte. War dies Ahnung, Bestimmung oder Zufall? — In den mehresten hiesigen Familien werden, wenn die Frau vom Hause nieder kommt und den Säugling nicht selbst stillen kann oder will, junge Wendinnen aus der Oberlausitz zu Ammen angenommen. Das ist ein sehr kräftiger gesunder Schlag Menschen, deren Nahrung dem Stadtkinde nicht anders als vortheilhaft seyn kann. Man hat seit Jahrzehenden sich alle mögliche Mühe gegeben, die Sprache dieses Slavenrests mitten in Deutschland zu verdrängen; warum, weiß ich nicht. Ein Mensch, der zwei Sprachen kennt — die Wenden sprechen fast alle wendisch und deutsch zugleich — ist mir immer lieber, als der, welcher nur eine versteht; und überdem ist gerade der, welcher gründliche Kenntniß von der wendischen Sprache besitzt, im Stande, sich mit dem Böhmen, Polen, Russen u. s. w. zu verständigen; weshalb also den Leuten einen Vortheil rauben, für dessen Verlust wir ihnen keine Entschädigung bieten können? warum ihnen ihre Sprache nehmen, die sie eben so lieb haben, als wir unsre deutsche? Man lasse doch einem Jeden das Seine, dann hat Keiner viel und Jeder genug. — Im Juli-Monat gingen wieder mehrere süddeutsche Auswanderer nach Rußland hier durch. Was drängt diese Unglücklichen aus der Heimath in die Fremde? aus dem kultivirten Lande in die Steppen, aus dem freundlichen Klima in die rauhere Zone? Hundert und abermals hundert Familien zogen vor 20 Jahren, mit ziemlichem Vermögen, in das ehemalige Südpreußen. Trotz aller Sorgfalt der Behörden sind diese Kolonisten — wie es sich in der Zeit ergab, als das vormalige Südpreußen das Großherzogthum Warschau hieß — fast ohne Ausnahme verarmt und traurige Opfer ihrer verfehlten Hoffnungen geworden. Die jetzigen Auswanderer scheint ein noch härteres Loos zu erwarten; wenigstens müssen sie von der Regierung, in deren Gebiete sie sich ansiedeln wollen, hinsichtlich ihrer Reisekosten weniger liberal behandelt werden, als vordem die südpreußischen Kolonisten, welche Meilengelder erhielten: denn die jetzigen Auswanderer betteln sich in ihr neues Paradies. Sind sie wirklich so arm, daß sie die Milde der Einwohner, durch deren Gegenden sie, den Heuschrecken gleich, ziehen, in Anspruch nehmen müssen, so kann man der Regierung, in deren Lande sie sich ansiedeln wollen, zu diesen neuen Unterthanen nicht besonders Glück wünschen, denn arme Leute giebt es überall ohnehin genug; erhalten aber die Auswanderer Unterstützung auf ihrer Reise, oder besitzen sie eigenes Vermögen, daß sie nicht nöthig haben, zu betteln, so dürften die Länder, durch welche diese Völkerwanderungen geschehen, wohl erwarten, daß man sie davon amtlich unterrichtete, um dem fremden Bettler nicht das Allmosen zu reichen, auf das der inländische Arme ein näheres Recht hat. Dem Schein nach bekümmert sich aber weder die Behörde des Landes, aus dem sie kommen, noch die desjenigen, in das sie ziehen, um diese bedauernswerthen Menschen, und daher läßt es sich erklären, wie es gekommen: daß von denen, die im vorigen Jahre nach Norden gingen, schon Viele, aller Mittel entblößt und nur reich an der schrecklichen Erfahrung: daß sie dort nicht fanden, was sie — im Vertrauen auf unverantwortliche Vorspiegelungen — suchten, wieder zurück gekehrt sind. — Unter den hiesigen öffentlichen Vergnügungsorten zeichnet sich jetzt vorzüglich die Brühlsche Terrasse aus, auf welcher der Restaurateur Erler ein recht empfehlenswerthes Etablissement begründet hat. Man speist Mittags und Abends nach der Karte, und findet von früh bis Abends mehrere gesellige Zirkel dort versammelt. Die herrliche Lage dieser Restaurations-Anstalt, mitten in der Stadt, die köstliche Aussicht, die kühlenden Schattengänge, die sehr gewählte Gesellschaft: Alles trägt zur Aufnahme dieses Ortes bei, und es hängt nun nur vom Wirth ab, den gewaltigen Zulauf, dessen er sich zu erfreuen hat, durch billige und gute Bedienung auch für die Zukunft zu sichern. Sonntags und Sonnabends Abends und Donnerstags früh findet man eine recht gute Musik dort. Bei allen Musik-Chören dieser Gattung, die zum Theil ausgesucht brav eingespielt sind, ist jetzt die Ouvertüre aus „gazza ladra" von Rossini, an der Tagesordnung; die Musikverständigen, die Kritiker, die Leute vom reinen Satz, laufen mit zugehaltenen Ohren allemal davon, wenn diese Ouvertüre los geht; und das andere dumme Volk, das vom Contrapunkt und von den hochheiligen Regeln des Generalbasses nicht das Geringste versteht, kommt, so wie das Trommelchen, mit dem diese imposante Musik anfängt, nur den ersten leisen Wirbel hören läßt, von allen Tischen und aus allen Winkeln herbei, und giebt sein Entzücken über den genialen Rossini, der die jetzt gar seltene Kunst besitzt: auf das Gemüth zu wirken, am Schluß der Ouvertüre allemal durch Bravorufen und Händeklatschen zu erkennen; in der Regel muß diese Musik überall zwei, drei Mal wiederholt werden, und immer ist der Beifall der Zuhörer derselbe. Die contrapunktirten Kritikaster möchten darob vor Aerger schier bersten; es ist ihnen aber noch nicht gelungen, etwas Besseres, unserm Ohr Gefälligeres zu liefern. — Den 19ten August erwarten wir den Prinzen Anton aus Italien zurück, und den 22sten wird Prinzessin Josephine ihre Reise nach Spanien antreten. — Die Zusammenkunft des Königs von Preußen mit dem hiesigen Hofe, welche am 1sten August in Pillnitz statt fand, erregte allgemeine Theilnahme. Die Einwohner der Residenz strömten nach genanntem Lustschlosse so zahlreich hinaus, daß in den dortigen Vergnügungs-Orten kaum unter zu kommen gewesen seyn soll; man bezahlte für einen Wagen, der in der Regel für 2 Thlr. zu haben ist, 7 Thaler, und selbst für diesen Preis war am Sonntag Morgen keine Gelegenheit mehr zu finden. Der König kam, nur vom General v. Witzleben und einem Feldjäger begleitet, halb 1 Uhr an, und fuhr nach aufgehobener Tafel wieder weiter. Während der Tafel ließ sich die herrliche Kapelle hören, welche den König, bei seinem Eintritt in den Speisesaal, mit der trefflichen Ouvertüre aus „gazza ladra" empfing. Ueber die Veranlassung zu diesem Besuch zerbrechen sich die Politiker die Köpfe, und ersannen solche grundlose Flachheiten, daß die Besonnenen Mühe hatten, sie ohne Lachen an zu hören. Der besser Unterrichtete fand in diesem Besuch ein erfreuliches Zeichen von dem wieder hergestellten freundlichen Verhältniß der beiden Nachbarhöfe, das den beiderseitigen Unterthanen nicht anders als heilbringend seyn kann.

K.

Sonst hatten die Kartenbilder nur Könige aus der biblischen Geschichte, wovon nur noch David geblieben ist. Pharao war auch darunter, und wurde, wegen seines unternehmenden Muthes, in Hazardspielen am liebsten und stärksten besetzt, und endlich erhielt ein eigenes Glücksspiel den Namen des berühmten Königs Pharao. (Jug. Zeit.)

Ein Boot, oder vielmehr der Gestalt nach ein Canoe, 20 Fuß lang, wurde vor einiger Zeit von Deichgräbern, in Linkolnshire, 6 Fuß unter der Erde gefunden, wo es mehrere hundert Jahre gelegen haben mag. (Times.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 14. August. 132stes Blatt.

Briefe über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theaterwesens.

(Zweiter Brief. Schluß.)

In minderem Einfluß auf die Schauspielkunst steht die Opern-Dichtung, da der Gesang hier die Haupt-, das Spiel nur eine Nebensache ist, und sich auch in Frankreich, wie überall, nur äußerst selten große Sänger und Sängerinnen finden, die zugleich in eben dem Grade eigentliche Schauspiel-Künstler sind; worauf man auch in Paris, wie überall, um ihrer musikalischen Virtuosität willen, wenig Rücksicht zu nehmen pflegt. Auch hat die französische Literatur, in Betreff der großen ernsthaften Oper, außer ihrem, jetzt fast vergessenen Quinault, keinen Dichter von Bedeutung auf zu weisen. Wie tief die neuen französischen Opern-Dichtungen an Erfindung und Ausführung unter den seinigen stehen, hat schon Schlegel treffend bemerkt. Seine Nachfolger verließen die Bahn des Phantastischen, die Quinault so treflich als das eigentliche Element für die idealische Oper zu erfassen verstand, und bearbeiteten bloß historische Stoffe nach dem pedantischen Zuschnitt der französischen Tragödie, so daß die heutige ernste Oper der Franzosen fast nichts anders, als ein langweiliges, in Musik gesetztes französisches Trauerspiel ist, und ihr ganzer Reiz lediglich auf dem Gesang, der Musik und der äußeren Ausschmückung, durch prachtvolle Kostümes, Dekorationen und Ballets, beruht. — In einer sehr wichtigen Beziehung zur französischen Schauspielkunst steht dagegen die Operette oder das Singspiel der Franzosen; dieses hat an Favart, Marmontel, Brully u. s. w. eben so trefliche Dichter (die sich hier nicht von dem Regelzwang abhalten ließen, ihren besseren poetischen Einsichten zu folgen), als an Gretry, Mehül, Cherubini u. A. m. anmuthige Componisten gefunden, und ist daher auch mit dem glänzendsten Glück auf die deutschen und andere Bühnen verpflanzt worden. Die Operette vertritt in Frankreich vollkommen die Stelle des romantischen Schauspiels, und „Raoul Crequi", „Nina", „Richard Löwenherz", „Aline" und der „Wasserträger" haben als Dichtungen ein eben so entschiedenes poetisches Verdienst, als sie von französischen Schauspielern unübertreflich dargestellt werden.

Ich komme endlich auf den höchst bedeutenden Einfluß, den die Eigenthümlichkeit der Hauptstadt in Frankreich auf die französische Schauspielkunst hat, welche, wie alle Kunst und Wissenschaft Frankreichs, in dieser Kapitale ihre höchste Ausbildung erhielt. Von allen schönen Künsten ist die dramatische (als eine Verbindung aller) diejenige, welche bekanntlich die mehresten und kostbarsten äußeren Mittel zur Hervorbringung eines Kunstwerkes bedarf. Schauspielhäuser, mit all dem mannigfaltigen theatralischen Zubehör an Dekorationen, Maschinerien, Beleuchtungs-Apparat u. s. w. müssen gebaut, Garderoben, Bibliotheken, Requisiten angeschafft, Schauspieler, Sänger, Dichter, Architekten, Maler und Musiker bezahlt werden, um die Produkte dieser Kunst zur Anschauung zu bringen. Für alle diese Hülfsmittel bietet nun kein Ort in der Welt einen sol-

chen Reichthum von Geldquellen dar, als Paris; wo in dem Hofe einer der größten Monarchieen Europa's. in einer Bevölkerung von 600,000 Einwohnern, in dem ewigen ungeheuren Zusammenfluß von Reisenden aus allen Ländern, so wie in dem unermeßlichen Luxus, mit dem die Reichsten der ganzen Nation auf diesem Mittelpunkt des raffinirtesten Sinnengenusses ihre irrdischen Schätze verzehren, und endlich in dem National-Charakter der Pariser, als dem schauspiellustigsten Völklein der ganzen Erde, sich Alles dazu vereint, diese Kunst fortdauernd im höchsten Flor zu unterhalten. Die außerordentliche Concurrenz von Theater-Unternehmungen, die dadurch zu Paris — mit dem sich an Anzahl der Theater keine andere Hauptstadt messen darf — entsteht, hat die doppelt gute Folge für die dramatische Kunst: daß 1) jede einzelne Gattung derselben dort ihre eigene Bühne hat, und 2) zu Folge des natürlichen Wetteifers unter so vielen Theatern auch jede dieser Gattungen mit um so größerer Sorgfalt ausgebildet wird; dagegen bei uns, selbst in einer Haupt- und Residenzstadt wie Berlin, Oper und Operette, Tragödie und Komödie, Familien-Gemälde und gemeine Posse, Melodram und Spektakel-Stück, Alles auf einer Bühne — einem dramatischen Jahrmarkt von Plundersweilern vergleichbar — zusammen gegeben, und, eben weil diese Bühne nur eine ist — mithin keine Rivalität mit andern, die es ihr zuvor zu thun streben würden, zu scheuen hat — meist mit einem so sorglosen Schlendrian: daß Vieles, ja das Wichtigste: eine Anwendung allgemeiner ästhetischer Grundsätze, als nichtig behandelt wird. — Ein anderer eben so bedeutender Vortheil, dessen sich diese Kunst in Paris erfreut, ist: daß theils jene Unerschöpflichkeit an Mitteln, theils die Autorität, welche diese Hauptstadt, als das oberste Tribunal in allen Sachen des Geschmacks für ganz Frankreich, behauptet, stets alle die ersten Künstler der ganzen Nation in ihrem Mittelpunkt zusammen zieht; dagegen diese in Deutschland, wo man nicht einmal auf dem Berliner Theater dahin strebt: eine solche Elite zu bilden, auf den größeren und kleineren Bühnen so vieler Städte zerstreut sind, daß es nicht eine einzige Bühne giebt, deren Personale nicht, mehr oder minder unleidlich, aus Künstlern und Kunstpfuschern zusammen gestellt wäre. Eine große Begünstigung für das Pariser Bühnenwesen ist es ferner: daß die außerordentliche Masse des dortigen Theater-Publikums die zahlreichen Wiederholungen (Reprisen) einzelner Stücke gestattet, wodurch die Darstellungen natürlich immer vollendeter werden; dagegen auf unsern Bühnen ein Stück oft schon nach der ersten Aufführung — die doch höchstens nur eine gute General-Probe zu nennen ist — auf Monate lang zurück gelegt, und das Gedächtniß unserer Schauspieler unaufhörlich durch tägliches Einstudiren neuer Rollen gemartert wird, ohne sie in den Stand zu setzen, sich in einer recht befestigen zu können. Welche unendlichen Vortheile aber Paris, als eine Welt in sich, „der Kunst der Bretter, die die Welt bedeuten" gewährt, ist schon bemerkt worden. Nirgend findet ein Schauspiel-Künstler einen so unerschöpflich reichen Stoff für Sitten- und Charakter-Darstellung als hier. — Und so glaube ich denn nun möglichst vollständig alle die nationalen und localen Beziehungen, aus denen der Charakter der französischen Schauspielkunst im Allgemeinen erklärbar ist, entwickelt zu haben. — Schon Humboldt, in dem mehrerwähnten Aufsatze, bemerkt sehr richtig: daß an eine vollständige Zergliederung der Schauspielkunst einer Nation sich eine gleich ausführliche ihrer Dichtkunst und ihres Charakters überhaupt anschließen müsse; fügt jedoch hinzu: „daß er vor dem Umfang eines solchen Geschäfts erschrecke." Ich habe in diesem Versuch einer solchen Entwickelung auch noch den Einfluß der Sprache, Sitten und die Eigenthümlichkeit der Hauptstadt auf diese Kunst in Frankreich bemerkt, und gehe nun zur speciellen Darstellung*) des Pariser Theaterwesens selbst über. Schütz.

*) Diese zweite Abhandlung wird folgen, sobald das Manuscript in meinen Händen ist. D. Herausg.

Lobrede auf die Bücher-Verleiher.

(Fortsetzung.)

Ihr, wackere Degen! ich absolvire Euch gern von Sünden gegen die eigensinnige Göttin Orthographia, denn Ihr habt sie ohne Arg begangen; nur denket darum nicht, daß es auch Andern, z. B. meinem Bücher-Verleiher, gleich sey: ob sie auf ein Aehren- oder auf das Ehrenfeld spazieren, und befreit Euch von dem Wahne, als gedeihe nur auf dem grausigen Marsfelde, wo die Passionsblume sich verwildert um den Lorbeer schlingt, wo der hohläugige Sensenmann seine Menschen-Erndte mit unersättlicher Gier abmäht, wo selbst der schützende Oelbaum nur unter Moder verwesender Leichname hervor grünt, als gedeihen nur auf diesem, mit Blut gedüngten und mit Thränen bewässerten Schicksalsfelde heilsame Früchte für die Menschheit. — Leben wir ja nicht mehr in dem ungebändigten Zeitalter, wo das tolle Gebrüll roher Kraft die Stimme des sittlichen Gefühls übertäubte und die geballte Faust unser vielseitiges und vieldeutiges Jus herrisch umschloß, wie die Baumwollen-Kapsel weiche, schmiegsame Fasern. Wir sind ja viel weicher, feiner, zarter, gelenker geworden, und verrichten nicht bloß auf dem Wege, wo Kolonnen ziehen und Pulverdampf aufsteigt, Großthaten mit der Hand, sondern auch hinter dem Ofen — auf dem Papiere. — Darum gebt meinen Bücher-Verleiher frei und laßt ihn in Frieden ziehen. Ihr wißt ja nicht, wozu er zu gebrauchen ist, und wie er daheim

nützlicher wirken kann für die gute Sache, als wenn Ihr ihn durch Teufels Gewalt in Eurer Mitte behaltet, damit er von der ersten Beiwachtnacht dahin gestreckt, in die dumpfe Vorkammer des Todes — ich meine in Euer Spital — sinken, und als Sprosse auf der praktischen Schul-Leiter unwissender Aeskulap-Jünger in den Staub der Verwesung getreten werde. — Du scheinst gerührt, alter Schnurrbart! ich sehe eine Thräne über Deine Wange rollen, die Du, wie der Taucher gestohlne Perlen, heimlich verschluckst. O! erweicht Euch noch mehr, und gebt der verehrlichen Stadt Gänsenhausen den, für ihren Seelenhunger rastlos betriebsamen Ackersmann zurück, damit er seinen Buchweizen-Acker ungestört bearbeite und Grütze unter seine Kunden verbreite. Lasset ihn fürder unsere Langeweile tödten, nicht aber seinen Mitbruder! Es fehlt ja nicht an zweibeinigen Wesen voll Geduld zum Gehorchen und voll Eifer zum Befehlen, die, wenn sie auch durch keinen Tempelhof *) dem Altar der Pallas sich näherten, dennoch mit Freuden unter ihrer Aegide fortschreiten und streiten. Was wollt Ihr also von ihm? Er ist ja friedsam, gutmüthig, harmlos, und nur Fechter, Stoßvögel, Wölfe, Geier, Hähne und Spechte sind, wie Ihr von den Römern wißt, dem Mars geheiligte Kreaturen. — Was würdet Ihr sagen, wenn Jemand einen auf gutem Boden stehenden, Früchte und Schatten gebenden kräftigen Baum auswurzeln ließe, um einen Zahnstocher daraus zu schnitzen? Ihr würdet ihn, gelind, einen Queerkopf, oder härter, einen Frevler schelten, und das mit Recht. Allein macht Ihr es anders? Ihr verschleudert das Leben eines Vormundes von tausend unmündigen Lesern als Kanonenfutter, indeß er in seinen vier Pfählen ein mächtiger Bundesgenosse für Euren Zweck seyn könnte. O, daß ich es vermöchte, Dir, martialisches Triumvirat und allen meinen Widersachern, ein Haupt auf zu setzen, nicht so, wie Caligula im weiteren Umfange es wünschte, um es mit einem Streiche abhauen zu können, sondern um es nach meiner Ansicht zu richten. Der vielbesprochene Bücher-Verleiher würde Euch dann in ganz verändertem Lichte erscheinen! Du, bärtiges Kleeblatt, würdest ihn als einen ächten Heros schätzen lernen, Dich überzeugend: daß er in Mitten seines Büchermassen-Vierecks für die gute Sache rüstiger kämpft und streitet, als ein Pulk neuberittener Lanzenschwinger auf dem Blachfelde. Du würdest sehen, wie in der schwülen, kriegschwangeren Atmosphäre seine Bücher-Leiter zum Leiter politischen Blitzstoffes wird, und wie die nimmer rastende Einschreibfeder zum Anzündebrändchen sich entflammt, womit er, furchtbar wie ein Donnergott, die verheerenden Geschosse aus seinen Bücherbatterieen auf den Feind losschleudert, die, indem sie durch Mittheilung riceschettiren, ihre vernichtende Wirkung auf denselben ins Unendliche fortsetzen: Du würdest sehen, wie er eifernde und geifernde Flugschriften als Freiwerber für die Sache des Staats und Plänkler gegen den Feind überall aussendet; wie er selbst im süßen Weine des Romans dem Volke Begeisterung zutrinkt, und, gleich Floren in der alten Götterwelt, aus der duftenden Blume des Liedes den furchtbaren Mars hervor zaubert. *) — Weißt Du, gestrenger Dreibund, der Du meinen Waffen herzhafter widerstehst, als ein Dreilaufer — wie die Jäger einen jungen Hasen vom ersten Satze nennen — meinem Anblick: weißt Du, was die Haufen von Rittern und Schildknappen in Harnisch bringt und für den Kampf begeistert? Bei dem kleineren Theil nur ist es die Attraktionskraft des Waffenschimmers und der Wechsel-Freiheit, oder die Musen- und Arbeitscheu, oder der treibende Gährstoff brausender Jugend! I d e e n sind's, die Ideen der Freiheit, Volksthümlichkeit und des ewigen Rechts, die sie befeuern, und ihre belebende Wirkung, gleich dem elektrischen Schlage, durch unendliche Reihen forttreiben. Aber diese großen, erhabenen Ideen würden, wie Funken auf dem Straßenpflaster, erfolglos verglimmen, wenn sie nicht, aufgefangen vom Papier — diesem metamorphosirten Lumpenzunder — ihr himmlisches Feuer in Lichtkanäle des Volks — ich meine in Schriften — ausströmen könnten, und da ist es, wo der Druck — als Druckes Gegendruck — sein Recht behauptet und durchsetzt. Inzwischen würden selbst diese Erfolge gering seyn, wenn jene Druck-Feuerzeuge nur unter dem Deckel unzugänglicher Privat-Büchereien versperrt blieben oder im Buchladen ungelüftet verstockten, und nicht für das Gemeinwohl besir[illegible]e Männer, wie unsre Bücher-Verleiher sind, hervor träten und alle Lichter und Strahlen unsrer Zeit[illegible] wie Brennspiegel auffingen, und sie belebend und beleuchtend in die bunt gemischte Volksversammlung zurück spiegelten. Licht ist das Princip des Lebens und der Sonnenkern der Wahrheit, das von den Büchergestellen unserer Jedermanns-Bibliothekare, wie von Leuchtergestellen, in die Welt hinein leuchtet und zündet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Name eines bekannten militairischen Schriftstellers.

*) Einer späteren Dichtung zu Folge wurde Juno mit dem Mars schwanger, indem sie die Empfängniß durch eine Blume erhielt, die ihr Flora überreichte.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Man muß den Kindern keine Sagen erzählen, wodurch die Götter ihnen mit menschlichen Leidenschaften erscheinen. Plato.

Die Herrschaft ist ein Fest der Eigensucht, bei dem nur Wenige nüchtern bleiben.

Unzugänglich und herabsehend heißt schwach und furchtsam seyn. Massillon.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

An den Herausgeber. Sie haben, werther Freund! im Juni 1818 im „Gesellschafter" einen kleinen Streit geführt über die Frage: Sind die „Criados" Sigismunds in Calderons „Leben ein Traum" Pagen oder müssen es ältere Diener seyn? — Sie gaben Beweise für Letzteres, und dies schien auch mir vollkommen richtig. Zufällig bekam ich nun neulich ein altes Blatt der „Zeitung für die elegante Welt", worin Hr. Müllner sich gegen Ihre Ansicht erklärt,*) wahrscheinlich nur, weil er — zu absichtsvoll, als daß es nicht Groll seyn sollte — allzeit gegen Sie seyn will. — Da fiel mir ein: daß der geborene Spanier, Ritter von Llanno, Königl. Preuß. Bibliothekar — der erst vor einigen Jahren sein Vaterland verließ — zur Zeit des Streites etwas darüber schrieb, das vielleicht schon deshalb noch der Mittheilung werth ist, weil es im Eingange einige wissenschaftliche Notizen enthält. In der Nachschrift ist dann über obige Frage auch seine Meinung zu finden. Hier ist der Aufsatz:**)

„Unter den verschiedenen Meinungen über die Ableitung des Worts: page (welches der Jesuit Terreros pajo schreibt), giebt Covarrubias derjenigen den Vorzug, welche den Ursprung aus dem griechischen Worte παις herleitet. Bedenke ich aber den Einfluß, den die Araber auf die Sprache, wie auf alle Gegenstände meiner Nation gehabt haben, so kann ich nur der Meinung des Borborn beistimmen, welche Menage in seinem „Dictionnaire etymologique" für das französische Wort Page anführt. Es scheint wirklich aus dem persischen Worte Bagoes oder Bagoas — Page des Königs — her zu kommen. Auch mißfällt mir die Meinung des Reland nicht, welcher den Ursprung des französischen Worts page aus dem türkischen und persischen Wort peik herleitet. — Dieser Zug von Gelehrsamkeit hat keine andere Absicht, als Denjenigen zuvor zu kommen, welche, so wie einige Spanier — aus Haß gegen die Franzosen — das Wort page verwerfen, und dem Calderon (von dem ich glaube, daß er sich dessen in einigen Stücken bedient hat) bei diesem Worte die Gewissenhaftigkeit eines Puristen leihen. — Das Beispiel, welches die Akademie bei dem Worte page anführt, gehört aber schon einem Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts; sie hätte viel ältere Beispiele anführen können, und ich glaube, es ließe sich bei näherer Untersuchung darthun: daß die castilianische Sprache dies Wort nicht sowohl aus der französischen, als aus der Sprache der Mauren hergenommen hat. Uebrigens entspricht in der castilianischen Sprache das Wort page nicht immer dem Minister ephebus, wie es die Madriter Akademie behauptet. Wir nennen den zuweilen Page, der in unsrer Familie alt geworden. Page ist jeder Diener, welcher auf eine ehrenvolle Art bei einem vornehmen Herrn oder Adlichen, oder bei jeder andern Person angestellt ist, deren Umstände und Reichthum es zulassen, mit dem Adel zu wetteifern. Ein Page wird selbst den Rang über den Haushofmeister einnehmen; es sey denn, daß das Alter oder andere moralische Rücksichten den Herrn des Hauses bewegen, ihn jenem Oberhaupt der Dienerschaft zu unterwerfen. — Ich erinnere mich einer meiner alten Tanten, welche den National-Gebräuchen sehr zugethan war, und es mir oft einschärfte: ihren Pagen als „ein armes Glied der Familie" an zu sehen; eine Zumuthung, welche öfters die Tage und die kleinen Gefühle meiner Kinderjahre belästigten und mich zu Nachforschungen vermochten, die mich auf die Entdeckung des eben angeführten alten Gebrauchs geführt haben, welcher den Spaniern zur Ehre gereicht. Berlin, den 4. Juni 1818. Llanno.

Nachschrift. Ich ziehe es übrigens durchaus und immer vor, und die Landessitte bestätigt es: daß die Pagen nicht in die Klasse der Criados gestellt werden. Man hat mir gesagt, daß Gries in der Phrase: „Hombres como yo etc." etwas Drolliges fühlbar gemacht hat, indem man sich den Criado 2. als einen sehr dicken Mann vorstellen konnte.*) Ungern vermißt man hier die Anekdoten des Theaters und jene umständliche Geschichte der Schauspieler aus jener Zeit, welche die spanische Sorglosigkeit für gut befunden hat, uns entbehren zu lassen. Eben so, wie die Franzosen, hätten wir Europa mit Theater-Denkwürdigkeiten überschwemmen können; allein man begreift es nicht, wie groß die spanische Faulheit ist, und noch weniger kennt man den Einfluß, den der Aberglaube und eine wunderliche Moral (denn ich kann nur die strenge verehren) auf das Talent und die Lust zum Schreiben hat. — So viel ich vermocht, habe ich die mir möglichen kleinen Beweise, und die Bewegungsgründe zu meinen Zweifeln angegeben. L."

Dies ist der Schluß der kleinen Abhandlung und der dieser Zeilen die Versicherung alter Achtung von — Lpd.

*) Schon in der Mitte des Jahres 1818 las ich dies; ich hatte aber meine Ansicht aufgestellt, und überließ nun die Sache Andern zur Entscheidung. Ist eine Meinung die richtige, so erdrückt man sie nicht; ist sie falsch, dann wird es ein Vortheil, wenn man sie vergißt. Ich fühlte von meinem Recht mich überzeugt, und Hr. Müllner kann es mir, wenn ich es wirklich habe, mit seiner Meinung auch nicht nehmen. Bei dieser Gelegenheit aber sey noch erwähnt: daß auch Gries, wie ich damals gleich erfuhr, sich entschieden für meine Ansicht erklärte; wie denn schon die Anordnung des Hrn. West, laut seiner Bearbeitung des besprochenen Stückes, sie rechtfertigt. Selbst in früheren Uebersetzungen ist für ältere Diener entschieden; so liegt eine derselben in holländischer Sprache (Amsterdam 1668) vor mir, welche ohne Weiteres, statt Criados, im Personen-Verzeichniß „Edelmans" angiebt. Bei der Stelle, wo Sigismund einen derselben ergreift, heißt es: „Sigismund neemt den Edel-man op" und dieser hat vorher die Stelle: „Con los hombres como yo no puede hacerse esso" also ausgesprochen: „Aan Volk van mijnen Slag en kan dat niet geschiën". Nach dem Hinauswerfen desselben sagt die Prinzessin Aurora sehr naiv zum Prinzen: „Van menschen tot een beest is onderschied to maaken!" — Ueberhaupt klingt da Manches sehr drollig; so die Zeilen, als Sigismund die geschmückten Edelleute sieht:

Wat vremde Edel-mans verschijnen voor mien oogen,
Die schier tot mijnen dienst zich tot der aarden boogen!
Is't spook, is't toovery — waak ik, of is het droom?

Müßte ich mir nicht den Raum sehr beschränken, so ließen sich noch gar lustige Stellen beibringen, die jedoch Abschweifung wären; hier gilt's nur die Criados. D. Herausgeber.

**) Er ist in französischer Sprache geschrieben; ich hab' ihn hier aber in Uebersetzung mitgetheilt. D. H.

*) Ein Mißverständniß, das dem geehrten Ausländer — welcher der deutschen Sprache nicht mächtig ist — wahrscheinlich durch die wörtliche Uebersetzung der Worte von Gries: „Einem Manne von Gewicht u. s. w." entstanden ist. D. H.

// Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 16. August. 133stes Blatt.

Die Probe-Predigt.

Von Ernst von Houwald.

Erstes Kapitel.

„Fahr' sachte!" rief der alte General, Graf Wallenrode, dem Kutscher zu, als sie an die Grenze seines schönen Landgutes Halmingen kamen: „Fahr' sachte, und laß die Pferde Schritt gehen bis ans Schloß!" — Indeß nun auf dies Gebot der muthige Postzug den Wagen langsamer fortzog, begrüßte der Graf mit seinen Blicken die Gegend, welche er so lange nicht gesehen, und wie ein Vater das Antlitz seiner Tochter, die er als Kind verließ und als Jungfrau wieder findet, mit ihrem früheren Bilde in seiner Seele vergleicht, so schaute auch er sinnend auf die zum Theil veränderte Gestalt der Landschaft, und die längeren Schatten der schlanker aufgeschossenen Baumgruppen, die dunkelgrünere Nacht der größer gewachsenen Wälder und die durch Holzschläge zum Theil kahler gewordenen Rücken der Berge kamen ihm wie Falten vor, die sich in das Antlitz der Gegend gelegt hatten; er meinte eine geliebte Freundin wieder vor sich zu sehen, der er sagen wollte: Wir sind Beide alt geworden! — „Ist das schöne Dorf, dort unten im Thale, Halmingen?" fragte Clara den Vater. — „Ja, mein Kind!" antwortete er, „dort sind wir Beide geboren; dort liegt meine und Deine Mutter begraben!" — Er wendete sich ab, um seine Rührung zu verbergen; denn seit er den Schauplatz seines ehemaligen Glückes wieder vor sich liegen sah, flogen die alten süßen Erinnerungen ihm alle entgegen, und legten sich still trauernd an seine Brust.

Der Amtmann und der Förster des Gutes sprengten heran, um zuerst ihren Herrn zu bewillkommnen. Sie mußten am Wagen bleiben und über Vieles Auskunft geben: und da der Graf mit Allem, was sie berichteten, wohl zufrieden war, so würde er wieder eine heitere Stimmung gewonnen haben, hätte ihn nicht der ernste Hügel mit seiner Kapelle und seinen stillen Gräbern von fern gegrüßt, wo ja auch das einsame, fest verriegelte Gemach seiner Gattin gebaut war, die ihm sonst mit so unnennbarer Liebe hier entgegen eilte, und ihn jetzt still bei sich vorüber ziehen ließ. — „Ew. Gnaden haben die vier schönen jungen Linden dort auf dem Kirchhofe auch noch nicht gesehen!" unterbrach der Amtmann, der den Blicken des Grafen gefolgt war, das Schweigen; „sie stehen um die Grabstätte der seligen Frau Gräfin." — „Wer sorgt denn, daß wir im Schatten ruhen sollen?" fragte der Graf. — „Mamsell Elisabeth hat die schlanken Stämme mit eigener Hand gepflanzt!" antwortete Jener, „und sie so treu gepflegt, daß sie in den zehen Jahren schon gar schöne Kronen bekommen haben!" — Der Wagen hielt endlich vor dem Schlosse. Hier war die ganze Gemeinde versammelt, den geliebten, lang entbehrten Herrn zu empfangen. — „Ja, ja! Ew. Gnaden sehen Sich in unserm Kreise um!" sprach der alte Richter, „und vermissen wohl Manchen, der Sie nicht erwarten konnte und derweile schlafen gegangen ist. Aber wir Uebrigen freuen uns herzlich, daß wir noch da sind, und segnen den

Tag, der Sie wieder zu uns führt!“ — Wie seinen alten Freunden reichte der Graf Allen treuherzig die Hand, und trat dann ins Schloß. Aber die großen Zimmer waren öde und leer — die alten Bilder sahen ihn ernst und traurig an, als fragten sie: Wo bist Du so lange geblieben? — Hier stand das Pianoforte seiner Gemahlin, aber die Saiten waren gesprungen — dort sah er ihren Stickrahmen mit der aufgespannten Arbeit, aber von den angefangenen Blumen waren nur erst die Vergißmeinnicht vollendet — da hing die Voliere seiner Kinder, aber die kleinen Sänger waren längst ausgestorben. — O ihr stummen Zeugen des alten entflohenen Glückes! wie seyd ihr doch in der Stunde des Wiedersehens so viel beredter als alle Zungen! — Ihr habt unsere seligsten Augenblicke gesehen und zeigt uns ihr Bild noch einmal; ihr habt die alten theuren Worte nicht vergessen, und sagt sie uns heimlich wieder vor. Mit euch sehnt sich das Herz allein zu seyn, wenn ihm das Liebste fehlt, denn ihr habt ihm immer noch einen Gruß zu bringen.

Zweites Kapitel.

Das schöne Halmingen war das Stammhaus der Grafen von Wallenrode, einer alten angesehenen Familie, die viele um das Vaterland verdiente Männer unter ihren Vorfahren zählte. Auch der General gehörte zu ihnen. Er hatte als Feldherr und Staatsmann lange mit Auszeichnung gedient, und besaß eben sowohl die Liebe des Volkes, wie das Vertrauen seines Fürsten. Aber er war der Letzte seines Geschlechts; von drei Kindern blieb ihm nur die einzige Tochter, und der Stamm, der Jahrhunderte hindurch reiche Früchte getragen, schien mit ihm ersterben zu wollen. — Halmingen war in früherer Zeit sein Lieblings-Aufenthalt; hier hatte er seine frohe Jugend verlebt, hier waren ihm seine Kinder geboren worden. Die Nähe der Residenz erlaubte ihm, einen Theil des Jahres hier zu verweilen, und da auch seine Gemahlin dies Gut zu ihrem Lieblings-Aufenthalte wählte, so mußten die flüchtigen Rosse ihn oft aus dem Geräusch der großen Welt und des Geschäftslebens zu ländlichem Frieden und häuslichem Glücke hierher zurück tragen. — Das Schicksal schien anfangs jeden seiner Wünsche erfüllen zu wollen, denn es schenkte ihm gleich in den ersten Jahren seiner Ehe einen Sohn und eine Tochter. Aber so wie der Knabe, Walther geheißen, als eine kräftige Pflanze von der Erde aufwuchs, so führte der Tod die Tochter bald wieder unter die Erde. Seit diesem Verlust glaubte die Gräfin nicht mehr von Halmingen sich trennen zu können, denn sie vermochte ja den Grabhügel nicht zu verlassen, unter welchem ihr Liebling schlief; sie mußte ihn ja mit Blumen schmücken, wie die Mutter dem Kinde Blumen auf die Wiege legt, damit es sich freue, wenn es erwacht. — So saß sie auch eines Abends mit dem kleinen Walther auf dem Gottesacker und erzählte ihm von seinem Schwesterchen, das frühe schon ein Engel geworden sey. Ihre Augen hafteten auf ein Paar Vergißmeinnicht, die auf dem Grabe blühten, und in banger sehnender Mutterliebe dachte sie: „Sind diese Blumen denn nicht die stillen Boten meiner Liebe? saugen sie nicht meine heißen Thränen ein, und tragen sie mit ihren zarten Wurzeln hinab zu dem starren Herzen meines Kindes? Schauen sie mich nicht so freundlich an, wie die blauen Augen, die nun auf ewig geschlossen sind, als brächten sie mir Grüße wieder von dort unten herauf?“ — Sie pflückte einige derselben und steckte sie unter bangen Thränen an ihren Busen. Da kam ein kleines Mädchen über die Grabhügel auf sie zugehüpft, und sagte theilnehmend: „Weine Du nicht, liebe gnädige Frau, um Deine verwelkten Blümchen! Vater sagt: Alle, die hier vergehen, blühen viel schöner einst wieder auf!“ — „Wer ist denn Dein Vater?“ fragte die Gräfin das Kind, das ihr wie ein tröstender Engel erschien. — „Dort steht er, wo meine liebe Mutter begraben liegt!“ antwortete die Kleine. — Die Gräfin schaute auf und sah einen jungen wohlgebildeten Mann daher kommen, in dessen ernsten Zügen eine ruhige Ergebung lag. Sie erkannte den Pfarrer des Orts, der erst seit kurzer Zeit diese Stelle bekleidete. Ach! er hatte mehr noch verloren, als sie; denn unter dem grünen Rasen schlief seine Gattin mit ihrem neugebornen Kinde. Der Geistliche redete sie freundlich an, die kleine Elisabeth küßte ihr die Thränen ab, und weil seine frommen trostvollen Worte aus einer Brust kamen, die selbst den Schmerz kannte, aber besiegt hatte, so zogen sie wie Friedensboten in das blutende Mutterherz ein. — Die Gräfin bat ihn: daß er sie öfter besuchen möchte; die kleine Elisabeth mußte nun täglich auf das Schloß kommen, und so entstand ein schönes herzliches Verhältniß zwischen beiden Familien. — Weil sich der Graf selbst nur wenig der Erziehung seines Sohnes widmen konnte, so wünschte er sie einem Manne an zu vertrauen, der, in ländlicher Stille lebend, den Knaben mit der ewig schönen Natur recht innig vertraut machen und einen festen Grund wahrer Moralität in seine Seele legen möchte, worauf dann alles übrige desto sicherer aufgebaut werden könne. Diesen Mann glaubte er in dem Pfarrer Wahrberg gefunden zu haben, und da dieser in den Vorschlag des Grafen einwilligte, so legte der Vater die Bildung seines Sohnes völlig in diese treuen Hände. — Walther zog also in die Pfarrwohnung ein. Doch wie hätte seine sanfte Mutter es ertragen können, kein Wesen mehr um sich zu haben, das unter ihrer Pflege aufblühte, und sie oft bei dem süßen Mutternamen nannte? Zwar sah sie ihren Sohn fast täglich; allein das genügt einer Mutter nicht, sie will ihren Liebling

einschlummern und aufwachen sehen, sie will an seinem Bettchen stehen und ihn lange betrachten, und ihren Segen über ihn aussprechen. — Die Gräfin drang daher in den Pfarrer: ihr für den Sohn seine kleine Tochter an zu vertrauen, der sie die früh verlorne Mutter treu zu ersetzen versprach; und da Wahrberg nachgab und die kleine Elisabeth auf das Schloß ziehen ließ, erregte sich ein edler Wettstreit: wer dem Kinde des Andern die Eltern treuer ersetzen möchte?

(Die Fortsetzung folgt.)

Lobrede auf die Bücher-Verleiher.

(Fortsetzung.)

Gestrenger Dreibund! Wie Pythia auf ihrem Dreifuße, zahllose Fragen beantwortend und überall hin nützlichen Rath verbreitend, wie ein Waffelkuchen-Bäcker vor dem glühenden Ofen sitzt und schwitzt, so ein Einheizer des Zeitgeistes vor dem vulkanischen Krater, aus dem die Funken der Begeisterung und des Enthusiasmus hervor sprühen, und schürt in die Gluth, bis das ganze Volk, durch und durch erhitzt, in einem fürchterlichen Aufknall auf den schnöden Feind zerschmetternd losstürzt. — Und alsdann, wenn der Krieg begonnen, wird ein Bücher-Verleiher nicht etwa so unnütz, wie die Kriegserklärung; nein, er fährt fort, dem hohen Zwecke die ersprießlichsten Dienste zu leisten. Sorgfältig bläst er den Staub ab von alten Länderbeschreibungen, um mit seinen zurück gebliebenen Lesern auf das Kriegs-Theater nach zu rücken, und, wo möglich, es noch genauer kennen zu lernen, als die darauf Agirenden selber. Wie ein Depot-Soldat oder sonst ein neugieriger Müßiggänger sein Ohr forschend auf den Boden legt, dem dumpfen Donner-Geroll der fernen Schlacht zu folgen und des Schalles Richtung zu ergründen, so spitzt er das seinige auf die erste Ankündigung von Schlachtberichten, Kriegsmähren, Tagebüchern, aufgefangenen Briefschaften und dergleichen, um seine Leser mit den neuesten Ansichten aus Bellona's Bilder-Kammer zu überraschen, und ihren Thateifer durch aufmunterndes Beispiel rege zu erhalten. — Nicht minder groß ist sein Verdienst in Friedenszeit. Mag schnöde Abgunst unsre Leihbüchereien als moderne Pandorens-Büchsen für das staatsgesellschaftliche Leben verrufen, der ächte Philantrop läßt sich seinen Gesichtspunkt nicht verrücken. Diese Anstalten sind die Sonnentempel unseres Jahrhunderts, die Garküchen des Geistes, die Schleifmühlen der Volksbildung, der Destillirkolben der Sprachveredlung, die Honigzellen der Verliebten, das Zeughaus der Gelegenheits-Dichter, die Putzladen belletristischer Modeköpfe, die Remisen literarischer Triumphwagen, die Westmünster-Abtei biographischer Denkmale, Apotheken für die Langeweile, Muster-Bühnen für die Schönthuerei, Convikte für Autodidakten. — Und mit wie geringem Aufwand kann der Mensch den Eintritt erkaufen in diese Stufen-Kammern der Weisheit und Thorheit, wo wir die Ausbeute zahlloser Geistes-Schachten in unabsehbarer Fülle zu Tag gefördert vor uns erblicken! wahrhaftig! für ein Hundegeld — doch was sage ich da? bezahlt man doch Hunde lieber und theurer als Bücher? — für einen Pappenstiel läßt Euch der uneigennützige Eigenthümer dieses immergrünen Gartens die prangendsten, wohlriechendsten Blumen, die süßesten, edelsten Früchte darin pflücken. Für wenige Kreuzer wird Euch die Unterhaltung vergönnt mit Männern wie Shakspeare, Kant, Goethe, Schiller, Herder, Joh. v. Müller und Andern, ja selbst mit Häuptern, die der Lorbeer zwiefach schmückt, wie Antonin, Friedrich II. und Gustav III. Mit der knappsten Baarschaft in der Tasche könnt Ihr seine Weltschule beziehen, und alle nur erdenklichen Künste darin erlernen, von der schweren Kunst an: das menschliche Leben zu verlängern und schöne Kinder zu erzeugen, bis zur angenehmen herab: spazieren zu gehen. *) Für eine Lumperei dürft Ihr die Welt in Eurer Stube umsegeln, Euch Komödie im Bette vorspielen, in verborgene Staats-Kabinette gucken, als Hagestolz Gardinen-Predigten anhören; den Schlingen der Fußgicht zum Trotz, wie ein Vogel, von deutschen Eichwäldern indischen Gewürzbäumen zufliegen, tausend Schlachten beiwohnen, ohne vom Sessel auf zu stehen, und hundert magische Kunststücke erlernen, nebst der Kinder-Erziehung und der Kunst: krank zu seyn, und Pferde zu dressiren und Kleider zu verfertigen nach geometrischen und körperbaulichen Grundsätzen, und die Feld- und Verse-Meßkunst dazu, nebst dem Vortheil, enge Feueressen zu reinigen und sich das Leben zu erleichtern durch Dämpfe. Wenn Ihr weiter kein Genie habt, könnt Ihr Euch zu einem Stuben-Gärtner und fleißigen Papp-Arbeiter, wenigstens zu einem Quacksalber bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hufeland, Millet, Schelle.

A n e k d o t e n.

Ein Student, der sein blondes Haupt auch mit dem herunter hängenden, altdeutsch genannten Haar trug, wurde zum Kürzen desselben bewogen durch die, aus dem Munde eines Oheims ihm oft entgegen tönende Frage: „Na — ist Dein Strohdach noch in gutem Stande?“ —

„Warum applaudiren Sie die schlechte Sängerin?“ sagte A. und B. antwortete: „Damit ich sie wenigstens ein Paar Augenblicke nicht singen höre!“

Ein einfältiger Tröster sagte einst zu einem gefährlich Kranken: „Sie müssen die Hoffnung nicht verlieren; es ist schon Mancher kurz vor seinem Sterben noch gesund geworden!“ A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beuthen in Nieder-Schlesien. Wie es mit der Morgensternschen Erbschaftssache sey? — wollen Sie wissen, um allen erblustigen Morgensternen Bescheid geben zu können; nun, was ich von den Interessenten und Sachkundigen im hiesigen Orte erfahren habe, theil' ich Ihnen mit: Einerseits sind von dem Rechtsgelehrten, welcher, gegen eingesendete Vorschüße, eine Abschrift des Testaments zu verschaffen versprochen, auf mehrere Briefe bis jetzt noch keine Antworten eingegangen; andererseits haben sich, falls eine Erbschaft vorhanden ist, wahrscheinlich die allernächsten Erben in Bunzlau vorgefunden. Es ist nämlich erwiesen: daß vor etwa 80 Jahren hier in Beuthen ein Chirurgus Morgenstern gewesen ist, welcher unverehlicht mit Frau Elisabeth Vogel einen Sohn und eine Tochter gezeugt, und diese auf seinen Namen hat taufen lassen. Die Taufzeugnisse sind bis jetzt noch nicht auf zu finden gewesen, weil die hiesigen Kirchenbücher später angehen, und vor Erbauung der evangelischen Kirche die hiesigen Eingeborenen in Glogau getauft, dort aber während dem siebenjährigen Kriege die Kirchenbücher verbrannt wurden. Der unehelichе Sohn des Chirurgus Morgenstern ging späterhin als Schiffsknecht nach Hamburg, und ist unbezweifelt der Erblasser. Seine einzige, nunmehr verstorbene Schwester in Bunzlau hat bis zum Jahre 1772 fast alljährlich Briefe und Geld von ihrem Bruder aus Surinam empfangen; ein solcher Brief ist bei den Kindern der Verstorbenen bis zum Jahre 1813 aufbewahrt worden, bei der Plünderung in Bunzlau, durch die Franzosen, jedoch abhänden gekommen. Eine Aufforderung von Holland aus (in einem Leipziger Zeitungsblatt, etwa 1774—1775) an die Erbberechtigten: sich zu melden — ist denselben in ihrem beschränkten Kreise wahrscheinlich unbekannt geblieben. Das zufällige Lesen derselben soll indeß die jetzigen Anforderungen verursacht haben. Hiernach würden wohl allein die Nachkommen der einzigen Schwester des unehelichen Morgensterns gegründete Ansprüche haben, und alle ehelichen Morgensterne, aus Süden und Norden, leer ausgehen. So stehen jetzt die Sachen. Die hiesige Behörde hofft indeß, zu Folge ihrer schriftlichen Anfragen an den erforderlichen Orten, nächstens etwas Authentisches darüber zu erfahren, und ich werde mich beeilen, es Ihnen zur weiteren Bekanntmachung sogleich mit zu theilen. H. S.

Münster. Berlin wird in Karl Hengstenberg's (Pfarrer zu Wetter, in der Grafschaft Mark) so eben (in Commission bei Bädeker in Essen) erschienener „geographisch-poetischen Schilderung sämmtlicher deutschen Lande" in folgenden Strophen (S. 59 u. f.) geschildert:

„Wo die Spree den dürren Sand befeuchtet,
Liegt das große prächtige Berlin,
Das vor Preußens Städten allen leuchtet,
Wo Gewerb' und Wißenschaften blühn.
Und ein König, voll von Treu' und Glauben,
Wohnt in schönem Schloß, geliebt, geehrt;
Mocht' ein Feind den Siegeswagen rauben,
Im Triumph ist er nun heim gekehrt! —

Hier ist Mittelpunkt des weiten Staates,
Und sein regstes Leben woget hier;
Hier ist Sitz der Weisheit und des Rathes,
Und des Landes Blicke ruh'n auf ihr.
Daß des Jünglings Geist sich kräftig bilde,
Ist gelehrter Schulen großes Ziel,
Und der hehern Wißenschaft Gefilde
Baut der Meister Kraft mit Lustgefühl.

Herrlich schimmern prächtige Paläste,
Dom und Kirchen stehen würdig da;
Frankreichs Flüchtlinge, einst liebe Gäste,
Lohnen regsam, was für sie geschah.
Vierzehn Thore führen in die Große,
Mehr als dreißig Brücken hat die Spree,
Und es birgt die Stadt in ihrem Schooße
Manche Lebensfreud' und stilles Weh.

Fünf sich nahe Städte sind nur Eine,
Vier Vorstädte schließen ihr sich an,
All' erleuchtet vom Laternenscheine,
Wann die Sterne gehn die Himmelsbahn.
Lang führt eine Straße Friedrichs Namen,
Schön ist sie und schön der Lindengang;
Liebe pflegt die Kranken, Blinden, Lahmen,
Und im Opernhaus ist Sang und Klang.

Wolle webt der rege Fleiß und Seide,
Und was zu Gewand sich weben läßt;
Frohe Turner ziehn zur Hasenhaide, *)
Und das Schauspiel ist ein täglich Fest.
Krieger gehn zur Uebung und Parade,
Heldenbilder schauen ernst dich an:
So Berlin auf Sand am Spreegestade,
Und mit gold'nem Tand und Porzelan." — * —

*) Leeren Turnplatz zeigt die Hasenhaide — so wird diese Stelle jetzt wohl zu ändern seyn. — * —

Die englische Zeitung „*Statesman*" macht das verschiedene Interesse bemerklich, mit welchem man oft über eine und dieselbe Angelegenheit urtheilt. Jeder fand sich in England darüber empört: daß Bonaparte die Individuen hinrichten ließ, welche im Jahre 1812 ihre eigene Hauptstadt Moskau anzündeten, um den Franzosen zu schaden. Jetzt, da das Gouvernement von Ceylon vier Individuen hinrichten läßt, welche sich am thätigsten bei dem letzten Aufstand gegen die Engländer daselbst gezeigt haben, ruft die „Englisch-Ceylonische Zeitung" dabei aus: „Sie starben mit einem Muthe, welcher einer besseren Sache werth gewesen wäre!" — Jene Zeitung meint dagegen: „Sie konnten in keiner besseren Sache ihr Leben opfern!" (Constitut.)

Ein genaues Verzeichniß vom Januar 1819 giebt als Künstler in und um London an: 647 Maler, 58 Bildner, 146 Architekten, 96 Kupferstecher in Linien-Manier, 38 in gemischten Manieren, 17 in Mezzotinta, 54 in Aquatinta, 22 Künstler in Holz; zusammen 1058, die Lehrlinge, Zöglinge und Dilettanten nicht gerechnet. — Unter den Malenden sind 43 Frauenzimmer. (Courier.)

Die Schauspieler nehmen sich seit einiger Zeit zu Paris die Freiheit, aus den Stücken jede, ihnen nicht beliebige Stelle weg zu lassen. Zu Feydeau fehlte dem Publikum neulich auch das Finale eines sehr artigen Singspiels, und man ruhete nicht eher, als bis der Sänger, welcher sich anfangs mit völliger Unkenntniß dieses Finales entschuldigte, es aus der Partitur absingen mußte. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 18. August. 134stes Blatt.

Lobrede auf die Bücher-Verleiher.

(Fortsetzung.)

Bücherlesen ist der kultivirten Menschheit zur zweiten Natur geworden, und gewiß auch Euch Dreien ein so nothwendiges Bedürfniß, wie den Lungen das Athemschöpfen; aber sagt selbst: wie wenig Staubgeborene sind im Stande, geistige Kost, bei den immer höher steigenden Preisen, für eigene Rechnung sich an zu schaffen? Und wollten sie sich selbst einen wohlfeileren Nachdruck halten, es ginge nicht; wo sollen sie die Mittel dazu hernehmen? Denn was der unentbehrliche Lebens- und Hausbedarf übrig läßt, verschlingt der gefräßige Schooß-Kater des Luxus. Wie unglücklich würden sich daher viele Leselustige fühlen, wenn nicht barmherzige Leih- und Hülfs-Anstalten beständen. — Bücher sind der Fliegentod der Langeweile und ihr zarter Blüthenstaub befruchtet das Brachland des Müßiggangs. Wenn der Schlaf uns flieht, und kein offizineller Hebel diesen wunderthätigen Nachtvorhang über das vollbrachte Tagewerk herab zu senken vermag, finden wir nur bei dem Bücher-Verleiher Rettung. Eine Dosis von seinen Mohnkörnern stellt die unterbrochene Ordnung wieder her, und der Thau des Schlafes erquickt die Blume des Lebens und füllt jedes Röhrchen ihres Daseyns mit neuer Spannkraft. — Wenn wir auf dem Lande uns befinden, getrennt von dem Umgang fein gebildeter Städter, und der nasse Jupiter seine düstere Zeltdecke über unsere Häupter aufrollt und ihr Gewebe in Milliarden hernieder schießende Fäden auflöst, die uns Tage lang in unser einsames Stübchen eingarnen, wer entlangweilt uns da, wo keine geübte Hand die Karten mischt und rettet uns von den Quälgeistern des Unmuths? Ein Griff des unsichtbaren Unterhalters an seine Bücherwand. — Bücher, diese Druckwerke, die den menschlichen Geist aufrichten, schnellen auch unsere gesunkene Stimmung wieder empor, daß sie erfrischende Lebenslust um sich her verbreite. — Wenn der Brückenzoll der Freundschaft für Stammbücher denen abgefordert wird, die nicht vermögend sind, das Kleinste, was gelten soll, aus ihrem Gedankenfond auf zu bringen; wer nimmt sich ihrer an und macht ihnen Vorschüsse? Kein Anderer, als der auf Alles bedachte Bücher-Verleiher, der volle Zuckerschachteln süßer Freundschaftsmünze bewahrt und Verlegenen gern damit aushilft. — Wenn Verkäufer und Verkäuferinnen in Gewölben und Buden, wo oft mehr Kunden als Waaren abgehen, nebst Letzteren noch Zeit zu verkaufen haben, die sich, trotz Medisiren und Meditiren, nicht verthun läßt und nur zu elegischen Klagen Raum giebt; wer beut ihnen Trost und Zerstreuung? Nur der vielvermögende Sorgenbrecher, der ihnen in lieben Unterhaltungsbüchern balsamische Nahrung einflößt, die, das Herz erquickend, den Mangel bürgerlicher Nahrung vergessen läßt. Statt Waaren wickeln sie vergnügt ihre Zeit in Makulatur ein, und die Freuden einer edlen Romanen-Familie lassen eigenes Ungemach verschmerzen, und die Leiden Jener versöhnen mit selbst empfundenem Drangsal, und der trübe Stern des Lebens sinkt unter in dem Strom phantastischer Täuschung.

Wenn Uebermuth oder Verzweiflung manchem Verkehrten die unseligen Spielblätter in die Hand warfen, die aller häuslichen Ruhe und Eintracht das Gedeihen verkümmern, so würde die Kette jener Ruder-Sklaven des Lasters sich unabsehbar verlängern, wenn der Zauberreiz von Leih-Romanen nicht dieses und jene, dem Verderben nahe Opfer vom Abgrund zurück hielte und seinen thörigten Sinn zu Gutem wendete. Darum sollte die Staats-Polizei Leihbücher-Häuser, als die besten Gegenfüßler von Spielhäusern, wirksam unterstützen. — So ist das Wirken dieser Wundermänner mit all unsrem Thun und Leiden innig verzweigt, und jeder Tag ihres schöpferischen Daseyns gebiert der Menschheit wuchernde Keime der Wohlfahrt. — Und wie viel verdanken ihm nicht die niederen Stände? Fürwahr, ohne Leihbüchereien klebte der Landmann noch fest an der Scholle; die Schnellkraft des Bücherdrucks trieb keine Springfeder seines Geistes in die Höhe und das ästhetische Reim- und Thränenwasser hätte noch nicht den Boden seines Gemüths zur schönsten Kultur aufgelockert. Jetzt baut er sich selbst an, wie sein Roggen- und Kartoffelfeld, und verbreitet durch wohlgesetzte Reden einen immerwährenden geistigen Sonntag um sich her. — Auch der Stallknecht müßte sein Leben bei Pferdestriegeln animalisch hinbrüten, wenn die Striegel der Bildung nicht höhere Reize in ihm erweckte und ihn antriebe: auch den Augiasstall seines Vortrags von Schreib- und Sprachschnitzern zu säubern. — Die Köchin würde aus der engen Geschmackssphäre selbst zubereiteter Genüsse nicht heraus kommen, und von ästhetischen Gerichten nicht süß von sauer zu unterscheiden verstehen, könnte sie sich nicht bei unserm Bücher-Verleiher in die Seelenkost verdingen, und ihren Geist mit Floskelfutter und pathetischem Versbrei nähren. — Wie mancher Strickerin bliebe bei thätigen Händen und müßigem Kopfe nichts übrig, als auf den Flügeln ihrer Phantasie eitlen Putz oder das Bild eines entflohenen Theseus auf und nieder zu schaukeln, wenn sie nicht Modelust und Gram in den Anblick eines hochherzigen Helden — aus dem Saal des Bücher-Verleihers — wonnig versenken und so an Romanenbildung und Strickstrumpf zugleich arbeiten könnte. — Und die Ammen müßten ohne Leihbüchereien im Geisterreiche selbst ewig Wochenkinder bleiben. So aber können sie nach Gefallen ihren Wissensdurst und ihre Säuglinge wetteifernd stillen, und während diese an ihren Milchbrüsten saugen, an den Isisbrüsten der Wissenschaften himmlische Nahrung ziehen. Dies könnte einen Spaßvogel zu der unzeitigen Folgerung veranlassen: es sey kein Wunder, wenn die jetzt werdenden Geschlechter ihre Weisheit schon mit der Ammenmilch einsaugten; allein unterbrechen wir unsre Betrachtung nicht durch derlei Allotrien, und bemerken nur, wie der Lichtquell des Bücher-Verleihers seine Strahlen auch auf die junge Menschheitspflanze herab sendet, um sie zu erquicken und ihre Knospe zu entfalten. Des Verleihers liebende Sorgfalt umfaßt alle Geschlechter, und er gesellt dem ungeheuren Riesen seiner Büchersammlung possirliche Zwerge von Kinder-Bibliotheken zu, welche die nutzbarste Moral in bunte Zuckerbrödchen verbacken und aus der wächsernen Oberfläche aller Kenntnisse gar niedliches Spielzeug formen. — Wie viele Jünglinge würden ihr volles Taschengeld in Naschwerk vergeuden und Studien und Sparpfennige auf der Kegelbahn verschieben, wenn sie nicht der lockende Erkenntnißbaum mit seinen prangenden Früchten im Eden des Leihbüchlers zu öfterer Einkehr einladete, so daß sie von da an mit Freigroschen und Freistunden geizen, und den Cursus ihrer geistigen Bildung im Siebenmeilenschritt vollenden. — Gewiß würde so mancher Schüler — der, wie oft er seinen Rücken auch unter dem Präceptor-Stabe beugte, ohne scamnum und mensa dadurch beugen zu lernen, wie oft er mit diesem Theile des Leibes die richtigsten Curven beschrieb, ohne sie in der Größenlehre zu begreifen, bis er selbst zu einer leeren Größe heran wuchs — vor der Welt bar und nackt dastehen müssen, wenn sich nicht in der großen Voliere des Leihbüchlers Deck-, Putz- und Schwungfedern für ihn fänden, um sich damit zu decken, zu zieren und zu heben. — Und die armen Mädchen, die im Blüthen-Frühling ihres Lebens von der Spinne des häuslichen Fleißes mit lauter Strick- und Nähgarn umsponnen werden, picken sich zwar, sobald sie ein wenig flügge sind, aus dem Netze heraus, um sich in andere zu verfangen, oder aus angeborenem Trieb eigene zu schlingen; aber wie Vieles bleibt ihrer Forschbegier zu entschleiern übrig, worüber man, auf die Gefahr für ein Gänschen zu gelten, nicht unbelehrt bleiben darf. Und wer nimmt sich ihrer an? — Thut's Einer, so ist es unser zuvorkommender Allversorger, der ihnen mit lehrreichen Werken bereit ist, woran sie mit heimlicher Lust — wie ihre irischen Schwestern am verstohlnen Mitternachts-Thee*) — sich erwärmen und zu eifrigen Schülerinnen im Studium des menschlichen Herzens sich heran bilden.

Nicht genug, gute Herren und kriegerische Männer! daß Leihbüchereien dem Bedürfniß nach Unterhaltung und Belehrung auf so befriedigende und wohlthätige Weise abhelfen, sie bilden auch gleichsam eine Oppositionsbank im Staate, die sich in freimüthigen Stimmen theils berathend, theils zurechtweisend vernehmen läßt, um das ewige Recht, und Wahrheit, Frei-

*) Zu den Freuden der Mädchen von Stande in Irland gehört ein verstohlen getrunkener Thee (a taking pot of tea), zu welchem sie um Mitternacht zusammen schleichen und bei fröhlichem Scherz und Lachen die Tassen leeren. S. Neueste Länder- und Völkerkunde Bd. 7. S. 222.

heit und die öffentliche Wohlfahrt zu verfechten. Sie wirken heilbringend als Propaganda zur Belehrung von Irrbegriffen und Vorurtheilen und als Verkündigerinnen des Glaubens an neue Entdeckungen und Erfindungen. Wer zählt die Glaubenswerber, die sie für die gute Sache der Schutzpocken und des Runkelrüben-Zuckers und gegen die böse der Cometen-Scheu und Furcht vor dem Weltuntergange in alle Winkel aussandte! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Probe-Predigt.

Drittes Kapitel.

Wie nun Walther und Elisabeth, auf diese Weise wie Geschwister erzogen, sich bald von Herzen lieb gewannen, wie ihre Neigung immer inniger und zarter wurde, je mehr sie mit ihnen heran wuchs, bis endlich aus dem Halbdunkel süßer Gefühle die Liebe selbst in ihrer Lichtgestalt heraus trat, wollen wir nicht erst weitläuftig erzählen hören. Dergleichen Beispiele einer früh entstandenen Liebe sind unzählige erlebt und erzählt; wenn auch der Gang des Entstehens und Wachsens vielleicht verschieden war, so bleibt das Resultat des Menschenherzens doch immer dabei das Wichtigste, denn es kommt doch weniger darauf an, daß sie sich liebten, sondern wie treu sie waren.

Als Walther endlich Halmingen verließ, um die Universität zu H. zu besuchen, zog Elisabeth wieder in das Haus ihres Vaters. Sie konnte ihn ja unmöglich so einsam wissen; sie hielt sich fähig, seiner Haushaltung jetzt selbst vor zu stehen, und von kindlicher Liebe begeistert vertauschte sie freudig ihr schönes heiteres Zimmer auf dem Schlosse mit dem kleinen Kämmerchen in der engen Pfarrwohnung, das Walther bisher bewohnt hatte. — Die Gräfin würde diese Trennung schmerzlicher empfunden haben, hätte ihr der Himmel nicht wieder eine Tochter, die kleine Clara, geschenkt, auf die nun alle Sorgen mütterlicher Liebe sich richteten. — Elisabeth zählte zwar erst dreizehn Jahr, aber sie war an Bildung des Geistes und Körpers ihrem Alter weit voraus geeilt, und galt jetzt schon für das schönste und liebenswürdigste Mädchen der Gegend. Sie selbst aber wandelte in stiller Bescheidenheit und Unschuld, und war nur darauf bedacht: wie sie ihrem Vater Alles seyn wollte. Mit ihrem Bruder — denn so nannte sie Walthern — unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel; kein Gedanke ihrer reinen Seele blieb ihm verborgen, und die Sehnsucht nach ihm trat aus jedem ihrer Briefe ihm in zarter Gestalt entgegen. Elisabeths Bild erfüllte aber auch einzig des Jünglings Brust; es stand ihm überall zur Seite, und stärkte seinen Muth zum Fleiß und zur Tugend. — Glücklicher Jüngling! der Du den Genius einer heiligen Jugendliebe mit Dir hinaus ins Leben trägst! Du darfst nicht zwischen den Irrlichtern der Täuschung und Verführung nach einem Etwas erst suchen, dem die ungemessene Sehnsucht Deines Busens einen Namen geben will. Deine Wünsche sind nicht größer als Deine Liebe, Deine Träume nicht schöner als Deine Hoffnungen. Siegreich bestehst Du den Kampf mit den Leidenschaften, denn vor dem Panier Deiner Liebe weichen sie scheu zurück. Leicht und muthig erklimmst Du die steilen Höhen des Lebens, denn Dein Genius leuchtet mit seiner geweiheten Fackel Dir vor! — So glücklich, so muthig, so siegreich ging auch Walther seine Bahn, und kehrte nach vier Jahren als ein kenntnißreicher, ausgezeichneter Jüngling wieder in das Vaterhaus zurück. — Wie schlug ihm das Herz, als er nun in den Armen der glücklichen Eltern lag, als ihn sein treuer Lehrer und Freund Wahrberg wieder umfing, als ihm Elisabeth hocherröthend und unter Freudenthränen die Hände entgegen reichte und ihn Bruder nannte, und er die liebliche Schwester doch nicht mehr an die Brust zu ziehen wagte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fündlinge.

Unter den früheren Abhandlungen von Mitgliedern der Akademie in Portugall sind folgende merkwürdig: „Untersuchung, welcher Theil des menschlichen Leibes seit Jahrhunderten dem Staate gleichgültig gewesen, jetzt aber ihm am nothwendigsten geworden? — Die Nase, seit der Taback ein Regal ist." — „Untersuchung, welcher Sinn edler sey, das Sehen oder das Hören? — Das Hören; denn 1) können Glaubens-Geheimnisse nicht dem Gesicht, sondern dem Gehör mitgetheilt werden; 2) sagt der göttliche Meister: Selig sind, die nicht sehen." — „Untersuchung, ob die kleine oder die große Gestalt dem Menschen zuträglicher sey? — Wüchsen auf den Bäumen Diamanten, so wäre es gut, groß zu seyn, um sie ab zu pflücken. Träten wir auf Perlen, möchten wir, sie auf zu suchen, lieber klein seyn; da aber Keines von beiden statt findet, so ist die mittlere Statur die beste." — (S. Einige Nachrichten von der portugiesischen Literatur u. s. w. Frankfurt an der Oder, 1799.)

Die Griechen ermutheten zum Trinken mit den Worten: „Entweder trink' oder geh!"

Vom tapferen Cuno von Falkenstein sagt die Limpurger Chronik unter Anderem: „Er stunde uff seinen Beinen wie ein Leuwe, und hatte gütlich Geberde jegen seine gute Freunde und jegen seine Unterthanen. Wann er aber zornig was, dann schlutterten und pusteten ihme die Backen: es stunde ihme weislich, und herrlich wall ahn, nit übell, wan der Meister Aristoteles spricht:

Wer nit zu rechter Zeit zornen kann,
Der ist ein Narr, kein weiser Mann." Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Ich habe zwar schon vor längerer Zeit den wahren Hergang bei dem Bau des Schlagbrücken-Pfeilers mitgetheilt, und hierdurch mehrere unwahre, zum Theil lächerliche Mittheilungen darüber berichtigt. Dabei kam es auch nur auf ein Paar Augen an; verschiedene Ansichten aber und öffentliches Gerede, wenn es auch noch irriger als das Berichtete wäre, gehören mit zur Sache; nur sieht freilich Mancher nicht ein, daß solche Artikel in vieler Beziehung interessant seyn können, und daß es keinem Vernünftigen einfallen werde, sie auf die eigenen Schultern zu nehmen. Es sey mir daher vergannt, noch ein Paar Worte über diesen Gegenstand her zu setzen, da ein hiesiges Blatt *) die früher angeführten Gerüchte auf eine unredliche Art gegen mich benutzt hat; und jener Schreier möge es noch einmal lesen: daß ich es mit angesehen habe, wie der 14°, 2' lange, 2°, 2' breite, aus Tannenbalken gefugte Senkkasten auf die am Grunde abgesägten Piloten versenkt wurde, nachdem in demselben der Pfeiler bereits 18' hoch gebaut war. Und somit genug, armseliger Schreier; denn ich finde es nicht einmal der Mühe werth, die unsaubere Quelle Ihres Aergers auf zu decken!! — Grillparzer

*) Herr Bäuerle läßt in seiner „Theater-Zeitung", wie mir freundschaftliche Briefe aus Wien meldeten — in Berlin konnte ich die genannte Zeitschrift nicht bekommen — fortwährend auf diesen Wiener Correspondenten, auf mich und den „Gesellschafter" schelten, und zwar aus dem Grunde: weil einer seiner Mitarbeiter, Herr Berling, als Beschneider des Lessingschen „Nathan" genannt ist. Er kann dies auch nicht läugnen, wollte aber seine Sünde im Geheim begangen und sie wahrscheinlich nur dem Erzbischof von Wien gebeichtet haben. Weil sie nun aber offenbar wurde, hätte er wohl, statt in kleinliche Wuth zu gerathen, lieber sagen sollen: „Ich war bei dem Auftrage — den ich nicht ablehnen mochte — sehr belästigt durch die Geistlichkeit, welche namentlich die ganze Erzählung von den Ringen gestrichen haben wollte, sintemalen Lessing den Frevel begangen hat, nicht einmal einen katholischen Ring — der leider oft als Sklavenkette für den Geist zu versinnlichen wäre — hervor zu heben, vielweniger ihn als den allein selig machenden zu präsentiren." — Wenn er so sprechen konnte, würde man ihm gern zugestehen: daß der Stand der Dinge übel, sein Thun aber bei der pfäffischen Engherzigkeit, obwohl er eine Verstümmelung lieferte, dennoch zu entschuldigen sey. Allenfalls konnte er, um einer Art von Rechtfertigung näher zu kommen, in Hinsicht des Repräsentanten der Geistlichkeit mit Lucan (Phars. lib. 9.) sagen: „Erst da, als er das nahe Licht erblickte, ward es ihm einleuchtend, wie viel Nacht bei uns ist!" Wenn er aber sich der Nennung seines Namens schämt, so müßte man ja daraus folgern: daß sein Verfahren ihm Scham auferlegte. Sein Grimm stellt die Sache für ihn nur gefährlicher, und wenn er unter solchen Umständen nicht schweigen will, so denk' er weislich an den Spruch des Jeremias: „Ein Jeder murre wider seine Sünde!" — Hrn. Bäuerle habe ich (Bl. 78) bei der Gelegenheit, als er gegen den „Gesellschafter" sprechen ließ, gesagt: daß er ihn schon mehrmals nachdruckte; wenn Hr. Bäuerle und Compagnie dies etwa bestreiten, so hätten sie sich einer Unwahrheit schuldig gemacht. Diese meine Behauptung verwahre ich hiemit wider jedes Abläugnen, da ich die Beweise vollständig und zahlreich geben kann; was aber etwaige Schmähungen betrifft, so muß der, welcher die Wahrheit ausspricht, darauf gefaßt seyn; mir würde jedoch ein Verdienst entstehen, wenn Hr. Bäuerle fortan, da er stets originale Aufsätze verspricht, künftig entweder nicht nachdruckt — was freilich gegen die dortigen Landesgesetze zu seyn scheint — oder aber in seinen Anzeigen nicht unwahr ist. Ehrlich währt am längsten! — und da Hr. Bäuerle gewiß seiner Zeitschrift einen langen Bestand wünscht, so möge er das Sprüchlein nicht vergessen, wie ich es nie vergessen habe noch werde. — Uebrigens bleibe ich bei der Sache, wenn auch die Herren für ihren Grimm sich noch mehr Ausflüchte suchen. Gz.

ist aus dem reichen Garten Europa's zurück gekehrt, und hat dort wohl manche freundliche Blume für seine Vaterstadt gepflückt. — Bei einer Spazierfahrt habe ich einen Gegenstand getroffen, welcher der Erwähnung werth ist. Auf einem mäßigen Berge in den romantischen Umgebungen Petersdorfs (nahe an Wien) zeigt man einen Brunnen, der 18° tief durch den Felsen gehauen, köstliches Bergwasser in der Höhe von 3° enthält. Wenn die Lichter hinab gelassen werden und tief im Abgrunde auf der Wasserfläche tanzen, erstaunt man über die kühne Arbeit; noch größer aber wird die Verwunderung, wenn man hört: daß ein einziger Mensch, und zwar ein Priester, dies ungeheure Werk — wie man sagt aus Buße — vollbrachte, und sich zu diesem Zwecke die nun verstopften Gänge in die Erde grub. Ein verwischtes Bild und zwei in Stein gegrabene Zeilen erhielten den Namen eines Mannes, der in seiner Art bewundernswerth ist. Diese Aufschrift ist mehrfach interessant: „Joannes Annowsky, gewester Priester allhier, so durch mehr als vierjährige Arbeit diesen 18° tiefen Brunn in diesen Felsen, ohne einige menschliche Beihilf, gehauen, so im gegenwärtigen Gotteshaus begraben lieget, dem sey zum Angedenken dies wenige Lob gesetzt:

> Daß Böhmen zwar dein Vaterland,
> Durch Stillschweigen (!) ist all Ort bekannt;
> Jedoch dein Ruf durch Hammerstreich
> Hast ausgebreit in Oesterreich!" —

Der Verleger der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur u. s. w." wird neuerdings einen Preis für das beste Gedicht aussetzen. Solcher Eifer und solche Liebe für die Unternehmung bringt in jeder Beziehung Rosen. Ueber die andern hiesigen Zeitschriften kann ich nur das alte Urtheil wiederholen, namentlich über die grundschlechten „Oelblätter". — Ein hiesiger Dichter will die Fortsetzung von Schillers „Räuber" liefern. Dabei wäre es interessant, den Plan Schillers zu kennen, der bekanntlich diesen Gegenstand bearbeiten wollte. — Im Gebiete des Theaters gab es wenig Erhebliches. „Mädchentreue" (Cosi fan tutte) wurde im Hof-Theater, wie es sich gebührt, mit vielem Beifall aufgenommen. Taglioni beschloß seine Gasttänze zur Zufriedenheit, und das neue Singspiel „die beiden Ehen", aus dem Französischen (!) steht würdig unter den früheren Miserabilitäten seines Gelichters da. — Die Unpäßlichkeit (!) der bedeutenderen Hof-Schauspielerinnen wird uns nun manchen gehofften Genuß vereiteln. — Der Sage nach beschränkt man unser Ballet im Hof-Theater. Es giebt Viele, welche diese Nachricht freut, und die französirte Terpsichore ohne Gram Abschied nehmen sehen. Die Leistungen Herrn Aumers stehen überhaupt mit dem Aufwand, welchen die liberale Direktion daran wendet, im schlechtesten Einklange. — Demoiß. Wranitzky, Sängerin des Hof-Theaters, wird während ihres Ferial-Monats die Berliner Bühne gastspielend besuchen. Gewiß wird ihr eine sehr günstige Aufnahme, *) wie ihre bedeutsamen Talente hoffen lassen. Hauptsächlich ist sie in allen Rollen, wo ihr natürlicher Reiz und Anstand ausreicht und in ihrer gar lieblichen Individualität der zu gebende Charakter schon liegt, ganz vortreflich. Könnte die junge Künstlerin zu ihrer Anmuth nebenher die Würde conventioneller Bildung sich aneignen, so würde ihre Thätigkeit schnell weit umfassender, und bei so vielen Talenten darf man erwarten: daß die Geschätzte auch nach diesem Preise ringe, und so ihre Fähigkeiten als Schauspielerin noch gültiger mache. Wo die Natur viel gab, darf die Kunst auch viel verlangen! — Im Theater an der Wien wird die „Braut von Messina" und „Sappho" auf die Bühne gebracht; auch soll ein französisches Theater verschrieben seyn. Das wäre ein neuer Beleg zu dem Urtheil: daß jene Bühne Alles, wenn auch mitunter nur Bizarres und Pikantes, hervor sucht, um dem Geschmack des Publikums — willig — Genüge zu leisten, und es bleibt nichts zu wünschen, als zum Willen — die Kraft! — * —.

*) Demoiß. Wranitzky ist mit ausgezeichnetem und verdientem Beifall in Berlin aufgenommen worden; nach Beendigung ihres Gastrollen werde ich Einiges darüber mittheilen. D. H.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 20. August. 135stes Blatt.

Die Probe-Predigt.

Viertes Kapitel.

„Schimmer, Er hat etwas auf dem Herzen!“ sagte der General zu seinem Sekretair; „schütte Er's herunter, damit das Kopfhängen ein Ende nimmt!“ — „Ach!“ antwortete Jener; „ich möchte wohl gern, aber ich müßte es ja doch zuvörderst zu Höchdero Füßen ausschütten und das erlaub' ich mir nicht.“ — „Ich befehl' es Ihm aber!“ fuhr der General fort; „Er soll Vertrauen zu mir haben, ich hab' es um Ihn verdient. Hat Er sich doch auch schon lange genug mit Seufzern bei mir angemeldet.“ — Schimmer zierte sich noch eine Weile, und gestand endlich unter verschämtem Lächeln: daß er verliebt sey und Lust zum Heirathen verspüre. — „Nun, so folg' Er der Lust!“ meinte der General; „ich habe nichts dagegen, sobald seine Wahl nur vernünftig ist!“ — „Ach, Ew. Excellenz! überaus vernünftig!“ lispelte Schimmer, und bekannte: daß er seine Augen auf des Pfarrers Tochter geworfen habe. — „Das macht Ihm Ehre!“ sprach der General; „Elisabeth ist die Krone der Mädchen! Er kann sich glücklich schätzen, wenn sie Ihm ihre Hand reicht!“ — Der Sekretair bat hierauf den Grafen um sein mächtiges Fürwort bei dem Vater, und brachte dann auch bei der Gräfin seinen Wunsch an, von der er die Zusage erhielt: daß sie des Mädchens Herz erforschen wolle. — Schimmer war ein höchst verschmitzter listiger Mensch, der sich überall in den Willen seines Herrn zu fügen, ja oft ihn zu errathen verstand, durch den Schein von Ehrlichkeit und Bescheidenheit sich die Neigung des Grafen erworben, und durch seine große Brauchbarkeit sich ihm fast unentbehrlich gemacht hatte. In seinem Herzen sah es aber ganz anders aus, als auf dem Gesicht: wie es hinter den Coulissen denn immer viel anders aussieht, wo man die Bühnen-Tugenden ablegt, und die Lieblichkeit und Unschuld mit der Schminke und dem Schmuck oft wieder an die Garderobe zurück gegeben wird. — Auch die Gräfin hatte nichts gegen diese Verbindung; sie freuete sich vielmehr, Elisabeths eheliches Glück unter ihren Augen aufblühen zu sehen, und eilte deshalb, des Sekretairs Antrag ihr zu eröffnen. Aber das Mädchen sank ihr bleich und zitternd, wie eine schüchterne Taube, an die Brust, und konnte vor Schluchzen lange kein Wort hervor bringen. — „Nein, meine theure Mutter!“ rief sie endlich aus; „nein, ich heirathe nicht! lassen Sie mich bei meinem Vater, er kann seine Tochter nicht entbehren!“ — Die Gräfin glaubte, dem überraschten Mädchen Zeit gönnen zu müssen, suchte sie zu beruhigen und brach das Gespräch ab; sie ließ aber, als Elisabeth von ihr gegangen war, ihren Sohn zu sich rufen. — „Walther!“ sprach sie, „ich weiß, Du meinst es gut mit Wahrbergs Tochter; auch sie vertraut Dir, als wärest Du ihr Bruder, und wird Deinem Rathe folgen; darum will ich Dir ein Geheimniß anvertrauen: Schimmer liebt das Mädchen; er will um sie anhalten; Dein Vater und ich wünschen diese Verbindung, auch der alte Wahrberg wird wohl nichts dagegen ein zu wenden haben.“ — „Aber Elisabeth?“ fiel Walther bebend ein, und sah die

Mutter starr an; „hat auch sie nichts dagegen ein zu wenden?“ — „Sie war von dem Antrag noch zu sehr überrascht!“ fuhr die Mutter fort; „aber Du sollst eben mit ihr davon sprechen, Du sollst ihr rathen, ein zu willigen, denn sie macht ihr Glück. Willst Du es thun?“ — Walther wußte nicht, wie ihm geschah; um seine Regung zu verbergen, eilte er, das Zimmer zu verlassen. — Rasch flog er nach der Pfarrwohnung; schüchtern und leise trat er in die Wohnstube. Der Pfarrer war ausgegangen, seine Tochter allein. Sie saß am Klavier, den Rücken gegen die Thür gewendet, und sang mit weicher Stimme die erste Strophe von Gretchens Lied aus dem „Faust“:

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist leer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr!

und als sie die Worte noch ein Mal wiederholt hatte, stützte sie ihr Köpfchen auf die Hand und seufzte tief. Walther stand lange schweigend und unbemerkt hinter ihr; endlich rief er sie sanft bei Namen. — Das Mädchen sprang erschrocken auf und blieb hocherröthend vor ihm stehen. — „Elisabeth! wie Du vor mir erschrickst!“ sagte er bebend; „findest Du Deine Ruhe nimmer und nimmer mehr?“ — Sie antwortete nicht und schüttelte nur sanft mit dem Haupte, indeß sich große Thränentropfen unter den nieder gesenkten Wimpern hervor drängten. — „Mädchen, seit wann ist Dir denn das Herz so schwer?“ — Sie antwortete nicht und legte die Hand leise auf das Herz. — „Etwa seit Schimmer um Deine Hand wirbt?“ — Sie nickte traurig mit dem Köpfchen? — „Du nickst?“ rief Walther außer sich; „er also hat Dir die Ruhe gestohlen? ihn also meint Deine Sehnsucht? Gib Dich zufrieden!“ setzte er bitter hinzu; „ich komme, für ihn bei Dir zu werben!“ — „O mein Gott! Walther, auch Sie?“ sprach Elisabeth mit gebrochener Stimme. „Ach, was hab' ich Ihnen denn gethan?!“ und hiemit wendete sie sich ab und verhüllte still weinend ihr Gesicht. — Soll ich es nun weiter zu schildern wagen: wie das Bewußtsein der Liebe jetzt in Beider Seelen, gleich der Morgensonne über der Maien-Flur, aufging? wie sich das schnell gereifte Geständniß derselben von ihrem Herzen los rang und, gleich dem Blüthenstaub im Sturm, zu einander hinüber wehte? — Nein! wer den Augenblick schon erlebte, den keine Sprache beschreibt, ob ihn gleich nimmer das Herz vergißt, der frage nur die alte süße Erinnerung. Und Euch, denen der Silberblick des Lebens noch nicht erschien, Euch malt ihn die Ahnung gewiß schon mit schöneren und lebendigeren Farben, als es irgend ein Künstler vermag, und so werden wir uns denn Alle verstehen, und in stiller Rührung den Augenblick mitfeiern, in welchem der Bund einer treuen heiligen Liebe geschlossen wurde. (Die Fortsetzung folgt.)

Lobrede auf die Bücher-Verleiher.

(Fortsetzung.)

Und was leisten die Leihbüchereien nicht im Gebiete der Beurtheilung? Diese Frage zu beantworten bin ich noch rückständig. Da ich ihrer vorhin als die Leuchtergeselle unserer Zeitlichter gedachte, so darf ich auch nicht verschweigen, wie nahe die Lichtscheere der Kritik dabei liegt. Die zuverlässigsten Course literarischer Erzeugnisse werden, nach Maaßgabe ihres mehr oder minder häufigen Begehrs, an der Börse des Bücher-Verleihers gestellt. Wenn in der gründlichsten Rezension nur ein individuelles Urtheil sich ausspricht, so wird hier aus einer überwiegenden Zahl von Urtheilen die mittlere Proportion als geltend heraus genommen. Partheilichkeit kann nicht eintreten, denn diese große Behörde ist aus lauter Richtern zusammen gesetzt, die einander nicht kennen, ist unbestechlich wie der Tod, und kein galvanisches Experiment eines Verlegers vermag hier tauben Nüssen Gehör zu verschaffen. — Weiß man gar nichts mehr gegen die Gemeinnützigkeit der Leihbüchereien, so sucht man sie wenigstens des Makels zu zeihen: daß sie dem geselligen Vergnügen Abbruch thäten, indem sie die überhand genommene Lesewuth nähren und dem Menschen dadurch das Bedürfniß geselliger Zusammenkünfte vergessen machen. Mag dieser Beschuldigung auch etwas Wahres zum Grunde liegen, so übersehe man von der andern Seite nicht: wie je zuweilen die lockeren, aus einander strebenden Theile einer Gesellschaft durch Vorlesung aus einem anziehenden Leihwerke zusammen gehalten und enger verbunden werden, und wie der Geist desselben in öfteren Fällen eine Menge von Erbärmlichkeiten und schalen Geschwätzes niederschlägt und der Versammlung einen erhöhten, edleren Schwung ertheilt.

Wenn also der Leihbüchler und sein Institut, die Leihbücherei, ringsum betrachtet, wie der Diamant überall nur Lichtseiten zeigen, so muß die Gleichgültigkeit unserer belletristischen Federhelden um so mehr auffallen, womit sie so entschiedenes Verdienst ungehuldigt übersahen. Warum setzte noch kein Proselit ihm eine Herme? Warum besangen Dichter, die oft verdienstlosere Wichte, wie die Chinesen ihre Götter, auf Blumen setzen, den Trefflichen nie in einer Ode oder in einem Epos? Warum umleuchteten sie nicht sein Haupt mit einer Glorie von Sonettenstrahlen? Wenn es mir nachginge, verdunkelte den Parnaß ein Dichter-Odenwald, worin das Lob unseres Erhabenen tausendfach erklänge. Wissen denn die guten Leute nicht, welche unendliche Verpflichtung sie dem Leihbüchler schuldig sind? Kennen sie nicht den Ceremonienmeister, der sie in den Cour-Saal der Lesewelt einführt? Haben sie vergessen, daß Leihbüchereien die Brut-Oefen ihrer

Celebrität sind? Wie viele Musen-Fallkinder müßten in der Geburt elendiglich ersticken, wenn sie nicht in diesen mitleidigen Findelhäusern Aufnahme und Wartung fänden, und selbst ihre leiblichen, geistigen Väter müßten auf andere Dinge trachten, als auf die Bevölkerung des gelehrten Freistaats, ohne den liebreichen Schutz jener gutthätigen Stiftungen. Wer versieht denn wohl die Verleger mit Subsidien für das belletristische Heer, als der Leihbüchler? Die Lesegroschen und Sechser schießen und fließen von seinen Bücherbergen als Dunsttheilchen zum Honorar-Silberquell zusammen, der als ein wahrer Nil die Reisfelder unserer Romanen-Schreiber befruchtet. Das Wort Honorar, sprechen Letztere, darf kein leerer Schall seyn; allein wo soll der Silberklang herkommen, wenn kein Leihbüchler zum Resonanz-Boden sich her giebt? Würden Buchhändler je es wagen, einem Roman das Imprimatur zu bewilligen, wenn sie nicht auf Unterstützung jener frommen Anstalten rechnen dürften, die von Messe zu Messe die gesammelten Lese-Gottespfennige in ihren Schooß ausschütten. Auf den Privat-Absatz ist, wie bekannt, nicht zu fußen, denn auf tausend Romanen-Leser giebt es noch keinen Käufer. — Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, um zu beweisen: daß der Mann, welcher Bücher aus Interesse ausleihet, als wohl beflissener Seckelmeister, durch seine Lesesteuer die Armuth unserer schönwissenschaftlichen Literatur und Literatoren zugleich steure. — Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung: welch ein herbes Müheleben mit dem Berufe des Leihbüchlers verbunden ist. Fast scheint es, als hätten die Götter, weil er ihre Speise jedem Schächer sterblicher Genossen zusteckt, dieselbe Strafe über ihn verhängt, die sie einst in ihrem Zorn dem König Tantalus zuerkannten. Am Katarakt der literarischen Gewässer gelagert, muß er ewigen Durst leiden und die labendsten Früchte ungenossen seinen Augen vorbei gleiten sehen. Er geizt mit seinen Stunden und sammelt seine Bücher stets für Andere, nie für sich. Wie Janus läßt er den jungen Tag früh aus, und verschließt die Pforte spät hinter ihm zu, um für fremde Menschen vor- und rückwärts zu schauen, d. h. stets zu wissen: was sie gelesen haben und lesen werden. Der Hahnschrei ruft ihn vom Lager, um sein Rechnungswesen zu ordnen und in seine Geschäftsbücher ein und nach zu tragen. Je längere Strahlen die goldbefingerte Eos wirft, je kürzer wird seine Zeit zum Privatgebrauch. Leser und Bücher-Boten drängen einander und den Leihbüchler dazu, und jagen ihn, wie ein behendes Eichhörnchen, die steilen Bücherwände auf und nieder. Gleich dem Laternenwärter bei nächtlicher Weile läuft er am Tage mit der Leiter umher, um die Geistes-Lichter einer halben Stadt zu schneuzen und ätherisches Oel in ihre Unterhaltungs-Lampen zu gießen. Die Tischzeit naht, doch keine Ruhe für ihn.

(Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

Eine französische Zeitschrift („Mémorial Bordelais" vom 4ten Juli 1819) berichtet: „Das Volk, gewohnt, in solchen Erscheinungen glückliche (?) Vorbedeutungen zu sehen, betrachtet den Cometen als Boten, welcher die Erfüllung seiner Wünsche für die Geburt eines französischen Prinzen verkündigt." — Die „Zeitschwingen" nennen dies eine „legitime Kriecherei" aus den Zeiten Ludwig XIV. und geben den Nachsatz: „Es ist zu bezweifeln, ob es dem Herzog von Berry willkommen seyn möchte: daß ihm ein Sohn und künftiger König der Franzosen von Sternen verkündigt werde, die, wie das „Conversations-Lexicon" sagt, „gemeiniglich nur ein schwaches Licht haben und in eine Art von Nebel eingehüllt sind."

Ein Korn-Lieferant hatte stark betrogen, aber viel verdient; er wurde verklagt und — frei gesprochen. Da sagte Jemand: „Er hat nicht allein für sich genug gestohlen, sondern so viel, daß er auch die Kosten der Beweise bezahlen konnte."

Als Signora Catalani neulich in einer Stadt bei einem ersten Conzert das Billet zu einem Dukaten, bei einem zweiten zu zwei Thaler verkaufte, wurde folgendes Epigramm gemacht:

Es wird viel hin und her gestritten:
„Hat der Signora Stimm' an Klang
Gelitten oder nicht gelitten?"
Entscheiden will ich nicht, doch wird mir bang:
Denn sie fühlt selbst ja: ihr Gesang
Ist nicht mehr voll — Dukatenklang.

Der Amerikaner Kerr will: daß alle Verurtheilte, die für jeden Monat Zwangs-Arbeit ein Kapitel des neuen Testaments auswendig lernen wollen, frei gesprochen werden. — O unheilige Einfalt! Th. Laurin.

Epigramme von Fr. Raßmann.

1.

„Jagen heißet mein Leben, mein Thun ist ein Roß wie der Odin;
Welche Meilen im Tag leg' ich entathmet zurück!" —
„„Eiltest du minder schnell; du verschlängst nicht die Gegend, du ließest
Manches nicht unerspäht, was wie das Veilchen sich birgt."" —
„Einer ist hinter mir stets, ein Unhold, der mich so forttreibt:
Ach! das Gefühl: daß ich einst sündlich verschleudert die Zeit!"

2.

O wie schmerzt es so manchen der Fleißigen: daß es doch Schlaf giebt!
„Hälfte des Lebens, du wirst" — spricht er — „begraben in Pflicht!"
Schlummert nicht auch die Natur, die gebärende? Wäre der Tod nicht
Grauser, bereitet' ihn vor nicht der verbrüderte Schlaf?

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Vom Rhein. Es ist schon mehrmals bemerkt: wie wünschenswerth es sey, daß in diesem Jahre die rheinischen und westphälischen Magazine gehörig gefüllt würden. Jetzt, da aus allen Provinzen Preußens gute Nachrichten über die Ergiebigkeit der Erndte, namentlich des Winterkorns, einlaufen, dürfte es wohl nicht unzweckmäßig seyn, diesen wichtigen Gegenstand wieder in Anregung zu bringen. Durch Beschränkung des Brandtwein-Brennens — welche wie am Rhein, da wo sie hauptsächlich nur auf den Absatz nach dem Auslande berechnet wird, nicht günstig einwirkend finden können — entsteht schon ein namhafter Ueberschuß an Getreide. Auf bedeutenderen Absatz nach dem Auslande läßt sich, insoweit die Conjunkturen jetzt zu übersehen sind, nicht rechnen. Fast alle Provinzen Preußens haben entschiedenen Ueberfluß an Getreide; das auffallende Sinken des Marktpreises in vielen Gegenden liefert hiervon einen sprechenden Beweis. Es ist daher ein wichtiges staatswirthschaftliches Geschäft: auf einen zweckmäßigen Absatz des Getreides Bedacht zu nehmen. Werden im Lande Aufkäufe für die Magazine angeordnet, so wäre nicht zu fürchten: daß das Getreide unter den Sachwerth herab sinke; sonst ist dies in einigen Gegenden durchaus nicht unwahrscheinlich. Wäre das Sommerkorn überall verhältnißmäßig eben so gut gerathen, als das Winterkorn, so ließe sich schon jetzt mit ziemlicher Gewißheit ein unverhältnißmäßig niedriger Preis des Getreides vorher sehen. Die Füllung der Magazine, sowohl in den westlichen als nördlichen Gegenden Preußens, scheint uns aber nicht allein in staatswirthschaftlicher Hinsicht wünschenswerth und nothwendig; es dürften dafür noch andere wichtige Gründe sprechen. Festungen ohne gehörige Magazine sind von keinem Nutzen; Preußen hat diesen Umstand besonders zu berücksichtigen, weil es viele seiner Festungen in großen, stark bevölkerten Städten angelegt hat. Sr.

Jetzt wird in England falscher Pfeffer fabrizirt und für ächten verkauft. Die Körner bestehen aus Senfsaamen, Vogelleim, etwas Kalk und wahrscheinlich etwas Pfefferstaub. (Morn. Chron.) Bald werden wir auch wohl falschen Kaffee und falschen Zucker aus England erhalten, wie falschen Thee und falschen Pfeffer; und endlich möchte von dort aus nichts mehr wahr und ächt seyn, als die — Anleihen, die wir fortwährend mit vielem Verlust werden machen müssen.

In Brüssel dient auf dem Rathhause der Erzengel St. Michael als — Wetterfahne. (Morn. Chron.) Für ein Rathhaus mag die Wetterfahne ein unerläßlicher Hausrath seyn, und jenes Bild ist dann wohl klüglich dazu gewählt, indem es die Menschen entschuldigt, wenn selbst ein Engel sich — nach dem Winde dreht.

Englischer Witz. Der schottische Prediger Watty Morrison bat den Obrist eines Regiments im Fort St. George bei Edinburgh um Gnade für einen Soldaten, welcher Spießruthen laufen sollte. Er erhielt sie, doch unter der Bedingung: daß er dem Obrist die erste Bitte auch nicht abschlagen dürfe. Morrison ging die Bedingung ein, und die Bitte war: Jener solle einen jungen — Hund taufen. Der Obrist versammelt eine lustige Gesellschaft; Morrison findet sich ein. „Als Prediger der schottischen Kirche — sagte er — muß ich Pathen haben für den Täufling!" Ein Major erbot sich, und nun fing Morrison mit der gewöhnlichen Frage an: „Bekennt Ihr Euch als Vater zu diesem Hündchen?" Statt der Antwort warf der Major das Thier in einen Winkel und die Ceremonie hatte ein Ende. (Morn. Chron.) Ob das Witz des — Zeitgeistes ist? L.

Der König von Preußen hat einen anonymen Brief und in demselben die Weisung empfangen: für Herrn von Kotzebue keine Todtenfeier auf der Berliner Bühne zu gestatten, weil dieses sehr ernstliche und bedeutende Folgen haben konnte. (Times.) Wäre diese Angabe nicht unwahr, so kann Jeder überzeugt seyn: daß Preußens König, da Sein Wille für jene Todtenfeier entschied, jenen Brief zu den lächerlichen Umtrieben gezählt hat.

In der letzten Sitzung von York wurden Thomas English und Heinrich Fearly, weil Beide 6 Pfund Hammelfleisch gestohlen, zur Transportirung nach Botanibay auf 7 Jahre verurtheilt. Nach ausgesprochenem Urtheil sagte Jener: „Großen Dank! Wäre es nur ein besser Stück gewesen! Um 6 Pfund Hammelfleisch müssen zwei Männer nach Botanibay spazieren! Hol' mich der — —, wenn Einer von uns Beiden es gestohlen hat!" — Dagegen ist ein vornehmer Mann bei Exeter zu einer Geldstrafe verurtheilt, weil er seinen Reitknecht mit dem 2 Zoll dicken Ende seiner Gerte — todt geschlagen hat. (Times.)

Dr. Edmund Cartwright hat die Entdeckung gemacht: daß ein Theil Salz zu acht Theilen Wasser das beste Mittel ist, den Mehlthau im Weizen zu vertreiben. Vermittelst einer flachen Waschbürste besprengt man das Kornfeld damit, und macht dabei die Bewegung oder den Wurf des Säemanns, der weitläuftig säet. In einem Tage kann ein einziger Mann 10 Morgen Acker auf diese Weise besprengen. (Morn. Chron.)

Vor einiger Zeit biß in Sheffield ein toll gewordener Hund mehrere andere Hunde. Man schlug zwar jenen und diesen todt, ehe das Uebel um sich greifen konnte; doch ist die Besorgniß so groß: daß man an einem Tage noch 353 gesunde Hunde, und am folgenden 250 todtschlug, an die Obrigkeit ablieferte und für jeden 3 Schillinge Belohnung erhielt. (Courier.)

Es ist bemerkenswerth; daß Alexander der Große in der persischen Geschichte nur als ein Muster aller öffentlichen und Privat-Tugenden erscheint. Von dem Morde des Clitus, der Verbrennung von Persepolis, der Verbannung des Callisthenes, findet sich kein Wort. Sollten die griechischen und lateinischen Schriftsteller vielleicht bloß aus Eifersucht und Neid ihm jene Dinge nachgesagt haben? (Indépend.) Eher ist wohl anzunehmen: daß die persischen Schriftsteller, in ihrer ohnehin bis zum Eckelhaften sich steigernden Schmeichelei, die Geschichte verfälschten, um nur nicht selbst das Unglück zu haben — ein Paar nachdrückliche Wahrheiten sagen zu müssen!

Bei Erwähnung einer heftigen Augen-Krankheit des Fürsten Metternich zu Carlsbad bemerkt der Constitutionel: „Es steht zu befürchten: daß das Augenweh überhaupt im Reiche der Diplomatik einheimisch werde."

Seit dem 21. Septbr. 1817 bis 21. Septbr. 1818 sind in Rio Janeiro 26,808 Neger als Sklaven ausgeschifft worden; 3,475 (also über ⅛) waren unterweges gestorben. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 21. August. 136stes Blatt.

Lobrede auf die Bücher-Verleiher.

(Schluß.)

Es thäte noth, daß er, wie der Bär aus der Tatze saugt, seinen Handteller mit herum trüge, indem ein Bücherbegehrer nach dem andern eintritt, um ihn von seinem Mahle auf zu stören, und von Bücherreihe zu Bücherreihe herum zu treiben. Noch seltner darf er ein Nachmittagschläfchen sich gönnen, und es höchstens, wie der Kranich auf einem Beine ruhend, genießen. Und ist das Lesetagwerk beendet, so steht es ihm nicht frei, gleich andern Leuten, seine Thür zu verschließen, und ins Freie, oder zu Bier und Taback zu laufen. Nein, jetzt muß er, statt sich, seine Bücher aufräumen, und eine saure Arbeit vollenden, die der Prüfung der Psyche gleichkömmt, als Venus ihr auflegte, einen vermengten Haufen von Weizen, Gerste, Linsen und Bohnen u. dgl. noch vor Abend aus einander zu lesen. Ausgedehnte Reihen heimgekehrter Söldlinge bieten ihm den Anblick kriegerischer Marschbataillone, die, aus allen Hunderten und Tausenden seiner Heer-Nummern zusammengesetzt, in ihre entfernte und nach allen Richtungen hin gelegene Garnisonen zurück geführt seyn wollen. — Wie ein Lotterieloos-Verkäufer überfüllt er seinen Kopf mit einem Wuste combinirter Zahlen, um jeden fragenden Leser im Nu zu bescheiden; ob er im Glücksrade der Lesegier Treffer oder Nieten gezogen; und wie ein Wahrsager muß er das Orakel seines Zahlenbuchs öfter befragen; ob die Erlebuten noch fern sind, oder bald heim kehren? Mehr denn zehn Thorschreiber in einem Monat hat er in einem Tage Ein- und Ausgehends in seine Tabellen zu tragen, und Sechser und Groschen ein- und Rester auszustreichen, und die Löschblätter unaufhörlich, wie ein Weber sein Schiff durch die Kette seiner Conto's zu schießen, und ein ewiges Verhör aus zu stehen, indem jeder Leser, wie ein Catechet, mit Fragen bei ihm auftritt. — Und was erwirbt er dabei? Die Kenntniß von Menschen- und Bücher-Physiognomien abgerechnet, ist der Ueberschuß gering. Er steckt sein Geld in Papier, das zwar Zinsen trägt, aber auch leicht zum Teufel geht. Seine Bücher laufen aus, wie Segelschiffe, die fremden Völkern Cultur, ihrem Ausrüster aber nichts als Schnupftabak, Puder und Ballast von faden Randglossen zurück bringen. Und welchen Gefahren sind sie im Wellenstrudel der Leserei ausgesetzt? Entweder sie gehen unter, oder sie werden von ruchlosen Corsarenhänden ihrer kostbarsten Güter, der Kupfer beraubt, oder sie kehren heim, ohne Mast und Segelwerk, d. h. ohne Tafeln und Binde, oder sie treiben als ein zerschelltes Wrack irgendwo an.

Deine Geduld, du edle Dreifaltigkeitsblume, scheint ermüdet; die meinige ist es auch, drum lass' mich mit meiner Rede einhalten. — Ich öffnete die Augen, es war ganz finster geworden, und ich hatte Mühe, mich zu besinnen, wo ich war. Ich zog die Klingel, mein Pansa brachte Licht und die bärtigen Haudegen zerflossen in Nebel. — Morgen, sprach ich, mußt du zu Werke schreiten, und ich beschloß mit dem Frühesten aufzustehen, und eine eindringliche Vorstellung zu fertigen. Mit diesem Vorsatz strich ich ins Land der Träume hin-

über, wo der neckische Gesell Morpheus sich allerhand plumpen Scherz mit mir erlaubte. Bald ließ er mich als Fontaine springen, bald stellte er mich mit dem Kopf auf die Spitze eines Kirchthurms, und bald sperrte er mich als Fledermaus in den Bauch einer Baßgeige. Am wohlsten war mir noch auf der Insel Nukahiwa, wär' es den Weibern nur nicht in den Sinn gekommen, sich in mich zu verlieben, worüber ihre Männer, der dortigen Sitte ganz zuwider, schier vor Eifersucht vergingen, und mich mit ihren langen Messern aufschlitzen wollten — hätte ich mich nicht durch einen Seitensprung in Tippo Saibs Pallast gerettet. Aber ach! warum mußte ich noch unschicklicher, als ein Bergschotte, einherschreiten, und mein Anblick den guten König so beleidigen, daß er befahl: mich in ein Trillhäuschen zu sperren und mir nichts zur Nahrung zu reichen als Mehlwürmer. Einen schlechtern Aufenthalt als in diesem beweglichen Häuschen hatte ich nie erlebt, und die ungesunde Luft, die ich einathmen mußte, verrieth mir, daß ich mich auf der Insel Walchern befand. Der gute Sauhirt Eumäos*) rettete mich, indem er mit seiner Cigarre den fatalen Vogelbauer in Brand steckte, dessen Asche Madriter Feinwäscherinnen emsig einsammelten. Arm in Arm ergingen wir uns in einem amerikanischen Lianen-Wald und besprachen uns über Transcendental-Philosophie und Eichelmast, als ein brüllender Tiger, mit ein Paar Augen wie Feuerräder im Kopfe, auf uns losstürzte. Eumäos sprang hurtig auf einen Baum, ich konnte nicht nach; meine Füße waren wie eingewurzelt. Wüthend sprang das Thier mich an, faßte mich beim Kopf, und hätte ihn zerbissen, wenn ich nicht zum Glück in demselben Augenblick erwacht wäre. Mechanisch griff ich an den Schädel, eilte, meines Vorhabens eingedenk, aus den Bettfedern zu den Schreibfedern, und schärfte meine Suppliк, wie der Parther seine Pfeile, um damit ins Herz der Zwingherren von Gänsenhausen zu dringen.

Das Conzept war fertig. Es gefiel mir sehr, und ich blähte mich stolz im Vorgefühl seiner sichern Wirkung. Schon hatte ich einen Bogen zur Reinschrift gebrochen, und mit behaglicher Lust einen labyrinthischen Zug über die Kopfzeile geschwungen, als die Wundermähr mir unverhofft, wie ein Deus ex machina, über den Hals kam: der Bücherverleiher Adamanthus Seelenhold sey von der Landwehr entlassen, und zwar nicht durch meinen langen Athem, sondern wegen seines eignen — kurzen. — Glück zu! M. Bondi.

*) Freunden des Homers kein unbekannter Mann.

Die Probe-Predigt.

Fünftes Kapitel.

Der Secretair zog mit einem Korbe ab; denn der Vater gestattete seiner Tochter eine freie Wahl, und diese erklärte mit Bestimmtheit: daß sie zu Schimmer keine Neigung fühle, und überhaupt jetzt noch an keine Heirath denken möge. Man hielt also die Sache für völlig abgebrochen: allein Schimmer dachte anders; er merkte bald, daß Elisabeth nicht jeden Bewerber zurückgewiesen haben würde, und daß ihm Jemand im Wege stehen müsse. Er legte sich auf die Lauer. Wie hätte ihm das Geheimniß der beiden Liebenden entgehen können, wie hätten sie die Begeisterung ihrer Liebe, und die stille Seeligkeit ihrer Herzen seinem Späherblicke verbergen mögen? — ob gleich sie beschlossen hatten: ihren Bund so lange geheim zu halten, bis Walther durch eine unabhängige Lage im Dienste des Staates seine freie Wahl rechtfertigen könne. — Schimmer hatte aber an dem schönen Mädchen einen zu großen Wohlgefallen, und hielt die Verbindung mit ihr zu seinem künftigen Glücke auch für zu wichtig — denn sie galt ja im Hause des Grafen wie eine Tochter — als daß er den Gedanken an ihren Besitz hätte so leicht aufgeben sollen. Daß sie einen jungen Grafen einem Secretair vorzog, schien ihm natürlich, aber auch eben so gewiß: daß sie ihm gern noch die Hand reichen werde, wenn jenes Verhältniß nur erst gestört sey; und dies, meinte er, sollte ihm nicht schwer werden. — Er nahm die Miene eines Unglücklichen an, spielte den Zerstreuten in allen Geschäften, und beging vor den Augen des Grafen eine Menge verliebter Thorheiten, so, daß dieser ihm endlich ernstliche Vorstellungen that, und ihn zu trösten versuchte. Das hatte Schimmer erwartet, und diese Gelegenheit nahm er wahr, dem Vater deutliche Winke über das Verhältniß seines Sohnes zu geben.

„Mensch! das ist nicht möglich!“ fuhr ihn der Graf an: „Er verläumdet meinen Sohn, weil ihn die Eifersucht plagt!“ — „Eifersucht! o du mein Himmel!“ entgegnete der Secretair, und verdrehte die Augen: „Ich will ja dem jungen gnädigen Herrn mit Freuden mein Herz opfern, will der Mamsell Wahrberg meine Gratulation abstatten, wenn ich nur erst weiß, daß es mit Ew. Exc. hoher Zustimmung geschieht.“ — „Nein!“ sprach der Graf sehr ernst: „zu einem solchen thörichten Liebeshandel gebe ich meine Zustimmung nicht; aber daß mein Sohn das Mädchen als seine Schwester achte, das ist mein Wille, und weiter ist an der Sache auch nichts!“ — „Halten zu Gnaden!“ sagte Schimmer: „ich kann mich irren, ich habe keine Schwester, ich weiß nicht wie man mit dergleichen umzugehen pflegt: ob man an sie schreibt, wenn man doch an einem Orte mit ihr wohnt, und ihr die Briefchen heimlich zusendet, und ob man sich immer hinten durch den Garten zu ihr schleicht, wenn der Vater vorn heraus geht!“ — „Schweig' Er!“ unterbrach ihn der Graf: „Ich werde die Sache prüfen. Ihm befehl ich aber, gegen Niemand ein Wort davon fallen zu lassen!“ —

Schimmer verbeugte sich tief, und schlich heimtückisch lächelnd aus dem Zimmer. Er hatte seinen Zweck erreicht; der Graf beobachtete den Sohn von jetzt an mit scharfen Blicken, und erkannte bald, daß der Secretair Recht habe. Nicht wenig erschrak er über seine frühere Sorglosigkeit, denn er hatte stolze Plane für die Zukunft seines Sohnes entworfen, denen dies Verhältniß sich geradezu in den Weg stellen wollte. Doch hielt er das Ganze noch für unbedeutend genug, und glaubte ein rascher entschloßner Schritt werde Alles wieder gut machen.

Ein vertrauter Freund des Generals von Wallenrode war der Baron v. Heilberg, erster Minister des Landes. Der Genius einer treuen Vaterlandsliebe, und ihr gemeinsames redliches Wirken für den Staat hatte ihre Freundschaft gestiftet und fest erhalten. Der Minister besaß eine einzige Tochter, Mathilde, die er, mitten unter den falschen in Gold gefaßten Glanzsteinen der großen Welt, wie eine kostbare Perle bewahrt hielt, deren alleiniger Werth in ihrer seltnen einfachen Reinheit besteht. Aber da sie das schönste Mädchen der Residenz, die einzige reiche Erbin des Ministers war, und mehr noch wegen ihrer seltnen Geistesbildung und Anspruchlosigkeit von Jedermann bewundert ward — wie hätten da nicht die Blicke aller jungen Männer, gleich den Bienen, wenn sie nach einem Blumenbeete hineilen, ihr zufliegen, und mit dem Honig süßer Wünsche nach ihren Zellen, den Herzen, zurück kehren sollen? — Doch der Vater hatte ihr einen Talismann gegeben, der sie unter allen den Schmeichelworten und Flammenblicken ruhig und unbefangen hinführte, indeß er selbst ihr Herz in süße Träume wiegte. — Schon von früher Jugend auf pflegte ihr der Vater oft von dem Sohne seines Freundes, dem kleinen Walther zu erzählen: wie er ein kräftiger herrlicher Knabe, die Freude seiner Eltern sey, und wie lieb er ihn selbst habe; so daß der kleinen Mathilde ein Besuch in Halmingen der größte Festtag wurde, und ihr der Ort, wo Walther lebte, wie ein Paradies erschien. Was er mit ihr gesprochen, wie er mit ihr gespielt und ihr liebreich alle seine kleine Herrlichkeiten gezeigt, das konnte sie nicht wieder vergessen, und durfte es ihrem Vater auch oft wieder erzählen. — Der General ließ seinen Sohn von einem braven Künstler malen; der Minister verlangte eine Copie des Bildes. „Wo werde ich das Gemälde wohl aufhängen?" fragte der Vater. „O, in meinem Zimmer!" bat die kleine Mathilde, und der Vater willigte ein. Da hing nun das Bild des schönen blondgelockten 14jährigen Knaben — wie er die Hand ausstreckt und Einen so treuherzig mit den blauen Augen dabei ansieht, daß man gar gern in die dargereichte Rechte eingeschlagen haben würde — und sah sie unablässig an, als fragte er: „Wirst Du mir einst die Hand verweigern?" — So ward der Phantasie des Mädchens früh schon ein Gegenstand gegeben, der des Herzens sehnsuchtsvolle Wünsche weckte. — Wer möchte wohl die beiden alten Freunde tadeln wollen: daß sie ihr Theuerstes, das eigne Kind, dem Liebling des andern ans Herz legen wollten, um ihre treue Liebe zu einander in einer noch heiligeren fortleben zu sehen. Wie oft haben sie sich nicht in innigen Stunden das Glück ihrer Kinder so herrlich geträumt, wie herzlich und im Stillen die Erfüllung ihrer frommen Wünsche vorbereitet! Aber nur in Mathildens Brust war Walthers Bild siegend eingezogen, indeß in seinem Herzen die Liebe schon einen andern Namen nannte. — Doch, wie gesagt, der General hielt die Neigung seines Sohnes zu Elisabeth für eine unbedeutende jugendliche Aufwallung und glaubte, daß sie wie ein flüchtiger Schatten vor Mathildens reinem Glanze leicht verschwinden werde. Er wußte ja überdieß: wie Walther von dem Mädchen dachte; er hörte ja, daß er oft mit warmer Theilnahme von ihr sprach, und hatte dabei gestanden, als er, von dem Besuche aus der Residenz zurückkehrend, seiner Mutter mit Theilnahme erzählte: wie Mathilde, während seiner Abwesenheit auf der Universität, über alle Erwartung schön und lieblich aufgeblüht sey. — „Freund, es ist Zeit!" schrieb der General dem Minister: „daß wir unsere Kinder vereinigen. Das warme Herz meines Sohnes verlangt nach Liebe und will seiner Sehnsucht einen Namen geben. Zwar soll der Bursche erst noch ein Paar Jahr auf Reisen gehen, aber ich wünschte: er nähme den Verlobungsring Deiner Tochter mit hinaus in die Welt. Willigst Du ein, Alter, so wirb selbst für ihn um die Braut!" — „Ich willige freudig ein!" war die kurze Antwort: „denn ich war ja längst schon sein geheimer Brautwerber. Morgen besuch ich Dich mit meiner Tochter in Halmingen; gieb Deinem Sohn einen Wink; ihre Herzen werden sich bald verstehen, und als Braut kehre sie mit mir zurück!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Frau von Maintenon.

Der Abbé de Choisy, Mitglied der französischen Academie, hatte seine Uebersetzung von der „Nachfolge Jesu Christi" der Frau von Maintenon zugeeignet. Bei der ersten Ausgabe befindet sich ein Kupferstich, auf dem die Frau v. Maintenon vorgestellt ist, wie sie vor einem Crucifixe kniet; darunter stehen der 11te und 12te Vers aus dem 45sten Psalme: „Höre, Tochter, schaue darauf, und neige deine Ohren: vergiß deines Vaters Hauses: So wird der König Lust an deiner Schöne haben." Dieser Kupferstich und die Inschrift, wurden aber in den folgenden Ausgaben, um der Spötter willen, weggelassen.

v. Göckingk.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Nicht in Hamburg allein erfreut sich das schaulustige Publikum vieler neuen Gäste, auch sogar das benachbarte Altona hat wieder ein Bühnen-Personale bekommen. Man hatte mich begierig gemacht auf diesen Schwalbenflug, denn anders kann man diese Sommervögel wohl kaum nennen; um nun einen vollkommenen Begriff von den Leistungen aller Art zugleich zu erhalten, wählte ich die bekannte Oper „Joseph" die hier „Jacob und seine Söhne" hieß. — Die Gesellschaft stammt aus Schleswig, wo Melpomene und Thalia ihr einen festen Wohnsitz bereitet haben; es ist die des Landgrafen von Hessen, der ihr jetzt für einige Monate die Erlaubniß ertheilt hatte: ihr Glück in der Fremde zu suchen, und der Director, Hr. Santo, der zugleich auch Musikdirector ist, wählte das anmuthige Altona, wo man ihn auch, nachdem die Musen hier lange gefeiert hatten, mit Wohlwollen empfing. — Das Altonaer Theater ist nur klein, aber dadurch der Stadt angemessen; bei besserer Beleuchtung würde es sich nicht schlecht ansehen, aber sie war an diesem Abend elend. Freilich konnte man die Pointe darin suchen: man habe das Publicum, noch ehe das in Aegypten spielende Stück begann, mit einer ägyptischen Finsterniß bekannt machen wollen, und diese Ansicht söhnte mich mit der handgreiflichen Dämmerung aus. — Die Hauptrolle, Joseph, hatte man einem braven Tenoristen, Herrn Schwarz, anvertraut; gesungen hat dieser wahrhaft gut, aber seine Sprachtöne gehören zu den widrigsten, die ich je im Leben hörte: er schnaubt ein wenig durch die Nase und mag dies hebräisch nennen: indem Schauspieler gar zu gern ihre Fehler zu etwas Charakteristischem stempeln. Den Jacob hatte ein Herr Heinsen; er war durchaus genügend, und auch einen Herrn Jaly (Simeon) darf ich nicht nennen, ohne seines Talents ehrend zu erwähnen; wenn er sich vor Uebertreibungen hütet, wird er ein ausgezeichneter Künstler werden. Das weibliche Personale — mit Ausnahme der Dem. Sophie Breither, die eine ganz liebliche Stimme hat, und den Benjamin mit rührender Kindlichkeit gab — soll keine weitere Erwähnung verdienen, wie man einstimmig urtheilt. Garderobe und Alles, was einiges Glanzes bedürfte, war unter dem Mittelmäßigen; freilich ist es bei allen ähnlichen kleineren Bühnen niemahls besser. Der Triumphzug war sehr lächerlich: der Triumphwagen eine förmliche Schiebkarre, das Costüme ohne Nachdenken, besonders das der ägyptischen Frauen und Mädchen; besser gelungen und durchdacht war das der Hebräer. An ein wohl- und starkbesetztes Orchester ist nicht zu denken; dennoch leitete Herr Santo das seine ganz vortrefflich, aber die Chöre! die Chöre!! Ein anderer Uebelstand solcher Bühne, der: daß die Handlung nicht rasch und geschickt in einander greift, war auch hier sehr sichtbar; es fehlten Einheit und Rundung, und die verschiedenen Rollen schienen eben so viele Fragmente zu seyn: indem Jeder aus seiner Rolle machte, was er wollte, ohne zu beachten, wie sie zum Ganzen sich schicke. Das habe ich bei meiner Anwesenheit im Theater zu Altona bemerkt, und ich verlasse es schnell, um noch einige Minuten bei den Kunstbereiter-Buden vor dem Altonaer Thore, auf dem sogenannten Hamburger Berge, zu verweilen. — Wohlklingend genug haben sie sich „Circus Gymnasticus" und „Cirque Olympique" genannt; im ersteren treibt ein Herr Price sein Wesen ganz artig, und im letzteren die ehemalige Franconische, weltberühmte Gesellschaft, die jetzt einen Herrn Blondin zum Chef hat. Herr Price zeigt eine bewunderungswürdige Kunstfertigkeit und Gewandtheit zu Pferde; er ist aber auch zugleich ein gewandter Acteur, indem er die Rolle eines betrunkenen Dragoners so täuschend zu Pferde spielte, als man sie nur je auf den Brettern sehen konnte. — Die zweite Gesellschaft zeichnet sich durch ihre größere Extension vor der andern sehr aus, denn sie kann große militärische Manoeuvres geben und ist überzählig an Menschen und Pferden; der Chef selbst dirigirt nur; der vorzüglichste Reiter scheint ein Herr Martin zu seyn. — Am Abend vorher sagte man mir, soll Mad. Price, die ihren Mann in seinem Unternehmen thätig unterstützt, das Bein gebrochen haben, weil beim Satteln und Zäumen eine Kleinigkeit am Pferde versehen war. So hängt bei solchen Künsten Leben und Gesundheit oft von einer einzigen Schnalle ab! — Bei dem Anblick dieser kleineren Gesellschaft und eines braunen Mulattenkindes, welches zu ihr gehört, mußte ich unwillkürlich des „Wilhelm Meister" gedenken: wie hat doch Göthe Alles so aus dem Leben gegriffen und wie muß man sich seiner bei Natur und Kunst doch stets erinnern! —•—

Neulich kam ein Fremder zum Herausgeber des „Schwarzen Zwergs" überhäufte ihn mit Vorwürfen wegen einer Stelle seines Blatts: worin das Regiment York Husaren beleidigt und getadelt wird; er bestand zuletzt auf einen Widerruf. Als sich Wooler, der Redacteur, durchaus dazu nicht verstehen wollte, fing Jener an, ihn so zu zerprügeln, daß der Stock brach. Jetzt aber fiel Wooler kräftig über den Zuchtmeister her, und würde ihm gewiß noch eine geraume Zeit Gleiches mit Gleichem vergolten haben, wäre nicht ein Dritter dazu gekommen, und hätte es sich nicht aufgeklärt: daß der Fremde Lord G** der — Commandeur jenes Regiments sey. (Times.)

Bei Rogers und Sohn in Sheffield werden Taschenmesser verfertigt, welche 30 Instrumente in sich fassen, wovon 11 aufspringen und 19 eingelegt sind. Die Messer sind 5—8 Zoll lang, und wiegen ein halb Loth. Die darin befindlichen Instrumente sind: 1 Pelz-Messer, 1 Baum-Messer, 5 Feder-Messer, 1 Nagel-Messer, 1 silbernes Obst-Messer, 1 silberner Zahnstecher, 1 krumme Säge, 1 Doppelsäge, 1 Lederbohrer, 1 Knorzhaken, 1 Scheere, 1 Flintenbohrer, 1 Zange, 4 Lanzetten, 1 Nagelfeile, 1 Schraper, 1 Korkzieher, 1 Kratzer, 1 Holzzeichner, 1 Spitzbohrer, 1 Meißel, 1 Stoßer, 1 Pferdehaken, 1 Pfeifenräumer, 1 Holzbohrer. Der geschickteste Arbeiter braucht 28 Tage zu diesem künstlichen Messer. (Times.)

Zu Bordeaux kam es auf einem Ball zwischen einem Putzmacher und einem Möbel-Polirer zu heftigem Streit; die Folge davon war — ein Duell, bei welchem der erstere erschossen ward. (Journ. d. Par.) In der Kultur der Schein-Ehre wird gewiß selbst der Pöbel noch adlich.

Beilage: Bemerker No. 11. u. Blatt d. Ankündigungen No. XV.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 23. August. 137stes Blatt.

Die Probe-Predigt.

Sechstes Kapitel.

„Walther!“ sprach der General am folgenden Tage zu seinem Sohn; „ich will mein Versprechen jetzt bald lösen; Du sollst die Welt sehen und magst in wenig Tagen Deine Reise antreten.“ — Walther schlug die Augen nieder, ohne zu antworten; sein Herz sehnte sich nicht mehr in die unbekannte Fremde hinaus, die hinter den blauen Bergen lag: denn es hatte seine Welt in Halmingen gefunden. — „Du schweigst?“ fragte der Vater und sah ihn scharf an; „Du fürchtest vielleicht, Du möchtest zu früh abreisen und indeß hier etwas versäumen?“ — Walther blickte schüchtern auf und erröthete. — „Das sollst Du nicht!“ fuhr der Vater fort; „ich will zwei warme Herzen nicht auf die Probe stellen; Du magst Deines Glückes erst gewiß seyn, und im Bewußtseyn einer Liebe, die wir Alle segnen werden, mit verklärten Blicken die Welt begrüßen!“ — „O mein Vater!“ rief Walther, der ihn anders verstand; „ist es möglich? Kennen und segnen Sie meine Liebe?“ — „Mathilde war längst im Geheim für Dich bestimmt!“ lenkte der Vater schnell ein; „an der Hand dieses ausgezeichneten Mädchens weiß ich Dein Glück fest begründet!“ — „Wie? Mathilde?“ fragte Walther betroffen. — „Ja!“ unterbrach ihn der Vater, „das Kleinod, was alle Jünglinge vergeblich begehren, wird Dir Glücklichen zu Theil. Mein alter Freund, der Minister, wird nun auch Dein Vater; eine freie Aussicht zu einer großen, herrlichen Wirksamkeit für das Vaterland öffnet sich Dir, und so wirst Du das Werk fort bauen, was Deine Väter segensvoll begonnen haben.“ — „Ja, fortbauen will ich, mein Vater!“ rief Walther; „aber mein Herz verlangt eine freie Wahl!“ — „Wehe Dir!“ sprach dieser sehr ernst, „wenn Dir des Vaters lang geprüfte Wahl nicht gefiele, wenn Dein Herz kalt bleiben könnte, da Dir ein Engel die Hand reicht! — Du weißt, daß sich meinen wohlüberlegten Entschlüssen nichts in den Weg stellen darf. Ich erwarte in einer Stunde den Minister mit seiner Tochter; er hat zu Eurer Verbindung seine Einwilligung bereits gegeben. Ich verlange, daß Du selbst mit dem Mädchen sprichst, sie um ihre Hand bittest, und daß heut noch die Verlobung gefeiert werde!“ — Walther wollte noch einmal sprechen und dem Vater sein ganzes Herz öffnen; aber dieser hielt ihm freundlich den Mund zu, schob ihn aus dem Kabinett und befahl ihm: sich rasch an zu kleiden, denn der Minister werde bald eintreffen. — Der Wagen rollte auch kurze Zeit darauf durch das Schloßthor, und der Kammerdiener rief den jungen Grafen zum Empfang der Gäste hinab.

Wer beschreibt Mathildens Gefühl, als der Jüngling sie aus dem Wagen hob, der ihr heut wirklich die Hand, die er ihr so lange schon im Bilde freundlich hingehalten, darreichen sollte? — Der zärtliche Vater hatte ihr den Zweck ihres Besuchs in Halmingen nicht verschwiegen, und in jungfräulicher Schaam fürchtete sie den Augenblick, der ihr doch die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche und das Glück ihres Lebens bringen sollte. — Nur auf einige Augenblicke wäre

Walther so gern zu Elisabeth geeilt, um sie noch einmal an das Herz zu drücken, ehe er den schweren Kampf für ihre Liebe beginnen sollte; aber es waren viele Gäste aus der Nachbarschaft gebeten, die Zeugen des festlichen Tages seyn sollten; er mußte sie Alle empfangen und in ihrer Gesellschaft bleiben. Nur dem besorgten Blick seiner sanften Mutter entging durch seine oft wechselnde Gesichtsfarbe der Kampf in seiner Seele nicht; in mütterlicher Theilnahme rief sie ihn in ihr Kabinett. — „Was ist Dir, mein Sohn? Bist Du krank?" fragte sie liebevoll; „schlägt Dir nicht freudig das Herz, wenn Du Mathilden vor Dir siehst? Soll ich Dir nicht meinen Muttersegen geben?" — „Ja, Mutter!" rief er und sank vor ihr auf die Knie; „ja, ich bedarf Deines Segens!" — und da sie ihn zu sich aufzog und ihn in die Arme schloß, ging ihm das Herz in kindlichem Vertrauen auf, und er entdeckte ihr das ganze Geheimniß seiner mit ihm aufgewachsenen heiligen Liebe zu Elisabeth. — „Mein armer, armer Walther!" sagte die Mutter sanft und streichelte ihm die Wangen; „beherrsche Deine Neigung, folge Deinem Vater, er meint es gut mit Dir. Ist denn Mathilde nicht ein ausgezeichnetes Mädchen?" — „Ich erkenne ihren Werth!" entgegnete Walther; „aber ich frage Dich, Mutter, wirst Du sie lieber als Tochter umarmen, wie jenes Mädchen, das Du mir selbst erzogen?" — Die Mutter antwortete nicht, sondern trocknete die Augen. — Da faßte der Sohn ihre Hand, hielt sie zum Himmel empor und rief begeistert: „Wirst Du mir Deinen Segen versagen, wenn ich meiner ersten Liebe treu bleibe?" — „Nein!" sprach die gerührte Mutter, „nein! mein Segen wird Dich überall begleiten!" — und mit dem Muttersegen, den die Liebe als Panier umfaßte, zog eine neue Kraft in seine Brust, und beruhigter kehrte er zur Gesellschaft zurück.

Das Mittagsmahl war vorüber; man ging hinaus in die Schatten des schönen Parks. — Der General konnte den Augenblick der Entscheidung nicht länger erwarten; er trat zu seinem Sohn, der eben mit Mathilden sprach, und forderte ihn auf: dem Fräulein die neueren Anlagen des Gartens zu zeigen und sie zu fragen: ob ihr diese Heimath gefallen würde? — Walther reichte ihr schweigend den Arm; Mathilde folgte ihm hocherröthend; die Väter drückten sich die Hand und sahen freudig ihren Kindern nach; nur die Mutter schlug ihre nassen Augen gen Himmel auf.

Siebentes Kapitel.

Elisabeth saß einsam in ihrem Stübchen und weinte. Ihr Vater war auch auf dem Schlosse, und der Sekretair, der ihn selbst eingeladen, hatte nicht versäumt, zu erzählen: daß der junge Herr Graf heute mit der Tochter des Ministers seine Verlobung feiern werde. Bange Sorgen und Zweifel zogen in ihrem Herzen auf und ab; sie erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr des Vaters. — Da ging die Thür auf, und Walther und Mathilde traten herein. „Elisabeth!" rief Mathilde, „liebes glückliches Mädchen, komm an meine Brust!" — und sie eilten einander in die Arme und hielten sich weinend umfaßt, denn eine Jede brachte in diesem Augenblick das eigene Herz der Andern zum Opfer. — Walther hatte einen raschen Entschluß gefaßt, und das Mädchen, dem er seine Hand reichen sollte, zur Vertrauten seiner früheren Liebe gemacht. Er fühlte wohl richtig: ein edles Gemüth faßt willig ein fremdes inniges Vertrauen zur Wehr gegen die eigene Leidenschaft. Durch das Bewußtseyn ihres Opfers begeistert und voll des heiligen Entschlusses, den Geliebten glücklich zu wissen, wenn auch nicht durch ihre Hand, zog Mathilde ihn zur Pfarrwohnung hin, und nachdem sie sich an Elisabeths Brust satt geweint, legte sie die Hände der Liebenden in einander und sprach mit gebrochenem Herzen ihren Segen darüber aus.

Während der General von seinen übrigen Gästen in ein Gespräch verwickelt wurde, ging der Minister still seinen Kindern nach, um sie auf zu suchen und zuerst ihnen seinen Segen zu bringen. Da kamen sie ja Arm in Arm den dunklen Lindengang *mit einander* herab; da sah er ja, wie Walther die Hand des Mädchens an seine Lippen drückte und diese sich abwendete, um ihre Augen zu trocknen. — „Ja, sie sind einig!" dachte er, „die Herzen haben sich verstanden, und die Augen gehen in Wonne über!" — Er eilte ihnen freudig entgegen. — Armer getäuschter Vater! Dein Kind fliegt dir mit blutendem Herzen in die Arme, und bittet dich nicht um deinen Segen für seine Liebe, sondern um Schutz für eine fremde. Der Jüngling, für den du sorgsam deinen Liebling auferzogen, hat schon früher gewählt, und hofft von deinem Edelmuthe: du werdest seine Wahl vor dem strengen Vater vertreten. — Die Last des Geheimnisses war nun einmal von Walthers Brust gehoben; er bat Mathilden, sie allein zu lassen, und offenbarte mit Innigkeit dem Minister Alles, was der Vater heut nicht hatte anhören wollen, so daß der ernste, tief gekränkte Mann endlich selbst gestand: er sey schuldlos. — „Walther!" sprach er, seiner Rührung kaum mächtig; „Walther, Dein Name steht tief in meines Kindes Herzen; Du würdest eine unermeßliche Liebe, ein himmelreines Glück an ihrer Seite gefunden haben. Doch ich verspreche: daß meine Tochter Dir nicht aufgedrungen werden soll; ich will mit Deinem Vater reden." — Die beiden alten Freunde hielten eine lange ernste Unterredung. Der Minister war zu redlich, doch auch zu stolz, um ferner noch an eine Verbindung ihrer Kinder zu denken; aber er vermochte durch keine Vorstellung den leidenschaftlichen Freund zu versöhnen, denn dieser hatte zu sicher auf Walthers Bereit-

bewiesenen Gehorsam und auf Mathildens unwiderstehliche Reize gebaut, als daß er diesen Ausgang hätte erwarten sollen, und hielt sich und seinen Freund zu tief gekränkt, als daß er verzeihen konnte. — Der Minister eilte, mit seiner Tochter Halmingen zu verlassen; die Gesellschaft ging verstört aus einander; Walther erhielt den Befehl: sein Zimmer nicht eher zu verlassen und nicht eher vor den Augen des Vaters zu erscheinen, bis er zu gehorchen und Alles wieder gut zu machen entschlossen sey; der Mutter sanfte Bitten wurden nicht gehört, und nach einer geheimen Unterredung, die der General mit dem Pfarrer Wahrberg hielt, der eben so wenig die Liebe seiner Tochter billigte, ward von beiden Vätern beschlossen: daß Elisabeth für jetzt schnell und geheim entfernt werden solle.

Nun war ja Schimmers Absicht erreicht. Des Vaters Zorn hatte wie ein Blitzstrahl eingeschlagen, und es kam nur darauf an, das Feuer auf beiden Seiten zu unterhalten, damit nicht der General, dessen Gemüth leicht von einem Extrem zum andern überging, vielleicht doch endlich dem Sohn nachgeben möchte. — „Der junge Graf muß fort! eher blüht für dich kein Glück! Er darf aber nicht erfahren, daß Elisabeth bereits entfernt worden ist, sonst rennt er ihr nach, sucht sie auf und läßt sich wohl gar im Geheim mit ihr trauen!“ So dachte er bei sich und entwarf seinen Plan. — Walther saß trübe und einsam auf seinem Zimmer und las mit pochendem Herzen in „Romeo und Julie“. Der Vater war, um ihn seinen Zorn desto schwerer empfinden zu lassen und ihn von aller freundlichen Theilnahme zu entfernen, mit seiner Mutter auf längere Zeit nach der Residenz gereist; das Zimmer ward verschlossen gehalten, er durfte Niemand sprechen, und Schimmern war die Aufsicht über ihn anvertraut. — Da öffnete sich leise die Thür, und Schimmer schlich herein. — „Was wollen Sie?“ fuhr ihn Walther an; „kennen Sie nicht das Verbot meines Vaters, daß mich Niemand besuchen soll?“ — „Wäre meine Ergebenheit für Sie nicht größer, mein junger Herr, als die Furcht vor Hochdero gnädigen Papa, so würde ich nicht kommen!“ entgegnete er; „aber ein treuer Abgesandter der Liebe, wie ich, wagt Alles.“ — „Sie ein Abgesandter der Liebe?“ fragte Walther bitter; „was würde sie Ihnen wohl auftragen mögen?“ — „Grüße! seufzervolle, thränenschwere!“ sagte Schimmer. „Ich komme von Mamsell Elisabeth!“ — Walther sprang auf. „Wie, von Elisabeth?“ — „Ja!“ fuhr Schimmer fort; „das liebe Mädchen kennt meine Anhänglichkeit für Sie Beide, sie hat ja Niemand, dem sie sich anvertrauen konnte, als mich. Gestern Abend kam die alte Magd und bat mich, nur einen Augenblick hinüber zu kommen. Ach du lieber Gott! auf dem Dachstübchen sitzt das arme Kind und weint bitterlich, denn sie soll fort gebracht werden, weit fort, unter fremde Leute!“ — „O ihr Unmenschen!“ rief Walther; „aus seiner Heimath wollen sie das arme Mädchen reißen, hinaus wollen sie es stoßen in die Welt, weil es mich liebt? — Schimmer, sprechen Sie, erzählen Sie weiter!“ — „Ach, was soll ich Ihnen das Herz erst schwer machen?“ klagte Schimmer; „das arme Kind jammert, und der unglückliche Vater will den Verstand verlieren, weil er sich von der Tochter trennen soll. — Ja, ich kann ihnen nicht helfen!“ — Walther ging verzweifelt im Zimmer auf und ab. „Wenn Sie es ehrlich meinen, so geben Sie Rath!“ sagte er endlich; „aber Sie sind mein Nebenbuhler!“ — Schimmer vermaß und verschwor sich mit der verstelltesten Heuchelei: daß er nie einen Gedanken auf Elisabeths Besitz gewagt haben würde, hätte er nur ahnen können: daß der junge Herr sein Auge auf sie geworfen; er erbot sich zur Besorgung aller geheimen Aufträge, und gab zu verstehen: daß nur ein einziges Mittel vorhanden sey, Elisabeths Aufenthalt hier zu sichern: nämlich die schnelle Entfernung Walthers selbst. So überließ er ihn seinem Nachdenken. — Endlich erhielt Walther einen Brief von seinem treuen väterlichen Freund Wahrberg. Er mußte ihm ja schreiben, da auch er ihn nicht sprechen durfte! Unter sanften Vorwürfen, daß er ihm die Liebe zu seinem Kinde verschwiegen, suchte er ihn von der Unmöglichkeit einer Verbindung mit Elisabeth zu überzeugen, und beschwor ihn recht innig: sich in den Willen seines Vaters zu fügen, den Frieden seiner Familie wieder her zu stellen, und ihm selbst seine Tochter wieder zu schenken. — Daß sie bereits im Geheim fort gebracht worden sey, verschwieg er ihm, und bat ihn vielmehr dringend: daß er keinen Versuch wagen möchte, sie jetzt sprechen zu wollen, weil dies den Vater nur noch mehr erbittern würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

G n o m e n.

1.

Kein Opfer ist von Gott so geliebt,
Als wenn ein Mensch dem andern vergiebt.

2.

Müßiggang, vermummt in Flitter,
Ist der Wollust Hochzeitbitter.

3.

Erwäg', o Sünder, den Kirchengesang:
„Lang ist nicht ewig, doch ewig ist lang!“

4.

Der Sünd' Ergötzlichkeit verschwindet alsogleich,
Die Schuld verbleibt, die Strafe züchtigt euch.

5.

Die Gottheit verkauft, daß die Wollust wir fliehen,
Die Ehr' um Gefahren, die Weisheit für Mühen.

6.

Wenn deine Seufzer aufwärts steigen,
Wird Segen sich herunter neigen.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Preußen. Der Gesetzgeber Preußens hat sich mehrmals darüber erklärt: daß es jedem Staatsbürger erlaubt sey, über bestehende Einrichtungen und Gesetze sein Urtheil öffentlich aus zu sprechen und das Mangelhafte, was sich in der Anwendung finden möchte, auf zu decken. Sogar die über Censur erschienenen Gesetze sind in diesem Geiste abgefaßt worden, was alle Hochachtung verdient. Wir halten es daher für Pflicht, einen solchen Fall hier öffentlich zur Sprache zu bringen. In Preußen besteht nämlich ein Gesetz, wonach die Gemeinden verpflichtet sind: ihre Armen — worunter das Gesetz Kranke und alle zur Arbeit und zum eigenen Erwerb unfähige und unbemittelte Personen versteht — zu ernähren. Dieses Gesetz ist an sich billig und gerecht, hat aber in vielen Provinzen in der Ausführung viel Mangelhaftes. In den westlichen Gegenden, namentlich am Rhein, wo die Gemeinden größtentheils besondere Armen-Kassen und Armen-Fonds haben, findet die Ausführung weniger Schwierigkeit, als in manchen östlichen und nördlichen Gegenden. In letzteren, wo man dergleichen besondere Armen-Kassen in den Gemeinden größtentheils nicht kennt, suchen diese in der Regel sich der sogenannten kleinen Leute, der Tagelöhner, Hirten u. s. w. bald wieder zu entledigen, um nicht die Verpflichtung auf sich zu nehmen: jene, im Fall ihres Unvermögens oder ihrer Unfähigkeit zur Arbeit, künftig zu ernähren. Daher sehen wir denn dergleichen Leute, wegen ihres Unterkommens für sich und ihre Familie, sehr häufig in der größten Verlegenheit, welche oft in Verzweiflung ausartet. Die Gemeinden, welche in den östlichen und nördlichen Provinzen ihre ursprüngliche Freiheit mehr erhalten haben, als in den westlichen, beobachten gegen die Einlieger ein zunftmäßiges Verfahren: sie zwingen nämlich den Hofwirth, welcher an dergleichen Leute eine Wohnung gegen gewisse Dienste und Zinsen verpachtet hat, jenen den Kontrakt auf zu kündigen; will der Hofwirth sich nicht mit der ganzen Gemeinde in Streit setzen, so muß er unbedingt gehorchen, und der Einlieger, mag er auch als ein thätiger und ordentlicher Arbeiter bekannt seyn, geräth dadurch öfter in die bitterste Noth. Uns ist selbst noch vor Kurzem ein namentlicher Fall mitgetheilt worden, wonach ein, in eine solche Lage versetzter sehr fleißiger Tagelöhner in der Verzweiflung sich entleibte, und eine zahlreiche unglückliche Familie zurück ließ. Diesem Uebelstande dürfte sich dadurch am besten abhelfen lassen: wenn für jeden Kreis eine Armen-Kasse gestiftet und die zur Selbsternährung unfähigen Personen aus dieser unterhalten würden. Dies möchte wohl das beste Mittel seyn, um der Härte, welche die unmittelbare Verpflegung durch die Gemeinden mit sich führt, für die Zukunft vor zu beugen. — * —.

Weimar. Am 20. Juli entleibte sich hier der Sohn des Kaufmanns D., ein junger blühender Mann, durch einen Pistolenschuß. Da man bei der gerichtlichen Sektion durchaus keine Kugel fand, so ist zu vermuthen: daß der Unglückliche sich mit Wasser oder einer andern Flüssigkeit, die er statt des Blei's auflegte, tödtete. Der Bewegungsgrund zu dieser unseligen That wird mannigfaltig angegeben; Lebensüberdruß war es wahrscheinlich nicht! — Die Feder eines wackeren Mannes hat in Nr. 208 des „Nürnberger Correspondenten" eine kurze gedrängte Biographie des berüchtigten schwarzen Beckers gegeben, die meine früher in diesen Blättern geäußerten Ansichten über das Betragen, Wirken und Handeln dieses irrenden Ritters vollkommen bestätigen. Es macht mir Freude, der Erste gewesen zu seyn, der die Maske des Schwarzen lüftete. Den letzten Nachrichten zu Folge wurde in diesen Tagen der Abentheurer in Arnstadt verhaftet und auf die Erfurter Citadelle, den Petersberg, abgeführt, wo er wahrscheinlich seine Rolle beendigen wird. Die fortdauernden Verhaftungen im Auslande haben hier, wie überall, außerordentliche Sensation erregt, und mit höchster Spannung erwartet man die nähere Aufklärung. Ich hatte also doch so unrecht nicht, wenn ich vor einigen Wochen sagte: „Es wird Licht werden!" — Oken erhält vor seinem Abgang von Jena von der dortigen Burschenschaft einen silbernen Becher zum Andenken; auch haben seine dortigen Verehrer sein Portrait durch einen weimarschen Künstler in Kupfer stechen lassen. Wir wollen glauben, daß diese Verehrung nur seinen kenntnißvollen wissenschaftlichen, nicht aber seinen unkenntnißvollen politischen Vorträgen gilt, deren er sich einst schämen wird. — Der Hof-Advokat Hempel in Altenburg giebt unter dem Titel: „Osterländische Blätter"*) eine Zeitschrift heraus, die sich durch seltene Freimüthigkeit vor vielen ihrer Schwestern auszeichnet und hier gern gelesen wird. A. Seltersheim.

*) Diese Zeitschrift hat durch manchen gelungenen Aufsatz eine größere Ausbreitung verdient, als ihr bis jetzt wurde; wer sich mit ihr bekannt macht, dem wird sie sich empfehlen. D. H.

Im Departement der ehemaligen Normandie giebts einen Wald, der so alt ist, wie die Zeit. Er war lange ein Aufenthalt der ehemaligen Druiden. Mitten in demselben ist eine Quelle, deren kaltes Wasser die Macht haben soll: alle Zaubereien zu heilen, den Einfluß böser Geister zu vertreiben u. s. w. Vor einigen Monaten brachte man ein junges Mädchen hin, über welches kein „Oremus", kein: „Weiche, Satan!" etwas vermochte, ja die kaum von vier starken Männern fest gehalten werden konnte. Zwei Missionäre tauchten sie in die geheiligte Quelle, und siehe — sie ward geduldig und zahm wie ein Lamm. Bald darauf versuchte man dasselbe mit einer Zweiten, die Gott und seine Heiligen stets lästerte. Sie war so vom Bösen besessen, daß sogar das Pferd am Wagen, auf dem sie fuhr, davon mit befallen ward, und statt vorwärts, immer rückwärts wollte. Endlich gelangte man aber doch dahin, Beide zu baden, und siehe — Beide waren sogleich geheilt. Nun versuchte man es auch mit einer Frau, welche eine heftige Nerven-Krankheit hatte. Sie schlug nebenher Jeden, der ihr zu nahe kam. Man badete sie in der Quelle, da schwanden ihre Sinne; man badet sie noch ein Mal, zum dritten Mal, und siehe — weg waren die Nerven-Zufälle, das Fieber, die Krämpfe, Beelzebub und selbst — — das Leben! (Constitut.) Warum war die Letztere nicht auch nur zum Schein krank!

Zwei Männer, Namens Gent und Simon, haben ein Erfindungs-Patent auf Fabrikation einer neuen Art Cachemire (?) aus Kaninchen-Haar erhalten. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 25. August. 138stes Blatt.

Die Boten.

Wie dem Geist die Phantasieen
Reich und riesenhaft sich thürmen
Bei der Erde Melodieen:
Ob sie klingen, ob sie stürmen!

Im Getön' aus Wald und Lüften,
Durch der Bäche schwatzend Rauschen,
In dem süßen Gruß von Düften —
Kann ich Himmelswort' erlauschen.

Ja, im Flüstern zarter Halme
Hör' ich Gott, und alles Tönen
Sendet, wie der Engel Palme,
In die Brust ein mild Versöhnen.

Mag nun Blüth' im Leben brechen:
Dich, Natur, lern' ich verstehen,
Kann mich oft mit Gott besprechen,
Sagen: was mir Leid's geschehen.

Klänge! wisset denn: Mit Grauen
Drückt der Menschen Sinn mich nieder;
Scheiden fühl' ich mein Vertrauen
Und ich hätt' es gern doch wieder!

Seyd d'rum, Kläng' aus allen Räumen,
Boten jetzt zur Himmelspforte;
Und dann bringet, ohne Säumen,
Mir des Vaters Trostesworte.

Doch — kann mir auch sein Erbarmen
Nicht den Glauben wieder geben:
O, dann bittet für mich Armen
Leis' ihn um das beß're Leben.

F. W. Gubitz.

Die Probe-Predigt.

Achtes Kapitel.

Walthers Gemüth ward nun von einem Entschluß zum andern getrieben. Des Vaters Strenge und die Beschränkung seiner Freiheit empörte ihn, Elisabeths Kummer und des alten Wahrbergs Bitten zerrissen ihm das Herz. Seine eigene treue Liebe zu dem Mädchen rief ihn auf zur That. — Aber was sollte er unternehmen? Da erhielt Schimmer einen Brief des Generals, worin dieser schrieb: Er werde morgen mit seiner Gemahlin wieder in Halmingen eintreffen, und trage ihm auf, seinem Sohn zu sagen: daß er mit väterlichem Herzen zurück kehre, über das Geschehene kein Wort mehr sagen wolle; dagegen aber auch erwarte: daß Walther ihm kindlich ergebene Gesinnungen zeigen werde. — O weh! dachte der Sekretair; nun geht's an's Versöhnen; der schwache Vater giebt nach, und deine Hoffnungen sind verloren!" — Er entschloß sich, den letzten gewagten Schritt zu thun. — „Der gnädige Herr Papa treffen morgen wieder hier ein!" sagte er zu Walther. — „Meine Mutter begleitet ihn doch?" fragte dieser. — „Nein! die gnädige Frau Gräfin würde wohl gern kommen, man läßt sie jedoch nicht hieher. Aber an andern Gästen wird's nicht fehlen!" — „An andern Gästen? wer kommt mit meinem Vater?" — „Ein Adjudant begleitet ihn! Aber es soll ein tiefes Geheimniß bleiben!" — Walther drang in ihn, sich deutlich zu erklären, und gelobte Verschwiegenheit. — Der Sekretair verschloß ängstlich die Thür und hob leise

an: „Ew. Gnaden sollen als Junker bei dem G—schen Regiment angestellt werden, und der Herr Adjudant wird Sie von hier aus gleich in die Garnison der Festung K. abführen!" — „Wie?" rief Walther empört; „mit dem Patent eines Junkers wollen sie mich auf die Festung sperren? Abschneiden will man mich von der Welt — weil mein Herz auch seine Rechte verlangt?" Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. — Schimmer beobachtete ihn lauernd und wiederholte nur, wie für sich: „Ja, es ist hart, grausam hart! ich ließe mir das nicht bieten!" — Endlich sprach Walther mit Entschlossenheit: „Ich entsage allen Rechten meiner Geburt! ich will mir den Weg durch das Leben selbst bahnen. Ich schwöre: für meine Liebe zu leben und zu sterben, und vertraue auf den Vater der Liebe dort oben!" — Er entdeckte jetzt Schimmer seinen Entschluß: sich der strengen väterlichen Willkühr entziehen und hinaus in die Welt gehen zu wollen. Dieser bot aus geheuchelter Theilnahme hülfreich die Hand und schaffte auch eine Summe Geldes herbei. Walther schrieb, bis die Nacht einbrach; er übergab dem Sekretair die Abschiedsbriefe. Er wollte Elisabeth nicht eher wieder sehen, als bis er sie heim führen könne, und als der Morgen über Hälmingen aufging, war Walther schon meilenweit davon entfernt, und ritt mit dem festen Entschluß hinaus in die Welt: den Kampf mit dem Leben zu wagen, und Alles auf zu geben, nur seine Liebe nicht!

Man denke sich das Gefühl der Eltern, als Schimmer ihnen die Nachricht gab: der junge Herr sey in dieser Nacht davon gegangen. Sie kamen ja in der Absicht, den Sohn wohl ausgestattet auf Reisen zu schicken; der Vater hatte der sanften Mutter ja versprochen, kein Wort des Vorwurfs mehr dem Sohn hören zu lassen, denn er hoffe: daß die Zeit und die Zerstreuung der Reise seine thörigte Liebe wohl selbst nach und nach verwischen werde — und nun war er entflohen! — „Laßt den undankbaren, trotzigen Menschen laufen!" rief der General im Zorn. „Mag er selbst erfahren, daß die Welt härter und kälter ist, als das Vaterherz, vor dem er flieht!" — Aber die Mutter stimmte nicht mit ein, und weinte um den geliebten Sohn. Sie allein mißbilligte seine Wahl nicht, denn Elisabeth war ja ihre Tochter; sie allein fühlte, daß man ihm hart begegnet sey und schob die Schuld seiner Flucht im Stillen dem Vater zu. — „Hat er mir denn nicht ein Paar Abschiedsworte zurück gelassen?" fragte sie. — Schimmer verneinte es, denn er hielt es für besser, die Briefe nicht ab zu geben. — Die Sehnsucht der Mutter nach dem Sohn und die bangen Sorgen für sein Leben untergruben bald ihre überdies schwankende Gesundheit; sie verzehrte sich im stillen Gram, verfiel in eine schwere Krankheit, und starb bald darauf.

Seit ihr Gemahl sie ins Grab gelegt, wollte er Halmingen nicht wieder sehen, denn dies eben waren die traurigen Erinnerungen, die ihn hier deutlicher ansprachen als irgendwo, und ihn zehn Jahre von diesem reizenden Aufenthalt zurück gescheucht hatten. Ach! die Sehnsucht nach dem braven geliebten Sohn hatte bald auch sein ganzes Herz eingenommen. Er machte sich stille unaufhörliche Vorwürfe über sein hartes Verfahren; er scheute sich nicht, da jede Spur von Walther verschwunden war, ihn endlich öffentlich auf zu rufen und väterlich zur Rückkehr zu ermahnen; ja, er versprach zuletzt Jedem, der ihm sichere Nachricht geben könne, reiche Belohnung; aber Walther blieb verschollen. — Mathilde beweinte ihn lange. Sie hatte zwar von dem Augenblick an, wo sie den Segen über seine Liebe zu Elisabeth aussprach, jeder Hoffnung auf seinen Besitz entsagt; allein die lang gepflegte frühe Liebe konnte sie nicht so leicht vergessen, und nur erst nach vielen Jahren gelang es einem jungen schwedischen Grafen, der mit der Gesandtschaft seines Vaterlandes an diesen Hof kam, ihre Neigung zu gewinnen; sie gab ihm ihre Hand und zog, nach dem Tode ihres Vaters, mit ihm in sein fernes Vaterland.

Seit Walthers Flucht waren nun acht Jahre verflossen; da mußte es dem alten General gelungen seyn, endlich sichere Nachricht von seinem Sohn ein zu ziehen, denn er erklärte ihn zu dieser Zeit für wirklich todt, beweinte ihn, als habe er ihn jetzt erst verloren, und legte seitdem den schwarzen Flor am Arm nicht mehr ab. — Auch aus Wahrbergs stiller Wohnung war Glück und Friede verschwunden. Der Vater sah die Tochter nur ihrem Kummer nachhängen, und wie oft er auch mit wehmüthigen herzlichen Bitten späterhin in sie dringen mochte: einem andern braven Manne, deren viele um sie warben, ihre Hand zu reichen, so blieb sie dennoch ihrer ersten Liebe treu; denn sie hielt sich für Walthers rechtmäßige Verlobte, und harrte in stiller Trauer auf ihn von einem Jahre zum andern. Der Sekretair Schimmer verfehlte zwar auch nicht, mit seinen wohlberechneten Anträgen wiederholt hervor zu treten; allein er wurde stets zurück gewiesen, und zuletzt vom Vater ernstlich bedeutet: die Tochter für die Zukunft mit seinen Bewerbungen zu verschonen. — Endlich erfuhr auch Elisabeth aus dem Hause des Grafen die sichere Nachricht von Walthers Tode. Das zerbrach ihre letzten Hoffnungen. Der arme Vater mußte sein holdes Kind still verblühen sehen, und das Schicksal schien sie Beide auf öder freudenloser Bahn langsam zum Grabe hinführen zu wollen. — Doch auf Nacht folgt Licht!

Neuntes Kapitel.

Nahe bei Halmingen wohnte auf seinem Landgute der verabschiedete Oberst von Klipphausen, ein Jugend-

freund und alter Kriegskamerad des Generals Graf von Wallenrode. Der Sohn seiner ersten Gemahlin war bereits als Bergrath angestellt, und mit der schönen Gräfin Clara verlobt; zwei Knaben aus der zweiten Ehe standen erst in dem Alter von zehn bis zwölf Jahren. — „Das Handwerk meines ältesten Sohnes steht mir nicht an!" pflegte der Oberst zu sagen; „was kriecht der Mensch allein unter der Erde herum, statt daß er sich mit seinen Brüdern des schönen Tages erfreuet? Gold will er suchen, die Schlacken der Hölle; und zu Tage hilft's ihm der Satan fördern, daß er mehr Theil an den Menschen gewinne. Meine beiden kleineren Jungens sollen nicht eher unter die Erde, als bis sie einst von der Wacht des Lebens abgelöst werden. Sie mögen mir folgen und Soldaten werden, aber die beste Militair-Schule soll ihnen das Vaterhaus seyn. Haben die Väter ihre Söhne ehemals zu Knappen erzogen, aus denen tüchtige Ritter werden möchten, so will ich sie auch erziehen zu braven Streitern für Freiheit, Recht und Vaterland, und dann erst mit ihnen hinaus in die Welt!" — Aber der Lehrer, der dies Erziehungsgeschäft mit ihm theilen sollte, mußte freilich ein ganz eigener Mann seyn. Mehrere Kandidaten hatten sich schon zu dieser Stelle gedrängt, weil er sie reich besoldete; allein das Verhältniß war bald wieder abgebrochen worden. — Er wendete sich nun an seinen Freund und Rathgeber, den alten Wahrberg: „Schaffen Sie mir einen neuen Hauslehrer!" — „Was verlangen Sie aber eigentlich von ihm?" fragte der Pfarrer. „Ich fürchte, daß es mehr ist, als ein junger Mann unserer jetzigen Bildung leisten kann." — „Mehr?" fuhr Klipphausen auf, „mehr? — Nun dann taugt die ganze junge Mannschaft nicht zu Rekruten für's Leben! — Aber Sie sollen wissen, was ich verlange!" — und hiermit schrieb er Folgendes nieder: „Ich habe zwei Jungens, die ich zu frommen Menschen, zu gescheidten Bürgern, zu tüchtigen Kriegern erziehen will, damit sie ihren Posten allenthalben ausfüllen mögen. Hierzu bedarf ich eines Lehrers, der sie mir auserziehen hilft und mit mir eine schnelle, aber lange Freundschaft stiften mag. Studirt muß er haben; aber einen Juristen will ich nicht, nur einen Theologen oder Mediziner. Ersterer würde meinen Kindern sagen: Wenn euch die Menschen beleidigen, so verklagt sie! denn er freut sich schon im Voraus auf die künftigen Prozesse. — Der Theolog wird lehren: Vergebt euren Feinden! thut wohl denen, die euch hassen! denn so steht es in der Bibel. — Der Mediziner aber wird rathen: Haut zu! denn die Aerzte schonen kein Fleisch — und ich halte es nur mit den beiden Letzteren. Er muß von reinen Sitten und frommen Gemüths seyn, gesund, kräftig und froh; auch gescheidter als ich, doch darf er dies nicht merken lassen, und es, wo möglich, selbst nicht glauben. Ich werde ihm niemals dazwischen reden, wenn er das Regiment kommandirt; aber er muß auch nicht vergessen, daß ich der Chef bin. Seine Truppen lasse er schwören auf die Fahne der Redlichkeit und Treue; er versäume nicht mit ihnen die Frühjahrs-Uebung in Reinheit der Sitten und Kraft des Körpers. Er führe sie siegreich in die Gebiete der Wissenschaften, erobere mit ihnen die Goldgruben der Natur und Religion, und erhalte sie bei dem Feldgeschrei: Gott und Vaterland! — Wer mich in diesem kurzen Parolbefehl recht versteht, der ist mein Mann, der komme zu mir, und dann in Gottes Namen — d'rauf!" — „Da, Alter, habt Ihr mein Verlangen! Dünkt's Euch nicht recht, so ändert und setzt hinzu, was Ihr wollt, denn Ihr versteht es besser als ich!" sprach der Oberst zu dem Pfarrer. Doch dieser versicherte, ob er sich gleich eines Lächelns nicht erwehren konnte: daß er ganz mit ihm einverstanden sey und kein Wort hinzu fügen werde; worauf denn mehrere Abschriften davon genommen wurden, die man in alle Weltgegenden versendete. — Bald darauf schrieb ein Freund des Predigers von einer entfernten Universität: daß er einen jungen Mann, einen Theologen, mit Namen Fremdheim, gefunden habe, der ganz für diese Stelle zu passen scheine. Er besitze ausgezeichnete Kenntnisse, habe bereits mehrere Jahre als Freiwilliger zur See gedient und erst jetzt seine Studien vollendet. Er werde von Allen für die Zierde der Universität gehalten. — „Laßt ihn kommen!" rief Klipphausen; „allen Respekt vor ihm, er hat Pulver und Blei gerochen, hat zur See gedient! er wird das Schiff zu steuern wissen." — Wahrberg schrieb, und kurze Zeit darauf traf Fremdheim ein. Er war ein hochgewachsener, starker, schöner Mann, schon in männlichen Jahren. Sein braunes Gesicht, auf dem einige tiefe Narben lagen, zeigte deutlich: daß er oft in Sturm und Wetter und selbst in der Nähe des Todes gestanden. Die dunklen, über die Stirn herab hängenden Locken würden ihm fast ein wildes Ansehen gegeben haben, wenn nicht die großen Augen so mild darunter hervor geblickt hätten. Er trug einen Orden. — Der Oberst stand lange betrachtend vor ihm. Endlich reichte er ihm mit den Worten die Hand: „Willkommen, Kamerad!" und dann übergab er ihm seine Kinder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Der ist nicht stark, der in der Noth nicht fest ist. Salomo.

Ehr' und Tand verschwindet, Liebe bleibt. Herder.

Gravität ist die Balancirstange glücklicher Dummköpfe. Rochefaucault.

Süße Irrthümer sind des Menschen Vergnügen. Gresset.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Opern-Texte.*) Wie mag es doch kommen, daß diese poetischen — sit venia verbo! — Disjunctiven jener musikalisch-dramatischen Compositionen, Opern genannt, in der Regel so höchst unbefriedigend sind, daß man sie nur sehr ungern mit in den Kauf nimmt? wie etwa den gestaltlosen Rumpf einer Kinderpuppe, um des äußeren schönen Gewandes willen, das in zierlich gefalteten und glänzenden Verbrämungen und Schleppen um ihn rauscht. — Liegt es an der Beschränktheit in der Wahl des Stoffes? — das Gebiet der Phantasie ist doch so groß und reich; — oder an der Wahlfähigkeit der Künstler? — die talentvollsten, größten Dichter haben es versucht, und — sonderbar! — ihre Versuche waren, wie es scheint, gerade die am wenigsten für die Musik geeigneten; — oder liegt es an dem mehr lyrischen Charakter der Musik überhaupt? — so gar beengend, dächt' ich, könnt' er doch nicht seyn; wie vermag nicht ein Gluck, Mozart, Cherubini, Winter und andere Meister die unbestimmte Allgemeinheit der Musik zu individualisiren und zu dramatisiren? — oder endlich: sind es Zufälligkeiten in der Bildung der Dichter und Componisten? ihrer Stellung zu der Kunst des Andern? Künstler-Launen u. s. w.? — Es ist doch traurig, daß sich die herrlichsten Schöpfungen des Tonkünstler-Genius fort und fort um die elendesten, widernatürlichsten und unsinnigsten Axen drehen sollen. Namentlich und vorzüglich gilt das von den italienischen Opern, wo der Text fast nur ein stellvertretendes Lala zu seyn scheint: um die Melodieen singen zu können, wofür man jedes andere eben so gut unterlegen könnte; man denke nur an Nasolini's tragische Polonaisen u. s. w. — Um so mehr möcht' es der Mühe werth seyn, ausführlicher, als es hier und von mir geschehen kann, zu untersuchen: ob und wie dem ab zu helfen? ob und wie ein, als Drama und Musik-Vehikel gleich guter Opern-Text möglich? zumal da man (wie wir hören) von Berlin aus unserm größten Dichter einen hohen Preis für einen solchen geboten, was freilich auch hier der eigentliche nervus rerum gerendarum seyn möchte. — Es liegt, meines Erachtens, die Schuld des Mangels wohl an allen den erwähnten Umständen mehr oder weniger zugleich. — Zuerst die Wahl des Stoffs betreffend, so ist sie allerdings beschränkt, wenn man ihn, wie man sollte, aus dem Gebiet der Musik selbst, aus der eigentlichen Stimmenwelt nehmen wollte. Wie Vieles bleibt davon ausgeschlossen! — gewissermaßen die ganze mittlere Sphäre der Wirklichkeit, wo der Verstand, das Abstrakte, eine gewisse Trockenheit vorherrscht, oder was sich mehr um ein irrdisches, niederes Princip dreht. Das ist die eigentliche, der idealischen Natur der Musik fremde, stumme Welt der Consonanten, die sie höchstens nur mitklingen lassen kann, ohne daß sie von ihr durchklungen würden. Dies ist der Fall bei den meisten Opern, wo Wort und Fabel nur neben der Musik als ein Fremdartiges, nicht in sie Uebergehendes bestehe, das sich zwar mit ihr vermengen läßt, aber nicht vermischen. — Weiter unten indeß, nach der Welt der idyllischen kunst- und bildungslosen Natur-Einfalt hin, nähern sich die Erscheinungen des Lebens dem Reiche der Musik wieder, und das Mährchen macht den Uebergang zu ihrer eigentlichen Heimath, der Welt der Ideale. Es ist gleichsam wieder der Himmel in den Spiegeltiefen der Gewässer, mit ihren wundersamen Berechnungen des Lichts, mit ihren monströsen Gebilden, die, wie abstechend auch von den vollkommneren der oberen Region, ihnen doch auch wieder — als Extreme — mehr, als alle Mittelglieder, entsprechen; wie z. B. der organisch ausgebildetere Segler der Luft dem, das gröbere Element, gleichsam die geheimnißvollen Tiefen der Zauberwelt im Wiederschein des Himmels durchkreuzenden Fische. — Von diesen beiden Polen nun müßte, meines Bedünkens, der Stoff zu einer guten Oper genommen werden. — Man könnte sie die Regionen des Glaubens nennen; jene die des unbewußten, kindlichen, diese die des mit Bewußtseyn und Ueberzeugung zur Kindlichkeit wieder gewordenen Glaubens (die dazwischen liegende mittlere wäre dann die des Wissens); woraus man zugleich ihre einleuchtende Verwandtschaft unter sich und mit der Musik ersähe. Denn Musik ist das Element des Gefühls, der unbestimmten Ahnung, die Sprache des Glaubens. Wo der Glaube eintritt, wo die Marken des Menschlichen die Sinnenwahrnehmung begrenzen, und das Göttliche der Menschennatur sich allein noch dunkel ahnend fortsteigert; wo der Verstand den Faden des Suchens und Wissens verliert und die Phantasie ihn aufnimmt: da tritt die Geistersprache, das Geisterelement der Musik ein. Die Merkmale, womit sie bezeichnet, fließen mehr in einander, je mehr sie sich aus dem Gesichtskreise des Verstandes verliert; die Farben, womit sie malt, schillern mehr in den Urglanz, je näher sie dem farblos Unendlichen tritt; daher ihre mehr relative, als absolute Unbestimmtheit und darum zugleich das Bedürfniß eines gleichartigen, dolmetschenden Organs — der Poesie. — Musikverwandt also muß vor allen Dingen der Opernstoff seyn. — Wollte man mehr thun, um den bekannten Müllnerschen Vorwurf vielleicht ganz zu entkräften, so müßte man noch außerdem bei der Wahl eines Stoffes darauf Rücksicht nehmen: daß die Musik nicht bloß homogenes Element der Fabel wäre, sondern mehr und weniger zugleich Idee des Stückes selbst, wie z. B. bei Schikaneders „Zauberflöte“, die auch deshalb dem Ideal einer Oper am nächsten stehen dürfte, von der es übrigens nicht bloß einseitige Variationen zu seyn brauchte. — So hat Schreiber dieses den Wiederhall zu einem — sogar geschichtlichen — Opern-Süjet benutzt, und getraute sich eben so an den Wellenschlag, das Rauschen der Bäume, oder an einen andern musikverwandten Gegenstand eine Fabel zu knüpfen, wo die Musik zugleich auch Idee der Handlung wäre. — Nur darum, glaub' ich, sind die Melodramen so beliebt, weil sie dem gewöhnlichen Drama näher stehen und die Musik mehr wesentlich integrirender Theil, stellvertretendes Organ, unmittelbarer Hauch der Empfindung ist; weshalb sie sich auch, als geistvollere, natur- und kunstgemäßere Produkte, leicht bleibender in dem Geschmack und der Gunst des Publikums erhalten könnten, so gewiß man, wenigstens in Deutschland, in der Oper mehr und mehr das Drama (und nicht bloß das Conzert, wie der Italiener) suchen und berücksichtigen wird. — Aber nicht allein an dem Was? auch 2) an dem Wie? des gewöhnlichen Opernmachwerks liegt, meiner Einsicht nach, die Schuld, daß wir so wenig gute Opern-Süjets haben. — Allerdings sollen sie eine bloß skizzirte Handlung, ein bloßes Gerippe seyn; aber, wie schon gesagt, kein nothdürftiger, gestalt-, sinn- und geschmackloser Kinderpuppen-Rumpf hinter dem Tongewebe der Musik, sondern eine organische, nach den Regeln der Dramaturgie streng gegliederte Conturzeichnung, deren Ausführung und Farbengebung der Musik überlassen bleibe; ein wohl entworfenes und geordnetes, in sich nothwendig begründetes Gerüst, eben so logisch, wie der Vorwurf zu einem Drama; kein elendes Skelet, das sich mit einem fremdartigen, unpassenden Gewande, statt des natürlich sich anschmiegenden Fleisches, schamroth verhüllt: eine ärgerlich anstößige Sieges-Trophäe Euterpes über die gemißhandelte Melpomene; sondern eine, in der Natur und Zusammenfügung ihrer Glieder dem Sonnenblick des Künstler-Genius von selbst entgegen klingende Memnons-Säule. (Der Schluß folgt.)

*) Veranlaßt durch das im „Gesellschafter“ Nr. 89 — bei Beurtheilung der mit Recht so gewürdigten Oper „Alexander in Persien“ von dem jungen talent- und hoffnungsvollen Künstler Götze aus Weimar — gefällte, gewiß allzu strenge Urtheil über ihren Text und zum Beweis: wie leicht und gut, bei der Schwierigkeit der Aufgabe und der Anspruchlosigkeit ihrer Lösung, schonende Rücksichten mit der Gewissenhaftigkeit des Herrn Correspondenten Seitersheim zu vereinbaren gewesen wären.

Beilage. Ein Holzschnitt von F. W. Gubitz (in der einfachen Strich-Manier), zu einem Gebetbuch für Kinder bestimmt. Nach einem bekannten Bilde (von Raphael), mit einigen, vom dem Zweck bedingten Veränderungen.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Donnerstag den 26. August. 139stes Blatt.

Die Probe-Predigt.

Zehntes Kapitel.

Fremdheim war ganz der Mann, den Klipphausen lange vergeblich gesucht hatte. Die Kinder hingen bald mit unbeschreiblicher Liebe, der Oberst mit väterlicher Zärtlichkeit an ihm, und Wahrberg, der eine hohe Achtung für ihn gewann, öffnete ihm willig das Herz zur Freundschaft, und bat ihn wiederholt: daß er ihn zuweilen in seiner Einsamkeit besuchen möchte. Fremdheim versprach es und kam — er kam oft wieder. Er übernahm einige Predigten in Halmingen, und erwarb sich durch seine herrlichen Vorträge die allgemeinste Achtung. Die Tage seines Besuchs wurden für Wahrberg und Elisabeth recht eigentliche Festtage; er war der innige Freund von Beiden. Es gelang ihm, sich endlich auch Elisabeths Vertrauen zu erwerben, so daß sie ihm selbst ihre frühe Liebe und ihren Kummer entdeckte. Seine zarte Theilnahme, die tiefe Rührung, die er zeigte, gaben ihr den ersten süßen Trost, und zogen ihre Seele in stiller Neigung zu ihm hin. Es war ihr so wehe und doch so wohl in seinem Umgang, sie fühlte sich tief bewegt, wenn sie ihn sprechen hörte, und in dem fast ganz verarmten freudenleeren Herzen begannen die Stimmen des entflohenen Frühlings wieder leise zu tönen. Auch aus Fremdheims theilnehmender Freundschaft leuchteten bald die Blitze einer stillen innigen Liebe hervor; und je schüchterner er mit dem heißen Herzen vor ihr stand, weil er ihre frühere, ihm selbst entdeckte Liebe zu Walther viel höher hielt, als ihre leise Zuneigung zu ihm, um desto theurer ward er dem Mädchen, und sie fühlte wohl: daß sie nach Walther nur noch diesen Mann lieben könne. — Der Vater bemerkte mit geheimer Freude den neu aufgehenden Morgen, in dessen Frühroths-Strahlen die unglückliche Tochter wieder auf zu blühen anfing, und theilte die neuen schönen Hoffnungen seinem Freunde, dem Obersten, mit, der ebenfalls diesen Bund begünstigte und in Ungeduld das gegenseitige Geständniß nicht erwarten konnte. Doch so unverkennbare Beweise seiner zarten Liebe zu dem Mädchen Fremdheim auch gab, so trat er dennoch mit einer förmlichen Erklärung immer noch nicht hervor, wahrscheinlich weil er ganz arm war und erst eine sichere Versorgung haben wollte, ehe er der Geliebten seine Hand an zu bieten wagte.

Eines Tages meldete ein Eilbote dem Obersten: daß der alte Wahrberg plötzlich vom Schlag getroffen worden, und für sein Leben Alles zu fürchten sey. — „Fort nach Halmingen!“ rief er dem bestürzten Fremdheim zu; „stehen Sie unserem sterbenden Freund bei, Ihre Gegenwart wird dort nöthig seyn!“ — Dieser warf sich auf ein Pferd und sprengte hinüber. Des andern Tages fuhr der Oberst selbst nach. Er fand seinen alten Freund zwar sich seiner wieder bewußt, allein sehr schwach und auf den Tod harrend. Mit scharfen Blicken betrachtete er Alles, und da er bald inne ward, daß Fremdheim auch jetzt immer noch nicht gesprochen habe, und als er dem Kranken wohl anmerkte: wie das unentschiedene Schicksal seines Kindes gar schwer auf seinem matt schlagenden Herzen lastete, so konnte er

sich länger nicht halten und sagte: „Hört, Freund! ich weiß es, Ihr schaut dem Tode eben so dreist ins Angesicht, als wir Soldaten, darum darf ich von ihm mit Euch sprechen und Euch fragen: Habt Ihr schon Euer Haus bestellt? habt Ihr daran gedacht, wem Ihr Eure Tochter anvertrauen wollt?" — Der Kranke heftete seine bangen Blicke auf Elisabeth und Fremdheim, der mit niedergeschlagenen Augen, aus denen sich große Thränentropfen drängten, am Bette stand und schwieg. — „Nun, Elisabeth?" unterbrach der Oberst das Schweigen; „willst Du meine Tochter seyn?" — „Ja, das will ich!" sprach diese mit halb erstickter Stimme und küßte stillweinend seine ihr dargereichte Hand. — „Ja!" wiederholte der alte Wahrberg, „er sey Dein Vater!" „Nun wohl!" fuhr der Oberst fort und seine Augen wurden feucht; „so frag' ich Dich, mein Freund Fremdheim: willst Du meine Tochter zum Weibe?" — Da schlug Fremdheim die großen glühenden Augen auf, und öffnete in unbeschreiblicher Bewegung seine Arme, und Elisabeth zögerte nicht länger und sank an seine Brust. Der sonst so ernsthafte gefaßte Mann war ganz außer Fassung; er weinte wie ein Kind, und vermochte nur die Worte: „Elisabeth! meine, meine Elisabeth!" hervor zu bringen. Die Väter gaben ihren Segen. — „Seht Ihr wohl? Es war Zeit, daß ich kam!" sprach der Oberst. „Ihr könnt nun in Friede fahren, Alter! Eure Tochter darf dies Haus nicht verlassen, denn kein Anderer, als Fremdheim, soll Euer Nachfolger werden. Ich habe als Eingepfarrter auch ein Wort dabei zu sprechen, und der alte Wallenrode müßte ja von Gott verlassen seyn, wenn er sich der Gelegenheit nicht freuen wollte, das wieder gut machen zu können, was er früher an Euch verschuldet hat!" — „Ich hoffe zu Gott!" sagte Wahrberg. — „Nein, nicht hoffen!" rief der Oberst entrüstet; „bestimmt glauben sollt Ihr es! Mein Sohn, der Bergrath, sollte ja nimmermehr die Tochter eines solchen Ungeheuers heirathen, das Eure Kinder hier aus dem Hause jagen wollte!" — Die Liebe und die Hoffnung, die nun wieder in das lang verödete Pfarrhaus einzogen, und sich als die treuesten Pflegerinnen neben das Bett des Vaters hinstellten, reichten dem todtkranken Greis wunderbare Heiltropfen, so daß er wirklich wieder genas. Allein im Gefühl seiner schwachen Kräfte säumte er nicht, den General um die Anstellung eines Substituten dringend zu bitten, und überließ es ihrem beiderseitigen Freunde, dem Obersten, die Hoffnungen für seine Kinder in Erfüllung zu bringen.

Eilftes Kapitel.

Bei der Besetzung der Pfarrstelle zu Halmingen mußten, nach einem alten fest bestehenden Herkommen, dem Kirchenpatron zwei Candidaten, und zwar der Eine von der Gemeinde zu Halmingen selbst, der Andere aber von den Eingepfarrten der Kirche zur Wahl vorgestellt werden. — Letztere hatten einstimmig den Candidaten Fremdheim vorgeschlagen, und waren so den Halmingern zuvor gekommen, die ihrem alten verehrten Lehrer und Freund auch keinen andern Nachfolger wünschten. Der Form wegen und um sich den vielgeltenden Sekretair Schimmer nicht zum Feinde zu machen, stellten sie, seinen Bitten nachgebend, von ihrer Seite nun den Bruder desselben zur Wahl. Ob nun gleich dieser Candidat Schimmer in dem Rufe eines unwissenden und liederlichen Menschen stand, der sich lange ohne Bestimmung in der Welt herum getrieben habe, und ob er gleich bei Ablegung seiner Probe-Predigt einen neuen Beweis seiner Erbärmlichkeit gegeben, so ging dennoch allgemein die Sage: daß der General ihm diese Stelle schon im Geheim zugesichert habe. So wenig man anfangs diesem Gerücht Glauben beimessen wollte, weil es den anerkannt edlen Gesinnungen des Grafen widersprach, so fand man es dennoch bald wahrscheinlich genug, denn man glaubte hinter ein Geheimniß gekommen zu seyn und den Grafen auf einer sehr schwachen Seite ertappt zu haben.

Seit einigen Jahren hielt sich nämlich eine Frauensperson mit ihrer kleinen sechsjährigen Tochter, unter dem Namen einer Madam Mirthner, im Hause des Generals auf. Niemand wußte: wie und wo sie hergekommen war? da sie aber bei dem Grafen viel zu gelten schien, er ihre kleine Tochter gern um sich hatte und sie wie sein eigenes Kind erzog, so schloß man bald: daß er in einem sehr vertrauten Verhältniß mit ihr stehen müsse und ohne Zweifel selbst der Vater zu dem Kinde sey; ja er hatte sogar einst erklärt, als ihm diese Meinung zu Ohren gekommen: die Welt habe Recht, denn das Kind sey seine Tochter. Suschen, so pflegte der Graf diese Madam Mirthner zu nennen, war ein gutes einfaches Geschöpf; trotz der großen Vergünstigungen, die sie genoß, blieb sie dennoch bescheiden, und nahm sich des Hauswesens so getreulich an, daß die Welt wenig an ihr zu tadeln fand. Selbst des Grafen Tochter, Clara, hing mit großer Liebe an ihr, und der Vater schien es gern zu sehen, daß sie mit Suschen die Pflege des Kindes theilte. Daß nun der Graf diese Person versorgt wissen wollte, schien Jedem begreiflich, und da man erfuhr: der Candidat Schimmer werde sie heirathen, so war der Grund deutlich genug: weshalb der Graf sich über alles Andere hinweg gesetzt und ihm die Stelle versprochen hatte. — Aber Fremdheim mußte auch noch seine Probe-Predigt gehalten haben, ehe der Graf seine Wahl öffentlich bekannt machen konnte, und dies eben hatte Letztern bewogen, jetzt, nach zehn Jahren, wieder einmal nach Halmingen zu reisen.

Kaum war der Morgen des andern Tages angebrochen, so verlangte der alte Richter des Dorfes den

Grafen zu sprechen. „Ich komme im Namen der ganzen Gemeinde!" hob er an; „wir wollen Ew. Excellenz herzlich bitten, keinen Andern, als den Candidaten, der heut predigen wird, zum Nachfolger unsers alten Vater Wahrberg zu wählen." — „Wie fällt Euch dies ein?" fragte der Graf; „habt Ihr mir nicht selbst den Candidat Schimmer in Vorschlag gebracht?" — „Freilich wohl!" erwiederte der Richter; „aber das geschah nur so dem Herrn Sekretair zu Gefallen; man macht sich dergleichen Leute nicht gern zu Feinden!" — Der Graf ward aufmerksam und fragte um die nähere Bewandniß. — „Je nun!" meinte der Alte; „er hat uns ja mit Bitten und Drohungen genug zugesetzt, und wir wissen, daß er viel gilt; aber wir dachten denn doch: wenn unser gnädiger Herr nur erst den Klipphausischen Hofmeister wird predigen hören, müssen ihm ja wohl von selbst die Augen aufgehen! — So wie man aber seit gestern vernimmt —." — „Was habt Ihr gehört?" fiel ihm der Graf ins Wort; „sprecht, ich will es wissen!" — „Nun!" fuhr der Alte fort, „hier auf dem Schlosse reden sie ja schon davon: daß Niemand anders als der Musje Schimmer die Stelle erhalten würde." — „Habt Ihr etwas dagegen?" fragte der Graf ernst; „steht mir die Wahl nicht frei?" — „Wir wissen wohl, daß wir nichts dagegen haben dürfen; aber gleichgültig kann es uns freilich nicht seyn: wer unser künftiger Lehrer und Seelsorger werden soll, und — — aber man darf nicht Alles so heraus sagen, was man denkt!" — Der Graf drang ernst in ihn, freimüthig zu sprechen, und der Alte fuhr fort: „Halten zu Gnaden, wir dachten: es müßte ja nicht gerade die hiesige Pfarrstelle seyn, — Ew. Excellenz könnten ja Ihr Suschen auf eine andere Weise — Sie verstehen mich wohl! — und mit dem Schimmer macht sie so kein Glück, der hat uns neulich eine miserable Probe-Predigt gehalten!" — Der Graf schwieg lange, endlich sagte er: „Alter, es kann nicht seyn! Schimmer wird sich schon noch bessern — ich hab' ihm einmal mein Wort gegeben!" — „So, so! dann kommen wir freilich zu spät!" antwortete der Richter traurig; „aber das wird unsern alten Vater Wahrberg sehr jammern, denn er hatte wohl andere Gedanken!" — Der Graf brach hier die Unterredung ab und entließ den Alten.

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

Bei Lesung einer, in der „Berliner Vossischen Zeitung" (Nr 98) erschienenen, an mehreren Stellen übertriebenen Theater-Kritik von der Vorstellung „Wallensteins Tod" — worin, nach Anatomirung der Schauspieler, den Mitgliedern die Fähigkeiten zu einer tragischen Leistung völlig abgesprochen sind — wurden in einer Gesellschaft die Worte der Gräfin Terzki auf den „Schauspielwürger" also angewandt:

Dies sind die Früchte Ihres Thuns. — Der Herzog
Ist todt; [1]) mein Mann ist todt, [2]) die Herzogin
Ringt mit dem Tode; [3]) meine Nichte ist verschwunden. [4])
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht öd, zur Polizei durch alle Pforten
Stürzt das erschreckte P e r s o n a l e fort.
Ich [5]) sterb' als Letzte d'rinn, ich schloß das Haus
Und lief're Ihnen hier die Schlüssel aus.

Jene Rezension ist mit einem Sternchen (*) unterzeichnet. Dies gab Veranlassung zu folgendem Impromptü:

Du sag'st, o Eßlair - Wallenstein!
„Die Sterne lügen nicht";
Wie wird's nun mit dem S t e r n c h e n seyn?
„Man merkt nicht, was es spricht!"

Gar oft heißt es jetzt: „Muß man nicht über den Unsinn lachen! Wie lächerlich! Lächerliche Mährchen! Man höre und lache!" u. s. w. — In Deutschland aber wird jetzt am meisten von denen gelacht, denen das Weinen näher ist als das Lachen. Das soll dann für gute Miene zu bösem Spiel gelten. Th. L a u r i n.

1) Hr. Eßlair (Wallenstein). 2) Hr. Blume. 3) Mad. Krickeberg. 4) Mad. Stich. 5) Mad. Wolff.

A n e k d o t e.

Ein Schmeichler Bonaparte's, La Chaise, Präfekt eines Departements, hatte unter die Büste seines Götzen die Inschrift gesetzt: „Gott schuf Bonaparte, und ruhte dann aus." — Ein Schalk spielte auf den Namen La Chaise (Tages- und Nachtstuhl) an, und schrieb die Verse darunter:

Bequem zu ruh'n bei Tag und Nacht,
Hat Gott vorher den S t u h l (la Chaise) gemacht. E.

Epigramme von Fr. Raßmann.

3.

„Meine Levkoj' ist entblüht: sie ist — einfach!" sagte der Knabe
Traurig. Die Mutter: „Du magst füllen durch Genügsamkeit sie!"

4.

Was in den freundlichen Monden dem Morgen den holdesten Schmuck leiht?
Traun! kein Sinniges ist's! Scheint er zu brüten nicht tief:
Wie er die Rollen des Tag's austheil', und die harrenden Diener,
Mittag und Abend und Nacht, halt' im gemessenen Gleis?

5.

„Hörtest du schon von Venedigs Glutfisch, welcher ein stählern
Garn zerreißt, doch im Netz weiblichen Haar's sich verstrickt?" —
„„Lange hielt ich's für Fabel: doch, seit ich mich selber gefangen
In Berenicens Gelock, glaub' ich zum Trost an den Fisch.""

6.

„Welch ein bezaubernder Garten, welch Irrsal köstlicher Blumen!
Aber die Rose, Freund, such' ich verlangend umsonst!" —
„„Drüben das andre Gehäg' umschließet die Königin einzig,
Wie wir ein eigener Schrein Goethe, den König, verwahrt.""

7.

Seit ich das Echo kenn' in der Dichtkunst, lieb' ich das Echo
Draußen im Walde noch mehr, als ich zuvor es geliebt.
Kurzweil treibt mich wohl nie zum Anruf, einzig die Lust fehlt,
Daß der Natur abläusche jegliches Schöne die Kunst.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Opern-Texte. (Schluß.) Das Zuviel ist hier, wie das Zuwenig gleich hinderlich, gedrängte Gedankenfülle, wie Gedankenleere. Daher ist es wohl eines Theils zu erklären, wenn es auch den größten Dichtern nicht gelingt, dem Komponisten fördernd in die Hände zu arbeiten; sie geben zu viel, mehr intensiv Gehaltschweres, als extensiv leicht hin Andeutendes, sie vollenden das Gemälde, indem sie selbst jeden Zug, jede Parthie ausmalen und machen so die Fleisch- und Farbengebung des Musikers überflüßig, ja störend und lästig; oder die einfachen, großen Contoure sind diesem ein Räthsel, wozu er mit geringem, oder falschem Witze die Auflösung giebt, zum andern Rahmen das andere Bild (davon weiter unten). Das Zuwenig hingegen bietet dem weichen, leicht ins Unbestimmte, Formlose übergehenden Elemente des Musikers wieder zu geringe Haltpunkte; und die abstracten, mehr philosophischen Gedanken sind für ihn unelastische, metall- und klanglose Knochen. — Auch das Mittel zur Ausführung des musikalischen Stoffs, die Gedanken, müssen musikalisch seyn, Tonangebungen und Grundtöne für die Harmonieen. Darum hat der Dichter alle ihm unumgänglich nothwendigen Umstände seiner einfachen Handlung, die sich auf diese Weise nicht ausführen lassen, perspectivisch in Andeutungen und erlaubten Voraussetzungen, der Deutlichkeit unbeschadet, zu zeigen, oder in die Recitative, die für die Verbindung der einzelnen Musikmomente da sind, zu bringen. Daraus, so wie aus dem, was oben über die nothwendige Gleichartigkeit des Stoffs gesagt ist, folgt von selbst, daß die Gedanken in Form und Gehalt poetisch seyn müssen; und es ist hier besondere Sorgfalt auf Rythmus, Reim und Wohllaut — die Musik des Verses — zu verwenden, indem alle harten und großen Wortfügungen, gehäufte Consonanten, besonders die Dentalen, vermieden, und dagegen die singbareren Vokale a, o, u, ö vorgezogen werden. — Aber die Hauptursache, warum die Oper so vernachläßigt, so weit zurück ist hinter den andern Zweigen der Dichtkunst, liegt wohl 3) in ungünstigen Zufälligkeiten der Künstlerbildung. So verwandt Musik und Dichtkunst im Wesentlichen sind, als Zweige Eines Stammes, so fremd sind sich in der Regel die Künstler, besonders was das Technische betrifft. Der Musiker versteht nur zu oft den Dichter nicht, und ist eben deßhalb auch zu flacheren, seiner geringeren Capacität mehr zusagenden Producten geneigt, wobei ihn noch die immer mehr überhand nehmende bequeme Denkschen des Modegeschmacks unterstützt; und der Dichter ist zwar als solcher musikalisch, aber nicht Musiker, nicht ausübender Künstler genug, und mit der Grammatik der Musik — dem Generalbasse — meist völlig unbekannt. So wie der Musiker aber die Natur, den Umfang und die Wirkung seiner Instrumente genau kennen muß, wenn er richtig und mit Erfolg instrumentiren will: so müßte auch der Dichter mit den Mitteln, Regeln und Schwierigkeiten seines Organs, des Tonkünstlers, vertraut seyn, wenn er zweckmäßig für und durch ihn auf Andere wirken wollte. Dazu ist aber, wie gesagt, die Kenntniß, das sogenannte Können eines, oder des andern Instruments, oder eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Musik überhaupt nicht hinreichend; zu Hause muß er seyn in der Werkstatt des Componisten, vertraut mit den Regeln der Harmonie, der verschiedenen Stylarten, Declamation etc., wenn er im Stande seyn will, ihm ihre Anwendung zu erleichtern, Toneffecte zu begünstigen und vor Allem das unumgänglich nothwendige gegenseitige Verstehen und Verständigen bei der gemeinsamen Arbeit möglich zu machen; am besten, wenn der Opern-Dichter selbst singt, so wird er gewiß auch immer sangbar für den Musiker schreiben. — So lange der Dichter ohne stete, sachkundige Rücksicht auf die Kunst des Komponisten den Stoff wählt und verrichtet, und jener dann in der Hand des Musikers seinem Schicksal überlassen bleiben muß, so lange werden Beide an einem babylonischen Thurme bauen, wo nur ein günstiger Zufall das Rechte darbietet und verarbeitet, oder ein ganz außerordentlich gewaltiges, wahrhaft Amphionisches Talent eines Mozart das widerstrebende, ungefügige, sterile Material überwältigt und beseelt. — Wenn alle diese Umstände nur die Aufgabe eines guten Operntextes erschweren, so schreckt zuletzt noch die Undankbarkeit des Erfolgs ab. Der Komponist betrachtet den Dichter (freilich verdienten es bisher die meisten) als seinen Unterarbeiter, der ihm das Holzmodell zu seinem Kunstwerke liefert. Seine Arbeit geht in der des Musikers unter. Das zum Ganzen Verschmolzene nennt dieser sein, seine Oper, und erndtet die Früchte davon, wenn der Erfolg günstig ist; ist er ungünstig, so trägt er gar leicht auch seinen Antheil der Schuld auf die bekannte Geschmacklosigkeit und Ungereimtheit der Opern-Texte über. Dazu kommt noch, daß man bei der Würdigung eines Opern-Textes, die nothwendig disjunctive Natur desselben nicht beachtend, ihn abgesondert, *) als ein Drama, mit ganz andern Augen als der Musiker, betrachtet und beurtheilt, wo dann freilich selbst der beste nur als ein organisches, dürftiges Gliederwesen erscheint, das nur in und mit seiner Hülle, wofür es geschaffen ist, etwas Vollständiges seyn und wirken kann. Weimar. — K. Sondershausen.

*) Wie dies namentlich bei der Beurtheilung des Textes zu Götzes Alexander in Persien, von einem bekannten Schriftsteller, über den mir übrigens kein Urtheil zusteht, geschehen ist. K. S.

In einer Gesellschaft, wo von einem General die Rede war, welcher seinem Vaterland, seinen Fahnen und seinen Weibern abtrünnig geworden (Sarrazin) improvisirte eine junge Dame folgendes Wortspiel.

„O, tapfre Ritter, die ihr immerdar dem Staat
Dem Ruhm und Euren Schönen bleibt verbunden,
Seyd überraschet nicht von Sarrazins Verrath:
Die Sarrazins *) sind nimmer treu erfunden!“ (Independ.)

*) Sarrasins und Sarazenen.

Ein Mitglied des englischen Parliaments, welches von seinem Committenten sehr heftige Vorwürfe empfing über die Leichtigkeit, mit der es für das Ministerium gestimmt, antwortete: „Gentleman! ich habe Ihren Brief empfangen und bin über Ihre Keckheit ganz erstaunt. Sie wissen doch, daß Sie mich nicht umsonst ernannten. Ich habe Sie erkauft, das giebt mir das Recht, Sie wieder zu verkaufen!!“ (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 27. August. 140stes Blatt.

Duelle.

Ich weiß nicht, wann ehe das sonderbare Werk: „Theologia bellica etc., Auctore P. D. Antonio Thoma Schiara", zu Rom heraus gekommen ist; zu Augsburg und Dillingen erschien aber davon Anfangs des vorigen Jahrhunderts ein Nachdruck in zwei Folio-Bänden. Es werden darin eine Menge, auf den Krieg Bezug habende Fragen untersucht. — Die achtzehnte Frage des dritten Buchs ist diese: „Kann ein Offizier, aus Furcht, seine Ehre zu verlieren, wenn er einen Zweikampf ablehnt, die Ausforderung annehmen, ohne eine Todsünde zu begehen?" — Die Antwort ist: Er darf ihn nicht annehmen, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Weil die Ehre eines Mannes ohnstreitig von der Meinung vernünftiger Leute, nicht aber von irrigen Vorurtheilen abhange. Nur ein Mensch ohne Religion und Moral könne es zum Grundsatz machen: daß man seine Ehre nicht anders retten könne, als wenn man sich der Gefahr aussetze, einen Todtschlag zu begehen. 2) Wenn man jenen Grundsatz als richtig annehmen wolle, so würde noch immer zwischen dem Verlust einer vergänglichen weltlichen Ehre und dem Verlust einer Seele gar kein Verhältniß statt finden. 3) Dies sey ohnstreitig der Grund, warum Heinrich IV. von Frankreich, in seinem Edict gegen die Duelle, sowohl den Herausfordernden, als den, welcher einen Zweikampf annahm, für ehrlos erklärt habe. — Bekanntlich ging Ludwig XIV. noch weiter, und setzte Todesstrafe auf die Uebertretung des Verbots, ließ auch mehrere Duellanten, selbst aus den ersten Familien, hinrichten. Aber ohne das Edict auf zu heben, ward es später nicht mehr nach der Strenge befolgt, und war gegen das Ende der Regierung des Königs fast ganz vergessen. Eines von beiden hätte aber, dünkt mich, geschehen sollen: Entweder mußte es bei dem Buchstaben des Gesetzes bleiben, oder etwas Anderes (etwa ein Ehrengericht) in seine Stelle treten. Die Zweikämpfe hörten freilich, trotz der Todesstrafe, dennoch nicht auf; aber so lange diese wirklich statt fand, hatte sich die Zahl der Duelle gar sehr vermindert, und so kann man wohl annehmen: daß dem Staat für einen Hingerichteten vielleicht zehn Andere erhalten wurden, die sonst im Zweikampf geblieben seyn würden. Indessen hat die Erfahrung aller Länder gelehrt: daß durch Strafgesetze nichts gegen eine, mit der Denkart der Nation eng verbundene Gewohnheit aus zu richten sey, und daß ein Franzose z. B. immer ganz anders darüber urtheilen wird, als ein Italiener. Die Zweikämpfe, besonders bei Militairpersonen, nachsichtig zu behandeln, dafür hat man freilich Gründe, die aber mit der Moral auf keine Weise bestehen können. Ist mit dem Ehrengericht schon ein Versuch gemacht? v. Göckingk.

Die Probe-Predigt.

Zwölftes Kapitel.

„Ich habe nicht geahnet!" fuhr der Graf den Sekretair an: „daß Er es wagen könnte, der hiesigen Gemeinde, gegen ihre Ueberzeugung, durch unerlaubte Mittel seinen Bruder aufdringen zu wollen. Er hat

mir viel von der Neigung erzählt, mit der man ihm hier zugethan sey; aber das scheint sich umgekehrt zu verhalten, man hat hier eine schlechte Meinung von ihm!" — „Das befremdet mich nicht!" entgegnete Schimmer lächelnd; „lassen sich Ew. Excellenz aber dadurch nicht irre machen, die böse Nachrede gegen meinen lieben Bruder geht nur vom Herrn Pastor Wahrberg aus." — Der Graf verlangte nähere Auskunft. — „Man hat mir vertraut" — erzählte Schimmer geheimnißvoll — „es soll sich ein Liebesverständniß zwischen seiner Mamsell Tochter und dem Herrn Fremdheim ergeben haben, und da darf man sich ja wohl nicht wundern, wenn er für seinen künftigen Schwiegersohn auf Kosten meines armen Bruders hier Alles geneigt zu stimmen gewußt hat!" — „Schweig Er, das kann nicht seyn!" fiel der Graf ein, „Elisabeth wird nicht heirathen, sie hat Ihm dies auf seine wiederholten Anträge ja bestimmt genug erklärt!" — „Bitte unterthänig!" erwiederte Jener; „die Verlobung ist aber hier schon allgemein bekannt; der Herr Oberst von Klipphausen haben diese Parthie gestiftet. Ich weiß ja wohl, weshalb man meine treue Liebe zurück gewiesen hat; man hält mich für die Ursache: daß gewisse, dem Herrn Grafen unangenehme Verständnisse abgebrochen werden mußten." — Der Graf trat schweigend in ein Fenster und betrachtete lange, wie in Gedanken versunken, eine Glasscheibe desselben, in welche sein Sohn einst mit einem Demantringe seinen Namen eingeschnitten hatte. Endlich wendete er sich zu dem Sekretair und sprach: „Hätte Suschen nicht Seinen Bruder zum künftigen Gatten erwählt, so würde ich ihm nie die hiesige Pfarrstelle ertheilen; — sie hat aber einmal mein Wort, und das will ich ihr halten. Mag Sein Bruder sich ja so betragen, daß uns Beiden diese Wahl niemals gereue!" Schimmer schlich zufrieden fort. Er hatte von der ungünstigen Stimmung in Halmingen für seinen Bruder viel gefürchtet; da er sich aber nun auf sicherem Grund sah, so sollte Elisabeth für ihre stolzen Abweisungen recht hart gedemüthigt werden. Während er nun seinen Bruder aufsuchte, um mit ihm nach der Pfarrwohnung hin zu gehen, ließ sich der alte Wahrberg bei dem General melden. — Dieser empfing ihn mit inniger Herzlichkeit; sie hatten sich seit zehn Jahren nicht wieder gesehen, und reichten sich mit Thränen in den Augen die Hände, denn sie gewahrten gegenseitig an einander die Spuren der schwer vorüber gezogenen Jahre. — „Mein alter, lieber Wahrberg!" sagte der General; „ich freue mich aufrichtig, Sie noch einmal wieder zu sehen, ehe ich unter den Linden schlafe, die Ihre Tochter an meiner Grabstätte gepflanzt hat. Das Schicksal hat mich hart dafür gestraft, daß ich ihm in das Handwerk zu greifen gedachte!" — Wahrberg wollte liebevoll ihn zu beruhigen suchen; allein der Graf fuhr fort: „Ich weiß recht wohl, was auch Sie und Ihre Tochter gelitten, und würde es recht gern gesehen haben, daß mein Sekretair Ihr Schwiegersohn geworden wäre, dann hätte ich viel wieder gut machen können." — „Das können Sie noch, edler Mann!" erwiederte Wahrberg froh; „das Schicksal reicht Ihnen jetzt selbst die Gelegenheit dar!" — und hiermit vertraute er ihm offen und herzlich Fremdheims Liebe zu seiner Tochter, und legte ihm seine letzten Wünsche bescheiden vor. — Finster schweigend hörte der Graf zu, man sah ihm den inneren Kampf an; aber er schlug es ihm dennoch ab. „Mein Herz hat wichtigere Bewegungsgründe!" schloß er, „und es ist ein Unglück, daß sich zwischen Ihre Wünsche und meine Pläne allemal ein böser Geist stellt, der uns feindlich aus einander treibt!" — Wahrberg stand wie vernichtet. Daß auch diese letzte, so gerechte Hoffnung zertrümmert werden sollte, hatte er nicht geahnt; er wankte zurück und hielt sich mühsam an einen Stuhl fest. — Da trat Clara in das Zimmer, den Vater ihres Verlobten, den Obersten von Klipphausen, herein führend. — „Willkommen, Herr Bruder!" rief dieser und schloß den General in die Arme. „Willkommen einmal wieder in Halmingen! — Sieh da!" fuhr er fort und reichte Wahrberg die Hand; „ich merke wohl, Ihr Beide seyd schon einig; die Wünsche sind aus dem Herzen ausgerichtet, und die Erfüllung ist dafür eingezogen!" — Als sie aber Beide finster schwiegen, sah er den Grafen befremdet an und sagte: „Wie? Du wirst doch meinem Hauslehrer und Freund, dem künftigen Schwiegersohn unsers alten Wahrberg, die Substitutenstelle hier nicht eher verweigern wollen, als bis Du ihn kennen gelernt und predigen gehört hast?" — „Es thut mir leid, daß es sich so gefügt hat!" entgegnete der Graf; „aber ich habe mich nun schon entschieden erklärt. Da mir das Recht der Wahl zusteht, so sehe ich keinen Grund, warum ich verschweigen soll: daß ich dem Candidat Schimmer bereits mein Wort gegeben?" — „Hast Du wirklich?" fuhr der Oberst mit blitzenden Augen auf ihn ein; „hast Du diesem elenden Menschen wirklich Dein ehrliches Wort geben können? — Mensch, laß mich das nicht glauben, was böse Zungen von Dir sprechen! — sonst —!" — „Nun was denn — sonst?" sagte der General kalt. „Ich bitte, lieber Oberster! keine Uebereilung!" — „Nein, Herr General! ich werde mich nicht übereilen!" erwiederte dieser. „Erst soll er predigen, aber dann will ich wieder kommen und noch einmal fragen; bis dahin gehe ich in das Pfarrhaus zu meinen Kindern!" — und hiermit reichte er Wahrberg die Hand, und, wie liebevoll bittend ihn auch Clara zurück halten wollte, er ging doch mit ihm in seine Wohnung.

Dreizehntes Kapitel.

„Was zum Henker ist denn hier vorgefallen?" rief

der Oberst, als er Elisabeth in Thränen fand, während Fremdheim, in dessen Augen der Zorn noch glühete, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging. — Da erzählten sie: daß so eben der Sekretair mit seinem Bruder hier gewesen sey, um sich die Pfarrwohnung zu besehen. Er habe, unter schadenfrohem Bedauern, versichert: daß des Grafen Wahl bereits auf seinen Bruder gefallen sey, und in ihrer Gegenwart mit einer unbeschreiblichen Anmaßung und Schonungslosigkeit über die künftige Einrichtung dieser Wohnung gesprochen, von welcher dem alten Wahrberg nur ein kleines Hinterstübchen eingeräumt werden könne. Als ihm nun endlich bei Elisabeths Thränen sogar einige Worte entfallen wären: daß es besser für ihre Zukunft stehen könnte, wenn sie seine Bewerbung nicht zurück gewiesen hätte, und als er sich sogar unterstanden, auf ihre früheren Verhältnisse, die ihr wahrscheinlich zu stolze Hoffnungen gegeben haben möchten, an zu spielen, so sey bei Fremdheim endlich die Geduld ausgerissen, und er habe die sauberen Gebrüder zum Hause hinaus geworfen. — „Recht so!“ rief der Oberst höchst aufgebracht; „recht so! Es ist ein Glück für die Kerle, daß sie früher zum Hause hinaus flogen, ehe ich sie draußen auffangen konnte; ich hätte sie todt geschlagen!“ — Wahrberg aber schüttelte den Kopf und meinte: daß nun gewiß Alles verloren sey. — „Nein!“ behauptete Klipphausen; „nein! ich lasse noch nicht alle Hoffnung sinken! Fast ein Menschenalter hindurch habe ich den alten Wallenrode geliebt und ihm vertraut, darum baue ich auf sein Herz, das will ich noch einmal fassen und wach schütteln. Hätte ich mich aber dennoch geirrt, nun so mögen sie Eure schönen Saaten den Kerl mit seinen Teufelskrallen wieder ausreißen lassen. Unter einem Dache mit ihm sollt Ihr nicht wohnen; Ihr zieht Alle zu mir und wir theilen den letzten Bissen Brod!“ — Während dem nun Fremdheim sehr erschüttert in den Garten ging, um seine Fassung wieder zu gewinnen — denn man läutete schon zur Kirche — hinterbrachte der Secretair, unter furchtbaren Zusätzen und Verdrehungen, die Scene im Pfarrhause und seine schnelle unfreiwillige Entfernung aus demselben dem Grafen. Dieser war hierüber höchst aufgebracht, und ging, nur desto mehr in seinem Vorsatz bestärkt, in sehr düsterer Stimmung in das Gotteshaus. — Aber bald vergaß er jedes bittere Gefühl, als Fremdheim mit seinem hohen edlen Anstand die Kanzel betrat, als jedes seiner Worte ihm tief in das Herz drang und er seine Augen nicht wieder von ihm abwenden konnte. — Fremdheim hatte, da es ihm frei gestanden, den Text zur Probe-Predigt selbst zu wählen, das Evangelium von dem verlornen Sohn seinem Vortrag zum Grunde gelegt. Ach! diese einfache rührende Geschichte brachte dem Grafen das Bild seines Sohnes, der nicht mehr zurück kehren konnte, wieder lebendig vor die Seele; und als Fremdheim die Worte des Evangeliums verlas: „Und der Sohn machte sich wieder auf und kam zum Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn der Vater, und es jammerte ihn sein, und er lief und fiel ihm um den Hals und küßte ihn und sprach: Lasset uns fröhlich seyn! denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist wieder gefunden!“ — da konnte der Graf seine Thränen nicht länger zurück halten, und sie rollten in heißen Strömen auf seine gefalteten Hände hinab. — Die Predigt war vortrefflich. Sie war kein mühsam durchgearbeitetes Meisterwerk der Beredsamkeit, sondern die klare Fluth eines kindlich frommen, tief gerührten Herzens, in der die Funken eines hellen Geistes wie die ewigen Sterne sich spiegelten. — Alle Zuhörer waren ergriffen, und kaum hatte Fremdheim die Kanzel verlassen, als der Graf aus der Kirche eilte und sich auf sein Zimmer verschloß, um seine tiefe Rührung vor jedem Zeugen zu verbergen.

(Der Schluß folgt.)

F ü n d l i n g e.

Dem unbekannteren Johannes de Wesalia (vielleicht v. Ruchrad aus Wesel) wurd' es als Ketzerei ausgelegt, daß er sagte: „Non credo, scio, Deum esse!“ (Ich glaube nicht, ich weiß, daß ein Gott ist.) Er äußerte seinen Inquisitoren: Ihr geht so mit mir um, daß wenn Christus selbst unter euch wäre, so könntet ihr ihn auf diese Weise auch zum Ketzer machen; aber — setzte er lächelnd hinzu — er würde euch mit seiner Weisheit bald nieder schlagen! — Bei Gelegenheit der Fastenzeit war sein Spruch: „Als den Menschen hungert, mag er essen, und du möchtest am Charfreitag einen guten Kapaunen essen.“ — Er mußte vor allem Volk zu Mainz widerrufen, und wurde zur immerwährenden Pönitenz im Augustiner-Convent verdammt. Bald darauf starb er — nach Trithemius — vor Gram und Herzeleid.

Kaliph Mervan II. erhielt zum Lobe den Zunamen Esel, weil die Esel in Mesopotamien eine ungemeine Unerschrockenheit in den Schlachten zeigen. (S. Marigny Geschichte der Araber u. s. w.)

Satyra hieß auch: 1) eine aus allerlei Bestandtheilen zusammengesetzte Speise, nach Festus (Cibus variis rerum generibus conditus); 2) ein Rabe (eigentlicher Satyria) nach Florus, und 3) ein Zwischenspiel der Tragödien. (S. Petron. Arbitr. Satyricon L. 1.)

Ein Weinhändler kündigte Vin de Plaisance für die Lachlustigen, Vin de Constance für die Opern-Tänzerinnen, und Vin de Tonnere für die Soldaten an.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Endlich ist das Schicksal der hiesigen Bühne entschieden; die Stände haben die Direction der Mad. Liebich und Hrn. Polawsky in Gemeinschaft übertragen. — Neuigkeit war: „Die Sühne der Enkel,“ ein ganz gewaltiges Schicksalsstück, nach der kindischen Erzählung die „Ahnenbilder,“ worin, gleichsam Grillparzer zum Trotze, ein Ahnherr und ein paar Ahnfrauen ihr Wesen treiben, Kinder todten, Fräuleins umbringen und wieder lebendig machen, damit sie sich noch einmal selbst todten können, und am Ende kaum Jemand übrig bleibt, um die vielen Leichen zu bestatten. Schade um die Mühe unsrer Schauspieler mit der Einstudirung dieses Stücks. — Doch können wir uns der Bitte an den Schauspieler, welcher den Geist gab, nicht enthalten, wenn ihm einst eine ähnliche gespenstische Rolle in einem bessern Werke zu Theil würde, sich einen mehr geisterähnlichen Gang anzueignen, und vor Allem sich nicht gar so irdisch zu einem Kusse zu beugen. Die Oper von Weigl: „Nachtigall und Rabe“ folgte jenem grausamen Stück als wahres Gegenstück. Das Ganze hat liebliche Melodien, doch ist es zu wenig in sich vollendet und abgerundet, und die Rollen des Schäfers und der Schäferin sagen der Individualität der M. M. Czegka und Becker zu wenig zu, um hier großen Effect machen zu können. Dann kam „Zriny“ von Körner, und lieferte einen neuen Beweis: wie irrig die Ansichten des genialen Jünglings über die dramatische Kunst gewesen sind. Zriny erscheint nur in den spätern Akten als Held, und in diesem Charakter liegt es nicht, daß er, wenn er schon seinen Willen ausgesprochen, nach einigen Declamationen immer dem Willen der Frau und Tochter folgt. Dazu kam, daß Hr. Bayer, der es in der Kunst: für große Momente zu sparen, weit gebracht hat, manchmal des Guten zu viel thut, und, um in den Hauptscenen zu imponiren, die Charaktere mit zu wenig Farbe anlegt; dieß störte besonders hier, wo es Noth thut, daß der Künstler mit eigner Kraft den jugendlichen Dichter ergänzt. Die kräftigen Stellen ließen nichts zu wünschen übrig. Der Sultan war zu schwach, und schien vergessen zu haben: daß er einen zwar erkrankten, doch immer einen Löwen vorzustellen habe. Der Großvezier sprach österreichisch und mehrere der Nebenrollen waren entsetzlich vertheilt. Etwas sehr Störendes in diesem Stücke ist die Todesart des Fräuleins und das Zurückbleiben des Juranitsch, dem Zriny die Fahne übergiebt — wahrscheinlich doch nicht, damit er sie niederlege, mit Helenen kose und sie, auf ihr Verlangen, erdolche. Viel großer und wahrer wäre es, wenn Helene ihrer Mutter folgte und mit Allen zu Grunde ginge. — Die kleine Oper von K. M. v. Weber „Abu Hassan“ hat eine sehr spirituelle Musik, wurde aber von den Hauptpersonen im Spiel und Gesang so vernachläßigt, daß sie keine große Wirkung hervorbringen konnte. — Von unsern Gästen waren die wichtigsten: Mad. Renner und Hr. Holbein nebst seiner Tochter, Dem. Holbein. Die Erstere war uns längst als ausgezeichnete Künstlerin bekannt, welche mit Geist und Sinn auch die schwierigsten Charaktere aufzufassen und mit der höchsten Sicherheit, Klarheit, Wahrheit und Rundung wieder zu geben versteht, und mit dem lebhaftesten Vergnügen sahen ihrer Wiedererscheinung die Verehrer der Kunst entgegen. Sie erschien zuerst wieder als „Chatinka“ das „Mädchen von Marienburg,“ dann als „Margarethe“ in den „Hagestolzen“ „Käthe“ in „Welcher ist der Bräutigam“ „Franziska“ die „bezähmte Widerspenstige“ und „Wilhelmine“ in der „Entführung“ doch blieben die Krone ihrer größern Darstellungen: die zwei sich so ganz entgegengesetzten Rollen „Kätchen von Heilbronn“ und „Cäcilia Temploni“ in „Künstlers Erdenwallen“. Erstere Rolle hatte uns Dem. Brand so herrlich versinnlicht, daß man glaubte, es dürfe keine nach ihr sie darstellen; doch gab es Momente, wo Mad. Renner ihre Vorgängerin übertraf; z. B. die Ueberbringung des Briefes. Nur die Scene unter dem Hollunderbusch gab Jene weit idealer, und dürfte darin selten erreicht werden. — In Hrn. Holbein, welchen wir zuerst als „Graf von Savern“ in seinem eignen Schauspiel „Fridolin“ sahen, lernten wir einen sehr denkenden Künstler voll Gefühl und Anstand kennen, bei dem uns nur eine allzureiche Interpunction, oder ein Anhalten, welches den Fluß der Rede stört, und ein ungewöhnliches Hervorheben der unbetonten Sylben etwas befremdete. — Sehr brav war Hr. Holbein als Obrist in der „Widerspenstigen,“ „Langers“ in „Welcher ist der Bräutigam,“ und „Rosenhain“ in der „Entführung,“ doch seiner recht durchdachten Darstellung des Magister „Lammerzeier“ in „Künstlers Erdenwallen“ schadete seine männlich schöne Physiognomie, welche durch einige angebrachte Schatten fast noch interessanter wurde. Dieses Stück wurde hier zum ersten Mal gegeben und machte nicht nur ein sehr volles Haus, sondern erhielt auch Beifall durch die große Wahrheit der Gebilde, wenn gleich die Organisation lose genug ist, und die Charaktere des Normands und der beiden Mündel schier an die ersten und zärtlichen Personen der Wiener Localstücke erinnern. Die plötzlich erwachende Liebe dieser Beiden erregte allgemeines Murren. Einigen ästhetischen Leuten schien es nicht recht, daß nicht ein Gegensatz dargestellt war, und der große Haufe des Publikums wußte nicht recht: wie er daran war: — Ganz ohne Mitwirkung andrer Schauspieler stellten Mad. Renner und Holbein mehrere kleine Stücke „die Proberollen,“ „der Perückenstock“ und „List gegen Mißtrauen“ vortrefflich dar, und verschmähten sogar die Mitwirkung des Souffleurs, dessen Kasten abgeräumt wurde, wie es sonst hier nur bei Balleten gebräuchlich ist — was mir eigentlich nicht recht gefiel, denn ob es auch große Sicherheit bezeugt, so sieht es denn doch auch ein klein wenig ruhmfordernd aus. In den „Indianern in England“ spielte Dem. Holbein die „Gurli“ und Hr. Holbein den „Kaberdar.“ Mad. Renner hatte die kleine und nicht eben sehr dankbare Rolle der „Liddi“ übernommen. Die Erstere zeigte ein schönes jugendliches Talent welches sich bei einem so vorzüglichen Vorbilde aufs Schönste zu entfalten verspricht. Vor Allem erfreuten in der Darstellung des etwas verschollenen Stückes die wohlklingenden metallreichen Stimmen der drei Gastspieler. Auch Hr. Polawsky „Samuel“ und Hr. Bayer „Robert“ erfreuten sich reichen Beifalls. Wie die Sage geht, soll es der hiesigen Direction gelungen seyn, Mad. Renner und Hr. Holbein für unsre Bühne zu gewinnen. — z —

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 28. August. 141stes Blatt.

Die Probe-Predigt.

Vierzehntes Kapitel.

Im großen Saale des Schlosses versammelten sich nach beendigtem Gottesdienst die Abgeordneten der Halminger Gemeinde und der Eingepfarrten, unter welchen sich auch der Oberst befand; wie auch der alte Pfarrer Wahrberg nebst den beiden Candidaten: um nun die Wahl des Grafen zu vernehmen. Als dieser endlich herein trat, ging er, ohne Jemand weiter zu begrüßen, mit stillem Ernst auf Fremdheim zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für Ihre heutige Predigt, und schätze die Gemeinde glücklich, deren Lehrer Sie einst werden; allein hier kann es nicht seyn, denn ich habe Ihrem Mitbewerber schon mein Wort gegeben.“ — Da sprang der Oberst schnell hinzu, faßte ihn krampfhaft bei dem Arm und flüsterte ihm ins Ohr: „Halt's Maul, Bruder! Ich bitte Dich um Gottes Willen, halt's Maul! Gönne mir erst noch ein Wort unter vier Augen!“ — Der Graf öffnete die Thür und führte ihn in ein Nebenzimmer. — „Mensch!“ hob der Oberst an; „bist Du wirklich noch der alte ehrliche General Wallenrode, oder hat Dich der Teufel besessen? — Willst Du den Mann zurück weisen, der wie ein Apostel auf der Kanzel steht, und den verlaufenen Kerl, der nirgends eine Stelle erhalten konnte, diese Pfarre geben, weil er Deine — — Gott verzeihe mir die Sünde! — unter die Haube bringen will?“ — „Beruhige Dich, Freund!“ unterbrach ihn der General, „Du verkennst mich!“ — „Ey, hier ist nichts zu verkennen!“ fuhr Klipphausen fort; „die Sache steht klar und deutlich. Du bist und bleibst der Unhold, der alles Unglück über Wahrbergs Familie bringt. Ist es Dir nicht genug, daß Du ihnen zehn Jahre mit Gram versalzen hast? Willst Du auch noch die ehemalige Braut Deines Sohnes auf die Straße hinaus werfen?“ — „Sie soll nicht hülflos bleiben!“ erwiederte der Graf; „ich will sie unterstützen, ihr eine Wohnung auf meinem Schlosse, und, wenn sie es bedarf, eine Summe Geldes geben. Aber die Pfarrstelle hier muß Schimmer erhalten. Höre mich nur ruhig an, Bruder! ich will mich vor Dir rechtfertigen und Dir ein theures Geheimniß offenbaren!“ — „Nicht vor mir allein!“ sprach der Oberst; „auch vor Wahrberg und Fremdheim mußt Du Dich rechtfertigen, denn dies sind die Gekränkten. Bist Du ein ehrlicher Kerl, so laß mich sie herein rufen; ich will Dir gern Alles abbitten, wenn ich Dein Herz rein finde. Hältst Du mir aber eine Sünde hinter dem Berge, von der die Welt schon munkelt, so soll mein ehrlicher Sohn nimmermehr Dein Mädel heirathen; und hast Du etwas deshalb mit mir zu sprechen, so findest Du mich zu jeder Zeit mit Pistolen auf der Grenze!“ — „Du gehst sehr weit!“ antwortete der Graf; „doch ich verzeihe. Laß mich Dir mein Geheimniß erst allein anvertrauen; ob Du es dann auch Wahrberg und Fremdheim entdecken willst, überlasse ich Deinem Gefühl!“ — Der Oberst war damit zufrieden und der Graf hob also an:

„Ich weiß es wohl, daß die Welt in dem Glauben steht: ich begünstige jene Süschen Wirthner deshalb,

weil ihr Kind das meinige sey. Stolz habe ich dazu geschwiegen; aber ganz Unrecht hat die Welt nicht, denn mir ist das Kind wirklich nah verwandt: es ist mein Enkel, es ist meines armen Walthers hinterlassene Tochter!" — „Wie? was hör' ich?" rief der Oberst erstaunt; „da müßte ja —!" — „Du weißt" fuhr der Graf fort: „wie mich Glück und Ruhe mit meinem Sohn verließen. Du weißt: was ich gethan habe, ihn zurück zu rufen und ihn mir wieder zu versöhnen. Aber es war zu spät, er konnte mich nicht mehr hören — er war todt! Acht lange Jahre blieb ich ohne Nachricht; endlich erschien diese Mirthner mit ihrem vierjährigen Kinde, und brachte mir einen eigenhändigen Brief von ihm. Aber es war der Abschiedsbrief. — Sie hatte ihn als Offizier in der P—schen Armee kennen gelernt, sie hatten sich geliebt, und er war Vater ihres Kindes." — „So?" fiel der Oberst ein; „also die Liebe zu Elisabeth war schon vergessen? Das war eine kurze Ewigkeit! — Pfui! das gefällt mir schlecht!" — „Ich hatte es nicht anders erwartet!" fuhr der Graf fort, „und es dient mir zum Beweis: daß ich mit Recht wenig auf seine erste Liebe bauen durfte. Doch er ist todt! — Kurz vor der letzten Schlacht, in der er fiel, schrieb er jenen Brief an mich, der mir sein kindlich treues Herz offenbart. Das arme Mädchen hat sich erst nicht zu mir getraut; von der Noth ward sie aber endlich doch dazu gezwungen, und ich denke, Bruder, daß ich durch ihre Aufnahme das Andenken und Vermächtniß meines Sohnes heilig gehalten habe!" — „Das ehr' ich!" sagte der Oberst; „aber den Zusammenhang mit der hiesigen Pfarrstelle begreife ich noch nicht." — Der Graf holte seines Sohnes letzten Brief herbei; er lautete also: „Mein Vater! Nur bei diesem theuren Namen nenne ich Sie, ob Sie mich gleich von sich gewiesen haben; meine Liebe macht mich zu Ihrem Sohn, und ihr werde ich treu bleiben bis in den Tod! Im entscheidendsten Augenblick meines Lebens nehme ich Abschied von Ihnen. In Ihre Hand lege ich das Schicksal des Mädchens, das nur mir angehört; kränken Sie sie nicht durch Vorwürfe über unsere Liebe, die trotz ihrer Reinheit doch schon wie eine Sünde auf uns lastet. Leben Sie wohl! Gott wird mich auf dem rauhen Wege geleiten. Wird mein höchster Wunsch erfüllt, so steht, da es nicht anders seyn darf, das Mädchen meiner Liebe einst noch als glückliche Hausfrau in dem Pfarrhause zu Halmingen. — Ihr Walther."

„Begreifst Du es nun?" fragte der Graf sehr weich; „hast Du seinen letzten Wunsch gelesen? Soll mir die Bitte meines Sohnes nicht heilig seyn, der nach alle dem, was vorgefallen, sich dennoch in den letzten Augenblicken seines Lebens nur an mich vertrauensvoll wendet?" — „Ja, im Briefe steht es allerdings!" meinte der Oberst; „wie aber Dein Sohn zu dem Wunsch kommt, die erste Geliebte durch die zweite verdrängen zu wollen, das bleibt mir doch unbegreiflich!" — „Mir nicht!" entgegnete der Graf; „ich hatte wohl recht: die Jugendliebe zu Elisabeth war nur ein flüchtiger Rausch; er konnte wohl glauben: daß nach einem so langen Zeitraum auch Elisabeth ihn vergessen habe und anderwärts versorgt sey. Wahrberg ist überdies alt, und mir scheint der Wunsch so menschlich: die spätere Geliebte unter dem Dache glücklich zu wissen, wo er die Liebe kennen gelernt hatte. Diesen kurzen Brief meines Walthers achte ich so hoch, wie sein Testament, darum halte ich Suschen für meine Tochter; ihr Kind werde ich als meinen rechtmäßigen Enkel anerkennen, und deshalb habe ich ihr versprochen: nur dem Manne ihrer Wahl die hiesige Pfarrstelle zu geben. Ihr Herz zieht sie nun einmal zum Candidaten Schimmer, und so mußte ich jetzt auch mein Wort halten. — Dies, Freund, ist meine Rechtfertigung!" schloß der Graf; „wenn sie nicht zu Deinem Herzen spricht, so habe ich weiter nichts zu sagen!" — Der Oberst sah ihn lange gerührt an, dann reichte er ihm mit den Worten die Hand: „Du bist ein ehrlicher Kerl! ein guter treuer Vater! bist wieder mein alter lieber Wallenrode! — Aber schlimm bleibt es immer: daß Dein Sohn noch einmal aus dem Grabe aufsteigen, und wie ein böser Geist an Wahrbergs vorbei ziehen muß. — Höre!" fuhr er nach kurzer Ueberlegung fort, „laß mich den alten Wahrberg und meinen Fremdheim herein rufen, und ihnen die Sache offen erzählen. Sie haben Beide das Herz auch auf dem rechten Fleck und werden einem braven Vater gern ihre Hände reichen, und dann, wenn wir alle wieder Freunde sind, dann thu in Gottes Namen, was Du mußt; wir wollen kein Wort mehr dazu sagen!" — Er rief hierauf die beiden Männer in das Zimmer, und während der Graf in ein Fenster trat und seinen Thränen freien Lauf ließ, wiederholte der Oberst, von eigener Theilnahme überwältigt, des Generals Erzählung. Wahrberg saß schweigend auf einem Stuhl und sah still auf seine zitternden gefalteten Hände nieder; Fremdheim aber hielt seine großen schwimmenden Augen fest auf den Grafen geheftet. Da wendete dieser sich um, trat auf ihn zu und sprach mit tiefer Rührung: „Sie haben durch Ihre Predigt mir heut das Bild meines armen, geliebten Sohnes noch lebendiger vor das Auge gestellt, und werden deshalb meinen Entschluß um so mehr ehren! Ach, ich bin nicht der glückliche Vater des Evangeliums, denn wie ich auch meine Arme ausbreite, mein verlorner Sohn kehrt nicht wieder zurück!" — Der alte Mann war seiner nicht mehr mächtig, er hielt beide Hände vor die überströmenden Augen und schluchzte laut. — Da fühlte er seine Knie umschlungen, und als er aufschaute, lag Fremdheim vor ihm auf den Knieen und

rief: „Nimm den verlornen Sohn wieder auf, mein Vater!“ — Er hatte die dunklen Haarlocken abgeworfen, er sprach das Wort: „Vater!“ mit der vertrauten lieblichen Stimme wieder aus — und der Vater erkannte endlich seinen Walther. — O tretet Alle hinzu, die Ihr ein Herz habt, damit Ihr selbst Zeugen einer Scene seyd, die ich Euch nicht zu schildern vermag!

Funfzehntes Kapitel.

Walther hatte mit dem Vorsatz das Vaterhaus verlassen: sich seinen eigenen Weg zu bahnen und die Gottesgelahrtheit zu studiren, um auf diese Weise, unabhängig von allen äußeren Verhältnissen, seine Geliebte dennoch einst in eine friedliche Pfarrwohnung heim zu führen. Sein jugendlicher Muth, und die Lust, vorher die Welt zu sehen, trieb ihn aber erst zu Schiffe, wo er als Freiwilliger Dienste nahm und mit großer Auszeichnung den Seekrieg mitmachte. Nachdem er sechs Jahre zur See gewesen, bezog er eine Universität, von wo aus ihn des Schicksals wunderbare Fügung in das Haus des Obersten von Klipphausen brachte. Was hier weiter geschehen, wie er sich unerkannt seiner Elisabeth und ihrem Vater genähert, und endlich die rührendsten Beweise treuer Vaterliebe erhalten, ist uns bekannt. Jene Suschen Mirthner aber hatte er nie mit Augen gesehen, vielmehr Alles nur für seine erste Liebe gewagt und seine Elisabeth nimmer vergessen. In dem, von ihm vorgezeigten Brief ohne Datum erkannte er denjenigen: welchen er bei seiner Flucht von Halmingen an den alten Wahrberg zurück gelassen hatte. — Nach dieser Erklärung zweifelte man nicht mehr an einem großen Betrug, forderte den Sekretair vor, und nahm ihn in ein strenges Verhör. Als er nun zu seinem Entsetzen den längst todt geglaubten Walther wieder vor sich sah, so bekannte er Folgendes: Suschen war Niemand anders, als ein armes, von seinem ausschweifenden Bruder früher betrogenes Mädchen, die in ihrer sehr hülflosen Lage ihn mit ihrem Kinde aufgesucht und endlich auch gefunden hatte. Sie war den Brüdern anfangs sehr ungelegen gekommen, doch hatte der Sekretair sich bald zu helfen, seinen Plan für sie zu entwerfen und ihr diese Rolle zu geben gewußt. Er gedachte, das Mädchen theils dadurch zum Schweigen zu bringen und seinem Bruder die Pfarrstelle zu verschaffen, theils auch seine Rache an Wahrbergs selbst zu nehmen. Die Briefe, die Walther ihm zur Besorgung zurück gelassen, waren von ihm unterschlagen, dieser eine endlich aber, als zu seinem Plan passend, selbst benutzt worden. Die Entdeckung dieser Betrügerei fürchtete er um so weniger, da Walther, der sich in dieser Zeit zur See befand, auf keinen der väterlichen Aufrufe die geringste Nachricht gab, und er ihn also sicher für todt hielt.

Nach Lösung aller dieser Räthsel führte der glückliche Vater den wiedergefundenen Sohn, in Begleitung seiner Freunde, nach dem Pfarrhause. — Ach, unter bangem Herzklopfen harrte Elisabeth hier auf des Vaters Rückkehr; da öffnete sich die Thür und der zweifach geliebte Mann lag an ihrem Herzen, und der Segen zweier glücklichen Väter heiligte den Bund. — Der alte Wahrberg traute seine Kinder noch an demselben Tage, und legte dann, nach dieser letzten frohen Arbeit, sein Amt förmlich nieder. Was auch der Graf dagegen einwenden mochte: er mußte doch endlich den Bitten des Sohnes nachgeben und ihm die Pfarrstelle zu Halmingen ertheilen. Sein erstes Amtsgeschäft war die Vereinigung seiner Schwester Clara mit dem jungen Klipphausen. — Die beiden sauberen Gebrüder Schimmer wurden verwiesen. Suschen aber, die froh war, sich aus den Händen dieser Menschen befreit zu sehen, erhielt als Haushälterin mit ihrem Kinde eine Freistatt auf dem Schlosse.

Der Fürst selbst nahm großen Antheil an dieser seltenen Begebenheit, und trug dem jungen ausgezeichneten Manne die höchsten geistlichen Stellen seines Landes an; allein Graf Walther schlug sie alle aus und blieb Pfarrer zu Halmingen. „Ich will der Freund, der Lehrer, der Tröster meiner künftigen Unterthanen seyn!“ antwortete er, „damit es mir desto sicherer gelingt, sie Alle glücklich zu machen!“ — Der alte Graf verließ nun bald den Hof und die Armee und zog nach Halmingen. Er lebte hier noch viele glückliche Jahre, und Vater und Sohn schufen ein wahres Paradies. — Zuerst starb der alte Wahrberg in den Armen seiner Kinder, und als ihm auch endlich der Graf folgte, legte Walther seine Pfarrstelle nieder, trat in sein väterliches Erbe und bezog mit seiner Familie das Schloß. Er ernannte einen würdigen Mann zu seinem Nachfolger im geistlichen Amte, vergaß die Welt um sich her, und wie ein alter frommer Patriarch blieb er der Vater aller seiner Unterthanen. Ernst von Houwald.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Selten kennt ein Held das Vertrauen. Voltaire.

Die Liebe ist ein Fieber des Herzens, die Freundschaft ist die Genesung, die Gleichgültigkeit Beider Tod.

Es liegt etwas in wahrer Schönheit, was gemeine Seelen nicht bewundern können. Congreve.

Witz und Kunst besiegen wilde Stärke. Kästner.

Das Verdienst in angenehmer Gestalt ist doppelt willkommen. Virgil.

Eine Frau ist wie ein Echo; sie will allzeit das letzte Wort haben. Taubmann.

Alle Laster concentriren sich in der Unwissenheit.

Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur in Eintracht wohnen, ist der Himmel. Matthison.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Am 4. Juli ward zum ersten Male ein Jude auf einem Leichenwagen begraben, den die Brodyer Juden in Dresden haben bauen lassen, und der 315 Rthlr. kostet. Als etwas Neues zog dieser zierliche, ganz schwarze Wagen die Aufmerksamkeit eines großen Theils des Publikums auf sich, und hatte daher, außer der Judenschaft, ein ansehnliches Gefolge von Zuschauern bis auf den außerhalb der Stadt gelegenen Juden-Gottesacker, der ganz vorzüglich ein Werk der Brodyer Juden ist: denn die deutschen und leipziger Juden haben zu dem Ankauf und den Mauern sehr wenig beigetragen. Theils wegen des weiten Wegs nach diesem Begräbnißplatze, theils wegen des zum Tragen oft mangelnden Personals, war ein Leichenwagen nothwendig, und die Anschaffung desselben ist rühmlich für die Brodyer Juden, denen man auch eine eigne wohl eingerichtete Synagoge verdankt, die sie am Regierungsjubiläum des Königs von Sachsen feierlich einweiheten, und da zugleich 150 christliche Arme speisten. Das einfache und zweckmäßige Aeußere des Wagens ist musterhaft, und die ihn zierenden hebräischen Verse, mit silbernen Buchstaben, sind eben so passend als sinnvoll. Deutsch lauten die Sprüche also: „Beherzige, o Erdensohn, daß dich einst ein gleiches Loos erwartet! Nichts von allem deinen hienieden erworbenen Reichthum und Vermögen nimmst du mit dir; war aber Fleiß, Gelehrsamkeit und Wohlthun dein Werk: so hast du, Entschlafener, dir ein sanftes Bett bereitet, und du wirst einst zu einem bessern Leben erwachen." — Am 24. Juli machte sich die studirende Jugend etwas laut. Am Abende dieses Tages rief nämlich ein, von einem ländlichen Spaziergange, vermuthlich etwas benebelt zurück kommender Musensohn im Grimmaischen Thore: „Heil, dreimal Heil den Stadtmeisen!" *) und ward auf die Polizei gesetzt. Seine Begleiter liefen durch alle Gassen, und schrien: „Burschen 'raus!" welches von einem starken Echo von Schusterjungen und anderem Knaben-Volke wiederholt wurde. Aus allen Straßen walzten die Studenten nun dem Markte zu, wo ein gewaltiges Gedränge entstand, und sie der Herr Polizei-Präsident „um Gottes Willen" bat: ruhig zu seyn, und, da sie die Polizei stürmen wollten, wenn ihr Bruder nicht sogleich herausgegeben würde, mit zweien derselben hineinging und den Verhafteten herausbrachte, worauf der eine rief: „Es ertöne dem Herrn Polizei-Präsidenten ein dankbares Lebehoch!" in welches die gesammte Masse dreimal fröhlich einstimmte und dann sehr ruhig aus einander ging. (Es scheint, als ob man dafür gesorgt hätte, daß der Herr Polizei-Präsident von Leipzig „um Gottes Willen" nicht die nöthige Energie zeige. War jener Bursche mit Recht verhaftet — das ist die Frage! — dann ist von der Polizei offenbar ein Dienstfehler begangen, als sie sich den Verhafteten abtrotzen ließ; kam er mit Unrecht in die Hände der Polizei, so war die Gewalt doch nicht der rechte Weg, ihn zu befreien. Auf jeden Fall aber hat die Polizei sich lächerlich gemacht). K.

*) Satyre auf die Stadtsoldaten.

Ein Franzose, Namens Dumont, welcher im Jahr 1782 in arabische Gefangenschaft gerieth, giebt ein schauderhaftes Bild der dasigen Behandlung. Als man dem Scheik die Gefangenen vorstellte, fragte er: was für Volk? — Franzosen! — Franzosen? Ei ohne Glauben, ohne Gesetz, boshaft und teuflisch! „Zur Kette!" Sogleich wurden alle an die Kette gelegt. Ein sehr langes, aber nur 8—10 Fuß hohes Gebäude verschloß beinahe 2000 europäische Sklaven, welche 12—15 Araber bewachten. Wird einer der Sklaven alt und schwach, so schießt ihn ein Araber todt und wirft seinen Körper hinaus, wo ihn wilde Thiere verzehren. Eben so leicht spielt der Scheik auch mit seinen eigenen Unterthanen; alle Köpfe sind sein bewegliches Eigenthum. Die Weiber behandelt man sehr knechtisch. Werden sie alt und häßlich, dann giebt ihnen ihr Herr ein Zeichen, und sie gehen nun nach der Wüste, um sich den wilden Thieren preis zu geben. Ein Araber legt überhaupt nie selbst Hand an sich, sondern giebt sich den wilden Thieren hin. (Gaz. d. Fr.)

Neulich ward ein äußerst friedlicher junger Mann von einem anderen etwas heftigen Jüngling so zum Duell gereizt, daß es nicht mehr zu umgehen war. Beide stellten sich, und der **Beleidigte** fällt an einer gefährlichen Verwundung nieder. Der Gegner sucht ihm zu helfen, läßt ihn zu sich bringen und erfährt nun: daß er zugleich die einzige Stütze einer zahlreichen Familie sey. Des Gegners Reue erwacht zweifach; er ist zum Glück mit einer Menge hoher Personen verbunden und ruhet nicht eher, als bis er dem Verwundeten (der jetzt auf dem Wege der Besserung ist) eine Stelle von 4000 Franken Ertrag verschafft hat. Beide sind seit diesem Tage die innigsten Freunde. (*Independ.*)

Man hat gefunden, daß sich in dem gediegenen **Stahl**, welchen man aus Ostindien unter dem Namen **Wooz** bezieht, dieselben Kieseltheile befinden, wie in den Damaszener-Klingen. Es sind jetzt daraus einige Scheeren, Messer und andere Schneide-Instrumente gemacht, welche das **beste** englische Eisen wie **Papier** zerschneiden. Die Gegenstände sind aber noch sehr theuer. Eine solche Scheere kostet eine Guinee. (Gaz. d. Fr.)

Ein Engländer, welcher vom Oronoko nach Coracas reisete, fand daselbst durch den steten Krieg die Menschen-Anzahl von 40,000 auf 5000 zusammengeschmolzen. Der Krieg soll dort ein wahres Schlachten seyn. (Gaz. d. Fr.) Die Leute sind übrigens, nach dem Zustande der Dinge, auf dem rechten Wege; sie werden den Frieden erreicht haben, sobald nur noch 4999 todt sind.

Im Jahr 1793 stellte man in einer Stadt Frankreichs die Frage auf: „ob die Regierung die Pacht einer Schmiede, welche einem Adlichen gehörte, aufheben oder bestätigen sollte." Der Konvent sandte zwei Commissaire ab, und diese waren dann der Meinung: daß, da der Pächter von **Adel**, mithin **Aristokrat** sey, er auch nur **aristokratisches** Eisen anfertigen werde. Da die Republik aber nur „patriotisches Eisen" gebrauchen könne, so sey die Pacht **aufzuheben**. (Constitut.) O!!

Der ermordete Noë hat noch jetzt Unglück, denn der Independant enthält, **wörtlich** übersetzt, Folgendes: Ein Kammerleger, Namens Noë, zu Berlin, welcher verurtheilt worden, lebendig gerädert zu werden, weil er am 16. April den Goldarbeiter Jakobi ermordet, ist am 23. Juli in jener Stadt hingerichtet worden. (Independ. Nr. 87.) Ein neuer Beweis von dem Leichtsinn der Franzosen im Uebersetzen!

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 30. August. 142stes Blatt.

Die Mönche als Stifter der Censur.*)

Man kann zwar den heiligen Dominikus davon frei sprechen, daß er weder das Ketzer-Gericht selbst gestiftet, noch der erste Inquisitor gewesen sey — aber seine Predigten gegen Ketzer waren doch immer die erste Hauptveranlassung zur Errichtung dieses scheußlichen Gerichts, und der Orden, den er stiftete, war die erste förmliche Gesellschaft von Ketzer-Jägern. Bisher waren die Bischöfe die Ketzer-Richter gewesen — jetzt wurden es fanatische Mönche — Dominikaner und nebenher Franziskaner ausschließlich; Pabst Gregor IX. ertheilte dieses divinum officium im Jahr 1233 förmlich den Dominikanern zu Toulouse. Auch Bücher-Richter wurden die Ketzer-Richter, und der Magister S. Palatii, oder der römische Bücher-Fiskal, war stets der Dominikaner-General, der auch den Index fertigte — berüchtigten Andenkens! — den Index der verbotenen, d. h. der guten Bücher! — Mönche waren es also, die zur Censur führten! Mönche waren von jeher gewohnt, Bücher zu lesen und zu schreiben, nur mit Erlaubniß der Obern; und der Benediktiner Ambrosius Autpert war der Erste, der im Jahr 768 dem Pabste Stephan III. seine Erklärung der Apocalypse zur Censur vorlegte. Das älteste Buch mit Censur ist vom Jahr 1480 — das älteste Censur-Edikt ist das von Mainz vom Jahr 1486 — und der Reichs-Abschied von Augsburg vom Jahr 1530 enthält schon §. 58. ein ordentliches Censur-Mandat. Mönche — und Nicht-Mönche — machten es nun wie die alten Scythen, die ihren Sklaven die Augen ausstachen, damit sie mit weniger Zerstreuung ihre Handmühlen drehen sollten, und Dominikaner verbrannten nun Bücher, wie Ketzer — mais — brûler — est cela repondre?

Es hat mir stets ein bedenklicher Umstand geschienen, daß Censur von den päbstlichen Inquisitions-Anstalten ausging, Dominikanern und dem Magister S. Palatii ihre weitere Ausbildung verdanket, und das Imprimatur nur Büchern verweigert wurde, welche die Fortschritte der Kultur befördern möchten zum Nachtheil des Priesterthums! Aber so wie die Religion offenbar durch ihre Feinde mehr gereinigt wurde, als durch ihre sogenannten Freunde, und so wie man einen Mann durch seine Feinde oft genauer kennen lernt, als durch seine Freunde — so müßte nothwendig derselbe Fall auch bei dem Staate eintreten, wenn manche Wächter desselben nicht zu sehr den Dominikanern glichen. Theologen warfen einst mit Ketzern um sich, wenn man an ihre schadhaften Seiten griff, und so machen es auch Jene, wenn man den Schaden Josephs befühlt, und rufen: „Das Amt ist verletzt — das öffentliche Ansehen!" — während durchaus nichts verletzt ist, als etwa das werthe Ich — der Bassa-Stolz — und

*) Bruchstück aus dem, zur Michaelis-Messe erscheinenden zweiten Bande des Werkes: „Die Mönchere oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt." (Stuttgart, bei Metzler.) Nach Verdienst rühmlich gewürdigt ist der erste Band, und der Fortsetzung wird gewiß eine gleiche Anerkennung. Man glaube es nicht: wie schwer in Deutschland das Gute, was erscheint, allgemein bekannt zu machen ist, und deshalb sollte Jeder die Kunde von einem trefflichen Buche weiter fördern helfen. D. R.

die alte liebe Bequemlichkeit vieler Staats-Lakayen, deren Patriotismus ihre Besoldung ist. Aber eben darum schützen kluge Regenten und Minister die Preßfreiheit und ehrliche patriotische Schriftsteller — diese unbesoldeten Diener des Staats, die im Ganzen doch nie mehr Macht als Verstand haben, was bei den berufenen und besoldeten Dienern des Staats und der Kirche gar oft der umgekehrte Fall ist! — Das Sonnenlicht Vernunft schreckt nur Aberglauben — Vorurtheile und ungerechte erschlichene Anmaßungen — nie Wahrheit und Recht; und daher schützten die Friedriche, Josephe und George Preßfreiheit und Gelehrte gegen Pfaffen, die sie gern braten, und gegen Groß-Veziere, die sie gern möchten erschießen oder einsperren lassen. Jede Macht, wenn sie in Schranken bleiben soll, muß eine Gegenmacht haben, und die Macht des Gänsekiels und der Druckerschwärze ist noch immer das leidentlichste aller Gegengewichte, leidentlicher wenigstens als Hierarchie und Kanonen-Recht. Publicität ist das Palladium der Britten und ihre Größe; und Intelligenz in gebildeten Staaten und Zeiten — wo Pfaffentrug so wenig mehr gehen will als politischer Trug — das, was in der ersten Gesellschaft rohe Körperkraft ist. Die Schriftsteller stehen unten am Berge, und sehen daher den Berg besser, als die oben darauf stehen, wenn sie nicht — übersichtig sind. Der ruhige Zuschauer beurtheilt ein Schauspiel richtiger, als der handelnde Schauspieler. Bücher-Würmer sind um kein Haar besser als — Akten-Würmer und Brötler; von ihnen gilt, was die Welt sagt: Gelehrte — Verkehrte; aber der gelehrte Denker, der die praktische Welt mit der intellectuellen, und Gesellschaft mit Abgeschiedenheit zu verbinden weiß, ist der Mann κατ' ἐξοχὴν, den sollt ihr hören! — Weise Regenten und Minister schützen den Schriftsteller, von dem sie sehen, daß er es redlich meint. Freche unverschämte Sudler, Dintenknechte und Buchhändler-Prostibula mag man in Dinte ersäufen; aber jene, die Preßfreiheit von Preßfrechheit zu unterscheiden wissen, und nur schreiben, wenn der Geist sie treibt und ein volles Gemüth — verdienen Schutz und brauchen ihn; denn der Grundsatz: „Alles darf gedruckt werden, was nicht gegen Staat, Religion und gute Sitten ist" — bleibt für sie ein gefährlicher Satz, so lange nicht ausgemacht ist: was denn eigentlich dagegen sey?

Patriotische Schriftsteller verdienen mehr als je den Schutz guter Fürsten; daß die Finsterlinge der geistlichen Welt wieder auferstehen, und gerade jetzt das Ridendo dicere verum verbieten wollen, scheint mir ein Rückschritt zu seyn, den vielleicht diese Finsterlinge selbst herbei geführt haben. Das Lächerliche ist gerade der Ichneumon, der das Krokodill der Willkühr am sichersten tödtet, den auf seine falsche Größe und Kleingröße stolzen Pfau auf seine Füße schauen macht, und der Abgotts-Schlange der Mystik und aller Schwärmereien im Gebiete des Unsichtbaren, und allen Pfaffereien und Möncherelen, die sich heuchlerisch hinter Schwärmer verstecken, das Gift benimmt. Druckerschwärze ist wahres Prinzen-Wasser, wenn auch nicht so angenehm, wie Prinzessinnen-Wasser; und selbst der Korse, als er zu Fontainebleau die Flug- und Fluchschriften gegen ihn durchblätterte, rief: „Hätte man mir vor drei Jahren nur den hundertsten Theil solcher Wahrheiten gesagt, mein Thron stände noch heute!"

(Der Schluß folgt.)

A n s i c h t e n.

Jener soll der Weiseste seyn, welcher weiß: daß er nichts weiß. Wäre daher Jener nicht der Thörichste, der an einen so erbärmlichen Zweck die schöne Zeit eines ganzen Lebens setzt? — Der Gelehrte soll allein reich seyn: denn er trage seinen Reichthum in sich? — Goethe sagt irgendwo: „Ganz Deutschland hat mich gelesen, England, Frankreich, selbst China übersetzt; aber nur ein Einziger seiner Sorge gewürdigt!" — Und wie Viele fanden noch solch einen Einzigen? — Homer bettelte, und Camoens ist verhungert! — Auf schöpferische Geister paßt obiges Sprüchwort sicher nicht. Noch Jeder war das Opfer, der Märtyrer seiner Schöpfung. Eben weil er Schöpfer, mithin nothwendig über seiner Zeit ist, hat er seine Zeit gegen sich. — So gehören Sprüchwörter, wenigstens nach ihrer Mehrzahl, unter diejenigen Erscheinungen, deren Daseyn zu bedauern die Menschheit Ursach hat. — In Aller Mund sind sie fixe Ideen geworden, und Jahrhunderten gelingt es oft nicht, diese zu verdrängen. „Advokat Exterborn" in Kotzebue's „Bruderzwist" sagt: „Wenn mich Jemand fragt: wer ich sey? so antworte ich: Ein ehrlicher Mann! Diese Antwort gebe ich nun schon zwanzig Jahre, und die ganze Stadt kennt mich nicht anders, als unter dem Namen eines ehrlichen Mannes." — Gewiß eine große Wahrheit, ganz gegründet im Charakter der Welt. Preise ihr hundert Mal das Verkehrte als löblich an, und sie wird sich bald mit Dir bemühen, das Schlechte vortreflich zu finden.

Johann Gunz.

Einäscherung lebendiger Menschen.

Die öffentlichen Blätter erwähnten neulich wieder ein Beispiel: daß eine Person durch ein, im Inneren ihres Körpers entstandenes Feuer eingeäschert worden. Bei dem so übermäßig zugenommenen Brandtweintrinken muß man sich in der That wundern, daß der Fall nicht öfter vorkömmt. Auffallender noch ist mir dieses: daß mir wenigstens kein einziges solches Beispiel aus den Nordländern bekannt geworden ist, obgleich der Genuß geistiger Getränke gerade in diesen

den höchsten Grad erreicht hat. Bei meinem Aufenthalt in St. Petersburg erkundigte ich mich bei zwei deutschen Aerzten darnach; aber auch diese wußten sich keines Falles dieser Art zu erinnern. — In einem zu Amsterdam im Jahre 1717 heraus gekommenen Buche: „Lumen novum Phosporis accensum" befindet sich folgende Stelle: „Eine Dame in Paris, die sich seit langer Zeit an das Brandtweintrinken gewöhnt hatte, lag in ihrem Bette, als auf einmal aus ihrem Körper eine Flamme hervor brach, die sie in Rauch und Asche verwandelte, so daß nichts als die Hirnschale und die Fingerspitzen von ihr übrig blieb." — Umständlicher wird in einem Schreiben des Pater Hypolito Belliraga ein anderer Fall erzählt, der sich im Jahre 1731 mit der Dame Cornelia Bandi, zu Cesena in Italien, zugetragen hat. Diese Frau war 62 Jahr alt, und hatte die Gewohnheit, sich selbst Kampfer-Spiritus ein zu reiben, um rheumatische Schmerzen damit zu vertreiben. Am 14. März vorgedachten Jahres ging sie Abends in ihr Schlafzimmer; man bemerkte weiter keine Veränderung an ihr, als daß sie sehr niedergeschlagen zu seyn schien. Im Zimmer war kein Feuer, der Himmel war heiter und klar die ganze Nacht hindurch, und am folgenden Morgen fand man die Dame neben ihrem Bett zu Asche verbrannt, ausgenommen die Schenkel, die Füße, einen Theil des Kopfes und drei Finger der einen Hand. Die Asche war klebrig und hatte einen sehr üblen Geruch. Die Wände des Zimmers, das Bett und die Möbel waren mit einem feinen Staub bedeckt, der sogar bis in die Schränke eines anstoßenden Zimmers gedrungen war. Die Wände des Zimmers darüber waren mit einer gelblichen, stinkenden Feuchtigkeit überzogen; die nicht verzehrten Theile des Körpers waren bloß schwärzlich. Feuer vom Himmel konnte diesen Zufall eben so wenig veranlaßt haben, als Feuer im Hause. — Der berühmte Marchese Scipio Maffei, an welchen Belliraga sein Schreiben gerichtet, und ihn um Erklärung dieses sonderbaren Zufalles ersucht hatte, machte seine Antwort in einer kleinen Schrift bekannt, die zu Paris, 1733, erschien. Maffei gesteht: daß gewöhnliches Feuer die Einäscherung des Körpers nicht verursacht haben könne, weil sonst das Bett, das Zimmer u. s. w. mit verbrannt seyn würden. Er nimmt daher an: daß die Entzündung durch eine, dem Blitz ähnliche Materie veranlaßt worden sey, so wie zuweilen Schießpulver sich selbst entzünde. Dies führt er weitläuftig aus, und sucht zugleich die Fragen zu beantworten: Warum nicht der ganze Körper verbrannt sey? Warum die Asche sich klebrig angefühlt habe? u. s. w. Bei den großen Fortschritten, welche die Physik und Chemie seit dieser Zeit gemacht haben, halte ich es für überflüssig, Maffei's Erklärungen weiter aus einander zu setzen. Interessanter würde es seyn, wenn ein Sachverständiger darüber sein Gutachten abgeben wollte: ob vieles Waschen mit Kampfer-Spiritus wirklich solche schreckliche Folgen veranlassen könne? v. Göckingk.

Die böse Ueberraschung.

Bei einem Festgelage im Hause des reichen Kaufmann M., in einer Stadt am Rhein, entfernten sich nach Tische die Frauen, und die Männer blieben noch bei der Flasche zusammen. Da trat der Pater O* — welcher erst seit ein Paar Jahren in M* sich befand — herein, und saß, höflichst eingeladen, bald mit bei den Flaschen. Das Gespräch wurde etwas muthwillig und verbreitete sich endlich über die Beicht-Erfahrungen des Paters, dessen Erwiederungen auch mit erwähnten: daß allerdings sein erstes Beichtkind — eine junge schöne Frau, welche mit möglichster Offenheit und Umständlichkeit die Untreue gegen ihren Gatten beichtete — ihm einst sehr warm gemacht habe; jetzt aber sey er auch über solche Anfechtungen hinweg. Bald darauf ging die Gesellschaft, mit Gläsern und Flaschen, nach dem Garten hinab, wo sich die Frauen versammelt hatten; da trat plötzlich eine derselben auf den Pater zu, und, indem sie fragte: Ob er sie noch kenne? ergriff sie eines der Gläser und rief: „Stoßen Sie mit mir an; ich bin ja Ihr erstes Beichtkind!" — Es war die Frau eines fremden, hier eben zum Besuch anwesenden Kaufmanns, und den Eindruck und die Folgen jener Rede kann sich Jeder selbst denken. A. Münde.

B u n t e s.

In der „Zeitung für die elegante Welt" nennt Hr. Müllner die „Berliner Spenersche Zeitung" — in welcher sich seit einiger Zeit ein Theater-Rezensent viel Mühe giebt, Hrn. Müllner über Alles zu erheben — die „Löschpapierne", was weder witzig, noch treffend ist für dieses eine Blatt; denn bekanntlich druckt man alle Zeitungen der Art, der Wohlfeilheit wegen, auf eine gewöhnliche Sorte Druckpapier. Obige Benennung gab aber zu folgendem Epigramm Veranlassung:

Warum die Zeitung „löschpapierne" heißt?
Weil hier Kritik — für elegante Mienen —
Die Schwächen selbst von Müllner preißt:
So denkt der Rezensent zu dienen
Als stetes Löschblatt bei den Flecken,
Die Viel' auf Müllners Bahn entdecken.

Friedrich der Große erzählte selbst mehrmals mit Lächeln: „Ich ward einst in Potsdam bei einem Spazier-Ritt von Kindern umringt, die mich bald hier, bald dort fest hielten. Ich sagte endlich ungeduldig: Fort, packt euch nach der Schule! Alle aber fingen an zu lachen und Einer rief ganz laut: Herr Je, der weeß nich mal, daß heute keene Schule is! Es war Sonnabends Nachmittag, und ich mußte still davon reiten, damit ich nur dem Gelächter der kleinen Satyrs entging." Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Der Unterzeichnete vernahm von einem hiesigen Verehrer unseres seligen Scharnhorst: daß er vor etwa 8 Tagen nur mit Mühe dessen Grabstätte auf dem Gottesacker zu Prag aufgefunden habe. Ob nun gleich das Andenken des Verewigten in der Gegenwart durch seine Thaten unter uns erhalten, und durch diese und die Allerhöchste Gnade unseres Königs (durch das ihm zu setzende Denkmal) in der Nachwelt fortleben wird; so dürfte es dessen ungeachtet, wie ich glaube, vielen seiner Freunde nicht unwillkommen seyn, den Ort im Auslande, wo seine irrdischen Ueberreste der Erde anvertraut worden, durch ein seiner Manen würdiges Denkmal aus unserer vortreflichen Eisengießerei verewigt zu sehen. Beiträge hierzu können an den Herausgeber *) dieser Zeitschrift und an den Unterzeichneten übersandt werden. Nach dem Verlauf von drei Monden, vom heutigen Tage an, wird das Verzeichniß der Beitragenden, so wie auch der Ertrag des Eingekommenen, auf ähnlichem Wege bekannt gemacht und ein Entwurf zum Denkmal, von der geschikten Hand unseres Schinkels, einem aus sachkundigen Männern erwählten Ausschuß zur Prüfung und Ausführung vorgelegt werden. Berlin, den 27. August 1819. Frhr. Menu v. Minutoli,
Generalmajor u. Gouverneur d. Prinzen Karl v. Preußen Königl. Hoh.

*) Mit Vergnügen übernehm' ich dieses kleine Geschäft, ersuche um gefällige Theilnahme und werde die Beiträge einzeln bekannt machen, nach der Folge, wie ich sie empfange. F. W. Gubitz.

Breslau. Hr. Stümer und Demoiss. Rogée, vom Königl. Berliner Theater, waren erfreuliche schätzbare Gäste auf der hiesigen Bühne. Hr. Stümer zeigte sich als einen denkenden Sänger, welcher zugleich auch die Werkzeuge kannte und zu üben wußte, die der Schauspieler benutzen muß. Wir möchten ihn vorzüglich zur besseren Klasse der deklamatorischen Sänger zählen, die nicht bloß Bravour suchen und haben, sondern im Vortrag ihr Talent üben, und die Stimme, wenn sie auch nicht unter die ausgezeichnet stärksten oder hohen gehört, geistiger bilden. So, glauben wir, hat seine beste Parthie „Pylades" für ihn entschieden, und wenn auch „Tamino", „Graf Armand" u. s. w. nicht immer in jener Sphäre sich hielten, so war doch sein „Joseph" vortreflich ausgeführt für diese Bestimmung, welche dem Künstler allerdings Ehre macht. Er wurde mit vielem Beifall aufgenommen und man bedauert nur die Kürze seines Aufenthalts. — Demois. Rogée war eine so holde freundliche Erscheinung auf unserer Bühne, daß nur eine Stimme für sie spricht. Jugendlich blühend, interessant schön, und von einer recht freundlichen Belebung, wußte sie eine so liebliche Natur mit der geistigen Bildung ihres Talents zu verbinden, daß man ihr wohl das Prognostikon stellen kann: sie werde sicher einst die Bahn erreichen, welche so manche Meisterin ruhmvoll in Berlin gegangen. Sie scheint vorzüglich im Fache naiver, so wie sentimentaler und zarter Charaktere ihren Fleiß zu üben. Sie spielte hier „Lottchen" im „Bruderzwist" sehr lieblich, gemüthlich und zart; „Amine" in „Laune des Verliebten" und die „Base" in „Das war ich"; Letztere (ein holdes Bild aus ächt niederländischer Schule) auf Verlangen zwei Mal; „Melita" in „Sappho", „Röschen" im „Jurist und Bauer", „Susette" in „Malesherbes Reisen" allerliebst, „Lisbeth" in „Peter und Paul" und „Salome" in der „Reise nach der Stadt" ungemein ansprechend. Bei jeder Vorstellung wurde sie hervor gerufen. Wir bedauern, daß wir sie nicht unser nennen können; hier thut eine junge Künstlerin ihrer Art und ihres Talents Noth. — Neues hat unsere Bühne nichts geliefert, als zum Geburtsfest des Königs ein Vorspiel: „Die Königslinde" von Karl v. Holtei und das Schauspiel „Der Bildhauer und der Blinde" nach Federici. Im Italienischen soll dieses Stück „die italienischen Kleinstädter" heißen; es ist aus einer, recht interessanten Anekdote vom Kaiser Joseph gebildet. — Demoiss. Bierei hat die Bühne, die sie kaum betreten, schon wieder verlassen, so glüklich sie auch ihre Bahn begann; sie heirathet den polnischen Grafen v. Garsinski, welcher bisher hier lebte, und nahm vorige Woche, sagt man, schon ihren Abschied. Möge sie ein so freundliches Loos finden, als Thalia und Euterpe ihr versprochen hatten! Z**.

Ein Hirsch hatte mit seinem Geweih den Kaiser Basilius am Gürtel in die Höhe geschnellt; ein Offizier aus seinem Gefolge zog seinen Degen, schnitt damit den Gürtel entzwei und rettete so seinen Kaiser. Man ließ ihm dafür den Kopf abschneiden — weil er gegen seinen Herrn den Degen gezogen hatte! — Eben so klagt man jetzt die Vernunft und die wahre, durchschauende Treue des Verraths an, wenn sie sich für das Heil des Thrones mit Offenheit und bewaffneten Worten aussprechen. *(Gaz. d. Fr.)* Es ist freilich ein Unglück, wenn man an den Thronen nur die Schmeichler hört und die belohnt, welche man fürchtet.

Ein ehemaliger Herr v. N* in Frankreich hatte es bei der Revolution vorgezogen: seinen Adel zu verleugnen und nicht auszuwandern, sondern — Bäcker zu werden. Er wollte nun vor einiger Zeit sein Geschäft einem Andern abtreten; da dieser es aber verdarb, beschloß er es selbst wieder zu übernehmen. Die Obrigkeit machte ihm aber Schwierigkeiten und meinte: theils erniedrige (?) dies Handwerk einen Adlichen (!), theils müsse er sein Bürgerrecht aufweisen. Herr v. N* beruft sich nun auf die Charte; aber gerade hiernach — meint man — wird der Adel nur so anerkannt. Die Charte gestattet nicht (?), daß ein Adelicher Brod backe, es sey die gemeinste (?) bürgerliche Beschäftigung. Hr. v. N* hat an das Ministerium des Innern appelliren müssen. (Constitut.) Jeder Vernünftige wird es sehr löblich finden, wenn Herr v. N* sich redlich ernährt mit dem Brode, was er bäckt; und — daß man den zu alten Sauerteig nicht gebrauchen kann, wird er wohl bei seinem Geschäft eingesehen haben.

Zu Lüttich war kürzlich ein Gemälde von 2 Ellen Länge und 1½ Elle Höhe ausgestellt, darstellend „die Zusammenkunft des Kaisers von Rußland und Napoleons auf dem Niemen zu Tilsit". Das ganze Gemälde ist eine Strickerei von Glas- und Stahlperlen, welche so fein und künstlich gewählt und zusammen gestellt sind, daß man es auf den ersten Blick für eine hübsche Malerei hält. Die Verfertigerin ist Demois. Cochet zu Lyon. (Independant.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 1. September. 143stes Blatt.

Die Jagd.

Bruchstück aus Flamthals Leben.

(Zur September-Vignette.)

„So weit wären wir nun wieder!" sagte Flamthal, der sich eben auf einen abgehauenen Baum nieder ließ, um einige Brombeeren, die er, als Nachreiflinge, mühsam zusammen gesucht hatte, zu verzehren. „Wohl hab' ich manches Frauenzimmer sitzen lassen" — fuhr er fort — „aber es ist pure Wiedervergeltung; denn mich läßt die Frau Fortuna in einem Jahr mehrmals sitzen, oder sie bringt mich eigentlich auf die Beine, indem ich von ihr überall verjagt werde, wo ich mich durch mein Genie, also ohne ihr Zuthun, angesiedelt hatte. O du, auf einer Kugel dahin rollende Göttin! wenn du fort und fort neidische Blicke auf meine Universalität wirfst, so wird die Flinten-Kugel die Basis seyn, auf der ich dich zu suchen habe. Doch, ich bin ein Philosoph — wenn ich mich nur halb satt fühle! — und darum argumentir' ich also: Ist der Erde Tand nicht einen Schuß Pulver werth, so ist dagegen alles Pulver eines Menschen nicht werth, wie Ich die Ehre habe, Einer zu seyn. Darum wollen wir — ich und mein Magen — uns so ans Hungern gewöhnen, wie die deutschen Weber; die am Ende werden ihren Magensaft dazu hergeben müssen: daß die Engländer Verdauungs-Maschinen damit in Gang setzen für solche hohe Personen, welche die Unzufriedenheit über Zoll-Systeme zu verdauen haben. — Aber — Spaß oder Ernst bei Seite! — was nun anfangen, wo eben Alles aufgehört hat? — Noch einmal das Schauspieler-Wesen versuchen? Ja, wenn ich Alles wäre, was man als Schauspieler seyn könnte — dann möcht' es gehen, denn die wahre Schauspielkunst ist, wie die wahre Glas-Malerei, so ziemlich verloren gegangen; aber die Mittelmäßigkeit braucht zu viel Routine, als daß ich jetzt schon impertinent seyn dürfte in meinen Forderungen. Ja, bei mir können — allen meinen Collegen zum Trotz sey es gesagt! — die Rezensenten doch wirklich etwas Recht haben; ich bin ein miserabler Akteur, wenn ich nicht in eigenen Angelegenheiten schauspielere, und ehe ich nun wieder — laut Ordre — an die Intendanten herum schreibe: um mir irgendwo eine Gastrolle zu acquiriren, da hat mich meine jetzige Fastrolle schon so weit gebracht, daß sich an mir die Würmer in Gastrollen versuchen. Doch thun muß ich etwas, um der Welt abermals zu zeigen: daß mein Mißgeschick gegen meine Männskraft nur ein miserables Bürschchen ist. Bei den Musen! ist nichts an mir unsterblich, so ist es doch die Schaam bei dem Gedanken: daß ich mich erschossen hätte, weil ich mit dem armseligen Bischen Leben nicht fertig werden konnte!"

Er hörte jetzt von fern Stimmen; es waren Bauern, die allerlei Jagdgezeug herbei schleppten, und, da sie an Flamthal vorüber gingen, ihn höchst ehrerbietig grüßten und dann im Weitergehen wispernd die Köpfe zusammen steckten. Flamthal sah auch lächelnd auf sich hin; er trug noch den Rock mit dem Stern, den er gestern Abend als „Prinz" in „Emilia Galotti" aus der Garderobe brachte. Nach seiner Meinung hatte er

die Rolle übermenschlich durchdacht; da aber das Publikum unmenschlich pochte, so hatte er menschlich geirrt und einige vom Dichter nicht vorgeschriebene Grobheiten gegen die Plebejer ins Parterre geschickt, so daß dieses wie ein Wald von Fäusten wider ihn anrückte, und er, dem Marinelli seinen Hut entreißend, im panischen Schreck die Flucht ergriff, auch nicht eher ruhte, als bis er erschöpft nieder sank. Glücklicherweise war er in einem Lande gewesen, wo man sehr patriotisch gewöhnte Beine haben muß, wenn man von ihnen nicht bei jeder Gelegenheit über die Grenze gebracht seyn will; so hatte er in sieben Stunden zweier Herren Länder durchlaufen und war jetzt im Gebiet des dritten, aber — ohne einen Heller Geld bei sich zu haben, und saß nun brütend vor seiner vermauerten Zukunft, allerlei Pläne durch den Kopf treibend.

„Soll ich's mit der Schriftstellerei versuchen?" sagte er endlich wieder vor sich hin, „und etwa eine „Zeitschrift gegen das Zeitgift" heraus geben? O weh, ergriff ich da die unrechte Parthei — und wo ist die rechte? — so heißt's wohl gar: Punktum, Sand d'rauf! und dabei kömmt man unter den Sand, man weiß gar nicht wie! — Soll ich die literarisch-romantische Blumenflor bereichern, etwa durch „Zwangskraut", *) „Kreuzkraut" **) und „Halskraut"? ***) — Zwang und Kreuz wär' es, was mich triebe, um nicht endlich dem Hanf, dem vom Seiler bereiteten Halskraut in die Schlinge zu fallen. Auch könnt' ich die Saitenspiel-Titel vermehren durch das „Brummeisen", denn fürwahr! brummen und grollen darf ich mit dem Fatum. — Fatum? — Wenn ich es damit versuchte! Das ist jetzt der Souffleur der dramatischen Dichter, und hat das erschrieene Recht: eine störende Wirkung hervor zu bringen; denn nur dazu ist ja die christliche Idee dem Schicksal überlassen und durch die Taufe mit poetischem Wasser das griechische Fatum in das Christenthum hinein prozessirt; — das wäre jedoch nichts Neues und damit also wenig zu machen! Mit dem türkischen Fatum könnt' ich's aber versuchen; denn ob es auch, wie jenes, unter unsern dramatischen Gestaltungen für immerdar auf der Fremden-Liste bleiben wird, so hilft es doch für eine Weile, und länger als ich lebe, will ich davon nicht leben. Entsetzliche Effekte werd' ich hervor bringen mit dem türkischen Schicksals-Spruche: „Einem Jeden ist sein Fatum um den Hals gebunden!" — Ich könnte dies bei meinen Personen gleich versinnlichen durch transparente Bilder, die ich in großen steifen altdeutschen Halskragen anbrächte — denn natürlich verpflanz' ich die türkische Idee auf das Mittelalter, das sich ja jetzt ohnehin schon Alles und namentlich viel muß gefallen lassen, was uns spanisch vorkommt — und solche Bilder machten gewiß Träume und Ahnungen zu Schanden, und zwar aus drei hundert Gründen. Denn erstens ist die Bilder-Spielerei Mode, das sind unbestreitbar hundert Gründe; zweitens kommen Träume und Ahnungen schon etwas aus der Mode, sie verlieren also wenigstens funfzig Gründe, die ich meiner Idee gut schreibe; und drittens hätte man das allbeliebte Dekorationswesen — nach dem Zweck der Intendanten — recht eigentlich am Halse, welches meine Gründe sogleich um das Doppelte steigert. Es bleibt dabei: ich mische französische Büllletins-Charaktere, griechische Auffassung und romantisches Irrgehen; leime und reime Alles gut durch einander mit einem shakspear-calderon-racineschen Ragout von Bildern, binde Alles mit der türkischen Schnur zusammen und hänge nun mein Werk und mich in Lorbeerkränze, die ich mir durch selbstrecensirende Batterien erringe. Vorläufig soll schon der Plan die Präliminarien meines Ruhmes verkünden, und wenn mir ein Verleger dann Alles recht gut honorirt, so bild' ich mir wohl selbst ein: meine Werke hätten Eigenthümlichkeit."

*) Catananche. **) Senecio. ***) Trachelium.

Also begeistert wollte er nach der Schreibtafel greifen, um für irgend eine Zeitschrift seinen Plan nieder zu schreiben; aber die Taschen waren so leer, wie sie bei Theater Prinzen zu seyn pflegen, und ärgerlich schritt nun Flamthal von dannen, seine Gedanken einstweilen im Gedächtnisse einsalzend, jetzt aber fest entschlossen: das nächste Abentheuer zu seiner Ernährung zu benutzen und mit türkischen Maximen keck auf alle Gefahren los zu gehen. — Indem er so ermuthigt um sich schaute, gewahrte er überall Bauern, die Stangen und Jagdnetze trugen, und als er sich einem Haufen derselben nahete mit der Frage: „Kinder, was treibt Ihr denn hier?" gaben ihm Alle, ihr Haupt entblößend, die Antwort: „Ew. Gnaden werden ja wohl wissen, daß der durchlauchtige Herzog hier ein Treibjagen halten will, und da sind wir von dem Gutsherrn aufgeboten zur Frohn-Arbeit. — Aber unsern Herrn Förster haben die Wilddiebe in vergangener Nacht so zerprügelt, daß er sie nun wohl vier Wochen wird ruhig stehlen lassen, und uns kann er nun auch nicht zeigen, was wir zu thun haben." — Flamthal hörte aufmerksam zu und rief in sich hinein: „Beim Sankt Hubertus, ich glaube, hier lassen sich Hütten bauen!" (Die Fortsetzung folgt.)

Die Mönche als Stifter der Censur.

(Schluß.)

Bei den Alten war der Staat in die Stadt eingeschlossen, und aller Verkehr beschränkt auf Markt und Thore, wie im Mittelalter auf den Schloßhof — daher unser Ausdruck: Einem den Hof (die Cour) machen — bei uns reden Alle mit einander durch Posten, Zeitungen und Bücher. Das erste Nationalgut und das erste Lebens-Princip ist vernünftige Freiheit, die allein Na-

terlandssinn zu erzeugen vermag, und nur im Vaterlandssinne reift Gemeingeist, Vaterlandsstolz, Kraft der Nation, und Aufwand dieser Kraft, wenn es Rath, That und Tod gilt für's Vaterland. Was sollen Dominikaner? — Nichts hat den Korsen den Deutschen verhaßter gemacht, als seine Maul- und Preß-Sperre, denn der gerade ehrliche Deutsche denkt, und spricht gern wie er denkt; überlegt aber die That lange, ehrlich und redlich, Fürst und Vaterland liebend — und daher könnten die Regierungen nirgendswo ruhiger reden lassen, als im deutschen Vaterlande, und sich viele Rescripte ersparen. Der Deutsche liebt seine Fürsten, und wird sie jetzt doppelt lieben können, da die lächerlichen Vielherrschaften ihm abgenommen sind, wodurch er erst eigentlich ein Vaterland erhalten hat, ohne welches Vaterlandsliebe nicht denkbar ist. Möge es dem biederen Deutschen nicht gehen, wie jener Dame, die Paroxismus mit Patriotismus verwechselte! — Große Männer, wie unsere Friedriche und Josephe, haben die Preßfreiheit nie gefürchtet; aber je kleiner der Gewaltsmann ist, desto mehr haßt er das Licht, wie die Diebe und Straßen-Nymphen, und der aus Hebels „rheinischem Hausfreunde" sattsam bekannte Herr Amtsschreiber. Guten Regierungen, quibus Salus Populi suprema lex est, schaden keine Meinungen, und wo kein Pulver liegt, kann man die Leute rauchen lassen. Wo es aber napoleonisch oder rheinbündisch zugeht, da giebt es stets Preß-, Maul- und Gedanken-Sperren, und ein Rheinbundsfürst sagte sogar: „Ich sehe es dem Kerl an — er raisonnirt in Gedanken!" Soll es mit unserm deutschen Bunde gut stehen, so müssen wir es wenigstens wieder so weit bringen, als es in Schlözers Epoche war (1776 — 1792); ja, es ist noch nothwendiger, theils wegen der mystischen Finsterlinge, die nur in der Finsterniß gedeihen, theils wegen der Willkühr und der Anmaßungen gewisser Stände — die nicht mit Recht bestehen können in vernünftig freien Verfassungen — an die man sich aber hie und da in der Epoche des großen Soldaten-Kaisers gewöhnt zu haben scheint!

Viel Großes ist in unserer verhängnißvollen Zeit geschehen, was ohne Gewaltstreiche noch lange ungeschehen geblieben wäre; benützen wir solches! In unsern weiland kleinen Duodezstaaten mußte nothwendig Alles klein oder kleingroß seyn — Schulden, Titel und illiberaler Druck der geheimen Magistri Sacri Palatii etwa ausgenommen, den sie bei ihrer großen Meinung von sich gegen Subalternen als Zulage ansahen zum fehlenden Gewichte. In kleinen Ländchen konnte es so wenig große Charaktere geben, als in den Weihnachts-Gärtchen der Kinder — Eichen, oder Wallfische im Kocher und der Jaxt; und ein Cäsar oder Brutus in einer unserer unmittelbaren Reichs-Grafschaften, oder Siegfried von Lindenbergischen Rittersitzen — ließen sich so wenig denken, als ein Cato aus Aalen und Bopfingen, oder ein Plato und Aristoteles in der Reichs-Prälatur Ochsenhausen! In kleinen Ländchen mußte auch die Staats-Weisheit der Magistrorum S. Palatii unsern Landkrämern gleichen — die über Amsterdamer und Londoner Handels-Conjunkturen raisonniren — und ihre Erfahrungen den Erfahrungen des Main- und Neckar-Schiffers in den Stürmen des Oceans! Sie sagten einem oft Dinge vertraulich und ganz leise ins Ohr, die sie vor aller Welt laut hätten sagen dürfen. — Ich glaube auch: von den compendiösen Formen dieser kleinen Staaten rührt es her, daß deutsche Gelehrte ihre größte Stärke haben im Fache der Compendien. — Doch, auch in großen Staaten giebt es kleine Männer, wie uns Herr v. Stourdza beweist, der Hofmeister der Deutschen. Man hat ihn einen Halbbarbaren genannt, und als solchen vielleicht zum Zweikampf gefordert; aber das ist er nicht, da er uns mit der Feder, und nicht mit Kantschu und Knute hofmeistert und selbst das Duell abgelehnt hat. Es klingt auch nur komisch in unsern Ohren, weil wir noch nicht recht an fremde Hofmeister gewöhnt sind. Ja! wir werden uns vielleicht daran gewöhnen müssen, wenn wir uns nicht selbst erziehen, was eine sehr schwere Aufgabe ist für Einen Bund von Neun und Dreißigen! Aber danken wir Gott, daß wir nur einmal so weit sind! Mehreren Millionen wackerer Deutschen, wenn sie aus einem der hundert kleinen Gebiete waren, ging es gerade, wie Hippels kurischem Pastor, der zwar öfters rühmte: „bei mir zu Hause!" aber dann stets stockte. Er sprach einst rühmlich von dem Spargel „bei mir zu Hause" aber bei diesen Worten stockte er wieder, kurz man konnte nie erfahren, wo der ehrliche Pastor zu Hause sey. — Wir haben nun ein Vaterland, und dürfen sagen, wo wir zu Hause sind, nur muß Niemand zum italienischen Banditen herab sinken und meuchelmorden wegen Meinungen — wie in den Mönchs-Zeiten, oder junge Schwärmer nicht den Brutus machen wollen, wie Sand — sonst würden energische Hofmeister sogar erwünscht und nothwendig werden!

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg am 22. August. Wie zur Zeit der Reformation die bilderstürmerische Wuth, so greift jetzt der Haß und die Verfolgung der Juden allgemein um sich, und seit Würzburg das Signal gab, lodern die Flammen vielfach empor. Auch hier zeigten sich Spuren der Ansteckung, und die traurige Veranlassung dazu mag wohl zum Theil im Geiste der Zeit, zum Theil aber auch in dem bemitleidenswerthen Betragen eines der größten hiesigen Banquiers des jüdischen Volks zu suchen seyn, der so unglücklich war, in den Anfällen eines plötzlich hervorbrechenden Wahnsinns in einem bekannten Bade allerlei Unfug zu begehen, den die Tradition und das Gerücht, das Shakspeare mit 100 Zungen bemalt darstellt, bis ins Ungeheure und Unglaubliche vergrößerte. Das Volk ward so erbittert gegen ihn, daß es in der Nacht einen Galgen vor seinem Landhause errichtete, ihn im Bilde daran hängte, und den jetzt beliebten, nichtswürdigen Spruch: „Hepp, Hepp, Jud H. verreck!" darunter schrieb. Dazu hatte der „Hamburger Beobachter" — man ver-

wechsele ihn ja nicht mit dem „Deutschen Beobachter" des Hrn. Dävel — die H...sche Geschichte in der gewöhnlichen etwas sehr derben Volks-Sprache erzählt und mit Anmerkungen begleitet, welches einige Israeliten so sehr aufbrachte, daß sie an öffentlichen Orten sich darüber ausließen — freilich sehr unvorsichtig! — Am 20. August, Abends 10 Uhr, nach dem Ende des Schauspiels, fanden sich, wie gewöhnlich, die von dort zurückkehrenden jungen Leute beider Religionen in den Alster-Pavillons ein, und von jüdischer Seite wurde wieder über den „Beobachter" glossirt. Dies war das Signal zum Ausbruche für die Christen, die in wenigen Minuten den Feind nicht allein aus dem Hause, sondern sogar aus dem Jungfernsteig selbst fortjagten und ihm die Weisung gaben: sich nicht wieder dort sehen zu lassen. In dem andern Pavillon geschah es eben so. — Gestern und vorgestern sind stets Beleidigungen vorgefallen. — In den hiesigen Blättern hat man über diese Sache noch nichts gesagt; überhaupt sind diese jetzt einer so strengen Censur unterworfen und man sucht jede politische Gährung, jede Reibung mit dem löblichsten Eifer zu vermeiden. — Aber was man auch nach den billigen Grundsätzen einer liberalen Staatsverfassung für die Juden thun wird, so liegt doch ihr Schicksal jetzt einzig und allein in ihrer eignen Hand; wenn sie so weise sind — als man nicht unterlassen kann, sie klug zu nennen, wenn es auf ihre Wohlfahrt ankömmt — sich einige Wochen, vielleicht ein paar Monden, ganz still zu verhalten, so wird der Sturm ohne Gefahr vorüber gehen. — Die Stimmung ist übrigens in den höhern und niedern Ständen leidenschaftlich, denn nimmt der Gebildetere auch keinen thätlichen Antheil, so billigt er doch zum Theil durch ein beifälliges Lächeln die Unbesonnenheit der Jugend und niedern Volksklasse; das schürt das Feuer an, statt es zu löschen. Gott beßre es! —*—

Hamburg, den 25. August. Der Unfug gegen die Juden nimmt stündlich zu; die Erbitterung ist sehr groß und wird durch einigen Trotz der Bedrängten immer noch vermehrt. In Folge der in der Nacht vom 24. zum 25. vorgefallenen Unruhen war der Senat heute genöthigt, sich in einer außerordentlichen Sitzung zu versammeln; er hat eine höchst kräftige und zweckdienliche „Bekanntmachung" erlassen. Heil den Vätern der Stadt, die hier ein Beispiel gaben, daß man die, denen man Schutz zusagte, auch wirklich schützen muß! — In der verflossenen Nacht warf man in mehreren ehemals jüdischen Häusern, deren Besitzer seit Jahren zum Christenthum übertraten, die Fenster ein und bedrohte die Bewohner; besonders geschah dies im Hause des unglücklichen H., dessen Gattin, zu Folge der seit einiger Zeit erlittenen Kränkungen, krank darnieder liegt, und nicht einmal entfliehen konnte, da die wuthentbrannte Bande in der vorigen Nacht um 1 Uhr sich vor ihrem Hause einfand. Ein ähnliches Schicksal erlitt H's Schwester, eine sehr geachtete Frau, die an den ehemaligen Associé ihres Bruders, Hrn. O., verheirathet und mit ihrer ganzen Familie im vorigen Winter zum Christenthum übergetreten ist. Ihr Gatte lebt gegenwärtig im Bade und sie hatte sich mit ihrer Familie auf ihr Landhaus begeben, wo die nächtliche Ruhe durch die Ankunft jener Unruhstifter gestört und sie tödtlich erschreckt ward. Mit Hülfe der Diener und einiger Bessergesinnten hat man den Sturm zurück geschlagen: man denke sich aber die Lage einer Familie, die, während ihr Beschützer abwesend ist, von den eignen Glaubensgenossen angefallen wird, weil sie das Unglück hat, von jüdischen Eltern ab zu stammen! — Man hat auch mehreren jüdischen Familien die Fenster eingeworfen und es darf sich kein Jude an einem öffentlichen Orte zeigen, noch viel weniger einen Gassenhandel treiben. — Ueberall, wohin man hört, tönt der Ruf des Aufruhrs gegen die unglücklichen Verfolgten, die zum Theil ihre Zuflucht nach Altona nahmen, wo noch Alles frei von Ansteckung und Tumult ist. — Schon versammeln sich wieder einzelne Haufen von Knechten, Zuckerbäckern, Schlachtern und Gassenbuben, die sich gegenseitig ermuntern, neuen Unfug zu begehn; ob das in diesem Augenblick erschienene Publikandum und die beorderten starken Bürgerpatrouillen helfen werden? — müssen wir erwarten. Gewiß ist es aber, daß alle Besseren sich ernstlich über eine Begebenheit betrüben, die offenbar eine Mißgeburt des Zeitgeistes ist.

Nachschrift am 26. August. Die zahlreichen Patrouillen, zusammengesetzt aus dem bestehenden Hanseatischen Militair, sowohl zu Fuß als zu Pferde, im Verein mit der Bürgergarde, konnten dem Unfug keinen Einhalt thun und Banden von 6 bis 7000 Aufrührern zogen durch die jüdischen Gassen und warfen die Fenster ein, indem sie zugleich große Steine hineinschleuderten. Gestern Abend um 11 Uhr verdrängten diese Banden das im Jungfernsteig aufgestellte regelmäßige Militär, und machten sich Meister vom Platze, worauf man zahlreiche Verstärkungen aus der Caserne dahin sandte und auch die bessergesinnten Bürger zum Schutz der Unterdrückten aufrief, welche die ganze Nacht mit dem besten Eifer die Runde machten. Wo diese sich zeigten, floh die Menge aus einander, trat aber gleich wieder zusammen, sobald die Patrouillen weiter zogen. Die niedern Volksklassen drohen, mit den gemeinsten Reden, den Juden den Untergang, und wird nicht eine vernünftige Kraft gut geleitet, so sind sie im Stande, diese schändlichen Vorsätze aus zu führen, denn der hiesige Pöbel ist leider nur schwer zu bändigen. —*—

Anfügung. Indem ich vollkommen einstimme in den, hier den Partheien gegebenen Rath zur Mäßigung und in die löbliche Anerkennung des nothwendigen thätigen Muthes der Hamburger Behörden, wünsche ich zugleich: man möge künftig ernstlicher und überall der irre geleiteten Masse die klarste Belehrung geben über den Satz: daß die Menschenrechte allgemein seyn müssen und Jeder die Freiheit hat, das Gebiet seines Glaubens und seiner Kräfte nach eigenem Gefühl und eigenem Willen sich zu schaffen: sobald er damit nicht die Gesetze der Moral und des Staates überschreitet; in welchen Fällen aber doch allein die Regierung, nicht die leidenschaftliche Menge zu richten hat. Man möge den Aufgeregten auch deutlich machen: daß sie als Christen sich völlig verleugnen und an dem erhabenen Stifter unserer Religion freventlich sündigen mit ihrem Hasse. Es sollen ihnen die redlichen Priester von der Kanzel herab über dieses Ereigniß, welches die Aufklärung und Ehre unserer Zeit bedroht, erschütternde Ermahnungen aussprechen; hier ist geistliche Einmischung — ächter Art! — in die Oeffentlichkeit erlaubt und höchst verdienstlich, dagegen Andeutungen zu einer falschen Leitung höchst straffällig zu nennen sind: denn die falschen Richtungen in unsern Tagen werden entsetzliche Lasten für die, welche sie begünstigen, und die hier wissend hülfreich wurden, können auf Schonung nicht rechnen. Es mögen Alle, die Christen heißen und nicht wissen, was Christen seyn sollen, ihre Schuld einsehen in den Erklärungen zu den Worten des Heilandes: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. — Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Und so ihr nur zu euren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches?" (Matth. 5. V. 43—47.) — Wenn nun schon Feinde so behandelt werden sollen, wie wohl die, welche Wüthende nur als Feinde darstellen? — Beruhigen ist darum allgemeine Pflicht und das Gegentheil ein Verbrechen, das, wenn auch die öffentliche Gerechtigkeit dazu schweigen müßte, vor dem Gefühle innerer Gerechtigkeit und dem Richterstuhl der gesunden Vernunft nur schmachvoll erscheinen kann; und sollte es auch jetzt noch Männer geben — frühere Unvorsichtigkeiten wollen wir verschleiern! — die dem niederen Triebe zur Aufregung nicht widerstehen konnten, so müssen sie der Beschämung vor Allen überliefert werden, da ihre eigene Schamlosigkeit sie schutzlos macht. Denn diese Aufhetzenden — nicht die leicht beweglichen Massen — sind die Schuldigen. Möchten aber doch lieber Alle es erkennen: Frieden und Duldsamkeit befördern ist die schönste That, das Gesetz bei Ehren zu erhalten die höchste Pflicht! F. W. Gubitz.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 3. September. 144stes Blatt.

Das altrömische Theater.

Es ist in der That sehr merkwürdig: daß unter dem milden freundlichen Himmel Italia's sich die Musen zur Zeit der Gründung Rom's nicht mit ansiedelten, da sie doch überall, wo Klima, Boden und Sonne ihnen liebreich winkten, sich heimathlich nieder ließen, wie dies der Fall in Jonien, dann weiter in Hellas, am Hindus, im glückseligen Arabien, in der Provence und in den orangenduftigen Thälern Valenzia's war. So arm an eigener und eigenthümlicher Kunst und Poesie ist kaum noch ein anderes Volk, als das römische, und es bewährt sich: daß die troischen Flüchtlinge das heilige Palladium wirklich in Ilium zurück gelassen, und ohne dasselbe sich an Rom's Hügel angesiedelt haben. Der raub- und eroberungssüchtige Geist, der früh schon die Gemüther der Romuliden bewältigte; ferner ihr eigener blutiger Zwist im Herzen ihres Staates; das stete kriegerische Regen und Ringen nach innerer Begründung; ein starrer kalter Heldensinn, ganz egoistisch und auf Vergrößerung der Macht, Gewalt und des Reichthums gerichtet — nicht im Wiederschein tiefpoetischer Begeisterung, wie das hellenische Heroenleben sie hatte — endlich die stolzen Triumphzüge über zertretne Völker und vernichtete Throne: dies Alles schien in den frühesten Zeiten einer zarten Kunstblüthe, die nur in einem warmen Sonnenstrahle, im stillen Friedensschirme sich entfaltet, nicht günstig zu seyn. — Zur drangsalvollen Zeit einer Pest wurde zuerst eine ausheimische Pflanze nach Rom gebracht; es waren die Tuskischen Spiele, um damit der Götter Zorn zu versöhnen. (Livius VII. 2.) Wahrscheinlich, als sich die Pest verlor, hörten auch die Spiele auf, die — nach Schlegel — nur Tänze waren, von Histrionen aufgeführt. Hierauf wurden die Attelanischen Spiele, von den Oskern entlehnt, in Rom aufgenommen; die aber bald ausschließlich, nur von dem jungen römischen Adel dargestellt, in Possenspiele ausarteten. Die Possenreißerei ward demnach gleichsam die Grundidee der später sich gestaltenden komischen Spiele der Römer, und an eine Tragödie, die sich in Griechenland gleichzeitig mit der Komödie entwickelte, ist hier gar nicht zu denken, da nie eine begeisterte Idee das römische Volk für die Kunst innig und wahrhaft belebte. Von den Mimen, die vielleicht noch am meisten ein nationales Abbild der damaligen altrömischen Sitte waren, wissen wir nichts Bestimmtes. — Zur Zeit der punischen Kriege kam nun Rom mit Griechenland in nähere Berührung. Livius Andronicus führte zuerst, nebst der Odyssee, auch griechische Dramen in römischer Sprache ein. Livius, der, wie die altgriechischen Dichter, in seinen Stücken mitspielte, wurde von dem Volke genöthigt, eine Lieblingsstelle so lange zu wiederholen, bis er heiser ward; und bei dieser Gelegenheit erhielt er die Erlaubniß: einen Sklaven zu nehmen, der den Text zur Musik absingen mußte, indeß er selbst nur die Geberden und das stumme Spiel beifügte. Diese widersinnige Trennung zwischen Mimik und Gesang wurde nun, wie einst in Griechenland zur Zeit des Verfalls der dramatischen Kunst, üblich, und der hochgepriesene Roscius war nichts mehr,

als ein Nachahmer mit stummer Geberde. Eine Folge dieser Trennung war auch die Einführung eines weiblichen üppigen Gesanges zu den Dramen, worüber sich schon Horaz und Cicero sehr dringend beklagen. Selbst der Schauspieler, der im goldenen Zeitalter der griechischen Freistaaten oft einen ausgezeichneten Rang bekleidete, war in Rom von sklavischer Geburt, und noch bis zur spätesten Zeit in der öffentlichen Achtung mit einem Makel belegt. — Auch in der Form der Maske ging eine seltsame Veränderung vor. Um in den Ausdruck der Mimik mehr Mannigfaltigkeit zu bringen, welche die künstlich-verwickelte Fabel des Stücks erheischte, wurde die Larve von zwei Seiten verschieden gestaltet für den Wechsel der Leidenschaft. „Der Vater“ — sagt Quintilian — „welcher in der Komödie einen Haupt-Charakter ausmacht, ist bald vergnügt, bald zornig; daher hat er eine seiner Augenbraunen (auf der Larve) niedergeschlagen, die andere empor gehoben, und die römischen Schauspieler wenden dem Zuhörer diejenige Seite der Maske zu, welche ihrer jedesmaligen Stimmung gemäß ist.“

Endlich traten Plautus und Terenz auf; Ersterer den altgriechischen Dephilos und Epicharmos, Letzterer die neue Komödie und besonders Menander und Philemon nachahmend. Beide Nachbildner, Plautus durch sein Niedrig-Komisches und seinen derben Spaß in komischer Situation und Sprache, Terenz durch sein treues Abbild des attischen Witzes und Charakter-Gemäldes, fanden rauschenden Beifall und Nachahmer, und gründeten die neue Gattung der Comoedia palliata im griechischen Geist und Kostüm. Später kam sogar die römische Toga durch Afranius auf die Bühne, doch schien dieses neue Lustspiel nicht ganz national zu seyn, und erhielt sich nicht lange auf der Bühne. Endlich trat auch das Trauerspiel wieder in neuer Form auf; es blieb jedoch, was es früher war, nur eine klägliche Nänie am Grabe der altgriechischen Tragödie. —

Mit der Freiheit und der alten Sitte Rom's zerfiel auch das letzte matte Nachbild römisch-dramatischer Kunst in Trümmer; da früher schon die öffentliche Achtung für Poesie überhaupt gesunken war, und sich ein ehrbarer Mann gleichsam schämen mußte, ein Poet zu heißen, der in jenen Zeiten ein Diener frivoler Volks-Lustbarkeit war. Zu allerletzt kamen noch die Pantomimen auf, an die man ungeheure Summen verschwendete. Zur Zeit des Nero war die Raserei für diese Lust so allgemein, daß in jedem Privathause eine solche Gaukelbude aufgeschlagen war, und Mann und Frau stritten um die Wette: wer zuerst die Gunst der pantomimischen Gaukler erwerben könnte? (Seneca Nat. Quaest. VII. 32.) So endete Alles in bloß sinnlicher Lust!

F. M. Hermann.

Die Jagd.

(Fortsetzung.)

Die nöthige Lokal-Kunde zu erspähen, ward dem schlauen Flamthal leicht; denn die Bauern waren ihrem gnädigen Herrn sehr ungnädige Unterthanen, und ließen — so eifrig und beredt, als es der Groll zu thun pflegt — dem vermeinten Prinzen ihren Patron von allen seinen schwachen Seiten sehen, schon in der Meinung: er werde ihnen helfen können; welchen Glauben die sogenannten gemeinen Leute nur schwer von dem Stern auf einem Rocke zu trennen vermögen. So erfuhr Flamthal: daß die reichsten Güter in dieser Gegend dem Herrn von Schlukken gehörten. Ehemals Abt in einem Kloster, hatte er, als dies aufgehoben wurde, so viel für sich aufgehoben, daß er den größten Theil des geistlichen Vermögens zu eigenem Nutzen weltlich machte; und wegen seiner Größe schien die Gerechtigkeit diesen Diebstahl unter die Heldenthaten zu zählen, denn er blieb unangefochten. Herr von Schlukken würde nun bis an sein Ende die beliebteste Zungen-Weisheit studirt haben, — aus der Unzahl von Kochbüchern, womit uns die Buchhändler jetzt so reichlich begaben, daß bald die ganze Literatur nur dem Magen dienen wird — wenn nicht die Gicht, die sich immer mehr in seinem Körper arrondirte, ihm zuweilen den Appetit verdorben hätte. Da er indessen von Tage zu Tage hoffte, daß seine Eß-Fähigkeit nicht allein wieder die ehemalige werden, sondern auch das Versäumte nachholen würde, so duldete er nicht: daß in seinen großen Waldungen irgend ein edles Wildpret — seine Lieblingsspeise — geschossen wurde, was er nicht verzehren konnte; und so kam es nun, daß die Thiere und der gnädige Herr die Bauern in Compagnie chikanirten: denn das Vieh durfte hier auf den Feldern und in dem Eigenthum der Bauern wirthschaften, als ob es mit zum Erbadel gehörte. — Herr von Schlukken theilte übrigens auch die Wald- und Dorf-Bewohner nur in wildes und zahmes Vieh; daß die Bauern unter solchen Umständen mit den Wilddieben ein Schutz- und Trutz-Bündniß schlossen, ist begreiflich; und Herr von Schlukken konnte keinen Förster behalten, denn Prügel waren in der Regel der Antritts-Schmaus, mit dem man ihn zur Neutralität zu bewegen glaubte. So hatte man nun auch in der letzten Nacht versucht, einen neu angekommenen Förster neutral zu schlagen, und man hoffte viel von dieser Kur in einem entscheidenden Augenblick. — Es war nämlich die Klage der Bauern bis zum herzoglichen Thron des Landes gedrungen, und um sich selbst zu unterrichten, ließ der Herzog dem Herrn von Schlukken melden: er wolle, zur Eröffnung der diesjährigen Jagd, auf seinen Gütern ein Treibjagen halten. Dieser hatte aber seinem Förster eingeprägt: die Sache so

abläufen zu lassen, daß sein weiches Herz ja nicht erschüttert würde von einer zu großen Todten-Liste der Haasen; und ob nun dem Förster bessere Ideen eingeimpft waren, wollte man erwarten. — Mit inniger Theilnahme hatte Flamthal dies Alles durch die Bauern erfahren und errathen, und bot ihnen feierlichst seine Hülfe an, indem er mit landständischer Beredtsamkeit bewies: daß es der Prinzen angestammtes Recht sey, ehrsamen Bauern und Bürgern zu dienen, mit welchem Vortrage er denn auch hier einen besseren Effekt machte, als gestern in seiner Prinzen-Rolle auf dem Theater, besonders als er schloß in der Herablassung: mit den Bauern ihr Frühstück zu verzehren. Nachdem er seinen Schützlingen protectorartig die Weisung gab: nichts über seine Person zu verrathen, wenn sie ihn etwa in einer Verkleidung, worin er Alles beobachten werde, entdecken sollten, eilte er seinen Plan ein zu leiten.

Wohlgemuth, den verrätherischen Stern einstweilen mit Marinelli's Hut bedeckend, schritt er an den Grenz-Marken des Herrn von Schlukken vorüber und suchte den Förster von den nachbarlichen Gütern auf; harrte, um mehr zu imponiren, bis er Abends Licht im Försterhause gewahrte, und als nun eben ein Wagen mit Geräusch vorbei fuhr, klopfte er an und ward eingelassen. Er fand in dem Hausherrn einen ältlichen Mann, der nicht unterließ, dem besternten Rock die Honneurs zu machen, und diese wurden noch gesteigert, als Flamthal erzählte: daß er, um eines Scherzes, den er beabsichtige, seinen Wagen mit seiner Bedienung habe zurück fahren lassen und hier ein Nachtquartier nehmen wollte; ja, des Försters Ehrfurcht ging ins Unbegrenzte, als der vermeinte Prinz mit bekannter Hofmanier that, als wenn Alles sein und Jeder nur da wäre, seine Befehle zu erfüllen. In geheimer Unterredung vertraute nun Flamthal seinem, von Respekt zerknirschten Wirthe: daß bei dem Treibjagen, welches der Herzog dieses Landes in der Nähe veranstalten lasse, auch seine beiden Prinzessinnen mit erscheinen würden; er, der Erbprinz eines benachbarten Hofes, wolle sich mit einer derselben vermählen, und bei dieser Gelegenheit unerkannt prüfen: welcher sein Herz am meisten geneigt sey? Zu diesem Zweck bedürfe er aber eine, in dieser Gegend nicht auffallende Jägerkleidung, und die solle ihm der Förster borgen. Der konnte sich über diese Ehre gar nicht zufrieden geben, und um seinerseits sie nur in Etwas zu verdienen, ließ er seinem hohen Gaste auftafeln, was Küche und Keller vermochten. Flamthals zweiter Beweis der Herablassung fiel auch nicht schlechter aus, als bei dem Frühstück mit den Bauern; und als nun die Frau Försterin und ihr zierliches Töchterlein, auf unterthäniges Bitten, zum Handkuß gelassen waren — den aber Flamthal bei der Letzteren in eine Umarmung abänderte — begab er sich zu Bette und schlief, nicht wie ein Prinz, sondern wie Jemand, welcher der souverainen Natur nach starker Ermüdung seinen Zoll bezahlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

F ü n d l i n g e.

Klopstock nennt die neuesten Römer, um diesen Namen nicht zu entweihen: „Römlinge"; Duclos aber zum Unterschied „die Italiener von Rom".

Nero zählte schon zu seiner Zeit 288 Meinungen über die Frage: „Was ist Glück?"

Kardinal Richelieu ging in Nebenstunden am liebsten mit dem heiteren Boisrobert um, der ihn mit Neuigkeiten und Schwänken unterhielt. Daher sagte einst ein Arzt zu der kranken Eminenz: „Monseigneur, all unsre Tropfen und Pillen fruchten nichts, wenn Sie nicht ein wenig Boisrobert darunter mischen."

Nach Valerius Maximus wurde das Herz des L. Septimulejus vom Geize so beherrscht, daß er das Haupt seines vormaligen Freundes, des Tribun C. Gracchus, auf der Spitze seiner Lanze durch die Stadt trug, weil der Consul Opimius hatte ausrufen lassen: daß der Ueberbringer für diesen Kopf an Gold erhalten sollte, was er wöge. Man sagt sogar: Septimulejus habe zuvor noch Vieles heraus nehmen und Blei dafür eingießen lassen, um das Gewicht zu verstärken.

Osimandias, König von Egypten, ließ für seine gestiftete Bibliothek in großen Charakteren die Aufschrift machen: „Medica animae officina"; zu verdolmetschen: „Aerztlicher Seelen-Arzeneiladen". Haug.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Unpartheilichkeit ohne Menschenfurcht ist ein kostbarer Apparat. Lichtenberg.

Drei Weiber machen einen Markt. Italienisches Sprüchwort.

Die Schöpfung ist das einzige, das wahre Wort Gottes. Th. Paine.

Gerad' und ehrlich heißt: nicht sicher seyn. Shakspeare.

Wo Unglück wohnt, brütet Argwohn. Terenz.

L i e b' u n d W e i n.

(Frei nach Piron.)

Dem Bachus hab' ich tausend Mal
Geschworen: nicht zu lieben;
Dir, Phylis, hab' ich tausend Mal
Geschworen: nicht zu trinken.
So oft ich Wein im Glase seh',
Vergess' ich meines Eides;
So oft ich dir ins Auge seh',
Vergess' ich meines Eides. —
Hinfort will ich beständig seyn,
Und was ich schwur, auch üben;
Drum schwör' ich hier, bei Lieb' und Wein:
Zu trinken und zu lieben! S. H. Catel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Copenhagen. Die Musen sind Zugvögel: sie fliegen unstät herum, seitdem sie zum ersten Mal vom Olympus auf die Fluren Griechenlands herab stiegen. Diese verließen sie mit der Tugend und mit der Freiheit und zogen westwärts. Hier aber langten sie schon zu spät an, und darum ward ihr Aufenthalt an den Ufern des gelben Tiber nur kurz. Sie verschwanden bald ganz und gar, und nur erst in späteren Zeiten haben wir entdeckt: daß sie sich fern hinter dem Kaukasus und den Bergen Thibets zur Erde senkten. Jahrhunderte rollten hinweg, und zum zweiten Mal finden wir sie in den anmuthigen Thälern des Vater Appenins wieder. Jetzt ging ihr Flug nach den Quellen von Adour und Garonne, und weiter gen Westen nach den Flüßen von Morena und Nevada, und immer weiter nach Albions umnebelter Insel, bis zuletzt in unsern Tagen Hermanns Wälder von ihren Gesängen wiederhallen. Auch Thäler besuchen sie, und ihre Söhne singen laut und lieblich zwischen den mächtigen Wogen des baltischen Meeres. — Allein daß ihr dortiger Besuch nur ein Durchflug genannt werden mag, oder daß sie nur — beinahe incognito — bei einigen wenigen Dichtern einsprechen: dieses erhellt nicht undeutlich aus dem, was sich neulich ereignet hat. Der dänische Heerführer, Prinz Friedrich von Hessen, hatte nämlich eine Prämie auf das beste National-Lied gesetzt, und die Beurtheilung der eingesandten Proben der Gesellschaft der schönen Wissenschaften in Copenhagen überlassen. Billig sollte man glauben: daß etwas Gutes ans Licht kommen würde; aber diese Erwartung ist völlig getäuscht. Das gekrönte Lied, welches einfach, kräftig, erhaben, allen Zeiten, allen Volksklassen, allen Orten angeeignet seyn sollte, enthält nichts von dem Bedingten, und besteht dagegen aus einer rhapsodischen Zusammenhäufung von süßen Wörtern, schlaffen abgefeimten Gedanken in stolpernden Versen, kurz: es ist das Geklimper einer ungeübten Hand auf einem falsch gestimmten Instrumente. — Das mag aber freilich so hingehen: ein Jeder versucht seine Kräfte, und hat ein Recht, nach dem aufgehängten Kranze zu greifen; zwei hundert Thaler sind auch Geld, und mehr als Geld ist die unsterbliche Ehre (nicht die, von der Gesellschaft der schönen Wissenschaften in Copenhagen gekrönt zu werden!). — Daß aber eine Gesellschaft von seynsollenden schönen Geistern — als solche hat sie der Prinz zu Richtern gewählt — eine wahrhaft jämmerliche Reimerei den vielen weit bessern Gedichten vorziehen konnte, und dem Fürsten, dem Volke, den jetzigen und künftigen Zeiten dar zu bieten sich erkühnt, dieses zeugt wahrlich entweder von verborgenen Rücksichten, die in einer solchen Nationalsache wohl gar zu freventlich wären, oder von völliger ästhetischer Armuth bei den ehrwürdigen Vätern des dänischen Parnaß. In der That, wenn das dänische Volk damit vorlieb nähme und seine ästhetischen Vormünder nicht zur Rechenschaft zieht — dann können wir analogisch muthmaßen: daß es mit einer, dem Text würdigen Melodie beglückt werden wird. — g —.

Prag. Die Tanzer-Familie Uhlich, von welcher ich neulich Bericht erstattete, hat ihre Vorstellungen fortgesetzt, und es scheint, als hätte der Schlangenlaut ihr Ehrgefühl gereizt, denn sie zeigten in den letzten drei Divertissements wenigstens einige Tanzkunst, wenn gleich aus der alten Schule und von einer ganz verfehlten Mimik begleitet. Zu seiner Einnahme gab Herr Uhlich, nebst einem Ballet, den Kotzebueschen „Schauspieler wider Willen“, worin er tanzte und — sang (!), und das kleine Lustspiel „Er spricht allein“, in welchem Hr. Roßberg „den Schwätzer“ darstellte und zwar — Mad. Renner und Hrn. Holbein nachahmend — ohne Souffleur-Kasten. Wenn ausgezeichnete Künstler, wie die oben genannten, solches thun, so kann ihre herrliche Darstellung der Charaktere einigermaßen durch das Verdienst des Gedächtnisses erhöht werden; aber wo ein ganz mittelmäßiger Schauspieler eine Rolle ohne Sinn und Geist herunter plappert, da heißt es doch nichts anders, als: Herr * wird heute „ohne Balancir-Stange“ spielen. Ueberhaupt ist es kaum begreiflich, wie ein Mann, dem die Natur eine deutliche Aussprache versagte, sich an eine Rolle wagt, deren größere Hälfte uns bei seiner Darstellung Geheimniß bleibt; noch weniger, wie ein Publikum (welches diesen Charakter von Hrn. Polawsky so meisterhaft gesehen) diesen — als Preis seines Gedächtnisses — dem guten Geschmack zum Hohn hervor rufen kann. — Hr. und Mad. Geyer, aus Breslau, haben hier auch Gastrollen gegeben; sie sang die „Vestalin“, „Clorinde“ und „Prinzessin von Navarra“, und er den „Licinius“, „Ramiro“ und „Johann von Paris“. Mad. Geyer ist im Besitz einer außerordentlich starken Stimme und konnte, wenn sie mehr Gewalt darüber hätte, sich in dem Genre der Milder-Hauptmann recht löblich zeigen und durch die Kraft ihres Gesanges imponiren; aber im brillanten Gesang ist sie ganz intolerabel. Ihr Gatte ist der Gegensatz, denn er hat einen der schwächsten und mattesten Tenore, die wir je hörten. — Mad. Becker soll der Direktion ihr Engagement aufgesagt, nun aber sich sogar entschlossen haben: unter geringeren Bedingungen hier zu bleiben. Sie kränkelt seit einiger Zeit, und ihre Stimme hat sehr an Kraft verloren. — e —.

Die Lotterien sind von sehr alter Erfindung. Schon die Römer belebten ihre Saturnalien mit Ausspielung von Loosen, durch welche ihre Sklaven Preise oder Nieten empfingen. Augustus fand Vergnügen an Lotterien; sie bestanden aber aus Gewinnsten von geringem Werthe. Nero veranstaltete eine Lotterie für das Volk; täglich wurden 1000 Loose vertheilt. Heliogabal erfand eine, mit der sonderbaren Einrichtung: daß die Gewinnste entweder ungeheuer groß oder winzig klein waren; jener gewann z. B. 6 Sklaven, dieser 6 Fliegen; der Eine ein goldenes, der Andere ein irdenes Gefäß. In England fällt die erste Lotterie auf das Jahr 1569; sie bestand aus 40000 Loosen, jedes kostete 10 Schilling. Die Gewinnste bestanden in Silbergeräth; der Vortheil für den Staat diente zur Ausbesserung der Häfen. Sie wurde an der westlichen Thür der St. Pauls-Kirche gezogen und dauerte vom 11ten Januar bis zum 6ten Mai. Im Jahre 1612 verfügte König Jakob eine Lotterie zum Besten der Anpflanzungen in Virginien. (Morn. Chron.)

Im Kirchenstaate zählt man 72 Räuber-Chefs. (Independ.) „Räuber können, neben Pfaffen, einen eig'nen Staat sich schaffen!“

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 4. September. 145stes Blatt.

Romanze vom Fräulein Thora.

Nach dem Dänischen.

Fräulein Thora geht in des Burggartens Raum,
Im Namen des Herrn!
Sie pfleget die Blumen, sie tränket den Baum,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Da sah sie Gottes Engel im Garten stehn,
Im Namen des Herrn!
„Und willst du mit mir ins Himmelreich gehn?"
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Fräulein Thora sich still auf die Kniee legt,
Im Namen des Herrn!
Sie betet für den König, der die Krone trägt,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Sie betet für den Landmann, der säet und pflügt:
Im Namen des Herrn!
Gott laß ihn erndten getrost und vergnügt,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Sie betet für's Weib, wenn ihr Stündlein schlägt,
Im Namen des Herrn!
Für's Kind, das sie unter dem Herzen trägt,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Sie betet für die Kinder, die zur Schule gehn,
Im Namen des Herrn!
Gott lasse Wahrheit sie leicht verstehn,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Sie bat für die Knechte, die dienen um's Brod,
Im Namen des Herrn!
Mein Heiland helf' ihnen aus aller Noth,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Sie betet für Wittwen und Waisen darauf,
Im Namen des Herrn!
Gott schließe ihnen die Gnadenthür auf,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Dann bat sie für das Schiff, das wagend schwimmt,
Im Namen des Herrn!
Daß glückliches Ende die Fahrt auch nimmt,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Für die Gefang'nen bat sie im ganzen Land,
Im Namen des Herrn!
Der Herr erlöse sie von Fessel und Band,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!
Fräulein Thora's Lied das endet jetzt:
Gott helf' uns Allen zu allerletzt,
Gott giebt uns das Himmelreich gern!

Fr. Lenburg.

Die Jagd.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen stand unser Prinz — sein Kostüm einstweilen der Bewahrung empfehlend — als Förster wieder auf; denn der Hausherr hatte ihm seine besten Kleider, die ihre langen und treuen Dienste schon im Aeußeren kund gaben, in Devotion bereit gelegt, und nach wenigen Stunden sah Flamthal das Schloß des Herrn von Schlukken vor sich. Es lag recht sehr romantisch, und war gebaut in dem babylonisch-phönizisch-chinesisch-lombardisch-byzantinisch-neugriechisch-arabisch-türkisch gemischten Styl, den wir gothisch nennen. Flamthal betrachtete das Gebäude, welches für sein neuestes Abentheuer als Raum zur Einleitung dienen sollte, mit den nöthigen Reflexionen. Nach dem glücklichen Beispiel der neuesten Schicksals-Tragöden, die in ihren Introduktionen gleich mit Wind beginnen — damit die Fatums-Posse wenigstens etwas Charakteristisches bei sich habe — war er zu windigem Auftreten bereit; doch, da man in unserer Zeit gewohnt ist, Alles ziemlich planlos aus zu führen, so entschloß er

sich, auch hier dem Zeitgeiste zu folgen: und die erste Person, welche ihm im Schlosse begegnen würde, als Mitgehülfin zu erwählen, und dann — je nachdem der Ausgang war — diese für den personifizirten Dolch seiner Ahnfrau oder das Schicksals-Messer, welches zu seinen Mahlzeiten diente — für den Teufel, der ihm zu Liebe handelte oder die Zigeunerin, die ihm schon in Mutterleibe als Hoffnung-Scheuche präsentirt war — zu halten. Sein Muth erhob sich mit dem Gedanken: daß er hier recht eigentlich als Vermittler der Gerechtigkeit auftrete; denn erstens wollte er den Bauern Erleichterung verschaffen und zweitens fand er selbst sich höchst übervortheilt bei der Theilung der Klostergüter, von denen er just so wenig begehren konnte, als Herr von Schlukken, und deshalb auf eben so viel Ansprüche zu haben glaubte, als jener besaß. Unter diesen Umständen meinte er hier rechtlich nehmen zu können, was sich nehmen ließ. — Solcher Entscheidung voll, betrat er den Schloßhof, und das erste menschliche Wesen, welches ihm entgegen kam, war eine große weibliche Gestalt, an deren körperlichen Wohlhabenheit man die Rundungen in allen Dimensionen hätte studiren können; wodurch man leicht bemerkte: daß sie im Hause nicht zu den vernachlässigten Personen gehörte. Zwei Taschen aber, die sie als Aushängeschilder ihrer Würde trug, bezeugten es deutlich: daß sie Herrin von Küche und Keller sey, also von dem Reiche, nach welchem Flamthal so lüstern seyn mußte, als jetzt die spanische Majestät nach den verlornen Goldgruben. Mit züchtigem Anstand nahete er sich seinem breiten Ziel und fragte: „Darf ich, meine Holde, wohl die Ehre haben, zu erfahren, wer Sie sind?“ — „Jungfer Benigna Fleder!“ lautete die Antwort, und Flamthal dachte bei sich: Ho, ho! die belog dich wahrscheinlich mit den ersten Sylben, die sie zu dir sprach; du brauchst dich also auch nicht zu geniren! — Er erzählte nun: daß er ein Förster sey, der, durch den plötzlichen Verlust einer geliebten Gattin von der Heimath fort getrieben, für seinen Schmerz Zerstreuung suche; und darum biete er seine Dienste an zu der Jagd, die hier nächstens gehalten werde. — „O du Benignus! O du Gesegneter des Herrn! Hat mir doch in letzter Nacht von einem Wittwer geträumt und das bedeutet allzeit eine Hülfe Gottes!“ so rief Benigna und sah mit Wohlgefallen auf Flamthals, auch noch in der verstellenden Kleidung ganz leidliche Figur. — Fast wäre der Abentheurer von jener Anrede etwas verblüfft worden, doch die Redselige ließ ihm Zeit, sich zu erholen, indem sie also fortfuhr: „Meinem Herrn sind Sie ein wahrer Trostesquell in der Wüste; unserm Förster haben die nichtswürdigen Wilddiebe so zerschlagen, daß sie ihn beinahe um die letzte Oelung gebracht hätten; denn es bleibt ihm knapp Zeit dazu, ehe er zu Grabe geht. Auch den beiden Jägern sind leider nicht alle Knochen ganz geblieben, und sie befinden sich außer Stande, die Jagd für den Herzog zu arrangiren: darum sind Sie uns eine Schickung des Himmels, die wir mit Hosiannah! empfangen.“ — Unter zierlichen Danksagungen über die rhetorischen Blumen, welche Jungfer Benigna ihm bei dem Einzuge in dieses Schloß streute — mit einer Wortfertigkeit, als ob sie jahrelang die Proklamationen verfaßt hätte, auf deren Erfüllung man noch jetzt Jagd machen sieht — folgte Flamthal der Führerin in ihr Zimmer, wo sie ihm einen Imbiß darreichte und ihn ausfragte über die Pläne für seine Zukunft. Er erfuhr bald: daß Benigna eine Ex-Nonne oder — nach koptischer Sprache, in welcher Nonne die Reine heißt — eine Ex-Reine sey, welche in allen Verhältnissen die Wünsche ihres Herrn gehorsam erfüllte, und jetzt, da sie ihn pflegen mußte, gar gern einen Mitpfleger gehabt hätte. Sie ließ dem neuen Ankömmling deutlich merken: daß sich so etwas nicht allein mit himmlischen, sondern auch mit irdischen Freuden lohnen würde, welche Eröffnungen Flamthal voll inniger Rührung und mit Ausrufungen an seine Selige, deren gutes Herz er hier wieder gefunden zu haben vorgab, würzte. — Bald führte ihn Benigna nun auch zum Herrn von Schlukken. Er saß auf einem bequemen Armstuhl, der sich durch Rollen leicht nach jeder Richtung bewegen ließ; seine wohlbeleibten Außenwerke machten es sogleich unleugbar: daß er dem Katholizismus nicht allein bei'm Abend-, sondern bei jedem Mahle in dem Spruche: „Dies thu' ich für euch Alle!“ sehr getreu geblieben war; denn er sah aus, als ob er lebenslang für seine ganze Heerde gegessen hätte. Nachdem Benigna den Rapport über ihren Traum und dessen schnelle Erfüllung beendet hatte, richtete Herr von Schlukken ein Perspektiv, das er in seinen sonstigen Geschäften als Abt zur Nonnen-Revision zu brauchen pflegte, auf Flamthal, den er ersuchte, seinen Hut auf zu setzen, um seine Figur im Ganzen würdigen zu können. Da dessen Kleidung wenigstens dreißig Jahre lang für eine höchst solide galt, so vermuthete Herr von Schlukken auch die vergangene Ehrlichkeit noch hinter dieser Hülle und übertrug ihm die Anordnung der Jagd, indem er, als ersten Beweis seiner Huld, ihm eine schöne Flinte zum Geschenk geben ließ. Der Jungfer Benigna Fleder aber trug er auf: diesen seinen, ihm für das Vergnügen des Herzogs jetzt unentbehrlichen Offizianten recht wohl zu bewirthen; und sie versicherte: daß sie aus diesem etwas abgezehrten Wittwer einen Mann erziehen wollte, der sich neben ihnen zeigen dürfe und ihrer Küche eine gute Empfehlung sey. — Nachdem nun der neue Förster noch dieselben geheimen Instruktionen empfangen hatte, welche den Vorgänger so schnell zu einem Zögling des Staubes machten, wurde er in Gnaden entlassen und begann

setzt die Operationen zu seiner Rolle als Bauern-Heiland. (Die Fortsetzung folgt.)

Reichthum der deutschen Sprache in Beziehung des Begriffes: schlagen.

„Sich betrinken“ und „sterben“ — wie reich die Sprache an Worten und Redensarten sey, welche diese Begriffe ausdrücken, ist durch Lichtenberg (in dessen vermischten Schriften) dargethan worden. Aehnliche Beispiele des deutschen Sprachreichthums lassen sich mehrere anführen. — Hier wieder eines dergleichen und vielleicht eines der reichhaltigsten, welches zugleich den Beweis führt, daß unsere guten Altvordern nicht nur gern zechten, sondern auch jene kräftige Art von Rechtsbeweisen liebten, welche durch die Faust sich geben lassen. Dieser Sprach-Reichthum aber erläutert zugleich das nahe innige Verhältniß, in welchem betrinken und schlagen von jeher zu einander gestanden haben.

Man sagt nämlich (sit venia verbis!): Er ist geschlagen, gehauen, gefuchtelt, genusselt, gegerbt, gebläut, gepocht, gedroschen, geklopft, gedufelt, geduscht, gekarbatscht, kuranzt, durchgewackelt, durchgewichst, durchgewammst, durchgepelzt und karniffelt; es ist ihm aufgezählt, tüchtig zugetrunken worden; er hat Prügel, Hiebe, Schläge, Rapse, Klapse, Plauze, Pelze, Pumpus, Kelle, Knuffe, Kalumse, Risse, Wammse, Rettige, Poche, Püffe, eine Prügelsuppe bekommen; in specie aber von den mehreren Sorten der gedachten Faustbeweise, insofern sie einen besonderen Theil des Körpers betreffen, oder in besonderer Form, in besonderer Stärke oder Schwäche, einem bezeichneten Alter und Stande, entweder mit Gleichmüthigkeit oder Hitze ertheilt werden, sagt man: Er hat Stöße, Rippenstöße, Lungendiebe, Kopfnüsse, Ohrfeigen, Maulschellen, Feigen, Pflaumen, Brezeln, Horbeln, Schwinderlinge, Hinborcher, Tachteln, Duseln, Schwapse, Fiose, Nasenstüber, Kalmus, Schmiere, Schüppe, Hornissen, Kantschuh, Willkommen, einen Treffs und er hat Lachse bekommen. — Die meisten dieser Ausdrücke sind freilich nicht für die Büchersprache und also auch nicht für die feine Welt geeignet; indeß hat es doch wohl auch für letztere einiges Interesse, den Reichthum unserer Sprache im Bezeichnen des so unangenehmen Begriffes „schlagen“ kennen zu lernen, und so wird man es wohl verzeihen, wenn, aus Pflicht für das gehörige Umfassen des Gegenstandes, so manche nicht elegante Ausdrücke hier mit auf zu führen gewesen sind. Richard Roos.

Anagramme.

Auf Veranlaßung der Anagramme — im 8asten Blatte des „Gesellschafters“ 1819 — theile auch ich aus meinen Sammlungen einige mit:

Hermann von der Hart, Professor der morgenländischen Sprachen zu Helmstädt († 1746), dem es verboten ward, Theologie zu lesen, wählte sich den Gott des Schweigens (Harpocrates) zum Wappen, und ließ ihn in seiner Studierstube mit der Ueberschrift malen: Hart carpe os! — Aus dem Namen des berühmten vormaligen Hamburger Gottesgelehrten Neumeisterus kommt heraus: En vir meus est; aus Montecuculi: Centum oculi; aus Janus Gruterus: Tu es vir gnarus; aus Paulus Melissus: Plus vales Musis; aus Laurentius: In Te laurus; aus Magnus Daniel Omeis: Musa diligens maneo; aus Salmasius: Musas alis; aus Martinus Opitius: Vir optimus natus; aus Democritus: Docet risum; aus Maria Magdalena: Mala grandia mea; aus Mauritius: Vivit Mars; aus Sigismundus: Dignus Musis; aus Saxonia: Anxiosa; aus Roma: Amor und auch Mora; aus Berolinum: Orbi lumen; aus Amicus: Musica; aus Laudator: Adulator; aus Logica: Caligo; aus Pietro Ottobuon (nachmals Pabst Alexander VIII.): Jo ben opro tutto; aus Frère Jacques Clément (der Mörder Heinrich III.): C'est l'enfer qui m'a crée; aus Bonaparté: Nabot-paré; aus Napoleon, Empereur des Français: Un pape serf a sacré le noir démon (1804) und auch: Ce fol empire ne durera pas son an (1814); aus Magister: Saget mir; aus Diener: Neider; aus Schmelzer (ein berüchtigter Jesuit): Erzschelm; aus Eberstein: ein Bester; aus Schneider: der Schein. E.

Aus einer Missions-Predigt.

In einer neueren französischen Missions-Predigt kommen auch folgende Stellen vor: „Ja, ihr Mütter, die ihr mich anhöret, glaubt mir: besser wäre es, ihr führtet eure Töchter in die liederlichen Häuser (lieu de prostitution), als auf Bälle, weil den größten Vergehungen fast immer die lebhafteste Reue folget.“ — „Was kann euch daran liegen: ob Frankreich noch zehn, zwanzig oder dreißig Jahre unglücklich sey? Muß es nicht für die Verbrechen büßen, womit es sich besudelt hat? Laßt es leiden und bedenket: daß euer Heil nur die einzige Sache ist, womit ihr euch zu beschäftigen habt.“ — Die Mißbräuche, welche goldene Wurzeln haben, sind am schwersten aus zu rotten. Will man daher mit Erfolg den Aberglauben bekämpfen, so sey man darauf bedacht, den Priestern und Leviten den Schaden zu ersetzen, welchen sie dabei erleiden; wird ihnen die Vernunft nicht besser bezahlt, bleiben sie ewig bei der ergiebigen Unvernunft. Th. Laurin.

Im Namen eines Kindes an seine schöne Mutter.

Sie feiert heut' im Jugendschein
Ihr Wiegenfest. Ich bin noch klein.
O Zeit, ich bitte dich:
Halt' an für's schöne Mütterlein,
Und fliege nur für mich! Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Eine neue Broschüre giebt gründliche Auskunft über die Entstehung und Fortschritte der hiesigen k. k. Porzellan-Manufaktur. Die Einrichtung dieser Anstalt fällt in das Jahr 1718. Das von Karl VI. ertheilte ausschließende Privilegium ist zu Laxenburg am 27. Mai 1718 unterzeichnet. Errichter derselben war der k. k. Kriegsagent Claudius Innozentius du Paquier, in Verbindung mit dem königl. böhmischen Hofagenten Zerder, dem wiener Kaufmann Peter und dem Kunstarbeiter Hunger. Viele kostspielige und mißrathene Versuche hatten den Fond endlich erschöpft, und die Unternehmer in eine solche Schuldenlast versetzt, daß sie nach Verlauf von 25 Jahren außer Stand waren, das Werk weiter fort zu führen. Die Kaiserin Maria Theresia übernahm dahre (1744) die Manufaktur sammt den darauf haftenden Schulden, und verlieh dem Errichter die Direktion derselben. Seit dieser Zeit kam sie in solche Aufnahme, daß das beschäftigte Personale im Jahre 1780 auf 500 Individuen stieg, und in Engelhartszell in der Nähe von Passau (von wo aus der größte Theil der Porzellanerde bezogen wurde), eine Filial-Manufaktur zu Stande kam. — Der gegenwärtige Zustand des Ganzen wird jetzt also angegeben: Starkbrenn-Ofen sind 44 an der Zahl, nebst 2 Verglüh- und 8 Email-Ofen. Direktor ist Herr Hofrath Matth. Niedermayer. Unterbeamte zählt man fünfzehn. Der Maler, die sich in Landschaft-, Historien-, Ornamente-, Blumen-, Dessins- und Blau-Maler theilen, sind 106. Das Arbeitspersonale verarbeitet täglich 1550 Pfd. Porzellanerde. Der Absatz betrug in den Jahren 1816 und 1817 über eine Million W. W. und wurde großtentheils in Tafelservicen, von 12 bis 60 Personen, gemacht. Solche complette Service sind in manchem Jahre 7 bis 800 und an ordinären blaugeränderten Tellern wohl 60,000 Stück verkauft. — Im Theater an der Wien hat Hr. Heurteur als „Ingurd" wieder die Bühne betreten, sein Uebergang zum Hoftheater hat sich daher nicht bestätigt. Dieser Ingurd soll dieß Mal die schwächste Leistung des braven Künstlers gewesen seyn. — Eine neue mit Kostüm, Decorationen und Maschinerien herrlich ausgestattete Oper „das Rosenhütchen" mit Musik von Hrn. Carl Blume findet großen Beifall. Herr Jäger zeichnet sich darin durch seinen seelenvollen Gesang vorzüglich aus. — Hr. Klein, vom Theater in Linz, ist als Gast schon mehrere Male und zwar als „Armer Poet," „Mann" im „häuslichen Zwist" und „Abbé" im „Taubstummen" aufgetreten. Er ist ein bescheidener, junger Mann, dessen Eifer für die Kunst nicht zu verkennen ist und der daher für die Zukunft bedeutend werden kann. Er hat gefallen. — Die Sucht, mit leichter Mühe etwas zu schaffen, d. h. Scenen aus verschiedenen beliebten Darstellungen zu einem Ganzen zu verwandeln, hat sich auch auf die Kinderballette erstreckt. Hr. Horschelt gab jüngst eine Compilation der glänzendsten Scenen aus seinen Balleten; unter dem Titel: „Der Marktrichter;" diese Kleinigkeit unterhält, gehört jedoch zu den ephemeren Erscheinungen. — Dem neu engagirten Komiker Neubruck zu Liebe wurde ein Product der Josephstädter Bühne gegeben; es ist Wimmers „Trauriger Fritz." Das Bestreben der Direction im Burlesken und Localen auch etwas zu leisten ist nicht zu verkennen; ob sie jedoch Erfolg haben wird, muß die Zukunft lehren. So lange Schuster und Reimund (erster ist nach Prag abgegangen, Gastrollen zu spielen) die Stützen des Theaters in der Leopoldstadt seyn werden, hat diese Bühne im Komischen den entschiedenen Vorrang. Das Theater an der Wien entspricht schon in seiner Bauart und Einrichtung nur dem Erhabnen, dem Geräusch- und Prachtvollen, und das Publikum kommt hieher zu sehen, zu bewundern, zu staunen. Es fordert in jedem Stücke: was Himmel und Erde Glänzendes und Schauerliches bieten, und ein Personale von einigen Hunderten sowohl zwei- als vierbeinigte Schauspieler zu leisten vermögen. In der Leopoldstadt hat Hr. Gleich: „die alte und neue Schlagbrücke" geliefert. Wie bei den meisten Gelegenheitsstücken ruht der Haupteffect auf dem Titel und auf einer Force-Rolle, die dieß Mal für Hrn. Reimund „Hausmeister" geschrieben war, der das Kindlein mit sichtbarer eigner Anstrengung aus der Taufe heben und zu Ehren bringen mußte. Dieser beliebte Komiker giebt wieder einen ganz neuen Character; und scheint jetzt seine Bilder aus sich selbst zu holen. Es ist zu wünschen, daß er weder von der Eigenliebe noch von dem Beifall des Publikums sich zurückhalten laßt, den Kranz der Berühmtheit durch stetes Vorwärtsgehn zu erringen. — Der Brücken-Bau wird unausgesetzt betrieben, so daß bis zum Spätherbst bereits die Gehbrücke vollendet seyn wird. Man wünscht dieß sehnlichst, da bei dem Ueberfahren manche Unannehmlichkeit zu befürchten ist. So hätte jüngst die Zaghaftigkeit eines jungen Menschen das größte Unglück herbei führen können. Das ziemlich gefüllte Schiff stieß nämlich beim Abfahren an das rechte Donau-Ufer, wodurch sich ein Balken der Bretterwand vom Ufer löste. Der genannte Furchtsame glaubte, das Schiff gehe zu Grunde, und suchte aus demselben an das nahe Ufer zurück zu springen. Das Sprichwort: „Ein Narr macht zehn!" konnte hier füglich angewendet werden; denn Mehrere folgten dem Beispiele, sprangen zu kurz, und mußten sich daher an das Geländer des Schiffes halten, das von ihrer Schwere brach, wodurch die darauf Sitzenden ins Wasser fielen. Indessen war die schleunigste Hülfe da und man glaubt alle Verunglückten gerettet. Dieser unangenehme Vorfall brachte aufs Neue die Frage in Umlauf: Warum die Nothbrücke nicht bei Jünglings Kaffehause erbaut wurde, wodurch die Ueberfahrt daselbst überflüßig geworden wäre. Wenigstens sind keine sichtbaren Ursachen dagegen, noch solche Hindernisse, die nicht leicht aus dem Wege zu räumen waren. — Ein sonderbarer Kindermord ist jüngst geschehen. Ein hiesiger Taglöhner kam Nachts betrunken nach Hause und legte sich zu Bette. Sein Weib bewillkommte ihn mit einer solchen derben Strafpredigt, daß er wüthend aus dem Bette sprang und die theure Ehehälfte nach Blaubarts Manier bei den Haaren faßte. Zorn und Trunkenheit ließen ihn vergessen: daß die Wiege Nachts immer dicht am Bette stand, er sprang gerade darauf, und — zerschmetterte so sein eignes Kind!! — In Petersdorf, unweit Wien, treibt seit Kurzem der Teufel sein Spiel. Ein armer, verschuldeter Bauer hat ihn beschworen und bringt ihn nun nicht mehr von sich. Alle Anwesenden hören das Geräusch desselben, sichtbar ist er jedoch nur dem Beschwörer, der ihn als eine große, schwarze Katze mit feurigen Augen beschreibt. Es ist allerdings ein gewagtes Unternehmen für den Teufel, sich in einem Lande zu zeigen, wo die gesunde Vernunft allmählig regiert und ein solcher Gast daher als leicht zu vertreibender Feind betrachtet wird. Ich hoffe nächstens das entdeckte Geheimniß dieser Betrügerei berichten zu können. L — r.

Ein französischer Bischof ließ im Jahr 1814 einen Hirtenbrief drucken, in welchem sich die Stelle befindet: „Vielgeliebte Brüder, wir haben dem Usurpator oft unsern Weihrauch gestreut; konnten wir aber unsern Haß gegen ihn besser zu erkennen geben, als durch die Schmeicheleien, mit welchen wir ihn so zu sagen erdrückten?" (Vrai Libéral.) Eine saubere Art, die moralische Niedrigkeit zu beschönigen!

Die Amerikaner bedienen sich seit einiger Zeit der Dämpfe statt der Pferde, um die — Postkutschen in Bewegung zu setzen. In der Provinz Kentuky ist ein solches Fuhrwerk eingerichtet, welches mit Hülfe des Dampf-Apparats, 12 (englische) Meilen in einer Stunde zurücklegt. Die Kutsche kann augenblicklich aufgehalten, und eben so schnell in die vorige Bewegung gebracht werden. Die Passagier sitzen ohngefähr 2 Fuß über dem Boden. Die größere oder geringere Geschwindigkeit hängt von der Gestalt und Größe der Räder ab. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 6. September. 146stes Blatt.

Prolog, zum siebenzigsten Geburtstage Goethe's.

Auf der Hamburger Bühne, vor der Aufführung des „Egmont", gesprochen von Luise Unzer, geb. Fleck.

(Der Schauplatz zeigt einen fruchtreichen Hain; lebendige Blumengewinde halten die Bäume umschlungen. In der Mitte der Scene steht ein bekränztes Piedestal; am Fuße desselben trophäenartig die Lyra, die Maske mit dem Dolch, eine Farben-Palette und ein Prisma; auf dem Piedestal die Büste des gefeierten Dichters; unter derselben dessen Name und Geburtsjahr. Musik leitet bei dem Aufsteigen des Vorhangs die Worte der Rednerin ein, die als deutsche mimische Künstlerin im idealischen Gewande zu der Büste hinan blickt.)

Es kränzet sich mit Florens Duftgewinden
Der fruchtgeschwellte Goldorangenhain;
Der spät'sten Nachwelt diesen Tag zu künden,
Grub sich ein würd'ger Nam' in festen Stein.
Ein milder Hauch aus sel'gerem Gefilde
Beseelt die Blume, die am Denkmal blüht,
Und Leben ahnend in der Form Gebilde
Fühlt heil'ger Regung voll sich das Gemüth. —
Ihm schmückt sich nun, im Wechseltanz der Horen,
Die ewig alte, heilige Natur;
Daß Er, den längst zum Liebling sie erkohren,
Froh weiter wall' auf ihrer Segensflur.
Ihm, Ihm, dem viel genannten Sänger tönet
Des Tages Gruß, des Volkes Huldigung —
Dem Edlen, den der Götter Gunst bekrönet,
Beut sich das Greisen-Alter blühend jung!
Ihm, dem Columbus in den Oceanen
Des Wissens, in der Künste heit'rem Reich;
Ihm, der beharrlich auf des Forschens Bahnen
Ein Heros schreitet, ernst und mild zugleich;
Der labend schöpfte aus den heil'gen Quellen,
Der Liebliches und Herrliches uns bot,
In Zauberland' uns schifft auf Liedes Wellen,
Und uns erhebt durch „Egmonts" Heldentod;
Der wahr und warm den alten „Götz" uns schildert,
Den deutschen Helden mit der Eisenhand;
Der uns — da Werthers Hochgefühl verwildert —
Für „Werthers Leiden" schöne Rede fand;
Der dreist und keck des Lebens Höllenqualen
Im Wissensdrange vor die Seel' uns bringt:
Wenn „Faust", um seines Frevels Schuld zu zahlen,
Mit Mephistopheles verzweifelnd ringt.
Ihm, der — wie unter Roma's Pracht-Arcaden,
Des „Römers Freuden" in der Römerwelt:
So auch den Künstler uns auf Dornenpfaden —
Ein Meister selbst — im „Meister" dargestellt;
Der in der Farben munt'rem Wechselspiele
Geweihte Zeichen heil'gen Buches sah,
Uns hinreißt in des „Tasso" Tiefgefühle,
Und durch dein Leiden, „Iphigenia"!
Der uns zur Riesengeistes Wunderhöhe
Im Shakspear staunend aufwärts blicken hieß;
Ihm, der des Weltenvaters heil'ge Nähe
Uns in den Pflanzen magisch ahnen ließ;
Der mit der Dichtung zaubermächt'gen Weise
Das Wort der Wahrheit lehrreich uns verband,
Und her vom Rhein, aus kunstgeweihtem Kreise,
Noch jüngst so lieben Gruß uns zugesandt —
Ihm Huldigung! Sein allumfassend Streben
Trägt liebend, was die Erde Schönes beut:
Voll der Betrachtung ist Sein stilles Leben,
Und wie ein Tempel schmückt sich Ihm die Zeit.
Wie, wär' Sein Wiegenfest nicht Allen theuer?
Gehört nicht uns der hehre Sänger an?
Ist nicht Sein Daseyn heil'ge Musenfeier?
Bleibt Er nicht Künstler, so als Greis, als Mann?
So frag' ich, hörend schon der Nachwelt Lieder!
Längst schwebte ja — voll Ehrfurcht blick' ich hin —

Des Ruhmes Genius auf den Meister nieder — —
Verstumm' in Demuth, schwache Schülerin!

(Der Genius des Ruhms, in der Linken die goldene Tuba und den Palmenzweig, in der Rechten die Lorbeerkrone, ist schon vor den letzten Worten über der Baumgruppe sichtbar geworden und hat die Büste des Jubelgreises mit dem Lorbeerkranze geschmückt; der Vorhang fällt langsam und die Ouvertüre zum „Egmont“ beginnt.)

G. N. Bärmann.

Die Jagd.

(Fortsetzung.)

Sobald Benigna durch ihr Mittagsschläfchen vom endlosen Schwatzen abgehalten wurde — denn bis dahin glossirte sie über den philosophischen Satz: daß im Leben Alles zu ersetzen sey, mithin auch einem betrübten Wittwer seine selige Hälfte — machte Flamthal die Runde bei den Amtleuten und Dorfschulzen, proklamirte sich durch ein offenes Schreiben des Herrn von Schlukken als einstweiligen Förster und schloß geheime Traktätchen, nach welchem er kein Treibjagen, sondern ein Fang-Hauptjagen veranstalten und ungehindert von allen Schußfähigen der ganzen Gegend wolle unter die Waldbewohner schießen lassen. Es sollten die Thiere einmal so unerlaubt behandelt werden, als die Menschen oft um eitlen Kriegsruhm; nur blieben freilich jene dadurch, daß für die Erfindung der Mittel: Menschen zu vernichten und zu verstümmeln, von jeher mehr Genialität und Talent verwandt worden ist, immer noch im Vortheil; denn bekanntlich hat man für Wildschutz mehrere in allen Lehr-Anstalten sanktionirte Werke, während der Menschenschutz noch auf keinem Bundestag festgesetzt, vielmehr allerlei schwankenden Begriffen preis gegeben ist. Dieses Thema in zierlichen Vorträgen ausführend, brachte es Flamthal auch dahin: daß ihm die Amtleute und Dorfschulzen für die Befreiung von den vierfüßigen Prätendenten — die ohne Erlaubniß und Dank den Zehenten und noch etwas darüber auf den Feldern genossen oder zerstörten — Summen versprachen zum Menschenschutz: nämlich zur Unterstützung der Auswanderer nach Nordamerika und Rußland, wo die Ankommenden sogleich Alles finden — was sie mitbringen. — Sich ins Fäustchen lachend zog Flamthal dann freudig heim und hielt, standhaft in seiner Untröstlichkeit verharrend, die Tröstungen Benigna's über seine Wittwerschaft so rühmlich aus, daß man bei dieser musterhaften Geduld wirklich versucht ward, zu glauben: er sey schon einmal verheirathet gewesen.

Flamthals Einrichtungen zur Jagd waren kaum beendigt, da kam der Herzog an und mit ihm wirklich seine beiden Prinzessinnen. Herr von Schlukken hatte alle vorhandenen Noth- und Hülfs-Büchlein für den herzlichen Empfang erlauchter Personen in seinen Anstalten erschöpft. Bei jedem Dorfhecken hielten der Amtmann, der Schulze, der Pastor und der Schulmeister Jeglicher eine, auch zwei Reden, und nichts rettete den Herzog vor dem Sturz dieser Wortflüssigkeit, denn Jungfer Benigna Fleder deckte die Breschen, welche des Herzogs Ungeduld in den Wall von Menschen hinein zu bringen wußte. Abgemattet von dem Tagelohn der Innigkeit und gelangweilt von unaufhörlicher Reim-Mosaik aus „gepreßt-Fest, Lust-gemußt, betroffen-hoffen, Seele-verhehle, Herz-Schmerz, Sold-hold und trübe-Liebe“ war endlich der Gefeierte bis an die Pforten des Schlosses gedrungen, wo der Festgeber die letzte Mund-Salve ihm selbst entgegen zu schicken gedachte. Leider hatte er aber lange in der Zugluft an dieser Stelle harren müssen und das Podagra war viel früher angekommen, als der Herzog. Nur gewaltsam den heftigen Schmerz unterdrückend, begann er zu sprechen, ward aber von malitiösen Stichen zu einem obligaten O weh! gezwungen, so daß der Anfang der Rede etwa also klang: „Ew. Durchlaucht treuester Diener — o weh! — ist unendlich erfreut — o weh! — den weisesten Fürsten und rastlos thätigen Landesvater — o weh! — den Beschützer der Künste und Wissenschaften — o weh! — jauchzend begrüßen zu können — o weh!“ — Laut auf lachte der Herzog und bat den Redner: sich die Plage nicht zu mehren, sondern seine theure Gesundheit zu bedenken. In launiger Stimmung bot hierauf die Durchlaucht dem Ex-Abt den Arm zur Stütze und man ging nun an die Tafel, also zu dem Theil der Festlichkeit, bei welchem allzeit die größte Liebe und Anhänglichkeit sich ausspricht.

Mit Geschmeidigkeit empfahl sich Flamthal gar bald dem Herzog, der einem Förster in dieser Gegend nicht so viel Welt-Manier zugetraut hatte und darüber in Verwunderung gerieth. Schnell einsehend, daß die Schonung der Thiere hier ein Verderben für die Bauern sey, wurden die Jagdtage auch Schlachttage; ungezählt bedeckten die blutenden Opfer Wald und Feld, und die Wilddiebe schafften dafür mehr herbei, als an Flamthal gezahlt werden mußte. — Der Herzog selbst berichtete dem Herrn von Schlukken über die reiche Beute und setzte gnädig hinzu, daß er ihn künftig öfter unterstützen werde in der Wohlthat: seine Bauern von einer argen Qual zu befreien. Herr von Schlukken mußte eine dankende Verzerrung aus zu drücken suchen; aber für den Förster versparte er alle geheime Wuth, von welcher Benigna diesem mit Stoßseufzern den Prolog gab. — Begreiflich merkte Flamthal auch recht gut, was ihn erwartete; deshalb wollt' er sich vor dem Abzuge des Herzogs davon machen, und dem Herrn von Schlukken in einem lamentablen Schreiben äußern: daß seine Untröstlichkeit durch das entsetzliche Jagd-Verfahren der herzoglichen Diener vermehrt sey, und er nicht den Muth habe, das Antlitz seines gütigen Herrn wieder zu sehen. — In dieser Absicht waren die Hülfsbeiträge für

Auswanderer — zu denen er bald selbst gehören und also sich die erste Anwartschaft ertheilen würde — beinahe sämmtlich schon eingeholt, und er gedachte, wenn er alle Gelder hatte, mit der nächsten Dämmerung seine Wanderschaft zu beginnen: da überraschten ihn zwei Diener des Herzogs, die zu Pferde ausgesandt waren, den Förster auf zu suchen, weil Se. Durchlaucht ihn eiligst sprechen wollten. Flamthals erster Gedanke war schnelle Flucht; weil er aber seinen Füßen ohnmöglich zumuthen konnte, was die nachsetzenden Pferde leisten würden, so folgte er dem Ruf mit einem Restchen von Kourage, welches aber gänzlich zu weichen drohte, als er bei dem unterthänigen Eintreten in das Zimmer des Herzogs — sein Prinzen-Costüm gewahrte.

(Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Nach den Zeitungen hat Hannover den westphälischen Domainen-Käufern abermals alle Ansprüche abgesprochen (versteht sich ohne gesetzliche Kraft, da die Bundes-Versammlung zur Entscheidung verpflichtet ist, ob auch Hannover es hindern möchte); „indem der Inhaber eines Landes, der kein weiteres Recht zu demselben hat, als militairische Besitznahme, keine Domainen und unbeweglichen Güter gültig veräußern könne.“ — Wie man doch immer vergessen will: daß nicht militairische Besitznahme allein (welche außer den Napoleoniden auch Andere oft als ein Recht geltend machten, was ich jedoch nicht vertheidigen will), sondern auch Anerkennung von vielen Fürsten hierbei zu beachten ist. Durch diese begründet sich der Domainen-Verkauf, und Alle, welche sie kauften, sind demnach in ihrem unantaßbaren Eigenthum. Will dieser und Jener sagen: Ich habe den Verkäufer nicht anerkannt! und soll dies etwas verändern, so müssen nothwendig die sich vermittelnd und entschädigend einmischen, welche eine Anerkennung aussprachen. Diese Entscheidung ist so klar und unverwerflich, daß nur der sie verschmähen könnte, welcher das Eroberungs-System selbst auf das Besitzthum seiner Unterthanen ausdehnen will. — Es giebt in den Verhältnissen oft Umstände, die den gewöhnlichen Gang der Dinge aufheben; die Billigkeit darf sich aber nirgends (am wenigsten in dem Willen einer Regierung) verleugnen. So ist z. B. den Unterthanen von ihren Regenten Schutz zugesagt und sie haben dafür ein Jahrhundert hindurch stehende Heere erhalten müssen; dieser Schutz hat sich aber eine Weile dennoch unzureichend erwiesen, nach dem Spruch des Uz: „Der größte Staat ist schwach, der ungezählte Heere, doch keine Patrioten hat!“ — Wenn nun die Unterthanen von den Regierungen für Alles Ersatz begehrten, was die Feinde empfingen und vernichteten — aus dem Grunde, weil der versprochene Schutz nicht geleistet werden konnte?! — Sie würden damit zwar Unrecht haben, aber noch lange nicht in dem Grade, als Jene, die ein Eigenthum nicht respektiren wollen, das gekauft ist und gekauft werden durfte. Die Regierungen sollten sich überhaupt hüten, mit den Begriffen krämern und an den Rechten deuteln zu wollen; bei weitem anständiger für sie ist es: dem Rechte eher Vortheile als Beschädigungen zu ersinnen, und für den besprochenen Fall hat Ludwig XVIII. ein so großes Beispiel gegeben, daß der Gegensatz einen sehr unangenehmen Eindruck machen würde. — Wo man nicht frei von Schuld ist, thut man am besten, jeden Streit als abgeschlossen zu betrachten.

Es hat neulich Jemand in einer gedruckten Schrift den Vorschlag gemacht: Friedrich den Zweiten nicht den „Großen“, sondern den „Uebergroßen“ zu nennen. — Ich bin ein wahrer Verehrer dieses ausgezeichneten Fürsten, und dachte noch heute sehr lebhaft über folgenden seiner Sprüche: „Betrug, Hinterlist, Doppelsinn und Treulosigkeit sind unglücklicher Weise der herrschende Charakter der meisten Menschen, die an der Spitze stehen und Beispiele seyn sollten; in solcher Hinsicht ist es demüthigend, das menschliche Herz kennen zu lernen.“ — Aber bei aller Verehrung kann ich das „übergroß“ nicht gelten lassen, nenn' es vielmehr sehr gut, daß die Franzosen dies Wort mit „extrême“ übersetzen würden und so, da die Extreme sich berühren, möchte jene Benennung etwas sehr Schiefes haben. Der Erfinder wird es sich demnach wohl müssen gefallen lassen, wenn man ihn etwas überklug findet. Fr. Wendel.

Die französische Sprache.

Der geistreiche Abt Galiani sagt von der französischen Sprache: „Sie ist nicht, wie die lateinische, zu Inschriften geschaffen; in meinen Augen ist sie weiter nichts, als die Sprache des Dialogs, der Lustspiele in ungebundener und der Trauerspiele in gebundener Rede. Das ist auch ganz natürlich. Die Sprache des gesellschaftlichsten Volkes in Europa, die Sprache einer Nation, welche mehr schwatzt als denkt, einer Nation, die das Sprechen bedarf, um zu denken und die nur denkt, um zu sprechen, muß es durchaus im Dialog am weitesten gebracht haben. C.

Gnomen.

1.

Wenn Hoffahrt zur Kunst erhoben wäre,
Wir zählten ganze Doctoren-Heere.

2.

Lang und groß dein Löffel sey,
Zehrst du gern mit Riesen Brei.

3.

Unter geht das Glücksgestirn,
Geht der Hochmuth auf im Hirn.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Nach der zweiten Bekanntmachung (vom 26. August) und den ernsten Maasregeln, welche die Verwaltung wegen der entstandenen Juden-Verfolgung getroffen hat, scheint jetzt Alles zur Ordnung und Ruhe zurückgekehrt zu seyn und ich bin durchaus nicht der Meinung Einiger, die dies nur für eine täuschende Windstille halten, nach welcher der Sturm um so heftiger toben wird. Das hiesige Volk ist ungezogen, aber nicht boshaft — und sehr, sehr furchtsam. Die Drohung, man werde scharf auf sie schießen, traf die Menge wie ein Donnerschlag, indem man im Geheim den Senat nicht zu so energischen Schritten geneigt hielt, vielmehr glaubte: er werde lächelnd und wohlgefällig durch die Finger sehen und nur zum Schein ein Wort darein reden. — Was sehr viel Verwirrung und Unannehmlichkeiten für den Handelsstand erregt, ist dieses: daß die reichen jüdischen Geschäftsmänner seit dem Anfange des Tumults weder an der Börse erscheinen, noch abschreiben wollen, wodurch gewissermaßen eine Stockung in die Geschäfte gekommen ist, da diese reicheren Juden sich durch die ganze Börse verzweigt haben und die größesten Capitalien in Umlauf bringen. Dazu kommt die eben so plötzliche als unerwartete Verschlimmerung des dänischen Courses, die Niemand begreifen kann, da sowohl die Zinsen als Prämien der neuen Anleihe mit der großesten und rühmlichsten Pünktlichkeit bezahlt werden. Z—.

Hamburg. Hr. und Mad. Unzelmann, von Weimar, schlossen am 4. August den Kreis ihrer Gastrollen, nachdem sie sich auch in einigen Parthien der Oper ausgezeichnet hatten. Besonders zeigte sich Herr Unzelmann als einen der sinnigsten und bravsten Künstler in komischen Rollen, und versicherte sich der allgemeinen Achtung, Liebe und Zufriedenheit des hiesigen Publikums. Minder gefiel er freilich als Sänger, und das wohl besonders aus dem Grunde: weil das hiesige Publikum, durch den Besitz eines Gerstäcker verwöhnt, etwas schwer zu befriedigen ist. — Zum ersten Male sahen wir: „Shakspeare" nach dem Franz. des Duval, übersetzt und umgearbeitet von Hrn. Lebrun, welches Stück im Publikum viele Freunde fand; und „die beiden Philiberte", nach dem Französischen des Picard, auch von Hrn. Lebrun bearbeitet. Ueber dies Lustspiel sind die Kunstrichter und das Publikum uneinig; Erstere finden es „seicht und oberflächlich" und Letzteres ist durchaus mit der leichten Speise zufrieden. Zwischen diesen beiden Partheien ist wohl nie, oder doch nur höchst selten, ein Vereinigungspunkt zu finden, und das hat seine guten Gründe! — Am 8ten August war Bühnen-Neuigkeit: „Der schwarze Wenzel oder die Mühle im Thale" von Hrn. Anders, welches Stück bei den Kunstrichtern Gnade und bei dem Publikum rauschenden Beifall erhielt, indem alle Schauspieler, ohne Ausnahme, con amore spielten, die Rollen gut und passend besetzt waren und das Stück selbst sich durch Anmuth, heitern Scherz und Leichtigkeit empfiehlt. — Auch die Königl. schwedischen Balletttänzer (welche zurück gekehrt sind) zeichneten sich aus durch ein neues Ballet, „der Deserteur" nach der bekannten Oper gleiches Namens. Wegen Beschränkung des Raums auf unserer Bühne kann indessen das Militärische nicht viel Glück machen, und es fallen gewöhnlich kleine Lächerlichkeiten vor. — Am 19. August trat eine Demoiselle Schulz vom Lübecker Theater in Körners „Hedwig, oder die Banditenbraut" in der Hauptrolle auf; das Publikum war galant genug, sie am Schluße des Abends, nachdem sie in dem Lustspiele von Kotzebue, „die Frauenschule" die „Gräfin Valmont" gespielt hatte, hervor zu rufen. Ganz herrlich gab Mad. Unzer die Rolle der „Frau von Blinval" und erndtete den gerechtesten Beifall; rühmlichst unterstützte sie Herr Lebrun als „Graf Valmont." Dies leichte Stück gefällt dem hiesigen Publikum fortwährend. — Das von Müllner übersetzte kleine Stück: „Die Onkelei, oder das französische Lustspiel" hat hier allgemein, und allen Klassen von Zuschauern gefallen; es ist witzig, leicht, anmuthig und unterhaltend. In demselben zeichneten sich die Damen Reinhold und Steiger, so wie Herr Kühne rühmlichst aus. — Am Sonnabend, den 28. August, kündigte die verehrliche Direktion des Theaters eine Feier des siebenzigsten Geburtstages unseres Heros in der Literatur, Goethe's, an; ein Unternehmen, das um so mehr Lob verdient, da man wegen der Unruhen besorgen mußte, ein leeres Haus zu haben. — Ein hiesiger, durch mehrere vaterländische Schauspiele rühmlich bekannter Dichter, Herr G. N. Bärmann, übernahm es, einen geeigneten Prolog zu dieser Feier zu dichten; nach demselben ward Göthes unsterblicher „Egmont" gegeben. Mad. Unzer sprach den sehr wirksamen Prolog mit der ihr eignen Anmuth, und die Versammlung war ausgesucht und kunstverständig. — Bei der Darstellung des „Egmont" war Mad. Reinhold als „Clärchen" eine liebliche Bühnen-Erscheinung. Sie faßte den Charakter reinromantisch auf und gab ihn höchst anmuthig und keusch. Der Tempel des Ruhms steht dieser vortreflichen Künstlerin offen, nur wollen wir sie nicht verlieren, wie unsere Schröder, die uns verließ, nachdem ihr Talent sich vor unsern Augen entfaltet hatte. Mad. Reinhold ist bei der hiesigen Bühne aufgewachsen, und ich erinnere mich mit Vergnügen, sie in Kinder-, und (z. B. im „Tell") in Knabenrollen gesehn zu haben; schon damals verhieß ihr Spiel künftige Kunstvollendung. Demoiselle Antonie Steiger, als „Genius des Ruhmes" im Prolog, gewährte einen wunderherrlichen Anblick; diese Geschwister sind von so blendender Schönheit, daß sie fast bezaubern. Die ganze Darstellung war übrigens eine gelungene und mit Recht darf unsere Bühne sich zu den besseren Deutschlands zählen.

Der Maschinist des Theaters zu Rouen fand es neulich besser, daß in der Oper „Don Juan" der Commandeur mit Don Juan nicht in die Unterwelt hinab fahrt, sondern, nachdem Beide eine ganze Weile vergebens auf den Teufel und das Herabsinken gewartet, blieb ihnen in der Verlegenheit nichts weiter übrig, als, zur großten Belustigung des Publikums, schleunigst hinter die Coulissen zu laufen. Sie liefen als wären sie äußerst froh, dies Mal der Hölle entweichen zu können. (Independ.)

Zu Belluno, im Venetianischen, nahmen neulich, mit besonderer Zustimmung des österreichischen Kaisers, 19 junge Mädchen den Schleier des Benediktinerinnen-Klosters. (Independ.) Es ist wirklich eine besondere Zustimmung! Ob Joseph II. sie gegeben hätte?

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 8. September. 147stes Blatt

Basedow.

Johann Bernhard Basedow war eines Bleichers Sohn, aus Hamburg, studirte daselbst unter dem berühmten Reimarus, darauf in Leipzig, führte einen jungen Holsteiner, von Qualen, auf Academien, und lehrte ihm ex usu so vortreflich Latein, daß er in Kiel mit allgemeinem Beifall disputirte. *) Als Professor auf der Ritter-Academie zu Sora vertheidigte Basedow mit Einsicht Cramern wider die „Literatur-Briefe", worauf dieser seinem Lobe ein ganzes Blatt im „Nordischen Aufseher" widmete und ihn auch dem Minister, Grafen von Bernstorff, empfahl. Graf Daneskiold, ein Feind Bernstorffs und Cramers, ward Curator erwähnter Ritter-Academie, und verfolgte Basedow, der nun nach Copenhagen ging. Bernstorff nahm ihn in seinen Schutz, überhäufte ihn mit den größten Lobsprüchen, verschaffte ihm 800 Thaler Gehalt, und befahl ihm, zu schreiben. Er ging nach Altona, und wie er dem Befehl, für die Menschheit heilbringend, genügte, ist bekannt. Er widmete sein ganzes Leben der moralischen Verbesserung der Erziehung und der Studien, und war überzeugt, zum Reformator geboren zu seyn. Daß er hierin nicht irrte, bewies Alles, was der aufgeklärte, muthvolle und liberale Philantrop that. Es war in der Ordnung, daß dieser enthusiastische Vertheidiger der Wahrheit und Aufklärung — welcher glaubte, der Sohn Gottes habe im Traum einmal mit ihm geredet, der eine beständige Ebbe und Fluth in seinem Verstande, und manches Wunderliche und Bizarre in seiner Lebensart hatte, aus dem aber oft die vortreflichsten Wahrheiten strömten — viele Kämpfe bestand. Als durch ihn die Verbesserung der Erziehung in Anregung gebracht worden, war diese der Lieblingsstoff der deutschen Schriftsteller; und Schlözer griff den Basedow in der Vorrede und den Anmerkungen eines anerkannt guten Buches, *) dem er auch dadurch mehr Theilnahme zu verschaffen dachte, sehr lebhaft, feurig und, bisweilen gegen dessen Verdienste offenbar ungerecht, in einem auffallend harten Tone an. Er beschuldigte ihn: niemals einen Plan gehabt zu haben, und behauptete: sein „Elementarwerk" sey ganz unbrauchbar und unnütz. Selbst ein berühmter Ausländer **) rügte Schlözers grobes Verfahren mit den Worten: „Quand Mr. Basedow a travaillé a perfectionner l'éducation en Allemagne, son seul antagoniste, si l'on excepte quelques prêtres, a été Mr. Schlözer; et ce même Mr. Schlözer a voulu, que sa fille fut une virtuose dans toutes les sciences. Il vient d'en faire un maitre-ès-arts, tant il connoit bien les vrais rapports de la nature, humaine sur lesquels doivent se

*) Vergl. Preface du Traducteur; S. VIII. der Nouvelle Méthode d'Education, par Basedow, traduit de l'Allemand par Huber. 1772.

*) Ludwig Renatus de Caradeuc de la Chalotais, königl. französischen General-Procureurs im Parlament von Bretagne, „Versuch über den Kinderunterricht" aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen und einer Vorrede, die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit der Basedowschen Erziehungs-Projekte betreffend. Göttingen und Gotha, 1771. 8.

**) Mirabeau „Monarchie prussienne" T. VI.

fonder les principes de l'éducation." — Basedow gab eine bündige Vertheidigungsschrift heraus, und nannte darin — weil ihn Schlözer „den Pädagogen" genannt hatte — diesen, als einen öffentlichen Lehrer an der Georgia Augusta, wieder: „Göttingens Pädagogen". Dies gab dem Kästner, der vermöge seines Charakters nicht mit Schlözer harmoniren konnte, Veranlassung zu folgendem etwas boshaften Sinngedicht, zu dessen Verständlichkeit man wissen muß, daß Schlözer Informator seiner nachmaligen vortreflichen Gattin — der würdigen Tochter des berühmten Leib-Medicus und Professors Röderer zu Göttingen — gewesen war:

„An Basedow.

Warum nennst Du den Mann Göttingens Pädagogen?
Hat er doch Niemand hier als seine Frau erzogen!
Und hätte die Verstand durch seine Zucht bekommen,
So hätte sie ihn wahrlich nicht genommen."

Kästner, der, trotz seinem epigrammatischen Treiben, für alles Gute empfänglich war und als Freund der Wahrheit auch Basedows rastlose Thätigkeit schätzte, und keineswegs an dessen guten Absichten, wohl aber an dem Erfolg einiger von ihm vorgeschlagenen Mittel zweifelte, sprach zu eben der Zeit seine Meinung über ihn öffentlich in folgendem Verse aus:

„Vielleicht ist Basedow ein Irrender, ein Ketzer;
Doch redlich, Menschenfreund, kein Prahler und kein Schwätzer."

Uebrigens konnte ein Mann von Basedows Gesinnungen keine große Anzahl von Freunden in seinem Zeitalter haben; er besaß jedoch die Achtung und Liebe der Besten, war selbst ein treuer, edelmüthiger und eifriger Freund, und Niemand, als ein Feind der Gerechtigkeit, konnte sein Feind seyn. — Daß sich kein eigentliches Philantropin nach seiner Idee zu Stande bringen ließ, war ihm überaus schmerzlich; aber sein Jahrhundert war vermuthlich so wenig noch dazu reif, als das unsrige. Seine Ideen, durch ein solches Philantropin Dessau zu einem allgemeinen Zufluchtsorte der Tugend und zum Mittelpunkt Europens zu machen, waren vortreflich, grenzten aber an das Romanhafte. — Von den Brüder-Gemeinden war er sehr eingenommen, und hielt sie für die einzigen wahren christlichen Gemeinden. — In das Stammbuch eines Theologen hatte Basedow im Jahr 1779 geschrieben:

Der Geist der Wahrheit bess're bald
Die Kirchen jedes Ortes,
Ohn' alle zwingende Gewalt,
Durch Kraft des wahren Wortes!

Der Todestag dieses in so vieler Hinsicht großen Mannes, des Vaters der neuen Pädagogie (er starb am 28. Juli 1790, im 67sten Jahre, zu Magdeburg sehr sanft und als ein frommer Weltweiser), der eine „Philantropie" und „praktische Philosophie" schrieb, ein Philantropin dachte und stiften wollte und ein philantropisches Institut gründete, nach welcher der unvergeßbare Salzmann die noch blühende Schnepfenthaler Erziehungs-Anstalt schuf — sollte in allen deutschen Lehr- und Erziehungs-Anstalten jährlich gefeiert werden. — **—.

Die Jagd.

(Schluß.)

„Herr Erbprinz von **, Sie sind erkannt, wie Sie sehen!" so sprach jetzt der Herzog, und Flamthal machte eine kleine Pause in seiner Aengstlichkeit. — „Ew. Hoheit müssen schon entschuldigen, daß ich Ihr Incognito durchbreche!" so fuhr die Durchlaucht fort; „das Vergnügen, Sie in meinem Lande zu begrüßen, konnt' ich mir nicht versagen!" — Was war hier zu thun? Flamthal mußte sich zum Aeußersten entschließen. Mit der anmuthigsten Bescheidenheit erkundigte er sich: wie sein Costüm hieher komme? und erfuhr nun: daß die Frau Försterin die Ehre, einen Prinzen bewirthet zu haben, nicht geheim hielt, denn sie meinte: eine geheime Ehre sey eine Art von Schmach. So drang durch Plauderei das Geschichtchen bis zum Herzog, der, durch die feineren Manieren Flamthals verführt, ihm leicht Glauben schenkte, besonders da auch der angegebene Zweck der Vermummung nicht verschwiegen blieb: weil die Hofleute mit einigen Winken die Liebenswürdigkeit der Prinzessinnen mehr zu beleben gedachten. Um sich zu überzeugen, befahl der Herzog: die Kleider des Prinzen herbei zu schaffen, und diese wurden zufällig eine unverwerfliche Bestätigung; wahrscheinlich hatte der Theater-Direktor von einem Kammerdiener die abgelegten Kleider eines Prinzen gekauft, denn der Stern enthielt das Wappenzeichen und die Devise eines regierenden Hauses. — So löste sich die Einleitung dieses Intermezzos, dessen schleuniges Ende Flamthal sehnlich wünschte; der Herzog aber schien ganz andere Gedanken zu hegen. — Da es seinem Lande, das obgleich von keinem bedeutenden Umfange war, an einem künftigen Regenten nicht mangelte, sein politisches Gewicht aber noch geringer war, als sein Land, so fehlten die Werber um seine durchlauchtigen Töchter, und mit den vermehrten Jahren verminderte sich ihnen die Hoffnung zu einem Gemahl. Jede eröffnete Aussicht wurde demnach begierig verfolgt, und so, von vielen kleinen Fädchen gehalten, mußte der geängstigte Flamthal die Einladung zur heutigen Abendtafel annehmen und seine Toilette machen, so gut es gehen wollte. — Die halbe Verzweiflung erhöhte seine ohnehin leicht aufgeregte Laune, und sie kam in vollen Gang, als Herr von Schlukker und Benigna Fleder mit ehrfurchtvollem Entsetzen ihm jede etwaige Unbill abbaten; und ob nun gleich die Letztere in Trauer versetzt war, weil ihrer aufgehobenen Nonnenschaft schon wieder ein erträumter Liebhaber

entging, so fühlte sie sich dagegen zerknirscht von Dankbarkeit, als Flamthal sie bei der Tafel hoch rühmte wegen der guten Aufnahme in diesem Schlosse. Die Prinzessinnen aber wurden entzückt von der Unterhaltung; denn Flamthal wußte über tausend Dinge ein sehr ausgezeichnetes Nichts zu sagen, und sprach mit allem Aufwand seines Athems unter Anderem: von der Vortreflichkeit des Verfahrens, um ausländische Waaren auch das Geld ausländisch zu machen; von den erstaunlich klaren und humanen Ansichten des Barons von Gall über die absolute Geringfügigkeit der Nichtadlichen; über die hohe Christlichkeit der Juden-Verfolgung, die erstaunliche Höflichkeit der Literatur- und Theater-Rezensenten und die unbegreifliche Bescheidenheit selbst der miserabelsten Schauspieler; er detaillirte die höchst antike Auffassung in Grillparzers „Sappho" und die poetische Hoheit im „Hund des Aubry"; kam dann auf die viel versprechende Knabenhaftigkeit der neuen Altdeutschen; rechtfertigte die Laster des Tugendbundes; pries die Intelligenz der Inquisition und die Energie der Folter als die erhabensten Mittel: in allen Dingen eine Uebereinstimmung hervor zu bringen; drückte seine Freude aus über die vielen Ferial-Geschäfte des Bundestages; empfahl den Hunger als das beste Motiv, den Erfindungsgeist der Künstler zu nähren; bewies dann: daß unter allen Haupt- und Staats-Instituten ein Theater-Ballet das nothwendigste sey; daß eine schlechte Erziehung eigentlich das Leben erst recht mannigfaltig und interessant mache, und schloß seine Abhandlungen endlich mit einem Recept zu guter Schminke und den Angaben über die Scharfsinnigkeit und Phantasie in der Erfindung einer neuen Art von Papilloten. — Ganz außerordentlich amüsirt hob man die Tafel erst sehr spät auf, und nach Luft ringend stand endlich auch Flamthal in seinem Zimmer, wo er die, ihm zugeordnete Bedienung sogleich von sich entfernte und dann einen Brief an den Herzog schrieb. — Er vertraute ihm redlich den Anlaß zu seinem verwegenen Abentheuer, welches er mit dem Drange: sein geringes Talent als Schauspieler zu üben und durch die Lust, den gequälten Bauern zu helfen, einigermaßen zu entschuldigen suchte. Diesen Brief legte er auf den Tisch, trennte den ominösen Stern vom Rock, passirte nun durch das Fenster aus dem Zimmer, welches glücklicher Weise im unteren Geschoß lag, und so, sich glücklich preisend, daß er einer schauderhaften Aufklärung entgangen war, saß er nach einer Stunde, die erfrischende Nachtkühle einsaugend, auf demselben Baumstamm, bei welchem die erste Scene dieses Schwankes spielte. — Rings um ihn her beschien der Mond die Schlachtopfer seiner Politik — denn noch war es nicht möglich gewesen, die Jagdbeute überall weg zu schaffen — und Flamthal verglich das, in seiner Tasche klingende Geld mit den Subsidien, welche das brittische Handelsvolk oft nach allen Richtungen versandte, um ungefährdet Andere todt spekuliren zu können. So fand er sich und seine That selbst in moralischem Vortheil und beschloß nun, mit dem gewonnenen Sümmchen nach einer fernen großen Stadt zu ziehen, und dort sich einen Gewerbschein zu lösen auf bestellte und bezahlte öffentliche Anzeigen, als: Danksagungen für Aerzte, die unheilbare Kranke heilten; Bitten an Schauspieler und Schauspielerinnen, Rollen zu geben, die sie nicht spielen können und doch gern spielen möchten; Aufforderungen zur Wiederholung von Vorlesungen, die so leer waren, als der Saal, worin sie gehalten wurden, und zur Fortsetzung von Literatur-Erzeugnissen, bei denen Keiner den Anfang machte, sie zu kaufen. — Daneben gedenkt er auch seine fatalistische Idee für das Theater aus zu führen, doch, statt die türkischen Maximen zu versinnlichen, will er nun lieber den Hanswurst wieder auf die Bühne bringen, ob auch darüber Gottsched jetzt erst zu einem Geist würde, der ihm zürnend erschiene. Flamthal verspricht sich viel von einer Fatums-Pritsche, welche er, auf ächtdeutsche handfeste Weise, durch die mystifizirte Bühnen-Region will sausen lassen, und sollte diese Idee irgendwo zur Ausführung kommen, so ist Er der Schöpfer und Poet — welches bei den Alten gleichbedeutend war — wenn er sich auch, in bescheidener oder klüglicher Furcht, auf den Theater-Zetteln nicht nennen sollte.

F. W. Gubitz.

B u n t e s.

Ein junger christlicher Kaufmann rief neulich einen Juden von seiner Bekanntschaft an den Laden, und sagte ihm dann mit lachenden Geberden weiter nichts, als: „Hepp, hepp!" — Der Jude erwiederte: „Es ist doch jetzt so viel Streit über das „Hepp, hepp!" Wissen Sie denn, wo's herstammt?" — „Nein!" sagte Jener, „wissen Sie's?" — „O ja!" antwortete der Jude, „Straßenjungen sagen's! Leben Sie wohl!"

In einer Posse, die zu gesellschaftlichem Scherz gedichtet wurde, hat ein Rezensent Folgendes — vielleicht zuweilen Anwendbare — zu sagen:

Drei Traktätchen hab' ich gelesen,
Bin drei Mal im Schauspiel gewesen,
Und nun straft mein krit'scher Besen
Kecklich die, die nicht durch Spesen
Sich von meiner Faust erlösen.

Bei Neckereien, welche junge Leute mit einer veralteten Haushälterin trieben, entstand dieses Impromptü:

Mir fiel es ein, alt Suschen zu umfangen,
Alt-Suschen hielt mir Mund und Wange hin;
Doch ach! ich fand nicht Rosen auf den Wangen,
Wohl aber reichlich Dornen an dem Kinn.

Einem sehr mittelmäßigen Schauspieler, der einmal ganz naiv erklärte: „er wolle lieber schlecht gelobt, als ganz vortreflich getadelt seyn!" erwiederte Jemand eben so naiv: „Da haben Sie Recht, denn die einfache Wahrheit wäre das Härteste für Sie!"

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Herr Eßlair gab hier, in dem Zeitraum vom 7ten bis zum 23sten August, folgende zehn Gastrollen: „Hugo“ in der „Schuld“, „Kriegsrath Dallner“ in „Dienstpflicht“, „Wallenstein“ in „Wallensteins Tod“ (2mal), „Wirtburg“ in „Clementine“, „Ingurd“ (2mal), „Lear“, „Oberforster“ in dem Schauspiel: „Die Jäger“ und „Meinau“ in „Menschenhaß und Reue“. Bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne — als „Hugo“ in der „Schuld“ — mit Beifall begrüßt, fast bei jedem Abgang, und sehr oft nach einzelnen wirksamen Reden, allgemein beklatscht, auch jedesmal — bei „Clementine“ ausgenommen — nach dem Schluß des Stückes hervor gerufen, hat er in Berlin jene günstige Aufnahme gefunden, die theils sein großer Ruf zu bedingen schien, theils sein Talent forderte. — Wenn Niemand verkennen kann, daß Hr. Eßlair Eigenschaften besitze, die ihn in mehr als einer Hinsicht weit über viele seiner Genossen erheben, so ist anderer Seits nicht zu läugnen: daß der Ruf ihn hie und da überschätzte, daß man bei eigenem Anschauen in seiner Darstellung Mängel findet, die der Eifer seiner Lobredner übersah. Damit erweisen aber die Schmeichler dem Gefeierten einen schlimmen Dienst; die gespannteste Erwartung empfängt nun den Gepriesenen, und oft geschieht es dann, daß seine Leistung diese hohe Erwartung nicht ganz erfüllt. Darum sollte Jeder, der über Erscheinungen im Gebiete der Kunst öffentliche Berichte giebt, sich durch nichts befangen, sein Auge durch nichts blenden lassen. Was soll auch das falsche Maaß, nach dem Niemand messen kann? — Sagt ein Bericht-Erstatter über Hrn. E.: Er ist ein Mann von heller Einsicht und richtigem Gefühl, der den Dichter zu verstehen fähig ist und ihn in der Regel versteht; ein sehr geübter Schauspieler, dem die Natur die reichsten Mittel zum Zweck, die bewunderswürdigsten körperlichen Kräfte verlieh, so wird und muß dies der Unbefangene gern und willig unterschreiben, und noch hinzu setzen: daß er in einigen Rollen ausgezeichnet, in andern tadellos ist und daß er überall einzelne glänzende Momente hat. Lese ich aber von gänzlicher Makellosigkeit, von entschiedener Vollkommenheit, so sage ich — selbst auf die dreiste Gefahr, für den Verfasser des sehr albern erfundenen Briefes an Hrn. Eßlair, der diesen mit Verminderung seines Ruhmes bedrohte, wenn er ihm eine Unterstützung von 4 Friedrichsd'or versage, gehalten zu werden — dem ist nicht so! Bei den hiesigen Darstellungen des Gastes wurden folgende Schwächen bemerkt: Er betonte nicht selten unrichtig und zerstückte ohne Zweck die Perioden in einzelne Worte, namentlich geschah dies als „Hugo“ und „Wallenstein“; dann ließ er auch häufig über der Deklamation das Spiel fallen, und brachte zuweilen die Wahrheit dem Effekt zum Opfer: dies that er besonders bei den schroffen Uebergängen in der Rede, die er oft ohne Noth um der Wirkung willen macht; dies ist der Fall, wenn er als Wallenstein im zweiten Akte sich selbst persönlich entwaffnet, wo der Dichter ihn sagen läßt: „Es braucht der Waffen nicht“ (nämlich für das Heer), und wenn er, den Abgang zu verherrlichen, seine gewaltige Stimme zur Ungebühr anstrengt. Dies ist auch die schwache Stelle bei dem Gebet in seinem übrigens vortreflichen „Ingurd“. Das Gebet, mit dieser Leidenschaftlichkeit, und mit dem Uebermaaß des starken Schrei-Tones ausgestoßen, erinnert an Gellerts Fabel: „Ein Bettler kam mit bloßem Degen in eines reichen Mannes Haus u. s. w.“ So betet Ingurd nicht, so darf er, im Angesicht seines Heeres, nicht beten. Warum also die Grenzen der Natur weit überschreiten? Um die Riesenkraft der Brust zu bekunden und die Hände der Zuhörer in Bewegung zu setzen? Die spätere Anspannung bei der Beschwörung war ganz an ihrem Orte, und ergriff die Menge, welche diesen Grad der Kraft einer menschlichen Stimme und sterblicher Muskeln anstaunte, und mit Recht anstaunte. Vor Allem verdiente sein Spiel und der Ausdruck im Vortrage als „Ingurd“ in dem dritten Akt, wo er in einem Auftritte den Marduff zum Mord anweiset, gerechte Bewunderung. Wie er als „Hugo“ und „Wallenstein“, „Wirtburg“ und „Oberforster“ nicht selten das Spiel, den mimischen Ausdruck, gänzlich vernachlässigte, so war er als „Lear“ und „Meinau“ in jeder Hinsicht schätzbar, als „Dallner“ und „Ingurd“ — im Letzteren das Gebet ausgenommen — vorzüglich. In diesen beiden Ausstellungen bewahrte er seinen Ruf, und bewies: daß er viel vermag. Oft sah ich Iffland als „Dallner“; ich gestehe gern: daß, nach meinem Dafürhalten, in manchen Momenten Eßlair jenem Gefeierten den Rang streitig machte, und daß im „Ingurd“ der sonst so geschätzte Lemm hinter ihm zurück blieb, vorzugsweise in den letzten Akten, wo L. erschöpft schien, E. aber, durch Mäßigung seiner Kraft und durchdachtes inniges Spiel sich das Zeugniß gab: daß er bei voller Aufmerksamkeit richtig auf zu fassen und schöpferisch dar zu stellen vermag. Warum dies nicht überall geschieht? — Ey nun, die Frage ist eben so leicht aufgeworfen, als schwierig zu beantworten. Auch dem besten Maler gelingen nicht alle Gebilde; der Genius gehorcht nicht jeder Beschwörung so leicht, wie — Ingurds Höllengeist. Weiset man ihn aber sogar durch willkührliches Ueberschreiten der Wahrheit zurück, indem man hier durch zu grelles Licht chinesische Gemälde, und dort statt derselben nur eintönige Zeichnungen giebt, so läßt er dann sich um so weniger errufen. Darum eben ist Sophie Schröder unsere erste tragische Künstlerin, weil sie die Wahrheit der Wirkung vorzieht, und ihre Kunst, mit steter Achtsamkeit geübt, nur als Ausstellung einer großen, edlen Natur erscheint. Hr. E. steht, bei seinen schätzbaren Naturgaben, seiner oft vorzüglichen Deklamation, bei seiner auf Uebung beruhenden Sicherheit höher, als viele, sehr viele Schauspieler unserer Zeit, doch reicht er nicht bis zu der Vollendung einer Schröder hinan! — Pflicht ist es schließlich, zu erwähnen: daß der ehrenwerthe Gast bei seinen Leistungen von unsern hiesigen Künstlern sehr thätig und rühmlich unterstützt wurde, vorzugsweise in der „Schuld“ von Valeros (Hr. Lemm); im „Ingurd“ von Irma (Mad. Schröck); Brunhilde (Mad. Wolff), und Oscar (Mad. Stich); in „Dienstpflicht“ vom Secretair Dallner (Hr. Maurer); der Räthin (Mad. Schröck), Listar (Hr. Lemm) und Jallbring (Hr. Gern S.); in „Clementine“ von der Tochter (Mad. Schröck), Paul (Hr. Gern W.) und Jakob (Hr. Maurer); im „Lear“ von dem Hofnarren (Hr. Beschort); in den „Jägern“ von Anton (Hr. Rebenstein); auch Friederike (Demois. Franz) war herzlich und natürlich, und verdient, als Anfängerin, Ermunterung; in „Menschenhaß und Reue“ von Eulalia (Mad. Schröck), und im „Wallenstein“ von der Gräfin Terzky (Mad. Wolff), welche besonders in den letzten Auftritten sich erhob. Auch ward der Mehrzahl unter ihnen öffentliche Anerkennung, indem die Versammlung sie durch Beifallzeichen und Hervorrufen neben dem Fremden ehrte. **K. Stein.**

Benjamin Constant macht in der „Minerva“ dem Minister Pitt den gräßlichen Vorwurf: er habe im Winter 1789, als Frankreich dem Hungertode nahe war, durch allerlei Mittel dazu beigetragen, Mangel und Noth in dem unglücklichen Lande zu vermehren, um die Revolution, von welcher er sich so viele Vortheile für England versprach, befördern zu helfen. — Welche satanische Politik! (Morn. Chron.)

Ein junger Schreiber vom Lande, der Seiner Wohl-Weisheit, dem gestrengen Herrn Bürgermeister, die an ihn einlaufenden Berichte, Schreiben, Eingaben u. s. w. und eben so die Zeitungen vorlesen mußte, war es so gewohnt, in den Anfangs-Buchstaben S. W. W. die Worte: „Seiner Wohl-Weisheit“ zu sehen, daß er vor Kurzem las: „Der Prinz-Regent ist mit frischem Winde — Seiner Wohl-Weisheit ausgelaufen“. Es stand in der Zeitung: „mit frischem Winde (S. W. W.)“, welche abgekürzte Einklammerung Süd-West-Wind andeutet. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 10. September. 148stes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Art des Essens und der Mahlzeit bei verschiedenen Völkern.

Aus mancherlei klug ausgedachten Erfindungen, künstlichen Werken und ungewöhnlichen Hervorbringungen kann man den Grad der Kultur und den geistigen Zustand bei Völkern und einzelnen Gliedern erkennen; aber mehr noch aus der Art, wie Alle die Handlungen verrichten, welche in dem gewöhnlichen Leben sich täglich wiederholen und ohne die der roheste Wilde, wie der civilisirte Europäer oder Asiate nicht zu bestehen vermag. — Herr Ottbert machte heute diese Bemerkung, und da ich von ihm verlangte, mir eine solche Handlung näher zu bezeichnen, so entgegnete er: Schon die Art, wie Jeder ißt, kann uns nur zu deutlich zeigen, was er ist. Achten wir darauf, wie der Mensch dieses erste natürliche Bedürfniß befriedigt, so finden wir bei dem rohesten Wilden noch keine geordnete und an eine gewisse Zeit gebundene Mahlzeit; kaum nur, außer seinen Händen und Zähnen, Werkzeuge, womit er seine Speise zerlegt, die er auch mit thierischer Gier und Unersättlichkeit, roh oder nur wenig zubereitet, wie er sie vorfindet, genießt. Je mehr mit der Kultur des Menschen die Macht des geistigen Lebens in ihm steigt, tritt die Gier zurück; die Speise wird durch die Zubereitung gleichsam veredelt, sie wird nicht unmittelbar mit den Fingern selbst zum Munde geführt, Hände und Gesicht nicht dabei verunreinigt, oder wo jenes geschieht finden Waschungen vor und nach dem Mahle statt. Der Gesittete bindet diesen Genuß an eine gewisse festgesetzte Stunde, und hört auf zu essen, bevor die Eßbegierde ganz gestillt ist, und nur den verweichlichten Lüstling sehen wir hier wieder sich der Unersättlichkeit und Ueberfüllung mit künstlich reizenden Speisen hingeben.

Beobachten wir zuerst den rohesten von allen Menschen, den Buschhottentotten, bei seinem Mahle. Mit großer Lebendigkeit schildert uns Herr Lichtenstein solch einen essenden Wilden. Er versichert: daß ein Buschmann in Mienen und Geberden mehr einem Affen, als einem Menschen gleicht. „Besonders“ — sagt er — „der Eine, von wenigstens fünfzig Jahren, mit greisem Haar und spitzen Bart, Stirn, Nase, Wangen und Kinn mit tiefem schwarzen Schmutz überzogen und rund um die Augen mit einem weißen Ringe, den die vom Rauche stets überfließenden Thränen rein erhalten, hatte ganz die Physiognomie der kleinen blauen Affen aus dem Kafferlande. Was diesem Vergleich aber erst volle Wahrheit gab, war die Lebhaftigkeit der Augen und die Beweglichkeit der Augenbraunen, die sich bei jeder Veränderung der Miene mit auf und nieder zogen; auch die Nasenflügel und Mundwinkel, ja sogar die Ohren bewegten sich unwillkührlich mit. Als ihm nun vollends ein Stück Fleisch gebracht wurde, und er, von seiner sitzenden Stellung halb aufstehend, den Arm mißtrauisch lang darnach ausstreckte, es schnell zu sich zog und dann geschwind in das Feuer steckte, mit den Augen immer umher blitzend: ob auch Jemand es ihm

nehmen werde; da hätte man schwören sollen, er habe das Alles einem Affen abgelernt. Bald zog er das Fleisch wieder aus der Asche, wischte es eilig mit der rechten Hand auf dem linken Arm ab, fuhr damit nach dem Mund und riß mit den Zähnen große, mehr als halb rohe Bissen ab, die ich noch ganz die magere Kehle hinab gleiten sehen konnte. Endlich kam er auf Knochen und Sehnen, wo ihm seine Zähne den Dienst versagten; und nun erst bediente er sich eines am Halse hängenden Messers, womit er sich die, in den Zähnen gefaßten Bissen immer dicht vor dem Munde abschnitt, ohne sich in die Nase oder die Augen zu stechen. Nachdem der Knochen rein abgenagt war, steckte er ihn wieder ins Feuer, zerschlug dann zwischen zwei Steinen die Enden, zog das Mark aus und stopfte ihn unmittelbar darauf mit Taback. Ich bot ihm eine thönerne Pfeife, die er aber ausschlug. Den dicken Knochen nahm er in den Mund und schluckte den Rauch mit langen Zügen ein, wobei er die Augen zukniff, wie Jemand, der ein Glas köstlichen Weines mit dem größten Behagen austrinkt."

Auch eine abyssinische Mahlzeit bietet uns kein edles Bild dar. „Die vorzüglichsten Nahrungsmittel der Abyssinier" — sagt Bruce — „sind Kuchen aus Teffinehl, eine Art Brod ohne Sauerteig, die, groß und dünn, zugleich die Stelle der Teller vertreten. Drei oder vier derselben dienen gewöhnlich dem Gast zur Speise; unter diesen liegen vier oder fünf Kuchen von schwärzerer Art, die gewöhnlichen Brodte. An diese wischt man die Finger ab und hernach werden sie von den Bedienten gegessen. Der größte Leckerbissen der Abyssinier aber ist rohes Rindfleisch, welches einem noch lebenden Thiere, das man vor den Speisesaal führt, frisch und so künstlich aus dem Leibe geschnitten wird, daß das Thier, so viele Schmerzen es leidet, doch dabei am Leben bleibt. Solches Fleisch wird dann mit Ochsengalle beträufelt, mit Pfeffer und Salz gewürzt, und in großen Stücken begierig verschlungen. Dazu sitzt nun bei größeren Mahlzeiten immer ein Mann zwischen zwei Weibern, die ihm abwechselnd die Bissen in den Mund stopfen, welches er sodann erwiedert; und es gilt für vornehm, recht große Stücke in den Mund zu bringen und bei dem Käuen großes Geräusch zu machen; denn — sagen die Abyssinier — nur die Bettler essen kleine Bissen und die Diebe machen kein Geräusch bei der Mahlzeit." — Man hat die Glaubwürdigkeit Bruce's vielfach angegriffen; aber auch Salt, der in seiner ersten Reise diesem Manne so sehr widerspricht, stimmt in seiner zweiten — je vertrauter er selbst mit jenem Lande wurde — in vielen Dingen immer mehr mit den Nachrichten desselben überein, und erzählt ausdrücklich: wie mehrere Soldaten bei einem Streifzuge, auf dem sie sich einiger Stücke Vieh bemächtigten, aus dem Hintertheil einer Kuh, nahe an dem Schwanze, zwei Stücke Fleisch ausschnitten. Die Wunde näheten sie zu, bepflasterten sie mit Kuhmist und trieben das Thier weiter, während sie die noch rauchenden Scheiben unter sich vertheilten. Solche aus einem noch lebenden Thiere geschnittenen Stücke benennen aber die Abyssinier — nach Salt — mit dem hiefür eigenen Namen: Schulada.

„Die Essenszeiten" — erzählt Cook — „sind in Otaheiti sehr zahlreich. Die erste Mahlzeit, oder wenn man will, die letzte (denn sie legen sich darauf schlafen), wird um 2 Uhr des Morgens gehalten; die nächste um 8 Uhr; das Mittagsmahl gegen 11 Uhr, ein zweites und drittes um 2 und 5 Uhr, das Abendessen um 8 Uhr. Dabei finden einige sonderbare Gebräuche statt. Die Weiber, z. B. dürfen zu keiner Zeit mit den Männern essen; sie müssen sich nach einem besonderen Winkel des Hauses verfügen, und man versagt ihnen auch mehrentheils die besten Speisen: sie dürfen keine Schildkröten, keinen Albikor und ähnliche Fische, welche hier sehr beliebt sind, ferner keine von den delikateren Pisang-Arten anrühren, und nur selten gestattet man es selbst Damen von dem ersten Range, Schweinefleisch zu essen. Auch die Kinder von jedem Geschlecht essen besonders; die Weiber müssen überdies für sich selbst auftischen, denn ehe ein Mann ihnen diesen Dienst erwiese, möchten sie Hungers sterben."

(Der Schluß folgt.)

Lady Morgan.

(Nach dem Englischen.)

In der englischen schönen Literatur glänzen mehrere Frauen; die Namen Cowley, Inchbald, Radcliffe, Smith, Lee, Edgeworth, Tighe, Porter, Opie, Morgan sind nicht nur in ihrem Vaterlande, sie sind auch im Auslande berühmt geworden. — Lady Morgan zeigte in ihrer zarten Jugend eben so viel Geschmack als Talent für Malerei und Musik. Man hat ein Bändchen kleiner Gedichte von ihr, die sie vor ihrem vierzehnten Jahre schrieb. Zur Schriftstellerin, zur Roman-Dichterin machte sie aber die eiserne Nothwendigkeit. Ihr Vater, Robert Owenson — abstammend aus einer alten protestantischen Familie von gutem Adel, die sich unter der Regierung der Königin Elisabeth in der Provinz Connaught, in Irland, niedergelassen hatte — überließ sich sehr gewagten Spekulationen im Weinhandel und im Aufbau mehrerer Schauspielhäuser, wobei er das anfangs Gewonnene bald einbüßte und die Seinigen in große Verlegenheit stürzte. Hier zeigte sich die junge Miß Owenson in der ganzen Stärke ihres Charakters; sie entschloß sich schnell, durch Geistes-Arbeiten sich und ihren Vater unabhängig zu machen und mit ihren literarischen Talenten zu wuchern. Noch wenig mit der

Welt bekannt, bildete sie ihren ersten Roman („St. Clair") nach einem bekannten Muster; schöpfte aber schon den zweiten („Die Novize von St. Dominique") aus dem Reichthum ihres Gemüths, und bewährte sich im dritten „Glorwina oder die junge Irländerin" als Kennerin des Herzens, der Welt und ihres Vaterlandes. Seitdem blieb Irland der erwählte Schauplatz ihrer Novellen; sie verband Vaterlandsliebe mit Vaterlandsgeschichte und Politik, und wurde in ihren romantischen Darstellungen für Irland, was bald nach ihr Walter Scott für Schottland geworden ist. Und, in Wahrheit, die sogenannte gebildete Welt ist so abgeglättet und abgegriffen, daß, bei dem völligen Mangel an Originalität, nur noch Länder, wie Schottland und Irland — oder wie die Battuecas in Spanien — Stoff und Schauplätze zum Roman liefern können. Dies fühlte Lady Morgan; dazu kam noch bei ihr der Enthusiasmus für ihr Geburtsland und eine Vorliebe, die sich in allen ihren Schriften, in ihren „patriotischen Skizzen" und in einer Folge von Romanen — „Ida", „Der Missionär", „O'Donnel", „Der irländische Harfenist", und ganz besonders in ihrem letzten National-Roman „Florence Macarthy" — gezeigt hat — Ihr bekanntes Werk „über Frankreich" hat dort, wie in England, ein zu hartes Urtheil erfahren; dabei aber in beiden Ländern, und selbst in Amerika, schnell hinter einander mehrere Auflagen erlebt. Ihre Romane hatten das Glück, größtentheils sehr gut („Florence Macarthy" von Herrn Parisot ganz vorzüglich) übersetzt zu werden, und fanden im Allgemeinen bei den Ausländern mehr Beifall als bei ihren Landsleuten, denen sie nicht genug schmeicheln. — Im Jahr 1811 machte die damalige Miß Owenson, während eines Sommer-Besuchs bei dem Marquis Abercorn im nördlichen Irland, die Bekanntschaft des Ritters Sir Charles Morgan, Mitglied der Universität Cambridge und des königlichen medizinischen Collegiums, auch Verfasser mehrerer geschätzten Werke, besonders der „Skizzen der Philosophie des Lebens" (einer Nachahmung von Engels Philosophen für die Welt). Wechselseitige Neigung führte den Bund der Herzen herbei; sie vermählten sich bald nachher und ließen sich in Dublin nieder. — Lady Morgan ist kleiner Statur, zart gebaut, lebhaft, einnehmend und an Gestalt wie am Geiste äußerst liebenswürdig. Sie besitzt, bei einem ziemlichen Maaß von feiner Satyre und kritischer Laune, die seltene Gabe: gut und unterhaltend zu erzählen. In den letzteren Jahren hat sie sich auf ihren Reisen in Frankreich und Italien durch dieses Talent besonders empfohlen. — Bald nach ihren ersten literarischen Versuchen von feindseligen Journalisten, vorzüglich ihrer politischen Ansichten wegen, verfolgt, und sogar von Seiten ihrer Moralität angegriffen und hinsichtlich ihres gesellschaftlichen Lebens verläumdet, nahm sie öffentliche Rache an ihnen, und schrieb ein kleines satyrisches Schauspiel: „Der erste Versuch", welches in Dublin mit so großem Beifall aufgeführt wurde, daß der Raum während den Vorstellungen zu klein war. Ein edlerer Zug in ihrem Charakter ist die Rettung eines Postbeamten von der Todesstrafe. Der Unglückliche, von Armuth gedrängt, hatte ein Paar Briefe geöffnet und das Geld heraus gezogen. Nachdem er schon von den Geschwornen verurtheilt war, gewann sie von dem Präsidenten derselben ein Verzögern im Vollziehen des Urtheils und die Erlaubniß: den Schuldigen der königlichen Gnade empfehlen zu dürfen; ihre unwiderstehliche Bittschrift an den Vicekönig von Irland, Herzog Richmond, überwältigte sein Herz und die Todesstrafe wurde in Deportation verwandelt. Der Mann lebt jetzt in Botanybay mit seiner Familie von einem kleinen, aber ehrlichen Gewerbe.

S. H. Catel.

Anekdote.

Von einer Schaar Straßenjungen wurde ein alter Jude mit dem Rufe: „Hepp, hepp!" verfolgt; er zog ruhig seines Weges. Als die jungen Zeitgeistler ihren Zweck nicht erreichten, trat endlich Einer derselben dicht vor den Verfolgten hin, mit dem Ruf: „Jude Mauschel!" — und jetzt sagte der Geschmähte: „Hast recht, mein Sohn! die alten Moden sind immer besser, wie die neuen!"

A. Münde.

Impromptü an einen Freund.

(Nach dem Englischen des Lord Byron.)

Wenn aus dem Herzen, das die Trauer fühlt,
Sich düst're Schatten allzu hoch erheben,
Die Stirn sich wölkt, des Auges Thräne quillt,
Und meine Züge Schmerzen überbeben —
So acht' es nicht; — es muß vorüber zieh'n:
Denn ihren Kerker kennen die Gedanken;
Bald werden rückwärts, in die Brust sie flieh'n,
Und bleiben dort in ihren stummen Schranken.

Elise von Hohenhausen.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Der Mann von Genie weiß es am besten: daß er ein Thor ist. William Godwin.

Der Ehestand ist ein Begraben vor der Zeit. Königin Elisabeth v. England.

Sey stets dein eig'ner Herr und Knecht: das ist des Mittelstandes Recht. Lichtwer.

Lerne nur das Glück ergründen; denn das Glück ist immer da. Goethe.

Der Noth frei ist Niemand; der Seligste ist: wer die mindeste trägt. Sophokles.

Um so inniger freut die schöne That den Mann, je mehr sie ihm gekostet. Lucan.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beuthen in Nieder-Schlesien. Da nun doch einmal die Anfragen über die Morgensternsche Erbschaft fortgesetzt worden sind, beeile ich mich — unterrichtet durch die hiesige Justiz-Behörde — den Interessenten noch Folgendes mit zu theilen: Es ist allerdings — wenn auch nicht die, durch das Gerücht früher angegebene unglaublich große Summe — doch ein Erbschafts-Quantum von 3 Millionen Thalern vorhanden. Die Mehrheit der Erbberechtigten hat bereits dem Advokaten Herrn Lauckner, in Freiberg bei Dresden, die fernere Ausmittelung und Regulirung der Sache aufgetragen; an ihn sind also die ferneren Nachfragen zu richten. H. S.

Leipzig. Ein schauderhafter Vorfall gab uns vor einiger Zeit einen traurigen Stoff zur Unterhaltung: denn was diente uns nicht zur Unterhaltung? — N**, ein wohlgebildeter junger Mensch, aus einer hiesigen geachteten Familie, ermordete am 8ten August, Abends, in der Allee zwischen dem Peters- und Grimmaschen Thore, ein hübsches 19jähriges Freudenmädchen, mit dem er in Verbindung stand, durch 17 Messerstiche und 2 Hiebe. Die schrecklich gemißhandelte Unglückliche, deren Magen unter andern ganz durchstochen war, und der das abgebrochene Mordmesser mit einem Schraubestecke aus der Rückenwirbelsäule gezogen werden mußte, starb Tags darauf bei vollem Bewußtseyn. Der Mörder ging nach der That zu den Seinigen, erzählte sie ihnen und erklärte: er würde auch sie umbringen, wenn ihm nicht schon das Messer zerbrochen wäre. Gegen die Polizei und das Militair, welches ihn arretiren wollte, vertheidigte er sich mit Wuth. Da er sich übermannt sah, stürzte er sich ganz nackend drei hohe Stockwerke hinab in den gepflasterten Hof, fiel aber auf ein Wetterdach, das mit ihm herab brach, und trug — was fast unglaublich scheint — nicht die mindeste bedeutende Verletzung davon, so daß er schon am zweiten Tage darauf ohne Gefahr nach Wurzen, wo er unter dem dortigen Schützen-Bataillon steht, fortgebracht werden konnte. Eine Veranlassung zu jener Mordthat hat noch gar nicht entdeckt werden können; Eifersucht war es nicht. Seine Geschichte scheint einen traurigen Beleg (?) zu der oft schon aufgestellten und oft als parador verworfenen Behauptung zu geben: daß die Erziehung nur sehr wenig oder gar nicht auf die widerstrebende Natur einzuwirken vermöge. (?) Der junge Mann hatte die sorgsamste (?) Erziehung genossen, und war von den frühesten Kinderjahren bis zum Jünglings-Alter stets unter der Aufsicht der rechtschaffensten und geschicktesten Pädagogen gewesen; aber ein feindseliger Geist schien über ihm zu walten, der ihn schon in den Jahren, wo das Kind seiner kaum bewußt zu werden anfängt, (?) zu bösen Streichen trieb, und aller Bemühungen, ihn zu einem brauchbaren Menschen zu bilden, spottete; welches um so unbegreiflicher war, da er in ungereiztem Zustande sehr viel Gutmüthigkeit zeigte. Er sollte früher studiren, und erhielt allen dahin abzweckenden Unterricht; später gab man seinem Wunsche, Soldat zu werden, in der Hoffnung nach: die Strenge der militairischen Ordnung sollte ihn zu einem regelmäßigen Leben gewöhnen; aber auch diese Hoffnung täuschte. Wahrscheinlich endigt er nun auf dem Schaffot, obgleich eine psychologische Würdigung seiner Lebensgeschichte seinen Richtern manche Veranlassung zu Zweifeln über die Zurechnungs-Fähigkeit geben dürfte. — * —.

Ein Dr. K. hat über die Duelle und deren Gesetze geschrieben. Er bemerkt: daß es nicht gut seyn würde, wenn der Name des Mörders auf den Grabstein des Gefallenen gesetzt werde; dies reize nur den Familienhaß bis ins Unendliche. Sehr zweckmäßig findet er dagegen die Einrichtung in Egypten: wo der Mörder 24 Stunden mit seinem Schlachtopfer in ein und demselben Behältniß eingeschlossen wird. — Uebrigens — bemerkt er am Schluße seiner Schrift — wenn selbst die Kirche den großen berühmten Zweikampf heiligte, wo (im Jahr 1351) 30 Franzosen gegen 30 Britten eine ganze Volkssache entschieden, so müsse man auch am Ende jeden Zweikampf heiligen. Allerdings ersparten Jene die Aufopferung zweier ganzer Heere; allein, sey es einmal den Tapfern in Frankreich erlaubt, den Degen für die Ehre ihres Königs zu ziehen, so müsse es auch am Ende erlaubt seyn, ihn für die eigene Ehre zu ziehen, „denn die Ehre sey auch König von Frankreich!!" (Independ.) Wir wünschen, daß die Vernunft **Königin** werde, und man durch sie die wahre Ehre von dem, was der Schande ähnlich ist, unterscheiden lerne.

Zu Boston wurden am 2ten Juli d. J. **drei** Regenbogen zugleich gesehen; ein seltenes Phänomen. Ein ähnlicher Fall ereignete sich, wie Dr. Haller erzählt, zu Chester in England, im Jahr 1698. Die Ordnung der Farben ist in dem ersten und dritten Bogen dieselbe, im mittelsten umgekehrt. (Morn. Chron.)

In der Straße La Harpe soll jetzt ein Haus, unter dem Namen „Croix de fer" bekannt, eingerissen werden, um alle die alten Bauten ans Tageslicht zu bringen, welche einen Theil der ehemaligen Bäder des Julian ausmachen. Es ist der einzige Ueberbleibsel römischer Baukunst zu Paris, und scheint vom Kaiser Julian im vierten Jahrhundert (etwa im Jahr 357) erbaut zu seyn. Es ist nur noch ein großer gewölbter Saal davon übrig, über welchem sich ein Garten befindet. Im Jahr 1544 entdeckte man auch einen Wassergang, welcher das Wasser von Arcueil nach den Bädern hin leitete. Man glaubt: daß dieser Palast der Thermae von den französischen Königen erster und zweiter Linie (Einige meinen auch von der dritten) bewohnt wurde. Er soll nach dem Modell der Bäder des Diocletian zu Rom gebauet seyn. — Karl der Große verwies hieher seine beiden Töchter, welche eines unordentlichen Lebenswandels angeklagt waren. (Gaz. d. Fr.)

Vor einiger Zeit erschien zu Paris eine Lebensgeschichte des Poggio Bacciolini, Sekretairs der Päbste Bonifazius IX., Innocenz VII., Gregorius XII., Alexander V., Johann XXIII., Martins V., Eugen IV. und Nikolaus V. Von ihm stammt das Sprichwort: „Acht Päbsten zu dienen ist mehr als neun Teufeln!" (Indep.)

Martainville, der Herausgeber des „Drapeau blanc" erhielt vor einigen Tagen, nachdem er den Prozeß gegen die Frau des Marschall Brune gewonnen, auf einmal 5—6 Herausforderungen und zwar alle auf **eine** Stunde und für ganz verschiedene Orte. Er hielt es für gut, nirgend hin zu gehen, mit der naiven Erklärung: er wolle Keinen durch den Vorzug des Andern beleidigen. (Indep.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 11. September. 149stes Blatt.

Aus Fr. Dan. Schubarts Nachlasse.

Meinem Leibarzt Consbruch, zum neuen Jahr 1790.

Du, mein Aeskulap,
Der dem nahen Grab
Viele schon entriß,
Viele noch entreißt;
Mann von Herz und Geist,
Nimm dies Blatt und liß.

Dank dir, Consbruch, Dank!
War die Muse krank,
Matt ihr Flügelschwung:
O so fand dein Rath
Bald den Mithridat
Ihr zur Besserung.

Glück zum neuen Jahr!
Schubarts Wunsch ist wahr,
Ist nicht Modequark!
Sey gesund und frisch!
Wie im Teich der Fisch,
Reich an Blut und Mark!

Gold genug hast du!
Laune noch darzu,
Rosenroth getuscht —
Die dich rächen kann,
Wenn der Scharletan
Dir in's Handwerk pfuscht.

Setze den Trepan
Bei dem Narren an!
Flöß' Verstand ihm ein:
Dichtern von Genie
Widerrathe nie
Ihren lieben Wein.

Deiner Tugend Lohn
Komm auf Weib und Sohn,
Reich wie Sonnengold!
Und hiemit zum Schluß
Handschlag, Gruß und Kuß! —
Consbruch, sey mir hold!

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Schluß.)

Auch bei vielen andern Völkern ist es den Weibern nicht gestattet, mit ihren Männern zu essen; so bei den afrikanischen Mauren. In der Essenszeit — bemerkt Lempriere — sind sie sehr ordentlich. Gleich nach Tages-Anbruch nehmen sie ihr Frühstück zu sich, das gewöhnlich aus einer dünnen Suppe von Mehl und Wasser, nebst einem Kraute besteht, wodurch sie eine gelbe Farbe erhält. Das Gericht wird mitten zwischen die Gäste gesetzt, welche in einem Zirkel — mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, auf einer Decke oder der bloßen Erde sitzen. Wenn sie sich nun zuvor gewaschen haben, so macht sich Jeder mit seinem Löffel tapfer über die Schale her und ißt zur Abwechselung Brod und Obst dazu. Um 12 Uhr wird auf gleiche Weise zu Mittag gespeist, und hier besteht dann die Kost Aller, vom dem Fürsten bis zu dem Bauer, in dem Kuskusu — eine Art fester Brei von Körnern, gewöhnlich Reis mit Fleisch — das zugleich auf derselben Schüssel mit aufgetragen wird. Jeder langt mit seinen Fingern zu. Ein Diener wartet auf, und reicht von Zeit zu Zeit ein Handtuch und Wasser zum Waschen der Hände herum. Weil sie Messer und Gabel nicht kennen, so sieht man

nicht selten drei bis vier Personen ein Stück Fleisch in kleinere Stücke zerren, dann mit ihren Fingern den Brei umstören und eine ganze Hand voll auf einmal in den Mund stopfen; oder sie nehmen nur Weniges davon, und machen — nach Poiret — kleine Kügelchen daraus, die sie mit vieler Geschicklichkeit in den Mund zu werfen wissen. Mit Sonnenuntergang aber essen sie dasselbe Gericht wieder und das Abendessen ist eigentlich ihre Hauptmahlzeit. — Hierbei macht Ali-Bey die allgemeine Bemerkung: „Alle Muselmänner essen mit den Fingern der rechten Hand ohne Messer und Gabel, aus dem Grunde, weil der Prophet auch so aß. Diese den Christen auffallende Gewohnheit hat jedoch nichts Unbequemes oder Ekelhaftes; außer den gesetzlichen Abwaschungen, welche der Muselmann den Tag über verrichtet und wobei er sich die Hände wäscht, reinigt er sie auch, so oft er sich zu Tische setzt und so oft er gegessen hat, so daß sie immer reinlich sind. Ueberdies ist die Gewohnheit, die Speisen mit den Händen zu nehmen, sehr bequem. Was den Kuskusu anbelangt, so ist es Sitte, mehrere Körner in eine Kugel zu vereinigen und sie so in den Mund zu bringen."

In Indien ißt keine Caste mit der andern; und die Hindu's — berichtet uns Papi — haben weder Stühle noch Tische, sondern sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf Teppichen, Kissen und Matten. Hier verzehren sie ihre Mahlzeit, wobei sie die Speisen bloß mit den Händen zerlegen, ohne je von Messer und Gabel oder Servietten Gebrauch zu machen. Die Speisen selbst tragen sie in den großen und glatten Blättern des Bananen-Baumes auf, welche sie auf eine eben so geschickte als geschmackvolle Art wie Schüsseln formen, und die sie nach jedesmaligem Benutzen durch andere ersetzen. Sowohl vor als nach den Mahlzeiten pflegen sie sich sorgfältig zu waschen, und nichts übertrifft ihre Reinlichkeit in Hinsicht der Küchengeschirre, der Zubereitung der Speisen und des Ortes, wo sie dieselben verzehren. — Lord Valentia aber macht uns von einer Braminen-Mahlzeit, womit er von dem Pischwa zu Puna bewirthet wurde, die folgende Beschreibung: „Ein weißes Tuch war in dem Gemache ausgebreitet; auf demselben lagen so viele Pisang-Blätter, als Engländer zugegen waren; auf einem jeden stand eine Braminen-Mahlzeit, die aus gewöhnlichem und süßem Reis, einer zusammen gerollten und dünnen Pastete, Pastetenkuchen, Brod und Erbsen-Pudding bestand. Auf der einen Seite lag eine Reihe Confitüren, die wie Farben auf einem Maler-Brett aussahen; auf der andern standen sieben Arten von gekochten Gemüsen; Jeder hatte Reismilch und einige andere Getränke in kleinen Schüsseln von Pisang-Blättern vor sich; Alles war in seiner Art vortrefflich. Wir hatten die Vorsicht gehabt, Gabel, Löffel und Messer mit zu bringen, die wir gebrauchten, ohne Rücksicht auf unsern Wirth, der sich natürlich nicht verunreinigen und in unserer Gegenwart mit essen konnte."

Bei den Chinesen hat — nach Barrow — jeder Gast seinen besonderen Tisch; zuweilen sitzen zwei, aber nie mehr als vier Personen an einem Tische. Wer auf erhaltene Einladung bei der Gasterei nicht erscheinen kann, dem wird sein Theil von dem Mahle nach Hause geschickt, und das Maaß der Speisen steigt mit dem höheren Range dessen, dem sie geschickt werden. — Auch bei dem Mahle, womit der englische Gesandte, Graf von Macartney, bei dem chinesischen Kaiser beehrt wurde, saßen je zwei Gäste an einem Tisch. Von diesen nahm man, sobald sich alle Anwesenden gelagert hatten, die verhüllenden Decken ab, und es befand sich darunter ein köstliches Mahl verborgen. Die Tische hatten einen kleinen Umfang; aber auf jedem befand sich eine Pyramide über einander gestellter Schüsseln oder Näpfe mit unsäglich verschiedenartigen Fleischspeisen und Früchten. Auch für den Kaiser wurde eine Tafel vor seinen Thron getragen und er schien von der hingestellten Kost reichlich zu genießen. Alle Schüsseln und Tassen wurden ihm mit hoch über das Haupt erhabenen Händen zugetragen, gerade so, wie der Gesandte die goldene Briefbüchse hatte halten müssen. — Die Vornehmen bedienen sich in diesem Lande, statt unserer Messer, Löffel und Gabel, zweier Stäbchen von Elfenbein oder feinem Holze, während die Geringeren zu diesem Zweck sich an ihren bloßen Händen genügen lassen.

Von einem persischen Mahle aber macht uns Morier eine Beschreibung. Es fand dieses bei dem Minister Nahr-Dalla-Khan statt. Die Gäste nahmen auf den, vor ihnen ausgebreiteten Sofrals oder Matten Platz; man setzte Tröge mit Fleisch, Zuckerkuchen und Sorbets aller Art gefüllt, darauf, hernach Schüsseln mit Reis, je eine für zwei Gäste; dann Pillau's (Reisbrei mit Butter) und endlich eine Folge von verschiedenen Gerichten, welche für eine zehnmal größere Gesellschaft hingereicht hätten; und Morier schätzt, nach mäßiger Berechnung, die Zahl der Schüsseln, ohne die Sorbets, auf zwei Hundert. Alles wurde in Näpfen von dem feinsten chinesischen Porzellan aufgetragen; jeder Napf mit Sorbet hatte seinen langen Löffel, dessen Jeder sich nach der Reihe bediente. Die Perser beugen sich über die Schüsseln hin, und essen gierig und ohne Wahl Süßes und Bitteres, Fleisch und Fisch, Obst und Gemüse unter einander. Sie lieben das Eis sehr und essen während der Mahlzeit eine große Menge desselben; auch schätzen sie Gewürze und alle starke und stimulirende Ingredienzien hoch. Einer ihrer Lieblings-Sorbete besteht aus Zucker, Zimmt und ähnlichen Dingen. — Dabei rühmt Morier die während der Mahlzeit herrschende Stille als einen der angenehmsten Um-

stände der persischen Feste. Man hört hier nicht den Lärm von Tellern, Messern und Gabeln; man sieht keine unordentliche Bewegung der Lakaien; man bringt keine Gesundheiten aus; man ist nicht mit der Sorge, das Fleisch zu zerschneiden, beschäftigt. Kaum hört man einige Worte, Jeder hat sein Geschäft für sich; und ob man es gleich für schwer halten könnte, eine so große Zahl Schüsseln auf zu tragen, so geschieht doch Alles mit solcher Ordnung, daß die Schüsseln wie durch Zauber zu verschwinden scheinen. Ist Alles fort getragen, und sind die Matten zusammen gerollt, so werden Wasserkannen und Becken zu Reinigung der Hände und des Mundes gebracht. Die Plätze rechts der Gäste zeigen aber bis dahin noch einen lächerlichen Anblick; denn alle liegen voll von den verschiedenen Ueberbleibseln der mannigfaltigen Gerichte, von denen jedes mit einer Art von Kunst, auf welche die Mode Einfluß hat, nieder gelegt wird.

Dänische Volks-Sagen.

Nach der Sammlung von J. M. Thiele übersetzt.

1. Bröndhöy. (Mündliche Mittheilung.)

Eine Viertelmeile von Soröe liegt das ansehnliche Dorf Pedersborg, und nicht weit davon das Dorf Lyng. Zwischen diesen beiden Dörfern ist eine Anhöhe, Bröndhöy genannt, die von Zauberern bewohnt ist. Unter diesen war einmal ein alter mürrischer Zauberer, den die Andern Knurremurre nannten; denn er war oft Schuld, daß Lärm und Uneinigkeit in dem Hügel erregt wurde. Einst hatte dieser Knurremurre erfahren: daß sein junges Weib in Freundschaft und gutem Verständniß mit einem jungen Zauberer stand, welches der Alte so übel nahm, daß er sein Leben bedrohete. Der junge Zauberer fand es daher klüglich, aus dem Hügel zu fliehen, und, in eine rothe Katze verwandelt, begab er sich nach dem Dorfe Lyng, wo er sich unter dieser Gestalt bei einem armen Einwohner, Namens Plat, einschmeichelte. Dort lebte er eine geraume Zeit, erhielt täglich Milch und Grütze, und lag den ganzen langen Tag im Lehnstuhl hinter dem Ofen. — Eines Abends spät kam Plat heim, und da er in die Stube trat, saß die Katze auf ihrem gewöhnlichen Platz, fraß Mehlbrei aus einem Topf und leckte sich die Pfoten. „Nun, Mutter!“ fing der Mann an, „will ich dir erzählen, was mir unterweges begegnet ist. Da ich bei Bröndhöy vorbei ging, kam ein Zauberer heraus, rief mich an und sagte: Höre, Plat! sage deiner Katze: daß Knurremurre todt ist!“ — Bei diesen Worten erhob sich die Katze auf ihre Hinterbeine, ließ den Topf fahren, und, indem sie sich aus der Thür schlich, sagte sie: „Was? ist Knurremurre todt? So muß ich schleunigst nach Hause eilen!“ —

2. Die Insel Bogöe.

In der Mitte zwischen Seeland, Falster und Möen liegt eine kleine Insel, Bogöe. Auf derselben waren vor Zeiten zwei große Wälder, Oester- und Westerskou, oder das Oster- und Westerholz, von denen nur noch geringe Spuren übrig sind. Der letzte König zu Wallisöe (Waaelse auf Falster) war König Hans. Er bezog einmal den König von Bogöe mit Krieg, segelte des Nachts hinüber und legte sich mit seiner Flotte gerade vor das Schloß. Von diesem sieht man noch die Ruinen, die Hofgaarden genannt werden. (Jonges Danmarks Chorographie, S. 380.) Als nun der König von Bogöe das Fenster in seiner Schlafkammer öffnete und die feindliche Flotte gewahrte, so bat er um Frieden; indem aber spannte König Hans seinen Bogen und schoß ihm einen Pfeil tief in die Brust. Da flehte die Königin von Bogöe um Waffenstillstand, während sie ihren Herrn begraben ließ; und König Hans kam selbst ans Land und folgte der Leiche des Königs. Die Königin lud ihn ins Schloß, und dort bat sie sich von ihm aus: daß sie die Insel so lange behalten dürfe, bis die Saat, die sie aussäen wolle, vollkommen reif sey. Dieses gewährte ihr der König Hans und segelte nach Falster zurück. Allein die schlaue Königin säete Eicheln und Buchen, und aus ihnen erwuchsen jene beiden Gehölze. Im folgenden Jahr kam König Hans von Falster; da er aber erfuhr, welche Art Saamen sie ausgesäet hatte, blieb er seinem Versprechen getreu und segelte nach Falster zurück; als die Königin starb, ward ihr Sohn Herr der Insel. Fr. Lenburg.

Allerlei.

Der englische Admiral Torrington führte immer seine Geliebte in Mannskleidern mit sich. Einst hätte er die feindliche Flotte verderben können, gebot aber: mit dem Lösen der Kanonen inne zu halten, weil seine Maitresse darüber in Ohnmacht fiel. (S. l'Atalantis, 1713.)

Der hitzige polnische Großkanzler Zamosky schrieb unter Anderem an den König von Schweden, Carl IX.: „Er läge, und solle sich zum Zweikampf einfinden.“ — Der König antwortete: „Er würde, wenn der Großkanzler ihm an Stand und Würde gleich wäre, das Duell nicht ausschlagen, sondern ihn mit einem guten Prügel ablohnen, so daß er lebenslang sein gedenken sollte. Da aber Zamosky ein Schreiber sey, so rathe er ihm: statt der Waffen die Feder zu ergreifen, und vermöge dieser mit Seinesgleichen zu streiten.“ (S. Literae procerum Europae, I Thl. S. 940.)

Cervantes war Sekretair bei dem Herzog von Alba. Die verächtliche Behandlung, welche er, als Gelehrter, vom Herzog von Lerma erfuhr, bewog ihn, die Satyre „Don Quixote“ zu schreiben. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Cöln, am Rhein. Die Künste dürfen das Fest der Wiedergeburt der Glasmalerei feiern! Lange trauerte man um den Verlust dieser schönen, in ihrer Anwendung so erhabenen Kunst; doch niemals **ganz** verzweifelnd an ihrer Auferstehung, wie die vielfältigen, immer aber mißglückten Versuche — besonders der Deutschen — seit Wolfgang Baumgartner, diesem großen und letzten Meister derselben, beweisen. — Der Zeitpunkt ist endlich gekommen, in welchem die leise Hoffnung erfüllt werden sollte; und abermals ist es ein Deutscher, dem wir dies verdanken. — **Reiner Birrenbach** in Cöln am Rhein, geboren im April 1766, der sich von Jugend auf der Malerkunst in Oel- und Wasserfarben widmete, und auch darin über das Mittelmäßige sich zu erheben wußte, faßte, bereits vor zwanzig Jahren, den Vorsatz, die alte Glasmalerei, wie viele Zeit und Entbehrungen es auch kosten möge, wieder hervor zu rufen. Darum trieb er die erlernte Kunst nur, um seinen Unterhalt zu gewinnen; darum widerstand er selbst den Reizungen des ehelichen Lebens, um ganz und einzig dem verdienstlichen Zwecke sich hingeben, und fast in klösterlicher Einsamkeit jede Stunde für sein Ziel benutzen zu können. Sein unermüdeter Eifer, seine eiserne Auskauer, und unzählige, zum Theil kostspielige Versuche sollten nicht unbelohnt bleiben. Schon vor vier Jahren kam er so weit, daß er überzeugt wurde: die Grundzüge des Geheimnisses entdeckt zu haben. Wie Paracelsus den Stein der Weisen, so suchte Birrenbach überall sein Kunst-Juweel; aber richtiger wie Jener hatte er gerechnet, und sah seine Hoffnungen sich erweitern bis zur Erfüllung. Feinheit der Züge, sanfte Verschmelzung der Schattirungen, und besonders die Dämpfung der Lichter, demnächst aber die durch das heftigste Feuer bewirkte vollkommenste Vereinigung der Farben mit dem Glase, waren die Haupt-Erfolge der neuen Erfindung. Ein glänzendes Kolorit, so wünschenswerth es auch gleich anfangs seyn mochte, durfte hier doch nur als Nebensache seine Anfoderungen machen; denn war jenes da, mußte dieses der Vervollkommnung, fast wie von selbst, mit raschen Schritten entgegen gehen. — Während des Congresses in Aachen sandte der Künstler die ersten Proben seiner Erfindung dahin; mit Wohlgefallen wurden sie aufgenommen, und mehrere Freunde und Beförderer der Kunst, unter andern der hochsinnige Minister **von Altenstein**, ermunterten den Künstler durch Ankauf dieser Proben, und erhoben seinen Eifer mit wohlthuenden Aeußerungen in dem Grade, daß er mit erneuertem Muthe arbeitete, und die Ausbeute seines Fleißes im vorigen Jahre dem Minister für Gewerbe und Handel, **Grafen von Bülow**, übersandte. Diesem verehrten Staatsmanne war es vorbehalten, durch eine außergewöhnliche Belohnung die vielfältigen Aufopferungen des Greises einigermaßen zu vergüten. In den belebendsten Ausdrücken wies er ihm ein Geschenk von 400 Rthlr. an, das den Künstler in den Stand setzte, seine Versuche nun auch auf den Farbenglanz auszudehnen, der besonders in der Purpurfarbe und dem Lazurblau äußerst kostspielig wird. Die Bereitung des Glases und der verschiedenen Farben, die Manieren wie sie aufgetragen und eingebrannt werden, sind eben so viel verschiedene Wissenschaften, deren gründliche Kenntniß nur durch vielfältige Erfahrung gewonnen werden kann. Nimmt der Künstler, welcher gegenwärtig das 53ste Jahr erreicht hat, sein Geheimniß nicht mit ins Grab: so läßt sich wohl erwarten, daß nun die Bahn gebrochen sey, auf welcher seine Nachfolger der höchsten Vollendung entgegen schreiten können. — In Vereinigung mit dem ganzen Style der gothischen Baukunst, verbreitet das gemalte Glasfenster ein magisches, heiliges Helldunkel über die Gegenstände, welche dadurch beleuchtet werden; man fühlt sich gleichsam in eine andere schönere Region des Lichts versetzt, und dadurch der Gottheit näher gerückt. Wer konnte dies leugnen, der nur ein einziges Mal in den Kirchengewölben Cölns, Goudas, Lüttichs, Brüssels und anderer Städte, wo man Glas-Malereien besitzt, diese sah? Wer sollte sich nicht freuen, diese Kunst neu und kräftig aus ihrem Grabe erstanden zu sehen! — Ehre dem Künstler! — und Ehre dem deutschen Volk, das, rastlos in Erforschungen und Erfindungen, auch von Widerwärtigkeiten sich nicht abschrecken läßt! S***.

Literatur: „Bruder Gaukelwind,“ Roman von Karl Stein; (Berlin, bei C. A. Stuhr.) Die Aufgabe, einen komischen Roman — wofür dieser ohne Zweifel gelten muß — zu liefern, ist nicht leicht, und eben darum verdient ein Buch dieser Art, wenn es nur einigermaßen gelungen ist, bekannt und den Freunden einer heiteren Unterhaltung empfohlen zu werden. Zwar sind im Bruder Gaukelwind alle strengen Anforderungen der Kritik z. B. die der psychologischen Tiefe in der Darstellung, nicht erfüllt, aber mehrere Charaktere sind lebenswürkig gezeichnet und gehalten; vorzugsweise belustigen die Menschen durch die ihnen mitgetheilte muntere Laune, und ihr ergötzliches Verhalten in den pikanten Situationen, in welche sie versetzt werden. Vor Allen hat mir der Schauspieler „Waller,“ der stets aus Schillers und Shakspeare's Dramen Tiraden und Verse rezitirt, und der mystisch frömmelnde Haushofmeister „Heimeler“ wohl gefallen. Beide Figuren sind neu. Die Handlung greift lebendig in einander und spannt die Erwartung ungemein; die Begebenheiten gehen so heiter als rasch vorüber, und die Entwickelung befriedigt vollkommen. Das Aeußere des Werkchens, das ein artiges Titelkupfer von **Meno Haas** hat, ist recht empfehlend. F. . f.

Ein Pfarrer in Frankreich, welcher sich in Wohlhabenheit befindet, aber von seiner sehr kleinen, und armen Gemeine bisher einen jährlichen Zuschuß von etwa 200 Franken theils in freiwilligen baaren Beiträgen, theils in Naturalien eintrieb, hatte im Jahre 1818, nach seiner Angabe, nur 160 Franken erhalten und ließ sogleich durch den Schulmeister und durch seine Magd den Gemeinde-Mitgliedern erklären: daß, wenn er das (an 200 Franken) Fehlende nicht nachbekäme, sey es baar oder in Natural-Gegenständen, so werde er die Kirche schließen, und weder Gottesdienst noch sonst ein kirchliches Amt verrichten. Dies hält der Mann Gottes nun bereits seit 6 Monaten, so daß die armen Schäflein der Heerde sich auf benachbarter Flur einen neuen Hirten suchen müssen, wenn sie dem ewigen Feuer entgehen wollen!! (Constitut.) Hoffentlich wird die Gemeinde begreifen: daß die Lehren jenes Mannes, der so schlechtes Beispiel giebt, keine 160 Franken, viel weniger also noch 40 Franken Nachschuß werth sind.

Jemand, der unlängst das Bicêtre zu Paris besuchte, fand unter den Wahnsinnigen **sechs**, welche sich **König**, und **sechs**, welche sich **Gott** zu seyn dünkten. Unter Anderen fand der Herumgeführte gleich anfangs auch einen langen hagern Mann, der einige Rechtsformeln her murmelte, und darauf hinzu setzte: „Nichts als Liebe zum Gelde! Keine Tugend mehr auf der ganzen Welt!“ Es war ein ehemaliger Richter, der aus Liebe zum schönen Geschlecht den Verstand verloren hatte. Der Erzähler bemerkt: „er habe keinen Richter gefunden, der aus Liebe zur Gerechtigkeit den Verstand verloren hätte, obwohl diese doch spröder sey in den Rechts-Bezeugungen als irgend eine Schöne mit ihren Gunst-Bezeugungen.“ (Constitut.)

Im russischen Reiche hat man jetzt 58 geistliche Schulen; darunter sind 4 Universitäten, 56 Seminarien und 18 Schulen zweiten Ranges. Außer der Religion lehrt man daselbst auch die russische Sprache und Arithmetik und mehr als 26,000 junge Leute erhalten so auf Kosten der Regierung Unterricht. Die Zahl der Studirenden auf den Universitäten beträgt 4000, welche unter 50 Professoren stehen; die der Seminaristen 20000, mit 207 Professoren, und die der gewöhnlichen Schüler 2000 mit 80 Lehrern. (Gaz. d Fr.)

Beilage: Blatt d. Ankündigungen No. XVI.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 13. September. 150stes Blatt.

Der Margarethen-Brunnen.

Von Amalie von Helt.

Das Räderwerk der Wanduhr im einsamen Müllerhause hob schnarrend aus, sechs helsere Schläge tönten durch das Gemach und weckten die alternde Muhme aus sanftem Schlummer. Sich recht behaglich im weich gepolsterten Stuhl zurück lehnend, saß sie noch ein Weilchen still ruhend; dann aber beugte sie sich zur verlöschenden Gluth im Kamin, schürte die Kohlen zusammen, legte trockene Reiser darauf, und blies sorglich in die kleinen bläulichen Flammen, bis die helle Lohe empor schlug. — Anna aber, des Müllers holde Tochter, schob ihr Rädchen zur Seite, und schaute, zum Fenster tretend, in den dämmernden Abend hinaus. Wie sie nun den Blick bald nach dem nahen Forst wandte, durch den der Sturm wild und schauerlich heulte; bald ihn auf das schäumende Wasser gerichtet hielt, das sich in brausenden Wogen über die schwarzen Mühlräder stürzte und dann in weißlichen Wellen an ihrem Fenster hinfloß, ward ihr ganz bang und beklommen. Sie mußte an die Tage ihrer Kindheit denken: wie da die unlängst verstorbene Mutter mit ihr oft an demselben Fenster stand und sie dann mit liebevoller Besorgniß ermahnte: ja recht vorsichtig über das Brückchen zu gehen, das jetzt nun schwarz und schmal, wie der Mutter Sarg, vor ihren Blicken lag. Der weiße Wogenschaum, der so langsam unter den dunkeln Brettern hervor wallte, erschien ihr wie der Mutter Leichentuch, und die schwankenden Weiden, welche zu den beiden Seiten des Ufers standen, riefen ihr das Bild des Leichenzuges zurück. — Während nun Anna in so düsteren Träumen versank, hatte sich Muhme Barbe erhoben, den blank gescheuerten Leuchter vom nußbraunen Spind genommen und das Licht angezündet, dessen Flamme hell durch das nette reinliche Stübchen leuchtete. Als aber dennoch die sonst so fleißige Anna nicht zu ihrer Arbeit kam, ja, wie es der Alten schien: sie vernehme vom Fenster her ein leises Weinen, da sagte sie, freundlich zu ihrem Liebling hin tretend: „Kind, Kind! was treibst Du mir denn hier?“ — Als aber Anna klagend flüsterte: „Ich hab' einmal wieder recht herzlich an die selige Mutter gedacht!“ — legte Barbe die Hände, wie segnend, auf des Mädchens Haupt, und Beide gingen darauf still zu ihrem verlassenen Platz zurück. — Eine Weile waren Anna's leise schnurrendes Rädchen und der Schlag der Wanduhr das einzige Geräusch im stillen Gemach gewesen; jetzt aber öffnete Anna die rosigen Lippen und sagte bittend zur Alten: „Liebe Muhme! mir ist's heute recht traurig zu Sinne, erzählt mir doch etwas; Ihr stellt Einem Alles so lebendig vor, daß man meinen sollte: man habe es selbst erlebt; thut's immer! Ich vergesse dann wohl das eigene Leid und auch die Arbeit geht mir rascher von der Hand.“ — Muhme Barbe nickte wohlgefällig und bejahend, zog ihren Stuhl näher zum Tisch und sprach: „Du kennst ja wohl das alte, nun fast verfallene Schloß, das sich in wunderlicher Bauart auf dem Eichler-Berg erhebt — so auch den Margarethen-Brunnen bei unserem Bleichplatz? — nun sieh, Kind,

davon will ich Dir heute erzählen. — Hier unten im Mühlengrunde lebte, vor vielen Jahren, die schöne Margarethe im Hause ihres Vaters, der weit und breit der reiche Müller genannt ward; dieser nun ließ das Mädchen, sein einziges Kind, fein und sittsam erziehen, und sie wuchs auch recht zur Freude seines Herzens auf. Im hohen Schloß aber, auf dem Eichler-Berge, hauste ein Junker, gar stattlich von Gestalt und Manieren; aber dennoch ins Geheim recht an Gemüth und Seele verderbt. Der hörte nun von der schönen Margarethe und beschloß um ihr Herz zu werben, obgleich er wohl wußte: daß er sie nie als ehrsame Hausfrau würde in sein Schloß führen können. Das kümmerte ihn auch nicht; er versprach sich Freude für den Augenblick, und so legte er die Kleider seines Jägers an, und stieg, zwar nur als ein gemeiner Forstmann, aber bildschön, zu dem Mühlengrund nieder. Margarethchens Bleichplatz mochte ohngefähr da seyn, wo jetzt auch unsere Leinwand im hohen Grase ausgespannt ist; denn sie stand gerade am Brunnen, Wasser zu schöpfen, als Junker Kunibert, von zwei großen weißen Doggen umsprungen, zu ihr trat, und in gar zierlichen Worten sie um einen Trunk frisches Wasser in seine Jagdflasche ansprach. Dazu funkelten seine großen schwarzen Augen so freundlich und bedeutsam auf das Mädchen hin, daß sie sittsam die Wimpern senkte, und, bis zu den Schläfen erröthend, sich beugte, um den Eimer vollends herauf zu winden und seinem Wunsch Genüge zu leisten. — Wie nun seine Flasche mit dem krystallhellen Wasser gefüllt war, ging er davon, artig dankend. Aber das blühende, hoch erröthende Mädchen mit den dunkeln gesenkten Augenwimpern mußte ihm wohl recht ausnehmend lieblich erschienen seyn, denn ihr Bild verfolgte ihn ohne Rast, und als Margarethchen am folgenden Abend hinaus ging, das Linnen zu wenden, da kam auch Junker Kunibert in seiner Jägertracht daher. Der Jungfrau Herz schlug gar gewaltig, als sie ihn in der Ferne erkannte; denn sie hatte sich wohl seinen sittigen Gruß und Dank im Stillen wiederholt, und auch heute schon, recht als warte sie auf ihn, nach der Gegend hin geschaut, woher er gestern kam. Wie er aber nun schlank und hoch aus dem dunkeln Waldesgesträuch hervor schritt, da war ihr, als müsse sie gleich die kaum begonnene Arbeit unvollendet liegen lassen und dem Vaterhause zueilen: es mochte wohl ihr Schutzgeist seyn, der warnend in ihr sprach; aber Margarethchen vernahm seine Stimme nicht deutlich vor dem lauten Schlagen ihres Herzens, und verweilte. Kunibert trat auch alsobald zu ihr mit freundlichem Gruß, pries sich in schönen wohlgesetzten Worten glücklich: sie heute wieder zu finden, und sprach seltsamlich von dem Zauberwasser, das sie ihm gestern gereicht habe und das ihn nun immer wieder mit namenloser Sehnsucht zu ihr hinziehe. — Margarethens armes Herz mußte schon sehr bethört seyn, denn ihr war, als verstehe sie des Waldmanns ungereimte Rede, ja als läge recht tiefer Sinn darinnen. Sie hatte manch schönes Buch gelesen, wußte auch zu antworten, und Beide vergnügten sich so an ihrem wunderlichen Gespräch, daß der Abendstern herauf zog, als Margarethchen endlich heim ging, von dem Jäger begleitet, der nahe bei ihres Vaters Wohnung erst von ihr schied. — Morgen, sagte Kunibert, morgen sehe ich Euch wieder! — Margarethe schwieg; wie er aber die großen schönen Augen so bittend und trauernd auf sie richtete, da nickte sie anmuthig: Ja! und hüpfte dann flink und behend über das schwankende Brückchen. — Margarethchen sah nun ihren Kunibert fast täglich, ohne daß der alte Vater darum wußte, und ohne zu ahnen: daß er der reiche Schloß-Besitzer vom Eichler-Berge sey. Der Sommer ging hin, der Herbst nahte heran, das grüne Laub verblich, und schon sanken einzelne Blätter von den Bäumen; da trieb die Furcht: der Winter möchte Margarethen daheim halten, den Junker an, auf andere Wege zu sinnen, wo er sie sehen könne. Der alte Müller war oft auf dem Eichlerberger-Schloß gewesen und kannte den Besitzer wohl, darum mochte der Junker nicht unter dessen friedliches Dach treten. Margarethen aber hatte er, nach seiner Art, recht lieb gewonnen, er mochte sich nicht von ihr trennen; auch glaubte er, sie liebe ihn nun schon genug und werde sich seiner Bitte: mit ihm zu entfliehen, ergeben. So schwatzte er ihr denn viel von seinem harten Vater vor, den er zu haben vorgab, und der ihn zu einer Heirath mit einer reichen Pächterin zwingen wollte; wie er sie aber recht aus ganzer Seele liebe und nun und nimmer von ihr lassen werde. Margarethe hatte unter heißen Thränen, doch gar gern zugehört; als sie aber nun den Vorschlag vernahm: daß sie ihren alten Vater verlassen und heimlich mit ihm ziehen sollte: da wiegte sie, heftig verneinend, das schöne Haupt und hob bittend die gefalteten Hände zu ihm auf, so daß sie, in ihrem großen Schmerz, recht wie ein Engelsbild an zu sehen seyn mochte. Kunibert aber sah nur das schöne Mädchen und schwur: er werde sich in des Brunnens Tiefe stürzen, wenn sie sich nicht entschlösse, ihm zu folgen. Da streckte Margarethe knieend die weißen Arme, wie zum Schutz, über des Brunnens Rand, und sprach flehende, beschwörende Worte zu ihm auf; er aber zog sie mit wilder Hast an sein Herz. Margarethe! sagte er stürmisch, morgen um diese Stunde erwart' ich Dich hier zur Reise fertig; kommst Du nicht, so hast Du mich heute zum letzten Mal gesehen; gedenk' an meinen Schwur und glaube: daß ich ihn halte! — Darauf ließ er das zitternde Mädchen aus seinen Armen, und eilte hinweg, ohne ihre Antwort zu erwarten. (Die Fortsetzung folgt.)

Aufrichtigkeiten.

In der zu Stuttgart erscheinenden „Tribüne" (warum ist zu einer deutschen Zeitschrift keine deutsche Benennung gewählt?) liest man — bei Erwähnung einer unsinnigen französischen Schrift über revolutionaire Grundsätze in Deutschland — folgenden Schluß-Satz: „In ganz Deutschland giebt es keine einzige wahrhaft tyrannische Regierung, die sich Maaßregeln zu Schulden kommen ließe, welche zu Verschwörungen Anlaß geben. Einige können fehlen, und dies geschieht mehr aus Verlegenheit, als aus despotischer Herrschsucht; aber im Ganzen offenbaren sie so viel Rechtlichkeit, Liebe zum Volke und gutmüthige Popularität, daß nur Wahnsinnige sich einbilden können: das Volk durch Verschwörungen gegen solche Regierungen auf zu wiegeln." — Gewiß muß dies Jeder unterschreiben, der die Persönlichkeiten der deutschen Fürsten erkannte, von denen zuletzt — selbst bei Verfassungen — doch Alles abhängt. Voraus gesagt: daß ich überall Verfassungen wünsche, so ist mir die Stetigkeit derselben doch immer nur eine Sage geblieben, wie oft ich auch die Geschichte darüber befragte. Je nachdem Sitte oder Ausartung in der Menge war, hat sich jetzt dieses, dann jenes Gesetz der Beherrschung als glücklich oder unglücklich dargethan, und Alles, selbst das Beste, wird vorübergehend bleiben, so lange man die Menschen nicht durch Grundsätze in sich fest stellt. Wo man gewohnt ist, das Glück immer nur draußen zu suchen, da hält nicht Liebe und nicht Furcht ab von sinnlosen Streichen, die jedoch ohne alle Thatkraft sind, obgleich sie Alles verletzen. Unter solchen Umständen würde auch das höchste Ideal, wenn wir es errungen hätten, zwecklos werden; denn allem Guten sind Schlingen gelegt, wo nicht in jeder Lehre die Basis sich findet: daß allein Vernünftiges bestehen kann. Wie aber wollen Regierungen über den Leichtsinn der Menge klagen, wenn sie sogar Bestandloses in den Lehren — sowohl in den religiösen als staatswesentlichen — dulden? Man gehe mit den Menschen, so früh als möglich, recht ehrlich um, und auch im Großen wird sich die Erfahrung bewähren: daß man damit am weitesten kommt und die Form dann sehr geringen Einfluß hat. Die Geschichte kennt nur eine schlechte Regierungs-Art, und dies ist — die schwankende: wo kein Mensch weiß, wer regiert, und Jeder sich aus Bequemlichkeit immer wieder eine sogenannte „rechte Hand" hält, bis Alles in unrechten Händen und nirgend mehr ein Kopf zu spüren ist. — So geht dann auch die achtungswertheste Persönlichkeit eines Fürsten völlig verloren, und seine Werkzeuge betrügen ihn um das schönste, oft schon verdiente Kapital: die Liebe des Volkes; wodurch dann jedem Zwiespalt die Bahn geöffnet wird. Aber die Menge unter den Deutschen geht doch fast immer nicht weiter, als daß sie mit ihrem Grolle die Kraft, welche einen guten Fürsten in Netze verwickelten, wo er im Rechten unthätig und in kleinlichen Bewegungen würdelos erscheint.

Laut dem „Allgemeinen Anzeiger" (Nr. 252) giebt es in einem deutschen Staat einen — dem Schein nach schon angenommenen — Organisations-Plan für Gymnasien, in der Handschrift sechszehn Bogen enthaltend, welcher bestimmt: „daß die französische Sprache nicht mehr Gegenstand des Unterrichts sey, Archäologie ganz, Religions-Unterricht in den oberen Klassen weg falle." — Es ist daran nicht zu glauben; die französische Sprache ist, wie die Archäologie — jene eine für den Lebens-Verkehr nothwendige, diese eine zum Studium erforderliche Wissenschaft. Was aber die Religion betrifft, so bleibt sie wenigstens als geschichtliche Forschung durchaus unerläßlich; da, glücklicher Weise, ihre Geschichte noch keinen Stillstand hat und sie sich hoffentlich jetzt eben erst zum Besseren — d. h. zu der klaren einfachen Moral, wie sie auch Christus wollte — kehren will, wozu die Wahrheit — auf der auch das Himmlische allein sicher ruht — ihren Segen gebe. Fr. Wendel.

Buntes.

Der Artikel „Charlotte Corday" im „Conversations-Lexicon" berichtet: sie habe in dem Augenblick, als Marat die Worte aussprach: „Alle diese sollen ihre Empörung bald auf dem Blutgerüst büßen!" ihr Messer aus dem Busen gezogen und es dem Schrecklichen in das Herz gestoßen. Mit einem Schrei (heißt es nun weiter): „Mir das?" hauchte Marat seine Seele aus. — Marat rief allerdings: à moi! doch bedeuten diese Worte nur: „Zu Hülfe!" und sind keinesweges der prahlerische Ausdruck eines Sterbenden, der sich für wichtig hält.

In „Wallensteins Tod" (Akt 1. Auftr. 5 am Schluß) läßt Schiller, im Gespräch mit Wrangel, seinen Helden sagen:

Ihr drängt mich sehr. Ein solcher Schritt will wohl
Bedacht seyn.

Wrangel.

Eh' man überhaupt dran denkt,
Herr Fürst! durch rasche That nur kann es glücken.

Man muß in aller Demuth fragen: Wie kann man einen Schritt bedenken, ehe man überhaupt daran denkt?

Am 26. Mai 1770 schrieb Galiani: „Wie bedaure ich den, der die Freiheit zu seiner Geliebten (Maitresse) machen will! Heutiges Tages ist sie ihm nicht nur entführt worden; sie ist, auf mein Ehrenwort, auf immer verloren!"

In Leipzig wurde — als die Königswürde an Sachsen kam — illuminirt; bei dieser Gelegenheit hatte ein dortiger Seifensieder in einem großen Transparent die Worte: „Es lebe Friedrich August König von Sachsen" und gleich darunter seinen eigenen Namen „Wunderlich" angebracht. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Ein sehr kluger und erfahrener Geschäftsmann hat mir einen einleuchtenden Grund über das Fallen des dänischen Courses angegeben. Er meinte nämlich: daß der König von Dänemark durch die hohen Zinsen — denen bewilligt, welche die Anleihe unterstützten — die Meinung von sich erweckt habe: er sey in Verlegenheit; das müßte allerdings nachtheilig wirken. Andere behaupten: diese für Dänemark so unangenehme Begebenheit sey einzig und allein durch einige reiche Spekulanten entstanden, die im Trüben zu fischen hofften. — Der König von Dänemark hat indeß die angeliehenen Summen auf die edelste Weise zum Wohl seiner Unterthanen bestimmt, indem er den Gutsbesitzern im Königreiche und den Herzogthümern die Anzeige machte: daß er ihnen Capitale von Bedeutung in ihre Ländereien, und zwar zur Verbesserung derselben geben wolle, wenn sie deren benöthigt seyn sollten. So bleiben die Zinsen im Lande selbst, statt ins Ausland, wie sonst, zu gehen; denn der größte Theil der Anleihe ist im Lande, besonders bei den reichen Kaufleuten in Altona, Flensburg u. s. w. gemacht worden; auch fielen die vier größten Prämien diesmal an Unterthanen des Königs. — Alle diejenigen, welche bei den unerhört niedrigen Preisen der Baumwolle in Westindien nicht auf diesen Artikel spekulirten, sind sehr betrübt, da Nachrichten aus den Indien eingegangen sind, nach denen die Baumwollen-Erndte dort gänzlich mißglückte; dieser Artikel steigt täglich. Kornhandel wird wenig betrieben, indem er höchst gefährlich ist, und mit Colonial-Waaren ist es gleichfalls sehr still. — Der Zucker fällt fortwährend; daß in Dänemark und seinen Herzogthümern zur Zeit der Occupation Zucker-Fabriken, von hier ausgewanderten geschickten Meistern, angelegt wurden, die noch immer den besten Erfolg haben, trägt zum Untergang der hiesigen zahlreichen und früher so blühenden Fabriken ganz besonders bei. — Die Fabrik- und Manufaktur-Waaren werden verschleudert und täglich schlechter; besonders die englischen, die mit Maschinen gemacht werden, sind wenig dauerhaft, so daß man deutsche Manufaktur-Waaren bei weitem vorzieht: sollte uns dies nicht ein Wink seyn, erstere bald ganz aus unserm Vaterlande zu verbannen, und mit deutscher Treue unsere deutschen dauerbaren Stoffe zu tragen? Nur so können wir wohlhabend werden, nur so nicht mehr das traurige Schauspiel haben: die arbeitsamsten und genügsamsten Bewohner des Vaterlandes den heimischen Heerd verlassen zu sehen und sie an einen fremden Welttheil zu verlieren. — Wie in ähnlichen großen Städten ist hier ein Bell-Lankastersches Institut, und zwar für englische Sprache errichtet worden, das Beifall erhielt, wenn es gleich kein Aufsehen erregte. In Dänemark fand dagegen diese Erfindung einen so glänzenden Eingang, daß der König befahl: sie in den Distrikt- und Parochial-Schulen unverzüglich ein zu führen, so weit sein Scepter reiche. Dies wird nun nicht wenig Mühe kosten, da der Landmann an Vorurtheilen und Gewohnheiten klebt, und erst vor wenigen Jahren eine neue Schul-Ordnung erhielt, die zweckmäßig, aber ihm zuwider und beschwerlich für's Ganze ist: indem verschiedene Dorfschaften ihre Jugend zu einem gemeinschaftlichen Schulhause schicken müssen, wo man einen tüchtigen Lehrer angestellt hatte, der in den königlichen Gymnasien gebildet wurde. Bei den schlechten Wegen, besonders in den tiefen Marschlanden, war der Schulgang für die armen Kleinen nicht selten mit Gefahren verbunden; auch verirrten sie sich wohl gar bei heftigem Schneegestöber und mußten den ganzen Tag mit trockener Kost hinbringen, da die Wege zu weit waren, um sie täglich mehrmals machen zu können. Dies erregte Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit; auch wollten die jungen, besser und höher gebildeten Schullehrer sich nicht so gut zu den Landleuten passen, als die alten, welche meist aus ihrer Mitte waren und nebenbei ein Handwerk trieben. In manche Dörfer mußten Exekutions-Truppen gelegt werden, um die neue Schul-Ordnung ein zu führen! — und kaum seit einem Jahr herrscht in dieser Hinsicht Ruhe und Ordnung im Lande, indem man mit Gewalt den Bau neuer und besserer Schulhäuser durchgesetzt und vollendet hat. Früher gab jedes Dorf eine baufällige Hütte an den armen Schlucker von Schulmeister, der Gott dankte, nicht verhungern zu dürfen, die liebe Jugend nothdürftig mit dem Abc bekannt machte, und sich um weiter nichts bekümmerte; jetzt aber ist den Schullehrern ein zwar beschränktes, aber hinreichendes Auskommen gesichert, und die Pröbste halten vierteljährig Examen über die Fortschritte der Lernenden; alle zwei Jahr thut es der General-Superintendent sogar selbst. — Da nun diese neue Einrichtung schon unerhörte Mühe kostete, wird es schwer fallen, das Neue noch wieder zu erneuen. Nach der Energie, welche die Verwaltung Dänemarks überall zeigt, wo es das Gute und Nützliche gilt, kann es aber nicht fehlen, daß diese Einrichtung durchgesetzt wird. —Z—.

Im Archiv-Hotel zu Paris befindet sich jetzt noch eine sehr alte Hautelisse-Tapisserie vom Jahr 1492, welche bei Gelegenheit der Vermählung Carls VIII. mit Anna von Bretagne angefertigt ward. Gegen die Mitte der Tapete ist Gott der Vater abgebildet, auf einem Throne sitzend, von seinen Engeln umgeben, in einer Hand das Evangelium haltend, mit der andern den um ihn her Knieenden seinen Segen spendend. Er ist, nach damaligen Begriffen, als — Pabst gekleidet. — Dies erinnert an eine Gruppe aus gebrannter Erde, welche sich im ehemaligen Museum der französischen Denkmäler befand, und die Dreieinigkeit vorstellte. Hier ist Gott der Vater auch als Pabst dargestellt, und hält auf seinem Schooß Gott den Sohn, todt; der heilige Geist entsteigt seinem Munde, als Taube, und ruhet auf seinem Barte. (Constitut.)

Zu Toulouse ward kürzlich ein Missionär vor die Gerichtsbarkeit der Besserungs-Polizei gebracht, wegen Diebstahl, nicht wegen seiner Gaukelei (!); dazu hat die Besserungs-Polizei leider keine Kompetenz!! (Constitut.)

In dem Pfirsich-Treibhause des Lord Selsey, bei Chichester, hat ein einziger Baum in diesem Jahr 840 Pfirsichen zur Reife gebracht. (Morn. Chron.)

Ein Hr. Barbary hat eine solche Liebe zu Thieren, daß er vor einiger Zeit 1600 Franken als Geschenk gab für eine Lerche, welche ihm gestohlen worden war. (Independ.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 15. September. 151stes Blatt.

Ein Brief Winkelmann's.

Mitgetheilt von Karl Förster.

Vorwort.

„Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. — — Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, lös't sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winkelmannschen Briefe haben durchaus diesen wünschenswerthen Charakter." Winkelmann und sein Jahrhundert. S. XII. — Gerechtfertigt ist hiermit die Theilnahme, die den verschiedenen Sammlungen Winkelmannscher Briefe in Deutschland zu Theil geworden und die Sehnsucht, mit der man auch jetzt noch — 51 Jahre nach W's Tode — der vollständigen Sammlung aller mittheilbaren Briefe des unvergeßlichen Mannes von dem, der vor Vielen dazu berufen ist, entgegen sieht. Und so bedarf es ja wohl auch für die Mittheilung des folgenden, bis jetzt noch ungedruckten Blattes in einer deutschen Zeitschrift gegen deutsche Leser keiner weiteren Entschuldigung. K. F.

Winkelmann an Lochmann in Dresden. [1])

Rom, den 18. Sept. 1757.

Hochedelgeborner,

Hochzuehrender Herr Geheimder Sekretair!

Ich hatte versprochen, Ihnen Nachrichten aus Heraclea zu schreiben; aber ich habe es noch nicht gesehen, und werde erst zu Ende des Novembers nach Neapel abgehen. Rom ist ein bezaubernder Ort, man kann sich nicht entschließen, ihn zu verlassen, wenn man ihn kennen lernt. Ich hätte vielleicht an meine Schuldigkeit, Ihnen von mir Nachricht zu geben, noch nicht gedacht, wenn mich das Stillschweigen unsers gemeinschaftlichen Freundes in Nöthnitz [2]) nicht in Sorgen setzte und mich veranlaßte, durch seinen besten Freund von ihm Erkundigung ein zu ziehen. Hr. Hofr. Bianconi [3]) läßt mir dasjenige, was er mir will wissen lassen, durch seinen Bruder von Bologna schreiben [4]); auf andere Briefe bekomme ich auch keine Nachricht, also weiß ich von nichts. Bianconi wird mit Vergnügen Briefe an mich bestellen; dieses habe ich Herrn Frank [5]) geschrieben. Ich verlange keine Neuigkeiten: ein Paar Zeilen, daß er gesund ist; damit ich auf sein und E. H. Wohlbefinden trinken kann. Ich erhalte mich noch immer in einiger Uebung; denn die Luft in Rom erfordert und befiehlt: sehr mäßig zu seyn, und dieses wird verdrießlich und zur Last.

Ich befinde mich beständig wohl und vergnügt, außer daß ich in der großen Hitze mit Schwindeln befallen wurde. Denn wir haben eine Wärme gehabt, dergleichen sich die ältesten Leute nicht entsinnen können. Ohngeachtet ich so herrlich wie Wenige in Rom wohne, so habe ich es kaum aushalten können. Man mußte des Nachts aufstehen, aus Furcht zu ersticken, und dennoch darf man sich, bei Gefahr des Lebens, keine

1) Gottl. Bened. Lochmann starb als königl. sächs. Geheimer und Lehns-Sekretair um das Jahr 1788. Wir finden ihn von W. nur einmal erwähnt, bei Goethe S. 20.

2) Des Grafen Bünau.

3) Damals Leibarzt des Churprinzen Friedrich Christian.

4) Dieselbe Klage an Berendis bei Goethe S. 118.

5) Bibliothekar in Dresden.

Luft machen. Alle Abend habe ich mich in der Tyber gebadet, wozu Bequemlichkeit gemacht ist; aber es half nicht viel gegen die Hitze der Nacht.

Jetzo stehe ich im Begriff, auf einen Monat nebst andern guten Freunden nach Frascati, zum Cardinal Passionei, auf dessen Lustschloß oder Villa, wie man hier spricht — in eine der wollüstigsten Gegenden, die über die Vorstellung sind — zu gehen. Daselbst werde ich ein griechisches Manuscript copiren, nachdem mein Versuch zu einer Geschichte der Kunst geendigt ist. Wenn künftig nichts bei mir die Sehnsucht nach Rom erregen könnte, so wäre es das Vergnügen des Landlebens bei diesem würdigen Cardinal, der wie unser Einer ist und bei dem man ist, wie man seyn will. 6) Es findet sich so viel zu thun für mich in Rom, daß ich nicht weiß: wie ich meine Zeit eintheilen will, und es ist ein Glück für meine Gesundheit: daß man in der Vaticane nicht die Freiheit erhalten kann, die man nöthig hätte und die man in andern Bibliotheken findet. Es ist ein Ueberfluß von Schätzen der Gelehrsamkeit allhier. Ich hoffe jetzo die Ehre zu haben: daß eine alte Malerei, welche für verloren gehalten wurde, wiederum bekannt wird, und ich habe es so lange getrieben, bis der Cardinal Archinto mir versprochen hat: dieselbe mit sammt der Mauer aus dem verfallenen Gewölbe, wo sie steht, aussägen zu lassen; ja ich hoffe, wenn der Schutt wird können geräumt werden, mehrere Gemälde zu finden. Sie sind von der Zeit des Nero oder des Titus. — Ich habe — auf wiederholtes Anhalten der kaiserlichen Akademie zu Augsburg, mit der es noch schlecht aussieht — einen kleinen Aufsatz: die Kunst betreffend, eingeschickt. Sie werden ihn eher als ich gedruckt lesen, und ich wünsche Beifall zu erhalten. Es ist nur eben so viel, als ich auf einen Bogen bringen konnte.

Zu der Reise nach Neapel werde ich mich als Abbate kleiden; aus keiner andern Ursach, als die Kosten an diesem schimmernden Hofe in Kleidung zu ersparen. Denn ich denke immer noch an Sachsen zurück, und so lange ich meine kleine Pension genieße, will ich frei bleiben. Unter diesem Pabst ist ohnedem nichts zu thun: denn er hat die Gelehrsamkeit vollends unterdrückt. — Sollte ich nicht eher schreiben, so geschieht es gewiß aus Neapel. Unterdessen erhalten Sie mir Dero Freundschaft. Ich grüße alle Freunde, insbesondere unsern theuern Frank, Herrn Oeser, Herrn von Hagedorn u. s. w., und bin

Ew. Hochedelgeboren

gehorsamster Diener. Winkelmann.

Der Cardinal Passionei hat mir für S. E., unsern Herrn Grafen von Bünau, ein prächtiges Exemplar des großen Werks des Pabsts de Synodo Dioecesana gegeben, um es zu überschicken. Er hat selbst an den Herrn Grafen geschrieben und ich zu gleicher Zeit. 7) Wir haben keine Antwort erhalten. Ich weiß wohl: daß ich mir Ueberschickung dieses großen Folio-Bandes keine Kosten machen muß; aber wenn der Herr Graf noch nicht geantwortet hat, so wünschte ich, daß er an den Cardinal schriebe: daß er das Buch erhalten. Denn weil der Cardinal glaubte, ich würde es abschicken und auch dagegen keine Einwendung über die Kosten machen wollte, so sagte ich, da er mich neulich fragte: daß ich es abgeschickt hätte. Ew. H. haben die Gewogenheit, dieses bei Gelegenheit zu melden. Unterdessen liegt das Buch bei mir in Gesellschaft vieler anderer Bücher in guter Verwahrung, und kann auf Gelegenheit warten.

6) W., dem Unabhängigkeit über Alles ging, rühmt diese Behaglichkeit des Zusammenseyns mit dem Cardinal P. auch an andern Orten. So in einem Briefe an den Gr. Bünau (Daßdorf Th. 1. S. 40): „Man ist mit einer Freiheit bei ihm, die ihres Gleichen nicht hat; man muß in der Mütze und im Camisol bei der Tafel erscheinen, und die Conversation des Abends ist einer Judenschule ähnlich; denn es will eine Predigerstimme seyn, den Cardinal zu überschreien, und dennoch ist es geschehen, daß er übermannt wurde und Unrecht haben mußte, wo er Recht hatte."

7) Den 12. Mai 1757. S. Daßdorf Th. 1. S. 40.

Der Margarethen-Brunnen.

(Fortsetzung.)

Es mochte während dem recht spät geworden seyn, denn der Müller trat eben, besorgt um sein liebes Kind, hinaus in die sinkende Nacht, als Margarethe ihm bleich und entstellt entgegen schwankte; er führte sie unter zärtlichen Fragen ins Gemach zurück, und trieb die Magd in geschäftiger Eil: Alles zur Hülfe seines Margarethchens herbei zu schaffen. Des alten Mannes Güte und Liebe fiel recht felsenschwer auf seines Kindes Herz; das Mädchen erkannte in diesem Augenblick schmerzlich: wie sehr sie sich gegen den braven Mann vergangen habe, daß sie ihm so lange verschwieg, was ihr Herz bewegte. Sagen konnte sie es ihm auch heute nicht; aber recht bestimmt fühlte sie: wie es ihm und ihr das Herz brechen werde, wenn sie ihn in seinem hohen Alter also verlassen sollte; darum hielt sie jetzt seine liebe väterliche Hand recht fest, als sey sie ihr eine Stütze in der bangen Stunde, und weinte recht schmerzlich heiße Thränen darauf hin. Der Müller aber meinte: sein liebes Kind müsse recht krank seyn, und sprach ihr liebreich zu, setzte sich auch später hin an ihr Bette und verhieß ihr Alles, was früher ihr Herz begehrt und er verweigert hatte. Als er ging, war Margarethe fest entschlossen: ihn nicht zu verlassen; doch der folgende Abend senkte sich nieder — da zog es, wie mit Zaubergewalt, sie hin zum Brunnen: immer war es ihr: sie sehe Kunibert sich über den Rand in die Tiefe stürzen; sie vernahm des Wassers Rauschen, das über ihn zusammen schlug, und so, von Angst und Verzweiflung

getrieben, schritt sie endlich zögernd, bis zum Tode beklommen, über die Schwelle des Vaterhauses. Noch einen Blick warf sie durch die Scheiben ins Gemach; da saß der Greis mit entblößtem Scheitel, die Hände gefaltet, den Blick erhoben; er betete wohl für seine Margarethe, die ihn eben ohne Scheidekuß und Segenswort verlassen wollte. Das mochte doch für des Mädchens Seele zu viel Schmerz seyn; sie stürzte in das Zimmer zurück, und mit dem Bekenntniß ihrer Schuld zu den Füßen des Vaters. Er vergab der Bereuenden und ging, auf ihre Bitte, auch mit Kunibert zu sprechen. In banger Besorgniß erwartete Margarethe seine Rückkehr; er kam auch bald, mit zornglühendem Gesicht: er hatte den Junker in seiner Jägertracht getroffen und erkannt. Da war nun manch hartes Wort gefallen, was den Alten so erhitzt hatte. Wie er jetzt Margarethen in Haß und Zorn den ganzen Betrug entdeckte, sank sie bleich und leblos zu seinen Füßen und als sie ins Leben zurück kehrte, war sie ganz still, auch nicht sonderlich viel Betrübniß ihr an zu merken. Sie verrichtete ihre Geschäfte im Hause, antwortete auch freundlich und verständig auf alle Fragen, die man an sie richtete; nur daß Kunibert ein reicher vornehmer Herr seyn sollte, schien sie vergessen zu haben; und sprach der Vater davon, so lächelte sie ungläubig und still in sich hinein. An jedem Abend mit der ersten Dämmerung ging sie nach dem Brunnen, setzte sich auf dessen Rand und schaute lange still und sinnend in die Tiefe hinab. — Der Spätherbst war gekommen, und auf Kuniberts Schloß ging es lustig her; ein fremder Graf war mit seiner schönen Tochter dort eingekehrt und die Festlichkeiten jagten sich, dem schönen vornehmen Fräulein zu Ehren. Darüber hatte er nun wohl Margarethens gänzlich vergessen, sie aber nicht seiner; immer finsterer ward ihr Sinn, immer länger verweilte sie am Brunnen, immer wunderlicher und sehnsüchtiger schaute sie in seine Tiefe hinab. Sie mochte meinen: Kunibert habe seinen Schwur gehalten und ruhe nun längst in dem kalten feuchten Grabe; denn einst, als der greise Vater voll banger Besorgniß ihr nachgegangen war und sie auch schon ganz deutlich auf des Brunnens Rand sitzen sah, hörte er aus ihrem Munde den Namen Kunibert, wie einen Angstruf, und sah sie gleich darauf, einem Geiste gleich, über des Brunnens niedere Mauer in die Tiefe hinab schweben. Der alte Mann sank bewußtlos zu Boden und erst die Morgennebel weckten ihn zu Schmerz und Verzweiflung. Hülfe war nicht mehr, aber den Leichnam seines Kindes mußte er haben, und wie der nun aus der Tiefe herauf gewunden war und bleich im hohen Grase lag; wie der Greis im thränenlosen Schmerz neben der Entseelten kniete — da tönte lustige Jagdmusik in der Ferne. Junker Kunibert war es; er zog mit seinen Gästen hinaus in den Forst. Wie er die vielen Menschen um den Brunnen sah, mußten ihm wunderliche Gedanken kommen; er lenkte sein Roß dahin — und als nun die Todte bleich vor ihm lag, flog Höllenschauer durch seine Glieder. Er schwankte fast ohnmächtig; sein wildes Thier aber schnaubte, von dem Anblick entsetzt, fuhr zurück, stieg hoch und scheu empor und schleuderte endlich den bügellosen Herrn mit solcher Gewalt gegen des Brunnens Rand, daß aus einer tiefen Wunde am Haupt das Blut weit umher sprützte. Wenige Tage darauf wallte sein Leichenzug im reichen Gepränge vom Eichler-Berge hinab zur Schloßkapelle; aber die arme Seele findet, trotz aller Messen, im Grabe keine Ruhe. Noch immer geht die Sage: daß, wenn ein Mädchen, eben recht voll Sehnsucht nach dem Geliebten, in den Brunnen blickt, ihr sein Bild hell und winkend, als wolle es sie in die Tiefe locken, auf dem Wasserspiegel erscheint; das aber ist Kunibert, der sie alle seiner Margarethe nachziehen will." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Von den jüngsten hiesigen Theater-Neuigkeiten muß auch einmal die Rede seyn, ob ich auch den Raum dazu Anderem ab zu drängen habe. Zur Sache! — Vor einiger Zeit schon wurde dargestellt: „Die Zeche oder Gastwirth und Bürgermeister in einer Person", Posse in einem Akt von Hrn. Castelli. Nach einer wahren Anekdote. — Wahr oder unwahr, darauf kommt es in einem Gebiete, wo es gute Erfindung und geschickte Benutzung gilt, nicht an; denn es giebt viel Wahres, was ohne alles Interesse ist. Als Anekdotchen war es des Erzählens in einer überflüssigen Minute wohl werth: wenn ein Wirth, der seinen Gast prellen will, hernach — da er bei der Gerichtsbarkeit des Städtchens zugleich präsidirt — sich selbst zur Billigkeit verurtheilt; und in wenigen Zeilen ist dieser Scherz im „Gesellschafter" 1817 mitgetheilt. Aber mehr als eine Stunde das Theater-Publikum damit unterhalten zu wollen — das ist etwas arg, und der Verfasser, der sich auch ein wenig verrechnet hat, mußte an seinem Helden ein Beispiel nehmen und als Kritiker sich gleich selbst zu Gericht fordern; da würde er das Ganze auf den reellen Werth gebracht haben, wie der Wirth seine Rechnung. An Talent fehlt es Hrn. Castelli nicht; oft ist er aber wohl fertig, eh' er's recht angefangen hat. — Die erste Hälfte des kleinen Stücks bezeugt gute Anlage zur Ausgelassenheit, die durch wahre Lebendigkeit und manches Witzwort sich auch rechtfertigt; gegen das Ende hin kommt aber das Unendliche, und namentlich ist die Rede des Quirin Kupfer, mit der er den Geprellten zu seinem Rechte verhelfen will, eine solche Prellerei um die Zeit, daß die Richter verführt werden könnten, ihm schon deshalb Recht zu geben, um seiner Langweiligkeit zu entkommen; glücklicher Weise sind aber die hier gestellten Richter dabei in ihrem Element. — Uebrigens ist dieser Kupfer doch die beste Ausstellung; er hat anfangs einen nicht unvollkommenen Rausch der Laune, nur ist es Schade, daß sie ihm zu früh wieder nüchtern wird. Hr. Labes spielte ihn sehr löblich, und hatte gewiß seine Freude daran, daß die Versammlung sich eines alten viel gebrauchten und oft auch brauchbaren Schauspielers mit Applaus erinnerte. — Im Vertrauen und zu Gunsten guter Bühnen-Künstler sey es gesagt: wenn das Publikum wüßte, wie viel Werth man im Allgemeinen auf eine solche Hände-Bewegung legt und welche

neue Anstrengung sie erzeugt, man fühle sie öfter auch da, wo Einem etwas so recht im Inneren behagt. Es gäbe dies wenigstens Stoff zur Abrechnung für solche conventionelle Gelegenheiten, wo man mit Unrecht laut wird; z. B. bei einem forcirten Abgangs-Lärm, einem burlesken Anzug, einer falschen Gesang-Trillerei, bei dem Vortrag eines Mischmasch in unbekannter Sprache — doch, ich will „die Zeche" abmachen, und habe noch zu erwähnen: daß Hr. Gern der Sohn den Gastwirth gut personifizirte, der Bürgermeister war aber mit jenem zu sehr eins; etwas schroffer Contrast konnte hier, in der Burleske, nicht schaden. Die übrigen Rollen sind sämmtlich durch Anfänger besetzt, keiner jedoch wurde störend; dies ist denen, die Selbsterkenntniß — das höchste Prinzip der Ausbildung — in sich tragen, einstweilen als Lob auch genügend. — Die nächste Neuigkeit war: „Die beiden Gutsherren", Lustspiel in fünf Akten, von Julius v. Voß. — Ein ganz vortrefflicher Gedanke, die zeitige sogenannte Humanität (ein Wort, das jetzt fast immer durch Schwäche übersetzt werden kann, wenn nicht ohne Umschweife mit Frevel, da sie so viel Gutes hinweg komplimentirt) zu persifliren in dem seichten Theorien-Unwesen, mit dem sie auch dem Wissenschaftlichen die vernünftige Thatkraft raubt, ist hier als Grund angenommen. Dieser Aufgabe stehen überall glückliche Contraste entgegen, und wäre der Hauptgedanke nicht durch Episoden hier und da sehr unterbrochen, würde das Ganze auch mehr noch auf der Bühne wirken. Die ersten Akte namentlich schienen durch ein schnelles — nicht geschicktes — Streichen verunstaltet; ein stetes Kommen und Gehen der Personen verhindert den Eindruck. Dagegen haben die letzten Akte mehrere, recht dem Leben angehörige Scenen, welche für das Talent des Verfassers sehr rühmliche Zeugnisse sind. Daß aber am Schlusse Leutchen vermählt werden, die durchaus nicht für einander taugen, wäre durch ein neues Stück zu rechtfertigen; denn hier ist es unterblieben: indem eine augenblickliche Erschütterung noch keine Umwandlung der Menschen ist. — Die erste Darstellung war keine lobenswerthe, es fehlte oft die in einander greifende Raschheit; doch hört' ich und erwähn' es mit Vergnügen: daß die folgenden Aufführungen besser gewesen sind und die Aufnahme dann auch unzweideutiger und günstiger wurde. Ausgezeichnet bei jener ersten Darstellung waren: Mad. Schröck, welche die neuhumane Gattin in den Manieren, womit man sich Alles erlaubt, und mit dem Herzen, das sich zu Allem brauchen läßt, vortrefflich darstellte; Herr Stich (der neuhumane Sohn, mit möglichster Keckheit und Prätension, welches beides sonst Unverschämtheit, neuerdings aber höhere Erziehung genannt wird); Hr. Mattausch (der altbiedere und strenge Herr); Hr. Gern d. Sohn (einer von den Schelmen, die sich überall einfinden, wo sie zeitige Humanität wittern), bezeichneten ihre Gestalten verdienstlich. Auch Hr. Unzelmann der Sohn (als Wirthschaft-Inspektor, der nichts für den Wirth schafft, aber von dem Vorgefundenen sich seinen Theil nimmt) und Hr. Wauer (ein schläfriger Dorfschulze) füllten, wie in andern Nebenrollen Mad. Esperstedt und Hr. Maurer, ihre Stellen gut aus. Bei einem (sehr schlecht geordneten) Zuge altnordischer Gottheiten drängte sich Zernebock gewaltsam vor. Der junge Schauspieler, welcher ihn repräsentirte, will sich gern bemerklich machen: das kann löblich genannt werden, weil er, in andern Stücken, einiges Talent zeigte; nur muß er es durchaus vermeiden: daß die Absicht und daneben weiter nichts erkannt wird. Unser Theater, welches wahrhaft viel Talentvolles und Brauchbares hat, leidet besonders dadurch: weil Jeder hervor springen, Keiner sich einfügen will in ein bildliches Ganze, das hier, wie in der Malerei, seinen Vor- und Hintergrund haben muß, und der auf unsrer Bühne — ich meine den lebendigen Hintergrund — ist überzahlreich und dunkel genug! — um die einzelnen Lichtpunkte zu heben. Was da störend hervor schreitet, muß — um in der Kunstsprache zu reden — durchaus weggedämpft werden. — Bei der dritten Neuigkeit: „Blind und lahm", Lustspiel in einem Akt, war eine Schwierigkeit zu überwinden; die nämlich: daß körperliche Gebrechen zum Scherz dienen müssen. Der Dichter hat mit Geschicklichkeit diesen Umstand zu mildern gesucht, ihn bis zur Rechtfertigung zu bringen, scheint mir nicht möglich. Leichte Verse und die gewandte Sprache überhaupt, die einiges Witzige mitbringt, sind als rühmlich zu bemerken, und der Umstand, daß die Liebenden gegenseitig wissen: sie betrügen sich, ohne jedoch zu erfahren, daß Jeder es gewußt hat, mag ungewöhnlich seyn; die Moral aber, welche daraus hervor gehen soll, ist etwas schräg zugespitzt und mehr eine seichte Mode-Ansicht. Die Ausführung war vortrefflich zu nennen. Hr. Beschort (Oheim), Hr. und Mad. Stich (die Liebenden), haben die Kleinigkeit sehr gut einstudirt. — „Die Waise und der Mörder", ein Melodrama nach dem Französischen, von Hrn. Castelli übersetzt (und mit begleitender, in Einzelheiten gelungener Musik vom Kapellmeister v. Seyfried), hat schon auf vielen Bühnen ein gar verschiedenes Schicksal erfahren, ehe es auf unser Repertoir kam. Es gehört zu den Gegenständen, welche die Kritik als unschädlich anerkennt und sie mild beurtheilt: damit die Theater-Kasse sich daran erhole für etwaige Aufopferungen bei Werken, welche von der Menge noch nicht nach Verdienst empfunden und geschätzt werden. Um aber jenen Zweck zu erreichen, muß man solche Stücke schnell einstudiren, nicht erst damit kommen, wenn schon alle Tagesblätter darüber abgeurtheilt oder so viel davon erzählt haben, daß die erste Neugier und Spannung gestillt ist; sonst wird die Kasse mit der Kunst dabei gleichen Vortheil haben — nämlich keinen. Ich finde diese Neuigkeit übrigens von der Art, daß sie gern gesehen werden kann von Jedem, der sich mit einem augenblicklichen Interesse (welches kein Referent durch Angabe des ohnehin zu leicht Errathenen stören sollte) befriedigt fühlt, und auch an solchen Stücken ist wenigstens noch kein Ueberfluß. Ein Paar Momente sind auch von tieferer Wirkung, und nächstdem ist das Ganze auf unserer Bühne so wohl geordnet, daß man mit Recht sich an den hübschen Gruppen erfreuen kann, die hier angeordnet sind, und wobei die Herren Statisten sich recht leidlich fügen und sogar einige Theilnahme zeigen. Mad. Stich hat die sehr schwierige Rolle eines Stummen; die heftigen Andeutungen gelingen ihr größtentheils; etwas belebteren deutlicheren Ausdruck konnten sie der Innigkeit ertragen, da diese der Grundzug im Charakter des Victorin ist; im Allgemeinen giebt sich jedoch die Leistung der Künstlerin als werthvoll. Hr. Wauer (Babylas) ist ganz vorzüglich, und das Publikum that recht, es mit jedem Dank an zu erkennen. Er zeigt hier eine Beweglichkeit im Aeußeren und in der Sprache, die man ihm nicht zugetraut hat; und ich bin überzeugt: daß er nun selbst mehr darnach streben wird, die Modulation seiner, durch Deutlichkeit schon ausgezeichneten Sprachtöne überhaupt mehr zu vervollkommnen, da er sieht: daß er es mit Glück vermag. — Demoiss. Koske (Friderike) war durch natürliche Anmuth zu der Rolle geeignet; ich bitte sie um den Versuch: ihre Sprachtöne künstlich etwas älter zu machen; es wird gewiß gelingen, da Ernst und Fleiß ihr nicht fehlen. — Die übrigen Personen thaten das Ihrige, und nur mit Hrn. Zwick (Marcial) — den man zuweilen auf eine unerlaubte Weise verschüchtert — ist noch ein Wort zu reden. Er hat als „Baruch" („Dienstpflicht") es offenbart: daß er einen herzlichen Ton zu treffen weiß in einem Jargon (den er freilich nicht besonders gut nachahmte, darauf kommt es aber hier nicht an); sollte denn dies nicht auch bei seiner natürlichen Sprache möglich seyn? — Marcial muß eine große Gemüthlichkeit zeigen und die Trockenheit des Tons stört sehr. Besser war sie neulich angebracht bei dem „Devereux" („Wallensteins Tod"), obwohl die Versammlung es hier sichtlich verkannte. Es wird übrigens — nebenher gesagt — sehr gut seyn, wenn die Mehrheit nicht immer vorweg glaubt: Dieser und Jener habe kein Talent; denn das eben ist der Weg, es selbst da, wo noch ein Etwas davon ist, gewiß nicht hervor zu rufen.

G g.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 17. September. 152stes Blatt.

Der Margarethen-Brunnen.

(Fortsetzung.)

Anna blickte, nach Beendigung der Erzählung, fast verstört auf die Muhme hin. — „Da ist wohl gar dies Haus des reichen Müllers Wohnung gewesen, und Margarethe hat just da gesessen, wo ich jetzt weile?“ fragte sie bebend und schüchtern. Die Muhme meinte: Das könne wohl seyn. — Anna schauderte sichtlich zusammen, und wie die alte Barbe nun fragte: was ihr sey? — rief sie ängstlich: „Mein Gott! da könnte ja Kunibert wohl auch einmal hieher kommen, um seine Margarethe zu suchen!“ — und kaum hatte sie also gesprochen, da klopfte es leise und wiederholt ans Fenster. Anna schrie laut auf; Barbe aber nahm, ihr solch kindisches Betragen verweisend, das Licht, hinaus zu sehen: wer draußen zu so ungewöhnlicher Zeit seyn möge? — Während die Matrone, die Leuchte sorglich vor jedem Zugwind schützend, auf den Hausflur trat, und durch die noch immer verschlossene Thür fragte: wer Einlaß begehre? — war Anna hinter den verlassenen Sorgestuhl der Alten geflüchtet, und beugte dort, als fürchte sie Unheimliches zu erblicken oder zu vernehmen, das Antlitz auf die kleinen an einander gedrückten Hände nieder.

Was nun draußen der Fremde zur Antwort gegeben haben mochte, mußte doch wohl der Muhme genügend gewesen seyn; denn der schwere Riegel ward von ihrer Hand klirrend zurück gezogen und ein biederherziges „Willkommen!“ tönte dem Eintretenden entgegen. Auch Anna lächelte jetzt ganz heimlich über ihre Angst und schaute dreist und keck nach der Thür; als aber nun durch diese eine große schöne Dogge zu ihr hin sprang und gleich einer alten Bekannten sie schmeichelnd begrüßte; wie dieser — hinter der voran schreitenden Barbe — ein hoher schlanker Jüngling folgte, den langen faltenreichen Mantel etwas zurück geschlagen, so daß sein Jägerkleid deutlich darunter hervor sah — die zierliche Büchse leicht in der Hand tragend: da kamen dem Mädchen die wunderbaren Gedanken an Junker Kunibert wieder; sie hatte nicht den Muth, den Blick zu des Fremden Antlitz zu erheben, im Inneren fürchtend: des Junkers flammend schwarze Augen möchten ihr aus diesem entgegen leuchten. Der Jüngling war indessen mit sittigem Gruß ihr nahe getreten, und fragte: ob auch sie wohl einem zu seiner Heimath rückkehrenden Krieger willig Schutz für diese stürmische Nacht unter ihrem friedlichen Dach geben werde? — Anna wußte wohl: wie hoch ihr Vater, ein alter Veteran, die Krieger achtete, vor allen aber die freiwilligen Vaterlands-Vertheidiger, zu denen der Fremde sich offenbar zählte. So hob sie denn, zwar schüchtern, aber mit einigen herzlich versichernden Worten, das Haupt wie den gesenkten Blick zögernd zu ihm auf; wie der nun auf des Jünglings bleiches Antlitz traf und sie die schönen bedeutsamen Züge sah, die hohe Stirn, über welche der Wind das dunkle Haupthaar stellenweis in wilde Unordnung geworfen hatte, den lächelnden Mund — da tönte der Name „Kunibert!“ bebend durch sie hin. Nur die Augen, die freundlich, bescheidenen, ehr-

lichen, blauen Augen hatten nicht des Junkers dunkeln wildflammenden Blick; die sahen so hell, so friedlich auf das arme geängstigte Kind, das, mit freiem fröhlichem Sinn, nun bald wieder am Wocken saß, nachdem für des Fremden Bequemlichkeit gesorgt war. — Recht, als gebe ihm hier im traulichen Gemach die Erinnerung an die liebe, nun bald erreichte Heimath doppelt hell und freudig auf, so schaute der Jüngling im reinlichen Stübchen umher. Anna meinte: sie könne recht deutlich in seinen glänzenden Blicken lesen, wie wohl manch theures Bild sein Herz bewegte; sie mußte wieder und immer wieder zu ihm hin sehen, still, wie zum Trost in sich hinein sprechend: „Nein, ach nein! das ist kein Kunibert!" — Wandte er aber dann den leuchtenden Blick auf sie, so senkte sich schnell der ihre, und der feine glänzende Faden flog rascher als zuvor durch die kleinen fleißigen Finger.

Der Fremde erzählte jetzt, durch Barbens Frage aufgefordert, von dem Ziel seiner Reise: wie daheim die alternde Mutter und die blühenden Schwestern seiner mit Sehnsucht harrten; wie sie im Lauf des Krieges um ihren Wilhelm gesorgt hatten und die schwere Wunde, die er empfing, sie Alle so unendlich schmerzte; und wie er sie nun jetzt, nach beendetem Feldzug, überraschen wolle. Er sprach davon so innig, so mit kindlicher Freude, daß die Muhme recht wohlgefällig zu ihm hin sah; Anna aber hatte während seiner Rede oft die Arbeit ruhen lassen, und war im Geist dem Jüngling zu seinen Lieben im kleinen Vaterhause gefolgt; sie hatte recht im Inneren der Seinen Sorge getheilt und sich ihrer Freude angeschlossen; so war ein wunderbar freudiges, wehmüthiges Gefühl über sie gekommen, das helle Thränen in ihr Auge drängte und dem sie keinen Namen zu geben wußte; — der Jüngling aber sah still auf sie hin.

Des Müllers fester Schritt ward jetzt im Hofe hörbar; Anna sprang hinaus, die Thür zu öffnen und dem Vater den willkommnen Gast an zu kündigen. „Ey!" sagte der Alte; „da bringst Du mir ja eine recht ersehnte Nachricht!" — Er hatte schon längst gewünscht, mit einem Augenzeugen jenes thatenreichen Kampfes zu sprechen, und nach kurzer herzlicher Begrüßung saßen denn auch die Männer im ernsten Gespräch bei einander, Anna ihnen gegenüber. Es that dem Mädchen recht in der Seele wohl, wenn der Vater so achtungsvoll auf den Jüngling hin sah, der mit Begeisterung erzählte. Doch wie er nun gewandt, klar und schön manch blutiges, manch erfreuliches Bild herbei zog, da mußte auch Anna wieder an Kunibert denken und in des Jünglings Augen schauen, sich zu überzeugen: daß es nicht der gefürchtete Junker sey. In solchen Augenblicken schien sich aber die Klarheit in der Erzählung des jungen Kriegers zu verwirren; denn fast immer fragte der Vater nach solchen Momenten: war das Kleist oder Blücher? waren die Anrückenden Oesterreicher oder Preußen? war das bei Leipzig oder Laon? — Wie nun Wilhelm dem Vater die verlorne Uebersicht wieder gab, das wußte Anna nicht recht; hörte sie aber wieder auf, so war das Gespräch schon wieder in Ordnung. — Die Muhme hatte während dem recht hausmütterlich und gastlich den Tisch besetzt und bei dem aufgetragenen Mahle wurde die Erzählung beendet. Der Hausherr erhob sich dann, noch einmal nach den Mühlknappen zu sehen; die Matrone ging, das Haus zu beschicken, und Anna trat an das Fenster; ihr folgte Wilhelm. Beide sahen lange still in die sternenhelle Nacht hinaus. — „Morgen" sagte endlich der Jüngling, „morgen um diese Stunde hat mich das Vaterhaus schon aufgenommen; da sitze ich bei der erfreuten Mutter, bei den herzlich lieben Geschwistern und denke an heute — an die freundliche Anna zurück!" — „Morgen!" wiederholte das Mädchen recht aus tiefer Brust; sie hatte sich nie ein Scheiden so deutlich gedacht, wie es nun eben vor sie hin trat; ein schmerzliches Weh faßte sie, ihr war, als dehne sich vor ihr eine grauenvolle Oede; ängstigend schwer ward es ihr im Herzen. Da sahen seine lieben herzlichen Augen ernst und trauernd auf sie nieder. — „Und muß es denn morgen schon seyn?" fragte Anna leise; sie hatte das schöne Haupt, wohl ohne es zu wissen, näher zu ihm hingebeugt; die kleine Hand streifte spielend über die Blätter des Graniums, der aus dem feinen Topf sich hoch am Spalier aufrankte und fast das Fenster bedeckte. Des Jünglings Herz schlug in wunderbarer Sehnsucht; er hätte so gern des Mädchens blondes Köpfchen an seine Brust gedrückt, eine seltsame Scheu hielt ihn zurück und ließ ihn nur sanft die Hand fassen, die jetzt gedankenlos einige Blätter knickte. Es war todtenstill im Zimmer. — „Anna!" sagte endlich Wilhelm, sich zu dem Mädchen nieder beugend; „Anna, ich komme wieder! wollen Sie bis dahin mein gedenken?" — Anna neigte still bejahend das Haupt. Da tönten die Schritte des Vaters näher und näher und schreckten die Gefühle.

Auf ihrem einsamen Kämmerlein dachte Anna bis spät in die Nacht an das Leid und Glück der vergangenen Stunden; so bedeutend als der heutige Tag war ihr nur der Mutter Sterbetag gewesen. Ach, wie so gern hätte sie der Verklärten gesagt: was jetzt ihr armes Herz erfüllte; die aber schlummerte nun sanft im kühlen Schooß der Erde, und Wilhelm ging morgen wohl auf lange, wohl auf immer! — Anna weinte viel; sie wußte nicht recht: galten die Thränen der Mutter, galten sie Wilhelm; sie hätte wohl nicht einmal recht sagen können: ob sie dem Schmerz gehörten. Es war Alles so wunderlich und verworren in ihr, sie konnte

sich in dem eigenen Empfinden nicht recht verstehen. So ging die Nacht hin, der Morgenstern funkelte nur noch bleich in Osten, als sie endlich die Augen schloß, und bei ihrem Erwachen stand die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel und die gute Muhme freundlich an ihrem Bettchen. — „Kind, Kind!“ sagte die Alte verweisend; „ist das fein, so tief in den Morgen hinein zu schlafen und den Gast ohne sittigen Abschiedsgruß ziehen zu lassen? was soll der nun denken?“ — Da sie aber Anna erbleichen sah, setzte sie begütigend hinzu: „Er ist nicht im Bösen gegangen; er läßt Dich grüßen, Du sollst heut' sein gedenken, wenn er bei den Seinen eintreffen wird, und wieder kommen will er auch.“ — Anna hatte wenig mehr von der Rede der Alten vernommen, als daß Wilhelm fort sey. Der eine Gedanke füllte ihre ganze Seele, geleitete sie bei jeder Arbeit des Tages und folgte ihr am Abend in die dichte schattige Laube vor der Thür ihres kleinen Hauses. Da saß sie nun, in jedem Augenblick denkend: Jetzt tritt er unter seine Lieben; jetzt stehen sie Alle um ihn her; jetzt denkt er herüber an die einsame Mühle, an die arme Anna. (Der Schluß folgt.)

Eine Vorrede von Ludwig Stahlpanzer.

Eine Vorrede ist entweder eine Stimmgabel, oder eine Sturmhaube, oder eine Tisch-Ecke, worauf der Schriftsteller sich selber setzt als gefeiertes Schaubrod. In allen Fällen aber ist sie ein trefflicher Salat für einen Verfasser, der, während ein gethürmter Abdruck seines Werks auf Velin-Papier neben ihm auf einem Stuhle liegt, gleichsam hoch von einem Berge herab in ein sonnenhelles Kanaan von goldenem Ruhm und rühmlichem Golde herunter blickt; auch wohl eilfertig einmal die Feder schärft, und schreibt und schreibt, bis er endlich ausspritzt, den Bogen lächelnd überläuft und ihn dem schwärzlichen Drucker-Burschen übergiebt, der sich indessen — im Vorzimmer harrend — stundenlang von einem Beine auf das andere gestellt hat. Dergleichen Vorstellungen können den Menschen also hinreißen: daß z. B. der Mann aus Arpinum (nach Cicero) sich Vorreden vorräthig fertigte und also von dem noch nicht erbauten Giebel herab die Baurede sprach. Auch unter den homerischen Lobgesängen treiben sich so manche Vorreden nicht eben als Vorsänge abgerissen herum u. s. w. Daher kann ich nur wenig über mich erstaunen, wenn ich hier eine vorläufige Vorrede schreibe; man erlaube mir aber, die erwähnten Gattungen der Vorreden hier einzeln durch zu gehen, damit ich am Schlusse auf die Hauptsache kommen kann.

Stimmgabel.

Diese reicht nämlich zuvorkommend der Verfasser dem hinzu tretenden Leser dar, und bittet ihn, damit gefälligst zu prüfen: ob das Werk den rechten Kammer-Ton habe? Der Mann traut vermuthlich derjenigen Stimmgabel nicht ganz, die ein Jeder bei sich in der Tasche führt, und will sicher gehn. — Man stellt sich, so zu sagen, vor das Gemälde hin und will anfangen, zu betrachten, da kommt der Maler, rückt uns den Kopf ein wenig zurecht, schiebt uns von hinten eine Brille über den Nasenbügel und fügt hinzu: „Dieses Stück sey nur die Frucht seiner frühen Jugend oder seines späten Alters; er hab' es unter vielerlei freudigen Ereignissen oder auch Betrübnissen gemacht; dieser Stoff besonders sey schon zu viel bearbeitet oder auch zu wenig.“ — Und dann fragt er mit Freundlichkeit: „Wie gefällt es Ihnen nun nach Allem diesen?“ — „Vortrefflich, mein Herr!“ — Bei philosophischen Werken stellt sich der Baumeister vor die Thür des Lehrgebäudes — es ist ja sein Eigenthum — und läßt den Leser nicht eher hinein, bis derselbe ihm erlaubt hat, den wankenden Grundsäulen in der Eile noch etliche Kiesel unter zu schieben. „Nun wird's gewiß halten; seyn Sie so gefällig ein zu treten!“ — Allein die Sache läßt sich noch tiefer fassen. Da nämlich in so vielen dergleichen Werken — es sind nicht die schlechtesten — der eine Satz immer die Vorrede des folgenden ist, und der Leser also durch alle diese Hände hindurch muß und immer von dem Vorgänger dem Nachfolger zugeworfen wird, bis er von dem Letzten, etwas trüb und verworren im Kopfe, sich ins Freie hinaus geschleudert sieht — so frage ich: warum soll der erste Satz allein keine Vorrede haben? Will man denn mit der Thür ins Haus fallen, oder — was Horaz am Homer lobt — mitten in die Dinge hops hinein setzen, nicht anders, als wären sie schon bekannt? Zwar könnte man einwenden: daß ja auf diese Art der erste vorredende Satz wieder einen Vorredner erforderte und so ins Unendliche fort; so wie der Bandwurm nicht aufhört, während sich der Kopf (bei dem Buche der letzte Satz) eingebissen hat, immer mehr Glieder hinaus zu schieben. — Dies geb' ich zu; meine auch: daß wir im Leben bis jetzt immer nur Vorreden machten, da das Eigentliche und Wahre noch zu fehlen scheint. (Schluß folgt.)

Ein Rath des Zeitgeistes an **.

Auf deiner Bahn entflieh dem Reich der Seele,
Nichts gilt sie im verkehrten Erdenball;
Glück bietet nur dem Sinnenklang der Kehle
Einfältig hohe Preise überall.
Lang' in der Noth blieb selbst der hehre Schiller,
In Gnade ward ihm dann ein ärmlich Geld:
Chromatisch angle — lockend mit dem Triller —
Am Narrenseil Dukaten aller Welt.

Cantabile mach' alle Springerkünste;
Applaus erschallt und jeder Flache prahlt
Triumph dir durch des leeren Hirnes Dünste,
Auf die des Geistes Licht vergebens strahlt.
Leicht hast du Capitale dir errungen,
Allmählig end' auch dann der Ohrenschmaus:
Nicht ist dir doch des Goldes Klang verklungen,
Im fernen Land lachst' du die Thoren aus!

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Am 1sten August wurde unsere, drei Monate hindurch verschlossene Bühne mit „Salomo's Urtheil" wieder eröffnet. Was Hrn. Heldermann (Salomo) rücksichtlich eines zu dieser Rolle geeigneten Organs abgeht, ersetzt wenigstens zum Theil sein schöner kräftiger Körperbau, den er bei solchen Aufgaben sehr geschickt zu benutzen weiß. — Die Musik — von Quaisin — ist veraltet und verdient keine vorzügliche Erwähnung. — Am 8ten August folgten die Darstellungen von „Toni" und der „Gouvernante" beide von Th. Körner. Demoiſ. Krickeberg, eine Anfängerin aus Berlin, durch Hrn. Oels zu unserer Bühne geführt, war diesmal „Toni" und „Franziska". — Ein Professor (!?) — so nannte er sich wenigstens auf dem Zettel und Aushängeschild — Namens Eberle, amüsirte das schaulustige Publikum bei dem heurigen Vogelschießen mit einem recht niedlichen Marionetten-Theater, chinesischem Feuerwerk u. s. w. In der nebenstehenden Bude waren eine sogenannte „starke Dame" und ein „unverbrennbarer Corse" zu sehen; weiter unten eine „Katzen- und Hunde-Komödie", die recht schauerlich (!) den — „Sturm von Belgrad" versinnlichte. Im Zelte gegenüber stand eine „junge Riesin" von 8 Fuß Höhe u. s. w. — Am grünen Tisch trieb, wie gewöhnlich, König Pharao sein Gaunerwesen; doch — sagt man — soll sich in diesem Jahr die Zahl seiner dienenden Kammerherren merklich vermindert haben, da die Haupt-Matador — Cassa-Beamtete und Rechnungsführer, die Fürst und Vaterland in einer kurzen Zeit um mehr als 50,000 Thaler bestahlen — sich jetzt theils im Criminal-Gefängniß, theils im Zuchthaus befinden. Solche Schelme können nicht abschreckend genug bestraft werden, da sie eine nichtswürdige Meisterschaft in Verführung der ohnehin verwahrlosten Jugend üben! — Die meiste Einnahme hatte wohl ein französischer Restaurateur, der recht behaglich die verwöhnten deutschen Gaumen zu kitzeln verstand und gewiß ein bedeutend Sümmchen dabei mag erübrigt haben. Was aber ein Wunder scheinen wird — wenigstens denen, die an Inconsequenz junger Zeitgeistler nicht glauben — ist: daß bei diesem Franzosen unsere altdeutschen Jünglinge, mit Bart, Baret und Kragen, es sich recht wohl schmecken ließen und den sauern Gerstentrank verschmähten, den — in einer zweiten Bude — sein Nachbar, ein ehrlicher Deutscher, ausbot. Wo bleibt da der gerühmte Patriotismus? oder ist etwa der Magen Cosmopolit? — An dem Ufer der Ilm, 6 Stunden von Weimar gelegen, findet der Reisende ein kleines freundliches Städtchen, Sulza genannt. Wen der Weg dort vorüber führt, der vergesse nicht, das schöne Salzwerk und — den weit und breit berühmten Arzt, Hrn. Dr. Valentin, zu besuchen. Nachrichten von dort zufolge giebt dieser Aeskulap seinen Patienten keinen Gran Pillen, Kräuter noch Latwerge mehr, sondern kurirt Alles mit Hülfe des Magnetismus. Er soll Wunderdinge verrichten! — doch Gläubigen nur wird geholfen und diesen allein steht das Heiligthum offen. Man behauptet übrigens: der Herr Doktor sey ein verkappter Anhänger der Frau v. Krüdener (wenigstens in so fern, als auch er Anhänger eines höchst schädlichen Unsinns ist). — Ueberall hört man jetzt von Verfolgungen der Juden — mich dünkt, es sind alle Wohlhabende gemeint. Unsre hiesigen Juden — drei stille Familien — haben nichts zu befürchten. Dagegen giebt es hier eine eigene Art christlicher Holz-Wucherer, gegen die wohl etwas geschehen könnte; aber nicht von der Erbitterung, sondern auf rechtlichem Wege. —*—

Das Cautionstellen der Schriftsteller ist eine sehr alte Erfindung der Jesuiten. Ein Pariser Bäcker, Namens Boutet, hatte bei der Hungersnoth im Jahr 1693 sich ein großes Vermögen erworben. Viel Geld macht viel Verstand! Er unternahm es plötzlich, die Offenbarung Johannes auslegen zu wollen, über das Thier mit den sieben Köpfen zu raisonniren u. s. w. Die Jesuiten konnten dies nicht zugeben und er ward, mit Hülfe der Polizei, in die Bastille gesperrt. Hier mußt' er lange Zeit fasten, bis der Beichtvater der Bastille ihm endlich die Freiheit versprach, wenn er — eine Caution von 50,000 Thalern zu 5 pro Cent im Rathhause deponirte, mit der Bedingung: daß er diese Summe sammt Zinsen verlieren wolle, wenn er wieder über die Offenbarung schriebe. (Independ.) Der Independant sagt nicht: daß er das Geld jemals wieder bekommen habe.

Die Zeitung von Rom berichtet: daß ein Soldat der englischen Besatzung des Forts St. George, in Ostindien, in einem Grabmal auf dem Berge St. Thomas, unweit Madras — wo sich noch zahlreiche Spuren von dem Aufenthalt der ersten Christen zeigen, drei sehr gut erhaltene Handschriften auf Palmblättern gefunden habe. Sie sind, dem Anschein nach, aus dem Jahr 5 nach Christi Geburt, und enthalten Gebete und eine kurze, aber merkwürdige Chronik Indiens diesseits und jenseits des Ganges. (Independant.)

Man hat neulich folgende Frage aufgestellt: So lange die Jurisprudenz noch nicht entschieden hat: ob man einen Todten ungestraft verläumden könne oder nicht? sollte es da nicht zweckmäßig seyn: daß man seinen Mann erst todt schlägt und ihn dann verläumdet? (Constitut.) Man sorge: daß in solchen Fällen die Anonymität nicht geduldet werde, das schlägt die Verläumder todt.

Ein sechsjähriges junges Mädchen wurde von ihren Eltern zu den Seiltänzern geführt, um sich an dem Schauspiel ihrer Sprünge zu vergnügen. Allein der Eindruck war so stark: daß das Kind in die heftigsten Krämpfe fiel und nach einigen Stunden starb. Eine heilsame Lehre für leichtsinnige Eltern! (Morn. Chron.)

Ein armer Mann in Leeds verkaufte in diesen Tagen seinen 7—8jährigen Sohn, ein hoffnungsvolles Kind, an einen Schornsteinfeger für eine Guinee! (Morn. Chron.) England macht dennoch Phrasen gegen den Sklavenhandel?

An einem Badeorte in England wird ein Pfarrer gesucht. In der Anzeige steht: „Der Dienst ist nicht schwer, und noch überdies eine Ceremonienmeister-Stelle bei einem — Bade offen, und für ihn bereit, wenn er Fähigkeit dazu hat." (Morn. Chron.)

Man schreibt dem Fürst Talleyrand folgenden Ausspruch zu: „Man gebe mir vier Zeilen von Jemandes Handschrift, und ich mache mich anheischig, so viel in den Zeilen zu finden: daß der Jemand hängen muß." (Morn. Chron.) Er mag es an eigener Handschrift versuchen.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 18. September. 153stes Blatt.

Eine Vorrede von Ludwig Stahlpanzer.

(Schluß.)

Ferner ist eine Vorrede, wie schon gesagt, eine

Sturmhaube

gegen die Prügel einer wohlmeinenden Kritik, womit sie die felsenharten Köpfe der Schriftsteller — noch immer nicht ganz mit Erfolg — bearbeitet. — Ich las in einem Taschenbuch, dem der Kopf leider fehlte, nämlich das erste Blatt, weshalb ichs auch nicht anführen kann, etwa Folgendes: „In Schottland giebts eine Art Raubvögel, so groß wie die Raben, die man Skuen nennt. Diese stürzen sich nicht selten und sehr gern auf die Menschen herab und zerreißen ihnen mit Klauen und Schnabel das Gesicht. Man sichert sich dagegen durch eine Mütze mit aufgerecktem Messer oben darauf, woran sich diese saubern Vögel spießen." — So auch setzen liebende Verfasser ihren Söhnen Vorreden auf die wehrlosen Köpfe; denn erst, wenn die Gesichter schon zerrissen sind, einen Kampf anfangen, wie Viele thun, wäre offenbar unzweckmäßig. Besser man hält dem anrennenden Eber gleich das Fangmesser entgegen. Vielleicht läßt er sich gar schrecken von der drohenden Stellung des Vorbereiteten. — Etwas Aehnliches würd' es seyn, wenn Jemand, der nicht so hieße, sich fälschlicher Weise den kampflustigen Namen Stahlpanzer gäbe, oder aufs Titelblatt etwa das Motto: si pugnare non vultis licet fugere, zum Mißverstehn setzte — denn wer den Seneca gelesen hat, weiß recht gut, wie es zu übersetzen ist. — Lichtenberg nennt irgendwo die Vorreden Fliegenwedel, wobei mir eine Vorrede des leipziger Bühnendichters einfiel, der darin, ich weiß nicht ob Mücken oder Wespen mit einiger Geringschätzung erwähnt. — Ich werde diese Abtheilung sogleich beschließen, wenn ich diese Art Vorreden noch mit dreierlei verglichen habe: 1. Mit einem Regenschirme, den der Schriftsteller über sein Werk breitet, um jenes Wasser abzuhalten, das die Recensenten auf passende Bücher lassen, um sie zu reinigen. 2. Mit dem blauen Dunste, den der Bombardir-Käfer mit beträchtlichem Knalle fahren läßt, wenn er einen Gegner merkt und ihn schrecken will. 3. Mit dem Stachelkragen, den man den Schweinen über den Hals wirft und womit man sie zu verhindern gedenkt, durch die Zäune der Felder zu schlüpfen, sie zu durchwühlen und schädlich zu werden. — Noch ließen sie sich vergleichen: Mit Kalk, den man in Italien an die handgreiflich wachsenden Trauben sprützt, damit Unberufene nicht anbeißen; — mit sogenannten spanischen Reitern, die feindliche Reiter abhalten und mit den Stacheln der Rose, die etwa dem schönen Geschlechte wehren, dieselbe abzurupfen. Nächstdem ist eine Vorrede auch eine

Tisch-Ecke,

auf welche der Verfasser sich selber setzt als gefeiertes Schaubrot; aber nicht in Gesellschaft andrer nebenbuhlender Schaubrote, wie man's wohl aus Bilderbibeln kennt, sondern allein, scharf beleuchtet, auch nicht auf die Mitte des Tisches, sondern auf eine Ecke, gleichsam eine Nase desselben — so wie z. B. eine Warze sich mitten auf dem Backen bei weitem nicht so heraushebt, wie

auf der Nasenspitze. — Eine solche Vorrede ist gleichsam die Vorderbühne, auf welcher der herausgerufene Verfasser umher wandelt vor einem Hause voll bravorufender bärtiger Mäuler und klatschender weißer Händchen. Mit der größten Anstrengung hat er seinen Leib auf der Bühne herum getrieben, hat aufgejauchzt vor Wonne und verzweifelt, hat Näthe gesprengt und Bärte verloren; viele Hundert auf den zuhörenden Trommelfellen arbeitende Hämmer mußt' er in der heftigsten Bewegung erhalten: kaum war's hinreichend, daß man ihn fünf Mal, wenn er den Rücken wandte, von hinten mit Beifall anfiel; sich und Verschiedenes andre hat er ermordet — endlich ist der Vorhang nieder und die Arbeit überstanden. Lustig und leicht fühlt er sich nun in dem buntgeschmückten Anzuge, in der Federmütze, dem reichhaltigen Mantel, das Ritterschwerdt an der Hüfte, und zögert noch, das Alles abzulegen. Sollt' es daher nicht einen tiefen Grund haben: daß Adolph Müllner seine leibliche Hülle in dem Aufzuge eines Histrionen in Kupfer stechen lassen, vor seiner „Schuld" und seinem „Wahne" (einem Werk, worin die Größe seines Dichtergeistes zum wahren Durchbruch gekommen ist, wiewohl er dieß in der bescheidnen Tisch-Ecke vor demselben nicht gänzlich zugiebt)? Viele Bogen hindurch hat er gereimt, ist auf dem Kothurn einher geschritten und hat den Mantel um sich her geschleudert — endlich hat er sich durchgehauen bis zum letzten Auftritt, und schaut zum Buche heraus im vollen Gefühl seiner Stärke. — Sollt' er sich etwa erst in den bürgerlichen Oberrock werfen und die prächtige Tracht ablegen, die er jetzt mühelos und mit wahrer Lust führt? — Selten findet man eine Vorrede, die nicht eine Tisch-Ecke oder ein Tisch-Eckchen wäre. Ueberaus oft sind sie auch Stimmgabeln, seltner Sturmhauben.

„Zu wie viel Gattungen aber gehört diese hier, mein Herr? Denn so sehr sollen Sie mich nicht durch allgemeine Betrachtungen zerstreuen, daß ich darüber meine nächsten Umgebungen vergäße." — Nein, Geehrter. Wär' ich minder auf strenge Anordnung erpicht, so würde ich neben jenen drei großen Zimmern oder Leibeshöhlen *) noch ein vertrauliches Kämmerchen anfügen, worin der Schreiber sich mit dem Leser ungestört unterhält. So aber mag man selber das Aufgestellte anwenden.

Eben so viel, ja mehr noch ließe sich wohl über die Titelblätter sagen (auch eine Art Vorreden): denn da jetziger Zeit die meisten Bücher den Meisten nur nach diesem Theile, gleichsam dem Angesichte, bekannt werden, so ordne man dieß ja aufs fleißigste nach dem jedesmaligen Bedürfnisse an. Man kräusle ihm die Haare, scheere, salbe und schmiere dasselbe, so daß es den Leser sanft und weichmüthig ansieht. Oder man kusse ihm den Bart stehen und leg' es in drohende Falten u. s. w. — Du merkst, ich bin bald zu Ende, mein theurer Leser, und schielst nach dem Hute. So lebe denn wohl. Doch halt, noch Eins! — Ich wollte nämlich das nachstehende Werk deinem Wohlwollen empfehlen. Zwar ist es nur die Frucht eines trüben Herbstmondes, auch dürfte mancher Unberufene der Himmel weiß was Alles daran auszusetzen finden. Für dergleichen habe ich keine Antwort, als das dem Longin schon bekannte beredte Stillschweigen. Uebrigens würde ich umsonst zu verhehlen suchen, daß mir das ganze Buch hindurch folgende Stelle der äthiopischen Schicksals-Tragödie vor Augen geschwebt hat:

Nachschrift. Man erlebt doch gleich Schicksale, so wie das Wort Schicksal nur erwähnt ist. In der Druckerei giebt es keine äthiopischen Schriftzeichen; das Wichtigste muß ich also, der Umstände wegen, fehlen lassen. Dieser Kunstgriff ist auch andern Vorreden abgelernt und weiter aus zu dehnen. Ludwig Stahlpanzer.

*) Kopfhöhle, Brusthöhle, Bauchhöhle.

Der Margarethen-Brunnen.

(Schluß.)

Wochen vergingen, der Winter überzog mit seiner kalten Eisdecke die Erde, nur Anna's Herz konnte er nicht kühlen, das glühte still und trauernd in der treuen Brust. Wenn sie in den Dämmerstunden schnell und emsig das zierlich geschnitzte Rädchen drehte, dann dachte sie mit Wehmuth und Sehnsucht jenes Abends, wo Barbe vom Margarethen-Brunnen erzählte, und Wilhelm's Kommen sie erschreckte. — Den ganzen Abend, so treu in ihrem Gedächtniß bewahrt, durchlebte sie nun in der Erinnerung noch ein Mal, und ward ihr das Herz zu voll, zu schwer, so trat sie zum Fenster. — Hier, wo der Duft der Granium-Pflanze sie umfloß, hier war ihr oft, als höre sie die Worte: Anna ich komme wieder; wollen Sie bis dahin mein gedenken? — Aller Schmerz, alle Wonne jenes Augenblicks durchbebte dann ihr Herz; sie sah Wilhelm wieder neben sich stehn, den Blick so trauernd auf sie gerichtet, und die sterbende Hoffnung ward von neuem wach und lebendig. — Wie aber nun des Winters Schnee dem Strahl der Frühlingssonne wich, wie des klaren Baches Wasser wieder in leichten Wellen an ihrem Fenster murmelnd hinrauschte, und wie sie dennoch immer vergebens nach dem Forst blickte, er nie aus des dunkeln Waldes Schatten hervortreten wollte, da faßte ein recht tiefer Schmerz ihre Seele; da that es ihrem Herzen nicht mehr wohl, wenn Barbe lobend des feinen Fremdlings gedachte, und der Vater einstimmend versicherte: er sey wohl ein gar braver Soldat gewesen: nur schade, ein wenig konfus in seinem Erzählen. — Das Garn, das sie mit geübter Hand in den Wintertagen unter schönen Träumen spann, war nun, zu feinem Linnen ver-

wandelt, auf dem Bleichplatz im grünen Rasen, unfern des Margarethen-Brunnens, ausgebreitet; und, als wären ihre Träume mit eingewebt, als lächelten hier alle lieben Erinnerungen ihr entgegen, so sah Anna oft stundenlang sinnend auf das Gewebe hin.

Einst, an einem heiteren Sommer Abend, war Anna wieder hinaus gegangen. Sie trat zum Brunnen, die Kannen zu füllen, da kam lebhafter als je das Andenken an Margarethens Geschichte; sie gedachte: wie noch jetzt Kunibert in fremder Gestalt aus dem Brunnen aufsehen sollte, wenn ein Mädchen voll Sehnsucht nach dem Geliebten in die Tiefe blicke; und ein Verlangen: Wilhelms Bild sich nur ein Mal zu rufen, faßte ihr Herz. Beide Hände fest vor die Augen geschlagen, als wolle sie so der Versuchung widerstehn, setzte sie sich auf des Brunnens Rand, aber immer lauter und lauter sprach es in ihr: nur ein Mal, nur ein Mal die lieben Augen sehn! — Rings um sie war es so einsam, so still, nur leis' und flüsternd rauschte der Wind durch die hohen Linden, die den Brunnen umgaben; ihr war als kläng' es aus der Bäume Wipfel zu ihr nieder: Sieh hinab, sieh hinab! Da widerstand sie nicht länger, sie ließ die Hände sinken und schaute in die Tiefe — die lag klar und ruhig vor ihr — nur die Schatten der Lindenzweige schwebten darüber hin; jetzt aber sahen die friedlichen Augen, jetzt sah die ganze Gestalt deutlich zu ihr auf. Mit dem lauten Schrei: Kunibert! taumelte Anna empor, und: „Anna, liebe Anna!“ rief eine Stimme, die tief in des Mädchens Herz wiederhallte. Verstört und bebend hob sie den starren Blick; da stand er vor ihr, der lang Ersehnte; sie wußte nicht: war es geisterhafte Täuschung, war es Wirklichkeit. Er aber faßte ihre Hand und sagte traurig: Ach, Anna, ich bin nicht Kunibert! Wilhelm! rief sie mit heitrer Innigkeit; der Name gab ihr Leben und Besinnung. Von ihm vernahm sie jetzt, wie er, sie zu überraschen, nahe zum Brunnen geschlichen sey, an dem er sie erkannt habe; wie sein eigen Bild es gewesen, was sie erschreckte und wie der Ruf Kunibert! nun recht störend durch all seine Freude gedrungen sey. Da erzählte Anna von Margarethen und ihrer Liebe zum Junker vom Eichler Berge: wie er sie betrogen habe und wie sie so sehr unglücklich gewesen sey, das sie endlich den brennenden Schmerz des Herzens hier in des Brunnens Tiefe habe kühlen wollen; wie dann auch Kunibert seinen Lohn hier fand, und noch immer durch spukhafte Täuschungen die Menschen verlocke. — Sie waren, indem sie weiter erzählte, bis zu des Brunnens Rand zurück gekehrt. Anna, sprach jetzt der Jüngling, wenn also ein Mädchen recht voll Sehnsucht nach dem Geliebten in des Brunnens Tiefe blickt, dann erscheint sein Bild? — Anna senkte erröthend die langen Wimpern, der Ton seiner Stimme und der leuchtende forschende Blick seiner Augen sagten ihr deutlich: sie habe ihr Herz verrathen; er aber hob sanft ihr gesenktes Antlitz zu sich auf, und fragte wieder: Anna, hast du denn voll Sehnsucht nach **mir** in die Tiefe geblickt? — daß Kunibert dir **mein** Bild zeigte! — Aus des Mädchens Augen stürzten zwei heiße Thränenströme, Wilhelm aber zog die Weinende an sein Herz und sagte schmeichelnd: Ich bin nicht Kunibert, ich bin Wilhelm, jetzt Förster dort im nahen Walde; Anna, willst du mit mir, mein treues Weib, in die freundliche kleine Wohnung ziehn? — Die Jungfrau drückte das glühende Gesicht nur fester, nur heißer weinend an Wilhelms Brust; er aber führte sie glücklich und seelig dem Vater entgegen, der durch die Wiesen daher schritt. Der war mit dem Schwiegersohn wohl zufrieden, und gewann ihn von Tag zu Tag lieber; denn er ward sehr fein ordentlich in seinen Kriegs-Beschreibungen: lächelte Anna ihm zu, so reichte er ihr die Hand, und der Alte hielt dann ein wenig mit Fragen inne, hatte aber dafür auch nachmals nie mehr nöthig zu fragen: war das Blücher oder Kleist? — Muhme Barbe aber ließ sich immer wiederholt recht ausführlich erzählen: wie Alles gekommen sey; und sagte dann nicht selten mit lieber Behaglichkeit: Sieh Kind, eigentlich hat doch meine Erzählung vom Margarethen-Brunnen Alles so schön gefügt!

A l l e r l e i.

Der sonst tiefsinnige **Cardanus** behauptet, daß dem Elephanten kein Thier gleicher sehe, als ein — Floh. (S. von Hartenfels, Elephantographia curiosa.)

Schottus ließ sich sein eignes Buch, „Italia illustrata,“ von seinem Buchdrucker zueignen. (S. Menkens „Reden von der Charlatanerie.“)

Die Portugiesen, welche das Vorgebürge der guten Hoffnung zuerst entdeckten, nannten es, der bestandenen vielen Drangsale wegen, Capo de los totos tormentos. (S. Peter Kolbens Reise 1719.) **Haug.**

Jude und Christ.
Sonett.

Ist der ein Jude: der im Mutterleibe
Verdammt schon war zu nied'rem Sclavenstande,
Der keine Rechte hat im Vaterlande,
Dem Pöbel, der mit Koth wirft, eine Scheibe;

Dem gar nichts hilft, was er auch thu' und treibe,
Deß Leidenskelch doch voll bleibt bis zum Rande,
Verachtungsvoll und schmachvoll und voll Schande:
Dann bin ich Jud' und weiß auch, daß ichs bleibe!

Doch ist ein Christ: der strenge sich befleißet
Sein Erdenkreuz in Demuth zu ertragen,
Und die zu lieben, die ihn tödtlich hassen —
Im Glauben: daß, was heut sein Herz zerreißet
Der Herr um ihn zu prüfen zugelassen —
Dann bin ich Christ — ich dulde ohne Klagen!

Berus.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Grätz. Es wird wenige Städte geben, die sich so reitzender Umgebungen zu erfreuen haben, als diese Hauptstadt Steiermarks. Die hohen Alpen, die von der österreichischen Seite her die Wege fortdauernd umgeben, weichen hier zurück und bilden ein angenehmes Thal, in dessen Mitte Grätz, von der Mur durchschnitten, liegt. Von den Bergen predigen die Trümmer alter, in der Geschichte merkwürdiger Vesten die Vergänglichkeit, in den Tiefen laden artige Landhäuser oder herrliche Schlösser: Gösting, Eggenberg u. s. w. zur Freude, oder heilige Oerter: Maria Grün und Maria Trost, zur Andacht. Hinsichtlich wissenschaftlicher Anstalten haben wir eine vorzügliche auf zu weisen; es ist das von dem Kunst- und Naturfreunde, dem Erzherzog Johann, gestiftete und nach ihm benannte Johanneum. Es enthält ein, besonders in Hinsicht auf die Erzeugnisse des Landes sehr vollständiges Naturalien- und Manufaktur-Kabinet, eine Urkunden-Sammlung, vorzüglich wichtig für die steirische Geschichte, einen botanischen Garten u. s. w. Eine damit verbundene Lese-Anstalt, die hundert Tag- und Monats-Blätter, eine Hand-Bibliothek u. s. w. besitzt, vereint in ihren Conversations-Zimmern die vorzüglichsten Köpfe von jedem Stande. — Hier lebt auch der, in seiner Zeit berühmte würdige Gelehrte und k. k. Rath, Prof. Franz Xaver Gmeiner, dessen „Lehnsrecht und Kirchenrecht" selbst in England Eingang gefunden hat und ihm die Ungnade des römischen Hofes zuzog. Joseph II., der den rechtlichen Mann ehrte und schätzte, schlug alle Verfolgungen nieder, und der Vatican mußte sich damit begnügen: einen ohnmächtigen Bannstrahl auf den Apostel der Wahrheit und Aufklärung zu schleudern. Die jetzige Literatur ist wenig fruchtbar und bedeutend; der Grund hievon mag wohl darin liegen: daß ihr seynwollender Oberpriester, der Journalist Kollmann, nie das Angesicht der Musen erblicken, noch von einer derselben die Worte hören möchte: Du bist mein geliebter Sohn! Sein Name wird schwerlich (außer in einigen Wiener Blättern, worin er zuweilen wegen seiner Inkonsequenz als Kritiker zur Verantwortung gezogen wird, die er aber weislich ignorirt) jemals in einem Blatt, wie dieses, wieder genannt werden. Er redigirt und schreibt beinahe allein das hiesige Wochenblatt: „der Aufmerksame", das, außer einigen ökonomischen Aufsätzen von würdiger Hand, wenig Aufmerksamkeit zeigt und verdient. Nebenbei ist er auch ein allzeit fertiger, jedoch nicht immer glücklicher Gelegenheits-Dichter; als er jüngst einmal spät in der Nacht in Marburg eintraf, redete er das schlafende Städtlein ungefähr folgendermaßen an:

„Freundliches Marburg, dich grüß',
Liebliches Marburg, schlaf süß!"

worauf dasselbe wahrscheinlich in noch tieferen Schlaf versank. — Als den besten literarischen Kopf in Grätz nenne ich den, als Geschichtschreiber bekannten Prof. Julius Schneller und nach ihm seinen Gegner Wartinger, der zwar, meines Wissens, außer einem Oktav-Bändchen Geschichte, nichts der Oeffentlichkeit übergeben hat; jedoch lassen sich, nach seinem Fleiße, seinen Kenntnissen und Bemühungen zu schließen, erfreuliche und wichtige Resultate für die Zukunft erwarten. — Dr. Joh. v. Kalchberg ist als vaterländischer Dichter anerkannt. Carl Schröckinger, ein noch junger talentvoller lyrischer Dichter, hat unlängst seinen Beruf auch als dramatischer Dichter durch eine Tragödie: „Der Fluch" dargethan. Es ist eine Art Schicksals-Tragödie, wie sie jetzt bei all unsern beginnenden Dichtern in der Mode ist; doch was schadet das? — die Phantasie bricht die Schranken und „die Räuber", „die Ahnfrau" entstehen; weiterhin zähmt sich die wilde Gluth und gediegene Werke folgen. Ein neues Drama „der Liebe Kampf und Opfer" hat Dr. Schröckinger so eben vollendet und es zur Aufführung für das Theater an der Wien bestimmt. — Ehe ich die Reihe der hiesigen Literatoren schließe, kann ich nicht umhin, eines zu früh Verblichenen zu erwähnen, der in der Reihe der neuen lyrischen Dichter einen ausgezeichneten Platz behauptet, und dem das Schicksal Wiege und Grab auf steiermärkischen Boden stellte. Es ist J. G. Fellinger; sein dankbares Vaterland hat ihm ein Denkmal zuerkannt, das — wie mir dessen Bruder in Frohnleiten und Mehrere versicherten — bereits zur Aufstellung im „Johanneum" fertig ist; gegenwärtig aber in einem Winkel ruhen und vielleicht gar in Vergessenheit gerathen soll. Wahrlich das darf es nicht! oder die Herren, in deren Verwahrung es sich befindet, müßten den Vorwurf auf sich ruhen lassen: als fänden sie ihr Interesse dabei, die öffentliche Aufstellung zu verzögern oder wohl gar zu hintertreiben! — Eben so lau bezeigt sich der Redakteur der „Carinthia", Dr. Kumpf in Klagenfurt, mit der Herausgabe von Fellingers Schriften, er, der dem vaterländischen Schriftsteller, Hrn. Dr. Satori, das Recht dazu streitig machte, während er nun, wie es scheint, es gar nicht zu benutzen weiß. — Das Theater — unter der Direktion der Grafen Thurn und Lichnowsky und des Baron Bern — steht auf einer niederen Stufe. Unternehmer, welche weder ihr Werk verstehen, noch weniger aber den Schauspieler zu behandeln wissen, können auch den Forderungen eines gebildeten Publikums nicht Genüge leisten; die Folge hievon ist eine beständige Ebbe in der Theater-Kasse, und das endliche Resultat? — kann jeder Vernünftige sich selbst denken. Die vorzüglichsten Mitglieder dieses Theaters sind: Bei der Oper: Demoif. Leyber und die Herren Cornet und Stadler; im Schauspiel die Damen Joh. Demmer und Mosius, und die Herren Seewald und Ziegler.

L—r.

In einer bedeutenden Stadt Frankreichs hatte ein junger Mensch einen Hund geschlagen. Zum Unglück gehörte dieser einer Schildwache der dasigen National-Garde. Der junge Mann ward deshalb fest genommen und bestraft nach folgendem Grundsatz: Er hat den Hund einer Schildwache geschlagen, folglich hat er die Schildwach selbst beleidigt; also auch den Posten, den die Schildwach versieht; mithin die National-Garde der Stadt und dadurch die National-Garde von ganz Frankreich; demnach auch den Präfekt und die Minister, welche mit zu Frankreich gehören; mit einem Wort: Er hat gegen die Regierung Frankreichs gehässig gehandelt! (Constitut.)

Beilage: Bemerker No. 12. und Blatt der Ankündigungen No. XVI.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 20. September. 154stes Blatt.

Briefe aus Albano.

Von Wilhelm Müller.

Den 24. Juli 1818.

Ich habe den italienischen Volksgesang schon ein Paar Mal erwähnt; heute sollst Du etwas Ausführlicheres darüber hören. — In der Winterzeit singt und spielt der Italiener wenig oder gar nicht, sicher nicht im Freien. Wie sollt' er auch, der bei dem leisesten kalten Windzuge seinen großen Mantel bis über die Nase schlägt, und im Zimmer, krumm gebeugt, die Hände über dem Kaminfeuer oder dem Kohlenbecken reibt? Die Italiener sind gewaltig frostig, besonders die Römer. Selbst in der heißen Zeit schleppen sie meist ihren langen Mantel mit sich, und wenn die kurze Abendkühle gleich nach Sonnenuntergang ihnen entgegen weht, hüllen sie sich von oben bis unten ein. Dies mag freilich aber mehr eine Vorsicht, als ein Bedürfniß seyn; daher hat denn auch das römische Sprüchwort: Nè di state, nè d'inverno non andar senza mantello! eine weite Bedeutung. — Aber sobald die Mandelbäume anfangen zu blühen und die ersten Lerchen zwitschern, holt der junge Römer seine Guitarre von der Wand herunter, ersetzt die etwa fehlenden Saiten und knüpft sich ein neues seidenes Band daran. Es ist bekannt: daß die Italiener ein angebornes Talent für die Musik haben; jeder gemeine Mann spielt seine Guitarre oder Laute, oft bis zur Virtuosität. Der Vater lehrt dem Sohn die ersten Handgriffe, der Bruder dem Bruder; von Frauen habe ich gehört: daß sie das Guitarrenspiel ohne alle fremde Hülfe gelernt hätten. Der Gesang, sowohl der Männer als der Frauen, sagt uns Deutschen im Anfange nicht eben zu: sie tragen, ohne besondere Deklamation, mit starker, scharfer, oft fast kreischender Stimme vor; doch durchaus rein, hell und im Takte. Jetzt behagt er mir schon besser. — Die Leute singen und spielen übrigens meist aus eigenem Triebe und zu eigener Freude; die herumziehenden Musikanten und Sänger sind die schlechtesten und nicht selten hört man von diesen ganze Conzerte in Dissonanzen: besonders wenn verschiedene Instrumente zusammen gespielt werden; denn dazu reicht alles angeborne Talent nicht hin, eine Instrumental-Harmonie zu verstehen. Die freien Sänger ziehen mit ihrem Saitenspiel Abends und Nachts durch die Straßen, bringen ihren Mädchen Serenaden, oder sie sitzen in den Osterieen und ergötzen die Trinker. Zuweilen, wenn mehrere Spieler zusammen kommen, wird ein Saltarello getanzt. Dieser römische Volkstanz hat eine sehr einförmige Musik, die, wie mir Musik-Verständige gesagt haben, gegen alle Gesetze unseres Ton-Systems sündigt und daher mit unsern Noten nicht in ihrer Eigenthümlichkeit und Vollständigkeit gesetzt werden kann; dennoch findet das Ohr keinen Anstoß daran. Dieselbe Bewandniß hat es mit der Melodie des Ritornello, wovon ich Dir nachher mehr erzählen muß, ja auch mit der Schweizer Alpenreihen und manchen süddeutschen Volks-Gesängen. Daraus ist zu ersehen: daß unser Ton-System, insofern es das einzige seyn will, die Musik in Schranken einzwängt, die ihrer

Natur zuwider sind. Wir wissen auch, daß die Griechen mehrere Ton-Systeme hatten. Um auf den Saltarello zurück zu kommen, muß ich noch bemerken: daß er, wie auch der Name sagt, rasch und hüpfend, und zwar mit steigender Schnelligkeit getanzt wird, worin ein Tänzer den andern zu übertreffen strebt. Die Zahl der Tänzer ist willkührlich; wenn es aber viele sind, so wechseln sie je zwei und zwei ab. Der Mann spielt im Tanze die Guitarre, die Frau hebt die Schürze dazu oder schlägt das Tambourin; zuweilen tanzen Männer mit Männern und die Musikanten sind dann davon ausgeschlossen. Dieser Tanz wird bei allen Festlichkeiten auf dem Lande und auch bei den Landleuten der Stadt, z. B. bei den Winzern und Gärtnern in Rom und ihres Gleichen geübt. Man tanzt ihn auch auf den Straßen und Plätzen, wo dann der Zuschauer ein kleines Abkühlungsgeld giebt; diese Straßen-Tänzer haben meist einen Dudelsack zur Begleitung. Am schönsten sieht man ihn aber im Oktober am Monte Testaccio tanzen, von den Winzern und Winzerinnen, nach der Weinlese. Dir eine deutliche Vorstellung davon zu geben, wird mir kaum gelingen: es ist ein Tanz, bei dem der ganze Körper in gleichen Anspruch genommen wird, ja, in welchem die Arme fast mehr tanzen als die Beine. Die Bewegungen sind unendlich mannigfach, aber doch von gewissen Gesetzen geleitet und die natürliche Grazie des römischen Volkes giebt ihnen einen hohen Reiz.

Die Gesänge des Volks in der Stadt sind leider fast alle nur leichte Opern-Arien oder doch in ihrer Form. Ich habe eine Menge aus dem Munde des Volks gesammelt und viele fliegende Blätter an den Straßenecken zusammen gekauft; aber kaum ein einziges Lied davon verdient den Namen eines Volksliedes. Sie schwanken zwischen Vornehmheit in den Redensarten und Gemeinheit im Inhalt und sind durchaus ohne poetischen Werth. Einige sind wegen des Gegenstandes interessant, z. B. die politischen Spottlieder auf Napoleon, besonders eines als Parodie des bekannten Liedes: „Che più a soffrir mi resta etc." *), welches so anfängt:

Che più a soffrir mi resta,
Or che Parigi è preso?
Da pochi son difeso
Di me che mai sarà?
Che barbara sventura
Che inaspettato evento!
È stato un sogno, un vento
La mià Sovranità!

Wenn man hie und da einmal in der Stadt ein ächtes Volkslied, besonders ein Ritornell, hört, so ist es nur von Landleuten, die es aus den Bergen mitbringen. Die Römer singen zwar auch Ritornelle, aber diese haben meist nur die Form dieses Volksgedichts, ohne den Geist.

Unerschöpflich reich an Volksliedern sind hingegen die Bewohner der albanischen, tiburtinischen und sabinischen Berge, wie denn überhaupt die Gebirgs-Völker in Italien wie in Deutschland. Mein Freund in Aricia hat in dem Hause seiner Wirthin in wenigen Wochen mehrere hundert Volkslieder gesammelt, meist Ritornelle. Denn in diese kleine dreizeilige Form zieht sich jetzt fast die ganze Volks-Poesie in diesen Gegenden zusammen. In den größeren Liedern spukt die Theater-Bildung auch schon auf dem Lande. Die Ritornelle sind größtentheils lokal: die meisten, die in Aricia gesungen werden, sind den Albanern fremd, und so umgekehrt. Die leichte, freie Form des Gedichts ladet zum Improvisiren ein, und das Volk spricht in ihr seinen Gruß, seinen Dank, jeden Seufzer und jeden Jubel, sein Lob und seinen Spott augenblicklich aus, ja, es giebt Ritornelle, die aus lauter Schimpfnamen bestehen. — Doch von der Form dieses Gedichts muß ich genauer sprechen, um so mehr, da mir nicht bekannt ist: daß in italienischen Literatur-Geschichten davon die Rede gewesen wäre. Die einheimischen Gelehrten haben keinen Sinn für Poesie, deren Sprache und Form nicht im Wörterbuche der Crusca und im Quadrio anerkannt sind, und dem Fremden erschweren die Dialekte solche Sammlungen. Das Volk selbst ist auch nicht unbefangen genug, um zu begreifen: daß ein wohlgekleideter Mann an ihren Versen Geschmack finden könne; sie schämen sich, sie her zu sagen, glauben, man wolle sie necken, oder bringen Einem erst alle städtische Liederchen vor, die sie aufgeschnappt haben, ehe man das zu hören bekommt, was man sucht. Das Ritornell besteht aus drei Versen, deren Maaß und Sylbenzahl sehr willkührlich sind. Der erste Vers ist gewöhnlich der kürzeste, oft nur aus zwei Füßen bestehend; die beiden folgenden Verse sind selten unter fünf Füßen lang. Bei dem Gesange hilft man durch Dehnung und Wiederholung nach, wenn die Worte zur Melodie nicht ausreichen; diese Melodie, die ich oben schon berührte, ist von unendlicher Einfachheit und Tiefe und hat etwas Melancholisches, das in der Einsamkeit bis zu Thränen rühren kann. Sie hat drei Haupt-Ruhepunkte, nämlich am Ende der Verse, auf deren Reim sie jedesmal mit ganzer Kraft fällt. Da der Reim in diesen Gedichten zwischen Assonanz und Alliteration schwankt, so wird durch diesen Fall der Gleichklang verstärkt. In den meisten Ritornellen assonirt oder reimt der erste Vers mit dem dritten und der zweite alliterirt mit dem ersten oder dritten. Beispiele mögen die Worte aufklären:

*) Es ist das Gedicht eines unglücklichen Jünglings, der es — in Neapel wegen einer Verschwörung verhaftet — am Tage vor seiner Hinrichtung im Gefängnisse schrieb und componirte. Abgedruckt im Almanach aus Rom 1810.

Fiore di pepe,
Se la vostra figlià non mi date,
Jo la ruberò e voi piangerete.

Oder: Per mezzo al mare un albero ci pende,
La oina è arrivata a ripa grande:
Bella, fatti pigliar a chi ti pretende.

Doch giebt es Ausnahmen, wie z. B.:
Mi vuò trasformar grillo, per cantare,
Mi voglio con dolcezza far sentire,
La notte, quando tu stai a dormire. —

wo der erste Vers mit den beiden folgenden allitterirt;

oder: Come tu vuoi gli occhi girare,
Così tutto lo cielo gira e tace,
E pur ha sole e luna e cento luci. —

wo der erste Vers mit dem zweiten assonirt, und der zweite mit dem dritten allitterirt. So viel von der Form des Ritornells. Ueber sein Alter und seinen Ursprung läßt sich mit Gewißheit wenig bestimmen. Mein Freund in Aricia meint in ihm die Wurzel der Terzinen gefunden zu haben; ein Anderer hält das Ritornell für die Anfangs-Verse, die, fast wie ein Thema, den Ballaten, Carnevals-Gesängen und Barzeletten vorgesetzt werden und die man als Interkalar-Verse im Chore nach jedem Absatz wiederholt. Dagegen streitet aber nicht nur die eigene Melodie, als auch: daß man kein einziges in der Verbindung mit einer Ballate singt. Am schlagendsten ist jedoch der Umstand: daß wir nicht selten Ritornelle finden, die, wenn auch nicht in bestimmtem Zusammenhange, doch in unverkennbarem Bezuge zu einander stehen. Dies ist besonders in Wechsel-Ritornellen der Fall, wovon ich hier noch ein Beispiel geben muß.

Erste Stimme.

Un bacio solo a tante mie pene,
Un bacio solo a tanta mia fede,
Ninetta mia, che piccola mercede!

Zweite Stimme.

Un bacio è pegno,
Un bacio è pegno di futuro diletto
E pare che ti dica: Jo ti prometto.

Erste Stimme.

E cosa mi promette,
E che mercede a tante mie pene
E che mercede a tanta mia fede?

Zweite Stimme.

Che tosto lieto, lieto sarai,
Ed ora godi il bacio ed ora taci,
Chè son d'amor mute promesse i baci.

Die Landleute, Schnitter, Schäfer und Winzer singen diese Ritornelle, wenn sie auf dem Felde von der Arbeit rasten, oder auch während der Arbeit, wenn sie es zuläßt. Des Morgens, wenn sie ausziehen, dienen sie zu Signalen, womit Einer den Andern weckt. Abends hört man sie in allen Gassen. Am schönsten klingt das Ritornell, wenn es von zwei Stimmen in folgender Ordnung gesungen wird: die erste Stimme singt den ersten Vers, die zweite den zweiten, und beide zusammen den dritten. Auf ähnliche Weise singt man auch vierzeilige und sechszeilige einzelne Stanzen, die ebenfalls meist nur assoniren. *)

Kleine Romanzen in leichteren Formen (wie unsere Balladen) habe ich sehr wenige gehört. Eine, die ich in Albano aufgeschrieben habe, wohin sie die Soldaten aus der Meer-Ebene mitgebracht haben sollten, empfahl sich durch eine heitere, ansprechende Melodie. Gelegentlich werde ich sie Dir mittheilen. Diese Melodie habe ich nachmals öfter zu ähnlichen Liedern gehört, und sie scheint die allgemeine für diese Gattung von Gedichten zu seyn. Die größeren Volks-Romanzen, z. B. „Orfeo della dolce lira", „La Crudele Violanta" und die vielen aus dem Fabelkreise Carls des Großen, sind in Octav-Reimen und nicht für den Gesang berechnet, obschon sie, besonders von den venetianischen und neapolitanischen Schiffern, viel gesungen werden. — Das eigentliche Lied ist — wie ich schon oben gesagt — im Römischen von der Opern-Arie fast unterjocht; noch mehr in Toskana; Venedig und Neapel haben aber deren in Menge, ganz volksthümliche in Wort und Weise. Scherzhafte habe ich wohl auch in Rom und Albano gefunden, die von Opern-Einfluß durchaus rein schienen; sie sind aber meist in ihrer Nacktheit uns verhüllten Nordländern ein Aergerniß. Hier nicht so sehr; aber in Deutschland wage ich sie nicht mit zu theilen. — Ich möchte Dir nun auch noch ein Wort über die Volks-Bücher der Italiener sagen, mein Freund! aber die Sonne brennt durch die Jalousieen, daß ich matt werde. Wenn Du das nicht schon früher geworden bist, so ruhe jetzt ein Stündchen, wie ich.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Volk hat keinen Begriff des Unterschiedes von Reim, Assonanz und Allitteration, und der eigentliche Reim gehört nur der Kunst-Poesie an. Mehreres über diesen Gegenstand, wie über italienische Volks-Poesie und Volks-Bücher überhaupt, werde ich bei Gelegenheit meiner Herausgabe einer „italienischen Volkslieder-Sammlung in allen Dialekten" mit zu theilen Veranlassung finden.

B u n t e s.

In der „Jenaschen Literatur-Zeitung" (Nr. 155) ist Kotzebue sehr witzig mit einem Schützen verglichen, der bei jeder neuen Schießübung sein Ziel besser treffen lernte: aber auch mit jedem Schusse den beschränkten Vorrath seines Pulvers verminderte.

Veit schlug sein Weib; ein Nachbar kam herbei und rief: „Schämt euch! Warum schlagt ihr Euer Weib?" — Sie will nicht Frau im Hause seyn!" — „Kurios! was will sie denn seyn?" — „Herr im Hause und das schlag' ich ihr eben aus dem Sinn!" Th. Laurin.

Weltliche Größe.

Die Hochbewunderten — ach! in den meisten Fällen Sind's kleine Statuen auf großen Fußgestellen. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Am 8. September hat sich in Pillnitz, einige Stunden von hier, ein höchst tragischer Fall ereignet. Der Buchhändler, Hofrath Hartknoch, ist in der Elbe ertrunken. Von Pillnitz, wo er seit mehreren Jahren im Sommer wohnte, wollte er nach Dresden gehen; seine Familie begleitete ihn bis in die Gegend von Hosterwitz, eine Viertelstunde von Pillnitz. Um den schönen Abend und die herrliche Elb-Ansicht ganz zu genießen, geht er den hie und da freilich sehr schmalen Pfad an dem, eben angeschwollenen Strom, zieht einen Brief aus der Tasche, tritt, aufmerksam denselben lesend, fehl und — stürzt in die Fluthen. Seine Familie hört den Schlag in die Elbe, wendet sich und — sieht den Gatten und Vater mit den Wellen kämpfen. Ein Schiffer, der eben einige Studenten überfährt und den Unglücklichen fallen sah, stürzt zwar gleich aus dem Kahn und schwimmt ihm zu Hülfe, bringt ihn auch glücklich ans Land, aber — als Leichnam. Alle Mittel — und daran gebrach es an einem Ort, wo der König Hof hält, natürlich nicht — waren vergebens. Sonder Zweifel hatten Schreck und Kälte des Wassers einen Schlagfluß bewirkt, denn der Leichnam war fast ganz schwarz im Gesicht. Wohl schwerlich kann ein Verblichener inniger betrauert werden, als Hartknoch; denn er verband mit dem liebenswürdigsten und geistreichsten Umgange die strengste Rechtlichkeit und Berufstreue. Er gehörte noch zu den kenntnißvollen Buchhändlern von altem Schrot und Korn, und betrieb sein Geschäft mit eben so viel Einsicht als Thätigkeit. — In früheren Jahren lebte er in Riga, wandte sich aber, als er unter Kaiser Pauls Regierung, wie bekannt, nur mit Noth der Deportation nach Sibirien entging, auf immer aus seinem Vaterlande und zwar gleich in das freundliche Dresden, dem er mit ganzer Seele anhing. Denn, obschon er seine Handlung eigentlich in Leipzig hatte, ging er doch dorthin nur: wenn Geschäfte ihn riefen, und verlebte den Winter in Dresden, den Sommer in Pillnitz, wo er sich angekauft hatte. — Vor etwa 10 Jahren ertrank ihm ein Sohn von 14 Jahren. Wer es damals dem bekümmerten Vater hätte sagen sollen: daß er in denselben Wellen einst auch sein Grab finden werde! — Vor einigen Wochen starb hier ein Offizier, welchen die Furcht, lebendig begraben zu werden, zu seltenen Anordnungen bewog. Der Mund sollte ihm nämlich, wenn er auch im Tode sich öffne, nicht hinauf gebunden, die Augen, wenn sie auch erstarrt offen blieben, nicht zugedrückt werden. Sein Sarg sollte einen Deckel mit Glasscheiben haben, letztere mußten aber nicht verschlossen, sondern nur ganz leicht aufgesetzt seyn u. s. w. Auch hatte er, in Ermangelung einer eigenen Gruft, dem Todtengräber einen, diesem zugehörigen alten verfallenen Schwibbogen abgekauft und denselben ausbauen lassen. Ein Schloß durfte die Thür des Grabgewölbes nicht haben, wohl aber mußten Klingeln, deren Leitungen bis in die Wohnung des Todtengräbers reichten, zu beiden Seiten des Sarges angebracht seyn: damit der Todte, im Fall er ja wieder zum Lebenden würde, sogleich Lärmen machen konnte. — Wie sauer muß dem armen Manne der Abschied von der Welt geworden seyn! — — s —.

Der gelehrte Astronom Olbers hat — zum Troste für Furchtsame — berechnet: daß erst in 88000 Jahren ein Comet der Erde so nahe kommen kann, wie der Mond. In vier Millionen Jahren soll einer sich bis auf 7700 Meilen der Erde nähern, der; wenn seine Masse dieselbe ist, wie die Erde, das Meer 13,000 Fuß hoch treiben und mithin eine allgemeine Fluth hervor bringen wird. Und in 220 Millionen Jahren endlich kann ein solcher einmal wirklich gegen die Erde anstoßen. (Journ. d. Par.)

In einem Departements-Hauptort wollten kürzlich Mißionäre einen Grabhügel einweihen, und hatten diese Feierlichkeit durch Anschlage-Zettel bekannt gemacht. Der Anhefter dachte im Amts-Neid den Zettelträger des Theaters zu verdunkeln und klebte seine Ankündigung gerade auf den schon angeklebten Schauspiel-Zettel. Zum Unglück verdeckte der seinige diesen aber nur halb, so daß über dem heiligen Zettel die großen Worte prangten: „Ich mache meine Possen!“ Es war der Titel eines Stücks, das an dem Tage auf der Bühne gegeben werden sollte. (Independ.)

Ein Schiffs-Capitain, der ein Ostindienfahrer war, besaß einen Papagei, der das Schiffsvolk oftmals durch sein Geschwätz belustigte. Eines Tages ward das Schiff von einem Kaper angegriffen, und nur nach einer sehr heftigen Kanonade glücklich wieder flott. Der Papagei hörte das Gefecht in des Capitains Zimmer mit an, und starb fast vor Furcht. Als er endlich wieder zu sich kam, hatte er alles Sprechen verlernt und konnte durchaus weiter nichts hervor bringen, als: Bum, bum! Dies scheint bezüglich auf manchen menschlichen Papagei, der die Revolution mit erlebte, und der jetzt bei Allem, was man mit ihm spricht, nur den Refrain hat: Revolution! Revolution! (Journ. d. Par.) Es soll allerdings Niemand in solchen Dingen voreilig und leichtgläubig seyn; aber einige Jahre vor dem lauten Ausbruch der französischen Revolution wollten die Meisten nicht an die Möglichkeit derselben glauben, während man doch schon mitten darin war.

In den ersten Tagen des Augusts fand man an dem Inquisitions-Tribunal zu Madrid in großen Schriftzügen folgende Worte angeschlagen: „Dieses Haus ist zu vermiethen zum ersten Januar 1820.“ (Independ.) Man könnte ja — wenn nämlich aus dem Scherz ein guter Ernst würde — vorschlagen: es zu einem Arbeitshause für faule Mönche zu machen.

Neulich kam ein junger starker Mann zu einem Notarius von Paris, und wollte — sein Testament machen. Der Notarius ward begierig, zu erfahren: aus welchem Grunde er diese Sicherheits-Maaßregel nehme? — und fragte: ob er vielleicht eine weite Seereise oder etwas dem Aehnliches vorhabe? — „Keinesweges!“ entgegnete der Testator, „ich will nur eine ganz kurze Reise in einer der neuen Diligencen machen.“ (Constitut.)

Zwei Irländer packten sich. Ein Freund des Einen und ein Neffe des Andern kamen dem Freunde und dem Oheim zu Hülfe. Während ihre Alliirten sich schlugen, zogen sich die ersten Urheber der Fehde zurück, setzten sich neben einander auf eine Bank, und sahen nun die Schlägerei ihrer Sekundanten mit an. (Morn. Chron.) Ein Bild vieler großen Fehden!

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 22. September. 155stes Blatt.

Goldene Jubelfeste — goldene Sargnägel.

Wenn ein Haus alt und baufällig ist, wer wird es dann noch belasten, ja wohl gar einen Tanz- oder Fechtboden darin anlegen? — Solche alte Gebäude aber sind wohl fast Alle, welche goldene Jubiläen feiern. Die Jüngsten streifen doch immer nahe an die Siebenzig, die Meisten sind bereits tief hinein in jene verfängliche Zahl, ja wohl schon darüber hinaus; in der Regel also ausgewittert von den Stürmen des Lebens, leicht um zu reißen von der kleinsten Erschütterung. Was Wunder also, wenn durch Jubelfeiern, wie man sie gewöhnlich veranstaltet, die letzten Stützbalken des morschen Lebens vollends durchbrochen werden. — Da weckt man z. B. den müden Schläfer bei früher Tageszeit schon mit geistlichem Sang und Klang — da tritt ihm die wertheste Familie mit tausend Händedrücken und Küssen, zehntausend Worten und hunderttausend Thränen glückwünschend entgegen — da holen blumenstreuende Mädchen ihn ab in die Kirche, Geistlichkeit, Honoratioren und Rath an der Spitze, der Jubilirende wie ein armer Sünder in der Mitte — da spricht man von heiliger Stätte ehrenreiche, aber herzzerschneidende Worte ihm ins Gesicht, und führt ihn dann — gleich dem, der Pardon erhalten hat — mit rothgeweinten Augen, an Armen und Beinen zitternd vor Rührung, in die Heimath zur festlichen Tafel. — Hier erhebt sich nun auf's Neue, nicht selten tobender als vorher, der Gratulations-Sturm. Ist dieser endlich überstanden und der Jubelgreis rein erschöpft an Erwiederungen des Dankes und der Freude, so beginnt neues Rütteln an dem alten Lebens-Gehäuse: man setzt sich zur Tafel. — Diese bricht fast unter der Last der Dinge, die da netzen sollen die Lippen, letzen die Zunge, ergötzen den Gaumen, illuminiren den Kopf, erleichtern das Herz und — beschweren den Magen. — Der Jubelgreis hatte bisher so feine Eß-Gesetze, von welchen er, wollte er sich wohl befinden, nicht abweichen durfte; auch jetzt, an der reich besetzten Tafel, will er sich gleich bleiben; aber — man bestürmt ihn mit Bitten, man will doch die Köstlichkeiten aller Art nicht bloß für die Gäste, sondern für ihn, ja für ihn zuerst angeschafft, bezahlt, bereitet haben — der arme Jubelgreis! — Eben so höflich, als gutmüthig, giebt er nach: kostet hier, nascht dort — nippt von dieser Sorte ein Gläschen, von jener einen Fingerhut voll und — muß, vielleicht in wenigen Stunden schon, dies Kosten und Naschen und Nippen auf's Empfindlichste ausbaden. — Indeß er aber so kostet und nascht und nippt, erhebt sich aus Dichtermunde ein neuer Sturm auf das alte Gebäude des Lebens: lobpreisende und herzbrechende Gedichte beginnen die Runde zu machen um die köstliche Tafel — ihre Verfasser haben sich überboten im Benutzen des Rührungsstoffes; Thränen, wie Erbsen, fallen in den Becher, auf jeden Teller — der, dem und von dem sie fließen, ist rein außer sich vor Dank für Gott, für Familie, Gesellschaft und Dichter — er kann fast nicht mehr weinen, es will ihm das Herz abdrücken. Unbehülflich und matt wird er sich erheben zur dankbringenden Gesundheit, aber — Jedes erhebt

sich, hält ihm dar den Becher und schluchzt und redet und weint ihm ins Gesicht und zerdrückt und zerquetscht ihm die Hände. Endlich kommt er dann zum Aufstehen und trinkt mit zitternder Stimme und schlotternden Knieen die Gesundheit der Gäste — Tusch und Gläserklang und gellendes Lebehoch ist die Antwort und dem armen Jubel-Senior vergeht fast Hören und Sehen; er setzt sich und sein Glas, und strebt mit den nächsten Nachbarn zierlich und verbindlich zu sprechen über die auch gar zu große, ihm bereitete Ehre.

Indeß entsteht ein Flüstern und Räuspern um die ganze Tafel. Schüchtern blickt der Hochgefeierte auf; denn — kommt ihm noch ein solch Opfer der Achtung und Liebe: woher dann Worte nehmen und Geberden und Thränen, aus zu drücken das schuldige Gegenopfer des Danks. — Doch ehe er sich noch besinnen und etwa nöthige Gedanken zusammen raffen kann für ein abermaliges Extemporiren — da liegt vor ihm, dem treuen, funfzigjährigen Staats-Diener, ein fürstliches Belobungs-Dekret nebst Medaille. — Und wenn seine alten Thränen-Säckchen auch längst vertrocknet wären, gleich Bächen in der Gluthhitze des Sommers, jetzt müssen sie doch noch einmal Wasser geben. — Sr. Majestät höchsteigene Unterschrift auf dem Papier, die ehrenvolle geprägte Schrift auf dem glänzenden Golde — wer wollte da nicht ein Uebriges thun? — der Jubel-Senior weint wie ein Kind, die Gäste staunen. Kaum aber haben Dekret und Medaille, gleich den Jubel-Gedichten, die Runde gemacht um die ganze Tafel — da ertönt Musik. Ein tüchtiger Vorsänger schlägt mit der Gabel ans Glas, lautet zur Stille die plaudernden Gäste und fängt an, ein Jubel-Lied zu singen; Alles stimmt natürlich ein. Der Rührungsstoff aber, poetisch und melodisch zugleich behandelt, thut doppelte Wirkung — die Hälfte der Sänger, besonders der weiblichen, kann vor Schluchzen kaum Ton treffen und Takt halten — der Besungene nun geradezu gar nicht.

So endet die Tafel mit leeren Schüsseln, vollen Herzen, vollen Magen und — vollgeweinten Schnupftüchern. Nun folgt — der Jubel-Tanz. Vielleicht hätte man gern ohne ihn den festlichen Tag beschlossen, der Jubelgreis am liebsten; aber — die junge Welt will doch entschädigt seyn, daß sie mit der alten sang, trank und weinte — ihr gilt eigentlich der Tanz, der Jubel-Papa giebt nur die Firma dazu. Doch eben deshalb muß er auch bei dem ersten Violinenstrich der Erste auf den Beinen seyn; eine promenirende Polonoise, eine schleifende Menuett — was darüber ist, das ist natürlich für ihn vom Uebel. Allein selbst jene, wahrscheinlich von Alten für Alte erfundenen Tänze sind doch immer noch erschütternd und ermattend genug für schlotternde Beine und ein erschüttertes Herz, voll des beklemmenden Glaubens: alle Welt sehe nur auf ihn, rezensire nur ihn, den jubilirenden Vortänzer. — Mit einem geheimen: Consummatum est! zieht er sich endlich zurück auf den erwünschten Lehnstuhl und bald auch ins erquickende Bette, indeß die jüngere Welt sein Jubelfest vollends durchtanzt und durchspringt. — Inbrünstig dankend dem himmlischen Geber dieses festlichen Tages, will er nun das müde mattgeweinte Auge schließen; aber Alles ist zu bewegt, zu unruhig in ihm: Bilder der Vergangenheit schweben seiner Phantasie vorüber, des alten Lebens stiller See ist heute zum stürmischen Meer geworden, die Wogen der Ueberraschung und Freude, der Rührung und Dankbarkeit, der Anstrengung und Gezwungenheit — sie wollen durchaus sich nicht legen. Der arme gefeierte Greis schläft in dieser Nacht fast gar nicht, in der zweiten und dritten nur wenig, ja er verwindet binnen acht Tagen kaum die ihm angethane Ehre. — Auf große Anstrengung folgt große Erschöpfung, wenn schon bei jungen, wie viel mehr bei alten Nerven — der Jubel-Senior, bisher so munter und frisch, fängt an zu kränkeln und — kränkelt fort bis zur baldigen Genesung — im Grabe.

(Der Schluß folgt.)

Briefe aus Albano.

(Fortsetzung.)

Der Italiener hat, bei aller inneren Regsamkeit und Raschheit, einen mächtigen Hang zur Ruhe und zum Müßiggang. Freilich übertreiben die Reisebeschreiber in ihrer Schilderung das italienische Farniente gar oft und sehr, bringen nicht in Anschlag die klimatischen Bedingungen, die natürliche Constitution des Südländers, deren Feuer in schneller Thätigkeit auflodert und dann eben so schnell zur Ruhe sinkt, während unser Phlegma sich nach gleichmäßigen Portionen auf Stunden und Tage vertheilen läßt; nicht bringen sie in Anschlag die Beschränkung der Bedürfnisse, die Mäßigkeit und Genügsamkeit des gemeinen Mannes: und, haben sie denn gar nichts bemerkt, die dickbändigen Beobachter, von dem ausdaurenden Fleiße des Landmannes im toskanischen Arno-Thale, in der neapolitanischen terra di lavoro und hier auf meinen grünen Albaner-Bergen? — Doch, ich muß abbrechen, denn meine Apologie könnte jetzt vielleicht etwas verdächtig klingen, da ich mich eben von einem Ruhebette erhebe, wohin mich — die Schreibung eines Briefes geworfen hat. Auch würde die Einleitung für die italienischen Volks-Bücher, von denen ich Dir noch Nachrichten versprochen habe, zu lang für einen Brief werden, wenn sie mit der Faulheit und dem Müßiggange begönne. Besser, wir wenden uns zur Neugierde: über dieses Thema habe ich auch Keinem zu widersprechen; denn daß der Italiener es in dieser Tugend oder Untugend mit jedem Volke der gebildeten Welt aufnimmt, darin kommen alle

Freunde und Feinde des Landes überein, und die erste Erfahrung, die der Fremde bei seinem Eintritte in Italien macht, muß ihn schon davon überzeugen. Im ersten Städtchen des schönen Landes, wo das Si ertönt, hält der Vetturin vor der Schenke, um die Pferde zu tränken, und der Reisende steigt aus. Da steht gleich eine kleine Versammlung um den Ankömmling und beguckt und bespricht ihn, bis sich endlich Einer der Neugierigen mit Gruß und Frage an den Herrn oder an den Kutscher wendet: Ist der Signore ein Deutscher oder ein Engländer? Woher kömmt er? Wohin geht er? Ist er ein Christ? — und je mehr man antwortet, desto begehrlicher wird der Frager. Wenn man bedenkt: daß die Leute in einer solchen Stadt auf der großen Straße täglich, ja fast stündlich Wagen und Wanderer aller Lande vorüber ziehen sehen, so kann diese unerschöpfliche Neugierde allerdings auf einen reichen Grund schließen lassen. Kömmt man nun gar in abgelegene Gegenden, in kleine Gebirgsstädte, so wird man schon vor dem Thore eingeholt und hat gewiß die Hälfte der Einwohner hinter sich, wenn man zum andern Thore wieder hinaus fährt. Sie möchten Einen betasten: ob man auch von Fleisch und Blut sey, und gaffen Einen verwundert an: daß man Speise und Trank durch dieselbe Oeffnung einnimmt, wie sie. Der Gasthof, wo Du abgetreten bist, bleibt während der ganzen Zeit Deines Aufenthaltes der Versammlungsplatz der Nachbarn und Verwandten, und Abends hat man gewiß in den Osterieen nichts Unterhaltenderes zu erzählen, als von Dir. — Aber endlich ist der Gegenstand erschöpft. Man ist auf das Kapitel der Reisen geleitet worden. Was sind doch alle Reisende unsrer Zeit gegen den Guerrino, der zu den Zeiten Carls des Großen durch die Welt gefahren ist! sagt ein Alter mit bedächtiger Miene und leert sein letztes Glas. Die Geschichte müßt Ihr uns erzählen, Vater! ruft Alles aus einem Munde, und der Oste soll euch auf gemeinschaftliche Rechnung die Flasche füllen, daß Euch der Gaumen bei dem Sprechen nicht trocken werde! — Glaube nicht, daß die Geschichte den Leuten etwa neu ist: die Mutter hat sie ihnen schon vor der Wiege erzählt; aber dennoch sitzt Alles mäuschenstill, unverrückt mit gespannten Mienen, und horcht bis in die Nacht hinein auf die seltsame Historie. — Wie reich bei diesen Anlagen das italienische Volk seyn müsse an wunderbaren Sagen, lustigen Schwänken, zärtlichen Liebes-Abentheuern und frommen Legenden, läßt sich nicht absehen. Mythologie, alte und neue Geschichte, Heimath und Fremde, haben aus ihren vollen Schatzkammern her gegeben, was sie Buntestes und Seltsamstes hatten, um damit ein unbefangenes Völkchen zu erfreuen, das mit gläubigem Danke annimmt, was die Kritik hochmüthig über Bord wirft. Die Pressen des Marescandoli in Lucca und des Baldassari in Rom senden die alten und neuen Produkte über das unersättliche Land; die Blinden singen und sagen sie auf den Plätzen und Straßen; an den Mauern hängen sie flatternd zum Verkauf; in den Osterieen hat die rohe Kunst des Landmannes sie mit schwarzer Kohle auf den weißen Wänden verewigt: da steht der häßliche, verwachsene Bauer Bertoldo mit bedecktem Haupte vor dem Throne König Alboins; da kämpfen die Brüder Horazier und Kuriazier mit krummen Türken-Säbeln und ritterlichen Sporen, und Orpheus spielt die süße Leier vor seinem Auditorium von afrikanischen Ungeheuern. Am Sommer-Abend sammeln sich die Frauen mit ihren Spindeln vor der Thür, und nicht leichter kann der Mann sich ihnen beliebt machen, als wenn er etwas erzählt; im Winter schließt das Kaminfeuer den Kreis noch enger zusammen. In das Puppenspiel locken die alten vertrauten Namen von Paris und Vienna, Gianfioro und Filomena, l'Incendio di Roma overo la Crudelta di Nerone, und wie die Stücke alle heißen mögen, die auf großen, langen Zetteln, mit unerschöpflicher Geschwätzigkeit und bildlichen Darstellungen dem „gelehrten aber nachsichtigen Publikum" angepriesen werden. In Neapel und Venedig bildet das Erzählen einen bestimmten Gewerbzweig: dort auf dem Molo und hier auf dem Markus-Platz und längs dem Rione de' Schiavoni versammelt jeder Erzähler sein kleines Publikum um sich her, und unterhält es nach besten Kräften gegen eine geringe kupferne Erkenntlichkeit, aber desto reichere Theilnahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Der „Morning Chronicle" vom 4. August enthält wörtlich nachstehendes „Schreiben [1]) aus Berlin" vom 25. Juli: „Mit peinlichen Gefühlen des Unwillens und Abscheu's im Herzen kehren wir so eben von einer öffentlichen Hinrichtung in der Nähe dieser Stadt zurück, welche jenen Zeiten würde zur Ehre gereicht haben, wo der brennende Scheiterhaufen und die zermalmende Folter abergläubigen Sinn und wilde Barbarei unter die damaligen rohen und unwissenden Bewohner des Nordens von Europa verbreitete. Ein vor 5 Monaten begangener Mord unter erschwerenden Umständen sollte an diesem Tage durch den

1) Ich gebe dieses Schreiben unverkürzt. Gern wird das menschliche Gefühl dafür stimmen: die Todesstrafe ab zu schaffen; aber da schon so Vieles — namentlich in den Jahren 1780 bis 1790 — darüber gedacht und geschrieben ist, scheint es doch nicht ausführbar; und an Orten, wo man es versuchte (so in Oesterreich unter Joseph II.) mußte man leider die Todes-Strafen wieder herstellen. — Auffallend ist übrigens die sentimentale Klage von einem Engländer (der Verfasser ist wahrscheinlich ein englischer Geistlicher), in dessen Vaterlande man aufhängt um die geringsten Verbrechen, und wo man sich ohne Weiteres zum Krüppel boxt um Nichts. So ist denn zu wünschen: seine Menschlichkeit möge zuerst in England wirksam seyn, und die Moralität überall sich so verbreiten: daß die Gesetze nicht Blut um Blut fordern müssen. D. Herausgeber.

Tod des Mörders (Jacobi) gebüßt werden. Aber durch welch einen Tod! Laßen Sie mich zuerst Ihnen in einigen Umrissen die Sache skizziren: Ein bejahrter Mann, der sich mit Juwelier- und Uhrgehäuse-Arbeit beschäftigte und in einem stark bewohnten Hause einer der besuchtesten Straßen von Berlin wohnte, wurde in der Abenddämmerung von einem Manne gemordet, dem er sein Vertrauen geschenkt und ihn bei mehreren Gelegenheiten thätig unterstützt hatte; ein Mord, der die größte Undankbarkeit und das niederträchtigste Gemüth (sic!) verrieth. — Ich gehe weiter. Die Hinrichtungen für Berlin finden an einem, eine englische Viertelmeile (600 Schritt) vom Oranienburger Thore belegenen Orte statt. Ein Galgen, in Gestalt eines Dreiecks — welcher, im Vorbeigehen gesagt, selten gebraucht wird — erhebt sich mitten in einer ausgedehnten Ebene, von welcher man die Stadt übersieht. An diesen Galgen stößt eine steinerne Erhöhung; sie ist mit einer leichten Brustwehr von dünnen Eisenstäben umgeben, so daß man von allen Seiten sehen kann, was auf derselben vorgeht. Diese Erhöhung wird leider! dem Galgen vorgezogen. An einem Ende derselben fanden wir eine frisch gemachte tiefe Grube; um den Raum bildeten Uhlanen zu Pferde ein Viereck und preußische Infanterie-Garde innerhalb desselben ein zweites kleineres. Ohngefähr eine halbe Stunde vor der Ankunft des Missethäters bestiegen 12 Personen, Polizei-Beamtete und Henkersknechte nebst zwei Knaben, das Schaffot, und befestigten die Stricke, die zum Binden und zur Erdrosselung dienen sollten. Endlich verkündete der dumpfe Lärmen der versammelten Menge, das Blitzen der gezogenen Säbel und das Hin- und Her-Galoppiren der Offiziere, die langsame Annäherung des armen Sünders, den 6 (?) Pferde vor seinem Wagen zogen. Wir müßen den National-Gefühlen der Deutschen Gerechtigkeit widerfahren laßen; die zahllose Menge der Zuschauer betrug sich gegen das unglückliche Schlachtopfer des Tages mit menschlichem Anstande und theilnehmendem Schweigen. Bei seinem Nahen flog das Commandowort durch die Glieder, das Gewehr wurde präsentirt, die Trommeln wirbelten, Fahnen und Uhlanen-Flaggen wurden in die Höhe gerichtet; während dem bestieg er das Blutgerüst. Warum mußten aber die lauten Schrecken des militairischen Aufzuges eine neue Wunde dem Herzen des Unglücklichen schlagen, der im Begriff stand, für immer diese Sündenwelt zu verlassen, und dem diese Erweckung zum Mittel diente, ihn vielleicht den Furien der Verzweiflung preis zu geben, oder ihn in ein dumpfes Hinbrüten und eine sinnlose Betäubung zu versetzen, und dies in jenen entscheidenden Augenblicken, den letzten, die ihm übrig blieben, sich mit seinem Schöpfer zu versöhnen! O sagt es nicht in England! [2]) verkündet es nicht in der hochgebildeten, hochaufgeklärten Hauptstadt [3]) des mächtigen Reiches der Britten! — kein Geistlicher [4]) bestieg mit ihm das Schaffot, ihm die furchtbare Ansicht der Ewigkeit zu enthüllen (eigentlich zu vergolden, to gild), wo sich die Religion in ihrem glänzenden Gewande zeigt und den sterbenden Sünder in ihre ewigen Arme sinken läßt, wo nicht mit Zuversicht, doch mit Hoffnung; — in diesen letzten Augenblicken schloß kein (?) Geber des Todes und der Reue die bebenden Lippen des Mörders. Nie werde ich den einen bitteren Blick des um Hülfe flehenden Todeskampfes vergessen, den er um sich warf, als (kaum hatte er das Schaffot bestiegen) man ihm den Rock gewaltsam vom Leibe riß und die Mütze über die Augen zog; — doch ich muß fortfahren. Jetzt wurde er zu Boden gerissen, man legte ihm die Stricke um den Hals; die Henkersknechte zogen sie an, noch ehe (?) die Erdrosselung erfolgte. Der Scharfrichter trat heran, in den Händen ein schweres, mit Eisen stark beschlagenes Rad haltend, womit er ihm zuerst die Beine, dann die Brust, die Arme und endlich den Kopf (?) zerschmetterte. Ich stand unglücklicher Weise so nahe, daß ich die Zuckungen [5]) des blutenden zermalmten Leichnams sehen konnte, als er in die für ihn bereitete Grube gestürzt wurde. Es waren keine 20 Minuten von dem ersten Augenblick seines Todes bis zu dem verflossen, wo die Grube mit Erde bedeckt wurde. Schwere Steine, die man zuerst hinab rollte, beförderten vollends seinen Tod, wenn er nach viertelstündigen Martern vielleicht noch lebte. Auf diese Weise wurde er in die Ewigkeit geschleudert. — So sehr auch das preußische Militair an Blutvergießen und Greuel-Scenen gewöhnt seyn mag, bemerkte ich dennoch auf der Stirn mancher dieser braven Krieger Spuren tiefer Erschütterung; sie schienen zu sagen: das ist zu viel, selbst für unser Einen! Wie müßen dergleichen Auftritte selbst die allerausgeartetsten Menschen zum Thier herab ziehen, zumal wenn man gezwungen wird, sie mit an zu sehen! — Laßen Sie mich hier einen Augenblick inne halten und nicht erwähnen: daß diese Hinrichtung Gnade und Barmherzigkeit ist, verglichen mit den Greueln in Straßburg und andern Städten, die ich Ihnen nennen könnte; wo der Geräderte vom Sonnen-Aufgang bis zum vollen Mittag gemartert wird (?) und zuweilen eine ganze Stunde zwischen einem Schlage und dem folgenden vergeht. [6]) Laßen Sie mich noch hinzu setzen, daß ich fest überzeugt bin: kein Engländer werde dieser Beschreibung Glauben beimessen. Jedoch kommen alle Gesetzgeber darin überein: daß, je nachdem eine Regierung mehr oder weniger despotisch ist, die Bestrafung der Verbrecher auch strenger oder milder seyn muß; und daß, wo Unterdrückung und Tyrannei dem Leben minderen Werth giebt — besonders in Claßen, bei denen Verbrechen der niedrigsten Art häufig begangen werden — der bloße Verlust des Lebens, wenn er nicht von Martern und Todeskampf begleitet ist, keinen hinreichenden Nachdruck zurück läßt. — Man könnte glauben, ich hätte hier die Absicht: eine Satyre auf die preußische Regierung zu schreiben; doch fern von mir ist dieser Gedanke! Ich habe die größte Achtung für die sanften Tugenden und für die öffentliche und Privat-Mäßigung des regierenden Monarchen. Der wohlwollende Friedrich Wilhelm würde sich freuen, die Todesstrafe bei Capital-Verbrechen mildern zu dürfen. Nie hat Seine jetzt regierende preußische Majestät ohne peinlichen Widerwillen ein Todes-Urtheil unterschrieben. Mordbrenner und vorsätzliche Mörder [7]) gelten bei ihm für die einzigen Verbrecher, welche die Todesstrafe erreichen soll; und in Folge seines Widerwillens: diese blutige Prärogative der Krone aus zu üben, liegen mehrere Todes-Urtheile unvollführt, weil sie die königliche Unterschrift nicht erhielten. — Konnte ich hoffen: daß diese kleine unterthänige und ungeschminkte Aeußerung gegenwärtig, zur Zeit eines feierlichen Friedens, jetzt, wo das Licht der gesellschaftlichen Aufklärung alle Reiche der Erdkugel durchdrungen hat, Neues und Gutes stiften könnte, so würde ich, als ein Cosmopolit, mir versprechen dürfen, nicht umsonst gelebt, und, wie jener ohnmächtige Samariter im Evangelium, mein Scherflein beigetragen zu haben: das menschliche Geschlecht von den Leiden zu befreien, die für dasselbe aus der Herabwürdigung der menschlichen Natur und einer unnöthigen und nutzlosen Grausamkeit entstehen."

2) Ey! und doch schreibt es der Verfaßer dorthin und läßt es drucken!!

3) In dieser Hauptstadt, der hochgebildeten, hochaufgeklärten, ist bekanntlich die Zahl der Criminal-Verbrecher, im Verhältniß zu andern Städten, eine dreifache, und die Gaunerei hat dort ihr mächtigstes Reich. Giebt irgend ein Land Beweise gegen die Nutzlosigkeit der Todesstrafe, so möcht' es eben England seyn.

4) Der Delinquent hat bis zur letzten Minute im Gefängniß einen Geistlichen bei sich, und wenn jener es begehrte, würde er von diesem gewiß auch begleitet; es konnte aber wohl unter allen Umständen geschehen!

5) Phantasie oder Uebertreibung?

6) Das wäre wirklich die Grausamkeit aufs Höchste getrieben; doch möcht' ich diesem Bericht-Erstatter nicht ohne Zeugnisse glauben.

7) Der schwersten einer war gewiß der genannte Jacobi! D. H.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 24. September. 156stes Blatt.

An die Geliebte.

Mein Herz erlag in Ketten,
Und strebt es mich empor:
Ich kann es nicht erretten,
Weil ich mich selbst verlor.

Auch wäre hier Erretten
Gewiß mir größ're Pein:
Es schließen ja die Ketten
Dein holdes Bild mit ein.

Drum lös' ich mir die Ketten
Auf Erden nimmer ab,
Bis ich mich still darf retten
In ein erlösend Grab.

Bertram.

Briefe aus Albano.

(Fortsetzung.)

Die Literatur der italienischen Volks-Bücher hat noch keinen Görres gefunden und bei der gänzlichen vornehmen Verstocktheit der einheimischen Gelehrten läßt sich auch so bald noch Keiner erwarten. Die ältesten Volks-Bücher der Italiener sind die aus dem Provenzalischen übersetzten Sagen des Fabelkreises der Tafelrunde und Carls des Großen. Ihre Verpflanzung nach Italien läßt sich nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinauf führen und ihre ältesten Exemplare in der Volgar-Sprache sind in Prosa. Daß frühere Sagen und Lieder verschollen sind, uralte einheimische Geschichten von der Gründung der Städte und Staaten, ist außer Zweifel. Viele derselben hat noch Villani in seiner Chronik benutzt, von denen das Volk jetzt kein Angedenken mehr bewahrt; ich führe als Beispiel seine Sage von der Gründung der Stadt Fiesole an, welche König Atlas erbaut haben soll, weil er durch Astrologie erfahren: daß diese Gegend die schönste und gesundeste Lage auf der ganzen Welt habe. Die provenzalischen und nordfranzösischen Romane übten auch auf die eigenen Schöpfungen des italienischen Volks einen mächtigen Einfluß. Frühere einheimische Sagen wurden umgeschmolzen und mit den eingedrungenen fremden in Verbindung gesetzt; was man später erfand, mußte sich an dieselben im Inhalt anschließen und suchte sich ihrem Ton in der Darstellung nach Möglichkeit zu nähern; daher nun die Schwierigkeit, diese beiden Elemente in dem italienischen Volksepos zu unterscheiden. Für die Fabeln der Tafelrunde, die übrigens weniger behandelt worden sind, als die von Karl dem Großen, nenne ich den Titel: Innamoramenti di M. Tristano o di M. Isotta e di M. Lancilotto e di M. Centura. Für den andern Fabelkreis ist Hauptbuch: I. Reali di Francia. Daran schließen sich viele einzelne Liebes-Geschichten und Helden-Abentheuer von Orlando, Rinaldo, Paris und Vienna und der venetianische Guerrino, detto il Meschino. — Viel späteren Ursprungs sind die romantisirten Fabeln aus der griechischen und römischen Mythologie und Geschichte, woran die italienische Volks-Literatur ebenfalls sehr reich ist. Der Landmann, der seine Hütte auf den Trümmern eines Marmor-Tempels gründet, der aus seinem Acker große, schöne Münzen und glänzende Steine gräbt, mit eingeschnittenen Gestalten, Bildern und Buchstaben,

wie er sie sonst nirgends gesehen hat, der muß sich ja wohl gedrungen fühlen, nach jener untergegangenen Welt zu fragen, auf deren Gräbern er lebt. Aber der Aufschluß des ängstlichen Forschers wird dem Neugierigen nicht genügen: wer das Araste und das Wunderbarste davon erzählt, ist ihm der beste Gelehrte. Daher denn jene seltsamen Romanzen von Orpheus mit der süßen Leier, von Diana und Endymion, von Pyramus und Tisbe, oder von der Gründung der Stadt Rom durch Romulus und Remus und von der keuschen Lucretia. Nicht gewissenhafter ist man mit den heiligen Sagen umgegangen, die zu Volks-Büchern geworden sind; von einheimischen sah ich die Geschichte der heiligen Margaretha von Cortona hie und da auf Puppenspiel-Zetteln. Beliebter sind aber die Legenden des Orients, die zuweilen auch gelegentlich in der Länder- und Völker-Kunde unterrichten; zu den ältesten dieser Klasse gehört die Legende von Barlaam und Josaphat, die noch immer gedruckt und gelesen wird. Der Orient hat außerdem eine Menge Mährchen und Zauber-Geschichten nach Italien gesendet, welche die Lücke der Gespenster-Geschichten ausfüllen, woran der Süden viel ärmer ist, als der Norden. Die graulichen Geister-Erscheinungen auf den Kirchhöfen um Mitternacht und dergleichen Haar-Sträuber sind dem Italiener ziemlich fremd, und seine ganze Phantasmagorie scheint sich jetzt höchstens noch mit den sogenannten Lach-Geistern zu befassen. Doch davon muß ich ein ander Mal weitläuftiger handeln.

Fast alle italienischen Volks-Bücher sind auch in Octav-Reimen bearbeitet worden. Die ältesten gehören in die Zeit von Boccaz bis Pulci; doch diese sind wegen der Schwierigkeit der Sprache nicht mehr im Umlauf. Pulci's ironische Behandlung der Romanzen konnte dem Volke nicht zusagen, das gern erstaunt und glaubt, eben so wenig Ariost; darum hat aber Tasso das ganze italienische Volk so innig ergriffen, darum ist er in alle Dialekte des Landes übersetzt worden, und sein Gedicht tönt von den Gondeln der venetianischen Kanäle bis zu dem Hafen von Syrakus im Munde der Alten und Jungen: weil er treu und gläubig sich seinem Gegenstande ganz hingab, nicht, wie Jene, sich höfisch gewandt mit ihm neckte. Man umfaßt sowohl die prosaischen als gereimten Erzählungen, von denen ich gesprochen habe, unter dem Namen Romanzo, und stellt sie dem kunstgerechten Epos entgegen. Ihre Form ist einfach, aber etwas umständlich, meist nicht ohne naive Treuherzigkeit. Die neueren Bearbeitungen werden etwas vornehmer und prahlender: sie suchen auch schon nach jenen spitzigen epigrammatischen Stanzenschlüssen, die in der gebildeten Poesie Italiens soviel Unheil angerichtet haben.

(Der Schluß folgt.)

Goldene Jubelfeste — goldene Sargnägel.

(Schluß.)

So — die Erfahrung lehrt es — so verhält es sich mit den meisten Jubel-Senioren. Durch ihre Jahre schon stehend auf der Schwelle des Lebens, werden sie nicht selten durch ihr Jubelfest mit Gewalt gleichsam hinaus gedrängt; denn nur Wenige sind mit einem Körper begabt, an welchem Freudensturm und Rührungswogen weder Macht noch Gewalt haben. Belobungs-Dekrete und Verdienst-Medaillen, Blumenkränze und Gedichte, in der Regel nur gefertigt und überreicht, um in kurzer Zeit schon beigelegt zu werden im Familien-Archive — sind für die meisten goldenen Jubelgreise nur goldene Sargnägel. — Zwei- und dreifache Sargnägel aber werden geschmiedet, wenn die Jubelfeste wohl gar schnell einander folgen. Denn gleich wie einen andern Glanz hat die Sonne und einen andern der Mond, so hat auch der Mensch einen andern Jubeltag für die Ehe, einen andern für das Amt u. s. w. — Für letzteres werde ich wohl keinen erleben; für die Ehe aber — je nun, das wäre wohl möglich, denn ich dachte nicht eben zu spät daran. — Darum, wenn ich einst durch die Klippen und Sandbänke des Lebens als Schüttel-Köpfchen mit meiner Hausehre gelangen sollte ans Eiland der Jubelfreude, so will ich anlanden und empfangen seyn von den befreundeten und verwandten Insulanern, wie folgt: Zuerst mag ich nicht aussteigen aus dem Schifflein der Tagesfahrt, d. h. aus dem Bette, ohne Erhebung des Herzens zu dem großen Steuermann, der mich immer sicher leitete auf den unsicheren Wogen des Lebens — ihm, meinem himmlischen Vater, will ich danken mit Inbrunst und Freude: daß er mich erreichen ließ ein Ufer, nach welchem Unzählige streben, das aber von Tausenden nicht Zehen erreichen. — Habe ich so mich gestärkt durch Gebet, dann soll die Phantasie vor mir aufthun das große Bilderbuch der verflungenen Stunden, darin will ich blättern mit Freuden und Wohlgefallen; denn nicht bloß die heiteren Stillleben und Blumenstücke, die lieblichen Familien-Scenen und Landschaften, die freundlichen Frühlings- und Sommer-Gemälde, die hellen Sonne-Auf- und Untergänge, die heiligen Mondschein-Parthieen und Wasserfahrten — nein, auch Bataillen- und Belagerungs- und Herbst- und Winter- und Nacht- und Sturm-Stücke sollen mich erquicken und anziehen, weil sie — durch Gottes Hülfe — vollendet sind und nun, belehrend und erinnernd, ruhig in der Bilder-Gallerie meines Lebens hängen. — Gleicherweise — deß bin ich fest überzeugt — wird auch beten und bildern meine Hausehre, und wenn wir uns endlich dabei angekleidet haben, dann will ich — ist mild und rein die Luft, in der Gartenlaube, ist's

aber stürmisch und kalt, im Zimmer — mit meiner Hausehre empfangen seyn zum Frühstück von Kindern und Enkeln, ohne Sang und Klang, ohne Blumen und Deklamation. — Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, Kuß und Händedruck — damit ist's abgethan, was darüber ist, ist vom Uebel. — Doch mögen auch gern, recht gern ein Paar Freunde mit stehen unter dem Häuflein der Gerührten, nur nicht Titular, sondern wirkliche — nicht Assessoren der Freundschaft, sondern Räthe mit Sitz und Stimme im Sessions-Zimmer der Häuslichkeit. Auch der Händedruck eines alten treuen Dienstboten soll uns willkommen seyn; denn, nach Luther, gehört ja, nächst guten Freunden, auch gut Gesinde mit zum häuslichen Glück. — Nach dem Frühstück gehen wir — ist's des Herrn Tag, zusammen in die Kirche — ist's aber des Königs Tag, in die Kanzlei: ich in die landesherrliche, meine Hausehre in die häusliche. Mittags Familientafel, Abends desgleichen, nicht ohne Leibessen und ohne Freund, übrigens sparsam an Gerichten wie an Gästen, ohne Saus und Braus, ohne Aufwand und Prunk — doch nicht ohne eine gebackene Arabeske; denn — sagt Blumauer — Weib und Kinder naschen gern! — Die Zeit zwischen der Mittag und Abendtafel gehört den häuslichen Annalen, die ich seit Gründung meines Hausstandes, als Familien-Historiograph, treu und gewissenhaft immer geführt habe. Hier stehen geschrieben und beschrieben alle Leiden und Freuden, die mich und mein Haus betroffen, verziert mit Bemerkungen, wie der erste Eindruck dem Historiographen sie in die Feder diktirte. — Vorgelesen wird sie nicht, diese Chronik des Hauses, denn sie ist zu korpulent; die kernhaftesten Stellen aber werden heraus gehoben, denn sie geben Stoff zur Unterhaltung, Stoff zum Bewundern der göttlichen Führungen im menschlichen Leben, Stoff zum Dank für den, der bis hieher geholfen und auch noch weiter hilft, Stoff zur Belehrung endlich für Kinder und Kindeskinder: was man im Leben Alles thun und dulden müsse mit Freuden, um zum Ziele zu gelangen mit Ehren.

Die zehnte Stunde des Abends macht bei uns gewöhnlich den Schlußstein zum Gewölbe des Tages; diesmal aber ist's die neunte. Denn, obschon kein großes Fest in große Unruhe uns versetzte, mehr als gewöhnlich sind doch die alten Maschinen in Umlauf gekommen, vorzüglich die Springfedern der so ziemlich abgelaufenen Uhr alter Ordnung und Sitte, die Nerven. — Kinder, Enkel, Freunde drücken uns bei dem Abschiede zur guten Nacht unter tausend Segenswünschen die Hände; Worte vom letzten Abschiede, von der letzten guten Nacht, vom Hingange nach Jenseits fließen mit unter. Spät und leicht — flüstert Eines hie, Eines da — meine alte Hausehre fängt an zu weinen — mir bricht auch das Herz, denn ich habe ja kein steinernes, doch lass' ich mir es nicht eben merken, wenigstens durch Thränen nicht — mit Freude und Dank soll der goldene Tag beschlossen werden, nicht mit Jammer — darum werde ich zum Dichter aus dem Stegreif und spreche meine Hausehre also an:

Fort, Mütterchen! ach! fort mit Tod und Grab
In dieser schönen Stunde —
Nur mit der Freude steh'n wir heut' im Bunde,
Ist er gleich morsch, doch hält er noch, der Wanderstab,
Und wird — so Gott es will — noch ein Paar Jährchen halten —
Drum weg mit Stirn- und Herzensfalten!
Die Freude nur, die Freude soll jetzt walten! —
Sie sey uns ein erquickendes Gebot!
Sie stimme uns zu Freud' und Dank
Und zu dem alten Hochgesang:
Nun danket Alle Gott!

Diesen stimme ich nun, als Haus-Kantor, gemüthlich an, der Familien-Chor fällt ein. Singend — das Mützchen unter dem einen, meine Hausehre am andern Arme, die Hände gefaltet, die Augen gen Himmel — gehen wir selbander nach dem Kämmerlein, wohin wir — mit ganz andern Wünschen, Erwartungen und Hoffnungen — vor einem halben Jahrhundert zum ersten Mal gingen; der Familien-Chor folgt, und so führt nun des Hauses Regent, der Jubel-Bräutigam, die Jubel-Braut heim, ohne Fackeltanz — betend und singend — so schließt sich der Tag — und so wird nicht zum goldenen Sargnagel das goldene Jubelfest. Richard Roos.

Anklänge.

75.

Ob Heide, Türk', ob Jud' er ist,
Ein guter Mensch ist guter Christ;
Und in der Sinne Streiten
Fällt dir, o Christ, stets mehr zur Last:
Weil du ein mild'res Vorbild hast,
Sollst du auch milder leiten!

76.

Wenn Viel' an dir erst eitle Schlauheit merken,
So sinkt die Hälfte schon von deinen Werken;
Und plötzlich stürzt der Rest davon zusammen,
Sind deiner Schlauheit Mittel zu verdammen.

77.

Es hat die Gradheit nur Verstand,
Ob auch die Schelmerei gewandt
Ihr Schlingen leg' und schade;
Wie er sich krümmt und wie er schleicht,
Eh' festes Ziel der Schelm erreicht,
Schlägt nieder ihn der Grade.

78.

Bezähme dich in Wort und Schrift,
Treibt dich des Zornes Flamme;
Die Galle ist dem Geiste Gift,
Die Wuth der Thorheit Amme.

79.

Der Mond nährt von der Sonne sich
Und herrschet, wenn die Sonne wich,
Nun als des Lichtes König;
Durch fremden Strahl glänzt oft die List,
Und Viele jauchzen Einem, ist
Er etwas mehr als wenig! Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Maria-Zell. Ich glaube, daß dieser in mancher Hinsicht merkwürdige Ort im „Gesellschafter“ Erwähnung verdient. — Maria-Zell liegt in der Steiermark, an der Grenze Oesterreichs, in einer romantisch-schönen Gegend, ringsum von hohen Bergen umgeben. Es ist der besuchteste und vorzüglichste Wallfahrts-Ort in der österreichischen Monarchie, und heute (den 25sten August) zählt man an 23,000 Fremde, welche aus den entferntesten Gegenden Oesterreichs, Steiermarks, Ungarns, Kärnthens, Böhmens u. s. w. hin zu den Füßen des (sogenannten) wunderthätigen Maria-Bildes eilen. Der Gnaden-Tempel, worin sich das kolossale Bildniß befindet, steht in Mitte des ungeheuern Kirchen-Palastes und theilt ihn in zwei Hälften; es ist über einem silbernen Altar angebracht und durch ein Gitter aus feinstem Silber, das 6 Zentner im Gewicht beträgt, vor dem entsetzlichen Andrange gesichert; an beiden Seiten stehen zwei, ebenfalls kolossale silberne Engel. Der Reichthum dieses Gnaden-Ortes, der seinen Ursprung in das zwölfte Jahrhundert zurück führet, ist sehr bedeutend und eine eigene Schatzkammer steht für die Neugierigen den ganzen Tag offen. Es gewährt einen seltenen Anblick: wenn man in dieses Gotteshaus tritt, das von dem frühesten Morgen bis in die Nacht mit frommen Wallern erfüllt ist, die in den verschiedensten Sprachen und Mundarten ihre Gesuche und Gebete zur Himmelskönigin schicken, und zwar in den demüthigsten Stellungen: bald auf den Knieen rutschend, bald mit ausgestreckten Armen durch die Hallen ziehend, oder mit ganzer Leibeslänge unbeweglich auf dem Antlitz liegend. Wenn die Nacht herein bricht, beschließt eine Prozession mit brennenden Lichtern die andächtigen Uebungen. Diese Gewohnheit, welche mehr ein geistliches Spielwerk ist, könnte abgeschafft werden, und zwar um so mehr: da der Markt bloß Holzdächer hat und die Feuersgefahr jedem Denkenden vor Augen schwebt. Unzählige Mißbräuche, die solche ungeheure Volks-Versammlungen, von größtentheils niederen Ständen, nach sich ziehen, übergehe ich, da hier nicht der Ort ist, einen solchen Gegenstand weitläuftig zu behandeln. Es ist nicht leicht möglich, verjährte Gewohnheiten mit einem Male auf zu heben; aber es giebt Mittel, die Sache mit der Zeit in Vergessenheit zu bringen. Das Nothwendigste wäre: ein strenges Gericht über die Gebete und Lieder ergehen zu lassen, die zum Theil den größten Unsinn und wohl auch Beleidigungen der Gottheit enthalten. Doch das sind fromme Wünsche, die oft um desto weniger geachtet werden, je mehr sie es verdienen! — Einige Meilen von hier, am Fuße des hohen Seeberges, liegt in einer ziemlich öden und reizlosen Gegend ein Bauerhaus, Brandhof genannt, das sich weder in der Bauart noch sonst in einer Hinsicht vor den übrigen Bauerhöfen auszeichnet; hier verlebt der Eigenthümer desselben, Erzherzog Johann, seine freien Stunden im stillen Schooße der reichen Natur. In der Nationaltracht des Steiermärkers oder eines Gemsen-Jägers durchstreift er die Gegenden, von Allen gekannt, verehrt, geliebt, da er durch seine herablassende Güte die schlichten Herzen der einfachen Gebirgs-Bewohner zu gewinnen weiß. Heute Prinz, im glänzenden Hofzirkel bewundert, steht er morgen im Kreise fröhlicher Natur Söhne, die ihn als Vater lieben, oder sitzt auf dem Gipfel steiler Alpenfelsen, um Mitternacht den Gemsen auflauernd. — Aber nicht bloß seinem Vergnügen lebend, weiß der thätige Prinz jederzeit das Nützliche mit dem Angenehmen zu paaren; das „Johanneum“, welches er vor wenig Jahren in Grätz errichtete, ist der redendste Beweis seiner Liebe für Kunst und Wissenschaft. L—e.

Ein junger Lumpen-Sammler zu Paris, den Niemand nach seinem Aeußeren dafür hielt, lebte mit zwei öffentlichen Mädchen. Bald erfuhren sie es aber Beide und beschlossen sogleich, sich — zu duelliren. Sie wurden indeß daran verhindert. Eine derselben warf sich ins Wasser, ihr Liebhaber rettete sie aber; die Andere stach hierauf mit einem Messer nach ihm, ward fest genommen und ins Gefängniß gesetzt. Jetzt ließ auch der Lumpen-Sammler seinen Zorn aus, und zwar gegen die Erstere: er wollte sie erdolchen; man kam ihm aber zuvor und brachte ihn gleichfalls ins Gefängniß. (Gaz. d. Fr.)

„Sehen Sie England mit seiner Constitution an!“ sagte mir gestern ein Nachkomme Heraklits, „zu welchen traurigen Begebenheiten führt eine solche Verfassung?!“ — „Mein Herr!“ entgegnete ich, „wann erhielt England seine Verfassung?“ — „Im Jahr 1688!“ — „Also seit 131 Jahren ist England frei und glücklich gewesen. Lassen Sie uns dasselbe Glück bis 1950 genießen; dann wollen wir sehen, welche Maaßregeln wir nöthig haben werden, um Dinge zu vermeiden, die unseren Nachbaren doch immer nur erst drohen.“ (Journ. d. Par.)

In dem Distrikt von Kentucky und Ohio in Amerika ist das baare Geld so selten, daß eine Zeitung einmal spottend bemerkte: die Bankiers würden am Enden ihre Banknoten in Schinken bezahlen müssen. Dennoch soll sich die Summe des Land-Ankaufs, welche die Käufer der Regierung schuldig sind, auf 22 Millionen belaufen. (Gaz. d. Fr.) Unter oben erwähnten Umständen wird die Erlaubniß: den Kaufpreis schuldig zu bleiben, gleich mit verkauft seyn.

Ein Einwohner von Toulon war 600 Franken schuldig, und außer Stande, diese Schuld zu bezahlen. Sein Sohn hatte kaum erfahren: daß sein Vater am andern Morgen deshalb ins Gefängniß kommen werde, so eilte er, für einen Andern, gegen Schadloshaltung von 900 Franken, einen Stellvertreter-Dienst als Soldat zu übernehmen. Nachdem er mit diesem Kaufgelde seines Vaters Schulden bezahlt, gab er dem Letzteren noch 200 Franken und behielt nur 100 Franken für sich. (Independ.)

Wir erfahren durch den französischen „Kalender der Siege“: daß der damalige Kronprinz von Schweden bei der Schlacht von Dennewitz (6. Septbr. 1813) 40,000 — sage Vierzigtausend — Schweden plötzlich ins Feld führte, und damit das feindliche Centrum zersprengte. (Independ.) Wahrscheinlich hat man diese Notiz im Nachlasse des Bülletin-Dichters gefunden, der doch immerdar das Ideal aller Hofzeitung-Schreiber bleiben wird.

Die stolzen Ultra's sind so kriechende Anbeter jeder Macht, daß Napoleon selbst von ihnen sagte: „Wenn ich meine Vorzimmer öffne, so stürzen diese Leute in Schaaren herein, aber zu der Armee lassen sie sich nur mit Gewalt bringen!“ (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 25. September. 157stes Blatt.

Briefe aus Albano.

(Schluß dieses Briefes.)

Die komische Volks-Literatur der Italiener steht der ernsten an Reichthum und Mannigfaltigkeit wenig nach. Fast jede Stadt hat ihren Eulenspiegel, auf dessen Person der Witz und Spott der ganzen Gemeinde seit Jahrhunderten zusammen getragen worden ist. So heran gewachsen, wird er sich dann aus seinen engen Mauern wagen, um auf die Wanderschaft zu gehen, und einen Lustigmacher heißt man in Italien überall willkommen. Es ist schon von Andern gezeigt worden: wie günstig die Lebensart der Italiener für die Verbreitung des Lächerlichen ist. Nicht nur, weil die Regeln der sogenannten Schicklichkeit auch in der feineren Gesellschaft minder drückend sind, als bei uns, weil sich Niemand laut und innig zu lachen schämt, und der Spaßvogel nur den einen Zweck zu verfolgen hat: die Leute zum Lachen zu bewegen, ohne die unzähligen Nebenrücksichten, die seinen Stand in Deutschland und Frankreich so geschmälert haben; sondern vor Allem ist es jene Oeffentlichkeit des Lebens und Handelns, die dem Nachbar die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse des Nachbars, seine Schwächen und Eigenheiten verräth, welche zu den vielen Spottreden, Prellereien und Nasendrehungen Anlaß giebt, die einen eigenen Zweig der italienischen Literatur bilden, und den Hauptbestand der alten Novellen-Sammlungen ausmachen.*) Der älteste und verbreitetste Eulenspiegel der Italiener ist der häßliche, verkrüppelte Bauer Bertoldo, der seine Schwänke in Verona, am Hofe des Longobarden-Königs Alboin, treibt. Man weiß weder von der Person des Helden und der Entstehung des Buches viel Geschichtliches an zu geben; eben so wenig von den übrigen Narren und Spaßvögeln des Landes. Die Komik des Buches trägt indessen einen so alterthümlichen Stempel, ist so grotartig, keck und nackt, daß man ihm unbedenklich die erste Stelle in der Chronologie der italienischen Eulenspiegel-Literatur einräumen muß. Freilich sind neuere Späße und Anekdoten eingeschoben worden, doch diese springen eben deswegen so hell in die Augen, daß ich nicht zu befürchten habe, in meiner allgemeinen Charakteristik des Bertoldo mißverstanden zu werden. Der Volks-Sänger Giulio Cesare Croce von Bologna, genannt della lira, hat ihn in Octav-Reime gebracht und unter dem Namen Bertoldino eine schlechte Fortsetzung des alten Buches geschrieben.

Aus Florenz stammen der Piovano Arlotto Mainardi — der auf seinen Reisen Priester und Laien narrt und prellt, auch die Könige von England und Neapel, wie Seine Heiligkeit, den Pabst Nicolaus V., mit seinen Späßen ergötzt — und der Banditore Barlacchia, der beliebteste Gesellschafter seiner Zeit. In Ferrara, am Hofe des Herzogs Borso, trieb der Narr Gonella sein ungeschlachtes Wesen bis zu seinem tragischen Ende. Auch die Späße des Buffalmacco und die unzähligen Prellereien aus den Zeiten des Magnifico Lorenzo werden, besonders in Toscana, als Volks-Schriften ge-

*) Man nennt sie Beffe.

druckt. Noch giebt es eine Menge von Büchern mit Anekdoten, witzigen Antworten, Sprüchwörtern, Räthseln, Orakeln und Traum-Deutungen in den Händen des Volks; doch tragen die beiden letzten Gattungen selten einen ernsten Charakter und dienen mehr zur geselligen Belustigung, als zur Erforschung der Zukunft.

Ueber die Narren-Masken der italienischen Volks-Bühnen und Puppenspiele muß ich wohl ein ander Mal sprechen, wenn mein heutiger Brief kein Buch werden soll. Sie wechseln ihre Gestalten und Namen, und behaupten eine entschiedene Eigenthümlichkeit der Komik nach den verschiedenen Nationalitäten des Landes. Venedig ist noch immer ihre Hauptstadt, nächstdem Neapel.

Das Publikum der Volks-Bücher ist in Italien viel größer als in Deutschland, und, obschon es mit eindringender Afterbildung jährlich abnimmt, beschäftigt es doch fast in jeder Stadt eine fleißige Presse. Der Landmann hat in Italien mehr Muße, als in Deutschland, und den eigentlichen Müßiggängern ist es auch nicht zu anstrengend, eine Geschichte zu lesen oder erzählen zu hören. Der Stand der vornehmen Handwerker ist erst durch die Franzosen in Italien eingewandert und hat in Neapel und Mailand den festesten Fuß gefaßt; in Florenz ist er auch zu finden; aber in Rom und in den kleineren Städten sitzt der Meister noch mit seinen Gesellen vor der Thür und arbeitet und ißt und betet mit ihnen. Dem bleibt dann auch ein tüchtiges Mährchen lieber, als die Komödien des Metastasio, die in Italien etwa die Stelle unsres Lafontaine einnehmen. Die beliebtesten alten Romanzen sind selbst den Prinzessinnen nicht fremd, die sie in der Kindheit wenigstens von ihrer Amme erzählen hörten, und täglich in Sprüchwörtern und Vergleichungen daran erinnert werden. Denn da ist kein Held, keine Schöne und kein Narr, die nicht schon zu einem Sprüchwort oder Gleichniß gedient hätten. Dadurch ist die italienische Volks-Literatur so innig mit der Sprache verwachsen, und es wird keiner Crusca gelingen, die tiefen Spuren dieses Einflusses, der bis auf einzelne zusammen gesetzte Wörter sich erstreckt, zu verwischen. Es giebt kein Volk, dessen Geist und Leben sich so deutlich in seiner Sprache abspiegelte, als das italienische: man gehe nur ein Paar hundert ihrer Wörter und stehenden Redensarten nach allen Abstufungen und Umbildungen der Bedeutung aufmerksam durch, man wähle die geläufigsten, alltäglichsten, über deren Ursprung und Bestandtheile man, wegen ihrer Gewöhnlichkeit, nach zu denken vergißt, und selten wird man vergebens suchen nach einem geistigen Schatze, der in ihnen verborgen liegt: es sey eine lebendige Anschauung, ein keckes aber treffendes Bild, ein poetischer Sprung, oder eine naive Zweideutigkeit, eine feine Ironie, eine epigrammatische Spitze. Wollte man nun noch die Provinzialismen in Anspruch nehmen, so müßte ein italienisches Wörterbuch zu einer Encyclopädie werden, die den ganzen Kreis der Kenntnisse und Meinungen, ja auch der äußeren Umgebungen und Bedingungen des Lebens und Wirkens des hohen und niederen Volkes umschließen würde. In Rom ist vielleicht kein Thurm, keine Fontaine, keine Bildsäule, kein fremdes Kleid und kein fremdes Gesicht, das nicht schon zu einem Sprüchwort oder Wortspiel Anlaß gegeben hätte. So bildet sich in manchem Hause, worin sich ein bestimmter Kreis origineller oder doch fremder Personen und Erscheinungen bewegt, eine eigene Bildersprache und ein lokaler Wort-Vorrath. Ich habe dies in Rom besonders in einem Hause bemerkt, deren Familie mit deutschen Künstlern, die sie in Kost und Miethe hatte, in täglicher Berührung und durch längeres Zusammenseyn in vertraulicher Geselligkeit lebte. Jede Eigenthümlichkeit, Angewohnheit, Blöße, alle Gebrechen, alle kleinen Unglücksfälle der Fremden gaben da einen Beitrag zu der Haussprache, in Spottnamen, Gleichnissen und Sprüchwörtern. Aber Alles machte sich ohne Feindseligkeit und Bosheit, Alles unbefangen und gutmüthig.

Aufrichtigkeiten.

Herr Baron von Gayl bringt sich durch den „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ noch um allen wahren Adel, wenn er fortfährt, über den Titular-Adel zu schreiben. So behauptete er neulich: „Stumpfsinnig ist der große Haufe einmal und mit dichtem Nebel umhüllt, und — so soll es seyn, so hat es der Schöpfer gewollt!!“ — O des Frevels an der Gottheit! Der Schöpfer, der einen solchen Willen hegen könnte, der seine Geschöpfe dumm schuf und in der Dummheit erhalten wollte, müßte selbst wenig mehr seyn, als das, was von ihm stammt. Der Schaffende aber dachte — wie es schon der Natur gewöhnlicher Gang, also um so mehr im Streben der erhabensten Natur liegen muß —: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey!“ — „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde.“ — Weil sie ihm nun aber nicht Alle gleich geblieben sind, sondern zuweilen Gaylsche Prinzipien auffanden, so ward dafür der christlichen Mythe bekanntlich ein zweiter Repräsentant; der aber — glücklicher Weise — nicht schaffen, leider aber wohl verderben kann, wobei er aber doch immer seinen Widerstand findet. So wollen wir denn freudig bei jenem und jedem ähnlichen Satze ausrufen:

Erschreckt, o Menschen, nicht! denn wißt, zu eurem Heil:
Erschuf ein Gott die Welt und nicht ein Herr von Gayl!

Und da ihm schon ein anderer Edelmann (Allgem. Anz. Nr. 219) entgegnet hat: „Ich möchte Sie (Herrn v. G.) beinahe für ein unglückliches, jedoch unwillkührli-

ches Werkzeug zur Zerstörung des Adels halten"; so mag ihm der Wächter seiner Caste ernstlich in die Ohren flüstern:

> Rasch Dint' und Feder weg, mein werther Herr von Gayl,
> Denn Ihr Geschwätz zitirt für uns den Donnerkeil!

„Die Politik hat ihr inneres Heiligthum, wie die Religion; es giebt Fragen, deren Beleuchtung und Untersuchung ein guter Geist sich nie gestatten sollte, weil sie ihn und Alles mit ihm in den Abgrund stürzen", so verkündete neulich das Journal de Paris. Mir aber kömmt es vor, als sey das benannte Heiligthum, für welches man gern Ehrfurcht in der Ferne erwecken möchte, weil sie in der Nähe aufhört, gar oft nur eine Verschanzung gegen die wahren Heiligthümer, die in der Politik: Gleichheit vor dem Gesetze, Gerechtigkeit und Aufklärung, in der Religion: die Freiheit der Pfade zur Wahrheit, zum Frieden und zur Sitte sichern. Vor Allem aber haben beide dasselbe höchste Heiligthum und dies ist die Erlaubniß: jedes Unrecht und jeden Unsinn mit aller Macht des Geistes der Menschheit abwehren zu dürfen, auch in den Zwanggebieten der Politik und Religion.

Bei Gelegenheit einer Rezension von „Cephalus und Prokris", romantisches Drama von O. H. Graf v. Loeben, heißt es in der „Jenaer Literatur-Zeitung" (Ergänzungs-Blätter Nr. 55): „Möge uns die Periode des romantisch-schwärmerisch-mystischen Unsinns bald vorüber gehen und der besonnene Deutsche zur Natur und Wahrheit zurück kehren, also auch zu den Altären unserer deutschen Classiker, auf welche jene Schule jetzt mit empörender Verachtung herab zu blicken sich erfrecht; denn die Sache hat wahrlich ihre sehr ernste Seite. Jene Schule spricht natürlich die so leicht entzündbare Imagination der Jugend an, und, während die Genossenschaft oft den Mangel an Genialität hinter einer beinahe an Verrücktheit grenzenden Exaltation zu verbergen strebt, schreitet das Sinken des Geschmacks und der Empfänglichkeit für das reine Ideal der Kunst mit Riesenschritten vorwärts, und aller richtigen Geistesbildung, ja selbst unserer Sprache, droht dadurch der Untergang." Da wäre wieder einmal mit löblicher Kraft ausgesprochen, was zu verkünden nothwendig ist. Wer gegenwärtig — sich aus dem Zeittreiben zur Klarheit rettend — unsre sogenannte schönwissenschaftliche Literatur betrachtet, wird das Umsichgreifen der sinnlichen Richtungen, die von dem Unbestimmten der beliebten Musik, ihrem unbegrenzt geträumten und doch so eng begrenzten Nebelbau aus zu gehen scheinen, nicht verkennen. Auf einer Seite findet man süßliche Ziererei und altrittermäßige Verrenkungen der Sprache und der Stoffe, auf der andern eine bewunderte Phantasterei, die, oft vom Rausche kommend, in jugendlich gährenden oder durch stete Bewunderung für das Neue verrückten Köpfen einen Taumel erzeugen, in welchem sie, jedes gesunden Urtheils unfähig, mit lächerlichen Ausrufungen ihre Schriftshelden zu ehren glauben. Es ist wohl wahr, daß solche Grimassen der Ruhmsucht nur vorüber gehenden Eindruck machen; aber sie kommen so oft, immer in veränderter Gestalt, wieder, daß darüber zuweilen die Thätigkeit eines ganzen Geschlechts für die gediegene Ausbildung verloren geht; so wie es überhaupt auch um die Grimassiers schade ist, welche zum Theil ganz gescheidte Leute sind, die nur ihren Spaß daran haben: recht viele Menschen zu Narren zu machen, und die im Hintergrunde der Seele dem Teufel ein Gelächter bereiten über die, denen ihre sündhafte Sucht zu einem aneckelnden Ernste wird. Möchten Alle, die mit Talenten ein gefährlich Spiel treiben, sich doch einen ächten Begriff von Menschenwürde und Menschenwerth geben, und nicht mit allen Kräften auf ein Verfehlen hin arbeiten wollen! Fr. Wendel.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Tapferkeit ohne Gerechtigkeit ist kein Nutzen; werden aber Alle gerecht, bedarf es der Tapferkeit nicht. Agesilaus.

Sitze nicht bei unrechtem Urtheil. Sirach.

Des rohen Volks gedankenlose Masse, tauscht blinde Liebe schnell mit blindem Hasse. Bürde.

Wir sind nur in dem Maaße gut, als unser Herz der Vernunft gehorsam ist.

Die eigne Schuld nur hat ein Recht, uns weh zu thun. Tiedge.

Bewahre uns der Himmel vor Dichtern, bei denen Verstand ohne Herz, oder Herz ohne Verstand ist. Herder.

Man soll Kindern den Tod nicht erschreckend darstellen, damit sie die Knechtschaft nicht erträglicher finden. Plato.

Kritiker gleichen den Nachtwächtern; lahm, krüppelhaft, halb blind, schlagen sie doch oft die Schriftsteller zu Boden. Garrick.

Die Wahl.

Welcher Rausch ist wohl zu wählen,
Der von Liebe, der vom Wein?
Jener soll gar arg uns quälen,
Dieser rasch und heiter seyn.

Jahrelang soll jener bleiben,
Scheuchen oft den Schlaf durch Leid;
Diesen kann ich leicht vertreiben
Mit des Schlafes Seligkeit.

Wollt' ich da noch sorglich wählen,
Müßt' ich wahrlich thörig seyn:
Her die Flaschen, sonder Zählen,
Treue schwör' ich nur dem Wein!

A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

St. Petersburg. „Sappho“ Trauerspiel in 5 Akten, von F. Grillparzer, wurde am 19ten August, und zwar an einem herrlichen Sommer-Abend, vor einer zahlreichen Versammlung, zum Vortheil des Hrn. Gebhard, gegeben. Wenn Sappho bei allen Bühnen eine solche Repräsentantin findet, wie hier an unserer Frau Gebhard, dann dürfte sich wohl das Stück recht lange auf dem Repertoire erhalten. Wäre der Ausdruck: sie hat sich selbst übertreffen, nicht abgeschmackt, so würde ich ihn hier gebrauchen; in solchem Nimbus gleichsam erschien die Künstlerin heute Allen durch wahrhaft ätherische Klarheit. In der psychologischen und rein poetischen Auffassung des Charakters, im harmonischen Einklang der ächten, tiefempfundenen Deklamation; kurz, in allen Theilen war logischer Zusammenhang. Meine kritische Ansicht würde das Höchste in der Kunst wahrlich nicht culminiren, wenn ich mit achilarchischem Kitel an kahlen Worten schnitzeln, an mancher Betonung auch biegen wollte — was mir gewiß die wahren Kunstfreunde nicht danken würden — sondern ungetrübt will ich dem schönen Genusse noch lange in der Erinnerung huldigen. Gewiß entgehen dem wahren Künstler die eigenen Fehler und Schwächen nicht (?) — ich nehme an: daß ein rein künstlerisches Gemüth entfernt ist von allem Egoismus — (?) und so werden auch wohl in der nächsten Leistung die etwaigen Fehler unserer Gebhard ausgeglichen seyn, die unserer unbefangenen, rein sinnigen Hingebung, bei ihrem meisterhaften Spiel, in dieser ersten Darstellung entgingen. — Hrn. Wilde's schöner Gestalt fehlte hinsichtlich der Toilette zum „Phaon“ nichts; sonst aber so ziemlich Alles. Hr. Gebhard (Rhamnes); Mad. Zeibig (Melitta); Mad. Sazenhofer (Eucharis) waren löblich. — Es ist schon so viel über die Arbeit des Verfassers gedacht, gesagt und geschrieben worden, daß ich eine Zergliederung derselben für überflüssig halte. Genug, es hat in rhetorischer und poetischer Hinsicht der Reitze viel, um zu gefallen; wie es denn auch hier gefallen hat. Die Darstellung hätte in der Anordnung mehr Sorgfalt verdient; das Aeußere that keine sonderliche Wirkung. Die Mondnacht-Dekoration, die auf allen Theatern des Auges Reiz ist, fiel weg; die Rosenlaube, von natürlichen Maien aufgestellt, war nicht lockend. Auch das Arangement der Statisten verdient kein Lob. Warum besitzen die Schauspieler nicht so viel Ehrgefühl und Kunstliebe, und verdrängen, in Kunstwerken nämlich, die todtende Gegenwart der russischen Figuranten? — Hier, wie immer, vermißte man das Daseyn einer Kunst-Regie. — „Fiesko“, von Schiller, wurde im Juli-Monat zwei Mal gegeben; schade, daß wir „Tell“, „Carlos“, „Nathan der Weise“ und andere herrliche Dichterwerke mehr, entbehren müssen!! Auch „Othello“, „Wallenstein“, „Zriny“, „Maria Stuart“ und Oehlenschlägers „Hugo von Rheinberg“ sind in den Sommer-Monaten wiederholt worden. „Siegfried von Lindenberg“, Lustspiel in 5 Akten, ist zwei Mal mit verdientem Beifall gegeben, und Hr. Gebhard (Siegfried) gerufen. Auch „Van Dyk's Landleben“ haben wir zwei Mal recht gut aufführen sehen. — Noch sind wiederholt worden: „Alina oder die Schlacht bei Messina“, dramatische Dichtung von Carl Winkler; Mad. Gebhard gab mit Beifall „Alina“ und wurde gerufen; „Die Entführung“, Lustspiel in 3 Akten, von Jünger, und „Der Kaliph von Bagdad“, Oper in einem Akt von Boieldieu. — Auf dem russischen Theater erhält sich noch immer auf dem Repertoir: „Raoul de Crequi“, großes Ballet von Didlot in 4 Akten; der bekannten Oper gleiches Namens nachgebildet durch Dekorationen und Garderobe, und durch ein Heer von Figuranten in ein „grand Spectacle“ umgewandelt. Noch ist das „kleine Rothkäppchen“, aus dem Französischen, mit Boieldieus Musik, gleichfalls mit einem prachtvollen Spektakel — d. h. Tanz, Menschen- und Kouliſſen-Ueberzügen — ohne sonderlichen Erfolg gegeben worden. Herr Sawollen gab die Hauptrolle „Baron Rudolph“ recht brav und wurde gerufen. Der rosenpapierne Theater-Zettel zeigt mit Entzücken an: „La Direction des theatres Imperiaux s'empresse d'informer, que très incessament elle organisera dans cette capitale une troupe Françoise, quelle a fait venir à cet effet de la France. Cette Trouppe sera composé de l'opéra comique du Théatre Feydeau, Comedies, Drammes, Vaudevilles, et pièces de varietés. Les representations seront données au grand theatre. Messieurs les abonnés pour les spectacles Russes auront le droit de jouir en même tems des spectacles François etc.“ Soll nun das russische National-Theater das französische, oder dieses jenes unterstützen und erhalten?? — Dr. Fester ist hieher zurück berufen worden. — Neulich las ich in einem öffentlichen Blatte Angaben über die Anzahl guter Menschen gegen einen einzigen — ächten Christen. Es war nämlich gefragt: wie viel gegen jene ein ächter Christ mehr werth sey? — „Entsagen, losreißen von allem Irdischen, bloß nach dem Himmlischen streben, nicht genießen, nur hoffen, das sind die Tugenden, die den sogenannten ächten Christen auszeichnen.“ — Solcher wird es freilich wenige geben, hier und überall; wohl aber der brillanten. Diese wiegen — in mancherlei Hinsicht — oft, zur Schande der Menschheit! viele gute Menschen auf; und die Heuchelei greift, um gnädige Mienen und irdische Vortheile zu erreichen, immer mehr um sich. — Von dem bekannten Gelehrten, Baron v. Nicolai, ist vor Kurzem eine Bearbeitung des Molierschen „Tartüffe“, unter dem Titel: „Muffel oder der Scheinheilige“ in 5 Akten und gereimten Versen (zu Wiburg) im Druck erschienen. Wie diesem edlen Greise von 83 Jahren die Musen und Grazien noch hold sind und lieblich sein Alter umspielen und verschönern, beweist der heitere Humor, die Lebensfrische in seinen Arbeiten. Schon in seinen „gelehrten Frauen“ zeigt er: wie ihm Witz und Satyre zu Gebot stehen; noch treffender malt der 83jährige Aristophanes mit spiegelheller Wahrheit die Scheinheiligen (Muffel) unserer Zeit. Möchten doch unsere Schauspieler darauf aufmerksam werden, und diesen „Muffel“ zur Darstellung bringen; zur Belustigung aller guten Menschen. Ob man die Darstellung erlauben dürfte? — Ich glaube ja; wird sich doch Niemand unterfangen, zu glauben: daß man hier den Spiegel etwas sehr hoch hält. — Mad. Mariane Sessi ist von hier nach Riga und Warschau gereist; sie hat in Riga nicht so viel Aufsehen erregt, als die deutschen Künstler Hr. Wurm und Hr. Kühne (aus Hamburg), welche neulich dort theatralische Darstellungen gaben. M.

Für Whist-Spieler. Im „Morning Chronicle“ wird die Frage aufgeworfen: ob wohl der Fall schon eingetreten sey, daß bei vertheilten Karten jeder Spieler eine ganze Farbe erhalten habe? — Hierauf ist geantwortet: Möglich sey der Fall allerdings; auch leicht (!?) zu berechnen. Er läßt sich folgendermaßen angeben: [illegible] 52 und es ergebe sich daraus das Verhältniß von 2018238095238095238095238095238 zu 1. (Morn. Chron.) Ob wohl irgend ein Whist-Spieler Lust hat, die Probe auf dieses Rechen-Exempel zu machen?

Soll in England in der Oper eine Arie wiederholt werden, so wird gerufen: Ancora (auch Bis). In Paris ruft man Bis, in Deutschland Da capo. In Italien wird jede Arie, die stark beklatscht worden, auf den Wink des Impresario oder Maestro di Capella ungefordert wiederholt. Zuweilen ruft das Parterre: Altera volta! (Morn. Chron.)

Die neueste Neuigkeit des Jardin du Delta zu Paris ist jetzt ein Wisti-Cygnus; ein kleiner Wagen, angeblich nach jenem gebildet, auf dem Venus fuhr. Er wird nur von einem Schwan gezogen und führt eine Dame, ihren Cavalier und Jokei. (Journ. d. Par.)

Der Maire zu St. Martin (Isle de Ré) hatte einige Tage vor dem Feste des heiligen Ludwig eine Unterzeichnungs-Liste für ein Gastmahl umher gesendet, die mit den Worten begann: Die Civil-Behörden, so wie die Herren Offiziere des General-Staabes und der „verstorbenen Armee“ werden eingeladen u. s. w. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 27. September. 158stes Blatt.

Donna Eleonora.

Es war ein heißer schwüler Tag; bei einem Glase kühlenden Sorbets saß ich in meinem Zimmer; der geschwätzige Wirth hatte mir den Labetrunk in eigener Person gebracht, und war, meine Einsylbigkeit unbeachtend, im besten Zuge, mir die Vorzüge seiner Vaterstadt recht anschaulich zu machen. „Wo Madrid sich zeigt, da muß die Welt schweigen!“ rief der dürre olivenfarbene Narr nach jeder Floskel pathetisch aus, und der Himmel weiß, wie viel alberne Dinge ich noch hätte hören müssen, wäre nicht der Redner durch Dazwischenkunft meines Freundes und Landsmannes — Fernando will ich ihn nennen — unterbrochen worden. In Heftigkeit trat dieser mit seinem Sancho Lorenzo bei mir ein, und ohne mich an zu sehen oder zu begrüßen, packte er den am ganzen Leibe zitternden Diener mit kräftiger Faust und stellte ihn gerade vor sich hin. — „Hier, Kerl!“ begann er, „hier auf dieser Stelle, in Gegenwart eines ruhigen, vernünftigen Menschen, hier sollst Du mir genau die Fragen beantworten, welche ich Dir vorlegen werde.“ — „Gern, ach, von Herzen gern, mein gnädigster Herr!“ wimmerte die traurige Gestalt, sich ein halb Dutzend Mal bekreuzend.

„Was ist Ihnen, lieber Fernando?“ fragte ich; „Sie scheinen mir erhitzt, beruhigen Sie sich! Sie sind allzu bewegt!“ — „Halb toll bin ich, mein liebwerther Freund!“ fuhr Jener eifernd dazwischen; „halb toll, und das ist ärger und ärgerlicher, als wäre ich es ganz. O die Weiber! — Verdammte Thorheit! vermaledeiter Leichtsinn! — Ich weiß aber doch, was ich that! Hier ist der Brief — hier steht der Dummkopf! — Sag', Schurke! giebt es Hexen? Kann man glühende Feuer-Lilien in sanfte Rosen verwandeln? Giebt es Rache-Göttinnen für den Frevel der Sünder?“ — „Ja doch! Ja, Herr, es giebt deren, und hätten Ew. Gnaden nur ein heiliges Kreuz geschlagen, als Sie die Leiter bestiegen!“ jammerte Lorenzo heraus. — „Die Leiter! also doch die Leiter? Jetzt merken Sie auf, mein Freund!“ wendete Fernando sich zu mir; „merken Sie wohl auf! — Sage, Strohkopf! wo speisete ich gestern Abend?“ — „Zu Hause, mit der gnädigen Frau — es schien Ihnen jedoch nicht zu schmecken.“ — „Was that ich nachher?“ — „Sie forderten Hut, Mantel und Degen, hießen mich Ihnen folgen und gingen aus“ — „Wo gingen wir hin?“ — „Durch die Alcala-Straße über die Plaza Mayor nach der Segovia-Straße; dort blieben Ew. Gnaden vor einem schwarzen Hause stehen und guckten nach den lieben Sternlein. Eine Strickleiter glitt von des Altans Höhe herab; Ew Gnaden befahlen mir nun, Ihrer Rückkehr zu harren; ich bat: die Himmelfahrt nicht zu wagen, sich mindestens erst dem heiligen Jacob di Compostella gnädigst zu empfehlen. Ew. Gnaden beliebten mich einen Affen zu nennen, und stiegen ohne Gebet die Leiter hinauf. Ich aber harrte Ihrer bis jetzt, wie es treuen Dienern ziemt; Sie haben mich auf dem Posten gefunden, mich bei den Ohren hieher gezogen und das ist Alles.“ — Lorenzo wurde nach dieser umständlichen Erzählung entlassen; Fernando aber schlug sich vor die Stirn, warf sich, allerlei ab-

gerissene, wunderliche Redensarten führend, von einem Sessel zum andern; später erst wurde er ruhig und nachdenklich. — „Sie haben“ so begann ich nach einer Weile, „wie es scheint, ein galantes Abentheuer bestanden, und der Gatte der liebenswürdigen Rosalie macht sich jetzt Vorwürfe, welche —.“ — „Auch das, auch das!“ unterbrach er mich; „gewiß bereue ich meine Thorheit, wenn ich wirklich eine beging. Doch ist es das eben nicht, was mich fast wahnsinnig macht, sondern die Frage: ob ich sie wirklich beging? — Hören Sie, und erklären Sie mir es, wenn es möglich ist. — Ungefähr vierzehn Tage nach unserer Ankunft gehe ich im Dämmerlicht durch die Segovia-Straße. Es war ein anmuthig schwüler Abend und ich trete, um meinen Durst zu löschen, in ein Kaffeehaus. Während ich ein Glas Limonade ausschlürfe, erblicke ich auf dem Altan des gegenüber liegenden Hauses einen Engel in Frauen-Gestalt. Unter dem sittig herab wallenden Schleier glänzte die zarteste Lilienhaut, brannte ein dunkelleuchtendes Auge, lächelte der lieblichste Mund; Leben und Geist athmeten die holden Züge, namenlose Grazie war über die ganze Gestalt ausgegossen. — Schelten Sie mich nicht, werther Freund! daß ich, im Besitz einer sehr hübschen Frau, auch Sinn für andere Schönheit hege; wir Männer sind nun einmal so. Es ist schlimm, recht schlimm; aber es ist so.“ — Ich seufzte ein „Leider!“ heraus und Fernando fuhr fort: „Die reizende Donna schien, da sie mich gewahrte, nicht minder betroffen, als ich seyn mochte, und in der That hatte des leichtfertigen Gottes Geschoß uns Beide erreicht. — Ich hatte keine Ruhe daheim —.“ — „Ja, ich erinnere mich: nur legte ich mir Ihre Unruhe auf eine andere Weise aus. Ich mußte wohl oft scheiden, wollte ich nicht allein bei Ihrer Gattin bleiben, da Sie, Geschäfte vorschützend, uns oft verließen. Sie blieben zerstreut auf unsern Spaziergängen, im Theater, in den Kirchen und überall, wo wir zusammen waren.“ — „So ist es, mein Freund! Unwiderstehlich zog es mich zu der Unbekannten. Wohl zehn Mal stand ich täglich vor jenem Hause, sehnsuchtsvoll suchte mein Blick die holde Gestalt an allen öffentlichen Orten, nirgends konnte ich sie erreichen; nur Abends wurde sie zuweilen an jenem offenen Fenster sichtbar. Oft wollte ich ein Gespräch mit der holden Donna beginnen; ihr auf Schweigen deutender Wink hielt mich jedoch stets ab. So vergingen zwei Wochen, mir zwei Ewigkeiten! — Da erhielt ich gestern folgenden Zettel, den meine Wirthin mir mit dem Bedeuten einhändigte: daß ein Zigeuner-Mädchen denselben für den fremden Herrn, der im Hause wohne, abgegeben.“ — Fernando entfaltete ein kleines süß duftendes Papierchen, und las ein, in französischer Sprache abgefaßtes Brieflein, etwa so lautend: „Mein Herz, allzu liebenswerther Fremdling! war Dollmetscher Ihrer Blicke, Ihrer Gefühle, die ich theile, ach! zu meinem Unglück theile. Ihre Verhältnisse sind mir bekannt; gleich Ihnen aber bin auch ich vermählt. Mein Gatte ist ein ungerechter, eifersüchtiger Mann, an welchem ich eine kleine Rache aus zu üben gedenke, wenn Sie Muth genug besitzen, ein Abentheuer zu bestehen. Um Mitternacht finden Sie eine Leiter am Altan — wenn Alles ruht, wacht die Liebe für Sie. Eleonora.“

„Diese Epistel“ — so fuhr Fernando in seiner Erzählung fort — „diese Epistel gab mir nun freilich nicht sonderlich vortheilhafte Begriffe von der Feinsinnigkeit, geschweige der Tugend meiner Angebeteten; doch, ehrlich gestanden, meine Eigenliebe verwischte einen großen Theil des bösen Schattens von dem Bilde. Viel wurde, wie auch billig, auf Rechnung des heißen Klima geschrieben: denn hier im glühenden Spanien gestaltet die Liebe sich ja anders, als in unserm eisigen Norden. Endlich aber malte meine rege Phantasie sich Eleonorens Gatten als einen verdrießlichen, häßlichen, ekelhaften wandelnden Leichnam, an welchen sie, die blühende, lebenskräftige Hebe durch hartherziger Eltern Machtwort gefesselt war, und diese Vorstellung verlöschte den widrigen Eindruck, welchen der Brief anfangs auf mich gemacht hatte.“ — „Aber gedachten Sie“ wendete ich ein, „gedachten Sie nicht Ihrer liebenden, sanften, treuen Lebens-Gefährtin?“ — „Wohl, wohl!“ entgegnete er erröthend, „ich dachte ihrer. O mahnen Sie mich nicht zu hart! — An demselben Tage hatte meine verdammte Eifersucht wieder einen recht unangenehmen Auftritt herbei geführt; und doppelt schwer fiel es mir auf's Herz: daß ich nun selbst unrecht handeln sollte. Ich faßte auch die allerbesten Vorsätze; ich wollte mich bekämpfen und der schönen Fremden Erwartungen auf keine Art entsprechen. — Die Mitternachtsstunde schlug, und mir war es, als läge ich auf Laurentius Roste. Rosalie hatte mir recht zärtlich gute Nacht gewünscht. Mein Gewissen schrie laut — aber ich ging dennoch, ging — nur um zu sehen: ob die Donna wirklich Wort halten würde. — Muß ich Ihnen den Zauber der hiesigen Nächte beschreiben? — die ganze Atmosphäre war balsamisch durchwürzt: Pomeranzen-Blüthen, Bisam-Rosen und Nelken erfüllten mit ihren aromatischen Düften die Luft — der Himmel war hell gestirnt und die Liebesgöttin blitzte am westlichen Horizont. (Der Schluß folgt.)

Geschichtliche Größe.

Lucretia ist eine Heldin, Brutus, Cassius und Cato sind Helden der Geschichte. Mir gälte Lucretia dann für eine Heldin: wenn sie sich vor ihrem Falle getödtet hätte. Eben so möchte ich den Brutus, Cassius und Cato nur dann Helden nennen, wenn sie während

des Versuches, ihr Vaterland zu retten, gefallen wären; der menschlichen Größe größte ist: ungebeugt die Leiden des Lebens zu ertragen. — Sich selbst tödten, um seinen Fall nicht zu überleben, heißt: zu klein seyn, diesen ertragen zu können. — „Wunderst du dich etwa: daß ich nicht selbst mein Leben endige? Lieber soll sich eine fremde Hand, als die meinige, mit meinem Blute beflecken!" so sprach der, von Allen verlassene und seinen Verräthern preis gegebene Darius. — Sich selbst tödten, um der Rache seines Feindes zu entgehen, heißt: vor dieser zittern. Sich selbst tödten, um die Schmach seines Vaterlandes nicht länger ansehen zu müssen, heißt: den Muth oder die Besonnenheit nicht haben, es zu befreien. — Billiger Weise sollte daher die Geschichte den Brutus, Cassius und Cato, statt die Großen, die Schwachen nennen.

In der Geschichte giebt es einen großen Alexander, einen großen Pompeius, einen großen Carl, einen großen Heinrich, einen großen Peter, einen großen Friedrich u. s. w. Es gab auch schon einen großen Napoleon; aber nur so lange, als er nicht geschlagen wurde. Wären Peter und Friedrich und andere Große nicht auch geschlagen worden, so sollte man glauben: daß der Geschichte „glücklich" mit „groß" synonim sey; denn nach dem Grundsatz: daß Gleiches stets Gleiches zur Folge habe, muß sich entweder in allen diesen Großen ein entscheidendes Vereinigungs-Zeichen finden, oder aber die Geschichte müßte eingestehen: daß sie das Prädikat „groß" in äußerst weitwendigem Sinn gebraucht habe und brauche. Wo aber soll dieses Vereinigungs-Zeichen liegen? — In der Größe der Moralität? Aber Alexander's wie Carl's erste und manche der späteren Schritte brandmarkte das Verbrechen. Wo hat ein Eroberer je nach Recht und Moralität gefragt? Zu zertreten, was ihm entgegen, dem zu huldigen, was für ihn ist, blieb stets sein oberstes Gesetz. — In der Erhabenheit des Charakters? Aber dann dürfte der bis zur Niederträchtigkeit gesunkene Alexander nicht unter die Großen gehören. Müßte nicht Jeder ausgeschlossen bleiben, der durch niedrige grausame Rache an seinem tapferen Gegner sich selbst beschimpfte? — In der Stärke des Charakters? Ein Philipp von Spanien wurde in ihr noch nicht übertroffen. — In der Größe einzelner Züge? Dann gehörten aber Arnulph von Baiern und Darius unter die Großen. Jener legt mitten im Siege, damit Deutschland ein Ganzes bleibe, die Königs-Krone nieder; und dieser betet auf den Trümmern seines Reiches: „Ihr Schutzgötter Persiens, befestigt mich auf meinem Throne! Sollte dieser Wunsch aber vergeblich und es um mich geschehen seyn, so erfüllt wenigstens den andern und lasset keinen über Asien herrschen, als diesen so gerechten Feind und mitleidigen Sieger!" — Uebrigens ist Stätigkeit die Urbedingung des Großen. — In der Größe der That? Aber wie vielen Brüchen unterliegt diese? Wird sie nicht durch das Verhältniß der Kraft zu dem Widerstande bestimmt? — In dem glücklichen Erfolge? Aber ist dieser wirklich ein nothwendiges Attribut des Großen? Liegt nicht die Größe des Leonidas gerade in seinem Falle? — In dem Einflusse auf die Erhebung seines Vaterlandes? Alexander hat für Macedonien gar nicht gesorgt; es mußte nothwendig nach seinem Tode in Trümmer zerfallen. — In dem bedeutenden Einfluß auf seine Zeit? auf die Menschheit im Allgemeinen? Hatte Alexander denn wirklich ihr Wohl vor Augen? Und hatte er es nicht, warum dem Eigennützigen den Ehren-Namen „groß"? — Aber die Folgen seiner Thaten? Europa und Asien wurden verbunden; neue Bahnen dem Handel geöffnet, griechische Kultur bis nach Indien getragen, Barbaren zu Menschen erweckt! Wohl! So nenne man die Folgen groß, aber nicht den Ruhmsüchtigen, der sie nicht berechnete, dessen Zweck sie nicht waren. — Und seyen sie berechnet und des Eroberers Zweck gewesen: warum heißt Columbus nicht der Große? Ist Größe nur an Diademe gebunden? Oder ist dieses Prädikat „groß" synonim mit „hervorragend genial", oder etwa gar jenem gleich, das ich auch einem Brande, einer Wasserfluth, einem Wetter, einer Umwälzung beilege? — Geschichte, streitet aber dieses nicht gegen deine Moralität? gegen dein Welten-Richteramt? —

(Der Schluß folgt.)

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Das Schicksal ist ein vornehmer, aber theurer Hofmeister. Goethe.

Die Ehrgeizigen scheitern immer an der Klippe: noch weiter! Sie haben keinen Mittelweg zwischen Thron und Abgrund. Tiber.

O Muth, nur Muth in jeder Lage, wo uns ein Dornenwald umstarrt! Langbein.

Wohl sind's rechte Narren, die eine Weile fromm sind und nicht verharren. Abraham a Sancta Clara.

Ameise und Löwe.

Ameise sprach zum Leu'n: „So klein ich bin,
Erkenn' in mir der Sparkunst Meisterin!
Ich lehre dir der Weisheit Pflichten.
Du mußt ein volles Magazin,
Eh' die Gelegenheiten flüchten,
In deiner Höhle dir errichten,
Unsicher ist der Jagd-Ertrag!" —
„Die Sparkunst" rief der Leu bedeutend,
„Ist meinem Range widerstreitend,
So herrlich sie dich schmücken mag.
Mich träfen Schmach und strenge Rüge,
Wenn ich, wie du, zusammen trüge;
Auch liegt's geschichtlich klar am Tag:
Daß nie für Starke Noth beginnt,
So lang — der Schwache Brod gewinnt." Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Demoiſ. Maas hat hier Gaſtrollen gegeben; leider aber muß ich bemerken: daß ſie in der Tragödie ſich ungemein verſchlimmerte. Wer rieth dieſer Künſtlerin, nach Paris zu reiſen, und ſich von einem Syſtem berühren zu laſſen, welches ſie nicht von den dortigen nationalen Gewohnheiten zu ſcheiden, nicht den deutſchen Forderungen an zu paſſen weiß, indem ihr die Kraft fehlt: ihr eigener Lehrer zu ſeyn?! Was ſie iſt, verdankt ſie, unterſtützt von einem klangreichen Sprach-Organ, ihren Lehrern in Weimar, und das Geſetz, welches ſie dort empfing, hätte ſie als heimathliche Stärke ihres Ruhmes betrachten ſollen; kann ſie das Verlorene ſich wieder ſchaffen, möge ſie es um jeden Preis thun! — Im Luſtſpiel hat Demoiſ. Maas ſich aber etwas von der franzöſiſchen Lebendigkeit zuzueignen, und das iſt ſehr lobenswerth; denn ich kenne große Bühnen in Deutſchland, wo das Luſtſpiel nur als ein Ueberläufer vom Drama erſcheint. — Von den Bühnen-Neuigkeiten, über die man ſprechen konnte, beſprech' ich nur „Die falſche Prima Donna" des Hrn. Bäuerle; denn ein Luſtſpiel von Ziegler, „Die vier Temperamente" benannt, iſt etwas ſo Gewöhnliches, daß man es auch mit der jetzt ganz gewöhnlichen Kritik, d. h. mit nichtsſagendem Lobe kann vorüber ziehen laſſen. Bei jenem Stücke iſt es aber deshalb anders, weil die Correſpondenten aus öſterreichiſchen Städten etwas Bedeutendes daraus machen wollten; dies hat mich verführet, die Darſtellung zu ſehen, aber ich bin garſtig geprellt. Alle möglichen Hülfsmittel gemeiner Komik ſind herbei geſchleppt, ohne daß der Verfaſſer irgend eines derſelben geſchickt zu brauchen weiß. Der wenige Manufaktur-Witz, der darin vorkommt, iſt ſo vereinzelt und zerſtreut, und die Anlage wie die Ausführung ſo planlos nur auf den Augenblick und die Oberflächlichkeit berechnet: daß mir und Allen das Produkt höchſt abendtheuerlich vorkam, beſonders inſofern: als wir den Abend hätten beſſer benutzen können. — Ueberhaupt machten wir nun ſchon ſo oft die Erfahrung: daß der Wiener Witz ſolcher Art (denn Wien gab uns manches hübſche feinere Erzeugniß im Luſtſpiel) nicht außer Landes gebracht werden, ſondern innerhalb eines gewiſſen Raumes ſich verbrauchen muß, ſonſt wird das Urtheil zurück weiſen, was die Verfaſſer in ihrer Eigenſucht fälſchlich für mehr als eine Gelegenheits-Poſſe hielten. — Hr. Genaſt hatte die „Prima Donna" und ſiſtulirte ganz gut; neben ihm zeichnete ſich Herr Koch als „Fähndrich Rummelpuff" aus, und die ganze Vorſtellung war ſo brav, daß man dem Verfaſſer nur böſer wurde, wenn man ſehen mußte: wie gute Talente ſich vergeblich bemühten, einem gebrechlichen Weſen auf die Beine zu helfen. — Von dem „Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen" ſind doch wieder zwei Joſte Jahrgänge erſchienen (einer bei Göſchen, der andere bei Gleditſch), und da beide manches Unterhaltende geben, wollen wir nach dem Unterſchied der Jahre weiter nicht forſchen, gern aber annehmen: daß wechſelsweiſe jenes Taſchenbuch das älteſte ſey, welches den meiſten Gehalt mitbringt. — Das, auch in dieſem Jahre wieder vorzüglich ausgeſtattete Taſchenbuch „Urania" (bei Brockhaus) wird in dieſen Tagen an die Buchhandlungen verſchickt. — Der „Hermes", vom Prof. Krug, hebt ſich immer mehr und lieferte ſchon viele treffliche Abhandlungen. — Seit einiger Zeit hat ſich auf unſerer Promenade ein ſchwarzbehaarter ſtarker Kerl ganz nackend aufgeſtellt und nur das Geſicht mit einem Tuche bedeckt. Wahrſcheinlich iſt der Polizei dieſe Unſittlichkeit bisher entgangen, denn es muß unbegreiflich genannt werden: daß jener Patron mehr als einmal ſich ſo zeigen durfte. B.

Münſter. Ein neues Werk vom Grafen Fr. Leopold zu Stolberg: „Ueber die (chriſtliche) Liebe" wird gegenwärtig hier gedruckt (Aſchendorff) und Prof. Katerkamp giebt ſeine „Kirchen-Geſchichte" heraus. Raßmann, der Herausgeber des „Sonette der Deutſchen", ordnete einen Nachtrag oder vielmehr eine ganz neue Sonetten-Sammlung (Nürnberg, Schrag), worin unter Andern folgende (früherhin überſehene) bekannte Sonettiſten auftreten werden: L. Achim v. Arnim, A. Berch[illegible], W. Frhr. v. Blomberg, Deinhardstein, Karl Förſter, A. Gebauer, F. W. Gubitz, Karl v. Hardenberg (Roſtorf), Paul Graf v. Haugwitz, Hellmann, Amalie v. Helwig, Eliſe v. Hohenhauſen, F. X. Kluger, Koreff, Fr. Krug v. Nidda, Manſo, Nik. Meyer, A. W. Moller, Wilh. Müller, A. Müllner, Neller, Reh. v. Nies, Chriſt. Schober, Henriette Schubart, Ernſt Schulze, v. Sinclair (Criſalin), Wilh. Smets, Friderike v. Suſan, Theremin, Karl Weller, L. Weſſelmann, Willibald u. m. A. Auch bereits vorgekommene Artikel werden bedeutende Nachträge erhalten, z. B.: Paul Flemming, Fr. Kind, Wilh. Henſel, O. H. Graf v. Loeben, Martin Opitz, Reſe, Rückert, A. W. v. Schlegel, Tieck, Fr. Treitſchke, Werner u. ſ. w. — A —.

In Deutſchland iſt eine abſcheuliche Juden-Verfolgung ausgebrochen, welche über die Aufklärung und Bildung in dieſem Lande ein ſchlechtes Reſultat giebt, da wir namentlich hören: daß dieſer Haß von einigen Schriftſtellern begünſtigt ſeyn ſoll, denen, nach ſolchem Beweiſe, ſchon alle Fähigkeit: Vielen mit ihren Anſichten zum Führer zu dienen, völlig abgeſprochen werden muß. — In Frankreich hat der Religionshaß und der Geſchäfts-Neid im Allgemeinen ſeine Gewalt verloren; in früherer Zeit wurden aber die Juden auch ſehr verfolgt. Man glaubte im 17ten Jahrhundert noch: daß die Juden die Kinder der Chriſten ermordeten und ihr Blut tränken. Im Jahre 1670 ward ein unglücklicher Rabbiner, Namens Raphael Levi, verurtheilt: lebendig gerädert und verbrannt zu werden, weil er ein zweijähriges Kind ermordet haben ſollte. Die Richter wurden, eben durch ſeine bewundernswerthe Standhaftigkeit, zur grauſamſten Strenge und zu dem feſten Glauben an die That vermocht. Umſonſt ſuchte man ihn noch auf dem Blutgerüſt für den Uebertritt zum Chriſtenthum zu gewinnen. „Freudig wollte er als Jude ſterben!" Ein ſolcher Menſch war — nach den damaligen Begriffen — nothwendig ſchuldig! — Selbſt zu Rom befahl der Pabſt Paul IV. im Jahr 1555 durch ein beſonderes Edikt jedem Juden: eine gelbe Mütze zu tragen, „damit Niemand in die Verlegenheit geriethe, einen Juden für einen Menſchen zu halten!" — Ueberhaupt haben, ſeitdem Chriſtus die Worte: Herr, vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun! — zu Gunſten der Juden — ſeiner Nation — ausſprach, dieſe oft Gelegenheit gehabt, aus dem Wüthen der Chriſten zu erſehen: auf welche Weiſe das Chriſtenthum von denen verläugnet wird, die ihm angeblich einverleibt ſind. (Constitut.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 29. September. 159stes Blatt.

Geschichtliche Größe.

(Schluß.)

Alexander wurde für den Thron geboren; so auch Carl, so auch Peter. — Alexander wurde für den Thron erzogen; nicht so Carl, nicht so Peter. Die weisesten Männer seiner Zeit führten den Ersten, rohe Krieger den Zweiten, ein Sohn der Natur wuchs der Dritte empor. — Was also Alexander wurde, er verdankte es noch dem Einfluß der Erziehung; Carl die größere Summe sich selbst; die ganze sich Peter. — Alexander erbte von Philipp, Carl von Pipin, Peter von Feodor den Thron. Ein staatskluger, kriegerischer, kräftiger Herrscher war Philipp; ein entschlossener, siegreicher — Pipin; nicht über sein Volk ragte Feodor hinaus. — Philipp hinterließ Mazedonien weithin herrschend; nicht minder an Macht vererbte Pipin sein Reich; nicht so bedacht war Peter mit seinem Erbe. — Das tapferste, kriegsgeübteste Heer seiner Zeit fand Alexander; ein kriegerisches ritterliches Volk Carl; Kinder in der Kunst und dem Muthe zu siegen, Peter. — Große Feldherrn, staatskluge Räthe, treue Freunde gingen mit dem Reiche auf den Ersten, und mit Rücksicht auf seine Zeit auch auf den Zweiten über; keine der zwei Ersteren und wenige der Letzteren auf Peter. — Die Meinung beherrscht die Welt. Völker steigen, erhalten sich, fallen durch sie. Mancher Staat, längst in sich aufgelöst, ist es der Welt nur deswegen noch nicht, weil er einst die Meinung für sich hatte, und diese in der Erinnerung fort wirkt. Diese Meinung für sich trafen Alexander und Carl, nicht so Peter an; die Russen galten in ganz Europa noch für Barbaren. — Alexander's wie Carl's Unternehmungen waren daher durch Philipp und Pipin, nichts aber für Peter vorbereitet. Viele ihrer Thaten verdanken also Erstere, nichts der Letztere den Ahnen. — Den Unternehmungen Alexander's standen theils feige, theils früher schon unterjochte, theils barbarische Völker und der persische Koloß, übrigens aber kein einziger ausgezeichneter Mann entgegen. — Aber feige Völker sind nicht furchtbar! Zwiespalt und bezahlte Verräther machten die unterjochten Völker unschädlich. Barbarische Völker vermögen nichts gegen eine ausgebildete Kraft. Das Mark dieses Kolosses war morsch, lose das Band, das ihn vereinte, schwankend, tief unter dem Bedarf der ereigniß-schwangeren Zeit der Geist, der ihn beleben, die Hand, die ihn leiten sollte. Viel that überdies der Verrath, viel der Zufall, das Meiste das Glück. — Eben so traten gegen Carl's Entwürfe entweder regellose Horden, oder feige, schon von seinen Ahnen gebeugte, unter sich gespaltene, oder wenn auch muthige, doch nicht mächtige Völker, und nur ein einziger ausgezeichneter, unternehmender, aber an Macht und Glück nicht besonders begünstigter Mann — Wittekind — in die Schranken. — Peter aber hatte eine arglistige verwegene Schwester, alle seine Priester, alle seine Strelitzen, seines Adels größten Theil, seines Volkes Barbarei, seines Volkes Fanatismus und Abscheu vor jeder Neuerung, schon im Inneren gegen sich; und von außen standen kriegerische, gewaltige Völker, eine arglistige Politik, der siegreichste Fürst, die

ruhmgekrönteste Armee, die ausgezeichnetesten Staatsmänner, und eine überwiegende Kultur überhaupt ihm entgegen. — Alexander's wie Carl's Reiche waren daher schon vormächtig; sollte es Rußland werden, mußte Peter die Quelle und Macht erschaffen. Welch ein ungeheurer Abstand bei auch vorausgesetzten gleichen Folgen, gleichen Thaten!

Welten-Richterin, hast du für Verhältnisse keine Wage? Bleibt es dir dasselbe: ob ich die Last mit gewaltigem Arme, oder spielend durch fremde Hebel trage? Kennst du nur immer ein und dasselbe „groß"? — Du bist wie die Welt! Ihr ist das Kühne, das Außerordentliche der Maaßstab des Großen; für das wahrhaft Große hat sie keinen Sinn! Wie vor dem bretternen, so ist der Mensch vor dem großen Welt-Schauplatz. Das Neue, das Wunderbare, das Betäubende zieht ihn allein an; das Entgegengesetzte macht ihm Langeweile. Hier wie dort will er ergriffen, fort gerissen, außer sich gesetzt seyn. Darum verewigt sich ein verwegener Korsar weiter und leichter, als der heldenmüthigste Kämpfer der Weisheit und Tugend!

Johann Gunz.

Donna Eleonora.

(Schluß.)

Ich erreiche das Haus — die verheißene Leiter rauscht herab, Eleonora's Nachtgewand leuchtet durch das Dunkel und Rosalia nebst allen guten Vorsätzen muß verschwinden. Auf der wohlbefestigten Jakobs-Leiter erklimme ich das Paradies der Liebe. — Zwei schwanenweiße Arme umfangen mich; ich durchwandele ein stockfinsteres Gemach, wir sind am Ziel. Küsse ersticken die Worte — die Welt schwindet vor meinen trunkenen, liebeumnebelten Augen, und endlich bietet Amor dem Morpheus die Hand; die süßesten Gefühle und Träume wiegen mich ein. Plötzlich fahre ich aus tiefem Schlafe auf; hell scheint der Morgensonne Gold durch die Jalousieen in das Zimmer. Ich blicke um mich her, reibe mir die Augen klar: nichts als wohlbekannte Gegenstände — ich liege auf meinem Bett. Rosalia, meine Gattin, ruht, wie ein schlafender Engel, mir zur Seite." — „Und das ist das ganze Unglück?" rief ich und lachte laut auf; „Sie bestanden glücklicher Weise nur ein Abentheuer im Traum?" — „Eben so dachte auch ich, lieber Freund, und zog die Klingelschnur; doch kein Lorenzo erschien. Da erinnerte ich mich deutlich: daß ich, sey es nun wachend oder träumend, ihn hatte mit mir gehen heißen. Zur großen Verwunderung meiner erwachten Gattin stürze ich mich halb rasend aus dem Bett, umhülle mich mit einem Mantel und eile nach der Segovia-Straße; da steht der Kerl auf derselben Stelle, wo ich ihn hin gestellt, mit offenem, gähnenden Maule nach dem wohlverschlossenen Altan-Fenster hinauf schauend. — Sie haben seine eigenen Aussagen vernommen, Sie wissen nun Alles. Sagen Sie mir, Freund! was soll, was kann, was muß ich glauben?"

Die Frage war schwer zu beantworten, und wohlüberlegt blieb mir keine zureichende Erklärung der sonderbaren Erscheinung übrig. Ich wäre geneigt gewesen, einen somnambulen Zustand voraus zu setzen; doch bei des Dieners Aussage war diese Hypothese nicht haltbar. — Ich bat den Freund: mir das spukhafte Haus in der Segovia-Straße zu zeigen; er willigte ein und wir waren eben dort angelangt, als eine kleine Zigeunerin, welche unter dem Altan stand, sich an Fernando machte und ihm ein Zettelchen überreichte. Es enthielt diese Worte: „Fernando! Dringend mahnt Sie eine Freundin: kehren Sie zur Tugend, zur Treue zurück! — Der Himmel hat in überschwenglicher Gnade mich zurück gerissen von dem Rande des Abgrundes, in welchen ich mich zu stürzen bereit stand. — Ketzer glauben an keine Wunder; daher werden Sie es für ein Mährchen halten, wenn ich Ihnen auf's heiligste betheure: daß ich, durch ein sichtliches Wunder, in vergangener Nacht den treulosen Gatten, der mich verlassen, dem ich Rache geschworen, liebend umfing, während ich Sie, Fernando, in meinem Arm zu halten wähnte. Es giebt eine strafende Gottheit, doch Reue versöhnt den Himmel. Kehren Sie zu Rosalien zurück! Eleonora."

Fernando stand abermals wie angedonnert, und stierte bald das Papier, bald mich an. — Ich hatte indeß die kleine Botin ausgeforscht, und die Beschreibung, welche sie mir von der Person gemacht hatte, von welcher sie das Blatt erhalten, führte mich auf die Spur einer Erklärung des scheinbaren Wunders; wenn mir auch Manches noch dunkel blieb. — „Muthig!" sprach ich zu Fernando, der dumpf vor sich hinbrütete. „Folgen wir Eleonora's Rath; gehen wir nach Ihrem Hause!" — Ohne zu antworten, gab Fernando mir den Arm und bog rechts um, der Plaza Mayor zu. — Er wollte sich kaum bedeuten lassen: daß er auf rechtem Wege war, da wir, durch die kleine Gasse links gehend, nur dreißig Schritt bis zu seiner Wohnung hatten. — Wir traten in Rosalia's Zimmer; sie lag nachlässig auf einer Ottomane, ein Buch in der Hand. Sie erhob sich bei unserem Eintreten und streichelte dem Gemahl zärtlich die Wange. — „Du bist so blaß!" sprach sie, „was ist Dir?" — Der Gefragte schlug die Augen nieder. — „Ist Dir unwohl, Lieber?" fuhr sie fort, ein wenig ängstlich scheinend; doch entging mir ein ironisches Lächeln nicht, welches des bildhübschen Weibes Mund schalkhaft umspielte. — Immer gegründeter wurden meine Vermuthungen: daß sie eine Rolle in der spukhaften Begebenheit gespielt habe. — „Ihr Herr

Gemakl" — begann ich, da Fernando, statt zu antworten, sich in einen Sessel geworfen hatte — „scheint mir ein wenig an Wallungen zu leiden." — „Nun!" fiel sie ein, „da muß ich ihm etwas Niederschlagendes bereiten!" mit diesen Worten sprang sie hinaus. — Ich aber eilte, den Augenblick benutzend, nach Fernando's Schlafgemach und vertrauter mit der spanischen Bauart entdeckte ich bald eine Tapetenwand, welche ein Zimmer maskirte. Triumphirend kam ich zurück, meine Entdeckung dem Freunde mit zu theilen. Wir drangen vereint weiter und fanden hinter der zurück geschobenen Wand ein Zimmer, welches einem Hintergebäude zugehörte, dessen Fenster nach der Segovia-Straße hinaus legen. — Während wir schweigend uns ansahen und aus dem Umstande alle die Folgerungen zogen, die sich natürlich aufdrangen, trat Rosalia in hispanischer Nationaltracht, ungemein reizend, zu uns. — Fernando sank demüthig der holden Erscheinung zu Füßen. Sie aber lächelte unter Thränen und hob, leicht drohend, den Finger. — „Ich habe Dich gestraft, Du häßlicher, eifersüchtiger Mensch!" sagte sie endlich; „doch nicht einmal Vorsatz, nur Zufall veranlaßte das närrische Spiel. Sieh, diesen Anzug bestellte ich heimlich, Dich zu überraschen; unsere Wirthin hatte die Besorgung übernommen, hier in diesem Zimmer wurde der fremde Schmuck angepaßt, als ich durch des Altans Fenster Dich drüben gewahrte. — Aus Scherz zeigte ich mich nun auf dem Balcon; Deine Aufmerksamkeit entging mir nicht, sie schmeichelte mir und verdroß mich zugleich, denn sie galt der Donna. Ich sah, als Du nach Hause kamest, Deine Befangenheit, in den folgenden Tagen Deine Unruhe. Dies und Deine närrische Eifersucht dazu bewogen mich, den Scherz fort zu setzen, Dich derb zu necken und zu strafen. O Männer! Männer! ihr schwachen —!" — Fernando küßte das Ende der Apostrophe hinweg. — „Das Wunder" — so schloß die Liebenswürdige — „ist verschwunden, doch die Lehre bleibe!" — „Die Lehre und der Donna Zauber!" fiel Fernando ein, umarmte Rosalia und der Friede war geschlossen; mög' er dauern! M. Tenelli.

Ein Memorial.

Friedrich der Erste, König von Preußen, hat einst folgendes, hier genau mitgetheiltes Gesuch empfangen:

Hochwürdigster, Großmächtigster, und Allerüberwindlichster Her König!

Treue Dienste geben treuen Lohn, sagt der Haußlehrer Syrach im 5. Cap.

Euch thue ich zu wissen: daß der Küster-Dienst zu Lockwitz ledig ist, und ich zu solchem Dienst wol würdig bin, und wenn Ew. Großmächtiger König meine Person sehen und singen hören würden, sollten Sie sagen: Der Kerl ist bei meiner Seelen mehr werth, als daß er Küster seyn sollte; er könnte wol predigen. — Daß aber unser Schultze, der Hunsfot, mir feind ist, das machet: daß meine Frau eben einen solchen Rock hat, wie seine Frau, und wenn ich den Dienst erst haben werde, so mir schon gewiß genug ist, so will ich meiner Frauen noch einen bessern Rock machen lassen, als der Schultze seiner Frauen, es mag ihn verdrießen oder nicht; wann ich nun das officium kriege, so müssen Sie dem hundsfötischen Schultzen nichts davon sagen, sonst stößt er alles wieder um, ich verlasse mich gänzlich darzu, und verbleibe

Ew. guter Freund, so lang ich leb

Lockwitz, d. 2. Febr. 1708. Hans Hörncke.

Bescheid. Dem Supplicanten werden nach abgelegter Probe 6 Ducaten verwilliget, und wenn er in der Sache richtig bestehet, soll er den Dienst vor andern ohne Einwendung des Schultzen haben. ꝛc. Gegeben Cölln an der Spree, den 6. Febr. 1708.

Friedrich Rex.

Buntes.

Im Süden von Deutschland ist eine Karikatur auf die Juden-Verfolgung erschienen. Eine wüthende Schaar ist vor einem Hause versammelt; an den Mund-Oeffnungen steht das „Hep! Hep!" geschrieben und die Unterschrift lautet: „Brecheisen und Dietriche her! — wir wollen füherst die Juden bekehren!"

Der Geist mancher Menschen ist wie eine Hand-Laterne, die wenig Schein giebt und nur ihrem Träger sehr spärlich den Weg zeigt.

Herr von Mirabeau, Schiffs-Capitain, hatte, mit seinen Offizieren, Audienz bei dem Pabst Benedikt XIV. und einer der Letzteren konnte während einer Ceremonie das Lachen nicht unterdrücken. Der Capitain gerieth in sichtliche Verlegenheit, welche Benedikt mit den Worten endigte: „Beruhigen Sie sich; auch ein Pabst ist nicht mächtig genug, einem Franzosen das Lachen zu verbieten!" Th. Laurin.

Distichen.

Musik und Poesie.

Liebliche Kinder, in süßer Umarmung spieltet vertraulich
Ihr mit einander vordem, bis euch geschieden die Zeit.
Sehnend strecket die Arm' ihr nun aus und fasset euch nimmer,
Bis die Erwachs'nen dereinst höhere Liebe vereint.

Schicksal.

Ernst durchwandeln das Leben des Schicksals dunkele Boten;
Aber dem reinen Gemüth heißen sie Engel des Lichts.

Freundschaft.

Schaue du selber dich an, und unter dir schwindet die Erde!
Schau' in dem Freunde dich selbst; Himmel eröffnen sich dir!

Masken-Ball.

Aerg're der Räthsel dich nicht, die rechts und links dir begegnen;
Eben im Räthsel ja liegt jegliches Lebens Genuß.

Dresden. Karl Förster.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Zu den angenehmen Erscheinungen auf unserer Bühne gehört ganz unzweifelhaft Demoiss. Wranitzky in mehreren Gastrollen. Sie gab nämlich, vom 10ten August bis zum 14ten September, folgende, von denen sie einige wiederholte: „Prinzessin“ in „Johann von Paris“, „Donna Anna“ in „Don Juan“, „Röslibe“ in „Rothkäppchen“, „Pamina“ in der „Zauberflöte“, „Amenaide“ in „Tancred“, „Susanna“ in „Figaro's Hochzeit“ und „Philis“ in „Nachtigall und Rabe“. Die Gesammtzahl beträgt zwölf. Was ich über die junge Sängerin in einer Correspondenz-Nachricht aus Wien im „Gesellschafter“ las, erfüllte mich mit einem ungünstigen Vorurtheil gegen sie, und namentlich war dort von ihrer „Prinzessin“ in „Johann von Paris“ die Rede, was bei uns ihre erste Gastrolle war. So besuchte ich an jenem Abend den Schauplatz; aber das eingelegene Vorurtheil schwand vor dem Zeugniß der eigenen Ohren und Augen; ich fand ein junges blühendes Mädchen mit einer lieblichen, kräftigen und vollen Stimme, der nur noch das fehlt, was man Glätte nennt, oder technisch bezeichnet: die noch nicht ganz ausgesungen ist; ihr Spiel war leicht und würdig, ihr Ton in der Rede gewinnend, ihre Sprache rein, fast ohne Spur fremder Mundart. Sie erwarb — selbst nach einzelnen Reden, besonders in der Erklärungs-Scene gegen den Schluß hin — allgemeinen Beifall, der sich auch in dem einstimmigen Hervorruf äußerte. Und diese Zufriedenheit erhielt sich bei allen ihren späteren Erscheinungen; besonders günstig ist sie jedoch in munteren Rollen, wegen ihres natürlichen leichten Spieles, aufgenommen. Als „Röslibe“, wo man sie mit Demoiss. J. Eunicke vergleichen konnte, gewann sie ungemein, weil ihre Naivetät die Unbefangenheit eines guten Mädchens, ohne allen Zusatz von Affectation, war, und sie das Omne nimium nocet! genau beobachtete; wobei man hingegen bekennen muß: daß Demoiss. E. der Gesang mehr gelungen war, besonders durch Rundung und Glätte im Vortrage. In den ernsten Rollen: „Pamina“, „Amenaide“ und „Donna Anna“ schien es der Fremden im Spiel an Theilnahme zu fehlen; sie blieb immer und überall heiter und gleichmüthig; ein Beweis: daß sie nur durch hohe Aufmerksamkeit in dieser Gattung und durch regen Fleiß sich erhalten kann. Ihre Versicherung, als sie nach der letzten Rolle hervor gerufen wurde: daß sie „nicht nach Lorbeern ringe, sondern nach dem Blümchen Vergißmeinnicht“, war sehr artig; indessen wünschen wir: daß sie die Lorbeern doch nicht ganz aus der Acht lasse, uns nach ein Paar, durch Fortbildung ausgefüllten Jahren wieder einmal besuche, und zeige: daß auch sie das Blümchen Vergißmeinnicht für unsere Wünsche bewahrete. — Noch erfreute uns Hr. Gerstäcker, erster Tenorist vom Hamburger Stadt-Theater, durch sechs Gastrollen: „Tamino“ in der „Zauberflöte“ (5. Septbr.), „Tancred“ (8ten), „Belmonte“ (16ten und 21sten), „Joseph“ in „Joseph in Egypten“ (17ten), „Eduard“ in „Fanchon“ (18ten). Ohne Zweifel ist Hr. G. durch die Reinheit und Fülle seiner Stimme (vorzugsweise in den hohen Tönen) einer der ersten deutschen Tenor-Sänger, wenn nicht gar der Erste. Sein Spiel ist ganz leidlich, seine Persönlichkeit angenehm, besonders kann sein Kopf schön genannt werden. Seine vorzügliche Singmethode entspricht dem guten Ruf, der ihm voranging. Zu seinem Ruhm muß gesagt werden: daß der „Belmonte“ (die erste Tenor-Rolle in deutschen Singspielen) ihm am meisten gelang; daß der „Eduard“ in „Fanchon“ am wenigsten gerieth, setzt ihn nicht herab, denn jeder Künstler wie jeder Mensch hat sein Minimum wie sein Maximum. Hr. G ist bei uns stets mit großem Beifall gehört worden. — Als Neuigkeit bemerke ich noch die erste Aufführung eines neuen Divertissements: „Die Hirten“ im Anfang dieses Monats. Der königliche Balletmeister, Herr Telle, ist der Erfinder desselben; einer seiner Söhne hat, dem Vernehmen nach, einen Theil der gemischten Musik componirt; der zweite, Hr. Constant Telle, debutirte darin. Die Erfindung ist etwas dürftig; Hr. C. T., der neue Tänzer, trat noch ein wenig schwer auf den Boden; die Ausführung im Allgemeinen war lobenswerth. Das Ganze erregte jedoch wenig Theilnahme, und in der That läßt sich dasjenige nicht davon sagen, was ehemals die Könige von Frankreich am Schluß ihrer Decrete schrieben: „Tel est notre plaisir!“ Karl Stein.

Die „Osterländischen Blätter“ enthalten folgende „Merkwürdige Grabschrift auf dem Monumente des im Jahr 1721 zu Mobitz verstorbenen Pfarrers und Magisters Caspar Weisenborn.“ „Allhier in dieser Gegend ist vergraben ein versiegter Born, der weil. wohlehrwürdige, großachtbare und wohlgelahrte Herr Magister Caspar Weisenborn, Pastor der hiesigen Kirchen zu Mobitz und Wilchwitz, wie auch der Luckauischen Adjunctur Senior, welcher zwar von dem Brunnquell alles Guten entsprungen, aber durch das Gift der Erbsünde befleckt hervor gequollen in der Aue dieser Welt Anno Christi 1653 den 21. October. — Der Fels, davon er gehauen ist, war Michael Weisenborn, ein Gärtner in Melau; des Brunnen Gruft, daraus er gegraben, war Frau Maria, eine geborne Enderin; jedoch ist er in dem freien offenen Born wider die Sünde durch das Wasser bald im Wort gereiniget, mit dem Brunn der Weisheit bei dem Brünnlein Israel in Naumburg, Leipzig und Jena erfüllt, durch Gottes Hand in diesen Garten Christi geleitet Anno 1688, und mit Jungfer Rosine Stern Anno 1689 vereinigt in neun Strömlein vertheilt worden, und ist, nachdem er 33 Jahr allhier gequollen hatte, im 68sten Jahre seines Alters, den 8ten Juni 1721 in aller Stille hier vertrocknet.“

Englische und besonders französische Blätter spotten über Heinrich I. König von Hayti, dessen Hofstaat und die Namen seiner vornehmsten Großwürdeträger. Und doch findet man das Seitenstück von allem diesem in Europa. Das Schloß des Königs von Hayti heißt Sans-Souci, und wir haben ein Sans-Souci bei Potsdam. Von Heinrichs Ministern heißt Einer der Graf von Limonade, ein Anderer der Herzog von Marmelade (sie führen diese Namen von den Ländereien, die sie vom Könige zum Geschenk erhielten). Haben wir nicht einen Prince d'Orange? einen Duc de Bouillon? einen Bischof Cochon? — Und vollends in Deutschland!! (Morn. Chron.)

Man hat in Wien noch eine Liste derjenigen Personen aufbewahrt, welche sich nach dem berühmten Concilium zu Constanz begeben haben. Es sind 2300 Fürsten, Deputirte und Ritter, 18,000 Prälaten, Priester und Theologen, 80,000 Laien, darunter 228 Schneider, 300 Barbierer, 75 Zuckerbäcker, 45 Goldschmiede, 300 Viktualien-Händler, 44 Apotheker und 1500 Buhlerinnen. Zu bemerken ist: daß der Chroniker nur die anführt, deren Wohnung er wirklich gewußt hat. (Gaz. d. Fr.)

Der königliche Ingenieur Lenoir hat einen Hohlspiegel erfunden, welcher das Licht so verstärkt, daß man von einem Leuchtthurm, in Calais angelegt, das Licht auf der englischen Küste soll sehen können. (Constitut.)

Den mehrmals erwähnten „schwarzen Becker“ hält der Independant für einen wirklichen Bäcker, und nennt ihn „le boulanger noir“. (Independ.) Der Herausgeber bemerkt bei dieser Gelegenheit: daß die, von dem Weimarer Correspondenten im „Gesellschafter“ mitgetheilte Nachricht: der sogenannte schwarze Becker (der öffentlich anzeigte: daß er seinen Beinamen ablege und jetzt „Hans Becker“ heiße) sey verhaftet und nach dem Petersberge gebracht, ungegründet ist.

Zur Zeit Belloy's war Paris für den Reichen ein wahrer Schlaraffen-Ort. Jetzt ist es noch mehr: es ist der Olymp; denn man bekommt daselbst Nektar. Ein Chemiker, Namens Lieber, verfertigt ihn. Seiner Wirkung fehlt nur die Unsterblichkeit; aber wenigstens macht er dick und fett, etwas, das vielen unseren Halbgöttern und Heroen abgeht. (Independant.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 1. Oktober. 160stes Blatt.

Dir wie mir.

Bruchstück aus Flamthals Leben.

(Zur Oktober-Vignette.)

Seinem Vorsatz getreu hatte sich Flamthal in einer Residenz als Gelegenheits-Commissair angesiedelt, und in ergiebigen Geschäften sein Theater-Scandal als Prinz in „Emilia Galotti", seine Jagd-Abendtheuer und sogar die nun verjährte Entführung seiner geliebten Heroldine fast gänzlich vergessen. Er gab sich zu einem Noth- und Hülfs-Menschen her; schrieb rüstig Rechtsgesuche und Luftspringer-Annoncen; Todes-Anzeigen und gereimten Hofedienst für hohe Geburts-Feste; Reden für verlegene Landes-Deputirte und sinnige Worte für Schauspieler, die sich auf den Herausruf gefaßt machen; Antikritiken und Liebesbriefe; er diente Stammbuch-Freunden und Polterabend-Spielern, bei Allem aber sich selbst am meisten. Jeder Unbehülfliche wurde es gewohnt, den Herrn Mallhaft — diesen Namen hatte er sich aus Flamthal componirt — als einen Sparpfennig des eigenen Geistes an zu sehen, um in Nothfällen damit zu prunken. Herr Mallhaft ließ sich aber nicht allein die Arbeit, sondern auch das Schweigen bezahlen und konnte bald so brillant leben, wie ein Justiz-Commissarius. — Zu seinem Zweck und seiner Lust erschien er an allen öffentlichen Orten, machte überall Bekanntschaften und fand überall Aufträge; denn der Zufall war ihm stets so günstig, wie die Menge der Gesetze den Rechtewendern. — So schlenderte er einst auch nach einem der Weinhäuser, wohin jetzt Viele ihre Habe tragen, weil sie daheim ihr irdisches Vermögen nicht für ganz sicher halten und ihr geistiges aus der Gluth des Magens zu vergolden gedenken. Vorbei an einer Weinlaube, in der zwei Männer bei den Flaschen saßen, wollte er einlenken nach der Stube des Wirths, da war es ihm: als habe er einen der Trinker schon gesehen; doch vergebens suchte er ihn in sein früheres Leben ein zu ordnen. Neugierig gemacht bestellte er sich seine Flasche nach jener Laube und bei den Herren die Erlaubniß erbittend: Platz nehmen zu dürfen, saß er bald als dritter Mann unter dem Laubdach. Ein Gespräch, in welchem Flamthal seine Trinkgefährten aus zu forschen suchte, war rasch im Gange. Der Eine, der ihm nicht fremd zu seyn schien, zeigte nicht sonderliche Laune; der Andere aber blieb in burschikosem Leichtsinn und ließ einen Musiker errathen; denn er sprach über die Musik mit Enthusiasmus und daneben noch über Vieles mit Dünkel und Unwissenheit, wie das so ist in einer Zeit, wo Töne am meisten gelten und man von Allem nicht das eigentlich Wissenswerthe, sondern höchstens die Noten dazu kennt. Das Gespräch betraf nun fürerst — da die Politik jetzt ein taubstummes Wesen angenommen hat — die Bühne, und der Burschikose pries die Oper als den Zusammenfluß der Künste, wobei Flamthal wenig Glück machte mit der Bemerkung: dieser Zusammenfluß wäre ohngefähr so, als der von den Farben auf der Wasserfläche eines Papierfärbers; es läuft da Alles unter einander, wie es der Wasser-Bewegung gefällt; Buntheit ist hier der Zweck und Zufall der Meister. Zu seinem Heil griff

aber der Ernste das Wort Zufall auf und erzählte einige sonderbare Züge, welche von Flamthal vermehrt und so unterhaltend wurden, daß der Burschikose ausrief: „Der Zufall soll leben!“ und Alle tranken darauf. Immer lustiger werdend plauderte Flamthal manches Anekdötchen von seiner Praxis aus und sagte endlich: „Ein eigener Spaß ist neulich geschehen und ein Ehemann nicht übel geprellt worden. Lassen Sie sich erzählen! Eine galante Frau empfing von einem Hausfreunde einen herrlichen Shawl; Madam wagt ihn aber nicht zu tragen, weil der Herr Gemahl augenblicklich erkennen würde: daß die Geld-Mittel seiner Ehehälfte nicht zugereicht haben konnten. Hier mußte eine verschmitzte Freundin aushelfen. Sie geht zu dem Manne, bietet ihm den Shawl zum Kauf an, versieht sich für einen Spott-Preis, mit dem er gelockt werden soll. Der Abscheuliche findet ihn aber noch zu hoch, und die List scheiterte. Jetzt forderte die Freundin meinen Rath; ich ließ Lotterie-Loose schreiben, mit denen mußte sie wieder zu ihm. Richtig zieht der Betrogene, auf Zureden, eine Nummer; seine Frau läßt sich zur Annahme des Looses noch sehr nöthigen, und hat nun natürlich den Shawl gewonnen.“ — Des Ernsten Gesicht war immer faltenreicher geworden; Flamthal gewahrte dies aber erst, als er endete und der Burschikose mit jubelndem Lachen schrie: „Der Zufall soll leben!“ — Flamthal stierte ihn etwas verlegen an, endlich wieder auf den Ernsten hin. Dieser sah mit glühendrothem Antlitz in sein Glas und plötzlich wußte Jener, woran er war, indem der Burschikose ausrief: „Meines Freundes Frau hat ganz neulich auch einen Shawl durch Verloosung gewonnen!“ — „Alle Teufel! da hast du einen sauberen Streich gemacht!“ — dieser Gedanke fuhr Flamthal durch den Sinn und bei dem fortdauernden Lachen des Burschikosen sann er auf gescheidte Wendung und ehrsamen Rückzug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfaßer von „Wahl und Führung.“)

Große Bauwerke der alten Amerikaner.

Mancher möchte vielleicht bei dem Lesen dieser Ueberschrift nicht minder betroffen geworden seyn, als ich es gewesen, da ich heute den Herrn Ottbert zufällig der amerikanischen Pyramiden erwähnen hörte. — „Aber auch die alten Mexikaner“ — sagte der Oheim — „hatten eben so wohl ihre Pyramiden, als die alten Egypter. Die der Letzteren freilich sind uns viel bekannter und werden uns in der Schule schon als eines der sieben Wunderwerke der Welt gepriesen; auch übertreffen sie an Dauerhaftigkeit des Materials und an Höhe die amerikanischen; doch sind diese nicht minder merkwürdig, an Masse noch bedeutender, da ihre Basis viel größer ist, und vor Allem muß es unsere Aufmerksamkeit erregen: daß die mexikanischen zu gleichem Gebrauch bestimmt schienen, wie die egyptischen.“

„Herr von Humboldt erzählt uns von diesen amerikanischen Kunst-Denkmälern, die sich freilich in ihrer Vollendung — denn große Erdhügel und die Ueberreste uralter Befestigungen zeigen sich auch in andern amerikanischen Ländern — nur bei den alten kultivirten Gebirgs-Völkern, den Mexikanern und Peruanern, finden. Hier, abgesondert in der Wolken-Region, auf den höchsten Plateau's der Erde, von Vulkanen umringt, deren Krater mit ewigem Eise umgeben sind, in dieser großen Natur erregen noch jetzt die Teocalli's das Staunen des europäischen Reisenden. — Diese mexikanischen Gotteshäuser nämlich waren Pyramiden von mehreren Absätzen, und erheben sich mitten auf einem viereckigen, mit einer Mauer eingefaßten Raume, der Gärten, Springbrunnen, die Wohnungen der Priester und zuweilen auch Waffen-Magazine umschloß, indem jeder mexikanische Götter-Tempel ein fester Ort war. Eine große Treppe führte auf den Gipfel der abgestumpften Pyramide. Oben auf der Plattform standen eine oder zwei thurmartige Kapellen, in denen man die kolossalen Bildsäulen der Gottheit, welchen der Teocalli gewidmet war, aufgestellt hatte. Hier unterhielt man auch das heilige Feuer, und der opfernde Priester konnte, wegen der besonderen Form des Gebäudes, von einer großen Menge Menschen zugleich gesehen werden. Das Innere des Gebäudes diente zur Begräbnißstätte der Könige und der angesehensten Mexikaner. — Diese ungeheuern Monumente werden einer mächtigen civilisirten Nation, den Tolteken, zugeschrieben, und vielleicht, daß sie schon vor der Ankunft dieser in Mexiko, dem Jahre 648, erbaut waren. Die merkwürdigsten darunter sind die von Teotihuacan und Cholula. — Die Pyramiden-Gruppe von Teotihuacan steht im Thale von Mexico, 8 Meilen nordöstlich von der Hauptstadt, auf der Ebene Micoal, d. h. der Straße der Todten. Man sieht daselbst noch jetzt zwei große, der Sonne und dem Mond geweihete Pyramiden, die von mehreren hundert kleinen Gebäuden derselben Art umgeben sind, welche genau von Norden nach Süden und von Osten nach Westen laufende Straßen bilden. Von den beiden großen Teocalli's hat der eine 55, der andere 44 Metres (58 M. = 160 Fuß; 900 M. = 459 Toisen) senkrechter Höhe; die kleinen Pyramiden sind 9 bis 10 Metres hoch. Jene beiden haben 4 Haupt-Absätze und von diesen wieder jeder kleine, noch jetzt bemerkbare Stufen. Ihr Kern besteht aus Thon mit kleinen Kernen vermischt und ist mit einer dicken Mauer von porösem Mandelstein bekleidet.

Das größte, älteste und berühmteste von allen pyramidalischen Monumenten von Anahuac ist aber der

Teocalli von Cholula, östlich von der Stadt dieses Namens, in der Intendantschaft von Puebla. Das Werk besteht gleichfalls aus vier Absätzen, seine senkrechte Höhe beträgt 45 Metres, und jede Seite der Basis ist 439 M. lang. So bildet es ein Quadrat, das viermal größer, als der Platz Vendome in Paris und mit einem Berge von Backsteinen bedeckt ist, der sich doppelt so hoch als der Louvre erhebt; — kein Wunder, wenn es auch jetzt den Namen des von Menschenhänden gemachten Berges (monte hecho a mano) erhalten hat. Die Plattform dieser Pyramide hält 4200 Quadrat-Metres Umfang. Man genießt von da des erhabenen Anblickes auf drei Berge zugleich, die höher als der Montblanc und von denen zwei brennende Vulkane sind. Vor Zeiten befand sich oben ein Altar, der dem Quetzalcoatl (der mit grünen Federn bekleideten Schlange), dem Gott der Luft, geweihet war. Seine Stelle hat jetzt eine kleine, mit Cypressen umgebene, der heiligen Jungfrau de los Remedios geweihte Kapelle ersetzt und ein Geistlicher aus indianischem Stamm liest täglich die Messe auf dem Gipfel dieses alten Monuments. Und wie Cholula in alter Zeit für eine heilige Stadt gehalten wurde, so kommt das Volk noch jetzt haufenweise und von weit her auf den Gipfel der Pyramide, um daselbst das Fest der heiligen Jungfrau zu begehen. Ein heimlicher Schauer, eine religiöse Ehrfurcht ergreift den Eingeborenen bei dem Anblick dieser ungeheuern, mit Gesträuchen und immer frischem Rasen bedeckten Masse.

Aber wie diese durch den Umfang bewältigenden Werke, so finden sich auch noch in dem alten Anahuak, dem Lande der gebildeten Mexikaner, Ruinen von Gebäuden, die zugleich durch ihre Anordnung und die Eleganz ihrer Ornamente Aufmerksamkeit verdienen. Hierhin gehört besonders der Palast von Milta (einst Miguiltan, Ort der Traurigkeit). Die Mauern sind mit Labyrinthen aus Mosaik von kleinen Porphyrsteinen verziert, und man erkennt auf denselben die nämliche Zeichnung, die man auf den fälschlich sogenannten etrurischen Vasen — bei der Grotte der Nymphe Egeria zu Rom — bewundert; und diesen Palast bilden eigentlich drei systematisch gestellte Gebäude in einer äußerst romantischen Lage. Das Hauptgebäude hat sich am besten erhalten und ist 40 Metres lang; die Vertheilung der Gemächer im Inneren hat auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen, welche man in den Monumenten von Ober-Egypten sieht. Man hat in den Ruinen merkwürdige Malereien gefunden, die Kriegs-Trophäen und Opfer darstellen. — Wie aber in Mexiko jene Pyramiden, so erregt in Peru die ungeheure Inca-Straße unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Auf dem Parama del Assuay, auf Höhen, die viel ansehnlicher sind, als die des Pic's von Teneriffa, befinden sich die prachtvollen Reste dieser, von den alten peruanischen Fürsten angelegten Straße. Mit großen behauenen Steinen eingefaßt, läßt sie sich den schönsten Heerstraßen der Römer vergleichen, die Herr von Humboldt in Italien, Spanien und Frankreich sah. Sie ist völlig gerade gezogen und hat dieselbe Richtung auf einer Ausdehnung von 6 bis 8000 Metres. Bei dieser Straße über den Assuay, auf der absoluten Höhe von 4240 Metres (2047 Toisen) liegen die Ruinen des Palastes des Inca Tupayupangy." — Und wo wäre so ein bedeutendes Volk des Alterthums, ob wir Asien oder Afrika, oder auch Amerika und selbst die Inseln der Südsee durchwandern, das nicht irgend ein Denkmal seines Daseyns zurück gelassen hätte? — Aber welche Monumente hinterlassen wir den Jahrhunderten, die nach uns kommen werden? Haben die Menschen den Sinn und die Kraft für die große, starre Steinschrift verloren, seit sie die kleine bewegliche Druckschrift ausgesonnen? — Oder zeugt das Aufhören solcher Bauwerke von einem glücklicheren Zustande des Menschen-Geschlechtes, da nicht mehr ganze Völker sich hingeben, dem einzelnen Herrscher für ewige Zeit seine Grabstätte zu bauen, oder dem unsterblichen Gott ein Haus, dessen er nicht bedarf; sondern da Jeder bauet in dem Kreise der Seinen an dem Glücke dieses flüchtigen Lebens!

A l l e r l e i.

Der alte Reim von **Reifenberg** (1619) ist wohl zu beherzigen:

> Gut reiten ist des Reiters Kunst,
> Dem Sänger schafft sein Liedlein Gunst,
> Sobald er's wohl kann singen:
> Doch wenn der Reiter singen will,
> Der Sänger treiben Reiterspiel:
> Mag's Keinem wohl gelingen.

Der gewöhnliche Morgensegen in Guinea ist: Mein Gott! gieb mir heute Reis, Silber und Gold, Sklaven und Reichthümer und Gesundheit; ja, hilf, daß ich munter und aufgeräumt sey! (S. Atlas historique.)

Victor Amadeus, König von Sardinien, erzählte: Sein Beichtvater, ein Jesuit, hätte ihn an sein Sterbebett rufen lassen und gesagt: „Sire, Ihre Gnade für mich war groß. Aus Dankbarkeit beschwör' ich Sie: nehmen Sie nie wieder einen Jesuiten zum Beichtvater! Fragen Sie nicht: warum? Ich könnte Ihnen nicht antworten."

Rousseau, um die Seltenheit redlicher Menschen an zu deuten, sagte: „L'honnête homme est une variété de l'espèce humaine.

Haug.

Für Wetter-Beobachter.

> Doris, wer dich trinken siehet,
> Macht sogleich den sich'ren Schluß,
> Daß es morgen regnen muß:
> Weil die Sonne Wasser ziehet.

S. H. Catel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Vor einigen Tagen wohnte der König einem Manoeuvre mit congrevischen Raketen bei, welches treflich ausfiel; was man nun so treflich nennen mag bei Anstalten, die geschaffen sind, um Menschen zu morden und ihre Wohnungen zu zerstören. — Der „literarische Merkur", welcher (neben der „Abend-Zeitung") wöchentlich zwei Mal erscheint, auch mehr Lesestoff, als — wie erst angegeben war — trockene Bücher-Notizen mitbringt, scheint an Flugkraft zu gewinnen und bringt auch in der That meist recht unterhaltende Sächelchen, verbunden mit gehöriger Abwechselung. Nur sollte er sich der Gedichte von Herrn Philippi und ähnlicher ohne Salz enthalten; denn all das Liederzeug, wenn es nicht äußerst witzig und spitzig, gemüthlich, bestechend oder geistig ergreifend ist, spricht das Publikum nicht an. Gedichte dagegen, wie Crusius, Hohlfeld, Hellstrom, Rublack geben, wird jeder Unverschrobene gern lesen. Eine der besten prosaischen Gaben des „Merkurs" war neulich das „Desert", von dem hiesigen Stadtgerichts-Aktuar Albrecht. — Ein Ereigniß fürchterlicher Art gab es in Meissen, wo ein Brandstifter und Mörder, Kunze, mit dem Schwerdt gerichtet wurde. Dazu aber — sollte man es glauben — hatte ein hiesiger Schiffer eine große Gondel in Bereitschaft gestellt und bot im „Dresdener Anzeiger" Schaulustigen Plätze an zu 3 Groschen. Aehnliche Spekulationen haben auch mehrere Fuhrleute gemacht und — ihre Rechnung treflich gefunden. Pfuy der Schaulust, Reisen zu unternehmen, um einen Kopf abschlagen zu sehen! — Uebrigens ist der Delinquent mit einer Frechheit zum Hochgericht gegangen, welche dem Schauspiel von seinem Gräßlichen viel genommen hat. Nachdem er bereits im Gefängniß mit dem größten Appetit Wein getrunken hatte, ließ er sich auf dem Wege zum Richtplatz noch Wurst und Semmel geben, verzehrte beides mit anscheinender Heiterkeit und bat sogar die ihm zunächst gehenden Zuschauer zu Gaste. Die Hinrichtung geschah durch einen einzigen Hieb, so daß der Kopf weit auf der Erde fortrollte. Der Delinquent, ehemals Grenadier unter der königlichen Leibgarde, war einer der rohesten Menschen, welcher eben so wenig Reue als Furcht vor dem Tode zeigte. — Bisher geschahen in Sachsen alle Hinrichtungen Freitags — sonderbar genug an dem Tage, da angeblich einst der Unschuldigste starb. In Folge eines königlichen Rescripts aber ist diese Hinrichtung Donnerstags geschehen, und es soll in ähnlichen Fällen nie wieder der Freitag als ein Tag der Todesstrafe gewählt werden dürfen. — Es eben verlautet: daß die hiesigen Juden alle Rechte des Bürgers erlangt haben, daß aber eine Deputation von Bürgern dem König dagegen Vorstellungen thun wolle. Ist das Erstere gegründet, so werden die anderwärts verscheuchten Juden Dresden als ihr Asyl betrachten. — Es begann in diesen Tagen eine Anstalt, die man schon längst wünschte. Sämmtliche Lohnkutscher haben sich nämlich, mit Bewilligung der Landes-Regierung, vereinigt: auf dem Neumarkte, im italienischen Dörfchen und seitwärts der Königs-Statue in der Neustadt, täglich von früh 7 bis Abends 8 Uhr Fiacres bereit zu halten. Ueber die diesfallsigen Bedingungen ist von dem Stadt-Polizei-Collegio eine öffentliche Bekanntmachung erschienen. Ob die Anstalt bestehen wird? — zu wünschen ist es; aber — hier läuft man gern viel und zahlt nicht gern viel. — t.

London. Die englischen Blätter erwähnen oft den Menschen- und Armen-Freund, Herrn Owen, und dessen Plan: 100,000 Pf. Sterl. zusammen zu bringen, um mit Hülfe dieser Summe eine hinreichende Anzahl Gebäude aufführen zu können, in welchen die Erwachsenen der dürftigen Klasse mit Arbeit versorgt und die Kinder erzogen und unterrichtet würden. Er selbst hat zu New-Lanack, ohnweit Leeds (in Northumberland), eine Probe-Anstalt errichtet, die im besten Gedeihen ist. Am 28sten August begab sich eine Deputation von Leeds zur Untersuchung und Prüfung derselben zu Hrn. Owen. Er empfing sie freundlich und führte sie am Sonntag, den 29sten, allenthalben herum. Im luftigen, geräumigen Schulgebäude fanden die Deputirten unten in der Kinderstube über 200 Kinder von 2 — 4 Jahren, unter der Aufsicht eines jungen Frauenzimmers. Sie hatten ein gesundes, fröhliches und reinliches Ansehen, waren gut gekleidet und überall herrschte gute Ordnung. Im ersten Stock sah man ohngefähr 70 Knaben und eben so viel Mädchen von 8 — 10 Jahren. Sie hielten jetzt Betstunde; es wurde ihnen aus der Bibel vorgelesen, und sie sangen Psalmen. — Aus der Schule ging man in das Bethaus oder die Kapelle; hier waren ohngefähr 100 Erwachsene versammelt. Drei Arbeitsleute lasen die Gebete ab; es war ein gemeinsamer Gottesdienst, welcher Nachmittags wiederholt wurde; nur daß ihn diesmal ein schottischer Pfarrer, der einen kleinen Gehalt bezieht, für die in der Anstalt befindlichen Hochländer in der Sprache derselben hielt. Nach dessen Beendigung führte Hr. Owen die Deputirten auf eine Anhöhe, von welcher sie den übrigen Theil der Gemeinde, wohl 2000 Individuen, aus den Kirchen von Old-Lanack zurück kommen sahen; ein erhebender Anblick. — Der Wohnort der Colonie (denn so kann man sie mit allem Fug nennen) besteht aus einer Anzahl von Spinnmühlen und einem eng angelegten Dorfe, in welchem die Spinner wohnen. Das Dorf ist eine (englische) Meile von dem Städtchen Lanack ab gelegen; die Lage ist unvergleichlich. Die Bewohner bilden eine gemeinschaftliche Spinnerei von Baumwollengarn, beschäftigen sich aber auch zugleich mit dem Anbau von 150 Acres, theils Garten-, theils Kornland. Hier, wo Jeder arm ist, ist Niemand arm; weil man nur die Wünsche kennt, welche man zu befriedigen weiß. (Courier.)

In dem unteren Raum der holländischen Fregatte Maria Keigersbergen war, durch sonderbaren Zufall, eine Schlange, nicht giftiger Art, 16 — 17 Fuß lang und so dick wie ein Menschen-Arm, eingedrungen und mit in Holland angekommen. Durch den langen Aufenthalt im Schiffe war sie ganz vertraut mit Menschen geworden, und es kostete wenig Mühe, sich ihrer bei der Ankunft des Schiffes zu bemächtigen und sie nach dem naturgeschichtlichen Museum zu Leyden zu bringen. (Independ.)

Zu Arras brachten die Ultras am St. Ludwigs-Fest nur eine einzige Gesundheit aus und zwar: „Dem Thronerben!" (Independant.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 2. Oktober. 161stes Blatt.

Etwas über den Vortrag.

Vom Professor, Freiherren von Seckendorf.

Auch die Artung eines Gedichts, die Gattung, welcher es angehört, wird im Redner ein Lebendiges und er veranschaulicht zwei Sätze; den: daß kein Gedicht zweien Dichtungs-Arten zugleich angehören könne, und den: daß es zwischen zwei, nahe sich verwandten Dichtungs-Arten noch andere als Unter-Arten gebe. Kein Gedicht kann z. B. Ode und Drama zugleich seyn. Wenn im Drama „Sappho" eine Ode vorkommt, so ist sie entweder ein dramatisches Mittel, und es ist, daß sie das ist, an ihr selbst zu erkennen, nämlich so: daß sie die Gemüthslage der Dichterin in diesem Augenblicke darstellt, und dann ist sie keine freie Ode, welche der subjektiven Poesie angehört, oder sie ist eine freie Ode und gehört nicht in das Drama. Wenn daher jene Ode für sich vorgetragen wird, so soll sie als ein Bruchstück des Drama erkannt werden und folglich muß der Vortrag dramatischer Natur seyn. Aehnliches läßt sich nun auf die Erzählung des „Wallenstein", des „Tell", des „Theramen" u. s. w., die so richtig dramatisch sind, anwenden. Die Wirkung des dramatischen Bruchstücks und des frei lyrischen oder epischen Gedichts ist allemal eine sehr verschiedene. Der Geschmack fordert aber diese Verschiedenheit nicht immer streng. So ward z. B. der Monolog der Schillerschen „Maria Stuart" im Park — in Musik gesetzt und gleich einem Fragmente aus einer Oper, oder gar gleich einem lyrischen Gedicht häufig gesungen und innig empfunden. Verwandelt der Redner das Dramatische in Lyrisches und umgekehrt, so entsteht in ihm eine Unordnung, möchte auch diese selbst ihn als ein neues Kunstwerk darstellen. — Der Redner hinwiederum ist übel daran, wenn er Gedichte vor zu tragen hat, die dadurch entstanden: daß der Dichter keine freie Unter-Art in seinem einzelnen Gedichte ausstellte, sondern Haupt-Arten der Poesie darin mit einander verwechselte. „Die Harmonie der Sphären" von Kosegarten, z. B. zeigt in geringem Grade eine solche Verwechselung. Sie ist, obgleich in Distichen geschrieben, doch voll des Odenschwunges, und nur die letzten beiden Zeilen:

> Sey mein Leben ein tönendes Lied! Im Päan der Sphären
> Schmelz' es, ein reiner Akkord, sanft und melodisch dahin!

enthalten eine Abweichung in das elegisch Lyrische. Hier läßt sich durch Weglassung der beiden Zeilen die Consequenz des Gedichts bei dem Vortrage retten; was aber soll geschehen, wenn solche Inconsequenz ein Gedicht ganz durchdringt?

Bleibt nicht, wenn man vom Drama „Sappho" den Schluß wegnimmt, eine gesprochene Oper? Soll „Hectors Abschied", dieses kleine Gedicht des Schiller, ein Drama in zwei Stanzen, oder doch wohl nicht eine Ode in dramatischer Form, ein mimisches Gedicht in dramatischer Form genannt werden?

Soll der Redner sich bemühen, die Artung am Gedicht zur Anschauung zu bringen, so frägt er: Wo beginnt die Scheidung und Theilung aller Poesie in Gattungen? — Soll er die Poesie eintheilen: Entweder in lyrische, epische, didaktische und dramatische? Oder in

lyrische und epische? Oder in epische und dramatische? Oder in lyrische, epische und dramatische?

Mit zwei Verhältnissen der produzierenden Einbildungskraft zum Gemüth hebt jener Unterschied in aller Poesie für den Redner an.

Erstes Verhältniß.

Die Phantasie ist die dienende Kraft des Gemüths. Sie bindet die Theile und das Gemüth durchdringt sie zum Ganzen in sich. So entsteht die subjektive, entweder die reine Gefühls-Dichtung, oder die erzählende (lyrische und epische). Die innere Lage des Dichters selbst treibt ihn an, zu besingen, zu erzählen, zu beschreiben, zu lehren u. s. w. Die Phantasie vermag es nicht, die Innigkeit des Bewußtseyns zu stören und an ihre Stelle ein Gebild als einen fremden Gegenstand zu bringen. Die Gegenstände, welche die Phantasie schaut, sind Mittel, nicht Zweck. (In der objektiven Poesie, in der dramatischen, findet das Gegentheil statt.) Der lyrische und epische Dichter spricht sich, pflegen Einige zu sagen, selbst aus. Die lyrische und epische Natur giebt mehr den Menschen im Dichter, die dramatische giebt freier den Dichter und seine bildende Gabe als solche zu erkennen.

Zweites Verhältniß.

Die Phantasie herrscht und das Gemüth dient ihr. Hier ist Gestaltung der nächste Zweck und das Gemüth giebt den Gestalten ein inneres, Verhältnissen unterworfenes — menschliches Leben. Die Gestalten treten in der Seele selbstständig und als Wesen auf, denen ein Gott gebietet. Sie kehren sich nicht, wie Phantasmata, gegen das Subjekt des Dichters, sondern sie sind eine Gesellschaft, welcher der Dichter genußvoll, mit ihnen fühlend, zuschaut. Er kehrt von ihnen nicht eher zurück, als bis er die Reihe ihrer Thaten abgeschlossen sieht. Das ist die objektive Poesie und die dramatische zugleich. Das Drama verkündigt die höhere Natur der Phantasie, die lyrische und epische geben die höhere Natur des Gemüths zu erkennen.

Aus beiden Verhältnissen nun geht eine allgemeine Regel für den Redner hervor. Ist er Schauspieler, so heißt die Regel: Gestalte Alles, was Dein Gemüth bewegt. Ist er aber Redner im engeren Sinne, so lautet das Grundgesetz so: Was die Phantasie in Dir gestaltet, das mache zum unzweifelhaften Ganzen Deines Gemüths.

Es ist aber ein Gedicht nur ein sprachliches Kunstwerk. Soll es daher sein eigener Zweck im Vortrage bleiben, so wird aller rednerische Vortrag auf Lesen und Rezitiren beschränkt. Was des Dichters Worte wirken, das wirken sie, der Deklamator hört auf, in seiner Kunst schaffend zu seyn und er wird nur Sprechwerkzeug des Gedichts. Die Redekunst gleicht sodann nur dem farbigen dunkeln Glase, durch welches man die Sonne des Dichters, beschränkt auf den Aether der Sprache, betrachtet. Warum soll die Redekunst diese Selbstständigkeit verlieren?! Nur erst, wenn diese Selbstständigkeit zugegeben wird, kann auch der Unterschied zwischen lyrischer, epischer und dramatischer Poesie, zwischen subjektiver und objektiver überhaupt lebendig durch die Redekunst selbst werden. — So wenig nun die Begriffe von diesen Unterschieden logisch leer sind, eben so wenig sind sie todt in der anwendenden Redekunst, und man erkennt ihre Lebendigkeit an denen Dichtungen, welche in denen verschiedenen Artungen selbst Grenzen bestimmen, ohne daß durch sie wahre Uebergänge von einer Dichtungs-Art in die andere möglich würden. Hat z. B. die lyrische Poesie einen unmittelbaren Wechsel innerer Zustände des Gemüths zum Grunde und die epische nur darum einen mittelbaren, weil sie Alles unter der Bedingung der Erinnerung an Vergangenes stellt, so wird auch der Unterschied des Vortrags lyrischer und epischer Dichtungen auf dem Unterschiede des reinen Selbstgefühls von dem Selbstgefühle im Mitgefühle beruhen. — Frägt man nun näher nach den Grenzen, so zeigt sich: daß sich das Selbstgefühl am meisten zur Phantasie wendet, selbst in derjenigen lyrischen Dichtungs-Art, welche Phantasie genannt wird; daß das Nämliche mit dem Selbstgefühle im Mitgefühle bei der beschreibenden Poesie untergeordnet der epischen statt finde, und daß ganz insbesondere der Phantasie in der lyrischen Poesie das Mährchen in der epischen gegenüber zu stellen sey. Dem Lehrgedichte, zur lyrischen Poesie gehörend, steht in der epischen alsdann auch die Fabel gegenüber, beide durch eine vorgreifende Thätigkeit des Verstandes.

Die Regel für den Redner heißt nun, da jedes Gedicht einer Unterart angehört, so: Bringe es zu Deinem Bewußtseyn, welche von den Seelenkräften unter der lyrischen oder epischen Grundbedingung bei dem vor zu tragenden Gedicht eine größere Thätigkeit vor den übrigen besitze, und gewähre ihr diesen Vorzug.

Dir wie mir.

(Fortsetzung.)

„Wenn mein Geschichtchen auf Sie passen sollte, müßten Sie der Kaufmann H** seyn?" — so fragte Flamthal, eine erfundene Person nennend, und bei den Worten: „Nein, ich bin der Hofrath Vollban!" wurde dem Ernsten das Herz sichtbar etwas leichter. Den Namen Vollban hatte Flamthal wohl schon gehört, wußte aber gewiß: daß der mit dem Loose betrogene Ehemann ihm verschwiegen worden war und so konnte es dieser Herr Hofrath gar wohl seyn. Um nun seiner Geschäftsführung den möglichsten Credit zu erhalten, hielt er es für gut, die erwähnte Freundin über seine

Unvorsichtigkeit in Kenntniß zu setzen, damit, wenn hier der Zufall seine romantische Laune hatte, ihm mit neuer List begegnet würde, ehe Herr Hofrath Wollban bei seiner Frau den Inquirenten spielte. — Dies beschließend, brach er das fortgesetzte Gespräch über die Schlauheit der Frauen ab mit dem alten Sprüchlein:

Zum Welt-Weh thun drei W gar viel:
Vom Wein und Weib und Würfelspiel;
Und leicht, hält'st du nicht festes Ziel,
Hast du an einem W zu viel!

und indem er hinzu setzte: daß sein W und Weh diesmal am Wein sich zeigen könne, wenn er noch weiter trinke, empfahl er sich, um eilend Vorkehrungen zu treffen. — Jene Freundin hatte eben Thee-Gesellschaft, Flamthal ließ deshalb um ein Paar Augenblicke Gehör im Vorzimmer bitten; sie kam am Arm einer andern Dame, welche ihre Verlegenheit nur schlecht verbergen konnte, als sie plötzlich, nach einer sonderbaren Pause, den Ruf: Heroldinchen! vernahm. Es war Flamthals ehemalige, ihm in D** entführte Geliebte, und diese — keine andere als die Frau Hofräthin Wollban, wie sich dies nach einigen raschen Fragen ergab, welche Flamthal mit der heutigen Losung: „Der Zufall soll leben!" beschloß. — Beide Theile waren zu sehr schon im Weltton geübt, als daß sie nicht gegenseitig allerlei Unwürdiges sich lachend und schnell hätten vergeben sollen, und Heroldinchen fand, nachdem Flamthal erzählte: was ihn hieher führte, schnell Rath. — Mehrere Männer, auch der Hofrath, wurden noch in der Gesellschaft erwartet, um die Frauen ab zu holen, und ihm sollte dann beigebracht werden: daß, weil Flamthal endlich seine Entführte ausspähte, er sich an dem Entführer — von dem er wußte: daß er ihn noch heute näher kennen lernen würde — mit Erfindung jener boshaften Pointe habe ein wenig rächen wollen, und er ließ sich mit solchen Blicken und Tönen, denen er sonst im Staube diente, zu dem Complotte anwerben; aber nicht der Pfeil Cupido's, sondern das Schwerdt der Nemesis war die Waffe, nach welcher er im Stillen griff. — Flamthal wurde nun, damit die etwas lange Verhandlung sich schnell abkürzte, in den Thee-Klubb hinein gezogen, wo sämmtliche Damen, während die Herren am Whisttische saßen, eben in Lobes-Erhebungen über einen schönen Schauspieler ganz außer sich geriethen und auch noch eine halbe Stunde hindurch weiter rühmten. Dann war eine Minute lang von Goethe's „westöstlichem Divan", zehen Minuten von einem neu engagirten Pariser Kapellmeister, der die ächte französische Stimmung wieder bei uns herstellen soll, und eine Viertelstunde von der Kunst-Ausstellung die Rede, nämlich von den Portraits, die man dort gesehen hatte. Ferner kostete ein Maskenball wieder eine halbe Stunde, dazwischen hatte man die lieben Kinderchen für einen Augenblick erwähnt, dann fünf Minuten verwendet, um auf das Gesinde zu schelten, und endlich war ein allgemeines, nicht endendes Gespräch über französische Handschuh im Gange, da wurde das Thee-Gewäsch — bei welchem Flamthal den Beobachter so eifrig spielte, als ob er in einer Zeitschrift einen stehenden Artikel von Thee-Kritik im unmäßigen Maaße gewisser ungewissen Theater-Kritiken liefern müßte — unterbrochen durch Ankunft derer, die ihre Hälften sich wieder heim holten; unter ihnen war der Hofrath. — Er wunderte sich nicht wenig, hier seinen Trinkgefährten zu sehen; seine Frau zog ihn aber auf die Seite, um ihm von dem entsetzlichen Schreck zu erzählen, der sie überfallen, als sie in dem Menschen jenen erkannte, den sie einst, um ihres lieben Wollbans willen, abgewiesen habe, und Flamthal — der sich nun erinnerte, seinen Nebenbuhler in D** ein Paar Mal flüchtig gesehen zu haben — erneuerte mit seinem Bericht über die That der Rache die Bekanntschaft von heut; der Hofrath sah aber dabei gar nicht aus, als ob man ihm besondere Anlagen zum Glauben zutrauen dürfe.

Flamthals frühere Beobachtungen hatten sich aber besonders Heroldinchens Augen zum Ziel genommen und bald entdeckt: daß deren feuersprühende Batterieen auf einen whistspielenden jungen Rittmeister gerichtet waren, der, auch mit hinlänglicher Munition versorgt, schwerbeladene Blicke zurück spedirte. Da er nun eigentlich ein wahres Whistspiel im Reiche der Liebe trieb, so war es kein Wunder: daß bei dem gewöhnlichen fortwährend über ihn geschrieen wurde, welches er indessen nur mit der Börse empfand. Weiter bemerkte Flamthal, als hier geschieden seyn mußte, daß der Herr Rittmeister das einzige Handwerk, welches der Adel in großer Geschicklichkeit treibt und treiben darf: nämlich das Händedrücken mit Schönen, ganz vortreflich verstand, und seinen Beruf zu geheimen Aufträgen bewährte er, indem er ein einziges Wörtchen, welches ihm Heroldinchen zuflüsterte, augenblicklich begriff. Flamthal begriff aber auch: daß dieser Herr Rittmeister wahrscheinlich der Shawl-Spender und ein Geschäftchen der Vergeltung gar wohl an zu knüpfen sey, wozu er sich auch vorbereitete

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Madam Catalani in Berlin. Als im Winter des Jahres 1816 die Mailänder Blätter mit Kritiken und gewöhnlichen schaalen Lobhudeleien über die dortigen Conzerte der Mad. Catalani überfüllt waren, saß Referent dieses mit schwerem Herzen in Bologna. Gern wäre er hinüber gereist, um eine Sängerin zu hören, die in Deutschland, und namentlich in Berlin, ein solches Furore gemacht hatte, daß man selbst im fernen Neapel davon sprach; doch die Umstände waren seinen Wünschen entgegen, und so mußte er sich denn mit gedruckten und geschriebenen Berichten über die Sängerin begnügen. Diese lauteten nun freilich

nicht ganz so hoch; es wurden noch Paralellen gezogen, ja sogar gab es eine starke Parthei in Mailand, die einer anderen eben dort anwesenden Sängerin, der Mad. Marcolini, den Vorzug gab; doch mußte nach dem Vorangegangenen mir, dem Referenten, alles dieses als neidische Partheilichkeit erscheinen, und ich bedauerte deshalb nicht minder den Verlust solches Kunstgenusses. Späterhin fand ich dazu in Berlin noch mehr Ursach, denn da hieß es in jedem Gespräche über diesen Gegenstand: Wenn Sie Mad. Catalani nicht gehört haben, so haben Sie gar nichts gehört! Zwar kannte ich alle ausgezeichnete Sängerinnen Italiens, kannte so manche wackere Kunstgenossin in Deutschland und Frankreich, aber ich durfte dennoch nicht widersprechen, denn ich hatte sie, die einzig Hochgefeierte, ja nicht gehört. — Mad. Mariane Sessi, eine treffliche Sängerin, von gründlichem gediegenem Studium ihrer Kunst, kam hierher; ich fragte ganz leise: ob nicht wenigstens eine schwache Paralelle möglich wäre, aber ich kam schlecht an: acht Takte von der Catalani, so hieß es, sind mehr werth, als eine ganze Vorstellung der Mad. Sessi. Erschrocken zog ich mich zurück, und — schwieg. — — Als Mad. Ferron vor Kurzem ihre Conzerte hier gab, und ich, obgleich mit ihrer Schule nicht ganz zufrieden, dennoch die ausnehmende Kunstfertigkeit dieser Sängerin bewundern mußte, ließ ich mich abermals zu einer ähnlichen Frage verleiten, doch diesmal kam ich noch schlechter weg; es erschien ordentlich frevelhaft, daß ich gewagt hatte, die Namen „Catalani und Ferron" neben einander zu nennen. Diese und ähnliche Aeußerungen hörte ich in der That von so genannten gebildeten Kunstliebhabern; und wenn auch hie und da wirkliche Kenner gemäßigter sprachen, so ward doch natürlich das Verlangen, die seltene Künstlerin selbst zu hören, auf das Lebhafteste in mir angeregt. Endlich verkündeten die Anschlagezettel die nahe Gewährung meiner lang gehegten Wünsche; ich zahlte freudig das überaus hohe Eintrittsgeld, und eilte in den Musentempel, dem höchsten Genusse entgegen. — Im Vorgefühle der Begeisterung saß ich da, wollte fern von allen kritischen Grübeleien die melodischen Zauber in ungeschwächter Fülle auf mich einströmen lassen; da erklang es: „ecco mi giunt' al fine"; und, als wenn gleichsam in diesen ersten Worten für mich Bedeutsamkeit liegen sollte, so war auch ich mit meiner geträumten Begeisterung — am Ende. — Ich hörte, und hörte wieder: eine ausgezeichnete Sängerin vernahm ich zwar, doch von einer sogenannten Königin des Gesanges hatte ich viel mehr erwartet. Ein neben mir sich befindender Fremder äußerte während einer Pause ziemlich laut, daß er nicht unbedingt loben könne, doch ein junger Elegant wies ihn zurecht, und sagte, indem er verdrießlich durch seine großen Brillenfenster blickte: Was sprechen Sie da? — Madam Catalani steht über jeden Tadel, über jede Vergleichung erhaben; sie ist, mit einem Worte, eine vollkommene Sängerin. Eine solche, dachte ich bei mir selbst, mag es wohl auf dieser sublunarischen Welt noch nicht gegeben haben; dazu gehörte erstens: eine starke, metallreiche und ansprechende Stimme, die, wenn sie auch von keinem außerordentlichen Umfange wäre, doch mindestens in reiner Gleichheit so viel Höhe hätte, als man bei jeder guten Dilettantin findet. Zweitens müßten sich neben diesen, mehr natürlichen Eigenschaften, das sorgfältigste und gründlichste Studium, und der feinste und richtigste Geschmack offenbaren; und das sowohl in der Wahl der Stücke, als in der Art des Vortrags und des vollendet richtigen Ausdrucks; ich wurde nun neugierig, zu erfahren: in wie fern die in Rede stehende Künstlerin sich diesem Bilde nähert. — Mad. Catalani hat, nach ihren jetzigen Leistungen beurtheilt, in ihrer Stimme zehn Töne, und zwar vom tiefen D bis zum zweiten Fis; diese sind stark, metallreich, rein und völlig gleich. Was ihre wenigen höheren Töne betrifft, so gehört eben kein allzufeines Ohr dazu, einen wesentlichen Abstand zu merken; und das nicht allein im Klange, sondern auch in der verminderten Leichtigkeit des Angebens. Eben so ist es in der Tiefe. Wer an den unteren Tönen dieser Sängerin etwas Besonderes findet, muß noch nicht viele sonore Stimmen in diesen Registern gehört haben. Da nun eine jede große Arie den Umfang einer Decime überschreitet, so ergeben sich bei allem Vortrefflichen auch die wesentlichen Mängel jedes Vortrags von selbst. — Das Ansprechende, Herzergreifende in der Stimme, von dem vorher so viel die Rede war, hat Referent für seine Person vermißt; er erinnert sich in dieser Hinsicht mit Freuden der Signora Fabrè, einer jungen Sängerin, die jetzt die ersten Theater Italiens ziert. Möge das Wort „jung" hier nicht zu Mißdeutungen Anlaß geben; Referent dieses hört mit den Ohren, und nicht mit den Augen. Es giebt in der That Leute, die, wenn von dem Kunstwerth einer Conzert-Sängerin die Rede ist, damit beginnen, daß sie die königliche Gestalt und das majestätische Antlitz der Künstlerin preisen. — Was nun das Kunststudium und den Geschmack anbetrifft, so belauscht man hierin eine Sängerin zuerst in der Wahl der vorgetragenen Compositionen. Was uns Mad. Catalani in dieser Hinsicht zu hören gegeben hat, ist, der Mehrheit nach, höchst dürftig und mittelmäßig, voll arger Verstöße gegen den rhythmischen und deklamatorischen Ausdruck. Und wenn nun die Composition alles wahren Ausdrucks ermangelt, so kann die Künstlerin ihn nicht hineinlegen; daher ist es der Mad. Catalani auch eben nicht übel zu nehmen, daß sie oft willkührlich und bedeutungslos das piano und forte, crescendo und decrescendo abwechseln läßt. In Ansehung der Ausschmückung hat die Künstlerin das Verdienst, daß sie nicht beständig, wie es viele Sängerinnen zu thun pflegen, die Compositionen überladet; doch mangelt ihren Verzierungen die Neuheit und mannigfaltiger Wechsel. Ueberhaupt legt Mad. Catalani nicht immer ein gediegenes Studium ihrer Kunst an den Tag; Mad. Mariane Sessi verdient gewiß in dieser Hinsicht einer vorzugsweisen Erwähnung. — Was nun endlich die Kunstfertigkeiten anbelangt, so zeigt Mad. Catalani sehr viel Lobenswerthes, doch aber gerade nichts Ungewöhnliches; vielmehr wird sie, um das Beispiel nicht aus der Ferne her zu holen, von der Mad. Ferron im Allgemeinen darin übertreffen. — So glaubte der Referent die Mad. Catalani in dem ersten Conzerte gefunden zu haben, und das zweite hat die hier ausgesprochenen Ansichten im Wesentlichen nicht verändert. — Mad. Catalani bleibt gewiß, aller Mängel ungeachtet, eine ausgezeichnete Sängerin, bei deren allgemeiner Beurtheilung nur, oft auf Kosten anderer achtungswerther Talente, Ueberschätzung vorwaltet. Das herzliche Verlangen des Referenten war, nicht in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, sondern der Wahrheit zu huldigen. Und wenn er mit seinen hier ausgesprochenen Ansichten so zu sagen gegen den Strom schwimmt, so glaubt er seine Entschuldigung zu finden in dem bekannten: audiatur et altera pars *).

Cs.

*) Die Möglichkeit, daß die — denen schon der Wille zur Unpartheilichkeit so unglaublich scheint, als sie selbst schwer und selten ist — meinen konnten: es habe diese, von einem Musikverständigen mir mitgetheilte Ansicht den Erfolg der von der berühmten Sängerin in Berlin gegebenen Conzerte schwächen sollen, hat den Abdruck dieses Berichts verspätet, bis nun selbst der, wohlthätigen Zwecken gewidmete Kirchen-Gesang aufgeführt ist. Ich habe dem Obigen nur noch an zu fügen: daß Mad. Catalani — wie ich in einem, durch ihre feine Liebenswürdigkeit erheiterten gesellschaftlichen Kreise zu erfahren Gelegenheit hatte — jetzt an einem, hoffentlich bald vorüber gehenden Halsübel leidet, und demnach in der Kunst nicht so viel zu leisten vermag, als noch vor wenigen Jahren. Uebrigens kann die Beurtheilung begreiflich nur das beachten, was sich eben giebt, und die Art, durch gewöhnliche Mittel dienstbare Federn zu suchen, ist hoffentlich, wenn nicht immer einer allbereiten Umgebung, doch gewiß der Künstlerin so fremd, als es schmerzlich ist, wenn man nicht mit jeglichem bedeutsamen Rufe so wahr umgeht, wie es bei dem wirklich Bedeutsamen, vor Allem aber auch bei der Oeffentlichkeit Pflicht ist.

Der Herausgeber.

Beilage: Bemerker No. 13. u. Bl. d. Ankündigungen No. XVIII.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

18 9 Montag den 4. Oktober. 162stes Blatt.

Blicke auf Island.

In den Jahren 1814 und 1815 reisete Dr. Henderson im Auftrag der brittischen Bibel-Gesellschaft nach Island, um über das Bibel-Bedürfniß Erkundigung ein zu ziehen und die Stiftung einer Tochter-Gesellschaft zu veranlassen. Dieser Auftrag nöthigte ihn, die Insel nach allen Richtungen zu durchreisen; er durchwanderte selbst die mittelländische Wüste, besuchte die nördliche und östliche Küste, brachte einen Winter unter den Eingeborenen zu und erhielt auf diese Weise Gelegenheit, viele neue Nachrichten ein zu sammeln, die er in seinem unlängst erschienenen Werke: „Iceland, or a Journal of a residence in that Iceland" (Edinburgh 1818. 2 Bände. 8.) verbreitet hat. Er verließ Copenhagen im Junius 1814 und landete am 15. des nächsten Monats zu Reykiavik, empfangen von den Grüßen der freundlichen Bewohner, welche in großen Haufen von Männern, Weibern und Kindern an das Ufer eilten, mit dem Ausruf: „Kommt in Frieden! Gott segne Euch!" — Am 26. Julius verließ er Reykiavik, in Gesellschaft eines dänischen Offiziers, des Hauptmann von Scheel, der die Küsten bereisete, und ihm viele schätzbare Nachrichten mittheilte.

Den Flächenraum der Insel giebt man gewöhnlich zu 12 bis 1300 Quadrat-Meilen an; die Volksmenge aber läßt sich nach den öffentlichen Verzeichnissen ziemlich genau auf 48,000 bestimmen. Früher rechnete man die Einwohner-Zahl auf 60,000, aber die Insel erholte sich nie nach den Hunger-Jahren 1753 und 1759, welche 10,000 Menschen hinrafften. Auch haben die Pocken zu verschiedenen Zeiten große Zerstörungen angerichtet, welchen in den letzten Jahren durch Einführung der Schutzpocken Einhalt gethan wurde. Mit Ausnahme von Reykiavik auf der Südküste, das gegen 500 Einwohner hat, und etwa sechs andern Oertern auf den übrigen Küsten, sogenannten Dörfern, welche aus drei bis vier Häusern und einer Kirche bestehen, ist die Volksmenge über die Ebenen und in den Thälern zerstreut, wo man einzelne Häuser sieht, die oft über zwei Meilen aus einander liegen. Das Innere, vielleicht ein Flächenraum, bald so groß, als die ganze Insel, ist eine unwirthbare Wüste, ohne eine einzige menschliche Wohnung, und selbst den Eingeborenen fast ganz unbekannt. Die Meinung, daß die Insel ihre Bildung unterirrdischen Vulkanen verdankt, wird nicht nur durch die Aehnlichkeit mit der Gestalt anderer offenbar vulkanischen Inseln bestätigt, sondern noch mehr durch eine genaue Untersuchung der Erscheinungen, die dem Naturforscher auf jedem Schritte begegnen, bekräftigt. — In keinem Theile der Erde giebt es, auf einer gleich großen Oberfläche, so viele Feuerberge, so viele heiße Quellen und so ungeheure Lava-Betten. Das Land bietet den rauhesten, ödesten Anblick dar; überall Spuren der Verwirrung und Verwüstung, oder die furchtbaren Ursachen dieser Uebel in den gähnenden Schlünden ungeheurer Feuerberge. Die bangen Empfindungen, welche das Gemüth des Wanderers bei dem Gedanken an die unter der Erde wüthenden Flammen ergreifen, werden nicht gemildert bei dem Anblick unge-

heurer Eisberge, die ihn umstarren. Selbst diese ewigen Eismassen, welche jeden Gedanken an Hitze zu entfernen scheinen, enthalten in ihrem Schooße den furchtbaren Brandstoff, werfen oft Rauch und Flammen aus und ergießen auf die Ebenen mächtige Ströme siedenden Schlammes und Wassers, oder glühende Lava-Ströme. Fast jeder Hügel ist ein Feuerberg; aber außer zahllosen kleineren Kegeln und Kratern giebt es wenigstens 30 bedeutende, von welchen 9 während des letzten Jahrhunderts stets unruhig gewesen sind. Ströme brauner Lava, von allem Pflanzenwuchse entblößt, große Schlünde, von welchen einige stets Rauchsäulen ausströmen, und eine Menge heißer Quellen finden sich in jedem Theil der Insel. Viele von diesen Quellen werfen Säulen von siedendem Wasser, mit ungeheuren Dampfmassen vermischt, zu einer fast unglaublichen Höhe empor, und zeigen dem Reisenden ein Schauspiel, das er sonst nirgend auf der Erde findet. Unter diesen Quellen giebt es acht bis zehen — die vielleicht nicht so prachtvoll, als die wohlbekannten Geyser, aber nicht weniger merkwürdig sind — von welchen einige dicke Säulen siedenden Schlammes, und andere nur schwarze Schwefeldämpfe auswerfen. — Mitten in diesem Feuergebiete giebt es nicht weniger als 12 bis 14 Berge, deren Gipfel mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind; in der Landessprache heißen sie Jökuls, was nur uneigentlich mit Gletscher verdeutscht werden könnte; ihre Höhe steigt von 3,000 zu 6,000 Fuß über der Meerfläche, und in einigen wüthet zuweilen inneres Feuer. — In den Thälern zwischen den niedrigeren Hügeln, und in den Ebenen, welche die Lava-Ströme verschont haben, findet man gewöhnlich die Hütten der Landleute, in deren Umgebungen ein kärglicher Graswuchs drei bis vier Monate hindurch einigen Pferden, Kühen und Schafen elende Nahrung darbietet, und zuweilen auch ein wenig Heu für den Winter liefert. In unfruchtbaren Jahren füttert man die armen Thiere mit gedörrten klein geschnittenen Fischen und verschiedenen Arten von Seegras, das man an den Küsten sammelt. Auf der kleinen Insel Briedafiord, nahe bei Island, hat man sogar das Rindvieh mit getrocknetem Torf genährt. — Die Norweger, behauptet man, fanden bei ihrer ersten Ankunft (im Jahr 861) unermeßliche Wälder auf Island, und die Bäume, welche zuweilen aus den Torfmooren aufgegraben werden, sprechen einigermaßen für diese Angabe; doch findet man solche Bäume nur selten und noch nie hat man deren von bedeutendem Durchmesser gefunden. Jetzt ist wohl auf der ganzen Insel nicht ein wachsender Baum von 10 Zoll. Der sogenannte Wald von Borgafiord, auf der Westküste, ist der bedeutendste auf der ganzen Insel, und doch sind hier die größten Birken nur 11 bis 12 Fuß hoch und unten am Stamm nur 5 bis 6 Zoll dick. Auch glaubt man, daß vor Zeiten Getreide sey gewonnen worden; jetzt aber finden sich die Bewohner keineswegs ermuntert, den Anbau desselben weiter zu versuchen; einige Gartengewächse und Kartoffeln werden zuweilen erbaut, gedeihen aber nicht immer.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i r w i e m i r.

(Schluß.)

Ueber den Rittmeister war leicht das Nöthige zu erfahren. In fremdem Dienste stehend, besuchte er hier auf kurze Zeit einige Verwandte, wählte zum Zeitvertreib das Liebes-Abendtheuer mit Heroldinchen, und kostbare Geschenke, die ihm bei großem Reichthum zu geben nicht schwer wurden, sollten ihn so schnell zum Ziel führen, daß er nach seinem sechswöchentlichen Urlaub das neue Liebchen ohne Sorge vergessen konnte. Heroldinchen meinte aber die Sache ernstlicher und da sie Flamthal nur der Geld-Spekulationen fähig hielt, seine Gewandheit aber zu benutzen gedachte, erkohr sie ihn — als er Gelegenheit nahm, ihr zu zeigen: daß er den neuen Herzens-Handel wohl durchschaute — zum Vertrauten, und er war es, der eine Entführung begünstigen sollte, zu welcher Heroldinchen den Rittmeister höchst geneigt glaubte. — „Dir wie mir!“ dachte Flamthal und ward nun Diener zweier Herren; denn auch der Hofrath entdeckte ihm, sich näher nach dem Shawl-Geschichtchen erkundigend: daß er nur Mittel suche, um, ohne die Pflicht der Ernährung übernehmen zu müssen, eine Scheidung mit seiner Gattin begründen zu können; und da ihm Flamthal äußerte, auf welche Weise noch ganz andere Gründe sich würden auffinden lassen, sagte er, diesmal höchst zufrieden an die Ränke seiner Gattin denkend: „Dir wie mir!“

Der Urlaub des Rittmeisters ging zu Ende und Heroldinchen gehörte nun richtig auch schon zu den Gegenständen, die er gern zurück ließ; sie aber hatte in günstiger Stunde das Versprechen von ihm erhalten: daß er sie entführen und zur gnädigen Frau machen wollte. Er fand sie jedoch schon viel zu gnädig und hörte Flamthals Vorschläge: wie sich die Entführung am besten vollbringen ließe, sehr kühl und nur mit moralischen Unterbrechungen an, so daß dieser mit seinem eigentlichen Plan hervor rückte. Danach sollte der Rittmeister die Entführte nur bis zur nächsten Poststation begleiten, dort würde der Hofrath Vollbau schon seyn, und sein geliebtes Weib gewaltsam wieder zurück führen. Eigentlich war aber dieser Streich darauf berechnet: dem Hofrath, der mit mehreren Freunden im Posthause harren wollte, Zeugen für die Untreue seiner Frau zu schaffen. Der Rittmeister nahm den Vorschlag an, und man sah nun der ereignißvollen Nacht entgegen.

Ein Geschäft vorschützend nahm der Hofrath auf ein Paar Tage von seiner Gattin Abschied, und Flamthal hatte versprochen: sich sogleich auf ein Pferd zu werfen und voraus Nachricht zu bringen, sobald er die Beiden abfahren sähe. — Es war eine mondhelle Nacht, da hielt um eilf Uhr die Extrapost vor dem Hause des Hofraths, und Flamthal bemerkte, ohnfern an einer Straßen-Ecke lehnend, ganz deutlich: wie die Frau Hofräthin von ihrem Anbeter, der sich in einen Ueberrock verhüllt hatte, an den Wagen geführt wurde, sah Beide einsteigen und jetzt ritt er triumphirend von dannen, die Siegeszeichen an rechter Stelle zu verkünden. — Jubelnd wurde er im Posthause empfangen, denn der, übrigens reiche Herr Hofrath, freute sich höchlichst darauf, nun das Jahrgehalt für die bald von ihm Geschiedene zu ersparen. Er ließ in dieser Aussicht seinen Freunden, bei denen auch der Opern-Enthusiast war — der die Landflüchtige, unter Clavier-Begleitung eines im Zimmer stehenden abscheulich schlechten Instruments zu begrüßen gedachte mit dem bekannten Gesange:

Die Katze läßt das Mausen nicht,
Die Weiber naschen gern! —

schon vorläufig auftischen, was das Haus vermochte. — Bei dem ersten Posthorn-Schall begann Jener auch zu präludiren und jetzt die Zeilen zu singen, als die Thür sich öffnete und die Frau Hofräthin herein trat. Aber der Gesang starb ihm auf der Zunge und sämmtliche Herren zogen gar lange Gesichter, als sie, statt des Rittmeisters, hinter der Dame einen — bedeutenden Polizei-Beamteten erkannten. — Dem Rittmeister hatte bei dem Gedanken an einen solchen Betrug das Herz geschlagen; er war in aller Stille davon gereist, vorher aber so ehrlich gewesen, der Frau Hofräthin schriftlich das abscheuliche Vorhaben gegen sie zu entdecken, ohne in seinem Schreiben seines Verhältnisses mit ihr zu erwähnen. Mündlich mußte der Böte bestellen: der Herr Rittmeister sey plötzlich abberufen worden und die Hofräthin verstand den Wink. Sie benutzte nun aber den Brief, ihre Verräther zu strafen, indem sie jenen Polizei-Beamteten sich zur Begleitung erbat, um hier über ihres Mannes und seiner Complicen sauberen Streich — von dem sie behauptete: ihn gleich anfangs geahnt und alle Mitspielende getäuscht zu haben — die volle Bestätigung zu finden. Sie allein stand also jetzt triumphirend unter den erschrockenen Männern und ihre Blicke sagten zu Jedem, der sie ansah: „Dir wie mir!" Und da sie hier und später erklärte: daß sie mit einem solchen theatralischen Kabalisten von Hofrath nicht mehr leben wolle und in seinem Verfahren gegen sie er deutlich als schuldiger Theil erschien, so mußte er ihr nicht nur ein bedeutendes Jahrgehalt bewilligen, sondern auch den Spott der ganzen Stadt tragen, nachdem der Vorfall bekannt wurde. Flamthal aber war oft nicht wenig beängstigt, wenn er an die Rache des erzürnten Weibes dachte; sie ist ihm auch nicht lange ausgeblieben und Keiner der Theilnehmer hat bei der Erinnerung an dieses Abendtheuer jemals Ursach gehabt, aus zu rufen: „Der Zufall soll leben!" F. W. Gubitz.

A l l e r l e i.

Der Churbrandenburgische Kanzler, Friedrich von Jena, ließ auf sein Grab schreiben: FVI (Ich bin gewesen), zugleich die Anfangs-Buchstaben seines Namens.

Der Bischof von Québec wurde auf der Reise mit Engländern vermißt. Sie forschten überall und lange, begegneten nach ein Paar Tagen einem Wilden und fragten: „Kennst du den Bischof von Québec?" — „Ob ich ihn kenne?" antwortete er mit lächelndem Grinsen: „Ich hab' ihn aufgezehrt!"

„Warum predigst du überall Toleranz, in einem Zeitpunkte, da alle Welt tolerant ist?" so wurde Marmontel gefragt und er antwortete: „Man muß an den Dämmen arbeiten, so lange die Wasser tief stehen!"

Ein Kranker mußte seinem Arzte sein Leiden ganz umständlich erzählen, und vernahm bloß hie und da ein: Schön! Gut! Vortreflich! Immer besser! — Zuletzt sprang der Arzt entzückt in die Höhe und küßte den Kranken: „O wie sehr bin ich Ihnen verpflichtet! Ihre Krankheit ist bestimmt die pituita vitrea et rupea der Alten, die, nach der Angabe der besten Aerzte, nicht mehr existiren sollte!" Haug.

N u m m i. *)

Der Geizige.

Schwer von Natur, ermattet vom Gehn, oft grausam verwundet
Seufzet ihr, Schätzchen, nach Ruh: sollt sie nun finden bei mir!

Der Verschwender.

Glänzen könnet ihr nur, ihr Herren aus Gold; darum schaff' ich
Euch in die Freie hinaus, daß man im Schimmer euch seh'.

Der Kaufmann.

Zehn zu zehn macht hundert! — sprech' ich, der Kaufmann — ihr Andern
Bringt nur zwanzig heraus, weil ihr nicht rechnen gelernt.

Der Numismatiker.

Weisheit, Größe, vergötternde That: ich kann das nicht fassen;
Denn ich habe nur stets Bilder und Namen geseh'n.

Derselbe.

Welcher der Treflichste sey von euch, ihr Großen der Vorwelt?
Ich entscheide das leicht: „Wer mir der Aelteste dünkt!"

Der Dichter.

Uns trennt bleibender Zwist: ihr fliehet ewig den Dichter;
Aber auch euch besingt nie ein begeisterter Mund.

Der Wohlthätige.

Heilt ihr Wunden, verscheuchet den Gram, erschließet die Kerker,
Ebnet die Steige zur Gruft: seyd ihr des Preises auch werth.

G. W. Grote.

*) Aus Mangel eines, die doppelte Bedeutung wiedergebenden deutschen Wortes.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Königsberg in Preußen. Wenn ich lange nichts über unsre Stadt mittheilte, so lag der Grund wohl darin: daß nichts Erhebliches zu berichten war. Obgleich in einer großen Stadt, leben wir doch fern der sonst jeder grösseren Stadt anhängenden Vorzüge. Daß wir kein Theater in diesem Jahre gehabt haben, ist bekannt; daß wir aber auch in diesem Winter keines haben werden, sehr wahrscheinlich. — Geschrieben und geschrieen wird es in allen auswärtigen Zeitschriften: daß ein, im preußischen Staate jetzt unbekanntes Ding, genannt Monopol, die Ursache davon sey; die Erbauer und Besitzer des neuen, großen, kostspielig zu beleuchtenden und zu benutzenden Schauspielhauses haben sich solches, zum Nachtheil des Besitzers des alten, auch nicht kleinen, sehr zweckmäßig eingerichteten Schauspielhauses erworben, und es hängt also von ihrer Wahl und Ansicht ab: ob und was für Schauspieler wir erhalten. Unterhandlungen sind bisher viele begonnen, sie haben sich aber bis jetzt alle zerschlagen. Etwas Gutes erhalten wir wenigstens gewiß nicht; wir werden wohl abwarten müssen: wer endlich sich unserer erbarmt. So verliert und verlor sich auch nach und nach aller Sinn für solche Erheiterungen und Belustigungen; und so nur ist es auch wohl zu entschuldigen: daß das Conzert des genialen Mozart (Sohn des Componisten) nur mittelmäßig besucht wurde. Seitdem erfreute uns kein Conzert. — Herr Tielker hat Petersburg in einem Panorama uns gezeigt und Herr Enslen aus Berlin seine kleinen panoramaischen Ansichten ausgestellt. Er selbst nimmt von unserm Schloßthurm einen Theil unsrer Stadt auf, der das Schloß, den schönen Schloßteich und das neue große öde Schauspielhaus in sich enthält. Er wird es nun wohl in andern Städten aufstellen und es wäre zu wünschen, er möchte zu den Erklärungen, die er bei seinen Ansichten zur Verdeutlichung vertheilt, ja die Bezeichnung des großen Schauspielhauses mit der Bemerkung angeben: hat ein Monopol und steht leer! — Der Sommer verstrich uns ländlich, still dahin. Wer nicht nach Kranz zum Seebade reisete oder Besuch bei Freunden auf dem Lande abstattete, war auf seinen Zirkel beschränkt und hatte — außer der Erholung und Ergötzung, die wöchentlich bei guter Witterung die Garten-Conzerte gewähren — gar nichts. Und auch bei diesen muß er sich den Zwang gefallen lassen, sich festlich an zu kleiden; denn dies ist in diesen Garten-Conzerten gebräuchlich, so wenig der nahe sumpfige, diesen Sommer noch nicht gereinigte Schloßteich und die kühlen Abende es für die Gesundheit zuträglich und erlaubt machen. Dies ist auch der einzige Ort, wo man die schöne Welt versammelt sieht. An Promenaden fehlt es uns bekanntlich, obgleich nicht an Plätzen dazu; der Paradeplatz ist zwar mit jungen Bäumen bepflanzt, die trockene schlechte Erde darauf scheint aber größere Pflege zu begehren und diese ist ihr bis jetzt nicht geworden. — Wer nun in das Seebad nach Kranz ging, der wagte viel, und wenn er es nicht der Gesundheit wegen that so legte er sich eine schwere Prüfung in Entbehrungen freiwillig auf. Eine ödere Seeküste kann die Ostsee auch nicht aufweisen, als Kranz und die nahe Gegend herum. Die wenigen kleinen Häuser liegen im tiefen Sande hin und her zerstreut; Unsauberkeit und niedrige Stuben enthält solch ein Ding, genannt Haus. Von Garten ist nun nirgends, von Bäumen selten etwas zu sehen. Ich war nur zwei Tage in Kranz und zwar im August, zu welcher Zeit mehr als 50 Badegäste versammelt waren; aber ich floh, gesunden Körpers, diesen Ort und selbst die schätzbare Gesellschaft mehrerer Badenden vermochte nicht, meinen Widerwillen zu besiegen. Von den Anstalten giebt es wenig zu berichten; aber das Vorhandene ist hinreichend. Man spricht von Anlegung von Tropf-, Sturz- und andern Bädern; ich würde in Vorschlag bringen: nur die Ausgabe von 50 Thaler auf bessere Bedeckung der kleinen Buden und Anschaffung mehrerer ordinairen wollenen Fußdecken (die in den Buden ganz fehlen) zu verwenden; hiezu aber auch die Veranstaltung ungesäumt zu treffen. In der Gastwirthschaft ißt man gut, aber weiter hat man da auch nichts; denn von Zusammenkünften, die außerdem eine Unterhaltung bezwecken, weiß man hier nichts. Wer das Seebad seiner Gesundheit wegen gebraucht, thut, meines Erachtens, wohl, in dem romantischen Rauschen, Warnicken, Kahren (etwa 3 Meilen von Kranz) sich ein zu quartieren und hier der schönen Natur und den durch dieselbe erzeugten Gefühlen zu leben. — Literarische Neuigkeiten haben wir gar nicht auf zu weisen; der „preußische Beobachter" hat seine Beobachtungen eingestellt, weil er zu wenig gelesen wurde und schlecht war; die drei politischen Zeitungen müssen uns für fehlende Journale entschädigen und geben sich allerdings Mühe. Die Börse ist zwar besucht, doch ist jetzt leider von Geschäften wenig die Rede! — Die Juden werden bei uns in Ruhe gelassen, und — wenn ich so sagen darf! — wir Christen freuen uns, wenn sie uns nur in Ruhe lassen; denn die meiste Wohlhabenheit herrscht hier in den jüdischen Häusern, und wir verloren viel, wollten sie uns verlassen. — S[illegible]

Die Zeitung aus Bombay erzählt: daß in einem Dorfe bei Ahmedabad ein Tyger nach und nach mehr als 60 Personen verzehrte. Endlich glückte es, ihn lebendig zu fangen, und man hat ihn jetzt in einen Käfig gethan, um ihn öffentlich zur Schau aus zu stellen, ehe man ihn todten will. (Independ.) [illegible]

In Pera (Türkei) gab im August ein Verein deutscher Theater-Freunde das Kotzebuesche Lustspiel „Schach Wampum". Im zweiten Akt kamen mehrere Türken in den Saal, und fanden sich so darüber entrüstet: Ungetreue als Muselmänner dargestellt zu sehen, daß sie Schauspieler und Zuschauer derb ausprügelten. (Independ.)

Ein Bürger zu Versailles hat die Bemerkung gemacht: daß man das dortige Stadt-Gefängniß sehr verbessern könne, wenn man es mit dem dicht daran stoßenden „weit gesünderen" ehemaligen „Hundestall der Königin" vertauscht. Die Hunde würden es nicht übel nehmen können, wenn sie behandelt würden, wie jetzt die Menschen; die Menschen aber dürften sich Glück wünschen, künftig wie Hunde behandelt zu werden. (Independ.)

Ein Engländer, welcher sich in einem Dorfe, Namens Radam, am Nil angesiedelt, hat dort, in Uebereinkunft mit dem Vizekönig zu Cairo, es übernommen, egyptischen Zucker und Rum zu bereiten. (Indep.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 6. Oktober. 163stes Blatt.

Beispiel außerordentlicher Stärke.

Constantin de Renneville erzählt in seinem Werke: „l'Histoire de la Bastille" von einem seiner Mitgefangenen, den man in der Bastille überall den Brisefer nannte, Folgendes: „Johann Peter de Molain, genannt Brisefer (Eisenbrecher), aus der Gegend von Castelnaudari, ist einer von den besseren Gefangenen, welche ich in der Bastille kennen lernte; er ist gut, ehrlich und dienstfertig, und kennt keine größere Freude, als seinen Mitgefangenen gefällig zu seyn. — So oft man ihn aber in einen Kerker setzte und die Thür hinter ihm zuschloß, riß er die Ketten aus der Mauer, womit man ihn befestigt hatte; diese Ketten waren oft dicker, als ein Arm, vierfach, und so in einander geschlungen: daß sie dadurch zugleich stärker und gelenker wurden. Er riß sie aus der Mauer, die ungeheuer dick war, und schlug sie in Stücken und das in kürzerer Zeit, als ich davon schreibe. Man sollte das Glockenspiel gehört haben, welches er damit in diesem unterirrdischen Orte machte! wozu er noch seine Stimme fügte, deren Baß dem stärksten Musik-Chor in des Königs Kapelle den Vorrang streitig machte. — Wenn ihm der Gefangenwärter zu Mittag nichts als Wasser und Brod brachte, so hörten wir, daß er sprach: Rû (so hieß der Gefangenwärter), bringe mir augenblicklich besseres Essen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich das nächstemal selbst verzehren soll! — Fragte ihn dieser nun: warum er seine Kette zerbrochen habe? so antwortete er: Weil sie mir nicht gefiel und mich daran verhinderte, frei in meinem Louvre umher zu spazieren. Rû, Dein Tyrann (der Gouverneur Bernaville) kann mich in Haft halten, wo es ihm beliebt, aber zu essen muß er mir geben: denn das will der König und dazu giebt er ihm Geld; ich muß eine ordentliche Suppe haben, wenn ich nicht des Teufels Lärmen anfangen soll! — Da er hörte, daß Rû den andern Gefangenen Essen brachte, ohne ihm ein Gleiches zu thun, so machte er sich an die Thüren, und ehe eine halbe Stunde vergangen war, sprengte er sie auf; dieses war um so bewundernswürdiger, da er kein anderes Werkzeug, als seine Hände hatte. Die Thüren waren von Eichenholz, einen Fuß dick, mit Eisenblech beschlagen und mit ungeheuern Riegeln und Schlössern verwahrt; nächstdem standen diese ganz dicht neben einander, welches ihre Stärke vermehrte. Als er die ersten Thüren durchbrochen hatte, machte er sich an jene, welche zur Treppe führten, und obgleich diese stärker als die beiden andern waren, so ward er auch hiemit bald fertig. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, auch unsere Thüren zu sprengen; aber er begnügte sich damit, an die Hofthür zu pochen und zu rufen: Rû, bringe mir zu essen und mache die Thüren wieder zu, die ich aufgesprengt habe; komm aber geschwind, wenn ich nicht auch diese noch aufmachen soll! — Rû kam endlich; aber statt ihm sein Essen zu bringen, brachte er ihm viel stärkere Ketten, als die gewesen waren, die Brisefer eben zerrissen hatte. Sie wurden von drei oder vier Soldaten mit furchtbarem Gerassel herbei geschleppt, und mehr denn zehen andere Diener der Bastille begleiteten den Schlosser, welcher sie ihm anlegen

sollte. Der Major und der Thor-Hauptmann führten eine andere Rotte herbei, die mit Prügeln versehen war. Als Brisefer, den die Aufseher der Bastille den Prinzen von Grivois nannten, diesen furchtbaren Auftritt sah, brach er in ein schallendes Gelächter aus, statt sich darüber zu entsetzen. — Ey, sagte er, Ihr Lumpenhunde! ist das die Suppe, die Ihr mir bringen sollt? — Bei diesen Worten erhoben die Trabanten ihre Instrumente, worauf der Brisefer zum Major sagte: Leidest Du, daß mich diese schlagen, so bist Du ein Mann des Todes; ich werde erst Dich und dann alle Deine Henker erdrosseln! Du weißt den Accord, den ich mit dem Herrn du Joncas (dem Lieutenant der Bastille) gemacht habe: daß ich Keinen schlagen will, bis ich geschlagen werde. — Warum bleibt Ihr nicht in Ruhe, und zwingt mich, Euch zu züchtigen? fragte der Major. — Ihr laßt mich nicht in Ruhe! entgegnete Brisefer; laßt mich in einer Kammer allein, oder setzt mich zu vernünftigen Leuten, so will ich kein Wort sagen; steckt Ihr mich aber in finstere Löcher und wollt mich darin Hungers sterben lassen, so werde ich mir auf alle Weise Hülfe zu schaffen suchen! — Indem er so vernünftig sprach, hielten ihn acht Menschen und der Schlosser hatte ihm die Ketten um Hals, Arme und Beine gelegt, und zwei oder drei andere Schlosser, nebst eben so vielen Zimmerleuten, brachten die Thüren wieder in Ordnung. Nachdem sie ihm nun seine eiserne Halsbinde, Handkrausen und Stiefeln angelegt hatten, unter denen wohl ein Atlas hätte erliegen können, verlangte er eine förmliche Audienz und sprach so zu der glorreichen Versammlung: Wenn Ihr wollt, daß ich bescheiden bleiben und Euch ferner keine Mühe machen soll, so behandelt mich wie einen Menschen und nicht wie den allerwildesten Tyger; habe ich dem König oder dem Staate Uebles gethan, so tödtet mich: ich bin es zufrieden; hält man mich aus Staatsursachen gefangen, so behandelt mich wie einen Staatsgefangenen. Gewiß ist es nicht des Königs Wille, daß Ihr mich mit Ketten belastet, die kein Pferd tragen könnte; darum nehmt sie mir freiwillig ab und bestimmt mir den Ort, wo ich bleiben soll; ich entferne mich nicht davon, wenn Ihr mir zu essen gebt. Wollt Ihr dieses aber nicht, so sage ich Euch: daß ich mich bald dieser Fesseln entledigen werde; hernach bediene ich mich ihrer, um, wie ein zweiter Simson, den Thurm, worin Ihr mich einsperrt, zusammen zu werfen; ich bedaure dann nur die armen Gefangenen, die mit mir unter den Trümmern begraben werden! — Es war ohngefähr fünf Uhr, da man ihm seine Ketten wieder angelegt und die Thüren verschlossen hatte. Es klingt fast fabelhaft, aber es ist dennoch wahr: daß Brisefer um sechs Uhr sich aller seiner Ketten schon entledigt hatte. Er sprengte jetzt die Thüren nicht wieder auf, sondern fing an, sich förmlich zu vermauern; dazu bediente er sich seiner Ketten und der Klammer, womit sie in der Mauer befestigt gewesen waren. Er zog Steine heraus, welche kaum drei Männer von der Stelle bewegt hätten; die Menge, welche er in vier Stunden los brach, ist unglaublich; dabei erschütterte er den ganzen Thurm, welches die darin wohnenden Gefangenen antrieb, zu lärmen und zu klopfen: um dem Gefangenwärter Nachricht davon zu geben. Ich (der Erzähler, Constantin de Renneville) war zunächst bei ihm, und da ich die Gefahr begriff, worin wir Alle schwebten, rief ich der Schildwache zu: daß wir des Thurmes Einsturz befürchten müßten; diese aber verlachte unsere Furcht als Thorheit. Ich beschwur jetzt den Brisefer, seine Arbeit ein zu stellen; er gab gutmüthig nach und rieth uns: den folgenden Tag uns aus dem Thurm zu entfernen; er wolle noch den ganzen Tag frei geben, um den Gouverneur zu bitten.

(Der Schluß folgt.)

Blicke auf Island.

(Fortsetzung.)

Das Klima ist, wie zu erwarten, sehr unbeständig; Henderson fand jedoch den Winter, den er auf der Insel zubrachte, nicht strenger als im südlichen Scandinavien. Im November fiel das Thermometer nicht tiefer, als 20 Grad Fahrenheit und war eben so oft über als unter dem Eispunkt. Am 6. Dezember, bei hellem Wetter und leichtem ost-nord-östlichem Winde, fiel es auf 8° 30′, worauf, besonders gegen Ende des Jahres, das Wetter ungemein milde wurde, und bis zur Mitte des Januars so blieb. Um diese Zeit ward es kälter, und das Thermometer stieg und fiel abwechselnd, bis am 7. März Abends die strengste Kälte (4° 30′) eintrat, die jedoch am folgenden Tage wieder nachließ. Gegen die Mitte des Mai's wurde es, nach einer milderen Witterung, wieder kalt, vermuthlich weil große Massen grönländischen Eises sich näherten. Diese Eismassen füllen oft alle Baien, besonders an der nördlichen Küste; dann wird das Wetter veränderlicher: Nebel und Frost bedecken das ganze Eiland; der dürftige Pflanzenwuchs, den mildere Tage hervor gelockt haben mögen, wird gänzlich zerstört und das Vieh verhungert.

Die ersten Bewohner Islands waren freiwillige Auswanderer, freiheitliebende Männer, welche gegen den Druck der willkührlichen Gewalt des norwegischen Königs (Harald Haarschön) hier eine Zuflucht suchten. Die Verfassung, die sie sich gaben, war das Gegentheil derjenigen, welche sie flohen, und die lange Dauer derselben von beinahe 400 Jahren beweist: daß sie für die Bewohner taugte. — Wir sehen eine Anzahl unabhängiger Ansiedler, von welchen Einige in ihrer Heimath selber mächtig gewesen waren, die ihre Verfassung auf

vollkommene Freiheit gründeten und Gesetze gaben, die für den Zustand des Volkes vortreflich paßten. Im Jahre 1261 erlitt ihre Freiheit einige Beschränkung, da sie ihrem alten Heimathlande zinsbar wurden; aber sie machten die Beibehaltung ihrer alten Gesetze und die Befreiung von allen Abgaben zur ausdrücklichen Bedingung. Im Jahre 1388 kamen sie an Dänemark, ohne daß eine Aenderung statt fand, und seitdem blieb ihre Verfassung bis zum Jahre 1800, wo der Althing, oder die Volksversammlung, aufgehoben und ein Ober-Gerichtshof eingeführt wurde, von welchem die Berufung an das Ober-Gericht in Dänemark ging. Vor Zeiten war die Strafe für Mord Aufhängen, für Kindermord Ersäufung, für Zauberei Verbrennen. Jetzt sind die einzigen Strafen, die auf der Insel verhängt werden, Geldbuße, Haft und Peitschenhiebe; ist aber ein todeswürdiges Verbrechen, was sehr selten, zu bestrafen, so müssen die Verbrecher nach Dänemark geschickt werden, um die Strafe zu erleiden, weil auf der ganzen Insel Niemand den Scharfrichter machen konnte. Als der englische Naturforscher, **Joseph Banks**, im Jahre 1772 in Island war, erzählte der Geistliche in Thingvalla, ein Mann von 50 Jahren: wie er sich aus seinen Jugendjahren der Hinrichtung einer Kindermörderin erinnere, die im Flusse unter einem Wasserfalle ersäuft wurde. Die Verbrecherin ward in einen Sack gebunden, der ihr über den Kopf geworfen wurde und bis auf die Mitte der Schenkel reichte. Das Ende eines Strickes, der um sie befestigt war, hielt der Henker am jenseitigen Ufer. Als sie eine Stunde in dieser Stellung gestanden hatte, wurde sie in das Wasser gestürzt und mit einer Stange nieder gehalten, bis sie todt war. — Die ursprünglichen Ansiedler brachten das Holz zu ihren Tempeln und selbst die heimische Erde, worauf die Altäre ihrer Gottheiten gestanden hatten, aus Norwegen mit. Kaum waren hundert Jahre seit der ersten Ansiedlung verflossen, als man von Norwegen aus verschiedene Versuche machte, das Christenthum ein zu führen, doch ohne besonderen Erfolg. Endlich kamen um das Jahr 1000 zwei Verbannte, Hialti und Gissur, nach Island zurück, mit dem festen Entschlusse: für das Christenthum selbst mit Gefahr ihres Lebens zu arbeiten. Sie erschienen vor der Volksversammlung, die eben ihre Sitzung hielt, in Begleitung von sieben Männern, in Priester-Gewändern, mit großen Kreuzen in ihren Händen. Während die Glaubens-Prediger die Vorzüge des Christenthums vor dem Heidenthume darlegten, wurde der Versammlung die Nachricht gebracht: ein benachbarter Feuerberg werfe Flammen aus. Die Heiden sahen darin ein Zeichen des Zornes ihrer Götter über den Versuch: den alten Glauben zu stürzen. „Kann man sich wundern" — sprachen sie — „daß die Götter zürnen über solche Reden, wie wir eben gehört haben?" — Einer aber, Snorro Goda genannt, der sich vielleicht von der Wahrheit der gehörten Reden überzeugt hatte, erwiederte treffend: „Was denn war die Ursache des Zornes der Götter, als einst auf dieser unbewohnten Insel **die** Lava brannte, auf der wir nun stehen?" — Seit dieser Zeit wurde die Abschaffung des Heidenthums beschlossen und der christliche Glaube eingeführt. Die Heiden machten nur die Bedingung: daß denjenigen, welchen es beliebte, frei stehen sollte, ihre Götter heimlich zu verehren, Pferdefleisch zu essen und ihre Kinder aus zu setzen. Die Abneigung der Bewohner, sich in kaltes Wasser tauchen zu lassen, stellte der Taufe einige Schwierigkeiten entgegen, welchen man dadurch abhalf, daß man die Täuflinge in eine der warmen Quellen tauchte. Mönche und Klöster siedelten nun häufig sich an und dem Stuhle zu Rom mußte ein jährlicher Zins entrichtet werden. Der katholische Glaube blieb herrschend bis zum Jahre 1540, wo die Reformation eingeführt wurde, die bis auf unsere Tage fortdauert. (Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Laßt des Sturmes Wellen rasen, Wellen tragen himmelan. (Trutznachtigall.)

Der Gerechteste ist jetzt, wer am klügsten betrügt. Perot.

Wen undankbar man nennen kann, dem kleben alle Laster an. Rollenhagen.

Aller Tod in der Natur ist Geburt und im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Fichte.

Kein Zwang geht über die Unmöglichkeit. Herodot.

Die Tugend ist wie Oel; man schütt' es, wohin man will, es bleibt immer oben. Taubmann.

Wie Kluge zu genießen wissen, verbleibt der Menge unbewußt. Hagedorn.

Die Dichtkunst drischt bei uns nur Stroh, die Kunst zu schmeicheln aber Aehren. v. Göckingk.

Der bescheidene Dichter.

A.

Sag', wie gefällt Dir, Freund! mein neuestes Gedicht?

B.

Nichts Schön'res las ich, als die siebenzehn Gesänge,
Denn weiter kam ich noch in der Lektüre nicht!

A.

Ey, die Bescheidenheit bringst Du mir ins Gedränge,
Doch fühl' ich, daß ich stets auch nach Erkenntniß rang;
Noch Schön'res gab uns schon des Geistes Morgenröthe —

B.

O sage, ist es neu? Vielleicht ein Werk von Goethe?

A.

Mit nichten, Freund! es ist mein achtzehnter Gesang!

A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Münster. Der hiesige Professor, Dr. Haindorf, hat durch seine so eben (bei Bädeker in Essen) erschienene Uebersetzung der Reidschen Schrift: „Essays or hypochondriacal and other nervous affections" sich aufs Neue um Achtung in der literarischen Welt verdienstlich beworben. Nicht bloß eigentlichen Aerzten, sondern auch Psychologen ist dies Werk zu empfehlen, dessen Werth die ziemlich zahlreichen, hin und wieder berichtigenden Anmerkungen und Zusätze des Uebersetzers nicht wenig erhoben. Als Probe gedachter Glossen hebt Referent die Stimme über einen viel besprochenen Gegenstand, über das Turnwesen (S. 228), aus: „Es ist ein lobenswerthes Streben unserer Zeit, Jünglinge, die sich zu künftigen Gelehrten bilden wollen, zugleich durch Körper-Uebungen ab zu härten, damit sie in reiferen Jahren, ohne Zerstörung ihrer Gesundheit, die Anstrengung des Denkens zu ertragen vermögen; und Rousseau verdient die Dankbarkeit der Nachwelt schon deßwegen, weil er in neueren Zeiten zuerst wieder die gleichmäßige Entwickelung der Körperkräfte mit denen des Geistes zur Hauptbedingung einer vollendeten Erziehung machte. Das Ideal dieser gleichmäßig fortschreitenden Entwickelung des Körpers und der Seele findet sich nirgend vollkommener, als bei den Griechen; denn der harmonisch gebildete Grieche war vielseitig genug, eben so gut den muthigen Ringer zu krönen, der in den olympischen Spielen seinen Gegner zu Boden streckte, als die Leyer des Sängers zu bekränzen, der die jungen Streiter durch seine Lieder zum Kampfe begeisterte. Unser Zeitalter dagegen, das vor Kurzem der Idealität fast allein den höchsten Preis zuerkannte, hat nun mit einem Male zum entgegen gesetzten Extrem sich gewendet, und macht solche Zurüstungen zur Erlangung von Körperstärke und Körper-Gewandtheit, als droheten die rauhen Zeiten des Faustrechts wieder zurück zu kehren, wo diesen Eigenschaften, als dem höchsten Ziel männlicher Bildung, einzig Werth beigelegt wurde. Körper-Uebungen können nur alsdann wohlthätig für die humane und nationelle Bildung seyn, wenn man sie als Mittel betrachtet, die Gesundheit zu erhalten, ohne die Bildung des Geistes dadurch zurück zu drängen. Wenn aber der eine Theil auf Kosten des andern ein Uebergewicht erlangt, so wird die Individualität des Menschen schon wesentlich dadurch verunstaltet, indem entweder die rohe Körperkraft und die Gewandtheit alles geistige Leben aufzehrt, oder umgekehrt das übermäßige geistige Leben alle körperliche Stärke und leibliche Uebung ausschließt. Wenn aber ein geübter Geist und eine zartfühlende Seele in einem gestählten und gewandten Körper wohnt, so wird der Begünstigte zugleich den Lorbeer Apolls und Mavors um seine Schläfe winden. Ob aber wohl manche unserer neuen Turn-Systeme (welche die schon lang gekannten Knaben-Spiele und gymnastischen Uebungen mit einem solchen Schwall von hochtönenden und leeren Worten vortragen, als hinge der Menschheit Wohl und Wehe einzig an diesen von ihnen vorgeschriebenen Körper-Uebungen) dazu geeignet seyn möchten, solche Individualitäten zu bilden, das wird die Zeit lehren. Ob aber viele dieser Turn-Lehrer sie auch nur einmal bilden wollen, ist zum wenigsten eben so unentschieden, als es wahrscheinlich ist: daß alle Nachtheile der neueren Körper-Uebungs-Methoden wegfallen würden, wenn man die Knaben frei ihre kindlichen Spiele treiben ließe, ohne weder durch zu frühen pedantischen Schulzwang ihren freieren Lebens- und Spieltrieb zu unterdrücken, noch aber auch durch zu große Aufmerksamkeit und vielseitige Hervorhebung der übrigens nöthigen und zeitmäßigen gymnastischen Uebungen auf bestimmten Plätzen diese zu Pflanzschulen jugendlichen Eigendünkels und zügelloser Ungebundenheit um zu formen." — Im Fache der vaterländischen Literatur-Geschichte verdienen die „westphälischen Beiträge zur deutschen Geschichte" des Richters J. Suibert Seibertz zu Brilon im Herzogthum Westphalen (Bd. 1. Darmstadt, b. Leske, 1819), eine rühmliche Erwähnung. Der Verfasser giebt in diesem ersten Bande in alphabetischer Folge von A — L über 150, dem Herzogthum Westphalen angehörende, theils verstorbene, theils lebende Schriftsteller, nähere Auskunft; die oft sehr ausführlichen biographischen Skizzen sind mit großem Fleiß gefertigt, die bibliographischen Nachrichten möglichst genau; auch verdient es lobende Anerkennung: daß selbst namhafte Manuscripte, zumal aus der früheren Zeit, sorgfältig angezeigt worden sind. Mehrere Artikel werden in der Folge, nochmals übergearbeitet, in Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyclopädie" aufbewahrt werden. Zu den interessantesten und mit vorzüglicher Liebe verfaßten gehören unter andern die Artikel: Ferdinand Becker, Carl Hildebrand Frhr. v. Canstein, Friedrich Wilhelm Franz Frhr. v. Fürstenberg (zum Theil nach Dohm's trefflicher Darstellung), Melchior Ludolph Herold, Adolph Clarenbach, Anton Ignaz Korholz u. s. w. Hier und da ließen sich wohl noch einige Zusätze machen. So hat z. B. Balthasar Linde (S. 396), außer der erwähnten Rede, auch folgende Schrift heraus gegeben: „Blicke auf die neueren Siege und die im letzten Kriege Gebliebenen. Soest 1817." Wir wünschen diesem achtbaren Unternehmen Begünstigung und raschen Fortgang.

— * —.

Voltaire's „Nanine" (Gotter's „Jeanette") wurde neulich im Théâtre françois zu Paris gegeben. Auf die Frage der stolzen Baronin:

— — — Wie?
Den schlichten Ehrenmann, den staubigten Gelehrten
Den armen kleinen Wicht, der keine Ahnen zählt,
Der nur Verdienst besitzt, und dem sonst Alles fehlt,
Sie stellten ihn wohl gar, in Ihrem Unsinn, neben
Den Dile und Pair?

soll der Graf d'Olban antworten:

Noch mehr;
Ich würde dem Verdienst den Vorzug geben.

Dies schien dem Schauspieler Damas zu viel; er glaubte, den Voltaire verbessern zu müssen, und sprach:

Ich würde Beiden gleiche Ehre geben. —

Hierzu macht der „Constitutionel" die Bemerkung: Voltaire räumt dem Verdienst den Vorzug ein, ohne Ansehen der Person. Damas hingegen meint: daß Verdienst ohne Adel und Adel ohne Verdienst eines so viel gelte als das andere; daß ein vornehmer Herr ohne Ehre eben so viel Achtung verdiene als ein Ehrenmann vom Bürgerstande; daß ein Unwissender mit Rang und Titel einen Gelehrten aufwiege, dessen Vater ein Handwerker war, und daß der feigherzige Edelmann mit dem Krieger, der zwar ehrenvolle Narben, aber keinen Stammbaum auf zu weisen hat, gleichen Schritt halte. (Damas hat sich mit einer älteren Ausgabe von Voltaire's „Nanine" vom Jahr 1764 entschuldigt, in welcher der von ihm ausgesprochene Vers stehen soll!!)

Ueber Alles erlaubt sich das Vaudeville in Paris einen Spott. Bekanntlich hält sich daselbst ein fürstliches Oberhaupt oder Minister der Irokesen auf, der fast alle Abend den Taschenspieler-Künsten des Hrn. Comte zusieht. Flugs hat das Théâtre des Variétés ein Couplet auf ihn gemacht:

Geheim ist des Ministers Reise.
Er kam, wir wetten, nach Paris:
Zu seh'n, auf welche Art und Weise
Ein Budget sich entwerfen ließ,
Damit er seiner Irokesen
Finanzen bess're, sieht der Mann
Le Comte's Taschenspielerwesen
Als Schüler alle Abend an. (Constitut.)

Der Doktor Ameline zu Caën hat eine anatomische Figur aufgestellt, welche alle menschlichen Körpertheile, auf das Vollkommenste abgebildet, enthält, und die man nach Belieben zu einem Ganzen zusammen setzen und wieder einzeln aus einander nehmen kann. (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 8. Oktober. 164stes Blatt.

Blicke auf Island.

(Fortsetzung.)

Es giebt wohl keine würdigeren Männer, als die Geistlichen in Island: aber sie werden für ihre Dienste auf das Schlechteste belohnt. Die reichste Pfründe trägt nicht 200 Thaler ein, die ganzen Einkünfte vieler Pfarren betragen nur 15 bis 30, und Einige haben sogar nicht mehr als 5 Thaler. Die Bisthümer Skalholt und Holum wurden im Jahr 1797 vereint und es ward zu Reykiavik ein bischöflicher Sitz für die ganze Insel gestiftet. Es giebt überhaupt 183 Pfarreien, und mehr als 300 Kirchen; jede derselben gleicht aber folgender Beschreibung: Sie ist von Holz; die Seitenwände sind mit Torf ausgefüllt, wovon auch das Dach gemacht ist. An der Ostseite sind zwei kleine Fenster und an der Südseite ein Loch, wodurch von oben Licht herein fällt. Das Ganze ist 13 Fuß lang und 9 breit. — Unvermögend, von den geringen Einkünften ihrer Pfründen zu leben, beschäftigen sich die Prediger alle mit Schaf- und Rindvieh-Zucht und verrichten allerlei Handarbeiten, als Pferde Beschlagen, Grasmähen, Torfstechen u. s. w. Sie erlauben sich jedoch sehr selten, sich durch ihre eigenen Angelegenheiten von ihren geistlichen Amtspflichten abziehen zu lassen, in deren Erfüllung sie eine rühmliche Pünktlichkeit zeigen; besonders sorgfältig aber sind sie in der sittlichen und religiösen Bildung ihrer jungen Pfarrkinder. Jeder Geistliche hält ein Verzeichniß über Alter, Stand, Charakter, Aufführung und Fähigkeit aller seiner Pfarrkinder, das dem Dechant bei dem jährlichen Besuche vorgelegt wird. Alle Reisenden, welche das merkwürdige Eiland besucht haben, erheben die guten Wirkungen dieser priesterlichen Sorgfalt. Mitten unter den Schrecknissen der Natur, welche sie umgeben, tief in Armuth versenkt, zeichnen sich die Isländer durch eine geistige Bildung und allgemein verbreitete Kenntnisse aus, wie man unter keinem Volke Europa's findet. Dies ist jedoch nicht allein der Sorgfalt der Geistlichen zuzuschreiben oder öffentlichen Schulen, denn es giebt nur eine einzige auf der ganzen Insel; aber sehr selten findet man Knaben oder Mädchen von 9 bis 10 Jahren, die nicht vollkommen lesen und schreiben können. Die häusliche Erziehung wird sehr eifrig besorgt und es ist nichts Ungewöhnliches, Stellen aus griechischen und römischen Schriftstellern aus dem Munde von Knaben zu hören, die sich nie weiter als eine Meile von ihrem Geburtsort entfernt haben. „Ich erinnere mich kaum“ — sagt Henderson — „je in irgend eine Hütte gekommen zu seyn, wo ich nicht Einen oder den Andern gefunden hätte, der im Stande gewesen wäre, sich mit mir über Gegenstände zu unterhalten, die weit über die Fassungskraft von Menschen gleichen Standes in andern europäischen Ländern gewesen seyn würden.“ — Ein merkwürdiges Beispiel von der allgemeinen Geistes-Bildung gab ein Bauer in dem nördlichsten Theile der Insel, welchem Henderson einen Brief des Schachs von Persien an Gore Ouseley in England über die persische Uebersetzung des neuen Testaments vorlas. Als Henderson erwähnte: der Brief sey vom Jahre 1229, bemerkte ein

kleiner Knabe, der zugehört hatte: das müsse ein sehr alter Brief seyn. Nein, liebes Kind! sprach der Bauer, sich zu ihm wendend; du mußt dich erinnern, das ist nicht nach unserer Zeitrechnung zu verstehen, sondern nach den Jahren der Hedsch'ra! — Bei dem Erzdechant zu Reykiavik sah Henderson eine alte Bibel-Ausgabe, in welcher einige durch die Zeit zerstörte Blätter handschriftlich in den schönsten Zügen ergänzt waren. Er glaubte, ein Geistlicher oder vielleicht ein Mann in einem öffentlichen Amte habe diese Ergänzungs-Blätter geschrieben, und war nicht wenig überrascht, als er hörte: daß sie die Arbeit eines gemeinen Bauers waren, und daß man ähnliche Meister in der Schönschreibekunst gar nicht selten in Island finde. — Die Isländer sind ein sehr sittliches, frommes Volk, und ungemein pünktlich in allen ihren Andachts-Uebungen, so groß auch die Hindernisse sind, welche aus der Beschaffenheit ihres Landes und aus dem Klima entstehen. Ein Sonntag in einer isländischen Kirche ist eines der sonderbarsten und anziehendsten Schauspiele, das man sehen kann. Die kleine Kirche liegt vielleicht mitten unter den schroffen Trümmern eines Lava-Bettes, oder unter Bergen mit ewigem Schnee, in einer Gegend, wo die Stille und Verödung der Natur-Umgebungen das Gemüth niederdrücken. Hier sieht man die Frommen versammelt; Männer und Weiber, in ihrem besten Putze, umgeben die Kirche, den Pfarrer erwartend; ihre Kinder sind bei ihnen, und die Pferde, auf welchen sie aus der oft weit entlegenen Wohnung gekommen sind, weiden ruhig umher. Jeder neue Ankömmling wird von Allen mit einem Kuß begrüßt, und die Freuden der Geselligkeit, die der Isländer so selten genießt, sind glücklich mit der Gelegenheit vereint, wo er zur Erfüllung der Glaubens-Pflichten gerufen wird. Der Priester erscheint unter ihnen als ein Freund; er grüßt jedes seiner Pfarrkinder einzeln und küßt dann väterlich die Kleinen, die unter seiner Sorge aufwachsen. Nach diesen Begrüßungen gehen Alle mit einander in die Kirche. (Die Fortsetzung folgt.)

Beispiel außerordentlicher Stärke.

(Schluß.)

Am andern Morgen besuchten uns die Offiziere der Bastille; unsere Angst war ihnen höchst lächerlich, und der untergrabene Thurm, so wie die zerbrochenen Ketten kamen ihnen wie phantastische Träume vor. Da sie aber in seinen Kerker hinunter gingen und nicht einmal die Thüren öffnen konnten — denn es lagen ungeheure Steine davor — und auf die Leiter steigen mußten, um durch die Luftlöcher hinein zu sehen, erschracken sie über die Unordnung. Sie legten sich jetzt aufs Bitten und bezeigten sich gegen den neuen Maurermeister höchst demüthig. Rû schwur: man wolle ihm die beste Stube in der Bastille geben, und eine Gesellschaft dazu, wie er sie nur immer verlange, wenn er öffne; aber Brisefer glaubte ihm nicht, weil er ihn schon oft betrogen hatte, und verlangte, mit dem Herrn dû Jontas zu unterhandeln. Dieser kam endlich, und mußte auf der Spitze der Leiter dem Prinzen von Grivois sein Ehrenwort geben: daß er ihm nicht allein Genugthuung, sondern, wenn es irgend möglich seyn würde, auch seine Freiheit verschaffen wolle. Auf das Wort dieses rechtlichen Mannes ergab er sich, und fing von acht Uhr Morgens, wo diese Kapitulation geschlossen war, an, die Steine weg zu räumen, womit er um fünf Uhr Nachmittags fertig war und dann dem Rû die Festung überlieferte. Er gestand mir späterhin: daß ihn bei dem Wegräumen der Steine manchmal die Kräfte verlassen hätten, da er in zwei Tagen nur ein kleines Brod und einen Krug mit Wasser zur Nahrung gehabt hatte. Er übergab aber auch den Platz, wie der Großmeister die Insel Rhodus den Türken überlieferte: es waren nichts als Trümmer übrig geblieben.

Man hielt dem Peter Molain das gegebene Versprechen — eine seltene Sache in der Bastille! aber seine ungeheuern Kräfte imponirten den Herren allzu sehr. Rû erlaubte mir, am andern Morgen die Verwüstungen in Augenschein zu nehmen, welche Brisefer angerichtet hatte; sie waren wirklich furchtbar! Sechs Maurer hatten eine ganze Woche damit zu thun, den Thurm wieder in den vorigen Stand zu setzen. Man legte den Molain zu einem Herrn von Bellevaux, einem guten und sanften jungen Mann, mit dem er sich wohl vertrug, und den er bald sehr lieb gewann. — Man machte dem Brisefer den Vorschlag: in die Dienste des Königs zu treten; welches er aber verächtlich zurück wies, indem er sagte: er habe einmal den Holländern geschworen, so könne er nicht Ludwig XIV. auch schwören, und er wolle lieber sterben, als seinen Eid brechen. Man bot ihm seine Freiheit unter der Bedingung an: zur katholischen Religion von der reformirten über zu treten, worauf er antwortete: er könne eben so wenig Gott als den Menschen seine Schwüre brechen. Endlich glaubte man: es sey der Herr von Bellevaux, der ihm solche Standhaftigkeit einflöße, weshalb man diesen von ihm trennte und in den Kerker warf. Hierüber murrte nun Brisefer und wollte die Offiziere zwingen: ihm seinen lieben Gefährten wieder zu geben, und man brachte nun den Molain wieder in unsern Thurm, aber nicht in seinen sonstigen Kerker, weil man ähnliche Verwüstungen, als er früher angerichtet hatte, befürchten mußte. Um ihn jedoch fest zu bewahren, legte man ihn in ein sogenanntes steinernes Brustlatz, welches ein Loch von 6 bis 7 Fuß im Quadrat ist. Damit er nun die Trümmer dieser neuen Wohnung nicht in den sogenannten Brunnenhof hinab werfen könne, legte man

ihm so starke Handschellen an, daß selbst der Schlösser versicherte: er werde es wohl bleiben lassen, sie zu zerbrechen Sie waren kalt geschmiedet, und Rü schwur: allein das Vorlegeschloß habe 50 Livres gekostet. Als man ihm diese Ketten anlegte, hörte ich, wie der Major zu ihm sagte: Brisefer, wenn Ihr dieses Paar Manschetten zerreißt, will ich Euch eine weiße Amsel geben! — Kaum war der Major die Steige hinunter, als er sich schon seiner Handschellen entledigt hatte; er klopfte damit an die Thür und rief: Major! hier hast Du Dein Geschmeide, Deine köstlichen Kleinodien; ich verlange nun auch meine weiße Amsel! — Um Friede mit ihm zu haben, mußte man ihm den Herrn von Bellevaux wieder geben, der mit ihm machte, was er wollte, weil er stets artig und freundlich gegen ihn war; Brisefer nahm ihm zu Gefallen sogar mildere und sanftere Sitten an, und bildete sich in seinem Betragen ganz nach seinem Beispiele.

Von seinem früheren Leben konnte ich sehr wenig erfahren, da man in der Bastille sehr geheim damit that und er selbst nie davon sprach. Als ich schon, nach eilfjähriger Gefangenschaft, meine Freiheit wieder erlangt hatte, und mich von Holland aus sehr eifrig um die seinige bemühte, erfuhr ich aber noch dieses: Johann Peter Molain sey zu Castelnaudari geboren, habe aber sein Vaterland aus unbekannten Gründen verlassen, um Dienste bei einem englischen Regimente in Holland zu nehmen; dieses war ein Dragoner-Regiment, welches von Walef hieß, und worin er sich als Subaltern Offizier durch Muth und tadelloses Betragen auszeichnete. Da er im Monat September 1705 Postpferde zu Bourg de la Reine nehmen wollte, ward er plötzlich verhaftet und in die Bastille gebracht. Man sprengte aus: er habe sich nach den Sevennen begeben wollen, um sich dort zum Anführer der Rebellen zu machen; Andere behaupten: er sey höheren Orts dahin geschickt worden. — So viele Mühe ich mir auch gab, die Freilassung dieses neuen Herkules zu bewirken, so hörte ich doch weiter nichts von ihm, als die Nachricht von einem später durch mich befreiten Freunde: daß seine außerordentlichen Kräfte durch Hunger und Kerkerluft sehr abgenommen hatten, und daß der Unmuth ihn krank mache; so wird er wohl als trauriges Opfer der grausamen Politik jener Zeit erlegen seyn! —

Peter Molain war kein großer, aber ein sehr breitschultrig und kräftig gewachsener Mann, dessen Hände, Arme und Beine ganz besonders stark und groß waren. Wenn er sich fest auf seinen Füßen hielt, konnte ihn Niemand von der Stelle bewegen; die Stäbe des Eisengitters vor dem Fenster bog er mit den Händen krumm und wieder gerade, und doch waren sie so dick wie ein Arm an der Handwurzel. Mit zwei starken und großen Männern auf dem Arme tanzte er umher und sprang mit ihnen in die Höhe, als trage er nichts, und doch versicherte er: durch Hunger und Kummer die Hälfte seiner Kräfte eingebüßt zu haben."

Wer wollte nach diesem außerordentlichen Beispiele wohl noch die Thaten des Herkules und des Simson als fabelhafte Mährchen belächeln? — Herr von Renneville erzählt dieses öffentlich in seinem Buche, und ihm wäre gewiß von den andern Mitgefangenen widersprochen worden, deren viele Zeugen dieser Thaten waren, und die nachher ihre Freiheit wieder erlangten, wenn er Lügen ausgesprochen hätte.

Amalia Schoppe, geb. Weise.

Eine ganz neue Art von Versen.

(Histoire ecclesiastique de Verdun, Paris 1745.)

Um die folgende Grabschrift auf den Pabst Urban IV. besser zu verstehen, bemerke ich: daß er früher Jacob von Troyes (seinen Geburtsort) hieß; daß er, vor seiner Gelangung zum päbstlichen Stuhl, Archidiaconus von Laon, hernach von Lüttich, und Patriarch von Jerusalem war. Nach einer vierjährigen Regierung starb er zu Perusa den 2ten Oktober 1263. Er wurde in der Kathedral-Kirche daselbst beerdigt und auf sein Grabmal folgendes Epitaph eingehauen:

Archilevita fui, Pastorque gregis Patriar- }
Tunc Jacobus, posuit mihi nomen ab urbe Monar- } cha.
Tunc cinis exivi Tumuli nunc condor in Ar- }
Te sine fine frui tribuas mihi summe Gerar- }

Ich erinnere mich nicht, jemals so schlechte Verse gelesen zu haben, die ihrem Verfasser so viele Mühe gemacht hätten, als sich von diesen vermuthen läßt. Vielleicht ist aber einem jetzigen Versemacher, der das Sonderbare sucht, mit dieser Probe, wovon meines Wissens die deutsche Sprache noch nichts Aehnliches auf zu weisen hat, gerade gedient. v. Göckingk.

Büffon.

„Wir haben nun auch unsern großen Buffon verloren!" — so stand geschrieben in einem Briefe aus Dresden, den ein junger galanter Herr in einem galanten Zirkel vorlas; ohne aber auf den Nachsatz: „der Kammersänger Bonaveri ist todt" zu achten, brach der junge Herr in den ächt literarischen Seufzer aus: „Schade, jammerschade! um den großen Mann — das ist ein unersetzlicher Verlust für die Naturgeschichte!" — Der gute Mann verwechselte den längst vermoderten großen Buffon, einst in Paris, mit dem so eben verstorbenen großen Buffon Bonaveri in Dresden — und — wer möchte ihm das kleine qui pro quo übel genommen haben, da es doch wenigstens den guten Willen verrieth, dem großen Buffon verdienten Ehren-Tribut zu zollen. Richard Roos.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Die diesjährige Ausstellung der Kunstwerke zeichnete sich besonders durch das Uebergewicht der Leistungen in der Landschaft-Malerei aus. Wenig, ja fast nichts war im historischen Fache gethan! — desto mehr aber im Portrait-Wesen, und doch können nur Portraits berühmter oder bekannter Menschen, deren Bild man gern mit der Erinnerung an ihre Werke und Thaten vereint, Interesse erregen. Von dieser Gattung sah man diesmal mit Vergnügen das Portrait Grillparzers, von Kleber, Mitglied der Akademie zu Wien; ferner des Sängers Gerstäcker, von Edlinger, und der Schauspielerin Schröder, letzteres freilich nur in einer sehr kleinen, aber höchst sauberen Zeichnung, wahrscheinlich zur Ausführung mit dem Grabstichel bestimmt. — Seltsam war die Idee des Professor Schnorr, das Portrait Calderons aus zu stellen. Wäre solches Copie, so könnte dieser Beitrag den Direktor einer Kunst-Akademie (zu Leipzig) wenig empfehlen: die Copie eines Portraits! Aber Copie ist das Gemälde anscheinlich nicht, auch erwähnt die Anzeige im Catalog davon nichts. Bei der Eintönigkeit in der Färbung möchte man jedoch glauben: es sey nach irgend einem Kupferstiche ausgeführt und der Künstler habe, um sich im Colorit nicht zu vergreifen und so sicher als möglich zu gehen, sich bei der Mischung von Weiß und Roth begnügt. Hätte er sich vielleicht gar hinreißen lassen, das Bildniß dieses großen Dichters gleichsam aus der Phantasie zu entwerfen? — Genug aber von Portraits, da doch Einiges von historischen Bildern zu sagen bleibt. v. Kügelgen zeigte in einem Oel-Gemälde in Miniatur eine Psyche, an welcher der Entomolog den Tadel gefunden haben wird: daß ihre Pfauenaug-Flügel, wie bei dem ruhig sitzenden Schmetterlinge geschlossen, die Farbenpracht auf der unteren oder der verkehrten Seite tragen. — Hartmann's Nymphe, mit dem Amor spielend, konnte man um die Liebenswürdigkeit ihres Gespielen nicht beneiden. Sein fast braunrothes Antlitz mit stieren Augen giebt ihm das Ansehen: er sey eben mehr zu ungezogenem Kindergeschrei, als zu Scherz und Lachen aufgelegt. — Amor auf dem Anstand, von M. Retzsch, stahl sich besser in die Herzen. Auf dem hohen Aste einer Ulme sitzend, ganz beschattet von den grünen Blättern, so daß nur auf dem Knie des übergeschlagenen rechten Beins die Sonnenstrahlen noch spielen, lauscht er, den Lockenkopf leicht auf die linke Hand, die den Bogen hält, gestützt, mit drolligem Ernst in den schlau-blickenden Augen, auf seine Beute. Sie wird ihm nicht entgehen, ist auch der Bogen noch nicht gespannt, der Pfeil ist doch schon bereit; seine Ruhe zeigt den geübten Jäger. — Wenn nun noch der Kriegs-Scene gedacht wird, wo P. Heße, Mitglied der Kunst-Akademie in München, flüchtende französische Landleute von Kosaken plündern läßt, in einem ganz kleinen Gemälde, ausgezeichnet durch die größte Wahrheit und Zartheit in der Ausführung auch der geringsten Details: so bleibt in der That außer den Landschaften nichts weiter übrig, was einer besonderen Erwähnung werth wäre. — Die Bemerkung im Eingange dieses kurzen Berichts: daß die Landschafts-Malerei das Uebergewicht gehabt, rechtfertigt sich nicht nur durch die Menge der diesmal aufgestellten Landschaften, sondern auch durch ihre Vorzüglichkeit. Hartmann, der Historien-Maler, hatte — zum Verdruß manches Zoilen — auch eine Landschaft aufgestellt, die an Poussin erinnerte, deren friedliche Baumschatten und milldbeglänzte Wiesen aber durch die Farbenverschwendung in Klengel's, nahe dabei hängender Abend-Landschaft im italienischen Geschmack (wie der Künstler selbst sie zu nennen beliebt) viel leiden mußten. — Von Friedrich sah man, außer einer herrlichen Gebirgs-Gegend im heiteren Abendschein, die Grabtragung eines Klosterbruders zu der Kapelle Trümmern am Waldesende; eine Winter-Landschaft im Dämmerlicht. Schon viele seiner Werke bewährten seine Meisterschaft in Darstellung der Beleuchtung dieser Art; vollkommner aber konnte die Aufgabe wohl nicht gelöst werden, als diesmal. Wie wallt der dichte kalte Nebel empor und droht dem matten Abendroth, das jetzt noch seinen allmählich verschwimmenden Saum erhellt. Schon verhüllt er dem Blicke die entfernteren Eichen, die unter halb versunkenen Grabmälern nur noch schwach den Punkt bezeichnen, wo vom schweren Dunste der schneebedeckte Boden sich scheidet. Im Vorgrunde gähnt, unter den entlaubt starrenden Riesenbäumen, das in die hart gefrorne Erde vertiefte Grab, daran vorbei wallt der Grabeszug der trauernden Mönche, den abgeschiedenen Bruder geleitend. Schon schwankt der Sarg durch die hohe Pforte nach dem Inneren des verwüsteten Heiligthums, wo vor dem mit Kerzen erleuchteten Altar der Priester harrt zu Verwaltung des Todtenamts. Fürwahr, wenn es noch der Führung eines Beweises für die Verschwisterung der Poesie mit der Kunst bedürfte, so brauchte man nur den Zweifler vor dieses Bild zu stellen. Immer wechselnd wird man von den Empfindungen und den ahnungsvollen Schauern, die seine Betrachtung erweckt, zu der Bewunderung der Kunst und Wahrheit in seiner Ausführung hingezogen. — Von J. Dahl, der zum ersten Mal hier aufgetreten, gab es eine norwegische Felsen-Gegend mit einem Wasserfall; eine Landschaft von ausgezeichneter Größe, sowohl im Maaße als im Styl. Außerdem, daß aus Allem das fleißigste Studium der Natur hervor blickt, ist auch deutlich zu erkennen: der Künstler eifere dem unvergleichlichen Ruisdael nach. Wie bei diesem ziehen die Wolken, braust das Waßer, blickt das Sonnenlicht. Trefflich ist auch sein Morgen auf dem Meere nach einer stürmischen Nacht. Der Trauernde, welcher mit seinem treuen Hunde sich gerettet, erweckt auf einer öden Klippe im Vordergrunde, in dieser Umgebung inniges Mitleid. Ganz vorzüglich gelungen ist die Luft in seiner Herbst-Landschaft, wo spärliche Sonnenblicke hinter schwer niederhängenden Abendwolken eine Gegend in der Nähe von Dresden matt bestreifen. Man glaubt, die wallenden Schatten über die Flur schwinden zu sehen. — Herrliche Landschaften hatten auch Traugott und Eusebius Faber beigetragen, größtentheils Ansichten von Dresden, oder Gegenden in der Nähe dieser Stadt.

K.

Die neue Expedition, welche zu Cadix vorbereitet wird, ist die größte seit der, welche Carl III., unter dem Ober-Befehl des Generals Oreilly, gegen Algier ausgerüstet hat. (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 9. Oktober. 165stes Blatt.

Drei Sonette.

Unmuth.

Wer lehrt mich die Bedeutung von den Dingen,
Die ich so oft in tiefem Schmerz erfahren?
Wer mag die treue Meinung mir bewahren
Von Wahrheit, Lieb' und Muth und edlem Ringen?

Kann irgend Großes, Schönes wohl gelingen
Bei solcher Uebermacht der finst'ren Schaaren,
Wo sich verderbte Lüst' und Sinne paaren,
Und alle bess'ren Triebe untergingen?

Verworfene sieht man die Geißel führen,
Gerechte winden blutend sich im Staube,
Und Härte schaltet fühllos auf der Erde;

O möge freier Tod mich bald entführen,
Damit ich, selber schwächlich, nicht zum Raube
Noch werde dieser machtbegier'gen Heerde!

Vertrauen.

Ermüdet bin ich von dem wilden Jagen,
Das mich im engen Kreise hält befangen,
Und in der Brust erwacht ein heiß Verlangen
Nach lichten, friedlich stillen Ruhetagen.

Der schnöden Welt will ich mich ganz entschlagen
Und von mir werfen all mein irrdisch Bangen;
In Gott allein den Frieden zu erlangen,
Darf mein Gemüth noch immer nicht verzagen.

Du heil'ger Glaube an ein ewig Leben,
Beseligt Hoffen auf die Himmelskrone,
Und Liebe du, in ihrem reinsten Wesen —

Euch will ich mich auf immerdar ergeben,
Und muthig streben nach dem hohen Lohne,
Wodurch mein Geist zur Klarheit wird genesen.

Einsamkeit.

O meiner Jugend traurig Angedenken! —
Wie oft, wenn sie den stillen Geist verkannten,
Die Blicke kalt und finster von mir wandten,
Mocht' ich mich gern in Einsamkeit versenken.

Und jetzt, da sie die Seele tief mir kränken,
Vom heitren Erdenglücke mich verbannten
Und mich in menschenleere Wüsten sandten,
Ist mir nur übrig, an mich selbst zu denken.

Entfernt vom Auge ränkevoller Späher,
Besänftigen sich tief gefühlte Schmerzen,
Entschleiert sich mein innerstes Verlangen;

Da ist der freie Geist dem Himmel näher,
Erhab'ne Tröstung wachet auf im Herzen,
Und Ahnung: daß die Gottheit mich umfangen.

Julius Hall.

Blicke auf Island.

(Fortsetzung.)

Die Hauptzüge der Gemüthsart der Isländer sind: arglose Offenheit, fromme Genügsamkeit und eine stete Munterkeit des Sinnes, vereint mit einem kräftigen, scharfen Verstande, wie man ihn selten in andern Ländern findet. Henderson läugnet: daß sie mürrisch oder schwermüthig sind, was ein anderer Reisender, Dr. Holland, bestätigt, welcher bemerkt: daß die Munterkeit ihres Wesens oft scharf absticht gegen die Armseligkeit, welche ihre äußere Lage verräth. Sie sind fast über Mittelgröße, von freiem offenen Gesicht, blühendem Ansehen und haben gelbes langes Haar. Die Weiber sind mehr als die Männer zur Wohlbeleibtheit geneigt.

Alle Häuser sind ziemlich auf gleiche Art gebaut, und wenig oder gar nicht von den Wohnungen der ursprünglichen norwegischen Ansiedler verschieden. Die Wände bestehen aus abwechselnden Lagen von Erde und Stein, und sind ein wenig einwärts geneigt, wo ein abfallendes Dach von Torf aufliegt, das von einigen Balken gestützt wird, worüber Zweige und Aeste von Birken liegen. Auf dem Dache wächst immer gutes Gras, das zur gewöhnlichen Zeit mit der Sichel abgemäht wird. In der Vorderseite sieht man in der Regel drei Thüren, die oben dreieckig enden und fast immer mit Fahnen geziert sind. Die Mittelthür führt in einen dunkeln, gegen 30 Fuß langen, 5 Fuß breiten Gang, wo auf beiden Seiten Eingänge sich öffnen, die zu verschiedenen Gemächern führen, zum Beispiel zu der Fremden-Stube, immer die beste im Hause, zu der Küche, der W.be-Stube und andern. Am Ende des Ganges liegt die Badstofa oder das Schlafgemach, welches auch die gewöhnliche Arbeitsstube der Familie ist. In vielen Häusern liegt diese Stube unter dem Dache, wozu eine finstere gefährliche Treppe führt. Das Licht fällt durch kleine Fenster im Dache, die mit den Häutlein von Schafen bedeckt sind, wiewohl in neueren Zeiten Glas gewöhnlicher geworden ist. Diejenigen Häuser, welche Fenster in den Wänden haben, sind dem Aeußeren einer Bastei auffallend ähnlich. Der Rauch geht durch ein Loch im Dache; aber dies ist nur in der Küche der Fall, da die Isländer nie, selbst nicht in der strengsten Winterzeit, in der Wohn-Stube Feuer machen. Die Betten sind an beiden Seiten des Gemaches aufgestellt und bestehen aus offenen Bettstellen, die sich drei Fuß vom Boden erheben; sie sind, nach den Vermögens-Umständen der Bewohner, entweder mit Seegras, oder Federn und Dunen gefüllt, über welche einfach oder doppelt ein Stück Tuch gelegt und eine bunte Decke gebreitet wird. Die Bettstellen sind zwar sehr enge; aber dennoch schlafen die Isländer paarweise darin, der Eine oben, der Andere unten. Zuweilen sind die inneren Wände der Stuben mit Brettern belegt, gewöhnlich aber nackt, und der Staub hängt sich so sehr daran, daß es kaum möglich ist, irgend etwas rein zu halten. Selten ist auch der Fußboden gedielt, sondern besteht aus feuchter Erde, was der Gesundheit sehr nachtheilig seyn muß. — Die Nahrung der Isländer besteht fast ganz aus thierischen Stoffen, besonders frischen oder getrockneten Fischen. Der Mangel an Reinlichkeit, ein bei ihrer Lage unvermeidliches Uebel, erzeugt Haut-Krankheiten der schlimmsten Art. Dr. Holland sagt: der Aussatz habe in vielen Fällen alle wesentlichen Merkmale der Elephantiasis oder des morgenländischen Aussatzes, und sey eine furchtbare, traurige Krankheit. Es scheint jedoch nicht, als ob diese Leiden dem Leben gefährlich würden, oder daß die Isländer, die gewöhnlich von schwächlicher Leibesbeschaffenheit sind, eine kürzere Lebensdauer, als die Bewohner anderer Länder hätten. Aus den Bevölkerungs-Verzeichnissen in Mackenzie's Reisen *) ergiebt sich vielmehr: daß im Jahre 1801, wo die Volks-Zahl 47,207 war, 41 Menschen zwischen 90 und 100 Jahren, 413 zwischen 80 und 90, und 1608 zwischen 70 und 80 lebten; und Dr. Holland ist der Meinung: daß die Isländer im Allgemeinen eine längere Lebensdauer genießen, als die Völker des europäischen festen Landes. — Der kurze Sommer liefert den Isländern zu ihrer gewöhnlichen Nahrung viel Milch und Butter; aber neun Zehntheile von ihnen kennen nicht Brod und Pflanzenkost. Ihre Butter hält sich, wie man behauptet, gegen 20 Jahre, und während der Herrschaft der katholischen Religion gab es neben jedem bischöflichen Sitze ein großes Gebäude, wo man die Butter in 30 bis 40 Fuß langen und 4 bis 5 Fuß tiefen Gefäßen aufbewahrte, um sie im Nothfall unter die Armen zu vertheilen. Sie ist sehr sauer und ranzig, aber dennoch einem isländischen Gaumen nicht unangenehm. In Ermangelung von Butter begnügt man sich gern mit Talg. Mackenzie sah oft Kinder Klumpen davon mit eben so viel Begierde essen, als unsere Kleinen an einem Stückchen Kandis-Zucker saugen. Der Skier, ein Gericht, das dem schottischen dicken Rahm gleicht, ist überall bekannt. Das gewöhnliche Getränk ist saure Molke mit Wasser vermischt; Wein, Brandtwein, Bier oder sonstige berauschende Getränke sind ihnen fast gänzlich fremd. Aber aller Entbehrungen ungeachtet, und bei aller Rauhheit ihres Himmels, bei allen Besorgnissen und Gefahren, welche aus natürlichen Ursachen entstehen, ist die Anhänglichkeit an ihre Heimath so unbezwinglich, daß es ein allgemeiner Glaube unter ihnen ist: Island sey das beste Land, das die Sonne bescheint.

Wir folgen nun unserm Reisenden auf seiner langen und beschwerlichen Wanderung, und verweilen dann und wann mit ihm, wo er die furchtbare Natur des Landes oder die Sitten des Volkes zeigt. Als er Reykiavik verlassen hatte, kam er am ersten Reisetage über ein Moor, welches gegen 3½ deutsche Meilen lang und so öde war, daß man fünf Stunden hindurch weder ein einzelnes Haus, noch eine Hütte, nicht einmal ein lebendiges Geschöpf sah, ausgenommen einige Kiebitze, die durch ihre traurigen Töne die düstere Landschaft nur noch öder machten. Um Mitternacht kamen die Reisenden zu einer Hütte am Thingvalla-See, deren Bewohner aus dem tiefsten Schlafe aufgeweckt wurden. „Gott sey hier!“ (Her se Gud) rief Henderson's Begleiter in die Hütte. — „Gott segne Dich!“ (Drottinn blessa thik) antwortete es alsbald drinnen, und keinesweges mürrisch über die gestörte Ruhe, empfing man

*) Travels in Iceland, London 1812.

freundlich die späten Gäste. Ein liebreicher Kuß auf den Mund, bei der Ankunft wie bei dem Abschied, und ohne Unterschied des Ranges, des Alters und Geschlechts, ist die einzige in Island bekannte Begrüßung. Nur in der Nähe der Faktoreien grüßt der gemeine Isländer einen Fremden, in welchem er einen Vornehmen ehrt, zuweilen auf die Art: daß er die Rechte auf den Mund oder die linke Seite der Brust legt und eine tiefe Verbeugung macht. Wenn man in ein Haus tritt, grüßt man die Bewohner nach Rang und Alter, indem man bei dem Höchsten anfängt und nach bestem Wissen und Urtheil zu dem Geringsten hinab geht, selbst die Dienstboten nicht ausgenommen. Bei dem Abschied aber ist es ganz umgekehrt; man küßt zuerst die Dienstboten, dann die Kinder und endlich die Frau und den Herrn des Hauses. — Von Thingvalla führte der Weg über eine Ebene, die ganz mit Lava bedeckt war, zu dem Rande eines furchtbaren Schlundes, genannt Almannagia, wo die zerrissenen Massen des verbrannten Felsens eine Kluft bilden, die 180 Fuß tief, an vielen Stellen eben so breit und beinahe eine Stunde lang ist. Das Kirchspiel Thingvalla bestand aus zwölf Familien. Die Kirche, ein wenig größer als die gewöhnlichen, war mit Fässern, Büchern und Kisten gefüllt, die zu Sitzen dienten, und auf einem Simse vor dem Altare stand des Pfarrers Sarg, von ihm selber bereitet. Hier, in dieser wilden Gegend, wo überall die furchtbaren Wirkungen zerstörender Kräfte sich zeigen, während die Natur in todesähnlichem Schweigen unter den Schrecknissen schläft, die sie hervor gebracht hat, hier wurde zuerst das Christenthum eingeführt, und hier die Volksversammlung, der Althing, fast 900 Jahre lang gehalten. (Die Fortsetzung folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Die Zeitungen verbreiten die Nachricht: daß ein Knabe von 15 Jahren, Namens Gay, seinen Oheim erschossen habe, um sich der Erbschaft zu versichern. Die wüthenden Reden des Vaters gegen den Gemordeten werden mit als Ursach der Greuelthat angegeben und zuletzt bemerkt: „Auch bei diesem Ereigniß ist indeß die höhere Hand einer strafenden Gerechtigkeit unverkennbar (!). Der Getödtete soll nämlich, nach dem allgemeinen Ruf, der Erfinder jener Werkzeuge der Hölle, der Klappen-Boote (bateaux a soupappe) und der sogenannten republikanischen Heirathen, schrecklichen Andenkens, gewesen seyn, wodurch zu Nantes zahllose Unglückliche in den Wellen der Loire ihren Tod fanden.“ (Berl. Spenersche Zeit. Nr. 118). — Der Vater ist also ein Rachsüchtiger, der Oheim war ein Unmensch, der in Erfindungen der Grausamkeit sich einen Namen machte — und dennoch scheute man sich nicht, einen Anhang der Mystifikation zu verbreiten! Warum sagt man nicht deutlich: die Erziehung dieser Menschen muß, nach solchen Angaben, so schlecht gewesen seyn, daß diese oder ähnliche Folgen unausbleiblich waren. Will man der „höheren Hand einer strafenden Gerechtigkeit“ diese That zuschreiben, so halte man dies ja nicht für Religiosität, es ist gerade das Gegentheil; denn selbst der ganz gewöhnliche Verstand wird fragen: Warum hat es denn dieser höheren Hand nicht beliebt, zu verhindern: daß jene zahllosen Unglücklichen in den Wellen der Loire ihren Tod fanden? — Auf diesem Wege wird man endlich alle Verbrechen der Gottheit oder einem legitimen Schicksal zuschreiben, statt zu sagen: Mensch, lerne dich beherrschen! du selbst bist deines Schicksals Erzeuger. Aus jeder guten That geht auch das Glück hervor, denn des Glückes höchste Stufe ist der Friede in dir und das Bewußtseyn: allzeit redlich gehandelt zu haben, belohnt dir alle Entbehrungen, welche du dir auferlegst. Aus dem Mangel an Selbstbeherrschung entsteht aber jede Leidenschaftlichkeit, aus der Schwäche jedes Verbrechen. Der schwache Mensch ist nie aus eigenem Verdienst, nur durch die Verhältnisse gut; nicht er sich selbst, sondern seine Umgebung schützt ihn vor der Unwürdigkeit, von der ihn jedoch der Denkende nicht frei sprechen darf, weil er die Schwäche als Prinzip jeder Schlechtigkeit erkennen muß.

„Die schönen Manheimerinnen“ — so liest man in der „Bremer Zeitung“ Nr. 258 — „nehmen herzlichen Theil an Sand und schicken ihm öfters Blumen u. s. w., was ihm große Freude macht.“ — Ich wünsche, daß die Namen der so herzlich Theilnehmenden verschwiegen bleiben und diese Schönen nicht weiter öffentlich werden mögen. — „Ist Mitleid Sünde?“ hör' ich mit der Jungfrau von Orleans fragen — und ich antworte: Nein! Aber für einen Meuchelmörder Blumen-Spenden geben, ist kein Mitleid, sondern ein Verbrechen, und thun es gar weibliche Wesen, haben sie von ihrer Bestimmung sich so los gerissen: daß die Schönen, welche dergleichen recht finden, schwerlich von einem Mann heim geführt werden möchten; und darum mein' ich: sie unterlassen die fernere, endlich doch wohl ihr Incognito störende Einmischung schadhafter Gefühle und sträfliche Blumen-Vergeudungen, damit ihnen nicht am Ende der Brautkranz fehle.

Fr. Wendel.

Distichen.

Sibyllen-Blätter.

Flieget, ihr Blättlein, nur aus und saget Jeglichem Etwas!
Was das Orakel verschweigt, kündet beredter das Herz.

Sibyllen-Blätter.

Zeugen sind wir des Ew'gen, wie andere Blätter! Versuch' es,
Lausch' — und jeglicher Baum ruft als Sibylle dich an.

Dresden. Karl Förster.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Herausgegeben von Friedrich Kind. Dreißigster Jahrgang; auf das Jahr 1820". (Leipzig, bei Göschen.) — Die bunten literarischen Herbst-Kindlein fliegen nun schon von allen Seiten in die Welt, und eine Zeitschrift muß sie beachten, da sie mit zu denen Erzeugnissen gehören, welche über die ästhetische Richtung unserer Tage einige Kunde geben. Mit obigem Taschenbuche sey der Anfang gemacht und in Kürze der Inhalt betrachtet. „Das Meermädchen", von Fr. Kind, ist eine liebliche Variation von den Sagen, welche, nur wenig mannigfaltig, über die Wesen der Fluth uns zugekommen und neuerdings oft poetisch behandelt worden sind. Die Verse haben nicht überall die Leichtigkeit, die Kind so löblich auszeichnet. — „Die Fastnacht-Träume", Erzählung von demselben Dichter, ist ungemein anziehend erfunden und von einem Haupt-Gedanken gehalten. Ob auch der Eine und der Andere für den Geist, der darin weht, ganz verschiedene Beiwörter haben möchte, so wird doch Jeder Geist darin erkennen, und gab der Dichter nicht Allen Befriedigung, so wußte er doch eine Stimmung zu geben, in welcher man gern mit ihm fort träumt. — „Petrus Apianus, oder: Achtung der Wissenschaft", Schauspiel in einem Akt von Kind, sind ein Paar Scenen, die im Leser Theilnahme erregen. Der oft behandelte Stoff wird zwar dadurch: daß er sich hier auf eine geschichtliche Anekdote gründet, zu neuer Wahl nicht gerechtfertigt; die sehr hübsche Behandlung der wenigen Züge schützt aber das kleine Stück schon mehr, und das Motiv der Rettung einer Stadt: durch die Achtung, welche sich ein dort geborener Gelehrter errang, ist mindestens eine Wendung, welche zur Erhebung beiträgt. — „Kindestreue", Erzählung von Luise Brachmann, liest sich — obwohl nichts Neues in der Erfindung ist und in den Motiven manche Schroffheit auffällt — besonders in der ersten Hälfte recht angenehm. Wäre das Ganze mehr in dem idyllisch-romantischen Ton, den der Stoff — wie in Unbefangenheit die Natur sich nichts von Menschensatzungen träumen läßt und das wahre Gefühl immer mächtiger herrscht, als jede Leidenschaft — bedingt, würde der Eindruck bestimmter seyn. Von Luise Brachmann's gespendeten Gedichten sind „Tiefes Gefühl" und „die Laute" die besseren. — „Der Liebling", von Schilling, ist ergreifend und würde es noch mehr seyn, wenn das Engelsbild, welches in die Erzählung verwebt ist, nicht als materielle Bildnerei, sondern mehr als Idee und nur vergeistigt aufgenommen worden wäre. Bei großer, sehr verdienstlicher Gewandtheit der Schreibart ist jedoch auch etwas Flüchtigkeit zu bemerken in Hinsicht der Behandlung, da ein plötzlicher Rückschritt in der Zeit nothwendig wurde. — „Stiefmütterchen", Erzählung von O. H. Graf von Loeben, gehört zu den lieblichsten Gaben dieses Dichters, dessen Richtung jetzt immer mehr sich einer klaren Einfachheit nähert. Manche werden vielleicht mit der Art des Vortrages hadern wollen, aber ohne Recht; Zeit und Stoff bedingen eine Verschiedenheit; und wenn Dieser nicht schreibt wie Jener, soll deshalb Keiner des Andern Eigenthümlichkeit oder auch Anbildung verwerfen. Nur Ueberspanntes und daneben Nachlässiges in den Dichtung-Formen, wie es uns der Graf von Loeben sonst zuweilen darbot, können wir in jene Entschuldigung nicht mit eingrenzen. Minder möchten seine vier Lieder mit der fremdelnden Blumensprache, die ihren Modewerth schon verliert, anregen. — Zwei Lieder von Helmina v. Chezy reihen sich zu dem Gefühlvollen, was uns die Dichterin gab. — „Platz für Alles", von Castelli, hat eine sehr ernste Lieblichkeit und verdient ein bedeutsames Lob; bei der „Zitterpappel" wird man aber dem Herausgeber zurufen: Nicht Platz für Alles! — es scheint mir da eine Spielerei getrieben mit dem Ehrwürdigen. — „Sonst und jetzt", von C. W. Contessa, hat hübsche leichte Verse; „der Felsen der Liebenden" (nach Florian) zeigt eine künstliche Form kunstvoll ausgeführt und „das Mädchen und die Liebeskönigin" hat gemüthlichen Sinn. — Rührend schön ist „Annas Neujahr", von Karl Förster, und nicht minder innig „des Liedes Walten" von demselben Dichter, auf den man wohl aufmerksamer seyn sollte, als es anscheinend bisher geschah. — Bei zwei guten Epigrammen des Dichter-Veterans von Göckingk werden sich die Leser mit mir freuen: daß wir ihm immer noch danken können für so Manches von ihm, das uns ergötzte. — Von Haugs Gaben haben mir „Mariens Schlaf" und „Wanderlied" am meisten gefallen. — Ein Distichon vom Grafen v. Haugwitz „an die Phantasie" will ich mit dem Wunsche, daß es unsere Zeit-Dichter sich selbst zuweilen empfehlen mögen, mittheilen:

Bleib im Leben mir hold, o Freundliche! aber der Herrin
Heiliges Recht, der Vernunft, störe, Empörerin, nicht! —

„Die Gründung von Gelnhausen" ist ein kleiner Lieder-Cyclus von Elise von Hohenhausen, der gewiß gern gelesen wird. Die Zeilen „Manch edles Wild er danieder knallt" — „Mit seiner Wünsche Schnelle" — „Bebt der Gedanken Zell" — ferner das Wort „loderend" und einige andere Härten, die der Reim erzeugte, oder kleine Sünden gegen die gewählten Formen, wünscht man um so mehr hinweg, je lieblicher und herzlicher der Eindruck des Ganzen ist. — „Der Richtweg des verirrten Herzens", von Th. Hell, ist glücklich geeignet, den Lebensmuth zu erheben; einigen Reim- und Construktions-Zwang hätte der geübte Dichter leicht vermeiden können. „Der Kuß der Freundschaft" von demselben, scheint mir ein Impromptü — denn Zeilen wie „Für Seelen, die sich näher treten" würde Hell gewiß zu materiell gefunden haben, wenn er nicht nur eben Verse zur Ausfüllung eines Augenblicks geschrieben hätte. — Ein „Lied" von Ernst v. Houwald ist voll tiefen und zarten Gefühls; schade, daß die Leichtigkeit durch Reime, wie „hin und ziehn" — „Thal und all" erkauft ist. — Von Klotildens Gedichten ist „Ergebung" das beste. — Drei Gedichte von Fr. Kuhn sind treffliche Beweise einer bedeutsamen Lebens-Ansicht, eines verdienstlichen Strebens zum Höheren, und es ist ein wahrhaft Leid, auch hier von der Form Manches gestört zu finden; in der „Parabel" z. B. ist die letzte Zeile; „Den König nennt kein Name nicht" im alten Sprachgebrauch, der gerade das Gegentheil von dem sagt, was gesagt seyn soll. — Aus zwei Gedichten von Langbein grüßt uns die alte Gediegenheit mit Laune und Lust an. — In den Gedichten von Ernst Freiherrn von der Malsburg gährt und spreizt sich noch Vieles; daß er aber die einfachere und eindringlichere Sprache schon zu finden weiß, zeigen „Lied" und „Nachtschatten". — Neuffers „Heimgabe" ist eine ältere Parabel, die wir gern mit frischem Geiste vorgetragen sehen. — „Die Edelsteine", von Arthur v. Nordstern, sind eine tiefe parabolische Betrachtung, die das Werthvollste der Erde zu einem Bilde des Himmels dichterisch benutzt. — „Die Ahnenbilder" erscheinen jedoch als ganz gewöhnliche Spukgeschichten, deren wir in Ueberzahl haben und „Adelgunde" hat, nebenher gesagt, vom leichten Erzählungston wenig Spur. — Noch gefiel mir: „Der Liebe Bildniß" von St. Schütz. — Die angehängten Räthsel-Arten und das Alphabeth werden Andere gewiß ergötzen; ich gesteh' es, dafür keinen Sinn zu haben. — Von den Kupfern sind die von W. A. Böhm, Schwerdtgeburt und die Landschaften von Frenzel die besseren. — Dieser ehrliche Bericht wird dem Unbefangenen darthun: daß ich diese Literatur-Gabe für das gesellige Vergnügen sehr empfehlenswerth gefunden habe. Og.

Wörter, über deren Bedeutung man sich nie vergleichen wird, sind: Natur; Rechte; Eigenthum; Freiheit; Gleichheit; gesellschaftliches Leben; Regierung; Souverainetät; Monarchie; Aristocratie; Democratie; Anarchie; Volks-Vertretung; Constitution; Volk; Nation; Ehre; Vaterland; Gesetz; Politik; Reichthum; Geld; Credit; Luxus; Handel; Monopol; Religion; Philosophie; Theorie; System; Perfectibilität; Zeitgeist u. s. w. (Constitut.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 11. Oktober. 166stes Blatt.

Die Gelübde.

„Der Mensch sollte sich eigentlich nie vermessen, etwas zu bestimmen oder zu versprechen“ — sagte der Professor M. einst in einem Zirkel von Freunden — „er ist ein gar zu schwaches Geschöpf. Sind es nicht äußere Eindrücke oder Begebenheiten, die ihn abhalten, seinem Ausspruche Folge zu leisten, so sind es seine eigenen widersprechenden Gefühle, seine Leidenschaften oder andere Gesinnungen, die ihn daran verhindern, ja oft nach Jahren ganz unkenntlich machen. Er ist ein ewiger Spielball des Glücks, des Zufalls, Schicksals, oder wie soll ich nennen, was ihn leitet — Bestimmung? Der Mensch ist seines Glückes Schmidt! sagt ein altes Sprüchwort, und es liegt so viel Wahres darin, daß ich an dieses Sprüchwort fester glaube, als an alle jene Trugbilder, die man so gern vorschiebt, wenn Unvorsichtigkeit oder Leidenschaften ins Unglück gestürzt haben! Er wird oft kaum der kommenden Minute mächtig und ist doch vermessen genug: auf Jahre hinaus, ja auf die ganze Lebenszeit zu bestimmen und zu geloben. Der Mensch kann viel, wenn er will! — aber wie Wenige sind so stark, allen Eindrücken zu widerstehen und ruhig und fest ihren Plan oder ihr Vorhaben zu verfolgen, bis sie am Ziele sind oder im Streben nach demselben untergehen. Darum entschuldige ich auch gern die Gefallenen!“

Da erhob sich ein Streit unter der bis jetzt so ruhig gewesenen Gesellschaft; anwesende Theologen entfalteten ihre dogmatischen Grundsätze über das Wort: Schicksal, Andere widerlegten und Einige stimmten in die Bemerkung des Professors mit ein, der nach einigem Stillschweigen die Disputationen unterbrach, indem er sagte: „Meine Freunde, lassen wir diese Analysis den Kathedern und Kanzeln; hier wollen wir uns unterhalten und aus diesem einzigen Grunde gab ich die Bemerkung als Vorbereitung einer Geschichte, die ich selbst erlebte und die mir eben einfiel. Ich bin überzeugt, Jeder von Ihnen wird ähnliche Bemerkungen gemacht haben, welche die Geschichte der Wittwe zu Ephesus nicht als bloße Fabel, sondern als ein trauriges Beispiel der Unbeständigkeit des menschlichen Herzens darstellt.“

„Ich reiste einst in Geschäften nach Fr**; unterweges war ich genöthigt, da an meinem Wagen etwas aus zu bessern war, in einem niedlichen Städtchen mich einige Tage auf zu halten. Im Gasthofe fand ich ein Paar allerliebste Wirthsleute, die es sich außerordentlich angelegen seyn ließen, mir die Zeit so viel wie möglich angenehm zu machen und mich auf das Beste zu bewirthen. Ich unterhielt mich gern mit ihnen, da diese Leute viel natürlichen Verstand und unverdorbenes Herz besaßen; überhaupt aber in dem ganzen Städtchen ein so ehrlicher guter Schlag Menschen wohnte, daß mich der Aufenthalt daselbst sehr erheiterte und vergnügte. Wo solche gute Menschen sind, muß der Lehrer des Wortes Gottes ein Ideal seyn, dachte ich, denn er ist das vorangehende Beispiel seiner Kirchkinder. — Ich erkundigte mich genauer nach ihm, um bei einem Besuch vielleicht in seiner Gesellschaft einige wonnevolle Stunden zu genießen; allein mit traurigen

Mienen und Thränen in den Augen erzählte mir die Wirthin, indem sie ihren Herrn Pastor bis zu den Sternen erhob: daß es unmöglich sey, zu ihm zu gehen, da am Tage vorher seine junge Gattin, die er so innig geliebt hatte und die ein Muster von Unschuld und Tugend gewesen, gestorben und der gute Mann dadurch in die außerordentlichste Betrübniß versetzt worden sey. Morgen wird sie begraben — fuhr sie fort — alle Bewohner des Städtchens werden ihre irdische Hülle zur Ruhe begleiten. Ich war betroffen und verstimmt, die Hinfälligkeit jedes Erdenglücks, ja selbst des reinsten und unschuldigsten fiel mir auf das Herz; ich bedauerte den guten Mann recht innig und fühlte mich durch diese Nachricht so wehmüthig, daß ich hinaus gehen mußte in Gottes freie Natur, um mich dadurch auf zu richten. Ich nahm mir auch vor, den morgenden Tag noch ab zu warten, um Zeuge von der Liebe zu seyn, welche die Bewohner dieses Orts ihrem Seelsorger bei seinem Unglück zeigen würden. — Am nächsten Tage lud das dumpfe Geläute der Trauerglocken Alle zu dem feierlichen Begräbniß ein; ich ging mit dem Zuge nach dem Dörfchen der Ruhe. Einige weiß gekleidete Mädchen streuten weiße Rosen und Lilien in das Grab. Alle Umstehenden schluchzten laut, eine Stille herrschte, daß der Athem fast stockte, und nur Seufzer und Schluchzen unterbrach dieses wehmüthige Schweigen; da setzten die Träger den Sarg nieder und ließen ihn hinunter, das dumpfe Rollen der herauf gezogenen Stricke erfüllte die Luft mit grausenden Tönen, Alles schauerte zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke auf Island.

(Fortsetzung.)

Am Rande des See's sind verschiedene heiße Quellen, von welchen einige das Wasser 3 Fuß hoch werfen und viel Dampf ausströmen. In der heißesten Quelle stieg das Thermometer auf 212° Fahrenheit; das Wasser war schwefelhaltig, und die, von dem Niederschlage desselben gebildeten Incrustationen waren ungemein zart und schön. Von hier gingen die Reisenden zu den Geysern, deren Name — nach Henderson — von dem isländischen Worte geysa, wüthen oder ungestüm hervor brechen, abstammt. Die Hitze war sehr drückend und die Muskito-Fliegen wurden höchst lästig. Wir übergehen Henderson's Schilderung des oft beschriebenen Geyser, und entlehnen nur, was er von dem neuen Geyser sagt, den die Eingebornen Strockr (von strocka, eigentlich buttern) nennen.

„Früh nach 5 Uhr, am 29. Julius, weckte mich mein Begleiter, um einen Ausbruch der Quelle zu sehen, die etwa 140 Ellen südlich von der Haupt-Quelle liegt. Es ist unmöglich, die Pracht und Größe des Schauspiels zu schildern, das vor meinen Blicken stand, als ich den Vorhang meines Zeltes weg zog. Aus einer Oeffnung, die 9 Fuß im Durchmesser hatte, gerade vor mir, ungefähr 100 Ellen entfernt, wurde eine Wasser-Säule, von ungeheuern Dampfmassen begleitet, mit unglaublicher Gewalt und bei furchtbar brüllendem Geräusche zu einer Höhe von bald 50, bald 80 Fuß empor geworfen und verdunkelte fast den Horizont, so glänzend die Morgensonne ihn erleuchtete. In der ersten Viertelstunde konnte ich mich nicht von meinen Knieen erheben und meine Seele ergoß sich in feierlicher Anbetung des allmächtigen Urhebers der Natur, dessen Leitung ihre geheimen Bewegungen und ihre furchtbaren Wirkungen gehorchen; — „er blickt auf die Erde und sie erbebet, er berühret die Hügel und sie dampfen.“ — Endlich ging ich zu der Quelle, wo wir uns trafen und uns die Empfindungen des Erstaunens und der Bewunderung gegenseitig mittheilten. Der Wasser-Ausbruch hatte nun aufgehört, aber statt dessen drang Schaum und Dampf hervor, welche, bei freiem Spielraum, mit betäubendem Getöse fast eben so hoch als das Wasser stiegen. Die größten Steine, welche wir in den Schland warfen, wurden sogleich zu einer erstaunlichen Höhe empor geschleudert, und einige, die mehr senkrecht als die übrigen aufgeworfen wurden, blieben einige Minuten ein Spiel des Dampfes, bald empor gehoben, bald wieder niederfallend. Ein frischer Nordwind trieb einen Theil des Schaumes auf der Spitze des Pfeilers nach der einen Seite, und er fiel wie ein Staubregen herab, der so kalt war, daß wir ihn ohne Empfindung mit der Hand oder dem Gesicht auffangen konnten. Als ich mich auf die Sonnenseite stellte, sah ich den herrlichsten Kreisbogen von großem Umfang auf der entgegen gesetzten Seite der Quelle; sobald ich aber meinen Platz veränderte und die Quelle zwischen mir und der Sonne war, erblickte ich einen andern noch schöneren Bogen, der aber nicht größer als mein Kopf schien. Die Farben waren wie bei dem gewöhnlichen Regenbogen. Noch eine halbe Stunde hatte das Getöse gedauert, als die Schaumsäule sichtbar abnahm und nach und nach sank, bis 26 Minuten nach 6 Uhr die Quelle wieder in dem Zustande war, wie wir sie am vorigen Tage gesehen hatten, und das Wasser in einer Tiefe von 25 Fuß unter der Mündung des Schlundes kochte. Das hinreißendste Schauspiel aber sahen wir am Morgen des folgenden Tages; gegen 10 Minuten nach 5 Uhr wurden wir durch das Gebrülle des Strockr aufgestört, der eine große Menge Schaum auswarf. Genau 5 Minuten nachher hörten wir ein Krachen, als wäre die Erde geborsten, und in dem nächsten Augenblick stieg eine Säule von Wasser und Schaum zu einer Höhe von 60 Fuß senkrecht empor. Da die Sonne von einer Wolke verhüllt war, glaubten wir, kein erhabeneres Schauspiel

mehr erwarten zu können; aber der Strocke hatte kaum 20 Minuten getobt, als der große Geyser, gleichsam eifersüchtig auf seinen Ruhm und unwillig über die Aufmerksamkeit, die wir seinem Nebenbuhler weihten, furchtbar zu donnern begann, und so ungeheure Massen von Wasser und Dampf ausströmte, daß wir, uns nicht mit einem Anblick aus der Ferne begnügend, so neugierig zu der Einfassung des Schlundes eilten, als ob wir noch keinen Ausbruch gesehen hätten. Das große Schauspiel war jedoch nur von kurzer Dauer, da die Quelle nach 5 Minuten wieder ruhig wurde, während der Strocke bis nach 6 Uhr tobte."

Bei einem späteren Besuche fand Henderson die gewaltigen Wirkungen der Quellen noch prachtvoller, als im vorher gehenden Jahre, da mehrere Wasser-Säulen sich zu einer Höhe von 150 Fuß erhoben. Ein dänischer Offizier, Namens Ohlsen, hat jedoch zu einer andern Zeit, durch Messung mit dem Quadranten, die Höhe einer Säule zu 212 Fuß berechnet; und nach Olassen's und Povelsen's Angabe hat sich die Quelle sogar bis zu 360 Fuß erhoben. Bei jenem zweiten Besuche glaubte Henderson die Entdeckung gemacht zu haben: daß sich nicht nur ein Ausbruch des Strocke's hervor rufen, sondern auch die Wasser-Säule zu einer größeren Höhe treiben lasse. Er warf eine Menge der größten Steine, die er finden konnte, in den Schlund, sobald die Quelle heftig zu toben begann; das Wasser wurde alsbald bewegt, der Ausbruch erfolgte mit unglaublicher Schnelligkeit; die Wasser-Säule stieg über 200 Fuß, weit höher aber wurden die Steine empor geschleudert, und als das Wasser erschöpft war, dauerte der Auswurf des Dampfes unter betäubendem Tosen fast noch eine Stunde. Diesem hervor gerufenen Ausbruch folgte die Ruhe der Erschöpfung und am folgenden Morgen zeigten sich keine Zeichen eines neuen Ausbruches. Henderson wiederholte nun den Versuch, und es erfolgte wieder ein eben so starker Ausbruch als am vorigen Abend. Dieses Reizungsmittel ist jedoch keinesweges neu, denn schon Mackenzie versuchte es, wenn der große Geyser ganz still war, mit gleichem Erfolg.

Ihre Reise nach der Nord-Küste fortsetzend, kamen Henderson und sein Begleiter über eine Fläche zertrümmerter Lava zu dem Fuße des Arnarfell-Jökul, eines ungeheuern Eisberges, der sich wenigstens 80 englische (gegen 16 deutsche) Meilen weit erstreckte. Sie reisten 20 Stunden lang am Fuße des Berges hin, einem kalten scharfen Winde ausgesetzt, und waren nicht bloß fern von Menschen, sondern selbst von den Thieren des Feldes und den Vögeln der Luft verlassen. Als sie weiter zogen, sahen sie überall Lava-Ströme, voll tiefer Klüfte, Spalten und Blasen, und alle diese Ströme waren von den Eisbergen ausgeworfen worden. Am fünften Tage kamen sie in das Thal Eyafiord an der Nord-Küste, wo kleine Streifen von Grasland, nach einer langen Wanderung unter nackten Steinmassen und Eisbergen, das Auge erquickten. In der ersten ländlichen Hütte erhielt Dr. Henderson zahlreiche Bitten um Bibeln. Ein junger Mann, der von seinen alten Verwandten war herbei gerufen worden, um das Geschenk zu empfangen, begann sogleich zu lesen; Alle knieten im Grase nieder, um ihm mit der andächtigsten Aufmerksamkeit zuzuhören und schienen innig gerührt zu seyn. Der Geistliche zu Audabrecka erzählte ihm: die Sittlichkeit sey im nördlichen Islande nie höher gewesen, als jetzt; Verbrechen seyen fast unerhört und das Laster der Trunkenheit beinahe ausgerottet. Doch sey dieser letzte Umstand, gab er zu, dem hohen Preise des Brandtweins, den das Volk nicht bezahlen könne, zuzuschreiben. Unsere Armuth, sagte er, ist das Bollwerk unseres Glückes. (Die Fortsetzung folgt.)

Trink-Lied.

(Uebersetzt aus dem dänischen Roman: „Othar von Bretagne", von M. C. Hansen.)

Der Rebensaft blinket
So hell und hold,
Ein Jüngling auch winket
Im Traubengold;
Ja, Frohsinn nur nennet
Den Gott im Wein,
Den oft ihr erkennet:
Schenkt oft ihr ein.

Auch hauset im Becher
Ein Weiblein gern,
Und hält euch, ihr Zecher,
Die Kränkung fern;
Ja, Freiheit, dich grüßen
Als Mutter wir,
Und pflegen der süßen
Gemeinschaft hier.

Ein Mägdlein vom Grunde
Schaut himmelwärts,
Bringt Wonne zum Bunde
Und Sinn zum Scherz;
Ja, Dichtkunst, du lebest
In Weinesgluth,
Du schwingest und hebest
Der Seele Muth.

Laßt jetzt uns erfrischen
Den lust'gen Streit,
Laßt Klänge sich mischen
Und thut Bescheid;
Singt Lieder, ihr Zecher,
Seyd frei zur Lust,
Zeigt voll eure Becher
Und voll die Brust!

Fr. Lenburg.

Zeitwunder.

„Zeichen und Wunder!" so rufet das Volk. Die Klügeren sprechen: Zeigt die Wunder, vielleicht wundern der Zeichen wir uns!

Dresden. Karl Förster.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Das im vorigen Jahre abgebrannte Théâtre l'Odeon in Paris ist in der kurzen Zeit von 13 Monaten wieder hergestellt. Nach einem früheren Brande wurden 18 Monate auf den Bau verwendet. Das jetzige Gebäude macht seinem Baumeister, Hrn. Baraguay, Ehre. Er hat die größte Vorsicht gegen Feuersgefahr gebraucht. Theater und Parterre können auf das erste Zeichen getrennt werden; unten und oben sind starke massive Mauern aufgeführt, und vor dem offenen Bühnenraum werden bei dem ersten Ausbruch zwei große Läden oder Schirme von Eisenblech vorgeschoben, hinter welchen das Feuer gelöscht wird, während die Zuschauer volle Zeit haben, langsam und in Ordnung das Haus zu verlassen. Von den doppelten Logen-Reihen sind die vorderen offen, die hinteren mit Gittern versehen. Logen und Decke haben 12 Abtheilungen: an der letzteren sind die Himmels-Zeichen dargestellt; über den Logen stehen zwölf Abbildungen der berühmtesten alten dramatischen Dichter. Den Balcon oder das Amphitheater ziert eine Gruppe; sie stellt Apoll und die Musen vor, umgeben von den vorzüglichsten Tragikern und Komikern Frankreichs. Die königliche Loge ist der Bühne gegenüber angelegt. Der Vorhang stellt zwei Tempel vor: Melpomenens und Thaliens; ein Säulengang verbindet sie, an welchen sich die Haupt-Linien der drei Logen-Reihen anschließen, um das Ganze zu runden und zu vereinen. (Constitut.)

Der Buchdrucker und Buchhändler Carlile in London ist Herausgeber einer Wochenschrift, die den Namen „der Republikaner" führt. Sie ist so anstößig, daß der Erzbischof von Canterbury den Inhalt derselben untersuchen wird und der Herausgeber belangt und unter Caution gestellt worden ist. Es kommen Sätze darin vor, wie folgende: „Mir ist keine Schrift bekannt, welche so geeignet ist, den Charakter der Gottheit herab zu setzen, als die, welche von der Geistlichkeit und ihren Anhängern verbreitet wird, nämlich die Bibel oder das alte Testament." — „Ich behaupte, nicht als meine Meinung, sondern als meine feste Ueberzeugung: daß alle und jede Religion Trug und Gleisnerei ist, nur erfunden, die Leichtgläubigen zu täuschen und irre zu führen." (Courier.) Das ist etwas zu derb gesagt, als daß es frommen könnte. Warum beweist man nicht lieber den Satz: daß die Bibel nur historischen Werth hat, für die Menge aber nur dann auch einen moralischen Zweck: wenn man die Wahrheiten und Lehren aus derselben auf ein Paar Bogen zusammen drängte.

Ein englisches Mädchen von der dienenden Klasse auf dem Lande hatte einen Liebhaber ihres Standes, der sich als Soldat anwerben ließ, und bei dem Abschiede zu schreiben versprach. Das Mädchen konnte lesen, aber nicht schreiben. Es kam ein Brief an sie, des Inhalts: Willst du mich heirathen? Das Mädchen wollte, konnte sich aber nicht entschließen, die Antwort von einer andern Hand schreiben zu lassen. Was that sie? Mit einem Span und rother Heerd-Farbe macht sie einen Strich und einen Punkt darüber — das englische I (ich), legt einen Flocken Wolle (wool) bei, und zweifelt nicht, daß der Liebhaber heraus lesen werde: I woel (altenglisch, statt I will), ich will. (Courier.)

Auf dem Platze, wo jetzt der St. James-Palast in London steht, stand in sehr alten Zeiten ein Hospital zu St. James ursprünglich von Londoner Bürgern für 14 aussätzige Mädchen bestimmt, welche dort unterhalten wurden und ein keusches frommes Leben führen sollten. In der Folge wurde die Anstalt erweitert und mit 8 christlichen Brüdern versehen, welche den Gottesdienst verrichten mußten. Dieses Hospital, welches eine Handschrift der Cottonschen Bibliothek schon im Jahre 1100 erwähnt, wurde vom König Heinrich VIII. aufgehoben; die darin befindlichen Schwestern erhielten lebenslängliche Pensionen. Auf der Stätte des abgerissenen Gebäudes ist der jetzige Palast erbauet und der Name St. James Palace beibehalten. Er dient den Königen von England zur Residenz, seitdem Whitehall im Jahre 1665 abbrannte. (Courier.)

Zu Langres ließ sich unlängst ein Missionär-Deputirter melden und bat um die Erlaubniß: daß seine Gesellschaft daselbst auch einige Proben ihrer Lehren ablegen dürfte. Der dasige Pfarrer, ein sehr würdiger Geistlicher — schlug es aber förmlich ab. Möchte man doch überall seinem Beispiele folgen und diese geistlichen Possenspieler, welche größtentheils ohne alle Kenntnisse sind, lieber in einem Weinberge unseres Landes, als in dem des Herrn arbeiten lassen. (Constitut.) Es ist ein guter Wunsch: daß man den bekannten Spruch: „Bete und arbeite!" für die Missionäre so schnell als möglich in „Arbeite und bete!" verwandeln soll; übrigens ist man aber in Frankreich auch schon sehr geneigt, sie ohne Weiteres zu den Vagabonden zu zählen.

In Orleans erdreistete sich neulich ein Mensch, welcher kleine Pasteten ausbietet, zu rufen: „Wer kauft Pasteten à la Bolivar?" Der Maire wollte den Menschen sogleich verhaften lassen, weil ihm dieser Ruf etwas Revolutionaires an sich zu tragen schien. Jener entschuldigte sich indeß damit: daß die Hutmacher ja Hüte à la Bolivar feil böten. Da ihm der Maire jedoch strenge untersagte: den Namen Bolivar aus zu sprechen, so blieb ihm nichts übrig, als zu rufen: „Wer kauft Pasteten à la Mode?!" (Constitut.)

Der Polizei-Direktor in Warschau hatte eine französische Schauspielerin, Namens Philis, in seine Protektion genommen; sie ward aber dennoch bei einer Vorstellung vom Parterre ausgepfiffen. Der Polizei-Direktor, hierüber erbittert, ließ öffentlich bekannt machen: wer wieder pfeifen würde, sollte die Bastonade (?) bekommen. Bei der nächsten Vorstellung hatte sich das Parterre in zwei Partheien getheilt; die eine gähnte, die andere schnaubte sich — und am nächsten Morgen wurden mehrere Personen arretirt. (Independ.)

Hr. Lemireau hat eine Art neuer Manns-Hüte auf die Pariser Industrie-Ausstellung gebracht, welche aus Seide und Baumwolle bestehen, unendlich fein und eben so fest und undurchdringlich sind, wie der beste Filz; auch durch den Gebrauch nicht an Güte und Form verlieren (?) und nur zwischen 9 — 12 Fr. kosten. (Constitut.)

Man berechnet: daß die Polizei der Stadt Hannover alljährlich an 2000 Individuen arretiren läßt. (Independ.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 13. Oktober. 167stes Blatt.

Blicke auf Island.

(Fortsetzung.)

Die Häuser und Kirchen im Thale Evaford sind größer als im südlichen Theile der Insel, auch zierlicher und besser gebaut. Evaford hat 18 bis 20 Häuser, und war sonst wegen seines Heringsfanges berühmt, seit einigen Jahren aber hat der Fisch diese Küste verlassen. Auf seinem Wege von hier kehrte Henderson zu Bägisa ein, wo Johann Thorlakson, der berühmte isländische Dichter und Uebersetzer des „verlorenen Paradieses" lebt. Eben bei dem Heumachen beschäftigt, eilte er heim, als man ihm die Fremden gemeldet hatte, und führte sie in seine Hütte. Die Thür war kaum 4 Fuß hoch und das Gemach gegen 8 Fuß lang und 6 breit. Nicht weit von der Thür stand des Dichters Bett; unweit eines kleinen Fensters, das nicht 2 Fuß im Gevierte hatte, sein Schreibtisch. Henderson rühmt Thorlakson's Uebersetzung des Milton sehr; er behauptet: sie übertreffe in einigen Stellen die Urschrift, und nennt es einen Verlust für die skandinavische Literatur, daß der Dichter nicht im Stande ist, seine Arbeit drucken zu lassen. Das ganze jährliche Einkommen des wackeren Mannes beträgt nicht mehr als 30 Reichsthaler, und davon muß er die Hälfte einem andern Geistlichen abgeben, der für ihn den Gottesdienst in einem entlegenen Kirchspiel besorgt. Thorlakson hat einige Verse auf seine Armuth gemacht, die in wörtlicher Uebersetzung so lauten: „Seit ich in diese Welt kam, bin ich der Armuth angetraut gewesen, die mich an ihren Busen gedrückt hat seit siebenzig Wintern, nur zwei ausgenommen; und ob wir je hienieden sollen getrennt werden, das weiß nur Er, der uns also verbunden hat."

Der Reisende wandte sich nun östlich, ging über den 5000 Fuß hohen Hialtadals-Jökul und kam nach Holum, wo einst ein bischöflicher Sitz war. Die Kirche ist die beste auf der ganzen Insel, von Steinen gebaut, mit einem hölzernen Dache und 7 Fenstern auf jeder Seite. Henderson wurde von Jonson, dem Bewohner des ehemaligen bischöflichen Hauses, einem gelehrten und verständigen Manne, der früher Vorsteher der öffentlichen Schule gewesen war, gastfrei aufgenommen und mit der größten Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt. „Als die Zeit der Nachtruhe kam — erzählt er — wurde ich von meinen gütigen Wirthen in eine Hinterstube geführt, wo ein altfränkisches, aber vortrefliches Bett stand, worin vor Zeiten mehr als ein Bischof von Holum geruht haben mochte. Als sie mir gute Nacht gewünscht hatten, entfernten sie sich und ließen ihre älteste Tochter zurück, die mir helfen sollte, Beinkleider und Strümpfe aus zu ziehen. Vergebens weigerte ich mich, einen Beweis von Gastfreundschaft, der meinem Zartgefühl so sehr zuwider als ganz unnöthig war, an zu nehmen. Das Mädchen behauptete: es sey Landessitte, und ihre Pflicht, müden Wanderern zu helfen. Als ich mich niedergelegt hatte, brachte sie ein langes Brett, das sie vor das Bett legte, um mich gegen das Herausfallen zu schützen, und als sie ein Gefäß mit frischer Milch auf einen Tisch an das Kopfende

gesellt hatte, sagte sie mir gute Nacht und ging hinaus. So wurde ich immer in isländischen Häusern aufgenommen. Wo keine Töchter sind, leistet die Hausfrau selber dem Gaste Beistand und hält es für eine große Ehre, einem Fremden diese Aufmerksamkeit beweisen zu können."

In Husavik, auf der nordöstlichen Küste, fand Henderson den besten Garten, wo Kartoffeln, Kohl, Rüben, Mohrrüben, Bohnen, Erbsen, Zwiebeln und Petersilie wuchsen: das Eigenthum eines Dänen, und ein Beweis, wie sehr selbst der nachtheilige Einfluß des Klima's durch Beharrung und Betriebsamkeit überwunden werden kann. — Nicht weit von hier sind die Schwefel-Minen von Myvatn und die drei merkwürdigen heißen Quellen Nordur-Hver, Oxa-Hver und Sydster-Hver. Die Oeffnung der ersten ist nicht kleiner, als bei dem großen Geyser; aber nur, wenn ein Ungewitter im Anzuge ist, wird der Auswurf heftig und gewaltig. Der Oxa-Hver soll seinen Namen davon erhalten haben: daß einst ein Ochse, der in einen der benachbarten Schlünde gefallen war, durch jene Quelle heraus geworfen wurde. Die Auswürfe des Wassers finden immer nach Zwischenräumen von 5 bis 6 Minuten statt. Gleich nach einem Ausbruche siedet die Quelle 1½ Minute lang ruhig ungefähr 3 Fuß unter der Mündung, worauf das Wallen beginnt und zunimmt; das Wasser steigt noch 2 Minuten länger, bis es, von dichteren Dämpfen getrieben, die Mündung erreicht, heftiger siedet und über den Rand fließt. In der nächsten Minute hört man ein dumpfes Geräusch in der Tiefe. Das Wasser steigt gleich nachher unter furchtbarem Getöse eine Minute lang, in Säulen von fast gleicher Höhe, 15 bis 20 Fuß empor, worauf es sogleich in die Oeffnung zurück fällt und ruhig ist. Die Wirksamkeit der Quelle geht so regelmäßig, daß die oben angegebenen Veränderungen, vielleicht ohne Abweichung einer halben Minute, genau sich folgen. Während des Ausbruches dringen ungeheure Dampfwolken aus der Oeffnung des Schlundes hervor, und erheben die Pracht des Schauspiels. Der Sydster ist kleiner als die übrigen Quellen und hat drei Oeffnungen, von welchen zwei abwechselnd Wasser auswerfen, während die dritte ruhig ist. Horrebow behauptet: wenn man das Wasser der größten Quelle in eine Flasche fülle, so erhebe es sich noch zwei bis drei Mal gleichzeitig mit den Ausströmungen der Quelle, verstopfe man aber die Flasche sogleich, so zerspringe sie bei dem ersten Ausbruch der Quelle in Stücke. Henderson bedauert: dies damals nicht gewußt zu haben, und scheint es für wahrscheinlich zu halten.

Zwischen den Feuerbergen Leirhnukr und Krabla, welche in dem Zeitraum von 1722 bis 1730 ungeheure Lava-Ströme längs den nördlichen und östlichen Küsten des Myvatn-Sees ergossen, liegt der Schwefelberg, wo große Schwefel-Lager mit einer so dünnen, trüglichen Rinde bedeckt sind, daß man nicht ohne die größte Gefahr hinüber gehen kann. Aus diesem Schwefel-Lager steigt mit zischendem Geräusch eine Dampfsäule empor. Am Rande der Fläche öffnet sich ein Abgrund, dessen Anblick einen Schauder in der Brust des Reisenden erweckte. „Kaum — fährt er fort — hatte ich mich von meiner Bestürzung erholt, als sich ein furchtbareres Schauspiel vor meinen Augen öffnete. Fast gerade unter dem Rande, wo ich stand, in einer Tiefe von mehr als 600 Fuß, lag eine Reihe großer Kessel mit siedendem Schlamme, zwölf an der Zahl, die in steter Bewegung waren und brüllend ungeheure Dampfsäulen empor warfen, welche, in die Luft aufsteigend, das Licht der Sonne verdunkelten. Die kühnste Einbildungskraft würde vergebens sich anstrengen, die Größe und Furchtbarkeit dieses Schauspiels zu malen. Ich stand, wie betäubt, fast eine Viertelstunde, und heftete meine Blicke auf den schrecklichen Abgrund, und als ich mich links wendete, hatte ich eine volle Ansicht des furchtbaren Krabla, des Obsidian-Berges und zwei oder drei anderer Feuerberge." (Die Fortsetzung folgt.)

Die Gelübde.

(Fortsetzung.)

Jetzt trat ein schöner junger Mann, der Pastor selbst, hervor an das Grab, zerdrückte eine Thräne in den Augen und mit verklärten Blicken begann er eine Rede, deren Inhalt mir unvergeßlich seyn wird, da ich mich tief gerührt fühlte von den Worten und der Art, wie er sie sprach: „Du hast Dich von mir gewendet, meine Elise!" sagte er, indem er in das Grab schaute, „zu den Engeln, die Du verließest, um meinem Leben einen süßen Traum zu geben, ein Bild der Seligkeit, die wir einst in dem Umgange mit den reinen Geistern jenseits genießen werden. Du verließest mich, da das Erdenleben Dir nicht genügte; so schwebe denn empor in das sel'ge Reich der Allmacht; nimm meinen Schmerz, der meine wunde Brust durchzuckt, mit hinauf zu dem Vater des Weltalls und bitte: daß er mir Trost sende in meiner Verlassenheit und bald den Tag erscheinen lasse, wo die ewige Liebe uns wieder vereinigt. Oede und verwaiset stehe ich an Deinem Grabe und weine. Nicht weine ich um Dich, meine Elise, die Du nun ewige Klarheit erreichtest — um uns Verlassene weine ich, welche die Nacht des Erdenlebens noch drückt, die uns bannt in enge Kreise eines nichtigen Daseyns, einer Sehnsucht nach einem besseren Leben, das wir durch Prüfung erst erringen müssen. Du durftest mir nur einmal erscheinen, um mein Herz auf ewig Dir zu schenken; Du warst mein Alles, durch Dein Hinscheiden raubtest Du mir Alles, mit Dir habe ich Alles

verloren. Ach, Elise! ich rufe die Kraft Deiner Seele an und banne sie durch meinen Schmerz in diesen kleinen Raum, der uns umgiebt, auf daß ein Geistersäuseln mir Trost herab wehe mit der ewigen Palme des Friedens und der Hoffnung. Ja, Du umschwebst mich, Verklärte! Liebe war Dein ganzes schönes Leben und auch jetzt nimmst Du in Liebe den Raum hinweg, der uns trennt. Dein bin ich ewig! mein Herz wird bluten, so lange es schlägt; doch wenn mein Schmerz mit meinem Leben endet, ist es geheilt, denn ich habe Dich dann wieder für immerdar!"

Hier endete er und kniete nieder. Das Vaterunser begann. Aller Augen schwammen in Thränen; es war ein rührender und zugleich erhebender Anblick, wie der junge Mann, voll freudiger Hoffnung nach einem schöneren und besseren Wiedersehen, die begeisterten, in Thränen verdüsterten Blicke zum Himmel erhob und jetzt das Gelübde der ewigen Treue am Grabe seiner Gattin ablegte, um dadurch seinen Trost zu finden. Mir war er ein Verklärter; er schien mir erhaben über alles Irrdische mit dem schönen Glauben der Religion, deren Diener er war, und den er nicht heuchelte, um die Menge in ihrem Wahne zu verstricken. Er riß alle Herzen mit sich fort durch die feste Ueberzeugung, die nur wahrer Glaube und Gottesfurcht erzeugen und mit seinen nun beruhigten, Alles von Gott erwartenden Blicken; seine Mienen waren edel, die schönste Hoffnung erhob sie. — Die Menge zerstreute sich betrübt und weinend — aber auch mit dem zugesprochenen Troste im Herzen — theils auf der Flur der Ruhehügel, theils nach ihren Wohnungen. Ich sah den Pastor noch an dem Grabe, er schien sich von seiner Liebe nicht trennen zu können; ich sah die Gewalt, mit der er seinen krampfhaft zuckenden Schmerz zu unterdrücken und die Ruhe der Religion in sich hervor zu rufen strebte; und als der Hügel bereitet war, ging er sanft weinend davon. Ich folgte ihm still und gerührt; gestärkt im Glauben und der Hoffnung verließ ich den Ort und reisete meiner weiteren Bestimmung entgegen.

Nach zwei Jahren führte mich mein Schicksal wieder durch diesen Ort. Die Scene erneuerte sich bei dem Anblick der weißen Kirchhofs-Mauer, die ich schon in der Ferne erblickte, recht lebhaft in mir; ich gedachte des Gelübdes am Grabe der Liebe und wehmüthig sagt ich: der gute Pastor schlummert vielleicht schon an der Seite seiner theuern Elise! — Ich kehrte wieder bei meinen braven Wirthsleuten ein, meine erste Frage war nach dem Pastor. — Vor acht Tagen ist seine Hochzeit gewesen! antworteten sie mir. — Wie? fiel ich ein; ist es der Pastor S..., der erst vor zwei Jahren seine Gattin begraben ließ? der kann es nicht seyn, denn —. — Derselbe! fiel mir die Wirthin lächelnd ins Wort. — Nun so fahre hin, mein Glaube! rief ich aus. O Mensch! du schwaches elendes Wesen! ein Meisterstück der Schöpfung sollst du seyn, doch sündhaft verjag'st du deinen leitenden Engel und verschleuderst das Höchste, um nach Vergänglichem zu greifen! Ich war erzürnt, ich hatte mir die Treue und Standhaftigkeit immer als das Höchste gedacht; der Mensch nähert sich so sehr der Gottheit im festen Willen und muthigen Fortschreiten zum Ziele; wo ich ein solches Wesen fand, war ich entzückt: aber betrübt und mit Verachtung kehrte ich mich im Gegentheil hinweg. Hier war es eben so. Doch sanft verweisend fiel die Wirthin meinem Unmuth in den Zügel. Ach, lieber Herr! sagte sie, Sie sollten seine junge Frau nur kennen! — Sehen Sie, fuhr sie mit geschwätziger Beredsamkeit fort, da ging unser lieber Pastor alle Tage an das Grab seiner Theuren und stets fand er neue und immer schönere Blumen darauf gepflanzt. Er glaubte anfangs: der Todtengräber selbst mache ihm diese Freude; doch bald berichtete dieser: daß alle Morgen ein junges Mädchen komme und das Grab schmücke; doch kenne er sie nicht. Mit dem Wunsch: die Gute kennen zu lernen, die so viel Liebe zu ihm oder seiner Seligen hege, ging er einmal früher als gewöhnlich und überraschte die Holde, da sie eben einen schönen frischen Rosenstock pflanzte. Er dankte ihr gerührt; sie war eine Freundin der Verstorbenen gewesen, hatte oft seinen Schmerz gesehen, den er so still trug und liebendes Mitleid hatte sie zu dieser schönen That bewogen. Gleicher Zug des Herzens führte Beide zusammen; die schöne gute Nachbarin fand bald ein Plätzchen in seinem Herzen und es wäre schade um den hübschen jungen Mann, wenn er sich nur seinem Schmerz hingeopfert und sich früh ins Grab gestürzt hätte. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey! dies sagte er ja Vielen in der Kirche, so mag er es sich endlich wohl auch vorgesprochen haben und die liebliche Nachbarin trug den Sieg über seinen Schmerz davon. Beide gehen nun gemeinschaftlich zum Grabe der Seligen und weihen ihr das süße Andenken der Liebe. (Die Fortsetzung folgt.)

G n o m e n.

1.
O wandle nur deine Pfade
Hienieden du recht und schlecht!
Auf Erden herrscht eitle Gnade,
Im Himmel ist Gnad' und Recht.

2.
Zum Thun zwingt Despotie,
Jedoch zum Gernthun nie.

3.
Wir kommen zu Gott nicht besser als früh',
Nicht sichrer als heute; drum säume nie!

4.
Mensch, die schändlichste Dienstbarkeit ist:
Wenn du dein eig'ner Sklave bist.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

St. Petersburg. Wenige wissen sich eines solchen Sommers von anhaltender schöner Witterung zu erinnern, wie den heurigen. Die Ernte ist gut ausgefallen und wir sehen den wohlfeilen Preisen aller Produkte mit Zuversicht entgegen. Französische Weine sind in solcher Menge angekommen, daß sie die Kleinhändler überladen haben; allein diese — halten noch immer für die alten Preise. So ist auch für die Bürger, ich meine die armen, deren es hier viele giebt — die Verpachtung des Bierbrauens an zwei deutsche Bierbrauer, Kron und Danielson, nur eine Spekulation, damit diese reich werden. Anfangs war das Bier gut, doch kaum nach einem Monat die Bouteille statt 60 Kopeken nicht 10 werth; indessen — sie haben das Privilegium weg. — Der musikalische und literarische Verkehr leidet hier an einer gänzlichen Vertrocknung. Der Wechsel auswärtiger Künstler (ich rede von solchen, die es sind) hat gänzlich aufgehört. Daß ein Französisches Theater, à la Théâtre Feydeau in Paris, errichtet wird, und dafür bereits über 30 — 40000 Rubel abonnirt sind, gehört eigentlich so wenig in das Gebiet der Kunst, als die Kunststückchen des Herrn Angely, der von Hamburg zurückkehrt, und in „Halt'smaul!" und „Nichts für uns" als „Leichtfuß" wieder auftrat. Herr Angely ist leider nicht vom Genius der Kunst berührt worden. — Im großen Theater wurde zum ersten Mal „Cheneri und Too," ein Ballet-Stück in 4 Akten, von Didlot, nach der bekannten Oper: „Zemire und Azor," gegeben. Die Direktion hat, wie in der Ordnung gewöhnlich, an diesem Schau- und Spektakelstück nichts gespart, und die Spiegelfechterei der Kunst fand Beifall. „Der Frühlingsabend," in 4 Akten, von Karl Stein, darauf: „das Abentheuer in der Judenschenke," Oper in einem Akt, aus dem Russischen, war eine ziemlich synonime Zusammenstellung. Das erste Stück ist etwas matt, das andere sehr schal. Im Letzteren trat Hr. Wilde, als Jude, für Hrn. Angely auf, und übertraf durch Kunst bei weitem seinen Vorgänger. Nächstens soll „Romeo und Julie" Oper in 3 Akten, Musik von David Steibelt, nach dem Französischen, gegeben werden. Der Himmel verleihe eine gute Besetzung der Rollen, zur Freude des Publikums, das mit Entzücken dem herrlichen Kunstwerke entgegen sieht. Wie es heißt, folgen Herr und Frau Gebhard, am Ende ihres Kontraktes, ihrer Gesundheit wegen, einem Rufe nach einem rheinischen Hoftheater. Von den Freunden der Kunst und dieses Ehepaares sind jedoch Vorschläge gemacht, dasselbe nicht hier weg zu lassen, sondern ihm, auf Kosten der Kunstfreunde, für ein Jahr eine Kunstreise zu bewilligen. — Die französischen Schauspieler sind bereits hier eingetroffen, und werden nun in diesen Tagen, mit einem Vaudeville und einem neuen Lustspiel, unter Leitung der Regisseure Mr. Durant (für die Oper) und Mr. Maisieres (für die Comedie) ihre Vorstellungen eröffnen.

Hamburg. Durch Privat-Briefe an bedeutende Personen ist hier die bestimmte Nachricht verbreitet: daß auf Cuba ein allgemeiner und sehr wohl berechneter Neger-Aufstand ausgebrochen ist. Er scheint in einem sehr guten Geiste zu seyn, indem alles nicht allein so ordentlich als möglich, sondern auch weniger grausam zugeht, als früher auf St. Domingo. Plötzlich und unerwartet, ganz ungeahnt von den Weißen stand das furchtbare Gebilde der Empörung in Riesengröße da, nach allen Seiten der Insel hin verzweigt. Die Aufrührer fordern nichts, als Freiheit und so viel Boden zum Eigenthum, daß sie davon leben können; sie predigen Mäßigung und Schonung und betrachten die auf St. Domingo früher vorgefallenen Gräuel mit Abscheu; ja sie wollen das Leben und Besitzthum ihrer Peiniger schonen, wenn diese sich nicht widersetzen. — An Widerstand wird hier nicht zu denken seyn, weniger noch als auf Haiti, denn die Uebermacht der Schwarzen ist gar zu bedeutend, und daß sie sich zu menschlichen Grundsätzen bekennen, vermehrt ihre Stärke. — Nachschrift. Nach einem eben erhaltenen Berichte haben die Weißen sich freiwillig gefügt, und den Schwarzen sogleich bewilligt, was sie mit Recht verlangen konnten; das war auf jeden Fall das Beste und Räthlichste, und so geht gewiß ein großes Zeichen der Zeit ohne Blutvergießen vorüber. — * —

Münster. Am 19. September starb zu Borghorst, unweit Münster der dasige Vikar, Hr. Bernhard Joseph Ecker, früherhin Minorit zu Münster, geboren am 5. Mai 1774 zu Warendorf im Münsterschen. Er hat eine Gedichte-Sammlung, unter dem Titel: „Lyrische Versuche" (Münster 1808), nebst einem Anhang (1811), herausgegeben, und außerdem zu Mohn's „Niederrheinischem Taschenbuch," von Halem's „Irene," Fr. Raßmann's „Mimigardia," dessen „Taschenbuch für 1814," K. W. Grote's „Münsterländischem poetischen Taschenbuch für 1818," dessen „Zeitlosen," so wie zur „Eos," „Thusnelda," zum „Westphälischen Anzeiger," „Hermann" u. s. w. poetische und prosaische Beiträge geliefert. Nach dem i. J. 1803 erfolgten Tode seiner hohen Gönnerin, der Aebtissin des dasigen vormaligen hochadlichen Stiftes, Marianne Freiin Spiegel zum Diesenberg und Canstein (ihr hatte er sein Vikariat zu verdanken), verdunkelte sich sein Horizont immer mehr, so, daß er in den letztern Jahren in sehr beschränkten Umständen, endlich gar in großer Dürftigkeit lebte. Und doch brachte er zum Behuf der Equipirung der Freiwilligen seine Taschenuhr zum Opfer! Ein anderer Zug von ihm, dem geschwornen Feinde Napoleons, ist in Grote's „Jahrbuch" aufbewahrt. Er gehörte zu den Menschen, die gleich beim ersten Anblick Zutrauen einflößen, ob er gleich anfänglich etwas schüchtern und zurückhaltend war und überhaupt nicht viel Worte machen konnte. Seiner Musenliebe, die ihm zum solamen mali diente, entsproß manches gefällige Lied, welches besonders in seinem Vaterlande sein Andenken erhalten wird. Schon diejenigen Erzeugnisse, welche Halem von ihm aufnahm, mußten auch in einem weitern Kreise einige Aufmerksamkeit erregen; sie waren mit der Note: „Von einem Münsterschen Geistlichen," begleitet. Ref. kann sich das Vergnügen nicht versagen, eines dieser Stücke den Lesern aus zu heben.

„An Bernardine.

Gerne brächt' ich nach Art liebender Jünglinge
Ein erlesnes Geschenk, schmückend den blendenden
    Busen, oder den zarten
        Finger, blühendes Mädchen, dir.

Gern im rüstigen Kampf stritt ich um süßen Sieg,
Der mit zauberndem Blick, mit unaussprechlichem,
    Schon den zitternden Jüngling
        Hoch zum Sitze der Götter hebt.

Gern ertrüg' ich die Qual grämlicher Eifersucht,
Und des spähenden Neids stilles Geflüster gern;
    Gern die Kälte des Nordes,
        Und des Sirius Gluthen gern!

Aber, Holde, was frommt's, daß ich voll hohen Muths
Hin zum krönenden Ziel fliege mit Jünglingen?
    Ach, verschone! Was frommt es
        Mir Geweihten des Cölibats?" K.

Der Baron Southerland, ein reicher englischer Banquier in Petersburg, besaß ein schönes Hündchen, welches der Kaiserin Catharina so sehr gefiel, daß der Baron es ihr zum Geschenk machte. Das Hündchen, welches die Kaiserin, zur Erinnerung an den ehemaligen Herrn, im Scherz oft Southerland nannte, wurde zu gut gehalten und starb. Als es die Kaiserin erfuhr, befahl sie einem ihrer Hofbedienten, dem Southerland die Haut abziehen und ihn ausstopfen zu lassen. Der Hofbediente (der zugleich von der Polizei war) ging zum Baron, hinterbrachte den Befehl, und schickte sich an, ihn ausführen zu lassen. Southerland, um Zeit zu gewinnen, schützte wichtige geheime Geschäfte mit der Kaiserin vor, und erhielt endlich mit Mühe die Gunst, vor der Operation noch zu ihr geführt zu werden. Hier klärte sich Alles auf; die Kaiserin wollte sich krank lachen. Wäre aber Southerland eben in Moskau gewesen, er würde ausgestopft nach Petersburg gebracht worden seyn! (M. Chr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 15. Oktober. 168stes Blatt.

Die Gelübde.

(Fortsetzung.)

Ich konnte und mochte der Wirthin nicht darauf antworten; aber mein Ideal war weg; ich sah nur etwas ganz Alltägliches. Seit dem fühle ich aber nie wieder dieses tiefe Mitleid mit dem Schmerz eines Menschen, das ich sonst gefühlt habe; ich betrachte die Thränen als augenblicklich entpreßte Schmerzestropfen, welche die Luft trocknen kann, und sind sie vertrocknet, verharscht auch die Wunde. Vielleicht ist es gut so für den Menschen; ich glaube aber immer, die wahre Größe trägt den Schmerz ohne Thränen — wie eine Krone — und erhebt sich über das gemeine Leben.“ — Da gab es wieder verschiedene Meinungen. „Ich, meines Theils“ — fiel der Doktor L... ein — „behaupte, den Menschen physisch betrachtet: daß er nicht gut für das Ertragen des Schmerzes geschaffen ist; sein Herz, überhaupt sein ganzer Körper ist für üble Eindrücke zu wenig ausdauernd, ein baldiger Tod ist ohnfehlbar die Folge; Bäder und andere Zerstreuungs-Oerter oder Reisen sind da, um den Schmerz ab zu schütteln.“ — „Da habt Ihr den Arzt!“ fiel der Professor ein; „o, Ihr steifen Anatomen, die Ihr wohl gar alle Gefühle des Menschen aus seiner Verdauung herleitet, die Ihr die reine Liebe nicht einmal anerkennen wollt, sondern sie für gereizte Phantasie, für schwärmerische Ausbrüche eines erhitzten Gehirns haltet, mir bleibt vom Leibe! Am Ende wollt Ihr gar noch durch ein Vesicatorium oder durch einen Aderlaß meine gesunde, natürliche Ansicht und mein feuriges Gefühl für alles Begeisternde mir schwächen oder abziehen; in Euern Augen erscheine ich erhitzt, doch befinde ich mich wohl bei dieser Hitze und wünsche mir nimmer Eure Kälte!“ — „Zur Ordnung!“ rief der Präses der Gesellschaft; „der Herr Professor haben uns einen Fall vorgestellt, der zu oft im menschlichen Leben sich zeigt, als daß er wie ein außerordentlicher Beweis von Unbeständigkeit des menschlichen Herzens dienen könne. Freilich ist es schmerzlich, zu sehen: wie Menschen, die einander ewige Treue schwuren, nach einer kurzen Zeit alle ihre Gelübde oder Schwüre vergaßen und jedem neuen Eindruck sich hingaben. Gelübde, welche den Todten geweiht sind, werden immer zuerst gebrochen; der Verbindlichkeiten glaubt man sich nur zu leicht entbunden, auch gestalten sich oft die Verhältnisse ganz anders und größtentheils sind sie in einer exaltirten Stimmung gethan, welche die ruhige Vernunft dann verwirft. Was haben die Lebenden mit den Todten gemein? die Scheidewand ist — obgleich nahe genug, daß eine einzige Sekunde uns zusammen führen kann — dennoch so groß, daß sie zu überschreiten sehr gewagt ist; doch hier meine ich bloß Gelübde, die sich auf keinen wesentlichen Gegenstand gründen und, so zu sagen, nicht testamentarisch sind. Ich will es aber versuchen, Ihnen ein anderes Pröbchen davon zu geben, um dann Ihre Meinung zu erfahren.“

„In L** studirten mit mir zwei Jünglinge, die mit gleichen Talenten, gleichem feurigen Temperament ausgerüstet, Landsleute und Jugend-Gespielen waren; daher verband auch die innigste Freundschaft und die

schöre Sympathie der Geistes-Verwandtschaft sie in dem Grade: daß sie allgemein Orestes und Pylades genannt wurden. — Ihre Namen trugen sie eingeätzt auf der Brust; ihr Blut hatten sie gegenseitig — wie in dem schwärmerischen Alter der Mensch so gern das Höchste und Schauerliche ergreift — in Wein, unter den feierlichsten Schwüren von Freundschaft und Selbst-Aufopferung, getrunken und nichts fehlte als der höchste Beweis der Ausführung ihrer Schwüre, um als ein ewiges Beispiel der Liebe und Anhänglichkeit zu gelten. Beide gingen mit mir in russische Dienste und stritten im Feldzug gegen die Türken; Beide erhielten in kurzer Zeit bedeutende Stellen, ihr Wirkungskreis ward größer und die Gelegenheit fand sich oft, einander durch Erfüllung ihre Schwüre zu bekräftigen und Einer des Andern Wächter und Lebensretter zu seyn. Da rückte ihr Corps mit vor die Festung B...; ich kam dort wieder mit ihnen zusammen und wir feierten glückliche Stunden der Erinnerung an unser schönes L**. Unterdeß wurde die Vertheidigung und Belagerung immer erbitterter; der Feind hielt sich brav und that uns manchen Abbruch, den der jüngere der Freunde — ich will ihn aus Familien-Rücksichten mit dem Namen Conrad belegen — immer schwer vergalt: da er durch seine leichten Truppen, die er commandirte, den schwerfälligen Türken immer im Rücken saß, wenn sie Ausfälle machten, und sie mit Wunden und Verlust zurück schickte. Er war daher gefürchtet, ja es wurde sogar ein Preis auf seinen Kopf gesetzt; doch konnten sie ihm nichts anhaben, da er sehr vorsichtig und klug der Uebermacht wich und immer seinen Vortheil ersah, wo sie es nicht vermutheten. Indeß ward aber einst der Aeltere — Philipp mag er heißen — bei einem hartnäckigen Gefecht der Vorposten von der Mehrzahl überwältigt und gefangen in die Festung entführt. Kaum hatte Conrad diese schreckliche Nachricht erhalten, als er verzweifelnd die furchtbarste Rache schwur und seine Kühnheit zu einem solchen Grad steigerte, daß er bald die Bewunderung des ganzen Corps auf sich zog. Seinen Freund zu befreien oder gräßlich zu rächen: das war sein ganzes Trachten; unbarmherzig hieb er nieder, was sich ihm entgegen stellte; rastlos verfolgte er im verzweifelnden Schmerze seinen Zweck und that Wunder. — Philipp ward als Freund dieses furchtbaren Feindes verrathen und mehrmals vor den Pascha geführt, welcher ihn ausforschen wollte und in ihm eine sehr gute Geißel sah. Unglücklicher Weise fand Philipp in dem Gemach Aleida, die Tochter des Pascha, ein wunderschönes Geschöpf, bei deren Flammenblicken und Reizen dem Jüngling fast die Sinne vergingen und die heftigste Leidenschaft in seinem unbewahrten Herzen sich entzündete. Seiner selbst nicht mächtig, gelobte er endlich Alles, was ihm der Pascha befehlen würde; seine Exaltation machte aber die ausdrückliche Bedingung: daß nur allein Aleida ihm diese Befehle hinterbringen dürfe, sonst wolle er lieber sein Leben verlieren. Der Pascha, erzürnt über solche Frechheit, ließ ihn in einen dunkeln Kerker werfen, wo er Zeit genug hatte, die unseligen Folgen seiner Leidenschaft zu überblicken; allein im Wahnsinn der Liebe vergaß er Alles, seine ganze Denkkraft und Vorstellung hatte sich einzig auf die Ursache dieser Leidenschaft, auf Aleida gerichtet, so, daß er bei jedem neuen Versuch, ihn zum Verräther zu machen, stets durch hartnäckiges Weigern erklärte: den Tod in jeder Gestalt willkommen zu heißen und nie zu fürchten, wenn man seinen Willen nicht erfüllte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke auf Island.

(Fortsetzung.)

Als Henderson auf der östlichen Küste südwärts reisete, fand er in Lagarfliot die Bemerkung des Geistlichen in Audabrecka bestätigt: daß Armuth das Bollwerk des Glücks der Bewohner sey; denn hier, wo der Boden gute Weide gab und die Fischerei viel eintrug, war Trunkenheit nicht ungewöhnlich, und Fluchen, Faulheit und Lästerung waren gewöhnliche Laster. — Die Basalt-Bildungen zu Hornafliot zogen die Aufmerksamkeit unseres Reisenden an. Die Säulen haben 5, 6 oder 7 regelmäßige Seiten. Die Isländer nennen sie Tröllahad, Riesenmauern, und die darunter gewöhnlich befindlichen Höhlen Dverga Kamrar, oder Zwerg-Kammern. — Nicht minder merkwürdig ist das Basalt-Lager östlich von der ehemaligen Abtei Kyrkiubä — jetzt ein ansehnliches Landgut — wo, nach den Jahrbüchern der Isländer, vor der Ankunft der Norweger irländische Christen, die Parpar, gewohnt haben sollen. Die Basalte liegen nahe am Wege mitten im Sande, und bilden ein Viereck, 25 Fuß lang und 20 Fuß breit. Die Säulen sind alle fünfseitig genau zusammen gefügt, und die Zwischenräume mit einer dünnen gelblichen Schicht ausgefüllt, die ungefähr ½ Zoll dick ist, und bei dem ersten Blicke wie Mörtel aussieht. Bei genauerer Untersuchung aber findet man: daß dieses natürliche Bindemittel zur Zeit, als die Säulen sich bildeten, in einem flüssigen Zustande diese Lage erhalten hat; der größte Durchmesser der Säulen ist gegen 9 Zoll. Die Oberfläche der Basalte ist sehr glatt, und hat, vom Regen gebleicht, ein grauliches Ansehen erhalten, das gegen das umliegende schwarze Sandfeld einen angenehmen Abstich bildet. Die Sage erzählt: dieses Basalt-Lager habe im grauen Alterthum die Grundlage eines Klosters gebildet, und wenn einst irländische Christen hier angesiedelt waren, so möchte es auch nicht unwahrscheinlich seyn: daß sie auf einer Stelle, die eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Riesenwege in ih-

rer irländischen Heimath hat, ein Kloster erbauten. — Henderson kam auf der Ost-Küste zu der großen Eisberg-Kette, wo der Oröfa-Jökul, der höchste Berg der Insel, sich erhebt. Diese Eisberge neigen sich immer mehr abwärts gegen die See, besonders der Breidamark, der bald die Küste erreichen muß. Wenn dies geschieht, so wird alle Verbindung zwischen den südlichen und östlichen Bezirken auf diesem Wege abgeschnitten seyn. Unter diesen Trümmern der Natur fand unser Reisender eine einsame ländliche Wohnung, Hof genannt, wo ein Mann lebt, der auf der ganzen Insel unter dem Namen: David in der Wüste, bekannt, und wegen seiner begeisterten Vorliebe für die alte skandinavische Literatur und seiner Anhänglichkeit an Sitten und Gesinnungen der Vorzeit merkwürdig ist. Er soll gegen 100 handschriftliche Sagen besitzen, von welchen er viele auswendig weiß, und auch eine ansehnliche Sammlung neuerer Lieder. Er ist selber Dichter. In Gesellschaft dieses alterthümlichen Skalden kam Henderson über die Wüste, welche die Spuren der furchtbaren Verheerung zeigt, die der Ausbruch des Oräfa im Jahr 1727 anrichtete. Nicht minder schrecklich war später (1783) der Ausbruch des Feuerberges Skedera-Jökul. „Dieses Ereigniß — sagt Henderson — scheint nicht nur das furchtbarste Beispiel zerstörender Naturgewalt, dessen Islands Jahrbücher erwähnen, gewesen zu seyn, sondern hat auch die traurigsten Folgen hinterlassen, von welchen einige bis auf diesen Tag empfunden werden. Ströme glühender Lava ergossen sich mit erstaunlicher Schnelligkeit von den Hügeln, verbreiteten sich über das tiefere Land, verbrannten Menschen, Vieh, Kirchen, Häuser und Alles, was sie in ihrem zerstörenden Laufe ergriffen. Aller Pflanzenwuchs in der Nähe des Vulkans wurde zerstört von Asche, Schwefel und Bimsstein, womit durch einen, zu unglaublicher Höhe getriebenen Auswurf die ganze Insel überstreut ward. Er füllte die Luft mit schädlichen Dünsten, verdunkelte das Sonnenlicht und vergiftete Alles, was Menschen und Vieh nähren konnte. Selbst in einigen der entlegeneren Bezirke fiel eine solche Menge Asche nieder: daß man Hände voll davon aufnehmen konnte. Gegen 400 Menschen verloren in einem Augenblick ihre Heimath; die Fische wurden von den Küsten verscheucht; die Elemente schienen in Zerstörungen zu wetteifern; Hunger und Seuchen wütheten. In manchen Häusern war kaum ein Gesunder übrig, der die Betrübten hätte pflegen können, oder stark genug gewesen wäre, die Todten zu begraben. Ueberall sah man abgemagerte Gerippe umher wanken. Als man die von Hunger und Krankheit erschöpften Thiere verzehrt hatte, blieb den Unglücklichen keine Nahrung übrig, als rohe Häute, altes Leder, alte Stricke, die sie kochten und begierig verschlangen. Die Pferde fraßen Pferdefleisch und endlich selbst Torf, Holz und sogar Darmkoth anderer Thiere, und die Schafe fraßen einander die Wolle ab. Kurz, das Elend, welches jener Ausbruch des Feuerbergs hervor brachte, war so schrecklich: daß binnen zwei Jahren nicht weniger als 9336 Menschen, 28000 Pferde, 11461 Stück Rindvieh und 190488 Schafe umkamen." — Der Anblick des Hekla ist, nach Henderson, keinesweges so erhaben, als er selber nach den Beschreibungen, welche er kennt, erwartet hatte, und er sagt: der Trehyrning habe ein weit edleres, malerischeres Ansehen.

(Der Schluß folgt.)

Aus einer Chronik.

Die Geschichten des alten und neuen Testaments, vorzüglich die Passions-Geschichte, waren größtentheils der Inhalt jener Schauspiele, die in Deutschland, Italien und Frankreich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert unter freiem Himmel aufgeführt wurden. Die Chronik von Mez meldet Folgendes davon: „Im Jahre 1437 wurde das Leiden unseres Heilandes auf der Ebene von Vezimet gespielt, und unser Herr Gott war der Herr Nicolas Dom Neufchatel, Pfarrer zu St. Victor in Mez, der beinahe am Kreuze gestorben wäre, wenn man ihm nicht geholfen und verstattet hätte: daß ein anderer Priester ans Kreuz gebunden würde, um diesen und den folgenden Tag die Rolle der Kreuzigung ans Ende zu spielen. Gedachter Pfarrer zu St. Victor machte die Auferstehung, und spielte seine Rolle gar herrlich; und ein anderer Priester, genannt Johann von Nicey, Kapellan zu Metrange, war Judas, und wäre, da er sich erhing, beinah gestorben; denn ihm entfiel das Herz, und er wurde gar eilig wieder abgenommen und unter die Leute gebracht. Es war auch der Rachen der Hölle sehr gut von zwei stählernen Böden gemacht, er that sich auf und schloß sich, wenn die Teufel hinein und heraus gehen wollten. J. Epstein.

Erschütterung.

Nach dem Spanischen.

Will über Strömen Blut's kein Stern sich zeigen?
Der Geißel Schlag reizt Alles auf zum Gähren,
Das Neue soll sich gräßlich nur gebären:
Es giebt mit Prunk der Hölle sich zu eigen.

O möcht' ein Engel jetzt herab sich neigen, —
Da Thaten schon den künft'gen Fluch ernähren —
Im Sturm des Denkens leuchtend zu erklären:
Ob's Pflicht zu reden, ob es Pflicht zu schweigen?

Ob's Pflicht zu schweigen? Ob nicht von dem Sprechen
Des Rechtes morsche Säulen kläglich brechen —
Die Freiheit dann im dumpfen Raum zu ketten?

Ob's Pflicht zu reden? Fort mit Furcht und Jammern!
An kühnes Wirken muß die Kraft ich klammern:
Im Untergang mein schön'res Selbst zu retten!

Bertram.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. Die hiesige Gemälde-Sammlung „bei Maria Magdalena" enthält 122 Landschaften, 15 historische Gegenstände, 66 Thier- und 24 Blumen-Stücke, 29 Portraits und 22 Bilder vermischten Inhalts: zusammen 543 Gemälde, die erst in diesem Jahre von dem geschickten Künstler Hrn. J. J. Felder eingerahmt, aufgefrischt und aufgestellt worden sind. Wir wollen hier nur einige der bedeutendsten Gemälde in gedrängter Kürze aufzählen. Erstes Zimmer: Eine heilige Familie (Nr. 120), angeblich von A. Carracci. Ein scharfes Auge kann rechts an der Seite des Bildes im Dunkel lesen: Karl Eyken 1692. Nach Füßli lebte aber dieser Künstler um das Jahr 1748. Wohl lebten auch im 17ten Jahrhundert zwei Brüder Eyk, sie waren aber Bataillen-Maler und hießen Kaspar und Niklas. Die Idee der bildlichen Darstellung ist zart und sinnig gedacht, und besonders lockt das Jesuskind, mit einer flatternden Taube spielend, den Beschauer an. Der Karakter der übrigen heiligen Gestalten ist naive, freudige Neugier, nach dem süßen Kinde gerichtet. — Ein sprechender Kopf (Nr. 55), von oder nach Tintoretto, zieht unsere Aufmerksamkeit an sich. So auch das Bachanal (Nr. 10), von oder nach Rubens (in dem älteren Katalog wurde jedes Bild ganz unbefangen und bestimmt den angeblichen Meistern zugeeignet). Die Zeichnung der Figuren ist hier wahr und treu, und das Colorit lebhaft und noch frisch. Der Einzug Alexanders in Jerusalem und der Besuch der Amazonen-Königin bei demselben, von J. G. Plazer, sind minder in Hinsicht der Zeichnung, Haltung und Zusammenstellung der Figuren, als vielmehr um ihres blühenden Colorits und des sorgsamen Fleißes in der Drapperie, und der täuschenden Nachahmung des Sammts und der Teppiche, die er auch überall mit besonderer Liebe behandelt und zur Schau ausstellt, zu beachten. Vorzüglich hat uns auch Josephs Tod (Nr. 18), von Andreas Sacchi, gefallen. Dem Sterbenden erscheint das Jesuskind in einem Glorienlichte. Dieses Bild sowohl, als die Grablegung — diese noch mehr — haben schon stark nachgedunkelt. Unter den vielen schönen Landschaften zeichnen wir nur folgende aus: Eine große Abendlandschaft (Nr. 17), von Brand. Das duftige Verschweben des fernen Hintergrundes ist sehr schön gehalten. Noch sind zwei Wasser-Stücke, von Merian, zwei Landschaften, von Griffier, und ein Seesturm, von Tempesta, bemerkenswerth. Das zweite Zimmer enthält nur einige Portraits: Titian, Michael Angelo, Luther und Melanchthon auf einem Bilde, von Cranach. Im dritten Zimmer sind vorzüglich anlockend: Ein Ecce homo und eine Mater dolorosa (Nr. 160 u. 161), von Caravaggio (?). Das letztere erreicht nicht die Idee des tiefen Schmerzes der heiligen Leidensmutter. Eine heilige Familie (Nr. 257), von Cranach, ist naiv und zart. Die heiligen drei Könige sind wohl nur nach Paul Veronese. Der Ausdruck im Antlitz des Kindes ist überaus schön. Auch sind die zärtlich blickende Mutter, die in Anbetung hingesunkenen Könige trefflich gehalten. Dasselbe Bild ist unter ihm (Nr. 172) auf einer Achat-Platte von Vermeyen kopiert. Unter den Thier-Stücken steht wohl unstreitig eines (Nr. 171), von Peter Wouwermann, oben an. Mehrere Vieh-Stücke Berghem's sind sehr brav. Im vierten Zimmer begegnen wir sogleich wieder den heiligen drei Königen (Nr. 297), von Lanfranco, nach Angabe des Catalogs. Ein sehr liebes Bild. Noch bemerken wir eine treffliche Landschaft (man hält sie für eine Gebirgs-Gegend in Salzburg), von Joseph Orient. In der Fernsicht erhebt sich, majestätlich und wundersam geformt, aus schauerlichen Felsengründen eine von bläulichem Duft umwebene Alpenhöhe. Der Charakter dieses merkwürdigen Gemäldes ist ernst und ergreifend. — Die neuesten literarischen Erscheinungen von einheimischen Verfassern sind — außer den „dramatischen Nibelungen," von J. A. Hermann — „Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer," von F. v. d. Hagen. Der Zusammenhang dieser alten Heldensagen mit den Urmythen wird in dieser Schrift nach Kanne's und Kreuzers Weise gedeutet; daß aber „Niobe," des Atlas Enkelin, mit dem Namen der „Nibelungen" verwandt sey, möchten wir doch bezweifeln! — Mad. Campi, erste Sängerin der K. K. Oper zu Wien, ist seit einigen Tagen hier, und hat sich bereits in zwei Conzerten hören lassen. Die reich begabte Sängerin ist auch in einem Musen-Sonette besungen, und in unserem hiesigen Zeitblatte: „Die Abendstunden," mit einer honigsüßen Lobrede in Hinsicht ihrer Metallstimme (der Verfasser jener Quasi-Apologie kommt aus dem Metallreich gar nicht heraus) hoch über die Catalani erhoben worden. Mad. Campi erklärte öffentlich auf **gedruckten** Anschlagzetteln, daß sie **nie** in dem hiesigen Theater singen werde! — und heute (den 9. Okt.) ist ein großes Vokal- und Instrumental-Conzert im Theater von ihr angekündigt. Zureden hilft. Künftig etwas über ihre Kunstleistungen.

— D —.

In den Gärten von Stow, dem Herzog von Buckingham gehörig, steht ein Tempel, den britischen Edeln errichtet; vor demselben ein Grabmahl, mit folgender Inschrift: „Dem Gedächtniß des Signor Fido, eines Italieners von guter Abkunft. Er kam nach England, nicht wie die meisten seiner Landsleute, sondern auf ehrenvollen Erwerb bedacht. Er jagte nicht nach Ruhm, erhielt ihn aber; weniger auf das Lob als auf die Liebe seiner Freunde bedacht, obschon unter den Großen lebend, ergab er sich keinem ihrer Laster. Ohne ein Frömmler zu seyn, zweifelte er dennoch an keinem der 39 Glaubens-Artikel. Heißt der Natur folgen und die Gesetze der Gesellschaft achten, ein Philosoph seyn: so war er ein vollkommener Philosoph, ein treuer Freund, ein angenehmer Gesellschafter, ein liebender Gatte, und der Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft, welche unter seinen Augen eine gute Laufbahn einschlug. In seinem Alter zog er sich in das Haus eines Landpfarrers zurück, wo er sein irrdisches Leben vollendete mit der Ehre und dem Ruhm seines Geschlechts. Leser, dieser Stein führt nicht die Sprache der Schmeichelei, denn der, dessen Namen er führt, war kein Mensch, sondern ein — Grauhund. (Morn. Chron.)

Ein Bojare erster Klasse, aus der Wallachei, ein sehr gelehrter Mann, hat Voltaire's „Tod Cäsars" ins Neugriechische übersetzt, und griechische Schauspieler haben dieses Trauerspiel auf der Bühne zu Bucharest mit vielem Beifall aufgeführt. (Independ.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 16. Oktober. 169stes Blatt.

Blicke auf Island.

(Schluß.)

Nach einer Reise von mehr als 1200 englischen Meilen kam Henderson im September nach Reykiavik zurück, wo er den langen öden Winter zubrachte, der jedoch — wie bereits angedeutet worden ist — sehr milde war. Im Mai des folgenden Jahres besuchte er den westlichen Theil der Insel. — Auf dieser Reise fand Henderson unweit Briamslák, an der Nord-Küste von Breidafiord, ein merkwürdiges Lager von Surturbrand, das er genau untersuchte. Der Berg, wo es vorkam, war gegen die benachbarten nicht von beträchtlicher Höhe und schien sich nur 600 Fuß zu erheben. Ein Bergstrom, von einer höheren hinteren Wand herab stürzend, hat sich durch die verschiedenen Schichten des Berges den Weg gebahnt, und eine 40 bis 50 Ellen tiefe Kluft gebildet. Auf der steilen Westseite dieser Kluft sieht man 10 bis 12 abwechselnde Schichten von Surturbrand, Lava, Basalt, Tuff und verhärtetem Thon zu Tage gekehrt. Das Surturbrand liegt unten und bildet vier Schichten, welche durch Zwischenlagen von weichem Sandstein oder Thon getrennt werden; diese Schichten sind jedoch von ungleicher Dicke, von 1½ bis 3 Fuß, und laufen in der Länge gegen 30 Ellen weit, wo sie sich im andern Gestein verlieren. Sie sind auch von ungleicher Beschaffenheit; die beiden untersten Lagen gleichen vollkommen mineralisirtem Holze, ohne alle fremde Beimischung, von schwärzlicher Farbe. Stücke, die der Sonne ausgesetzt gewesen sind, haben ein glänzendes Ansehen und sind splitterig auf dem Bruche. Die zahlreichen Knoten und Wurzeln, so wie die Jahr-Ringe, welche man an den Enden der Stämme und Zweige bemerkt, entfernen alle Zweifel gegen den vegetabilischen Ursprung dieses sonderbaren Erzeugnisses. Die einzigen Veränderungen, die es erlitten hat, sind Verhärtung und Zusammendrückung, da es mit Bergharz geschwängert und von dem ungeheuern Gewichte der oberen Lagen abgeplattet wurde. Einige wenige Zweige strecken sich quer durch die Schicht, im Allgemeinen aber liegen alle Stämme parallel und sind oft so fest zusammen gedrückt, daß sie eine einzige Masse bilden. Die dritte Schicht ist nicht so rein, sondern mit vielen Eisentheilen gemischt; von außen grau, aber schwarz auf dem Bruche, ohne Glanz und schwerer als die andern Schichten, zeigt auch diese offenbare Spuren des Pflanzen-Ursprungs. Die oberste Schicht besteht aus dem Erzeugniß, das die Isländer Steinbrand nennen, oder Steinkohle, wovon es sich bloß durch den Mangel des Glanzes und durch häufige erdige Gemengtheile unterscheidet. Man findet noch immer schwache Spuren von Holz darin. Das Surturbrand wird von den Isländern hauptsächlich zum Schmieden gebraucht; da es aber sehr glatt und der höchsten Glättung fähig ist, so benutzt man es auch wohl zu Tischen und anderem Geräthe.

Im Julius reisete Henderson wieder in die nördlichen Bezirke, und besuchte bei dieser Gelegenheit die merkwürdige Surtshellir-Höhle, die von einer Lava-Rinde gebildet wird, gegen 40 Fuß hoch, 50 breit ist

und sich in einer Länge von 450½ Fuß erstreckt. Man findet darin viele schöne Stalaktiten, ungeheure Massen von Eis und Schnee und an einigen Stellen Wasser. Je weiter die Reisenden in dieser unterirrdischen Wüste vordrangen, desto dichter ward die Finsterniß, und sie sahen weder Wasser noch Steine. Der Boden war mit einer so dicken Eisrinde bedeckt und wurde so abschüssig, daß sie — unvermögend, sich auf den Füßen zu erhalten — sich nieder setzten und hinab glitten. Als sie ihre Fackeln nahe auf das Eis hielten, konnten sie bemerken: daß es 7 bis 8 Fuß dick und klar wie Krystall war. Sie kamen bald zu einer Stelle, deren herrlicher Anblick alle ihre Mühe belohnte. Die Decke und die Wände der Höhle waren mit den prächtigsten Eiszapfen geziert, die in allen möglichen Gestalten erschienen und oft mit den schönsten Zeolithen wetteiferten. Von dem Eisbecken stiegen Säulen empor in wunderbaren Bildungen, welche der stolzesten Kunsterzeugnisse spotteten und an viele bekannte Gestalten der thierischen Schöpfung erinnerten. Viele waren 4 Fuß hoch und gegen 2 Fuß dick. Bei dem Anblick dieses glänzenden Schauspieles, das die Fackel-Beleuchtung noch zauberischer machte, glaubten die Reisenden die Wunder der Feenwelt eines morgenländischen Mährchens zu erblicken.

W. A. Lindau.

Die Gelübde.

(Fortsetzung.)

Der Pascha hätte gewiß diesen verwegenen Wunsch mit dem Tode bestrafen lassen, wenn er nicht vorzüglich Pläne gehabt hätte, die auf Erkundigungen oder anderem Verrath, den er von Philipp erwartete, beruheten; daher gab er endlich nach, und Aleida trat, von zwei Verschnittenen und einigen Frauen begleitet, in seinen Kerker, um ihm Fragen vor zu legen, bei denen seine Pflicht als Krieger sehr verletzt ward, wenn er sie beantwortete, wie sie es verlangte. Versunken in ihren Anblick und entzückt von ihren Reizen stürzte er vor ihr nieder, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit feurigen Küssen und sprach von seiner Liebe, indeß sie in ihn drang, ihre Fragen zu beantworten. Er gelobte: ihr gern Alles zu sagen, wenn sie allein käme und die Versicherung seiner Liebe annähme. Aleida schien der schöne Mann, der mit so ungewohnter Sitte seine Ergebenheit ihr darbot, nicht gleichgültig zu seyn; sie bezeugte ihm mit freundlicher Miene ihr Wohlgefallen und versprach: am andern Tage, nur von einer ihrer Frauen begleitet, bei ihm zu erscheinen. Auch ward seine Gefangenschaft ihm erleichtert, eine Milde, worin er Liebe für sich zu erblicken glaubte. Ob Aleida wirklich für ihn etwas fühlte, läßt der Schein nur vermuthen; sie war vielleicht zu vernünftig, um einer Neigung Raum zu geben, die sie in das größte Unglück hätte stürzen müssen; auch war Rache an den Feinden ihres Vaters wohl mit ein Beweggrund, warum sie sich verstellte und ihm Gegenliebe heuchelte. Ja, sie verabredeten sogar heimliche Flucht und das einzige Hinderniß war nur noch der beharrliche Sinn, mit welchem Aleida auf manchen verrätherischen Antworten und Anzeigen bestand. Von ihren Reizen geblendet bis zum Wahnsinn, gefesselt wie der niedrigste Sklave, erlag sein edleres Selbst; die schreckliche Leidenschaft war ihm zum furchtbaren Riesen geworden: in ihr nur wollte er leben, in ihr zu Grunde gehen; jeden andern Gedanken vertilgte er aus seinem Inneren, so daß er abtrünnig und schwankend bald dies, bald jenes verrieth, was die Feinde sehr gut benutzten. Allein vorzüglich war es dem Pascha um Conrad zu thun, diesen entsetzlichen Feind, der alle Pläne durch seine beispiellose Wachsamkeit und Tapferkeit vereitelte, die Zufuhr gänzlich abschnitt und die Festung bald in die äußerste Noth brachte; indem er, seinen Freund aus den Händen der Barbaren zu befreien, Alles anwendete, die schnellste Uebergabe zu bewirken. — Da ward Aleida selbst von ihrem Vater mit dem Tode bedroht, wenn sie es bei dem Gefangenen nicht dahin brächte: daß er seinen Freund verriethe und ihn todt oder lebendig in seine Hände liefere. Jedes Mittel ward angewendet, den unglücklichen Philipp zu täuschen und zu berauschen; der Pascha versprach ihm sogar seine Tochter, wenn er zur muhamedanischen Religion übergehen und als Renegat ihm zum Spion dienen wollte; Aleida aber gab sich ihm fast ganz hin. Die Flucht wurde nun auf einen bestimmten Tag festgesetzt. Sie beredete ihn mit verführerischen Worten, an seinen Freund einen Brief zu schreiben: daß er sich an einem bezeichneten Ort, wo möglich nur von wenigen Vertrauten begleitet, einfinden und ihrer harren möge, um sie sogleich zu empfangen und in das russische Lager zu geleiten. — Philipp weigerte sich anfangs standhaft; er ahnete Unglück und wollte lieber sterben, ehe er seinen Freund verrieth — doch Aleida bat so süß und wußte ihm so schöne Träume vor zu spiegeln, an ihrem Busen wiegte er sich so sanft ein: daß der Unglückliche endlich ihren Bitten nicht mehr zu widerstehen vermochte. Er schrieb den unglücksvollen Brief und übergab ihn an Aleida, die ihn sogleich ihrem Vater überlieferte. Conrad erhielt den Brief; er war hoch erfreut, von seinem Philipp Nachricht zu erhalten und besonders, daß es ihm gelinge, zu entkommen; er säumte nicht, sich an dem bestimmten Orte ein zu finden. Eine in den Rückhalt gelegte bedeutende Anzahl Sarazenen stürzte sich auf ihn und sein Häuflein; er ward überwältigt und gebunden in die Festung geschleppt. — Der Pascha empfing ihn mit Spott und furchtbarem Hohn, ließ Philipp herbei führen und stellte ihn aus Rachsucht Conraden

als seinen eigenen Verräther vor, indem er ihm sagte: daß Jener nun die Hand seiner Tochter dafür erhielte und Muselmann geworden sey. Conrad vermochte nicht, es zu fassen; seine Antwort war ein durchdringender Blick auf Philipp, der in der entsetzlichsten Verlegenheit und Ungewißheit ihm gegenüber stand: als Conrad alsbald, auf Befehl des Pascha und vor Philipps Augen, in Stücken gehauen und sein Kopf auf einer Pike auf die Mauer gestellt wurde. — Da erwachte in Philipp sein voriger Sinn; mit einem gräßlichen Fluche auf sich und sein Schicksal riß er sich los, um den Pascha zu erwürgen; doch dieser wich ihm aus und die nacheilenden Sarazenen machten mit ihren Klingen ihn bald zur Leiche. — So endeten zwei Jünglinge, die für etwas Besseres geschaffen schienen, als unter den Säbeln der Barbaren zu fallen und doch sank Ersterer so tief durch sich selbst und seine Leidenschaft: indem er den warnenden Engel seines Lebens von sich stieß und sich betäubte, bis der Fluch seiner Handlung erfüllt und er der Verzweiflung übergeben war. Wir schauderten Alle, als wir die Nachricht hörten, und der Pascha, der bald nachher in unsre Gewalt kam, fand am nächsten Baum mit zerstümmelten Gliedmaßen den Lohn seines schändlichen Benehmens. Was aus Aleida geworden, weiß ich nicht, ich konnte nie etwas über ihr Schicksal erfahren."

„Das war gräßlich!" unterbrach endlich der Professor das dumpfe Stillschweigen; „hören Sie auf, Sie nehmen mir allen Glauben an die Menschheit. Was ist Freundschaft, was ist Liebe, wenn jede andere Leidenschaft die schrecklichste Vertilgung jener hohen Gefühle in dem Herzen des Menschen hervor bringen kann? Wären nicht auch die schönsten Beweise von unerschütterlicher Treue und Standhaftigkeit zu geben, man müßte seinem eigenen Geschlecht wie den Hyänen aus dem Wege gehen. Aber, Gott Lob! es giebt noch Menschen, die in jeder Versuchung ausdauern; nur sind es wenige und die übrigen mögen alle Tage bitten: Herr, führe uns nicht in Versuchung!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

Das durch den schweizerischen Landtag gegebene Verbot aller religiösen Streitschriften erinnert an einen alten Befehl derselben Regierung, nach welchem, wenn diese Streitigkeiten kein Ende nehmen würden, es überhaupt für die Folge verboten seyn solle, von Gott zu reden, es sey Gutes oder Böses!

In dem Werke: „Bibliotheque historique", in dessen einem Bande auch Polens gedacht wird, giebt der Verfasser, nachdem er über die Freiheitsliebe der unterdrückten Polen gesprochen, noch folgende Bemerkung: „Wie der Nil, so hat die französische Revolution in allen Ländern, über welche sie sich ergossen, fruchtbare Keime hinterlassen!" — Wenn wir dies nicht läugnen wollen, so ist doch dabei zu gewahren: daß, nach Art des Nils, die Revolution auch manches Krokodills-Wesen und viel Schlamm zurück ließ; und es ist mindestens zu wünschen: daß dieser auch hier zu guter Erndte helfen möge!

Ein Schauspiel-Schreiber von Paris hatte ein Gespräch mit Jemand: über die großen Regenten Frankreichs. Letzterer führte namentlich an: „Henri le grand" und „Louis le grand". Unser Mann gerieth plötzlich in Hitze und rief aus: „Welche Ungerechtigkeit! Ist es möglich, nicht auch Charlemagne le grand zu nennen?!" — Er wurde, wie billig, ausgelacht.

Th. Laurin.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Die Vernunft ist ein Funke der Gottheit, Natur und Vernunft regieren die ganze Welt. Religionen, welche diesen Grundsätzen zuwider sind, können unmöglich göttlichen Ursprungs seyn. Lessing.

Ohne Liebe hat Niemand Werth. Marggraf Otto mit dem Pfeil.

Wenn du ein Stärkerer bist, hat dir ein Gott es verliehen. Homer.

Mehr ist der Wahrheit Kämpfer, als wer Welten durch sein durstig Schwerdt gewinnt. Andreas Cramer.

A n k l ä n g e.

80.

Will dir Gott die Kraft erheben,
Wird er Freuden dir entfernen;
Alles Edle kannst im Leben
Du allein durch Schmerz erlernen:
Nur das Unglück hilft zum Streben,
Nur das Leiden führt zu Sternen.

81.

Tritt Glaub' als ein Bestreiter
Erkannter Wahrheit ein,
Soll auch Gott selbst nichts weiter
Als freches Spielwerk seyn;
Man sorget: daß sich schaffe
Des Dunkels Wiederkunft,
Und brauchet Gott als Waffe
Am Kerker der Vernunft.

82.

Gebieter, zähmt die Strenge!
Fühlt erst der Mensch die Enge,
Wird schnell die Kraft ihm groß;
Zieht ihr zu scharf am Zügel,
Giebt ihm die Freiheit Flügel
Und reißt und schwingt ihn los.

83.

Steh'st du aus blindem Glauben still,
Treib'st du mit Heil'gem Spott;
Was in dir auf und weiter will,
Nur das erweckt ein Gott!

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

München. Lassen Sie es sich gefallen, daß ich Ihnen eine gedrängte Uebersicht unserer Bühnenwelt gebe, wie sie dermalen noch ist; denn die schon lang und vornehm angekündigte Theaterkrisis erfolgte bisher noch nicht. Man weiß auch kaum, was man wünschen soll, und ob die Krisis, von solchen Aerzten geleitet, zur Heilung führen wird und führen kann? Wenn auf der einen Seite nicht zu läugnen ist, daß von unserer gegenwärtigen Intendanz so mancher Fehler, so mancher Mißgriff, besonders aber Unterlassungssünden begangen werden: so ist auf der andern Seite sehr zu fürchten, daß alles Uebel nur ärger werde, wenn die Aenderung von denen durchgesetzt wird, die sie jetzt betreiben. Dann müßten sie wohl, außer dem Ballet und allenfalls der italienischen Oper, wenig mehr auf dem Theater sehen wollen, und auch diese beiden Kunstzweige nur nach den beschränkten persönlichen Rücksichten, die bisher darin handgreiflich waren. Es waltet ein eigener Unglücksgeist über unserem Theaterwesen, worin bei der so großmüthigen und liberalen Unterstützung vom Hofe, und bei so manchem ausgezeichneten Talente, das uns gehört, auch Ausgezeichnetes geleistet, und wenigstens allen billigen Forderungen des Publikums entsprochen werden könnte. Wir haben nun eines der schönsten und vollkommensten Theatergebäude Europa's, in Deutschland unstreitig das ausgezeichnetste, und mit Unrecht sagt man, es fehle uns an Künstlern. Ein flüchtiger Blick auf unsere Bühne zeigt, daß von solch einem Vereine Treffliches geleistet werden könnte. Denn — um nur von dem Vorzüglicheren zu sprechen — so haben wir an unserem Veteran Reinhard noch einen Künstler aus alter guter Schule. Ein kräftiges Organ, besonnene Deklamation und würdige Haltung zeichnen ihn noch im Trauerspiel und im höheren Lustspiel aus. Schade nur, daß sein Gehör sehr abnimmt, und er oft Lücken im Spiel bemerken läßt. Hr. Vespermann war uns ein sehr willkommener Ersatz für Wohlbrück, den wir recht ungern gehen sahen. In Charakter-Rollen des Lustspiels, so wie in Trauerspielen, sehen wir in V. den sinnreichen, denkenden, sich frei bewegenden Künstler, den auch sein Aeußeres und sein schönes Organ noch sehr empfiehlt. In Hrn. Urban ist uns ein Talent für Ernst und Scherz erwachsen. Man sieht, in ihm ist die Kunst Lebenszweck und Lebensfreude, darum trug ihn auch die Muse bald höher und höher. Hr. Kürzinger ist im Lustspiele noch immer recht brav und vom Publikum gern gesehen. Das hohe Drama aber sollte er meiden. Hr. Carl ist in den Springerls, Staberls, Peurels und anderen karikirten Zeichnungen vom ersten Rang und voller Originalität. Das sollte ihm als Künstler genügen. Im Drama und im Trauerspiel hätte er sich aber nie bewegen sollen, da stören sein Aeußeres, seine eckigen gewaltigen Bewegungen, seine kreischende Stimme und die Reminiscenz an die Wiener Farcen. In Hrn. Jermann hofft das Publikum bald einen Künstler von rechtem Werth zu besitzen. Was wir noch von dem jungen Manne sahen, berechtigt zu den besseren Erwartungen. Hr. Keyer der Vater ist in alten Rollen sehr brav und originell. Die Stelle unseres unvergeßlichen Stenzsch ist noch verwaist, und wird auch wohl so nicht wieder versorgt werden können. Dies ist für das Lustspiel und Trauerspiel eine sehr fühlbare Lücke! — Das weibliche Personal der Bühne ist noch vollständiger als das männliche. Frau Reinhard ist uns im höheren Lustspiel als Dame von Welt eine sehr angenehme Erscheinung; sie hat sehr viel Ton und schöne Haltung, wo ihr leichte Bewegung in gefälligen Formen gegönnt ist. Aber sie sollte sich ja vom Trauerspiel entfernt halten, da drückt sie der Kothurn ins Schwerfällige und Preziöse. Frau Ettie Lang ist in alten und in Mutter-Rollen ganz vorzüglich. Frau Carl ist uns unendlich werth in allem Zarten, Sinnigen und Gemüthvollen. Als „Käthchen von Heilbronn“ steht sie vielleicht einzig da. Weniger leistet sie in manchen weiblichen Charakter-Rollen, in denen sie ihre Individualität zu sehr hervor treten läßt. Vielleicht lag es daran, wenn sie in Wien und im westlichen Deutschland weniger gefiel als hier bei uns. Wir Alle wünschen, daß die Rosen ihr noch lange treu bleiben mögen! In Fräulein Pfeiffer ist eine recht ausgezeichnete Kunst-Genialität nicht zu verkennen. Sie bewahrt in einem schönen Aeußern ein tiefes, feuriges Kunstgemüth, das sie schnell und in so frischer Jugend auf die bedeutende Stufe empor hob, wo wir sie jetzt schon sehen. Man kann ihrem Spiele hier und da nur einen geringeren Wärmegrad wünschen. Sie hat ein Rollenfach, worin wir früher Frau Cannabich mit aller Auszeichnung sahen, und worin Fräulein Altmutter spielte; es ist Ehre genug, nach jener trefflichen Künstlerin so schnell ein Liebling des Publikums geworden zu seyn, das mit seinem Wohlwollen gewiß nicht verschwenderisch ist. Fräulein Schlotthauer ist auf der Bühne eine recht angenehme Erscheinung durch ihr graziöses gefühlvolles Spiel. Wir bedauern nur, daß ihr Organ für diese Kunst, zumal auf dem neuen Theater, nicht ausreicht. Im Fache der Naiven und Soubretten und für Knabenrollen (z. B. „Otto“ in der „Schuld“) haben wir an Frau Stenzsch eine hier beliebte Künstlerin. Auch ist uns Frau Fleck für dieses Fach aus dem slavischen Norden zurück gekehrt, und wird gern gesehen, so wie in ähnlichen Rollen Fräulein Petin, die ein reizendes Mädchen ist. — Jetzt frage ich Sie, lieber Herr Gesellschafter, wäre mit solchen Elementen nicht etwas sehr Gutes zu leisten? — Es wird nicht geleistet. Jeder Einzelne thut redlich seine Schuldigkeit, und zuweilen mehr als diese, das Publikum wird durch einzelne, oft ganz herrliche Momente ergriffen und erfreut, aber am Zusammenhalt, am Ineinandergreifen fehlt es, wie es daran leider auf den meisten deutschen Bühnen unserer Zeit fehlt. Und doch zeigt uns das französische Theater, und bei uns in München die italienische Oper, wie viel daran liegt, wie wesentlich und unerläßlich für den Totaleindruck dieser Zusammenklang ist! — Neues sehen wir hier auch sehr selten, seltener als auf andern Bühnen. Im Monate September war auf dem Hoftheater nur der schillernde Maltitz „Demetrius“, worin unser ganzes Theater-Personal, an 50 Köpfe — oder vielmehr Personen — ungerechnet den Statisten-Haufen — erschien. Das undankbare lange Stück machten uns allein die Herren Vespermann, Urban, Reinhard, so wie die Fräuleins Pfeiffer und Schlotthauer dankenswerth durch ihr vorzügliches Spiel. — Im Isarthor-Theater rumorte in diesem und im vorigen Monate besonders „der Eipeldauer in Wien“, worin Hr. Carl als „Herr von Hirschkopf“ trefflich war; dann: „Elzners Catalani in Krähwinkel“, eine schnurrige Posse; ferner: „Wulfing von Stubenberg“, ein holzapfelsaures Ritter-Stück, und endlich: „die Ueberfahrt“, nach einer wahren Begebenheit im preußischen Feldzuge 1806, woran aber nichts merkwürdig ist, als daß es ein gemeiner Soldat des ersten Linien-Infanterie-Regiments König geschrieben hat. Böse Leute wollen Kasernen-Duft darin spüren. Nun, wäre es auch, so gehört es mit zum Local-Colorit! — Auch eine italienische Oper hoffen wir bald wieder hier zu sehen, und werden sie recht willkommen heißen, wenn sie uns des Mittelmäßigen und Halben nicht so viel bietet, als ihre Vorgängerin in der letzten Zeit, wo nur der wärmende Strahl gnädiger Gunst ihr Duldung sichern und ihr krankhaftes Daseyn fristen konnte. Wir lebenslustigen Münchner sind dankbar für jeden Genuß, und binden diesen Dank an kein Idiom, an keine Zone. Nur muß man uns nicht zumuthen, wälsche Mittelmäßigkeit erträglicher und vorzüglicher zu finden, als jede andere, und deutschen Genius italischem unterzuordnen. — o —.

Colonna Distria, naher Anverwandter des Bischofs zu Nizza, ist kürzlich in Corsika zum Tode verurtheilt worden, weil er einen verächtlichen Mord verübt; nachher aber ist sein Urtheil, um jener Verwandtschaft willen, der Gnade des Königs empfohlen, wobei das Volk murrend des dort bekannten Sprüchworts gedachte: Für seidene Strümpfe giebt es keine Strafen! (Independ.)

Beilage: Bemerker No. 14 u. Bl. d. Ankündigungen No. XIX.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 18. Oktober. 170stes Blatt.

Die Gelübde.

(Fortsetzung.)

Lange herrschte eine tiefe Stille unter den Anwesenden; Jeder war in Betrachtungen versunken oder rief die Scenen, die ihn wohl selbst betroffen hatten, in sich zurück; Keiner wollte den Andern stören, bis endlich der Diakonus M... die Stille unterbrach und sagte: „Wir sind nun öfters im traulichen Zirkel hier beisammen; ich will behaupten, Freundschaft verbindet uns sämmtlich und doch möchte vielleicht Einer oder der Andere unter uns seyn, welcher fähig wäre, in der Versuchungs-Stunde zu straucheln und Handlungen zu begehen, die ihn als Freund und Mensch herab würdigten und der Reue überlieferten. Es sey ferne, Mißtrauen zu hegen; auch predige ich selbst Duldung und Nachsicht, doch verlasse ich mich nicht so ganz auf Menschen; ich drücke sie Alle mit ihren Mängeln und Schwächen, wie sie sich geben, mit Liebe und Freundschaft an mein Herz, suche ihre guten Eigenschaften auf die rechte Bahn zu leiten, vermesse mich nie, nehme nie Schwüre und Betheurungen an, und ich glaube bestimmt und spreche aus Erfahrung: mit dieser Ansicht des menschlichen Herzens und dessen Behandlung bin ich immer am weitesten gekommen; ich fand größtentheils gute Menschen, die mehr aus Schwäche und Leichtsinn fehlten, als aus Bosheit. Vertrauen thut gar viel!“ — „Sollte jedoch nicht Mancher auch ohngeachtet alles Vertrauens in den selbst bereiteten Abgrund versinken?“ fiel der Assessor B... ein. „Sollten nicht Gelübde, ohne alle weitere Veranlassung, bloß aus unerklärlichem Leichtsinn, und, ich möchte sagen: aus magnetischem Zuge zum Bösen, gebrochen werden? Dem Menschen ist oft zu wohl, Pandora's Büchse öffnete sich nicht umsonst, um ihre finsteren Gestalten zu unserer Qual auf dem Erdballe umher ziehen zu lassen; im Sinnenkitzel sieht er den mit Blumen bedeckten Abgrund nicht, vergißt den Werth des besitzenden Glücks, verschleudert die edle Gabe und greift nach Gift. Ein trauriges Beispiel habe ich an einem Freunde erlebt, bei dessen Andenken Thränen meine Augen füllen.“

„Selling, ein schöner blühender Jüngling, reich und unabhängig und was mehr noch ist: begabt mit einem unverdorbenen Herzen, das ihn stets über das Gemeine erhob, war, trotz aller Versuche der Verführung, edlen Grundsätzen treu geblieben. Die vortrefflichste Erziehung, das Beispiel seiner braven Eltern und Lehrer gaben ihm die Standhaftigkeit: daß er stets sich selbst zu beherrschen wußte; auf seine Freundschaft war ich stolz, und ich liebte ihn wie einen Bruder. Daß bei seinen Verhältnissen und feurigem Temperament auch die Liebe in seinem Herzen Eingang fand, war unbezweifelt; ein schönes liebenswürdiges Mädchen fesselte ihn bald. Aline, obgleich in der großen Welt erzogen, war jedoch weit von der Affektation, die Liebe erheucheln soll, entfernt; ihr lebhaftes Gemüth durchdrang die heißeste Leidenschaft, sie schien nur für ihn zu leben; in seinem Anblick versunken konnte sie oft mit nassen Augen ihr Glück im höchsten Enthusiasmus erheben. Ich schätzte meinen Freund glücklich, ein solches

Wesen gefunden zu haben, das, zu jeder Stunde bereit: der Liebe sein Leben zu opfern, mit inniger Gluth ihn umfing. Wonnige Stunden entflohen, der Himmel hatte sich ihnen geöffnet, und Schwüre ewiger Treue ertönten. — Ruhiger als Aline liebte Selling; er wiegte sich sanft und hingebend in dem göttlichen Gefühl; er empfand sein Glück, doch war er zu selig, um es im lauten Enthusiasmus aus zu sprechen: er konnte keine Worte dafür finden. Die sanften Vorwürfe, die er von Alinen erhielt: daß er sie nicht so heiß liebe, wie sie ihn, beantwortete er mit einem seelenvollen Blick zum Himmel, der es sagte: wie froh er sey; ihre Thränen küßte er von ihren schönen Augen und die innigen Ergießungen seines vollen Herzens vermochten dann nur, die Stürmische zu beruhigen. Der freudige Tag ihrer Verbindung rückte näher, um so mehr ward ihre Liebe gesteigert, und als das Fest der Liebe begann, hatte sie den höchsten Gipfel erreicht; ein größeres Glück war nicht denkbar. Die rauschenden Vergnügungen, die das Fest begleiteten, waren nur die schöne Einfassung des lieblichen Gemäldes; verherrlichen konnten sie nichts, doch die Freude der Uebrigen erheben. — Bald darauf mußte ich die Glücklichen verlassen, und einem lästigen jahrelangen Geschäft mich unterziehen, das, in Vergleich mit dem glücklichen Leben meines Freundes, mir ein sehr bitteres war und mich so stimmte, wie Einem muß zu Muthe seyn, der plötzlich aus herrlichem Feenreich in Sibiriens oder Grönlands gräßlichen Steppen erwacht. Mit Wehmuth reisete ich ab und zürnte fast mit dem Schicksal, das auch mir an meiner Wiege Freuden versprochen hatte und sie mir so grausam vorenthielt. O! wüßte Jeder, was zu seinem Frieden dienet, er würde nie murren, still der Leitung des Höchsten sich vertrauen und das Leben mit glücklichem Bewußtseyn hinnehmen; doch so ist der ungeduldige, sich in Alles eindrängende Mensch: er leitete sich so gern selbst mit seiner irrdischen Blindheit, um desto sicherer in die Grube zu fallen.

Nach drei Jahren kehrte ich in mein Vaterland zurück; ich hatte während dieser Zeit nie ausführliche Nachricht von meinem Freunde erlangen können; meine unruhigen Geschäfte, die, bedeutender Erbschafts-Angelegenheiten wegen, mich sogar oftmals auf der See herum treiben ließen, hatten es unmöglich gemacht, eine regelmäßige Correspondenz zu führen. Hatte ich auch Gelegenheit genommen, ihm von mir Nachricht zu geben, so war es sehr schwierig und ungewiß, etwas von ihm zu erfahren; daher ward die Unruhe und Sehnsucht: meinen Freund zu umarmen und in seinen glücklichen Verhältnissen zu überraschen, immer größer, je näher ich meiner Vaterstadt kam. Ich sah ihn schon im Geist Amoretten auf seinen Knieen schaukeln: die holde Gattin an seiner Seite mit zärtlichen liebevollen Blicken, kurz ich träumte mir das vollkommene Bild ehelicher Glückseligkeit. Mit unendlich bewegtem Gefühl kam ich in der Vaterstadt an; der Postillon mußte mich, ungeachtet es schon spät und dunkel war, bei dem Hause der Glücklichen vorbei fahren; ich sah hinauf; ein mattes Licht erhellte ein Zimmer, mir ein schöner Beweis der Eingezogenheit, mit der die reine ungetheilte Liebe so gern nur für sich lebt. Doch der Gedanke: daß er vielleicht mit seiner Familie verreiß't sey, durchfuhr mich plötzlich und störte meine Freude; ich mußte mir sogleich Gewißheit verschaffen. Kaum war ich daher im Gasthofe abgestiegen und hatte mich umgekleidet, als ich nach der Wohnung meines Freundes eilte. Voll Begierde klingelte ich heftig, ein alter Diener, den ich nicht kannte, öfnete langsam. Auf meine hastige Frage: ob sein Herr hier an zu treffen sey? schüttelte er den grauen Kopf und sah mich lange starr an; endlich sagte er: Ich will Sie melden, kommen Sie mit! — Ich ahnete nichts Arges, ich glaubte Geistesschwäche an dem Alten wahr zu nehmen, die ihn so kraftlos und langsam machte. Meinen Namen zu sagen, lag nicht in meinem Plan; ich bat daher den Diener: er möge nur seinem Herrn einen Fremden melden, den er gewiß kennen würde, wenn er ihn sähe und der ihn so gern jetzt zu sprechen wünschte. Doch die Weitläuftigkeiten des Alten schienen kein Ende zu nehmen, ich schob ihn daher sanft auf die Seite und öfnete mir selbst eine Thür, da ich in dem Nebenzimmer sprechen hörte. Ich eilte darauf zu und trat ein. Eine hagere abgezehrte männliche Gestalt saß an einem Tische und redete laut für sich, indem sie in Briefen wühlte und sie oft an ihre Lippen drückte. Die Züge des Gesichts kamen mir bekannt vor; meinen Freund zu erblicken ahnete ich aber nicht; so unkenntlich war er mir. Ich fing an zu besorgen, ich möchte in ein ganz anderes Haus gerathen seyn und ärgerte mich über meine Verlegenheit. Der Mann schien mich lange nicht zu bemerken, ich machte daher eine Bewegung, um seine Aufmerksamkeit zu erwecken; endlich stand er auf, erblickte mich, blieb stehen, sah mich mit einem stieren Blick eine kurze Zeit an und fiel dann mit einem entsetzlichen Schrei zu Boden. Ich eilte auf ihn zu, ich klingelte dem Diener. Himmel! wie ward mir, als ich in dieser Schatten-Gestalt meinen Selling erkennen mußte! — Ich war meiner nicht mächtig, ich bot Alles auf, um ihn ins Leben zurück zu führen, vergebens! — kalt und hingestreckt trug ich ihn auf das Sopha. Die herbei gerufenen Aerzte erklärten einstimmig: daß er auch ohne mein Eintreten kaum noch zwei Mal vier und zwanzig Stunden gelebt haben würde, da die Auszehrung sein Leben schon so weit zerstört hatte. Ich fiel dem Erlösten um den Hals, ich küßte seine kalten Lippen und weinte die bittersten Thränen. Er war hin

geschieden, ohne daß ich ihn noch einmal lebend in meinen Armen hielt, ohne meinen Trost, der ihn vielleicht in der letzten Stunde seines Lebens erquickt hätte, ohne Lebewohl! — Der alte Diener sah mein Mitleid, sah wie ich schmerzvoll die Hände rang und welchen Antheil ich an seinem Herrn nahm; mit nassen Augen drückte er mir die Hand und sagte: Ach, er war so gut, so überaus gut! dies Schicksal verdiente der Herrliche nicht! — Er betete — ich stimmte mit ein, schmerzlich ergriffen sank ich auf die Knie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Etwas über Shakspeare's Geographie.

Es ist bekannt: daß Shakspeare im „Wintermährchen" das Königreich Böhmen zu einer Insel umgeschaffen hat, in deren schönen Häfen, besonders von Sizilien aus, das in der Nähe liegt, man ganz vortreflich landen kann, obwohl die steinigen Ufer sehr gefährlich sind. — Darüber haben nun gewisse Leute, die zuweilen mit der Poesie sich beschäftigen, jammernd in die Hände geschlagen, oder mitleidig gelächelt, oder gutmüthig Böhmen in Bithynien verwandelt, um den Dichter nicht gar zu sehr sinken zu lassen. Dabei konnte indeß Niemandem das erquickende Gefühl genommen werden, wenigstens in diesem Stücke klüger zu seyn, als der größte Dichter, indem doch nun einmal gewiß und wahrhaftig Böhmen keine Insel ist, sondern zum festen Lande gehört. Einige bessere Leser und Ausleger haben erklärt: es komme hierauf gar wenig an, man wisse ja ohnehin, daß Shakspeare kein Gelehrter gewesen sey, daß er nur England gekannt habe, und daß deshalb ein Irrthum dieser Art gar wohl sich verzeihen lasse. — Was mich betrifft, so glaube ich: man könne eine Unwissenheit dieser Art, ohne ein Wunder an zu nehmen, durchaus nicht voraus sehen. Wie? dieser Shakspeare, dessen Lektüre so reich erscheint, der mit dem Grafen Essex, Southampton, Pembroke, mit Beaumont und Fletcher und dem grundgelehrten Ben Jonson vertrauten Umgang hatte, und an der Königin Elisabeth und dem König Jakob große Begünstiger seines Talentes fand, er sollte das wirklich nicht gewußt haben, oder ihm sollte nach der öfteren Aufführung jenes Stückes auch nicht ein einziger Zuschauer diesen Uebelstand, falls es einer wäre, angedeutet haben? Jeder Schüler der untersten Klassen, jeder Matrose, ja nur ein einziger Blick auf die Landkarte von Europa, hätte ihm ja diese stattliche Kenntniß über die Lage von Böhmen zuführen können.

Wenn also eine Unwissenheit hier beinah unmöglich war, so müssen wir wohl auf etwas anderes denken, das uns die Sache erläutere. — Der Dichter giebt uns hier ein Mährchen, ja, um durchaus nicht mißverstanden werden zu können, sagt er es gleich auf dem Titelblatt, was wir diesmal zu erwarten haben. — Das Mährchen aber kennt nur den Himmel, die Hölle und die Erde als solche; es weiß nichts und will nichts wissen von Geographie und Topographie. Läßt es sich jedoch scheinbar auf diese Wissenschaften ein, so ist dies oftmals nur mit anmuthiger Ironie zu verstehen, und so kann es in der That ergötzlich werden: daß wir hier Böhmen und Sizilien in so nahem Einverständniß und so gänzlich neu organisirt denken sollen.

Die Welt der Mährchen hat Aehnlichkeit mit der, die uns in Träumen erscheint; denn im Traum fehlen uns gleichfalls die hemmenden Schranken des Raumes und der Zeit, für die wir im Wachen billigen Respekt haben. Wenn unser Traum in Bagdad beginnt, in Hamburg fortgesetzt wird und in Lima schließt, oder wenn wir träumend von einem Freunde Abschied nehmen, der uns erklärt: er komme nach zehn Jahren wieder, und er doch fast auf der Stelle zurück kehrt, fröhlich ausrufend: daß endlich einmal die zehn Jahre vorüber sind, so wundern wir uns träumend darüber gar nicht, wohl aber bei dem Erwachen. — Eben so wenig aber, als wir wachend des heiteren Traumes spotten, sollen wir hochmüthig des Mährchens spotten, das, wie jenes, ein ergötzliches Spiel mit der Zeit und dem Raum treibt. Franz Horn.

Beachtungen.

Es scheint mir charakteristisch, daß die Franzosen für Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung nur ein und dasselbe Wort haben, die Deutschen hingegen zwei verschiedene. Man findet öfter dergleichen verrätherische Mängel in der französischen Sprache. So wüßte ich in ihr durchaus kein Wort für unser deutsches: Herzlichkeit.

Uebersieht der Mensch klar, was er hat, so beschränkt er gar oft, in kluger Vorsicht, sein Leben. Uebersähe er klar, was er ist, er beschränkte wahrscheinlich noch öfter sein Streben.

Wenn das Schicksal der strenge, oft hart scheinende Arzt der Menschen ist, so ist dagegen die Natur ihre milde, immer besänftigende Pflegerin.

Von allen Maaßen, mit welchen die Menschen einander messen, ist doch wohl keines so schlimm, als das, welches die eigene Kleinlichkeit des Messenden anlegt.

Mondlicht mit seinem magischen, Alles verklärendem und verschönerndem Schimmer dünkt mich recht eigentlich die Poesie der Natur. Caroline Stille.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Wem ist nicht Deutschland unterthan?! Uz.

Dem traue nicht, den du zum Feinde dir gemacht; schläft auch dein Haß, der seine wacht. Olearius.

Zuversicht ist die Mutter großer Thaten. Schiller.

Großes Glück ist große Dienstbarkeit. Seneka.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Königsberg. Wir hatten auch in diesem Jahr, wie gewöhnlich, die Conzerte sowohl der Studenten, als auch der jungen Kaufmannschaft. Diese Conzerte, wozu nur die durch eigene Billetts Eingeladenen zugelassen werden, giebt man in dem v. Borlschen Garten; die Ersten Mittwochs, die Andern Dienstags; doch nicht in jeder Woche, sondern sechs Mal während des Sommers. Jener Garten liegt an unserm herrlichen Schloßteiche, womit wohl selten in irgend einer Stadt sich etwas vergleichen kann. Wer Hamburg kennt, hat an der Alster-Aussicht etwas Aehnliches, selbst Größeres gesehen, aber nichts so Liebliches. Begünstigt schönes Wetter diese Conzerte, so strömt Alles dahin, und es gewährt einen reizenden Anblick, diese wogende Menschenmasse in den verschiedenen Parthieen des Gartens zu sehen, die Menge von Gondeln, die den Schloßteich beleben, und rings herum die von Menschen angefüllten Gärten. Daß auf das Conzert am wenigsten geachtet wird, sondern daß Alles mehr zusammen kommt, um die Menschenmenge zu betrachten und im Freien zu essen und zu trinken, ist nun einmal der Welt Lauf; rühmenswerth aber die Artigkeit und Geschäftigkeit, womit die Wirthe — Studenten oder junge Kaufleute — auf Ordnung und Anstand halten. Besonders schön aber nimmt der Garten sich aus, wenn er, wie es bei den jedesmaligen letzten Conzerten der Fall zu seyn pflegt, ganz illuminirt ist, und auf dem Wasser die Bote mit farbigen Laternen hin und her schwimmen. Vorzüglich glänzend war die Erleuchtung, als die Studirenden das Mittwochs-Conzert, welches auf den 25. August fallen sollte, auf Sonnabend den 28. August verlegt hatten, um zugleich Goethe's Geburtstag mit zu feiern. Den Haupt-Eingang in den Garten bildete ein gothisch verziertes Portal, auf dem ein Kreuz stand, das hoch in die Zweige der darüber hängenden Bäume ragte und dessen Strahlenglanz durch die, von keinem Winde bewegten Blätter einen ganz eigenen Eindruck machte. In dem obersten Bogen des Portals erblickte man transparent den vom Schwerdte durchstochenen Hut: das bekannte Sinnbild der akademischen Freiheit, von einem Auge, das Licht der Aufklärung andeutend, bestrahlt und mit der Unterschrift: „Der Wissenschaft eine freie Liebe, dem Vaterlande eine freie Kraft und der Menschheit eine freie Tugend". Rechts vom Eingang, am Ende eines schattigen Kastanien-Ganges, war das transparente Bild Goethe's, sehr ähnlich, so weit Referent sich aus früheren Jahren besinnt (nach seinem bekannten großen Bilde in Crayon-Manier ausgeführt). Die Unterschrift war aus seinen Werken entlehnt:

Wendete jeder nach innen und jeder nach außen die Kräfte,
O da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn!

Ihm gegenüber, links vom Haupt-Eingange, war ein Apollo, der die Leier stimmte. An den beiden andern Ecken des Gartens, nach der Wasserseite hin, waren rechts Leier und Schwerdt, von Eichenlaub umkränzt, angebracht mit der Unterschrift: „Ein freier Tod gilt mehr als ein besiegtes Leben"; links aber die Symbole des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung mit der Unterschrift: Glaube, liebe, hoffe! — Unsere Universität hat im Laufe dieses Jahres zwei bedeutende Verluste erlitten. Im April verließ uns der Consistorialrath und Professor der Theologie, Dr. Krause, um nach Weimar zu gehen. Selten ist ein Mann wohl so allgemein beliebt gewesen und geschätzt, nicht bloß bei seiner Gemeinde, sondern in der ganzen Stadt. Seine Stelle ist besetzt durch den Consistorialrath Kähler, der früher in Kottbus war, und als geistreicher Schriftsteller schon lange in Deutschland bekannt und geachtet ist. Seine Kanzel-Vorträge werden von dem gebildeten Publikum sehr zahlreich besucht. — Ferner verließ uns am Anfang Septembers der Professor der Jurisprudenz, Mühlenbruch, als gründlicher Kenner des römischen Rechts durch mehrere Schriften bekannt. Er war zugleich ein ausgezeichneter Theoretiker und praktischer Musiker, der im vorigen Winter die musikalischen Abend-Unterhaltungen der Studenten leitete. Er ist nach Halle gegangen; seine Stelle aber noch nicht wieder besetzt. — Unsere Bühne soll nächstens — und endlich! — wieder eröffnet werden. Die Hurraysche Gesellschaft aus Danzig kommt hieher. Möge sie nur besser seyn, als sie vor ein Paar Jahren war! — C.

Ein armer Tischler zu Mans hatte sich in langer Zeit durch Arbeit und Fleiß ein Kapitälchen von einigen Hundert Franken zusammen gespart, da ward sein Wohnort von Missionären heimgesucht. Die Frau des Tischlers, durch die Predigten von einem der guten Väter bange gemacht, lief eines Tages plötzlich zu ihm, um zu beichten. Dieser ermangelte auch nicht, sie sogleich einer Todsünde schuldig zu erklären, und versprach ihr nur dann Absolution, wenn sie im Stande sey: ihm 600 Franken Caution zu stellen. Die geängstigte Frau läuft schleunig nach Hause und bringt dem Fordernden das ersparte Capital ihres Mannes. Zufällig will der Letztere kurz darauf einen Theil desselben benutzen und findet — Alles verschwunden. Er fragt seine Frau und hört erstaunt ihr Bekenntniß. Stillschweigend bewaffnet er sich nun mit 2 Pistolen, kommt ganz unbefangen zum Pater Missionär und bittet demüthigst um eine Beichtstunde. Der Vertrauende führt den Tischler in ein entlegenes Gemach, wo dieser ihn plötzlich packt und mit vorgehaltenem Pistol sein Capital wieder fordert. Der Erschrockene säumt keinen Augenblick, es wieder heraus zu geben, und so unbefangen schweigend der Tischler damit von dannen ging, eben so befangen soll der Missionär die Sache bis jetzt verschwiegen haben! (Constitutionel.)

Ein Landmann in der Umgebung von Paris hat einen ganz einfachen Apparat erfunden, um die geistigen Theile aufzufangen, welche aus dem Malz abdampfen, während es auf der Darre liegt. Er fängt sie in einem Gefäße mit Wasser auf, welches letztere, wenn es destillirt wird, einen sehr reinen Branntwein giebt. (Independ.)

Zu Armley (in England) war neulich eine Reformisten-Versammlung, deren Entschlüsse vornehmlich die waren: sich möglichst des Biers, Thees, Zuckers und Tabacks, als accisetragende Artikel, zu enthalten. Einer der Sprecher trank während seiner Rede eine Tasse Thee aus englischen Kräutern, und meinte: „wenn gleich kein Zucker in diesem Thee sey, so schmecke er doch süß, da er keine Taxe zahle!" (Independ.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 20. Oktober. 171stes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Prädestinations-Glaube bei den Mahomedanern, besonders den afrikanischen Mauren.

Anderer Himmel, anderes Land! Andere Menschen, andere Sitten! Und derselbe Wahn, der an der einen Stelle der Erde höchst verderblich und störend seyn würde, ist an der andern weniger schädlich. In der Mischung anderer Meinungen verliert er seine vergiftende Kraft, und was hier den Tod bringen würde, dient vielleicht dort zu einem Heilmittel! — In diesen Gedanken sprach ich meine Empfindungen aus, als ich heute an der Thür des Oheims ein Blättchen fand, worauf sich, ohne irgend eine Bemerkung, bloß der merkwürdige Auszug aus Poiret befand:

„Die bei den Mauren, so wie bei allen Muselmännern durchgängig angenommene Meinung von Prädestination macht sie für die meisten Dinge der Zukunft vollkommen gleichgültig. Niemals hörte ich einen Mann sich über sein Schicksal nur im geringsten beklagen; Jeder ist mit seiner Lage zufrieden, nutzt den gegenwärtigen Augenblick, so gut er kann, und bekümmert sich wenig oder gar nicht um die Zukunft. Den Tod sehen sie als ein unvermeidliches Ereigniß an, dem sie sich ohne Widerrede unterwerfen. — Hat man ihnen ihre Heerden und Zelte genommen, oder werden sie von irgend einer großen Gefahr bedroht, von ihrem Chef verfolgt, oder leiden sie sonst besondere Unfälle, so trösten sie sich mit den Worten: „Gott will es!“ — Ich habe verschiedene Mauren gesehen, die zu ihrem Oberherrn berufen wurden, und die voraus sehen konnten, daß er sie seinem Geize aufopfern werde; aber sie gingen mit der größten Gelassenheit und Ruhe, und wenn ie irgend bei Einem ein Anfall von Furcht sich eingestellt hätte, so war das Bewußtseyn der Prädestination bei ihm stark genug, um die Natur zum Schweigen zu bringen. Eben dies für sie tröstliche Vorurtheil macht, daß sie zur Zeit der Pest bei der größten Gefahr gleichgültig bleiben. Die Möglichkeit der Ansteckung ist ihnen recht wohl bekannt, aber sie zernichten alle vorkommenden Einwendungen mit den Worten: „Mein Schicksal steht geschrieben, Gott will es!“ — Ich habe übrigens nicht bemerkt, daß die Araber oder Mauren die Prädestination in der weitläuftigen Bedeutung, wie wir, nähmen. Mehrentheils wenden sie dieselbe auf physische und nur selten auf moralische Dinge an. Sie glauben an Freiheit; aber da sie bloß das Aeußere ihrer Religion beobachten, sich übrigens ganz von ihrer heftigen Gemüthsneigung leiten lassen, so scheint sie die Moralität ihrer Handlungen eben nicht zu kümmern; daher bemerkt man bei diesem Volk eine Menge von Widersprüchen, die man sich nur alsdann erklären kann, wenn man erwägt: daß diese Nation im höchsten Grade unwissend und unkultivirt ist. Die so sehr verschiedenen Nachrichten und Meinungen der Reisenden, die nur eine kurze Zeit unter ihnen gelebt haben, muß man daher aus eben den angeführten Ursachen erklären. Wenn z. B. Jemand zum ersten Male diese Küste

besuchte und die Araber während der Pestzeit in ihren Zelten beobachtete, und so, wie ich, einen Hausvater mit kaltem, gleichgültigen Blicke unter seinen Weibern und Kindern herum wandern sähe: wie er einem Jeden das Leichentuch, worin er begraben werden soll, mit der größten Gelassenheit reichte, und die, welche es empfingen, dasselbe gleichfalls mit einer stoischen Miene hin nahmen — wer dieses zum ersten Male sähe, würde vielleicht dieses Volk als eine Art Philosophen betrachten; besonders wenn zu eben der Zeit der Ansteckung die öffentlichen Lustbarkeiten und Spiele ununterbrochen fort dauerten. Und welchen Eindruck kann der Anblick eines Sohnes erregen, der seinen sterbenden Vater in den letzten Augenblicken mit aller Aufmerksamkeit bedient, und demselben, sobald er todt ist, seine Kleider auszieht, ihn wäscht und mit eigenen Händen begräbt, ohne sich im geringsten um die Ansteckung zu bekümmern." — Bei uns würden dergleichen Handlungen für Heldenthaten gelten; aber bei den Arabern muß man sie nur als Folgen ihres Systems betrachten. Ihnen ihren Irrthum über diesen Punkt benehmen, hieße die Quelle ihrer Ruhe und Gelassenheit vernichten, die ihnen die beständige Furcht und den Despotismus, worunter sie leben, einigermaßen erträglich macht. Nach den Begriffen unserer Religion würden diese nämlichen Grundsätze allen Lastern Thor und Thüre öffnen, weil sie uns zugleich der moralischen Freiheit berauben würden. Bei dem Muselmann verhält sich dies ganz anders, indem es bloß die gänzliche Ergebung in den göttlichen Willen hervor bringt, und keine weiteren Unbequemlichkeiten für ihn hat, als daß er durch die Vernachlässigung gehöriger Verwahrungsmittel mancherlei physischen Uebeln ausgesetzt bleibt.

D i e G e l ü b d e.

(Fortsetzung.)

Die aufsteigende Sonne fand uns noch mit dem Theuern beschäftigt; ich traf sogleich Anstalten, seine Papiere zu ordnen, und übertrug dem Alten das Weitere. Aus den Briefen, die ich fand und den Erzählungen des Alten, erfuhr ich Folgendes: Gleich nach der Hochzeit bat Aline ihren Selling, um ungestörter sich ganz ihrer Liebe hingeben zu können, mit ihr auf eines ihrer Güter zu reisen, wo die idyllische Natur die Heiteren umfaßte. Selling empfand ganz das Glückliche seiner Lage; er pflückte mit Ruhe die wundersüßen Blümchen, die ihm die Freude und Liebe boten. Die Besitzer der benachbarten Güter machten Besuche und wurden gern aufgenommen, da Mancher unter ihnen die Freude an den Reizen der Natur mit sinniger Unterhaltung würzte und die Einförmigkeit des Landlebens milderte. Es wurden Gegenbesuche gemacht und Niemand war glücklicher und zufriedener, als die Beiden. So verging ein Jahr, nichts fehlte noch, als die Erfüllung des geheimen innigen Wunsches Alinens: bald ein holdes Ebenbild des Gatten oder von sich selbst auf ihrem Schooße wiegen zu können; der Himmel versagte ihr aber diese Freude. Nach und nach ward dies die erste Ursache zum geheimen Mißvergnügen; das Band, das sie vielleicht auf immer an Häuslichkeit geknüpft hätte, fehlte ihr, und bald fing sie an, das Leben auf dem Lande einförmig und langweilig zu finden. Aerzte hatten Bäder vorgeschlagen, um so mehr Vorwand zur Abreise und Benutzung der Gelegenheit, im Gewühl des Lebens ihren Wunsch, wenn auch nicht zu vergessen, doch durch rauschende Vergnügungen zu unterdrücken und sich zu entschädigen. — Selling bemerkte das veränderte Wesen seiner Gattin; doch war er zu sehr für sie eingenommen, als daß er hätte zweifeln können: ob Langeweile an seinem Umgange oder nur die Beweggründe der Aerzte die Ursache davon sey. — Jeden leisen Wunsch ihr zu erfüllen, war sein stetes Bestreben; daher traf er sogleich Anstalt zur Reise. Ein Nachbar, ein junger Rittmeister, welcher oft Selling besucht und durch sein feuriges Wesen und seinen Witz, wie durch seine einnehmende Gestalt bei Alinen sich besonders beliebt gemacht hatte, begleitete sie dahin und wußte bald durch Schlauheit und meisterhaft verführerisches Wesen sich so in Alinens Herzen zu befestigen, daß ihr immer etwas fehlte, wo der Rittmeister nicht war. Selling sah zu seinem großen Schmerz seine Gattin auf dieser gefährlichen Klippe; er war zu zart denkend und liebte Alinen zu innig, um durch Eifersucht sie zu kränken oder ihr Vorwürfe darüber zu machen, und nur durch entfernte Warnungen suchte er ihr die Folgen eines solchen Umgangs zu zeigen und sie auf die rechte Bahn zu bringen; doch leise Worte blieben fruchtlos. Da ihr Umgang bisher noch ganz unzweideutig war, und Selling sich deshalb hüten mußte, gegen den Rittmeister irgend etwas zu äußern, so hielt er es für gerathener, ab zu reisen und die Residenz als seinen Aufenthalt zu wählen. Doch Aline bezeugte noch so viel Lust, zu bleiben und bat mit so süßen Worten, daß er nachgab, jedoch ein kälteres Benehmen und Zurückziehen gegen den Rittmeister zur Bedingung machte. Der erste unangenehme Schritt war gethan, der reine Spiegel ihrer Ehe getrübt. Widerspruch, der Hauptzug im Charakter der Töchter Evens, ließ auch Alinen nicht verschont; sie machte ihm Vorwürfe, daß er sie mit Verdacht kränke, und schmerzlich sah Selling seine Gattin ihren guten Engel verscheuchen, das schöne Vertrauen unter ihnen verschwinden. Ach! sind die Blicke nicht mehr hinreichend, jedes im Leben erscheinende Unangenehme zu verbannen, müssen Worte erst Anklänge an das Herz seyn, dann ist die Achtung schon verletzt, die finsteren Geister lauern tückisch lächelnd

im Hintergrunde und benutzen die Minute, ihren teuflischen Samen zu streuen. — Dem Rittmeister entging nichts, das Mißverhältniß der Neulinge in der Verstellungskunst trat zu grell hervor; er verdoppelte seine Aufmerksamkeit und wußte endlich Alinens Herz so ganz für sich zu gewinnen, daß er sie mit seinen abscheulichen Grundsätzen ansteckte, stufenweise ihre Tugend mordete und sie immer gleichgültiger für ihren Gatten machte. Da hielt sich Selling nicht mehr, sein Leben war vernichtet, sein Herz verwundet; er beschwur sie, dem Abgrund zu entgehen, bat sie um ihrer ersten so heißen Liebe willen, betheuerte ihr die ungetheilteste immer noch unerschütterliche Liebe; mit zerrissenem Herzen sagte er ihr: welchen Himmel sie ihm raubte, seine Thränen zeugten für ihn — doch Aline, obgleich sie sich an seinen Busen warf und um Vergebung flehte, vergaß nur zu bald die ernste Mahnung, die finsteren Geister hatten sie in ihrer Mitte und hielten ihre Beute fest, bis endlich Selling den Rittmeister, als den Störer seines ganzen Lebensglücks, auf Tod und Leben forderte. Da war Aline am nächsten Tage mit dem Rittmeister verschwunden und ein Brief an ihn lag auf seinem Pulte, worin sie sich als das Opfer angab, damit nicht zwei edle Menschen um ihretwillen das Leben verlieren sollten. Ihr bliebe, schrieb sie, nichts als die Flucht; unmöglich könne sie Zeugin von einem Auftritt seyn, der so schrecklich für sie enden müsse; seine Liebe habe sie verscherzt, und den Rittmeister zu bewegen: daß er das Duell nicht eingehen und abreisen solle, habe ihr ein unseliges Opfer gekostet, daß sie nie vor seinen Augen wieder erscheinen könne und ihm also auf ewig Lebewohl sagen müsse. — Vernichtet sank Selling zusammen und von dieser Stunde an nagte der Gram an seinem Lebenskeim, bis sein Herz gebrochen und er früh zur sanften Ruhe hinüber geschlummert war. Mit unsäglicher Mühe und ohne Rast suchte er ihren Aufenthalt zu erforschen und nur in den letzten Tagen seines Lebens, wo er den Tod herannahen fühlte und jede Rache verschwand, gelang es ihm, ihren Aufenthalt zu erfahren, doch über ihr Schicksal erhielt er nur unbestimmte Nachricht. — Ich sendete den Brief ab, um ihn als meinen Vorboten zu betrachten; denn ich war fest entschlossen, meinen edlen Freund zu rächen und dem Rittmeister seine Schandthat vor zu halten, doch kam ich zu spät. Der Brief ihres Gatten — in unnachahmlichen herrlichen Worten geschrieben — worin er ihr Alles verzieh und ihr dankte für den schönen Traum, den sie ihm einst, wenn auch nur auf kurze Zeit, gegeben, nebst der Anzeige seines Todes, hatten sie so erschüttert, daß ihre Sinne sie verließen und der Wahnsinn sich ihrer bemächtigte. Der Schändliche hatte sie in diesem Zustand verlassen und war so meinem Rächerarm entgangen, doch dem Ewigen wird er nicht entgehen! — Aline ist jetzt im Irrenhause zu M*, wo sie bald wird ausgelitten haben! Noch ruft sie in lichten Augenblicken mit herzzerreißendem Tone den Namen ihres Gatten, nennt sich seine Mörderin, bis ihr im Wahnsinn wohler wird!"

B... schwieg nachdenkend, und eine ernste Pause unterbrach endlich der Doktor L.., indem er die Anwesenden bat, am nächsten Tage aus seinen gesammelten Papieren einen Beweis für rührende Beständigkeit und Treue bis in den Tod zu vernehmen, um die übeln Eindrücke, welche die heutigen Erzählungen vielleicht hervor gebracht hätten, zu verbannen und den schönen Glauben an Menschenwerth wieder zu beleben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufrichtigkeiten.

Der geschätzte Richard Roos vertheidigt im „Freimüthigen für Deutschland" den (nicht von ihm selbst gebrauchten) Reim: Lerche und Berge, und meint: „wer da einen bedeutenden Unterschied des Klanges finde, müsse feinere Ohren haben als andere Menschenkinder." — Wenn die Sachsen diesen Unterschied nicht erkennen, dann ist es freilich kein Wunder, daß sie oft für ächte Reime halten, die als solche durchaus verwerflich bleiben, selbst wenn man vorsichtiger ist, als Hr. Müllner, der in einer von seinen vielen Vorreden den Reim „Trug" und „genug" falsch nennt. Entweder spricht er die letzte Sylbe von „genug" kurz abgestoßen aus oder das g wohl gar wie ein leises k, da doch die Stammwörter „genügen" und „Genügsamkeit" hinlänglich über die Aussprache belehren.

Hr. Gutmuths hat in seinem Büchlein: „Kurzer Abriß der deutschen Gymnastik" zehn Gebote der Leibeszucht aufgestellt. Das zehnte heißt: „Du sollst die Erziehung des Leibes nicht treiben auf Kosten der Bildung des Geistes und deiner Pflicht, damit du nicht leibesstark und geistesschwach seyest, wie Einer, der nur Gefallen hat an der unvernünftigen Stärke des Rosses. Was ist das? Du sollst nicht vergessen, daß der Geist der eigentliche Mensch ist, daß seine Entwickelung über der leiblichen steht. Darum sollst du der geistigen Bildung nicht die Zeit stehlen für die leibliche, sondern in dieser thun, was Recht ist und die Zeit weislich gebrauchen und eintheilen, auch kein Geschäft darob versäumen." So könnte man sich das Turnen gefallen lassen; doch niemals soll man vergessen, der Jugend zu sagen:

„Bist für den Körper du auf Pflege gern bedacht,
So sorg' auch, daß dein Geist der Pfleg' ihn würdig macht!"

Fr. Wendel.

Allegorie.

Der Marder fraß den Hahn, der Fuchs den Marder auf,
Der Wolf den Fuchs — das ist der Weltgeschichte Lauf.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Am 4. Oktober, dem Namensfeste unseres geliebten Monarchen, wurde in der Vorstadt Leopoldstadt die „erste österreichische Sparkasse" mit einem feierlichen Hochamte, in Gegenwart des Hrn. Erzbischofs Fürst v. Hohenwart, des Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Reichmann, der 50 Glieder des Vereins und einem zahlreichen Publikum, eröffnet. Vor demselben hielt der würdige Pfarrer J. Weber (der zur Entstehung des Instituts thätig mitwirkte), eine passende Rede, worin kurz und bündig der Zweck und Werth dieser Anstalt erklärt wurde. Der Andrang der Einlegenden war außerordentlich. Von diesem Tage an steht die Kasse jeden Dienstag und Freitag offen. Der Verein verpflichtet sich für die Sicherheit der Einlagen, er wird sie fruchtbringend verwenden, mit 4 pro Cent verzinsen und auf jedesmaliges Verlangen ganz oder theilweise heraus zahlen. Die Gesellschaft besteht aus 50 Mitgliedern, die zur Begründung eine Summe von 10,000 fl. in 5 pro C. auf Conventions-Währung lautende Staats-Obligationen einlegten. Diese 50 haben unter sich einen Ausschuß von 25 erwählt, der aus seiner Mitte eine Direktion nieder setzte, bestehend aus 2 Ober-Vorstehern, 4 Vorstehern sammt 2 Ersatz-Männern, welche die Kassa-Verwaltung führen. Die Controlle ist 4 Curatoren vertraut; diese leiten das Ganze und versehen ihre Dienste unentgeldlich, unter ihnen stehen 6 besoldete Beamte. Die geringste Einlage wird mit 25 Kreuzer Convention oder 1 Gulden 15 Kr. W. W. angenommen. Die Zinsen sind monatlich zu erheben und werden im Nichterhebungsfalle zum Kapital geschlagen. Möge Gott dieser Stiftung seinen Segen verleihen! — In einem Gelegenheits-Gedicht, von Joh. Langer, heißt es von dieser Anstalt:

> Das Reich der Preußen und der Britten
> Erhob dies Liebeswerk zur That;
> Ein Hoffnungsstrahl für Fleiß und Sitten,
> Ein Segensquell für Volk und Staat.
> Und fünfzig Glieder sind gefunden,
> Die sich, nicht geizend nach Gewinn,
> Zur heil'gen Sache eng verbunden,
> Mit deutscher Kraft, mit deutschem Sinn:
> Daß einst, was kühn durch sie entstanden,
> Wenn längst ihr Herz die Erde deckt,
> Aus ihrem Bund nach allen Landen
> Die Zweige segenspendend streckt.
> Und gründen wollen sie den Bronnen,
> Wo Jeglicher — vom Kinde an —
> Was er durch Fleiß und Müh' gewonnen,
> Fruchtbringend sich bewahren kann;
> Denn ewig herrschet wohl der Friede
> In diesem wahren Gotteshaus;
> Die Klugheit breitet die Aegide,
> Die Liebe ihre Flügel aus!

— Die in diesen Blättern schon gerühmte Mad. Feron, erste Sängerin der königl. italienischen Oper zu Paris, und Herr Puccitta, Kapellmeister der beiden königlichen Theater zu London und Paris, haben zwei Conzerte im hiesigen Redouten-Saale und vier im Theater an der Wien mit außerordentlichem Erfolg gegeben. Es ist schon so viel zum Lobe dieser Sängerin gesagt worden und auch diese Blätter haben bereits ein günstiges und umfassendes Urtheil über sie gefällt; ich darf also hierüber nicht weitläufig werden. Mad. F. vereint mit der Höhe, Gewalt, Fülle und Gewandtheit einer Catalani das Gefühl, die weibliche Grazie, das Seelenvolle unserer Grünbaum. Mad. Catalani konnte uns wohl staunen machen, wir mußten sie bewundern, aber wir blieben kalt; und wo das Herz nicht zum Herzen spricht, da hat die Kunst ihre Sonnenhöhe noch nicht erreicht. Diese Forderungen erfüllt Mad. Feron; sie steht daher, meiner Einsicht nach, dadurch wenigstens über der zuviel gepriesenen sogenannten Nachtigall Europa's. — Von zwei aus dem Französischen übersetzten Duodez-Stückchen: „Margarethe", Operette mit einer lieblichen Musik des Frhrn. v. Lanoy, und „die Papageye", Lustspiel, hat nur das letzte gefallen, wozu das Spiel unserer gemüthlichen Botta und des Hrn. Neubruck gewiß das Meiste beitrug. Die „Sage vom Spinnenkreuze am Wienerberge" hat an Hrn. A. Kanne einen neuen, jedoch nicht glücklichen Bearbeiter gefunden; vorzüglich ist jedoch das damit verbundene Vorspiel „das Lösegeld". Es hatte aber, trotz der vorgenommenen Abänderungen und den Bemühungen des Hrn. Heurteurs, keinen Erfolg. — Besser gefiel Hrn. Schmidt's historisches Schauspiel „Johann Vasmer, Bürgermeister von Bremen" (dasselbe Süjet ist schon früher als Tragodie über die National-Bühne gegangen und hat nicht angesprochen). Unstreitig hat das kräftige Zusammenwirken des Künstler-Personals die ausgezeichnete Aufnahme dieses Drama's bewirkt. Man ist verlegen: wem von den Dreien — Hrn. Rüger und Heurteur und Demoiss. Resch — der Preis gebührte. — Auch Rossini's Oper „der Barbier von Sevilla" ist in einer mittelmäßigen deutschen Uebersetzung daselbst gegeben worden. Rossini's Musiken haben alle dieselben Fehler und Tugenden. Modern, schimmernd, melodienreich, angenehm, wissen sie den Zuhörer zu fesseln; und so vergißt man die Unart des Compositeurs, der mitunter Andere, am liebsten aber sich selbst wiederholt. — Hr. Jäger (Graf Almaviva) schreitet immer mehr auf der Bahn der Vervollkommnung vorwärts, und bald wird auch an seinem Spiele nichts Mangelhaftes zu rügen seyn. — r.

Bei Gelegenheit der bevorstehenden Verheirathung Ferdinands VII. zirkulirt in Spanien folgendes, von der Constitution an den König gerichtetes Verschen:

> Der Nichte war'st Du einst vermählet,
> Dann nahm'st Du die Cousine Dir;
> Jetzt hast Du eine Sächsin Dir erwählet:
> Da nie die Lust Dir zur Vermählung fehlet,
> Warum versagest Du allein sie mir? (Indep.)

Vor etwa 20 Jahren ward einmal der Kirchhof St. Sulpice in einen Tanzsaal verwandelt, und zwar ließ man die alte Inschrift: „Has ultra metas requiescunt beatam spem expectantes!" und setzte dicht dabei auf einem Transparent hinzu: „Bal des Zéphyrs". (Independ.)

Unter einer Bildsäule, welche die Toulouser Ludwig XIII. errichtet, liest man die Worte: „Dem Sohn des besten Vaters, dem Vater des besten Königs!" — Ludwig XIII. ist mithin sehr glücklich, einen Vater und einen Sohn gehabt zu haben! — sonst würde man ihm schwerlich Anspruch auf National-Erkenntlichkeit zugestehen. (Independant.)

Die Gattin des ehemaligen französischen Senators Debelay d'Agier hatte bei ihrem Tode ihr ganzes Vermögen dem Hospitale von Romans vermacht. Ein königlicher Befehl hat indeß erkannt: daß theils in einer Monarchie den Familien ihr Patrimonium nicht entzogen werden kann, theils daß kein Hospital mehr Dotationen annehmen soll, als es zu seinem Verbrauch bedarf; das zu Romans demnach nicht über 30,000 Franken. (Gaz. d. Fr.)

Der französische König Franz I. war unstreitig einer der grausamsten Wütheriche gegen die sogenannten Ketzer. Ihre Bestrafung ward eine förmliche Hof-Unterhaltung! — und um dieß Vergnügen recht in die Länge zu ziehen, befahl Franz, eine besondere Maschine zu erfinden, welche Estrapade hieß, und darin bestand: daß der unglückliche Verurtheilte daran befestigt und im Herumdrehen immer durch einen brennenden Scheiterhaufen geschleppt ward, bis er nach und nach unter den gräßlichsten Martern starb. Diese Grausamkeit veranlaßte sämmtliche protestantische Fürsten Deutschlands, ihn deswegen zur Rede zu stellen, und er erwiederte auch darauf sehr gütig: er werde von nun an keinen deutschen Ketzer mehr, sondern nur Franzosen in der Maschine anschließen lassen. (Constitut.) Es ist ein Wunder: daß dieser Franz um solcher Heldenthat willen nicht wenigstens der Heilige genannt wird!!

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 22. Oktober. 172stes Blatt.

Des Dichters Ziel.

(Prolog zu dem dänischen Roman: „Othar von Bretagne" *)
von M. C. Hansen.)

Ihr, Gemüth und Harfe, seyd
Wunderbar gestimmt dem Sänger,
Bleibet im Accord entzweit,
Ob ihm bang' auch wird und bänger.

Ihm erscheint der Seele Loos —
Die im Staubesfesseln schmachtet —
Eingegrenzt von nächt'gem Schooß:
Wie sie hofft und fühlt und trachtet.

Wenn er starr dies Bild beschaut,
Läßt die Harf' er schaurig klingen,
Nicht verstehend Ton und Laut —
Die ihm doch zum Herzen dringen.

Wie im aufgeregten Meer
Wellen hoch an Klippen stöhnen,
Wirbeln Melodieen her,
Die in tiefen Räthseln tönen.

Doch ein Grundton ziehet klar
Auch durch brausend Klanggewimmel;
Faßt er diesen licht und wahr,
Trägt ihn inn'rer Glanz zum Himmel.

Frieden folgt des Kampfes Wuth,
Ruh' auf Sturm und Thau auf Schwüle;
Frisch, nach heißer Tagesgluth,
Rinnt der Strom in Abendkühle.

Ach! der Mensch im Lebensdrang
Ueberhört die Friedens-Mahnung;
Daß er oft sie von sich zwang,
Sagen spät ihm Schmerz und Ahnung.

Doch wenn er, befleckt von Schuld,
Innig zum Gebet sich wendet,
Ist's, als ob ein Wort voll Huld
Ihm entschwund'ne Kindheit sendet.

Ja, die Gnade endet nicht,
Und ein Heiland wacht im Leben;
Schwindet Daseyn uns und Licht,
Kann ein Strahl uns aufwärts heben!

Dies war, was der Dichter sah;
Kühn ließ oft die Harf' er klingen,
Und in Schuld der Hölle nah,
Wollten ihm die Saiten springen.

Doch er sang, vom Weh durchhallt,
Ob es wogte, ob es schreckte,
Bis der Hoffnung Allgewalt
Milden Klang und Thränen weckte.

Lauscht dem Sänger in Geduld!
Graut euch bei des Lieds Beginnen,
Wird doch Mißklang, Leid und Schuld
Einst im Licht-Accord verrinnen.

Fr. Lenburg.

*) Nachdem ich die, von bedeutsamen Talenten zeugende Uebersetzung dieses, in Dänemark sehr beliebten Romans — dessen religiös-romantische Tendenz schon der Prolog ausspricht — im Manuscript gelesen habe, darf ich der Lesewelt ein sehr interessantes Werkchen ankündigen; ein Verleger dazu wird sich um so eher finden, da es, durchaus im edleren Geiste der Zeit, gewiß schon deshalb vortheilbringend ist. — Auch, aus dem trefflichen Romane selbst werde ich nächstens ein Bruchstück mittheilen. Gs.

Die Gelübde.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Abend, nachdem die Freunde versammelt waren, begann der Doktor L... also: „Ich will

nicht erst eine weitläufige Vorrede über das Märtyrerthum halten, von dem meine Geschichte erfüllt ist, nicht Scenen aus derselben zitiren — die eigentlich ganz dazu geeignet sind, das Herz zu erheben und für die Menschenliebe zu gewinnen — sondern die selbst erlebte Begebenheit einfach schildern, welche vielleicht Ihren Beifall findet, ohne daß sie Ideale zeigt, die häufig genug in der Romanen-Welt erscheinen. Erwarten Sie aber auch keine Pudel-Natur, die, nachdem ihr Herr sie mit Füßen getreten, dennoch wieder kommt und ihn liebkoset; diese Wegwerfung des Herzens war mir immer das Verächtlichste, was ich von Menschen mir denken konnte; denn solche Treue streitet mit der Vernunft und dem besseren Selbst und ist auch zum Troste jedes Edeln im Leben selten zu finden. — Doch zur Erzählung:

In R... lernte ich zwei Freunde kennen, die gegenseitig durch Achtung und Liebe sich in ein so zartes Verhältniß gestellt hatten, als zwischen Jüngling und Mädchen, in der Grenze von gegenseitiger zärtlicher Behandlung und Beachtung jedes leisen Wunsches, nur irgend möglich wäre. Einer war des Andern Genius im Leben, Beide vereinigten sich, um einander Alles zu seyn und mit Aufopferung und zuvorkommendem Wesen das Leben sich zu verschönen. — Beide machten den Befreiungskrieg Deutschlands vom fremden Joche als Freiwillige mit, und baten es bei ihrem Chef sich aus: stets beisammen bleiben zu dürfen, wo es irgend möglich sey, damit sie gemeinschaftlich die Bürde trugen, die ihnen das Verhältniß auflegte. Der Commandant ehrte sie hoch, da sie durch ihr musterhaftes Betragen und ihre Unerschrockenheit sich sehr auszeichneten; er gewährte ihnen daher gern diesen Wunsch, und bald empfahl er Beide zu Offizieren. Doch sie lehnten diese Auszeichnung bescheiden ab: da sie dann öfter getrennt würden und sie die militairische Laufbahn, nach Beendigung des Krieges, zu verlassen fest gesonnen wären. So trugen sie die Lasten und Beschwerden des Krieges gemeinschaftlich, erwarben sich gleichen Ruhm, und Beide schmückte das Kreuz als Zeichen ihrer Tapferkeit. — Der Tod hatte sie verschont, kein Umstand sie getrennt, denn glücklicher Weise war der Eine nur so leicht verwundet gewesen, daß er auch da nicht Ursache gehabt hatte, sich von seinem Freunde zu entfernen — doch was der Krieg mit seinen Schrecknissen nicht konnte, das vermochte die Liebe. — Bei der Rückkehr aus dem Kampfe in ihre Vaterstadt empfing die Söhne derselben, aus welchen größtentheils ihre Compagnie bestand, der laute Jubel des Volks und die Dankbarkeit der Behörden; und zarte, einfach geschmückte Jungfrauen reichten ihnen die Lorbeerkränze, die sie sich so schön erworben hatten. Da ruhten die Blicke der beiden Freunde auf der lieblichen Tochter des Bürgermeisters, Emma, welche, hold erröthend, mit sittigem Anstand sich nahte und ihnen die Kränze bot. Ihr herrliches Aeußere, ihre himmlische Unschuld und Unbefangenheit bezauberte die Jünglinge; Beide entbrannten für sie und überließen sich sorglos den süßen Eindrücken. Auf dem Ball, den die Stadt den Zurückgekehrten gab, sahen sie die Holde wieder; Amor, geschäftig im leichten gaukelnden Spiel Terpsichore's, verband sich, ihre Herzen zu verwunden, so daß Jeder für sich, betäubt von dem Zauber der Liebe, sie zur Auserwählten seines Herzens erkohr und sich beeiferte, die Liebliche zu gewinnen. Emma sah die beiden Jünglinge mit heimlicher Freude; ihr Herz neigte sich mehr zu Wilibald, dem feurigen kühnen Stürmer ihres Herzens, indeß Cuno nur wagte, seine brennenden Blicke in der Ferne auf sie zu heften und sein Herz im Stillen ihr zu verehren. Cuno bemerkte bald, welchen Eindruck seine Erwählte auch auf Willibald gemacht habe; er fühlte sich stark genug, seiner Hoffnung zu entsagen und dadurch seinen Freund zu beglücken; doch zu sehr hatte ihn der Pfeil getroffen, als daß er, ungeachtet der heißen Liebe für seinen Freund, sich eines wehmüthigen Gefühls hätte erwehren können. Wilibald erzählte ihm von seinem Glück; wie sehr er Emma liebe und wie er glaube, von ihr wieder geliebt zu werden; so riß er die Wunde des Freundes nur noch schmerzlicher auf. Cuno verschwieg ihm sein Leid, zwang sich zur Heiterkeit und wagte es sogar, mit ihm in Emma's Gesellschaft zu seyn; auch gelang es ihm bei ihrem Anblick und in ihrem Umgange weit besser, seiner Liebe und der Holden zu entsagen, da er Zeuge war von dem Glück, das Wilibald zu genießen schien; in einsamer unbeobachteter Stunde aber ergriff ihn der Verlust um so schmerzlicher, und der Kampf mit der Pflicht der Freundschaft und der Liebe ward zu stiller Schwermuth, die endlich dem jetzt so glücklichen Wilibald nicht entgehen konnte. — Eines Tages überraschte dieser seinen Freund, wie er einsam und wehmüthig in dem Garten, der dem öffentlichen Spaziergang gewidmet war, saß und mit seinem Stock ein E in den Sand zeichnete; heftig erschrocken verwischte Cuno schnell das verrätherische Zeichen seines Herzens und sank seinem Freund sanft weinend an die Brust. Wilibald hatte ihn durchschaut; ein plötzlicher Gedanke, seinen Freund zu retten und zu beglücken, stieg in ihm auf; doch ohne etwas davon zu verrathen, sagte er: Du bist wohl krank, was ist Dir? — Nichts, lieber Freund! erwiederte Cuno; Du weißt, meine Mutter ist unwohl, eine mir unerklärliche Angst bei der Vorstellung: die Gute jetzt vielleicht zu verlieren, bemächtigte sich meiner und stürzte mich in die Stimmung, in der Du mich fandest; doch jetzt lächle ich selbst darüber, da die Gefahr noch gar nicht so nahe ist, als ich sie träumte; Deine Gegenwart verscheucht die finsteren Bilder. — Arm in Arm gingen

sie fort, da begegnete ihnen in einem andern Gange die holde Emma. Willibald redete sie an und im sinnigen Gespräch lustwandelten sie zusammen; Willibald sah die verstohlenen glühenden Blicke, die Cuno auf Emma warf, und unter dem Vorwande: daß er ein wichtiges Geschäft zu besorgen vergessen habe, entfernte er sich, um die Geliebte mit seinem Freund allein zu lassen. Cuno genoß eine beseligte Stunde in ihrem Umgange, ohne daß er ahnete: warum sein Freund sie verlassen habe. So veranstaltete von nun an Willibald stets, wo es sich thun ließ, ihre Zusammenkünfte, erhob Cuno bei Emma durch lautes enthusiastisches Lob seines edlen Herzens, erzählte ihr die Opfer und die Beweise von Freundschaft, die er gezeigt und dargebracht habe, und suchte auf jede Weise sie für ihn zu gewinnen.

(Der Schluß folgt.)

Die rothe Nelke.

Es giebt recht stattliche Herren, welche im linken Knopfloche zuweilen eine rothe Nelke oder sonst eine rothfarbige Blume zu tragen pflegen, um — wenigstens in den Augen der Kurzsichtigen für Ordensritter zu gelten. Darüber muß man nun allerdings lachen, denn was frommt ein Zeichen, das nur von ferne, auch nur bei Kurzsichtigen, für ein Ehrenzeichen gilt! — Wenn aber so manche stattliche Herren anderer Art durch hingeworfene Floskeln der Welt glauben machen wollen: daß sie Ritter des gelehrten oder moralischen Verdienst-Ordens seyen, tragen sie dann nicht die rothe Nelke im Munde, welche jene im Knopfloche haben? — und sind, bei Lichte besehen, nicht so manche hochgepriesene Thaten und schönklingende Worte dergleichen rothe Nelken?!

Richard Roos.

Anekdoten.

Daß Müchler's „Anekdoten-Almanach" auch im neuesten Jahrgange für 1820 (Berlin, bei Dunker und Humblot) zu empfehlen ist, mögen folgende, aus dem reichen Vorrath flüchtig ausgewählte Anekdoten darthun:

Man fragte einst Joseph II.: was er von dem Kriege der Amerikaner wider England dächte? — „Mein Stand erfordert es," erwiederte er, „ein Royalist zu seyn!"

Dem Grafen Bathurst sagte ein Parlaments-Glied: „Heute ist die Nation zu Grunde gerichtet worden." — „Das kann nicht seyn!" antwortete der Graf, „denn vor 15 Jahren hab' ich in der schönsten Rede bewiesen, daß es damals geschehen sey."

Ein armer Teufel hatte unter Ludwig XV. eine sehr heftige Diatribe wider die Regierung drucken lassen. „Zum Henker!" rief er aus, „schon acht Tage sind verflossen, man holt mich noch nicht in die Bastille ab und morgen soll ich meine Miethe bezahlen!"

Bei den Wahlen der Abgeordneten zu den Kammern in Frankreich fragte ein Bürger in Paris: was denn die Worte „Ministeriell" und „Independent" eigentlich sagen wollten? — „Ministeriell", erwiederte Jemand, „heißt: ich habe eine öffentliche Anstellung; Independent: ich suche eine.

Der Graf von Chatham fragte einst den Dr. Henniker: wie er den Witz erklären würde? — „Milord!" antwortete der Doktor, „Witz ist, was eine Pension für Ihren unterthänigen Diener seyn würde; ein gut Ding an seiner rechten Stelle."

Im Jahr 1816 forderte Jemand in Paris in einem Buchladen ein Exemplar der Constitution vom Jahr 1814. — „Mein Herr!" entgegnete der Buchhändler, „ich führe keine periodischen Blätter."

Es wurde einem Vezier der Vorwurf gemacht: daß er nicht Festigkeit des Charakters besäße. — „Eben deshalb hab' ich mich so lange auf meinem Posten erhalten!" sagte er. „Ich bin nun sechzig Jahr alt; meine Zähne, welche hart waren, sind fast alle ausgefallen; meine Zunge aber, die nicht so hart war, hab' ich ganz behalten."

Platner zu Leipzig definirte einen Bürgermeister folgendermaßen: „Es ist ein Mann, welcher einen Faden durch die Haarbeutel der Rathsherren gezogen hat, daß sie nicken, wenn er daran zieht."

Anklänge.

84.

Gott sieht nur das Gute an,
Abhold ist sein Blick dem Bösen;
Darum wird auch Böses dann
Sich nur schwer vom Fluch erlösen:
Gottes Blick macht froh und rein,
Sünd'gem muß er ferne seyn.

85.

Hohes ist der Väter Glauben,
Und ein Sohn, der ihm entsagt,
Muß den Vätern Ehre rauben,
Darum ehr' ich's, wenn er zagt.
Doch soll Wahn auch Keinen thören,
Wenn Vernunft die Bahn sich brach:
Lernt' ich auf Vernunft nicht hören,
Ist's ja auch den Vätern Schmach!

86.

Dem, der sich nicht schützen kann,
Dem vertraue Muth auch nimmer;
Schwache freuen sich am Schimmer,
Jauchzen laut den Retter an —
Doch bei seinem leichten Falle
Brechen gleich den Stab ihm Alle!

Ed Rolle.

Die vergessene Kunst.

Tausend Künste erfand der Witz, doch die beste von allen —
Kunst des Vergessens — nur sie fand noch kein Sterblicher aus.

G. W. Groke.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Herr **Krüger**, den wir vor etwa zwei Jahren unsere Bühne als Gast betreten sahen, ist nun als neues Mitglied auf derselben im „Leben ein Traum“ als „Sigismund“, als „Don Carlos“ u. s. w. so erschienen: daß man den Schauspiel-Freunden zu seiner Gewinnung Glück wünschen darf, da zu hoffen ist, daß die trefflichen Anlagen des jungen Mannes ihn nicht auf dem Punkte lassen werden, auf dem er sich jetzt befindet. Redet man von den Vorzügen des Besprochenen, so wird man zunächst auf eine angenehme Persönlichkeit geführt, wie sie unsere Bühne eben jetzt bedarf: da mehrere der männlichen Mitglieder das Aeußere des sogenannten Liebhabers mit dem des Mannes vertauschten; Hr. K. erscheint im eigentlichen Sinne des Wortes als **Jüngling**, und zwar als ein wohlgebildeter, frisch und kräftig; seine Sprachwerkzeuge lassen nichts zu wünschen übrig, der Ton ist rein, voll, wohlklingend und jeder Modulation fähig; in der Rede wie im Spiel erkennt man überall, daß er den Dichter verstand, bei der Auffaßung dachte, und das empfindet, was die Darstellung bezeichnen soll. Dies hat sich sowohl bei seiner Ausstellung des „Sigismund“ als des „Don Carlos“ im Einzelnen und Ganzen unzweifelhaft ergeben. Jene Eigenschaften — vorzugsweise die letzteren — stellen nun Hrn. K. als ausübenden Schauspieler auf einen ehrenvollen Standpunkt; seine Theilnahme, die Innigkeit, Wärme und Wahrheit verleihen seinem Vortrage diejenige Eigenthümlichkeit, welche man technisch „die tragische Kraft“ nennt. So gab er in beiden Darstellungen viele gute Momente und gelungene Scenen, welche von der Versammlung mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurden, was denn auch das Hervorrufen bekundete. Hat man jedoch der Vorzüge gedacht, so ist es auch noth, von den Mängeln zu reden und auf die kleinen Verirrungen zu kommen, welche störend wirken, die jedoch, wie zu hoffen ist, Hr. K. nur kennen darf, um sie allmählig von sich zu thun. Es begegnet nämlich jungen Schauspielern mit dem besten Willen und dem achtungswürdigsten Streben am häufigsten: daß sie im Spiele wie in der Rede durchaus **Alles** ausdrücken wollen, ehe sie sich überzeugen, daß dies **zuviel** gethan heiße. — „Da wird fast jedes Wort betont“ — sagt Iffland im Theater-Almanach vom J. 1808, Seite 68 — „jeder Accent mit scharfem Blicke geleitet, jeder Blick durch eine Miene verstärkt. Kommt nun gar noch die Anstrengung hinzu, dies Alles durch Bewegung der Arme, Hände — zu vermehren, so ist dies nicht nur **kein** Ausdruck, sondern die Menge der unnützen, gleichgültigen und gewohnheitsmäßigen Bewegungen eines Körpers, der **nie** Ruhe halten kann, verhindert alle Bestimmtheit und Klarheit des Ausdrucks, verwirrt und ermüdet. Aller Einverstand, die ganze, feine, schöne Telegraphie von Seele zu Seele muß aufhören, wo die Zeichen keine Bedeutung haben.“ — Dies ist zum Theil bei Hrn. K. der Fall, war es ganz besonders bei ihm im „Don Carlos“ in der Scene an Posa's Leiche. Hier mangelte die Grazie im Ausdruck, weil die ununterbrochene heftige Bewegung der Arme, welche die Luft durchschnitten, ein **Zuviel** bekundeten. Eben so geschieht es ihm (als „Sigismund“) mit der Deklamation; es wird der Ton zur Ausmalerei zu sehr gebraucht, deshalb klingt jede sanfte Stelle süßlich und manierirt. Ferner führt in dieser Rolle sein Streben, sich da, wo er als Prinz im Palast des Vaters erscheint, anständig und fein zu bewegen, ihn zu weit; sein Schritt wird zu gezirt, indem er sich dem Balletschritt nähert; in Auftritten von Gewicht soll jede Bewegung Bedeutung haben, auf dem Ganzen aber der Stempel der ruhigen Wahrheit stehen. — Endlich bedient er sich zur Verstärkung des Ausdruckes der Gesichtssprache zu sehr. Ueberladung dieser Hülfe führt leicht zur Verzerrung, und hindert die Seelensprache, statt sie zu fördern. Durch diese Dinge kommt zu sehr Unstätigkeit und Gezwungenheit in die Darstellung, und Wahrheit und Bestimmtheit entweichen. Die ruhige Sicherheit aber und der würdige Anstand sind die leuchtenden Siegel am Diplom wirklicher Künstler auf der Bühne; gefällige Wahrheit überzeugt, dahin suche Hr. K. zu gelangen, und diesen Zweck erreicht man am sichersten durch die einfachsten Mittel. Die **Effektspielerei** — an der so mancher Gefeierte leidet! — ist wirklich Spielerei; freilich klatschen dabei die Spektakelsüchtigen, aber die Häupter der Kenner bewegen sich im grausen Schütteln. Hr. K. werfe das bezeichnete **Zuviel** im Ausdruck hinter sich, und er nähert sich der Vollendung; er eigne sich **Ruhe** an, und die Liebe der Schauspiel-Freunde, die sich ihm bereits erwies, wird sich freundlich mehren. — Hr. **Freund**, vom Aachner Theater, hat den „Papageno“ in der „Zauberflöte“, den „Hausmeister“ im „Neuen Sonntagskind“, den „Igel“ im „Augenarzt“ und „Leporello“ im „Don Juan“ gespielt; jedoch ist es am besten, von dem Wie? — zu schweigen, denn die Mittelmäßigkeit auf der Bühne und die Tugend im geselligen Leben haben das mit einander gemein, daß man nicht viel von ihnen reden muß. K. St.

Eine junge Ultra aus der Provinz hörte kürzlich über die Volks-Unruhen zu Avignon, Toulouse und Nismes sprechen, wo bekanntlich Marschall Brune, General Ramel und General Lagarde ihr Leben einbüßten. „Nun,“ sagte sie, „was ist's denn? Allerdings ist einiges Blut dabei geflossen; aber wessen Blut? das eines kaiserlichen Marschalls, das von Emporkömmlingen unter den Generalen, das von Mamelucken und Protestanten — sonst aber doch von keinem bedeutenden noch vernünftigen Mann!“ (Const.)

Die Reformisten zu Leeds in England trugen unter andern eine Fahne mit folgender Zeichnung: Ein Mensch, in Lumpen gekleidet, mit einem Vorlegeschloß vor dem Mund, einer Fußkette, leeren und umgekehrten Taschen, und unter der Last einer schweren Bürde fast erliegend; auf der Fahne las man die Inschriften: „Schulden und Taxen!“ und weiter unten: „Seht, das freigeborne England!“ (Constitut.)

In dem Palast des Cardinals Fesch zu Paris soll jetzt ein „europäischer Versammlungsort“ angelegt werden. Derselbe besteht in einer Bibliothek, einem Conzert-Saal, einer Bilder-Gallerie, einem Ball-Saal, einem Kunst-Kabinet, einem Fechtboden, einer Sternwarte, einer Restauration, einem Kaffeehause mit einigen Billards, einer Anzahl Miethkutschen und einem Garten zu verschiedenen neuen Spielen und Erleuchtungen. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 23. Oktober. 173stes Blatt.

Berliner Kaleidoskop.

I. Conzert der Catalani.

The man, that has no Music in himself,
And is not moved with concord of sweat sounds,
Is fit for treason, stratagems and spoils.
Shakspeare.

Gerade an dies schöne Sprüchlein dacht' ich, als ich mich neulich auf den Weg machte, die Catalani zum letzten Male zu hören. Und wie es denn wohl zu geschehen pflegt, daß die beaux esprits sich begegnen, so hörte auch ich, indem ich in das Opernhaus einbog und in Gedanken über den Werth der Musik philosophirte, wie ein junger Incroyable seiner niedlichen Begleiterin, die am Arm ihrer Mutter vor mir her ging, recht zutraulich unter den Hut flüsterte: „Wissen Sie nicht, was Jean Paul sagt? „„Deine Zunge, grausame Tonkunst, zieht sich, wie die Löwen-Zunge, so lange kitzelnd und wärmend auf dem nackten Herzen, bis seine Adern bluten!““ — Der Mann, dachte ich, hat seinen Jean Paul inne und ging. Der Zufall brachte mich in eine Loge des zweiten Ranges, in die man etwa zwanzig Personen recht geschickt ein zu packen gewußt hatte. Zum Glück bin ich verhältnißmäßig so dick nicht, als ich alt bin, und fand noch ein erträgliches Mittelplätzchen zwischen zwei curiosen Figuren. Meinem Nachbar zur Rechten war ich sonst wohl schon begegnet: ein Mann von großem Gewicht — die unter ihm stöhnende Bank merkte es — hat er sich seit Kurzem noch obendrein als epitheton perpetuum den Raths-Titel zugelegt, und ist schon seit vielen Jahren ein wackerer Mitarbeiter — zwar nicht an gelehrten Blättern — aber an den meisten wohlbesetzten Tafeln Berlins. Die Römer nannten einen Leckerbissen, ein ganzes, mit andern Thieren gefülltes Schwein einen porcus trojanus *); mir fiel närrischer Weise just dies Bild ein, als ich auf das Monbijou, das Sans-Souci blickte, das mein Nachbar vor sich her trug. Er hatte diesen Mittag, wie er mir selbstgefällig erzählte, bei Jagor zugebracht, und griff eben in die Tasche, den Rest des Deserts zu Tage zu fördern, um welchen er sich der Sängerin wegen nicht gern wollte bringen lassen. Mit seiner wahrhaft philosophischen Ruhe contrastirte seltsam genug die quecksilberne Lebendigkeit meiner Nachbarin zur Linken, die sich mir bald als wahre lebendige chronique scandaleuse Berlins offenbarte. Ich hörte ihr geduldig zu und hätte gern noch mehr von ihr aufgefangen, wenn nicht die Ouvertüre es gehindert hätte. — Signora Angelika — die gegen den sie vorführenden, in seiner Devotion allzu diminutiven Regisseur ihre Grandezza allzu superlativ erscheinen ließ — sang delicat (diesen Witz warf ein Musensohn in die Loge), und mein porcus trojanus neben mir hatte, vielleicht um durch nichts abgezogen zu werden, nach verzehrtem Desert die Augen geschlossen, und nickte recht à tempo von Zeit zu Zeit, ob schlafend, ob der Sängerin beifällig — man weiß es nicht. Kaum war die zweite Arie geendet, und die hoch aufrauschende Wonne der Klatschenden wieder besänftigt, so entstand vor uns in der Loge ein Aufstand — im strengsten Sinne. Ein kur-

*) Wie das trojanische Pferd mit Menschen gefüllt war.

ges Brünettchen verlangte mehrmals heraus gelassen zu werden, und als man ihr die Unmöglichkeit vorstellte, rief sie nur noch lebhafter: „Denn kann ich mich nicht helfen, denn muß ich durchkraufen!“ *) — Und siehe da! zur Bewunderung unsrer Aller krabbelte Mademoiselle so rasch und so geschickt unter uns weg, daß sie in einer halben Minute zur Loge hinaus war. Daß es an gar mancherlei Deutungen dieses Räthsels nicht fehlte, läßt sich denken; bald aber zeigte sich die unerwartete, richtige. Ein sehr niedliches, recht elegant gekleidetes Blondinchen öffnete die Loge, und bat um Einlaß. Kaum war sie an den offenen Platz der Vorgängerin gelangt, so ermangelte meine chronique scandaleuse neben mir nicht, mich kichernd darauf aufmerksam zu machen: wie die beiden Damen auch den, in Berlin oft benutzten ökonomischen Kunstgriff, die Dukaten-Sängerin zu hören, gebraucht, und nun unter Firma: Ich und Compagnie, die Catalani gehört hätten. Diese seltene Liebe zur Kunst (oder sollt' es etwas Anderes seyn?) machte mich indeß doppelt aufmerksam für die Blondine. — Madam Catalani trat wieder hervor, und sang mit triumphirender Volubilität ihre Violin-Variationen. Rameau sagte einst: „Qu'on me donne la gazette de Hollande, et je saurai la mettre en musique!“ so ruft die Gepriesene mit diesen Variationen gleichsam dem Publikum zu: „Qu'on me donne des notes, et je saurai les chanter!“

Das Conzert war geendet. Alles drängte und stieß seinen Nachbar, um rasch nach Hause — oder zu neuen Genüssen zu eilen. Himmel! mein Blondinchen war und blieb allein. Wieland sagt: das vierzigste Lebensjahr sey das beste für's Erschaffen von Geisteswerken, und so möchte ich behaupten: das funfzigste sey das beste, um wieder — galant zu werden. Genug, ich dachte: „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, Arm und Geleit Dir an zu tragen?“ sagte auch etwas Aehnliches, und sie hing an meinem Arm. Auf dem weiten Wege bis zur Wilhelms-Straße mußte doch gesprochen werden, neugierig war ich ohnehin: wen ich eigentlich zu begleiten das Glück hatte, und so brachte ich das Thema auf die Biographie meiner Schönen. Mit zutraulicher Offenheit erzählte sie mir auch ohne Bedenken: wie sie vor einigen Monaten ihre begüterten Eltern in der Provinz verlassen habe, und nach Berlin gekommen sey, um sich hier — magnetisiren zu lassen. Sie habe noch neuerlichst so viel von großen Wundern und Wohlfahrt gehört, die der Magnetismus gerade in Berlin hervor gebracht, daß sie sich entschlossen habe, gegen ein lästiges Uebel — nach dessen Natur ich mich begreiflich nicht näher erkundigte — bei den Berliner Magnetiseuren Hülfe zu suchen. Leider! bin ich kein Arzt, und kenne den thierischen Magnetismus nur vom Hörensagen; ich hätte mich sonst in ein interessantes Detail mit ihr einlassen können: ob sie bloß gestrichen, oder massirt, oder calmirt würde? doch ich erkundigte mich nur nach der allgemeinen Wirkung und erfuhr zu meinem Leidwesen — denn schon nahm ich innigen Antheil an meiner lieben Begleiterin — daß sie noch keine sichtbare Veränderung wahrnähme, wie sie sich ausdrückte. — Unterdessen kamen wir an das Haus, welches mir meine Dame als ihre Wohnung bezeichnete, und ich wollte so eben mit einigen galanten Phrasen mich erkundigen: ob ich wohl nicht gelegentlich einmal wieder das Glück haben könne, sie zu sehen u. s. w., als eine Dame, die ich jetzt erst bemerkte und die im ersten Stocke im geöffneten Fenster über uns lag, herab rief: „Bist Du's, Luise? Nu, wo bleibst Du denn so lange?“ — „Ach Herr Je! meine Madahm!“ rief erschreckt mein Blondinchen und husch! war sie in's Haus, dessen Thür sie klirrend zuwarf. — Ich aber stand wie angedonnert! — T. B.

*) Berlinisch für kriechen.

Die Gelübde.

(Schluß.)

Doch Cuno konnte dies nicht entgehen, wie unabsichtlich sein Freund es auch anlegte; er sah, wie er mit Fleiß ein Verhältniß, das sich so glücklich für ihn gezeigt, störte und sich bemühte: ihn in Emma's Augen zu erheben; im Wettkampf der Aufopferung that er nun ein Gleiches, und wenn er mit Emma allein war, benutzte er die köstliche Zeit, um von den Vorzügen seines Willibald zu sprechen und ihr Herz ganz mit dem Freunde zu erfüllen. Emma erkannte den Edelmuth; sie schätzte den Jüngling hoch, doch ein leiser Zug von Einklang zog sie dennoch zu Willibald hin. Cuno wagte es, sie zu erforschen, da er wohl sah: daß sie ihm nur die Freundin, seinem Freunde aber die Geliebte war, und errang von ihr das Geständniß: daß sie gern eine Verbindung mit Willibald eingehen würde, da er ihr so täuschend entdeckte: daß er abreisen wolle, um seine Verbindung mit einer fernen Geliebten zu feiern. Im glühenden Eifer der Freundschaft vertraute er ihr Willibalds Liebe und bat sie, seinen Freund glücklich zu machen. — So verließ er sie mit Ruhe und Ergebung, da er die edle That vollbracht und jede leise Hoffnung für ihn nun verschwunden war. Er begab sich zu Willibald, der ihn zärtlich empfing und aus seinen leuchtenden Blicken etwas Ungewöhnliches vermuthete. Er glaubte: er käme, ihm sein Glück, seinen Sieg über Emma's Herz an zu kündigen; wie sehr mußte er daher erstaunen, als dieser zu ihm sprach: Schwöre mir, mein theurer Willibald, mir meinen Willen zu lassen und in nichts mich zu hemmen, was ich beginnen werde! — Willibald war überrascht, er entgegnete ihm mit liebreichen Worten: daß er nichts thun wolle, um ihn von seinem

Vorhaben, das ihm bis jetzt noch dunkel sey, ab zu leiten; dagegen werde er ihn aber nie überreden, einen Schritt zu thun, zu dem er ihn vielleicht durch sein Versprechen nöthigen wolle; Jeder habe seinen freien Willen. Unter dieser Bedingung gab er ihm das Gelübde. Cuno fuhr dann also fort: Nichts konnte uns bisher trennen, wir haben ausgehalten im Leben als Freunde, als solche wollen wir auch einst sterben; daher erlaube mir, mich auf einige Zeit von Dir zu trennen. Laß uns offen mit einander reden: Du wolltest Dein Herz von Emma los reißen, um mich glücklich zu machen, Du wolltest die Perle verschleudern, damit ich sie finden könnte; doch Emma hat mir gestanden: daß sie Dich liebt und eine Verbindung mit Dir ihr Glück sey; mir steht es demnach ausdrücklich zu, Dein Hoffen nicht zu stören. Nimm Emma und sey glücklich, ich bin es ja auch in Deinem Glück! Noch heute reise ich ab, um die Wunde, die ich Dir nicht verhehlen will, entfernt von Emma nach und nach zu heilen, das Schicksal wird gütig seyn und mir Stärke dazu verleihen! — Er sank weinend in die Arme seines Wilibalds, der betroffen erwiederte: Cuno, mich wirst Du nicht überreden, eine That zu begehen, die mir stets als Vorwurf die seligste Minute verbittern müßte; Du hast mein Versprechen, Dich in Deinem Vorhaben nicht zu hindern; aber ich entsage hiermit feierlich meiner Liebe, ich sehe Emma nicht wieder. Nichts soll unsre Freundschaft stören, ich bleibe in der Aufopferung nicht hinter Dir zurück, dies ist mein fester Wille! — Umsonst bat und beschwor Cuno seinen Freund, standhaft verweigerte er die Bitte: sich mit Emma zu verbinden, und nur noch verbrüderter schieden die Freunde. — Cuno reiste ab, mit zerrissenem Herzen, aber beruhigt. Er begab sich zu einem Oheim, der mehrere Meilen von dem Ort entfernt war und der ihn längst zu kennen wünschte. Da er aber nach mehreren Monaten von seinen Eltern die bestimmte Nachricht erhielt: daß Wilibald, seinem Vorsatz getreu, Emma nicht wieder gesehen und sie in eine sehr wehmüthige Stimmung dahin gesunken sey, da glaubte er einen Gewaltschritt thun zu müssen; er bat um die Hand der Tochter seines Oheims, ein liebliches Geschöpf, die es wohl endlich dahin bringen konnte, sein Herz für sich zu gewinnen, da sie selbst im Geheim ihn liebte. Seine Eltern gaben ihre Einwilligung, und als die Verlobung geschehen, reiste er mit ihr in seine Vaterstadt, um sie ihnen und besonders seinem Freunde als seine künftige Gattin vor zu stellen. Er bat, er beschwor Wilibald nochmals, sich mit Emma zu verbinden, der endlich, da er seinen Freund so fest entschlossen sah, ihm das Göttliche seines Opfers nun auch empfinden lassen wollte. Er willigte ein und an einem Tage wurden die Paare verbunden. — Doch Cuno wagte es nicht, um seine und seiner Gattin Ruhe willen, in seiner Vaterstadt zu bleiben; er reiste sogleich wieder ab, um einige Jahre in dem Hause seines Oheims zu verleben, seinen stillen Schmerz zu lindern, seiner Gattin aus Pflicht ganz an zu gehören und Emma zu vergessen. Seiner großen edlen Seele gelang es, da besonders durch holde Kinder die Bande an seine Gattin, die ihn unaussprechlich liebte, noch fester geknüpft wurden. So kehrte er im vergangenen Jahre und nach dem Tode seines Oheims in die Arme seines Freundes und seiner Eltern zurück. Glücklich in gegenseitiger Liebe und Freundschaft leben die Freunde beisammen, und Emma wiegt oft die holden Kleinen Cuno's auf ihren Knieen, indeß Cuno's Gattin Wilibalds kleine Emma an ihr Herz drückt. — So viel vermag innige Freundschaft!"

„Sie haben Ihr Versprechen gelöst, lieber Doktor!" sprach der Professor — und die erheiterte Gesellschaft stimmte laut in diesen Ausruf. **Eduard Müller.**

Fündlinge.

Als Helvetius starb, schlug ein Wortspieler die Grabschrift vor: „Ci-git, qui a rendu l'esprit."

Zu giftig ist das Epitaphium eines französischen Dichters auf **Voltaire**, welches deutsch etwa so lauten möchte:

Dem Glauben, dem Gesetz, der Tugend widerstrebte
Voltaire — sein erhabenes Genie,
Mehr schöner Geist. Er starb so, wie er lebte,
Bedeckt mit Ruhm und Infamie.

Kaiser Theodosius IV. ließ auf sein Grab lakonisch und treffend setzen: „Sanitas."

Möchten sich die eitlen Kritikaster, die in unsern gelehrten Blättern bramarbasiren, wohl merken, was **Küttner** in seiner Reise vom großen **Klopstock** sagt: „Er ist im Umgange ohne **Anmaßung**; seine **Urtheile** sind bescheiden, und bei jeder **seiner** Meinungen zeigt er Achtung für die **ihrige**."

Ein scherzhafter Philosophus setzte allezeit drei Hüte auf. Wenn ihm Jemand von **geringem Stand** begegnete, so nahm er nur einen Hut ab; kam Einer von **mittlerem** Stand, so zog er zwei, und endlich vor einem **Vornehmen** alle drei Hüte ab. (S. Ceremoniel derer Hutmacher u. s. w. 1712.) **Haug.**

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Ich will lieber unter einem mächtigen Blutsauger, als unter tausend kleinen Blutigeln leben. Raynal.

Entfloh das Gute, bliebe Böses stehn, so mußte ja die Welt schon längst vergehn. Cervantes.

Nur der wird geblendet und getäuscht, der es seyn will. Maimon.

Laßt uns immer Gutes thun; es ist bei Menschen selten, bei Gott nimmer vergeblich. Frau v. Aubigne.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Noch etwas über die diesjährige Kunst-Ausstellung in Dresden. Seit einigen Jahren wird die jährliche Kunst-Ausstellung, die früher in dem unfreundlichen März statt fand, am 3ten August eröffnet, und auf dem anmuthigen Brühlichen Wallgarten fehlt es nie an Lustwandlern, welche die reizenden Naturbilder, die hier den Blick fesseln, auf Augenblicke verlassen, um den nahen Ausstellungs-Saal zu besuchen, der bis zum 19ten September geöffnet war. Das Verzeichniß gab 576 Stücke an; aber freilich **nur** das Verzeichniß, nicht der Saal. Es ist eine alte Unart bei uns, den Saal zu öffnen, das Verzeichniß der versprochenen Bilder aus zu geben, und wenn die Beschauer kommen, sie leere Wände, oder statt der Bilder stellvertretende Rahmen finden zu lassen. In diesem Jahre war dies in der That zu auffallend, und selbst in der dritten Abtheilung, wo die Arbeiten der Professoren und Akademie-Mitglieder ausgestellt werden, sah man in der ersten Zeit nur wenige Bilder. Es ist Niemand, weder Lehrer noch Zögling, verpflichtet, etwas zur Ausstellung zu liefern, und das ist recht; aber man mache doch die Anordnung, nur bis zu einem bestimmten Tage vor der fest gesetzten Eröffnung Beiträge an zu nehmen. Auf das Gesetz werde streng und **ohne Ausnahme** gehalten; die Ordnung wird zur Gewohnheit werden, und der Beschauer, der am bestimmten Eröffnungstage kommt, keinen Grund zu gerechter Beschwerde haben. Aber bei der tadelhaften Nachsicht, die auch in diesem Jahr waltete, wird der Fremde, der den Saal in den ersten Tagen besuchte, mit sehr getäuschten Erwartungen ihn verlassen haben. Und das ist wirklich schade, da man später, als sich der ganze Ertrag übersehen ließ, auch diesmal ein wackeres Streben unter den Kunst-Jüngern bemerken und treffliche Leistungen der Meister sehen konnte. — Wie verlautet, wird künftig auf strengere Ordnung gehalten werden. Später geleistete Beiträge möge man dann in einem Nachtrage zu dem Verzeichnisse aufnehmen, wie auch in diesem Jahre einer erschien, der 67 Nummern zählte. Der Ertrag des geringen Legegeldes war zeither überhaupt den hiesigen Armen gewidmet, diesmal ist ein Theil davon auch für dürftige Künstler, so wie für die Wittwen und Waisen der Künstler, bestimmt. — Wir treten nun in den Saal, der aus verschiedenen Abtheilungen besteht und sehen auf den ersten Blick, daß der Ort für diesen Zweck sehr unglücklich gewählt ist. Viele Bilder hängen in schlechtem Lichte; nur wenige Plätze können hier überhaupt ein günstiges Licht geben, und in einer Abtheilung, welche die Arbeiten der untersten Klassen der Kunstschule enthält, ist vollends trübe Dämmerung. Man hat schon längst einen günstigeren Saal gewünscht, und ohne Zweifel würde sich wohl ein passender Raum — warum z. B. nicht in dem schönen Saale auf dem Brühlichen Garten, der eine kleine Gallerie, vorzüglich von Canaletto's und Thiele's Landschaften enthält? — finden lassen. Die zweite Bemerkung, die wir bei flüchtiger Uebersicht machen, verhütet falsche Schlüsse, wozu man leicht verleitet werden konnte, wenn man die Zahl der Gegenstände, die als ausgezeichnet genannt werden, mit der Gesammtzahl des Verzeichnisses vergleichen wollte. Unter dieser Zahl, von mehr als 640 ausgestellten Gegenständen, sind nicht nur die Arbeiten von einheimischen Künstlern und Kunst-Jüngern, sondern auch der Ertrag der Kunstschule zu Leipzig und der Zeichnungs-Schule zu Meißen, ferner selbst Vorschriften und Zeichnungen aus einigen öffentlichen Schulen in Dresden und auch verschiedene Gegenstände des mechanischen Kunstfleißes und der sächsischen Industrie begriffen. Keinesweges sey dies tadelnd erwähnt, es ist vielmehr recht löblich: daß hier jeder Kunstfertigkeit, selbst wenn sie mehr in das Gebiet gewöhnlicher Gewerbsamkeit gehört, Gelegenheit gegeben werde, ihre Fortschritte zu zeigen, so lange es nicht für Gegenstände vaterländischen Gewerbfleißes eine eigene Ausstellung giebt, was wohl zu wünschen wäre. Die nächste Frage des fremden Beschauers ist: ob mit der Ausstellung eine Preisbewerbung verbunden sey? Nur dadurch, wird er meinen, erhalte eine Kunst-Ausstellung erst Bedeutung; nur dadurch entstehe eine lebhaftere Theilnahme bei dem Beschauer, nur dadurch eine, den Künstler, den Beschauer und den Preis-Richter wohlthätig anregende, Kunstsinn und Geschmack bildende Wechselwirkung, wenn der Wettkampf unter den Augen des Publikums geführt wird. Vor einigen Jahren ward ein zweckmäßiger Entwurf dazu gemacht, wobei die Einrichtung anderer Akademieen, welche Preis-Bewerbungen eröffnete, zum Muster genommen wurde. Unstreitig können auf diese Weise die Lehrer dem Studium der Kunst-Jünger eine heilsame Richtung geben, oder falschen Richtungen vorbeugen, ohne doch der selbstständigen, selbstthätigen Entwickelung der Zöglinge zu schaden. Die Sache kam nicht zur Ausführung, und statt bestimmter Preis-Aufgaben wurde beliebt: diejenigen, die Kunst-Akademie wirklich besuchenden, einheimischen oder ausländischen jungen Künstler, welche sich durch ihre zur Ausstellung gelieferten Arbeiten auszeichnen, jährlich mit Geldgeschenken und ehrenvoller Namen-Erwähnung zu belohnen. Der König gab dazu nach der Ausstellung des verflossenen Jahres 500 Thaler und die Bekanntmachung der Belohnungen geschah zum ersten Mal am 5. März 1819, nur freilich nicht mit einer öffentlichen Feierlichkeit, wie es wohl zu wünschen gewesen wäre. Für dieses Jahr ist, wie verlautet, eine ähnliche Summe bewilligt worden. Man konnte bei der diesjährigen Ausstellung nicht verkennen: daß jene Aufmunterungen, welche sowohl reifere Kunst-Jünger, als auch die Zöglinge der unteren Klassen der Kunstschule genossen, im Ganzen ein regeres Streben, das man mit Freude bemerkt, gewirkt haben; und nur bei Einzelnen scheinen sie weniger ein Sporn zu Fortschritten gewesen zu seyn. Von den Leistungen der unteren Klassen der Kunstschule genüge die allgemeine Bemerkung: daß die gute Leitung und manche glückliche Anlage im Keime sichtbar wird. Auch unter den jungen Architekten in Dresden und Leipzig erwecken Einige, z. B. Ebert, Eichberg, Schwarz, Schwender, Sergll, Wolf, gute Hoffnungen. Die mit der Akademie der Kunst verbundene sogenannte Industrie-Schule, welche Personen unterrichtet, die sich nicht zu Künstlern bilden wollen, und hauptsächlich bestimmt ist, auf diejenigen mechanischen Gewerbe, die schöne Formen zu beachten haben, wohlthätig ein zu wirken, hat diesen Zweck, wie sich auch hier zeigte, sorgfältig im Auge. (Beschl. folgt.)

Amerikanische Zeitungen erzählen Folgendes: Ein Indier aus Natches (Nord-Amerika) hatte einen Streit mit einem seiner Mitbürger, und biß ihn dabei heftig in die Hand. Der Gebissene erklärte sich dadurch für verkrüppelt, und forderte den Gegner zu dem gebräuchlichen Kampf. Am bestimmten Tage war die ganze Horde versammelt; der Beleidigte war bewaffnet, der Beleidiger ohne Waffen; Jeder hatte sich verschiedenartig bemalt. Beide liefen nun gegen einander bis auf 15 Schritt; der Unbewaffnete entblößte seine Brust, während der Gegner sich ruhig auf sein Gewehr stützte und noch aus seiner Kürbisflasche trank. Plötzlich that dieser einen lauten Schrei, legt an und streckt den Gegner zur Erde. Während dieser sich in seinem Blute wälzt, ladet Jener ruhig sein Gewehr von neuem, giebt es dem Sohn des [illegible], tritt einige Schritte zurück und empfängt nun auch den tödtlichen Schuß. — In jedem Fall dieser Art ist es Sitte, daß beide Widersacher auf dem Platz bleiben. (Gaz. d. Fr.) Wenn diese Sitte überall zum Gesetz würde, verminderten sich gewiß die ernsthaften Duelle; jene aber, welche an einigen Orten zu den unschädlichen Lustbarkeiten gehören, endeten ganz, und das wäre gut, da die Duell-Albernheit weder zum Ernst noch zum Scherz taugt.

In der Eisen-Gießerei bei Sheffield ist ein Zahnrad verfertigt worden, welches über 3600 Pfund wiegt, 18 Fuß 1 Zoll im Durchmesser hält, 11 Zoll am Rand breit ist und zu [illegible] Zähnen gebohrt ist. Zwanzig Pferde wurden zum Fortbringen erfordert. (Courier.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 23. Oktober. 171stes Blatt.

Die Darstellungs-Kunst in der Türkei.

Der Engländer Campbel, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Reise durch Egypten und Syrien, und so weiter auf dem Landwege nach Indien unternahm, erzählt in der Beschreibung dieser Reise: wie er in Syrien Gelegenheit gefunden habe, zwei Arten der öffentlichen Unterhaltung in der Türkei kennen zu lernen, die durch ihre Neuheit ihm großes Vergnügen gewährten, um so mehr, als er sie dort durchaus nicht suchte. Hoffentlich verschafft die Mittheilung auch den deutschen Lesern einige Unterhaltung.

Als ich mich in Aleppo befand — erzählt er — beredete mich ein daselbst wohnender Gastfreund, an den ich empfohlen war und der mir bereits mit vieler Gefälligkeit mehrere Merkwürdigkeiten des Orts gezeigt hatte, zu einem neuen Ausgange. Er versprach: mich nach den besten Karavanserais (Gasthöfe) der Stadt zu führen. Willig folgte ich ihm; wir besuchten zwei solcher Herbergen, deren innere Einrichtung meine Erwartung bei weitem übertraf. — In dem zu dem ersten Gasthofe gehörigen Kaffeehause war es ziemlich voll. Die Gäste standen oder saßen auf niedrigen Stühlen, mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, in mancherlei auffallenden Gruppen umher. Die Schilderung dieser Gesellschaft wäre übrigens eine Aufgabe für das Genie eines Hogarth's gewesen. Nie hat ein Zerr- und Spottbildner den hinterhältigen Ernst, die dumme Aufgeblasenheit, die verwitterte Fühllosigkeit und das dumpfe Hinbrüten so vorzüglich und vielseitig aufgestellt, als es hier die Natur that. Keine anderen Muskeln bewegten sich, als die, welche die Arbeit des Tabackrauchens verrichteten; die Augen starrten müßig auf einen Punkt und jedes Antlitz glich einem weißen Papierblatte, auf dem noch nichts geschrieben oder gedruckt ist. Es gelüstete mich, durch diese Gruppen hinauf und hinab zu wandern, um sie in größerer Nähe zu beschauen; doch mein Begleiter lud mich ein, ihm nach einem anderen Gasthofe zu folgen, wo wahrscheinlich jetzt eben etwas Merkwürdiges zu sehen oder zu hören seyn werde.

Als wir in das Innere des zweiten Kaffeehauses traten, fanden wir auch dort eine Menge von Gästen, die, wie in jenem, an den Wänden umher saßen und standen; doch waren all diese Gesichter voll Leben und Feuer, und Aller Blicke richteten sich auf einen Mann, der sich in der Mitte des Zimmers hin und her bewegte und mit lauter Stimme zu der Versammlung sprach, die mit großer Aufmerksamkeit ihm zuschaute und zuhörte. — „Gieb wohl Acht auf den Redner!“ sagte mein Gefährte; „er wird Dich gewiß befriedigen!“ — Ich schaute aufmerksam auf den Mann, der bald langsam, bald mit geflügelter Eile redete, wobei er Ton und Ausdruck oft nach dem vermuthlichen Sinn der Worte wechseln ließ, jetzt lauter und dann wieder leiser redete. Ich verstand nicht Alles, denn ich war ziemlich entfernt von ihm, und überdies der Landessprache nicht genug mächtig, um ihm in seinem Re-[illegible] — besonders wenn er leise sprach — zu folgen; aber was ich [illegible] begriff, schien er [illegible] Ausdruck und

Einsicht zu reden; seine Bewegungen waren so leicht und natürlich als bezeichnend und bedeutend, Blicke und Geberden feurig und sprechend. So wenig ich auch von seinem Vortrage auffaßte, mußte ich dennoch die Gabe des Redners bewundern. Auffallend schien es mir: daß er seine türkischen Zuhörer, die ihm näher standen und saßen und ihn folglich ganz verstanden, so sehr ergriff und aus ihrem dumpfen Gleichmuth hervor hob. Schaute er bei dem Vortrage lebhaft, feurig umher, so flammten auch die Blicke der Versammelten mehr oder weniger, und verzog sich sein Mund zum Lachen, so brachen die Meisten, obwohl nicht besonders zur Heiterkeit geneigt, in ein Lachen oder Lächeln aus. — Doch jetzt, mitten in der Fluth seines Vortrages, hörte er plötzlich auf und verschwand. Das machte mich irre; ich wußte nun nicht, ob ich ihn für einen Volksredner, einen Besessenen oder Mondsüchtigen halten sollte, und äußerte mich darüber zu meinem Begleiter. — „Nur noch einen Augenblick Geduld!“ sprach dieser. „Beobachten Sie jetzt die Wirkung der Ursache, dann wollen wir heim gehen!“ — Gehorchend schwieg ich. Kaum war der Redner einen Augenblick fort, so wiederhallte der weite Saal von Murmeln, Reden, Lachen und Bewunderungs-Zeichen. Ein Geräusch, das dem Summen und Sausen eines schwärmenden Bienenstockes glich. Immer stärker und lauter ward das Murmeln und Gesumme, bis es sich in ein tosendes Geschrei auflöste; nun erfolgte ein höchst drolliger Auftritt. Man wieherte, kreischte, hohnlachte, perorirte, und eh' ich mich in die Ursache gefunden hatte, entstand hie und da ein lebhaftes Gezänk, ein Wortstreit, der sich unmittelbar darauf in einen Faustkampf verwandelte; alle Hände, alle Arme waren zum Schlagen, oder zum Friedestiften in Bewegung; Turbane flogen umher, viele Gewänder zerrissen und alle Augen flammten, alle Bärte wackelten. Dieser Anblick hätte einen Sterbenden zum Lachen zwingen können; mich stach der Kitzel unwiderstehlich, ich brach in ein Gelächter aus; aber mein Führer, der die Türken kannte, warnte und zog mich eiligst mit sich zur Thür hinaus, wo nun freilich das verhaltene Lachen so gewaltig hervor brach, daß mir das Wasser aus den Augen drang. — Aber auch hier störte mein Gefährte mich durch seine Warnungen und führte mich nach seiner Wohnung. Dort bat ich ihn endlich um Erklärung: wer der wunderliche Redner gewesen und wie der komische Auftritt nach seiner Entfernung entstanden sey. „Ist etwa die Tollheit des besessenen Redners ansteckend?“ fragte ich. — „O nein!“ erwiederte er; „wisse, daß der, den Du für einen Besessenen hältst, einer der berühmtesten Erzähler und Deklamatoren in Asien ist, ein Geschichtler und Fabel-Erfinder, dem bloß die europäische Druckerpresse mangelt, um eben so unsterblich zu werden, als Homer, Herodot, Marmontel und Boccaz. Er trug der Gesellschaft eben eine anziehende komische Geschichte vor; sein Gegenstand war die Habsucht, sein Held ein großer Geizhals, Namens Cassem, dessen nichtswürdige Filzigkeit ihn in eine Reihe von Unfällen verwebt, die zuletzt sein Vermögen, seinen Götzen, verschlingen. Der Charakter war so treu und lebendig gezeichnet, der Vortrag mit so viel Laune gewürzt, durch Witz, Bilder, Gleichnisse und eine trefliche Sprache verschönt, von natürlicher Bewegung und Geberdensprache verstärkt, so daß er, wie Du sahst, selbst die Muselmänner zum Erglühen und zum Lachen hinriß.“ — „Aber warum schloß er so plötzlich?“ forschte ich. — „Das eben ist sein Haupt-Kunstgriff!“ entgegnete er; „weil er einträglich ist. Gerade dann, als er zu dem anziehendsten Theil seiner Geschichte gekommen war, als er die Einbildungskraft auf das Höchste gespannt hatte, brach er rasch ab; nun hat er die Ueberzeugung: daß die Versammelten sich morgen Alle wieder einfinden, um die Entwickelung zu vernehmen, welche die heutige Einleitung versprach. Eben da, wo er die Erzählung schloß, ward sein Geizhals, nach hundert drolligen Unfällen, Mißgriffen und Abentheuern, zu dem Kadi gebracht, in dessen Garten er den Boden aufgegraben hatte, wahrscheinlich um einen Schatz zu finden. Nachdem der Redner fort gegangen, machte Jeder seine preisenden Anmerkungen über die allerliebste Geschichte; nur über den vermuthlichen Ausgang derselben gab es sehr verschiedenartige Meinungen; Jeder vertheidigte seine Vermuthung darüber; Jeder wollte die Catastrophe besser kennen als die Andern, darüber kam es zu Anzüglichkeiten, Schmähungen und Thätlichkeiten; und das ist die einzige Kritik, die ein türkischer Dichter und Künstler zu fürchten hat. Freilich scheint es sonderbar, daß eine Menge denkender Wesen sich um den Ausgang eines Mährchens zanken, der durchaus von der Willkühr des Erfinders abhängt, und gewiß seltsam genug seyn wird; aber die Menschen — in Europa wie in den übrigen Welttheilen — sind nun einmal so. Während ein Muselmann nach des Redners Entfernung behauptete: der Cassem werde verhaftet, geprügelt und am Ende gehenkt oder geköpft werden, wollte der Andere — vielleicht ein angehender Cassem — ihn mit der Tochter des angesehenen Kadi vermählt, geehrt und reich bis zu seinem späten seligen Tode wissen. So gab es unter den Partheien Zank und Streit, wie es fast immer bei Spaltungen geht. Wir aber wollen das Ende morgen von dem Erzähler ruhig vernehmen.“

(Der Schluß folgt.)

Stachel-Nüsse. Erstes Dutzend.

1. Die Blüthen der Hoya carnosa haben die Eigenschaft: Insekten an zu locken. — Seltsame Wahl-

verwandtschaft! Aber blickt nur auf die und die Rezension in der und der Literatur-Zeitung; leset gewisse Theater-Kritiken, Wochenblätter, Lesefrüchte u. s. w., und wundert Euch dann erst, wie die Wahlverwandtschaften aus dem Reiche der Natur sich im Reiche des Geistes so getreu wiederholen!

2. Swift logierte am liebsten in den Gasthöfen der Fuhrleute. Eben so der Rector Fälbel in J. Paul's „Quintus Fixlein". Dieser Drang, sich auf den Tummelplätzen der Gemeinheit umher zu treiben, muß bei gewissen berühmten Männern eine Idiosyncrasie seyn, die denn auch in der polemischen Tagesblatt- und Broschüren-Literatur unserer Tage sehr um sich gegriffen hat.

3. Der Maler Marcus Gerard brachte in allen seinen Landschaften eine Frau an, die p..ste. — Solche Stereotypen sind in der That auch in der Literatur gar nicht übel, und bequem für Verfasser und Leser, um den Vogel gleich an seinen Federn zu erkennen. So gebraucht X. dazu seine antiquarischen Citate, Y. sein „Grobians-Idiotikon", Z. sein — Eigenlob u. s. w.

4. Apicius ließ kein Schwein auf die Tafel setzen, wenn es nicht tausend Pfund wog. Das nenn' ich mir noch einen Leckerbissen für eine elegante Tafel!

5. In Persien sind die Frauen von der Poesie ausgeschlossen. Man sagt dort: wenn die Henne krähen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden. — Glückliche Landsmänninnen! So nahe sind unsere kritischen Kampfhähne Euren Kehlen doch noch nicht gekommen! Darum — singt nur immer zu!

6. Der Astronom Kindermann glaubte ein Perspectiv erfunden zu haben, womit man von Dresden aus die Schiffe auf dem stillen Meere sehen könnte. Ein weit kurioseres Instrument ist zu unserer Zeit erfunden: es sieht von W—s aus, und zwar zu gleicher Zeit, nach Berlin, Leipzig, Wien, Braunschweig und nach einigen andern Orten.

7. Der Prinz Gaston mußte sich in einem besonderen Friedens-Artikel verbindlich machen: den Kardinal Richelieu zu lieben. Bei der X.er Literatur-Zeitung existirt eine eben so närrische Friedens-Clausel. Man macht sich da verbindlich: alle Bücher gewisser Leute zu lieben und zu loben.

8. Mannageta erzählt von einem Manne, der sein Wasser nicht halten konnte, sobald er eine Leier hörte. Ich kenne einen andern sonderbaren Mann, der seine gallige Dinte nicht halten kann, sobald er von einem neuen Trauerspiele hört.

9. Bei den alten Persern wurden nicht die Leute, sondern nur ihre Kleider mit Stockschlägen gestraft. Diese feine Sitte zu erneuern, schlage ich allen überpikanten Rezensenten vor, die man so oft gern prügeln möchte — ohne sie zu haben. Der Berliner Theater-Kritiker in der V—schen Zeitung z. B. würde sehr wohl thun, wenn er jetzt seinen Rock in der Zeitungs-Expedition zu Jedermanns Gebrauch nieder legte; es kühlt doch ab.

10. Cartesius und Swift fanden das Schielen reizend. Schade, daß sie nicht M's Kunstkritiken kannten!

11. Der berühmte Thomas Morus hat sich mit seinem Narren zusammen von Holbein malen lassen. So hat auch A.. sein Gedicht zusammen mit der Rezension von seinem Verleger drucken lassen.

12. Ludwig XIII. bekam zwar eine Ohnmacht bei dem Anblick eines nackten Busens: doch hoffe ich nicht, daß meine geschätzten Leser, selbst die, von denen es hier heißen könnte: mutato nomine de te fabula narratur, auch eine so krankhafte Reizbarkeit besitzen, daß sie hier der Anblick der nackten, unverschleierten Wahrheit schwindlicht machen sollte. — Deshalb bald die Fortsetzung dieser Stachel-Nüsse. Cp.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör. Mendelssohn.

Was nach Gesetzen geschieht, thut Niemandem Unrecht. Herder.

Viele Leute, besonders die Gelehrten, merken ihre eigene Bosheit nicht, viel weniger ihre Dummheit. Realis.

Lerne zeitig Alles hassen, was Du ewig hassen mußt. Hoffmannswaldau.

O selig, wen sein gut Geschick bewahrt vor großem Ruhm und Glück. v. Haller.

Der Hauptfehler des Menschen ist, daß er so viele kleine Fehler hat. Jean Paul.

Anklänge.

87.

Der bied're Mensch kann nie den Muth verhehlen,
Er übt die That und fraget nicht nach Lohn;
Er zürnt nicht, sollt' ihm Anerkennung fehlen,
Und Ruhe hat er wider Grimm und Hohn:
Denn Furcht besiegt nur schuldbelad'ne Seelen,
Die freie Brust wird freier nur bei'm Droh'n.

88.

Menschen, nicht die Armuth scheuet,
Seyd ihr noch durch Kraft geborgen;
Reich ist, wer sich heut gefreuet
Und beschäftigt ist für morgen;
Thätigkeit im Leben streuet
Blüthen selbst auf schwere Sorgen.

89.

Tiefe Kränkung lang' ertragen,
Ob auch Rache möglich ist:
Das erzeugt ein siegreich Fragen
Nach dem Himmel, und du bist
Mehr einst schuldig dem Ertragen,
Als Gewinn auf Erden ist. Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber die Kunst-Ausstellung in Dresden. (Forts.) Darf man also im Ganzen mit den jugendlichen Bestrebungen zufrieden seyn, so werden doch zwei Arten der bildenden Kunst offenbar mit geringerem Eifer bearbeitet, nämlich Bildhauerei und Kupferstecherkunst. Jener steht auch hier entgegen, was ihr in den meisten Städten Deutschlands entgegen steht, obgleich wir in Kühn einen Bildhauer von gebildetem Kunstsinn besitzen; es fehlt an der, aus dem Bedürfnisse hervor gehenden Aufmunterung und Anregung, welche, wenn sie einmal wegen örtlicher Verhältnisse mangelt, schwerlich ersetzt werden kann. Die Kupferstecherkunst aber konnte und **sollte** mehr aufgemuntert werden, als es geschieht, und es ist um so mehr zu wünschen, da hier so viele glückliche Umstände und treffliche Hülfsmittel — z. B. das reich ausgestattete Kupferstich-Kabinet, das selbst von kunstliebenden Fremden viel zu wenig besucht wird — die Bildung guter Kupferstecher begünstigen. Im Jahre 1814 zeigten sich hier die besten Aussichten zu einer guten Schule für historische Kupferstecherei unter dem trefflichen jüngeren Müller; aber ein unglückliches Verhängniß nahm ihn hinweg, als er eben seine Madonna vollendet hatte. Seitdem ruhen die damals gemachten Entwürfe. Schulze, früher schon wegen seiner Kränklichkeit nicht mehr als Lehrer thätig, ist unterdessen auch gestorben, und Darnstädt leidet an einer Augen-Krankheit. Es fehlt zuvörderst an Lehrern — seit Seyffert feiert, ist nur noch Krüger thätig, während wir für das Landschaftsfach mehrere brave Meister, wie Günther, Richter, Veith u. A. haben — dann aber an Aufmunterung und Unterstützung talentvoller Schüler. Der wackere Gottschick macht meist bestellte Arbeit, und auch den schon bekannten Stölzel, der mancherlei Hoffnungen erweckt, sieht man ungern meist mit Almanachs-Bildern sich beschäftigen, weil — Niemand das Wort aus Lessings „Emilia Galotti" nachspricht: Die Kunst soll nicht nach Brodte gehen! — Möchte doch das erfreuliche Gerücht sich bestätigen, daß man schon darauf denke, die Kupferstecherkunst künftig thätiger zu fördern und zu beleben. — Noch weniger ist freilich von der älteren Schwester der Kupferstecherei, der Holzschneidekunst, zu sagen. Es ist, meines Wissens, hier nur ein Einziger (Kleimann), der etwas leidliche Arbeiten darin liefert, aber, da er die Kunst nur als Nebensache treibt, bloß gelegentlich arbeitet, und nicht fortschreitet. — Der Steindruck ist noch in der Kindheit. Ein hier angesiedelter Franzose, de Gundery, der schon vor mehreren Jahren Versuche darin machte, scheint kein hohes Ziel der Vollendung im Auge zu haben. Für das gewöhnliche Bedürfniß und meist nur für bestellte Arbeiten ist die, ziemlich gut eingerichtete Meinholdische Steindruckerei thätig, die neuerlich auch einige Bildnisse geliefert hat. — Doch kehren wir in den Ausstellung-Saal zurück und treten zuerst in die Abtheilung, wo die Arbeiten der Lehrer und Akademie-Mitglieder hangen. Professor Matthäi gab zwei Bildnisse, ein männliches und ein weibliches, beide von so bedeutender Vollendung, daß wir für das Bedauern, womit wir im Verzeichnisse nur zwei Bilder von ihm finden, uns entschädigt bekennen. In hohem Grade versteht es dieser Künstler, uns nicht bloß das Körperliche der Gesichtszüge wieder zu geben, sondern auch den Geist, das Gemüth, die innersten Regungen klar durchscheinen zu lassen; da ist nichts Kaltes und Starres, überall Leben und Wahrheit. Weniger besitzt diese Gabe ein anderer Künstler, Prof. Rößler, von welchem wir in der Nähe jener Bildnisse ein lebensgroßes Bild der jungen Königin von Spanien sahen. Freilich muß billig in Anschlag gebracht werden: daß er, durch die Umstände gedrängt, dieses Bild schnell vollenden mußte. Bei seinem andern, gleichfalls lebensgroßen Bildnisse, eine Mutter mit ihrem Kinde, verräth die fleißige Behandlung der Gewänder, daß hier keineswegs ähnliche Umstände obwalteten; aber es fehlt den beiden Köpfen nicht weniger an lebendiger Eigenheit, so edel und rein die Zeichnung, so gelungen die Ausführung in jeder andern Hinsicht ist. — Von Gerh. von Kügelgen sahen wir zwei Bildnisse, das erste ein weibliches und das andere zwei lebensgroße Knaben, in einem Bilde vereint. Jenes (die Fürstin Radziwil) scheint das gelungenste zu seyn, und die Beiwerke (Gegenstände antiker Sculptur, nur vielleicht zu viel für den engen Raum) machen eine auffallende Wirkung. Ein Miniatur-Gemälde in Oel, Psyche an das Erdenleben gefesselt, spricht dieses trefflichen Künstlers dichterisches Gemüth aus; der Kopf ist vorzüglich schön, weniger gelungen sind die übrigen nackten Theile, Landschaft und Beiwerke fleißig und zart ausgeführt. Noch lieferte dieser Künstler drei Kreide-Zeichnungen: Madonna mit dem Kinde, Christus als die himmlische, Amor als die irdische Liebe. Der Gegensatz in den beiden letzten Bildern ist sinnig aufgefaßt und glücklich wiedergegeben. — Den trefflichen Hartmann sehen wir diesmal aus dem Fache, worin er so ausgezeichnet ist, der Geschichts-Malerei, heraus gehen. Wir verweilen jedoch gern vor seiner Landschaft, die uns fröhliche Hirten unter dichtbelaubten Bäumen am Strom-Ufer zeigt; nur ist der Hintergrund weniger gut ausgeführt, als dieser Vorgrund. In dem benachbarten Bilde (eine Nymphe, die den Amor liebkoset) finden wir dieses Meisters edle Formen und kräftigen Pinsel wieder. Die zarte Nymphe ist höchst lieblich; aber in dem Auge des Liebesgottes brennt die Begierde zu heftig, und der etwas zu braune Ton des Fleisches macht den Ausdruck noch härter. — Pochmann's Bildnisse empfehlen sich auch diesmal durch diejenige Wahrheit, welche aus treuer Darstellung der **Formen** entsteht. Ueberdies gab er ein Oelgemälde, Johannes auf Pathmos, worin man viel Verdienstliches, gelungene Anordnung, gutes Kolorit, anerkennen mußte, wenn auch der Gestalt selbst edler Ausdruck und Idealität fehlte. — Schubert, der selten Oelgemälde aufstellt, lieferte eine Kreide-Zeichnung, der Zinsgroschen, die korrekt, übrigens nicht ausgezeichnet ist. — Der wackere Moriz Retzsch, eines der jüngeren Mitglieder der Akademie zu Dresden, hatte das Bildniß eines sächsischen Generals aufgestellt, das zu den besten gehört, die man von seinem fleißig ausführenden Pinsel gesehen hat. Noch sahen wir ein anderes kleines Bild von ihm, eine Idylle (wie das Verzeichniß sagt), wo ein Greis sich mit blühenden Kindern unterhält, deren Mutter — so glaubt man — dem Gespräche horcht. Ungemein lieblich! Besonders ist auch die Landschaft anmuthig erfunden und recht zart hingehaucht. Nur scheint es, als ob diesen Künstler sein Streben nach Zartheit oft zu Unbestimmtheit der Zeichnung verleite. — Der geniale Friedrich lieferte 5 Landschaften: ein Seestück im Mondschein; eine Gebirgs-Gegend; zwei Ansichten von der Insel Rügen, und eine Winter-Landschaft, die Grabtragung eines Klosterbruders zu einer halb zertrümmerten Kapelle. Alle diese Bilder verrathen den poetischen Sinn, womit dieser Künstler die Natur auffaßt, und die hohe Ausbildung seiner Darstellungsgabe. Das erste und das letzte Bild schienen uns den Preis zu verdienen, und der Eindruck, den dieses ernste winterliche Bild macht, ist so lebhaft, daß selbst minder gelungene Einzelheiten nicht störend werden. — Von Hammer, gleichfalls Mitglied der Akademie, sahen wir drei anziehende Landschaften in Aquarell, zwei Gegenden aus dem Spreewalde bei Lübbenau, und eine Parthie aus dem großen Garten bei Dresden. — Auch vor der freundlichen Landschaft, die Prof. Klaß lieferte, verweilen wir gern. — Der wackere Hans Schnorr, Direktor der Kunst-Akademie in Leipzig, hatte zwei Bilder: Petrus und Johannes, und das Bildniß [illegible], beide Oelgemälde, uns zugeschickt. — Unter den übrigen Mittheilungen auswärtiger Künstler war Schlotthauer's (in München) Christuskopf der altdeutschen Schule mit ängstlicher Treue nachgebildet, nur in den Zügen vermißte man ein edles Ideal. (Schluß folgt.)

Die Weltweisheit hat einst gesagt: Eine leidenschaftliche Sprache ist eines Moralisten unwürdig, und die Ueberredung entströmt nie einem Munde, den der Haß verzerrt! (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 27. Oktober. 175stes Blatt.

Die Vergeltung.

Mit eben so glühender als strafwürdiger Leidenschaft verfolgte Anselmo, Neapels Erzbischof, die engelschöne Gräfin Julia Tartini. Umsonst hatte die Reine alle Mittel versucht, den Wollüstling ab zu schrecken, umsonst Bitten und Drohungen verschwendet, nicht wagend, die ungebührlichen Zumuthungen des Prälaten ihrem Gatten zu entdecken, weil sie Guido's Hitze und Anselmo's große Macht fürchtete. Auch ahnte der arglose Guido so wenig von der schändlichen Gluth des Mönches, dessen hohe Würde und Gelehrsamkeit er achtete, daß er vielmehr in vertrautem Verhältniß mit ihm stand, und den Scheinheiligen zu dem Gastmahl einlud, mit welchem der Liebevolle das Geburtsfest seiner theuern Julia zu feiern gedachte. Der freudenvolle Tag erschien, und Neapels vornehmster Adel und Clerus wogte in den herrlich geschmückten Sälen des Grafen. Der Sonne gleich, die bei ihrem Aufgang alle übrigen Gestirne verdunkelt, strahlte Julia, das blonde Haar mit dem prachtvollen Diadem geschmückt, welches Guido's freigebige Hand ihr kurz zuvor in die goldenen Locken geflochten hatte. — Unverwandt hafteten Anselmo's lüsterne Blicke auf der Göttergleichen, und der feurige, in überreichem Maaße gespendete Syracuser steigerte sein Gemüth zu dem höchsten Gipfel der Frechheit. Ein rauschender Ball folgte dem köstlichen Mahle und die Gräfin, welche an Kopfschmerz litt, begab sich, nach einigen von der Convenienz ihr abgezwungenen Tänzen, in ein Nebenzimmer, um sich dem lauten Getümmel für Augenblicke zu entziehen. Kaum hatte der Erzbischof, der alle ihre Bewegungen beobachtete, dies wahrgenommen, als er, von Wein und Liebe trunken, unbemerkt der Heißgeliebten nacheilte. Er fand sie auf der Ottomane ruhend, umstrickte, von heißer Begierde entflammt, den schlanken Leib mit seinen verruchten Armen, und bedeckte, im höchsten Rausche des Wahnsinns, ihr holdes Antlitz mit wüthenden Küssen. Auf das Höchste empört erhob sich Julia und schleuderte den entnervten Wüstling mit solcher Kraft von sich, daß er taumelnd auf seine Kniee sank. — „Nichtswürdiger!" rief die in den innersten Tiefen der Seele beleidigte Frau, „was hindert mich, Euch durch meine Diener bessere Sitten lehren zu lassen!" — Doch Anselmo stammelte Laute der Liebe und der Sehnsucht, und lag inbrünstig zu den Füßen der Zürnenden; da rauschten Tritte, auf flog die Thür und mit gezücktem Schwerdt, ein Engel des Verderbens, stand Graf Guido vor dem zitternden Bischof. Die Abwesenheit seiner Gemahlin bemerkend, war er, besorgt für ihr Wohlseyn, ihr nachgefolgt; lautes Geräusch im Nebenzimmer erregte seine Aufmerksamkeit, er lauschte, stürzte dann ins Gemach und war im Begriff, den scharfen Stahl in des schändlichen Heuchlers Brust zu tauchen, doch von Julia's Flehen bewegt, donnerte er, vor Wuth knirschend, den Bebenden an: „Danke es diesem Engel, daß Du lebend aus meinem Hause kömmst; doch sey versichert, betritt Dein Fuß es jemals wieder, fliegst Du zum Fenster hinaus; so wahr ich Graf Tartini heiße!" — Darauf riß er den bleichen Sünder empor, schleppte

ihn zur Thür und rief einem Diener zu: „Pietro, laß sogleich anspannen, dem Herrn Erzbischof ist unwohl, er will heim!“ — Krankheit vorschützend ließ sich der erzbischöfliche Bösewicht die Treppen hinab geleiten, und als am hohen Portal ihm Guido: „Denkt meiner Worte!“ zuflüsterte, versetzte der Schlaue laut und vernehmlich: „In Ewigkeit, Amen!“ und legte segnend die Hände auf des Grafen Haupt; da fuhr ihm dieser grimmig, seiner selbst nicht mehr mächtig, mit den Zähnen nach den Fingern; doch Anselmo stieg mit den Worten: „Ey, ey, mein Sohn! was begiebt sich mit Euch?“ — gelassen in den Wagen, und Guido stürzte racheglühend die Treppe hinauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Darstellungs-Kunst in der Türkei.

(Schluß.)

Am folgenden Tage fanden wir uns richtig in dem Kaffeehause ein, aber der Redner war noch nicht auf seinem Posten; statt seiner hatte sich eine Bande sogenannter Musikanten dort eingefunden, die zu meiner Qual ihre vermaledeiten Werkzeuge ertönen ließ. Ein gräßliches Geheul und Gequäke! — das jedoch den anwesenden Muselmännern sichtbarlich große Lust gewährte, denn heute war wieder, wie während der Erzählung, Licht und Bewegung in diesen sonst düsteren, flachen und todten Gesichtern; Einer liebkosete den Andern, Füße und Arme regten sich, erhoben von der Gewalt der Töne; die Augen funkelten und Mancher hüpfte sogar. Ein komischer Auftritt, der jedoch weit anders sich gestaltete, als der gestrige, da in diesem Gemälde das Vergnügen die Haupttinten lieferte, wie es dort der Hader that. — Das Auge genoß indessen bei weitem nicht so viel, als das Ohr litt, und wir waren nach einem Augenblick entschlossen, den Bereich der Mißklänge zu fliehen, die sich grausam in die Nerven bohrten und uns Ohrenzwang verursachten, als der Erzähler von gestern zur Thür herein kam, sich sogleich in des Saales Mitte aufstellte und zur Fortsetzung seines gestrigen Vortrages sich anschickte. — Ein lautes: Ach! ging durch die Versammlung. Alles sah nach dem Erzähler mit Erwartung und Aufmerksamkeit; den Musikanten ward durch allgemeines Zischen Schweigen geboten und die Mißtöne schwiegen gehorsam. — „Nun bleiben wir doch?“ fragte lächelnd mein Führer. Ich nickte. Der Redner begann. — Heut stand ich ihm ganz nahe und vernahm jeden Laut. Meine gestrige Verwunderung ward heute zum Staunen. Wie richtig, mit welcher natürlichen Beredsamkeit sprach der Mann! Der Sinn und die Bedeutung der Rede wurde durch ausdrucksvolle Geberden und Gesten klar und deutlich gegeben und verstärkt. Es war mir, als hätte er den Unterricht, welchen Shakspeare's „Hamlet“ dem Schauspieler giebt, ganz in sich aufgenommen und bringe ihn jetzt zur Ausführung. Die Bewegungen paßten genau zu den Worten, und er bezeichnete jede Wendung und Abstufung und jeden Uebergang so leicht und zwanglos, als wahr und kräftig. Wie mancher gepriesene Redner und Schauspieler hätte von ihm lernen können! — Auch das Geschichtliche selbst ward in seinem Munde, trotz aller Einfachheit, so höchst anziehend; die Moral war ungesucht und ergab sich aus der Handlungsweise, die Catastrophe befriedigte. Cassem ward weder geprügelt, verhaftet, hingerichtet, noch verheirathet, sondern seine Abentheuer und Unfälle gaben ihm, als er die funfzig Jahre erreicht hatte, die Ueberzeugung: daß ein hoher Grad von Geiz nur Thorheit, und Mäßigkeit in Wünschen und Genüssen der Quell aller Lebensweisheit und des schönsten Glückes sey. — Jetzt war er am Ende und begann bei der höchst zufriedenen Gesellschaft die Einsammlung. Jeder gab nach Vermögen oder Laune, und als der wackere Redner zu mir kam, enthielt ich mich nicht, ihm ein Goldstück in die Hand zu legen. Dasselbe that mein Freund, der sehr erfreut war, mir ein unerwartetes Vergnügen der Art verschafft zu haben. Unerwartet allerdings: wie konnte ich hoffen, in Syrien einen *Künstler* zu finden, der mich mit geringen Mitteln so ganz zufrieden stellte, wie es mir in unserm kunstreichen England selten oder nie geschehen war?!

„Nun wollen wir ein anderes Kaffeehaus besuchen!“ sagte mein Begleiter, nach der Uhr sehend; „dort pflegt um diese Stunde *Schauspiel* zu seyn!“ — Ungewiß lächelnd, aber gespannt, ging ich an seinem Arm nach dem öffentlichen Gasthause. — Als wir in dem Kaffee-Saale ankamen, bemerkte ich einen Burschen, der eifrigst beschäftigt war, in einer Ecke des Zimmers eine kleine Schaubühne, nach Art unserer Marionetten-Theater, auf zu schlagen, womit er in unglaublich kurzer Zeit fertig war. — Als nun der Vorhang aufging, fand ich, daß nur die Hinterwand des Theaters erleuchtet, der vordere Raum aber dunkel gelassen war. — Es begann ein Schauspiel, das die Versammelten belustigte und mich zum Staunen brachte, als ich erfuhr: daß ein einziger Mensch — nämlich der eilfertige Erbauer des Theaters — für *alle* Personen des Stückes sprach und mit seiner Stimme so wunderbar wechselte, daß man glauben mußte: es befänden sich eben so viele Redner hinter dem Vorhange, als Gestalten auf und Personen und Thiere neben der Bühne. Diese Gestalten waren *Schatten*, wie sie in den chinesischen Schattenspielen vorkommen, mit deren Lenkung und Bewegung es ziemlich schwerfällig herging; aber in der übrigen Ausführung, in den Personen, in der Rede, in der Fassung und der Handlung des Stücks sprach mich eine hohe komische Kraft an. Das Ganze war so durchdacht und zusammenhängend, daß ich, obgleich — wie schon er-

wähnt — der Landessprache nur zur Noth mächtig, dennoch den Plan des Stücks und jeden launigen Zug im Dialog auf zu fassen vermochte. — Der Stoff schien aus einer morgenländischen Erzählung genommen zu seyn, und begründete sich auf ein Landesgesetz, nach welchem ein Ehemann sein Weib zwei Mal verstoßen und wieder aufnehmen kann; nach einer dritten Trennung aber darf er sich nur dann mit ihr wieder verbinden, wenn sie an einen Dritten verheirathet und von demselben gesetzlich geschieden worden ist. Man weiß sich aber in diesem Falle zu helfen. Ein solcher Ehemann, dem die dritte Scheidung gereuet, sucht sich einen Burschen, der mit der Verstoßenen eine Schein-Ehe schließt, sich unmittelbar darauf von ihr scheiden läßt und sie ihrem vorigen Besitzer gegen eine festgesetzte Vergütung zurück liefert. Ein solcher Aushelfer heißt ein Hullah. — In der Handlung dieses Schattenspiels fanden jedoch der Hullah und die Frau so viel Wohlgefallen an einander, daß sie sich durchaus nicht in die bittere Trennung fügen wollten, und der darüber ergrimmte Ehemann zog Beide vor den Kadi. — Dieser Auftritt enthielt eine höchst ergötzliche und beißende Satyre auf das Treiben der Gerichtshalter der niederen Klasse. — Die eigentliche Einleitung des Stücks war die Darstellung einer großen Hochzeitfeier des Hullah, wobei der Künstler die Kraft, den Umfang und die Biegsamkeit seiner Sprachwerkzeuge durch eine Menge verschiedenartiger Laute bekundete. Er sprach für den Bräutigam, die Braut und für viele Gäste von beiden Geschlechtern und jedem Alter. Daneben ließ er den Lärm der Zuschauer draußen auf der Straße hören; bald jauchzte er wie ein Trunkener, keifte wie ein zänkisches Weib und kreischte wie ein fröhlicher Straßen-Junge. Dieses tosende Geräusch eines Volkshaufens in der Ferne trat ungemein wahr und täuschend ins Leben.

Unter den Gästen befand sich der Lustigmacher — Kara-ghuse genannt (eine Person wie unser Arlequin oder Hanswurst) — dessen Einfälle, Schwänke, Schnurren und Bewegungen in der That so ächtkomisch und ergötzlich waren, daß ich mich gar nicht über das Verschwinden des türkischen stolzen Ernstes und das laute Auflachen der Zuschauer verwunderte. — Als der Ehemann und der Hullah zu dem Kadi kamen, trat dieser zwischen die Partheien und fragte den Kläger mit rauher, gebietender Stimme: was er vor zu tragen habe? Der Ehemann sprach und steckte ihm dabei heimlich Geld zu, das er annahm und in die linke Tasche steckte. Darauf wandte er sich zu dem Hullah; der vertheidigte sich und übergab ihm ebenfalls verstohlen ein Geldgeschenk, das der Kadi gleichfalls annahm und in die Tasche rechts fallen ließ. Er wechselte nun mit den Fragen, und Jeder, der seine Sache rechtfertigte, beschenkte insgeheim fortwährend den Richter. Dieses wahrhaft belustigende Taschenspiel dauerte fort, bis die Streitenden kein Geld mehr zu haben schienen. Nun trat der Alte bei Seite, zählte die empfangenen Summen, und da er fand, daß des Ehemannes Spende die reichlichste sey, so sprach er diesem das Recht, folglich auch die Frau, zu, und der Hullah, welcher weniger gegeben, wurde abgewiesen. — Nachdem die Partheien den Kadi verlassen hatten, fand sich der Kara-ghuse bei dem Hullah ein. Dieser klagte ihm seinen Kummer, und sein lustiger Freund rieth ihm nun, sich an den Bassa zu wenden und ihn tüchtig zu bestechen. Mit bitterem Witz und froher Laune stellt er ihm das Wesen oder Unwesen der türkischen Rechtspflege und das habsüchtige Treiben der hohen Beamteten dar, und erbot sich schließlich, als Freund in der Noth, ihm zur Bestechung das Geld vor zu schießen, auch sein Fürsprecher bei dem Bassa zu seyn. Der Antrag ward mit Dank angenommen, der Kara-ghuse hielt Wort und Alles ging vortreflich. — Der Bassa fand Gefallen an der fröhlichen Laune des Schwätzers, noch mehr aber an dessen Goldstücken; das Urtheil des Kadi ward aufgehoben, er selbst seines Amtes entsetzt; der Pöbel lachte und zischte ihn aus und unter Lust und Jubel trug man den Hullah zu seiner Braut nach Hause. — Hier zeigte der Kunstmann wieder seine fast unbegreifliche Geschicklichkeit, das Tosen einer Volksmenge bei ähnlichen Gelegenheiten, das Jauchzen und Schwatzen, Hohnlachen und Kreischen der Einzelnen in den entgegen gesetzten Tönen des Umfanges einer menschlichen Stimme nach zu ahmen. Diese Vielseitigkeit war meisterhaft. — Mitten unter diesem furchtbaren Geräusch fiel der Vorhang. Das Schauspiel war zu Ende und jeder türkische Zuschauer entzückt von der Vorstellung, wie ich denn auch hier ganz befriedigt hinweg ging.

Aus dieser Beschreibung ergiebt sich Mancherlei; zum Beispiel: 1. daß die Türken nicht so ganz zurück in der Darstellungskunst und in der Empfänglichkeit dafür sind, als mancher Europäer glauben möchte; 2) daß die Asiaten so gut ihre Spektakel-Stücke und ihre Lustigmacher besitzen, als wir; und 3) daß es selbst im Lande des Despotismus zuweilen vergönnt ist, freimüthig zu sprechen; doch wohl zu merken: nur dem Narren steht es frei, Vertheidiger der Wahrheit und Volks-Fürsprecher zu seyn, was freilich am Ende auch nichts hilft, als daß der Redner sich und seinen Zuhörern das Herz erleichtert.

Der Kara-ghuse in dem Schattenspiele hatte Aeußerungen über den Bassa gewagt, die, wenn sie ein Schauspieler auf der französischen oder deutschen Bühne spräche, oder ein Schriftsteller sie gar drucken lassen wollte, alle Bassen — und vorher schon jeden ängstlichen Censor — in Feuer und Flammen setzen müßten.

Karl Stein.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber die Kunst-Ausstellung in Dresden. (Schluß.) Peter Heß, gleichfalls in München, hatte zwei Bilder gesandt, von welchen das eine, plündernde Kosaken mit einigen bedrängten Männern, Frauen und Kindern, in französischem Kostüm, durch Lebendigkeit, Wahrheit und sinnige Motive ungemein anziehend war. — Kyber, in Wien, hatte Grillparzer's Bildniß mitgetheilt, dessen Aehnlichkeit gerühmt wird, das aber in der Ausführung viel vermissen ließ. — Endlich kommen wir zu einigen der schönsten Zierden des Meister-Saales, den heiteren Schöpfungen des fleißigen Altmeisters Klengel! Wir sehen acht Landschaften von ihm, unter welchen eine große Abend-Landschaft mit italischem Himmel köstlich ist, ein Viehstück, und ein anziehendes Bild, das Kuchenbacken auf dem Lande, im niederländischen Styl, sind leicht und angenehm ausgeführt. — Von diesen Bildern gehen wir zu andern Gemälden desselben Kunstfaches in den anstoßenden Sälen, die ein junger, hier lebender Künstler aus Norwegen, J. Dahl, geliefert hat. Es sind deren fünf: eine Felsengegend aus Norwegen, voll Leben und Kraft; drei Seestücke, wovon besonders eines, ein Schiff im Hafen in schwüler Gewitternacht, bei gebrochenem Mondlicht, trefflich ist, und eine Gegend bei Dresden, im herbstlichen Abendlichte. — Karl Gottl. Traug. Faber, ein wackerer Schüler Klengel's, lieferte mehrere Landschafts-Bilder aus der Gegend von Dresden, z. B. die Aussicht vom Standpunkte bei Moreau's Denkmal auf der Anhöhe von Racknitz, das anmuthige Lockwitzthal u. a. — Georgi, in Leipzig, schickte ein gelungenes Bildniß, das abermals die Fortschritte bezeugt, die dieser Künstler seit einigen Jahren gemacht hat. — Dr. Carus (Professor an der medizinisch-chirurg. Akademie zu Dresden) hatte sieben Landschaften ausgestellt, von welchen die Trümmer der Kirche von Schönfeld bei Leipzig, in Mondbeleuchtung, und das Schloß zu Tharant, in der Abenddämmerung, am meisten anzogen. In allen sieht man eine, bei Dilettanten seltene Sicherheit und Kunstfertigkeit in der Behandlung; doch schien mir die Bemerkung mancher Beschauer nicht ungegründet zu seyn: daß in mehreren eine unerfreuliche Eintönigkeit herrsche. — Opiz hatte zwei Aquarell-Zeichnungen, als Fortsetzung der bekannten Gemälde von Paris, das Ammen-Amt und das Wasser, ausgestellt. — Von Friedrich sahen wir gern mehrere fleißig ausgeführte Frucht- und Blumenstücke. — Die fleißige Dilettantin, Fräulein Therese von Winkel, gab einige Copien nach italienischen Meistern, z. B. Titian's Christo della moneta. — Unter den im März d. J. durch Belohnungen Ausgezeichneten fehlen im Verzeichnisse die Namen dreier anlagenreichen jungen Künstler, nämlich Thomä (jetzt in Breslau), Baumgarten aus Dresden, und Cotta aus Rudolstadt; dagegen sind unter den Belohnten und Belobten die Ausländer: Dräger aus Trier (Schüler von G. von Kügelgen), Erhard aus Graudenz (Schüler von M. Retzsch), Müller aus Danzig (Matthäi's Schüler); und die Einheimischen: Schlig und Renzsch (Schüler von Schubert), Dietr. Lindau (Hartmann's Schüler), Sattler (Schüler von Pochmann), Richter (aus Matthäi's Schule), nicht zurück geblieben. Die Meisten von ihnen haben zum Theil recht wackere Bildnisse und Skizzen nach dem nackten Modell geliefert; Müller aber gab eine gute Nachbildung der Madonna della Sedia, und nur Erhard eine eigene Composition: Hebe, Jupiter's Adler Ambrosia reichend, ein Bild, das eine glückliche Anlage verräth; aber wenn auch einen zarten Pinsel, doch einige Unbestimmtheit in Zeichnung und Ausführung zeigt. — Dies möchte von Gemälden und Zeichnungen so ziemlich Alles seyn, was auf Erwähnung Anspruch machen kann. Nur ein Bildniß von Sophie Schröder, gezeichnet von Daffinger aus Wien, muß noch genannt werden, das die Züge der trefflichen Künstlerin treuer wieder giebt, als ein von Stölzel, nach einer älteren Zeichnung gestochenes Blatt, das als Beilage zur „Abendzeitung" ins Publikum gekommen ist. Im Allgemeinen ist schon angedeutet worden, daß von Kupferstichen nicht viel zu sehen war. Günther (Prof. in Dresden) hatte einige, zu einer Reihe gehörige Blätter geliefert; Richter (gleichfalls Professor) zwei ähnliche; Hammer (Mitglied der Akademie) ein Blatt zu Raczinski's Reisen; Veith ein schönes Blatt zu der brasilischen Reise des Prinzen von Neuwied; Gottschick einige Almanachs-Kupfer; Bach ein gelungenes topographisches Blatt zur neuen Auflage von Lehmann's Werk über die Situations-Zeichnung; Stölzel, außer dem oben genannten Bildnisse, noch ein Paar Almanachs-Kupfer. Unter den jungen Kupferstechern ist, außer dem Letzteren, noch Scherf zu erwähnen, der das Bildniß des Bergraths Werner ausgestellt hatte, und bei Fleiß und Aufmunterung wohl noch Besseres leisten würde. Unter den übrigen Kunstarbeiten waren die, von dem geschickten Hof-Gürtler Seyffarth in Bronze ausgeführten Bildnisse des Königs und der Königin von Sachsen, des Königs von Sardinien und des jetzigen Pabstes; einige von Tettelbach in Stein geschnittene kleine Köpfe, und einige von dem jüngeren Höckner in Stahl geschnittene Bildnisse aus zu zeichnen. * * *

Franklin sagte einst: Die Nachlässigkeit öffnet den Mißbräuchen Thür und Thor, der Egoismus führt sie ein, die Unwissenheit nimmt sie auf, die Zeit bestätigt sie; die Menge leidet dabei, einzelne Privat-Personen ziehen Vortheil daraus, der Eifer sucht Mittel dagegen, die Wissenschaft findet sie, aber die Begierde stößt sie zurück. (Constitut.)

Ein Gentleman hatte lange Zeit einen wackeren Diener; seit Kurzem aber war er nachlässig und endlich wurde der Herr inne: daß er zu den Reformisten gehörte. „Jack!" sagte er nun, „was hat die Parlaments-Reform mit der Arbeit zu thun, die du mir zu leisten schuldig bist?" — „Ey was, Arbeit!" entgegnete Jack; „warum soll ich für Andere arbeiten und Andere die Früchte genießen lassen? Wir sind Alle gleich, das Eigenthum muß gleichmäßig vertheilt seyn." — „Gut!" so sprach hierauf der Herr, „wir wollen annehmen, daß wir theilten; du hättest so viel Acker haben als ich. Aber du spielst und trinkst, und was du besitzest, giebst du aus. In drei Monaten wirst du mir, dem Fleißigen und Vorsichtigen, dein Eigenthum verkaufen und das Geld auch verthun. Was dann?" — „Was dann?" antwortete Jack — „dann theilen wir von Neuem!" (Courier.) Die Politik ist doch schon sehr ins Kleine gerathen!

Der Pfarrer von Savigny (Provinz Carouge in Savoyen) hat folgende Bemerkung aufgestellt, nachdem er 25 Jahr lang die daselbst befindlichen Sümpfe beobachtet: Das Steigen oder Fallen des Wassers steht unbezweifelt in keinem Verhältniß mit dem Wasser, welches aus der Atmosphäre auf unsere Erde nieder fällt. Aber man kann daraus auf eine gute oder schlechte Jahreszeit schließen. — Jener Pfarrer hat nämlich bemerkt: daß während der unfruchtbaren Jahre, welche Europa heimsuchten, das Wasser in jenen Sümpfen sehr reichlich vorhanden war; wenn es aber fiel und sich verlor, so galt dies allemal für das Anzeichen eines fruchtbaren Jahres. (Constitut.)

Der „Courier" berichtet: daß in Manchester die Unruhen fortdauern. So oft das „God save the king" im Theater verlangt und angestimmt wird, ist die Parthei der Reformisten dagegen, treibt den vortragenden Schauspieler in den Hintergrund der Bühne, entblößt nicht die Häupter und macht einen solchen Lärmen, daß kein Wort vom Gesang verstanden und kaum die Musik gehört wird. — Eines Abends sang ein junges Frauenzimmer in einer der gangbarsten Straßen am Klavier das „God save the king"; da erfolgte ein Pistolenschuß durch das Fenster, um sie auf zu schrecken und für den Gesang zu strafen. Sie machte die Fensterladen zu und wiederholte das Lied, während draußen ein gewaltiger Lärm gemacht wurde.

Man sieht der Erscheinung einer Wochenschrift entgegen, welche den Titel führen wird: „Beobachter des Leibes". Der Artikel der Diners, welche „ein günstiges Votum" herbei führen können, wird eine Haupttendenz dieser Schrift seyn. (Constitut.)

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 29. Oktober. 176stes Blatt.

Das erste Sterben.

Ach! der Mensch ist müde worden,
Und der Augen Strahlen sind
Nicht mehr, wie in jenen Tagen,
Voller Jugend, Kraft und Licht,
Da das neue schöne Leben
Ihm den ersten Gruß verhieß;
Und die Arme zittern leise,
Und es wanket schon die Stimme:
Und der hohe freud'ge Muth,
Lust und Liebe sind dahin.

„Eile nun zu ihm, dem Müden,
Bett' ihm eine Lagerstelle,
Streue Blüthen hin und Blumen,
Daß er d'rauf die Glieder lege,
Und der Odem, wie ein Traum,
Sanft sich von der Brust ihm löse."

„Engel!" sprach der Vater auch:
„Engel, den ich an des Lebens
Grenze mit dem Palmenzweige
Frommer Ruhe hold gestellt,
Wenn er tritt in Deine Thore,
Geh' ihm Du auch mild entgegen!"

Und es sprach des Engels Mund:
„Diener hab' ich zwei gesandt,
Meine treuen schönen Diener;
Diese treten mir voran,
Wenn ich komme, wenn ich löse:
Du hast sie mir einst genannt,
Als ich auf der neuen Erde
Mit Dir zu den Menschen trat,
Und Du über ihre Tage
Hieltest Deinen großen Rath.
Und den ersten schön'ren Diener,
Send' ich ferne ihm entgegen;
Und er hält in seiner Hand
Blumen, die auf seiner Erde
Nimmer wohl der Mensch gekannt;
Und der zeigt mit lichten Händen,
Die wie Morgenroth sich breiten,
Und mit seinen Blumenkränzen
Immer vorwärts, daß die matten
Füße fröhlich zu ihm treten.
Und nun spricht er sanft zu ihm
Von den Stimmen in der Ferne,
Die ihn schon auf Erden kannten
Und ihn fröhlich dort erkennen,
Von dem Morgen schöner noch
Als das Morgenroth der Erde,
Der nach einem kurzen Schlummer
Ihm ins Auge strahlen werde —
Und er spricht von Lieb' und Lust,
Welche dort mit freien Wellen
Nicht im kleinen Raum der Brust,
Auf und ab im Lichte schwellen;
Von dem Auge höher noch,
Das er dort wird ewig sehen,
Von dem Stuhle, sternenhoch,
Wo die Tiefen und die Höhen,
Feuerflammen um ihn stehen,
Den er, wenn er sonst ihm nah,
Nimmer mit den Augen sah. —
Will der müde Mensch vergehen,
Steht die Hoffnung leuchtend da,
Hat ihn, wie er zu ihr blickt,
Schon ans weiche Herz gedrückt! —
Und der zweite Diener tritt
Milder noch zu seinem Leide,
Und in seinem dunk'len Kleide —
Wie das matte Herz es will —
Trägt er sorgsam ihn und still
In ein schönes Wunderland:
Schlummer hast Du den genannt.

Hat der Schlummer nun begonnen,
Hat die Hoffnung ihre Träume
Leis und golden angesponnen —
Tritt er ein in meine Räume,
Gehen auf ihm meine Sonnen —
Darf ich mit der weichen Hand
Lösen auch das enge Band.
Ohne Klagen, ohne Schmerzen,
Kann ich wohl von seinem Herzen
Trennen nun die dunkle Schaale,
Die den hellen Edelstein
Mit dem ew'gen Aetherstrahle
Schloß in ihre Höhlen ein:
Daß der klare Gottesschein
Nimmer in der Erde Thale
Schimmern konnte groß und rein!
Mag er Freiheit nun erwerben,
Und es soll ihm freundlich seyn:
Hoffen, träumen, schlummern, sterben!"

Und es sprach der Mund des Herrn:
„Segen Dir und Wohlgefallen!
Und von meinen Dienern allen
Sollst Du seyn der Abendstern.
Allen, die im Staube wallen,
Allen, deren Herz einst zagt,
Soll gescheh'n, wie Du gesagt."

Fr. Kuhn.

Die Vergeltung.

(Fortsetzung.)

„Das konnte mir ein Graf bieten!" rief Anselmo am folgenden Morgen, nachdem alle Furien der Erinnerung ihn während der Nacht gegeißelt hatten; „das mir, vor dem ganz Neapel zittert! Fürwahr, mit Recht wäre sie mir widerfahren, wenn eine solche Schmach ich duldete. Ich könnte dich durch Kabalen stürzen, dich den Händen der Inquisition übergeben — nein, Tartini, nein! — nur Blut, dein schnell vergossenes Blut kann mir Genugthuung gewähren!" — Aber der Ausführung dieses Vorhabens setzte sich eine andere Leidenschaft entgegen — der Geiz. Ein Bravo — wußte er — lieh seinen Dolch nie unter hundert Ducati, und zumal gegen den angesehenen, berühmten Tartini; doch eh' Anselmo eine so große Summe daran gewendet, eh' hätte er den Grafen mit eigenen Händen ermordet. — Da gewahrte er durch ein Fenster seines Palastes einen ärmlichen Lazaroni, das Bild des höchsten Elends, der, mit zerrissenen Lumpen angethan, vor allen Thüren sein Brod bettelte. Wie, dachte der Erzbischof, wenn der die That um geringeren Sold vollbrächte? — „Führt jenen Lazaroni hieher in mein Gemach!" befahl er seinen Dienern, und staunend vollzogen diese das Gebot des Herrn. — „Wie heißt Du?" redete der Hochheilige den Eintretenden an, als er sich mit ihm allein befand. — „Benedetto, Ew. Eminenz!" erwiederte Jener schüchtern. — „Wolltest Du wohl für reichen Ablaß mir eine Gefälligkeit erzeigen?" — „Für Ablaß keine!" erwiederte der Befragte keck; „für Geld jede!" — „Auch wenn es ein Menschenleben gälte?" — Der Lazaroni schauderte zurück; doch seufzte er nach kurzem Besinnen aus tief gepreßter Brust: „Auch dann!" — „Nun wohl!" sprach jetzt Anselmo, „so morde den Grafen Tartini, und dreißig Ducati sind Dein!" — „Den edlen, den menschenfreundlichen!" rief Benedetto entsetzt; „um keinen Preis der Welt!" — „Mensch ist Mensch!" lächelte hämisch der Prälat und ließ das blitzende Gold durch die Finger rollen. — „Hättet Ihr doch" fuhr Benedetto fort, „mir lieber gar keinen, als einen so schrecklichen Weg aus meinem Elende gewiesen. Mein Weib liegt daheim auf dem Krankenlager, der Säugling verschmachtet an ihrer Brust. Erbarmen, Herr Erzbischof! helfet, rettet!" — „Die Rettung ist in Deine Hand gegeben!" entgegnete gleichmüthig Anselmo. — „So sey's denn!" rief der Lazaroni verzweifelnd; „auf Euer Haupt komme die Sünde. Das eigene Leben rett' ich durch das fremde; her mit dem Blutgeld, des Grafen letzte Stunde hat geschlagen!" — „Erst nach vollbrachter That wird Dir der Lohn!" erwiederte der Erzbischof, und wild stürzte Benedetto, mit dem Ruf: „Auf baldiges Wiedersehen!" aus dem Gemach.

Bewußtlos eilte der Elende durch die Straßen und erhielt seine Besinnung erst in der schönen Vorstadt Chiala wieder, deren Lustwälder und Weingärten von den Vornehmen Neapels oft besucht werden. Mit den grellsten Farben trat hier die furchtbare That, zu der er sich anheischig gemacht hatte, vor seine Seele. Sie schien ihm jetzt eine Ausgeburt der Hölle, und trieb ihn fort aus dem wogenden Getümmel in das Dunkel des Waldes. Kaum war er hier, von den schrecklichsten Zweifeln gequält, einige Schritte fortgetaumelt, als er einen Schlafenden gewahrte. Er trat näher hinzu, und starrer wurden seine Blicke, rollender seine Augen, krampfhafter seine Muskeln — denn Guido Tartini war es, bei Lesung eines Buches unter dem Schatten der hohen Eichen eingeschlummert. Lange schwankte der Lazaroni, im fürchterlichsten Kampfe mit seinem Gewissen und namenlosem Elend. Schon hatte das erstere den Sieg davon getragen, schon wandte er seine Schritte zur Flucht, da malte ihm ein teuflischer Dämon die Gattin, verscheidend auf dem Strohlager, den Säugling, umsonst bemüht, der erstarrten Brust die gewohnte Nahrung zu entlocken, verlechzend in den Armen der Mutter, die ihm das so qualvolle Leben gab. Krampfhaft ballte sich seine Hand, fest haftete sein Fuß. „Du oder ich!" — murmelte er dumpf in sich hinein, das scharfe Messer blinkte im leuchtenden Strahle der Sonne, und — Guido's Blut färbte den grünenden Rasen. — Von allen Furien der Verzweiflung gefoltert, warf der Mörder den blutigen Stahl auf sein Opfer, seine Haare sträubten sich, seine Kniee bebten,

und gejagt vom wilden Sturm, der sich jetzt in seinem Inneren erhob, floh er unaufhaltsam, ein Bild des Schreckens, zum Palast des Erzbischofs. Dieser hatte indeß in seinem schändlichen Gemüth einen neuen ruchlosen Plan ersonnen. Einem Bravo den versprochenen Lohn vor zu enthalten, konnte schon seiner selbst und noch mehr seiner tollkühnen, nichts scheuenden Genossenschaft wegen, Gefahr bringen; bei einem Lazaroni war dies nicht der Fall. Tiefe Ehrfurcht vor der Geistlichkeit erfüllte ihre Herzen, band ihre Hände. Der Mörder um Sold ward von den Meisten gehaßt und gemieden; zu Banditen herab zu sinken duldet ihr Stolz nicht: das Betteln brachte, nach ihren Begriffen, keine Schande, wohl aber das Meucheln, und wurde dies auch von Einigen geübt, hätte sich doch Keiner erkühnt, an das erste geweihte Haupt der Kirche, nächst dem Pabste, Hand zu legen. Deshalb meldete der bischöfliche Kammerdiener, von Anselmo beauftragt, dem athemlos keuchenden Benedetto: „Se. Eminenz läse Messe in dem Duomo; doch hätte Sie für ihn den Befehl zurück gelassen: er solle sich alsbald aus den Grenzen des Königreichs entfernen, sonst erwarte ihn eine Wohnung in den Kerkern der Inquisition.“

(Der Schluß folgt.)

Oekonomie.

Englische Blätter geben folgende Erzählung: Der Königl. Preuß. Leibarzt, Dr. Brown aus England, ist zurück gekehrt in sein Vaterland, das Fürstenthum Wales, wo er, geschätzt und geachtet, jetzt ein glückliches Alter verlebt. Während seines langen Aufenthaltes in Berlin stand er mit den vielen englischen Gesandten, die von unserem Hof geschickt wurden, in enger Verbindung. Mit einem derselben, Lord Spencer, hatte er einst eine seltsame Wette. Zum Beweise: daß man damals in Berlin von **einem Groschen** täglich leben könne, erbot er sich selbst, die Probe einen Monat lang zu bestehen. Er wählte kühn den August, wo die Hitze am größten und die gewöhnlichsten Lebensmittel, z. B. Kartoffeln, Heringe, Butter, am schlechtesten sind. Er schaffte sich einen Hering, Kartoffeln, Butter, Salz, Steinkohlen u. s. w. an, und verwendete dazu einen großen Theil seines Kapitals von 31 Groschen. Den Ankauf des Herings fand er bald Ursache zu bereuen, denn dieser **theure** Fisch, den er in kleinen Tages-Portionen speisen wollte, trocknete mit jedem Tage ein. Von den Kartoffeln faulte ein Theil u. s. w., dennoch gewann er die Wette, ohne dabei sonst etwas zu essen oder zu trinken, als was er mit seinem Monats-Gelde bezahlen konnte. Er schlug alles Angebotene standhaft aus und suchte nur, in seinem und jedem andern Hause, so viel als möglich dem Geruch der Küchen und Speisen zu entgehen. Er besorgte dabei, wie immer, seine Kranken und seine übrigen Geschäfte, bereitete sich seine Nahrung selbst, wozu er die Steinkohlen baar bezahlte, und hatte am Ende seiner Prüfungs-Zeit noch für $2\frac{1}{12}$ Pfennig — Vorrath an Salz und Kartoffeln. Etwas abgemagert und geschwächt, aber sonst froh und gesund, erreichte er sein Ziel, und gewann die Wette — für die Armen, wovon, sagte er, so Mancher den Tag über kaum einen Groschen zu verzehren hat! — Wir theilen dies Geschichtchen mit — wünschend: daß Niemand diese Probe zur Nothwendigkeit machen müsse! Cl.

Buntes.

Im Thiergarten zu Berlin sieht man viele hölzerne Tafeln, mit dem Worte: „Fuß-Promenade“. Jemand ritt auf einer solchen Promenade, und als ihm dies, mit Hinweisung auf jene Tafel, verwiesen wurde, entgegnete er keck: „Ey, mein Pferd ist auch nicht zu Wagen!“

Es giebt Zeiten, wo es schwer ist, den Leuten Recht zu geben, und doch gefährlich, gegen den Strom zu schwimmen; da soll man, im geringsten Falle, wenigstens nicht in Unterthänigkeit beistimmen zur Gewaltthat, sondern sich still nach Philander von Sittewalds Spruch richten:

Der wär' ein Narr, der schiffen wollt,
Obschon das Schiff wär' voller Gold,
Sollt aber geh'n in Stücken;
Also teutsch Herz und wälsches Maul,
Ein starker Mann und lahmer Gaul
Zusammen sich nicht schicken.

Bei Lesung einer in der Berliner Vossischen Zeitung enthaltenen Theater-Rezension, worin manches Unbedachte, nicht wenig Wahres, besonders aber viel Galle bemerklich ist, die auch der Wahrheit schadet, wurde neulich folgendes Impromptu ausgesprochen:

Dich schont, o Rezensent,
O Held — Anonymus!
Gewißlich, wer dich kennt,
Du hast ja schon den — Schuß!
Versprütz' auch noch so sehr
Nun deinen Gallensaft,
Du zeig'st doch niemals mehr,
Als — Invalidenschaft.

Nach der „Leipziger Literatur-Zeitung“ (Nr. 262) beweisen Hrn. Dittmar's Büchlein über künftige Witterung folgende „erhabenen und schwierigen Sätze:

Daß, wer verbrennt, nicht friert,
Daß alles Nasse feuchtet,
Daß jedes Helle leuchtet“ —
„Und Thorheit stets blamirt“

wollen wir hinzu setzen; da trotz aller Qual die Wetterverkünder doch kein anderes Resultat erreichen.

Im Jahr 1792 sollte in Paris das bekannte Stück „Jean - sans - terre“ im Theater gegeben werden; die Einwohner der Vorstadt St. Anton rissen aber alle Zettel ab, weil sie darin eine Satyre zu entdecken glaubten auf den berüchtigten — damals aber beliebten — Brauer Santerro. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Vor einiger Zeit sahen wir hier den kunstreichen Ignaz Schuster; mit ihm hielten die Wiener Lokal-Lustspiele ihren Einzug auf unserer Bühne (denn einige wenige derselben, welche früher erschienen waren, hatten geringen Erfolg gehabt). Wenn auch die Feinschmecker und Ueberdelikaten gewaltig viel daran aus zu setzen haben, so wollen wir diesen holländischen Bildern, welche dem Künstler so viel Gelegenheit zur Entfaltung seines wahrhaft komischen Talents darboten, gern die derben Späße nachsehen, die den Schwachen so unverdaulich vorkommen, und so lange wir kein zweites (Volks-) Theater besitzen, ihnen vergönnen, mit den Erzeugnissen der ernsten Muse zu alterniren. Hr. Schuster besitzt zunächst der Wahrheit, Sicherheit, Gediegenheit, Rundung und Anständigkeit; auch das Verdienst einer großen Vielseitigkeit in seiner Charakter-Darstellung. Die Pantoffelhelden (vom Italiener Papataci und von dem fröhlichen Wiener Sigmandl genannt) und die Schmarotzer sind die gewöhnlichen Gestalten, welche das Wiener Lokalstück darstellt, und dennoch weiß er, nächst der allgemeinen Aehnlichkeit, auch die kleinsten Nüancen der Verschiedenheit so herrlich durch zu führen, daß er jedesmal nicht nur einen andern Menschen darstellt, sondern es wahrhaft ist. Was unser verewigter Liebich im Hochkomischen war, ist Schuster in seinem Genre; wie Jener gehört er zu der Gattung von Künstlern, bei welchen nirgend eine Absichtlichkeit hervor leuchtet, und deren tiefes und ernstes Studium nur aus der vollendeten Darstellung der aufgefaßten Gestalten hervor geht; dabei fällt er nie aus den Grenzen der Schicklichkeit und giebt selbst das Gemeinste so anständig, daß er stets nur komisch bleibt, nie niedrig wird. — Nach dem gefeierten Komiker erschien Demoif. Wohlbrück, aus Leipzig, als „Mirrha" im „Opferfest", „Emmeline" in der „Schweizerfamilie" und „Amenaide" im „Tancred" mit wechselndem Glücke. Der lebhafteste Beifall wurde ihr in der ersteren Rolle zu Theil, welche am meisten ihrer Individualität zusagte. Möge die talentreiche Anfängerin fortfahren, ihre schönen Naturgaben, wie bisher, aus zu bilden und vor Allem eine jugendliche Schüchternheit besiegen, welche besonders einer Sängerin in hohem Grade schädlich ist. — Mad. Feron und Hr. Puccita gaben ein Conzert im Theater, worin Jene eine Cavatine und Arie von Puccita, Variationen über das „Oh dolce concento" und über ein Tyroler Thema sang, und vorzüglich durch die letzteren den rauschendsten Beifall gewann; doch fand sie weniger Bewunderer, als in Berlin und Wien, und die Vergleichung mit Mad. Catalani, welche die parallelustigen Prager an zu stellen nicht unterließen, fiel zu Gunsten der älteren und gewandteren Künstlerin aus, wozu freilich eine kleine Indisposition der Mad. Feron viel beitrug, welche ihr die Sicherheit in den höheren Tönen schmälerte. Was uns betrifft, wenn überhaupt Künstlerinnen verglichen werden sollen, so wäre es uns eben so angenehm, die herrliche jugendliche Stimme der Mad. Feron nach zwei Jahren zu hören, als wir wünschten, Mad. Catalani vor zehen Jahren gehört zu haben! — Von neuen Stücken ist die vorzüglichste (wenn gleich etwas späte) Erscheinung Hrn. Grillparzers „Sappho". Wir wollen uns nicht auf eine Entwickelung dieses so über die Maßen besprochenen poetischen Werkes einlassen, sondern nur bemerken: daß hier, bei guter Besetzung, schon die erste Darstellung ziemlich sparsam besucht wurde; die zweite begrüßte ein leeres Haus, und wenn dieses Werk überhaupt keine wahre Theilnahme erregte, so liegt der Grund wahrscheinlich darin, daß dieses Stück früher gelesen als gesehen wurde. — „Ida oder die Büßende", Schauspiel mit Gesang, von Holbein, Musik von Sporwey, wurde zwei Mal gegeben und dürfte nun für längere Zeit ruhen. Es ist bei complicirten Stoffen ein mißliches Ding mit dem Singen, indem dadurch Vieles unverständlich wird, und wir trotz der zweimaligen Aufführung noch über Manches nicht im Reinen sind — sollten wir noch etwas Bedeutendes von der Neuigkeit erfahren, so wollen wir es den Lesern dieser Blätter nachträglich mittheilen. — Sodann erschien: „Die vier Temperamente", Lustspiel von Ziegler, nebst dazu gehörigem Nachspiel: „Vierzehn Tage nach dem Schuße". Es gehört gewiß unter die glücklichsten Stoffe für das Lustspiel, vier mit den verschiedenen Temperamenten ausgestattete Menschen zusammen zu führen und in Compagnie eine Herrschaft gewinnen zu lassen. Schade, daß nicht Kotzebue vor mehreren Jahren diesen Gedanken faßte, denn Hr. Ziegler hat — durchaus die drolligsten Verkettungen, die daraus hervor gehen konnten, vernachläßigt, und seine Charakteristik ist schwach genug. Wir lassen indessen gebrechliche, doch unschädliche Neuigkeiten mit gehörigem Phlegma vorüber ziehen. — E.

Hamburg. Unsere Bühne hat sich neuerdings manches angenehmen Gastes erfreut; ich nenne darunter Demoif. Maas, deren Gastspiele theilweise gefielen; die Künstlerin reiste von hier nach Berlin, und Sie werden also selbst beurtheilen können: in welcher Hinsicht sie sich verändert hat. — Allmählig erstirbt das Gedränge und Getreibe vor den Thoren, das besonders an Sonn- und Festtagen für den Neuling ein imposantes Schauspiel gewährte; dagegen füllen sich die Theater-Logen sichtbar, denn Alles strömt jetzt von den Landhäusern zur Stadt, und Abends in Thalia's und Melpomene's Tempel. Es ist eine richtige Bemerkung: daß, je mehr eine Stadt in Hinsicht des inneren Wohlstandes in Verfall geräth, sich Vergnügungs-Sucht und Kleider-Pracht häufen. Der Handel liegt fast ganz darnieder, die Gewerbe stocken und doch sind alle Vergnügungs-Orte, besonders die Neues bieten, oft überfüllt. Krieg! ist jetzt das sehnende Losungswort des Kaufmanns, und leider scheint es wahr: daß der Handelsstand nur unter Mavors blutigen Fahnen wahrhaft blühen und gedeihen kann. Die ansteckenden Seuchen in Spanien machen manchen Querstrich durch die Spekulationen der Kaufleute, und das Verbot der Korn-Einfuhr in England gleichfalls. Damit aber die armen Leute ihr tägliches Brod nicht allzu wohlfeil haben, ersinnen die Korn-Spekulanten die seltsamsten Manoeuvres, die ihnen aber, nach der Einsicht jedes Gescheidten, schlecht bekommen werden. Sie schicken nämlich hier aufgekauftes Korn nach England und geben es in Gewahrsam der dortigen Regierung, die es dann verschließt. Wird nun in jenem Lande die Korn-Einfuhr erlaubt, so ist das ihrige gleich an Ort und Stelle, folglich ihr Vortheil gewiß. Dagegen sind zwei Wenn zu bedenken; nämlich: wenn die Korn-Einfuhr erlaubt wird, und wenn das dort in ungeheuren Massen aufgehäufte Getreide nicht ganz und gar verdirbt. — Um Ihnen einen Begriff von der Wohlthätigkeit der Stadt zu geben, brauche ich Ihnen wohl nur an zu zeigen: daß zum Wiederaufbau des durch die Franzosen zerstörten Krankenhauses 700,000 Mark Banko bewilligt worden sind, wozu sogleich 500,000 unterzeichnet wurden; sollte wohl irgend eine andere Stadt es der unsern in dieser Hinsicht zuvor thun? Dies ist der Stolz der edlen Hamburger, dies ihr erster Gedanke bei ihren öffentlichen Festen und das Bestreben der ausgezeichneten Bürger. Gott segne es allzeit! S.

Der Marschall Catinat, einer der bravsten und tugendhaftesten Männer unserer Vorzeit, ward, eben um seiner hervorstechenden Bravheit willen, heftig beneidet. Einst hatte er sich bei einem Gewitter unvorsichtiger Weise mit mehreren Offizieren unter einen Baum geflüchtet; der Blitz schlug plötzlich zu seinen Füßen nieder, aber durch einen außerordentlichen Glücksfall ward Niemand beschädigt. „Gestehen Sie, meine Herren!" sagte Catinat lächelnd, „daß die Bombe, die unsern Regenschirm zerschmettern sollte, gut gerichtet war!" — Dieser Zug von Seelenruhe, der gewiß von Plutarch als einer der glücklichsten Einfälle aufgenommen worden wäre, diente den Jesuiten dazu, um Catinat — zu verderben. Er ward dem König als ein Gotteslästerer geschildert, und — verlor dessen Gnade. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 30. Oktober. 177stes Blatt.

Unterricht eines persischen Monarchen an seinen Sohn.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Höre meinen Rath und lerne: daß Tugend wahre Weisheit ist. Fürchte nichts so sehr als deine eigene Gewalt; Macht ist nur dann ein Glück, wenn Weisheit sie leitet. Fasse keinen Entschluß — am allerwenigsten in Sachen, wobei deine Lieblingsneigung im Spiel ist — eh und bevor du ihn sehr sorgfältig geprüft hast; und verwirf ihn sogleich, wenn du erröthen mußt, ihn deinem Volke zu bekennen. — Wisse, daß wir nichts lieben können, als was unserer Glückseligkeit beförderlich ist. Lebt das Volk unter deiner Regierung in Friede und Freiheit; schadet ihm kein äußerer Feind; sind ihm die Früchte seiner Arbeit gesichert; findet es Gerechtigkeit bei den Richtern; leidet kein Unterthan, außer um Verbrechen, die das Gesetz verdammt: so werden deine Unterthanen gewiß den Regenten lieben. Vernachlässige keine Stunde, die du dem Staate schuldig bist. Gewöhnst du dich daran deine Pflicht zu erfüllen, so wird sie dir leicht und angenehm; versäumst du sie oft, so wirst du sie bald immer vernachlässigen. Bist du der Tugend getreu, so hast du ein Recht mit dir selbst zufrieden zu sein; hat dich aber die Sinnlichkeit einmal überwunden, dann kannst du dich selbst nicht mehr hochschätzen; und wie sollen deine Unterthanen den achten, der sich selbst verachten muß? Trägheit ist der größte Fehler eines Regenten. Ein träger Regent verräth, verkauft sein Volk: weil er sein Amt den Dienern überläßt, um seiner Gemächlichkeit zu fröhnen. Er entsagt unwürdiger Weise dem Ruhme: die Quelle der allgemeinen Wohlfahrt zu sein, und macht sich zu einer Maschiene, die zwar einem Menschen ähnlich sieht, die aber durch fremde Kräfte nur in scheinbare Bewegung gesetzt wird. Der Unterthan ist unter einem trägen Regenten weit unglücklicher als unter einem bösen; denn die Bedrückung von so vielen Unter-Regenten, deren Erpressungen autorisirt sind, erstreckt sich bis auf die Hütte des Tagelöhners, dagegen die Wuth des Tyrannen im Allgemeinen nur seinen Hofleuten gefährlich ist. Aber der Himmel behüte dich auch vor Jähzorn, Trunk und Wollust. Solche Schwäche des Regenten ist das größte Unglück für den Staat, und wenn er Einfluß auf das allgemeine System hat — kein kleines Unglück für die Welt. — Gewöhne dich früh auf zu stehen; der Tag ist verloren, der spät anfängt. Verwehre deinen Unterthanen den Zutrit nie; sie werden gewiß halb zufrieden von dir gehen, wenn du sie nur angehört hast. Ueberwinde deine üble Laune, wenn du dich zu Geschäften nicht aufgelegt findest. Nie lese man in deinem Gesicht, daß die Beschwerlichkeit deines Amtes dich mißmüthig macht. Ermuntre dich durch den Gedanken: daß jeder zweckmäßig benuhte Tag zehn Andre glücklich macht, und durch jede vernachlässigte Stunde zehn Andre elend werden. Gieb vor Allem keinem deiner Diener Gelegenheit zu hoffen, er werde dich hintergehen, oder ein ungerechtes Verfahren bei dir durchsehen können, ohne entdeckt zu werden. Wache über sie, überrasche sie unversehens bei

ihren Arbeiten und Geschäften, und benutze jede Gelegenheit, wo du ihre Treue auf die Probe stellen kannst. Liebe Kunst und Wissenschaft! Sie sind der Urquell des göttlichen Lebens; sie sind nützlich und unterhaltend, veredeln die Seele und flößen ihr die Liebe zur Ordnung ein. Niemand ist geneigter zum Aufruhr, als Barbaren! Aufgeklärte, gebildete Nationen lassen sich an einem Faden leiten, da man für jene einen Kappzaum nöthig hat. — Suche dein Gebiet nie zu erweitern, willst du glücklich seyn und Glückliche machen. Ein Reich, daß sich nicht vor seinen unruhigen Nachbaren zu fürchten hat, ist immer groß genug; und Eroberungen sind nie des Unglücks werth, welches der Eroberer seinem Volke verursacht. Greife deinen Feind nicht an, aber vertheidige dich muthig, wenn die Ehre des Volkes und des Reiches angegriffen wird und leidet. Hüte dich ja in Schulden zu fallen. Sei pünktlich und genau im Bezahlen, und wage dich an kein Unternehmen, wozu du die nöthigen Mittel nicht bei der Hand hast. Schulden des Staats werden zu unvermeidlichen und desto unseeligeren Ursachen der Unterdrückung; und haben Krieg sie unerläßlich gemacht, so kann oft der Friede selbst die Bürde des Kriegs nicht erleichtern. Verehre Treue und Wahrheit auf das Gewissenhafteste. Treulosigkeit kann zuweilen einen augenblicklichen Vortheil verschaffen; aber sie hinterläßt gewiß jederzeit einen furchtbar fressenden Schaden. Einen Regenten der nicht Wort hält verabscheuen alle seine Nachbaren, er setzt sich immerwährender Gefahr aus, und wird nie einen wahren Freund finden. — Verändere die Staatsverfassung nicht in den kleinsten Theilen, selbst nicht aus den scheinbarsten Gründen, ohne kluge Räthe befragt zu haben. Gesetze erlangen nur nach und nach gehörige Festigkeit, und die Ehrfurcht welche das Volk für sie hegt, gründet sich blos auf ihre Unverletzlichkeit. So lange die Grundverfassung noch mit wesentlichen Mängeln behaftet ist — so lange die Rechte des Volks, der Stände und des Oberhaupts nicht auf das Genaueste bestimmt, gegen einander abgewogen, und in völlige Sicherheit gesetzt sind, so lange muß an ihr gearbeitet werden, wenn sie zu einer dauernden Festigkeit gelangen soll. Von der weisen Vertheilung und Verwaltung der gesetzgebenden Macht hängt Alles ab — begünstige nicht Willkühr der Gesetze, wo eine Nation sich rühmen soll: persönliche Sicherheit, Eigenthum, und Freiheit zu haben. Wenn es ein Land in der Welt gäbe, wo ein Großer des Reichs gesiegelte Briefchen im Hause führte, vermittelst welcher derselbe einen Jeden, der das Unglück hätte ihm zu mißfallen, alle Augenblicke einsperren lassen könnte, und wo es auf eine Maitresse, einen Kammerdiener, einen Bonzen rc. ankäme, wer der Richter eines Beklagten sein sollte, — welcher Vernünftige würde wohl dieses Land zu seinem Vaterlande wählen? — eben so wenig als jenes, wo durch die gerichtlichen Spitzfündigkeiten das sonnenklarste Recht verdreht werden kann. — Laß nie eine Bedienung des Staats erblich werden. Dieser Fehler hat den Untergang der mächtigsten Reiche der Welt zur Folge gehabt. Ueberrede nie die Richter; wähle auch nie besondere für besondere Streitigkeiten und Verbrechen. Der Schuldige, der vor einem willkührlichen Richterstuhl verurtheilt worden wäre, würde gewiß durch die öffentliche Stimme der Nation losgesprochen. Laß dich nie überreden, die Abgaben deiner Unterthanen zu erhöhen, oder gar neue zu machen. Denn wo sind deine Reichthümer, wenn dein Volk arm ist? — Freue dich vielmehr, wenn deine Unterthanen etwas über ihre tägliche Nothdurft haben, und im Stande sind, des Lebens froh zu werden. Sie sind Menschen, und haben Verstand und Herz wie du; wo Freude ist, wohnt der Friede. — Sorge dafür, daß die Landstraßen in gutem Stande und sicher sind. Beschütze die Kaufleute, und beschränke die Freiheit ihrer Geschäfte nicht durch unnöthige Gesetze; sie sind Stützen deines Staates; darum ehre sie: dein Thron borgt seinen Glanz von ihrer Arbeit. Ermuntere alle Künste und Gewerbe durch Preise, Besoldungen und Ehrenzeichen. Der Erfinder eines neuen Werkzeuges ist ein Wohlthäter des Staates. Wer dir lehrt, mehr Garben in einem Morgen Feldes einzuerndten, ist dein Freund. Wer durch Kunst und Wissenschaft beiträgt, deines Volkes Bildung und Geschmack zu veredeln und zu reinigen, ist dein Bruder. Ziehe ein wohlgebautes Feld dem herrlichsten Garten vor; denn, der Werth aller Handlungen bestimmt sich nach dem Maaße ihrer Mitwirkung zum allgemeinen Besten. — Dies, mein Sohn, hatte ich dir zu sagen. G. Müller.

Die Vergeltung.

(Schluß.)

Wie vom Blitz des Himmels getroffen, stand der Unglückliche einige Augenblicke erstarrt, dann rief er zähneknirschend, mit gräßlichem Hohnlachen: „Nun wohl, ich werde Neapels Gränzen verlassen, doch nur in Begleitung des Herrn Erzbischofs!" so stürzte er, die Hölle in der Brust, aus dem Pallast, und eilte in seine dürftige Wohnung.

Ein neuer Anblick des Schreckens wartete hier seiner. Weib und Knäblein hatte der Herr den irdischen Leiden entzogen; bleich und entseelt lagen Beide da, die Lippen des Letzeren waren an die Brust der Mutter geheftet. Der gränzenlos elende Gatte und Vater stürzt sich auf die theuern Leichen, er umschlingt sie mit seinen Armen, bedeckt sie mit Küssen, mit Thränen, er ruft wiederholt mit dem höchsten Ausdruck des Schmerzes ihre Namen, umsonst — ihr Leben war

entflohen. Endlich, nachdem alle Versuche, die Geliebten zu erwecken, fehlgeschlagen, erhob sich Benedetto vom Todtenlager, sank auf seine Kniee, flehte heiß und innbrünstig zum allbarmherzigen Vater der Menschen, drückte noch einen Kuß auf die kalten Lippen der Gattin, des Söhnleins und verließ den Aufenthalt des Jammers. Die Wuth des Schmerzes hatte in seinem Inneren ausgetobt und wahnsinniger Gleichmuth sich seiner bemeistert. Seine Hand griff in den Gürtel, das Messer suchend: schaudernd zog er sie zurück, er hatte es ja bei dem Leichnam des Geopferten zurückgelassen. „Hast du dich endlich eines Besseren besonnen, Benedetto?" fragte der des Mordens gewohnte Lazaroni, den er um Dolch und Terzerol bat. „Hier nimm, sie sind beide erprobt; in dem Dolche ist das feinste Gift, das Terzerol scharf geladen. Gebrauche sie glücklich." Benedetto dankte und ging. — Sein Weg führte ihn bei dem Pallast des Grafen vorüber. Jammer und Wehklagen erschollen; man hatte den Ermordeten gefunden und nach Hause gebracht. Bleich wie der Entseelte, mit aufgelöstem Haar, lag Julia über der geliebten Hülle des Gatten; dunkle Nacht umflorte ihre Sinne. Der unglückliche Benedetto bebte, seine Kniee wankten, er mußte sich an einer Säule des hohen Portals halten, um nicht zu sinken; doch bald wieder gefaßt eilte er weiter, und gelangte zum Ziele seines Strebens, zu dem herrlichen Duomo. Der heilige Januarius auf dem marmornen Obelisk schien drohend ihn an zu blicken und seinem Vorhaben zu zürnen. „Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden" murmelte Benedetto dumpf, und trat in die Kirche.

An dem Hochaltare stand Anselmo, wie ein Heiliger an zu schauen, mit dem verklärten Angesicht, mit den heuchlerisch frommen Blicken und Mienen, jegliches Laster im Innern bergend. Segnend breitete er die Hände über der versammelten Gemeinde aus, und seine Lippen sprachen eben die Worte: „Ecclesia missa est," da hob der Lazaroni sein Terzerol, ein leiser Druck, — und wie der Donner des Höchsten rollte der rächende Schuß durch die heiligen Hallen, tausendfach sich an den hohen Wölbungen der majestätisch großen Kathedrale brechend. — Mit zerschmettertem Gehirn sank der Erzbischof vor dem Altare nieder. — Tausend Stimmen schrieen nach dem Thäter, der solch unerhörten Mord an gottgeweihter Stelle begangen, doch gleich einem Bilde von Stein stand Benedetto, das abgebrannte Terzerol in der erstarrten Rechten. Jetzt nahte ihm die wüthende Menge, jetzt zuckte seine Linke, und der vergiftete Glast oich durchbohrte sein zerrissenes Herz.

Die unglückliche Julia ergriff der Wahnsinn, doch bald folgte sie ihrem Gatten, durch den Tod erlößt.

J. Epstein.

Fabeln. (Nach dem Hebräischen.)

1. Der Vogel.

Ein Vogel, der sich von Seefischen nährte, kam an ein Gewässer, als eben der Jäger einen solchen Fisch an der Angel herauf zog. Bebende stürzt der Vogel herbei und verschlingt den Fisch; nun aber steckte ihm die Angel im Halse und der Jäger zog dort, er hier, bis das Eisen aus dem verwundeten Halse fuhr und er eiligst davon flog. Nun rührte er fürder keinen Fisch wieder an, denn in jedem vermuthete er eine Angel; also zehrte er elendiglich ab und starb. — So stirbst du, einmal gemißhandelt, o Menschenfeind! im Hasse gegen das ganze Geschlecht.

2. Das Hündchen.

Es waren einmal an einem Tage zwei Hochzeiten in zwei nahen Dörfern. Da sprach in dem einen Dorfe ein junges Hündchen also mit sich selber: „Wenn ich an beiden Gelagen mich pflege, es kann mir vielleicht mein Leben um ein ganzes Jahr verlängern. Aber da thut es noth, flink nach dem andern Dorfe zu rennen, wenn der Tag graut, sich dort gütlich zu thun und flugs wieder nach Hause zu laufen, ehe man hier zu Tische geht!" Als er am folgenden Tage ankam, fand er Alles still, und nachdem er vergeblich herum geschnüffelt, meldet ihm ein gewaltiger Fleischerhund: daß er zu spät gekommen, und zwackt ihm, nach geendetem Bericht, die Ohren, daß er unter Geheul davon rannte. Müde, hungrig, aufgebracht kommt er zu Hause an, findet aber den Hochzeit-Saal leer; nur die Knechte kamen herbei und prügelten den späten Gast zum Hause hinaus. — Es erndtet der Ungenügsame statt Allem nichts, statt Freude Verdruß.

3. Die Nachtigall.

Eine verfolgte Nachtigall warf in die Nester verschiedener Vögel in jedes ein Ei. Als sie von den fremden Vögeln ausgebrütet waren, flog die Nachtigall singend umher, und wo ein Junges von ihr lebte, verstand es alsbald der Mutter Geschrei und flog ihr antwortend entgegen. — Werde nicht müde, edle Seele, der Nachwelt zu leben! Die Edlen aller Zonen werden dir huldigen!

L. Zunz.

Schöne Gegend.

Hier auf kleinem Ararat,
Eine liebliche Rotunde,
Berg und Thal, bei mildem Grunde,
Reich an Reben, Obst und Saat;
Murmelbächlein, wenn dein Pfad
Dich verlockt zur Pflanzenkunde;
Nachbarn, Weisheit auf dem Munde,
Hochgeneigt zu Rath und That;
Und kein Arzt, kein Advokat
Funfzig Meilen in die Runde!

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Im Leopoldstädter-Theater belustigen zwei Neuigkeiten von dem fleißigen Hrn. Meißl. In beiden dreht sich die Handlung um den Komiker Reimund, der, wie ein wachsamer Steuermann, auf dem Verdecke des Musen-Schiffleins steht, und mit rastlosem Eifer das schwache und gebrechliche Fahrzeug glücklich in den Hafen des Beifalls leitet. Das erste ist „der Kirchtag zu Petersdorf“, dem der alte Gedanke von einem Schlafenden zum Grunde liegt, der sich in einen Wagen gelegt und unbewußt Nachts an einen andern Ort gefahren wird. Das zweite „das Gespenst auf der Bastei“ ist eine Parodie der Geister-Komödien, der glücklichste Gedanke, der je in Hrn. Meißl's Ideen-Kammer reifte; aber so gut der Wille seyn mochte, so schwach war die Kraft. Da sind komische Anlagen genug, die schon in der Folgenreihe des Hauptgedankens liegen, aber sie sind unausgeführt geblieben; hundert Verlegenheiten, in die der Geist von ehemals in der modernen, aufgeklärten, ungläubigen Welt von heute kommen sollte, ließ der Dichter vorüber, da er den Plan verfehlte, worin doch, dem Verlangen der Satyre nach, die Eigenthümlichkeiten der Gespensterwelt mit der nüchternen Gegenwart persifflirend verbunden seyn wollen. — Der erste lebende Compositeur Europa's, Ludwig von Bethoven, gegenwärtig in Modling (ein Markt in der angenehmsten Umgegend Wiens) wohnend, hat aus Philadelphia ein neu erfundenes Instrument zur Verbesserung des Gehörs vom Erfinder zum Geschenk erhalten. Das Packet begleitete ein sehr verbindlicher Brief in französischer Sprache, worin sich der Absender als ein großer Verehrer der Bethovenschen Meisterwerke ausspricht. — Den hiesigen Literaten Gewey (vorzüglich bekannt durch seine „Briefe eines Eipeldauers an dessen Vetter in Kakran“, die in monatlichen Heften erscheinen und in der verdorbensten Wiener Mundart Satyren über das Leben und Streben der Wiener enthalten) hatte das Gerücht bereits für todt erklärt; das ist zwar nicht der Fall, doch wird er schwerlich die Fortsetzung seiner gelesenen Briefe ferner übernehmen können. Unter den hiesigen Schriftstellern wären die Herren Bäuerle und Castelli die einzigen, die das könnten. Bei einer allenfallsigen Aenderung wäre zu wünschen: daß diese Monatschrift, der schnelleren Mittheilung wegen, in ein Wochenblatt, und die zu niedere Sprache, welche manche Unzartheit erlaubt, in eine bessere, auch den Ausländern genießbare Mundart umgewandelt würde. — Zu den neuesten erschienenen Dichtungen gehört der erste bedeutende Ausflug eines jungen Mannes, unter dem Titel: „Der Dichter; lyrisches, didaktisches Gedicht von Moritz Rosenfeld“. Der Verfasser zeigt Talent; aber den Dichter in allen seinen Verhältnissen und Lagen, mit all seinen Freuden und Leiden, seinen Gefühlen, Richtungen, Kräften und Schwächen dar zu stellen, das erfordert die Phantasie und die Bemühungen eines gefeierten Musen-Sohnes. Wer den Adler in seinem Felsenneſt belauschen will, muß selbst einer seyn. Ferner scheint sich der junge Mann in gesuchten Ausdrücken zu gefallen und darin nach Originalität zu haschen. Er sagt z. B. S. 26:

> Nur zwei Dinge sind ihm wichtig,
> Seiner Seele Himmelskost,
> Seines Wesens Götterwost! —

Demungeachtet ist es erfreulich und lobenswerth, wenn in diesem, von der Natur so begünstigten und von der Kunst so stiefmütterlich behandelten Lande eine Sängerstimme tönt, die in der Zukunft Besseres erwarten läßt. — r.

Leipzig. Die hiesige Messe ist immer noch besser gewesen, als die diesjährigen Messen anderer deutschen Handelsstädte. Viele polnische Juden machten sie lebhaft; aber es fand sich kein bedeutend ansehnlicher Einkäufer. Der Pferdemarkt fiel ebenfalls für die Roßtäuscher schlecht aus. Den vorzüglichsten Gewinn zog unstreitig Hr. Franke, welcher sich unter der Ankündigung des „Nordischen Herkules“ den Schaulustigen zeigte, und durch schönen festen Gliederbau, Gewandtheit und außerordentliche Körperkraft Bewunderung erregte. — In dem sehr besuchten Schauspielhause ward nichts Neues, aber meist Gutes im Allgemeinen brav gegeben. In der „Jungfrau von Orleans“ fiel die Königin durch; im „Moses“, den Hr. Löwe, bis auf die stets ausgespreizten Arme, lobenswerth darstellte, zeigte Hr. Genast, als „Aron“ sich treflich; und im „Faust“ nahm Hr. Stein diesen kraftvollen leidenschaftlichen Charakter auffallend kalt, welches sich besonders widerlich in der Scene zeigte, wo bei ihm der Entschluß reift, sich dem Bösen zu ergeben. — Der Verfasser des „Yngurd“ hat sich abermals nothgedrungen gefühlt, dieses Trauerspiel zu verfechten. Er weiß wohl, daß es immer etwas nutzt, wenn wieder einmal davon die Rede ist, und daß er diesem Stücke eine stete Leibwache seyn muß, wenn man es respektiren soll; obgleich in dem arithmetisch-poetischen Werke, neben dem Monströsen, allerdings Talent sich findet, nur nicht ein solches, welches ihn berechtigte, in allen Blättern und mit den kleinlichsten Mitteln despotisch die Formel zu verbreiten: Ich bin der Erste und der Letzte und außer mir ist kein Dichter. In der „Zeitung f. d. elegante Welt“ hat er mit einer „eingewachten Leserwache“ eine scharfe Kritik des „Yngurd“, welche in der Zeitschrift „Hermes“ abgedruckt ist, entkräften wollen; das stand ihm frei. Er wagte es aber, ohne Umstände den Prof. Clodius — einer von seinen Gegnern, denen er auf Tritt und Schritt, wie ein geheimer literarischer Polizei-Offiziant, nach zu spüren pflegt — mit schnöden Worten als Verfasser jener Kritik zu nennen, und die Redaktion des „Hermes“ hat nun erklärt: daß dies völlig falsch sey. Beweise von Keckheiten der Art sind ihm schon so oft nachgewiesen, daß zuletzt auch Batterien von Vier und zwanzigpfündern nicht die Stimmung werden zum Schweigen bringen, die nothwendig über ein solches Verfahren erfolgen muß, und darum möge sein guter Genius ihm zuflüstern: Laß ab von diesem Wege, damit nicht durch Unziemlichkeiten der Grund, der zu deinem Ruhm gelegt ist, sich verschütte! — C —.

In einer Vergleichung zwischen dem alten und neueren Paris ist erwähnt: daß zuerst dieses Orts unter Cäsar gedacht wird. Dieser verlegte einmal die Versammlung der Häupter des gallischen Volkes, wegen zwei aufrührerischer Provinzen, nach „Lutetia, der Stadt der Pariser“. Sie lag auf einer Seine-Insel, und ist die jetzige Cité. (Independ.)

Ein Hr. Gatteaux hat eine Maschine erfunden, um die aus Marmor zu fertigenden Bildsäulen an zu legen (aus dem Groben aus zu arbeiten). Der Erfolg hat jede Erwartung bestätigt, so daß die Arbeit rascher und mit minderen Kosten gedeihet. (Journ. d. Par.)

In der Nachbarschaft von Frimley lebt ein Mann, Namens Fischer, der wegen seiner Gefräßigkeit berüchtigt ist. Er wettete vor Kurzem um eine Kleinigkeit: daß er in Zeit von 10 Minuten ein Dutzend lebender Wespen mit ihren Stacheln verschlucken und 2 Pfund rohen Lachs nachessen würde. Er hielt sein Wort; und da es ihm so gut gelung, erbot er sich: für Six-pence (4 Gr.) das Dutzend, so viel Wespen auf einmal hinunter zu schlucken, als man wolle. Allein er mußte noch vor dem zweiten Dutzend inne halten, so stark waren ihm Mund und Hals angeschwollen. (Morn. Chron.)

Der englische Dichter Carl Dibdin war so fruchtbar: daß man 1500 — 2000 Lieder, 18 ernsthafte Pantomimen, 30 Possenspiele, 35 Melodramen, 42 Singstücke, — außer keinen bekannten! — auf dem Theater von Druryláne und Coventgarden von ihm hat. (Morn. Chron.)

Man giebt sich in Frankreich so viel Mühe, Journale zu schreiben, und kann doch kein kluges zu Stande bringen. (Constitut.) Das ist wenigstens sehr naiv — von einem französischen Journalisten!

Beilage: Bemerker No. 15. und Blatt der Erklärungen No. XX.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 1. November. 178stes Blatt.

Fügungen.

(Zur November-Vignette.)

Der Donner des Geschützes verhallte. Die Waffen der Verbündeten hatten gesiegt; die Nacht breitete ihren schwarzen Fittig über die Wahlstatt und fernhin leuchteten am dunklen Horizont die Feuerzeichen der vom Feinde in Brand gesteckten Dörfer. Schwärme von Raben flogen krächzend dem leichenbedeckten Schlachtfelde zu, wo unter den Todten auch die Lebendigen, erschöpft von der sauern Blutarbeit, ruheten. Auf der Straße nach Paris hin verfolgte die Reiterei den fliehenden Feind die Nacht hindurch. Eben begann es zu tagen, da ertönte grausiges Kampfgeschrei; in einem Dickigt, unfern der Straße, hatten die Franzosen ein Versteck gelegt. Ein russischer Offizier, den der Muth zu weit geführt haben mochte, sah sich und die kleine Schaar, die ihn begleitete, plötzlich umringt; ihm blieb kein Ausweg, nur die Wahl zwischen Gefangenschaft oder Tod. Der kühne Held entschied für das letztere, feuerte die Seinigen durch wenige Worte an und kämpfte nun mit Löwenmuth, entschlossen, das Leben hoch zu verkaufen. Doch die Braven sanken um ihn her und ihr Führer war im Begriff, zu unterliegen, als ein deutscher Trupp den Feind in die Flanke nahm. Der Offizier, der ihn befehligte — Lothar will ich ihn nennen — stürzte wie ein Wetterstrahl auf die trotzende Uebermacht. Hageldicht fielen die Streiche seines guten Schwerdtes; der Russe war befreit, der Feind zum Weichen gebracht, aber in seinem Blute schwimmend lag der Retter unter seinem Rosse. — Einem Sterbenden ähnlich wurde Lothar in ein nahes Dorf getragen, Ordonanzen suchten den nächsten Feldarzt. Der gerettete Held saß angstvoll am Lager des Leidenden, als man ihn der pressenden Kleider entledigte und empfahl Fürsorge und Behutsamkeit: da gewahrte er ein Bild, welches Jener auf dem nun stockenden Herzen trug. Er sieht, er staunt und starrt immer wieder auf jenes Bild; kein Zweifel bleibt: es sind die Züge der Gräfin Maria, es ist das Bild seiner Braut.

Unterdessen war der Arzt herbei geeilt, mit ihm ein Offizier von Lothars Regiment, der sich in wildem Schmerz neben den Verwundeten hinwarf und ihn mit dem Ausdruck schmerzlicher Wehmuth anrief, während helle Thränen ihm im Auge standen. Da öffnete Jener matt die seinigen. „Adalbert, bist Du es? Ach! ist es denn noch nicht aus?" so seufzte er, dann hauchte er den Namen „Maria!" aus und sank in Todesschlaf zurück. — Lothars Freund war trostlos. Der Arzt beruhigte ihn mit Mühe durch die Zusicherung: daß vom starken Blutverlust der Kranke nur erschöpft, die Wunde aber nicht tödtlich sey. — In Gedanken verloren hatte der Russe unterdessen sprachlos hin geschaut, vergebens auf eine Erklärung sinnend: wie wohl Lothar zu dem Medaillon gekommen? Der Seufzer „Maria" hatte ihn jetzt überzeugt: daß der jungen Gräfin Bild nicht allein auf, sondern auch in seinem Herzen ruhe; also kannte er sie, liebte er sie! — In einem Labyrinth von Vermuthungen verstrickt, von Zweifeln gequält, uneins mit sich und seinen Gefühlen für Lothar, fand er sich bald

zu ihm hin gezogen, bald von ihm ab gewendet. — Als nun der Arzt um Ruhe für den Kranken gebeten, zog der russische Offizier den deutschen Kampfgenossen hinaus, und darauf bedacht, sich Licht zu schaffen, sagte er: „Herr Kamerad! Ihr Schmerz bekundet deutlich, daß Lothar Ihr Freund ist — er ward heute der meinige, indem ich ihm Leben und Ruhm verdanke. Sagen Sie mir, war Ihr Freund je in Rußland?“ — Befremdet sah Adalbert den Fragenden an, der also fortfuhr: „Es ist herzinnige Theilnahme, welche diese Frage veranlaßt; ich glaube Ihren Freund zu kennen, ja!“ setzte er ausforschend hinzu, „wenn ich nicht irre, so sah ich ihn im Hause des Grafen R***.“ — „Das kann seyn. Ach, wäre er nie dort gewesen!“ — Diese Antwort veranlaßte den Fremden, in Adalbert zu dringen, ihm mehr von Lothars Schicksalen wissen zu lassen; seine Bitte war so herzlich, Adalbert so gerührt und voll davon, daß er bald nachgab und Folgendes erzählte:

„Mit bedeutenden Talenten ausgestattet und reichen Kenntnissen ausgerüstet, verließ Lothar, ein junger Maler, sein Vaterland, um in Rußland Glück zu suchen. Seine Arbeiten empfahlen ihn, sein leutseliges einnehmendes Wesen nicht minder. In Petersburg machte er die Bekanntschaft des Grafen R***, eines eifrigen Kunstverehrers, welcher auf seinen, der Residenz nahe liegenden Gütern eine schätzbare Gallerie gesammelt hatte und sie fortwährend zu vermehren suchte. — Lothar fand nicht allein in seinem Hause die günstigste Aufnahme, er ward bald des Grafen steter Umgang, ja, man darf sagen, sein Freund. — Maria, des Grafen sechszehnjährige Tochter, wurde Lothars Schülerin und zu des Vaters Freude machte sie bedeutende Fortschritte in der Kunst; doch nicht ungestraft hatte Lothar diese herrliche Mädchenblüthe gesehen — in hellen Flammen loderte der Liebe Gluth in seinem unentweihten Herzen auf und der Lehrer ward zum feurigsten Liebhaber. — Möchten auch hier die frischen Lebensbilder des Genfer Bürgers, möchten St. Preux und Julie vor den Sinn treten — Lothar übertraf an Zartheit und Tugend jenen, er duldete und schwieg; denn schon längst war durch Familien-Uebereinkunft der Gräfin Hand dem Sprößling eines fürstlichen Hauses zugesagt. — Dem liebenden Maler wurde der Auftrag: für den Bräutigam das Bild der Braut zu fertigen. Kann Tantalus Strafe härter seyn! — Lothar vollbringt die Arbeit, welche er nicht ablehnen darf — nun aber ist die Kraft erschöpft, er flieht, flieht mit dem tödtlich brennenden Pfeil im Herzen. — Zu jener Zeit eben wurde die deutsche Jugend zum Kampf für das bedrängte Vaterland aufgefordert. Lothar eilt zu den Fahnen; der Krieg beginnt, der Unglückliche sucht den Tod und findet nur die Ehre — er stürzt, ein Rasender, sich in jede Gefahr, Engel schirmen sein Leben. Nur der Gedanke an kühne Thaten vermag zuweilen seinen Liebesschmerz noch ab zu wenden von dem Gram, der nun seit Jahren an seinem edlen Herzen nagt. — Vielleicht“ — so schloß Adalbert — „erreichte er heute sein Ziel!“ — Nachdenklich hatte der russische Offizier zugehört. Ein Zwiespalt war in seinem Inneren, und nach einer langen Pause, in welcher er sich zu sammeln schien, sprach er: „Ihres Freundes Schicksal ist wohl bedauernswerth — doch dürfen wir hoffen, daß die Zeit solche Wunden heilt!“ — „Die seinen nicht!“ fiel Adalbert ein. — „Ein anderer Beruf“ setzte Jener hinzu, „fordert mich ins Vaterland zurück. Wer weiß, ob ich je Lothar persönlich zu danken im Stande bin; doch wenn er genesen, soll er eines dankbaren Freundes, soll er seiner Heldenthat gedenken. Geben Sie ihm diesen Ring!“ — dabei drückte er Adalbert die Hand, empfahl nochmals dem Arzt die beste Fürsorge und eilt von dannen.

(Der Schluß folgt.)

Die Grade des Lebens.

Man hat mit bildlichen Vorstellungen abstrakter Wahrheiten bisher so manchen Unfug getrieben und dieselben oft zu mystischen Spielereien gemißbraucht. Bilder können im Gebiete des Verstandes *nie* beweisen, sondern nur erläutern; — bei Gegenständen des Gefühls nie entscheiden, sondern Gefühle und Empfindung für die Entscheidung nur schärfen. Aus diesem Gesichtspunkt beurtheile man folgendes die Natur und den Menschen betreffende Gedankenspiel.

Ich denke mir das Wesen, und die graduelle Verschiedenheit des menschlichen Lebens überhaupt, unter einem dreifachen Bilde: Unter dem Bilde der Spirallinie das höhere fortschreitende Leben des edleren und vollkommneren Menschen. Der Kreis desselben erweitert sich fortwährend ihm selbst und Andern unmerklich; aber dennoch um desto sicherer. Dem Fortschreiten desselben ist keine bestimmte Grenze gesetzt. Es kann und soll ewige Annäherung zu der Gottheit seyn und werden.

Unter dem Bilde der Kreislinie seh' ich das zum Culminations-Punktgelangte, von da rückwärts führende und wieder von neuem anhebende Leben des minder ausgezeichneten Menschen. Auch der Kreis ist das Bild einer ewigen Dauer. Aber seine Bahn bleibt, wenn sie einmal geschlossen ist, ohne Fortschritt und weiteres Wachsthum, ewig die nämliche und wiederholt sich unaufhörlich selbst. Jedes individuelle Menschenleben gestaltet sich wiederum verschieden in sich. Eben so verschieden kann die Kreislinie an Umfang und intensivem Gehalt seyn.

Unter dem Bilde des mathematischen Punkts endlich denke ich mir das Leben des Menschen, das vom Culminations-Punkt zurück zum Anfang gelangte

und nun hier still steht. Dieser Punkt gehört zwar noch als integrirender Theil zum Wesen der Welt; er hat aber seine absolute und unterscheidende Selbstständigkeit und Wirksamkeit verloren. Nur der Wink der Allmacht vermag den Atom nach ewigen Gesetzen wieder zu einer erneuten Schöpfungs-Form zu gestalten und dieselbe mit neuen Lebenskräften zu beseelen.

In physischer Hinsicht entspricht: die Bezeichnung des Punkts der unorganischen Urmasse, ohne genau bestimmte Begrenzung und individuelle Lebens-Aeußerung; — die Kreislinie den bestimmteren Gestaltungen des Pflanzenreichs, dessen Formen sich in der Regel bei den einzelnen Arten cyclisch wiederholen; — die Spirallinie endlich mehr den höheren thierischen Organismen. Form und Wesen der Letzteren geht in fortschreitender Vollkommenheit durch unmerkliche Annäherungen in einander über. — Mit den höheren Gebilden derselben verknüpft sich der homogene Ausdruck erhöheter geistiger Eigenschaften und mit dem vollendetsten Organismus der sichtbaren Welt — dem der Menschengestalt — ist der höchste Adel eines verständigen und freien Geistes innig verbunden. Tauscher.

Stachel-Nüsse. Zweites Dutzend.

1. Wohlbeleibtheit ist für eine Afrikanerin der sicherste Weg zu Eroberungen, und den Mauren ist ein ungeheurer Umfang des Körpers gleichgeltend mit dem Begriff der Schönheit. Schade für unsere vierzigbändigen Romanen-Schriftsteller, daß diese ästhetischen Grundsätze nicht wenigstens in unserer Literatur gelten.

2. Die amerikanische Nachtigall ahmt alle fremden Vögel als Spottvogel nach, ohne einen eigenen Gesang zu haben. Das nenne ich einen Rezensenten von Gottes Gnaden!

3. Auf der Küste Koromandel giebt es eine Sorte Aerzte, deren Patron — der Wind ist. C'est tout comme chez nous!!

4. Unter den englischen Königen aus dem Hause Plantagenet hatte die Familie Baker ein Lehngut, weil ein Glied derselben verpflichtet war, dem König bei der Ueberfahrt nach Frankreich den Kopf zu halten. Der Herausgeber der ***schen Literatur-Zeitung besitzt dadurch ein Rittergut: daß er seit Jahren das Privilegium hat, den Schriftstellern den Kopf zu waschen.

5. Die alten Egypter setzten bei ihren Gastmahlen immer einen ausgetrockneten Leichnam auf den Tisch, um ihre Gäste an die Mäßigkeit zu erinnern. Die Sitte wäre ganz löblich; nur zu oft sollten sie die Journal-Redactoren in X. Y. Z. an ihren Wirthstafeln doch nicht befolgen!

6. Lavater hat auf einer Stufenfolge von Köpfen den vatikanischen Apoll aus einem Laubfrosch entwickelt. Unglaublich, sagt Ihr? Und doch seht Ihr ja, daß F... in seinen Theater-Kritiken dasselbe Kunststück allwöchentlich wiederholt!

7. Von einem Frauenzimmer, das die Arme krampfhaft um sich schlug, sagt das „Archiv für den thierischen Magnetismus“: die Arme schlegelten. Wenn diese Bezeichnung für ein unsinniges Umsichherschlagen von dem Namen der Herren Schlegel entlehnt ist, so haben diese sich dafür zu bedanken.

8. Alles entstand vom Wasser, sagte Thales der Milesier. Hätte er Bibler's rothe Nase gesehen — er hätte seinen Satz geändert.

9. Die peruanischen Hunde wurden sonst bei einer Mondfinsterniß so lange geschlagen, bis diese vorüber war. Darüber lacht man; aber war es ein anderes Verhältniß, wenn sonst, als noch der Stock die Armeen beherrschte, zuweilen die armen Rekruten geschlagen wurden, oft nur deshalb, weil im Kopfe des hypochondrischen Herrn Befehlshabers Finsterniß herrschte?

10. Dampfschiffe, Dampfwebestühle, Dampfkochmaschinen u. s. w. haben wir. Es wäre ein treffliches Problem für die höhere Mechanik, Dampf-Schriftsteller zu ersinnen. Ich sage nicht: Dunst-Schriftsteller, denn die dürfen nicht erst noch erschaffen werden.

11. Das Känguruh trägt seine Jungen, nachdem sie geboren sind, noch neun Monate in einem eignen Sacke, den es am Bauche hat, woraus sie gleichsam zum zweiten Male zur Welt kommen. Ist das nicht für Schriftsteller ein recht lebendiges Beispiel des Nonum prematur?

12. Es wird erzählt: daß Alcibiades den Komiker Eupolis, wegen eines gegen ihn gerichteten Stückes, habe ersäufen lassen. Ich kenne keine Kritik, die zugleich so persönlich, so treffend und doch — so wässerig gewesen wäre. Cp.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Die Menschen fürchten sich vor nichts mehr, als vor ihres Gleichen. Klinger.

Die Zeit versteht die Kunst, die Narren zu bekehren. Gellert.

Es schmeichelt oft, mit Mildigkeit zu prunken! Alfieri.

Flucht ist erlaubt, wenn man Tyrannen flieht. Racine.

Was die Händ' und Augen greifen, ist ein trüglich eitles Gut. A. W. Schlegel.

Zu böser Zeit geh'n auch der Götter Sachen selbst nicht wohl. Philemon.

Nur der ist glücklich, der sein Glück nicht dem Glücke verdankt. Weißer.

Wer in der Welt nach hoher Tugend strebt, erreicht gewiß nie ohne Weib das Ziel. Ariost.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. „Das Vogelschießen", Lustspiel von Clauren, brachte mehrmals ein volles Haus und belustigt einen großen Theil des Publikums ganz außerordentlich. — Noch sahen wir als Neuigkeit: „Julius der kleine Zündling", von Hrn. Vogel; ein weinerliches Schau- und Jammerspiel, welches einzig durch das unübertreffbare Spiel der Mad. Unzer (als Leontine) und des Hrn. Jacoby (als Baron Wellen) einem bösen Schicksal entging. — Hr. Blume, vom Königl. Theater zu Berlin, hat sich in vier Gastrollen bei dem hiesigen Publikum beliebt gemacht; besonders gefiel er als „Graf" in „Figaro's Hochzeit" durch seine schöne Stimme und sein Spiel so sehr, daß er die Rolle wiederholte. Ferner sahen wir diesen wackeren Künstler als „Don Juan"; aber dabei hatte er, wie fast Alle, welche hier in dieser Rolle auftreten, das Unglück, nicht ganz zu genügen. Die Rolle des „Simeon" im „Joseph" gehört zu denen, die durchaus undankbar (?) sind, indem der Dichter sie verzeichnete. Ein Zustand wie der seinige hätte schon nach wenig Monden zum Wahnsinn oder Selbstmord führen müssen; funfzehn Jahre hält die menschliche Natur so etwas nicht aus. Was aus dieser Rolle zu machen war, hat Hr. Blume geleistet: er rasete den Rasenden ganz vortreflich. In der Posse „der Schiffskapitain", wo Hr. Blume den „Kapitain Brander" gab, ward er vom Publikum hervor gerufen und nach Verdienst mit rauschendem Beifall belohnt. — Können Sie es glauben: daß das Itzehoer Mütterchen, die sogenannte Wunderdoktorin, die, aus Holstein vertrieben, hier einen Zufluchtsort fand, ein außerordentliches Aufsehen erregt und so zahlreichen Zuspruch hat, daß sie bis Neujahr keinen Kranken mehr annehmen kann? In dem Dorfe Barmbeck, eine kleine Stunde von hier, hat die neue Hygeia ihren Tempel aufgeschlagen, und die einfache Wohnung des Dorf-Schulzen ward von der Hohen in tiefer Demuth dazu erkohren. Alle, die an unheilbaren Uebeln darnieder liegen, als Lahme, Blinde, Gichtbrüchige und Taube wandeln und fahren in zahlreichen Haufen zu ihr hinaus, und nachdem mit goldenen Schlüsseln die Herzen ihrer Bewacher — industriöse Mieth-Diener, die sich aus Spekulation und unberufen auf diesen Posten begaben — geöffnet worden sind, wird man vorgelassen, um seine Gebrechen durch die Wunderthäterin zu verlieren. Wohin man hört, werden gelungene Kuren von ihr erzählt, ja, ich würde nicht mehr in Verwunderung gerathen, wenn ich nächstens einmal hörte: sie habe Todte erweckt; denn nach dem, was voran gegangen ist, kann nichts mehr in Erstaunen setzen, was von ihr geschieht. Ueber die Ceremonie, welche sie mit ihren Kranken vornimmt, wird sehr geheimnißvoll gesprochen; Einige behaupten: sie führe den Gläubigen um Mitternacht unter den Sternenhimmel hinaus, lasse ihn sich völlig entkleiden!! und manipulire ihn dort unter dem Einfluß eines von ihm auserkohrenen Sternes. Gleich nach der ersten Operation sagt sie dann dem Glücklichen oder Unglücklichen: ob er zu heilen oder nicht zu heilen sey, und entsagt ihm im letzteren Falle für immer. Sollte es mit dem Entkleiden wirklich seine Richtigkeit haben, wie allgemein versichert wird, so bezeugt der Herbst, durch die jetzigen ungewöhnlich schönen Tage, sein Wohlgefallen an den Werken der Wunder-Frau; denn gäbe es schon Nachtfröste und Reif, was sollte aus all den Kranken werden, die für ihre Gebrechen nur andere eintauschen würden? Nein, zum Troste der Gläubigen werden wir den Frühling sich gleich an den Herbst reihen sehen, und ehe ein Wunderjahr vergeht, keinen Kranken mehr im Weichbilde unserer Stadt finden. Mögen unsere Aerzte dann ihren Schädel mit dem Doktorhute bedecken und nach Orten gehen, wo man keine Wunderdoktorin hat; hier wird für sie nichts mehr zu thun seyn. Die Magnetiseurs allenfalls können bleiben, denn diese bilden so ziemlich eine Fakultät mit allen Wunderweibern, und werden, wenn sich das, was jetzt noch halb Chaos ist, erst einmal geordnet hat, als Amanuensen dienen, obwohl sie dies — wie man behauptet — lieber ausschließlich bei jungen Frauen seyn wollen. O, warum sind der Thorheiten doch so unzählige! — — C —.

Dem bekannten Reisenden J. Merter erzählte ein Jude, welcher lange Zeit in Algier gewohnt hatte: daß, als er einst Abends nach der Stadt zurück kehrte, ihm ein Türke begegnet sey, der eine Weile, sichtbar ermüdet, neben ihm herging, plötzlich aber auf seine Schultern sprang, und ihn durch Backenstöße und Faustschläge nöthigte, seinen schweren Körper bis nach seiner Wohnung zu tragen. Der arme Träger einer so nichtswürdigen Last bemerkte dabei: daß er sich wohl gehüthet habe, darüber Klage an zu stellen, weil alsdann noch eine Bastonade als Trägerlohn ihm zu Theil geworden wäre. Dergleichen unwürdige Behandlungen erleiden die Juden nicht nur unter den Barbaresken, sondern im ganzen Orient. Kein Wunder also, wenn eine zahlreiche und überall unterdrückte Nation gegen jede andere eine Abneigung faßt und sich zu entschädigen sucht, so gut sie kann. Würde eine humane Behandlung und Würdigung des Verdienstes, unter welcher Art von Gläubigen man es antrifft, nicht eine entgegen gesetzte Wirkung hervor bringen? Lg.

Hr. Dermount hat die Entdeckung gemacht: Früchte aller Art vermittelst des Gas aus Kohlensäure auf lange Zeit zu bewahren. Er brachte unter andern Kirschen in ein mit dergleichen Gas (welches er aus Leim, Kohlen-Stoff und Schwefelsäure gezogen) gefülltes Einmach-Glas. Nach 14 Tagen war weder Frische noch Farbe der Kirschen verändert, und nach 6 Wochen sahen sie aus, als wären sie in Franzbrandtwein eingemacht. (Morn. Chron.)

Als man die neue Königin von Spanien in Vittoria durch das Schauspiel einiger Stierkämpfe unterhalten wollte, verweilte sie nur kurze Zeit dabei und verbat es für die Folge. (Independ.) Möcht' es ihr doch gelingen, überall auch die Menschenkämpfe zu verbitten, die durch kein „Vittoria!" minder gräßlich werden!

Ein Witzbold hat heraus gefunden: daß in den Worten „le Conservateur" (eine bekannte französische Zeitschrift) das Anagramm enthalten ist: Colère sans vertu. (Independ.)

Unter allen Beispielen von der Fruchtbarkeit dieses Jahres scheint das stärkste zu seyn: daß in der Provinz Ober-Yssel an mehreren Stellen der Weinstock zwei Mal ganz reife Früchte getragen hat. (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 3. November. 179stes Blatt.

Die Philosophie.

Bruchstück; nach Raynal frei übersetzt.

Wenn die Seele hinlänglich Erfahrungen sammelte aus der Geschichte der Sinnlichkeit, dann tritt die Vernunft richtend ein, giebt den Völkern ihre Würde und leitet das Unhaltbare und Veraltete bedächtig zur Gruft. Dies ist der Auftrag, dies ist das Wirken der Philosophie, die nichts entdeckte und nichts ersann, sondern nur das Entstandene zum Heil der Menschheit auf festen Boden stellte. Die Verwickelung äußerer und innerer Umstände, eine Vereinigung der Fortschritte im Gebiete der Thätigkeit und des Wissens, Alles was natürlich kommt und weiter schreitet: das hat auch immerdar der Philosophie einen größeren Raum gegeben und aus Wirkung und Gegenwirkung des Geistigen und Physischen kam dem Menschen der Begriff des Rechten. Die Völker alle waren Lehrer der Philosophen und diese wurden nun Lehrer aller Völker; im langsamen, doch stets siegreichen Kampfe und in Erweiterung aller Kenntnisse sanken Irrthum und Aberglaube in den Staub und über ihm erhielt die Natur ihr herrliches Denkmal in der steten Richtung zum Höchsten, zum Wahren. — Nach so vielen Wohlthaten sollte die Philosophie dem Menschen wohl eine göttliche Mutter seyn; sie ist es ja, welche die Sterblichen trägt, leitet, erleuchtet und tröstet; sie giebt ihnen Alles, ohne für sich ein anderes Glück zu fordern, als dessen man sie nicht entäußern kann. Sie begehrt nichts, als Verdrängung der Leidenschaften, die des Menschen Verderben sind; sie erzielt nichts, als die Erweckung und den nützlichen Gebrauch aller Fähigkeiten, die des Menschen Glück sind. Sie bessert ihn, damit er froh sey; sie streitet gegen Tyrannei und Trug, nur, weil sie das Glück hindern; sie will nicht herrschen, aber wer herrscht soll das allgemeine Wohl erkennen und befördern. — Sie schlichtet den Streit um Glauben und duldet kein Dunkel, so weit die Wahrheit reicht. Die Bosheit und der Blindgläubige verläumden sie; diese scheuen sich vor dem Lichte, jene fürchten es und beide sind undankbar gegen eine liebende Mutter, welche auf geradem Wege zum Frieden und zu Gott führt. — Doch, mög' es auch noch jetzt solche Undankbare geben, die aus Plan oder Scheu die Augen sich verhüllen — die Binden sind zu schwach; mit der Allmacht des Himmels erweitert der Strahl der Erfahrung sich seine Räume und im Reiche des Wissens und Forschens ist keine Fessel haltbar. In die Seele der Regenten wie der Niederen muß und wird endlich die Philosophie bringen, politisches Versuchen kann sie nirgends mehr verwirren; einfacher und heller werden die Pfade, bei festem Wollen und Vollbringen darf die Menschheit auf ihrem unumschränkten Throne als höchste Stimme das Wort selbst führen und ihre Würde wird nicht mehr ein hohler Schall, sondern die erste Pflicht seyn, die auch den Herrschern nothwendig und nützlich ist. — Auf dem Gebiete der Schrift sind der Fortschritte so viele allgemein kund geworden, daß eine Hemmung nur ein augenblickliches Ausruhen seyn kann, um bald wieder mit erneuter Kraft vor zu schreiten. Das Zurückdrücken

eines Volkes ist nur ein Zusammendrängen der Kräfte, welche die Tyrannei plötzlich vernichten sollen, und die gerechten und guten Gebieter werden gern in den Aufklärungen, welche Philosophie und Schrift verbreiten, ihre festesten Stützen finden, wie sie einst auf diesem Wege sie fanden zur Bändigung des Faustrechts und zum Abwerfen eines unerträglichen Pfaffenjoches. Es würde die größte Thorheit seyn, wenn man wähnte: Kraft und Wissen könnten nur dazu dienen, für die Begründung des Despotismus neue, schlauere Netze zu flechten. Eben den Muth, den wahre Religion verleiht, um den Geist zu erretten, muß der Redliche auch haben, um die Völker vor denen zu schützen, welche verschworen sind wider unveräußerliche Rechte; und wehe dem Staate, wo dazu die Vertheidiger fehlen! — bald würde er sich aus seiner Ruhe in eine unvermeidliche Anarchie stürzen. Die Gesetze müssen fest stehen, um ein Volk vor dem Untergange zu bewahren, und Preßfreiheit muß fest stehen, um die Gesetze zu sichern. Was ist aber der unerschütterlichste Grund der Gesetze? die Sitten sind es — und wer schützt diese? die Philosophie ist es, welche ihr Pflegkind, die einfache Moral, an jedes Herz legt. Bertram.

Fügungen.
(Schluß.)

Der Krieg war beendet, die siegreichen Schaaren kehrten zurück in die heimathlichen Fluren. Der glücklich genesene Lothar lebte wieder der Kunst in einer kleinen Provinzial-Stadt — dort pflegte man ihn den Stummen zu nennen, weil er, stets düster und in sich gekehrt, gar wenig mit der Außenwelt zu schaffen hatte. Wie abgesondert Lothar aber auch lebte, seinen Freund Adalbert, der etwa zehen Meilen von jenem Städtchen ein Landgut besaß und dort harmlos mit seinem jungen Weibe lebte, mußte er zuweilen sehen. So oft indessen Lothar den Freund besuchte, kehrte er trübe und still zurück; des Freundes eheliches Glück erneuerte seinen Schmerz; er sah ein verlornes Paradies vor sich.

Zwei Jahre verstrichen, immer düsterer ward Lothar; da bat Adalbert den Freund, welcher schon lange nichts von sich hatte hören lassen, um einen Besuch. Er folgte der Einladung und ward mit ganz eigenthümlicher Freudigkeit empfangen. — Als bei dem lodernden Kaminfeuer das Gespräch auf die Kriegesabendtheuer kam, warf sich Adalbert stürmisch an den Hals des Freundes, seine Lippen zitterten, als wolle er etwas sagen. — Doch da sprach die Gattin eben: „Nun es bleibt doch morgen bei der Jagd-Parthie? Lothar, schaffen Sie mir ja ein gutes Stück Wildpret in die Küche!" — „Freilich, freilich!" fiel Adalbert ein; „wir jagen morgen. Lothar, Du wirst Deine Freude haben. Ich bestelle große Galla — mein bestes Pferd sollst Du reiten — Du weißt, den wilden Polen, den ich Dir abkaufte, Du rittest ihn an dem Tage, wo Du den Russen befreitest!" und nun hing er sich wieder an des Freundes Hals, ihn herzend und küssend. — Lothar aber seufzte schwer: „Du gute, theilnehmende Seele! Du meinst es so redlich — mir aber wäre wohler, hätte ich dort das Leben ausgehaucht!"

Der nächste Morgen verkündete einen heiteren sonnigen Herbsttag; da zogen Lothar und Adalbert, jagdmäßig geschmückt, in den dunklen Forst hinaus; bei lustigem Hörnerklang, im wilden Treiben der Jagd, wurde dem traurigen Gaste freier um das Herz. — Manches Wild war schon erlegt; die sich früh neigende Sonne mahnte zum Rückzug, da ward noch ein Hirsch aufgebracht. Man verfolgte ihn umsonst, und Lothar sah, nach langem vergeblichen Ritte, sich von dem Freunde getrennt und allein mit einem Reitknecht im Dickigt. „Wo blieben die Andern?" fragte er und ließ das Jagdhorn ertönen, doch keine Antwort gelangte zu seinem Ohr. — Er wendete sein Roß, den Rückweg zu suchen, immer unwegsamer ward der Forst. „Wir haben uns verirrt!" sprach der Begleiter; „doch wollen wir den Weg wohl finden, reiten Sie nur mir nach!" — Man durchstrich den Wald in allerlei Richtungen und schon war es ganz dunkel, als man endlich einen Weg fand. Bald darauf ward der Forst lichter und in der Ferne strahlte ein hell erleuchteter Baumgang, der zu einem in buntfarbigem Feuer glänzenden Schlosse führte; der Reitknecht jagte darauf los. Am Eingange des Dorfes standen festlich geschmückte Landleute, welche den Ankommenden mit lautem Jubel begrüßten. Lothar hielt sein Pferd an und fragte: wem das Gut gehöre und wem die Festlichkeit gelte? — „Wem anders, als unserer gnädigen Herrschaft?" hieß es, „dem Rittmeister Lothar, er lebe!" — und neues Freudengeschrei ertönte laut. — Die fröhliche Menge umringte den vor Staunen fast Erstarrten; man griff in die Zügel seines Pferdes und führte ihn im Triumph nach dem Schlosse — wie ein Träumender trat er in das Haus. — Ein Schwarm von reich geschmückten Dienern empfing ihn und die Flügelthüren rauschten auf. Der geschäftige Kammerdiener fragte: ob der gnädige Herr sich noch vor Tisch um zu kleiden wünsche? — und ein niedliches Zöfchen schlürfte durch den Saal mit der Bemerkung: des gnädigen Herrn Gemahlin wäre noch bei der Toilette, würde aber bald erscheinen. — Das wurde dem armen Lothar, welcher vor Verwunderung weder zu Fragen noch zu Antworten kommen konnte, nun doch zu arg. Nachdem er sich mit den Händen Kopf und Brust befühlte, gleichsam um sich zu überzeugen, daß er wach und bei Sinnen sey, packte er den Kammerdiener, sah ihn scharf in das Gesicht und fragte ärgerlich: „Wem gehört dies

Schloß? bei wem bin ich?" — „Gnädiger Herr, Sie sind zu Hause, auf Ihren Zimmern!" — „Wer sagt das, Narr?" — „Ihre Frau Gemahlin, mein gnädigster Gebieter!" — „Sage mir, Mensch!" fuhr Jener nun wild heraus, „bin ich wahnsinnig oder bin ich hier in ein Tollhaus gerathen? Ich habe weder Haus, noch Güter, noch Frau — oder doch, wartet! habe ich Pferde und Wagen?" — „Den auserlesensten Marstall!" entgegnete der Diener. — „Wohlan denn, mein Kutscher — so befehl' ich — soll sogleich anspannen und mich nach Eichthal — so hieß Adalberts Besitzung — fahren." — Der Diener ging. Lothar warf sich erschöpft auf ein Polster, da tönte plötzlich in leichten Accorden die lieblichste Musik und eine wohlbekannte Silberstimme sang ein, ihm sehr werthes russisches Lied. — „Gott im Himmel! was ist das? Maria! — o laß mich, Gütiger, nicht erwachen aus diesem süßen Traume!" — Da hob leise sich ein seidener Vorhang und in aller ihrer Lieblichkeit saß die holde Gräfin malend vor einer Staffelei, hinter ihr der alte Graf. Das Zimmer glich ganz dem, welches sie in Rußland auf dem Landsitz ihres Vaters bewohnte, wo Lothar so oft bei ihr gesessen, wo er sie anbeten gelernt hatte. — Bei diesem Anblick erhob sich der Entzückte; er will das liebliche Bild umfassen, doch seine Kniee brechen, ohnmächtig sinkt er auf das Ruhebett zurück. — Adalbert sprang aus einem Nebenzimmer, dem Freunde zu helfen; stärkende Mittel brachten ihn leicht in das Leben zurück; als er aber die Augen öffnete und Adalbert und Maria um sich her sah, sprach er: „Kinder, nicht wahr, ich bin gestorben, wir sind Alle gestorben und finden uns nun, nach der schweren Erden-Wanderung, hier im Paradiese wieder?" — „Nicht doch, Lothar!" lispelte Maria; „Lieber, Guter, Getreuer! Du lebst und ich komme nur, Dir durch Liebe zu vergelten, was Du, Armer, für mich littest!" — Da lagen die Seligen nun Brust an Brust und nur Laute, Seufzer, Umarmungen und Küsse bekundeten, was in ihnen vorging.

Lange währte es, ehe die Freunde sich von dem Wonnerausche erholen konnten und ehe es zu Erklärungen kam. — Lothar war des Fürsten R*** Lebensretter gewesen und begründete durch diese That seines Lebens Glück. — Die Gräfin Maria, auch von Amors Geschoß getroffen, doch sich des eigenen Gefühles kaum bewußt, hatte harmlos und glücklich gelebt, so lange der Geliebte ihr nahe war. Erst nach seiner Flucht fühlte sie, was er ihr gewesen. Die Rosen ihrer Wangen bleichten, einer geknickten Lilie gleich welkte die holde Blüthe in stillem Harm dahin. — Der Fürst R***, ihr zum Gemahl bestimmt, kehrte zurück; er sah das erkrankte Mädchen, des Vaters Jammer, die Muthlosigkeit der Aerzte — es galt zwei Menschenleben, es galt das Glück des eigenen Lebensretters! — Nicht ohne Kampf brachte der Fürst das schwere Opfer — er gewann des Mädchens Vertrauen, und wurde nach ihrem Geständnisse zum Vermittler bei dem Vater. — Mit Mühe nur entsagte dieser dem angeborenen Vorurtheil und den Plänen des Ehrgeizes — doch willigte er endlich ein, unter der Bedingung: daß Maria mit dem Fürsten auch zugleich auf ihr Vaterland verzichte. Wie leicht fügte sich die Liebe in dies Gebot. Der Fürst schrieb nun an Adalbert: was er gewirkt, um seine Schuld zu tilgen; bedeutende Summen in Wechseln und der Auftrag, für Lothar ein Landgut zu kaufen, waren beigefügt. — Adalbert besorgte rasch Alles und seine Liebe für den Freund bereitete die sinnig geordnete Ueberraschung des nun glücklichen Lothars.

M. Tenelli.

Sinnblüthen.

Die Kraft zum Entbehren ist des Menschen größtes Glück, der Drang nach Wohllust sein größtes Weh.

Eine Familien-Gruft auf dem Luisen-Kirchhof zu Berlin hat die schöne Inschrift: „Vereinigung der Familie K**.

Auf dem Grabsteine eines Baumeisters fand ich einmal folgenden Spruch:

Ich habe viel und gut gebaut allhier
Auf diesem Erdenrund;
Doch steht so fest nichts als der Himmel mir
Auf meines Grabes Grund.

Wer um der Religion willen Verfolgung für Recht hält, ist wie Einer, der da meint: er dürfe aus Liebe erwürgen.

Wer mehr braucht, als er hat, für den ist endlich kein Gebot und kein Gesetz so heilig, daß er es nicht überträte.

A. Münde.

Die gute Familie.

(Nach dem Englischen.)

Ein reicher Mann und seine Frau
Bezankten sich vom Morgengrau
Den Tag hindurch, bis Abends spät,
Und wünschten sich einander schnell begraben;
Ihr guter Sohn und Erbe fleht:
O Gott, erhöre ihr Gebet,
Daß alle Drei wir unsern Willen haben!

S. H. Catel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Die Festlichkeiten, welche den Einzug der Erzherzogin Caroline von Oesterreich und ihre Vermählung mit dem Prinzen Friedrich von Sachsen feierten, sind nun vorüber. Im Allgemeinen läßt sich davon nur sagen: daß selbige ganz in dem gewöhnlichen Styl veranstaltet und begangen worden. Dies beweisen schon die Zeitungs-Nachrichten, welche bei solchen Gelegenheiten fast immer einerlei lauten, so daß man für die Zukunft solche Artikel stereotyp setzen könnte und nur für den Ort, das Datum und die Namen den Raum zum beliebigen Gebrauch

veränderlich lassen dürfte. Kanonendonner, Paradieren der Truppen, Ehrenpforten, Illuminationen, Conzerte, Hof-Bälle und irgend eine Festlichkeit im Schauspielhause, das sind die Herrlichkeiten, über welche hinaus die Erfindungskraft der Etikette sich seit lange schon nicht erstreckt; es kommt nur noch darauf an, wie vollkommen die Feier, vorzüglich in so weit sie wirklich öffentlich ist, ausgeführt und durch die Umstände begünstigt wird. — Letzteres war diesmal besonders der Fall hinsichtlich des Wetters bei dem Einzuge der Erzherzogin am 7ten Oktober, denn schlimme Aussichten hatte der rauhe mit Regen und Sturm wechselnde Morgen der schaulustigen Menge eröffnet; noch boten, kurz vor der für den Einzug bestimmten Stunde, die aufgespannten Regenschirme in den überfüllten Straßen den Anblick eines Lagers mit bunten Zelten dar, als mit dem ersten, die Nähe der Erwarteten verkündenden Kanonenknalle der Regen aufhörte und einzelne Sonnenblicke die Scene erheiterten. — Was dem Zuge an Pracht abging, ersetzte reichlich die Huld und Freundlichkeit, mit der die Gefeierte die Grüße der Menge aus Ihrem offenen Wagen erwiderte; Sie zu sehen hatte ja doch jeder der Umstehenden geharrt. Zu verwundern war es aber allerdings, daß nicht einige der kaiserlichen Großen und Hofleute — die, wie man in den Zeitungen gelesen, in neun und zwanzig Wagen die Erzherzogin bis Culm geleitet, und von denen doch Mehrere früher und später hier eintrafen — sich angeschlossen hatten, was zur Verherrlichung des Zuges viel beigetragen hätte. Wie aber von allen den Familien, die, um den erwarteten Anblick früher zu genießen, in Equipagen und Fiacres der Prinzessin entgegen gefahren, nur ein halbes Dutzend Mädchen es hatten unternehmen können, ihre Kutsche, als die einzige, dicht nachfahren zu lassen, das schien Vielen ganz unbegreiflich, welche, wie die Meisten, den Zug sich länger vorstellend, dem feierlich anrollenden Familien-Wagen mit gespannter Erwartung entgegen gesehen und die Enttäuschung unwillig aufnahmen. — Auf dem Altenmarkte wurde die hohe Braut unter einer, vor dem Rathhause errichteten Ehrenpforte, umgeben von den Gewerks-Innungen, die sich durch die vor ihnen hergetragenen Insignien unterschieden, vom Stadt-Magistrat mit einer Rede bewillkommt. — Am Abend desselben Tages erfolgte die Trauung in der Schloß-Kapelle, wozu aber, wie gewöhnlich, dem Publikum kein Zutritt verstattet war, zum großen Leidwesen der Damen, denen bekanntlich die Ceremonie des Ringwechsels über Alles geht. — Den 8ten Oktober nahmen die hohen Neuvermählten die Gratulations-Cour an und Abends war die Stadt erleuchtet, leider nicht glänzend noch allgemein genug, so, daß das erlauchte Paar, welches unter lautem Jubelruf der nachströmenden Menge herum fuhr, einige Mal durch Straßen passirte, die weniger mehr, als der gewöhnliche Laternenschimmer erhellte. Es scheint wirklich, als ob die Raths- und Polizei-Behörden seit einiger Zeit die freiwilligen Illuminationen der Freiwilligkeit überließen. — Am 9ten Oktober wurde in dem schön geschmückten, durch Orangen-Bäume und Blumen in einen duftenden Garten verwandelten Saale des großen Opernhauses eine Cantate aufgeführt, von der Composition des Kapellmeisters Morlacchi, der man aber den, seinen Werken schon oft gemachten Vorwurf abermals zur Last legte: daß ihr die Zusammensetzung allzu deutlich an zu hören sey. Dieser Feierlichkeit bei zu wohnen, war auch dem Publikum gestattet, da Billets ausgegeben wurden. Die Vorkehrungen: daß dieses Mal die Unbequemlichkeiten bei dem Einlaß und die Ueberfüllung der Logen, insbesondere der wohlgelegenden, abgestellt seyn würden, blieben jedoch abermals unerfüllt. Auch der sonstige Kleinhandel mit den — doch gratis ausgegebenen — Billets wurde wiederum vor dem Opernhause auf der Straße von Lohn-Dienern getrieben, die, ihre Waare um jeden Preis losschlagend, das Ansehen der Person des Käufers für eine dem Handelsmanne ganz überflüssige Rücksicht hielten. — Sonntags den 10ten Oktober war Hochamt in der katholischen Kirche, wobei das bekannte Te Deum von Hasse, unter dem Donner der Kanonen und dreimaliger Salve des kleinen Gewehrs, abgesungen ward, und Mittags fand am Hofe offene Tafel statt: offene, insofern Zuschauer eingelassen wurden — und, außer den wirklich zu Tisch Sitzenden, auch noch die Lakaien, und zwar sehr unverhohlen, mitspeisten. Sollte es denn kein Mittel geben, der Insolenz dieser Tellerlecker ein Ziel zu setzen, so, daß sie wenigstens wirklich nur die weggenommenen Teller in Beschlag nähmen, oder doch ihre Beute minder harpyenmäßig, nämlich geheimer und anständiger verzehrten? — Den Beschluß der Festlichkeiten machte der Prolog, mit welchem die holde Neuvermählte bei dem ersten Besuche des Schauspiels, begrüßt wurde. Er ist von Th. Hell gedichtet und erschöpft genügend den Stoff, der in ähnlichen Fällen dem Dichter zur Bearbeitung sich darbietet. Von Mad. Schirmer ward er gesprochen, die als Genius — etwas zu kurz geschürzt, wenn man nun einmal ein Genien-Kostüm annehmen will — ebenfalls das ihre that. Ein Prospekt von Dresden im Hintergrunde, schwebende Musen u. s. w. rollendeten das Ganze. Nach dem Prolog wurde zum ersten Male gegeben: „Cervantes in Algier“, bearbeitet von Küffner. — Ein Beitrag zur Feier des ersten Empfanges im Schauspielhause war der neue Vorhang, mit welchem die Bühne nun verdeckt ist. Lobenswerth ist die, auch schon früher auf andern Theatern angewendete Idee, den Vorhang zu einem wirklichen, d. i. zu einem Teppich zu machen. Aber wie diese Idee hier ausgeführt worden, dürfte den Anforderungen, die sie an die Kunst hat, nicht Genüge geleistet seyn. Einmal angenommen, daß ein Teppich vorgestellt werden soll, ist wohl das erste, worauf der Zeichner und Maler zu sehen hat: daß er reich ausfalle. Zu den Verzierungen, welche darinnen an zu bringen sind, bieten die Anspielungen auf Schauspiel, Musik und Tanz, den reichlichsten Stoff dar. Hier sieht man aber nur eine sehr blaßgrüne Fläche, eingefaßt von einer nicht sonderlich breiten Arabeske wie von Goldstickerei, in der Mitte eine Lyra mit Kränzen umgeben, eben so gemalt, und unten schließt sich eine breite Kante an, der Bordüre um einen Shawl nicht unähnlich, die auf weißem Grunde vier der bekannten, aus der Sphynx und dem Greifen zusammen gesetzten Figuren und drei Masken, von dürftigen Arabesken verbunden, in schwarzer Bronze mit grünem Roste zeigt, dergleichen man an Leuchtern, Stutzuhren u. s. w. häufig angebracht sieht. An sich schon ist der Gedanke, solche Bronze und in solchen Massen auf einem, zum Aufrollen bestimmten Teppich an zu bringen, wohl nicht glücklich, da dieses Metall bei Weberei und Stickerei noch nie angewendet worden und zu diesen Zwecken schwerlich jemals gebraucht werden wird. Es thun aber auch diese dunklen Figuren durch den allzu grellen Abstich gegen die beiden freundlichen Grundfarben dem Auge wehe. Am meisten ist dies der Fall bei den Masken, von denen besonders die mittelste, tragische, mit dem starren, zu beiden Seiten der Scheitel herab hangenden Haar und den rußigen, durch die auf den Lichtern zu deren Erhellung angebrachte Vergoldung noch mehr verdüsterten Schatten, wie ein schauerlicher Baphomets-Kopf die leeren Augenhöhlen dem Parterre zukehrt. Auch ist der Vorhang wohl in dem Haupttone der Farbe zu hell, entfernt sich dadurch von der schon alten Malerei des Saales, Grau in Grau, zu sehr, und wird durch das beständige Auf- und Niederrollen zu bald das Ansehen verlieren, je weniger er dessen besitzt, da er im Grunde nur eine grüne Fläche darbietet, deren zarte Farbe die geringste Beschädigung oder Befleckung sofort bemerkbar machen muß.

— t —.

Gegen die Errichtung der Bildsäule, dem Prinzen Condé zu Ehren, im Hofe des Invalidenhauses, hat die „Renommée“ erinnert: „Wenigstens solle man ihn so darstellen, wie er es bereuet, gegen seinen Fürsten die Waffen geführt und sein Vaterland mit dem Bürgerkriege verheert zu haben, indem er diejenigen Blätter der Geschichte zerreißt, wo dies erzählt wird.“ (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 5. November. 180stes Blatt.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Erinnerung an die Patriarchen-Zeit.

Wir kamen heute darauf: ob wir uns nicht dennoch, so sehr wir auch das Heil eines gesitteten Lebens segnen, besser befinden würden, wenn wir uns in den Zustand einfacher, minder künstlicher und eben darum festerer und nicht so häufig gestörter Lebens-Verhältnisse einer früheren Vorzeit zurück zu versetzen vermöchten? — „O!“ rief ich in lebendigem Gefühle aus, „es kann mich oft eine rechte Sehnsucht nach jener Vergangenheit anwandeln, wenn ich von den heiligen Erzvätern lese, wie sie mit ihren Zelten und Heerden in einem herrlichen Lande umher zogen, und, ohne die Menge der Bedürfnisse zu kennen, womit wir unser Daseyn beschweren, eben so fern von künstlicher Verfeinerung, als roher Barbarei, viel glücklicher lebten als die Menschen unserer Zeit. Aber wo finden wir jetzt noch auf der Erde dieses Leben der Patriarchen?“ — „Mögen wir uns“ entgegnete Oheim Ottbert, „nicht täuschen lassen durch den magischen Schein, welchen Alterthum und ferne Vergangenheit über den Zustand jener Menschen werfen. Ruhiger mögen sie in vieler Hinsicht gelebt haben, als wir; aber ob auch reiner, unschuldiger? Auch ihr Daseyn sehen wir oft gestört durch manche nicht eben sehr heilige Thaten und Gesinnungen. — Aber“ fuhr er fort, „wo sich jetzt ihre Lebensweise noch findet, fragst Du? Ich wurde gar sehr an so Vieles aus unsern heiligen Urkunden erinnert, als ich neulich las, was uns Elphinstone, dieser so verdienstvolle Reisende, von den westlichen Hirtenstämmen von Afghanistan berichtet. — Ihren Hauptaufenthalt bieten die gebirgigen Gegenden zwischen Herat und Sistan und die öden Ebenen südwärts von den Gebirgen dar. Auch die Bewohner des südlichen Candahar beschäftigen sich mit Viehzucht; doch sind die Ackerbau und Viehzucht treibenden Stämme so nicht von einander geschieden, daß sich nicht an vielen Orten beide zugleich befänden, so wie in dem alten Palästina Hirten und Landbauer durch einander zerstreut lebten. Dabei treten denn jene gewöhnlich in jedem Jahr eine doppelte Wanderung an, ziehen sich mit der steigenden Gluth der Sonne in die Gebirge und kehren mit dem Winter wieder in die warmen Ebenen zurück. — Auf diesen Zügen gewähret ihnen herrlichen Schutz und eine leicht bewegliche Wohnung ihr schwarzes Zelt von grobem Tuche. Dies ist bei den gemeinen Leuten 20 bis 25 Fuß lang, 10 bis 12 Fuß breit und 8 bis 9 Fuß hoch. Es wird auf eine Reihe von Stangen gestützt, und wie gewöhnliche Zelte auf solche Weise aufgeschlagen, daß der niedrigste Theil des Tuches, welches das Dach bildet, 4 bis 5 Fuß über dem Boden ist; dieser Raum ist von einem Vorhange verschlossen, der über den Rand des Daches hinaus gehet, und an Zeltpflöcke befestigt wird. Von noch besserer Beschaffenheit sind die Zelte des Chans und wohlhabender Leute, geräumig genug, um eine zahlreiche Gesellschaft auf zu nehmen, und so hoch, daß ein Kameel leicht in ihnen Raum hat. Viele fassen ihre Zelte mit Filz ein, was sie im

Winter zu einem noch behaglicheren Aufenthalt macht, und der Boden ist in allen mit Gallins (wollenen, flockigen Teppichen) und Filzen bedeckt. Das Innere dieser Wohnung ist bei den gemeinen Leuten in zwei Gemächer, eines für die Männer und eines für die Frauen, gethellt, und auch der Aermste hat wenigstens noch ein Zelt für die Schafe. — Das Lager besteht aus 10 bis 15 Zelten, 100 ist eine ungewöhnlich große Zahl. Sie werden in einer oder zwei Reihen, nach ihrer Menge oder der Beschaffenheit des Bodens, aufgeschlagen; das Zelt des Malliks, Vorstehers und Führers im Kriege, ist in der Mitte der Reihe. Westlich von jedem Lager befindet sich ein mit Steinen bezeichneter Platz, der zu einer Moschee dient, und in einiger Entfernung ist oft noch ein Zelt für Gäste. Ein großes Lager heißt Khail, ein kleines Killi. — Doch ist dies nur die Lager-Ordnung im Winter, wenn sie ihre Zelte rings um die Burgen ihrer Oberhäupter aufschlagen; die rechte Fröhlichkeit bringt erst der Frühling. Wenn dann das Gras an allen Orten im Ueberfluß hervor sprießt und die Zeit des Lämmerwerfens es unbequem macht, die Heerden weit vom Hause zu treiben, brechen die Hirten ihr Lager ab und zerstreuen sich über das Land. Sie schlagen, wo sie einen angenehmen Ort finden, zu zwei und drei ihre Zelte auf, und die Nachbarschaft der hohen Berge gewährt besonders in abgelegenen Thälern oder auf grünen Wiesen, an dem Rande rinnender Ströme, viele erfreuliche Zufluchts-Oerter. Das Vergnügen, womit die Durahner bei der Beschreibung der glücklichen Tage, die sie in diesen Gegenden zugebracht haben, verweilen und den Schmerz, den in andern Ländern die Erinnerung dieser Zeiten in ihnen hervor bringt — sagt Elphinstone — können nur diejenigen sich vorstellen, die Zeugen davon gewesen sind; und man sollte die Begeisterung, womit sie die mannigfachen Abwechslungen, die sie erlebten, und die Schönheiten und Reize des Frühlings schildern, kaum bei einem so ungebildeten Volke erwarten. Denn obgleich diese Lager so klein sind, und sich in entlegenen Gegenden befinden, so muß man doch nicht glauben, daß die Einwohner einsam leben. Viele andere Lager sind nicht zu weit und die Männer treffen häufig, entweder aus Zufall oder Verabredung, bei der Jagd zusammen. — Auch die Feste der Schafschur und ordentliche Gastgebote führen die Glieder verschiedener Lager zusammen, und überdies werden sie oft durch die Ankunft eines umher ziehenden Kaufmanns, eines wandernden Balladen-Sängers oder eines Reisenden aufgeheitert, der ihre bekannte Gastfreiheit benutzt: denn durch diese Tugend zeichnen besonders die Durahner sich aus. Jeder Fremde ist, woher er nahe, willkommen; das kleinste und ärmste Lager hat seine Einrichtungen zur Aufnahme von Gästen. Sie selbst, kräftige Leute von guter Farbe und mit schönen Bärten, sind ihrem Lande außerordentlich ergeben und haben eine Art von Ehrfurcht für Candahar, das, wie sie sagen, die Gräber ihrer Väter enthält. Sie reisen wenig und verlangen immer, nach Hause zurück zu kehren. Sie kommen nie als Abendtheurer und Kaufleute nach Indien, und selten findet man sie außerhalb ihres Vaterlandes ansäßig."

Wer müßte nicht diese edlen, glücklichen Hirten lieb gewinnen? Nur zu oft vertauschen wir die Bande, worin wilde Rohheit das bessere Leben des Geistes gefangen hält, in dem Zustande der Kultur mit tausend andern Fesseln, in welche die Convenienz und ein Heer kaum zu befriedigender Bedürfnisse oder Laster, die der Verfeinerung folgen, uns schlagen. — Aber wer möchte dennoch für den glücklichsten und — so lange er nicht durch die ungezügelten Leidenschaften jener Stämme aufgestört wird — ruhigen Zustand der Halbkultur alle die Segnungen hingeben, welche uns die Künste eines gesitteten Lebens gewähren, die Wissenschaften, welche nur die Kultur begleiten, und das Licht eines heiligen und erhebenden Glaubens und jenen höheren Adel der Menschennatur, der nur aus diesem Verein hervor sprießt und die Blüthe des gebildeten Zustandes ist?

Bruchstücke aus meinem römischen Tagebuche.

Von Wilhelm Müller.

Am 4. Januar.

Es war ein heiterer Winter-Sonntag, in dessen Mittagsstunde ich in Rom ankam. Monte Rosi war das letzte Nacht-Quartier gewesen; von da sind es noch drei Posten bis zur Hauptstadt. Die römische Kampagne erschien mir ehrwürdig und großartig: eine Ruine der Erde als Umgebung der sieben Hügel! Bei Baccano fing der Wagen an, auf Stelnpflaster zu klappern und zu springen. „Was ist das?" rief ich dem Vetturino zu. — „Eine Antiquität, mein Herr! die Ueberbleibsel der Via Cassia." — „Und warum fährst Du so schnell auf dem harten, holperichten Wege?" — „Herr, es ist hier böse Luft und außerdem nicht sicher. Erst vorgestern ist eine Kutsche am hellen Tage, einige hundert Schritte von hier, ausgeplündert worden." — „Fahr zu!" — „Sehen Sie, mein Herr! da hängen die Arme der Uebelthäter, rechts und links, und weiter unten noch ein Paar, und gestern in der Finsterniß sind wir auch schon an dreien, vieren vorbei gefahren." — Ich guckte durch den Wagenschlag und sah halb verweste Arme und nackte Knochen an hohen Pfählen aufgenagelt. — Ein junger Priester ging eben vorüber und schlug ein Kreuz bei jedem. „Was treibt der Priester?" fragte ich meinen Vetturino. — „Er betet für die armen Seelen der Erschlagenen, die ohne Beichte und letzte Oehlung dahin gefahren sind." — „Und warum nicht lieber für die Seelen der Mörder?" — „Die ha-

ben bereuet und gebeichtet und sind selig gestorben." — Einige hundert Schritte weiter sah ich den Priester vor einem Steine nieder knieen und sich über die Maßen demüthig geberden. Der Vetturino kam meiner Frage zuvor und sprach: „Auf diesem Steine hat der heilige Ignatius gesessen, als ihm die göttliche Jungfrau erschienen ist." — An der letzten Station stieg ich aus; ich wollte Rom nicht aus meinem Wagenschlag begrüßen. Immer dürrer wurde die Kampagne, immer öder die Gegend; bleiche Bettler waren die einzigen Vorboten der Hauptstadt. Die Straße stieg allmählig auf, und der Vetturino gab mir ein Zeichen: Rom lag vor mir in ferner Tiefe. Und wie der Weg sich durch schlängelnde Windungen von Hügel zu Hügel hinab senkte, enthüllten sich langsam in wechselnden Ansichten die glänzenden Kuppeln, die grauen Mauern, die Pinien und Cypressen, die weißen Villen in der dunkelgrünen Laube, der gelbe Strom, Säulen, Obelisken, Bogen und Kreuze. — Geputzte Menschen kamen uns aus der Porta del Popolo entgegen, es war die Stunde des Morgen-Spazierganges. Im Corso wogte die glänzende Welt auf und ab: ich drückte mich mit meinem bestaubten Reisekleide in eine Ecke des Wagens, aber neugierige Augen genug suchten mich in meinem Versteck. Das erste antike Bauwerk, das ich in den Mauern der Stadt sah, war die Fronte der Basilica Antonina: dahinter wurde mein Koffer visitirt. Nun streckten sich offene Hände aus, Facchine drängten sich um das Gepäck, Lohn-Diener präsentirten Wirthshaus-Adressen und Faulenzer gafften.

Ich stieg bei Franz in der Via Condotti ab. Deutsche Röcke standen vor der benachbarten Thür des Caffè greco, ein deutscher Kellner hob mich aus dem Wagen, ein deutscher Wirth hieß mich willkommen, und als ich die erste Treppe hinauf stieg, flog mir ein Freund und Landsmann entgegen.

Den 26. Januar.

Die Fremdlinge klagen erbärmlich über den üblen Geruch in den römischen Straßen, Höfen und Hausfluren, von trockenen Fischen, Käse, Kehricht und noch viel schlimmeren Dingen. Der Römer empfindet nichts davon: dagegen zieht er die Nase, wenn er an einem parfümirten Fremdlinge vorüber geht und sagt: „O quanto puzza!" Die Damen bekommen Kopfweh von starkduftenden Blumen und Riechwassern, und die zartesten gar Ohnmachten. In den Conversationen steht gewöhnlich ein Körbchen mit Geraniums-Blättern von der salzigriechenden Gattung an der Thür, und jede Dame nimmt einige zur Vorsorge in die Hand, wenn etwa ein süßduftender Neuling sich ihrem Stuhle nähern sollte. Dann steckt sie das Blättchen als Schnupf-Taback in die Nase und der parfümirte Herr findet sich wieder durch den Herings-Geruch des Geraniums belästigt. Welche Nase und welcher Sprachgebrauch soll gelten? Ich denke doch, wir müssen die Römer mit ihrer eigenen Nase beurtheilen. Wer sich länger hier aufhält, fühlt auch ohne sein Zuthun seine Nase allmählig nationalisirt: denn diese Geruchs-Aesthetik beruhet nicht auf Grundsätzen und Regeln, sondern auf klimatischen Nervenreizen. — Könnten nicht die übrigen Sinne der Reisebeschreiber in ihren Beobachtungen über das römische Volk ein gutes Beispiel von der Nase abnehmen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Fabeln. (Nach dem Hebräischen.)

4. Die Affen.

Ein Rudel bunter, rother, geschwänzter und ungeschwänzter Affen geriethen über eine Kokosnuß in Streit. Sie bissen und kratzten sich, warfen die Nuß hin und her, und schlugen sich immer toller, obgleich dieselbe schon zerbrochen umher lag. Da kam eine junge Ziege vorbei. „Halt!" schrie der Haufe, „da naht der Feind, der uns unsere Nuß rauben will!" und sie fielen über die Ziege her und tödteten sie. — Gilt es, Ehrliche zu verderben oder zu berauben, dann werden entzweite Schurken plötzlich Brüder.

5. Der Sklave.

Ein stolzer Sultan ließ sich Essen auftragen. Der Sklave verschüttete in der Angst etwas davon, und als er das unwillige Gesicht des strengen Gebieters wahrnahm, ergriff er die Schüssel und warf sie an den Boden. „Schlagt ihm den Kopf ab!" rief der Sultan; „wer hieß Dich, dummer Sklave, ein kleines Versehen mit einem großen Verbrechen wieder gut machen?" — Aber der Sklave fiel auf die Kniee und sagte: „Herr, ich kannte Deine Strenge, und sah mich schon verloren, als ich etwas versah. Damit aber das Volk Dich nicht für einen Barbaren halten möge, wenn Du einen armen Diener so grausam bestrafst, habe ich scheinbar eine Widersetzlichkeit begangen, die Dich nun rechtfertigt." — Und der König ward nachdenkend und verzieh ihm. L. Zunz.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Was sind Stand, Geblüt und Güter mehr als Fallstrick der Gemüther. Simon Dach.

Alles veraltet am Menschen, nur das Herz nicht. Jean Paul.

„Der Mann ist gar zu gescheidt!" das heißt bei Hofleuten: Der will kein Werkzeug seyn. Klinger.

Sollt' aller Irrthum ganz entschwinden, so wär' es schlimm, ein Mensch zu seyn. Gellert.

Im Geiste fühlen wir die Herrschaft, im Körper die Knechtschaft; jenen haben wir mit den Göttern, diesen mit den Thieren gemein. Sallust.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. Der Zustand der Bühne ist hier wie überall auf den kleineren und zum Theil auch größeren Bühnen Deutschlands, zumal auf solchen, die durch Aktien ihr Daseyn gründen; leider müssen solche theatralische Anstalten, wie die Wetterhahne ihr Fähnlein, stets nach den Windzügen des Publikums, oder, wie die Wünschelruthe, nach der Silberader sich richten. — Oper-Farcen, vom „Herrn Rochus Pumpernickel" angeführt, hielten ihre Triumphzüge über die Bretter. Aber selbst die Kasse stand sich dabei nicht am besten, bis nun die in Wien gefeierte „falsche Prima Donna" des Hrn. Bäuerle auch hier erschien und die Kassen-Ressourcen wieder in etwas restaurirte. Bunt und toll, barock und grotesk ist das Thema zu dieser Posse und unser Schmelka weiß das Original seines „Stadt-Kommandanten Rummelpuff" in freyer genialer Kerle hin zu stellen. Uebrigens hat die meist fade Posse das Verdienst: wie die berüchtigte „Eselshaut" die Kasse zu füllen. Die erste Aufführung von diesem drolligen Kauderwelsch fällt noch in die Zeit der alten Bühnen-Verwaltung. Herr Regierungsrath Heinke hat jetzt das Steuer ergriffen, und ist der Fährmann des schwer zu leitenden Last-Schiffes. Wir hoffen jedoch, daß er, bei seinem guten Willen, bei seiner Bildung und Unpartheilichkeit, das Fahrzeug muthig und rüstig durch Klippen und Sandbänke führen wird. — Der bekannte Tonkünstler, Hr. Pixis aus Wien, erfreute uns am 4ten Oktober mit einer „musikalischen Akademie". Sie begann mit einer Ouvertüre von Pixis. Dieses Tonstück, in dem ein liebliches Thema geistreich durchgeführt ist, und das überall Gemüth und Phantasie athmet, wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Mehr künstlich als kunstreich war das folgende Conzert für das Pianoforte, componirt und gespielt von Pixis; doch schien es ganz geeignet zu seyn, die technische Fertigkeit des Vortrags in ein glänzendes Licht zu stellen. Die Baß-Arie von Righini, vorgetragen von Rafael, Mitglied unserer Bühne, sprach weniger an. Dieses Sängers Stimme ist allerdings von einigem Umfang und von seltener Tiefe; allein es fehlt ihr zur Zeit noch an Kultur. Die nächstfolgende „Introduktion" war nicht ohne Geist und nach der Art eines scherzenden Capriccio's. Die conzertirenden Variationen für das Pianoforte und die Violine über ein Thema aus der Oper „Titus", componirt von Pixis, wurden sowohl vom Meister als von seinem Begleiter, dem Hrn. Luge, mit aller Fertigkeit, Grazie und Präcision vorgetragen und erhielten rauschenden Beifall. Dieser Wettstreit zwischen den beiden vortragenden Künstlern ergötzte den Referenten; aber das Wechselspiel war auch wirklich herrlich. Die Melodie zum „Fischer" von Goethe, wollte uns nicht gefallen, eine weit zartere, dem Geist der Romanze mehr entsprechendere kennen wir aus A-moll. Der Vortrag des Hrn. Ehlers war brav. Das Gedicht von einem Hrn. Getvog: „die freien Künste", hätten wir ihm gern erlassen. Die letzten Variationen mit Begleitung des Orchesters, über ein Thema aus „Tancred", von Pixis componirt und vorgetragen, müssen wir als die Krone dieser musikalischen Akademie anerkennen. Nicht nur das schöne, in bunter Mannigfaltigkeit sich immer wieder neu gestaltende Thema erfreute, sondern auch die seltene kunstgeübte Fertigkeit des Vortrages in den schwierigsten Passagen. Triller, Läufer, Harpeggien, das Tremulando, das feurige Forte wie das schmelzende Piano, waren bewunderswerth. — R —.

Breslau. Die Neuigkeiten der Bühne sind unbedeutend. „Der graue Mann", aus dem Französischen von Theodor Hell, blieb — etwas zu grau, d. h. die Lichtblicke fehlten; „die armen Maler", von Jenks, sind ein wenig zu arm, um mehr als eine schwache Ephemere für eine Woche zu seyn. Dies waren unsere neuesten Stücke. Das Feld der Opern liegt jetzt bei uns ganz in der Brache. Aber Mad. Campi, aus Wien, hat durch Conzerts und Gastspiele seit drei Wochen diese Lücke reichlich ersetzt. Anfangs — nicht einig im Verhandeln mit der Direktion — gab sie ihre Conzerte im Universitäts-Saale und entzückte durch ihren schönen kunstvollen Gesang; hernach trat sie in der „Zauberflöte" und im „Don Juan" zwei Mal auf und gab drei Conzerte im Theater, bei immer vollem Hause. Man bewunderte ihre Kunst und es ist wahr, sie hat einen Grad als Sängerin erreicht, der unter die seltensten gehört; durch Geist und Genie gewann sie eine Behandlung ihrer schönen Stimme bis zur stärksten Bravour in Höhe und Tiefe, und ihr musikalisches Talent bekundet sie als Meisterin. — Jetzt ist die berühmte Mad. Catalani angekommen, gerade an dem Tage, als die Campi abging, und — Aller Ohren harren ihres Gesanges. Am 30sten Oktober wird sie ihr erstes Conzert in der Aula Leopoldina geben. — Z —.

Der ehemalige Siegelbewahrer von Frankreich, Hr. Deserre, traf neulich Ludwig XVIII. in seinem Kabinette lesend. Heiter zeigte ihm der Monarch das Buch. „Sehen Sie hier!" sprach er lachend, „ich lese die Biographie des Königs Stanislaus. Er hatte das Podagra, wie ich, und ist dabei 85 Jahre alt geworden. Ich hoffe — dabei rieb er sich freudig die Hände — meine guten Freunde eben so lange durch mein Daseyn zu erfreuen. (Courier.)

Die Gazette d. France stellt folgende Fragen nebst Antworten auf: Welche ist die unconstitutionellste aller Zeitungen? Antw. Der Constitutionel; — welche verdient die strengste Censur? Antw. Der Censor; — welche ist die Verrufenste? Antw. Der Ruf. (Renommée, auch eine Zeitung); — welche ist der größte Despotenfreund? Antw. Der Independant; — und welche geht am schlechtesten? Antw. Der Courier (englische Zeitung).

Ein Branntweinbrenner, der zu Paris Absatz haben will, muß jetzt durchaus unter seinen verschiedenen Getränk-Gattungen auch „Liberalen-Oel" (huile des liberaux) haben. (Constitut.) Ob man es nicht zur Salbung gebrauchen könnte?

Das Einrücken von einem Artikel in eine englische Zeitung, z. B. in die „Times", kostet etwa eine Guinee für jede Zeile. Ein französischer Herausgeber mußte einmal für 10 Zeilen, eine Bücher-Anzeige, 10 Louisd'or bezahlen. (Gaz. d. Fr.) Das scheint wohl etwas übertrieben.

In Brüssel ist jetzt eine Pendel-Uhr zu sehen, welche die Leiden und den Tod Christi vorstellt. (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 6. November. 181stes Blatt.

Berliner Kaleidoskop.

II. Ein Blatt aus meinem Tagebuche.*)

Der Mensch liebt die Gesellschaft, und sollte es auch nur die eines brennenden Räucherkerzchens seyn.

Lichtenberg.

Mancher Leser wird sich wundern, daß ich auf ein Blatt meines Tagebuches ein Motto setze; er würde es noch mehr, wenn er sähe: daß ich kein einziges Blättchen vorüber gehen lasse, ohne es mit einem dito zu krönen; aber ich halte es nun einmal mit den Motto's. Ein deutscher Schriftsteller sagte einst in derselben Beziehung: daß, wenn an der ganzen Schrift nichts wäre, doch dann wenigstens das Motto, von einem guten Dichter hergenommen, etwas taugte, und da hat er auch recht. — Also, recht viel Motto's, ihr Herren Journalisten! — Doch, wo blieb ich? — In meinem einsamen Zimmer war ich und blieb ich auch, als mir heut früh Lichtenberg's hübscher Gedanke einfiel und es mir plötzlich klar machte: warum ich eigentlich heut so mürrisch sey. Ach, der Mensch liebt die Gesellschaft! rief ich, besann mich rasch, wohin wohl? — doch, es war noch zu früh am Tage, und mir kam nicht gleich etwas Besseres in den Sinn, als mich, wie weiland Scarron, in das Fenster zu legen, und die bunte, unter mir vorüber ziehende Menge zu begaffen. König Victor von Sizilien hatte die närrische Eigenthümlichkeit, daß er schlechterdings in jeder Gesellschaft etwas stehlen mußte, was er aber — vora bona — am andern Tage stets wieder zurück sandte. Ich bin auch so ein König Victor, und lasse keine Gesellschaft aus einander gehen, ohne hier und da etwas ein zu stecken, in mein Kaleidoskop wenigstens, wo Jedermann aber auch nach Belieben sein Eigenthum reklamiren kann. Mein Fenster verbarg mich heut indeß so sorgfältig, daß ich ungehindert eine kleine Schiffsladung verstecken konnte.

Vellejus Paterculus bemerkt: daß große Männer gern mit einander und auf einmal erscheinen. Gleich das erste Pärchen, das vor meiner Camera obscura erschien, bestätigte abermals die Bemerkung des Alten. Gravitätisch still, im Bewußtseyn ihrer Würde, ziehen sie Arm in Arm hin, das par nobile fratrum. Der große Mann zur Rechten würde sich bald seinen lächerlichen Gang abgewöhnen, wenn es ihm vergönnt wäre, jemals sein Piedestal zu sehen. Seine große Nase aber (Cicero und Elisabeth von England hatten auch eine solche) und der sanft gerundete Bauch sind für ihn unübersehbare Hindernisse. Der Mann hält sich in gewissen Stunden für einen Dichter! Lachet ihn nicht aus, die Ihr ihn kennt, die Geschichte lehrt noch curiosere Dinge: hielt sich der Kardinal Richelieu in kranken Stunden nicht sogar für ein Pferd? Der Mann überschwemmt alle Zeitblätter mit Fabeln, Epigrammen, Anekdoten, Räthseln u. s. w. aus seinem Stübchen in der Let — — ch, ey! wer wird aber Alles so genau ausplaudern? — Sein Nachbar ist sein und anderer ehrlichen Leute Rezensent. Wie der Mann das Handwerk treibt, ist es wenigstens bequem. Bei dem ehemaligen Kammergericht zu Wetzlar gab es Leser,

*) Nr. I. s. im Blatt 173 dieser Zeitschrift.

d. h. ein Paar Menschen, die alle einkommenden Schriften sammelten, aufbewahrten, aber nicht lasen, was die Beisitzer thaten. So liest das pfiffige Männchen auch die Schriften, über die er dann in drei, vier öffentlichen Blättern sein Quos ego! ausruft.

Aber warum — Sie, gnädige Frau, am Fenster vis à vis — warum sehen Sie jetzt so blaß, so leidend aus? Was ist Ihnen? Trauern Sie noch um Ihren, schon vor einem ganzen, langen Jahre verstorbenen alten Gemahl? Sie sind so sehr reich, und sehen blaß aus? Sie haben einen Palast, Equipage, ein Reitpferd, gehen niemals, und sehen blaß aus? Sie besuchen alle vornehmen Zirkel, setzen sich stets erst um Mitternacht zu Tische, und sehen blaß aus? Sie haben einen jungen, liebenswürdigen Hausfreund, und sehen doch blaß aus?

Nicht so rasch dahin gerollt, mein junger Herr Doktor! Sie müssen mir nolens volens sammt Ihrer eleganten braunen Equipage durch mein Fenster in das Kaleidoskop, nur herein! Die ganze Stadt spricht von Ihnen. Sie haben eins, zwei, drei trefliche Equipagen — und sollen ein Stümper seyn! Sie kutschiren täglich einige Mal auf dem Schloßplatz herum, und sollen ein Stümper seyn! Sie haben einen reichen Fang gethan, ich weiß nicht: ob durch Lotterie, Erbschaft oder Heirath — und sollen doch nur ein Stümper seyn! Sie behandeln die Armen mit gebührender Insolenz, und — sollen ein Stümper seyn! —

Ha, ha, ha! Herr ··· lacht schon wieder! Gewiß hat er so eben abermals ein Witzwort, ein Epigrammchen, eine kleine Xenie hingeworfen, denn er lacht ja wieder! Lafontaine, als er den Propheten Baruch gelesen hatte, war so entzückt, daß er auf der Straße alle Bekannten fest hielt und sie eifrig fragte: ob sie schon dies Buch gelesen hätten? Wenn Herr ··· ein neues Witzspiel glücklich ersann oder korsarisch gewann, so ruht er — gleich Lafontaine mit dem Baruch — nicht eher, bis er seine ganze Kameradschaft mit einem: „Ich pflege zu sagen u. s. w." attakirt hat. Er stirbt gewiß dereinst, wenn er einsam über ein eigen gemachtes Wortspiel lacht, wie Zeuxis vor Lachen starb, als er das possirliche Gemälde einer alten Frau vollendet hatte.

— — „Du feines Täubchen, nur herein!" rufe ich mit dem Mohren in der „Zauberflöte" Dir zu, Du kleiner Schalk dort unten mit dem rosenfarbenen Hütchen; Du bist ja heute wieder sehr sorgsam entkleidet! — Allerliebst, in der That! Ein regelrechter Damen Anzug muß anziehen; versagt er seinen Dienst, so sinnt man natürlich auf andere Mittel. Du fandest ein sehr einfaches, lose Kleine! Du machtest aus dem Anzug einen Abzug, und siehe da! probatum est! — Ich will Dir ein Histörchen mit auf den Weg geben. Alle Jahre an einem bestimmten Tage, einer alten Sitte gemäß, reitet ein Mädchen ganz nackt durch die Hauptstraße von Coventry, und speis't nachher in demselben leichten Kleide bei dem Lord-Major der Stadt. Es bedürfte nur noch einer kleinen Aenderung in Deinem Anzuge, Du lustige Holde! und er wäre jener englischen Tracht ganz treu. „Ich will Dir einen guten Rath geben!" sagt Hamlet zu Ophelia, „geh' in ein Kloster!" — Ich will Dir einen andern geben, Schelmin, geh' nach Coventry!

— — Burr! Ich würde Sie einstecken, junger Mann, wenn ich nicht fürchtete, daß mir Ihr entsetzlicher Schnurrbart ein Paar von meinen Figuren ganz überschatten würde, und daß Ihre großen Sporen mir ein Paar Damenkleider zerrissen. Ich weiß es wohl, daß Sie während der Kriegsjahre drei ganze Monate lang in dem Bureau des Proviant-Commissairs N.. gearbeitet haben — fatale Witzbolde nannten Sie einen Mehlwurm und eine Heuschrecke, denn Mehl und Heu machten Sie bald zu vermißten Sachen — aber les jours de fete sont passés, fassen Sie sich ein Herz, Guter, und lassen Sie sich den Gewaltigen aus dem Milchgesicht schneiden! — er macht Ihre Fieber-Physiognomie gar zu burlesk. —

Alter Herr, alter Herr! auch wieder auf den Beinen? Die Lorgnette kleidet Sie immer noch recht schön, und die rothe Unter-Weste kommt gerade jetzt wieder recht en vogue. Für Ihren stereotypen Regenschirm wird wohl in meinem Guck-Röhrchen noch ein Plätzchen offen seyn; es könnte auch eine meiner Damen Vapeurs bekommen, und dann sind Sie uns Allen mit Ihren Flacons viel werth! — Ihrer personifizirten Ohnmacht helfen Riechwasser aber freilich nicht auf! —

Blitz! die schöne Opern-Tänzerin aus der Frie — — i, i! ich will ja auch das Nichts nicht näher bezeichnen! Fort ist sie aber auch schon, wie auf Zephyrs-Flügeln getragen. Ziehe hin, leichtfüßige Gazelle, wir treffen uns doch wohl wieder! — Aber, o Schicksal! jetzt erst dränget sich das Volk in buntem Wirrwarr, in lustigem Getümmel unter mir, und schon mahnt mich mein verdammtes Podagra, das Fenster für diesmal zu schließen. Auf ein ander Mal denn! — vielleicht giebt es da im Bunten mehr Licht!

T. Bs.

Bruchstücke aus meinem römischen Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Den 10. März.

Far il Verde ist der Name eines beliebten Spieles oder Scherzes in Rom. Seine Jahreszeit ist der anbrechende Frühling, wenn Gräser und Bäume frisches Grün treiben. Dann schließt man mit einem Mädchen oder einer Frau den Vertrag zu einem Verde, bestimmt die Dauer und bedingt die Strafe des Bruches. Nun haben beide Theile daran zu denken: in jedem Augenblicke, zu Hause und auf der Straße, ein frisches Geraniums-Blatt bei sich zu tragen. Begegnet Einer dem

Andern, so frägt er: Aveto il Verde? und fordert: Fatto vodere il Verde oder Fatto il Verde. Sogleich muß der Gefragte sein Geraniums-Blatt zeigen und zum Beweise der Frische über eine weiße Mauer oder Säule streichen, oder woran es sonst sichtbar werden kann. Giebt das Blatt keinen grünen Fleck oder hat er es zu Hause gelassen, so muß er die bedungene Strafe zahlen oder sich dafür verpfänden. Eben so ertheilt der Vertrag das Recht, ohne weiteres in die Stube der Spielgenossin ein zu dringen, sein grünes Blatt über die Wand zu streichen und von ihr dieselbe Probe zu heischen. — Das Spiel währt gewöhnlich einige Wochen und ist unter den vornehmen Ständen gebräuchlicher, als im Volke. Der Vertrag setzt eine genaue Bekanntschaft zwischen beiden Theilen voraus, oder er soll sie anknüpfen helfen. Mit einem Mädchen kann er daher nicht wohl ohne Einwilligung der Eltern geschlossen werden, und da er öfters die Einleitung zu einer Verlobung geworden ist, so schickt es sich nicht, daß eine unverheirathete Dame den Antrag dazu mache. Die Strafe wird nach dem engeren oder weiteren Verhältnisse der Spieler festgesetzt: hier Küsse, dort Bonbons oder Sonette. Zuweilen giebt derjenige, der die meisten Pfänder aus zu lösen hat, nach dem Schluße des Spieles einen Ball oder ein Soupée. Auch die Conversationen belebt dieser gesellige Scherz: Einer sucht dem Andern das Blatt heimlich zu entwenden und fordert dann die Probe, oder man läßt es gern aus den Händen fallen, wenn die zu zahlende Strafe erträglich ist.

Albano, den 20. Juli.

Der Nationalstolz des Italieners geht selten weiter, als die Stadtmauern, in denen er wohnt: ja, es giebt noch engeren. So sind z. B. die Trasteveriner in Rom gewaltig eingebildet auf ihr ungemischtes Quiriten-Blut und verachten in ihrer Armuth und Niedrigkeit die hohen Herrschaften des andern Tiber-Ufers. Es ist noch nicht lange her, daß eine Heirath zwischen einem ächten Trasteveriner und einer Fremden nicht ohne seine Schande geschlossen werden konnte. Zur Fremde gehört aber Alles, was über dem Flusse und auf der andern Seite außer den Mauern wohnt. Albano weiß sich sehr viel damit, die Mutterstadt der großen Roma zu seyn. Velletri nennt sich die Vaterstadt des Kaisers Augustus. Als ich neulich in Cori *) war, erzählte mir unsere Wirthin: daß ich die Ehre hätte, in einer Stadt zu seyn, die sieben hundert Jahre älter wäre, als Rom, und einstmals über das ganze Land des Pabstes geherrscht hätte. Ich möchte also die schlechten Straßen und niedrigen Häuser nicht verachten. — So wird alle nationale Begeisterung aus der antiken Vorzeit geschöpft, und wo diese nicht groß und prächtig genug ist, wird sie von dem Volke romantisch aufgestutzt. Daher die wunderlichen Sagen aus der Urgeschichte der kleinen italienischen Städte, von denen eine Menge im Munde des Volkes leben. In Cori hörte ich folgende Sage von einem nahe gelegenen Orte, Civita la Penna, erzählen: Eine schöne Nymphe wurde von einem heidnischen Mohren-König verfolgt, der einstmals über die Gebirge von Cori und Norba *) herrschte. Sie rannte von Cori bis an den steilen Abhang von Civita La Penna, und als sie den Heiden hinter sich rufen hörte, sprang sie von der Höhe hinab und ward im Thale zu einem See, der bis heute den Namen La Nymfa führt. Es ist der See, aus dem ein Fluß quillt, welcher sich durch die pontinischen Sümpfe schlängelt und den die Alten Nymphaeus nannten.

(Der Schluß folgt.)

*) Das Cora der Alten.

*) Das Norma der Alten.

B u n t e s.

Franz der Erste erhielt die Nachricht: das Volk murre wider ihn, und die Hofleute malten ihm dabei Alles schwarz und verdächtig; der König aber sagte: „Laßt sie und nehmt nicht Alles gleich von der schlimmsten Seite. Etwas darf man dem Volke doch erlauben für das, was es Mir und Euch leisten muß.“

— In dem neulich erschienenen, gar wunderlichen Trauerspiel: „Graf von Schwarzenberg“, von W. von Schütz, sagt ein Herr v. Goldacker zu einem Fräulein:

„Ich aber, ich sät' euch die herben Disteln?
Jätet sie aus und gebt sie meiner Reue
Zur Kost“ —!!

Man muß gestehen, daß eine Reue, die sich von Disteln ernährt, zu einer sehr animalischen Gattung gezählt werden muß. — Auch der Churfürst von Brandenburg hat allerlei Lustiges vor zu bringen, unter Anderem spricht er:

„Nie hinüber (über die Schranken)
Soll meiner Thaten ehr'ner Wagen schweifen,
Vor dem die Rosse — meiner Kräfte wiehern.“

Diesen Vers möchten wohl Viele also schließen:

„Daß unsre Dichter Aberwitz ergreifen,
Verdanken wir ästhetischen Erziehern!“

In einer Gesellschaft wurden die Feuer-Anstalten der Stadt gerühmt. „O ja!“ entgegnete ein Anwesender, „die Feuer-Anstalten sind allzeit gut, aber die Lösch-Anstalten taugen nichts.“

Ein Witzbold des vorigen Jahrhunderts sagte: „Bei den Elogen, welche man Lebenden und eben Verstorbenen macht, fehlt in der Regel zwischen dem E und l ein r.

Th. Laurin.

K l a g e.

O der Zeiten hohe Schande! —
Mancher Ehrenwerthe fand
Sein Exil im Vaterlande,
Im Exil sein Vaterland.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Herr Sieber, welcher vor nicht langer Zeit von seiner Reise nach Kreta, Egypten und Palästina zurück kehrte, zeigt gegenwärtig eine eben so seltene als interessante Sammlung von Alterthümern und Merkwürdigkeiten. Neben den mythischen Antiquitäten, Bosreliefs egyptischen Gewändern, Papyrus [illegible], mehreren Seltenheiten aus Jerusalem und dem heiligen Grabe, zeichnen sich drei vollständig erhaltene Mumien in ihren Sarkophagen aus; an letzteren ist die Malerei ganz unverwischt, die hinsichtlich ihres Alters und der Umrisse mehrfach interessant wird; an den Kadavern sind selbst die Haare und Gesichtszüge konservirt. — Die angekündete neue Auflage der „Sinngedichte“ von Franz von Kelly, ist jetzt erschienen. Es dringt sich mit hiebei neuerdings die Bemerkung auf, wie einseitig, fast armseligst das Wort Sinngedicht klinge. Scheint es nicht, als ob man dadurch allen übrigen Gedichten den Sinn absprechen wollte? Der Grund liegt aber wohl in der Verwechslung der, bei den Deutschen zuweilen als gleichbedeutend vorkommenden Worte Sinn und Schärfe, acumen, pointe; und man hat auch neuerlich dieser Einseitigkeit durch mehrere Synonima ab zu helfen gesucht, unter welchen der Ausdruck „Stachelschrift“ das eigentliche Wesen dieses Gedichtes weit naher bezeichnet. Am anwendbarsten bleibt freilich das ursprüngliche Wort ἐπίγραμμα, Aufschrift, da die Ueberschrift den Gegenstand, gleichsam das Denkmal bildet, an das die Aufschrift gesetzt wird — Zum Schreiben dieser Zeilen bestimmte mich die den Sinngedichten Kelly's angehängte „Abhandlung über das Sinngedicht“. Es ist wünschbar, daß der Verfasser den berührten Punkt nicht übergangen hätte, da zumal hierdurch Lessings Behauptung: das Sinngedicht sey eben so wenig mit der Inschrift (Epigramm) zu verwechseln, als das Veilchen mit seinem Fruchtkeim — vielleicht als irrig wäre beleuchtet worden. — Kelly verwirft Herders Theorie über diesen Gegenstand, und leitet ihre angebliche Fehlerhaftigkeit aus dessen Ueberschätzung der Griechen her. Die Abhandlung ist mit umfassender Tiefe geschrieben, und man hat Grund, dem Verfasser dafür dankbar zu seyn. Die Epigramme selbst sind gut — aber eine alte Bemerkung wird auch hier gemacht: das Monotone ermüdet; läge es gleich, wie hier, nur in der Gattung des Geschriebenen. — Demoif. Bandini, vom Pesther Theater, hat die „Emilia Galotti“, „Jerta“, „Donna Diana“, „Professorin“ im „verbannten Amor“ und „Maria“ in „Welche ist die Braut?“ als Gastspiele gegeben. Das sind Rollen genug, um zu beurtheilen: daß Demoif. Bandini keine Künstlerin sey — sie gab kaum die Schaale der genannten Charaktere. Wenn sie nun auch in ihrer Heimath vergöttert wird, von hier kann man ihr dennoch nichts Ähnliches nachsagen. — Auch Madam Klingemann, vom Braunschweiger Theater, trat gastspielend als „Maria Stuart“, „Jerta“ und „Elise von Valberg“ auf. In der ersten Rolle zeigte sie mittelmäßigen Werth, die zweite vergriff sie offenbar durch einen Anstrich von Derbheit; in der letzteren Rolle war sie am besten daheim. — Die Reparaturen im Burgtheater sind unbedeutend, das sieht man auch an dem fortlaufenden alten Schlendrian; denn es läßt sich durchaus nichts blicken, als zur Genüge genossene Gerichte. Es ist schade um eine Bühne — die sich die erste Deutschlands nennt — ein solches Vegetiren führt zum Fall! — Die Ideen-Association bringt mich auf eine Kritik im „Morgenblatt“ über das Schauspiel „der Liebe Zauberkünste“. Ich bin der Ueberzeugung, daß es am besten sey, dem Schauspieler nur selten Blumen des höchsten Lobes auf seine Bahn zu streuen; denn keine Menschengattung schwimmt mehr in dem Aether der Ichheit und des Dünkels, als eben diese Bühnen-Menschen. Aber Weberthun führt gleich weit ab vom Ziele. In dieser Ansicht kann man nur eine aus bösem Willen entstandene falsche Richtung in der erwähnten Rezension erkennen. — Im Dilettanten-Theater zu Hietzing spielt man tüchtig drauf los — und das abscheulich. So schleicht die leidige Theatersucht, wie ein böser Wolf im Schafpelze, umher. Hinter dem edlen Zwecke bläumelt so Mancher sein theures Ich und langweilt mit seinen Mißgeburten die Hörer. Aber jene Sucht ist noch weit verderblicher: wie manches Opfer dieser kläglichen Leidenschaft läßt sich blicken, das — gelinde gesagt — ein falscher Ehrgeiz der guten Bahn entriß und zum Taugenichts umschafft. Hierin liegt keine Beziehung, als die auf das Allgemeine, es soll ein gutgemeinter Ruf seyn, wird gleich auch er in der Wüste verhallen! Von Jenen aber, die darüber zu reden haben, sollte es reiflich erwogen werden: ob der Zweck solcher Anstalten der Moralität das ersetzen könne, was die Mittel dazu ihr entreißen.

— [illegible] —

Leipzig. Die jährliche Ausstellung der königlichen Zeichnungs-, Malerei- und Architektur-Akademie, welche gewöhnlich in der Michaelmesse auf dem Schlosse Pleißenburg statt findet, fiel dießmal äußerst kärg aus: denn zwei brave Oelbilder vom Portrait-Maler Gerral, drei liebliche Landschaften vom Dr. Carus in Dresden und eine kleine Zeichnung vom Stud. Theol. Schmitt abgerechnet, glaubte man die Erzeugnisse von Leuten zu sehen, welche noch nicht die Schätze der Natur erreicht, und deren mehrere einzig erstrebt hatten, einen ungeheuern Aufwand in Oelfarben zu veranlassen. Unter einem Gemälde stand: „noch nicht vollendet“; und wir glauben versichern zu können, daß der Verfertiger sich unnöthige Mühe macht, wenn er noch einen Strich daran thut. Daß der junge Künstler Hr. Caffee, von dem wir ehemals die schönsten Hoffnungen hegten, nicht vorwärts geht, ist sehr zu bedauern!

— E —

Die Beiträge zu den öffentlichen Lasten in den verschiedenen Staaten Europa's betragen für jeden Mann: In England: 56 Franken 17 Centimen; Niederlande: 28 Fr. 5 Cent.; Frankreich: 19 Fr. 71 Cent.; Rußland: 15 Fr. 88 Cent.; Dänemark: 14 Fr. 60 Cent.; Portugal: 13 Fr. 58 Cent.; Preußen: 13 Fr. 24 Cent.; Spanien: 12 Fr. 60 Cent.; Sardinien: 12 Fr. 5 C.; Oesterreich: 11 Fr. 68 C.; Kirchenstaat: 9 Fr. 49 C.; Schweden: 9 Fr. 31 C.; Toskana: 9 Fr. 12 C.; Türkei: 9 Fr. 4 C.; Sizilien: 7 Fr. 97 C. und in der Schweiz: 5 Fr. 47 C. (Gaz. d. Fr.)

Dänemarks Volks-Zahl beträgt jetzt 1,630,000 Einwohner auf 264 Quadrat-Meilen. Man rechnet darunter 56,000 Arme, also ein $\frac{1}{24}$ der Menge. (Independ.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 8. November. 182stes Blatt.

Der Laubfrosch.

Schwank von Fr. Laun.

Der tüchtige Entschluß.

Mäuschenstill hatte, nach eben vollbrachter Mittagsruhe, der Hofgarderoben-Inspektor Lebküchler die längste Weile in seinem Lehnstuhle gesessen. Da sprang er auf und klatschte dabei so heftig in die Hände, daß Norchen, das reizende Kind, am Fenster zusammen fuhr und die Fliege wieder davon flog, welche sie eben für den Laubfrosch eingefangen, der draußen auf dem Blumenbrett seinen gläsernen Palast hatte.

„Was Sie mich erschrecken, lieber Onkel!" sprach die schöne Sechszehnjährige, als er ihr näher trat. — „Ey, Aeffchen, das ist noch gar nichts!" erwiederte der wohlgenährte Sechsziger — „es wird besser kommen. Eben, liebes Norchen!" — zugleich nahm er den zunächst stehenden Stuhl, schob ihn dicht neben den ihrigen, setzte sich darauf und sagte dann schmunzelnd — „eben, Kind — doch ich muß weiter ausholen. Alles in der Welt, glaube mir, kommt auf einen tüchtigen Entschluß an. Ohne den hätte der Bewußte so wenig Europa beherrscht, als wir Andern — denn ohne Ruhm zu melden, habe ich meinen Beitrag zur Landsturm-Kasse auch abtragen müssen! — als wir Andern ihn, auf St. Helena getrieben. Ich bin nun so eben mit solch einem Entschlusse fertig geworden." — Nach kurzem Innehalten, bei welchem seine Augen recht fest auf den ihrigen ruhten, fügte er schnell hinzu: „Ich will nämlich wieder heirathen!"

Schnupftuch-Manoeuvres.

„Sie, lieber Onkel?" erwiederte Aurora. — „Nun ja, ich!" — antwortete er, und sein Blick spazierte wohlgefällig über den Berg, der sich unter seiner Brust angebaut hatte, bis hinab auf die schwarzen Strümpfe und die, sein Ganzes vollendenden Füße, welche für die Last, die ihnen zu tragen oblag, fast zu klein erschienen. — „Aber, guter Onkel! Sie trauern ja noch um die selige Tante?" — „Allerdings, mein liebes Kind!" antwortete er weinerlich. „Und wenn auch meine Kleider keinen schwarzen Faden mehr haben werden, so wird doch mein armes Herz diese Farbe, ihr zu Ehren, lebenslang tragen müssen; ja, lebenslang!" — Er zog das Schnupftuch heraus und wischte sich damit erst das rechte und dann das linke Auge.

Rathe einmal!

Darauf fuhr Herr Lebküchler nach einem tiefen Seufzer folgendermaßen fort: „Würde ich wohl so bald schon wieder an's Heirathen denken, wenn ich's nicht so gar gut bei der Seligen gehabt hätte? Durch wen ist mir denn die Ehe so unentbehrlich gemacht worden, als durch sie? — Aber die Wahl, liebes Norchen, die Wahl, die kostete einen weit stärkeren Entschluß, als das Wiederheirathen im Allgemeinen. Wenn man, ach!" — hier spielte sein Schnupftuch abermals eine kleine Zwischen-Scene — „wenn man solch eine Wirthin gehabt hat, wie ich, so will man auch etwas Aehnliches wieder haben. Hübsch war meine gute Selige nicht, dafür aber hatte sie überaus hübsche Tugenden. Ich will nur beispielsweise anführen, daß sie, baare sechs

tausend Thaler mitbrachte. Jung war sie auch nicht; ganz ähnlich aber würde ich ja doch so leicht keine finden. Daher mag meine Zukünftige meinetwegen auch jung, sogar hübsch seyn, ja mag sie selbst keinen rothen Heller besitzen, wenn sie nur ohngefähr weiß, wie meine Selige ihr Hauswesen führte. Und solch eine Person, rathe einmal: in wem ich die gefunden habe?"

Das Pfand.

Ein Athemzug, aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens herauf geholt, hätte dem Inspektor sagen können: daß Norchen die Sprache seiner, auf sie hinstarrenden Augen errieth. Allein er entging ihm. Daher fügte er mit einer Art von freundlicher Wuth hinzu: „In Dir, mein Kind, in Niemand, als in Dir! — Nun, nun, erschrick nur nicht, Herzchen! Bist nicht die erste arme Waise, die ein solches Glück macht. Auch bin ich nicht der erste Sechziger, der eine Sechszehnjährige zur Frau nimmt. Ein Entschluß aber, das wirst Du mir gestehen, der gehörte von meiner Seite dazu: genug, er ist gefaßt und damit gut. Hier hast Du einen Kuß zum Pfande, und wenn mich auch jetzo der Staat, oder was eben so viel heißt, die Garderobe, hinweg ruft, so werde ich doch gegen Abend bei Zeiten wieder hier seyn, das Weitere mit Dir zu verabreden!"

Der Jäger.

Aus den Wolken fiel die schöne Aurora just nicht über den Antrag, denn erstens sorgte der Inspektor schon dafür, daß sie nicht in den Himmel zu sitzen kam und zweitens hatte sie schon lange gemerkt, daß ihm ihre Reitze in's Auge stachen. Bei alle dem war es ihr mit der jetzt eintretenden Gewißheit der Sache, als gösse ihr Jemand einen Eimer eiskalten Wassers über den glühenden Leib: der Inspektor betrachtete ja, wie es schien, Alles für ganz abgethan. Sie aber, sie war, wie schon erwähnt worden, sechszehn Jahr alt und hatte bereits ihr Herz einem jungen, artigen Mann in ewige Verwahrung gegeben, dem Musikus Seltenreich nämlich. — Zum Glück erklang so eben Jägers Abendlied aus dem Eckhause gerade über und alle Gedanken an die nahe Verheirathung mit dem alten Onkel wurden ihr durch die Flötentöne rein aus der Seele genommen. Das Lied blies ihr sogar die Sonne vom Himmel und den ganzen hellen Mittag hinweg und versetzte sie in den Abend, in welchem der Jäger mit gespanntem Feuerrohre still und mild umher schlich; denn der Flötenspieler, dessen Fenster sie aber zum Unglück aus ihren Fenstern nicht sehen konnte, war eben der Musikus ihres Herzens, Herr Seltenreich.

Leider trug der liebe Mann den Namen mit der That, indem die zuweilen recht ansehnlichen Einnahmen von seinen Concerten gewöhnlich am folgenden Tage schon von seinen Gläubigern in Empfang genommen wurden. Der Erfahrung nach durfte er aber jährlich nicht mehr als ein Paar Conzerte in dieser seiner Geburtsstadt geben, wenn er großen Zuspruch zu haben wünschte. Ja, hätte er Kunstreisen machen und heute in der, morgen in jener Residenz sein Licht leuchten lassen können! Allein er hatte Stadt-Arrest. Sein eigenes Herz hatte ihm den angelegt. Wo Norchen ist, sprach es zu ihm, da mußt du auch seyn! — Das war auch freilich nicht mehr als billig, da Norchen ihm ihr Herz, wie gesagt, in Verwahrung gegeben und er das doch wahrlich nicht in der weiten Welt herum schleppen konnte, während sie bei dem alten Onkel sitzen und dessen Pensionair, den Laubfrosch, füttern mußte. Uebrigens hätte Herr Seltenreich schon aus Eifersucht dergleichen Reisen nicht gern unternommen; denn so gute Eigenschaften er sonst auch hatte, so machte doch seine übertriebene Eifersucht dem armen Norchen viel zu schaffen.

Der Wetter-Prophet.

„Aurore, Kind, den Laubfrosch!" rief jetzt der ganz unverhofft zurück kehrende Inspektor athemlos zur Thür herein. „Die Heiraths-Gedanken hatten mich um alle Besinnung gebracht. Eben kommt die Erbprinzessin in die Garderobe und will, wegen einer Wasser-Parthie, die sie vor hat, wissen: was der berühmte Laubfrosch für Wetter ankündigt und" — hier schlug er sich vor die Stirn — „ich Unglückseligster bin ganz nieder gedonnert von der Frage. Ich weiß kein Wort: ob er geschrieen hat oder nicht. Hast Du etwa Acht gegeben?" — Norchen aber wußte gerade so wenig davon als er. Da nahm er das Glas mit dem Wetter-Propheten vom Blumenbrett herein. „Aber, mein Gott!" rief er aus, „es ist ja offen! Das Thier kann entspringen!" — Jetzt dachte Norchen, seitdem sein plötzliches Händeklatschen sie um die Fliege für den Laubfrosch gebracht hatte, zum ersten Mal wieder an diesen und daß sie ganz vergessen, die Oeffnung zu schließen. — Indem des Inspektors Auge nach dem Thiere im Glase auf allen Seiten forschte, malte sich die immer steigende Seelenangst recht erschütternd auf seinem Gesicht. „Norchen!" sprach er, weinerlicher als zuvor bei den Schnupftuch-Scenen; „wenn er entsprungen ist! Mein ganzer Kredit am Hofe wäre auf einmal dahin. Unser durchlauchtigster Herzog sieht alle seine Wettergläser mit dem Rücken an und fragt einzig danach: was dieser Laubfrosch verkündigt. Was Seine Durchlaucht thut, das thun natürlich die Andern. Jedermann, bis auf das Aschenbrödel herunter, will hören: wie sich mein Wunderthier geäußert hat! Er übertrifft aber auch Alles an Richtigkeit im Wetter-Prophezeihen, und wer es weiß: wie viel bei Hofe auf ein richtiges Wetterglas ankommt, der könnte das liebe kleine Thier die Seele und den Launen-Verkünder unseres ganzen Hofes nennen." (Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus meinem römischen Tagebuche.

(Schluß.)

Den 10. Juni.

Heute Morgen erweckte mich Katzengeschrei und Hundegebell. Ich öffnete meinen Laden und sah einen Mann durch die Straße gehen, welcher einen gekrümmten Stab über der Schulter trug, der mit rohem Fleische, Lebern, Lungen und Kaldaunen an beiden Enden behängt war. Und um ihn her lief und sprang ein ganzes Heer von Katzen und Hunden, denen er mit einem großen Messer seine Waare zerschnitt und auf das Pflaster warf. Man öffnete die Hausthüren rechts und links und die hungrigen Thiere stürzten heraus; der Mann zog langsam vorüber und rief mit lauter Stimme: Il Carnecciaro! Il Carnecciaro! — Mein Diener gab mir folgende Aufklärung: Der Carnecciaro kauft das verdorbene und abgeworfene Fleisch von den Metzgern zusammen und füttert damit alle Morgen die Katzen und Hunde seines Bezirkes. Dafür zahlt jede Hausfrau monatlich ein Bestimmtes. Wegen des Geruches seiner Waare macht er seinen Umgang sehr früh und er mag sich heute verspätigt haben. — Der Carnecciaro ist abgebildet in Pinelli's „Costumi" Bl. 41.

Den 27. Juni

Als ich diesen Nachmittag nach der Piazza Navona kam, fand ich den ganzen Markt wie zu einem Schauspiel mit Menschen ausgefüllt. Ich drängte mich vorwärts und erreichte den Gegenstand des Auflaufes. Ein Mann, wie es an der Kleidung schien, aus dem Mittelstande, saß mit zwanghaft aufgerichtetem Haupte und niedergeschlagenen Blickes auf einer kleinen Bretterbühne. Seine Zunge war, vermittelst einer Klammer, aus dem Munde heraus gezogen, und die Hände hatte man ihm auf den Rücken zusammen gebunden. Das Volk äußerte Wuth und grausame Lust, es schrie, schimpfte, jubelte. Mit Mühe gelang es mir, ein altes Weib zu einer zusammenhängenden Erklärung zu bringen. „Die verfluchte Zunge, die Sie da aus dem Munde hervor gucken sehen — hub sie an — hat auf die gute Madonna geschmähet und geschimpft. Aber glücklicher Weise hörte es ein braver Mann und meldete den Frevel. Nun empfängt der Abscheuliche seine gerechte Strafe. Ja, er hat eine noch viel härtere verdient. Die gute Madonna! Sie, die keinem Menschen etwas zu Leide thut, sondern vielmehr die Armen erquickt und die Kranken heilt und für die Sünder bei ihrem Sohne bittet! — Ja, wenn er sonst etwas verbrochen hätte, aus Noth oder im Zorne, und sollte es auch Mord und Straßenraub seyn — denn dazu kann jeder gute Christ kommen! — Aber so von freien Stücken und so gräßlich auf die liebe, liebe Madonna zu fluchen! Ah, lingua maledetta, che hai bestemmiato il nome della santissima Madonna!" — Diese Stimmung schien die allgemeine zu seyn. Der Römer hat von Natur außerordentlich viel Gutmüthigkeit und Mitleid. Er vergiebt jedes Verbrechen, das sich durch irgend eine Leidenschaft oder durch den Drang der Umstände entschuldigen läßt, besonders wenn es zugleich ein Wagestück ist, dessen Ausführung Muth und Kraft erfordert. Aber tückischer Muthwille und feige Lasterhaftigkeit werden von Jedermann verachtet und verfolgt. So zeigt sich das Verbrechen in Rom fast immer großartig und natürlich: von kleinen Diebereien, die in Neapel zu Hause sind, hört man hier fast nichts; aber desto mehr von Mord und Raub. Der reuige Thäter wird von dem Volke in Schutz genommen, versteckt, fort geschafft, und es ist hier eine gangbare Redensart, zu sagen: Der arme Mann, er hat einen Menschen ermordet! Dagegen sagen wir: Der arme Mann, er ist ermordet worden! — Ich frage nicht, welche Grundsätze auf den festesten Moralfüßen stehen, die römischen oder die unsrigen: denn jene klingen so natürlich in dem Munde eines leidenschaftlichen, leichtsinnigen und weichherzigen Völkchens, daß ich nicht den Muth habe, sie an zu greifen. Auch die Rede meiner alten Bericht-Erstatterin ist vielleicht so unvernünftig nicht, als sie denen scheinen mag, die sich über die fremde Religions-Meinung nicht weg zu sehen vermögen, ohne mit ihrem Urtheile über Unabhängiges daran hängen zu bleiben.

Aussprüche von Raynal.

Die Menschen sind Alles das, wozu man sie bildet; die Art, wie man sie regiert, leitet sie zum Guten oder Bösen.

Die Tyrannei macht wirthbare Länder zu Einöden und bevölkert die Wüsten.

Die heilige Ehrfurcht, welche man der Menschheit schuldig ist, kann in keiner andern Ehrfurcht eine Nebenbuhlerin finden.

Bertram.

Anklänge.

90.

Wer auf Erden hoch will steigen,
Muß sich leicht und lustig zeigen;
Doch es ändert auch der Wind
Auf den Höhen gar geschwind —
Kannst du ein Mal dich nicht wenden,
Wirst in Stürmen so du enden,
Daß sich Niemand dein entsinnt.

91.

Der Zwang ist wohl Tyrann,
Doch bringt er gute Zeit:
Fängt er zu herrschen an,
Ist Rettung auch nicht weit;
Denn leicht aus Tod und Schrecken
Kann Zwang den Geist erwecken.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Nicht besser sollte es hienieden werden? — nur im ewigen, wie Ebbe und Fluth wechselnden Einerlei sollte sich Welt- und Menschenleben unaufhörlich selbst wiederholen? — im Einzelnen wie im Ganzen, im Physischen wie im Moralischen sollte es trotz steter Umwandlungen doch im Grunde nur bei dem Alten bleiben? — Wäre dies wirklich der Fall, so behaupte ich, daß der Mensch seinerseits an die Moglichkeit des allgemeinen Fortschreitens glauben muß, damit ihm diese Moglichkeit Wirklichkeit werde. Wer dem Gange der äußeren Welt und der Vorsehung, die denselben leitet, nichts zutraut, wird nur zu leicht ungerecht gegen und unempfänglich für alles wirklich Gute und Schöne. Nie — auch nicht, wenn eben Rückschritte drohen — vermag ich deßhalb der leisen Ahnung zu mißtrauen, die in den cyclischen Wiederholungen des Welt- und Menschenlebens auf rastlosen, wenn auch unmerklichen Fortschritt hindeutet. — Auch bei dem Anblick der Verbesserungen und Verschönerungen, womit man Leipzig in dem Zeitraum, wo ich es nicht sah, geschmückt hat, und in dem in seiner Art so charakteristischen bunten Gewühl der Messe suche ich mir diese Hinsicht hauptsächlich fest zu halten. — Auf Angabe und unter der Leitung des verewigten Kriegsrath Müller fing man vor ohngefähr 25 Jahren an, die sumpfigten Graben dieser Stadt aus zu trocknen. Der gewonnene Raum wurde in liebliche, von Pflanzungen ausländischer Gewächse umschattete Gänge umgeschaffen; wodurch man sehr zweckmäßig eine Menge müßiger und arbeitsloser Personen beschäftigte. — Wie herrlich sind seit jener Zeit diese Anlagen gediehen! — Leipzig ist jetzt von einem Park umschlossen, welches der Lage dieser Stadt, in Verbindung mit den sich nahe anschließenden Gärten, Vorzüge vor den ersten Städten Deutschlands ertheilt. Nur das königliche Dresden, ohnstreitig günstiger ausgestattet von der Natur, wird, wenn die Arbeiten einst gänzlich vollendet sind, durch welche die Kunst dessen Umgebungen noch mehr verherrlicht, Leipzig vielleicht auch von dieser Seite übertreffen. Bäume, wie z. B. Populus nigra, alba, u. a. m., welche, als man sie hier pflanzte, kaum die Stärke eines Armes hatten, können jetzt zwei Männer kaum umspannen. Tausende von Menschen, welche die unschuldigste aller Freuden — die Freude an der verschönerten Natur — vielleicht hatten entbehren oder sie wenigstens entfernter suchen müssen, haben sich gewiß seit der Entstehung dieser Anpflanzung im Schatten derselben schon erquickt oder sind auf den angenehmen Gängen lustwandelnd froh geworden. Diese Anlagen sind folglich ein baarer Gewinn für den hiesigen Ort und als wahrer Fortschritt zum Besseren an zu sehen. Wie mußte das üppige Wachsthum dieser Pflanzungen doppelt auffallen, da ich dieselben erst nach einem Zeitraum von mehr als 25 Jahren wieder sah. — Noch immer sucht man den vom verewigten Müller vorgezeichneten Weg, nicht ohne Glück, zu verfolgen. An einer der schönsten Stellen des Parks, ohnweit des Hallischen Thors, hat sich seit Kurzem auf einem grünenden, von herrlichen Baumgruppen umringten Hügel ein Monument im edlen einfachen Styl, zum Andenken Müllers, des Verschönerers von Leipzig, des Zeitgenossen von Weiße, Mendelsohn, Lessing u. s. w. erhoben. Die eine Seite des ohngefähr 15 Ellen hohen Vierecks enthält dessen Brustbild in Alabaster, in etwas mehr als gewöhnlicher Größe, en Bas relief, die zweite die Bezeichnung des Geburtstags (geb. d. 15ten Sept. 1728) und den Sterbetag (gest. d. 28sten Febr. 1801); die dritte die einfachen Worte: „Von den dankbaren Bürgern Leipzigs"; die vierte und letzte Seite endlich wird durch eine, mit einem Eichenkranz durchflochtene Lyra verziert. Daß man, nach Verlauf von 18 Jahren, seit Müllers Tode, so spät seinem Andenken auf diese ehrenvolle Art huldigt, bleibt ein erfreulicher Beweis: wie man ächten Verdiensten, ob es gleich hier und da bezweifelt wird, endlich dennoch stets diejenige Achtung zollt, deren sie wirklich werth sind, und daß Männer dieser Art — wir wollen dies wenigstens im deutschen Vaterlande annehmen — nicht leicht ganz vergessen werden. Die Gegenwart sollte immer die reellen Verdienste der Vorwelt ehren, ohne jedoch die Verdienste der Zeitgenossen darüber zu verkennen. Auch Müller, der so viel öffentlich anerkannt Gutes gewirkt hat, fand im Leben Gegner, die seine Plane bekrittelten und den Werth seiner Unternehmungen herab setzten. — Unter die Cathegorie der zahlreichen verbessernden Fortschritte, welche Leipzig seit einiger Zeit machte, gehört unstreitig auch das neu umgeschaffene, ohngefähr seit einem Jahr vollendete Schauspielhaus. Man hat sich in Lob und Tadel über dasselbe öffentlich ergossen und diese Aussprüche sind nicht nur in den Kreisen, für welche dasselbe ein näheres Interesse hat, sondern auch auswärts beachtet worden. Ich folge in der Beurtheilung desselben bloß meinem Gefühl und da scheint mir die einsichtsvolle Benutzung des beschränkten Raumes, welcher nach Verhältniß die möglichst bedeutende Menschenzahl faßt, die verständige Rücksicht auf die hier unerläßlichen Forderungen der Akustik und die gefällige Verzierung des Inneren die wesentlichsten Vorzüge dieser Umgestaltung zu seyn. Ob die jetzigen Priester dieses Tempels in dem nämlichen Verhältniß ihrem verschönten und erneuten Lokal entsprechen? — das wage ich nicht zu beurtheilen. — Der unförmliche Steinhaufen der ehedem sich in der Nähe befindlichen Bastion hat jetzt einer freundlichen Garten-Anlage Platz gemacht, und man arbeitet fortwährend an der Ausfüllung und Umschaffung des Stückchen Stadtgrabens, welches sich bisher noch zwischen dem Rannstädter Thor und dem Barfuß-Pförtchen befand. Der hierdurch gewonnene Raum, welcher in Verbindung mit den näheren Umgebungen allerdings noch einer verschönernden Anlage fähig ist, wird dieselbe gewiß nächstens erhalten, damit sich so diese sämmtlichen Anlagen zu einem Ganzen runden, das der Stadt Leipzig, wo Plutus und Apoll, Merkur und die Musen einträchtig (?) mit einander Hand in Hand gehen, in jeder Hinsicht würdig sey.

(Der Schluß folgt.)

Die österreichischen Naturforscher haben an ihren Hof aus Brasilien seit den 8 Monaten, daß sie dort sind, schon 37 vierfüßige Thiere, 810 Vogel, 271 Amphibien, 133 Fische, 5800 Insekten, 5000 Pflanzen und 36 Mineral-Produkte übersandt. (Independant.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 10. November. 183stes Blatt.

L i e d.

Holder Fried', ich gab in Treue
Ganz mein Herz zu eigen dir;
Kein Erinnern, keine Reue
Und kein Wünschen trübt ihn mir.

Sieh, ich habe meine Lieben,
Und ich folge gern der Pflicht:
So ist Dunkel leicht vertrieben,
Das in meinen Himmel bricht.

Für Geliebte Glück erwerben,
Ist mir Segen, ist mir Lust;
Und ich weiß: ich werde sterben
Einst an dankerfüllter Brust.

Reicht, nach Streben und Vollbringen,
Tod zur Heimath mir den Stab,
Dann noch leihe mir die Schwingen,
Holder Friede, bis an's Grab.

Die ich scheidend vor mir sehe,
Wahre dann getreulich hier;
Jenseits, wenn ich kindlich flehe,
Giebt der Vater Frieden mir.

A. Münde.

D e r L a u b f r o s c h.

(Fortsetzung.)

D e r S p r u n g.

„Ach Gott!“ fuhr der allmählig verstummte Inspektor endlich wieder fort, und sein krampfhaft verzogenes Gesicht gab den stärksten Grad innerer Tortur zu erkennen: „ich mag das Glas wenden, wie ich will, meine Luchsaugen mögen sich im Grase zu Tode wühlen, kein Laubfrosch ist hören noch zu sehen!“ — In demselben Augenblick erscholl das Geschrei des Thieres draußen vor dem Fenster, auf dem azorischen Jasmin-Baume. „Gott Lob!“ rief der Inspektor. Aber die Hast, mit welcher seine Hand nach dem Selbstranzionirten griff, machte ihm seine Freude auf der Stelle zu Wasser; der Frosch that einen Satz über das ganze Blumenbreit hinunter auf die Straße. — So wenig auch Rorchen zum Lachen Ursache hatte, jetzt mußte sie sich doch die Lippe blutig beißen, damit es nur nicht zum Ausbruch kam. Denn ein besseres Lachmittel, als die Todesangst, mit welcher ihr sechszigjähriger Bräutigam zur Thür hinaus setzte und in dieser sie mit rückgekehrtem Kopfe um Gotteswillen bat, Acht zu geben: daß Niemand das Thier inzwischen weg fange, konnte freilich schwer ersonnen werden. — Aber obschon in diesem Augenblick kein Mensch vorüber gekommen war, so fand doch der auf das mühsamste danach Suchende das Thierchen nirgend und kehrte, nachdem er dem Hausmann das Geschäft des Suchens aufgegeben hatte, in größter Bestürzung zurück. „Das — sagte er zu Rorchen — das ist mein Ruin!“ Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. „O Kind, Kind! Wetterkind! warum mußtest Du das verwünschte Glas offen lassen? Du weißt doch, wie viel dieser Laubfrosch der hochseligen Herzogin galt, und daß sie nur darum ihr Herz mir zuwendete, weil ich der Abwartung des Thierchens so viel Sorgfalt schenkte. Sie sagte daher auch noch kurz vor ihrem Sterben zu mir: Lebküchler, sagte sie, Majen, meinen guten Laubfrosch, mag er einst in Pension nehmen; denn da weiß ich ihn gehörig verpflegt.

Aber täusche Er mein Zutrauen nicht, Lebküchler, oder schreibe Er sich es selber zu, wenn ich Nachts einmal aus meiner Gruft zurück kehre und Ihm ein Paar tüchtige Ohrfeigen mit bringe! — Ach, du mein Himmel! und nun stehe ich hier und lasse die Erbprinzessin auf meine Nachricht warten, die ohnehin eine unglückliche ist. Denn der Laubfrosch hat geschrieen, daher bekommen wir Regen und eben daher kann auch aus ihrer Wasserfahrt nichts werden." — Im Nu war er hinweg, fluchte unten an der Thür über den Hausmann, daß er den Frosch noch nicht gefunden hatte und verschwand dann wie der Blitz hinter dem Eckhause, wo Herr Seltenreich noch immer seine Flöte erschallen ließ.

Er kommt.

Dasmal wußte unser Musikus gar nicht, was er denken sollte. Wenn sonst der Inspektor einmal bei dem Eckhause vorüber in das Schloß gegangen war, dann konnte er darauf rechnen, in seinen musikalischen Besuchen bei Rorchen von dem nicht gestört zu werden; und wenn er, wie auch dasmal, nicht immer im ersten Augenblicke nach dem Ausgehen des alten Herrn in dessen Hause erschien, so geschah das mehr um der Nachbarschaft und um Rorchens Rufes, als um des Inspektors willen. Ueberhaupt konnte der Alte auch allenfalls zu Hause seyn, wenn Herr Seltenreich kam; denn dieser war Rorchens Klaviermeister und nahm keinen Heller Bezahlung dafür; ein Umstand, der vom Inspektor gar sehr in Anschlag gebracht wurde. Nun er aber jetzt den Alten wieder hatte vorbei eilen sehen, so mußte er desto schleuniger zu Rorchen, um zu hören, was vorgegangen war. — Bei dieser aber hatte das Lachen über die Laubfrosch-Angelegenheit schon längst wieder dem traurigen Gedanken an die bewußte Hauptsache Platz gemacht, als Herr Seltenreich, eine Noten-Rolle in der Hand, vor ihr erschien.

Mißverständniß.

„Nun, sagen Sie mir" — begann er, nach dem ersten Handkuß sehr bedenklich in Rorchens junges, sorgenvolles Gesicht schauend — „sagen Sie mir —." — „Was hier zu sagen ist" — unterbrach den Zögernden das schöne Kind — „kann ohne alle Einleitung mit ein Paar Worten geschehen: Ich bin Braut!" — „Eine Wahrheit", lachte der Klaviermeister, „die mir nun schon seit einem Jahre die allerheiligste ist." — „Und doch" erwiederte Rorchen, „hat mein vom Onkel anerkannter Brautstand erst seit einer Stunde angefangen." — „Vermuthlich, theuerste Aurora! haben Sie Gelegenheit gefunden, dem Onkel die unbedingte Nothwendigkeit unseres Vereins recht anschaulich zu machen?" — „Ist gar nicht nöthig gewesen." — „Von selbst also?" fiel er ihr in die Rede, „von selbst ist er auf die gescheidteste Idee gerathen, die er in seinem Leben gehabt hat?" — „Ganz von selbst!" antwortete Rorchen, über sein Unterbrechen ihrer Rede unwillig geworden. „Die Liebe zu seiner seligen Frau, die Vorzüge der Ehe vor der Ehelosigkeit, auf welche diese Liebe ihn hingewiesen hat, treibt ihn —." — „Uns glücklich zu machen?" vollendete der Klaviermeister. „Wer hätte dem Manne so viel Einsichten, solch ein Zartgefühl zugetraut? Und Sie sind so wenig erfreut darüber, daß —."

Auf Sie?

„Ach Gott, lieber Seltenreich! lassen Sie mich doch ausreden. Diese Umstände treiben den Onkel an, ein neues Eheband ein zu gehen, und so hat er nun sein Auge auf Ihre ergebene Dienerin geworfen." — „Auf Sie? — da sagten Sie ihm doch wohl sogleich, daß er von Sinnen sey?" — „Dergleichen Artigkeiten sind zwischen uns nicht hergebracht. Auch hätte ich nicht Zeit dazu gehabt; denn während ich vor Erschrecken stumm geworden war, sprach er von meinem fast unglaublichen Glück durch seine Hand und entfernte sich dann." — „Er kam aber doch unbegreiflicher Weise zurück. Auch da zeigten Sie ihm seinen Vorwitz nicht im vollen Lichte, böse Aurora?" — „Aber, lieber Seltenreich, was für Vorstellungen machen Sie sich denn von meinem Verhältniß mit ihm? Ich, die blutarme Nichte und Mündelin des wohlhabenden Mannes, ich sollte —."

Charakter-Züge.

Nach einigem Kopfschütteln fuhr Rorchen also fort: „Und nächstdem war nicht einmal Zeit zur geringsten Vorstellung. Sie kennen doch seinen Pensionair hier im Glase? den Liebling der hochseligen Herzogin?" — „Ja wohl! Sagte er mir doch einmal, daß er die Geschichte desselben von dem Tage an, wo er aus dem früheren, unentwickelten Zustande zur vollendeten Froschgestalt gelangt ist, aufgezeichnet habe." — „Das hat er. Der Laubfrosch gehört, nach des Onkels Meinung, in die Klasse der frühreifen Genies. Kein Wetterglas in der Welt hat den Kredit dieses Laubfrosches an unserem Hofe, und seit dem Ableben der hochseligen Herzogin war der Laubfrosch das größte Verdienst des Onkels: dieses Thieres halber heißt er auch allgemein der Wetter-Prophet. Wenn er in die Garderobe kommt, will Jedermann von ihm wissen: was für Wetter wir haben werden. Das ist nun vorhin wieder der Fall gewesen, und zwar hatte dasmal die Erbprinzessin die Frage gethan. Durch das unglückliche Heiraths-Projekt aber ist ihm der Laubfrosch aus dem Sinne gekommen und da kehrte er schnell zurück."

Neues Unglück.

Als Rorchen eben mit Erzählung der übrigen traurigen Umstände fertig war, trat der Hausmann herein. — „Ach!" lamentirte der, „was wird der Herr Inspektor lärmen, wenn er es erfährt." — „Was

denn?" fragte Rorchen. — „Sie haben es also nicht mit angesehen? dann mag es passiren." — Der Hausmann wollte wieder fort; aber er mußte zuvor beichten. Da kam nun heraus: daß nach langem vergeblichen Suchen der Laubfrosch ihm zwischen die Füße gekommen, und er gerade aus Furcht, auf ihn zu treten, ihn todt getreten hatte. — Rorchen und der Klaviermeister erschracken über den Unfall und riethen ihm Beide, den Vorfall zu verschweigen. — „Das wollte ich ja auch!" sagte der Hausmann. „Sie selber sollten nichts davon erfahren, da ich merkte: daß Sie es nicht von hier aus mit angesehen hatten."

Das Todten-Opfer.

„Frosch bei Seite!" sagte, als das Pärchen wieder allein war, der Musikus, „und zur Hauptsache. Näher betrachtet, sieht mir diese nicht halb so schlimm aus, als bei dem ersten Blicke. Ihr Onkel hat die Malatie, sich recht leicht und ziemlich in jede Frau zu verlieben." — „Ganz recht!" erwiederte Rorchen, „das würde mir auch seinen Heiraths-Antrag zum völligen Spaße machen, wenn ich eine Stellvertreterin für mich wüßte. Aber freilich, sein Alter, seine sonstigen Eigenheiten —." — „Thut nichts, Alles nichts!" fiel Seltenreich ein; „wer seine Jahre und Fehler mit Dukatengolde überziehen kann, wie er, der glänzt bei manchen Frauen im Schein ewiger Jugend und Tugend. Ich selber kenne eine dieses Schlages. Das Fenster meiner Schlafkammer hat die Aussicht nach dem Gottesacker; auf dem sah ich ihn, just acht Tage nach dem Tode der seligen Inspektorin." — „Davon erzählten Sie mir schon. Ihre eben auch erst verwittwete Hauswirthin war, glaube ich, dort, ein gleiches Todten-Opfer zu bringen." — „Allerdings. Ich wette darauf, aus dem beiderseitigen Todten-Opfer würde ein Liebesantrag von seiner Seite geworden seyn, wenn die vielen schwarzen Kreuze und weißen Steine nicht gewesen wären. Wenigstens hätte sich doch wohl eine zweite Zusammenkunft vorbereitet; allein da führt der Zufall den Bruder der verstorbenen Inspektorin auch herzu und der nahm den Trauernden sogleich in Beschlag. Wer weiß: ob dieses Dazwischenkommen nicht Ursach an der Krankheit gewesen ist, von der meine Wirthin nachher vierzehn Tage im Bette gehalten wurde. Der Inspektor besuchte noch eine ganze Woche lang allemal um dieselbe Zeit den Gottesacker, wahrscheinlich in Hoffnung, die Trauernde wieder zu finden. Meine Wirthin, wohl wissend, daß ich hier aus und ein gehe, hat mich seitdem oft nach ihm gefragt und nicht undeutlich zu verstehen gegeben: daß sie den Inspektor sehr hochachte. Bis heute freilich wußte ich mit dieser ihrer Hochachtung nichts an zu fangen; nun aber ließe sich solche doch wohl zu unserm Vortheil benutzen. Fiele mir nur gleich ein Mittel ein, die beiden Leute wieder zusammen zu bringen." — Aus Vorsorge für des Onkels Wohl that das gutmüthige Rorchen die Frage: ob seine Wirthin nicht etwa allzu böse Eigenschaften besitze? — „Gott behüte!" sprach er, „es ist eine liebe tugendhafte Frau, die seit ihres Seligen Tode den einzigen Fehler hat, daß sie zu allen heirathslustigen Männern eine wahre Affenliebe hegt, wenn sie bei Gelde sind. — Wie wir Beide nur wieder in Rapport setzen mit einander? Alle Wetter, jetzt kommt mir ein Gedanke, ein köstlicher Einfall!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Aussprüche von Raynal.

Der Despotismus schützt sich mit Soldaten und geht auch durch sie unter. Ein Löwe in seiner Entstehung verbirgt er die Klauen nur, damit sie ungesehen wachsen; in seiner Kraft ist er ein Rasender, der den eigenen Körper zerfleischt, im Alter ein Saturn, der die Kinder verschlungen hat und dann endlich seine eigenen schaffenden Kräfte verstümmelt.

Talente fliehen überall die Sklaverei, aber Soldaten finden sie überall.

Versteht es der Regent, nur gerechte und gescheidte Leute zu lieben, so wird auch er vom Volke geliebt seyn; gewinnt er aber die Zuneigung sich nicht auf diese Weise, so hat er sie gar nicht.

Alle Gesetze, die man gegen das Betteln giebt, sind unnütz, wenn die Gewerbe danieder liegen. Kann ein Mensch nicht leben von dem, was er erwirbt, muß er von dem leben, was man ihm schenkt.

Die Europäer haben den neuen Welttheilen Sklaverei gebracht, und werden ihnen einst ihre Freiheit verdanken müssen.

Wo die Willkühr unumschränkt herrschen darf, da giebt es kein Vaterland, sondern nur die Länderei eines einzigen Besitzers.

Wenn der Schlaf eines Volkes die Ursache zu dem Verluste der Freiheit wird, so ist der Schlaf am meisten verrätherisch, zu welchem man durch die Hand der Güte eingewiegt ist.

Es darf keine andere Kirchen-Versammlung geben, als die der Diener des Regenten; wo diese sind, ist auch die Kirche versammelt, und ist hier ein Ausspruch geschehen, hat die Kirche nichts mehr zu sagen.

Jeder Schriftsteller von Genie ist eine natürliche Behörde seines Vaterlandes; sein Talent ist sein Recht, sein Richter das Volk und nicht ein Despot, der ihn nicht versteht, nicht ein Minister, der ihn zum Schweigen bringen will.

Bertram.

An die schöne Clary.

Ob deinen Zaubereien erstannt das Publikum:
Du wandelst Schmetterling in Turteltauber um.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. (Schluß.) Noch füge ich diesen Nachrichten ein Wort über die hiesige Messe bei, deren Gedränge und Gewirre bereits seit einigen Tagen geendet hat. — Artikel des Luxus und des Bedürfnisses aller Art, zusammen gebracht aus nahen und fernen Gegenden, fanden sich in gewaltigen Massen aufgehäuft und erwarteten ihre Käufer. Jeder muß im Getriebe äußerer Verhältnisse das eigene Bedürfniß durch die Aufopferung eines Theils von seinem Ueberfluß ausgleichen, und Jeder wird bei dem gegenseitigen Tausch des Kaufs und Verkaufs wirklich gewonnen haben, wenn er nur an diesen Gewinnst glaubt. Ein schmeichelhafter Vortheil des Glaubens, der auch in den Sphären der Handelswelt nicht ganz übersehen zu werden verdient, da er allseitige Zufriedenheit fördert und kein individuelles Recht beeinträchtigt. — Ich habe den steten Grundsatz, daß ich, so viel als immer möglich ist, dem Leben lieber die erfreulicheren Seiten — und dies mehr zum Vortheil Anderer als zum eigenen — ab zu gewinnen suche, und sie ganz aus dem Versteck, in welches sie sich für uns zuweilen zurück ziehen, ans Licht bringe. Im Conflikt der Extreme scheinen uns die minder erfreulichen Lebens-Momente nicht selten mehr zu suchen, als wir sie, und dabei wird das Bessere leicht übersehen und in Schatten gestellt. — Unter der Masse zum Kauf gebotener Waaren aller Art ist vorzüglich die ungeheure Menge von Porzellan auffallend, die man von Paris, Wien, Berlin, Meissen und, Gott weiß, wo weiter her? gebracht und hier aufgehäuft hat. Mehrere Gewölbe finden sich ganz, andere zum größten Theil mit dieser zerbrechlichen Waare — mit schön vergoldeten und mit Malereien bedeckten Pracht- und Ziergefäßen in den ausgesuchtesten und mannigfaltigsten Formen — mit einer Menge Figuren en Bisquit oder bunt, mit ganzen Tafel-Servicen, mit zahllosen Tassen — kurz mit Allem, was sich nur immer aus der schönen Porzellan-Masse formen läßt, angefüllt. Dieser Ueberfluß einer den Luxus und das Bedürfniß im gleichen Verhältniß ansprechenden Waare, welcher vor mehreren Jahren weit minder groß war, weist nicht nur auf den höheren Kunstsinn und das Raffinement der Verfertiger, sondern auch auf die Steigerung des Schönheitssinnes der Käufer, die jetzt selbst bei Gegenständen des täglichen Gebrauchs veredelte Formen vorziehen, ein sehr vortheilhaftes Licht. — Unbegreiflich bleibt es, wo sich zu der Menge dieser Waaren Käufer genug finden; eben so unbegreiflich, wo Verfertiger und Arbeiter genug in Europa nur für diesen einzelnen Manufaktur-Artikel herkommen. Bekanntlich müssen die Porzellan-Waaren durch mehrere Hände und durch sehr zusammengesetzte Vorrichtungen gehen, ehe sie ganz und fertig vollendet sind. Der größte Theil dieser Kunstwaare ist gewöhnlich mit niedlich und fleißig ausgeführten Miniatur-Gemälden bedeckt, deren Ausführung bei einzelnen Stücken zuweilen vielleicht Monate und Jahre erforderte. Man kann berechnen: daß eine Million Maler, welche mehrere Jahre lang sich ununterbrochen blos mit Porzellan-Malen beschäftigten, vielleicht kaum so viel Schildereien, in den verschiedensten Abstufungen von Vollkommenheit — von dem einfacher bemalten Pfeifenkopf an bis zu dem elegantesten und ausgesuchtesten Tafel-Service — zu liefern vermögen, als nur eine einzige Leipziger Messe im Ganzen zur Schau stellt. Nun sehe man noch die Fülle dieser Waare in den Haupt-Niederlagen einzelner Fabriken, z. B. in Dresden und Meissen, an, und man wird gestehen, daß die Zahl der in den sämmtlichen Porzellan-Manufakturen Europa's beschäftigten Maler mit dieser Summe von Arbeiten wirklich außer allem Verhältniß scheint. — Porzellan ist aber nur ein einziger von jenen zahlreichen Artikeln, in denen sich Bedürfniß und Luxus für uns verschwistert. Wenn man die aufgehäufte Masse von Kunst- und Quinquaillerien-Waaren anderer Art übersieht — von dem schimmernden Flitterstaat des weiblichen Putzes und den spinnegewobenen Zeugen der ephemersten Dauer an bis zu den solideren Manufaktur-Artikeln in Seide und Wolle, in Holz und Leder, und von da bis zu vielgestalteten und vielnützenden Arbeiten in edlen und unedlen Metallen fortgeht — und die Summe von Arbeit, den Aufwand von Zeit und Kraft berechnet, welchen diese mannigfachen von Menschenhänden verfertigten Gegenstände erfordern, so scheint es fast, als wenn die gesammte Bevölkerung eines mäßigen Landes mehrere Jahre lang gearbeitet hätte, um nur ein größeres Gewölbe, etwa wie dasjenige von Genz und Reimer hier in Leipzig oder das von Schmidt et Comp. in Dresden — mehrerer anderer nicht gedenkend — mit Waaren an zu füllen. — Wie ist es wohl möglich, daß neben der so bedeutenden Menge nothwendiger Arbeiter noch ein so zahlreicher Haufen von Menschen in jedem Staate und Lande bestehen kann, welcher gewöhnlich die Hände ganz in den Schooß legt? — Menschen, die selten etwas Sichtbares und Andern Nützendes hervor bringen oder hervor zu bringen vermögen? — die gewöhnlich von den Früchten zu zehren pflegen, welche Andere säeten? — die durch das Uebergewicht pekuniärer, physischer oder intellektueller Macht und vermittelst des Besitzes hierdurch errungener Vorrechte die Kräfte anderer Menschen eigenmächtig und ausschließend für sich in Anspruch nehmen, und dies sehr oft zum Nachtheil des Ganzen? — Die Welt und der Mensch ist und bleibt freilich ein allseitiges Räthsel. Da aber, wo es gerade am wenigsten so scheint, ist dies vielleicht am allermeisten der Fall. Mich dünkt, daß die Ansichten des Idealismus, der plötzlich und ohne Arbeit, gleichsam mit dem Schlag einer Zauberruthe, die vielgestalteten und vielbeweglichen Bilder der Außenwelt aus dem Nichts hervor ruft, durch belohnende Betrachtungen dieser Art eine nicht ganz zu verachtende Stütze gewinnen würden. Tauscher.

In der „Geschichte der Republik Venedig", vom Grafen Daru, liest man folgende Anekdote: Ein Fremder von Rang befand sich in Venedig. Ihm wurde eine bedeutende Summe entwendet und in seinem Verdrusse entfuhr ihm die Aeußerung: „Die Polizei in Venedig sollte weniger den Schritten und Tritten der Fremden auflauern, aber mehr für die Sicherheit des Eigenthums sorgen." Einige Tage nachher verläßt er die Stadt. Noch hatte er das feste Land nicht erreicht, als die Gondelier mit Rudern inne halten. Er fragt nach der Ursach. „Wir dürfen nicht weiter: ein nacheilender Kahn mit rothem Wimpel giebt uns das Zeichen zu verweilen." — Die Gondel ist bald eingeholt; man bittet den Fremden höflich: sie zu verlassen und in den Regierungs-Kahn zu steigen. Er — an die geheime venetianische Justiz denkend — gehorcht mit pochendem Herzen. „Sie sind" — so redete ihn hier ein schwarz gekleideter Mann ernst und kaltblütig an —, „Sie sind der Prinz von Craon?" — „Ja, mein Herr!" — „Sie wurden am vergangenen Freitag bestohlen?" — „Ja, mein Herr!" — „Wie stark war die Summe?" — „Fünfhundert Dukaten" — „Worin befand sie sich?" — „In einer grünseidenen Börse." — „Haben Sie Jemand in Verdacht?" — „Ja, einen Lohndiener, der mir aufwartete." — „Würden Sie ihn wieder erkennen?" — „Ganz gewiß!" — Bei diesen Worten schob die fragende Magistrats-Person mit dem Fuße einen Mantel, der auf dem Boden des Kahns lag, auf die Seite; ein Leichnam, eine grüne Börse in der Hand, ward sichtbar, und der Venetianer fuhr fort: „Prinz, hier ist Ihr Geld, nehmen Sie es zurück und reisen Sie glücklich. Aber vergessen Sie nicht, daß man nie wieder den Fuß in ein Land setzt, gegen dessen weise Regierung man sich durch Zweifel und Reden vergangen hat." (Independant.) Das ist geheime — Gerechtigkeit!

In der Zeitung von Bourges liest man folgenden lakonischen Artikel: „Ueberall sieht man hier Verweigerungen der Beerdigung, wegen des Religions-Unterschiedes. Sie sind so gewöhnlich geworden, daß man fast gar nicht mehr davon spricht." (Constitut.) Man muß dergleichen wahrscheinlich zu den Vortheilen unserer Tage zählen, sobald es befohlen wird.

Der Gesellschafter,
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 11. November. 184stes Blatt.

Herrn Oetberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Zehn seltsame Gebräuche.

1. Ein sonderbarer Gebrauch — sagt Broughton — herrscht an allen indischen Höfen. Man hat nämlich einen Diener, der Khubur-dar oder Zeitungsträger heißt und sich als ein erlaubter Spion um das Oberhaupt befindet, in dessen Nähe er angestellt ist. Seine Bestimmung ist, Alles, was dasselbe thut, von welcher Art es auch sey, demjenigen, der ihn angestellt hat, getreulich zu melden. Scindia hält einen solchen Mann in unserem Lager, und wir haben ebenfalls einen in dem seinigen.

2. Fast alle Stände von Indien — erzählt derselbe Reisende — fürchten das Nuzur oder das Beschreien der Neidischen; und man glaubt, durch Klage des Vaters über das Geschlecht seines Kindes werde die Bosheit solcher Uebelwollenden entwaffnet und abgewehrt, daher man ihm wohl auch das Geschlecht seines Kindes verläugnet, und wo ihm wirklich der ersehnte Sohn geboren wurde, ihn erst glauben macht, es sey ein Mädchen. Und in manchen Gegenden von Hindostan ist diese Furcht vor dem Nuzur so mächtig, daß sie es für einen Schimpf achten, von sich sagen zu hören: sie sähen wohl aus, seyen fett, hübsch und dergleichen, und der Aberglaube geht so weit, daß sie oft ihre Kinder ganz schlecht kleiden, damit diese ja den Blick eines Scheelsüchtigen nicht auf sich ziehen. Auch ist es ihnen unangenehm, wenn man ein Pferd, einen Ochsen oder sonst ein Thier, das ihnen angehört, fett nennt.

3. Pallas berichtet von den Ostiaken: die Weiber sind tattuirt; Mannspersonen pflegen nur oben auf dem Handgelenke dasjenige Zeichen einätzen zu lassen, womit sie in dem Tributbuche eingeschrieben sind, und welches, wie bei andern schriftunkundigen Völkern Sibiriens, auch gerichtlich als ihre Unterschrift gilt.

4. Im Burnanischen Reiche findet — nach Papl — die Gewohnheit statt: daß, wenn eine junge Frauensperson krank wird, die Eltern diese dem Arzt zur Heilung übergeben, unter der Bedingung: daß sie, wenn sie mit dem Leben davon kommt, diesem als sein Eigenthum verbleibt; aber wenn sie stirbt, ihnen ihr Werth von dem Arzte ersetzt werden muß. Denn die Eltern geben nie eine Tochter als Frau oder Concubine weg, ohne sich dafür eine namhafte Geldsumme bezahlen zu lassen.

5. Den Kopf des Menschen sehen die Otaheiten für so heilig an, daß sie ungern etwas Eßbares, z. B. die Brodfrucht, der Größe nach damit vergleichen. Jemanden an den Kopf zu greifen, gilt stets für eine Beleidigung. Daher — nach Wilson — die Eingeborenen auch nie etwas auf dem Kopfe tragen und das abgeschnittene Haupthaar auf dem Moral vergraben.

6. Die Art, wie unter diesen Insulanern der König und seine Gemahlin pflegen getragen zu werden, ist: daß sie auf den Schultern von Männern sitzen, und indem sie die Beine vorne überhängen lassen, sich an den Kopf ihrer Träger lehnen, auch sich sehr häufig da-

mit ergötzen, das Ungeziefer, das hier nicht mangelt, auf zu suchen. Dabei soll es ein besonderes Vorrecht der Königin seyn, daß ihr allein unter allen Weibern gestattet ist, dieses Wildpret zu verzehren; wovon sie dann auch nie ermangelt, Gebrauch zu machen.

7. Ein wesentliches Glied der königlichen Familie in Nukahiwa — erzählt Herr von Krusenstern — ist der sogenannte Feuer-Anmacher. Sein Dienst besteht zwar zum Theil darin, immer um die Person des Königs zu seyn und seine Befehle zu vollführen. Das Geschäft aber, wozu ihn sein Herr vorzüglich braucht, ist: daß dieser, wenn er auf längere Zeit, als auf einige Stunden, sich entfernt, ihn nicht mehr begleiten darf, sondern seine Person bei der Königin in aller Rücksicht vorstellt. Sie findet in ihm ihren zweiten Gemahl, während der Abwesenheit des ersten. Dabei bemerkt denn der Berichterstatter sehr naiv: „Die Könige von Nukahiwa haben wahrscheinlich den Glauben: daß es besser sey, freiwillig mit Einem zu theilen, was sie sonst gewiß mit Mehreren theilen müßten. Vielleicht auch ist der Dienst der Feuer-Anmacher nur nukahiwisch-königlicher Luxus.“

8. Depons erzählt von den amerikanischen Wilden: wenn der Indianer ein wildes Thier getödtet hat, so reißt er ihm den Rachen auf und gießt eine Quantität starken Getränkes hinein, damit die Seele dieses Thieres andern ihres Gleichen die gute Behandlung rühme und sie zu dem Entschlusse bewege, sich eben so bewirthen zu lassen. Lewis und Clarke sahen die Indianer, aus gleichem Aberglauben, eine mit Fleischspeisen hoch angefüllte Schüssel vor einem Büffelkopfe nieder setzen, indem sie denselben ermunterten, davon zu essen.

9. Nach Surville ist die Person des Königs auf den Inseln von Port-Praslin so heilig geachtet, daß wenn ein Unterthan in den Schatten seines Königs tritt, dies Verbrechen auf der Stelle mit dem Tode geahndet wird.

10. Wollen die Nukahiwaer Jemand eine abschlägliche Antwort ertheilen oder Nein! sagen, so strecken sie — nach Herren von Langsdorf — die Zunge heraus. Das Drohen mit dem Zeigefinger gilt hier für ein Freundschaftszeichen.

Alles das will uns seltsam dünken. Aber finden die meisten dieser Gebräuche nicht, bloß unter veränderter Gestalt, auch bei uns statt? Die Zeitungsträger wird man, mit einiger Umsicht, auch bei uns entdecken. Und findet sich nicht in dem Kreise mancher hohen und niederen Familie in M. und W. und B. ein solches Mitglied, wie der Feuer-Anmacher in Nukahiwa, das, wenn von dem Hausherrn nicht gerade bestellt, doch gekannt und geduldet wird? Und was ist sonderbarer, das Beschreien zu fürchten oder gern Alles beschrieen haben zu wollen, und den zu schelten, der den hageren Esel des Hauses nicht fett nennt? — Doch dem Leser soll nicht weiter in seinen Reflexionen vorgegriffen werden.

Der Laubfrosch.

(Fortsetzung.)

Trennung.

Plötzlich aber veränderte sich das Gesicht des eben Fröhlichgewordenen wieder; eifersüchtiger Argwohn trat aus jedem Zuge hervor. „Wer“ — fragte er und sein Athem wollte nicht zureichen — „wer hat Ihnen denn Ihre Lippe so blutig geküßt?“ — „Geküßt?“ lachte Rorchen laut auf. — „Ja wohl, geküßt!“ wiederholte er hitzig. „Solch eine Lippenwunde, wovon sollte sie sonst herrühren? — Lachen Sie nicht, Aurora! Das ist das Mittel gar nicht, mich eines Anderen zu überzeugen. Der Stuhl hier dicht neben dem Ihrigen, ist der von ohngefähr hier? Und der alte Onkel hat ihn nicht hergesetzt; denn wäre der Kuß von dem, so wäre er nicht so unverschämt ausgefallen; alte Leute sind behutsam in Allem, also auch im Küssen. Jetzt weiß ich auch besser, warum der Inspektor wieder zurück gekehrt ist. Ohne allen Zweifel hat er irgend etwas gemerkt und Argwohn gefaßt. O jetzt wird mir Alles klar!“ — „Mein Herr!“ — entgegnete das unschuldige Rorchen aufstehend — „Sie wissen so erstaunlich viel auf ein Mal, daß ich gar nichts mehr von Ihnen wissen mag!“ — Da brach nun der Klaviermeister erst in die heftigsten Vorwürfe aus. Rorchen konnte sich auch nicht mäßigen, und Herr Seltenreich entfernte sich mit der Versicherung: daß er in seinem Leben die Schwelle ihrer Wohnung nicht wieder betreten werde.

Der Dolchstich.

Rorchen zerfloß fast in Thränen, als sie wieder allein war. Sie klagte sich selbst an, daß sie nicht — was vielleicht das ganze Mißverständniß heben konnte — schnell und geradezu gesagt: wie sie sich vor Lachen in die Lippe gebissen hatte. Seine kindische Hitze war allerdings unverzeihlich gewesen. Wie aber, wenn er das Versprechen hielt, mit dem er das Haus verlassen? — Letzteres wurde ihr immer gewisser; denn in diesem Augenblick erschollen aus demselben Fenster, welches vorhin die Töne des Abendliedes verherrlicht hatten, ganz neue, von Herrn Seltenreich erfundene Variationen auf die Melodie: „Ey du lieber Augustin“, und so schön diese auch seyn konnten, so gaben sie ihr doch einen Dolchstich in das liebende Herz. Ihr sonst so feines Ohr überhörte es ganz: daß der Vortrag, in welchem diese Variationen geschahen, gar nicht so fest und rein war, als gewöhnlich, sondern vielmehr die Seltenreichsche entschiedene Verzweiflung sich nur hinter die leichte Melodie, aber ganz vergebens zu verstecken trachtete.

Der Unterschied.

Der heimkehrende Inspektor hatte vom Hausmann vernommen, daß der Laubfrosch nirgend zu finden gewesen, und war so böse auf Rorchen, als die Veranlassung zu dem Verluste, daß er ihr lauter finstere Gesichter machte. Sie hatte aber mit ihren eigenen Thränen zu viel zu thun, um auf seine Gesichter zu merken. „Ja, weine Du nur!“ sagte er endlich zu ihr. „Hättest Du besser Acht gegeben auf ihn! Der Laubfrosch ist noch ein Nagel zu meinem Sarge; denn sage ich bei Hofe: er sey gestorben, so stirbt mein ganzes zeitheriges Ansehen mit.“ — „Aber, lieber Onkel!“ sprach Rorchen, der sein betrübter Zustand wirklich anfing, ein wenig zu Herzen zu gehen; „es giebt ja noch so viele Laubfrösche in der Welt. Sollte denn nicht —.“ — „Die Stelle zu ersetzen seyn, meinst Du? Wie Du es verstehst. Unter einem Laubfrosch und einem Laubfrosch ist ein Unterschied, gerade wie unter den Menschen. Die Genie's sind überall selten. Kein einziger so untrüglicher Laubfrosch, als der von Dir so unverantwortlich verwahrloste! Vorhin schrie er und nun regnet es! Ja, und ich kann es nicht einmal wagen, dem Verstorbenen einen Substituten zu setzen und bei Hofe zu thun, als ob es der Wohlbekannte wäre. Wenn ich mir auch mit dem Vorgeben einer, dem Thiere plötzlich zugestoßenen Verstandes-Verrückung heraus helfen wollte, so würden meine Feinde doch bald den Glauben der höchsten Herrschaften daran zu zerstören wissen. Meine Verzweiflung vorhin unten an der Hausthür war viel zu groß, um verschwiegen zu seyn. Wer vorüber ging, dem sagte ich auch: welchem Unglück der ungeheure Schmerz galt, der mich antrieb, in den schwarzseidenen Strümpfen und wie ich hier stehe, auf allen Vieren herum zu kriechen, gleich einem Rousseauschen Naturmenschen.“

Allerlei Erquickungen.

Ein Zug an der Klingel unterbrach die beiderseitige sehr verschiedenartige Betrübniß. Rorchen zündete Licht an und öffnete. Eine wohlgekleidete Frau, zwischen dreißig und vierzig Jahren, fragte nach dem Herrn Hofgarderoben-Inspektor Lebküchler. — Freude über Freude, als sie herein trat. Die Höchstfreundliche sagte ihm nämlich: daß sie vernommen habe, der unten an seiner Hausthür eingefangene und ihr überbrachte Laubfrosch gehöre ihm zu. Zugleich überreichte sie ihm eine Schachtel mit dem höchstwillkommenen Thiere. — „Ach Gott, meine Wertheste!“ rief der Inspektor mit thränenden Augen; „was erquicken Sie mich und welche besondere Wohlthat erzeigt mir der gütige Himmel, daß mir diese Erquickung gerade durch Sie kommen muß. — Du aber, Rorchen, Du kannst so ungeschliffen seyn, der allerwerthesten Hof-Commissarin Heckenberger nicht einmal einen Stuhl an zu bieten, da Du doch siehst, daß mich die Freude um alle Besinnung gebracht hat?“ — Die Hof-Commissarin entschuldigte hierauf und umarmte Rorchen, die freilich wohl auch Ursach hatte, vor Freude um ihre Besinnung zu kommen. Denn mit dem Namen der Dame erfuhr sie ja, daß sie die Hauswirthin ihres Geliebten war, und sah mit einem Male, daß die Augustins-Variationen dem Musikus gewiß nicht vom Herzen kamen. — Ohnstreitig war die Absendung der Dame mit einem falschen Laubfrosch der glückliche Einfall, über welchen Herr Seltenreich, von seiner Eifersucht unterbrochen, sich nicht näher erklärt hatte. Und würde sonst wohl dieser Einfall, nach dem vorgefallenen Zwiste, von ihm zur Ausführung gebracht worden seyn?

(Der Schluß folgt.)

Aufrichtigkeiten.

In beiden Berliner Zeitungen Nr. 153. liest man Folgendes, an „Madam Milder“ überschrieben:

Anmuth, Liebreiz und Wohllaut stehen Dir stanig zur Seite,
Mit Iphigenia, Lodoiska, Alceste, ringt Susanne um den Preis.

Es ist schlimm, wenn man geverselte Freundschaft-Stückchen, die allen Kredit verloren haben, in die Zeitungen setzen läßt; sind es aber Machwerke, die sich (wie hier die zweite Zeile) durchaus nicht scandiren lassen und die beweisen, daß der Verfasser von der Dichtungs-Form nichts weiß und dennoch dichten will, dann ist Jeder zu bedauern, von dem es öffentlich wird, daß er einen solchen Freund hat. Lobhudeleien der Art, die nichtssagend sind und doch zuweilen so angenommen werden, als sagten sie etwas, verdienen strenge Rüge, weil sie offenbar bezwecken: diejenigen zu verwirren, die kein eigenes Urtheil haben und in ihrer Unkenntniß meinen: es müsse Alles gut seyn, wenn man Verse darauf macht. Ich sage dies im Allgemeinen; die Wahrheit bei dem vorliegenden Fall aber ist: daß Mad. Milder die „Susanne“ in „Figaro's Hochzeit“ vortreflich singt, mit ihrer colossalen Persönlichkeit sich aber nicht eben dazu eignet, und weder ein schlechter noch ein guter Vers macht die Sache anders. Für jenen ungeschickten Schmeichler aber stehe hier ein Distichon, wonach er sich richten kann:

Sieh', ein Distichon scheint bei Dir die schwächeste Seite,
Dennoch, Lieber, hast Du im Ungereimten den Preis.

Fr. Wendel.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Der Mensch sollte dem Uranoscop gleichen, einem Meerfisch, der nur ein Auge und zwar auf dem Kopfe hat, mit dem er immer gen Himmel sieht. Abraham a Sancta Clara.

Wir Neidische sind leider lebender Tugend feind. Horaz.

Die Schwäche ist der menschlichen Natur so eigenthümlich, wie die Schwere den Körpern. Crates.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Titelsucht. Die Abschaffung des ausgearteten Titelwesens wird in unserer Zeit von mehreren Seiten in Anregung gebracht. Da der „Gesellschafter“, seinem Namen und Zwecke gemäß, um alle, die bürgerliche Gesellschaft angehende Einrichtungen sich zu bekümmern hat, so sollen auch hier einige Worte über das in Deutschland herrschende Titelwesen gesagt werden. Einig dürften wohl die Stimmen darüber seyn: daß es in seiner bestehenden Ausartung zu den Sinn-, Sprach- und Geschmacks-Widrigkeiten gehört! — Früher wollte man den Stande-Unterschied durch jenes bezeichnen; das Titelwesen war in seiner Entstehung diesem Zwecke gemäß. Als aber im Laufe der Zeit „Hochedelgeborne“ Schuster und Schneider entstanden, die Gelehrten durch die ihnen beigelegte Wohlgeborenschaft gegen jene in den Hintergrund traten und der Adel durch seine Hochwohlgeborenheit das ihm sonst eigenthümliche [illegible] verlor, da war es aus mit dem ursprünglichen Zwecke des Titelwesens und es ward daraus, wie gesagt: Sinn-, Sprach- und Geschmacks-Widrigkeit. — Man hat nun zwar von den Römern schon ein Sprüchwort entlehnt, womit man den Sieg über Sinn-, Sprach- und Geschmacks-Widrigkeit zu behaupten sucht, dies heißt: usus est tyrannus! wir sehen aber nicht ein: weshalb man diesem Tyrannen ein so weites Feld gestatten müßte, wenn er, wie dies häufig der Fall ist, so gegen alles Bessere und Klügere an zu kämpfen beliebt. — Der Edle von Putlitz, welcher sich neulich über das Titelwesen vernehmen ließ, hat daher gewiß nicht unrecht, wenn er demselben den Fehdehandschuh zuwirft. Auch wir wollen, nicht von unserer Burg aus, sondern ebenfalls auf dem Felde der Oeffentlichkeit, den Kampf gegen jenen Tyrannen beginnen und — ob wir auch einige unwegsame Schluchten antreffen möchten — uns nach dem Ziele hin zu arbeiten versuchen durch einige, wenn gleich nicht strategische, doch federfleißige Bewegungen. — Letztere haben wir nun im Besonderen gegen die Gelehrten gerichtet. Wir wollen nämlich nicht gegen sie, sondern nur in ihrem Bunde und mit ihnen einen Kampf beginnen gegen das entartete Titelwesen. Wie schwerfällig und unnatürlich wird nicht die schriftliche Unterhaltung durch jenen unnützen Wortschwall, der manchem besseren Gedanken den Platz raubt. Da nun die Gelehrten mit ihrer Zeit überhaupt sparsam seyn müssen und, nach ihrer Weise, am wenigsten dem Ceremoniendienst huldigen, so dünkt uns: daß die Abschaffung des Titelwesens von ihnen ausgehen müßte. — Wenn wir uns in dieser Vermuthung nicht irren, so dürften sich davon auch die Folgen bald zeigen. Wir unserer Seits haben zwar mitunter auch wohl mit dem holprigen Titelkram um uns geworfen, jedoch bei literarischem Briefwechsel nur da, wo wir die Persönlichkeit der Person noch nicht näher kannten. Das französische Monsieur! in das deutsche: mein Herr! umschaffen und statt des bisherigen Titelwesens annehmen zu wollen, dünkt uns eben so unpassend. Jene Anrede würde, genau untersucht, in dem Schreiber einen Knecht oder Diener voraus setzen, und für dieses möchte der deutsche Charakter — wir haben es erfahren und erfahren es wohl noch mehr — sich doch wohl nicht allzu geneigt finden lassen. Viel besser ist die Anrede: verehrter (oder würdiger) Mann! Achtungswerthe (oder geschätzte) Frau! Werthe (oder liebenswürdige) Jungfrau! vorausgesetzt: daß auch diese Anreden keine Satyre auf die Empfänger wären; denn dergleichen muß der Schreiber jederzeit vermeiden, zumal da jetzt auch das französische Gesetz: „daß schriftliche oder briefliche Beleidigungen nicht als Beleidigungen gelten sollen“, überall in Deutschland seine Auslegung gefunden hat. — Daß schon mehrere Leute eine ähnliche Ansicht von der Abschaffung des Titelwesens haben, oder bei ruhigem Nachdenken schnell bekommen dürften, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden. Indeß, ein Beispielchen wollen wir doch den lieben Lesern noch mittheilen: Ein in Deutschland hochstehender Gelehrter fing kürzlich einen an den Schreiber dieses gerichteten Brief folgendermaßen an: „Die deutsche Narrheit der Geborenschaft bei Seite!“ — Wer sich also mit diesem Manne, mit dem Edlen von Putlitz und vielen Andern von der Narrheit überzeugen kann: der bekümmere sich künftig nicht weiter um die Geborenschaft — oder ziehe darüber zuvor, vom Kindesbein ab, die genaueste Erkundigung ein. — Namen thun hierbei weiter nichts zur Sache, sonst konnten wir uns hier auch anders nennen als

9 3 ŧ.

Eine englische Zeitung erzählt folgende Anekdote vom Jahr 1655: Mehrere Fuhrleute, die aus Breslau in Schlesien kamen, begegneten einem Hirsch, welchem ein Mensch auf dem Rücken dadurch befestigt war, daß man ihm die Beine unter des Thieres Leib zusammen geschnürt und die Hände an dessen Geweihe angekettet hatte. Sein Verbrechen war: „in dem Forst eines großen Herrn ein wildes Schwein getödtet zu haben.“ — Der Hirsch hatte in 16 Stunden 100 englische Meilen gemacht, so daß der unglückliche Reiter keine Bitte weiter hatte, als: sein qualvolles Leben zu enden. (Independant.)

In England giebt es zwei Mittel, sich die Gunst der Zeitungs-Herausgeber zu gewinnen. Das eine heißt Bribe, ein Geschenk, wodurch man zu Lobreden besticht; das andere Hushmonney, ein Geschenk, wodurch man sie bloß zum Schweigen bringt. Ein Fürst, der ewigen Schmähungen eines solchen Oppositions-Blattes müde, sandte einst an den Herausgeber 200 Guineen als Hushmonney. Dieser erwiederte aber, wie Aretin: „Das ist eine sehr kleine Summe für die Sottisen, die der Fürst begangen!“ Jedoch nahm er das Geld, schalte aber den Fürsten immer fort. — Der Agent desselben, ärgerlich darüber, stellte den Herausgeber wegen dieses Undankes zur Rede. „Undank?“ meint dieser; „Euer Fürst ist undankbar; ich berichte über ihn nicht etwa erst seit einem Monat, für diesen wäre sein Geschenk allenfalls angemessen; aber seit Jahre lang, da lass' ich mir mein Bündniß nur mit 2000 Guineen abkaufen.“ (Gaz. d. Fr.) Diesem Herausgeber wäre die Censur zu gönnen!

Seit der Buchhändler Carlile vor Gericht steht, ist er alle Exemplare seiner Auflage von Payne's „Zeitalter der Vernunft“ und eine Menge ähnlicher Bücher los geworden. Er hat in einer Woche 300 Pfund und in Allem schon 2000 Pfund Sterl. Vortheil gezogen. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 13. November. 185stes Blatt.

Der Laubfrosch.

(Schluß.)

Einladung.

Zum Glück brauchte die Liebende nicht lange zu warten, um ihre Muthmaßungen bestätigt zu sehen. Denn derselbe Herr Seltenreich, welcher vor etwa zwei Stunden versichert hatte: daß er in seinem Leben diese Schwelle nicht wieder betreten werde, trat herein, seine vorhin vergessenen Noten ab zu holen. — Anfangs schien der Inspektor etwas ungehalten über die Störung. Allein auf die Versicherung der Hof-Commissarin: daß dieser ihr Herr Miethmann es gewesen, der ihr den Eigenthümer des nun wieder eingetroffenen Laubfrosches entdeckt und sie zur augenblicklichen Rückgabe bewogen habe, sah er ihn mit freundlichem Auge an, bat auch: daß die beiden Hausgenossen es sich den Abend bei ihm möchten gefallen lassen. — Die Höflichkeit der Gäste machte zwar einige Einwendungen, die jedoch vom Inspektor für unerheblich erklärt wurden und keine Folgen hatten.

Riesen-Schritte.

Während der Hausherr und die ihn besuchende Dame aus der empfindsamen Rekapitulation ihrer Kirchhofs-Scene herrlichen Stoff zu neuer süßer Unterhaltung schöpften, auch die seltsame Begebenheit mit Mathen, dem Laubfrosch, für einen besonderen Wink des Himmels erklärten und der Inspektor in Rührung und Zärtlichkeit ganz ertrunken war, hatte der Musikus die kostbarste Gelegenheit, sich mit seiner Schülerin vom Grunde aus zu versöhnen. Dabei entdeckte er ihr: wie nahe dem Scheitern sein Plan mit dem Laubfrosch gewesen sey. Nur eine Viertelstunde später hätte er kommen dürfen und der Laubfrosch, den die Hof-Commissarin nunmehr seit vierzehn Tagen besessen, wäre zum Fenster hinaus geworfen und wahrscheinlich bald über alle Berge gewesen, weil durch sein stetes Schweigen heraus gekommen war: daß er, als eine Sie, zum Wetter-Propheten nicht die erforderlichen Talente hatte. — Dieser Umstand würde denn wohl auch jetzt das junge Pärchen ein wenig beunruhigt haben, wenn ihm nicht gerade der Himmel voller Geigen gehangen hätte. — Dazu that ja der Inspektor mit seiner Hof-Commissarin gerade so, als ob die Erklärung gegen Norchen nach der Mittagsruhe gar nicht geschehen sey. Er schien mit Riesen-Schritten auf die äußere Befestigung des schönen Bandes zwischen seinem und dem Herzen der andern, gleich ihm verwittweten Person, los zu gehen. Und, meinte der Musikus, wenn diese Befestigung nur einmal geschehen sey, so könne er auch auf die volle Dankbarkeit seiner Wirthin Rechnung machen.

Der Abend verging, wie es von allen Seiten gehofft und gewünscht worden war. Der schon auf dieser Welt hochselige Inspektor überließ es bei dem Scheiden dem jungen Musikus nicht allein, die Hof-Commissarin nach Hause zu bringen; er ging selbst mit und als er zurück kam, erklärte er Norchen geradezu: daß der Verlust und die Wiederkehr des Laubfrosches Matz die offenbarste höhere Fügung gewesen sey und er nicht derjenigen, durch die er Matzen verloren, sondern der,

welcher er dessen Wiederbesitz verdanke, seine Hand geben müsse. — Dafür aber versprach er Rorchen eine ansehnliche Ausstattung, sobald sich eine passende Parthie für sie finden werde. — Die Sache des jungen Paares ging den Umständen nach vortreflich. Der Musikus war dadurch, daß er dem Inspektor den Laubfrosch und was ihm jetzt mehr galt, als das, die Hof-Commissarin, wieder zugewiesen, in ganz besondere Gnade bei ihm gekommen und mußte fast alle Abende bei ihm vorlieb nehmen.

Widrige Ereignisse.

Bei Hofe ging es indessen dem Inspektor betrübt. Schon in den nächsten Tagen erhielt er einige Mal tüchtige Leviten: daß er nicht, wie sich's gebühre, auf seinen Pensionair sein Augenmerk richte. Weil nämlich die jetzige Laubfrosch-Sie, ihrer Natur nach, das Schreien unterließ, so hatte der Inspektor zwei Tage hinter einander das köstlichste Wetter prophezeit und beide Mal war das abscheulichste eingetreten. Der Inspektor schrieb den Umstand dem Sprunge vom Fenster zu, von dem er füglich nicht reden konnte. Doch hoffte er, daß die dadurch beeinträchtigte Geistesfähigkeit des Thieres bei guter Abwartung sich schon wieder finden werde. — Dem jungen Pärchen aber und der Hof-Commissarin, als sie davon hörten, begann bange zu werden: daß endlich die Sprachlosigkeit des Thieres ganz zur Sprache kommen werde. Sie riethen daher dem Inspektor: den Laubfrosch auf eine geheime Art vom Leben zum Tode zu bringen; denn die Leiche desselben gab gewissermaßen auch einigen Aufschluß über die von dem Thiere begangene Dienstvernachlässigung; eine Krankheit zum Tode konnte sein Schweigen schon entschuldigen. Allein der Inspektor, wohl wissend, daß er dem Laubfrosch seine ganze behagliche Existenz am Hofe verdankte, und daß die Pension, die er für ihn erhielt, nicht zu verachten war, konnte sich durchaus nicht dazu entschließen.

Ungnade.

Plötzlich kam jetzt ganz querfeldein ein Umstand, der einen starken Strich in die Plane der vier Ehe-Candidaten machte. Der Hausmann nämlich hatte das Unglück, weit weniger starkes Getränk vertragen zu können, als er zu sich zu nehmen pflegte. Eines Abends war dies wieder der Fall gewesen in einer Tabagie, wo Mehrere von der Hof-Livree, eben so wie er, ihre Mußestunden zubrachten. Da kam denn unter andern auch auf die neuerlich verschwundene Untrüglichkeit des bewußten Laubfrosches die Rede. Und der ehrliche Hausmann wollte sich todt lachen, daß man glauben könne: das sey noch der alte Matz, da er doch, er selbst, ihn todt getreten habe. — Die Hof-Livree horchte hoch auf. Man forschte den Trunkenen mehr aus und da alle Livreetragende dem Inspektor sehr aufsäßig waren, weil er ihnen die Kleider viel zu kurz und zu enge machen ließ, so erfuhr am folgenden Morgen der ganze Hof von dieser Neuigkeit. — Längst schon würden sich die Leute ohnstreitig bei dem Herzog über die Unzulänglichkeit ihrer Livree beschwert haben, wenn der Inspektor nicht, vermöge des Matz, in allzu großem Kredit gestanden hätte.

Das Gerücht von dem todtgetretenen Frosche drang bis zu des Hofmarschalls Ohren. Der Inspektor und dessen Hausmann mußten zugleich vor ihm erscheinen. Alles kam an's Licht; der Inspektor war freilich nur hintergangen: aber der Fußfall, zu dem er sich entschloß, half ihm doch nicht wieder in die fürstliche Gnade. Der Herzog wies ihn höchst unwillig an den Hofmarschall und dieser sagte: der Bittende habe das Zutrauen der hochseligen Herzogin durch die schreiende Vernachlässigung jenes Thieres dermaßen gemißbraucht, daß er ihm nie wieder vor Augen kommen solle.

Schneiden und Rechnen.

Da es nun einmal so weit mit dem Mann war, so traten jetzt mehrere Livreetragende vor den Fürsten, diesen auf das wenige Tuch in ihrer Kleidung aufmerksam zu machen. Bei näherer Erörterung fand sich der begangene Unterschleif, und der Herzog wurde um so zorniger darüber, da der Gedanke von *ihm selbst* herrührte, statt der Schneider, die sonst die Garderoben-Inspektion gehabt und Vieles von den Hof-Livreen abgeschnitten hatten, einen Rechnungs-Beamten in der Person des Herrn Lebküchler an zu stellen. — Sämmtliche Livreen wurden nun ausgemessen und es fand sich der einzige Unterschied zwischen den Schneidern und dem Rechnungsmanne: daß jene von den Livreen zu viel abgeschnitten und dieser von ihnen zu viel abgerechnet hatte. — Zum Unglück für den Inspektor gab es außer ihm noch eine Menge Leute im Lande, die rechnen konnten und Einige von diesen rechneten dasjenige bis auf den Pfennig aus, was er während seiner langjährigen Dienstzeit von den Livreen abgerechnet. Der Ersatz, zu dem er verurtheilt wurde, brachte ihn um sein Haus und machte ihn überhaupt zum armen Manne.

Das Pärchen.

Es verstand sich von selbst, daß aus des Inspektors Heirath mit der Hof-Commissarin nichts werden konnte; denn sie hatte ebenfalls nichts, als ein verschuldetes Haus, auch seit die Sachen so standen, alle Lust dazu eingebüßt. — Am meisten würde das junge Pärchen zu bedauern gewesen seyn, wenn nicht das Sprüchwort: Unverhofft kommt oft! diesmal seine Wahrheit bewiesen hätte. Nach einem herben Pönitenz-Jahre wohnte nämlich ein durchreisender fremder Fürst dem Conzert bei, welches Herr Seltenreich unternommen hatte. Und der Musikus gefiel ihm dergestalt, daß er ihn zum Kapell-

meister ernannte. — Rorchen befindet sich jetzt — abgerechnet, daß ihr das Wochenliegen so eben etwas zu schaffen macht — ausnehmend wohl als Frau Kapellmeisterin. Aber obschon der alte Lebküchler bei ihnen wohnt und so ziemlich Alles hat, was er zu haben wünscht, so kann er doch noch bis diese Stunde keinen zu kurz abgeschnittenen Rock und keinen Laubfrosch sehen, ohne daß ihm die Augen übergehen.

Aufrichtigkeiten.

Bei Erwähnung der Verhöre des Buchhändler Carlile *) in London und des neu besorgten Abdrucks von Payne's „Zeitalter der Vernunft" hat eine deutsche Zeitung als Note folgendes Anekdötchen beigebracht: „Payne lag auf dem Todtenbette. Wenige Tage, vielleicht wenige Stunden vor seinem Tode ergriff er die Hand einer Frau, die ihn in seinen letzten Tagen pflegte, und fragte: Haben Sie ein Buch, betitelt: „The age of Reason" gelesen? — Sie gestand: Ja! — O Madam! erwiederte Payne in Verzweiflung, hat je der Teufel einen Agenten auf Erden gehabt, so bin ich der Mann gewesen!" — Dieses Anekdötchen bringt gar keine Gewähr mit sich und hat wahrscheinlich auch keine andere, als die eines schlauen Orthodoxen, der es erfand: um die Vernunft ja nicht aus der Haft kommen zu lassen, worin sie zum Schutze des Truges und der Dummheit gehalten werden soll. Aber möchte es selbst erwiesen werden können, daß Payne jene Worte sprach, so geschah es ja, nach dem gegebenen Bericht, wenige Stunden vor seinem Tode, und da hat der hinfällige Mensch oft das Unglück: seines Verstandes nicht mehr mächtig zu seyn. Das Leben des Payne — dieses Mannes voll Kraft und Wahrheit, dem man, trotz allen Versuchen, niemals eine schlechte That nachweisen konnte — hatte es aber wohl verdient, daß man jenes Geschwätz entweder gar nicht, oder mindestens nicht ohne Ehrenrettung für ihn nacherzählte, am allerwenigsten jetzt, wo man, kläglicher Weise, wieder anfängt, die Vernunft mit Bann und Fluch belegen zu wollen. Sonst pflegt das im Werth zu steigen, was man nicht hat; mit der Vernunft scheint es aber bei denen, die aus den Quellen des Harms darthun wollen: „daß es mit der Vernunft-Religion nichts sey", ein anderer Fall, und man muß nun psychologisch annehmen: daß sie die Vernunft zu hassen anfingen, weil sie ihnen unerreichbar blieb. Sie haben die Verantwortung für solch abscheuliches Thun, in welchem sie — wenn nicht ohne Sinn, dann, zu ihrer Entschuldigung, im Wahnsinn — sogar behaupteten: „Christus befahl, das Licht der Vernunft in seiner Kirche aus zu löschen"; aber diese Verantwortung wird eine höllenschwere in unserer Zeit, die sichtlich alle Selbstständigkeit verloren hat und mit vielem Guten zuletzt auch ganze Völker dem geistigen Untergange hinopfern könnte; denn Behauptungen und Vorschläge, wie sie eben in den wichtigsten Dingen laut werden, kann die Vernunft auch nur auf dem Todtenbette gut heißen. Aber selbst in einem Zeitalter der Unvernunft würde Payne allen Achtungswerthen als Achtungswerther erscheinen, und die verschiedenen Teufel, welche jetzt in die Geschichte der Menschheit treten, werden wohl stets einen andern Anwald suchen müssen, als einen solchen Charakter, der weder physisch noch geistig zum Schnürbrust-Machen **) taugte. Immer jedoch — Gott wird ja das Höchste nicht sinken lassen — werden sich auch Menschen finden, die mit Goethe (im „west-östlichen Divan") von Neuem verkünden:

> Glaubst du denn: von Mund zu Ohr,
> Sey ein redlicher Gewinnst?
> Ueberlief'rung, o du Thor!
> Ist auch wohl ein Hirngespinst —
> Nun geht erst das Urtheil an:
> Dich vermag aus Glaubensketten
> Der Verstand allein zu retten,
> Dem du schon Verzicht gethan.

So mögen denn die, welche voran gehen und stehen, wohl überlegen, was sie thun, und wenn dies sichtlich nicht geschieht, dann rette sich Jeder, wie er kann, vor dem Unsinn, der auf Erden so ansteckend ist, wie die Pest — Eigennutz.

Fr. Wendel.

*) Diesen will ich hier weder vertheidigen, noch verdammen, denn dazu gehörte vollkommene Kenntniß der Akten. Wl.

**) Bekanntlich war Payne's Vater Schnürbrust-Macher und der Sohn, zu demselben Geschäfte bestimmt, konnte keinen Gefallen daran finden.

Einem Feinde.

Triolett.

> Mag'st du mich immer hassen!
> Wohl ist es nicht erfreulich,
> Doch dulden werd' ich's treulich.
> Mag'st du mich immer hassen
> Und edlen Muth entlassen,
> Ich fühl' im inn'ren Frieden,
> Zur Milde mich beschieden:
> Mag'st du mich immer hassen!

Ed. Rolle.

Gnomen.

1.

> Die wahre Weisheit ist selten zu finden,
> Und ist — einäugig im Lande der Blinden.

2.

> Strahlt auch die Mayensonne noch so lieblich,
> So ist ihr Schein doch einen Tag nur üblich.

3.

> Bräche die Mißgunst in Fieber aus,
> Wäre die Welt ein Siechenhaus.

4.

> Böses können, doch nicht wollen,
> Ist das Bild des Tugendvollen;
> Böses wollen, doch nicht können,
> Muß ich dennoch Sünde nennen.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

München. Ich wollte Ihnen zur Vervollständigung meines Theater-Panorama's von unserem deutschen und italienischen Opernwesen sprechen. Indessen ist dieser Gegenstand angreifend und vertheidigend fast zu viel und zu breit in mehreren deutschen Zeitschriften abgehandelt worden, und es läßt sich nicht wohl mehr etwas Neues darüber sagen. So viel kann ein Blinder gewahr werden, daß auf der einen Seite viel Leidenschaft, auf der andern viel Recht ist. Hätte aber die angegriffene deutsche Oper vielleicht nicht besser gethan, auf eingebildete Mißhandlungen gar nicht zu antworten? — Ich glaube, ganz Deutschland hätte, wie wir Münchener, die Absicht des losen Vogels erkannt, durch solches Ultra-Lob den Italienern für die Zukunft zu schaden und durch das Ultra-Schimpfen den deutschen Künstlern zu nützen. — Im Monat Oktober begann die italienische Oper ihre Darstellungen wieder. Mehrere von der vorigen Gesellschaft waren hier geblieben, so: Hr. Rubini, der schöne Tenor mit einem angenehmen Spiel; Hr. Berchi, gleichfalls Tenor, eine zwar ganz aufgesungene Stimme, aber von treflicher Methode, die auch sein steifes Spiel übersehen lassen muß; Hr. Santini, gute Baßstimme und guter Schauspieler; desgleichen die Herren Zuchelli, Gioranola und einige Andere; von den Damen aber: Signora Schiasetti mit ihrer lieblichen Stimme und ihrem anmuthvollen Spiel; desgleichen Signora Rossi, eine hohe Sopranstimme. Zu diesen kamen nun durch neue Skritturen aus Italien: Hr. Zamboni, ein edler Buffon, dessen Spiel und Mimik treflich genannt werden muß und ihn weit über Graziani setzt, den wir doch recht ungern verloren; Hr. Zuchelli, eine noch unausgebildete Baßstimme, unbeholfenes Spiel; Hr. Roncheni, ein alter Sänger ohne Ton und Spiel, jedoch von guter Methode; Signora Albertini, Prima Donna, welche wenig reine Töne einer ungefälligen harten Stimme hören läßt und durch ihr fahriges widriges Spiel zurückstößt; endlich Signora Bartoluzzi, die nur durch ihre üppige Gestalt, mit einem ganz unausgebildeten Gesange und mit einem fast unanständig manierirten Spiele, aussöhnen konnte. Dies Personal gab uns im Laufe dieses Monats drei Vorstellungen: „La colpa emendata dal valore", komische Oper in zwei Akten, Musik von Pacini, worin die fünf Neu-Engagirten zum ersten Mal auftraten, wäre ganz durchgefallen, wenn der trefliche Buffon Zamboni und Hr. Rubini sie nicht gehalten hätten; „Ser Marc Antonio", Musik von Pavesi, gefiel sehr durch die Lieblichkeit des Gesanges und des Spiels der Signora Schiasetti und durch den Buffon Zamboni. Auch der „Barbiere di Seviglia", von Rossini, erhielt viel Beifall durch die vereinigten Talente der Herren Rubini, Zamboni und der Signora Schiasetti, die mit Recht Lieblinge des Publikums sind. Man kann behaupten, daß sie die italienische Oper halten werden, und daß jede Darstellung gefallen wird, worin sie zusammen auftreten. Das Ensemble und das gute Spiel der Operisten findet man oft zu loben, jedoch nicht immer. Sie werden sich, wie ihr Personal jetzt beschaffen ist, wohl auf die Opera buffa beschränken müssen. An einer guten Prima Donna mit hoher Sopranstimme fehlt es den Italienern noch, wie den Deutschen. Jene kündigen zwar die Skrittur der „berühmten" Signora Festa an; wir haben aber schon an Velluti und Andern die Bemerkung gemacht: daß von der Berühmtheit in Italien nur die Ruinen zu uns über die Alpen kommen, da es den Künstlern und Künstlerinnen, die dort noch Ruhm haben, nicht einfällt, sich zu uns nach Deutschland für ein Oper-Engagement zu verirren, weil sie dort weit mehr gewinnen können. Wir erhalten nur die Künstler, welche dort in den Städten zweiten oder dritten Ranges auftreten. Deßhalb soll auch die Intendanz der italienischen Oper einmal erklärt haben: was in Italien eine gute Oper heiße, könne in Deutschland mit gewöhnlichen Mitteln nicht hergestellt werden. Auch muß man anerkennen, daß unsere italienische Oper im Grunde nicht viel kostet. Sie bezog voriges Jahr, wenn die Angabe in der politischen Zeitung richtig ist, für sieben Monate nur 14,060 fl. vom Staate, dazu noch einen Zuschuß von 11,230 fl. aus der Cabinets-Kasse, also zusammen 25,290 fl. — Nur unbilliger Sinn wird sich dem Danke entziehen, der unserem kunstsinnigen Hofe für den Genuß gebührt, welchen er dem Publikum durch die Unterstützung der Italiener verschafft, denen wir seit einigen Jahren, im Verein mit unserem Orchester, so manchen genußvollen Abend verdanken, und die wir, wenn sie — wie unsere deutschen Künstler — Ausgezeichnetes mit Bescheidenheit leisten, forthin mit Freude bei uns sehen werden. — Mit diesem Sinne vergelten wir auch am würdigsten dem Lande Italien die günstige Aufnahme eines jungen talentvollen Tonkünstlers von München, des Hrn. Hartmann Stunz — Bruder unserer genialen Malerin Elektrine Stunz — dessen neue Oper: „La rappresaglia" im Theater alla Scala zu Mailand schon sehr oft mit dem ausgezeichneten Beifall jenes sehr verwöhnten Publikums gegeben worden ist, und worüber sich die Mailänder Blätter — wie vor einigen Jahren über Fräulein Metzger — in den schmeichelhaftesten Ausdrücken vernehmen lassen. Hr. Stunz hat vor Kurzem einen Ruf nach Venedig bekommen, um dort für das Theater Fenice eine opera seria zu componiren; er ist bereit, dieser ehrenvollen Einladung zu folgen. Wir wünschen diesem bescheidenen jungen Künstler, der hier nicht recht aufkommen konnte, recht herzlich Glück zu seinen so glänzenden Erfolgen im Land der Töne und Gesänge, und hoffen ihn einst bleibend wieder für uns zu gewinnen. — Es ist nun einmal eine Unsitte der Deutschen, die unter ihnen entstehenden Talente nicht eher gebührend zu bemerken, bis das Ausland sie darüber belehrt. Dies haben wir noch neuerlich an dem genialen Meyerbeer aus Berlin erfahren, dessen Musik in Italien ein so hohes und seltenes Glück macht. —*—.

Der Sänger Incledon hatte einen vornehmen Engländer beleidigt. Der Beleidigte fordert Genugthuung; Incledon erscheint. Anstatt sich aber in Kampfstellung zu zeigen, singt er die Lieblings-Arie: „Meines Mädchens schönes Augenpaar", und schließt mit den Worten: „Ich hoffe, Mylord, dieses Favorit-Lied, welches ganz England befriedigt, werde auch Ihnen genug thun." Und hiermit verneigte und empfahl er sich. (Morn. Chron.)

Beilage: Bemerker No. 16. u. Bl. d. Ankündigungen No. XXI.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 15. November. 186stes Blatt.

Briefe aus Albano.*)

Von Wilhelm Müller.

Du verlangst von mir umständliche Beschreibungen römischer Kirchen-Feste und Volks-Belustigungen, wenigstens der Oster-Feierlichkeiten, des Peterstages und — soll ich meinen Augen trauen? — des Karnevals. Die letzte Anmuthung ist zu boshaft, mein Freund, als daß sie nicht eine gelegentliche Erwiederung verdiente. Nimm Dich also in Acht, daß nicht ein deutscher Freund, dem Du dereinst Deine Verse aus Rom über die Alpen senden wirst, einmal Deine „Iphigenie“ oder Deinen „Tasso“ sich ausbitten lasse. Die Funktionen und Dekorationen der heiligen Woche habe ich, trotz dem gewissenhaftesten Engländer, abgelaufen, abgehört und abgeschaut. Vergieb mir diese frivole Sprache über das erste Fest der Christenheit; aber ich kann nicht anders: das Ganze hat den Eindruck einer überaus prächtigen heiligen Komödie auf mich gemacht, die noch dazu vor einem Publikum aufgeführt wird, das zur Hälfte, ja vielleicht zu zwei Drittheilen, aus Ketzern und Abtrünnigen besteht. Der Fremde sollte dies freilich am wenigsten rügen und vielmehr die Toleranz des päbstlichen Stuhles dankend anerkennen: aber der Ketzer kann ja auch, um zu beten, und nicht um zu gucken, in die Peterskirche und in die sixtinische Kapelle treten. Die Person des greisen Pabstes war mir die ehrwürdigste Erscheinung in dem Gewühle. Groß ist der Moment, wo er von der Loggia der Peterskirche herab den Segen über das Volk ausspricht, und die Tausende sich vor der Gnade und Herrlichkeit des Erlösers beugen, der durch den Mund seines Statthalters zu den Seinen spricht. Aber der kleine Satan stand mir auch hier zur Seite. Meine Nachbarn bereiteten den Fußfall mit ihren Taschentüchern so sorgfältig vor, und ließen sich so behutsam nieder, und ein junger Abbate blickte so inbrünstig nach dem bloßen Nacken einer Albanerin, die vor ihm kniete, daß die menschlichen Episoden um mich her den würdigen Eindruck des übermenschlichen Ganzen störten. Nur das unbegreiflich tiefe Miserere des Allegri, dieses Räthsel und Meisterstück der heiligen Musik, und die Kreuzerleuchtung in der Peterskirche ergriffen und erhoben mich über Kunstgenuß und Kritik. — Es ist mir unmöglich, von dem, was mich nur äußerlich und flüchtig berührt, eigene Beschreibungen zu geben. Die heilige Woche ist von Entzückten und von Spöttern hinlänglich beschrieben und abgeschrieben worden: was mir aber in derselben durch die Seele gegangen ist, und also auf eigene Weise wieder gegeben werden könnte, ist schon

*) Die Reise-Bemerkungen des geschätzten Hrn. Verfassers dieser Briefe, welche durch den theilweisen Abdruck im „Gesellschafter“ schon Antheil erregten, indem sie eine unbefangene Ansicht und ein kenntnißreiches Urtheil darthun, erscheinen in ein Paar Monaten (Berlin, bei Dunker und Humblot) mit dem Titel: „Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano, mit einigen späteren Zusätzen und Beilagen, von Wilhelm Müller.“ — Die Verlagshandlung, welche sich stets durch Wahl und Geschmack auszeichnet, sorgt für gute Ausstattung des Werkchens, und nach der Erscheinung des Ganzen werden Viele in die Empfehlung einstimmen, die ich hier ausspreche. Der Herausgeber.

seiner Natur nach unbeschreiblich: Musik und Licht. Daßelbe gilt vom Petersfeste. Ich wanderte erst spät gegen Ave Maria nach der Kirche, so lange hielt die Hitze des Tages mich in meinem kühlen Zimmer. Auf der Engelsbrücke waren schon Wachen ausgestellt, um Ordnung in dem Gedränge der Wagen und Fußgänger zu halten: der bunte Schwarm, der aus verschiedenen Richtungen zu diesem Paße zusammen strömte, hemmte und stopfte sich, doch half sich Alles ohne Grobheiten und Thätlichkeiten durch. Ueber der Brücke scheidet sich die Straße nach der Peterskirche in zwei Arme und der eine ist heute für die Wagen geschlossen. Das Gewühl wird nun zur ruhigen, frohen Wallfahrt. Alte und Junge, Männer und Weiber, Alles in den festlichsten Kleidern, der niedere Stand auch mit Kränzen und Sträußen geschmückt, so pilgern sie dem Tempel zu, der seine drei Pforten öffnet, sie Alle zu empfangen. Oben auf der Kuppel und in den Fenstern ist man mit den Vorbereitungen der nahen Illumination beschäftigt, und ein Heer kleiner Wagehälse klettert und klimmt an Stangen und auf Leitern durch das Riesengebäude auf und nieder. Die große Mittelpforte, die nur an hohen Festtagen sich aufthut, giebt schon vom Platze aus die volle Aussicht auf den von unzähligen Kerzen erleuchteten Hochaltar und den in wechselnden Wiederscheinen glühenden, bronzenen Baldachin, der sich über ihn auf vier gewundenen Säulen erhebt. Der Portikus und die Schwellen sind mit duftenden Blumen und Blättern bestreut und reiche Guirlanden flattern in den Thüren. Im Inneren sind die Wände von oben bis unten mit purpurnen damastenen Tapeten behängt und rechts und links strahlen erleuchtete Altäre aus der Dämmerung der Seitenschiffe hervor. Aber, bin ich in einen Ballsaal oder in eine Kirche getreten? Arm an Arm wandelt man mit fröhlichem Gespräche in dem breiten Hauptschiffe auf und nieder: Engländer und Engländerinnen in festen, raschen Schritten, die Römer langsam und erschöpft, die Damen schwer auf den Kavalier gelehnt. Auch Geistliche treiben sich mit umher, noch im feierlichen Gewande des hohen Festes, und deutsche Künstler mit langen, blonden Haaren und weißen Halskrausen auf schwarzen Röcken. Die Mädchen ruhen auf den Bänken umher; Einige sind entschlummert, ein Spaßvogel schreckt sie auf: die Umsitzenden lachen laut. Durch die dunklen Seitenschiffe streifen [illegible] mit blanken Lanzen, um Unordnungen zu [illegible], wenn die Dämmerung dazu verleiten sollte: die [illegible], die nicht lange Friede halten, wenn viele [illegible] geben ihnen immer zu thun.

Gegen den Hochaltar ist der Andrang fühlbar, jeder Christ will dem Heiligen so nahe als möglich stehen: aber zwei Schweizer bewachen die Thür, die durch das steinerne Geländer auf zierlichen Stufen zu der Pforte hinab führt, welche das Grabgewölbe unter dem Altar verschließt. Man beugt sich weit über das Geländer hinunter und schauet mit Neid und Sehnsucht auf die Beglückten hinab, die sich durch die hartherzigen Hüter vermittelst ihres Sternes oder ihres fremden Gesichtes einen Weg zu bahnen wußten. Ein anderer Haufe drängt sich rechts hin, nach der bronzenen Statue des Peters, um ihm den Fuß zu küssen. Heute, an seinem Tage, wird diese Berührung von ganz besonders segensreichen Wirkungen seyn: darum will Keiner dem Andern nachstehen. Mann und Weib, vornehme und gemeine Köpfe, schon mit halb offenen Lippen, streben auf die blank geküßten Zehen los und scheuen weder Drang noch Stoß. Der Heilige hat sein Staatskleid übergezogen: reiche, bunte, steife Seidenstoffe mit Gold und Steinen durchwebt, decken ihn von oben bis unten, nur der schwarze Kopf, die Hände und der Fuß gucken mohrenhaft aus der Umhüllung hervor. — Nach und nach löschen die Chor-Knaben die Kerzen auf den Seiten-Altären aus, und der Schein des erleuchteten Platzes dringt mit Macht durch die Thüren der dämmernden Kirche und ruft das schaulustige Volk zu neuer Augenweide. Ich blieb hinter dem Hochaltare sitzen, bis die Schweizer mich zum Hinausgehen aufforderten, die von dort anfingen, zurück gebliebene Fußgänger zum Aufbruch zu nöthigen. Sie schließen zu dem Behuf eine Reihe und schreiten so durch alle drei Schiffe bis zu dem Ausgang der Kirche fort, die aufgescheuchte Gemeinde vor sich her treibend.

Blendend und betäubend empfing mich der Platz: wie mit schimmernden Armen umschließt der hohe Säulengang die dunkle Runde, aus deren verworrenem Gewühl die beiden Springbrunnen hell und laut in silbernen Strahlen sich erheben, mit denen die Wiederscheine der Lampen ihr unermüdliches Spiel treiben. Die Musik-Chöre klingen und verhallen in dem wachsenden und fallenden Getümmel: Wagen rasseln über das Pflaster, Kutscher schreien den Fußgängern zu, Verkäufer bieten Erfrischungen aus, die Hauswirthe ihre Fenster und Balkone; Andere laufen, mit leichten Stühlen auf Kopf und Schultern, dienstfertig umher. Ich drang gerade vorwärts durch Menschen, Thiere, Stühle und Wagen, bis zu der äußersten Grenze des Platzes, da wandte ich mich schnell um, und Kirche und Kuppel flammten in einem Anblicke vor mir auf. — Was nun folgen sollte, magst Du Dir aus einer vollständigeren Reisebeschreibung ergänzen, mein Freund! mir ist die Feder aus der Hand gefallen, und das ist eine Vorbedeutung, die wir Schriftsteller zu ehren wissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Herausgeber des „Gesellschafters“.

Ihr 163stes Blatt hat liebliche Erinnerungen der Jugend in mir erweckt. Vor mehr als 40 Jahren

war ich (wie der würdige Göckingk, dessen Landsmann ich die Ehre habe zu seyn) ein großer Liebhaber und Sammler Leoninischer Verse. Die Probe in Ihrer Zeitschrift rief mir so manche ähnliche ins Gedächtniß zurück, nur, wie Sie leicht denken können, mangelhaft, fragmentarisch und ruinenartig, bis es mir endlich glückte, in einem alten Collectaneen-Buche einige wieder auf zu finden, die ich Ihnen, Herrn von Göckingk und denjenigen Ihrer Leser mittheile, die an dergleichen mühsamen Spielereien Vergnügen finden.

1. Ein Lehrer in einem französischen Gymnasium las mit seinen Schülern die Oden des Horaz, und pflegte, so oft er mit der Uebersetzung und Erklärung einer Ode zu Ende war, den Inhalt derselben in Hexametern seinen Schülern zu diktiren. Sie merkten es ihm nach kurzer Zeit an, wie sauer ihm diese Arbeit wurde; Einige meinten nun, er werde sie fortsetzen; Andere, er werde sie aufgeben. Hierüber machten sie einen Leoninischen Vers, der obenein die Eigenschaft des Rückgängigen (Bustrophedon) besitzt. Sie führten den Lehrer sprechend ein. Ein Theil der Schüler ließ ihn sagen:

Retro mente labo, non metro continuabo.

Der andere Theil ließ ihm sich selbst erwiedern:

Continuabo metro, non labo mente retro.

2. Schon früher hatte Ang. Politianus über Cains und Abels Opfer zwei ähnliche Verse gebaut. — In einem zu Florenz, in der Kirche Unserer-Lieben-Frauen la Nuova, aufgestellten Gemälde, welches die opfernden Brüder zeigt, steht Abel neben seinem Altar links, opfert ein fettes Lamm und spricht:

Sacrum pingue dabo, nec macrum sacrificabo.

Cain steht neben dem seinigen rechts, opfert magere Früchte und spricht denselben Vers umgekehrt:

Sacrificabo macrum, nec dabo pingue sacrum.

3. Etienne Pasquier hat, jedoch mit unvollständigem Erfolg, einen ähnlichen Versuch gemacht. Zwei Glaubensgenossen, ein Katholik und ein Reformirter, führen Streit mit einander. Der Eine zieht seine Gründe aus der Bibel und den Vätern, der Andere kündigt beiden den Krieg an. Hier sind die Verse:

Patrum dicta probo, nec sacris belligerabo.

Belligerabo sacris, nec probo dicta patrum.

4. Was hält der 18jährige Jüngling nicht alles für möglich? Auch ich habe mich damals in diese Bahn gewagt. Ich führte Isaak und Rebekka ein. Er giebt dem rauhen Esau, sie dem glatten Jakob den Vorzug:

Scabrum mente colo, nec glabrum vincere-volo.

Vincere-volo glabrum, nec colo mente scabrum.

Daß ich das vincere-volo zusammen gezogen, wird man mir eben so schwer verzeihen, als ich es mir damals leicht verzieh. Es kostete ja nur einen Bindestrich! —

S. H. Catel.

Aussprüche von Raynal.

Völker-Verbindung und Aufklärung haben in der physischen und moralischen Welt ein Gleichgewicht möglich gemacht; der menschliche Geist hat sich von der schädlichen Seite des Patriotismus und vom Glaubenswahne entfernt. Nutzt man diese Zeit nicht, um die Herrschaft der Vernunft zu gründen, verfällt die Menschheit wieder durch alten Aberglauben.

Die schlechtesten Regenten sind die, welche Sklaven des Priesterthums waren.

Eine Unterdrückung, zu der man den Himmel als Autorität braucht, erzeugt so viel Verachtung des Lebens, daß der Sklave endlich Ruhm sucht in eigener Niederträchtigkeit. Er wird stolz darauf, in den Augen seines Tyrannen so wichtig zu seyn, daß diesem eine Ermordung seines Sklaven nothwendig scheint.

Unter einer schwachen und veränderlichen Regierung darf man nur das Glück und das Interesse des Augenblicks bedenken; Großes, das für viele Geschlechter gelten soll, muß man da nicht in Anregung bringen, weil man sonst sicherlich die Gebrechen der Gegenwart der Zukunft überliefert.

Ein unumschränkter Herr fürchtet den Geist der Freiheit und wendet alle Mittel an, jeden Freistaat um zu schaffen; aber aus der Unterdrückung keimen neue Gründe für die Freiheit empor und sie ersteht auf andern Punkten immer reiner, bis sie so klar seyn wird, daß die Allgemeinheit ihr nicht mehr fehlen kann.

Wenn man die entstehenden Reiche und die Momente der Revolutionen ausschließt, so wird ein Volk immer schwächer, je mehr Soldaten es im Staat giebt, und je schwächer dieser wird, je schneller vermehrt man auch die Soldaten.

Bertram.

Anklänge.

92.

Wie kämen die wohl je zu Ehren,
Die hülfreich sind, dem Licht zu wehren?
Man schmiedet neu, sich selbst zur Schmach,
An Ketten, die der Geist schon brach,
Und frech verschanzt mit Zwang und Bann,
Geht Dummheit überall voran.
Es lähmen jeder Kraft die Schwinge
Tyrannenbrut und Finsterlinge —
Doch ob sie heucheln, ob sie toben,
Der gute Gott bleibt dennoch oben,
Und überläßt bald eitle Macht
Dem Sturz, den sie sich selbst gebracht.

93.

Ueberall geziemt die Milde,
Sie ist Gottes höchste Kraft;
Und der Hölle schlau Gebilde
Ist der Menschen Leidenschaft:
In ihr wuchert alles Schlechte,
Doch in Milde blüht das Rechte.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

München. Frau Klingemann, vom Braunschweiger Theater, hat uns mit ihren Gastrollen: „[illegible]“ und „Maria Stuart“ erfreut und recht ungern sahen wir sie München [illegible] verlassen. [illegible] und ihre [illegible] hat in allen zarten gefühlvollen Momenten einen unendlichen Reiz und große Wahrheit, [illegible] die [illegible] [illegible] bewundernswürdig ist. Frau Klingemann gehört [illegible] zu unsern besten deutschen Schauspielerinnen für das Trauerspiel und höhere Drama. — In „[illegible]“ hat unsere Frau [illegible] als „[illegible]“ wieder den ganzen Umfang ihrer Kunst in der schönsten Form entfaltet. Wir begreifen nicht, warum das Publikum diese ausgezeichnete Künstlerin, die hier eben so würdig neben Frau Klingemann, wie im vorigen Jahr neben Frau [illegible], stand, so kalt aufnahm. — Hrn. [illegible] sahen wir gern als Gast in einer Reihe von [illegible], unter denen wir ihn „[illegible]“ und „Mortimer“ erwähnen wollen. Im Lustspiel hat er nicht immer gefallen. — Das [illegible] Theater gab einiges Neue, wovon aber nichts gut zu nennen war. „Konrad, Herzog der Franken“, ein [illegible] Schauspiel [illegible] in fünf Akten, [illegible] vom Direktor Karl, wurde mit Recht sehr frostig aufgenommen. Das Stück ist [illegible] Zweck und Sinn, was der [illegible] zu haben [illegible]. [illegible] auf Spektakel und Comparserie hatte [illegible] viel [illegible] verwendet. Das sollte auch dem Stücke [illegible], es glückte aber nicht, und selbst die [illegible] und [illegible] [illegible] Frau Karl, brachten es nicht in die Höhe. Ein anderes neues Werk von Hrn. Karl „[illegible] in das Paläſtina“, ein melodramatisches [illegible] spiel zu dem berüchtigten — [illegible] gut aufgenommenen Stück — „Roderich und Kunigunde“, wurde complet ausgezischt. Wir finden, das Publikum handelte partheiisch, da das Nachspiel nicht unverständiger und trivialer ist, als das Vorspiel. — * —.

*) Hrn. [illegible] vergaß ich in meinem letzten Berichte unter unsern besseren Schauspielern für Trauerspiel und Lustspiel auf zu führen, ebenso die Herren [illegible] und [illegible] als gute Komiker. Ich will hiermit meinen Fehler gut machen. — * —

Hamburg. Um Ihnen einen deutlichen Beweis von der hohen [illegible] der braven Einwohner Hamburgs zu geben, kann ich nicht unterlassen, Ihnen einen Artikel mit zu theilen, den ein hiesiges Intelligenz-Blatt am 3. November enthielt: „Mit dem herzlichsten Dank für die reichliche Gabe, und mit der Versicherung der zweckmäßigsten Anwendung, bescheinigen die Vorsteher der Freimaurer-Krankenhäuser dem edlen Wohlthäter den [illegible] Empfang der, von unserm Altvorsteher, Otto von [illegible], [illegible] Ein hundert Louisd'or, um sie zum Besten der Krankenhäuser zu verwenden.“ — Es herrscht in diesen Anstalten eine so rührende und liebevolle Sorgfalt für die Leidenden, und man [illegible] bei der [illegible] derselben von so wohlthätigen Grundsätzen aus, daß man sogar eine kleine Bibliothek für die [illegible] angelegt hat, wozu patriotisch und wohlwollend gesinnte Redakteure ihre heraus kommenden Blätter dieselben dem Institute unentgeltlich zukommen lassen. — Wenn es gleich groß und schön ist, wie jener Ungenannte beträchtliche Summen ohne Anspruch auf Bewunderung und Dank geben zu können, so ist doch jedes Scherflein, zur Erleichterung der Leidenden beigetragen, eine eben so vollkommene Gabe, wenn es nur mit reinem Sinn und williger Liebe gereicht wird. — Ungern vermißt der Leser der „Originalien“ — deren Bereich besonders nur Hamburg ist — jetzt die längeren und gediegeneren Theater-Kritiken früherer Zeit. Aufsätze dieser Gattung, wie die über „[illegible]“, „[illegible]“ u. a. m. gehören zu den Seltenheiten in unserer kritischen Literatur; mit wahrem Genuß las man sie [illegible] in benannter Zeitschrift, und trauert, sie jetzt vergebens zu suchen. — [illegible] als Nachtrag der Erwähnungen über die [illegible] Journale in einem „Bemerker“ Ihres „Gesellschafters“ über den hier annahbaren Nachdruck, besonders hinsichtlich der [illegible] „[illegible]“ des Hrn. Dr. Poppe, gesagt wird, ist von mir vollkommen beherzigt worden; ich könnte Ihnen ein Beispiel anführen, daß die Nachdrucker ihren Nachdruck gegenseitig wieder nachdrucken!! Man möchte das aus der Mainzer Zeitung entlaufene: Fiat lux! bei dieser Gelegenheit wieder [illegible], um es besonders an die Thür derer zu schreiben, welche diese eigenmächtige Zueignung durch die Erlaubniß zum Druck [illegible]. Die Zeit der heraus kommenden Almanache [illegible] für diesen Herrn Doktor — gewiß nicht Doktor der [illegible] — eine ganz herrliche Zeit, denn die sinn- und [illegible] einer Therese Huber, Caroline Pichler, ferner die von Clauren, [illegible] u. A. m. stehen dem Blatte nicht gar übel und erwerben ihm Leser in Menge, welche nicht die Schmach und Sünde des Sammlers zu theilen glauben, wenn sie ihre vier Thaler im Jahre ihm schicken, der sie offenbar Andern [illegible] hat. Doch genug davon! Es hilft nichts, daß man die Federn stumpf schreibt an solchen Dingen, denn nur Themis [illegible] kann hier eine Aenderung bewirken, und das ist hoffentlich schon darüber gezückt! — B —.

Im Stadtgericht zu York kam ein drolliger Handel vor. Eine Ehefrau beschwerte sich: ihr Mann habe sie geschlagen und gemißhandelt. Er vertheidigte sich mit den Worten: „Ich bin hitzig wie der Teufel, und meine Frau wie seine Großmutter. Um allen Streit zu vermeiden, sind wir überein gekommen: daß Jedes von uns ein Jahr die Regierung führen soll. Das Regierungs-Jahr meiner Frau ist am vergangenen Freitag abgelaufen. Ich wollte nun meine Regierung antreten; doch als sie zornig verlangte, noch ein Jahr herrschen zu wollen, bewies ich ihr mein Recht mit Schlägen.“ — Die Frau gab dies Alles zu, gelobte für ein Jahr Gehorsam, und der Richter entließ sie, nachdem er ihnen den Friedensschluß zur Strafe auferlegt. (Morn. Chron.)

Eine Schneidersfrau in Walthamstow, Mistriß Salmon, hatte von ihrer Mutter ein großes Bild, die bekannte Frau mit dem Schweinsrüssel, zum Geschenk erhalten. Sie war schwanger und beschäftigte sich wider Willen viel mit dem Bilde; 5 Monate später ist sie mit einem Kinde nieder gekommen, welches einen Schweinskopf und Schweinekeulen, übrigens aber die volle Menschengestalt hatte. Es wird in Weingeist aufbewahrt. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 17. November. 187stes Blatt.

Lied.

Wenn im Abendsonnenscheine
Still und mild die Flur erglüht,
Ueber Hütten, Berg' und Haine
Sich ein stiller Nebel zieht;
Wenn die freundlichen Gefilde
Er in sanftes Dunkel hüllt,
Formt er sich zu einem Bilde —
Ach, zu Deinem Bild!

In des Baches hellem Spiegel
Glänzt der Abendröthe Schein,
Und die waldumkränzten Hügel
Tauchen ringsum sich hinein.
Doch aus seinen Silberquellen
Strahlet mir so hold und mild
Durch die sanftbewegten Wellen —
Nur Dein lieblich Bild!

Will dem Bild' ich rasch entfliehen,
Das mir stets vor Augen schwebt,
In mich selbst zurück mich ziehen,
Weil doch überall es lebt —
Weil es mit den süßen Schmerzen
Mir die ganze Welt erfüllt —
Steht auch in dem treuen Herzen,
Liebliche, Dein Bild!

Maria.

Briefe aus Albano.

(Fortsetzung.)

Von der großen Prozession des Frohnleichnams-Tages in Rom weiß ich Dir nichts zu erzählen. Ich war damals noch in Neapel, wo das Gedränge und die Hitze mich aus der engen Straße, in der die Feierlichkeit begangen wird, wieder hinaus trieb in die freie Meerluft. Ein Landsmann in Rom hat bei dieser Prozession einen Zug von Industrie an den Gassenbuben bemerkt, den ich Dir mittheilen muß, weil man den Römern nicht eben viel von dieser Tugend zutraut. Sie wußten sich nämlich so dicht als möglich an die heiligen Fersen der Kerzenträger zu schließen und schabten mit wetteifernder Schnelligkeit das herab geträufelte Wachs von dem Boden ab. Vor den Thüren der Kirche boten sie darauf ihre Waare, zu runden Kügelchen geknetet, mit lauter Stimme aus, und die Frauen kauften sie, wahrscheinlich zum Fadenwichsen.

Die Feste in den kleineren Kirchen Roms, namentlich in Trastevere, und die in den römischen Landstädten und Flecken, haben für mich einen eigenen Reiz, und ich bin ihnen oft, mit Hintansetzung berühmter Ceremonien in der Peterskirche und der Sixtinischen Kapelle nachgegangen. Sie sprechen den Geist der Volksreligion viel unverhüllter und unbefangener aus, als diese, in denen die Größe und der Glanz des Tempels, die Macht der Kunst und die Würde der Diener nicht selten eine, an sich kleinliche und kindische Feier erheben und verherrlichen. Das Beiwort kindisch ist nicht übel gemeint, und Du magst dafür kindlich setzen, wenn Dir diese Benennung lieber ist: ich weiß in der That nicht recht, das passende Wort in diesem Falle zu wählen, denn die neue Aesthetik hat die beiden Begriffe gar zu sehr verwirrt. Ein Beispiel wird mich vor Mißverständnissen schützen. Wir Protestanten haben unter allen unsern Festen nur eines, das wir, wenigstens in unserem Hause, gleichsam als Kinder be-

geben, ich meine das Weihnachtsfest. Die römischen Feste haben aber sämmtlich diesen Charakter einer Kinderfeier, wenn wir sie aus unserm strengen männlichen Gesichtspunkte betrachten: da ist kein Unterschied in den Tagen der Freude, der Buße, des Dankes und der Trauer; alle sind sie Spiele, wie die Kinder sie lieben, bunt und laut, mit Puppen, Blumen und Lichtern. — Ich will kein Gewicht legen auf die Krippen des Weihnachtsfestes, die unseren Begriffen näher stehen; aber auch die heilige Woche bietet in einigen Kirchen von Rom Feierlichkeiten zur Schau, die einer fröhlichen Gaukelei ähnlicher sehen, als einem Gedächtnißfeste göttlicher Leiden. — In einer kleinen Kirche, unfern dem spanischen Platze, sah ich eine transparente Dekoration mit dem Berge Golgatha und den drei Kreuzen ausgestellt. Auf jeder Seite der Kirche, zunächst diesem Hintergrunde, war eine hohe Bühne errichtet, und auf jeder stand ein wohlgenährter Mönch, der sich, recht in dramatischer Form, mit seinem Gegenmanne, unter den lächerlichsten Verrenkungen des Leibes wie der Stimme, über die letzten Leiden des Erlösers besprach. Dazwischen ließ sich zuweilen eine hinter dem Vorhange versteckte wilde Instrumental-Musik hören, die den Rednern Zeit zum Räuspern und Verblasen gab.

Am Abend des Dreikönigs-Tages ist ein Theater ähnlicher Art in der Kirche Ara Celi, auf der Höhe des capitolinischen Berges, eröffnet. Der ganze Tempel ist finster, nur hinter dem Vorhange, der die heilige Bühne verdeckt, wanken Lichter auf und ab, und die Leute können die Zeit nicht erwarten, daß er sich hebe: sie drängen sich an die Leinwand, zupfen und ziehen, bücken sich und stellen sich auf die Zehen, um nur einen Blick in die geheimnißvolle Werkstatt zu werfen. Endlich beginnt eine sanfte Musik, Alles verstummt und der Vorhang sinkt. Da sitzt die Jungfrau, mit steifem damastenen Rocke und karminrothen Backen, ein dickes Wachskind im Schooße haltend, und umher knieen und stehen die heiligen drei Könige in den wunderlichsten Posituren und Kostümen. Die Figuren sind von Holz und mit den grellsten Farben bemalt: dazu hat man sie noch mit Gold und Silber beklebt, das in der hellen Erleuchtung über die Maßen flimmert. Der Moment, in welchem die Gruppe dargestellt ist, giebt dem Ganzen ein gespensterhaftes Ansehen von Versteinerungen, denn Jeder ist in lebhafter Bewegung begriffen: so daß man bei dem ersten Anblick fast vor Ueberraschung erschrickt, nachher aber die gespannte Ruhe nicht ohne Angst betrachten kann. Einer, der eben auf die Kniee fallen will, und im halben Sinken schwebt, erregt besonders viel Theilnahme. — Als ich nach geendeter Feier aus der Kirche trat, stand eine kleine musikalische Gesellschaft im hellen Mondenschein auf der großen Treppe. Zwei Frauen sangen ein dialogisirtes Lied, das ein Paar Kinder mit einer Laute und einem Triangel begleiteten. Die eine Sängerin stellte die heilige Jungfrau vor, die Andere eine Zigeunerin, von der sie mit ihrem Kinde Speise und Lager auf ihrer Flucht begehrt. Ich kaufte mir das fliegende Blatt und stellte mich in den Kreis der Zuhörer, bis das Lied zu Ende war.

Nicht lange darauf *) zog mich die Einsegnung der Thiere nach der kleinen Kirche ihres Schutzpatrons, des S. Antonio Abbate, am Platze S. Maria Maggiore. Dieses Fest, das sehr oft beschrieben worden ist, gehört zu den lustigsten der Stadt und wird sowohl vom Priester als auch von der Gemeinde, recht eigentlich wie ein Spaß oder eine Fopperei behandelt. Der Weihpriester im Ornate steht mit seinem nassen Wedel vor der Thür der Kapelle, neben ihm ein Knabe, der die Bilder des Heiligen austheilt, die, an die Stallthüren genagelt, von heilbringender Wirkung seyn sollen. Rosse mit Staatskutschen, Reitpferde, Esel und Schweine werden in rascher Folge vor die Pforte geführt: der Priester murmelt ein Paar Worte und sprüht seinen Wedel in kreuzendem Schwunge über die Thiere aus; dabei macht er sich und den Umstehenden zuweilen die Freude, den Wedel recht tief in das Wasser zu tauchen und durch einen derben Guß die Thiere scheu zu machen, oder auch die Führer und Reiter mit dem Ueberflusse zu bedenken. Diese necken ihrer Seits den Priester dadurch, daß sie die Thiere zum Springen und Schreien reizen, oder das eingesegnete Vieh zum zweiten Mal vorführen, oder auch durch die Schnelligkeit ihres Gaules der Büchse des Priesters das schuldige Geldstück entziehen. Die Reichen schicken statt des Geldes große Wachskerzen an den Heiligen und dafür macht denn der Priester die Ceremonie etwas länger und anständiger. — Dieser S. Antonio Abbate ist auch der Schutzherr der Vetturine, die ihn betend und fluchend beständig im Munde haben. Von Einem, den ich wegen seiner schlechten Pferde schalt, hörte ich die Verse:

> Chiunque dice male d'un Vetturino,
> Lo passa castigare Sant Antonio!
> I Vetturini sono i suoi cari,
> Hanno un anima sola con canto cuori.

Die ländlichen Feste in der Umgegend von Rom locken besonders im Sommer Fremde und Einheimische aus der Hauptstadt in zahlreichen Schaaren herbei. Die wohlhabenden Städtchen und Flecken des Albaner-Gebirges wetteifern in reicher und zierlicher Anordnung der Feierlichkeiten, und jeder Ort hat wenigstens ein Fest im Jahre, das er, durch irgend einen Vortheil der Gegend und des Tempels oder durch Hülfe alter Freiheiten und Rechte, geschmackvoller und würdiger als die andern begehen kann. — Zu den berühmtesten

*) Den 17. Januar.

Tagen dieser Art gehört das Blumenfest in Genzano, welches eine Woche nach der Frohnleichnams-Prozession in Rom gefeiert wird. Ich war einen Tag zu spät von Neapel abgereist, um daran Theil zu nehmen; aber meine Freunde in Rom fand ich noch in warmer Entzückung über das bunte, duftige Fest. Die Maler namentlich konnten gar keine Worte finden, ihr übervolles Herz zu erleichtern. — Der Anblick der langen, sanft aufsteigenden Straße, die mit einem Teppich von frischen Blumen überdeckt ist, der in dem mannigfachsten Wechsel der Farben und Formen die Lebensgluth der Natur mit der zierlichen Beschränkung der Kunst vereint — und darüber hin der bunte Zug mit den wehenden Fahnen, den flackernden Kerzen und den rauchenden Becken — und an den Fenstern die rothen seidenen Gehänge und die weißen Schleier mit den blitzenden Nadeln — ich glaub' es den Malern wohl, der Anblick mag seines Gleichen auch in Rom nicht haben!

Die Anordnung des Blumenteppichs geschieht auf folgende Weise: zuerst wird eine Grundlage von Blumen einer Farbe über die ganze Straße gestreut: sie mag blau seyn. Dann wird ein schmaler Rand, vielleicht von rothen Blumen, auf beiden Seiten angefügt und hie und da auch ausgezackt und umschlängelt. Nun setzt man hölzerne Formen über die Grundlage und streuet durch ihre Oeffnungen eine neue Farbe auf: die Form wird abgehoben, und ein Stern, eine Sonne, eine Schlange, auch Namenszüge und Wappen erscheinen, gelb, weiß oder in Farbenschattirungen auf dem blauen Grunde, wie eingewebt. Die Leute sollen in dieser Arbeit eine bewundernswürdige Schnelligkeit und einen Farbensinn zeigen, von dem auch der Maler etwas lernen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fabeln. (Nach dem Hebräischen.)

6. Die drei Freunde.

Einst lebte ein Mann, der hatte drei Freunde. Mit dem ersten verkehrte er viel, besuchte ihn täglich, unternahm nichts ohne ihn und sorgte für sein Gedeihen, wie für seinen eigenen Augapfel. Für den zweiten gab er sich weniger Mühe, doch lud er ihn wohl ein Mal zu sich, folgte in wichtigen Fällen seinem Rathe und beschenkte ihn nicht selten mit reichen Gaben. Mit dem dritten aber sah er sich selten, und wenn er ihm auch je zuweilen eine Gefälligkeit erwies, blieb er doch meistentheils kalt gegen ihn und zurückgezogen. — Es begab sich aber, daß er in eine schwere Anklage vor dem Fürsten verwickelt wurde, wo ihn nur gute Fürsprache, tüchtige Bürgschaft und eigene Aufopferungen retten konnten. Er ging also schleunig zu seinem ersten Freunde und verlangte dessen Beistand. Dieser aber beklagte: daß die vielen Gönner, die er habe, ihm die Zeit raubten, für ihn thätig zu seyn; ja er müsse befürchten, daß die Gegenwart eines Unglücklichen diese Gönner verscheuchen möchte. Er riethe ihm: sich davon zu machen, wozu er ihm gern mit zwei Kleidern, die ihn unkenntlich machen sollten, behülflich seyn wolle. Traurig verließ ihn der Mann und wandte sich zum zweiten. Dieser weinte mit ihm, stellte aber vor, wie er sich selber nur dadurch ins Unglück stürzen würde; er bäte ihn: zu entfliehen, er wolle ihn begleiten bis an die Grenze. Fast trostlos kehrte der Mann um und ging zu dem dritten. „Ich weiß schon, Lieber!" rief ihm dieser zu, „was Dir fehlt. Suche nicht, Dich zu entschuldigen, denn ich bin es, dem Du einst Dank auferlegt hast. Was Du mir ehemals geschenkt, hat bei mir gewuchert; ich bin jetzt reich und angesehen, und schon war ich auf dem Wege, mit allen Kräften Dir bei zu stehen!" — Aber der Mann fiel ihm um den Hals und rief: „O wie beweine ich es, dem Treulosen und dem Schwachen so viel und dem Biederen so wenig Liebe geschenkt zu haben!"

Der Mann bist Du, o Mensch! und die Anklage ist die Todesstunde. Der erste Freund, Reichthum, giebt dir die Leichengewänder; der zweite, der Anverwandte, geleitet dich zum Grabe; der dritte, die gute That, steht neben dir, ein Schutzengel vor dem Thron des Weltenrichters.

L. Zunz.

Fündlinge.

Conrektor Frisius theilt die Tränke der Alten in Lobe-, Labe- und Liebe-Tränke ein. Bei dem ersten priesen sie ihre Götter, bei dem zweiten löschten sie ihren Durst, bei dem dritten schlossen sie freundschaftliche Bündnisse und Brüderschaften.

Wie alt schon die Geschichte von dem entzwei gesprungenen Würfel, der 1 und 6 wies, ist, mag Crusius darthun. Er sagt: Zu Hallsprunn wird unter andern Thaten des heil. Bernhardi auf Tafeln gelesen:

„Zu Basel St. Bernhard eins reitt
Ueber ein Bruck, gen eim Freyheit,
Fängt mit ihm um's Pferdt zu spielen an,
St. Bernhardt sprach: Was setzstu dran?
Mein Leib und Seel, sprach er und warf
Drey seß (Sechs) sam dran gesetzet scharf,
Und greift da nach dem Pferdt mit Eil.
St. Bernhart sprach: Verzeuch ein Weil,
Und warf den ein'n Würfel entzwei:
Das macht drey seß, ein Eß (Aß) dabey.
Also er vom Freiheit gewann,
Macht ihn zum frommen Ordensmann."

Als Eduard, König von England, Zahnschmerzen hatte und befahl: die übrig gebliebenen Stücke von den heiligen Zähnen der Apollonia herbei zu schaffen, fanden sich derselben nur in England so viel, daß man ganze Fässer damit anfüllen konnte. (S. Preservativ contre la reunion avec le siège de Rome. 1723.) Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Das Theater an der Wien hat an dem neuen Drama „Noah" ein wahres Zug- und Kassen-Stück zur Aufführung gebracht. Der Inhalt dieses Stückes, aus der Bibel bekannt, erlaubt in diesem ungewissen Zeitalter den Ideen freien Spielraum und eine anziehende Durchführung, wenn anders der Verfasser (Hr. Eckschlager aus Presburg) seinen Gegenstand mit der begeisterten Phantasie eines geweihten Dichters aufgegriffen hätte; allein entweder war, mit der Bibel zu reden, der Geist willig und das Fleisch schwach, oder Hr. E. hatte bloß die Kasse im Sinne und haschte darum nach imposanten Erscheinungen, die Schaulust des Publikums zu befriedigen. Letzteres ist ihm gelungen, und die Neugierigen strömen aus allen Winkeln der Stadt herbei, das Paradies im Kleinen zu sehen, wovon sie sich bisher keine recht deutliche Vorstellung machen konnten. Herr Kustner hatte es übernommen, dieses Spektakelstück (früher in Presburg aufgeführt) für das Theater an der Wien zu bearbeiten; allein die Censur, welche jetzt über Ahnen-Sage, Geister-Spuk und Schicksals-Tragödie, so wie über jedes Bibel-Drama ihr furchtbares Anathema aussprechen wird, erlaubte eine Umstaltung dieses kranken Geistesprodukts nicht mehr, und der würdige Hr. Bearbeiter mußte sich damit begnügen, die Sprache zu ändern; und die schönen Worte, verbunden mit der vortrefflichen Musik des Hrn. Ritter Ignaz von Seyfried und den herrlichen Dekorationen des Hrn. Neese, bilden nun mit dem Schülerplane und der fehlerhaften Charakter-Zeichnung einen schneidenden Contrast. Unter den Spielenden zeichnen wie Hrn. Küger (Noah), Hrn. Heurteur (Cham) und Demois. Schwarz (Japhet) aus. — Zu Hitzing (in der Nähe von Wien) befindet sich ein artiges Theater, welches eine spielmüthige Dilettanten-Gesellschaft für den Sommer in Besitz genommen, um ihre Talente vor der Welt glänzen zu lassen. Da aber in den österreichischen Staaten diese sogenannten Liebhaber-Theater nicht gestattet werden, so hat sich die Theatersucht in das Mäntelchen der Wohlthätigkeit gehüllt und somit eine Erlaubniß erschlichen. Es wurden nun öffentliche Vorstellungen gegeben, und der reine Ertrag für die Armen bestimmt; jedoch ist es bekannt, daß die außerordentlichen Ausgaben, als da sind: Equipagen hinaus und zurück bei den Proben und Produktionen, die Erfrischungen, Soupees u. s. w. sammt den gewöhnlichen Theaterkosten, lange schon die nicht sehr bedeutenden Einnahmen übersteigen, die Armen sich also keiner großen Milde zu erfreuen haben dürften. — Sonderbar bleibt es, daß derlei Vereine sich nicht der vielen Duodez-Stückchen, womit Kotzebue u. A. die Bühne bereicherten, bedienen, die ohne viele Vorbereitungen und Kostümirungen das Publikum angenehm unterhalten, sondern sich vielmehr in Darstellungen versuchen, die über ihre Kräfte gehen und wobei ihnen Raum und Zugehör mangelt. Demungeachtet suchen sie das Riesenbild in ihre Pygmäen-Schachtel zu passen und die Karrikatur ist fertig. Solche Freunde der Musen, die nicht um des lieben Brodtes willen den Tempel der Unsterblichkeit betreten, sollten doch über das Wesen der Kunst längst mit sich eins seyn! — Der lustige Eipeldauer (Franz Carl Gewey, Canzellist der K. K. Hof-Canzlei) ist wirklich todt. Er starb am 18. Oktober im 55sten Jahr seines Lebens. Die Fortsetzung seiner beliebten Briefe ist Hrn. Ad. Bäuerle übertragen, von dessen Lokal-Kenntnissen Wiens, seiner Umgegend und Bewohner, wie das Beste zu hoffen haben. — Neuigkeiten in der Literatur sind: „Der österreichische Hauskalender", herausgegeben vom Dr. Sartori. Es ist bisher kein Buch dieser Art von solcher Brauchbarkeit und Umsicht (es zählt wohl hundert verschiedene Artikel) erschienen, das mit so großem Fleiße und so vieler Sachkenntniß in Beziehung auf den Kaiserstaat verfaßt wurde. Zu wünschen wär' es, daß Schriftsteller fremder Staaten, nach dem Muster des österreichischen Hauskalenders, einer gleichen gemeinnützigen Arbeit, zum Besten und zur Bequemlichkeit der bürgerlichen Welt sich unterziehen möchten. — „Spanische Liebe, ein Gedicht in elf Gesängen von Friedr. Müller. Wien, 1816" (?) ist eine artige Kleinigkeit, und wird mit Vergnügen gelesen. Man findet die lieblichsten Bilder und vorzügliche Sentenzen, die den Verfasser als einen denkenden Mann beurkunden. Nur scheint ein guter Corrector gefehlt zu haben. — Im hiesigen Gebärhause hatte sich jüngst das sogenannte Kindbettfieber in Gestalt einer Epidemie gezeigt. Seine Merkmale waren blaue Brandflecken, wodurch die oft noch lebenden Körper der behafteten Gebärenden in Fäulniß übergingen. Die Zahl der Gestorbenen dürfte sich über 200 belaufen. — Unter die besonderen Ereignisse möchten wohl folgende Todesfälle zu rechnen seyn: Die Gattin eines hiesigen Hausbesitzers wurde vom Schlag getroffen. Unvorsichtig genug machte der herbei gerufene Arzt dem betrübten Gatten sogleich kund: daß hier keine Rettung mehr sey, worauf ihn gleichfalls der Schlag traf; Beide wurden an einem Tage zur Ruhe gebracht. — Ein Schlagfluß tödtete jüngst auch einen jungen Offizier von hohem Stande, der immer ungewöhnlich stark geschnürt war und obendrein in diesem unbehaglichen Zustand sich in der Fechtkunst übte. Bei Eröffnung des Körpers fand man die Eingeweide dergestalt zusammen gepreßt, daß bei der Erhitzung des Fechtens der Umlauf des Blutes gehemmt wurde und der plötzliche Tod nothwendig erfolgen mußte. — Ist es nicht doppelt lächerlich, daß in den Zeiten, wo die Schönen den wohlmeinenden Rathschlägen über die Schädlichkeit der Schnürleiber Gehör geben und die Trophäen ihrer Eitelkeit an dem Altar der Vernunft zum Opfer bringen, die Männer solche Mißgriffe machen, welche ihre Eitelkeit (die sie so gern für ein Erbtheil des andern Geschlechts ausgeben möchten) genugsam verrathen und sie zum Stichblatt des weiblichen Spottes machen? — — r.

Man hat vor einiger Zeit von einer Taubenpost zwischen Antwerpen und London gelesen. Eine Gesellschaft in ersterer Stadt hat 32 Tauben abgerichtet — auf deren rechtem Flügel das Wort „Antwerpen" gezeichnet war — und sie nach London geschickt; dort sind sie glücklich angekommen und — mit dem Worte „London" auf dem linken Flügel — wieder nach Antwerpen spedirt worden. — Diese Sitte ist längst, und besonders in Syrien, Arabien und Egypten bekannt. Der Groß-Mogul unterhält eine große Menge solcher Tauben, um, wenn es eilt, Befehle und Briefschaften schnell zu übermachen. Die geflügelten Eilboten durchziehen das Reich von einem Ende zum andern. Mit der Taubenpost schickt der Consul von Alexandretta täglich seine Depeschen in 5 Stunden nach Aleppo — ein gewöhnlicher Courier gebraucht eine Tagereise dazu. — Diese Tauben fliegen außerordentlich schnell und sicher. Am Morgen findet man sie zuweilen mit offenem Schnabel auf dem Boden liegen, um frischen Athem zu schöpfen und den Thau ein zu hauchen. Plinius erwähnt der Taubenpost nach dem belagerten Mutina (Modena) zur Zeit des M. Antonius. Tauben wurden auch bei den Belagerungen von Harlem im Jahr 1514 und von Leiden im Jahr 1575 benutzt. Der Prinz von Oranien befahl, nach der Befreiung von Leiden, diese Luftboten lebenslänglich gut zu pflegen und sie nach ihrem Tode aus zu stopfen, um sie einbalsamirt im Stadthause aufbewahren zu können. (Morn. Chron.)

Ein Hr. Bullock, der sich in England durch Vorzeigung des bei Waterloo erbeuteten Wagens von Napoleon viel Geld verdient hat, theilt jetzt in London gedruckte Ankündigungen aus, worin zu lesen ist: daß der preußische Fürst Blücher dem Prinz-Regenten jenen Wagen zum Geschenk gemacht und der Prinz-Regent denselben an ihn, diesen Hrn. Bullock, für 3000 Pfund verkauft habe. (Morn. Chron.)

Als die große Seeschlange unlängst von einem holländischen Schiffe, welches aus Amerika kam, gesehen ward, hatte ein Matrose den Muth, seinen Karabiner mit voller Ladung auf sie ab zu feuern. Die Kugel prallte ab, das Thier, sich wüthend umdrehend, erhob sich, ergriff den Matrosen und tauchte mit ihm ins Meer. Man sah ihn nicht wieder. (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 19. November. 188stes Blatt.

Der Mägde Krieg in Böhmen.

Als die böhmische Fürstin Libussa die Zügel der Regierung führte, hatte sie sich aus den edelsten Jungfrauen ein Gefolge erwählt, welches kein anderes Geschäft hatte, als mit ihr auf die Jagd zu ziehen, den munteren Renner zu tummeln, den Bogen zu spannen und mit Pfeilen zu schießen; aber nach dem Tode der Herzogin sahen sich die bewehrten Jungfrauen dem Scherz und Spott der jungen Edelleute preis gegeben; und Wlasta, ihre Anführerin, ein beherztes und schier mannhaftes Weib, listig, blutgierig, von unmäßigem Ehrgeiz beseelt und zu Allem fähig, um ihre Plane aus zu führen, faßte den Entschluß, die Schmach zu rächen, die sie erduldet. Sie versammelte eines Tages alle ihre Gefährtinnen auf dem Berg Widowle und in deren Mitte hielt sie folgende Rede: „Seit dem Tode der Libussa ist uns alle Theilnahme bei den öffentlichen Angelegenheiten entzogen — wir sind schmachvoll aus dem herzoglichen Palast vertrieben und aller Zeichen des Ruhmes beraubt worden; so irren wir umher, einer niedrigen Abhängigkeit dahin gegeben, die Sklavinnen des Primislaus, das Spielwerk der Männer und der Spott einer entarteten Jugend. Aber unser Schicksal ist nicht unverbesserlich, vielmehr scheint Alles uns die Mittel dar zu bieten, um uns aus diesem Abgrund von Elend zu retten. Primislaus ist so alt, daß er nicht mehr zu widerstehen vermag, und Nezamisl ist noch ein Kind, dessen Jugend unsre Plane begünstigen wird; die Ehemänner, geschickter das Grabscheit als das Schwerdt zu führen, werden leicht in unsre Netze fallen, da sie doch gewissermaßen von ihren Frauen abhängen, die wir in unsre Reihen aufnehmen; und die verwegene Jugend, welche sich lieber mit dem Spiel als mit der Schlacht belustigt, wird unsern Entwürfen kein Hinderniß entgegen setzen können. Faßt nun selbst einen Beschluß, und wenn ihr die feige Knechtschaft wählt, so bin ich entschlossen, meinem Vaterland zu entsagen und weit davon eine ehrenvolle und freie Zuflucht auf zu suchen; aber ich will Eure Anführerin seyn, wenn Ihr lieber Gesetze geben, als unter einem verhaßten und tyrannischen Joch seufzen wollt — ich will mit Euch die Ausführung einer so erhabenen That theilen!“

Sie hatte kaum ihre Rede geendigt, als eine der Jungfrauen, mit Namen Stratka, sich erhob, Wlasta's Muth und Eifer für die Freiheit und Ehre ihres Geschlechts rühmte und also zu sprechen begann: „Libussa, indem sie selbst einen Gemahl erwählte, den das ganze Volk als Herrn erkannte, und diejenigen von sich wies, die ihre Hand begehrten, hat die Rechte unseres Geschlechts bestimmt und festgesetzt, und wir würden uns nur Schmach erwerben, wenn wir nicht selbst mit Gefahr unseres Lebens ein Vorrecht vertheidigen wollten, welches den Ruhm der Frauen begründet. Jede Zögerung aber droht mit Gefahren! Ohne Zweifel wird Primislaus bald auf eine zweite Wahl bedacht seyn, und um dieses zu verhindern, laß uns eine Gesandtschaft an sein Hoflager senden, welche dem Herzog Deine Hand anbietet; wenn er diesem Antrag bereit ist, so werden wir wieder zu denselben Ehren gelangen,

wie zu Libussa's Zeiten, und eine abschlägige Antwort giebt uns das Recht, die Waffen zu ergreifen."

Wlasta fand diesen Plan sehr wohl ersonnen, und es wurden sogleich vier Jungfrauen erwählt, um dem Herzog den Beschluß der weiblichen Versammlung zu hinterbringen. Als diese vor Primislaus geführt wurden, fingen sie an, die Rechte und Vorzüge ihres Geschlechts mit vieler Beredsamkeit geltend zu machen, und vollbrachten ihren Auftrag; aber Primislaus, verwundert über eine solche Kühnheit, antwortete, mit seinen Räthen einverstanden: diese Verbindung könne wohl statt haben, wenn nämlich Wlasta sich seiner Wahl würdig bezeigen würde. — Die vier Bothschafterinnen kehrten zu ihren Gefährtinnen zurück; aber sie hatten kaum den Ausspruch des Herzogs kund gemacht, als Wlasta in die heftigste Wuth gerieth und rief: „Zu den Waffen! zu den Waffen, meine Schwestern! — tödtet, verwundet, laßt alle Männer unter Euern Streichen fallen und schenkt Keinem das Leben!"

Von diesem Augenblick an athmeten die Jungfrauen nur Rache gegen das Geschlecht der Männer. Wlasta bewaffnete ihr Gefolge mit Schild und Schwerdt, und führte sie unter dem Schutze der Nacht von dem Berg Wiborwle in das weite Thal hinab, wo sie den Motal überfielen, ihn erdrosselten und sich in seiner Besitzung fest setzten. Als Primislaus diese Nachricht erhielt, konnte er nicht länger zweifeln: daß Wlasta Aufruhr sinne: er sandte einen seiner Anführer zu ihr, sie zum Mahl zu laden, unter dem Vorwande: er wolle mit ihr unterhandeln; aber Wlasta war zu listig für diese Schlinge, und kaum hatte der Bote den Namen des Herzogs ausgesprochen, als sie ihm die Nasenlöcher und die Lippen aufschlitzen ließ und ihn also verstümmelt zu seinem Herrn zurück sandte. Empört über eine solche Grausamkeit drohte ihr Primislaus mit seinem ganzen Zorne; doch sie lachte dessen und fuhr fort, sich in Motals Gebiet zu befestigen, welches bald ein allgemeiner Waffenplatz des weiblichen Geschlechts wurde, wohin sie alle Frauen der Nachbarschaft durch Schmeicheleien und Versprechungen lockte. Als eine große Anzahl versammelt war, vereinte sie Alle zur Erbauung einer Burg am jenseitigen Ufer der Moldau, dem Wissebrod gegenüber. Die Arbeit geschah mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, und als die Burg vollendet war, erhielt sie den Namen Dewin oder die Burg der Mägde, welche von diesem Punkte aus auf Raub auszogen und einen Theil Böhmens mit Mord und Feuerbrand verheerten. Die Bäuerinnen, welche Wlasta an sich zog, hatten bis dahin nur den Spaten geführt, und waren wenig geschickt, gegen die Männer zu Felde zu ziehen; um sie in den Waffen zu üben, ließ Wlasta vor der Dewin eine große Stechbahn errichten, wo sie lehrte, den Bogen zu führen und mit Gewandtheit alle kriegerischen Bewegungen zu Pferde und zu Fuß aus zu führen. (Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Albano.

(Fortsetzung.)

Bei dem Kirchenfest zu Ehren der heiligen Anna und ihrer Tochter, der heiligen Jungfrau, war ich zugegen. Schon ein Paar Wochen vorher ging man in Albano mit großen blechernen Büchsen herum und bettelte um einen kleinen Beitrag zu den Kosten des Tages: per l'amore della Santissima Madonna e di Sant Anna. — Am Sonnabend nach Sonnen-Untergang verkündigte das Läuten aller Glocken und die Abfeuerung der Kanonen-Raketen die Eröffnung des Festes: denn der Sonntag beginnt mit Ave Maria am Vorabend. In den Straßen und auf den Plätzen der Stadt loderten eine Menge hoher Feuer durch die Nacht empor: man hatte das seit Wochen ausgedroschene Stroh bis zu dieser festlichen Gelegenheit aufgespart. Die Kinder tanzten Reigen um die Flammen und sangen.

Ein heiterer Himmel und kühle Winde begünstigten die Feier des Tages. Zwei Stunden vor Nacht, nach unserer Rechnung gegen sechs Uhr, riefen die Glocken die geputzte Gemeinde nach der Kirche der Madonna della Stella. Wenn man einige hundert Schritte aus der Stadt auf der Landstraße nach Aricia fort geht, so sieht man rechts am Wege einen grünen Plan ausgedehnt, dessen Aussicht eine kleine, freundlich helle Kirche begrenzt, und links gegenüber erhebt sich das alte graue Grabmal der Horazier und Curiazier. Den Hintergrund schließen die Baumgänge und Waldhöhen von Aricia. Dorthin ging der Zug der Christen. Der Rasenplatz war mit Menschen angefüllt, ein Theil lagerte sich, Andere standen oder schritten auf und nieder. Die Frauen hatten ihr prächtigstes Kleid angelegt und den feinsten, weißesten Schleier aufgesteckt; die untergehende Sonne spielte mit den blitzenden Fächern und den leuchtenden Ohrgehängen. Die Bursche ließen ein langes buntes Seidenband von ihrem Hute wehen und aus der Schleife schwoll ein dicker Blumenstrauß hervor. Auch fehlte es nicht an zierlichen Römern und Römerinnen, an langen englischen und kurzen deutschen Röcken, und die kleinen Kinder kollerten sich in dem kühlen Grase. Vor der Kirche, zu der sich Alles drängt, ist lustige Janitscharen-Musik: ein Kommando Soldaten hat daneben die Gewehre kreuzweis zusammen gestellt und lagert im Grünen. An den Thüren haben Obsthändler und Kuchen-Verkäufer ihre Tische aufgeschlagen, und das Schneewasser mit Limoniensaft ist auch an seinem Platze.

Die Kirche ist mit frischen Myrthenzweigen bestreuet, die das ganze Haus mit Duft erfüllen: auf einem Gestelle vor dem Hochaltare sah' ich die Bildsäule

der heiligen Anna thronen, vor der sich alle Kniee beugen. Sie gleicht einer Puppe, ist von Holz geschnitzt, mit runden scharf abgesetzten Rosenbacken bemalt, und trägt steife, ehrbare Kleider, die mit Ketten und Spangen und Ringen und knistergoldenen Herzchen ganz überdeckt sind. Im Arme hält sie die kleine Madonna, der man eine große zackige Krone auf den Kopf gesetzt hat. An dem Throngestelle des Bildes brennen viele Wachskerzen.

Als ich wieder in das Freie hinaus getreten war, kam die Prozession von der Stadt mit raschem Schritte und fröhlichem Gesange daher gezogen: die Straße war gesprengt und mit grünem Laub bestreuet. Sie tragen ein großes Kreuz voraus, das ganz mit frischen Blumenkränzen umwunden ist: kein Leichnam hängt daran, und wo das Haupt des Heilands seine Stelle haben würde, da springt eine Krone, bunter und schwellender als die übrigen Flechten, aus dem Holze hervor. Die Brüderschaft, welche die Prozession führt, ist mit langen weißen Gewändern und rothen Pilgerkragen bekleidet, nur ein schwarzer Rock, vielleicht der Priester der Kirche, ist in dem heiteren Zuge. Die Brüder gehen in bestimmten Entfernungen mit Kerzen und Stäben hinterdrein: endlich folgt noch ein altes fahnenartiges Bild und ein kleines Kreuz mit dem Gekreuzigten, um dessen Hüften eine goldschillernde Schärpe flattert. Vor den drei Bildern nimmt Jeder den Hut ab und die Frömmsten fallen auf die Kniee. Die Prozession zieht in die Kirche hinein: ich weiß nicht, welche Gebräuche sie darin verrichtet; aber es dauert nicht lange, so kehrt sie zurück und zwar mit dem Bilde der heiligen Anna, sammt dem Throngestelle und den brennenden Kerzen. Der Zug geht in der alten Ordnung nach der Stadt zurück; aber in dem Augenblick, wo das kleine Crucifix aus der Kirchthür kommt, knallen versteckte Feuerwerke am Wege los und Alles sinkt auf die Knieen. Hinter diesem folgt die heilige Anna, und bei ihrem Erscheinen wiederholt sich das Knallen und das Knieen. Die Prozession ist jetzt größer und feierlicher, als bei dem Einzuge, und Soldaten begleiten sie. Vor dem Bilde der Heiligen gehen sechs kleine Mädchen, die wohlgebildetsten der Gegend, ganz in weißes Schleiertuch gekleidet und Kerzen in den Händchen tragend, dann sechs erwachsene Albanerinnen, in der Volkstracht, ebenfalls mit Kerzen. Es ist eine große Ehre, zu dieser Begleitung gewählt zu werden, daher schreiten sie auch so stolz und ehrbar einher. Hinter dem Bilde folgt eine Schaar alter, schwarzer Mönche, seltsam mit jener frischen, hellen Jugend contrastirend: es sind die Passionisten des Monte Cavo. Endlich schließt sich die ganze Weibergemeinde an die Prozession, ein wunderbarer Anblick, wenn man von fern nachsieht: Schleier an Schleier, wie ein weißes wogendes Meer! — So geht es durch die Stadt und zurück in das Haus der Heiligen. Ehe sie aber dort abgesetzt wird, geben die Knall-Raketen noch eine volle Salve, und somit sagt man der Patronin gute Nacht. Denn schon ist der Corso mit Soldaten besetzt, und Jeder rennt und drängt, einen Stuhl oder ein Fenster zu gewinnen, um das Wettrennen der Pferde mit an zu sehen, das den festlichen Tag beschließen soll. Die Straße ist frei, eine Knall-Rakete springt, Alles klatscht und schreiet, und drei Pferde sprengen vorüber. Goethe hat das römische Wettrennen in seinem Karneval beschrieben: da magst Du es nachlesen. Die Leute haben ihre übermäßige Freude daran und machen rasch kleine Wetten unter einander, welches Pferd den Preis gewinnen werde oder nicht. (Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

Zwei junge Aerzte in Paris bearbeiteten neulich ein Lustspiel; es wurde aufgeführt, aber sehr trocken gefunden. Mitten im erregten Unwillen rief eine Stimme im Parterre: „Weg mit dem Skelett!" und ein allgemeines Gelächter beendete nun plötzlich die Vorstellung.

In einem Vaudeville-Couplet, das jetzt in Paris gesungen wird, schildert ein Engländer sich selbst also:

Ich, Enkelchen von Lorenz Sterne,
Verbrauche auf die Lebenszeit:
Sie ist am Tage der Taverne,
Des Nachts der Lieb' um Geld geweiht.
Wird mir zuwider das Vergnügen,
Such' ich mir in der Themse Ruh;
Ertrinkend hier in vollen Zügen,
Eil' ich dem todten Meere zu.

In der Berliner Spenerschen Zeitung (Nr. 157) bezeichnet ein Herr Jänike einen entlaufenen Hund in einer Anzeige mit der Ueberschrift: „Gesuch eines Hundes." Das ist ein würdiges Seitenstück zu den früheren Anzeigen: „Ein Regenschirm ist in Gedanken stehen geblieben" — „ein Bier-Keller ist wegen Altersschwäche zu vermiethen" und — „Ein gestohlener Pfeifenkopf wird vermißt; man kann ihn, bei einem Douceur, abgeben in der —straße Nr. 93." Th. Laurin.

K l a g e und T r o st.

„Und so bist du dahin, du hell mir einst strahlende Jugend!
Hin ist mein Blumengefild', hin der Erwartungen Glück;
Amors Spiele sind hin, und seine Kränze — sie welken!
Finster schaut mir in's Aug' finstere kommende Zeit.
Bleibet denn nichts mir zurück, das, statt der Blüthen des Lebens,
Grünend schmücke den Pfad — nirgend ein tröstender Schein?"

„Freund! es bleibet die Lieb' und die Treue am häuslichen Heerde;
Bleibt die belebende Kraft, ewig unsterblich im Geist;
Bleibet der Lenz im Gemüth, der neu und neu dir erwachet,
Nimmer zerstörbar der Zeit, nimmer verwüstlich dem Sturm.
Trag' nur in dankbarer Brust die reichen herrlichen Gaben,
Glaub' es, mit freundlichem Ernst blickt dann das Leben dich an."

Caroline Stille.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus Sachsen. In Leipzig soll kürzlich eine jungfräuliche Wöchnerin von 12 Jahren gestorben seyn, und der Vater des zugleich mit gestorbenen Kindes erst 13 Jahre gezählt haben. Das wäre freilich eine Frühreife unserer lieben Jugend, vor welcher der Himmel alle Familien bewahren möge! welche in Polen aber und in manchen Gegenden Rußlands, besonders unter den dortigen Juden, etwas sehr Gewöhnliches ist. Was wir in Sachsen noch Judenknaben nennen, sind dort nicht selten schon Judenväter; und Judenmädchen, die hier fast noch die Puppe in dem Arm haben, legen dort schon als Mütter lebendige Püppchen an die Brust. Solche Frühreife ist aber auch in der Regel der Grund eines frühen Todes oder wenigstens einer zeitigen Abmergelung, welche Personen von 36 — 40 Jahren schon als Greise und alte Mütterchen erscheinen läßt. — Zu den beiden Cantaten, welche am 29. August und 9. Oktober (bei den Vermählungs-Feierlichkeiten am sächsischen Hofe) in dem großen, mit 36 Kronleuchtern und 4000 Wachslichtern erleuchteten Conzert-Saale des sogenannten alten Opernhauses gegeben wurden, hat der Geh. Kämmerer Orlandi den Text, der Kapellmeister Morlacchi die Musik geliefert. Die erstere Cantate hieß: „Albino (Schutzgeist der Elbe) und Taso"; die letztere: „Amor und das waltende Geschick", beide ganz im alten Styl, aber nicht ohne poetischen Werth der Erfindung wie der Darstellung; nur findet das Publikum an jenem alten Styl keinen Gefallen mehr. Den Werth der Uebersetzung — welche ein hiesiger Lehrer der italienischen Sprache (warum nicht ein besserer Dichter, warum nicht Hell oder Kind??) geliefert haben soll — mag man aus einigen Pröbchen beurtheilen. — Im „Albino und Taso" lautet der erste Chor also:

> Albino! Albino! erwach! erwach!
> Laß uns die Huld'gung zahlen
> Den neusten Wonnestrahlen,
> Die Phöbus uns sendet nun allgemach.

In „Amor und das waltende Geschick" singt der Gott der Liebe unter Anderem:

> Augen, gleich Sternen klar,
> Magst du ihr geben,
> Daß sich aus ihnen hell
> Funken beleben,
> Machend die Liebe kund
> Dem, den sie liebt.

Schwer ist es allerdings, einen musikalischen Text auch musikalisch brauchbar zu übertragen; allein besser, sollten wir meinen, müßte er denn doch zu liefern seyn! — Das interessanteste Gedicht aber hat ein geistlicher Beamteter aus der Provinz bei dieser Gelegenheit überreicht. Der gute Mann singt z. B.:

> Da Friedrich August dem Prinzen von Sachsen
> Kaiser Franziskus Josepha zuführt;
> Wünscht Glück: Im sächsischen Rautenkranz wachsen
> Nun wiederum neue Zweige, geziert
> Mit Grazienreiz. Im Gewand der Tugend
> Mit milder Sanftmuth von Sachsen geschaut. u. s. w.

ferner: O möchten doch auch funfzig Jahr vergehen,
> Bei Friedrich's Vermählung mit Josepha!
> Lang mögen sie im Liebesbande stehen,
> Wie Friedrich August und Amalia. u. s. w.

Wie mag den Besungenen bei solchen Gesinnungen das Herz im Leibe gehüpft haben vor Rührung — oder — Entsetzen. Wer mag's wissen! —

— * —

Das Volk in Schottland hat mehrere Sagen, Sprüche und Weissagungen. Die meisten werden Thomas dem Reimer zugeschrieben. Unter andern heißt es: „Wenn eine Distel auf der Zinne von Tounkahl-well (einem uralten Gebäude in Edinburg) wächst, wird das Salz theurer werden als das Mehl." In dem Jahr, wo Pitt die Salztaxe erhöhte, will man die Distelköpfe auf jener Höhe gesehen haben. So steht in Swift's „Annus mirabilis" Folgendes: „Wenn der Drache auf der Zinne von Bow-Church (in London) bei dem Grashüpfer der königlichen Börse einen Besuch abstatten wird, sind große Auswanderungen im Reiche zu erwarten." Und siehe da, Beide liegen jetzt, zu einer Ausbesserung, brüderlich neben einander auf einem Bauhofe hinter Broadstreet. (Courier.) Ein morgenländischer Dichter äußerte: „Wenn die Wahrheiten unangenehm sind, dann steigen die Weissagungen im Werthe." — Dies scheint jetzt wieder der Fall.

Ein junger feiner Mann bewarb sich um die Hand der älteren Tochter eines reichen Pachters in Carmartenshire. Drei Wochen vor der Hochzeit gab es einen Liebesstreit zwischen Braut und Bräutigam. Letzterer trat zurück. Aber die jüngere Schwester erklärte: sie könne es nicht über's Herz bringen, einen so schönen artigen Freier aus der Familie zu lassen; lieber wolle sie ihn nehmen, und am Tage, der für die Hochzeit bestimmt war, nahm sie die Stelle ihrer Schwester ein. (Morn. Chron.)

Ein junger französischer Offizier, welcher in ganz Lille und fast in der ganzen ehemaligen Armee bekannt war, ward im Jahr 1815 unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Da man nichts Verbrecherisches heraus finden konnte, fing man allmählig seinen Briefwechsel auf. Endlich über die Verbindungen befragt, in denen der Offizier mit Einigen, die wegen politischer Ansichten geflüchtet waren, stehen sollte, weigerte er sich standhaft, etwas zu äußern. „Wissen Sie wohl" — so redete ihn der damalige General-Polizei-Lieutenant, Hr. D***, nun an — „daß dieses Schweigen auch aufrührerisch ist?! und daß ich am Ende Gewalt gegen Sie brauchen werde? Wenigstens werden Sie mir doch sagen: wer der benannte Barbatire ist, von dem in Ihrem Briefwechsel so viel vorkommt, und an dem Sie und Ihre Freunde so lebhaftes Interesse haben? Sie werden der Regierung durch die nähere Bezeichnung dieses Barbatire einen großen Dienst erweisen, und wenn Sie mir seinen Aufenthalts-Ort anzeigen, verspreche ich Ihnen bestimmt Vergebung aller Ihrer Irrthümer." — „Mein Herr!" unterbrach ihn hier der Offizier lächelnd, „ich bedaure, daß Sie mir nicht eher davon gesagt haben; Sie hätten sich dadurch viel Mühe ersparen können, denn dieser Barbatire verläßt mich keinen Augenblick — es ist mein treuester Freund!" (Hier rief er seinen Pudel herbei.) „Hier ist der Schuldige! Barbatire, mach deine Reverenz!" — Der gelehrige Hund gehorchte folgsam und geschickt. (Independ.)

Zu Bar le Duc zeigte man eine ungeheure Weintraube. Sie war 30 Centimetres lang (etwa 1 Pariser Fuß), ihr Umfang 60 Centimetres (also etwa 2 Pariser Fuß) und ihr Gewicht 2 Kilogramme (über 4 Pfund). Der vierte Theil der Beeren hatte 7¾ Linien im Durchschnitt. (Independ.)

Nach einem ganz neuen Briefe eines Bostoner Kaufmanns ist die große Seeschlange gar bis auf 5 — 600 Fuß lang. Sie hatte eine Begleitung von mehreren kleineren Schlangen, deren man eine tödtete, welche 20 Fuß lang war. (Independ.)

Ein neues Instrument von Herbleux, Areo-Thermometer genannt, zeigt zugleich den Bestand der Witterung und die specifische Schwere der Feuchtigkeit an. (Constitut.)

Der Major Morris, seine Gattin und der Oberst Falmer ließen sich neulich in der Taucher-Glocke ins Meer hinab, um einige Grundbauten im Hafen von Homoaze zu besehen. Vom Einsteigen in die Glocke bis zum Aussteigen verging eine Stunde; Mistriß Morris befand sich aber so wohl in dem Wasserbehälter, daß sie in diesem engen Raum auf ihren bekannten witzreichen Vater, den Capitain Morris, einige Strophen dichtete. (Courier.)

Das ängstliche Zittern vor der Aufklärung ist lächerlich; die Verschiedenheit der Denkarten ist ein Gewinn für die Wahrheit, und wo die größte Freiheit des Denkens herrscht, wird die Religion am gründlichsten vertheidigt. (Hesperus.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 20. November. 189stes Blatt.

Herbst-Gefühle.

Wenn ich aus dem Walde trete,
Aus dem Herbstwald goldigbraun,
Wo an dämmerdüst'rer Stätte
Blumenleichen mich umgrau'n —
Und des Tages Scheideblicke
Vor mir eine Sonnenbrücke
Ueber Berg' und Thäler bau'n;

Tauch' ich in die Heimathgründe
Meiner Sehnsucht leises Weh,
Lüftend der Erinn'rung Binde,
Bald im Thal, bald auf der Höh';
An des Schlosses Thurmesschiefern,
An des Waldes Riesenkiefern,
Wie am schilfbegrünten See.

Wo der Knab' einst hochgemuthet
Sich ergötzt im Jugendreih'n,
Steht er wieder, doch verblutet,
Ueberragt von Wetterschein;
Ach, sein Kreis war bald beschrieben!
Unbefriedigt Ehr' und Lieben,
Tauscht' er Weh für Wonnen ein!

Trieb sich rastlos durch die Wogen
Fieberischer Leidenschaft,
Wie der Wild' auf Lanz' und Bogen,
Trotzt' er auf der Jugend Kraft;
Bis des Herbstes Blätterwehen
Sein Gemüth einst zu den Höhen
Der Erkenntniß hingerafft:

Ihn belehrend, daß das Leben —
Leitend zu des Friedens Ziel —
Nicht zur Willkühr ihm gegeben,
Noch zu eitlem Mummenspiel;
Mahnend ihn mit Geistertönen,
Mit sich selbst sich zu versöhnen,
Abgekehrt vom Weltgewühl.

Drum, o Herbst, sey mir vor allen
Jahreswandlungen gegrüßt!
Deine Schleier seh' ich wallen
Und der Wehmuth Thräne fließt.
Was des Lenzes Blüthenmorgen,
Was der Sommer uns verborgen,
Deine Hore uns erschließt!

Krug von Nidda.

Der Mägde Krieg in Böhmen.

(Fortsetzung.)

Wlasta wurde so stolz auf den Fortgang ihres Unternehmens, daß sie sich im Geiste schon als Beherrscherin von Böhmen sah, und nicht länger ihre ehrgeizigen Gesinnungen verbergen konnte, sondern, als sie eines Tages alle ihre Gefährtinnen versammelt hatte, auf dem höchsten Platze einen Thron errichten ließ und von selbem also zu ihnen sprach: „Ihr habt Recht, daß Ihr wünschet, unter meinen Gesetzen zu leben, da ich niemals ein anderes Ziel haben werde, als Euch glücklich zu machen; aber ich kann Euer Glück nicht gründen, wenn ich nicht, wie unsere gemeinsame Mutter Libussa, an der Spitze des böhmischen Volkes stehe — dies ist das Einzige, was mir fehlt, um Euch und mich mit Ruhm und Ehre zu krönen: und indem Ihr mir beisteht, das Regiment des Reiches zu gewinnen, macht Ihr nur Euch selbst unsterblich; Ihr erwerbet mir eine Glorie, die auf unser ganzes Geschlecht zurück strahlt.

Ich setze das vollste Vertrauen in Euch und Eure Tapferkeit, und bin bereit, für Eure Ehre, Euer Glück all das Blut zu vergießen, welches in meinen Adern rollt.“ — Die entflammten Weiber, welche ihren ehrgeizigen Plan schon ausgeführt zu sehen vermeinten, unterbrachen sie mit dem Schwur: sie wollten selbst ihr Leben zum Opfer bringen, um ihren Willen aus zu führen. — Von dem Vertrauen und der Entschlossenheit ihrer Kriegsgenossinnen überzeugt, gab ihnen Wlasta ein schwelgerisches Mahl auf der Burg Diwin, als einen Beweis ihrer Freigebigkeit, und nachdem sie bemerkte: daß der Meth die Häupter der kriegerischen Frauen ziemlich erhitzt hatte, fing sie an, in einem minder bescheidenen Tone zu sprechen; und gab Allen zu verstehen: daß sie die Künste und Vorzüge der Libussa und ihrer beiden Schwestern in sich vereinige; selbst die Götter der Berge, Gewässer und Wälder seyen ihrem Willen unterworfen, und sie stehe mit den Schutzgeistern der Menschen in Verbindung; sodann ließ sie einen bezauberten Trank unter ihre Frauen vertheilen, welcher denselben eine Art von Wuth gegen die Männer einflößte, und gleich wilden Tygerinnen verfolgten sie dieselben und tödteten sie auf die unbarmherzigste Weise.

Diese Verschwörung und ihre Folgen machten den Herzog sehr besorgt, und er berief die Ersten des Reiches und verlangte ihre Meinung zu wissen; aber weit entfernt, darauf Acht zu haben: daß man schnell eine Rebellion ersticke, welche den Untergang des Reiches nach sich ziehen konnte, lachten die Großen über die Besorgniß des Fürsten, und Manche gingen so weit, die Weiber zu loben, welche einen über ihr Geschlecht erhabenen Muth bezeigten. Wlasta benutzte die Zeit sehr wohl, welche ihr die Sorglosigkeit der Männer vergönnte, um sich immer mehr zu befestigen, eine große Menge von Waffen auf zu häufen und täglich noch mehr Weiber zu versammeln. Obschon durch ihre Spione von dem unterrichtet, was in dem Rath des Primislaus vorgegangen, glaubte sie doch auf ihrer Hut seyn zu müssen und bediente sich vielfältiger Hinterlist, um den Männern zu schaden, indem sie die Jünglinge mit künstlichem Trug bald auf ihr Schloß, bald in die Schatten finsterer Wälder zu locken wußte, wo sie von ihrem Gefolge grausam getödtet wurden. So endete eine große Zahl von jungen Männern ihr Leben, und stets sinnreich in Erfindungen, verstand sie den Samen der Zwietracht in glückliche Ehen zu streuen, indem sie bei allzu gläubigen Weibern ihre Männer verläumdete, und sie verleitete, daß sie durch Gift und Dolch sich an den Männern rächten. Wlasta jubelte, wenn sie das Blut von so viel Schlachtopfern ihrer Grausamkeit fließen sah, und die Mörderinnen liefen, der gerechten Strafe zu entgehen, in ihre Burg, wo sie nicht nur eine sichere Zuflucht fanden, sondern als Heldinnen der weiblichen Freiheit empfangen wurden. — Endlich machte das Elend und vergossene Blut auf die Großen des Reiches Eindruck, welche den Schwerdtern der Mägde noch entkommen waren, und sie gingen vereinigt zu Primislaus, von ihm zu fordern: er möge das Schwerdt ergreifen, um den Fortschritten dieser blutdürstigen Weiber ein Ziel zu setzen. Aber Primislaus entgegnete: „Ihr habt meine Sorgfalt verachtet, als ich Euch aufforderte, den Funken, welcher unter der Asche glimmte, zu verlöschen; nun aber, da er zur großen Feuersbrunst entflammt ist, verbeut mir das Geschick, die Schuldigen zu bestrafen. Ich weiß wohl, daß schon mehr als fünfhundert Männer diesen verwegenen Dirnen als Opfer gefallen sind; doch zeigen die Gestirne ihnen im gegenwärtigen Augenblick Glück und Sieg an, und wir müssen einen günstigen Zeitpunkt abwarten, den ich Euch dann sogleich anzeigen werde.“ — Die Böhmen waren eben so unzufrieden mit der Antwort ihres Herzogs, als er es früher mit ihrer Gleichgültigkeit gewesen war; sie glaubten, man dürfe den Krieg nicht länger verschieben, wählten den Samoslaw zu ihrem Feldherrn und zogen, wider Willen des Primislaus, gegen die Bewohnerinnen von Diwin zu Felde.

So verwandelte sich die Verschwörung der Frauen in eine offene Fehde, und das Heer der Männer, unter den Befehlen des Samoslaw, rückte gegen die Burg an, entschlossen, der Wlasta eine Schlacht zu liefern, wenn sie heraus käme, oder die Veste zu belagern. Wlasta zog die Gefahr des Kampfes im freien Felde der bangen Belagerung vor, und sprach, nachdem sie alle ihre Kriegerinnen um sich versammelt hatte, also zu ihnen: „Nun handelt es sich darum, Eure Ehre zu vertheidigen und die Herrschaft über Böhmen zu erringen. Der Anblick Eurer Väter, Brüder und Gatten, gegen welche Ihr zu kämpfen gehet, entwaffne Euren Muth nicht! Der Krieg bricht alle Bande des Blutes, und jemehr Ihr von Euern nächsten Anverwandten tödtet, desto mehr werdet Ihr Euch verherrlichen, zeigend, daß Ihr den Ruhm und die Rechte Eures Geschlechts höher als jede Blutsfreundschaft ehret. Heut muß der Sieg Euch Böhmen unterwerfen, darum greifet zu den Waffen, ich gehe Euch auf der Bahn des Ruhmes voran!“

Als Wlasta ihre Rede geendet hatte, bewaffneten sich die kriegslustigen Weiber, und in ihrer Mitte glänzte die Anführerin mit ihrem blanken Helm, dem Waffenrock nach Art der Amazonen und dem an der Spitze vergifteten Schwerdt — so musterte sie die Schaar der Weiber, welche in Schlachtordnung aufgezogen waren, bestieg ihr Roß und ließ ihr Heer aus allen Pforten der Burg gegen die Feinde rücken, welche, keines Ueberfalles gewärtig, über die Kühnheit der Weiber

und ihre volle Rüstung erstaunten. Wlasta benutzte die Ueberraschung, fiel mit einer Abtheilung über die Männer, welche, taub für die Stimme ihres Feldherrn, sich schnell und unvorbereitet auf ihre Rosse warfen, und richtete ein gewaltiges Blutbad unter ihnen an. Als der Rest ihrer Schaar dazu kam, umringte sie die Männer; im dichten Gedränge den Samoslaw erkennend, trieb sie ihr Pferd gegen ihn an und tödtete ihn mit ihrer Lanze. Nach dem Falle des Heerführers lösten sich die Reihen der Krieger auf, und Jeder suchte seine Rettung auf den Gebirgen und in das Dunkel der Wälder. Wlasta kehrte siegreich nach dem Diwin, wo sie diejenigen ihrer Kriegerinnen belohnte, welche sich durch besondere Tapferkeit im Kampfe ausgezeichnet hatten. — Dieser Sieg brachte es dahin, daß selbst Wlasta's Schatten den Männern furchtbar wurde, und Alles den Diwin vermied; dieß aber mißfiel Jener gar sehr, da sie ihren Haß gern täglich im Männerblute kühlen mochte, deshalb nahm sie wieder zur List ihre Zuflucht. Sie ließ verkünden: sie wolle alle Feindseligkeiten einstellen, und trug ihren Dirnen auf: was ihnen von jungen Männern begegnete, auf den Diwin zu locken, wo diese Unglücklichen insgesammt als Schlachtopfer ihrer Grausamkeit fielen. Aber das Blut dieser Unschuldigen blieb nicht ohne Rache.

(Der Schluß folgt.)

Briefe aus Albano.

(Schluß.)

Das vorgestrige Fest war ein Spiel des Landvolks, das Eimerstechen genannt, auf römisch kurzweg la Secchia. Es beginnt, wie alle Sommer-Belustigungen, ein Paar Stunden vor Sonnen-Untergang, wenn die Schatten so groß geworden sind, daß Spieler und Zuschauer in ihnen Platz finden. Die Scene ist im Corso, unfern dem Ausgange der Stadt gen Aricia zu. Ein Paar Pfähle, mit Laub umwunden, sind mitten auf der Straße in das Pflaster eingegraben, beide etwa anderthalb Mannshöhen messend und gegen eine gute Schrittlänge von einander geschieden. Auf diesen ruht eine runde Querstange, die durch die beiden Handhabelöcher eines länglichen Eimers oder Troges gezogen ist, so daß das Ganze mit dem hängenden Gefäße das Bild eines Galgens darstellt. Eine Leiter steht an dem einen Pfahle, ein Mann besteigt sie und füllt den Eimer mit frischem Wasser, das ihm andere Hände von unten herauf reichen. Dann taucht er einen weißen Zettel in das Wasser und klebt ihn ganz unten an die Vorderseite des Eimers an: es ist ein schwarzer Reif darauf zu sehen.

Jetzt beginnt das Spiel. Ein Bauer, auf einem Esel sitzend, mit einem alten durchlöcherten Hute und in einen weiten Mantel gewickelt, reitet gegen den Eimer an; er trägt einen Stab mit einer eisernen Spitze in der Rechten, und mit der andern Hand und den Füßen arbeitet er auf den Esel los, um ihn in Trab zu setzen. So wie er den Eimer in Stoßnähe bekömmt, zielt er mit seiner Lanze, legt dem Esel die Hacken an, und sticht — der bewegliche Eimer schlägt über und beschüttet ihn mit der vollen kalten Ladung von oben bis unten. Die Zuschauer lachen und kreischen; aber er schüttelt sich und zeigt triumphirend den in den Reif getroffenen Zettel auf dem Spieße. Augenblicklich ist der Eimer wieder gefüllt und ein Zweiter reitet zum Stoße: die wunderlichen Geberden vor und nach der Taufe, die Bocksprünge der gereizten Esel und die witzigen Spottreden des Volkes geben jeder Wiederholung eine kleine Ueberraschung, so daß ich ohne Langeweile dem Spiele bis zu Ende zuschauen konnte. — Es kömmt bei dem Stoße darauf an, schnell und leicht gegen den Eimer zu rennen, so daß der Uebersturz des Wassers hinter dem flüchtigen Reiter herab falle oder doch nur den Schwanz seines Thieres treffen könne. Diesem glücklichen Erfolge widersetzt sich nun zumeist die Tücke und Faulheit des Esels, aber auch die zögernde Vorsicht des Zielens hemmt den Reiter in dem entscheidenden Augenblicke, und doch will Jeder in den Reif stechen, denn es werden Preise dafür ausgetheilt. Also kreuzen sich die Interessen auf eine lustige Weise, und nur Derjenige ladet wohlverdienten Spott auf sich, der aus Gewinnsucht sich dem Wasserfalle ruhig aussetzt und durch das Stolpern seines Esels oder ein anderes Mißgeschick dennoch das Ziel verfehlt. Jeder Preis besteht in einem Papetto, das ist ein Zwei-Paulstück, nach unserer Rechnung etwa sieben Groschen. Die Gemeinde giebt das Geld und ordnet das Fest, das auch durch die ausgestellten Wachen auf dem Spielplatze sich als ein öffentliches kund giebt.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Der Weise hat ein Loos, das seinen Werth entscheidet: Verdienste, wo es gilt, und Unschuld, wo er leidet. Hagedorn.

Nicht eine Tugend, Harmonie der Tugenden macht glücklich. Tiedge.

Das Nützliche befördert sich selbst; denn die Menge bringt es hervor und Alle können es nicht entbehren: das Schöne aber muß befördert werden, denn Wenige stellen es dar und Viele bedürfen es. Goethe.

Es giebt nur einen heiligen Kampf, den mit Leidenschaften. Malesherbes.

Mancher fürchtet die Gelehrten nur, wie die Diebe die Laternen. Duclos.

Wo man dem Geiste die Freiheit beschränken muß, herrscht eine schwache Regierung, die durch Gewalt ihre Furcht vertreiben will. Rousseau.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Im Theater hat es manches Neue, aber wenig Erhebliches gegeben. Die Oper hat durch die Aquisition des Hrn. Wellereck, eines ersten Bassisten, ganz außerordentlich gewonnen. Ihm ward eine von den seltenen Stimmen, die in der Ueberfülle der Kraft sich zu mäßigen haben; mir schien es, als hätte ich nie eine tiefer ergreifende Stimme gehört. Man gab am 14. Oktober die „Zauberflöte", worin Hr. Wellereck zuerst in der Rolle des „Sarastro" auftrat. Dieser Gast war uns nicht lange vorher verkündet worden, und erschien ganz unerwartet, zum freudigen Erstaunen der Kunstliebhaber. Die Direktion stimmte ganz in den Beifall ein, den man diesem so reich von der Natur begabten jungen Manne zollte und suchte ihn für die hiesige Bühne zu gewinnen, welches auch gelang; so fehlt uns, da wir unsern Gerstäcker wieder besitzen, immer nur noch eine — erste Sängerin. — Am 4. November führte man im Stadt-Theater die „Jahreszeiten", von Joseph Haydn, bei gefülltem Hause auf. An diesem Tage darf kein Schauspiel seyn, weil der Buß- und Bettag eine ernstere Feier fordert. — Im Theater in der Steinstraße, dessen ich schon früher in diesen Blättern erwähnte, wollte man der Feier des Tages auch genug thun, und kündete daher an: „ein musikalisch-oratorisches Deklamatorium, mit mimisch-plastischen Gemälden, moralisch-religiösen Gegenständen in drei Abtheilungen." Man muß die grenzenlose Unwürdigkeit dieses Theaters kennen, um ganz das Lächerliche dieser pomphaften Ankündigung zu begreifen! — Obgleich kein gebildeter Mensch an der Halb-Erbärmlichkeit, die auf diesem Theater vorherrscht, Geschmack finden kann, so ist doch das kleine Haus fast immer voll; Ladendiener und Bursche, Dienstmädchen, und Comptoiristen selbst, besuchen es häufig und das wohl besonders der niederen Preise wegen, da hier der erste Rang weniger kostet, als im Stadt-Theater das Parterre. — In der Stadt hat sich manche Neuigkeit ereignet; eine derselben, die bei minderer Vorsicht von sehr traurigen Folgen für's Allgemeine hätte seyn können, ist das Verunglücken eines Boots im inneren Hafen, welches mit 10 Fässern und mehreren Kisten Arsenik beladen war. Diese ungeheure Menge Gift, hinreichend, die ganze Volksmenge in Deutschland zu vergiften, fiel im Binnen-Hafen in die Elbe; die Fässer zersprangen, und nur ein kleiner Theil blieb im Boot liegen. Dieser höchst bedenkliche Vorfall ward sogleich der Polizei angezeigt, die augenblicklich Wache an den Ort stellen ließ, wo das Unglück geschehen war, um zu verhüten, daß dort kein Wasser geschöpft werden konne; auch verbreitete man überall in der Nachbarschaft Anzeigen, damit kein Wasser aus den Pumpen gezogen wurde, die unmittelbar von der Elbe ihr Wasser erhalten. Ein Hund, der an jener Stelle aus der Elbe seinen Durst löschte, fiel augenblicklich todt nieder; ein Zeichen, in welchem hohen Grade das Wasser vergiftet worden war. Es sind fortwährend alle nur möglichen Vorsichtsmaaßregeln zur Verhütung von Unglücksfällen getroffen, und man darf glauben: daß Alles ohne Nachtheil für die Stadt abgehe. Ein vom Wasser bedeckter Pfahl, woran das Boot scheiterte, war die Ursache des Unfalls. — Es scheint gleichsam darauf abgesehen, die Bewohner dieser guten Stadt durch Bedrohung von Vergiftung zu ängstigen, indem vom Gesundheits-Rath hieselbst in diesen Tagen der Verkauf eines sogenannten Rhabarber-Zuckers, oder der Rhabarber-Morsellen, zu denen man viele andere Dinge, aber keinen Rhabarber bei dem Verfertigen benutzt, untersagt ward: weil der Genuß dieses Mittels die traurigsten Folgen, besonders bei kleinen Kindern, hervor gebracht hatte. Bei der Untersuchung fand man diesen sogenannten Rhabarber-Zucker aus Safran, Spießglanzglas und Zucker zusammen gesetzt; diese Composition erregte Schwindel, Erbrechen und bei kleinen Kindern sogar den Tod. Eine andere Anzeige desselben Raths warnt vor den von Engländern — diesen Meistern in der Kunst der Waarenverfälschung — selbstfabrizirten Rhabarber, der ganz ohne Wirkung bei der Anwendung bleiben muß, da dieses schändliche Surrogat durchaus keinen Rhabarber enthält. Wenn nun Aerzte, im Vertrauen auf die Wirksamkeit der verschriebenen Mittel, so betrogen werden, dann ist es wohl kein Wunder, wenn ihnen unerwartet die Kranken sterben, und dieser Betrug bleibt wohl vor allen andern, womit uns jenes industriöse Inselvolk überschwemmt, der allerabscheulichste und strafwürdigste, indem er geradezu das menschliche Leben antastet. Dank unserem Gesundheits-Rath für die Aufmerksamkeit; sie muß noch strenger werden! — Z —.

Literatur. Eine in vielen Gegenden Deutschlands wenig bekannte, aber wegen ihrer schätzenswerthen Eigenthümlichkeit bekannter zu seyn verdienende Zeitschrift erscheint in Oesterreich; es ist der „Hesperus", herausgegeben von dem würdigen Rath André (und im Verlage der Calveschen Buchhandlung zu Prag). Das rastlose Streben eines solchen verdienstvollen Gelehrten verdient die größte Anerkennung. Man durchblättere nur ein Paar Jahrgänge jener Zeitschrift mit richtigem Forschungsblick, und man wird sich über den geistigen Reichthum derselben nicht wenig wundern; dabei herrscht eine rechtliche, sich stets in den Grenzen des Anstandes bewegende Freimüthigkeit, wie sie leider nicht überall gefunden wird; und solche Oeffentlichkeit muß man auch in Oesterreich ehren. Eine Eigenthümlichkeit zeigt sich hier überall; so empfängt z. B. Keiner der Mitarbeiter ein Honorar; dagegen bildet jeder Jahrgang eine fortlaufende Preisbewerbung. Nur dem Vorzüglichsten, welches mit kritischem Blicke heraus gefunden wird, erkennen die Preisrichter den Ehrensold zu. — Für dieses Jahr stehen wieder zwei besondere Preise fest, jeder von 30 Dukaten, nebst Accessit von 10 Dukaten; der eine auf die besten Correspondenz-Nachrichten, der zweite auf die beste Erzählung in Prosa. Außerdem ist ein fortwährender General-Preis für den vorzüglichsten — gemeinnützigsten — Aufsatz bestimmt. — R —.

Ein Zeitungs-Redakteur wurde zum Duell gefordert; er antwortete: „Mein Herr! Wenn ich bleibe, haben Sie in der bewußten Sache doch nicht minder Unrecht; wenn Sie bleiben, können Sie mir keine bessere Meinung von sich beibringen; auf jeden Fall weiß ich aber, mich vor einem albernen Streiche zu hüten, und deshalb komm' ich nicht." (Courier.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 22. November. 190stes Blatt.

Der Mägde Krieg in Böhmen.

(Schluß.)

Unter dem Vorwand: er habe der Fürstin von Dewin wichtige und schmeichelhafte Dinge zu eröffnen, sandte Primislaus einen Herold an sie, mit der Bitte: einige ihrer vertrautesten Jungfrauen zu ihm auf sein Schloß zu schicken, denen er seine Geheimnisse anvertrauen wollte. — Wlasta ging in diese Falle und wählte die ausgezeichnetsten ihrer Gefährtinnen, welche sie an den Primislaus absandte, von dem sie gar liebreich aufgenommen wurden; er sagte ihnen: daß er gesonnen sey, nach Stadiz zurück zu kehren, um am Pfluge die süße Ruhe wieder zu finden, welche ihm der Thron nicht gewähre, und schloß mit folgenden Worten: „Geht und sagt Eurer Gebieterin: daß ich nur ihre Ankunft erwarte, um ihr die Burg Libin und meine Krone zu übergeben.“ — Durch ihren unmäßigen Ehrgeiz verblendet, glaubte Wlasta den Worten des Fürsten und sandte sogleich eine zweite Botschaft, um dem Primislaus zu verkünden: daß sie sein Erbieten annehme, und acht Tage später kamen mehrere Jungfrauen, den Fürsten an sein Versprechen zu mahnen. Auch diese wurden mit Auszeichnung empfangen; aber während des Mahles, womit sie Primislaus bewirthete, ließ er sie erdrosseln und ihre Leichname aus der Burg werfen, daß sie eine Beute der Raben und Hunde würden.

Als Wlasta diese Nachricht erhielt, blieb sie unbeweglich, und es schien, als habe das Erstaunen sie des Gebrauchs ihrer Sinne beraubt; aber bald ergoß sie sich in Schmähungen und Grimm. Beschämt, daß sie sich hatte hintergehen lassen, verfluchte sie sich selbst, verfluchte den Sonnenschein, welcher ihre Leichtgläubigkeit beleuchtet habe, und schwur: sich durch Mord, Brand und jede Art der Grausamkeit an Primislaus und den Seinigen zu rächen. — Schon glich der Dewin wieder einer Werkstatt des Krieges, wo man sich zu neuem Kampf bereitete, als sich der Wlasta eine Gelegenheit darbot, ihrer Wuth und Rache Genüge zu leisten. Man meldete ihr: daß Ctirad, der erste Rath und Vertraute des Primislaus, von zwanzig Rittern begleitet, nach Kopanian ziehen sollte, um dort ein Geschäft des Herrn zu verrichten. Sie ließ funfzig ihrer Jungfrauen sich in einem Walde verbergen, durch welchen die herzogliche Botschaft ziehen mußte, und befahl: den Ctirad lebend oder wenigstens sein Haupt auf den Dewin zu bringen.

Als die Weiber in den Wald gekommen waren, fesselten sie die schönste und listigste von Allen, Scharka genannt, und ließen sie, nachdem sie ihr ein Jagdhorn umgehängt und eine Flasche mit Meth auf den Boden gesetzt hatten, allein an dem Wege, wo Ctirad vorbei kommen mußte; dann verbargen sie sich im Dickigt des Waldes und harrten des Zeichens, über welches sie mit Scharka einig geworden. Als diese die herannahenden Männer hörte, begann sie zu wehklagen, und mitleidig trat Ctirad zu ihr, sie fragend: wer ihr ein so schweres Leid zugefügt? — Da entgegnete Scharka: „Ist Dir die Bosheit der Räuberinnen von Dewin nicht bekannt? — ich bitte Dich, befreie mich von diesen

Banden, dann will ich Dir die Begebenheit erzählen, welche mich in eine so bedauernswerthe Lage versetzt hat.“ — Ctirad stieg vom Pferde und band die Schöne los, worauf Scharka fortfuhr: „Ich bin die Tochter des Maçhoslas von Okorzin, und begleitete meinen Vater auf die Jagd — Du kannst es an diesem Jagdhorn und dem Meth sehen, womit ich meinen ehrwürdigen Vater erquicken wollte — als ich mich aber, ich weiß selbst nicht wie es geschah, von den Jägern entfernte, die ich nicht wieder finden konnte, fiel ich Unglückliche in die Hände der Dienerinnen der Wlasta, welche auf meine Weigerung, mich zu ihnen zu gesellen, mich also gebunden nach dem Diwin schleppen wollten, wo ich wahrscheinlich hätte den Tod erleiden müssen; aber wie sie den Tritt Eurer Pferde hörten, glaubten sie, mein Vater nahe, um mich zu retten, warfen mich vom Pferde und eilten davon. Wer Du auch seyest, o rette mir das Leben und gieb mich meinem Vater zurück!“ — Ctirad sprach tröstend zu ihr: „Beruhige Dich, meine Tochter! Ich kenne Deinen Vater gar wohl und werde Dich noch heute zu ihm führen.“ — Auf Scharka's Bitte setzte sich Ctirad auf den Rasen, trank von ihrem Meth und gab ihn auch den Gefährten zu trinken; aber dieses Getränk war mit zauberischen Säften also bereitet, daß es sie ihrer Kräfte beraubte. Scharka ersuchte nun den Ctirad: in ihr Horn zu stoßen, welche Bitte der Verblendete sogleich erfüllte; aber auf den Ton dieses Instruments drangen die Weiber herbei, fielen über die Getäuschten her und tödteten Alle, mit Ausnahme des Ctirad, welchen sie, mit Ketten beladen, unter wildem Jubelgeschrei, auf den Diwin schleppten.

Wlasta gerieth vor Freuden außer sich, einen Mann in ihrer Gewalt zu haben, den sie über Alles haßte, weil er stets ihren Planen im Wege stand, und schon am folgenden Morgen empfing Ctirad sein Urtheil, welches des Blutdurstes einer solchen Feindin würdig war. Er wurde an das Ufer der Moldau, dem Wischehrad gerade gegenüber, geschleppt, wo man ihm die Knochen zerbrach und ihn, auf ein hohes Rad geflochten, den schmerzlichsten Tod erleiden ließ. Wlasta hatte absichtlich diesen Platz zu seiner Hinrichtung erwählt, damit Primislaus ein Augenzeuge von der Todesart seines Freundes und Rathgebers seyn möge. — Sie wurde nun von Tage zu Tage hochmüthiger, glaubte, die Krone Böhmens könne ihr nicht entgehen, nahm die gröbsten Schmeicheleien ihrer Weiber an, welche sie Fürstin, Königin, Göttin nannten, und gab von ihrem Thron auf dem Diwin Gesetze für das böhmische Reich, welche zum Ziel hatten: die Männer ganz der Herrschaft des weiblichen Geschlechts zu unterwerfen. Erstens sollte man jedem neugeborenen Knaben den Daumen der rechten Hand abschneiden, damit er nie das Schwerdt führen könnte; zweitens sollte ihm das rechte Auge ausgerissen werden, damit er nicht mit dem Bogen schießen könne; drittens sollte bei der Geburt einer Tochter ihr die rechte Brust ausgebrannt werden, damit der Wachsthum dieses Theils sie nicht an Führung des Bogens hindere; viertens wurde es den Männern bei Todesstrafe verboten, Waffen zu tragen oder auf Gabelweise zu reiten; fünftens war es den Männern jedes Standes auferlegt: das Feld zu bauen und die Arbeiten der Sklaven zu verrichten, während es den Frauen allein vorbehalten war, das Vaterland zu vertheidigen und über die Sicherheit beider Geschlechter zu wachen; sechstens hatte eine Jungfrau das Recht, sich einen Mann zu wählen, welcher ihr genehm sey. — Diese Gesetze erhielten den vollkommenen Beifall der weiblichen Volks-Versammlung und wurden überall verkündet.

In ganz Böhmen herrschte Mißvergnügen unter den Männern, und sie stellten sich abermals bewaffnet und gerüstet, um den Beistand des Primislaus zu verlangen. Er aber antwortete ihnen: „In diesem Augenblick ist es noch nicht möglich, Euch an diesen grausamen Weibern zu rächen; doch haben mir die Orakel verkündet: daß die Götter, entrüstet über ihre Verbrechen, in acht Tagen selbe ihrem unseligen Schicksal überlassen würden — dann kommt wieder hieher, versammelt Euch auf dem Libin, und wir wollen mit Tages-Anbruch ausziehen, um Diwin zu belagern.“ — Am bestimmten Tage kamen die Männer wieder, und als der nächste Morgen graute, begab sich Primislaus an ihre Spitze. Man überschiffte die Moldau auf Flößen und begann die Burg zu belagern; aber die Frauen vertheidigten sich hartnäckig und begrüßten ihre Feinde so tapfer mit Pfeilen und Steinen, daß sie sich nach Verlauf einiger Stunden zurück ziehen mußten. Nach einer Weile der Ruhe führte Primislaus die Seinen wieder gegen den Diwin, aber mit eben so geringem Erfolg; die Belagerten sandten ihnen nicht nur einen Hagel von Pfeilen und Steinen entgegen, sondern gossen heißes Wasser und geschmolzenes Pech auf sie herunter. Primislaus, betrübt über den großen Verlust an Kriegern, verzweifelte daran, den Diwin mit Gewalt zu erobern und ersann eine List. Er befahl seinen Kriegern, sich schnell in den nahgelegenen Wald zurück zu ziehen. Wlasta, durch diese verstellte Flucht getäuscht, ließ alle Thore von Diwin öffnen und von ihren Kriegerinnen die Flüchtlinge verfolgen. Sie selbst, an der Spitze von funfzig ihrer entschlossensten Dirnen, griff den Nachtrab der Feinde mit Wuth an; aber auf ein Zeichen des Herzogs kehrten seine Krieger schnell um und standen in drohender Schlachtordnung den Weibern gegenüber. Es begann nun ein hartnäckiger Kampf, der lange unentschieden blieb, bis

endlich sieben Jünglinge mit kühnem Muthe bis zu Wlasta vordrangen; der Erste hieb mit seinem Schwerdte so stark auf ihren stählernen Helm, daß sie eine Wunde in den Kopf empfing; aber diese Verletzung schien Wlasta's Kräfte zu verdoppeln; sie verwundete fünf Jünglinge, und nachdem sie das hörnerne Schild des sechsten, Namens Stiason, in zwei Theile gehauen hatte, verließ sie das Schlachtfeld; Stiason aber warf sein zertrümmertes Schild von sich, folgte der Fliehenden und hieb ihr den Kopf von einander. Wlasta sank vom Rosse, und mit Jubelgeschrei und erhöhtem Muthe stürzte das Heer der Männer auf die Feindinnen, unter welchen sie grausam herum metzelten. Die dem Schwerdt entgingen, warfen sich schnell in die Burg, von den Siegern verfolgt, die mit ihnen zugleich eindrangen, und, ungerührt von ihren Bitten und Liebkosungen, sie tödteten und dann über die Mauern hinab warfen, die Leichname den Hunden und Vögeln preis gebend. — Primislaus befahl sodann, die Burg durch Feuer zu vernichten. — Als die Beute der Besiegten unter die Sieger getheilt wurde, bot man die goldene Halskette und den Ring der Wlasta dem Primislaus dar, welcher sie dem Stiason zum Lohn seines Muthes schenkte; Prinz Nezamisl erhielt das Schwerdt der kriegerischen Jungfrau und alle Andern wurden nach ihrem verschiedenen Verdienst bedacht. Gerle.

Aufrichtigkeiten.

In der empfehlenswerthen Schrift: „Die Jesuiten im Verhältnisse zu Staat und Kirche" (Zürich, 1819) sagt der Verfasser: „Wenn sich also jetzt der Orden wieder erhebt, wenn andere geheime Verbindungen (auch öffentliche, setzt Referent hinzu), die zum Theil, ohne es zu ahnen, von Jesuiten und Jesuitismus beherrscht werden, zwar verdeckter, aber eben so thätig, den freien Gebrauch der Vernunft zu unterdrücken und unter allerlei wechselnden Gestalten (wir sind so weit gebracht, daß wir sie nicht einmal alle nennen dürfen) Blindheit und Aberglauben zu verbreiten trachten, um ihre Herrschaft desto sicherer zu gründen, so wird nicht nur der Protestant, sondern auch jeder gebildete Katholik dem Aufkommen solcher Verbindungen mit allen Kräften entgegen wirken und dieselben als ein Unglück betrachten, dessen Größe Alles übersteigt, was die Menschheit seit mehr als zwanzig Jahren gelitten hat!" — Diese und ähnliche Aussprüche retten diejenigen, welche den Wahn begünstigen, wenigstens nicht vor der Verdammniß, welche die Nachwelt unumstößlich über sie aussprechen wird.

Hr. Hofrath Müllner giebt im „Yngurd" (letzte Scene) folgende Anordnung: „Die Reichsherren werfen sich auf seine (Yngurds) Hände und küssen sie in Thränen." Da hier nicht der Sprachton die Rührung aus zu drücken vermag, weil die Reichsherren eben nichts reden dürfen, so wäre, theatralisch gedacht, die Vorschrift doch nicht anders aus zu führen, als daß die Zuschauer die Thränenströme sehen müßten. Dies hat einen Rezensenten des „Yngurd" im „Hermes" (herausgegeben vom Hrn. Professor Krug in Leipzig) veranlaßt, ironisch zu sagen: „Die Reichsräthe werden angewiesen, beträchtlich zu weinen." Daß, nach der erwähnten gedruckten Vorschrift, eine gewaltige Summe von Thränen begehrt ist, findet Jeder ohne beträchtliches Nachdenken. Der Herr Confiturier der „Eleganten" (der sich bekanntlich besonders damit beschäftigt, Hrn. Müllner Zuckerwerk zu bereiten, welches aber oft einen fatalen Nachgeschmack mitbringt) findet jedoch (in Nr. 217) jenen Rezensenten, bloß um der mitgetheilten Aeußerung willen, so strafbar, daß er ihn mit den schmachvollsten Ausdrücken der „Zigeunerfreiheit" theilhaftig erklärt, ihn verfehmt und auf alle Weise an den Pranger gestellt wissen will. Hr. Hofr. Müllner, der die Rechte — ob er sie auch jetzt bei Seite gelegt hat — gewiß noch kennt, wird wahrscheinlich dem Confitürier bemerklich machen: daß er hier, statt des Zuckers, Arsenik genommen habe, glücklicher Weise aber das Giftige so offenbar sey, daß es Niemand schädlich wird: hoffentlich auch nicht dem Herausgeber der „eleganten Zeitung" (die der Confitürier zu einer intriganten Zeitung machen will), denn er wird, wenn einst manche Unbill — so z. B. das Verfahren gegen Wetzel — zur Sprache kömmt, wohl seine Gründe haben, da doch sonst keine Ursache vorhanden ist, an seinem Charakter zu zweifeln. Er selbst weiß auch ganz bestimmt, daß jener Rezensent für seine ironische Aeußerung in der sonderbaren Anordnung selbst — die freilich für eine Rezension unbedeutend genannt werden muß — den Beweis findet; er scheint aber dem Confitürier einen Raum vermiethet zu haben, wo er ihn sein Wesen treiben läßt; je weniger er sich in die Wirthschaft zu mischen hat, je lieber ist es ihm, und gern wollen wir wünschen: daß er nichts einbüßt, wenn etwa der Confitürier, nach langer spekulativer Papier-Reiterei, bei seinem Handel mit Gallenzucker gänzlich fallirt. Mag er sich mit dem Motto Tertullians: „Tacuisse neminem poenituit" besser befinden, als der redsüchtige Confitürier, der dazu dienen soll, den Spruch des Tacitus: „Felicitate corrumpimur" zu bewähren. Fr. Wendel.

Gnomen.

5.

Gott fürcht' ich allezeit,
Und dich — der ihn nicht scheut.

6.

Wer Unrecht dulden kann, geh' ohne Schwerdt umher;
Wer zornig ist, bedarf sonst keines Feindes mehr.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Frau Sophie Schröder. Seit Frau Schröder die Hamburger Bühne verlassen hatte, war mir die Gelegenheit nicht zu Theil geworden, ihren hell leuchtenden Vorschritt in der theatralischen Kunst wahr zu nehmen. Jetzt (Leipzig, im Juli 1819) fand ich an der Kunst dieser gefeierten Künstlerin Frucht und Blüthe zugleich zu bewundern. „Merope“, „Phädra“, „Sappho“, „Johanna von Montfaucon“, „Elisabeth“ (neben „Maria Stuart“) und „Lady Macbeth“ waren die Rollen, welche ich sah; die Anerkenntnisse, zu denen sie mich führten, sind diese: Frau Schröder hat außerordentliche Deutlichkeit, Festigkeit und Gemüthstiefe in den kothurnischen Darstellungen errungen. Sie verschmähte alles Kleinliche; zuweilen unterließ sie das Zarte und zuweilen gestaltete sie die Modifikationen des Gemüthsganges zu selbstständigen Abschnitten. Nicht selten siegt sie über das, was sie umgiebt, durch die Aufwallung ihrer Kraft und durch die fast unvergleichbare Steigerung derselben. Was die lebhafte Einbildungskraft der Künstlerin auffaßt, das stellt sie mit völliger, asthetischer Deutlichkeit dar und es wird zur klaren Anschauung. Hinwiederum wird auch um so klarer, was sie falsch ergriffen hat. Wohl ihr, daß sie dahin gelangt ist; denn so nur ist sie Künstlerin, der auch die Kritik willkommen ist; so nur ist sie das Kunstwerk ihres freien Gemüths vor Allen Augen. Selbst die Seele einer Phädra empfängt daher durch eine Schröder alle die Hoheit und Nacktheit zugleich, welche die antike Größe fordert und welche mehr ist, als der rednerische Glanz des Gedichts jenes Namens. Frau Schröder kennt das Mitspiel und spielt mit großer Abstraktion von Allem, was nicht während der Darstellung auf die Bühne gehört und eben deshalb kann sie leicht gestört, das heißt: dahin gebracht werden, daß man, trotz ihrer Besonnenheit, wahrnimmt, wenn sie von etwas Störendem überrascht wird. So sollen die Künstler seyn. Auf der Bühne soll die Besonnenheit dem, was nicht zum Gedicht gehört, nur für den Nothfall dienen, denn übrigens leben sie, mit Wegblick von allem Uebrigen, im Gedicht, in der Darstellung als solcher. Frau Schröder spielt mehr, als sie zu sprechen hat; möchte das auch Nachahmung finden. Zuweilen aber auch legt sie falsche Nebenbeziehungen, oder vielmehr zu viele Kraft auf die Nebenbeziehungen durch die Phantasie nicht sowohl, als durch die Ideen-Association. In der „Phädra“ z. B. betonte sie im ersten Akt das Wort Hekatomben und im letzten Akt das Wort Meden zu heftig und weckte die Nebenbeziehungen zu kräftig. Der Mantelwurf und die griechische Bekleidung hätten überall wohl ein wenig gewählter seyn können. Als „Merope“ erschien sie in Allem vortreflich, was das Weib zu sagen hat, für die Mutter war sie nicht innig genug. Alle zusammen gesetzten Gemüthslagen z. B., gemischt aus Angst, Mutterliebe und Haß gegen den Polyphont, fanden bei ihr vollendete Darstellung. Die größte ihrer Aufgaben war die „Phädra“ und diese Aufgabe löste die Künstlerin vortreflich. Freilich hätte der erste Auftritt mehr den voraus gegangenen Worten der Oenone:

Die Unruh treibt sie auf von ihrem Lager u. s. w.

entsprechen können; doch habe ich keine Phädra gesehen, die das erste Auftreten vollständig motivirt gezeigt hätte. Phädra war hiernächst in den Jahren, wo sie sich mehr hätte schmücken können, um dem Hippolyt zu gefallen (Oenone spricht vom reicher Bekleidung), und weniger, um vor dem Theseus als eine schlichte Hausfrau zu erscheinen. War die Rede:

Glanzvoller Erster meines traurigen u. s. w.

selber in ein wirkliches Gebet verwandelt worden; erschien in der Rede:

Schon früher fing mein Unglück an u. s. w.

nur die Erzählerin, nicht die erzählende Phädra (die Ode der „Sappho“ wurde deklamirt, aber nicht gedichtet), so war dagegen die Scene mit Hippolyt so gelungen, daß der suchendste Tadel nur ein persönliches Uebelbefinden des Tadlers verrathen würde. Wo Phädra die Nachricht vom Tode des Theseus empfängt, vergaß die Künstlerin die Stufen im Gemüthsgange, und die Liebe zum Hippolyt erschien als Wahnsinn, da sie doch zuvor nur darüber geklagt hat: daß der Liebe ganzer Wahnsinn in ihr tobe. Sie hörte die Nachricht vom Tode des Gemahls mit unversteckter Hoffnung; die Künstlerin schien dies für eine habituell gewordene Art zu halten, wie dieser Moment auf unsern Bühnen dargestellt werden müsse. Wäre sie doch ihrem eigenen Gefühl gefolgt! doch wer ist seines Gefühls stets ganz Herr? Geht mir es doch eben jetzt noch schlimmer. Denn Hr. Klingemann in seinen „Blättern eines Tagebuchs“ setzt Frau Schröder dem Hrn. Eßlair an die Seite, und ich, der ich Hrn. Eßlair lange nicht gesehen habe, thue das Umgekehrte. Es käme nämlich darauf noch an: wer von diesen Beiden, gerade in diesem Gedicht, am kunstgerechtesten und doch mit der mindesten Eitelkeit erscheinen würde. Frau Schröder sah ich auch als „Sappho“. Ein Blüthenlaub unter Regenschauer, wie das Gedicht, und doch habe ich vor Kurzem einzelne Momente dieser Rolle wohl noch mehr im Sinne des Dichters geben sehen. Von den vielen zweideutigen Accenten, deren sie in dieser Rolle beschuldigt worden ist, habe ich nichts gehört. Sie spielte diese Rolle mit Gefühl und dies hatte eine solche Gewalt, daß jene Zweideutigkeiten mir wenigstens durchaus unfühlbar waren. Die Darstellung der „Johanna von Montfaucon“ hatte ich vormals von einer andern Künstlerin vollendeter gesehen. Dennoch war Frau Schröder eine herzliche und ritterliche Natur in dieser Rolle, dem Styl der Darstellung angemessen. Die Rolle der „Elisabeth“ neben der „Maria Stuart“ (Demoiss. Böhler d. Aelt. zeigte „Maria Stuart“ die Jungfrau) ließ mich kalt. Die große Künstlerin dachte sich die „Elisabeth“, aber sie war es nicht. Tritt sie als „Lady Macbeth“ auf, so ist der Charakter schon klar, ehe sie die Hälfte der ersten Scene geendet hat. Da ist sie, wie der Dichter sie fordert. Weiterhin schien sich die Künstlerin, gegen den Geist des Dichters, in der psychologischen Entwickelung zu mäßigen; besonders fiel mir dies bei dem Mord des Duncan und bei der Tisch-Scene auf. Der Contrast zwischen der Höflichkeit, mit welcher sie die Aufmerksamkeit der Gäste vom Macbeth ab zu wenden hat und der Gewalt, welche sie über ihn selbst zu haben versucht, war von der Künstlerin nicht theatralisch deutlich genug gemacht.

A. E. v. Seckendorf.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 24. November. 191stes Blatt.

Zwei Briefe von C. M. Wieland an Sophie von La Roche.

Mitgetheilt von Franz Horn.

Diese und mehrere Briefe des unvergeßlichen W. empfing ich — man verstatte die Wiederholung des schon früher Gesagten — aus der Hand des Mannes, der allein sie geben konnte. — Man kann nie zu vorsichtig und sorgsam bei der Herausgabe eines solchen Nachlasses seyn. Wenn aber, so wie hier, weder Todte noch Lebende verletzt werden, wenn sich Züge finden, die zur Charakteristik des Abgeschiedenen beitragen, ohne daß ihm irgend Nachtheil dadurch erwächst, und wenn dem Leser Gelegenheit zu beziehungsreich bedeutenden Ansichten und in gewisser Hinsicht lehrreichen Vergleichungen geboten wird, dann, dünkt mich, darf selbst die sorglichste Besorglichkeit, die sonst allerdings walten soll, sich gelassen zur Ruhe begeben. F. H.

1.

Montag Abends um 7 Uhr.

(Ohne Datum; vermuthlich vom Jahr 1765.)

Keinen Brief, meine Freundin! Ich weiß nicht, was ich thue noch was ich denke. — Keinen Brief auf einen, wie der meinige vom 13ten war! das ist unbegreiflich. — Meine Magd holt mich um 7 Uhr von Ihrem Schwager nach Hause. — Ist ein Brief da? — Ja! — Ist das Siegel groß? — Nein! — Hier fiel mir der Muth schon — ich finde einen Brief, der mir zu jeder andern Zeit ein empfindliches Vergnügen gemacht hätte, ich lese ihn mit Abscheu, werfe ihn mit Abscheu weg — keinen Brief von K**! o Himmel!

Que penser, que dire chère amie? — j'en suis accablé — il faut — je ne veux pas achever cette pensée, je lui échappe avec horreur, elle me poursuit, elle est toujours devant moi — le cruel! — s'il est encore parmi les vivans, s'il peut écrire — assurément il ne sait pas combien il nous est cher — mais qu'il soit ce qu'il voudra, qu'il nous oublie, qu'il se divertisse pendant que je suis dans l'agitation la plus cruelle — pourvû qu'il vive, qu'il soit bien — et qu'il y auroit moyen de le savoir. — Il me vient une idée — je chercherai un correspondent à ** qui n'aura affaire qu'à me mander tous les jours de poste que K** vit encore — mais où le trouver? Je ne connois personne à ** — attendez! ce sera son valet de chambre — j'arrangerai cela. Je saurois au moins qu'il existe. — Non, il ne sait pas combien je l'aime — bon Dieu! que ce ne soit que cela! qu'il nous oublie, qu'il soye négligent, parresseux, ingrat, volage, tout ce qu'il voudra, mais qu'il vive! Si vous pouviez me voir ce soir, vous verriez un fou bien constaté. J'apelle les génies de l'amitié, j'apelle Sylphes et Gnomes, j'écoute si aucune me répondra — enfin j'éprouve que je me suis flatté trop tôt d'être guéri de l'enthousiasme. — La sagesse n'est pas faite ni pour un cerveau, ni pour un coeur comme le mien. — J'ai commencé à lui écrire une nouvelle lettre — elle est insensée mais elle lui peindra l'état de mon âme et il l'aura. Si c'est par négligence, qu'il n'a pas écrit, il mérite d'être puni, et il le sera en la lisant — s'il est innocent, s'il n'a pû écrire, il verra combien il nous est cher et il en sera heureux.

Non, il n'est pas mort, il n'est pas mourant, ni malade — il ne mourra pas, il est destiné à contribuer à notre félicité, il ne mourra pas — croyez-le, chère chère amie, il ne peut pas mourir avant que d'avoir rempli sa destination.

God dam! cette cour, ces fêtes, ces chasses, ces bals, ces assemblées et tout ce charivari qui l'a empeché de nous écrire — tout cela ne lui fait point de plaisir. Il auroit mieux aimé à s'entretenir avec des amis qu'il chérit, et ces fantômes, ces maudits Mitteldinge von Etwas und von Nichts, l'ont empeché de le faire. Assurément ce n'est que cela! maudite soit toute autre pensée! — Il n'est pas à lui-même il se doit à tant de personnes à tant de devoirs! Ces nuits que je peux employer à lui écrire, il doit les perdre dans un tourbillon de plaisirs soit — disant — tels. Encore une fois, peste soit de la cour et du grand monde — quand je pense, que c'est peut-être un petit-maitre S**, un chevalier vom Hasenfuß, une mijaurée à grands sentimens alambiques qu'elle ne sent point, qui l'ont empêché peut-être, qui lui ont volé les momens qu'il avoit espéré de me donner, ne croyez vous pas que j'enrage? et pouvez-vous m'en blamer? Que je le sache! ils me le payeront, fiez-vous-y. Je ferai tout une autre satyre contre eux que Scarron menaçoit de faire contre le hocquet.

Ce 30. Oct.

Je viens de calculer et récalculer le nombre des jours qu'il faut à une lettre pour arriver ici de **. Je ne comprends pas comment il y faudroit plus de cinq jours; il n'en faut que deux pour Nürnberg — cependant sa dernière lettre est du 11. et n'est arrivée ici que le 18., elle a donc été 7-8 jours en chemin, ce que je ne conçois pas. Cependant s'il faut 7 jours à une lettre il n'a eu la mienne du 14. que le 20. ou 21. et suivant ce calcul, il n'y a pas encore de quoi s'allarmer de son silence. Je le prierai de s'informer exactement là dessus, et de marquer toujours dans ses lettres la date du jour que la mienne lui est arrivée, et celle du jour que la sienne est partie. Cela nous éparguera à l'avenir les peines d'une attente frustrée.

Le mauvais tems nous a empeché, Vous et moi, d'envoyer et de faire chercher ce billet. — On se feroit scrupule de chasser un chien dans un tems comme celui là.

Demain la même raison vous empechera de venir en ville. Je travaille ici tout le jour, mais le soir je sens le fardeau de la solitude. — Le seul plaisir qui peut me rendre supportable cet insipide genre de vie c'est de Vous voir quelquefois. Je n'en dis pas d'avantage. — Notre âme est susceptible de tant de façons d'être heureux qu'un coeur sensible trouve des ressources jusque dans ses privations. — Quel plaisir, quel bonheur pour moi de Vous voir! — Ce bonheur est interdit à mon ami. — Je n'ai besoin que de cette réflexion pour m'imaginer, pour sentir — même — au moins quelques momens — qu'il n'y a point de félicité au de là de celle de Vous voir. — Ne m'oubliez pas chère cousine. — Je n'ai au monde que Vous, La Roche et K**. Qu'est-ce pour moi que tout le reste? — j'en excepte ma pauvre Bibi — elle me tient à coeur, je sens quelquefois bien douloureusement sa privation — elle est malheureuse et je ne peux pas y remédier. —

Wieland.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Pflanzenfülle der Tropen-Länder.

Als ich heute zu dem Oheim kam, war sein Zimmer mit dem Duft von Maiblumen erfüllt, welche seine Dienerin von dem Markt mit nach Hause gebracht hatte; die Fenster waren offen, und in dem hellsten Schein der Sonne wehten milde Lüfte herein; mit vergnüglichen Spielen trieb sich außen jubelnd die Jugend auf den Straßen umher. Es zog uns unwillkührlich in das Freie hinaus, und in der erquickendsten Landschaft, mitten in dem Grünen und von Blüthen recht eigentlich überstreuet, priesen wir die wunderbare Macht, die in jedem Jahr neues Leben, neue Lust hervor ruft. — Aber was ist alle Pracht und Herrlichkeit unseres Frühlings gegen die mächtigere und reichere Vegetation in den Tropen-Ländern, deren Pflanzen die unsrigen an Größe, Mannigfaltigkeit, glühendem Farbenlichte und wunderbarer Pracht weit übertreffen. „Denn in den Tropen-Ländern" — mit den Worten eines berühmten Mannes zu reden — „sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichen Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zwei Mal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Madalenen-Flusses in Süd-Amerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indianischen Knaben bei ihren Spielen über den Scheitel ziehen." — Und wo zumal zeigte sich das Pflanzenleben in größerer Ueppigkeit und unerschöpflicherer Fülle, als eben in den heißfeuchten Gegenden des südlichen und mittleren Amerika, also, daß — wie gleichfalls Herr v. Humboldt berichtet — „von den Ufern des Orinoko bis zu denen

des Amazonen-Stromes und Ucayale, in einer Ebene von mehr als 300 Meilen, das Land ein ununterbrochen dichter Wald ist. Hinderten nicht trennende Flüsse, so könnten Affen — fast die ausschließlichen Bewohner dieser Einöde — ohne die Erde zu berühren, von Zweig zu Zweig sich schwingend, aus der nördlichen Hemisphäre in die südliche übergehen. Aber diese unermeßlichen Waldungen bieten dem Auge nicht das ermüdende Schauspiel der geselligen Pflanzen dar. Kein Gewächs übt hier verdrängende Herrschaft über die andern Gewächse aus."

Mit Begeisterung sprechen alle Reisende, welche jene Gegenden besuchten, von den Wundern ihres vegetabilen Lebens, und statt aller Andern möge hier nur Einer, unser Landsmann, Herr v. Langsdorf, von seinem Aufenthalt auf der Küste von Brasilien erzählen. „Meine Begleiter" — sagt er — „konnten es nicht begreifen, wie es möglich sey, daß ich die ihnen so alltäglichen Gegenstände, die Verschiedenheit und den Wuchs der mit Blüthenkronen bedeckten Riesenstämme, den Wohlgeruch der Atmosphäre, die neuen Figuren und Farben der Schwämme, die Größe und wunderbare Abwechslung der Farren-Kräuter so sehr bewunderte. Statt der Cocos- und Bananen-Bäume, statt der Kaffee-, Reis-, Zucker- und Baumwollen-Plantagen, statt der Tapiocca- und Manduin-Felder, deren Anblick mich längs der See-Ufer fesselte, erblickte ich nun (nachdem sie weiter landeinwärts gekommen waren) in dunkeln, schattenreichen und undurchdringlichen Wäldern die höchsten, dicksten und schlankesten Bäume, die sich je meinem Auge darstellten. Die hohen Stämme, deren Kronen aus schattenreichem Laub bestehen, und deren Aeste mit Blumen und Früchten bedeckt waren, machten einen ganz eigenen Eindruck, so wie auch die verschiedenen Schlingpflanzen, die sich zum Theil bis zu den höchsten Wipfeln der Prachtbäume winden, von denen tausenderlei Arten von Schmarotzerpflanzen, bald hier, bald dort, die schönsten mit natürlichen Guirlanden behängten Gruppen bilden. — Die üppige Natur, welche hier die höchste Idee, die sich nur von Fruchtbarkeit, von Abwechslung der Farben und Schönheit des Baumschlages, von Anmuth und Reichthum träumen läßt, bei weitem übertrifft, belebte auch noch diese Waldungen mit unendlich verschiedenen Geschöpfen. — Hier rechts Papageien von mancherlei Größe und Farben, die mit lautem Geschrei scheu und schnell vorüber fliegen; dort links ein großgeschnäbelter, bald roth, bald gelb gebrüsteter Pfefferfraß, der, aller Nachstellung unkundig, die mir unbekannten Früchte des nahen Baumes verzehrte; tiefer im Walde ertönte das Geschrei und Gebrülle von Affen; zu meinen Füßen öffneten sich die Höhlen der Panzerthiere; dann ein bunter Schmetterling, der sich, größer als ein Vogel (z. B. papilio Idomeneus), majestätisch von Blume zu Blume bewegte; dann wieder ein wunderschöner Kolibri, der schwirrend den süßen Honig aus dem Wohlgeruch duftender Blüthen saugte; hier eine giftige Schlange, die, sich queer über den schmalen Fußsteig windend, den fremden Wanderer schreckte, während die himmlische Harmonie der bunten Singvögel dessen Ohr und Herz mit Wonne und Entzücken füllte."

Wer müßte nicht, indem er dieses liest, verwundert ausrufen: Welch reiches, kaum begreifliches Leben jener Regionen! Aber dennoch, möchten wir wohl die gesegneten Gegenden unseres mittleren Deutschlands, die schöne Umlande des Rheinstromes, vertauschen mit aller Pracht und Ueppigkeit Brasiliens?

A n e k d o t e n.

Die Opern-Sängerin Allan in Paris wurde nach einigen Gastrollen in Rouen mit einem Kranz und einem kleinen Gedicht von langen Versen beschenkt, worin das Maaß so falsch und überschritten war (es bestand in 14 — 16sylbigen Alexandrinern), daß ein Spottvogel bedauernd sagte: man habe sie falsch und ohne Maaß gelobt.

Abbé d'Aumont hatte eine Theater-Loge für Freunde und Freundinnen gemiethet und erwartete seine Gesellschaft, als es für den Marschall Albret in dem überfüllten Hause an Platz fehlte. In dieser Noth öffnete man ehrerbietig die noch leere Loge des Abbé und dieser mußte weichen. Da ihm hierauf Jemand sagte: er hätte es nicht thun sollen, entgegnete d'Aumont: „Wie konnt' ich des Marschalls erste Heldenthat stören: er hat ja noch nichts genommen, als meine Loge!"

Ein Bauer wollte in einer Buchhandlung „Rohlwes Vieharznei-Buch" kaufen; als man den Preis von 20 Groschen forderte, bot er weniger, und auf den Bescheid: daraus könne nichts werden, legte er still 10 Groschen hin und sagte naiv: „Na, denn geben Sie's mir man halb!"

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Entstehen Zeiten, wo der, welcher das Beste der Gesammtheit bezweckte, leichtsinnig werden muß, um sich nicht in Gefahr zu bringen, dann hat die Hoffnung der Menschheit immer wieder einmal ihren Prozeß verloren. Montesquieu.

Es giebt einen Grundsatz in der Politik, der alle Rechtlichkeit vernichtet, der nämlich: Man muß niemals Sclave seines Wortes seyn. Fox.

Ein übel bewahrter Staat hat vier Zustände: erst sittenlos, dann creditlos, bald darauf ringsum angefeindet und endlich entvölkert. Bako.

Eine der größten Täuschungen gewöhnlicher Fürsten ist ein großes Heer. Friedrich der Große.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Das böhmische Museum hat einen sehr wichtigen und erfreulichen Zuwachs durch die gütige Theilnahme des Ministers, Fürsten von Metternich, empfangen, welcher zwei böhmische Manuscripte, die im dreißigjährigen Kriege nach Stockholm gekommen waren, zur Abschrift aus der königl. schwedischen Hof-Bibliothek erhalten hat. Die eine dieser Handschriften in Quarto enthält 1) ein Pastorale vom Jahre 1464; 2) die Fortsetzung der Perzewitzer Chronik von 1393 — 1454 mit vielen schätzbaren Zusätzen; und 3) das Tagebuch böhmischer Abgesandten zu Rom vom Jahr 1462. Die zweite Handschrift in Oktav umfaßt 1) das Rittergedicht Tristran, geschrieben 1483, worin jedoch einige Blätter fehlen, und 2) das Rittergedicht Tandarias und Floribella. Es wäre für die böhmische Literatur zu wünschen, daß der Inhalt des historischen und poetischen Theiles dieser beiden Bände durch den Druck bekannt gemacht würde. — Ich kann es mir nicht versagen, hier eines der schönsten und wohlthätigsten Institute unserer Stadt zu nennen, welches, meines Wissens, in auswärtigen Blättern noch nie erwähnt wurde. Seit acht Jahren nämlich besteht hier ein Verein adelicher Kunstfreunde, welche alljährlich auf dem sehr schönen Haustheater im Palast des kunstsinnigen und wohlthätigen Grafen von Clam-Gallas einige dramatische Vorstellungen geben, deren Einnahme wohlthätigen Zwecken gewidmet ist. An der Spitze dieses Vereins stehen der Graf und seine edle Gemahlin, und die gesammten Ausgaben für Beleuchtung, Dekorationen, Maschinerie, Statisten, Musik, Buchdruckerei u. s. w., welche sich seit Gründung dieser Anstalt leicht auf 30,000 fl. belaufen dürften, deckte jener Wohlthäter allein. In den verflossenen 8 Jahren trugen diese Vorstellungen nahe an 100,000 fl., welche theils den barmherzigen Brüdern, theils dem Hospital der Elisabethinerinnen zu Theil wurden, und im Jahr 1817 erhielt auch das hiesige Armenhaus eine Summe von 6129 fl. — Die Prager Zeitung enthält seit Anfang des heurigen Jahres einen Geschichts-Kalender Böhmens, welcher allerhand Curiosa angiebt. So erfuhren wir am 13ten August: daß im Jahr 1060 der böhmische Herzog Bretislaw, mit dem Beinamen der Kriegerische, im Böhmerwalde Kaiser Heinrich III. geschlagen, der Böhmen mit Krieg überzogen habe, weil Bretislaw vorher auf seinem Zuge nach Polen von dort mit einer großen Beute wieder nach Hause kehrte, welche dieser Kaiser, auf Anstiftung der Polen, von ihm nicht nur ausgeliefert verlangte, sondern ihn auch jährlich mit gewissen Summen in Geld und Naturalien zinsbar machen wollte. Diese Schlacht war fürchterlich: „denn, da die ganze Armee des Kaisers sammt den Anführern zusammen gehauen wurde, flüchtete dieser selbst sich kaum nach Baiern"—!! Das Interessanteste an der Sache und ein Beweis: wie grimmiger Haß auch über die Grenzen dieses Lebens hinaus reicht, ist — daß Bretislaw schon im Jahr 1055 und Kaiser Heinrich III. 1056 starb; also haben Beide die fürchterliche Schlacht nach ihrem Tode geliefert. Einen hiesigen Dichter soll jedoch diese Notiz auf den Gedanken gebracht haben, eine Epopäe: „Die Geister-Schlacht im Böhmerwalde", Fortsetzung der „Reiter bei Blanik", zu schreiben. In den ersten Tagen des Oktobers meldete uns sothaner Geschichts-Kalender: „daß die Heirath Wenzel III. im Anfang angenehm, im Mittel traurig und am Ende sehr unglücklich gewesen sey."— Hier hat seit einem Jahre ein Verbreiter der „Hahnemannschen homöopathischen Kurmethode" Epoche gemacht. Ein Militair-Arzt nämlich trat auf und bot sich an: durch praktische Anwendung der Grundsätze, welche Hahnemann in seinen Organen der rationellen Heilkunde und Arzneimittel-Lehre aufstellt, alle Krankheiten auf eine bequemere, wohlfeilere und zuverlässigere Art zu heilen. Er gab bloß einzelne Tropfen und Pillen ein, und daher strömte Alt und Jung dem „wohlfeilen Arzte zu, welcher die Tropfen eingiebt" — so bezeichneten ihn seine Patienten und Spötter bildeten daraus den Namen: Tropfen-Doktor. Da aber dieser Arzt seine Medizinen selbst bereitete, und, allen Gesetzen zuwider, keine Recepte schrieb, so gelangte Klage an die medizinische Fakultät, endlich ein Bericht derselben an die Landesstelle und von dieser nach Hofe, welcher wahrscheinlich den Erfolg hat: daß dem Arzte das Tropfen- und Pillenwesen untersagt und er zu der militairischen Praxis, als seinem eigentlichen Wirkungskreise, zurück gewiesen wird. Die Zeitschrift „Hesperus" liefert den Fall ausführlich, wie es scheint, von einem Eingeweihten der Heilkunde dargestellt, und der Herausgeber fügt folgende Bemerkung hinzu: „Merkwürdig genug für uns Laien, deren Haut, ja Leben es eigentlich gilt." Auch ist über die praktische Anwendung der Hahnemannschen homöopathischen Methode so eben ein kleines Werk von dem würdigen und gelehrten Professor Bischoff (in der Calveschen Buchhandlung) erschienen.

— W. —

London. Ein Weinhändler hier zu Lande ist ein Mann, der von seinen Kunden das halbe Geld für nichts einsteckt und ihnen für die andere Hälfte schlechten Capwein als guten verkauft; ein Kaufmann ist ein Mann, der Dienstags und Sonnabends die Zeitungen lieset und mit seinen Gläubigern accordirt; ein Bankerottier ist ein Mann, der sich ein Landhaus, Kutsche und Pferde hält, und seinen Creditoren zu Fuß, wenn er ihnen begegnet, vornehm zunickt. — Ein alter Kaufmann ist ein Mann, der ehrlich kauft und verkauft, aber keine Kunden hat; ein neuer Kaufmann ist ein Mann, der für 100 Pfund Waaren einkauft, sie für 90 verkauft, und von dem — Profit anständig lebt. Ein Hopfenhändler ist ein Mann, der ein Jahr in eigener Kutsche, im folgenden Jahre auf fremden Kutschensitzen fährt. Ein ächter Gentleman aber ist jetzt ein Mensch, der in einem Dachstübchen wohnt und von der Luft lebt. (Morn. Chron.)

Mystik und Fatalismus machen auf den deutschen Bühnen kein Glück mehr; die jüngeren Dichter greifen wieder nach den historischen Stoffen und die älteren Dichter bedauern es, mit ihrem Talent der Frömmelei und Schwäche nachgegeben zu haben. (Morn. Chron.) Ob es wirklich so ist?

Eine auswärtige Zeitung giebt folgende Beobachtung über die englische Sprache: Sie besteht aus 6621 Wörtern lateinischen Ursprungs, 4361 französischen, 2060 sächsischen, 1288 griechischen, 660 holländischen, 229 italienischen, 117 (nur?) deutschen, 111 gallischen, 83 spanischen, 81 (nur?) dänischen, 18 arabischen Ursprungs, und aus noch mehreren Wörtern der altteutonischen, gothischen, hebräischen, schwedischen, portugiesischen, russischen, egyptischen, persischen, cimbrischen und chinesischen Sprache. Im Shakspeare, Pope, Swift und Milton sollen zusammen nicht über 100 rein englische Wörter vorkommen. (Independ.) Wer möchte darüber wohl so genau unterrichtet seyn?

Die Einwohner einer kleinen Stadt eines nördlichen französischen Departements bemerkten: daß der Hauptplatz ihrer Stadt groß und leer sey, und daß ein kleines Denkmal in der Mitte desselben sich recht gut ausnehmen müsse. Sogleich versammelte sich die Stadt-Obrigkeit und entschied in ihrer Weisheit: daß unstreitig ein Springbrunnen sich am artigsten ausnehmen werde. Die Fonds dazu wurden ausgemittelt, gebilligt, die Arbeiten bedungen, und in Zeit von einem Jahr stand der Springbrunnen zur Bewunderung aller Einwohner fertig da. Jeder war über die Pracht und Vollkommenheit des Baues entzückt, als es mit einem Mal ihnen einfiel, daß nichts weiter fehle, als — das Wasser! Daran hatte man nicht gedacht, und seit fünf Jahren harrt ein hochedler Rath nun schon darauf: daß ein neuer Moses das Werk in Thätigkeit setze. (Independ.)

Am 21. Oktober in der Nacht fiel ein ungewöhnlich früher Schnee in London. Hierzu wird die Bemerkung gemacht: gerade vor 18 Jahren ist, an demselben Tage, häufiger Schnee gefallen, und der darauf folgende Winter äußerst milde gewesen. (Morn. Chr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 26. November. 192stes Blatt.

Die Philosophie in der Klemme.

Was auch verläumderische Zungen zum Nachtheil des schönen Geschlechts erdichten oder Wahres sagen mögen, so kommen dennoch die hartsinnigsten Widersacher mit den eifrigsten Verehrern desselben darin überein: daß es in der That liebenswürdig sey; und die grimmigsten Spötter und Verächter weiblicher Vollkommenheiten sehen sich endlich gezwungen, offenkundig oder insgeheim, ihr vorlautes Brüsten mit Stärke und Unbesiegbarkeit zu den Füßen der Schönheit zu widerrufen und — ab zu büßen. — Aristoteles — ich glaube, jeder meiner Leser wird eine Ehre darin finden, sich seiner Bekanntschaft rühmen zu dürfen, und jede schöne Leserin wird wenigstens schon seinen Namen gehört haben — Aristoteles, sag' ich, war ein weiser Mann; aber er fand hinlängliche Ursache, sich hinter den Ohren zu kratzen, als er einmal, im Uebermuth und frechen Vertrauen auf seine Weisheit, vergaß: daß „mit Amor nicht gut scherzen ist", wie sich die liebenswürdige Florette, wohlbestallte Kammerzofe der spröden „Donna Diana von Barcellona" bei jeder Darstellung dieser beliebten Komödie sehr erbaulich aus zu drücken pflegt; und von jenem weisen Manne will ich nun hier ein närrisch Historchen erzählen.

Der unsterbliche Landstreicher, Alexander der Große, der nach langem, völkerfressenden Vagabundiren endlich dahin gekommen, wohin ihm sein spät nachgeborener Zwillingsbruder in unseren Tagen vergebens nach zu kommen trachtete, das will sagen: nach Indien; dieser Gott und Sohn Gottes, nämlich des Ammon Jupiter, dieser Held — „dessen Name, von der Jahre Lau[illegible] schneerein gewaschen, noch immer neue Helden her[illegible] ruft, die Welt in's Verderben zu stürzen" — die[illegible] mazedonische Napoleon schien, unter jenem milden Him[illegible] mel, auf einmal im innersten Wesen verändert, plötzlich menschlicher und weiser geworden zu seyn — welches ich für synonim halte — und bezeugte dies damit, daß er eine Weile, statt Krieg, Frieden spielte. — Es war eine junge indische Tänzerin, die diesem sehr vergänglichen Gotte die Donner des Krieges aus den Händen wand und der weinenden Erde Zeit verschaffte, sich die Thränen von dem verwüsteten Antlitz zu trocknen. Der Unsterbliche hing Schwerdt, Scepter und Diadem an den Nagel und schien für nichts mehr Sinn zu haben, als für seine Geliebte. So sehr er jedoch solches vor dem Auge der Welt zu bergen versuchte, es half nichts: den jetzt müßigen Geierblicken seiner Hofherren konnt' es nicht entgehen, was der eigentliche Beweggrund seiner Menschlichkeit seyn möge. — Da indessen damals die Völker noch nicht so zahm und beherrschbar waren, um das Recht zur Herrschaft, auf einem Bogen Löschpapier gedruckt, denselben klar machen zu können, so ging es mit dem Regierungsgeschäft ziemlich mißlich — und das Heer so wie der Staatsrath murrten im Stillen über die Weichlichkeit des großen Alexanders. Aristoteles, der ihm, seinem Zögling, bisher in allen Richtungen gefolgt war, und gegenwärtig an seinem Hoflager ohngefähr das Amt eines Oberhofmarschalls bekleiden mochte, fand endlich das Treiben des

Königs zu toll, und entrüstet, zu sehen: wie Alles durch einander ging, entschloß er sich, nach gewaltigen Umtrieben in seinem Kopfe, dem Herrn der Welt kurz und derb den Text zu lesen, hoffend: daß man gegen ihn nicht gleich ein fatales Abführungsmittel brauchen würde, ob man auch dergleichen damals schon verstand, indem man verbannte. — „Was muß ich hören" — begann er zu demselben im strengen Ton eines Weisen und Lehrers — „Du, Alexander, entblödest Dich nicht, von einer gemeinen Leidenschaft, von einem thierischen Triebe Dich beherrschen zu lassen? Du, der Du die Welt zu Deinen Füßen nieder zwingen möchtest, kannst — anstatt die Zügel der Weltregierung mit starker Hand zu lenken — zum Skandal der mauläffigen Erde Dir von einem indischen Weibsbildchen auf der Nase tanzen lassen? Pfuy! schäme Dich, daß ich mich nicht Deiner zu schämen habe! Was muß die Nachwelt von mir, Deinem Lehrer, denken, wenn sie erfährt, daß meine Gegenwart selbst Dich nicht abhielt, gleich dem Gemeinen Dich ins Joch unedler Begierden zu schmiegen, und nebenbei Deine Pflicht, für das Wohl Deiner Reiche zu sorgen, ganz und gar zu vergessen? Reiße Dich los aus den Armen Deiner buhlerischen Sklavin; sey **Alexander**, und nicht ein üstling!" — „Meister!" antwortete gelassen der große xander — denn damals war es noch Mode bei den nigen, die Wahrheit gelassen an zu hören, und sich über den Freimuth der Räthe nicht zu entrüsten — „Meister! Du thust übel daran, mich in meinem Vergnügen zu stören. Was meine Indierin betrifft, so muß ich Dir wohl Deine unüberlegten Lästerungen zu Gute halten; Du kennst sie nicht, wenigstens nicht so genau als ich; und es wäre mir auch nicht lieb, wenn Du sie so genau kennen solltest — doch enthalte Dich künftig Deiner Weisheit, wenn die Rede von ihr seyn wird: ich könnte Dir sonst gram werden. Uebrigens bin ich Dir in Gnaden gewogen!" — Die Audienz war vorüber und Alexander ging, sich in den Küssen seiner Orphale — so hieß das liebenswürdige Kind — zu berauschen, um die unbequemen Bemerkungen seines Majordomus zu vergessen. Denn unbequem waren sie ihm allerdings, da er, trotz seiner legitimen Unfehlbarkeit, es nicht unter seiner göttlichen Würde hielt, in sich den gebrechlichen Sterblichen zu erkennen, und nächstdem den Aristoteles, ob es gleich nur ein Gelehrter gewesen, als einen Mann ansah, der allenfalls vernünftiger seyn könnte, als selbst ein König, ohne sich dabei zur Ausnahme zu machen. Daher kam es, daß, ohngeachtet der verdoppelten, stürmischen Zärtlichkeit Orphalens, Alexander nicht zu jener Munterkeit kam, die er sonst wohl hatte. — „Was fehlt Dir, großer König?" fragte sie ihn endlich, indem sie ihm die Haare aus dem Antlitz strich und seine unsterbliche Stirn küßte und — Alexander war schwach genug, ihr die Strafpredigt seines Hofweisen, Wort für Wort, zu hinterbringen. (Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Briefe von C. M. Wieland an Sophie von La Roche.

2.

Liebste Freundin! Hier ist, mit meinen wärmsten Wünschen für Ihre vorhabende Reise, der verlangte Brief an Herrn W. Es sind wenigstens 19 oder 20 Jahre, seit ich ihm nicht mehr geschrieben habe, und dies ist mehr, als es braucht, um Jemanden zu vergessen, den man nur durch ein Dutzend Verse und ein Paar Briefe kennen gelernt hatte. Ich ging daher auch etwas schwer daran, an den alten Mann zu schreiben, der mich wahrscheinlicher Weise längst vergessen hat: aber da Sie es so ernstlich wollten, so mußte ich ja wohl gehorsam seyn. — Ich gestehe Ihnen, beste Sophie, ich wäre sehr gelüstig, die Wallfahrt nach Paris mit zu machen, wenn ich es thun könnte, ohne unter meinem eigenen Namen irgend einer Parisischen Seele bekannt zu werden; denn die sorte de célébrité, die man mir theils durch übertriebene und schiefe Elogen in Journalen und dergleichen, theils durch elende Uebersetzungen meiner Schriften gegeben hat, würde eine unerträgliche Last für mich seyn. Ich halte es im ganzen Ernst für ein großes Unglück, aus dieser Welt zu gehen, ohne Rom, Neapel, Paris und London gesehen zu haben: da es mein Schicksal nun aber so mit sich bringt, so tröste ich mich, so gut ich kann, und freue mich nun einstweilen auf alles Schöne, was Sie, meine Freundin, uns nach Ihrer Zurückkunft von Ihren zu Paris erhaltenen Eindrücken und gesammelten Reflexionen zu lesen geben werden, und was durch das medium, wodurch Sie alle diese Dinge sehen und uns wieder geben werden, so viel Neues und Interessantes erhalten muß.

Wenn Sie Gelegenheit haben sollten, den Directeur der Bibliothèque des Romans oder einen seiner Freunde kennen zu lernen, so würde es freundlich von Ihnen gehandelt seyn, wenn Sie ihm sagen wollten: daß er mir eine Menge Reparationen schuldig ist. Es kann z. B. nichts Ungerechteres seyn, als 1) einen Auszug aus dem „neuen Amadis" zu machen, ohne den Lesern, die das Original nicht kennen, eine richtige Idee von dem, was das Charakteristische des Werks ist und seinen eigentlichen Werth ausmacht, zu geben; ohne ihnen zu sagen: daß ein Gedicht dieser Art mit dem Styl und der Versifikation **Alles** verliert und also keines Auszugs fähig ist; 2) nicht zu bemerken: daß der deutsche „Neue Amadis" viele Jahre vor dem „Amadis des Gaules" des Comte de Tressan heraus gekommen, und also weder eine Nachahmung desselben ist,

noch mit demselben rivalisiren wollen kann; endlich 3) nicht zu sehen, daß es absurd und unartig ist, zwei himmelweit von einander verschiedene und gar nichts als den Namen „Amadis" mit einander gemein habende Werke mit einander zu vergleichen, und über ihren Vorzug zum Nachtheil des einen entscheiden zu wollen. Ueberhaupt ist mir durch die Auszüge in der Bibliothèque des Romans und durch die Uebersetzungen meiner Schriften (wozu ganz neuerlich eine abscheuliche Uebersetzung des „Oberon" in französischen Versen, von, Gott weiß, welchem Capitaine de B. gekommen ist) bei den Franzosen ein tort irreparable geschehen. Außerdem daß alle diese Auszüge und Uebersetzungen elend, schülerhaft und geschmacklos gemacht sind, so geben Sie mir auch vis-à-vis des François un air de prétention, das Ihnen eben so lächerlich vorkommen muß, als es von mir und meinem Charakter entfernt ist. Nie in meinem Leben ist mir eingefallen, für die Franzosen zu schreiben. — Doch genug hiervon. Retten Sie meine Ehre, so gut Sie können, wenn Sie Gelegenheit dazu bekommen; und sagen Sie den Franzosen, daß Dorats „Selima" die einzige gute Uebersetzung ist, die jemals von etwas, das aus meiner Feder kam, gemacht worden; daß ich aber erst 18 Jahre alt gewesen, da ich dieses kleine Gedicht (Selim und Selima) geschrieben habe. Hätte Dorat mich im Original lesen und völlig verstehen können, so wäre er, und er allein, der Mann gewesen, der „Musarion" und andere Werke dieses Schlags von mir hätte gut übersehen können; denn schöne Verse müssen wieder in schöne Verse übersetzt werden, ou c'est se moquer des lecteurs et de l'auteur qu'on prostitue par une traduction prosaïque et infidele d'un poëme, qui étant dépouillé des grâces de l'expression, du stile et de la versification, perd au moins les trois quarts de son mérite — doch wie gesagt, nichts mehr von dieser leidigen Materie.

Umarmen Sie Ihren La Roche für die Güte, die Er gehabt, die letzthin mir überschickte Stelle aus den „Folies philosophiques" eigenhändig für mich ab zu schreiben. Dieses Merkmal seiner mir so sehr schätzbaren Freundschaft und des Antheils, den er an mir nimmt, ist mir unendlich viel angenehmer, als alle gedruckten Elogen; wiewohl ich gestehe: daß es mir, da ich auf so vielfältige Art von Franzosen mißhandelt und in ein falsches Licht gestellt worden bin, nicht gleichgültig war, zu sehen: daß mir doch in irgend einer französischen Schrift Lobsprüche, deren ich mich nicht zu schämen habe, gegeben worden.

Die Frau ** ist zu Ende des vorigen Jahres ein Paar Wochen hier gewesen und ich habe also ihre Bekanntschaft gemacht. Sie ist eine gute, aber aus ihrem gehörigen Kreise ausgetretene oder heraus gerückte Frau, die nun, wie Noah's Taube, herum flattert, und, da sie nirgends Ruhe finden kann, am besten thun wird, wieder in ihre Arche in *** zurück zu kehren. u. s. w.

Weimar, den 16. Febr. 1785. Wieland.

à propos. Sie haben vielleicht in öffentlichen Blättern gelesen: daß Reich in Leipzig eine deutsche Einkleidung der in Paris nächstens erscheinenden „Bibliothèque univers. des Dames" unter meiner Aufsicht ankündigt. Hoffentlich wird diese Entreprise nicht Ihre Bibliothek für Lina croisiren.

„Andere Künstler."

In Hortleders „Abhandlungen über den Ursprung, Fortgang und Ende des teutschen Kriegs" Tom. II. S. 329 und weiter, findet man Angaben über den Hofstaat Kaiser Karl V. im Jahr 1518. Nach den „Sängern" und „Lautmeistern" folgt eine Rubrik, überschrieben: „Andere Künstler", welche einzeln angiebt:

Jakobus Witt, ein Mahler.
Fabian v. Avila, ein Vergölder.
Joh. Cham, ein Uhrmacher.
Samson von Overpen, ein Federschmücker.
Achtzig Lastesel.
Franz Vera, ihr Aufseher.
Anton Poile, des Kaisers Huffschmidt.
Eine Stallwäscherin.

Schade, daß die Kunstfähigkeiten der Lastesel nicht auch angegeben sind; will man rathen, so könnte man fast auf die Vermuthung kommen, es wären Deputirte gemeint, die freilich nur mit Kunst die vielen Lasten zu tragen im Stande sind, die ihnen an einem Hofe, wo die Gewohnheit und das Faustrecht entscheiden, aufgepackt werden. Daß der Aufseher „Vera" heißt, möchte die Allegorie bekräftigen, indem an das „wahrhafte" zu erinnern, solche Deputirte ausgesandt werden; daß aber der Name eine weibliche Endung bekommen hat, deutet wahrscheinlich auf die weibische Schwäche, mit denen solche Leutchen gar oft befallen werden in der Hofluft oder bei dem moralischen Glatteis um die Throne, gegen welches sogar der Kaiser durch seinen Huf-Schmidt sich sicher gestellt zu haben scheint. Th. Laurin.

Denksprüche aus Minnesängern.

1.
Was hat die Welt zu geben
Wohl Köstlicheres denn ein Weib?
Was frommt wohl mehr dem Leben
Als ihr hochwerther Leib!

2.
Wer Freud' und Ehr' erwerben will,
Der buhl' um guten Weibes Gruß;
Wen sie von Herzen grüßen muß,
Der hat bei Freude Ehre viel.

Krug von Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. „Es spukt", Lustspiel in zwei Akten, von Frau von Weissenthurn, wurde auf unserer Bühne zum ersten Mal am 21sten November (Tages vorher auf der Berliner Theater-Commandite zu Potsdam) gegeben. Der Titel ist für das kleine Stück, das aber überall viel leeren Raum hat, passend; weil es weder Körper noch Geist verräth, ist der Begriff vom Gespenst deutlich vorhanden. Es hat keinen Körper: denn der Stoff ist unbedeutend und wird, beide Akte hindurch, von einem Irrthum gehalten, in welchem Jakob, ein Müllerssohn, glaubt: daß er eines Pachters Wittwe heirathen soll, die sich sein Vater zur zweiten Frau auserwählte. Jene falsche Nachricht hat Hannchen, Jakobs Geliebte, ihm eingeprägt durch einen Brief, worin sie, die ihren Verwandten, den alten Weinbauer Grundmann, heirathen soll, eine nächtliche Zusammenkunft vorschlägt, aber den Ort nicht angiebt, weil sie bei dem Schreiben gestört wurde. Man sieht, daß die Verknüpfung auf verbrauchte lose Weise geschieht und die Lösung sollte auch nicht besser seyn. Jakob, der eine endlose Grobheit gegen die Pächterin entwickelt, wird von seinem Vater in den Keller gesperrt, und Frau von Weissenthurn hat nun angenommen, daß die Keller der beiden verschiedenen Häuser nur durch eine Mauer getrennt sind; diese durchbrach Hannchen an einer Stelle schon seit 8 Tagen, so finden sich die Liebenden zusammen, und nachdem noch das Intermezzo, daß ein weinstehlender Vetter Grundmanns durch Hannchen begreifen lernt: es spuke im Keller, abgespielt ist, endet Alles; wie es voraus zu sehen war. Ist der Stoff aber luftig, so ist dagegen die Ausführung, die Geist zeigen sollte, derb genug, und man wird überall an das Schattenreich erinnert, indem es der Verfasserin diesmal an Witz und Laune zur Lichtgebung gefehlt hat. Wär' es ein Trost für sie, so läßt sich sagen: daß es viele Stücke giebt, welche, bei gleicher Mittelmäßigkeit, sich eine Weile auf dem Repertoir fort schleppten und von der theatralischen Fluth nur später als Todte ausgeworfen wurden, während hier das Todtgeborene durch das bekannte Votum der Füße noch ermordet wurde. — Insofern die Kritik — welche eine natürliche Tochter der Themis, vom Apoll erzeugt, seyn sollte — alle Theile beachten muß, so ist den Versammelten, die das Auspochen vor dem Schluße des Stücks schon in einem Prolog ankündigten, das Gesetz ins Gedächtniß zu rufen. Ich bin durchaus nicht dafür, daß die öffentliche Meinung in ihren Aussprüchen gehindert werden muß, im Gegentheil würde ich überall selbst einen etwas muthwilligen Erguß derselben darum als gestattbar anerkennen, weil der, sich bei den Deutschen so schwer entwickelnde Humor ohnehin Hindernisse und Abschreckungen genug findet; aber ein Gesetz, und wär' es das verwerflichste, soll Achtung erwecken, weil gar zu leicht alles Gute in Gefahr kommt, wenn Jeder an unangenehmen Gesetzen thätlich zum Ritter werden will. Man mußte demnach mit dem Verdammen, der Anordnung gemäß, wohl warten, bis die Darstellung vorüber war, da es auch ohnfehlbar die Achtung gegen die Schauspieler verletzt, welche, ihrer Pflicht gemäß, unter solchem Lärmen dennoch fort spielen müssen. Ein mir Unbekannter in meiner Nähe bemerkte entschuldigend: „es sey ein Sonntags-Publikum"; ich glaube aber nicht, daß die, welche pochten, sich für gerechtfertigt halten, wenn man sie zu denen zählt, die den Feiertag damit heiligen: daß sie Sitte und Gesetz mit Füßen treten. — Ohne diese Unbill konnten sie nach Beendigung der Vorstellung ihren Zweck dennoch erreichen, denn darin: daß diese Posse einer solchen Bühne keine Zierde ist, hatten die Widersacher Recht; doch ist auch noch Schlechteres schon geduldet worden. — Die Darstellung bot einiges Lobliche: Hr. Mattausch, der Müller Krumm, zeichnete sich hauptsächlich aus. Das Gemüthliche ist so sehr seine Heimath, daß kein Wort, keine Bewegung störend auffiel, und es wird dem Hörer und Zuschauer bei so ungemeiner Natürlichkeit wahrhaft wohl; dazu kam noch, daß heute der Souffleur keine Gedächtniß-Lücken fand, in die er sich verlaut hinein drängen konnte. — Mad. Eckerstädt (Pachterin) ist für Rollen dieser Art sehr geeignet, und würde darin sogar vorzüglich werden, wenn in Sprache und Bewegung die Einförmigkeit noch etwas besser zu überwinden wäre. Demoiss. Willmann (Hannchen) wird sich um Vieles günstiger zeigen, wenn sie sich weniger Mühe giebt. Die Sprache ist durch aufdringliche Sorgfalt preziös geworden und überall fehlt Unbefangenheit, welches ihr indessen verzeihlich ist in dem Empfinden: daß sie die Leute mit der größten Anstrengung doch nicht zufrieden stellt. Für diese Schauspielerin giebt es nur ein Mittel zur Erhebung, das nämlich: nicht um unerreichbaren Beifall sich ab zu quälen, sondern sich mehr dem Willen des Gefühls zu überlassen, vielleicht findet sie so einen richtigeren Weg, den sie bei Einnen und Sorgen immer mehr verliert. — Auch Hrn. Krüger (Jakob) fehlte jene Unbefangenheit, mit der man voraussetzt, daß die Versammelten ein sichtliches Bestreben, zu gefallen, sich gern gefallen lassen. Er scheint mir — der ich ihm Talent auf keine Weise absprechen möchte, wie es Verkannte zuversichtlig thun — für das Niedrigkomische nicht eigentlich berufen, und wird, bei der Scheu, die ihn überfällt, jetzt darin schwer etwas wahrhaft Bedeutsames leisten. Für das Tragische giebt sich seine Richtung überwiegend, und für das feinere Lustspiel wird er seine Anlagen gar wohl gebrauchen können; der Fehler aber, daß man die Vielseitigkeit bei unserer Bühnen-Leitung jetzt zum Haupt-Grundsatz gemacht hat, ist so furchtbar wirkend, daß man auch Talente damit zur Seichtigkeit zieht. — Mad. Sebastiani (Martha, eine zänkische Alte, die man sich dem Trunke geneigt denken muß) gab die Ausstellung mit Wahrheit; daß diese etwas zu grell war, kann jedoch nicht geleugnet werden, und Uebertreibung fällt auch Hrn. Rüthling (Gorge, dem Hannchen als Spuk erscheint) zur Last, obwohl er Anlagen zur Komik bewährte. — Die beiden noch übrigen Personen sind im Stücke selbst zu unbedeutend, um dabei über die Darstellung etwas äußern zu können. G g.

In Savoyen und Piemont ist man wieder sehr streng in Hinsicht der Bücher-Erlaubniß geworden. Ein in Turin angesessener Franzose hatte sich von Paris Berquins „Kinderfreund" zum belehrenden Gebrauch für seine kleine Familie kommen lassen. Er mußte aber diese bekannte unschädliche Kinderschrift ohne Gnade wieder aus dem Lande hinaus schaffen. (Constitut.)

Der in England so allgemein eingeführte Gebrauch, eine Ehefrau mit ihrem Willen an einen Andern verkäuflich ab zu lassen, ist sehr alt. Lord Coke erwähnt (doch ohne Datum) einen schriftlichen Aufsatz, eine Akte in altem Rechtslatein, worin John de Cameys, Sohn und Erbe von Randolph de Cameys, aus freiem Willen seine Ehefrau, Margarethe de Cameys, Tochter und Erbin von John de Gattesden, an den Knight William Paynell abtritt, mit allem beweglichen und unbeweglichen Gut, was gedachte Margarethe ꝛc. besitzt und noch besitzen wird, allen seinen Rechten hiermit entsagend, und einwilligend, daß gedachte Margarethe ꝛc. mit gedachtem W. Paynell so lange lebe, wie es Letzterem gefällig seyn werde. Die Erklärung ist von dem Ehemann unterzeichnet und besiegelt. (Morn. Chron.)

Gegen eine Unwahrheit. In den vorjährigen Ankündigungen ist Goethe mit denen genannt, welche zu dem Inhalt des „Gesellschafters" beitrugen; ein Redakteur (dem man in der öffentlichen Meinung wohl thut, wenn man ihn nicht nennt) hat nun neuerlich keck behauptet: von Goethe sey nichts geliefert, als der Name. Es sind aber (in den ersten Jahrgängen) zwei Gegenstände, die vorher nirgends gedruckt erschienen, ein Gedicht und geistreiche Bemerkungen, die Goethe auf ein Manuscript über Deutschthum schrieb, mitgetheilt. Jene Behauptung ist also eine boshafte Unwahrheit; und die dabei ausgesprochenen Schmähungen auf meine Persönlichkeit werden mir eine zu schmeichelhafte, unverdiente Ehre, da sie neben Aufsätzen auf Goethe stehen.

Der Herausgeber.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 27. November. 193stes Blatt.

Wahrheit-Freunden.

Sonett.

Die Menschheit steht in höllischen Gewittern,
Von Stürmen wird der Wahrheit Bau zerschellt,
Daß jetzt ihn Zwang und Wahn nicht ganz zersplittern,
Sey Himmelskraft auf tiefen Grund gestellt!

Erhebt euch furchtlos zu der Gottheit Rittern,
Des Geistes Glanz dring' in das Herz der Welt:
Besänft'gen müßt ihr rings, doch nicht erbittern,
Nur frechem Trug sey Jeder Todes-Held.

Kein lieblich Täuschen darf zum Schlafe kirren,
Dem Wiegenlied folgt rasch der Ketten Klirren,
Und dann zu spät des Rechtes Klaggeschrei!

Der Hölle höchste Kraft liegt im Verwirren,
Drum laßt euch, Menschen, nicht von Schlauheit irren,
Seyd wahr und fest, so seyd ihr fromm und frei!

F. W. Gubitz.

Die Philosophie in der Klemme.

(Fortsetzung.)

„Das ist in der That lustig!" rief Orphale laut lachend und hielt sich den niedlichen Bauch dabei, nach Art der ewigen Götter, wenn sie — laut Homer's Zeugniß — in das unendliche Gelächter ausbrachen. „Also schmollt der weise Mann mit Dir um meinetwillen? Ey, ey! das giebt mir keinen hohen Begriff von seiner Weisheit. Was? er hat nichts dawider, wenn Du die halbe Welt durchziehst, um Leute todt schlagen zu lassen, die Dir in Deinem Leben nichts Böses zugefügt — und findet es übel gethan, wenn Du im Arm eines Mädchens das thust, warum Du geboren wurdest; das heißt: wenn Du glücklich bist, und Andere, die darauf eben so vielen Anspruch haben als Du, glücklich seyn läßt? Er will Dir die Liebe verbieten und verleiden? — Warte, Herr Philosoph! Du sollst dafür büßen, die beleidigte Liebe muß Rache haben! — Wenn Du, unsterblicher Sohn des donnerschleudernden Olympiers, den Rath eines Mägdleins nicht gering achten willst, so wüßt' ich wohl, was zu thun wäre, Dich künftig vor den unartigen Rügen Deines graubärtigen Hofmeisters sicher zu stellen." — „Was denn, meine kleine Göttergleiche?" fragte der große Alexander. — „Nun komm, wir wollen es mit einander überlegen!" antwortete die reizende Orphale; und um seinem geliebten Sohn bessere Muße zur Ueberlegung zu verschaffen, ließ Zevs durch seinen treuen Boten Merkur an Phöbus wunschweise den Befehl ergehen: so eilig als möglich in Frau Thetys Arm zu eilen und den Sonnenwagen in die Remise schieben zu lassen. Es geschah; Orphale und Alexander sannen über den Plan der Rache die Nacht hindurch, und ehe die rosenfingerige Aurora des Tages weite Pforten aufgethan, schritt die beleidigte Schöne zur Ausführung.

An der Rückseite des überaus prachtvollen Palastes, den unser Held bewohnte, befand sich, wie sich von selbst versteht, ein eben so prachtvoller Garten, wahrscheinlich im englischen Geschmack angelegt: da man auch in Indien viel auf Ahnungen hielt und also schon damals wohl etwas von dem Glück merken konnte, das nach drei Jahrtausenden unter dem Joch einer ostindischen

Compagnie winkte; wobei man also vorläufig dem englischen Geschmack wird gehuldigt haben, um selbst Geschmack daran zu finden, welches bei manchen englischen Dingen etwas schwer seyn soll.

Nach jenem herrlichen Garten begab sich die schöne Orphale, in gewebte Luft gekleidet. Ihr wahrhaft goldenes Haar wogte, wie in der Sonne leuchtende Meereswellen, theils zum Gürtel hinab, theils spielte es schelmisch auf den Alabasterhößen des kaum bedeckten Busens; sie schien Flora zu seyn, die im Morgengewande Auroren für die Verschönerung ihrer Blumen zu danken kömmt. So, ohne allen Schmuck, als den der sechszehn Jahre und den der ersten Rosen des Glückes auf der Wange, flog sie, kaum das Gras beugend, zu dem Bassin hin, und wusch — wie Grillparzers Melitta — sich Angesicht und Brust und Wange, voll fröhlichen Sinnes. Nahe dem glücklichen Bassin, dessen Wasser in so nahe Berührung mit so himmlischen Reizen zu kommen das selige Loos, aber auch das Unglück hatte, es nicht zu wissen, war das Studierzimmer des weisen Aristoteles, der, wie es einem Weisen ziemt, gewöhnlich vor Sonnen-Aufgang aus den Federn war, um die Ergebnisse seiner Spekulationen auf wohlbereiteten Papyrus-Blättern dem unzerstörbaren Ruhm und ewig dauernden Gedächtniß seiner selbst und seines Volks zu übergeben. Auch an diesem Morgen war er, der löblichen Weise gemäß, in tiefer Betrachtung alles Erhabenen versunken, als plötzlich eine Gesang-Stimme zu ihm drang, die er für Nachtigall-Töne hätte halten können, wenn nicht glücklicher Weise W o r t e ihn überzeugt hätten, daß die Stimme einem menschlichen Wesen angehören müsse. Denn damals sang man noch nach der jetzt nicht mehr gebräuchlichen Ansicht: um der W o r t e willen und um verstanden zu werden; heut zu Tage hat man, vom Theater herab, dies außer Mode gebracht. Der barsche Liebes-Censor, seiner Strenge ungeachtet ein Freund des Schönen — als Kunst, versteht sich — ließ sich von den weichen Tönen an das Fenster locken, und erblickte — ach, Aristoteles! rette deine Weisheit — und erblickte die badende Orphale am Rand des Bassins, alle Reize ohne Scheu dem keuschen Auge des blauen Himmelgewölbes preis gebend, ohne, wie es schien, zu ahnen: daß ein sterbliches Auge sie belauschen könne. Bekannt ist es, daß einst der fromme, gottgeliebte Psalmen-Sänger, König David, bei einer ähnlichen Gelegenheit keinen rühmlichen Sieg über sich selbst davon trug; wir wollen sehen, ob es unserem Weisen besser gelang.

Die schöne Orphale, nachdem sie ausgebadet und die leichte Hülle umgeworfen hatte, brach vom nächsten Busch eine aufgebrochene Rose und sang:

Zarte Blume! komm' und hauche
Deines Athems süße Düfte
Aus an meiner vollen Brust!

Süß ist deines Mundes Athem;
Süßer noch der Mund der Liebe,
Wenn er seine Flammenküsse
Auf die Brust und Lippe drücket!

Zarte Blume! komm' und hauche
Deines Athems süße Düfte
Aus an meiner vollen Brust!

Also sang sie und drückte lächelnd die Blume zwischen den beiden Liebeshügeln hin, ihr den süßesten Tod, den eine Rose sterben konnte, an dem bezaubernden Busen zu bereiten — und nicht die Rose ist es, worauf der fast zu Stein gewordene Weise sein Auge richtet. — Wie eine Nymphe, die sich ohne Zeugen glaubt, ließ nun Orphale ihre Reize, wenig verhüllt, doch hinlänglich, um der Ahnung die Sehnsucht zu gesellen, gegen die Sinne des Neugierigen kämpfen, und nachdem sie ihre Toilette mit einem Kranz von lebenden Blumen vollendet, flog sie, wie ein Reh, leicht auf ein grünes Plätzchen, daß sich gerade unter den Fenstern des Weltweisen befand. Weisheit! Weisheit! du bist ein Weib, also ist Schwäche dein Name! — Mit unbefangener Nachlässigkeit noch an dem Kleide ordnend, wirft sich die Heuchlerin nun auf den sammetnen Naturteppich, und wie die Göttin der Liebe hingegossen, knüpft ihr kleiner niedlicher Fuß, in einiger Entfernung von dem andern ruhend, die Schlinge, worin sich die greise Unschuld des Weisen fangen soll. Sie fing sich wirklich; eine verrätherische Gluth durchdrang ihn. — „Wie? was ist das?“ fing er in einem Monolog sich selbst zu fragen an; „welch ein Feuer beschleicht meine Sinne? Jetzt, da die Jugend und die Grazien mir auf ewig Lebewohl gesagt; da das unerbittliche Alter kaum zwei weiße Härchen meinem kahlen Scheitel übrig ließ, soll ich erst lernen, zärtliche Seufzer aus zu stoßen, mich wie ein milchbärtiger Knabe geberden und nach Busentüchern schielen und girren, um am Ende verschmäht und ausgelacht zu werden? Jung gelang es mir, Natur und Liebe zu besiegen, und ich sollte mit funfzig Jahren weniger vermögen? Nein, bei meinem Bart! Liebe, du sollst nicht den Meister über mich spielen! Noch stehen mir Waffen zu Gebote, deine Angriffe ab zu wehren: die Vernunft ist ein untrügliches Gegenmittel wider dein Gift, und ich will nicht vergebens in den Augen der Welt Aristoteles der Weise seyn und heißen!“ — Sprachs, und warf sich entschlossen auf das Sopha, um über die Freiheit des Willens nach zu denken. Die Gedanken hatten aber auch ihren Willen und grübelten beständig um Orphalens Rose her und hin; er stand auf, nahm ein Buch, las und wußte nicht, wovon die Rede ist; er setzte sich wieder, stand wieder auf, ging in der Stube auf und ab, trat wieder an das Fenster und blieb unbeweglich stehen —

„Der Bogen klang, der Pfeil saß ihm im Herzen“ — und je mehr er ihn heraus zu reißen trachtete, je tiefer

drückte er ihn ein. Endlich, unfähig, dem Sturm, der in ihm wüthete, länger zu widerstehen, zum ersten Mal besiegt von dem kleinen allmächtigen Sohn der Cyprierin, sprang er auf, flog in den Garten und lag — zu Orphalens Füßen.

(Der Schluß folgt.)

Reise-Erinnerungen.

Vergeblich forschte ich auf dem Stadt-Kirchhof zu Weimar nach dem Grabstein Schillers. Endlich führte mich der heisere Küster in eine entlegene Ecke des Platzes, und mich vor ein altes verfallenes Häuschen postirend, sagte er mir halb vertraulich: „Hier liegt er!" Der Mann hatte ein ganz ehrliches Gesicht, und so kann man ihm wohl auf's Wort glauben. Fünf Schritte von diesem ehrwürdigen Grabe ist ein großer Obelisk aufgerichtet. Herder? Musaeus? rief ich. Nein! Ein Handwerksbursche, der einst bei einer Feuersbrunst Jemandem das Leben rettete. Fiat applicatio!

Als ich im Sommer 1817 die Wartburg besuchte, hatte man so eben die berühmte Luthers-Stube neu angestrichen. Der famöse Dintenfleck war glücklicher Weise wieder verschont geblieben. Die geschwätzige Kastellans-Frau erzählte uns dabei unaufgefordert: daß sie so eben ein neues Dintenfaß machen ließe, weil das alte wieder einmal von den eifrigen Fremden, die immer Reliquien mit davon tragen wollen, ganz zerschnitzt sey. „Aber — setzte sie treuherzig hinzu — „die neuen werden immer nach dem alten Muster gemacht!" Die Welt will betrogen seyn!

Auf einer Wanderung durch Schwaben berührten wir Ofterdingen. Es war mir interessant, zu erfahren: ob der Ofterdinger, und wie er wohl noch hier im Volke fort lebe? Ich richtete meine Frage nach ihm an einen Landmann. „O jo!" erwiederte er, „er hätt' hie g'hauscht; 'sischt aber nit viel Gut's von ihm z'vermelde, 'sischt ä Lumpekerl gewescht!"

Nirgends findet man lästigere Bettler, als in den katholischen Kantonen der Schweiz. Ganze Familien stürzen aus ihren Hütten dem wandernden Fremden entgegen und folgen lange und hartnäckig seinen Schritten, bis er ihnen einen Batzen zuwirft, wofür sie denn auch regelmäßig für ihn: „eppes zu bate" (etwas zu beten) versprechen. Auf unsrer Wanderung über Schiedeleggi, Rothenthurn und Goldau auf den Rigi, begegneten uns dazu noch Wallfahrer aus allen schweizerischen Cantonen, wie aus Frankreich, Deutschland, Italien, selbst Spanien, die zum großen Feste nach dem weltberühmten Kloster Maria Einsiedel zogen, und den Reisenden an zu sprechen nicht vergaßen. Von diesen trat uns ein Tyroler Bauer bettelnd an, mit dem Versprechen: bei der Mutter Gottes um ein ruhiges Sterbestündchen für uns zu beten! Rührender kann ein Allmosen nicht gefordert werden.

Im Dorfe Steina, Werner Stauffacher's ehemaligem Wohnort, ist auf der Stelle, wo sein Haus gestanden haben soll, eine Kapelle erbaut, die im Frontispitz mehrere Scenen aus der Tell's-Zeit und folgende interessante Inschrift zeigt:

Hier ist zu sehen, wo Stauffacher gebaut sein Hauß,
1306 ist Es gewesen, da Grisler sein Rach geuebet aus.
Margaritha, die getreue, hat diese Ahndung geschmerzet sehr,
Wolt sich mit Fürst und Arnold berathe, und andern freunden mehr.
Von da fangt an die freyheyt z'leben,
So Unsere Vätter gebracht zu Wegen,
Und Wir geniesen dieselbe in frid und Ruh,
Söhne seid dankbahr, Und schaut wohl darzu. Esp.

Den Zeit-Reformatoren.

An Sitten will der Eine flicken,
Der Zweit' an neuästhet'scher Rath,
Ein Dritter an Theater-Stücken,
Und Jeder an Gesetz und Staat;
Nichts stehet fest seit dreißig Jahren,
Denn immer weht ein neuer Wind —
Doch ist nichts Klüg'res zu erfahren,
So laßt aus Gnad' uns — wie wir sind.

A. Münde.

Denksprüche aus Minnesängern.

3.
Wer Weibestreu zuerst betrog,
Hat Männer und Frau'n verrathen!

4.
Wie man der wahren Minne pflegt,
So pflegt man auch der Ehre.

5.
Bei Schönheit wohnt nicht selten Haß;
Um Schönheit dräng dich nicht zu jach; —
Treu lieben thut dem Herzen baß,
Doch Schöne steht der Minne nach.

6.
Schier Keiner hin zur Hölle fährt
Durch Speise, die er froh verzehrt;
Wer Minne recht thut pflegen,
Mißt drum nicht Gottes Segen.

7.
Wo Kind sind bei der Gluth,
Ist's Noth, daß man ihr hut;
Wo Weib und Mann beisammen,
Loht's bald von Liebesflammen.

8.
Wollt Ihr der Augen kundig seyn,
Womit ich schaue in alle Land?
Es sind die Gedanken im Herzen mein,
Damit durchspäh ich Mau'r und Wand!
Hüt' dich vor ihnen noch so gut,
Sie sehen mehr als Augen, so Willen, Herz und Muth.

9.
Ehr' und Gut
Verkehrt den Muth,
Wie stetig auch der Wille!

Krug von Nidda.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. Mad. Catalani hat in der Aula Leopoldina zwei Conzerte gegeben, die brillantesten, welche je hier — gesehen worden sind. Alles war entzückt und Jeder suchte etwas Großes darin: sie gehört zu haben. Aber eben so wie dieses Uebertreiben Thorheit wird, sind die Satyren elend, welche auf die Künstlerin gemacht worden, und dahin rechnen wir die Plattitüden, womit unsre Pfefferrötzer „die falsche Prima Donna", ein Stück, das allein noch die Theater-Kasse füllt, überladen, und die „Sieben Ausrufungs-Zeichen über Mad. Catalani" (Breslau, bei Schöne) welche zwar witzig, aber sehr gesucht sind, und bloße Persönlichkeiten treffen wollen. — Neulich ist „Maria Stuart", neu einstudirt, gegeben worden, und Hr. von Holtei (der Verfasser des Lustspiels „die Farben"), welcher wahrscheinlich jetzt Thalia und Melpomene zu seinen Schicksalsgöttinnen erkohren, hat in der Rolle des „Mortimer" debütirt. Er zeigte ziemlich gute Anlagen in der Deklamation, weniger aber Darstellungs-Talent, denn eine gewisse Unbeholfenheit war vorherrschend in seiner Haltung, die übrigens Routine oder technischer Fleiß abschleifen kann. Brav war er in Stellen, wo Feuer und Enthusiasmus zur Belebung helfen; das Ganze blieb indeß noch eine Skizze, die als erster Versuch Nachsicht verdient und der eine gute Leitung zu wünschen ist. Ob er sie hier finden dürfte? Seine Freunde riefen ihn hervor. — Eine sonderbare Aussprache in manchen Worten, als z. B. geläent, entfäent, statt gelernt, entfernt, fiel auf und wollte, trotz des Beifalls, nicht behagen. — Vorzüglich gut gab Mad. Ehlers die „Maria"; vortreflich würde ihre Darstellung genannt werden können, wäre sie nicht zuweilen in Monotonie verfallen, die sogar das Rhytmische verloren gehen ließ. Schrecklich war dagegen die „Königin Elisabeth"; man sah der Darstellerin wohl an, daß ihre Kunst nur in Rollen tüchtiger Bauerweiber, Frau Basen u. s. w. besteht. „Leicester" ward auch verfehlt, weder in Rede noch in der Haltung erkannte man den Charakter. Das Beste leistete Hr. Bünte als „Burleigh", indem er genau charakterisirte. — Hr. v. Holtei debütirte ferner im Lustspiel „die Braut" als „junger Graf", und in der „unterbrochenen Whistparthie", von Schall, als „Baron". Die erstere Rolle gab er zu wenig anstandsvoll und zu burschikos, dagegen erreichte er den Charakter der zweiten sehr treffend und verdiente den erworbenen Beifall. — Mad. Strauß, vom Theater in Prag, spielt gegenwärtig bei uns Gastrollen und ist als „Julia" in der „Vestalin" und als „Donna Anna" im „Don Juan" aufgetreten. Sie ist eine gute, aber keine ausgezeichnete Sängerin, ihre Stimme ist angenehm und voll; wir hätten gewünscht, sie lieber in den Rollen einer „Emmeline" oder „Myrrha" zu hören. — Zum Benefiz des alten Regisseurs, Hrn. Scholz, ist der „Alte überall und nirgends" zweiter Theil, erschienen, schlecht gegeben worden und ohne Wirkung geblieben. B°.

Dresden. Auf einem nicht allzu fern von hiesiger Stadt gelegenen alten Rittersitze hat sich ein Vorfall ereignet, der viel Aufsehen erregt. Der Besitzer der bedeutenden Herrschaft L..., durch mannigfache Unglücksfälle verarmt, ist bei dem Andrange seiner Gläubiger in Gefahr, das uralte Stammgut seiner Familie zu verlieren. Seine Gemahlin, durch die trüben Aussichten in die Zukunft geängstigt und schon durch Mangel der Mittel zu Befriedigung der nicht bloß standesmäßigen Bedürfnisse gedrückt, wendet all' ihr Sinnen auf Erweckung einer hülfeversprechenden Hoffnung. Da fällt ihr bei Durchsicht alter Familien-Nachrichten die Beschreibung von der Leichenbestattung eines Ahnherrn ihres Gemahls, des beinahe vor 200 Jahren verstorbenen Grafen Rudolph von *** in die Hände; Alles ist aufs Genaueste angezeigt, auch das Todtengewand und der Schmuck, mit welchem der Leichnam angethan und begraben worden und der Ort, wo der zinnerne Sarg, umschlossen von einem eichenen, in der Familiengruft beigesetzt ist. Unter dem Schmucke ist besonders eine schwere goldene Kette als ein Stück von hohem Werthe ausgezeichnet. — Alsbald faßt die Dame den Entschluß, diese Kostbarkeiten dem Grabesmoder zu entziehen. Sie entdeckt unverhohlen dem Ortsgeistlichen ihre Absicht; dieser setzt sich auf das Wort der Gebieterin über alle Bedenklichkeiten, welche seine Amtspflichten ihm zuflüstern, hinweg und verfügt sich mit der Dame und einigen Arbeitern nach dem Erbbegräbniß. Um zu dem durch besondere Größe ausgezeichneten Sarg zu gelangen, muß man über die später Beigesetzten hinweg klettern und durch Verrücken derselben erst Raum gewinnen zu dem schauerlichen Vorhaben. Der Deckel des hölzernen Sarges ist gesprengt und es zeigt sich der zinnerne, durch die darauf angebrachten Inschriften als der Gesuchte kenntlich; allein fest und wohlverschlossen widersteht er dem Versuche, ihn ohne Verletzung zu öffnen; endlich weicht das Metall der Gewalt, der Sarg wird aufgethan und drinnen ist — Staub und Moder. Die Dame durchwühlt mit eigener Hand die traurigen Ueberreste des Ahnherrn, aber nirgends der Schmuck, nirgends die Kette; im Unmuth über diese Enttäuschung will sie sich wenigstens an das Zinn des außerordentlich schwer wiegenden Sarges halten und befiehlt daher, ihn zu zerschlagen, um die einzelnen Stücken zu Gelde machen zu können, wozu auch Anstalt getroffen wird. Allein nur allzubald verlautet das Gerücht von diesem so öffentlich unternommenen Werke und nach kurzem Zeitverlauf findet sich, auf Befehl der Landes-Regierung, eine Commission ein, um an Ort und Stelle den Frevel zu untersuchen, welcher leichtlich dem Geistlichen, wegen Verletzung seiner übernommenen Amtspflichten, am theuersten werden möchte. — Diese Geschichte kann zu zweierlei Betrachtungen Anlaß geben; einmal, daß es — wie hier die von der Dame gemachte Entdeckung bestätigt — vor 200 Jahren und in der Zwischenzeit von damals bis jetzt, eben solche Freigeister, wie unsere Dame, gab. Denn unbezweifelt sind die in jener Familien-Nachricht einregistrirten Kleinodien der Leiche des Grafen entweder gleich anfänglich nicht mit in den Sarg gegeben, sondern unterschlagen, oder ihr nachmals wieder abgenommen worden. Zweitens aber beweist diese Begebenheit: daß die Bestrebungen neuerer Schriftsteller, dem Gespensterglauben auch außer dem Kreise der Poesie wieder Jünger zu verschaffen, zur Zeit — Gott sey Dank! — noch fruchtlos geblieben sind. Denn wenn dies nicht ein Fall war, um Furcht vor der Rache des Abgeschiedenen für den an seinen modernden Gebeinen verübten Frevel zu erwecken, so giebt es keinen denkbaren. R.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 29. November. 194stes Blatt.

Die Philosophie in der Klemme.

(Schluß.)

Die kleine Heuchlerin spielte die Ueberraschte. Sich so geschickt als möglich verhüllend, rief sie: „Götter! was seh' ich, Aristoteles zu meinen Füßen?“ — „Ja, ich bin's, göttliche Orphale,“ stammelte Aristoteles. — „Vielleicht wird sich Dein Stolz spottend an meiner Schwäche weiden, aber ich vermag dem Drange meines Herzens nicht zu widerstehen; ich habe gekämpft, und bin der Gewalt Deiner Schönheit unterlegen. Ach, ich bin meiner nicht mehr mächtig; mein ganzes Wesen ist Dein und gehört Dir an; spotte meiner, aber verstoße mich nicht.“ — „Ist es möglich?“ sprach die scheinbar Verwunderte; „Aristoteles hätte ein Herz, das für Liebe empfänglich wäre?“ — „Er hat's! Es brennt! Es verzehrt sich! und ich sterbe fast an Gluth und Flamme!“ — „Aber Deine Weisheit?“ — „Ich entsage ihr auf immer!“ — „Dein Alter?“ — „Deine Liebe und Gunst kann mich verjüngen,“ rief der Weise und schlang den Arm um den holden Leib. „Gemach! gemach! mein zärtliches Herrchen! Ein solches Geständniß bedarf Bestätigung; um es zu glauben, muß ich einen Beweis und Bürgen für dessen Wahrheit haben.“— „Wir wollen sehen. Ein Liebender thut Alles für seine Geliebte; sieh, mein trauter Aristoteles, es verlangt mich über alle Maaßen, ein wenig auf Deinem Rücken herum zu reiten.“ — „Wie?“ — „Ja,“ fuhr die Schöne fort; „Ja, ein wenig auf Deinem Rücken zu reiten; und ich will es recht bequem haben; darum wirst Du erlauben, daß ich Dir einen Sattel anschnalle, und Gebiß und Zaum anlege.“ — Der Weise antwortete: „Thu' was Du willst, Muthwillige; kann ich Dir widerstehen? — Nur“ — „Still, still! mein lieber Sclav;“ lispelte bartstreichelnd die Zauberin, „ich will schon machen!“ — Sie holte Sattel und Zaum, schnallte beides auf den Rücken des Weisen, und sprang zierlich auf denselben, ihn mit schlankem Weidengertlein zum muthigen Trott spornend. Allmächtige Liebe! wer möchte noch deiner Gewalt widerstehen wollen, da du aus einem Aristoteles ein Pferd machen konntest! Du hast einst dem furchtbaren Alzid die Kunkel in die Hand gespielt; und heute einem Weisen sonder Gleichen von einem schnippischen sechszehnjährigen Dinge den Kopf verrücken lassen — — was sollen andre schwache Menschenkinder thun, wenn du solche Heroen zu bezwingen wußtest? — Der sechszehnjährige Ritter ritt nun, daß es eine Lust war anzuschaun, und sang seinem Zelter zur Herzerleichterung nachstehendes Liedchen vor:

So ergeht's, heut oder morgen,
Jedem, der sich wähnt geborgen
Vor der Liebe Allgewalt.
Wär er heut' ihr auch entgangen,
Hat sie Morgen ihn gefangen,
Ob er jung sey, oder alt.

Mag, dem Amor zu entrinnen,
Jeder stets auf Mittel sinnen
Glaub' es, du entkommst ihm nicht.
Reitend auf dem stolzen Weisen
Wird er spottend Dir beweisen:
Du bist nur ein armer Wicht.

Im Schweiße seines Angesichtes aber that der Weise seine süßsaure Lehnspflicht, jeden möglichen Anstand und Ernst behauptend, der sich in solchen Fällen nur denken läßt. Troz allen Launen und Neckereien der leichtfertigen Reiterin duldete er sein Ungemach wohlgemuth, und dachte mit der feurigen Einbildungskraft eines Jünglings nur des herrlichen Lohns, der ihn am Ende seiner Leiden erwartete; da — er glaubte von einem Strahl aus Zeus Donnerkeilgebund getroffen zu seyn — da schallte ihm aus dem nahen Gebüsch das königliche Gelächter seines Zöglings entgegen. Er war, laut Uebereinkunft mit der beleidigten Orphale, schadenfroher Zeuge der seltsamlichen Kavalkade gewesen, und trat nun hervor, sich an der burlesken Verlegenheit seines Oberhofmarschalls zu weiden. „Was ist das für eine komische Equipage?" fragte er mit einer, den Königen eigenen Bonhomie — „Wie? Was? Du? Aristoteles? Ein Weiser? Gesattelt und gezäumt? Beim Herkules! wer sollte Dich unter dieser Ehren-Dekoration für den ernsten, kalten, von ganz Griechenland bewunderten Aristoteles halten? Ei! Du hast wohl die Sittenpredigt rein vergessen, die Du mir vor dem Schlafengehen über Liebe und Leidenschaft hieltest?" — „Götterentsprossener Alexander!" antwortete der gesattelte Weise, den Zaum abwerfend — „Du hast ein vollgemessenes Recht, meiner zu spotten; und ich erröthe ob meiner Schwäche, ohne mich zu vertheidigen. — Aber, möge wenigstens meine Verirrung Dir zu einer guten Lehre dienen; mögst Du bedenken, ob ich Recht gehabt, Dich vor einer Leidenschaft zu warnen, die mich, den ganz Griechenland für einen Weisen erkennt, den Alter und Weisheit davor schützen sollten, bis zu dieser Schwäche verleiten, und meine Vernunft so weit irre führen konnte." — Er entfernte sich, und der Unsterbliche lachte viel über die lustige Rache, die Orphale an dem Sittenprediger genommen. Er liebte sie einige Zeitlang noch heißer als zuvor, ohne daß Aristoteles es je wieder anstößig gefunden hätte; wogegen der König auch großmüthig das Abendtheuer seines Hochweisen geheim hielt, um ihm die nöthige Achtung zu bewahren. Doch, bald darauf verließ Alexander seine inniggeliebte Orphale, und war des festen Glaubens; daß er es zu Folge der guten Lehren seines Majordomus thue, ob es auch weiter nichts war, als Folge seiner berühmten Unbeständigkeit. Und so geht es noch überall zu unter der Sonne. Die Liebe schlingt uns ihre Binde um die Augen, nimmt uns zuweilen auch die Vernunft: doch von ihren Uebeln heilt nur die Zeit, die mehr vermag als alle Vernunftgründe aller Aristotele der Welt. Niemand will ja gern von dem schmeichelnden Wahnsinne, den wir Liebe nennen, genesen; es ist allemal eine Zwangs-Kur nöthig.

Willibald.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Die Riesenbäume der Erde.

Als eine Art von Nachtrag zu unserer letzten Unterredung fand ich heute an der Thüre des Oheims ein Blatt folgenden Inhalts. „Jedes Reich der Natur hat seine Colosse; unter den Pflanzen sind dieß die Bäume, aber auch unter diesen gibt es wieder ganze Gattungen und unter den übrigen einzelne Individuen, die recht wie Riesen empor ragen, oder, wenn nicht durch ihre Höhe, durch ihre ganze Masse einen bewältigenden, Staunen erregenden Anblick dar bieten. — Hier verdient vor allen andern erwähnt zu werden der Baobab, an den Ufern der Flüsse Senegal und Gambia, welchen Staunton und Barrow auch auf St. Jago, Salt (wenigstens eine Art der Adansonia) auf den Küsten von Mozambik und an dem Ufer des Takazze in Abyssinien fand. Von dem erstern, der Adansonia digitata, dem Affenbrodbaume oder Melonenbaume (bei den Negern Gui genannt) vermuthet Alexander von Humboldt, daß er das größte und älteste organische Denkmal auf unserm Planeten sey. Doch zeichnet sich dieser Baum-Coloß weniger durch seine Höhe, welche 70 Fuß nicht viel übersteigt, als durch die kaum glaubliche Größe und den Umfang seiner Krone aus. Denn der nackte Stamm steigt nicht über 12 Fuß auf, wobei er aber den ungeheuern Durchmesser von 25 und den Umfang von 70 Fuß erreicht. Und nun breiten sich die ungeheuern Aeste, selbst ansehnliche Bäume, in horizontaler Richtung von dem Centrum in einer Weite von 60 bis 70 Fuß aus, so daß der ganze Durchmesser der Krone 120 bis 125 Fuß beträgt, und indem jene, je weiter sie sich von ihrem Mittelpunkte entfernen, sich auch durch ihre Schwere um so mehr wieder senken, so wird der Stamm fast ganz verhüllt. Dabei leidet dann sein zartes und weiches Holz leicht durch Fäulniß, und die hierdurch entstehenden hohlen Räume müssen zu Grabstätten dienen, worin die Neger ihre Dichter, Musikanten, Trommelschläger und Possenreißer aufhängen, weil sie dieselben für Zauberer halten, und die Erde, Seen und Flüsse, wenn sie diesen ihre Leichname übergäben, damit zu bezaubern fürchten. Uebrigens ist auch die Blüthe des Baumes colossal und größer als die des Tulpenbaumes und seine Frucht eine 1 bis 1½ Fuß lange Melone. Adanson schätzt das Alter des Boabab auf etliche tausend Jahre.

Nicht minder merkwürdig als der Boabab ist der Drachenblutbaum von Orotava auf Teneriffa. Zehen Fuß von der Erde, erzählt Staunton, hatte der Stamm 36 Fuß im Umfange, und in einer Höhe von 15 Fuß theilte er sich etwa in 12 Aeste, die regelmäßig wie

aus einem Mittelpunkte hervor gingen, alle von einerlei Größe waren, und an der äußersten Spitze dicke schwammigte Blätter, fast wie die gemeine Aloe, aber weit kleiner, trugen. Von diesem Baume ging die Sage auf der Insel: daß er schon ziemlich groß gewesen sey, als die Spanier ungefähr vor 300 Jahren Teneriffa eroberten; dennoch bringt er noch jährlich Blumen und Früchte, und sein Anblick, sagt Herr von Humboldt, erinnert an jene ewige Jugend der Natur, welche eine unversiegbare Quelle von Bewegung und Leben ist. — Dabei bemerkt der berühmte Naturforscher: die Taxus, die Kastanienbäume, die Eichen, die Platanen, die kahlen Cypressen, die Bombax, die Mimosen, die Cäsalpinien, die Hymenäen und die Drachenbäume schienen ihm die Gewächse zu seyn, welche in verschiedenen Klimaten die Beispiele des außerordentlichsten Wachsthumes abgeben. Eine Eiche, welche im Jahre 1809 in den Torfmooren der Somme bei dem Dorfe Yseux, 7 Meilen von Abbeville, gefunden wurde, gibt dem Drachenbaume zu Orotava an Stärke nichts nach. Zufolge der von Herrn Traullé gegebenen Nachricht hatte der Stamm derselben 14 Fuß Durchmesser.

In der ersten Ordnung der Amerikanischen Bäume aber stehet die zweizeilige Cypresse, Cypressus Disticha. Sie steigt als eine große, gerade, 80 bis 90 Fuß hohe Säule auf, die sich überall in weite flache, horizontale Spitzen, wie Regenschirme, ausbreitet, zwischen denen Adler nisten, und Kraniche und Störche ihren Ruheort finden. Die Größe des Anblicks wird noch erhöhet durch Streifen von langem Moos, die von den hohen Spitzen herunter hängen und wie Flaggen in der Luft flattern. Ihre majestätische Gestalt, sagt Bartram, setzt in Verwunderung, und nähert man sich ihr, so fühlt man eine Art von Ehrfurcht, wenn man die stattliche Größe des Baumes sieht, der seinen schweren Wipfel bis zu den Wolken erhebt, und einen weiten Schatten auf den Boden wirft gleich einer schwarzen, dazwischen liegenden Wolke. — Besonders berühmt sind zwei Bäume dieser Art in Mexiko: der eine in der Intendantschaft Puebla, im Dorfe Atlixco, dessen Stamm 73 Fuß im Umfange; und der andre in der Intendantschaft Oaxaca im Dorfe Maria del Tule, dessen ungeheuerer Stamm (oder nach genauerer Untersuchung eigentlich drei vereinigte Stämme) nach A. v. Humboldt 36 Metres, also über 110 Fuß im Umfang hat, und so selbst den Drachenblutbaum, den Boabab, und alle bekannte Bäume der Erde an Umfange übertrifft. — Was sind unsre gewöhnlichen Bäume einem solchen Wunder des Pflanzenreiches gegenüber? Aber ist nicht der geringste Halm, am Ende gerade ein eben so großes Wunder, als die zweizeilige Cypresse von Maria del Tule?

Reise-Erinnerungen.

Beim Aufgang auf den Rigi bewillkommneten uns zwei kleine Mädchen mit einigen artigen Nationalliedchen, die in der herrlichen freien Flur gar angenehm verhallten. Recht lüstern fragten sie uns, ob sie nun auch das „Bunaparte-Lied" einmal singen sollten? Man kann denken, daß wir sehr begierig waren, in den freien Gebirgen der Schweiz ein Spottlied auf den eben gestürzten Eroberer zu hören; sie begannen, und ich erinnere mich genau der ersten Verse, zwischen welchen sie als Refrain immer sehr lieblich jodelten:

> Bunopart ischt nit mehr reich,
> Het jo kai Konigreich!
> A ii uu, u. s. w.
> Bunopart Napoleon,
> Hot verlor'e sai Kaiserkron:
> A ii uu, u. s. w.
> Bunopart hot 'ee Weschte (Weste) grün
> Taifel kumm', hohl ihn g'schwin'! u. s. w.

Die hohle Gasse bei Küßnacht ist nicht, wie man sie auf den Theatern vorzustellen pflegt, ein tiefer, schmaler, von hohen Felsstücken umschlossener Hohlweg, sondern nur ein nicht eben langer, von gar nicht sehr erhöhten Feldern begränzter, mit schön belaubten Bäumen eingefaßter Steinweg, der hinter dem Dörfchen anfängt und zur Stelle führt, wo der hochherzige Tell seinen Meisterschuß gethan haben soll. Hier ist jetzt ein einfaches, gewöhnliches Bethäuschen, die sogenannte Tells-Kapelle erbaut, die im Frontispice Tell's That, den Schwur der drei Schweizer, den Landvoigt mit Tell auf dem See u. s. w. und diese Inschrift blicken läßt:

> Hier Ist Grißlers Hochmuth vom Thäll Erschossen;
> und Die Schweitzer Edle Freyhyth Entsprossen.
> Wie Lang Wird Aber solche Währen,
> Noch Lang, Wan Wir Die Alten wären.

Daß aber die Schweizer leider! auch nicht mehr die Alten sind, und bei weitem das Ideal nicht erreichen, das jeder Wanderer von ihnen mit in die Schweiz bringt, weiß ein Jeder, der sie kennen gelernt hat. Csp.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Wenn Könige sich so hoch dünken, daß sie sich den Göttern ähnlich glauben, so müssen wenigstens ihre Palläste Jedem so offen stehen, wie die Kirchen. Cervantes.

Verliert ein Volk die Freiheit, sich beklagen zu können, so stehen der kleinlichen Angeberei alle Pforten offen. Malesherbes.

Eine Regierung wird nicht reich dadurch: daß sie viel fordert und nimmt, sondern dadurch: daß sie nur für das Nützliche Aufwand macht. Mäcenas.

Die Verfassung eines Landes ist dessen Leben, die Verwaltung dessen Vermögen; taugt jene nichts, so bleibt alles ein todtes Wesen, taugt diese nichts, ist das Uebel wenigstens vergänglich. De Bonald.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Die Bühnen-Verwaltung scheint bei dem Nähern des Winters lebendiger zu werden; möge sie mit ihrer Thätigkeit überall im Kunstgebiete Kälte und Erstarren vertreiben! Am 23. November wurde gegeben: „Der Fürst und der Stubenheizer", Schauspiel in einem Akt von Hrn. Vogel, und zugleich sah ich zum ersten Mal ein, schon wiederholtes und von Hrn. C. G. Nähr verfaßtes Lustspiel: „Die Lotterie-Listen". Beide Stücke sind nach Anekdoten, doch das letztere mit vieler eigenthümlicher Auffassung. Bei der Armuth des Theater-Repertoires an guten Lustspielen ist es Pflicht, den Verfasser möglichst auf zu muntern, oder vielleicht hätte man es schon mehr thun sollen, denn diese Kleinigkeit scheint Spuren in sich zu haben, welche darauf hindeuten, daß sie schon vor einigen Jahren geschrieben sey. Der Stoff ist hier zum Theil recht glücklich belebt, doch sind unnöthig zu viele Personen aufgestellt. Durch eine ziemlich leichte Wendung hätten der Lieutenant Fero und der Schauspieler Waldstein eine Person werden können; wenn z. B. Letzterer der Gewinner des großen Looses war, dies aber erst während der Illumination im Garten erfuhr und bei der Enttäuschung des Gastwirth Frick, der es gewonnen zu haben glaubte. Dadurch wäre Waldstein bedeutender geworden. Jener aber, dessen Liebesgeschichte ziemlich langweilig mitschleicht, sammt seiner Geliebten und dem Obrist Stein hätten können unerschaffen bleiben, da ohnehin nichts abgenutzter ist, als daß (wie eben der Obrist) kurz vor dem Schluße noch Jemand auftritt, um der Sache ein Ende zu geben. Auch bei dem Gasthof-Gesinde ist Ueberfluß; denn drei Marqueurs zu beschäftigen, damit sie den kärglichen Witz: daß alle Drei dem Ruf „Daniel!" hören müßen, auftischen, ist um so unangenehmer, als solche Rollen an Darsteller kommen, bei denen man es nur im höchsten Nothfall muß merken laßen: daß sie nicht stumm sind. Das hier angedeutete Ueberzählige und Verlängern abgerechnet, darf man aber dem Verfaßer ein nicht ganz gewöhnliches Lob, das man etwa mit ein Paar Beiwörtern abmacht, zutheilen. Sein Werkchen hat einiges Charakteristische, der Zeitungsträger Patzke sogar etwas Originelles; Vieles ist sehr geschickt herbei geführt, auch mit Einfällen, die zum Theil dichtwitzig sind, ausgestattet und nur selten verletzt ein Wort: ja, man wird selbst da zweifelhaft: ob es nicht Zusatz des Schauspielers ist? Ein Gleichniß im zweiten Akt (die Fortuna und den modernen Frauen-Anzug betreffend) mußte durchaus wegbleiben, es sey im Manuscript oder improvisirt. — Möge der Verfaßer zu dem Gewinn von Lustspielen recht hülfreich seyn! — unleugbar ist sein Beruf und sichtlich hat er auch Kritik; daß er sie etwas strenger gegen sich anwenden müsse, darauf allein wünschte ich ihn aufmerksam gemacht. — Von den Darstellenden zeichneten sich Hr. Devrient (Frick) und Hr. Gern d. Sohn (Patzke) sehr aus. Bekundete der Erstere so viel Gedächtniß als Genialität, müßte er nicht zuweilen Hülfe suchen bei dem Vor-Mund im Souffleur-Kasten, die Kritik hätte, besonders im Lustspiel, nur Prämien für ihn. Eine Menge köstlicher Züge gab er auch hier — muß er seines Talentes Magnet, der ihm die Theilnahme Aller in jedem Augenblicke zuwenden konnte, auch dazu verbrauchen, um sich mit dem unterirrdischen Flüsterer en rapport zu erhalten? — muß er uns zwischen Süd und Nord umher werfen, indem er durch sein Talent erwärmt und durch sein Stocken erkältet? Er, der herrliche Künstler, beherrscht sein Reich, warum läßt er es sich an den Worten fehlen, um es uns stets zu beweisen? — Hr. Gern d. Sohn war ganz vortreflich; er entfernt sich vom Angewöhnten und Nachgeahmten, schafft aus sich selbst und zwar mit rühmlicher Laune, und freudig mußte man bemerken: daß Viele dies anerkannten. Dabei hat er vortreflich gelernt — weiß aber oft mehr, als ihm der Souffleur sagt, und sagt zuweilen mehr, als man gern weiß. Noch waren Mad. Devrient (Julchen), Hr. Mattausch (Obrist) und Hr. Stich (Lieutenant) in ihren Rollen verdienstlich. Hr. Krüger (Schauspieler Waldstein) erschien gedrückt; er ist im Stück als Künstler geschildert und der behalt den Kopf oben, wenn es auch einmal nicht nach Wunsch geht. — „Der Fürst und der Stubenheizer" soll der Schwäche eine Lobrede seyn und daß diese selbst schwach ist, scheint mir das Beste an dem Schauspielchen. — Da will ein Fürst einen Grafen, der ein arger Landes-Verräther ist, zum Tode verdammen, und nicht mit sich reden, auch des Verbrechers Gattin und Kind gar nicht vor sich laßen. Ein gutmüthiger Adjudant redet ihm zu, ein scheelsüchtiger räth ihm ab und ein Stubenheizer wagt es zuletzt, gegen den strengsten Befehl, die Flehenden durch alle Wachen bis ins Vorzimmer zu bringen, wo nun der Fürst auf der Gefühls-Leiter vom gerechten Zorn bis zu einem sträflichen Herzbrechen hinab steigt, und nun nicht bloß vergiebt, sondern auch, in künftiger Sorge für den Sohn, noch Belohnung verheißt. Sprechen mußte er die Gattin des Grafen, wie denn ein Fürst, laut einem morgenländischen Spruch, für Unglückliche sein Ohr immer außerhalb seiner Wachen und Umgebungen haben soll. Er mußte es hier um so mehr, da er bei dem scheelsüchtigen Adjudanten Absicht bemerken durfte; genug, er selbst ist schuld daran: daß ein ehrlicher Stubenheizer in seinem Palaste die Hauptperson wird, die nicht dafür kann, daß der Fürst mit seinem guten Herzen Recht und Gesetz beschädigt. Hätte Hr. Vogel seinen Grafen doch nur ein bischen unschuldiger seyn laßen! wozu er den bösen Adjudanten ja recht gut brauchen konnte, aber — Landesverrath, schwerer, erwiesener Landesverrath — und dafür eine so üppige Gnade? Nein! „Mild, und freigebig — im Recht; glänzend belohnend bei Verdiensten; streng und sparsam mit der Gnade!" — das mag die Inschrift werden an dem neuen Kaminstück, welches im Vorzimmer stand, wo die Scene spielte. Das Zimmer *selbst* sollte wahrscheinlich allegorisch an der Schmeichelworte Qualm und Weihrauch erinnern, denn es schien entsetzlich verräuchert; eben so sollt' es vielleicht charakteristisch seyn, daß der Fürst ein wenig auf den Souffleur rechnete. Dies *ausgenommen* gab ihn Hr. Beschort gut, wie auch Mad. Schreck (Gräfin) und Hr. Gern der Vater (Stubenheizer) verdienstlich das Ihrige thaten. Letzterer war im Anfange, wo die Kleinigkeit einige glückliche Momente hat, besonders löblich, später bezeichnete er ein Paar Mal die Gefühls-Uebergänge zu schroff. Demoiß. Math. Strenge (ein Knabe, der die Wachen muß täuschen helfen!) gab ihre Scene ganz leidlich, und kann etwas werden, wenn sie nämlich nicht etwa glaubt: daß sie schon etwas ist. G. h.

Ein Bischof, der auf dem Felde spazieren ging, begegnete neulich einem alten Hirten, dem er Verwunderung zu erkennen gab darüber: daß die Jungfrau Maria dem Landvolk gar nicht mehr erscheine. Er setzte hinzu: der Grund, daß der Himmel dergleichen Wunder nicht mehr geschehen lasse, läge offenbar darin: daß er das Volk bestrafen wolle, weil es die Greuel der Revolution geheiligt, und überhaupt nicht mehr die alte Unterwürfigkeit gegen die Geistlichkeit habe, wodurch es in den Augen Gottes schlechter geworden sey. „Herr Bischof!" erwiederte der bescheidene, aber gewandte Landbewohner, „man erzählt uns: daß, wenn ehedem ein Bischof seinen Umzug hielt, so läuteten alle Glocken von selbst. Da man jetzt Menschen-Kräfte nöthig hat, um die kleinste in Bewegung zu setzen, soll ich wohl daraus schließen, die Geistlichkeit sey schlechter geworden?" (Independ.)

An den Ecken der Hauptstraßen in Madrid und am Akademie-Hause selbst hat man Anschlagezettel gefunden, des Inhalts: „Eine Stelle in der Akademie erhält derjenige, welcher die Art der Regierung angeben wird, die wir seit der Abschaffung der Constitution der Cortes in Spanien haben." Alle Nachforschungen der Polizei sind bisher vergeblich gewesen. (Courier.)

Beilage: Bemerker No. 17. und Blatt der Ankündigungen No. XXII.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

Mittwoch den 1. Dezember. 195stes Blatt.

1819.

Das Weihnachts-Geschenk.

Von Amalie von Helt.

(Zur Dezember-Vignette.)

Der Krieg war beendet; jubelnd zogen die Schaaren der Sieger von den blutigen Feldern des Todes der lang ersehnten Heimath zu. Auch Almara traf mit den Waffenbrüdern in der Hauptstadt ein, wo laute Freude die Tapfern empfing, und Wort und Blick und reiche Blumengabe den heißen Dank verkündeten, den Aller Herzen fühlten. — Almara aber wandte den ernsten Sinn nach dem stillen Vaterhause und gern hätte er diese lauten Freuden entbehrt, wäre es ihm vergönnt gewesen, in den Kreis der Seinen zu eilen. Manches Hinderniß aber warf sich seinem Wunsch entgegen, so daß des Herbstes Blätter bereits längst gesunken waren, und erstarrendes Eis die Erde deckte, als er endlich sein Roß bestieg, die lang ersehnte Reise zu beginnen. — Drei Tagereisen lagen nun schon zwischen der schimmernden Königsstadt und Almara; der kommende Tag sollte ihn in die Arme der Seinen führen, aber er durfte auch heute schon der einbrechenden Dämmerung nicht achten, wollte er noch unter dem Lichtstrom des Christbaumes bei ihnen eintreffen. So hüllte er sich, der äußeren heftigen Kälte wehrend, in seinen Mantel, sprach seinem ermüdeten Thiere mit ermunternden Worten zu, und erreichte endlich sehr spät das Städtchen, dessen einziger Gasthof ihn in dieser Nacht aufnehmen sollte. — Im grellen Contrast mit der Todesstille draußen war in dem Inneren des Gebäudes reges Leben; fast alle Fenster blinkten in heller Erleuchtung, Tanzmusik schallte aus den oberen Gemächern lustig hernieder, und auf der weiten, im matten Lampenschein dämmernden Hausflur trieben sich fremde Livreen geschäftig an den Dienern des Hauses vorüber. — Almara leitete sein Pferd durch die in einander gefahrene Wagenburg der Thür zu, in welche der Wirth trat und mit höflichem Bedauern versicherte: daß die, zu einem Feste hier versammelten Fremden den Raum seines Hauses eingenommen hätten und sich einzig nur im gemeinsamen Gastzimmer noch ein Plätzchen für ihn finden dürfte. — Unmuthig, daß die Hoffnung auf so manche ersehnte Bequemlichkeit ihm vernichtet sey, übergab er sein schnaubendes Roß einem Diener zur sorglichen Pflege, und folgte dem dienstfertig voran leuchtenden Wirth in ein weites düsteres Zimmer. — Von dem faltenreichen grün wollenen Fenster-Vorhang fast verdeckt, saß hier in einem altväterischen Großvaterstuhl eine ernste Frau von hohem Wuchs und edlem Wesen; neben dieser, auf einem niederen Bänkchen, eine liebliche Mädchengestalt, die fast wie verschüchtert bei Almara's Gruß sich erhob und hinter den Stuhl der älteren Dame zurück wich, die den sich Neigenden mit Würde dankte. Das scheue Mädchen durch sein Näherkommen nicht zu ängstigen, trat er zu einer langen Tafel, um welche mehrere junge Männer, größtentheils Studenten, saßen, die mit der Post reisten, um in der Weihnachtszeit das Vaterhaus zu besuchen. Einige waren — wie es schien, im eifrigen Gespräch — zu einander gewendet; Almara mochte nicht stören, er

grüßte daher nur flüchtig, und den weiten Reisemantel loshäkelnd, setzte er sich still an ein Neben-Tischchen. Den Kopf in die Hand gestützt und mit der schlanken Reitgerte gedankenlos Figuren am Boden zeichnend, blickte Almara verstohlen oft nach den Frauen. Die Aelteste schaute fast düster vor sich hin, und von Zeit zu Zeit, als warte sie recht sehnlich auf etwas, durch die kleinen, mit Blei eingefaßten Scheiben; die Jüngere aber hatte, das Köpfchen an die Seitenlehne des Großvaterstuhls geneigt, die hellen Augen im leichten Schlummer geschlossen. — Eine schlanke, etwas bleiche Jünglingsgestalt trat jetzt in das Zimmer, grüßte mit leichtem Anstand und sprach dann leise Worte zu der ältlichen Frau. Des Mannes Gesicht war schön, und seine Züge ernst und tief bedeutend, aber in den großen dunklen Augen blitzte ein wildes Feuer, das schnell sich sänftigte, als er sich nieder beugte, die holde Schläferin zu wecken. — Almara hatte ein fast widerliches Gefühl, als der schwarze Krauskopf sich so vertraulich zu dem blonden Scheitel des Mädchens neigte; auch über dem bleichen Antlitz der Frau zuckte ein leiser Schmerz, dem aber die gewohnte Stille in den milden Zügen gleich wieder folgte. Die Schlummernde schlug die schönen Augen auf, und als auch ihr der Fremde einige Worte sagte, erhob sie sich schnell und freundlich, sich zum Weiterreisen zu rüsten. Draußen schnaubten auch schon die Pferde und stampften ungeduldig den hart gefrornen Boden. Die Räder des hervor gezogenen Wagens rollten knarrend über den Schnee, und bald blies der Postillion den mahnenden Ruf: „Feines Liebchen, ade!“ — Ihm folgend verließen die Damen mit ihrem Begleiter, in hoher Sitte grüßend, das Zimmer. — Almara trat an ein Fenster; bleiches Mondlicht und die Helle des Schnees machten draußen Alles kenntlich. — Durch die öfter auf und zu geschlagene Thür drangen, wie aus weiter Ferne, einzelne abgerissene Töne der rauschenden Tanzmusik zu ihm: er fühlte sich seltsam beklommen. Jetzt kamen die Drei; des Mädchens langer schwarzer Schleier schwebte, vom Nachtwind gehoben, wie eine dunkle Wolke, bald vor, bald neben ihr her, und beugte sich endlich, wie ein breiter Trauerflor, über den weißen Mantel ihres Führers, der sie in den Wagen hob. Noch einmal, als hätte es Almara's Wunsch errathen, beugte das holde Mädchen-Antlitz sich hervor und verschwand dann hinter der, von des Fremden Hand angezogenen Thür der Reisekutsche, die schwer, doch rasch die Gasse hinab rollte. — „Seine Frau war es nicht!“ sagte eine Stimme dicht neben Almara; dieser wandte sich, den zu sehen, der die Meinung seines Herzens laut aussprach und gewahrte einen jungen Mann, dessen muthiges und dabei doch kindlich heiteres Gesicht ihm schon früher unter den Sprechenden auffiel und anzog. — „Nein, seine Frau war es nicht!“ antwortete Almara, den blonden Krauskopf lächelnd anblickend; je länger er ihm aber in die blitzenden Augen schaute, je mehr war es, als trete ihm eine liebe Erinnerung entgegen, und schnell und herzlich des jungen Mannes Hand erfassend, fragte er, froh überrascht: „Ist es möglich? Du, Cäsar?“ — „Ich erkannte Dich längst!“ antwortete dieser, des wieder gefundenen Jugendgespielen Hand mit inniger Herzlichkeit schüttelnd, „und wollte nur sehen, ob Dir alle Erinnerungen aus des Lebens Morgen untreu geworden wären.“

In Almara's Herzen blühte aber schnell das ganze Paradies der Kindheit wieder auf, und bis der flammende Morgenstern unterging und der dämmernde Tag zum Scheiden rief, führte er des Freundes Gedächtniß zu mancher getheilten Freude und Gefahr, zu manchem längst vergessenen Knaben-Traum. — Voll Vertrauen auf baldiges Wiedersehen trennten sie sich endlich und mit dem sinkenden Abend hielt Almara vor den Thoren seiner Vaterstadt. — Freudevoll ritt er durch die erleuchteten Gassen, und wo die helleren Fenster den bescherenden Christabend verkündeten, da hielt er einen Augenblick an: seinen Theil von dem Jubel mit zu nehmen. Um die letzte Ecke biegend gewahrte er das theure Vaterhaus, und in einem der oberen Zimmer die Lichter des Christbaums. Schnell vom Pferde springend schlang er den Zügel um einen Baumzweig, und trat wie eine Erscheinung unter seine Lieben. — „Mir auch mein Weihnachts-Geschenk!“ bat er, sich von den ihn umringenden Geschwistern los machend und das Knie vor den froh überraschten Eltern beugend, die segnend die Hände auf des lieben Sohnes Haupt legten, für den sie so oft gebetet und gezittert hatten, als noch blutiger Kampf ihn umgab, und der ihnen heut wie neu geschenkt erschien.

Im Kreise seiner Familie hatte Almara sein kleines Reise-Abendtheuer fast vergessen; erst als er am Sylvester-Abend, tief im Mantel gehüllt, durch das dichte Schneegestöber schritt und im hellen Schein einer Laterne ihm Cäsar unerwartet entgegen trat, stand jener Abend und das Bild des Mädchens wieder vor ihm. Gern folgte er der Bitte des Freundes, der ihn unter heiteren Gesprächen durch mehrere Gassen führte und endlich vor einer Glasthür stehen blieb, in deren einer Scheibe das Wort „Punsch“ mit rothen Buchstaben leuchtete. — Cäsar schaute in das Gemach. „Sie sind schon Alle versammelt!“ sprach er, nach Almara zurück blickend und auf einen Kreis junger Männer deutend, die fröhlich und laut um einen Punschnapf saßen, der dampfend zwischen hell brennenden Lichtern stand: damit öffnete er und trat mit Almara in das trauliche Stübchen, wo ein herzliches Willkommen! sie empfing. Fast jeder der hier Versammelten hatte im nun beendeten

Kampfe mit gefochten, das Gespräch lenkte sich auf diesen — und manch feurig Lebehoch! erscholl dem Vaterland und seinen Heldensöhnen unter lautem Becherklang. — Elsar war der Lebhafteste von Allen; mit innerer Lust und Freude gedachte er der überstandenen Noth und Gefahr, und schaute mit den freudeleuchtenden Augen fröhlich umher; jetzt aber schien sein Blick an den Scheiben der Glasthür gefesselt, an denen der Wind Wolken von Schnee vorüber trieb. — Almara folgte mit seinen Augen dem Blick des Freundes. Beiden war es in diesem Moment, als sähe das Gesicht des Fremden aus dem Gasthof, nah an die Scheiben gedrückt, zu ihnen herein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kaiser Theodosius gegen den Mißbrauch der Redefreiheit.

Der Kaiser Theodosius, dessen fürstliche Tugenden die Geschichte zu rühmen weiß, schrieb seinem Präfekten Ruffinus, auf dessen Weisheit und Redlichkeit er großes Vertrauen setzte: „Wenn Jemand von unserer Person oder von unserer Regierung übel redet, so wollen wir ihn nicht strafen. Hat er aus Leichtsinn geredet, so muß man ihn verachten; hat er's aus Unverstand gethan, so muß man ihn bedauern; ist es aus Schmähsucht geschehen, so muß man ihm verzeihen. Du sollst also in dergleichen Fällen, ohne etwas in der Sache vor zu nehmen, uns Bericht erstatten, damit wir die Worte nach den Personen beurtheilen und daraus abnehmen können: ob wir sie zu übersehen oder darüber weitere Erkundigung ein zu ziehen haben."

Was Kaiser Theodosius that, betrifft freilich nur Reden. Die Reden aber, wie Montesquieu in seinem Geist der Gesetze (im 12ten Buch) sagt, machen kein Corpus delicti aus, sie bleiben nur in der Vorstellung übrig. Die meiste Zeit haben sie keine Bedeutung an sich selbst, sondern nur vermöge des Tons, in welchem man sie ausspricht. Oft drückt man, indem man dieselben Worte noch einmal sagt, nicht denselben Sinn aus; dieser hängt von der Verbindung ab, welche die Worte mit andern Dingen haben. Manchmal sagt das Stillschweigen mehr, als alle Reden. — Aber es läßt sich aus der Art, wie Theodosius das Reden aufnahm, schließen, wie er das Schreiben und Drucken aufgenommen haben würde, wenn letzteres zu seiner Zeit bekannt gewesen wäre. Denken wir uns einen solchen Fall, da ein oder einige Schriftsteller sich durch Schmähung eines Mißbrauchs der Preßfreiheit hätten zu Schulden kommen lassen: so würde er, nach seiner großmüthigen Denkart, etwa Folgendes seinem Ruffinus mitgetheilt haben: „Wir haben gelesen, was einige Schriftsteller von uns und unserer Regierung Uebels geschrieben haben. Wäre das, was sie uns zum Vorwurf machen, wahr, so würden wir bedauern, durch die öffentliche Stimme erfahren zu müssen, was wir längst schon durch Dich hätten erfahren sollen. So aber wissen wir, daß wir jene bösen Urtheile nicht verdient haben, und können uns also für unsere Person darüber beruhigen. Aber wir dürfen um unsers übrigen Volkes willen dergleichen Verunglimpfungen nicht übersehen. Wir wollen also, daß Du die Schuldigen ermahnest und warnest, keinesweges aber, daß Du die Unschuldigen kränkest. Du sollst also Jeden denken und schreiben lassen, was und wie er will, ohne ihm eine andere Beschränkung auf zu erlegen, als die, welche die bestehenden Gesetze nothwendig machen. Wer dagegen handelt, der büße seine Schuld fortan vor dem ordentlichen Richter; wer aber seine Freiheit nicht mißbraucht, der mag sie behalten zu unserem Besten und zum Wohl unseres Landes. Hiernach wirst Du meine Unterthanen zu belehren haben."

Wenn in andern Zeiten andere Maaßregeln gegen öffentliche Schmähungen ergriffen werden, so können die Schuldlosen ihren Unwillen nur verdoppeln gegen diejenigen, welche es wagten, die Ehre und den Ruhm ihrer Fürsten vor dem Auslande zu beflecken. Sie dürfen aber auch hoffen: daß eine Zeit der Milde eintreten werde gegen diejenigen, welche, während sie Freiheit für Gedanke und Rede wünschen, mit dem Dichter ausrufen:

Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Th. Heinsius.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Mein Reichthum und meine Schätze sollen im Verwahrsam der Bürger bleiben, die sie zu vermehren wissen, während sie bei mir ein unnützes oder wohl gar schädliches Capital wären. Ein Fürst ist reich, wenn sein Volk im Wohlstande und zufrieden ist: besäße er selbst auch keinen Heller. Ludwig XII.

Zum großen Manne gehören mehr als Thaten, zum berühmten sind sie hinreichend. Klinger.

Unter einer schwachen Regierung sind nur die Patrioten, welche es aus Unwissenheit sind; alle Uebrigen sind es nur zum Schein und haben Nebenabsichten. Franklin.

Mexikanisches Lied.

Amazili! Amazili!
Ach! die scharfen Pfeile sendest
Du mir grausam in die Brust!
Braunes Liebchen, o du wendest
Auf dich selbst sie, unbewußt:
Denn du thronest stets in meinem Herzen,
Darum schone deiner eignen Schmerzen,
Amazili! Amazili!

Casper.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Unsere Bühne glich ehemals in Hinsicht auf die gastspielenden Künstler und Halb- und Viertels-Künstler einem Bade, denn sie wurde nur während der Sommer-Monate von ihnen besucht; seit einigen Jahren aber nähert sie sich mehr der Natur eines Gasthofes, in welchem zu allen Jahreszeiten Fremde einkehren. Ein Genuß für die Schaulustigen, weniger ein Gewinn für die Kunst und die Kasse, denn diese ward im Laufe des Herbstes und Winters auch durch den Reiz einheimlicher Talente gefüllt, und für jene bleibt der Besuch gleichgültig, weil, wie im Gasthofe, unter den Reisenden nur die Minderzahl vom Range und Vermögen (als Künstler) ist. Zur Sache: Herr Freund, vom Theater zu Achen, der als „Papageno" in der „Zauberflöte", „Hausmeister" im „Sonntagskinde", „Leporello" im „Don Juan" und „Igel" im „Augenarzt" auftrat, gehört zu der Klasse der Theaterleute, die recht fleißig und emsig sind, die Versammlung zu ergötzen, denen die Natur aber das beste der Mittel: die erregende komische Kraft versagte, und die es daher bei dem besten Willen immer nicht weit bringen. — Demois. Runge, ehemals bei der Bremer Bühne, gab in Charlottenburg die „deutsche Hausfrau" und in Berlin die „Baronin v. Rosenstein" in „Selbstbeherrschung", dort mit einigem, hier ohne allen Beifall. Sie war nicht ohne Talent, aber ihre Mittel reichten nur für einen kleinen Raum aus; so wurde zum Beispiel ihr Ton, der in Charlottenburg befriedigte, im Opernhause bei größerer Anstrengung unangenehm kreischend; daneben quälte sie sich, jedes Wort mimisch aus zu drücken. — Auf diese Beiden folgte Hr. Fries, auftretend als „Durlinsky" in „Lodoiska", „Figaro" in „Figaro's Hochzeit" und „Seneschall" in „Johann von Paris". Die goldene Mittelstraße wandelnd, in seinem Spiele sich ebenfalls in überflüssigen Bewegungen erschöpfend, wie man es auf kleinen Bühnen zu thun und zu sehen gewohnt ist, und mit einer tremulirenden Stimme singend, befriedigte er nur die Genügsamen, die mit Allem vorlieb nehmen, und in ihrem Sinne Recht haben; aber bei der Vorstellung des „Figaro" waren auch Personen zugegen, die, als die berühmte Arie: „Dort vergiß leises Flehn, süßes Wimmern u. s. w." gesungen worden und deren Wiederholung von den Genügsamen gefordert war, ihr Mißfallen laut äußerten. Was von solchen lärmenden Bezeichnungen der Meinung zu halten, und daß sie mindestens nicht als Beweise einer vollendeten sittlichen Bildung gelten können, auch wenn kein Gesetz sie untersagt hätte, darüber sind alle ruhigen Menschen einig. Die Wahrheit ist: daß der Gesang des Herrn Fries zu werthlos für den Dacapo-Ruf und zu gut für das Auspochen war. Ein kaltes Schweigen ist die schreiendste Demüthigung für die Mittelmäßigkeit, in deren Ausübung sich auch die Entscheidenden ehren. Hrn. Fries lösete Hr. Genast, vom Leipziger Theater, ab; er erschien als „Figaro" in „Figaro's Hochzeit" und „Baron Rudolph" in „Klein-Rothkäppchen". Sein Spiel, leicht, frei und darum lobenswerth, befriedigte, nicht so der Gesang, an dem man, nicht mit Unrecht, Methode und Stimme tadelte. Alle Genannte, Demois. Runge und die Herren Freund, Fries und Genast, haben gewisse Verdienste, die ihnen auf andern Bühnen sicher Beifall erwerben, doch bei uns, wo man viel Vorzügliches an Fremden und eigenen Künstlern sah und hörte, steigern sich die Forderungen auch begreiflich höher als zu dem bloß Brauchbaren. Darum sollte jeder Fremdling, der unsere Bühne in Gast-Darstellungen betreten will, sich vor dem Wagestück ernstlich prüfen; indessen ist das leichter gesagt als gethan: die Weisen Griechenlands waren in der Sterbestunde mit dem Nosce te ipsum! noch nicht ganz fertig, und Niemand besitzt mehr falsches Bewußtseyn, als eine Bühnen-Person; wer in kleinen Städtchen die Hände der Zuschauer einmal in Bewegung gesetzt hat, der ist fest überzeugt: es könne ihm nun in Wien und Berlin gar nicht mehr fehlen; daher denn auch so mancher Purzelbaum, so mancher geräuschlose Abgang, so manche getäuschte Hoffnung der Theater-Freunde. Doch ist diesem Uebel von Seiten des Vorstehers nicht leicht ab zu helfen; wir haben Personen gesehen, denen ein achtbarer Ruf voran ging, die von Sachverständigen empfohlen worden waren und deren Leistungen dennoch ohne Beifall blieben, wogegen Andere, von denen Fama bisher geschwiegen hatte, Glück machten. So ging es zum Beispiel mit Hrn. Wiedemann, vom Rigaer Theater, der vor Kurzem unsere Bühne als „Paul" in der „Schweizerfamilie", „Lorenz" im „Hausgesinde"; in Charlottenburg aber als „Peter" in dem Lustspiel „die beiden Grenadiere" und „Lorenz" in den „Verkleidungen" betrat. Man hatte wenig von ihm gehört, dennoch bekundete er erfreuliche Anlagen für das Komische und erwarb sich Beifall. Sein Spiel war so frei, leicht und ungesucht, als habe es ihm die Natur selbst vorgeschrieben und wirkte daher auch günstig. Sein Gesang befriedigte; indem er weder übertrieb, noch zu matt und unter dem Leben blieb, begründete er die Ueberzeugung: daß er im Besitz des komischen Talentes sey, das bei höherer Ausbildung Ergötzliches zu Tage fördern kann. Es heißt: er sey für die Zukunft bei unserer Bühne angestellt, und ist dem also, dürfen die Freunde des Heiteren sich Vergnügen versprechen, wenn nämlich Hr. W. den betretenen Weg des Natürlichen nicht verläßt und durch Ausbildung sich der Vollendung nähert. — Der bekannte Lustspiel-Dichter Herr Vogel, zugleich Schauspieler, hat sich ebenfalls auf unserer Bühne gezeigt. Er ist in seinem bürgerlichen Schauspiel: „Reue und Ersatz" als „Fest", „Emilia Galotti" als „Marinelli", Theodor Körner's „Braut" als „Holm Vater", im „Räthsel" als „Oheim" und „Jurist und Bauer" als „Grübler" aufgetreten, und hat im Ganzen, vorzugsweise als „Fest" gefallen, wo ihm mehrere Mal applaudirt und er am Schluße gerufen wurde. Daß der Dichter des „Amerikaner", der bewanderte Schauspielkünstler, mit seinen Aufgaben im Reinen ist, kann nicht bezweifelt werden, dennoch ließ jede Lösung manchen Wunsch unbefriedigt. Unverkennbar war das rühmlichste Streben, aber die Kraft blieb hinter dem Willen zurück. Ueberall gute Charakterhaltung und manches gelungene Einzelne, aber kein ansprechendes Ganzes; allenthalben sichtliche Mühe, wie die häufigen Kunstpausen bewiesen, aber dem Wollen mangelte der Nachdruck körperlicher und geistiger Mittel. Theorie und Praxis! Man darf darüber nicht mit dem Geiste hadern, bei reinem Willen und einigen Mitteln sollen dem Künstler Versuche frei stehen; nur darf er auf seiner Seite nicht fordern: daß man den guten Willen für große That nehme. — Hr. Meixner, vom Königsberger Theater, den wir in der „Zauberflöte" als „Sarastro" auftreten sahen, hat von der Natur eine treffliche Stimme, reich an Umfang, Tiefe und Wohlklang erhalten; er spricht gut und trägt und bewegt sich edel und anständig, nur mangelt es ihm als Gesang-Künstler noch an der Bekundung einer guten Schule: wohl zu merken an einer guten, nicht an einer verschrobenen. Läßt man mir die Wahl, will ich lieber einen zu einfachen Gesang hören, als einen zu gezierten und verzierten und verquinkelten, wie zum Beispiel in dieser Vorstellung der „Zauberflöte" neben Hrn. Meixner die „Pamina" ihn den Hörern aufdrang. Hr. Meixn.. wird noch öfter auftreten, dann mehr über ihn. (Der Schluß folgt.)

Es hat Jemand die Entdeckung gemacht, wie das Glas geschickt gemacht werden kann, plötzliche Hitze und Kälte zu ertragen, ohne zu springen. Man muß es nämlich in einem mit kaltem Waßer gefüllten Gefäße über Feuer setzen, das Waßer allmählig heiß, zuletzt siedend, dann aber wieder allmählig warm und zuletzt kalt werden laßen. Ein auf solche Weise vorbereitetes Glas kann in der Folge plötzliche Abwechselung und Uebergänge von Hitze und Kälte ertragen. (Morn. Chron.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

Freitag den 3. Dezember.

1819. 196stes Blatt.

Der ersten Menschen Ruhestätte.

Abend war's, es zogen Schatten
Um die gold'nen Wölkchen her.
Wo die Sonne fort gegangen,
Webte nun ein sanftes Meer
Dämmerung mit Licht durchzogen,
Schimmer, die gen Morgen flogen;
Und der Mantel der Himmelsbläue
Wand sich um des Abends Bogen,
Wie der Mantel den Müden deckt,
Der sich in die Blumen streckt:
Daß er sich der Ruhe freue,
Bis der Morgen neu ihn weckt.
Und immer höher stieg der junge Mond!
Und immer leiser flüsterten die Myrthen!
Und immer sel'ger sang die Nachtigall!
Und Er vernahm und Sie den holden Schall;
Und wo die Töne her, die schönen klangen,
Wo dichter sich die Myrthenzweige schlangen,
Und aus den Blüthen wo die Sehnsucht war,
Die Töne bald wie Träume wunderbar,
Bald wie mit Worten zu den Menschen sangen:
Da trat zu ihnen freundlich das Verlangen
Und winkte lächelnd, winkte leise
Die Müden in die Schattenkreise,
Wo sich die Myrthen so verschlangen;
Und hier erscholl die schöne Weise:

„Wenn die kühlen Schatten nah'n,
Und es einsam wird auf Erden,
Und die Myrthen mit den Zweigen
Winken in der Zweige Nacht";
„„Tret' ich angst zu Dir heran,
Weil mir bange fast will werden,
Daß so alle Stimmen schweigen,
Und so einsam ist die Nacht!""

„Freundlich faß' ich deine Hand,
Sehe schimmern deine Augen,
Führe deine Füße leise
In die Myrthen, in die Nacht!"
„„Alles ist mir so bekannt:
Deines Odems sanftes Hauchen,
Deiner Stimme süße Weise,
Deiner Rede holde Macht!""

„Sieh', ich führ', ein sanfter Stern,
Der dich freundlich will behüten
Bis der Morgen wieder thauet,
Dich in Myrthen, in die Nacht!"
„„Und ich folge dir so gern
In die Myrthen, in die Blüthen,
Und das müde Herz vertrauet,
Wenn noch eins auf Erden wacht!""

„Wo die zarten Gräslein dort
In die Blumen weich sich weben,
Sollt du Ruh' am Abend finden,
Sollt du schlummern in der Nacht!"
„„Schweiget auch dein süßes Wort,
Hör' ich oben Töne schweben,
Schmettern bald und bald verschwinden,
Englstimmen in der Nacht!""

„Nachtigallen haben hier
Zu den Menschen sich gefunden,
Wollen singen bei den Müden,
Bis sie schlummern in der Nacht!"
„„Nachtigallen deuten mir
Immerdar die schönen Stunden,
Wo ich sage: süßer Frieden,
Süßer Frieden deiner Nacht!""

Friedrich Kuhn.

Das Weihnachts-Geschenk.

(Fortsetzung.)

„Siehst Du ihn?“ rief Cäsar aufspringend und der Thür zueilend; Almara folgte. — Kalt und schneidend wehte der Wind in das geöffnete Zimmer und drohte die aufflackernden Lichter zu verlöschen; der lange faltenreiche weiße Mantel des Fremden schien es aber wirklich zu seyn, der die Gestalt umwehte, welche schnell die Gasse hinauf schritt. — „Meint Ihr den Italiener Camillo?“ fragte ein junger Mann, der ihnen gefolgt war, und setzte auf ihr Bejahen hinzu: „Gilt es dem? — nun so kommt herein, den trefft Ihr morgen sicherlich mit seiner schönen Base Maria auf dem glänzenden Ball, zu dem wir doch wohl Alle eingeladen sind; dort möcht' es leicht und angenehmer seyn, Bekanntschaften zu erneuern, als unter dem wirbelnden Schneetreiben einer scharfen Dezember-Nacht.“ — „Was weißt Du von Camillo?“ fragte Cäsar, ins Zimmer zurück tretend; „ich bitte Dich, erzähle mir Alles!“ Er hatte seinen alten Platz eingenommen und sah verlangend nach dem jungen Mann herüber, der also begann: „Camillo ist aus einer edlen alten Familie Italiens und verlebte die ersten Jahre in dem reichen Glanz des Vaterhauses. Früh verlor er die Mutter, und da der Vater bald zu einer zweiten Verbindung schritt und die junge schöne Gemahlin den kleinen Camillo überall im Wege fand, so trennte er sich von dem einstigen Liebling und sendete den Knaben nach Deutschland, zu seiner Frauen Schwester. — Mit inniger Rührung und Liebe empfing die Gräfin Wallest den blühend schönen Knaben, doch scheu blieb dieser in der Ferne und sah mit düsteren mißtrauischen Blicken auf die weinende Frau, der seine Züge das Bild der verlorenen geliebten Schwester hervor riefen, und die sich schon darum so innig zu ihm neigte. — Erst später gelang es der Gräfin, Camillo's Liebe und Vertrauen zu gewinnen. Der Stiefmutter Härte hatte sein Gemüth verbittert, doch fast mehr noch als diese haßte er seinen Stiefbruder Antonio. Ich habe um des Knaben willen mein Vaterhaus verlassen müssen! sagte er oft, und bin aus meiner blühenden Heimath in dies kalte Land getrieben, wo Keiner mein glühendes Herz begreift!

Der Haß gegen den kleinen Antonio — den alle Briefe des Vaters an die Gräfin den Liebling seines Herzens nannten — und die Sehnsucht nach Italiens heiterem Himmel wuchs mit jedem Jahre in Camillo's Brust; doch sprach er nur in Wort und Lied die letztere aus, und erschmeichelte endlich die Einwilligung der Gräfin, nach seinem geliebten Hesperien zu ziehen. — Voll hoffnungsreicher Träume: wie seine Liebe ihm das Vaterherz wieder gewinnen sollte, flog er der Heimath zu. Wie nun das blühende Land vor ihm sich aufschloß und die reichere Natur ihn umfing, wogte sein Herz in Wehmuth und Freude; alle Empfindungen seiner Seele zogen ihn zu dem lang verlassenen Vaterherzen, von dem ihn Antonio verdrängt hatte. So trat er in die väterliche Villa, und vor ihm stand ein engelschöner Knabe. — Des Kindes große freundliche Augen sahen neugierig auf den Fremden, der, ahnend: wen er vor sich habe, wild auf den Kleinen starrte, und vergebens auch nur einen Zug der Tücke in seinem kindlich offenen Antlitz suchte.

Der alte Graf nahm den Sohn kalt und fremd auf; Antonio aber lebte nur für den Bruder, mit begeisterter Liebe hing er an Camillo und rang in frommer Kindes-Unschuld mit dessen Haß. Wieß der alte Graf Camillo's überströmendes Herz kalt zurück, schien das seine nur Raum zu haben für den jüngeren Sohn, und stürmte der Arme dann, im Innersten tödtlich verletzt, wie von allen Furien getrieben hinaus über Fels und Thal, so schallte oft Antonio's Stimme im bittenden Ruf ihm nach; und kehrte er spät am Abend zurück, so flog der Kleine mit offenen Armen ihm entgegen, und ruhte nicht, bis Camillo ihn zu sich aufhob. — Einst, als der alte Graf in Camillo's Gegenwart Antonio wieder als sein liebstes *einziges Kind* genannt hatte und Camillo's verstoßenes Herz in Schmerz und Haß zuckte, eilte der Arme hinab in den Garten und durch die breiten Gänge dem See zu. Schon hatte er den kleinen schwankenden Nachen betreten, der an dem blumenreichen Ufer befestigt war, schon wollte er die leichte Kette lösen, da schallte Antonio's Stimme aus der Ferne: Camillo, lieber Camillo! Nimm mich mit Dir! — Der Kleine bat so freundlich, Camillo konnte nicht widerstehen, er hob ihn zu sich in das schmale Fahrzeug. Starr und ernst den Blick auf den Kleinen geheftet, der, auf dem Boden des Kahns knieend, mit kindischer Freude alle Blumen brach, die aus dem Wasser ragten und die sein Arm erreichen konnte, ruderte er langsam über die helle Wasserfläche. — Mit dem schmerzlich tobenden inneren Sturm seiner Brust beschäftigt, achtete er nicht des äußeren, der sich erhob, den ruhigen Crystall-Spiegel trübte, die erst kleinen Wellchen hoch und höher trieb und sie schäumend gegen das unsicher schwankende Fahrzeug warf. Erst dann, als Antonio, von dem brausenden Wasser und der stärkeren Bewegung des Nachens aus seiner Freude aufgeschreckt, mit einem Angstruf des Bruders Kniee umfaßte, erkannte dieser die Gefahr und dennoch achtete er ihrer nicht. Antonio, wir wollen Beide sterben! sagte er bitter lächelnd, indem er in des Knaben zu ihm gewendetes Antlitz schaute; es war vom Schreck erbleicht und sah geisterartig unter dem Lilienkranz hervor, den der Kleine sich vorher spielend wand und in sein dunkles

Haar drückte. — Nein, o nein, Camillo! nicht sterben! rief Antonio, und drückte, um nichts mehr zu sehen, die weinenden Augen auf die kleinen gefalteten Hände. — Ein leises Wimmern drang in Camillo's Herz; beruhigend neigte er sich zu ihm, da glitt das Ruder aus seiner Hand, er beugte sich weit über Bord, es zu erfassen; das schwankende, von Wind und Wellen getriebene und gehobene Fahrzeug schlug um und Camillo und Antonio versanken in den wilden schäumenden Fluthen. — Als Camillo ins Leben zurück kehrte, lag er am sicheren Ufer, von hülfeleistenden Schiffern umringt, neben ihm Antonio's bleicher Leichnam. Er stürzte sich über ihn, er versuchte Alles, ihn ins Leben zurück zu rufen, umsonst! — Da nahm er das starre verbleichte Kind auf seinen Arm und, oft die kalten Lippen küssend, sagte er: Schlage doch nur einmal die Augen auf, nenne mich doch nur einmal deinen Mörder! — Aber Mund und Augen hatte der Tod auf ewig geschlossen und allen Haß beendet. — Von Vielen begleitet schritt Camillo dem Schloß zu und legte den Liebling, sich selbst in wilder Verzweiflung hart und streng anklagend, zu des Vaters Füßen. Der alte Graf sprach im ersten Entsetzen seinen Fluch aus über Camillo; da trieb ihn innere Angst aus dem Vaterlande: wild und verstört kam er zur Gräfin zurück. Auch von ihr wollte er nur Abschied nehmen und dann die Welt durchziehen; aber die edle Frau ließ den Unglücklichen nicht, dessen zerrissenes Gemüth wohl zarter Schonung und milden Trostes bedurfte. So reist sie nun mit ihm und der lieblichen Tochter durch ganz Deutschland, und weilt nur so lange an einem Ort, bis des ruhelosen Camillo's Ungeduld sie weiter treibt. Der Vater starb, nahm in der Todesstunde den Fluch zurück und setzte Camillo zum Herrn seiner reichen Besitzungen ein." — Der junge Mann endete seine Erzählung und Alle saßen einen Augenblick still vor sich hin.

„Armer Camillo!" sagte Cäsar, der sich wunderbar bewegt fühlte und verstummte dann in ernstem Sinnen, ohne auf die Worte zu achten, die scharf und schneidend über den Italiener ausgesprochen wurden.

Im raschen Walzer flog Cäsar am andern Abend an Almara hin, da dieser etwas spät in den hell erleuchteten Ballsaal trat. Seine Tänzerin war die holde Maria Wallest; in leichter Anmuth schwebte die zarte Gestalt an dem Arm des Freundes, nach den sanften Tönen der Musik, über den spiegelglatten Boden, und als sie verstummten, drängte sich Camillo durch die Umstehenden zu der Lieblichen hin. — Ihn gewahrend neigte sich Maria mit Grazie vor ihrem Tänzer und trat zu dem Italiener, der ihr den Arm bot und sie zu der Mutter führte, die einfach, doch reich geschmückt im Kreise edler Frauen saß. — Das liebe Gesichtchen Maria's lächelte in heiterer Freude unter dem dunkeln Blätterkranz hervor, der sich durch die leicht geringelten goldenen Locken schlang, die des lieblichen Mädchens Haupt, einer leuchtenden Glorie gleich, umgaben. — Als Almara mit bescheidenem Gruß ihr nahte, dankte sie so freundlich, daß er wohl sah: wie sie sich ihres einstigen Begegnens erinnere. Er machte jetzt in leichtgewandten verbindlichen Worten die alte Bekanntschaft geltend, welche die Gräfin gütig anerkannte, und er sowohl als Cäsar vernahm die Erlaubniß, sie fort sehen zu dürfen. — Der zwanglose Anstand der Gräfin, die heitere Laune Maria's und Camillo's reicher tiefer Geist zogen bald einen auserlesenen Gesellschafts-Cirkel um sie her. Almara fühlte sich glücklich, aber Cäsar war nicht mehr wie sonst; wohl blitzte noch oft die alte Heiterkeit durch ihn hin, doch eben so schnell wechselte sie wieder mit ernster düsterer Unruhe. (Fortsetzung folgt.)

Fündlinge.

In der Kirche zu Basel steht da, wo Meyer, Oecolampadius (Hausschein) und Grynäus liegen, die Aufschrift:

> So Ehr, Gut, Kunst hülfen in Noth,
> Wär' Keiner von diesen Dreien todt.

Ein Prälat, der unterweges geplündert wurde, trug auf dem Conzilium von Trient auf ein Gesetz an, die Beraubung der Bischöfe zu verbieten. (Hist. impart. des Jésuites.)

Bugenhagen feierte jährlich den Tag, an welchem Luther mit Uebersetzung der Bibel fertig ward, mit seiner Familie, und nannte das Fest: Festum Translationis Bibliorum.

Haug.

Epigramme auf einen todten Geheimen-Rath und Fürsten-Günstling.

1.

Hier harret, bis zum Aufersteh'n,
Des Staats geheimer Rath:
Der nie geirrt, sich nie verseh'n,
Als wenn er — Gutes that.

2.

Das Ungewohnte ist's, was oft die Kräfte lähmet:
So starb er schnell als er zum ersten Mal sich schämte.

3.

Geheimen Rath gab er genug
In seinem thät'gen Leben;
Wer wird denn Rath zu Lug und Trug
Wohl offenkundig geben!

4.

Es kann dein Moder, Tod, gewißlich ihm nicht droh'n:
Im übelsten Geruch stand er im Leben schon.

5.

Woran er starb? Er hat die Kraft
Verbraucht in Red' und Bücken,
So ward sein Körper fehlerhaft
Zu lauter Zung' und Rücken.

6.

Hat Nachruhm er gesucht,
Hat er sich gut erkannt:
Denn würd' ihm nicht geflucht,
Er würde nie genannt.

F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Schluß.) Die merkwürdigste Erscheinung auf unserer Bühne in neuerer Zeit ist ohne Zweifel Demois. Maaß, einst ein geehrtes Mitglied unserer Bühne, die nach einer fünfjährigen Abwesenheit wieder auf derselben in mehreren Gast-Darstellungen erschien. Mit lautem Jubel begrüßte die zahlreiche Versammlung sie, gleich einer geliebten Freundin aus entschwundenen schönen Tagen, als sie in der „Sappho" auftrat. Sie führte ihre Rolle durch und wurde vielstimmig am Schlusse der Leistung hervor gerufen. Auch der Referent war erfreut; doch wurde diese Freude durch Etwas vermindert, worüber weiterhin geredet werden soll. Demois. Maaß trat ferner als „Baronin" in „Stille Wasser sind tief", „Gräfin" in „Daß allen Frauen", „Egle" in „Laune des „Verliebten", „Phädra" und „Maria Stuart" auf. Es ist so rein menschlich, in solchen Fällen Vergleichungen zwischen dem Ehemals und Jetzt an zu stellen, wobei es mir innig leid thut, sagen zu müssen, was jeder Sachverständige mit mir fühlt und sagt: daß der uns sonst so liebe Gast in der Kunst nicht vorgeschritten, nicht stehen geblieben, sondern in zwiefacher Hinsicht etwas zurück gekommen ist. Diese Wahrheit ist so erweislich, daß man nur eine einzige Scene im Trauerspiel von Demois. Maaß hören darf, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen; auch im Lustspiele ist sie nicht mehr ganz so vortrefflich als sonst, wie ihre „Baronin" in „Stille Wasser sind tief", ihre „Gräfin" in „Daß allen Frauen" bekundete; doch ist der Verlust hier im Allgemeinen nicht so bemerkbar, weil es im Lustspiel nicht der großen Mittel der Redekünstlerin bedarf, wie im Tragischen, und weil auch ihre Persönlichkeit nicht so sehr in Frage kommt. Die geschätzte Gastspielerin hat nämlich, seit sie uns verließ, eine körperliche Fülle erhalten, die, bei ihrem kleinen Wuchse, im Trauerspiel, wo man unwillkührlich hohe Gestalten fordert, nachtheilig wirkt. Damals hatte ihre Persönlichkeit den Charakter der Niedlichkeit. Ich habe Demoiselle Maaß in der „Sappho", in „Stille Wasser sind tief", „Daß allen Frauen", als „Egle" in der „Laune des Verliebten" und als „Maria Stuart" gesehen und gehört, und während der Darstellung des ersten und letzten Charakters mich überzeugt: daß sie zum Hoch-Tragischen nicht berufen ist. Ehemals glänzte sie auf unserer Bühne als „Johanna" in Schiller's „Jungfrau von Orleans" und andern ähnlichen Leistungen, weil sie mit natürlicher Beredsamkeit sprach, wobei ihr überaus wohlklingender Ton sie unterstützte; seitdem hörte sie in Paris die Deklamation französischer Schauspieler in der Tragödie, und in dem Glauben: jene Methode sey die beste, beschloß sie, dieselbe sich an zu eignen. Aber das ist nicht leicht, nur Wenigen glückt ein solcher Uebergang von der Eckhof-Ifflandschen Manier zur Talmaschen: er muß gehörig und mit Umsicht vorbereitet werden; das hat die Besprochene nicht gethan und ist, vielleicht unwillkührlich, über die Grenze hinaus gekommen. So deklamirt sie nun eintonig, ohne Licht und Schatten, mit leerem Pathos fort und ermüdet den Hörer durch ein ununterbrochenes singendes Einerlei. Das größte Uebel aber ist: daß sie den Jambus fortwährend skandirt, und ohne allen Grund fast jede zweite Sylbe der Zeilen ungebührlich betont. So z. B. spricht sie in der Stuart: „man **hält** mich hier gefangen", oder: „ich **steh** in Gottes Hand" — und giebt so den Jamben überall eine gleiche physische Schwere. Woher und warum dieser mangelhafte Accent? Bei der Vorstellung der „Phädra" war ich nicht zugegen, doch sagen mir Kenner: daß es hier damit wie in „Sappho" und der „Stuart" ging. Selbst als „Baronin" in „Stille Wasser sind tief" und „Gräfin" in „Daß allen Frauen" sprach sie zu pathetisch und konnte nicht los von tragischer Manier. Die „Egle" war ihre werthvollste und darum auch am beifälligsten aufgenommene Leistung: weil darin auch gar keine Gelegenheit für ihren Pathos ist und die Darstellende hier zu ihrer ehemaligen leichteren und besseren Methode zurück kehren **mußte**, obwohl die **jetzige** „Egle" nicht mehr ganz die **vorige** war, bei der **Alles** leicht behandelt wurde. Wäre ich ein vertrauter Freund von Demois. Maaß, so würde ich zu ihr sprechen: „Höre, meine theure Freundin! Du hast unverkennbares Talent für die Darstellung; aber dieses schöne Talent ist durch irrige Ansichten, aus denen böse Angewohnungen entsprangen, bedeckt und tief verschleiert. Diese mußt Du ablegen, wenn Du eine vorzügliche Schauspiel-Künstlerin bleiben willst. Vergiß, was Du durch schädlichen Mißverstand seit Jahren gelernt hast, leite Dich selbst wieder zur Natur und laß Dich leiten von einem verständigen Deklamations-Lehrer, damit Du wieder werdest, was Du ehemals warst. Auf solche Weise kannst Du, mit einigen älteren Mängeln, die ermüdende Eintonigkeit Deiner Rede ablegen, die falsche Betonung, die unangenehme Pretiosität in wahrhafte Würde — die Dir nicht fremd ist — verwandeln, und Deinen so lieblichen Ton in Einfachheit und Regelmäßigkeit zum Herzen Deiner Hörer — die Dir Alle noch mit Liebe zugethan sind — sprechen lassen. Glaubst Du aber das nicht zu können, so verlaß mindestens die Laufbahn des Hoch-Tragischen, auf der Du, so wie Du sie jetzt wandelst, nimmer zu einem erfreulichen Ziele gelangen wirst. Laß Dich nicht durch Beifallszeichen irre machen: sie gelten theils der Erinnerung an das Vergangene, theils aber auch dem Genie des Dichters, wie es im dritten Akt der „Maria Stuart" der Fall war, obgleich dieser auch am besten von Dir dargestellt wurde. Beobachte Dich selbst mit Aufmerksamkeit, höre Dich selbst, sprich und lies Dir laut vor und Du wirst bei Deinem wiederkehrenden richtigen Gefühl finden, daß ich nur Worte der Wahrheit sprach!" — So würde ich zu ihr reden; da ich jedoch keine Gelegenheit habe, ihr das Alles mündlich zu sagen, so vertraue ich es dem „Gesellschafter" an, hoffend, daß Demois. Maaß dieses Blatt in die Hände bekommen werde. Geschieht das, so bitte ich sie angelegentlich, es mir zu glauben: daß nur Achtung für ihre Kunstfähigkeit und schmerzliche Trauer über die unheilbringende Richtung, die sie ihrem Talente gab, mir jene Anrede diktirte, und daß ich, wenn auch kein **vertrauter** Freund, doch gewiß ihr **Freund** sey. S.

Die Zeitung „Renommé" hat neulich behauptet: die Wendekreise seyen Barrieren, wo die Sonne oder eigentlich die Erde anhält, um wieder in gehörigen Schritt zu kommen!! (Gaz. d. Fr.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

Sonnabend den 4. Dezember. 197stes Blatt.

1819.

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Was ist schön?

Betrachten wir die Werke der Baukunst, Sculptur
und Malerei bei den Völkern aller Zeiten und Him-
melsstriche, sehen wir die Völker selbst an und werfen
einen Blick auf die Tracht und Umhüllung, in der sie
sich wohlgefallen, so könnte uns jedes Kunstwerk, jede
nach dem Urtheil des Volkes mit Geschmack dekorirte
Gestalt, als ein Muster dessen erscheinen, was dasselbe
für schön achtet. Aber stellen wir alle diese Schönheits-
Modelle neben einander, und halten wir hier, abgesehen
von allem Anderen, nur des Menschen eigene Gestalt
und Umhüllung fest: was ist denn nun wahrhaft schön
unter diesen so ganz von einander verschiedenen, nach
unserem Urtheil zum Theil grotesken und seltsamen
Figuren? — Der Orientale findet es schön und an-
ständig, sich mit weiten Gewändern zu umhüllen, so
daß seine Gestalt nicht bloß dem Blick entzogen, son-
dern auch seine Bewegung durch die, nach unseren Be-
griffen oft übertriebene Zahl von Hüllen gehemmt wird.
Bei den rührigen Abendländern wird die Kleidung oft
absichtlich gewählt, damit die Schönheit der Gestalt
recht hervor trete und dadurch gehoben werde, so wie
die enge anliegende Kleidung wenigstens die Umrisse
des Körpers zeigt, der darunter kaum verborgen ist.
In fast gänzlicher Nacktheit erscheint ein großer Theil
der unkultivirten Völker, und zeigt sich nur bei festen
Festen im Federmantel oder sonst einem mühsam berei-
teten Kleidungsstück. Dafür wird der Leib mit den
buntesten, oft grellsten Farben bemalt und durch man-
cherlei eingeätzte unverwischliche Zeichen geziert. — Wir
finden in dem weißen und lichten Schein des Körpers
etwas Erfreuliches, und bilden uns unsere höllischen
Geister und Nachtgestalten meist schwarz; der Neger
malt seinen Teufel mit weißer Farbe.

Als eine wesentliche Bedingung der Schönheit der
Frauen wird bei verschiedenen morgenländischen Völ-
kern eine schwere, fleischige, bis zur Unbeholfenheit aus-
gefüllte Gestalt angesehen. Am höchsten aber schätzen
die afrikanischen Mauren diese, nach ihren Begriffen
ästhetische Beleibtheit ihrer Damen, so daß Durand —
mit dem Mungo Park und andere Reisende einstim-
men — die Bemerkung macht: eine Frau, die mäßige
Ansprüche äußert: muß so beschaffen seyn, daß sie nicht
gehen kann, ohne von einem Sklaven unter jedem Arm
unterstützt zu werden. Aber um vollkommen schön zu
seyn, muß ein Weib nicht anders, als auf einem Ka-
meel fort gebracht werden können, und dabei lange
Zähne haben, die wie Hauer aus dem Munde hervor
stehen. Um sich diese schwerfälligen Reize zu verschaffen,
nehmen die Mädchen alle Morgen eine ungeheure Menge
Reis-Pudding zu sich und trinken mehrere Näpfe Ka-
meels-Milch dazu. Wenn sie es nicht gutwillig thun,
so werden sie von den Müttern mit Schlägen dazu ge-
zwungen. — Die Bewohner der neuen Hebriden zeich-
nen sich durch ihre schlanke Gestalt aus. Die einzige
Kleidung, welche die Reisenden an ihnen bemerkten,
war ein Strick, den sie so fest um den Unterleib geschlun-

gen tragen, daß er einen tiefen Einschnitt macht und der Unterleib aus zwei verschiedenen, auf einander gesetzte Stücken zu bestehen scheint. Und so erscheinen diese Menschen mit ihren Einschnitten als ein den Wespen oder Ameisen ähnliches Geschlecht, dem Alles mangelt, was wir schön nennen.

Bei verschiedenen amerikanischen Stämmen gilt es — nach Bartram, Lewis und Clarke, Blond, Dauzion, Lavaysse und andern Reisenden — für schön, eine künstlich erhöhete Stirn und einen flachen Kopf zu haben. Diese Schönheit hervor zu bringen, wird der biegsame Kopf des Kindes, sogleich nach dessen Geburt, bis zur Nasenwurzel zwischen zwei leichte Bretter von sehr plattem Holze gebracht, die durch Stricke, Riemen oder gedrehte Linnen fest zusammen gezogen und zwischen die, eine Verwundung zu verhüten, baumwollene Kissen gelegt werden. Diesen sonderbaren Verband trägt das Kind, nach der verschiedenen Völker-Sitte, längere oder kürzere Zeit, und dadurch verlängert sich dann der Kopf allmählig gegen obenhin und wird unterhalb der Ohren beträchtlich breiter. Jene Völker werden eben darum allgemein mit dem Namen der Flachköpfe bezeichnet.

Daß Ringe nicht nur an den Ohren und Fingern, sondern auch an den Zehen der Füße und um Arme und Beine pflegen getragen zu werden, ist bekannt; auch daß wilde Völker den Nasenknorpel durchbohren, um darin Blumen, Federn und andere Zierrathen zu tragen. Aber auf der syrischen Küste ist es unter den Landbewohnern überall Gebrauch, die Scheidewand der Nase zu durchstechen und darin silberne und goldene Ringe zu tragen. Und mehr noch herrscht diese Sitte — nach Olivier — zu Orfa, Mossul, Bagdad und in andern weiter in dem Inneren befindlichen Städten. — Die widerliche Entstellung der Lippen bei verschiedenen amerikanischen Völkern, wodurch diese wie Schnauzen hervor treten, ist bekannt. Bei den Tunkinesen werden die Lippen roth, bei den Japanesen eben so, oder wenn sie die Farbe recht stark auftragen, violet gefärbt, was — nach Thunberg — für eine große Schönheit gilt.

Schöne Zähne müssen in einem großen Theil jener östlichen Reiche und auf den ostindischen Inseln glänzend schwarz gefärbt seyn, was, nach unserm Geschmack, einen unangenehmen Anblick gewährt, zumal da der Mund auch beständig mit Bethel angefüllt ist; und Woodard erzählt von den Bewohnern von Celebes: daß sie sich nicht bloß die Zähne schwarz färben, sondern auch feilen. Dieses Feilen der Zähne ist aber auch bei vielen afrikanischen Nationen Sitte, und das geht — nach Salt — bei den wilden Makua's auf der Küste von Mozambik so weit, daß die Reihen der Zähne völlig das Ansehen einer Säge haben; und Salt konnte — was ihm am wunderbarsten dünkte — nicht bemerken: daß diese Operation der Weiße oder Durchsichtigkeit der Zähne geschadet habe. La Perouse fand auf der Nordwest-Küste von Amerika gleichfalls Stämme mit scharf gefeilten Zähnen; und Vancouver bemerkt gar von den Bewohnern zu Puerto de la Trinidad auf Californien: daß beide Geschlechter die Zähne bis auf das Zahnfleisch abgefeilt haben, ja daß die Weiber diese Sitte so weit übertreiben: daß sie dieselben sogar bis unter das Zahnfleisch abgefeilt hatten. Außerdem lief ihnen eine punktirte Linie von den beiden äußersten Enden und der Mitte des Mundes bis auf das Kinn herab, wodurch sie ein abscheuliches Ansehen gewannen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Weihnachts-Geschenk.

(Fortsetzung.)

Almara konnte nicht zweifeln, es müsse des Freundes Veränderung Maria zuschreiben, die willenlos mit zarten festen Liebesnetzen den Freund umschlang, und ihn so zu Camillo's Nebenbuhler machte. Denn daß Camillo's Herz mit der Gluth seines Vaterlandes des Mädchens Bild umfasse, war sichtlich, und eben so entschieden: daß Maria's Sinn sich mehr zu dem sanfteren Cäsar neige. — Wohl recht sehr bekümmernd und störend stellte sich dies Verhältniß zwischen Almara und seinen heiteren Lebensmuth. Camillo's düster glühender Blick, der oft über Almara hin streifte, scheuchte bange Ahnungen in ihm auf, und manch herzlich warnendes Wort sprach er dem lieben theuren Freunde gegenüber. — Wohl fühlte Cäsar: wie er den armen Camillo grausam von dem Ziele dränge, wo vielleicht ihm Ruhe und Frieden erblühen könne; wohl schmerzte es ihn, doch immer ließ er wieder ab von dem schweren Kampf mit dem eigenen Herzen.

So zog der Frühling mit den tausend Blüthenaugen und der Sommer mit allen Freuden vorüber; kalt wehte der Nordwind wieder über die öden Stoppelfelder und die falben sinkenden Blätter des laubreichen Waldes sprachen vom Spätherbst und dem mit starken Schritten sich nahenden Winter. — Immer schneidender war indessen der Mißton zwischen Allen geworden; vergebens strebte Almara, das Ganze traulich zusammen zu halten: feindlicher nur wandten sich Cäsar und Camillo von einander und täglich beängstigter schaute die Gräfin auf ihr armes liebes Kind, das für Camillo die alte Neigung gern bewahren mochte — wohl wissend, wie sie des Verdüsterten theures einziges Glück sey — und doch das arme sehnende Herz nicht von Cäsar abwenden konnte. — Den bangen zerstörenden Kampf ihrer Seele zu enden, der längst schon ihre kindlich frohe Heiterkeit vernichtet hatte und im unaufhörlichen Wechsel sie bald mit ganzem Herzen zu Cäsar, bald mit dem regsten Mitleid zu dem armen Camillo

sey, bat sie in großmüthiger Selbstverleugnung einst diesen: den Ort zu verlassen, wo er so sichtlich beunruhigt sey. Lange sah Camillo ernst und forschend in die sanften Augen des Mädchens, die lächelnd zu ihm aufblicken wollten und dann, von heißen Thränen benetzt, sich unter den langen seidenen Wimpern verbargen. — „Nein, Maria!" sagte er sanft, ihre bittend zu ihm aufgehobenen Hände fest in die seinen drückend; „nein, hier muß sich Alles entscheiden, hier muß ich erkennen: ob der Himmel mein ist, oder ob die Hölle den Brudermörder nicht lassen kann!" — Weinend wand sich Maria von ihm und gelobte sich still: den Unglücklichen nicht noch tiefer zu beugen.

Oft, wenn der Abend die wenigen, aber auserlesenen Bekannten der Gräfin in ihrem Zimmer versammelte, und Cäsar zu den leise verschwebenden Tönen der Guitarre mit reiner schöner Stimme sang, während sein bittendes Auge über die Saiten hinweg schauend zu Maria sich wandte, flüchtete sie vor diesem Blick, der bis in die innersten Tiefen ihrer Seele drang und alle nieder gekämpften Empfindungen mächtig aufrief. An das Fenster tretend erhob sie den thränenschweren Blick zu den leuchtenden Sternen, als solle von dort aus ihr Ruhe und Hülfe kommen. Wenn nun Camillo's stärkere Stimme zu den rauschenderen Tönen des Instruments erklang, so trat sie beruhigt heran: denn Keiner als sie kannte den Sinn des Liedes, das in des Vaterlandes Sprache von seinen Lippen schwebte und mit bitterem Grimm sein nächtliches Loos verklagte. Nur Maria's sanften freundlichen Blicken gelang es in solchen Stunden, den aufbrausenden Sturm seiner Seele zu beschwören; und sein Spiel verhallte dann in einzelnen wehmüthigen Accorden, die er, das Auge voll Liebe und Schmerz zu Maria erhoben, dem Instrument mit sicherer Hand entlockte.

Die düsteren Herbsttage zogen langsam und ahnungsschwer vorüber; die Gräfin versuchte umsonst, die Freude zurück zu zaubern, die aus dem sonst so geselligen Kreis entflohen war. Immer bestimmter ward in ihr die Ueberzeugung: es könne so nicht bleiben, und es sey nun an ihr, das Ganze zu lösen. So rief nun ein freundlicher Wink einst Cäsar zu ihr; zart und sicher berührte sie das ganze Verhältniß, stellte Alles wie es war, wie es werden mußte, in scharfen treffenden Zügen vor seine Seele, machte Camillo's ältere Rechte geltend und forderte mit Herzlichkeit und Vertrauen Maria's Glück und Frieden von dem Erschütterten. — Die siegende Gewalt ihrer Worte riß ihn fort; die Ueberzeugung: Maria ist schon seit Monden Camillo's Verlobte, schlug jede Hoffnung nieder, und mit Zusammenraffung aller Kraft den wild aufsteigenden Schmerz nieder kämpfend, gelobte er — das bleiche Antlitz über die Hand der edlen Frau gebeugt — den Ort zu verlassen, wo seine Gegenwart nur friedestörend sey. — Als aber sein einsames Zimmer ihn umschloß und alle Anordnungen zur Reise getroffen waren, da traten mit Riesenkraft alle zurück gedrängten Empfindungen hervor und forderten ungestüm ihre Rechte. Wie er sich auch bezwingen wollte, er konnte dem Bilde Camillo's nicht entfliehen; feindlich stand es vor ihm: wie er einst den armen Antonio in die schäumende Fluth sich nachriß, so zog er nun Maria aus dem Blumenbande der Liebe und Freude in sein getrübtes Leben hinüber. Was, als die Gräfin sprach, ihm bedauernswerth erschien, wurde nun in seinem finsteren Sinnen unwürdig, und zum ersten Mal kochte der Haß gegen Camillo glühend in ihm auf. — Im Innersten zerstört warf er sich in des eintretenden Almara's Arm, der ihn fest und freudig an sein Herz schloß; er kam von der Gräfin, schon wußte er um des Freundes Reise und brachte ihm der Gräfin Bitte, den heutigen Abend noch in ihrem Hause zu verleben. — Das fiel freudig und schmerzend in Cäsar's Seele; der Schmerz galt Maria, die Freude Camillo; er wußte selbst nicht, warum das so war: aber deutlich blieb ihm dies Empfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

In M* wurden neulich den Thorwachen strengere Befehle gegeben, hinsichtlich der Ankommenden; namentlich sollte jeder derselben mit dem Passe sogleich zu mehreren Behörden geführt werden. Ein ehrlicher Soldat hatte schon oft bei dem langwierigen Geschäft mit herum laufen müssen; er stand jetzt wieder an dem Thor-Posten und spät in der Nacht kam noch ein Fremder in einem Wagen. — „Hat der Herr einen Paß?" fragte der Soldat. — „Nein!" — „Nein?" wiederholte Jener — dem dieser Fall noch nicht vorgekommen war — doch erfreut setzte er hinzu: „Na, da kann der Herr Gott danken, er hätt' sonst hier viel Scheererei gehabt! Fahren Sie halt nur zu!" Am.

Ermuthigung.

Wie bist du, Herz, so wild bewegt,
Wie trüb' ist dir die Welt?
Bist du so leichtlich aufgeregt,
Wird Lust dir nie gesellt.

Erwecke dir mit ernstem Wort
Zu Stürmen neue Kraft;
Denn wogt in dir es fort und fort,
Wirst rasch du hingerafft.

In Ebb' und Fluth, in Fried' und Streit
Kämpf' ab die inn're Noth;
So wechselt gern die Lust mit Leid
Und Leben dann mit Tod.

Bertram.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. In der Literatur giebt es jetzt nichts Neues, als etwa das irrende Heer der Almanache. Der Rede würdig ist eigentlich nur „Aglaja", welche sich auch in diesem Jahrgange wieder durch gute Kupfer und einen oft sehr gediegenen Inhalt auszeichnet. Das Kränzchen gewann Grillparzer; es sind zwar nur ein Paar Gedichtchen, die er gab, geschrieben auf dem, an großen Erinnerungen so reichen Boden Italiens; der Duft aber, der heraus weht aus diesen kleinen Blumenbeeten, ist würziger, als der in „Sappho's" Rosenlauben — ich sage nicht zu viel — und nur „der Krämer mißt nach Ellen weg!" — Das beste seiner Stückchen ließ die Censur noch vor ein Paar Tagen selbst aus den schon gebundenen Exemplaren heraus nehmen. — Erschienen ist ferner ein neuer Almanach, redigirt vom Baron Hormeyer. Auffallend bleibt daran, daß die Mitarbeiter desselben meist Freiherren sind; übrigens ist Gutes darin. Auch Werner — der wohl mehr Zwangsherr als Freiherr ist — hat ein Scherflein in seiner neuen — Entgeistigung dazu gegeben, eben nicht zur Zierde. — Kurländer's „Almanach dramatischer Spiele" für 1820 hat wieder nur Uebertragungen aus dem Französischen zum Gegenstande. Es ist wohl ein Unglück, wenn man eine fremde Sprache besser spricht als die seiner Mutter; wäre dies nicht, würden wir gewiß einiges Eigenthümliche vom Hrn. v. Kurländer zu erwarten haben. — Castelli bezweckt eine neue Zeitschrift: „Comus", worin er nur Humoristisches aufnehmen will. Er hat damit seinen Schutzgöttern, den Satyrn, ein willkommenes Asyl geöffnet — ob aber diese lustigen Schalke so recht in Reihe und Glied da stehen und nicht lieber mit dem schilfgekränzten Köpfchen nur zuweilen hervor blicken wollen zwischen den hohen Gestalten der Heroen, oder den Geisblatt-Lauben seufzender Myrtille? Besser wäre es freilich, wenn das Gerücht wahr spräche und Castelli nur ein Comus-Blättlein wochentlich an das „Conversations-Blatt" reihen würde — doch der Herausgeber wird das selber schon bedacht haben; und somit in jedem Falle recht fröhliches Gedeihen! — Das „Conversations-Blatt" und der „Oesterreichische Beobachter" haben auch die Bewilligung erhalten, vom Jahr 1820 an Theater-Notizen auf zu nehmen. Wie vereint sich dies mit der rein politischen Tendenz der zweiten Zeitschrift? — Durch eine gewisse Einmüthigkeit scheint der bedeutsame Stoff an der Schwindsucht zu leiden, aber Theater-Coups machen noch nicht gesund! — Nun, wir leben einmal in theatralischen Zeiten, doch hebt eine Katastrophe die andere auf. — Grillparzer ist bereits im Begriff, dem Theater die schon langer vollendeten „Argonauten" zu übergeben. Man spricht sehr viel Gutes davon — die Helden-Schiffer sollen uns willkommen seyn! und damit erst soll unser genialer Dichter seinem Ruhm die Krone des Verdienens erringen. — Baron Zedlitz ist gleichfalls mit Vollendung eines Stückes beschäftigt, das wieder auf dem Mutterboden der Helden — dem starken Nordland — spielt. Mögen ihm dessen Felsenwälder eine fröhlich kühne Kraft eingerauscht haben. Er hat es bei „Turturell" erfahren: wie verschieden die dramatische Anlage für den Leser und den Zuseher seyn müsse — und diese Schule muß jeder Dichter durchwandern; das Stück soll den Namen „der König in Ehre" führen, das klingt — wunderbar. — Im Theater an der Wien, das sich den Ruhm eines rastlosen Fleißes täglich mehr erwirbt, erhalten wir nächstens eine neue Oper von Hrn. Carl Blum: „Die Pagen des Herzogs von Vendome". Es ist recht, daß Hr. Blum sich nicht irren ließ von so manchem widrigen Urtheil und freudig seine Bahn dahin geht. — Auch „Ossian" soll uns erscheinen, und zwar von dem Dichter Managetta, welcher den Preis mit der „Hildrude" (in München) gewann; da ließe sich ja wohl etwas erwarten. — Von Gunz erscheint nun dennoch die „Belagerung Wiens oder die Weihe"; wie auch „Demetrius" (nach einem eigenen Plane) im Theater an der Wien. — Der Indianer Bauleau, aus Madras, zeigt hier einige jener Künste, welchen man vor nicht allzu langer Zeit den Namen der „unbegreiflichen" gab. Wenn man den Berichten der Reisenden über die Künste der indischen Gaukler trauen darf — so hätte man sie hier vor mehreren Jahren wohl mit Recht verboten. Bei den Gaukeleien dieses Indiers muß man zwar auch erstaunen — aber nur darüber, wie ein Mensch die goldene Zeit für solche Läppereien sich und Andern stehlen könne. Stößt er auch eine ziemlich lange Klinge bis zum Heft in den Schlund, so ist dies weiter nichts als gräßlich, und zeigt die Elastizität der Speiseröhre. Merkwürdig ist vielleicht die Schnelligkeit, mit welcher er Ballen, Messer und eine schwere Steinkugel in schiefen Linien durch einander wirft. Dieser „Berühmte", wie er sich nennt, hat sich mit seinen Zaubereien bereits ein Vermögen erworben, das ihm über 30,000 Franks jährlicher Einkünfte trägt (?). — Unter den Markt-Seltenheiten zeigt sich eine Riesin, die sehr groß — seyn will. Auch ist eine „Herkulessin" — so nennt sie sich — zu schauen, welche mit ihren Zähnen und Haaren 900 Pfund hebt. Glückliches Zeitalter — wie die Künste in Deutschland blühen!! — Sehenswerth aber sind zwei Buschmenschen von der malayischen Küste, und eine Afrikanerin, welche ein Hr. Hill aus Berlin (?) zur Schau führt. Die Afrikanerin hat einen idealisch schönen Körperbau, bis auf die Struktur der Nase, der Lippen, des Kinns und der Haare. Der Buschmann, im Alter von 45 Jahren, ist mittlerer Statur, schmutzig braun, häßlich und von einer großen Gutmüthigkeit. Man nimmt für diese — Menschen — Eßwaaren mit, von welchen der Mann den Rauchtaback mit dem größten Appetit und in beträchtlicher Quantität als seine Lieblingsspeise verzehrt; auch trinkt er beständig Brandtwein und ißt an Fleisch nur lebendes Geflügel. Uebrigens sind diese Leutchen schon ziemlich theatralisirt; auch besitzen sie die Eigenschaft der Raben — eine Sucht nach allem Blanken. Diese Unglücklichen wurden, nach ihrer Gefangennehmung vor 8 Jahren, von einem Engländer an einen *Schiffs-Kapitain* verschenkt, welcher sich durch ihre Ausstellung *in kurzer Zeit* 1600 Louisd'or erwarb, und sie nun an Hrn. Hill auf zwei Jahre für 800 Stück Dukaten verpachtet hat. Also ist hier das Verhältniß der Sklaverei auf die empörendste Weise festgestellt! Dürfen Menschen als verkäufliche Sache angesehen werden? Erlaubt man solchen Druck und solches Pressen? — und sind dies die hoch gehenden Ideen von menschlicher Freiheit? — M —.

Als die Einwohner sahen: daß sich der um Cadix gezogene Truppen-Cordon auflösete und die Soldaten sich nach allen Seiten zerstreuten, riefen sie aus: „Dios mismo es insurgente!" (Gott selbst hat sich zu den Insurgenten gesellt). (Courier.)

Das Parlament hat die treffliche Bibliothek des berühmten Reisenden Burney für das brittische Museum angekauft, und 13,500 Pfund dafür bezahlt. Sie ist besonders reichhaltig an griechischen Werken, und enthält z. B. 47 Ausgaben vom Aeschylus, 26 vom Anakreon, 12 vom Apollonius Rhodius, 5 vom Archimedes, 74 vom Aristophanes, 10 vom Athenäus, 16 vom Callimachus, 50 vom Demosthenes, 166 vom Euripides, 87 vom Homer, 30 vom Isokrates, 102 vom Sophokles u. s. w. (Morn. Chr.)

Eine Brügger Zeitung berichtet: daß es zu Blankenberg, in der Nähe von Brügge, am 2ten November ganz roth geregnet habe, so daß alle Cisternen davon geröthet waren. Bis jetzt hat man die Ursach dieses farbigen Regens noch nicht gefunden. Noch merkwürdiger ist aber, daß zu Scheveningen, in der Nähe des Haags (auch am 2ten November), ein Regen fiel, der, in einigen ganz reinen Gefäßen aufgefangen, farbelos aussah, sich aber, wenn man ihn in Gläser goß, roth färbte; das Wasser schmeckte nach Eisenrost und Schwefel. (Gaz. d. Pr.)

Druckfehler. Bl. 195. Seite 1. Sp. 2. Zeile 8 von unten lese man statt „den" dem sich Neigenden.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

Montag den 6. Dezember. 198stes Blatt.

1819.

Das Weihnachts-Geschenk.

(Fortsetzung.)

Schon hatte die Theestunde alle Freunde des Hauses um die Gräfin versammelt, als Cäsar und Almara in das Zimmer traten, das nur von einer in reichen Ketten hängenden Ampel und dem lodernden Kaminfeuer erleuchtet war. Maria saß zunächst an diesem, der Wiederschein des Feuers hatte ihr holdes Gesichtchen höher geröthet, und halb zu dem hinter ihr stehenden Camillo gewendet, sprach sie hold und lebhaft mit diesem. Cäsar konnte Bitterkeit nur schwer verbergen; er hörte kaum die Gräfin leise sagen: „Maria weiß nichts, lassen Sie ihr den heutigen Tag ungetrübt und mir die Sorge: sie mit Ihrem Scheiden bekannt zu machen.“ — Still sich neigend nahm er seinen Platz Maria gegenüber, und immer mit dem Gedanken beschäftigt: es ist der letzte Abend, suchte sein düsteres Auge fort und fort Maria's Blick. Dabei drängte sich ein fast vergessener halb wachender Traum wieder hell vor seine Seele, und immer war ihm, als träte er jetzt wahrhaft ins Leben. — Maria bemerkte seine innere Bewegung und fragte zart forschend nach der Ursache. — Ueber Cäsar's Antlitz flog es wie eine leichte Blässe. „Ich weiß nicht“, sagte er, „was mir heute vorschwebt, es gleicht fast einer Erscheinung aus dem Fabellande, und doch hat die Erinnerung daran mich recht lebhaft gefaßt und läßt mich nicht.“ — „Erzählen Sie doch!“ bat die Gräfin — froh die Gelegenheit benutzend, die sein ängstigendes düsteres Schweigen brechen mußte — und scherzend setzte sie hinzu: „Sehen Sie nur, die Flamme im Kamin lodert lustig, auf jedem Gesichte steht theilnehmende Erwartung, und daß Alles sich zu schauerlichen Geistermährchen eignet, saust auch draußen der Wind und wirft den Schnee an die Scheiben; beginnen Sie!“ — Cäsar selbst fühlte sich innerlich getrieben, aus zu sprechen: was außer dem Weh des Scheidens seine Brust beengte, und fügte sich daher gern und willig dem Wunsch der Gräfin. Oft fast unwillkührlich den Blick auf Camillo gewendet — der sich neben ihn gestellt hatte und mit verschränkten Armen am Gesimse des Kamins lehnte — begann er also:

„Sie Alle kennen das Helenen-Stift, das nahe dieser Stadt liegt, und auch wohl die wunderbaren Sagen, die von dem alten verfallenen Gebäude stammen. Eine Menge solcher deutungsvollen Mährchen hatte als Kind meine Phantasie erhitzt und Sehnsucht und Furcht rangen und kämpften in meiner Brust. — Einst wurde am Fuße des Berges, von dem die alten Mauern über schwarze Fichten melancholisch empor ragen, ein jubelndes Fest in dem frühlingsgrünen Waldthal gefeiert. Auch ich war mit meinen Eltern dort, und sah, durch die Gegenwart so Vieler beherzt, recht muthig zu dem finsteren Gestein auf. Die scheidende Sonne blickte golden durch die ausgebrochenen Fensterhöhlen, und in ihrem Scheine glänzten die maigrünen Gesträucher und Bäume dort oben, während im Thal schon ringsum Schatten war. Mir schien es, als käme die Gelegenheit, meinen Wunsch zu befriedigen, so günstig

wohl sobald nicht wieder, und, oft nach dem Geschwirr der Sprechenden hinab horchend, stieg ich aufwärts und erreichte bald das Ziel meiner Sehnsucht. — Die herrliche, im Abendroth schwimmende Landschaft lag zu meinen Füßen; ich sah im Thal die Menschen sich lustig bewegen: ich sah sie, nach den Tönen der Musik, über den frischen Teppich schweben, und fühlte mich sicher durch ihre Nähe. So trat ich denn, nur von einer leisen Beklommenheit geleitet, in den verfallenen Bau; mit innerer Kindeslust ließ ich mich von dem Grauen schütteln, das mich in den hohen Hallen befiel, durch welche ich schritt: immer war mir, als müsse hinter den Säulen Geisterhaftes hervor treten und bei dem kleinsten Geräusch blieb ich, unter lautem Herzensschlag, lauschend stehen. Alle gehörten Schauer-Mährchen drängten sich zu mir; aber von Unbegreiflichem getrieben rang ich mich kühn durch Dornen-Gestripp und Schutt und Stein. Wie lange ich schon verweilt haben mochte, weiß ich nicht; wohl aber, daß es schon ziemlich dunkel geworden war, als ich in eine Halle trat, die längst schon nur den Himmel zur Decke hatte. Einzelne Sterne waren an ihm aufgezogen und sahen ernst zu mir nieder, Alles war so still, so feierlich um mich: mir ward bang und bänger. So nahe glaubte ich die Nacht nicht; ein lauer Abendwind bewegte leise das Laub der Bäume und ihre schwankenden Reiser; ihre Schatten flohen wie Geister an den grauen Mauern auf und nieder, die sich hoch und höher über mich empor zu strecken schienen. Ich wollte fort, wollte hinab zu den Andern, und doch hielt es mich mit wunderbarer Gewalt zurück. Da hörte ich leisen Flügelschlag über mir rauschen und bald sah ich eine glänzend weiße Taube in luftiger Höhe langsamen Flugs über mir schweben, neben ihr ein Falke, dessen gewaltiger Flügelschlag rauschend durch die Luft erklang. Mit unwiderstehlichem Verlangen füllte sich mein Herz nach der Taube, und je fester ich den Blick auf sie geheftet hielt, je näher schien sie mir, den Kopf nach dem Falken zurück gewendet, zu schweben. Der Raubvogel aber flog in immer engeren Kreisen in seiner Höhe, und als die Taube mir nahe, ganz nahe war, schoß er herab, schlug die Krallen in meine Brust, daß mein Herzblut floß und das glänzende Gefieder der Taube bespritzte, die taumelnd zu Boden sank. Des Falken Augen brannten aber so entsetzlich in mein Gehirn, daß ich bewußtlos nieder stürzte. Als meine Besinnung wieder kehrte, war Alles still um mich und keine Spur des Geschehenen; mich aber faßte ein entsetzliches Grauen und mit bebender Hast floh ich aus den Mauern. Es war Nacht geworden, vom Thale herauf flimmerten die angezündeten Lampen und des Vaters Stimme drang rufend an mein Ohr; er trat jetzt mit einer Fackel durch das Gebüsch, und ich sank, keines Wortes fähig, fast ohnmächtig zu seinen Füßen." — Maria hatte in peinlicher Angst die Erzählung vernommen, und als sie nun aufsah und Camillo gewahrte, der, über Cäsar's Stuhl gebogen, diesen mit wild flammenden Blicken betrachtete, war es ihr, als sähe sie den Falken. Der inneren quälenden Angst nicht mehr Meister, durchbrach diese alle Schranken, und mit hervor strömenden Thränen sank sie an das Herz der betroffenen Mutter. Schnell führte diese die Erschütterte in ein Nebenzimmer, wohin ihnen Camillo bald folgte. Ernst trat er vor das weinende Mädchen und sprach mit finsterer Kälte: „Sage es nur, Maria, mein Stab ist gebrochen, mich liebst Du nicht mehr. Nein! o nein! die schöne Zeit ist längst vorüber, Dein Herz von mir zu Cäsar gewendet; sage es immer, denn sieh, ich bin ruhig!" — „O Camillo!" bat Maria, sich von dem Mutterherzen aufrichtend; „sey Du mein Engel! — Führe mich zu ihm oder weit von hier; Dir will ich folgen, wohin Du mich leitest, nur erbarme Dich und sieh nicht so tödtlich kalt auf mich nieder!" — „Wunderliches Kind!" sagte Camillo seltsam lächelnd, „sey doch nur ruhig, das findet sich ja Alles; folge jetzt nur der Mutter zur Gesellschaft!" Er nahm ihre Hand in die seine, deren starre Kälte sie aufs Neue erbeben machte. Doch immer gewohnt, seinem Wunsche sich zu fügen, suchte sie auch heute sich schnell zu fassen, und trat bald an seiner Hand in das Gesellschafts-Zimmer zurück, wo ein leichtes Uebelbefinden sie entschuldigen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Fortsetzung.)

Bei uns erfordert es der Anstand: daß der Mann, wo er sich öffentlich in seinem Amte oder vor Höheren zeigt, mit glattem Kinn erscheine; bei vielen orientalischen Völkern gilt der Bart für den ersten Schmuck männlicher Würde und Schönheit. Aber kaum giebt es ein Volk, das den Bart so hoch achtet, als die Perser, und die schwärzesten und dickhaarigsten Bärte gelten für die schönsten. Auch — so sagt Olivier — sieht man in Persien nur schwarze Bärte; es giebt zwar auch blonde, besonders unter den Kurden, Armeniern und Bewohnern von Aderbidschan; aber sowohl um den Weibern zu gefallen, welche die blonden nicht lieben, als auch um sich ein kraftvolleres, jugendliches Ansehen zu geben, lassen sich Alle die Bärte schwarz färben und bemühen sich, sie dickharig zu erhalten, wozu Salben, Pomaden und Spezereien verwendet werden; und gewiß giebt es kein anderes Land in der Welt, wo man so viele Sorge für den Bart hegt. Des Morgens bei dem Aufstehen, Nachts bei dem Schlafengehen, nach Tische und sonst noch mehrere Mal des Tages, wäscht der Perser sehr sorgfältig seinen Bart, trocknet ihn

mit einem leinenen Tuche, kämmt ihn lange, legt die Haare desselben zurecht und fährt mehrere Mal mit der Hand darüber, um sie glatt zu erhalten. Er trägt deshalb auch immer einen Spiegel und einen Kamm in der Tasche bei sich, um den Bart sogleich wieder zu ordnen, wenn er etwa durch irgend einen Zufall in Unordnung gebracht werden sollte. — Doch auch ein wildes Volk wetteifert mit Persern und Orientalen in Sorge für den Bart und übertrifft sie noch in Schönheit desselben: die Einwohner der Tembs-Insel (unter 2° 39′ südlicher Breite und 150° 31′ östlicher Länge), welche Hunter als die stärksten und gesundesten Menschen schildert, die er je gesehen. „Sie waren — bemerkt er — ganz nackend und kupferfarbig. Einige von ihnen hatten Bärte, die bis über den Nabel herab reichten, und sie schienen viele Kunst darauf zu wenden, dieselben zu kämmen, zu kräuseln und mit Oel zu salben. Es verdient Bewunderung, wie ein so kleiner Fleck Landes so viele und so starke und schöne Bewohner ernähren konnte.“

Wie verschieden wieder ist die Form und Behandlung der Haare, um nach den Urtheilen verschiedener Völker für schön zu gelten. Die Einen scheeren das Haupt fast ganz kahl, Andere lassen in ungehemmter Fülle die Locken hernieder wallen; und bei Andern gilt es für schön und wohlanständig, dieselben nach einer gewissen Form zu schneiden, zu kräuseln, zu pudern u. s. w. Fast alle kultivirten Orientalen scheeren das Haupt, so alle die Mannspersonen in ganz Indien; nur die Neger und andere Casten lassen — nach Papi — ein Büschel Haare auf dem Wirbel stehen, und die Braminen ein ähnliches auf dem Hinterhaupte. Die Frauen schlingen ihre Haare entweder auf eine ganz ungekünstelte Art in einen Knoten zusammen, oder sie flechten sie in zierliche Zöpfe. Die Perser lassen — nach Morier — auf dem geschorenen Kopfe bloß einen Haarschopf auf dem Scheitel und zwei hinter den Ohren. Bei den Japanern reißen sich — nach Thunberg — die Mannspersonen das Haar auf dem Kopfe durchgehends aus; nur in dem Nacken lassen sie es stehen, schmieren es ein und streichen die Haare gegen den Kopf hinauf. Oben auf dem Scheitel werden sie mit Papier zusammen gebunden, und nachdem man die Spitzen abgeschnitten, wieder zurück gebogen. Diese Frisur wird sehr sorgfältig einen Tag um den andern besorgt. — Der Kalmücke hat — nach Pallas — den Kopf geschoren und läßt nur hinter dem Scheitel, recht in der Mitte des Haarkopfs, einen Schopf wachsen, welcher gewöhnlich in einen Zopf, von Vornehmen aber in zwei und drei Zöpfe geflochten wird. In groteskem Putze und seltsamer Entstellung gefallen auch hier sich die wilden Nationen. Hunter erzählt von den hell kupferbraunen Bewohnern der Duke of Yorks-Inseln: sie gehen gänzlich nackt, ihr Haar ist wolligt, aber durch die fette Salbe, womit sie dasselbe bestreichen, und durch die rothen oder weißen Puder, die sie darauf stäuben, bekommt es ein so seltsames Ansehen, daß es ihnen wie Lichtkerzen um den Kopf hängt. So haben die Haare von Einigen ein dunkelgelbliches Ansehen, als ob sie durch die Sonne braun gebrannt wären, bei Andern sind sie roth. Die Mode, sich zu pudern, ist bei ihnen allgemein. Sie tragen gewöhnlich eine Büchse voll von diesem Pulver bei sich, und wenn sie sich feindlich erweisen wollen, so nehmen sie etwas davon in die hohle Hand und blasen es mit großer Heftigkeit von sich. *) — Auch die dunkel olivenfarbigen Leute von Neu-Jersey pflegen — nach Billardiere — ihr dunkles Haar künstlich blond zu färben, was einen seltsamen Kontrast mit ihrer Hautfarbe macht. — Durch einen mächtigen Haarputz zeichnen sich aber die Papua von Neu-Guinea aus, die — nach Forrest — ihr Haar buschweise um den Kopf und weit abstehend trugen, so daß der Durchmesser desselben ungefähr 3 Fuß, und wo er am kleinsten war, wenigstens 2½ Fuß betrug. Dabei hatten sie einen Kamm im Haare, der aus 4 bis 5 langen, aus einander stehenden Zähnen bestand, womit sie ihre krausen Locken vom Kopfe abkämmten, als wollten sie ihren Busch noch länger machen. — Die wilden Mbaya's an den Ufern des Paraguay-Stromes dagegen reißen sich — nach Azara — die Augenbraunen, Augenwimpern und die Haare am ganzen Körper aus, weil sie, wie sie sagen, keine Pferde sind, die Haare auf dem Leib haben. (Der Schluß folgt.)

*) In einiger Entfernung — bemerkt hier Hunter — hat diese Sache wirklich das Ansehen, als ob Schießpulver abgebrannt würde, und wahrscheinlich muß man es auch für eine Art von Herausforderung ansehen. Gewiß ist es, daß diese Sitte bei den Bewohnern von Neu-Guinea statt findet; daher vielleicht die Erzählung bei Cook von den Bambusstäben, aus welchen Feuer und Rauch hervor zu gehen schien.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Nur die Verbesserung des Herzens führt zur wahren Weisheit. Fichte.

Die Ehre kennt keine Oberen. Logau.

Schwach und schlau versteckt eine verarmte Zeit ihre Blößen unter Flitter. Würde.

Man gönnt den Weisen kaum das Brod, indem es Gold auf Narren regnet. Göckingk.

Auch vom Socrates ist Thorheit genug zu melden. Lessing.

Würde soll ein Fürst eher übertreiben, als zu wenig geben. Engel.

Ein Fürst, der die Wahrheit nicht hören will, ladet die Nichtswürdigkeit zu sich ein. Raynal.

Giebt es für den Geist kein günstiges Vaterland, so schaffe dir für das Herz eine Heimath. St. Pierre.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Mit augenscheinlicher Verdienstlichkeit der Schneider und Dekorateurs wurde am 21sten Dezember im Königlichen Schauspielhause gegeben: „Nitteris“, Oper in 3 Akten (frei nach Metastasio bearbeitet) vom Freiherrn von Poißl. — Der Text trägt noch die Spuren des Metastasio — dieses durch den Verein von Seichtigkeit und Zierlichkeit ganz zu einem Hof-Dichter geschaffenen Italieners — indem bei Behandlung des Stoffes eine Bedeutsamkeit desselben für ziemlich unnütz erachtet ist. Gewandte Galanterie muß zuletzt in Menschengestaltung und Sprache für Ersatz gelten und jede Leidenschaft sich der Convenienz fügen, damit sie courfähig werde an dem Parnaßchen, welches Signor Metastasio sich seithalben der wahren poetischen Höhe angelegt hat. In dieser (unfreien) Uebertragung haben wir nun das Zierliche der Sprache nicht, mithin das Seichte um desto auffallender. Die Personen sind wie Wachtposten in die Scene vertheilt und vollbringen ihre Aufträge in mächtig kühler Art; Wärme und Licht zu geben hat sich der Componist vorbehalten, von dem die Einrichtung vorgeschrieben scheint. Es soll allerdings der Opern-Text nur ein Stamm seyn, an welchem der Componist sich hinauf und herab schwingt, ihn gemüthlich belebend und verzierend. Aber jener Stamm muß doch an sich etwas seyn; das auf irgend einem Boden stehet, dem man zutrauen darf: daß hier Kunstblüthen gedeihen können, die mit ihrer Ueppigkeit etwa Gespanntes, Unnatürliches und nicht Motivirtes bedecken. Eine kalte, zuweilen an Gedanken erinnernde Berechnung wirkt hier nicht, stört aber Vieles da, wo man ein Gebiet fordert, in welchem regelrechte Vernunft sich von selbst ausschließt. Eine Oper darf Glaubenssache seyn, und hier ließen sich vielleicht die bekannten Harmschen Thesen und Streitschriften gegen die Vernunft benutzen, um endlich eine Theorie für Opern-Texte zu finden; auf diese Weise wären sie doch zu etwas brauchbar. — Doch ernsthaft! — und zur Fabel — Amasis, König von Egypten, hat einem vertriebenen Vorfahren versprochen, dessen Tochter (Nitteris) einst mit seinem Sohn (Sammetes) zu vermählen, damit die Krone Egyptens doch wenigstens halb legitim bleibe. Sammetes aber liebt Beroe, eine Hirtin; diese entsagt und wird Priesterin der Isis; Sammetes raubt sie und ist des Todes schuldig; plötzlich aber wendet sich Alles, indem Beroe als die Tochter des Vorfahren und Nitteris als Tochter des Amasis erkannt wird. Dazwischen herum schleicht noch Amenosis, ein Fürst von Cyrene, der muthmaßlich Nitteris liebt, es aber weder leugnen noch zugeben kann: daß er es deutlich ausspreche. In solchem Treiben scheint dieser Amenosis von Cyrene ein Anhänger der philosophischen Schule (die des Aristipp) von Cyrene, nach welcher man sich enthalten müßte, von Dingen zu sprechen, die über des Menschen Fassungs-Vermögen gehen, und dies giebt sich bei diesem Fürsten so gering, daß er kläglich sich des Redens fast enthält. — Die Musik hat Vortreffliches, führt aber zu keinem Eindruck, ja sie zeigt keinen eigentlichen Charakter, indem das Vereinen italienischer und deutscher Forderungen nur selten geglückt ist; der Mittelweg hat sich hier- und dorthin verdreht und von links und rechts ist Manches herbei geholt, welches in Fragmenten ziemlich eilig und lose aneinander gehängt wurde. Daß der Gesang die Hauptsache sey bei einer Oper, will allmählig auch den deutschen Componisten wieder klarer werden; daß er aber bei den Deutschen im Charakteristischen sprechender seyn müsse, als bei den Italienern, die dem Wohlklange alles Uebrige aufopfern, das erfordert die Richtung unseres Volkes. Ehe aber danach etwas Gescheidtes entsteht, müssen die Componisten genau wissen: wo zu entsagen ist. Melodie bleibt das Haupterforderniß, denn sie ist die Blüthe innerer Harmonie; aber die Bedingnisse der Empfindungen müssen sich auch wahr ausdrücken, und dabei kann ein Musiker zeigen: wie weit sein psychisches Vermögen reicht und wie weit er die gegebenen physischen Mittel und die gewöhnliche Berechnung dem Höheren unter zu ordnen weiß. — Gesang und Instrumentirung ist hier mit Kenntniß der vorhandenen äußeren Kräfte behandelt, aber den innigeren Ansprüchen ist nur spärlich genügt. Das Finale vom ersten Akt, die Arie der Beroe: „Trenn nicht, den Bund der Seelen u. s. w.“ rechne ich zu den gelungensten Einzelheiten; dagegen nenne ich z. B. gänzlich verfehlt die Arie des Sammetes: „Nein, ich kann ihr nicht ertragen“ — weil eine barocke, überherrschende Instrumentirung den Gesang hier ganz verdeckt, da doch eben in diesem Momente die Gefühle des Sammetes am heftigsten ausbrechen müßen und mit diesen Tönen allein der vom Verfasser so schlecht motivirte Uebergang zu einer verwegenen That geschaffen werden mußte. Ohne diese Gefühls-Steigerung wird der Raub der Beroe und alles Folgende wirkungslos bleiben, indem noch ein Unterschied ist zwischen den ganz Unvorbereiteten und einem überraschenden Theater-Coup. Genug! Hr. v. Poißl bezeugt uns auch hier Talent; daß aber dieses nicht frei von Uebereilungen ist, braucht er uns nicht erst zu beweisen. — Die Kühle des Ganzen schien auch die Vortragenden befallen zu haben. Mad. Seidler (Beroe) sang die beste Parthie recht lieblich: aber von ihrer Kraft schien sie etwas zurück gelegt zu haben; daß sie sehr hübsch aussah, rühm ich nicht gern, weil es kein Verdienst ist, doch will ich es diesmal zur Ausgleichung gerühmt haben. Mad. Schulz (Nitteris) sang die minder dankbare Parthie löblich; ihre Darstellung würde aber an Werth gewinnen, wenn das Preiläse der Sprache gemildert werden könnte. Hr. Stümer (Sammetes) war anfangs wohl von der Ansicht eines abscheulichen Kostüms mit Verdruß erfüllt, in der zweiten Hälfte seiner Parthie machte er seine angenehme und gut gebildete Stimme besser geltend. Hr. Rebenstein (Amenosis) benahm sich in seiner Lage vortreflich, denn er gab einen schwachen Charakter und Tenor mit achtungswerther Scheu und Scham, und Hr. Bern (Amasis) steht ihm in der Erkenntniß wenig nach. — Auch Tanz ist eingefügt; und ich erwähne dies nur, um zu bemerken: daß jedes Applaudißement deutscher Tänzer mit einem Zischen begleitet wurde. Wir wollen nicht fürchten: daß dieses Zischen die moderne Entgegnung sey, wenn von deutschem Talent die Rede ist; da aber die Erwähnten (ich weiß nicht, wie sie heißen, denn mich interessirt der Tanz wenig, die Billigkeit aber sehr) wirklich gut tanzten, so muß die Oeffentlichkeit solche Zischer zur Ruhe verweisen. Jetzt noch Etwas über Kostümirung. (Der Schluß folgt.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 8. Dezember. 199stes Blatt.

Lied.

Sonnenschein und Luft,
Helles Aetherblau,
Süßer Blumenduft,
Frischer Himmelsthau!

Von den grünen Zweigen
Löst er jetzt sich ab
Und die Blüthen neigen
Liebend sich herab!

Tausendfarbig Gold
Schimmert auf der Flur,
O! wie bist du hold,
Liebliche Natur!

Alles ringsum freuet
Sich der schönen Pracht:
Frühlingslicht zerstreuet
Starre Wintersnacht.

Drum von Qual und Sehnen
Tilget jede Spur,
Trost für alle Thränen
Bietet euch Natur!

Maria.

Das Weihnachts-Geschenk.

(Fortsetzung.)

Almara und Cäsar waren an ein Fenster getreten, und als jetzt Maria so bleich wiederkehrte, sagte der Letztere leise: „Du arme fromme Taube!“ — Almara sah ihn an: der Sinn jener Erzählung war ihm mit diesen Worten gelöst und schmerzlich trat der Zusammenhang vor ihn hin, „Komm!“ sagte er zu Cäsar, „komm, Du Verwegener, der Du selbst Dein Geschick aufriefest; zur Seite will ich Dir bleiben, aber Dein Weilen kann hier nicht länger seyn!“ — „Hier oder anderswo, gilt das nicht gleich?“ entgegnete Cäsar düster, und trat zu Maria, ihr das letzte, lange Lebewohl zu sagen. Sie reichte ihm so die Hand, als ahne sie sein Scheiden. „Maria!“ flüsterte er, dann riß er sich los und folgte Almara. — Beide gingen schweigend durch die dunkeln Gassen; bald rauschte es hinter ihnen und sich wendend gewahrten sie Camillo. Jetzt hatte er die Beiden erreicht, und, seine Hand auf Cäsar's Schulter legend, sagte er, wie aus tiefer Brust: „Nicht wahr, ich bin Dein Falke?“ — „Das wird sich finden!“ entgegnete Cäsar, ihm ruhig in die blitzenden Augen schauend. — „Du hast mich so genannt, Du hast mir meinen Himmel geraubt, und mich gelüstet nun nach Deinem Herzblut!“ murmelte der Italiener wild zwischen den Zähnen. — „Morgen also!“ sagte Cäsar gelassen, „und wenn Du willst unter den Ruinen, um die zwölfte Stunde im Vollmonds-Licht, mir gilt das Alles gleich!“ — „Mir auch, und so sey es!“ rief Camillo und bog in eine Seitengasse.

„O Cäsar!“ seufzte Almara, „mußte das Alles so kommen? — Mir bangt vor dieser Stunde, der Zweikampf falle auch wie er wolle!“ — Almara begleitete den Freund nach seiner Wohnung, und während dieser sich setzte, noch manchen Brief zu schreiben, saß er in tiefer Schwermuth und entsann es sich mit Schauder: daß eben ein Jahr verflossen, seit er im Gasthof des kleinen Städtchens zum ersten Mal Camillo und Maria sah. — Spät nach Mitternacht trat Cäsar zu ihm, hob

sein gesenktes Haupt empor und sah zu ihm nieder mit dem muthigen freundlichen Kindesblick, der so lange dem düsteren Ernst gewichen war. „Almara, treues Herz!“ sagte er freundlich, ihm die Arme entgegen breitend; und wie der tief bewegte Freund ihn innig umfing, sprach er sanft: „Nimm allen Dank für Deine Liebe und Treue!“ — Er schien Alles mit der Welt abgemacht zu haben, und weit heftiger bewegt empfing Almara von Cäsar die nöthigen Aufträge für den Fall seines Todes von Camillo's Hand.

Die Lichter des Christbaums waren verloschen, der Jubel verhallt und tiefe Ruhe der lauten Freude gefolgt. Da schritten Cäsar und Almara, die hell glänzenden Waffen unter dem Mantel, durch die öden Gassen, an Maria's Wohnung vorüber, dem Thore zu. Im Zimmer der Gräfin war Licht; wehmüthig lächelnd sah Cäsar zu diesem auf, grüßend klangen Maria's Harfen-Töne hernieder. „Leb wohl, meine Maria!“ rief er leise. — „Auf Wiedersehn in Himmelshöh'n!“ sang ihre Stimme, und in langsamen ernsten Accorden verhallte das Lied. — „Hast Du es gehört, Almara?“ fragte Cäsar und zog den Freund schneller mit sich fort, dem schon längst verschlossenen Thore zu. Es öffnete sich und vor ihnen lagen, im bleichen Mondlicht, die mosigen verfallenen Mauern. — Der Wind hatte den Schnee auf dem alten Gestein zusammen getrieben und er leuchtete nun in wunderbaren Gestaltungen; die finsteren Kiefern und Tannen bogen sich, vom Winde bewegt, knarrend zu einander, als wollten sie warnend den Beiden den Weg versperren; doch über ihren Wipfeln stiegen finstere Rauchsäulen von den angezündeten Fackeln empor, deren rother Lichtschein hier und dort durch das schwarze Nadelholz zuckte, und Raben und Eulen schwirrten, von der ungewohnten Helle und dem Geräusch der Kommenden aufgeschreckt, ängstlich ächzend über ihnen hin. — „Vorwärts!“ sagte Cäsar, dem für einen Augenblick zaudernden Almara die Hand reichend — so traten sie in die erleuchtete Halle und Camillo und sein Begleiter ihnen entgegen.

Camillo hatte gut gewählt; es war dieselbe Stelle der Ruine, wo einst den Knaben die Erscheinung überfiel und die vom hellen Fackelschein schauerlich erleuchtet wurde. Cäsar erkannte sie wohl, und einen düsteren Ahnungsschauer in sich fühlend, sah er ernsten Blickes um sich her. — Die kurzen Worte der Begrüßung waren frostig gewechselt, die Mäntel abgeworfen und feindlich standen Camillo und Cäsar in fechtender Stellung sich gegenüber. — Hell funkelten die breiten Klingen im vollen Lichtschein gegen einander, glühend weilte Camillo's Blick auf Cäsar, dessen düsteres Auge fast freundlich auf den Gegner sah. Jetzt fuhren die Schwerdter pfeifend durch die Luft, und nach wenigen Momenten drang Camillo's scharf geschliffener Stahl tief in Cäsar's Brust. Blutbedeckt sank er lautlos in des Freundes Arm und sein brechendes schönes Auge sah dankend zu ihm auf. — Camillo aber erschauderte; es schien, als neige Antonio's bleicher Schatten sich über den Blutenden nieder; seine Sinne verwirrten sich und so, vom wilden Wahnsinn befangen, sprang er hinzu, drückte sein weißes Tuch auf die Wunde und sprach, das blutgefärbte Tuch fürchterlich lachend empor haltend: „Das bringt Dein Falke zum Christgeschenk der Taube!“ — „Laß, o laß!“ seufzte Cäsar; aber der Wilde stürmte fort und fernher drang sein Rasen und Lachen durch die schauerliche Stille zu dem Sterbenden hin, der, vom Todesengel geküßt, bleich und heiter in des neben ihm knieenden Almara's Armen ruhte. Ueber ihn gebeugt suchte dieser vergebens das fliehende Leben zu halten: der tödtlich Getroffene richtete noch einmal das matte Auge auf den Freund und schloß es dann zum langen friedlichen Schlummer.

Mit dem Versprechen: er wolle ihr ein Christgeschenk bringen, hatte Camillo bei dem Dämmern des Abends die beruhigte Maria verlassen, die nun hoffend und wartend neben der Mutter saß, alle aufsteigenden dunklen Ahnungen niederkämpfte, mit Begeisterung von Camillo's Güte und Edelmuth sprach, der sie mit so zarter Schonung über die bängsten, gefürchtetesten Stunden ihres Lebens hebe und einem schönen Ziele zuführe. — Die Gräfin sah bekümmert auf ihr liebes Kind, das mit so reichen Hoffnungsblüthen das Leben schmückte und nicht ahnete: daß die schönste Blüthe aus dem Kranz ihrer Freuden gebrochen sey; sie konnte zu den vielen Gaben der Liebe, mit denen sie heute Maria erfreut hatte, ohnmöglich den Schmerz des langen Abschiedes von Cäsar legen; so verschwieg sie denn, wie fern sie schon den Nahgewöhnten glaubte. — Stunde reihte sich an Stunde, Camillo kehrte nicht zurück; die Gräfin trat oft unruhig an das Fenster und schaute die menschenleere verödete Gasse hinab; es lag drückend schwer auf ihrer Seele und Maria's sorgloses freundliches Plaudern beängstigte sie nur noch mehr. Endlich nach langem Harren schritt der Ersehnte die Gasse rasch herauf und trat in das Zimmer. Maria flog ihm entgegen, sah in sein bleiches verstörtes Antlitz, und bebte zurück. — „Erschrick doch nicht so, liebe Maria!“ sagte Camillo; „ich komme, um mein Wort zu lösen, das Dir ein Christgeschenk verhieß; dann will ich gehen und nimmer, nimmer wiederkehren!“ Und indem er so sprach, zog er langsam das blutige Tuch unter dem Mantel hervor und nieder sinkend auf die Kniee reichte er es ihr hin. — „O Du Falke!“ rief Maria, schlug die Hände vor die Augen und sank leblos in die Arme der herbei eilenden Mutter. — Maria's todtenbleiches regungsloses Antlitz führte Camillo's Besinnung zurück. „O heiliger Gott!“ rief er, sie gewaltsam aus

der weinenden Gräfin Arm an seine Brust reißend; aber umsonst rief er sie mit dem Namen der Liebe, umsonst klagte er sich an: der Faden ihres Lebens schien grausam zerrissen. — „Mutter!“ sagte er endlich aus tiefer Brust, den irren Blick zur Gräfin aufschlagend — „so dankt Camillo, vergiß das nicht! Gieb ihm Deinen Fluch, daß er doch etwas hat, was ihn treu bis an das Grab geleitet!“ — „Gott sey mit Dir, Unglücklicher!“ sprach die Gräfin, weinend über ihr geliebtes Kind gebeugt, und winkte ihm, das Geschehene schnell erkennend, zur Flucht. — Camillo erfaßte ihre Hand — oft hatte sie segnend auf seinem Haupt geruht, nun wieß sie ihn von sich: furchtbar ergriffen benetzte er sie mit seinen Thränen, dann stürzte er, von dem erneuerten Gebot der Gräfin getrieben, aus dem Zimmer.

Der Ton langsamer Schritte drang dumpf die Gasse herauf; der helle Schein einer Fackel zog zitternd durch das Zimmer. Maria schlug die großen Augen auf, sie vernahm die schweren Tritte, sah den leise vorüber gleitenden Lichtschein und fuhr mit einem lauten Schrei empor. Heftig zitternd hielt sie sich an der Mutter, die, wohl ahnend, was es sey, ihr armes liebes Kind zurück halten wollte; aber mit wunderbarer Gewalt rang Maria sich los und schwankte zum Fenster. Ein Blick hinab zeigte ihr die blutige Leiche des theuren Lieblings, die vorüber getragen ward. „Ich komme bald nach!“ flüsterte sie leise und heimlich lächelnd; „ich komme bald nach, Du mein armer, lieber Cäsar!“ — Sie sah dem Zuge lange, lange nach, und als er ihrem Auge entschwand, sprach sie freundlich: „Mutter, bringe mich zur Ruh, mir ist schwül und müde!“

(Der Schluß folgt.)

Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

Was ist schön? (Schluß.)

Bekannt sind die kleinen Füße der chinesischen Damen; aber einen gleichen Zwang erleiden die Arme der birmanischen Mädchen, denn diese lehrt man — nach Symes — in der Jugend, ihre Arme so zu drehen, daß sie wie verrenkt werden. Strecken sie den Arm, so beugt sich der Ellbogen einwärts und das Gelenk auswärts, so daß es scheint, als hätten sie den Arm gebrochen. — Was gilt bei uns für unanständiger und ungraziöser, als lange Nägel an den Fingern? Aber die chinesischen Gelehrten lassen sich oftmals die Nägel ihrer kleinen Finger — nach Barrow — bis auf die ungeheure Länge von 5 Zoll wachsen, um augenscheinlich zu beweisen: daß sie unmöglich Handarbeit verrichten können. Und die gleiche Sitte findet — nach Salt — bei den vornehmen Damen in Abyssinien statt, welche sich die Nägel an der linken Hand sehr lang wachsen lassen und, um sie zu erhalten, lederne Futterale von mehreren Zollen an ihren Fingern tragen. Auch auf Nukahiva, nach Herrn Langsdorf, und auf den Freundschafts-Inseln, nach Herrn Forster, gelten lange Nägel für ein Ehrenzeichen solcher Leute, die nicht arbeiten.

Allein vergleichen wir alle diese Ideale des Schönen, wie sich die verschiedenen Völker der Erde dieselben bilden, mit einander: was ist denn nun Schönheit? Wäre sie etwas, das bloß auf der Einbildung der Menschen beruhte, und dem am Ende jedes Volk nur sein eigenes Bild zum Grunde legte? Oder deuten alle diese Schönheits-Ideale nur auf Eines hin, das an und für sich Schöne, welches mehr oder minder überall durchleuchtet? — Dahin wenigstens scheinen uns unsere Forschungen mit einer gewissen Nothwendigkeit führen zu müssen: schöner als jedes andere irrdische Gebilde ist die menschliche Gestalt, weil sie mehr als jede andere der Spiegel und Wiederschein einer herrlichen inneren Welt ist, deren Glanz zu schauen kein sterbliches Auge stark genug wäre; und nur die menschliche Bildung ist die vollkommenste, an der nicht bloß alles Starre, Rohe, alle Auswüchse und Zusätze der thierischen Schöpfung (Haare, Hörner, Hufe, Höcker u. s. w.) am meisten verschwinden, sondern die auch in ihrem geschmeidigen, lichten, durchsichtigen Wesen dem Durchschimmern des inneren Lebens die wenigsten Hindernisse entgegen setzt. Und so kommen wir denn darauf: als Ideal der Schönheit kann nur die weiße (die kaukasische) Menschen-Race dastehen, weil nur sie mit dem vollkommensten Ovale des Gesichtes das schönste Ebenmaaß in den Verhältnissen der Glieder vereint und allein nur geschmückt ist mit dem Rothe der Wangen und der Schaamröthe, diesem herrlichsten Schönheitszeichen und dem lichtesten Strahle einer hervor leuchtenden moralischen Welt.

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Vom Zoroaster erzählt Plinius: daß er, als er geboren wurde, gelacht; vom Thomas Morus aber sagt man: daß er dasselbe in seiner Todesstunde gethan habe. Welches von beiden ist merkwürdiger?

Warum sollen nicht Erinnerungen an die Unsterblichkeit unsere Freuden eben so verzieren, als Sarkophage englische Gärten? sagt der gemüthlichste aller Dichter.

Anarampherotes heißt die Wurzel, durch deren Berührung — laut einer Sage — Verliebte wieder ausgesöhnt werden sollen.

Die Türkinnen dürfen zwar Hühner, aber nicht Hähne unverschleiert füttern.

Franklin rieth den Europäern: Nachts die Betten zu wechseln, um besser zu träumen.

In einer alten Gerichts-Bestallung heißt es: „Der Richter soll sitzen auf dem Richterstuhle als ein griesgrimmender Löwe und soll den rechten Fuß schlagen über den linken. (Hommel. observ.)

Hermann Bunzel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Schluß) Indem ich nun noch Einiges über die Kostümirung der Oper „Nitteti“ sagen will, fällt mir freilich ein: daß ich im Lande der Isis mich an ihren Sohn Harpocrates, den Gott des Schweigens, erinnern sollte; da aber der Herausgeber einer Zeitschrift ohnmöglich die Pflicht haben kann, zu schweigen — den Fall ausgenommen, wo Imperativ-Mittel es durchsetzen — so ignorire ich benannten Gott und rede weiter. — Die Correktheit ist eine ganz gute Sache; sintemalen sie sich aber nicht immer erweisen läßt und wenn sie erwiesen ist, doch auf der Bühne zu keiner Einheit kommt, darf sie nicht Hauptzweck werden. Was könnte z. B. der strengste egyptische Styl in Architektur und Kleidung nutzen bei einer Oper, worin weder im Text noch in der Musik etwas Anderes sich findet, als moderne Gewohnlichkeit? Was hülf' es, unter Anderem, wenn jede Priesterin der Isis noch eine dritte Hand hätte für ein drittes Sistrum oder für die dreieckte Lyra, da wir doch nur die modernen Instrumente hören? Müssen wir erlauben, daß ein Volk, welchem Singen und Tanzen im Lebensverkehr (vermöge ihrer Religions-Gebräuche) zuwider war, singend und tanzend eingeführt wird; müssen wir zugeben, daß von einer nationellen Musik, welche den Hebräern, Griechen und Römern zum Muster diente (wie dies die egyptische Musik that), nichts herüber klingt aus der fernen Zeit, so kann es schwerlich noch darauf ankommen: ob die Putzsachen, welche die Personen an und neben sich haben, in solcher Correktheit sind, wie sie der Bibliothek-Diener nur irgend herbei zu schleppen vermag. Solch ein Verfahren wird, wenn nicht zufällig das Wahre auch unserm Schönheitssinne zusagt, nur komisch wirken; wie dies geschah, als Hr. Stümer mit der egyptischen Haube auf die Bühne trat. Ehe man dazu kommt, die historische Genauigkeit dieser Scheuklappen zu untersuchen, ist über den, der sie trägt, schon gelacht; und wenn nun die Untersuchung auch günstig ausfällt, so lacht man doch bald wieder: denn eine anmaßliche Correktheit im Einzelnen bildet Kontraste, die immer burlesker werden müssen, je mehr man darüber nachdenkt, und Einseitigkeit läßt sich doch nicht Jedem geben. — Rede man sich doch ja nicht ein, daß dergleichen zum Studium dienen könne; wer sich in solchen Fällen der Genauigkeit zu bedienen hat, muß sich dieselben Quellen herbei holen, welche den Dekorateurs dienten und dies hat in einer Residenzstadt auch gar keine Schwierigkeit. Auf der Bühne abre soll das Correkte durchaus vom Ideellen corrigirt werden; dies mit Geschmack zu thun, ist bei weitem schwieriger als ein Copiren, welches sich sogar nicht scheut, die zartere Anständigkeit zu vergessen, und daß dies bei „Nitteti“ geschehen ist, darüber darf man nur die Frauen befragen. Wo die Wahrheit Verunstaltung und Verletzung ist, wird einzelne Weglassung kein Fehler, sondern ein Verdienst! — Und wie viel Zeit und Geld geht bei solchen Nebendingen verloren? Es ist nicht möglich, daß man Mittel gewinnt, mehr des wahrhaft Geistigen für das Publikum zu veranlassen, wenn man alle Kräfte nur darauf verwendet, es mit Schaubrodten zu sättigen, bei welchen man grausam die hungernden Musen höchstens als Wächterinnen benutzt. Wird solche Prunksucht nun gar an die Völker des Nils gehängt, deren Kostüme wenig oder gar nicht weiter zu gebrauchen sind, so muß wohl (wie bei dem Nilstrom) alljährlich bei den Theater-Kassen ein Austreten der Fonds entstehen, womit das Geschäft einiger Handwerker, nächstdem aber das Ausland befruchtet wird, welches die Masse von Zeugen zu liefern hat. Nur damit man bei der Kostümes- und Dekorationen-Fülle (wie der Nil bekanntlich in seinem Steigen auch thut) mit allen Farben spielen kann, findet das Bessere dann in den Kassen — nil; denn einzelne Ausnahmen sind, aus schonenden Gründen, auch nur der Prunksucht an zu rechnen. — Unser ganzes Schauspiel-Wesen hat sich so sehr im Aeußeren und Herbeigeholten verloren, daß ein Inneres kaum mehr zu bewirken ist und über lauter Sinnenreiz wird auch Gutes sinnlos. Die Kritik stellt sich gerade in neuerer Zeit amazonenhaft brav gegen diesen Punkt, und es ist auch der, welcher allem Höheren entgegen steht und alles Falsche empor hebt. doch Vorurtheil hat kein Gehör! Wirklich Geistiges kann nur bei solchen Gemüthern, die man mit kindischem Flitter verwöhnte, nicht durchdringen; es bedarf hier so großen Aufwandes nicht; geborene Mumien aber haben ihn nöthig und denen braucht man keine Leichenpracht zu geben, bei der die Kunst als Wehklagende erscheint. — Hieher muß sich die ehrliche theaterkritische Opposition wenden, wenn sie anders irgend von Nutzen seyn will; denn sie (wie es ein Aufsatz in der Berliner [illegible] Zeitung Nr. 145 andeutet) gegen die neuerlich hier und da geschaffene Gemeinheit des Rede-Ausdrucks zu richten, wäre nur ein Schwächen der Verachtung, die jenem unwürdigen Tone gebührt und die ihm von den Besseren auch zugetheilt wird. Was will aber eine Opposition, wo noch gar keine feste Position ist? — So lange bei unserer Bühne nicht sicherer nach Grundsätzen verfahren wird, die allen Ernstes den Geist über den Flitter, [illegible] und Freiheit über den Schulzwang, Sicherheit über Partheiliebe oder Partheihaß zu setzen wissen, so lange wird alles Nothwendige nur als Dekoration und Scheinrettung, jede Dekoration aber als ein Rettungschein betrachtet werden in dem ganz offiziellen Dunkel, worin man tappt. Unsere Bühne hat — trotz den zum Theil tückischen Rezensionen in den politischen Zeitungen (deren Redakteuren gewiß nicht einverstanden sind mit der Schmähsucht, die neuerdings zuweilen Blößen gab) — mannigfache Talente und Hülfsmittel; sie ist bei dem schwereren Tadel, der die Darstellenden trifft, gewiß noch vielfach besser, als manche hochgepriesene Bühne des Auslandes, die sich Lobredner erworben hat, wie es Einzelne auch bei uns [illegible]. Aber eine kräftige Einheit, welche Alles zu klarem Zwecke führt, ist nicht vorhanden; auf der einen Seite schleicht Gunst, auf der andern droht Anarchie, wenn den Steckenpferden und der Eitelkeit nicht Reverenz gemacht wird, und ein [illegible], der das Uebel nicht bei dem rechten Flecke faßt, schafft dem Gewoge mehr Wasser, aber dem Rechten keinen Stützpunkt. Die Opposition, welche hier ob walten dürfte, müßte die astronomische Opposition, d. h. der Gegenschein werden; dieser aber setzt einen Schein (die Astronomie versteht darunter wirkliches Licht) voraus, wo, wenn beide sich gegenüber stehen (wie bei Sonne und Mond), ein voller reiner Glanz erfreut; ziehen sie aber sich [illegible], so tritt bekanntlich Finsterniß ein. Ausübende Kunst und Kritik müssen eigentlich in solchen Oppositions-Verhältnissen stehen; kömmt aber ein Geworbener, der die Schwächen der Kunst-Jünger nur vor der Kritik vorbei führen will, so schadet er mehr, als es jemals boshafte Partheigänger vermögen, die sich des Kostüms der Kritik bedienen, um mit einiger Sicherheit Bekleidete anfallen oder ihre dienstbaren [illegible] mit falschen Pässen in das Gebiet der Kunst einschwärzen zu können. — Ich bemerke: daß ich von äußerer Kostümirung auf äußere Opposition gekommen bin; Jeder wird es aber begreiflich finden, da ich jenes in seiner Uebertreibung selbst als Opposition aller geistigen Kräfte habe schildern wollen. Uebrigens wiederhole ich es: daß man jetzt eben im Theater-Gebiete [illegible] Parthei und Opposition, nirgends aber eine tüchtige Construktion gewahret, und so bleibt vorläufig das Nöthigste, wobei natürlich angenommen werden muß, daß man das Nöthigste mit [illegible] Kraft und nicht auch als Scheinrettung nur geben will. — Wo Festigkeit und richtiger Gang sich mit einem Streben verbinden, das nicht an Kleinlichem hängt, da darf man nicht Wahrheit, nicht [illegible] fürchten. [illegible]

Ein ehemaliger See-Offizier hat eine neue [illegible] erfunden, d. h. eine Maschine, um das Copernikanische System [illegible] dar zu stellen. Die Maschine, von allen bis jetzt [illegible] ist für alle Abweichungen eingerichtet, und [illegible] ein eigenes Uhrwerk, wodurch sie sich selbst [illegible]

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 10. Dezember. 200tes Blatt.

Das Weihnachts-Geschenk.

(Schluß.)

Bleich wie ein Marmorbild lag Maria's Haupt auf den seidenen Kissen; neben ihr saß die Mutter, mit Aengstlichkeit über jeden leisen Athemzug der unruhig Schlummernden wachend. Händeringend stand die Kammerfrau zu des Bettes Füßen und verschwand jetzt, bei Almara's Eintritt, auf einen Wink der Gräfin. — Almara beugte, bleich und ernst, ein Knie vor der Gräfin, die trostlos auf ihn nieder sah. „Ich muß fliehen!“ sprach er; „des Freundes Leben ist erloschen und sein Vermächtniß leg' ich in Ihre Hand. Kann ich, tiefgebeugte Mutter! noch etwas thun zur Erleichterung Ihrer Schmerzen, so sprechen Sie es aus, ich will's erfüllen.“ — „Camillo!“ seufzte die Gräfin. — „Ich sende Ihnen Nachricht!“ gelobte Almara, sich erhebend; „des Himmels Trost sey mit Ihnen und Maria!“ — Sanft beugte er sich über die Hand der Kranken, die, im heftigen Fieber zuckend, auf der Decke lag. — „Der ewige Friede ist ihr wohl nahe!“ sagte die Gräfin mit gebrochener Stimme. — „Friede mit ihr, Gott mit uns Allen!“ sagte Almara furchtbar erschüttert, drückte der Gräfin Hände an seine Brust und eilte, an dem eintretenden Arzte vorüber, aus dem Zimmer.

Wie aus einem schweren Traum erwachte Maria, nicht ahnend: wie manche Woche; sie bewußtlos durchlebt hatte. Als aber nun der erste Gedanke wieder hell durch sie hinzog und mit ihm die Erinnerung des letzten Augenblicks, in welchem sie Camillo sah, da schrie sie laut auf, und sank aus den Armen der Gräfin auf die Kissen zurück. — Wohl theilte die Mutter des Kindes tiefes, schweres Leid; ja oft war ihr, als müsse sie selbst wünschen: das beängstigte Herz möge still stehen, damit frischer Rasen den brennenden Schmerz kühle, den Maria so lautlos trug und der, nach dem Ausspruch des Arztes, rettungslos das junge erschütterte Leben zerriß — Der Winter schwand, mit ihm Maria's letzte Kraft; als die ersten Blüthen hervor brachen, schloß sie, freundlich wie ein Engel, die müden Augen, um in einem schöneren Frühling zu erwachen. — Verarmt an Freud' und Hoffnung stand die Gräfin bei dem Sarge des geliebten Kindes, drückte die ersten Rosen des Jahres, zum Kranz gewunden, in die Locken der Entschlafenen, und sprach, in ihrem Schmerz nach Fassung ringend: „Friede mit Dir! Gott mit uns Allen!“

Still und trübe ging nun das Leben an ihr hin; des theuren Kindes Friedensstätte war das liebste Ziel ihrer Wallfahrt und nur Camillo's Schicksal bekümmerte sie noch. — Als sie einst wieder zurück kehrte von dem frischen Grabeshügel, brachte man ihr einen Brief — es war Almara's Handschrift und noch einmal fühlte sie sich in das Leben zurück gewendet. In ihr Kabinet sich verschließend brach sie das Siegel und las:

„Die Erinnerung an die letzten Augenblicke, in denen ich Sie, edle Frau, sah, zog mein Herz fort und fort zu Ihnen und Ihrem unglücklichen Kinde. Ihr Gebot aber und mein Verhängniß, das mich zum Theilnehmer eines so blutig sich endenden Zweikampfs machte, trieb mich unaufhaltsam vorwärts, dem beklagenswerthen

Camillo nach. Ich ließ mich willenlos von der Laune des Zufalls treiben, sie führte mich glücklich, wenn auch spät, auf Camillo's Güter. Ich fand ihn. — Liebe, theure Gräfin! Ihr Herz ist so geprüft, Ihre Seele so hehr und stark, daß ich ohne Zaudern, ohne Umschweife die letzten Worte Ihnen sende, die er für Sie schrieb. Seinen Schmerz wie seine Schuld haben die Fluthen begraben, die den armen Antonio verschlangen: lassen Sie uns die herzlichste Vergebung ihm nachrufen. — Mit dem sinkenden Abend traf ich gestern hier ein, Camillo kam mir entgegen: kaum kannte ich ihn wieder, so bleich, so entstellt sank er an meine Brust, in der sein Anblick jeden Groll verlöschte. Es war, als brächte meine Nähe eine selige Ruhe in sein stürmendes Herz, freundlich wurden die verstörten Züge, und immer wieder mußte ich ihm erzählen: daß Sie selbst mich ihm nachgesendet hätten. — Sieh, Almara! sagte er leise, wie ein ruheloser Geist bin ich seit jener unglücklichen Stunde umher geirrt, da dachte ich: hier sollte es besser werden, aber wie konnte es! — die Blutflecken vor meinen Augen ziehen mit mir und nirgends finde ich Frieden. Auch Antonio's Schatten winkt mir zürnend zurück, will ich ihm nach in die krystallhelle Fluth. Gestern aber —! — und heute kommst Du nun noch, von meiner guten Mutter dem verlorenen Camillo gesendet! — Er lächelte seltsam, verließ mich schnell, und ich sah ihn, nur durch eine hohe Glasthür von mir getrennt, emsig schreiben. — Jetzt stand er auf und schritt langsam nach dem Garten; ich folgte ihm durch die hohen Baumgänge. Der Mond stand hell am wolkenlosen Himmel und zeigte mir deutlich jede Bewegung Camillo's. Sein Weg führte zu den Ufern des silbernen See's, der wie eine reine Spiegelfläche zwischen den schönen Ufern sich hinzog; ungesehen ging ich ihm nach. Camillo kniete in dem hohen Grase, ich glaubte: er bete und hielt mich fern, ihn nicht zu stören. Die Gegend, die mich umgab, war so blühend, so reich, mein Herz so voll: und in dem Zauber lieber Erinnerungen befangen, vergaß ich seiner einen Augenblick und schaute nach der Gegend, wo mein Vaterland liegt, aus dem ich wohl für lange verbannt bin! — Der laute Ausruf: „Maria!" schreckte mich aus meinen Träumen empor; ich sah auf, erblickte Camillo hoch auf dem schmalen Bänkchen des schwankenden Nachens stehen, der weit mit ihm in den See trieb, und bebte, von Ahnungsschauern ergriffen. Hell fiel der Mondenschein in sein geisterbleiches Antlitz: mir war, als hätte ich seine Züge erkannt; ich selbst schien fest an dem Boden gewurzelt. Noch einmal rief er die Namen: Antonio, Cäsar und Maria! breitete die Arme wie verlangend nach dem stillen See hin und stürzte sich hinab in die verschwiegene Tiefe. Ich hörte das Rauschen des Wassers, das über ihm zusammen schlug und eilte nach Hülfe; vergebens. Theure, edle Frau, Camillo schläft den ewigen Schlaf: Friede mit ihm! Gott mit uns Allen! — Sagen Sie mir nicht: auch der heiße Schmerz Ihrer Maria sey gestillt — ich weiß es ja schon! Arme Mutter, für die kein Trost ist, als die eigene starke Seele! — So scheide ich denn von Ihnen, theure Frau, bis einst mein Geschick mir erlaubt, mein Vaterland wieder zu sehen. In jedem Schmerz, der mich bis dahin trifft, will ich an Sie denken und muthig mit dem Geschick ringen. Was das arme Leben Ihnen noch bieten kann, das fasse ich in den herzlichsten Wunsch für Sie zusammen; möchte er erfüllt werden, möchten Sie so ruhig, so in sich glücklich seyn, als es wünscht — Almara."

Folgendes Blatt von Camillo's Hand war diesem Briefe beigefügt: „Mutter! Du hast mir nicht geflucht — hast Deinem so tief gebeugten Camillo noch Deinen Freund nachgesendet mit der alten sorgenden Liebe. — Wüßtest Du, welcher Trost in diesem Gedanken für den dreifachen Mörder liegt, Du würdest reichen Lohn in Deinem Bewußtseyn finden! — Sieh, Mutter, gestern und heut, das sind wohl die hellsten Tage in meinem dunkeln Leben; Alle haben mir in diesen Stunden vergeben, und mein lieber Antonio hat mir freundlich zugewinkt. Ich weiß wohl: Maria, meine *sanfte* Maria hat für mich gebetet, denn sonst sah er immer zürnend aus den Wellen empor, wollte ich *zu ihm*. Seit sie aber an seiner Hand gestern so freundlich aus dem klaren Spiegel aufstieg und mir vergebend zulächelte, wehrt er mir nicht mehr, und so laß mich denn eilen, daß ich den brennenden Schmerz lösche, der mit Höllenqual mein Herz foltert. Glaube mir: sollte Camillo noch länger das Leben tragen, er müßte verzweifeln; darum laß ihn hinab, oder hinauf zum Lande des Friedens, der Ruhe! — Danken wollt' ich Dir noch für alle treu bewährte Liebe; aber wie kann ich es? Wie sollen Worte aussprechen, was mein Herz fühlt! Mutter, Du verstandest ja den Knaben, da er, Deiner Sprache unkundig, vor Dir stand; begreife auch jetzt ohne Worte seine Empfindung, die in diesem Leben nur einzig noch Dich kennt. — Zürne auch nicht, daß Dein wilder Camillo sich so gewaltsam den Frieden sucht, den er hier nimmer fand, zürne ihm nicht, denn Maria hat ihn freundlich gerufen. — Lebe wohl, meine Mutter, lebe wohl für diese Welt, und bete: daß wir jenseits uns Alle schuldfrei wieder sehen! — Camillo."

Still ließ die Gräfin die Hand mit dem Blatt sinken und sah starr in die Wolken — bald aber lag auch sie unter dem Rasen, wo aller Sturm aufhört, aller Friede beginnt.

Gleichgewicht.

Sind sich Last und Kraft gleich, so ist Aufhebung der einen oder der andern nicht denkbar, und die

Schaalen der Wage bleiben fortdauernd in gleicher Richtung. Sind sich Last und Kraft wenigstens nicht zu ungleich, so kann wohl eine oder die andere Schaale überschlagen, doch ganz zu Boden ziehen die andere nie. Ist die Last gegen die Kraft völlig überwiegend, aber eine zweite Last vorhanden, erstere im Augenblicke der Aufhebung zu verstärken, so stellt sich das Gleichgewicht wieder her. — Dies sind mathematische Wahrheiten, und, wenn wir die Staaten nur körperlich schätzen, auch auf diese anwendbar. — Allein es giebt außer der körperlichen Kraft der Staaten noch zwei andere Kräfte, auf welche man bei Festsetzung der Ideen des politischen Gleichgewichts nicht gedacht zu haben scheint, nämlich: die Intelligenz oder den Enthusiasmus einer Nation. — Gegen den zweiten Friedrich stand ganz Europa nicht nur fruchtlos, sondern zum eigenen Nachtheil in den Waffen, und war er der Erste, welcher die Unhaltbarkeit dieser Idee des westphälischen Friedens sichtlich bewies, so lag schon in der Geschichte aller Jahrhunderte vor ihm der Beweis. — Unter zwanzig gelieferten Schlachten fielen sicher achtzehn zum Vortheil des an Streiterzahl schwächeren Heeres aus — an spartanischem Muthe bricht selbst ein persischer Koloß, und ein Genie wiegt eine Armee auf. — Politisches Gleichgewicht wäre daher nur dann als haltbar zu denken, wenn bei seiner Berechnung auch Intelligenz und Enthusiasmus erwogen, und auf das eifrigste getrachtet würde: überall eine gleiche Kulturstufe und denselben Standpunkt der Vaterlandsliebe zu erzeugen. Unsere Zeit hat eine lehrreiche Erfahrung vor sich, und es steht zu erwarten: daß sie diese Ideen um so gewisser realisiren werde, als sie dadurch den Hochpunkt des Glückes nothwendig ersteigen könnte. — Jeder Staat würde mit dem andern an Intelligenz wetteifern; welche ungemeine Eroberung müßte nicht im Reiche der Begriffe gemacht werden. — Jeder Staat würde mit dem andern an Vaterlandsliebe wetteifern: es müßte also jeder Staat streben, der glücklichste zu seyn, da eine nicht nur im Wahn und Schmeichelei vorhandene Vaterlandsliebe doch durchaus nur die Folge des Glücklichseyns ist und seyn kann, und das „Ubi bene, ibi patria!" sich mit jedem Kultur-Grade mehr erhärtet. — Jeder Staat würde mit dem andern an Enthusiasmus wetteifern: welch unermeßlicher Gewinn müßte sich nicht auf dem Felde der Thaten ergeben? — Das neunzehnte Jahrhundert hat also eine große, heilige Pflicht, und das künftige Jahrtausend eine herrliche Aussicht vor sich — wenn es rechtliche Erkenntniß ist, welche jetzt leitet.

Johann Gunz.

Anekdoten.

Der Kardinal Mazarin pflegte von dem Präsidenten Le Coigneux zu sagen: „Er ist ein so guter Richter: daß er immer ganz des Teufels werden möchte, weil er nicht beide Partheien verurtheilen kann."

Als man die Absicht hatte, die Protestanten nach Frankreich zurück zu rufen, hielt der Bischof von Dol eine sehr fanatische Rede an den König, und zwar im Namen der ganzen katholischen Geistlichkeit. — Der Bischof von St. Pol fragte den Redner: warum er im Namen aller Geistlichen gesprochen habe, ohne sich deshalb zuvor mit ihnen zu berathen? — „Ich habe mein Kruzifix darüber befragt." — „In diesem Fall" entgegnete der Bischof von St. Pol: „hätten Sie auch nur das wiederholen müssen, was Ihnen Ihr Kruzifix gesagt hat."

Der verstorbene Engel besaß die Gabe, Anekdoten auf eine sehr interessante Weise vor zu tragen. — Als Meißner — kurz nach der Erscheinung der ersten Bände seiner „Skizzen" — zum Besuch in Berlin war, befand er sich an einem Abend mit Engel in Gesellschaft. Dieser erzählte einen kleinen Schwank, worüber die Anwesenden in ein lautes Gelächter ausbrachen. Meißner, durch eine Anrede eines Dritten gestört, hatte das Ende der Erzählung nicht vernommen; er bat also Engel: ihm solches noch einmal zu wiederholen. — „Ey, für eine Skizze wissen Sie genug!" antwortete Engel.

J. J. Rousseau wohnte in Fontainebleau einer Vorstellung seines „Devin du village" bei. — Ein Hofmann näherte sich ihm nach der Vorstellung und sagte zu ihm: „Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen ein Kompliment darüber zu machen." — „Sehr gern, wenn es gut ist!" entgegnete Rousseau. — Der Hof-Cavalier kehrte verdrießlich dem Dichter den Rücken zu. — „Mein Gott, woran haben Sie gedacht?" sagte Jemand zu Rousseau; „wie kann man so antworten?" — „Wie sollte ich nicht so antworten?" erwiederte Rousseau; „kennen Sie etwas Abscheulicheres, als ein abgeschmacktes Kompliment?"

K. M—r.

An die Geliebte.

(Nach dem Spanischen.)

Nicht nenn' ich dich: „Mein Leben!"
Ich sage: „Meine Seele!"
Daß — selbst im Wonnebeben —
Mir nie die Ahnung fehle:
Du wirst nicht nur auf Erden,
Auch Jenseits mein noch werden!

F. W. Gubitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Seit einigen Tagen liegt die berühmte Wunder-Doktorin in Barmbeck krank danieder, und verlangte einen hiesigen — Arzt. Der Doktor C., ein sehr geschickter Mann, fuhr zu ihr hinaus, um diesen Schatz der Gläubigen wo möglich noch länger am Leben zu erhalten; möchte man aber hier nicht sagen:

„Frau Doktorin, helfen Sie sich selber!?“ — und sollte nicht gerade dies Ereigniß dazu dienen, den Alles Glaubenden ein wenig die Augen zu öffnen? Das wird's aber nicht thun, denn bei den Gläubigen ist es bekanntlich ein Verbrechen: nicht blind seyn zu wollen. — Höchst lächerlich ist es mir gewesen, daß die hülfreiche Dame jetzt von ihren zahlreichen Verehrern — oder von sich selbst, ich konnte dem nicht genau auf die Spur kommen — in den Adelsstand erhoben worden, und daß man jetzt das Mütterchen, aus einem Dorfe bei Itzehoe und unter dem demüthigsten aller Strohdächer geboren, zu einer hochadlichen Dame machen will. Wohl weiß ich: daß die Gelehrsamkeit in manchen Ländern den Adel verleiht — daß dies aber in unserm demokratischen Hamburg bis jetzt noch nicht der Fall war, kann ich mit vielen Belegen beweisen; die Gelehrsamkeit spielt hier sogar eine ziemlich submisse Figur und wird nicht selten so ganz und gar von den Geldsäcken in den Schatten gestellt, daß — der Schatten sich überall sehr breit macht. — Die „Originalien“ des Herrn Georg Lotz enthalten in den neueren Blättern wieder einige interessante Aufsätze von bekannten und mit Recht geachteten Schriftstellern und Schriftstellerinnen; so gab uns Hoffmann darin ein Pröbchen seines neuesten, noch nicht erschienenen Werks: „Gefühle des Daseyns im Monate der Jugend“; ich wage danach aber nicht, das Ganze zu beurtheilen, weil man durch ein Stückchen, aus den genialen Werken des Verfassers gerissen, noch keinen Begriff von dem erhält, was er eigentlich meint. Wie Alles bei ihm aus einem Gusse hervor geht, so muß man seine Gaben auch ganz lesen, um sie zu verstehen — und zu würdigen. — Auch Franz Horn, Helmina von Chezy trugen neuerdings bei. Eine andere bekannte Schriftstellerin, der man wohl das Verdienst zuschreiben kann, dem Blatte wieder ehrenwerthe Namen erworben zu haben, obgleich sie früher eben so emsig bemüht war, sie demselben zu rauben, weilt, wie ich glaube, incognito darin, weil gewisse Verhältnisse es ihr nicht gestatten, wieder öffentlich dabei auf zu treten; mit solchen Reisen geht es indeß, wie mit denen großer Herren, die man — wenn nicht an den Federn — doch gar bald erkennt. Nun Glück zu! — Die Censur der hiesigen Flugschriften ist dem Herrn Lizentiat Nemnich — der gelehrten Welt durch mehrere ausgezeichnete Werke bekannt — übertragen worden; wir hoffen, unter nachsichtige Hände gerathen zu seyn. Für den hiesigen Buchhandel kann das neue Druckgesetz eben keine große Unbequemlichkeiten mit sich führen, da sich derselbe meist dem Verlagsgeschäft entzogen hat und sich dabei nur dem Bücher-Umsatz ergiebt. — Man fängt jetzt hier an, die betrügerischen Bankerotteurs fest zu setzen, und sie, wenn sie schuldig befunden werden, in das Correktionshaus zu bringen; eine Maaßregel, die nicht allein lobenswerth, sondern auch nachahmungswürdig ist, indem sie nach und nach dem Handelsstande wieder mehr Achtung und Vertrauen erwecken wird. — Der Handel unseres Platzes geht nicht, sondern er schleicht; und doch sollen wir, im Vergleich mit Andern, noch glücklich genannt werden können. Wenn ich freilich Lübecks gedenke, dessen Handel so durchaus darnieder liegt und das sichtbar in sich vergeht, so dürfen wir nicht unzufrieden seyn. Die Geschäfte mit Kolonial- und Manufaktur-Waaren werden immer gefährlicher; lassen Sie uns den Grund darin suchen: daß jetzt immer gar Viele zugleich auf einen und denselben Artikel spekuliren, und daß dadurch zu große Massen auf einmal auf dem Platze erscheinen, die dann Schaden, statt Vortheil bringen. — Vor zwei Jahren traten eine Menge Schwindler hier auf, welche die Waaren auf Kredit kommen ließen, zu unerhört niedrigen Preisen verkauften, einen großen Zulauf hatten und trotz dem nach kurzer Zeit fallirten — warum? ist wohl begreiflich. Besonders Engländer geben sich mit diesem noblen Geschäft ab; so sind sie denn in jeder Art zum Verderben des Handels verschworen gewesen. — Die Korn-Spekulanten sind völlig geschlagen, da die überaus günstige Witterung des Novembers für die Wintersaat die schönsten, segensreichsten Hoffnungen giebt. Das Brod wird täglich größer, obgleich wir keine wachsame Polizei für diesen Artikel, wie in andern Städten, haben, wo eigends dazu beauftragte Polizei-Agenten es den trügerischen Bäckern wegnehmen, wenn es das gesetzliche Gewicht nicht hält. Hier muß es der Wetteifer unter einander thun; und der thut Etwas, wenn auch nicht Viel. — Einer der hiesigen Bäcker giebt seine Lebenszeit hindurch das von ihm gebackene Schwarzbrod um einen Schilling wohlfeiler, als seine Collegen, weil er einst einen Prozeß gegen seine Amtsbrüder gewann, den er 20 Jahre hindurch mit ihnen hatte führen müssen: als sie es ihm verwehren wollten, auch Schwarzbrod zu backen. Sein Backhaus — hier haben die Häuser die Gerechtigkeit, die man sonst den Personen verleiht — hatte nur die Erlaubniß, einen Weißbrod-Bäcker auf zu nehmen. Durch welche Clausel ihm jene bestrittene Gerechtigkeit auch gestattet werden konnte, ist mir unbekannt geblieben; genug er gewann! — Nichts ist hier in diesem Augenblick so wohlfeil, als der Wein, ja als Weine aller Arten. Denken Sie sich: daß man ganz erträglichen weißen Kochwein zu 3 Schill. und eben solchen rothen zu 4 Schill. haben kann; unverfälschten Tischwein zu 6 und 8 Schill.; ordinairer Rum zu 9 und besten Jamaika zu 12 Schill. sind auch Preise, wie unsere Altvordern sie sich nicht erinnern. Recht guter Madeira (freilich wohl eigentlich Teneriffa) zu 18 Schill. und Mallaga zu 14 Schill. die Flasche sind gleichfalls zu kaufen, und täglich enthalten unsre Intelligenz-Blätter Anzeigen deshalb. In den Haushaltungen, selbst in denen, die eine strengere Oekonomie erfordern, wird jetzt der Wein häufiger zu den Verspeisen benutzt, als die Milch, die theurer als jener ist, und wohl selten, außer in England, so schlecht gefunden wird, als hier. Der Senat sah sich genöthigt, eine strenge Bekanntmachung über diesen Artikel ergehen zu lassen, weil die sogenannten Milchleute die Milch förmlich selbst fabrizirten und dann ihr schändliches Gemisch für reines Natur-Produkt verkauften; auch erforderte die schmutzige Weise des Herumtragens ein anderes Publikandum, worin die Bedeckung ihrer Eimer befohlen ward, die sie sonst offen herum trugen, um ja keinen Tropfen Regen zu verlieren, der natürlich ihren täglichen Gewinn vermehrte! — Z —

Gegen Unwahrheit. Derselbe Redakteur, von dem ich im 190sten Blatte des „Gesellschafters“ sagen mußte: „daß man ihm in der öffentlichen Meinung wohl thut, wenn man ihn nicht nennt“, hat diese Ansicht abermals gerechtfertigt, indem er mit neuen Ausfällen alte Sünde bedecken will. Er spricht von Fähigkeiten und Kenntnissen, die ich nicht haben soll, mit der Anmaßung, die er unbestritten hat; und ich wünsche dabei nur: daß er sich so viel Mühe geben möge, sein unüberlegtes Verfahren zu verbessern, als ich es mir stets angelegen seyn lasse, immer mehr Kenntnisse zu gewinnen. Darüber jedoch, daß er seit dem Beginn dieser Zeitschrift sich an dem Gedeihen derselben sehr ärgerte, habe ich schon jede nöthige Kenntniß, und er muß sich endlich daran gewöhnen: daß alle heimtückische Mühe zur Unterdrückung ohnmächtig wird, und ich mich der, durch bekannte Gründe sehr verbreiteten Gleichgültigkeit gegen sein Urtheil nicht entziehen darf. Es beweist sich dies schon wieder mehr als hinlänglich durch seine Behauptung: „ich ließe mir in der Holzschneidekunst Alles auf dem Buchsbaum verzeichnen, um dann Striche und Punkte gemächlich aus zu schneiden“; denn Jeder, der z. B. meine Arbeiten in der Colorit- und Tusch-Manier und die Druckberechnung für sechs und mehrere Platten nur ein wenig kennt, muß wissen: daß eine solche allgemeine Angabe ein Unsinn ist, so grenzenlos wie die Frechheit, über eine Kunst zu sprechen, wenn man mit der ersten Zeile darthun muß, daß man gar keinen Begriff davon hat. — Sollte irgend Jemand die Unwürdigkeit jenes Vorwurfs nicht deutlich erkennen, der kann sich bei mir selbst durch die größeren Platten, an denen ich arbeite, überzeugen. F. W. Gubitz.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 11. Dezember. 201stes Blatt.

Otto Brüggeman.

(Ein Beitrag zu Goethe's „Westöstlichem Divan".)

Von L. Achim von Arnim.

Goethe's spätere Werke gestatten dem Leser gewöhnlich einen Blick in das mit Kunstsinn aufgeräumte Studierzimmer; wie es wohl hier und da der Brauch ist, für große Gesellschaften ein wohlgeschmücktes Schlafzimmer zu eröffnen, um zu bewähren: daß die Reinlichkeit und Ordnung der Prachtzimmer das ganze Haus durchdringe. Daraus geht die trefliche Einwirkung hervor: daß Vielen der Werth und Reiz jener Frühlingsglanz des eigentlichen Studirens, wieder einfällt, der meist nach der Universitätszeit in täglichen Störungen und Unterbrechungen aufgegeben und übersehen wird. Man nimmt aus Liebe zu Goethe wieder Bücher zur Hand, die schon wegen ihrer Größe dem Staub und Mäusefraß mehr unterworfen sind, und wundert sich: daß man so viel Interessantes, was man doch auch gewußt, in langweiligen Stunden nicht wieder aufgesucht oder der unersättlichen Welt mitgetheilt hat. — So erging es mir bei dem Lesen von Goethe's „Divan", wo er wieder an den Olearius*) erinnert und an den seltsamen Abgesandten Brughman, wie er bei dem Bilde, und Brügmann oder Brüggeman, wie er im Buche geschrieben ist. Da Goethe sich entschuldigt: aus Mangel an Raum über ihn nicht so ausführlich seyn zu können, als er wohl wünschte, so stehe hier etwas von den Streichen des Abgesandten als ein bescheidener Nachtrag zum „Divan"; wobei aber zugleich gegen die von Goethe gegebene Definition der Bescheidenheit (Divan S. 406) ausdrücklich protestirt wird, als welche ich keinesweges für Verstellung erkannt habe, sondern als eine wahrhafte Einsicht: das Wenige, was der einzelne Mensch leistet, in seinem abhängigen Verhältniß gegen das große Weltleben zu erkennen und sich dessen nicht zu überheben. Von dieser Bescheidenheit war in dem Abgesandten Brüggeman keine Spur zu finden, wenn wir auch Manches auf seine niedersächsische derbe Art schieben, die von den Obersachsen, welche die größere Zahl der holsteinischen Gesandtschaft nach Persien bildete, damals noch greller abstechen mochte. Er war in Hamburg geboren, in Spanien erzogen; wie er sich am holsteinischen Hofe ein solches Zutrauen errungen, daß ihm eine so bedeutende Stelle übergeben wurde, ist nicht erklärt, läßt sich aber gar wohl aus dem damaligen konfusen Zustande Deutschlands erklären. Diese Gesandtschaft beginnt nämlich ihre Fahrt im Jahr 1635, also in der Mitte des dreißigjährigen Krieges. Die eigentlichen Zwecke derselben sind wohl immer noch nicht ganz aufgeklärt, sie mögen wohl etwas phantastisch gewesen seyn; genug, die Gesandtschaft sollte sich das Wohlgefallen der Russen und Perser erwerben; man wollte mit Beiden in einen dauernden Verkehr kommen, vielleicht eine neue Handelsstraße begründen, einen Landweg, der den nordischen Staaten die Vortheile sicherte, welche erst Venedig und Genua, später Portugal, Spanien und Holland

*) Vermehrte neue Beschreibung der moskowitischen und persischen Reise. Schleswig 1656.

sich erworben hatten. Aber der seltsame Brüggeman hatte seltsame Mittel, sich beliebt zu machen. Eines derselben war ein unnützes Schießen, das er, wie ein rasender Feuerwerker, überall ohne Grund und Einsicht trieb. — Gar oft fiel uns der Mann ein, als zur Feier der Siege des letzten Krieges eine wahre Schießwuth in manche Städte drang, so daß Pistolen und Gewehre aus allen Fenstern knallten. Doch darin war es unterschieden: daß es bei Brüggeman mehr ein Zeichen des Mißfallens war als des Jubels; ja überhaupt alles Fremdartige wurde mit Geschütz begrüßt, seit er von Moskau — wo er zuerst auf Abwege gerathen zu seyn scheint und in geheime Unterhandlungen mit den Bojaren sich einließ — fortgereist ist. Seine Umgebung beklagt sich über Beschwerung und Widerwärtigkeiten, denn sie machten sich wohl über die geheimen Verhandlungen bedenklich erklärt haben. Er setzt seine Leute in unnütze Gefahr gegen die damals noch ungezähmten Räuber-Kosacken; fordert die Leute zusammen unter dem Verdacht einer heimlichen Verschwörung, an die Niemand gedacht hatte, stellt ihnen vor: daß sie dämagogischen Verkehr trieben, als Dank für seine tägliche schwere Amts-Verwaltung, weswegen er zu seiner Sicherheit von der Musikanten-, Trabanten- und Lakayen-Tafel das juramentum fidelitatis durch einen körperlichen Eid forderte. Die Leute versicherten: daß sie an gar keine Verschwörung dächten; daß der Gesandte jedoch bei der mindesten Veranlassung mit ehrenrührigen Worten heraus fahre: doch wollten sie den Eid gern leisten, obgleich sie durch ihre Bestallung schon hinlänglich verpflichtet wären. Aber sein Gewissen scheint dadurch nicht befriedigt worden zu seyn; denn gleich darauf läßt er 15 Musketen auf ein Boot losschießen, das im Strome treibt. Bei dem Knall springen sieben darin schlafende Russen auf, wissen nicht, was es bedeute, sind zum Glück nicht beschädigt und müssen beschenkt werden. — In Astrachan hält er den persischen Kaufleuten unbequeme Reden gegen die Türken, welche sie sich verbitten, und empfängt von dem russischen Woiwoden derbe Verweise: daß er den russischen Gesandten-Führer unterweges oft einen Hund u. s. w. gescholten. Kaum aber ist er auf dem kaspischen Meere wieder sich selbst überlassen, so läßt er ein Stück aus seinem Schiffe gegen eine russische Schüte abfeuern, die ihnen nichts zu leide gethan, als daß dieselbe sie im Nebel nicht gleich erkannt hat, weshalb ihn die Besatzung sehr schimpflich begrüßt, während Andere, denen freundlich begegnet wird, Früchte an Bord bringen. — Wer den „Olearius" nicht selbst gelesen hat, wird in Verwunderung seyn: wie eine Gesandtschaft zu Landtruppen und Flotten kömmt? Es war aber in Moskau, wegen der unsicheren Wege, gestattet worden: daß die Gesandten, außer ihren mitgebrachten Leuten, noch eine Zahl Soldaten werben durften; so schafften sie auch dort noch Geschütz an und ließen in Klein-Nowogrod ein eigenes Schiff bauen, wie es bis dahin noch nicht im kaspischen Meere an Größe gesehen. Brüggeman war so stolz darauf: daß er gegen ein persisches großes Boot, das sich vor dem gewaltigen Schiff zu fürchten schien, das Volk ins Gewehr treten und einen Kanonenschuß daneben hinspielen ließ. Dann machte ihn ein Schiffbruch etwas zahmer, aber bald danach wächst dem Brüggeman wieder der Hochmuth; er weiset ein Pferd zurück, welches der Sultan ihm sandte, weil es schlechter schien, als das des andern Gesandten Crusius, obgleich dies einen sehr natürlichen Grund hatte: indem der Sultan nur von einem Gesandten wußte, also nur Einem ein Pferd aussuchte, das andere aber in der Eile nachgeliefert werden mußte. Durch seine Eigensinnigkeit wurde auch das ganze Comitat sehr verdrießlich, als sich die guten Meißner ein absonderliches Vergnügen auf einer reizenden Halbinsel mit trägen Ochsen-Zungen und Alikante-Wein machen, und ihre abwesenden Freunde in Deutschland hoch leben lassen. Der seltsame Brüggeman gab sich dort ganz andere Geschäfte; er nahm dem König von Persien sein, von fernem Strande mit großen Kosten herbei geholtes Schiffsbauholz weg, die Perser mochten protestiren, so viel sie wollten, und ließ daraus Laden (Lavetten) zu seinem geliebten groben Geschütz bauen. Dabei meinte der Herr: so müsse man dies Volk behandeln; was sie nicht in Güte hergäben, müsse mit Gewalt genommen werden. Die Perser wußten aber der Brüggemanschen Thorheit damit Schranken zu setzen: daß sie ihm nicht genug Kameele, Ochsen und Pferde zum Transport schafften. Den Voigt zu Niasabath forderte der erzürnte Brüggeman zu sich und hielt ihm vor: daß er seine kostbaren Sachen nicht alle transportiren könnte. Dieser antwortete ihm: er wisse gar nicht, wozu er die Segel vom Schiffe, die Felsstücke, die schweren Hölzer mit sich nehme; ob er meine: daß der König dort kein Holz habe? Nun mußte all der unnütze Ballast zurück bleiben. — Aus einem Zuge des Gesandten Brüggeman: wie er bald darauf den fleißigen Olearius, durch erlogene Verbote des Chans, vom Erlernen der persischen Sprache ab zu halten suchte, wozu ihm ein Schulmeister behülflich war, sollte man schließen: daß ein starker Neid gegen die umfassendere Bildung seiner Reisegenossen ihn gequält habe. Daß er dann gegen ein ungestümes Donnerwetter mit groben Stücken feuern läßt, das hat etwas von der Raserei über gestörte große Erwartungen. — Aus groben Stücken müssen auch seine Anreden gewesen seyn; dies ergiebt sich bei einem Vorfall, als er einem seiner Begleiter ein Fieber angeredet, weil er demselben auf den Kopf zugesagt: er bringe die Pest aus einem öden Hause mit, wo er sich aufge-

halten. — Nicht weit von Ardebil wurden endlich die Räder an den übrigen groben Stücken schadhaft, sie konnten nicht ersetzt werden; aber erst, als der persische Gesandten-Führer sein Wort gegeben: sie nachkommen zu lassen, nachdem der Gesandtschafts-Maler sie genau gezeichnet und ausgemessen hatte, entschloß er sich, die Metall-Stücke liegen zu lassen und nur vier Stein-Stücke auf Kameelen mit zu nehmen. Der begleitende Perser erklärte sich nachher gelegentlich: daß er sich darum so oft von der Gesandtschaft entfernt halte, weil er das ewige Schelten und Fluchen Brüggeman's nicht ertragen könne. Bald darauf kömmt man fast in Versuchung: die Liebhaberei Brüggeman's zum schweren Geschütz und sein hypochondrisches Schelten für eine prophetische Gabe zu halten; denn kaum ist die Gesandtschaft in Ispahan angekommen, so beginnt bei dem Abpacken der Wagen ein Streit zwischen dem begleitenden Perser und den Leuten von der Gesandtschaft des Großmoguls. Die Deutschen wollen sie nicht im Stich lassen und verwunden einige Indianer; diesem folgt bald, als sie nach einem andern großen Hause hin ziehen, ein allgemeiner Angriff der Indianer, bei welchem die Kanonen allerdings großen Effekt hätten machen können. Die falsche Bravour der Deutschen, sich offen gegen die hinter Mauern versteckten Indianer auf zu stellen, that hier den meisten Schaden; sie verloren viele Leute und mußten sich zurück ziehen. Als endlich die persischen Soldaten dem Gefecht ein Ende machten, fand sich von der Bagage nichts als zerbrochene Koffer, geräucherte Zungen, Würste und Schinken, welche die Indianer, als unrein, nicht mit zu nehmen gewagt. (Der Schluß folgt.)

Der Hund von New-Foundland.

Der Hund von New-Foundland, ächter Race, ist groß und stark gebaut, von schwarzer Farbe mit kleinen weißen Flecken. Wird es Winter, so bedeckt sich sein Fell mit einer daumdicken, groben, schwarzrothen Wolle; die dichten groben langen Haare unter der Wolle nehmen erst dieselbe Farbe an, und werden zuletzt vollkommen weiß. Die Klugheit und die Auffassungskraft dieses Thieres ist bewundernswürdig; ohne Sprache macht es sich allgemein verständlich. Es gilt in New-Foundland für das nützlichste Hausthier und vertritt in vielen Stücken die Stelle des Pferdes; zeigt sich als zur Familie gehörig, als Freund der Kinder, der sich gern von ihnen liebkosen läßt und ihnen liebkoset, und als der treueste Begleiter und Freund des Hausherrn. Seine Nahrung besteht aus Ueberbleibseln von frischen, gekochten und gesalzenen Fischen, aus gesottenen Kartoffeln und Kohl. Nur wenn man ihm nicht regelmäßig sein Futter giebt, verschwinden seine guten Eigenschaften; dann holt er ohne Bedenken die noch nicht gesalzenen Fische aus dem Troge; dann zerreißt er das Geflügel, mit dem er noch vorher spielte und verfolgt das Schafvieh, dessen Blut für ihn der köstlichste Trank ist. Er trägt gewöhnlich ein einzelnes Schaf von der Heerde, treibt es bis ins Meer, springt nach, erwürgt es, saugt ihm alles Blut aus und läßt den Körper unberührt liegen. — Die seit 50 Jahren in England erzogene Art der New-Foundlands-Hunde, die mit so großem Vortheil gebraucht wird, Matrosen oder ins Meer gefallene Sachen zu retten, *) scheint aus der Vermischung dieses Hundes ächter Race mit dem europäischen Bauerhof-Hund entstanden zu seyn. Diese Art hat alle Vorzüge der ächten Race und keinen ihrer Fehler. Sie ließ sich in Frankreich leicht fortpflanzen, nur muß man, in warmen Gegenden, die Hunde in der Nähe der Flüsse oder Seen halten, damit sie sich fleißig baden können. — Nachstehendes Ereigniß beweist, wie nothwendig dieses sey: Herr von Puymaury, Mitglied der Deputirten-Kammer, der im Jahr 1788 diese Art Hunde in England kennen gelernt hatte, und sie, ihres Nutzens wegen, in Languedoc ansiedeln wollte, brachte ein Paar mit sich herüber und gab sie dem Grafen Potocki auf sein Landgut bei Toulouse. Sie gediehen anfangs; aber als der Teich, in dessen Nähe sie lebten, in einem überaus heißen Sommer vertrocknet war, fielen ihnen die Haare aus; sie mergelten ab, verloren die Stimme, das Gesicht und starben endlich eines schmerzlichen Todes. Cl.

*) Man lieset in englischen Blättern: daß während eines heftigen Sturms, zu Anfang Novembers, ein Schiff im Eingang des Hafens verunglückt war, dem wegen der hohen Wellen nicht geholfen werden konnte. Ein New-Foundland-Hund allein stürzte sich ins Meer, schwamm bis zum Schiff, rettete erst einen Matrosen, der unter den Kiel gekommen war, und dann eine Menge schwimmender Geräthe. Ueberhaupt hat man jetzt auf jedem englischen Schiffe einen oder ein Paar solcher Hunde.

Auf der Reise.

Sonett.

Schon viele Städt' und Länder mußt' ich sehen,
Mir Licht und Frieden einmal auf zu finden;
Doch eine Bürgerkron' um's Haupt zu winden,
Ist all' mein reges Thun umsonst geschehen.

Die Töne der Vergangenheit verwehen,
Und vielgeliebte Bilder seh' ich schwinden;
An keines darf ich meine Hoffnung binden:
Nur weiter fort muß ich von dannen gehen.

Mein Vaterland! — dort liegen deine Haine,
Wo sich Gebirge stolz gen Himmel heben —
Ich darf sie wandernd nur von ferne schauen!

O könnt' ich dort im Abendsonnen-Scheine
Bei bied'rem Volk mit den Geliebten leben —
Wie fröhlich wollt' ich eine Hütte bauen!

Julius Hall.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Folgende Anekdote macht der letztverstorbenen Königin Caroline viel Ehre. Die Kronprinzessin, ihre älteste Tochter, hatte die Gewohnheit: an jedem Abend im Bette, bis sie einschlief, von einer ihrer Hofdamen, die stehen mußte, sich vorlesen zu lassen. Einst ereignete es sich, daß eine dieser Damen das Stehen nicht länger ertragen konnte. Obschon ihre peinliche Lage und der Zwang, den sie sich anthun mußte, der Kronprinzessin nicht entgehen konnte und auch wirklich nicht entging, schien diese es nicht zu bemerken, und ließ so lange fort lesen, bis die Dame in Ohnmacht fiel. Dieses erfuhr die Königin, ließ am folgenden Abend die Prinzessin zu sich rufen und sich von ihr etwas vorlesen, um dabei ein zu schlafen. Die Prinzessin las und die Königin schlief — nicht ein. Nach einiger Zeit ermüdete die Vorleserin und machte eine Pause, in der Hoffnung: die Königin werde sie zum Sitzen nöthigen. Das geschah aber nicht. „Fahre fort!" war das einzige, was die Mutter zur Tochter sprach. Bald nachher erfolgte eine zweite Pause und ein zweiter Aufruf zum Fortlesen; hierauf ein dritter, bis endlich die erschöpfte Prinzessin, dem Umfallen nahe, die Königin inständigst bat: aufhören zu dürfen. — Jetzt erfolgte die mütterliche Ermahnung, die wir Alle voraus sehen konnten. (Morn. Chron.)

Der König von Schweden, Carl Johann, hat aus seiner Chatulle 100,000 Franken angewiesen für die Prägung von hundert goldenen, silbernen und kupfernen Denkmünzen zum Andenken an eben so viel Männer aus allen Völkern, welche sich vorzüglich durch ihren Einfluß auf die Civilisation der Menschen ausgezeichnet und ihr Zeitalter empor gebracht haben. Es ist dies Nachahmung mehrerer berühmter römischer Kaiser. (Constitut.) Eine Nachahmung, die sich verbreiten sollte. Es giebt ein schöneres, selten belohntes Heldenthum, als das ist, was jetzt bekränzt und beschmückt wird; nur freilich ist dabei an Einseitigkeit nicht zu denken, mit der man besonders solchen Personen dient, die ein Monopol haben, Andere ab zu lohnen durch Geld oder Glanz. Dagegen gehen diese Gaben mit den Spendern und Inhabern unter, wie Alles was Staub ist und dem Staube diente; das wahrhafte Heldenthum aber, das: womit man der Menschheit nutzt, wird in der Zeit immer reiner von Schlacken und stellt sich immer sicherer im Ewigen.

Im Jahr 1505 entstand einmal Aufruhr zu Paris, weil ein Pfarrer sich weigerte, eine Kaufmanns-Frau beerdigen zu lassen, ehe man ihm ihr Testament vorgezeigt hatte. Damals war es noch Sitte: daß Jeder der Kirche etwas vermachen mußte, und die Bischöfe billigten daher vollkommen das Verfahren des Pfarrers. Hatte Jemand der Kirche nichts vermacht, konnte ihm die kirchliche Beerdigung verweigert werden. Unter der Regierung Carls VI. und Carls VII. ward während vier Monaten auf dem Kirchhof des Innocens Niemand beerdigt, weil der Bischof von Paris, Maitre Denys Desmoulins, zu große Kosten forderte; und wenn eine Familie, um jene Abgabe zu ersparen, eines ihrer Mitglieder anderswo begraben ließ, so ward diese Familie, durch öffentliche Bekanntmachung an der Kirchthür, in den Kirchenbann gethan. (Constitut.) Wie lange läßt sich doch der Mensch auch die abscheulichsten Anmaßungen gefallen!

In England ist man so enthusiastisch für den Dichter Lord Byron eingenommen: daß, wenn er Geld bedarf, er nur seinem Buchhändler 100 Verse zu senden braucht; er empfängt dafür ohne Aufenthalt 200 Guineen. Diese Zahlung ist der sicherste Wechselbrief, ohne allen Abzug. (Constitut.) Vielleicht, daß die Engländer den Byron überschätzen; dennoch macht ihnen ein solcher Enthusiasmus Ehre.

Daß ein und dasselbe Wort zugleich erhaben und komisch seyn könne, beweisen folgende zwei Beispiele: Margaretha von Provence — Ludwig IX., des Heiligen, Gemahlin — war ihrem Gatten nach dem gelobten Lande gefolgt. In Damietta erfuhr sie, drei Tage vor ihrer Entbindung: der König sey gefangen. Sie ließ einen 80jährigen Ritter kommen, trug ihm auf: nicht aus ihrem Schlafzimmer zu weichen, und, sobald die Sarazenen sich der Stadt bemächtigen würden, ihr das Leben —. Hier unterbrach sie der Ritter mit den Worten: J'y songeois! (Es war mein Vorsatz.) — Nun aber auch das komische Beispiel: Ein sterbender Müller spricht zu seiner weinenden Käthe: „Käthe, ich muß sterben und dir die Wirthschaft überlassen. Allein ist sie dir zu schwer; da ist unser Knecht Michel, ein braver, arbeitsamer Bursch; ich dächte, du —." Hier unterbrach ihn Käthe mit: J'y songeois! (Constitut.)

Vor 50 Jahren schon fand man das englische Parlament so allgemein bestechbar, daß Sheridan in seiner „Lästerschule" schreiben durfte: „Hier sind zwei Brüder, William und Walter Blunt, Beide Mitglieder des Parlaments und große Redner; und das Außerordentlichste dabei ist: daß sie erst heute erkauft und bezahlt wurden." (Morn. Chron.)

In Frankreich sind die Jesuiten wieder einheimisch geworden. Sie haben jetzt auch ein großes Collegium in St. Acheul, ohnweit Amiens, in der Piccardie. Auch Wunder sind bereits von ihnen verrichtet worden. Eine Viehmagd im benachbarten Dorfe war von fünf Teufeln besessen; den Vätern der Gesellschaft ist es gelungen, vier derselben aus zu treiben; der fünfte Teufel, Namens Crapulet, klammert sich noch fest an die Besessene an, wird aber doch endlich der größeren Gewalt des heiligen Ignatius weichen müssen. (Vrai Lib.) Das Wunder-Spröckchen der Jesuiten soll bei dieser und ähnlicher Gelegenheit seyn: Fiat nox!

Einst war in Holborn (London) ein Tumult entstanden; es wurde eine Abtheilung Garde-Dragoner dahin geschickt und zugleich ein Offizier an den berühmten Lord Holt, Chef der Justiz, abgefertigt, damit es das Ansehen hätte, als sey das Militair von diesem requirirt. Holt fragte den Offizier: was geschehen würde, wenn das Volk nicht auseinander ginge? — „Wir würden Feuer geben, so lautet unser Befehl." — „So lautet Ihr Befehl!" erwiederte Holt; „hören Sie mir mit Aufmerksamkeit zu: Wenn Sie schießen lassen und es fällt ein einziger Mann, und es kommt zur Klage, so lasse ich Sie — hören Sie wohl! — Sie und alle Ihre Leute hangen!" — Mit dieser Antwort entließ er den Offizier, ging dann selbst ganz allein nach Holborn, redete den Haufen an, verhieß Untersuchung und gerechten Spruch; und der Pöbel zerstreute sich augenblicklich. (Vrai Lib.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Montag den 13. Dezember. 202tes Blatt.

Altschottisches Freiheit-Lied.

Kannst du dem Verrath dich leih'n,
Lebelang der Furcht dich weih'n,
Um der Willkühr Knecht zu seyn,
Treffe Schmach dich hier!
Doch strömt in dir Blut als Pfand:
Daß in uns'rem Vaterland
Recht bestehe, wie's bestand,
Dann sey frei mit mir!

Bertram.

Otto Brüggeman.

(Schluß.)

Bei dem Gefecht muß sich Brüggeman wohl nichts haben zu Schulden kommen lassen, sonst hätte es Olearius gewiß bemerkt; aber kaum ist wieder Ruhe, so wird ihm vorgeworfen: daß er die reichen Vorräthe von Lebensmitteln, welche die Perser darreichten, an unzüchtige Orte habe fortschleppen lassen, so daß Alle bald nur einmal gespeist werden konnten. — Bei den Geschenken, welche Brüggeman überbringt, bemerkt man endlich erst: daß die metallenen Kanonen als Geschenke dem Perser-König bestimmt gewesen, woher der Drang mit dem Transport sich noch natürlicher erklärt: denn jetzt muß sich derselbe mit den Abbildungen begnügen lassen. Vielleicht könnte dies aber eine Bosheit des Gesandten gegen die Leute gewesen seyn, die den Transport der Stücke nicht gefördert hatten. — Mit seinen übrigen Stein-Stücken zeigt er sich gewaltsam und trotzig gegen den König, als dieser seinen Schwager, einen edlen Schweizer, mit Namen Stadler, hinrichten läßt, der sich als Uhrmacher bei dem König sehr beliebt gemacht, aber einen persischen Dieb umgebracht hatte, und für das Geschenk des Lebens seinen Glauben ab zu schwören verschmähte. Brüggeman hält nämlich an dem Tage für sich allein ein Ringelrennen und läßt wohl hundert Schüsse aus den groben Stücken thun, um die Perser zu ärgern. Sein Zorn geht aber bald vorüber; er schenkt dem König bei einer Jagd seines Herrn Bild, mit Diamanten besetzt; empfängt aber zum Gegengeschenke, weil ihm nun einmal Alles contrair gehen mußte, ein krankes Pferd. Vielleicht war dies der Grund, daß Brüggeman noch bei seinem Abschiedsschmaus den König recht zu ärgern beschloß und, gegen alle Vorbitten, wieder ein Rennen mit Begleitung des groben Geschützes hielt. Bei dieser Gelegenheit soll sich der König geäußert haben: daß er nur aus Rücksicht gegen den Herzog von Holstein dem Brüggeman nicht den Kopf abreißen lasse. Jener geht noch weiter: er will sogar durch zwanzig seiner Leute, gegen alle Einrede seines Collegen, einen von der Gesandtschaft entlaufenen Diener aus dem königlichen Schutzhause entführen oder niederschießen lassen. Dieses Schutzhaus lag bei dem königlichen Palast, und der König sah sich genöthigt, die sonst immer offene Pforte verschließen zu lassen, um den Schützling zu retten. Am andern Tag sagte der König: er könne vor den Deutschen nicht mehr ruhig schlafen, entweder sie oder er müßten die Stadt verlassen. — Auf dem Rückwege stürzt der Unglücksvogel Brüggeman dafür so auf die Nase mit seinem Pferde, daß er einen ganzen Tag ohne

Verstand nur einzelne Fragen im Hamburgschen Dialekt von sich hören läßt; auch zeigt sich bald, daß eine einzelne Gemeinde die Gesandtschaft nicht aufnehmen will, weil Brüggeman ihrem Vorsteher Wasser ins Gesicht gesprützt hat, weshalb sie Alle in der Kälte noch ein Paar Meilen machen müssen. In diesem Unmuth läßt Brüggeman in einem andern Dorfe einen Perser mit Prügeln todt schlagen, der mit Grund den Eintritt in sein Haus versagt. Darüber entsteht so viel Uneinigkeit im Comitat, daß Olearius selbst sagt: Einer hätte gern des Andern Tod befördert, wenn die Gefahr sie nicht verbunden hätte. — Brüggeman rettet dann noch ein Paar Seelen aus dem Heidenthum; aber indem dafür sein Namenstag mit groben Stücken gefeiert wird, geschieht Unglück: ein Handrohr entzündet sich und schießt den einen Trommelschläger durch die Beine. Schon bei Astrachan möchte sich Brüggeman davon machen und schickt dann heimlich einen Boten, Namens Reußner, nach Holstein; aber er verlor doch seine Art Trotz nicht. Einen russischen Offizier, der ihn mit einiger Unbescheidenheit fragte: ob er der Gesandte sey? zog er bei dem Arm zur Thür hinaus und gab ihm grobe Reden. Bald suchte er die Berichte des andern Gesandten Crusius, die dieser nach Hause schickte, unter zu schlagen, Jener war aber auf seiner Huth; dann verzögerte er in geheimen Absichten die Abreise von Reval um drei Monate, erlangte aber dadurch nichts, als daß sich die halbe Gesandtschaft dort verheirathete. Er mußte endlich doch heim kommen nach Gottorf; ihm wurde nun der Prozeß gemacht und er zum Strange verdammt wegen überschrittener Befehle, erbrochener Briefe, falscher Relationen, Ehebruch, Todtschlag und unterschlagener Gelder; wobei Olearius bemerkt: daß es zu verwundern sey, wie ein einziger Gesandte so viele verschiedene Hauptverbrechen habe begehen können. Der Herzog milderte die schimpfliche Todesstrafe in die damals ehrenvollere mit dem Schwerdte.

Brüggeman zeigte auch im Tode den Muth, welcher so oft in Trotz und Uebermuth ausgeartet war. Olearius besuchte ihn und versöhnte sich mit ihm; er zeigte ihm seinen Sterbekittel und sein Gebetbuch, worin er seine Geburt, sein Alter und Ende aufgezeichnet hatte, bewies auch ein bußfertiges Herz und eine Begierde zu sterben. Zum Nachrichter aber sagte er: bei Ausübung seines Befehls solle er sich nicht furchtsam erzeigen; es stünde im Befehl: daß er mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode sollte gebracht werden; könnte es nicht in einem Hiebe geschehen, so möchten es zween thun. Als er seinen Sarg gesehen, hat er begehret: daß er in den Kreis gebracht werde; hier hat er sich gesetzt und sich durch einen Diener, Stein Jenson, mit einem Flor die Haare aufbinden lassen; als aber der Diener die Augen mit verhüllen wollte, hat er sich geweigert und gesagt: Meinst du, daß ich mich vor dem Tode entsetze? — Er ist darauf getrost nieder gekniet und hat seinen Tod mit einem Schwerdtschlag empfangen.

Sollten wir aus so weiter Zeit-Entfernung eine Vermuthung wagen über den Grund dieses seltsamen Gesandten-Charakters, so möchte wohl Wallenstein auf ihn, wie Friedrich der Zweite und Napoleon auf ihre thätigen, aber uneigenthümlichen Zeitgenossen gewirkt haben. Da sich das Innere nicht nachahmen läßt, so versuchen sich dergleichen Charaktere am Aeußerlichen, und solcher Nachahmerei sind Civilisten mehr als Militairs unterworfen. Die nachgebildeten Friedriche sind nun meist verschwunden, die durch einen raschen scherzenden Ueberblick die Leute zur Verwunderung bringen wollten; jetzt finden wir mehr heimliche Abbilder Napoleons, die abwechselnd schleichend und gewaltsam, doch immer unter listigem Schein zur Unterdrückung alles eigenen Lebens in der Welt thätig sind, mit großen Absichten heucheln und am Ende in allen ihren Unternehmungen scheitern, weil sie nichts von der Welt und nur ihre eigenen wenigen Gedanken kennen. In ähnlicher Art bemerken wir eine Einwirkung Wallensteins auf seine Zeitgenossen. Das Kühne, Trotzige, Weitaussehende und Geheimnißvolle reizte; der Tod wurde verachtet, wenn nur das Leben zur Höhe geführt hatte und weil ein unglaublicher Glückswechsel jene Zeit bezeichnete, so hatte selbst das Glück seinen Reiz und Werth verloren und wurde gern mit der ungewissen Hoffnung vertauscht. In diesem Sinne mochte wohl Brüggeman mit der Gesandtschaft nach Moskau und Persien ganz andere Erwartungen verbunden haben; der Dienst für seinen Herrn war ihm Nebensache. Durch die rohe Gewalt seines Verfahrens wollte er sich vielleicht wichtig und gefürchtet machen, damit ihm Keiner der Gesandtschaft bei seinen geheimen Zwecken in den Weg treten sollte. Diesen Erfolg scheint er auch gehabt zu haben, da sein Mitgesandter zu keinem Ansehen gelangen konnte; aber seine geheimen Verbindungen in Rußland führten ihn zu nichts, und in Persien fand er sich weit übertroffen an Willkühr und Gewaltsamkeit.

Goethe's tiefgreifende Bemerkung über das Wesen der Poesie („Divan" S. 378): daß sie immer ein wahrhafter Ausdruck des aufgeregten Geistes bleibe, bestätigt sich auch in dem Gedicht, welches Flemming als gequälter Reisegefährte Brüggeman's an jenem vorerwähnten Namenstage desselben auf der Wolga verfertigte (Flemmings teutsche Poemata S. 215), worin bei dem Wunsche, froh zu seyn, doch immer das gespannte, streitige Verhältniß der Gesellschaft durchscheint. Es sey erlaubt, hier zum Schlusse einen Theil dieses Gedichts an zu fügen, das sich durch eine gewisse derbe Natürlichkeit empfiehlt.

Sechs Mal, zähl' ich anders recht,
Haben die gereiften Saaten
An des Hundsterns Gluth gebraten;
Sechs Mal goß der Wasserknecht
Seinen Krug nun auf die Erden
Und läßt Alles Winter werden:
Seit die meisten dieser Schaar,
Euch, Herr, hin und her nun folgen,
Und jetzt von der sichern Wolgen
Ueberschauen die Gefahr,
Die uns neulich und vorlängsten
Oft befiel mit tausend Aengsten.
Laßt uns jetzt mit neuen Freuden
Die befreiten Geister weiden;
Komus hat den Preis der Kraft,
Daß er auch den Zorn der Götter
Stillt und sterbt: und freundlich Wetter
In der Menschen Herzen schafft,
Die sich oft um etwas hassen
Und bald beßre Sinne fassen.
Fördert Gott, so hindert nichts,
Große Zier hat große Feinde;
Doch wer Gott nur hat zum Freunde,
Der ist sicher des Gerichts,
Das der Rath der leichten Seelen
Auf ihn pfleget zu erwählen.
Tugend ist das höchste Gut;
Mißgunst, deine tausend Rachen
Sollen Niemand irre machen,
Der was Redlich's denkt und thut:
Nichts steht ehrlicher auf Erden,
Als umsonst getadelt werden.
Blut, das regt und legt sich bald,
Welches wohnt in edlen Adern,
Schlechtes Volk hat Lust zu hadern,
Pöbel mißbraucht die Gewalt.
Bachus zwar, der Fürst der Kost
Auf berühmten Gastereien,
Wird sich hier mit uns nicht freuen,
Weil er scheut des Nordens Frost,
Und sein Fuß in diesen Landen
Nie als auf der Post gestanden.
Doch stellt Ceres sich uns ein,
Die noch hat des Grolles Zeichen,
Daß sie mußte Bachus weichen
Und ihn lassen Meister seyn.
Dein Rath, Acheleus, machet,
Daß man ihn hier fast verlachet:
Reußland kocht sein reiches Feld
Und brennt eine Kraft aus Körnern,
Die, Osiris, deinen Hörnern
Trutz beut und die Wage hält.
Trauben haben große Kräfte,
Doch die Aehren stärk're Säfte.
Wenn der curische Nord-Ost
In die hohlen Dächer pfeiffet,
Und es um die Thürme reiffet,
Wenn es dreht und Flocken schloßt,
Daß wir fast nicht ohne Grauen
Vor das kalte Fenster schauen;
Dann so ist es mehr als recht,
Daß man sich zusammen setzet
Und bei warmer Lust ergötzet,
Daß man singet, tanzt und zecht.
Fangt denn an, Herr, auf zu steh'n,
Laßt das Schiff erschall'n und Trauben,
Recht auf Holsteins guten Glauben,
Rund um unsre Tafel geh'n,
Bis nicht Einem mehr wird dürsten
Auf Gesundheit unsres Fürsten.

Aus dem Schlusse ersehen wir: daß der Poet sich nicht einmal entschließen konnte, des Gastgebers Gesundheit zu trinken. Es war auf dieser Fahrt immer schwer, den stillen Groll und die laute Unzufriedenheit vor prosaischem Ausbruche zu hüten, sie poetisch nicht merken zu lassen, war nicht gut anders möglich, als wenn man den Zorn der Götter und dessen Einfluß in Anspruch nahm.

B u n t e s.

Bei Erwähnung des Motto's: „Fiat lux!" sagte neulich Jemand: man könne es immer so verändern, wie einst ein Bauer, der es nachsprechen sollte und endlich heraus brachte: Vivat Luchs! — welches eine Art von Uebergang wäre zu „Fiat nox!"

Ein Beweis, wie man mit vielen pomphaften Worten eine Geringfügigkeit sagen kann, ist folgender Vers:

„Laß mich in dein schwarzes Auge sehen,
Ob, nach langem zweifelhaften Drehen,
Auf dem kunstgetäfelt-glatten Pfad —
Um mir Wonne, Sieg und Glück und Leben,
Oder Wuth und Tod zu geben —
Sich dein elfenbeinernes Gebilde naht."

— denn die ganze Apostrophe soll heißen: „Laß sehen, wieviel ich in Tocquadille geworfen habe."

Eine gar wunderliche, oft sogar von bedeutenden Schriftstellern gebrauchte Redeart ist das Verbot: „Er soll sich nicht in diesem Lande betreten lassen" — denn man hat wohl eher Zwangsmittel nöthig, wenn sich Jemand betreten lassen soll.

In der Verleger-Anzeige von Hrn. Professor Dittmar's Muthmaßungen „über die bevorstehende Winter-Witterung" liest man: „Sehr merkwürdig ist es, daß die in vorstehender Schrift bemerkten Frost- und Nebeltage vom 15ten bis 19ten November schon erfolgt sind." — Wie die Zeit doch fortschreitet in der Aufklärung! Sonst wußten wir: daß leichter Frost und dichter Nebel im November ganz gewöhnlich sind; jetzt aber erfahren wir: daß es eine Merkwürdigkeit ist — Preis dem, der davon zuerst Witterung hatte! Th. Laurin.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Fürsten-Versprechungen sind Pränumerations-Scheine über Bücher, die nicht heraus kommen. Lichtenberg.

Die Zeit liebt Taschenspielerei; sie betrügt uns um die Gegenwart, indem sie mit der Zukunft blendet. Fenelon.

Laßt Jedem seine eigne Laune; laßt Jedem seinen eignen Witz. Persius.

Die Sache der Vernunft ist die heiligste, die größte Sache. Seume.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Der würdige Historien-Maler und Direktor der hiesigen Zeichen-Akademie, Bergler, hat ein Altar-Blatt: „Der heilige Laurentius" vollendet. Es stellt den Märtyrer in dem Augenblick vor, wo er im Kirchen-Gewand von einem Kriegsknecht zum Rost geführt wird, den der Scharfrichter zubereitet. Der Heilige scheint im Gebete Kraft zum Martyrthum zu erflehen, und hebt seine Augen in Gott ergeben zum Himmel; über ihm schweben zwei lichte Engel, Krone und Palme tragend. Sowohl die Anordnung des Ganzen, als der Kontrast in den drei Hauptfiguren, ist sehr gelungen, und es ist ein großer Verlust für Prags Kunst, daß alle Werke dieses ehrenwerthen Künstlers wieder aus der Stadt, wo man sie entstehen sah, auswandern. — Böhmen hat im Laufe dieses Sommers einen ausgezeichnet braven Botaniker und Pharmazeuten, Wilhelm Erxleben, durch den Tod verloren; er soll eine wichtige Pflanzensammlung und die Handschrift einer Flora Landscronensis hinterlassen haben. — Bei dem Buchdrucker Haase ist eine neue Auflage von Dobrowsky's „Lehrgebäude der böhmischen Sprache" erschienen. Ohne diesen würdigen Mann gerade, wie die gebrauchte Ankündigung, einen „über alle Kritik erhabenen Verfasser" zu nennen, können wir ihn doch unter die gelehrtesten Sprachforscher der slavischen Idiome rechnen, und bedauern nur: daß er das Publikum so selten mit seinen philologischen Werken beschenkt, da seine Freunde verrathen haben: daß sein Pult keinesweges leer ist. Die Abhandlung über die Unterscheidungs-Merkmale der slavischen Dialekte, und jene über die Stammsylben, sind ganz umgearbeitet und haben noch sehr an Gründlichkeit und Deutlichkeit gewonnen. Eine Merkwürdigkeit ist es bei diesem Buche: daß der Herausgeber, um dem Verleger einen sehr billigen Preis möglich zu machen, kein Honorar angenommen hat. Wohl ihm, daß er es nicht bedurfte, es ist ohnehin schwer, davon zu leben: indem Honorar und Wartegeld oft Synonimen sind. — Dr. J. W. Zimmermann, Priester des Kreuzherren-Ordens, hat einen Auszug aus der Chronik des Beneſch von Horowitz, vom Jahr 1393 — 1470, in böhmischer Sprache heraus gegeben. Dieser B. v. H. hat seine böhmische Chronik bis zur Regierung Wenzel IV. ausgeführt; sie erschien zu Prag 1488, und wird noch jetzt sehr geschätzt und gesucht; dieser Auszug aber war bisher nur im Manuskript vorhanden und Dr. Z. übernahm das lobenswerthe Werk, selbes, aus vielen andern Manuscripten und historischen Werken berichtigt und vervollkommt, seinen Landsleuten vor zu legen. — E —.

In Würtemberg haben die Bürger von Wolfschlugen, im Ober-Amt Nürtingen — bei Gelegenheit der neuen Landes-Constitution — ihre Freude durch folgende naive Zeilen zu erkennen gegeben:

Wir Bürger danken Gott
Und unserm lieben König,
Und andern Männern auch,
Durch welche wir erlöset
Vom ungerechten Druck,
Mit welchem wir geplagt;
Und hoffen nun vergnügt,
Auf Beff'res unverzagt.

Neulich brannte in London (Churchstreet, Whitechapel) die große Zuckersiederei der Herren Severn und King ab. Ein junger Mensch vom Lande war gerade an demselben Tage zum ersten Mal nach London gekommen und in dem Hause gegenüber abgetreten. Er unterhielt seinen Wirth sehr angelegentlich von der Furcht, die man ihm vor den häufigen und gefährlichen Feuersbrünsten in London beigebracht hätte. Als er nun mitten in der Nacht aufwacht und Feuer sieht, und: Feuer! Feuer! rettet die Kinder! rufen hört, springt er auf, stürzt in das Nebenzimmer, wo kleine Kinder mit ihrer Wärterin liegen, ergreift die ungemein wohlbeleibte Kinderfrau, rennt mit ihr die Stiegen hinab und setzt diese mitten auf der Straße ab: Alles in der Meinung, ein Kind gerettet zu haben. (Courier.)

In Paris wird in den „Varietés" ein kleines Stück mit großem Beifall aufgeführt: „Der Schneider von Jean Jaques oder die beiden Rousseau's". Eine Anekdote ist die Veranlassung. Die durch ihren Witz bekannte Schauspielerin Arnould war von einigen ihrer Bekannten, besonders von Engländern, ersucht worden: sie mit Rousseau speisen zu lassen. Sie läßt diesen einladen; aber — Rousseau kam nicht. Wie half sie sich aus der Verlegenheit? Rousseau's Schneider heißt ebenfalls Rousseau. Dieser muß mit einem Kleide und einer Perücke Rousseau's erscheinen und für ihn gelten. Er war von Natur dreist und lustig; der Champagner macht ihn noch dreister und lustiger. Seine Grobheit galt für Freimuth, sein Non-sense für Genialität, sein platter Scherz für köstliche Laune. Die Gäste waren entzückt und die Engländer schrieben nach London: „God dam! wir haben mit Rousseau gespeiset; er ist ein wahrer Englishman!" (Journ. d. Par.)

Garrick pflegte, so oft er einem seiner untergebenen Schauspieler ein Geheimniß zu vertrauen hatte, ihnen einen Eid ab zu fordern. „Schwört!" rief er ihnen zu; „wollt Ihr schwören?" Sagten sie dann „Ja!" so nahm er einen Theil von Shakspeare's Werken aus dem Bücherschrank, ließ ihn von jenen küssen und vertraute ihnen dann das Geheimniß. (Morn. Chron.)

In diesen Tagen ertheilte der König von Frankreich dem Präsidenten eines Wahl-Collegiums Audienz und erkundigte sich nach dem Geiste des Departements, wohin er gesendet worden war. „Der Geist des Departements ist vortrefflich!" sagte der Präsident; „die Freunde der Charte sind bei weitem überwiegend; allein dort, wie überall, liegen die alten Interessen mit den neuen im Streite." — „Ey was!" antwortete der König; „die alten müssen den neuen nachstehen!" (Vrai Lib.)

Es wurde vor einigen Tagen das neue Trauerspiel „Ludwig der Heilige" gegeben. Das Stück ist so christlich-fromm, so andächtig-kirchlich, daß Jemand, als es zu Ende war, in ganzem Ernst zum Kastellan trat und nach dem Weihkessel fragte. Es wurde ihm aber erwiedert: daß man es hier nur mit ungeweihtem Wasser zu thun habe. (Vrai Lib.)

Bertrand dem Sohn, welcher vor zwei Jahren zu Grenoble starb, ward von der Geistlichkeit der kirchliche Beistand bei der Beerdigung versagt. Sein Vater, darüber entrüstet, bestimmte in seinem Testament ausdrücklich: keinen solchen kirchlichen Beistand bei seiner Beerdigung haben zu wollen. Neulich starb er, und es folgten auch wirklich nur zwei Polizei-Agenten, aber mit ihnen — noch 3000 Personen, welche sich über den Testator freueten. (Independ.)

Bei der General-Probe eines Stückes im Théâtre Feydeau worin Märsche von russischen und schwedischen Truppen vorkamen, erscholl plötzlich aus einer nicht erleuchteten Loge ein ungerechter Tadel über die Anordnung der Evolutionen. Man vermuthete: daß ein sehr geübter Staabs-Offizier jenen Tadel aussprach, und erkundigte sich höflich nach seiner Person, als man — eine Dame gewahrte. Jedes Jahrhundert hat seine besondere Eigenheit; uns fehlt nur ein Moliere, um die militärischen Frauen unsers Jahrhunderts so berühmt zu machen, wie es die gelehrten Frauen aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. geworden sind. (Journ. d. Par.)

Der berühmte General Congreve soll wieder ein neues Mittel aufgefunden haben, um mehr Menschen mit einem Mal zu tödten, als es bisher die Schiffs-Artillerie vermochte. Es ziemt sich endlich wohl: daß Europa diesem edelmüthigen Menschenfreunde ein National-Denkmal setzt, oder wenigstens eine Denkmünze prägen läßt, auf welcher Dr. Congreve in der Gestalt eines Jupiters die Erde mit lauter Blitzen in Feuer setzt, mit der Unterschrift: Seit der Sündfluth muß man die Menschen so vertilgen! (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 15. Dezember. 203tes Blatt.

Das Verhängniß bei den Griechen.

Von Johannes Didymos.

Der „Gesellschafter" hat seine Freunde im Jahrgang 1818 mit zwei Erzählungen *) unterhalten, deren tiefes Thema das höhere Verhängniß in den menschlichen Dingen ist, und die als freie Gebilde aus reicher Phantasie geflossen. Wir liefern dazu ein drittes Gegenstück, zur Dichtung gleichsam die Wahrheit oder vielmehr die gewesene Wirklichkeit. Denn jene Ideen von Verhängniß, wie sie bei uns nur noch in Dichtungen leben und durch den Glauben an eine weise, heilige und gerechte Vorsehung aus jeder wahren Christen-Seele verschwunden sind, hatten einst wirklich Leben in dem Volksglauben der Griechen und liegen noch klar ausgesprochen vor uns in den erhaltenen Schriften ihrer vorzüglichsten Historiker und Tragiker. Besonders aber ist es Herodot, dieser große fromme Meister der Geschichte, welcher sich durch die bestimmteste Anerkennung eben jenes höheren unbegreiflichen Verhängnisses in den menschlichen Dingen so sehr auszeichnet, und der so oft, gleich den großherzigen Propheten der Ebräer, ermahnet: daß die Sterblichen sich sollen nicht überheben, sondern Maaß halten und Gerechtigkeit üben, weil jede Ueberschreitung des Maaßes den einzelnen Menschen eben so wohl als den ganzen Völkern Verderben und Untergang bereitet. Und in folgender Geschichte haben wir Alles beisammen: Vorherbestimmung, Vorherverkündigung und Verhängniß.

Schön vor allen Frauen war die Gemahlin des Candaules, des letzten Königs der Lyder aus dem Geschlechte der Heracliden, und ihre Schönheit war ihres eitlen Mannes einziger Stolz. Nicht in einem gerechten und guten Regiment, das Länder glücklich macht und nicht in Männerthaten, die dem Helden unsterbliches Lob verleihen, suchte dieser König seinen höchsten Ruhm; nein, nur des Weibes herrliche Gestalt und Bildung pries er, und zumal dem Gyges, einem seiner vertrautesten Lanzenträger, erklärte er eines Tages: daß er das schönste Weib auf Erden habe, und daß, wer vollkommen von ihrer höchsten Schönheit sich überzeugen wolle, sie nicht nur von Andern dürfe beschreiben hören, sondern dieselbe, von aller Umhüllung entledigt, müsse mit Augen schauen. Vergeblich stellte ihm Gyges vor: wie solches sich nicht gezieme; Candaules bestand in seiner thörichten Verblendung darauf: er wolle ihn am nächsten Abend in sein Schlafgemach führen und hinter die offene Thür stellen. Denn nach ihm, sagte er, würde seine Gemahlin eintreten und ein Kleidungsstück nach dem andern, wie sie es ausziehe, auf den Sessel legen, der dicht neben dem Eingange stände. So könne er sie, ohne von ihr bemerkt zu werden, mit Muße betrachten; nur solle er den Augenblick wahrnehmen, wenn sie sich nach dem Bette wende, und leise hinter ihrem Rücken wieder hinaus gehen. — Und so geschah es; allein bei dem Hinausgehen erblickte ihn das Weib, und sogleich erwägend: daß solches von ihrem

*) „Der Tischler bei dem Sarge des Fürsten", von dem Verfasser von „Wahl und Führung" (Bl. 112 bis 116) und „Ottmar", von F. W. Gubitz (Bl. 118 bis 120).

Gemahl so angeordnet worden, schrie sie nicht laut auf, sondern, wie Leidenschaften oft schnell wechseln, ihre innige Beschämung verwandelte sich in die furchtbarste Rachsucht. Sie that in dem Augenblick, als ob sie nichts bemerkt; sobald es aber Tag war, versammelte sie ihre treuesten Diener und beschied auch den Gyges zu sich, der auf ihren Befehl vor ihr zu erscheinen gewohnt war. Und da er kam, ließ sie ihm die Wahl: ob er entweder den Candaules tödten und sie, sammt dem Königreich der Lyder, besitzen oder auf der Stelle sterben wolle? weil er gethan und geschauet, was er habe nimmermehr thun und schauen sollen. Gyges, der nur den Tod vor sich sah, entweder den eigenen oder den seines Königs, erwählte den letzteren; und von dem Orte aus, wo er das schöne Weib sich entkleiden gesehen durch dessen Gemahls Schuld, überfiel er in der darauf folgenden Nacht denselben, und nachdem er ihn getödtet, bestieg er blutbefleckt seines Herrn Thron und nahm dessen Weib. Die Lyder griffen darauf zu den Waffen und wollten ihn nicht anerkennen, allein die Freunde des Gyges und der Königin traten hervor, und man kam dahin überein: das Orakel in Delphi, welches damals schon weithin bekannt war und von Hellenen und Barbaren befragt wurde, solle entscheiden. Und Pythia sprach dem Gyges die Herrschaft der Lyder zu; doch, sagte sie, bleibe solche Schuld nicht ohne Rache, sondern sie solle den Heracliden werden an dem fünften der Mermnaden; so hieß die Familie, die mit Gyges den Thron bestieg.

Reich vor allen Königen war Crösus. Die weiten vom Mäander und Cayster durchschlängelten Ebenen seines Landes waren die fruchtbarsten der Erde, und die Lyder, sein Volk, hatten nicht nur den Landhandel nach dem inneren Asien von den ältesten Zeiten her, und schlugen die ersten goldenen und silbernen Münzen, sondern auch der Fluß Pactolus, der die Hauptstadt Sardis durchströmte, führte ihm vom Gebirge Tmolus vielen Goldsand zu; und er selbst hatte große Eroberungen gemacht und sich beinahe alle Völker diesseits des Halys und besonders auch die dortigen Hellenen unterworfen. Eine gleiche Macht und Pracht an kostbaren Gewändern, goldenen und silbernen Betten und goldenen und silbernen Geräthen hatte noch kein lydischer König vor Crösus besessen, und seine Schatzkammern waren so mit Goldsand angefüllt, daß nicht nur der Tempel zu Delphi ihm seine herrlichsten Schätze verdankte und durch ihn reich wurde, sondern Crösus auch dem Alcmäon, dem Vater des berühmten Megacles, so viel Goldsand schenken konnte, als dieser an seinem eigenen Leibe heraus zu schleppen vermochte. Doch dieser hochbeglückte Herrscher war der fünfte der Mermnaden. — Und es kam zu ihm Solon, der Gesetzgeber der Athenienser. Er hatte seine praktische Weisheit nicht auf Schulen erlernt, sondern, nach der Sitte des damaligen Griechenlandes, auf großen Reisen, durch Anschauung der Erde und ihrer Bewohner, durch Betrachtung der Sitten, Gesetze und Religionen der Völker, durch Erforschung ihres gegenwärtigen Zustandes und der Geschichte ihrer Väter, also in dem vielseitigsten Umgange mit Menschen erworben. Auch Egypten, dieses vielbereiste Wunderland, hatte er gesehen, und auf seiner Rückreise von da nicht versäumt, Sardis zu besuchen, das damals in seiner Herrlichkeit höchster Blüthe strahlte. — Crösus bewirthete ihn in seiner eigenen königlichen Burg und ließ ihn durch alle seine vielen Schatzkammern führen und ihm seine großen Reichthümer zeigen, in der sicheren Erwartung: der vielgereiste Weise habe so etwas noch nirgends gesehen und werde ihn für den glücklichsten unter allen Sterblichen erklären. Allein ungeblendet von dem königlichen Golde sprach der erfahrene Mann mit kalter Ruhe: daß neidisch die Götter und wandelbar alle irrdischen Dinge seyen und man keinen Sterblichen vor seinem Tode glücklich preisen dürfe, sondern erst das Ende eines Jeden abwarten müsse; denn Viele habe die Gottheit schon zuerst hoch erhoben und dann um so tiefer herab gestürzt. — Unwillig über diesen so unverhofften Ausspruch entließ der König den Weisen, der ihm gar nicht schmeichelte, wie seine Höflinge, und den er für einen überspannten Menschen hielt, welcher der Gegenwart glückliche Tage nicht gut zu schätzen wisse und bei allen Dingen nur auf den Ausgang sehen wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen.

Als ich in Lyon eintraf, trieb eben die Gesellschaft des berühmten Franconi ihre Reiter-Künste daselbst. Der Geist von Yoriks Haarkräusler, welcher seine Perücke in den Ocean tauchen wollte, lebt noch immer in seinen Nachkömmlingen fort. „Sieur Franconi", kündigte uns der große inhaltreiche Zettel an, „finde sich durch die neue Organisation, welche er seiner Akademie verliehen habe, veranlaßt, die täglichen Umzüge seiner Ritter durch die Straßen von heute an ein zu stellen;" der Schauplatz selbst war zu einem „cirque olympique" umgeschaffen, und unser deutsches Ringelstechen sah sich hier zu einem „Tournoi royale" erhoben. Für heute waren große Dinge angekündigt. Der berühmte kleine Teufel war so eben — nicht aus der Hölle, sondern von Paris angekommen; eine Menuet à la Reine sollte von vier Pferden getanzt werden, und zuletzt werde der unvergleichliche Hirsch, „l'unique" genannt, mitten auf der Brücke von Lodi unbeweglich im Feuer stehen. Das war des Preiswürdigen mehr, als es bedurfte, um mir einen Fünf-Livresthaler aus der

Tasche zu locken; ich vertauschte also mein Silberstück gegen eine Einlaßkarte und trat in den Circus ein. — Der Wahrheit muß man überall die Ehre geben; ich gestehe also: daß ich am Schluß der Vorstellung keine Ursach fand, den Thaler wieder in meine Tasche zurück zu wünschen, wie mir schon bei manchem Austritt aus allerhand Tempeln der Kunst begegnet ist; indessen waren es weniger die Sprünge und Künsteleien der Reiter, als die Gelehrigkeit und Geschicklichkeit der Pferde, welche mir Bewunderung abnöthigten. „Le petit diable" war ein ganz gewöhnlicher deutscher Teufel, während die vierbeinigen Tänzer mir alle ihre transrhenanischen Kameraden weit zu übertreffen schienen; und wenn die Brücke von Lodi einem der kleinen hölzernen Gerüstchen glich, die man hie und da in den sogenannten englischen Gärten antrifft und wobei man dem Kitzel kaum widerstehen kann, über Bach und Brücke zugleich hinweg zu springen: so hielt der Hirsch doch redlich, was er versprochen hatte. Er stand mitten zwischen dem Feuer von hundert Schwärmern, und unter dem Krachen der Flinten und Pistolen, wie — mancher Held bei Lodi wohl nicht mag gestanden haben. — Wir leben nun einmal in der Theater-Periode der Zauberdrachen und Schicksals-Pudel, darum ward auch der gute Vierfuß „l'unique" für den morgenden Tag zum Helden auf den Brettern ausgewählt. Man hatte dazu eine alte Oper, die Niemand mehr sehen noch hören mochte, hervor gesucht und eine Parforce-Jagd darin eingezwängt. Das Haus war zum Erdrücken voll. Der Vorhang rollte auf, Hörner und Jägerruf ertönten, der Hirsch sprengte zu einer Coulisse heraus, zur andern hinein, fuhr wieder aus der dritten und flog in die vierte; Roß und Reiter und Hunde hetzten mit Jauchzen und Gebell hinter ihm her; zuletzt gallopirte die ganze Jagd über einen Hügel im Hintergrund und verschwand. Die Hatz mußte ziemlich ins Weite gegangen seyn; erst am Schluß der Vorstellung erschien sie wieder auf dem Hügel, tummelte sich auf dem entgegengesetzten Wege über das Theater, drängte sich vorn auf der Bühne zusammen, und vor unsern Augen fiel Hirsch — und Vorhang. — Am folgenden Abend hatten sich doch wieder Menschen des Bühnenrechtes bemeistert. Man gab „les artistes", Lustspiel von Collin d'Harville. O heiliger Aristoteles, bitte du selbst für die französischen Dramaturgen, daß sie einmal aufhören, so blinde Sklaven deiner drei Einheiten zu seyn! — Die heutigen dramatischen Personen können nun einmal nicht auf einer und ebenderselben Stelle verweilen, und so ist es denn doch unbezweifelt natürlicher und schicklicher, wenn wir Deutsche unsere Beine selbst in Bewegung setzen, statt daß — wie A. W. Schlegel den Franzosen deutlich nachweiset — in ihren Schauspielen bald ein schwerfälliger Saal, bald ein ungeheurer Säulentempel ihnen dahin oder dorthin nachlaufen muß. Unselige Einheit des Ortes! Dies sklavische Gesetz führt oft die größten Unnatürlichkeiten und Unanständigkeiten herbei, und es wäre unbegreiflich, wie der feinsinnige Franzose dieselben ertragen und dulden könne, wenn man nicht bedächte, daß sich alle ihre Schauspiel-Dichter insgesammt gegen sie verschworen haben. Mich dünkt, hinsichtlich dieser eigensinnigen Herren sey nichts passender, als die Replik, welche einst Mitchel, englischer Gesandte bei Friedrich dem Großen, dem Professor Gottsched ertheilte, der die englischen Dramatiker, vorzüglich Shakspeare, wegen der argen Verletzung der drei Einheiten heftig tadelte. Der Engländer nahm sich seines Landsmannes an, und behauptete: daß Aristoteles nichts habe befehlen können, wonach man sich zu allen Jahrhunderten und in allen Ländern richten müßte. Gottsched kam aber immer wieder auf den Aristoteles zurück, mit dessen Autorität er Alles niederschlagen wollte. So behauptete er auch unter Anderem: ein Schauspiel müsse schlechterdings in fünf Akte abgetheilt seyn. Mitchel widersprach und meinte: der Dichter habe völlige Freiheit, sein Schauspiel auch in sieben oder zehn Akte ein zu theilen. — „Aber, Ew. Excellenz, bedenken Sie doch! Aristoteles giebt die Regel." — „Aber, lieber Herr Professor! nehmen Sie einmal an, Aristoteles wäre ein berühmter Schneider gewesen und hätte die Regel hinterlassen: man solle zu Rock, Weste und Beinkleider nicht mehr als fünf Ellen Tuch nehmen. Nun sind Sie aber ein großer und starker Mann; wenn Sie nun aus fünf Ellen sich nur Rock und Weste könnten machen lassen, wollten Sie dem Aristoteles zu Gefallen Zeitlebens ohne Beinkleider gehen?"

(Der Schluß folgt.)

A n e k d o t e.

Als der Kardinal Mazarin gestorben war, meldete dies ein Hof-Cavalier dem König Ludwig XIV. mit den Worten: „Sire! So eben hat Mazarin seinen Geist in Gottes Hände gegeben." — „Ich zweifle, daß Gott ihn angenommen hat!" sagte der Herzog von **, der sich eben bei dem König befand. K. M—r.

G n o m e n.

1.

O Glück, du verließest den Schmeichler noch nie,
Doch Freunde der Wahrheit sind nackend wie sie.

2.

Diese Welt verheißt
Keine Ruhe-Klause:
Niemand ist zu Hause;
Denn ein Jeder reist.

3.

Wenn dich Ehrgeiz lockt, so prüfe!
Höhe führt oft nur zur Tiefe. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Am 29. November, und am 2. Dezember wiederholt, ward auf dem hiesigen Stadt-Theater Müllner's „Albaneserin" aufgeführt; sie wird — ich sag' es, ohne Furcht, es zurück nehmen zu müssen — bei uns kein glänzendes Schicksal haben. Am ersten Abend waren Parterre und Logen gedrängt voll; es herrschte eine angenehme Erwartung von diesem Stück, denn einige Auszüge in Zeitschriften hatten die günstigste Stimmung erregt. Von der Direktion sowohl als von den in diesem Stück auftretenden Schauspielern ist aber Alles gethan, um die neue Darstellung zu einer vorzüglichen zu machen; die Rollen waren passend besetzt, richtig einstudirt und ganz herrlich mitwirkt. — Ein Freund und Bewunderer des Dichters, Hr. Professor Zimmermann, Lehrer am hiesigen Johanneo, hatte es einige Tage zuvor im Manuscript seiner ersten Klasse vorgelesen, um demselben bei der Aufführung schon im Voraus Freunde zu erwerben; allein es entging dennoch seinem Schicksal nicht, und zwar besonders durch das — Zu lang! Die erste Vorstellung war gegen ¾ auf 11 Uhr noch nicht geendet — mit Schrecken mußten alle Bewunderer des Dichters wahrnehmen: daß sich die Logen leerten, ehe noch der Vorhang fiel. Bei der wiederholten Vorstellung am 2. Dezember hatte die Direktion angezeigt: das Stück werde um 6, statt wie sonst um 6½ Uhr, beginnen — allein jetzt war das Haus leer, und am Schlusse ließ sich sogar ein vernehmliches Zischen hören, welches für den schmerzlich seyn mußte, der ohne Partheilichkeit das Stück betrachtete, das wirklich große Schönheiten neben unverkennbaren Mängeln hat. — Ganz vortreflich, ja meisterhaft ist unter Anderem im zweiten Akt die Enthüllung der Liebe der Albaneserin, welche Madam Unzer mit tiefer Seele und hohem Aufwande reiner Mimik und Deklamation gab. Fehlerhaft an diesem Stücke ist, daß es, wie der „Yngurd", zu psychologisch breit ausgesponnen ist; es könnte füglich mit der Erzählung des Manuel, Herzogs von Camastro, ohne den fünften Akt schließen; denn der Rest scheint nur noch eine überflüssige Gabe, die man ohne Bedauern entbehrte. Hr. Kühne gab den Manuel mit einer Aufmerksamkeit, welche eine ausgezeichnete Anerkennung verdient und ihn der Krone der Meisterschaft würdig gemacht hätte, wenn sie ihm nicht schon in andern ähnlichen Rollen zu Theil geworden wäre. — Hr. Jacoby zeichnete den wahnsinnigen Enrico mit ganz außerordentlicher — man darf sagen: zu großer — Kraftanstrengung; er erndtete rauschenden Beifall für seine Bemühungen: aber an eben diesem Wahnsinnigen mußte das Stück scheitern, nicht wie Hr. Jacoby ihn darstellte, sondern wie Müllner ihn dichtete. Solch eine Zerrissenheit des Menschengeistes ist zu unwahr, zu entsetzlich, zu übertrieben. Sein Schwanken zwischen Wahnsinn, bewußter Denkkraft und tugendhafter Bruderliebe muthet der Aufmerksamkeit des Zuschauers allzu viel zu, und er findet nirgends einen Punkt, auf dem das Nachdenken über diesen unnatürlichen Charakter ausruhen konnte. Hätte Müllner Shakspeare's Wahnsinnige: „Lear", „Edgar", „Ophelia" u. s. w. mit wahrer Erkenntniß studiert, so wäre er nie auf solche Unbilde, wie dieser Enrico eines ist, verfallen und darin versunken. Was er in Charakter-Zeichnung zu liefern vermag, hat er bei der „Schuld", in Einzelheiten des „Yngurd" und dieses neuen Stückes (z. B. im Arzt Benvolio) gezeigt. Auch der Page Leontio ist eine höchst anmuthige und liebenswürdige Erscheinung; Leben und Anmuth aber gab ihm besonders das sehr verdienstliche Spiel der Madam Reinhold. — Herrn Hofrath Müllner fehlt offenbar eine verständige dramatische Atropos, die ihm den Faden seiner Dramen rasch abschneidet, wo er sich zu lang ausspinnen will; sinnreiche Reden lesen sich ganz gut, aber man ermüdet daran: viertelstundenlang einen Schauspieler vor sich zu haben und sich bloß von ihm vordeklamiren zu lassen, wo man mit der Erwartung hingekommen ist, eine rasch in einander greifende Handlung darstellen zu sehen. — Obgleich Müllner's Diction meist vortreflich ist, so kann die Kritik nicht umhin, zu behaupten: daß auch diese hin und wieder einer strengeren Feile, einer aufmerksameren Correktur bedarf; so drückt sich z. B. in der „Albaneserin" der König Basil oft gar sehr philistermäßig aus; besonders mißfiel uns die Bemerkung im fünften Akt, wo er seinem Sohn Fernando, vielleicht ganz prosaisch-vernünftig, aber wenig zart sagt: „es sey unverständig von ihm, daß er nach seiner Rückkehr aus dem Reiche der Todten noch ein treues Weib zu finden hoffe." — Solche Späße sind in der Gewöhnlichkeit schon so oft abgedroschen worden, daß man mit Recht es ärgerlich findet, wenn ein lyrischer Müllner sie in einer hochgeschraubten Tragödie uns wieder auftischt. — Ueberhaupt darf die Weiblichkeit bei dieser „Albaneserin" mit ihm rechten; denn um das Bild einer vollkommenen Bruderliebe zu haben, läßt er die Heldin seines Stücks — mit der er es doch sonst recht gut im Sinne zu haben scheint — einen Mann nur aus Rachsucht gegen einen Andern heirathen, von dem sie ihre Liebe verschmäht glaubt. — Trotz der Mängel bleibt das Stück aber für ein sehr gebildetes Publikum, welches schon selbst das Mißlungene zu unterscheiden und zu vergessen, das Vorzügliche aber zu sondern weiß, eine höchst anziehende Erscheinung; bei solchen Zuhörern würde es Glück machen, wenn man den Ein- und Ausgang kürzte, welches geschehen könnte, ohne dem Ganzen zu schaden. — Für ein gemischtes, für ein großes Publikum möchte es aber schwerlich zubereitet werden können, wie man die üppigen Ranken auch beschneide: denn dem großen Haufen fehlt die Aufmerksamkeit: die Einleitung, natürlich sehr nothwendig für das Ganze, recht zu fassen und zu behalten, wie denn überhaupt solche Stücke, die mit langen Erzählungen von der Vergangenheit eingeleitet werden müssen, das Interesse tödten. — Um derjenigen willen, welche sich die Freude der Ueberraschung bei der Ausführung des Stücks nicht wollen rauben lassen, gebe ich den kurzen Umriß der Handlung hier im Anhange: Jene mögen ihn überschlagen. — Ein König von Sicilien, Basil, ist Vater von zwei Söhnen, Fernando und Enrico. Ersterer ist der Gemahl der Eleonora Albana geworden, die ihm nur aus dem Grunde ihre Hand reichte: weil sie ihre Liebe von seinem Bruder Enrico verschmäht glaubte; dieser aber hatte ihre Leidenschaft getheilt, sich indessen gleichgültig gestellt, damit sein Bruder Fernando, den er zärtlich liebte, glücklich würde. Diese Anstrengung hat ihn jedoch halb seines Verstandes beraubt; aber selbst im Wahnsinn sucht er sein Geheimniß noch zu bewahren und die Albaneserin wähnt sich von ihm gehaßt. Dem geschickten Arzt Benvolio gelingt es, das Geheimniß dem Kranken zu entreißen, und da Fernando, dem Gerüchte und aller Wahrscheinlichkeit nach, im Kampfe gegen die Mohren geblieben ist, steht der Verbindung Beider nichts im Wege, als der noch nicht erfolgte Aufschluß über ihre gegenseitigen Gesinnungen, der bald auch herbei geführt wird. Jetzt, da die Vermählung bestimmt ist, kommt Fernando — durch den sonst feindlichen Herzog Manuel von Camastro aus der Gefangenschaft bei den Mohren befreit, die einen Andern in seiner Rüstung getödtet haben — wieder an. Die zärtlichen Brüder gerathen jetzt in Zwist, und der Vater, um einer alten Weissagung genug zu thun, die den Untergang seines Geschlechts verkündet hatte, wenn zwei Brüder desselben an einander geriethen, entschließt sich, seinen Sohn Enrico zu verbannen: denn dem Fernando konnte er ja unmöglich eine neue Strapaze zumuthen. Jetzt erwacht die Bruderliebe auch in Fernando; er überrascht Enrico und seine Gemahlin bei einer Zusammenkunft, wird gar nicht böse, nimmt aber Gift: das in einem Ringe verborgen war, den Enrico früher trug, aber nachher dem Benvolio zur [illegible] gegen Unglück an den Fernando auslieferte, welcher sich nun das Leben mit dem darin enthaltenen Gifte raubt. Enrico will den Bruder nicht überleben; er wird wieder wahnsinnig und stürzt sich selbst in sein Schwerdt. Die arme Albaneserin, die eigentlich eine ziemlich passive Rolle spielt, bleibt unvermählt, und König Basil wird des Regiments so überdrüßig, daß er es dem vormaligen, jetzt aber versöhnten Feinde, dem Herzog Manuel überträgt. So ist denn wieder ein Schicksals-Spruch erfüllt!

— ß —.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 17. Dezember. 204tes Blatt.

Erinnerungen.

(Schluß.)

Doch zurück auf unsere Bank im Schauspielhause zu Lyon, wo wir uns den Beweis holen wollen: daß selbst das Zartgefühl der Damen dem übelverstandenen Wort eines alten Graubarts unterliegen muß. Hier kommen gleich im ersten Aufzug zwei Nachbarinnen eines Malers (Mad. Aliz und Emilie) in dessen Attelier, um sich bei ihm zu erkundigen: ob sein Vater noch nicht angekommen sey. Der junge Arnaud hat eben Besuch von zwei Freunden, einem Compositeur und einem Dichter. Nach einigen Wechselreden entschuldigt sich der Maler bei den Damen: daß er sie verlasse, um seinem Vater entgegen zu gehen. „Wir werden suchen, ihn aufs Beste zu empfangen!“ erwiedert Emilie. — „Aber in diesem Falle“ entgegnet Mad. Aliz, „müssen wir ihn hier erwarten.“ — Der Maler empfiehlt sich. „Ich begleite Dich!“ sagt der Musikus, „ohnehin habe ich über eine höchst wichtige Sache mit Dir zu reden.“ — „Und ich“ erwiedert der Dichter, „will unterweges in süßer Trunkenheit von meinen Versen träumen.“ — So viel Personen, so viel Unschicklichkeiten! Im zweiten Akt wird der Anstand noch mehr verletzt. Emilie tritt allein in das Zimmer des Malers, um dort einen Kupferstecher auf zu suchen, der ihr Unterricht in seiner Kunst ertheilt hat. Bald darauf kommt auch Sinclair (der Compositeur) hinzu, und macht dem jungen Mädchen, sobald der Kupferstecher sich entfernt hat, eine förmliche Liebeserklärung. Hier erscheint der Maler, der sie selbst heimlich liebt. Emilie, obgleich sie ebenfalls ihm heimlich gewogen ist, würdigt ihn kaum einer kalten Begrüßung, und entfernt sich. Im dritten Akt tritt endlich der alte Arnaud mit Emilien auf (versteht sich, wieder im Zimmer des Malers) und erzählt ihr: daß er seinen Sohn zu bereden wünsche, eine Braut von seiner Hand an zu nehmen — hier hört er diesen die Treppe herauf kommen und entschlüpft. Der junge Mann befindet sich nun wieder mit Emilien auf seinem Zimmer allein. — Doch genug hiervon. Der alte Patriarch der französischen Literatur hat wohl Recht, wenn er sagt: daß der Geschmack eines Volkes, der durch eine Reihe von Jahren immer die gleiche Richtung behalten habe, zuletzt in eine Art von Religion übergehe. — Dies war aber auch das einzige Schauspiel, welches ich in Lyon besuchte. Wie hätte ich wohl die dumpfe Kerkerluft und das halberhellte Dunkel eines Schauspielhauses dem Duft der herrlichen Fruchtbäume oder der Kühle der Laubgewölbe vorziehen können, in deren grünen Schatten die vortreflichen Kastanien (marons) verborgen reifen. Auf einem dieser Spaziergänge führte mich mein gutes Geschick an einem großen Garten vorüber, aus dessen breitblätterigen Schattendächern Duft und Dämmerung dem Wanderer, dem die Sonne den Schädel heiß brannte, so einladend entgegen winkte, daß er der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte. Ich öffnete die Thür und trat ein. Der Besitzer, ein stattlicher alter Mann, kam mir mit der freundlichsten Miene entgegen, und hieß mich willkommen. Mir war, als bringe er alle Wohl-

gerüche Arabiens in seinem Gefolge mit, und so konnte ich nicht umhin, nach den ersten Begrüßungen ihm meine Verwunderung darüber zu erkennen zu geben. „Das ist der Duft unserer Weinblüthe!" erwiederte er. Zwar kannte ich schon das herrliche Aroma, welches die Blüthe des Weinstocks ausströmt; aber einen Genuß wie diesen hatten meine Geruchs-Nerven noch nie empfunden. In Amboina's Würzen schwamm überall die Luft. — Wir standen jetzt vor einem Gartenhäuschen still. „Wenn Sie ermüdet sind", sagte der gütige Hausherr zu mir, indem er zugleich die Thür in der Hand hielt, „so werden Sie hier einige Erquickung finden." — Es war so. Ich trat ein, und hatte im Augenblick meine Mattigkeit, meinen brennenden Durst, mich selbst vergessen. Der Pavillon bildete einen Vorsprung, dessen drei Seiten in einer Rundung nur ein großes Fenster waren und den vollen Ueberblick über eines der reichsten Panorama der Natur gewährten. Dicht unter meinen Füßen rauschten die Gewässer der Rhone und schienen sich verlangend fort zu wälzen, um die klaren Wellen der Saone, die aus dem Schooße der Stadt heraus schlüpften, in ihre Umarmung auf zu nehmen. Ueberall, so weit das Auge reichte, grünten beladene Fruchtbäume, prangten hohe Kastanienwälder, und ein wallendes Halmenmeer, aus dem zahllose Dörfer wie kleine Inselgruppen hervor ragten, zog sich zwischen ihnen hindurch, während der vom Abendstrahl beglänzte Strom sich munter fortschlängelte, bis er sich zuletzt, wie ein zarter Goldfaden in dem Kranz von blauen Bergen, die das entzückende Gemälde schlossen, still und unbemerkt verlor. Mein Freund — denn das war er mir in diesem Augenblick geworden: ich hätte ihm um den Hals fallen und als meinen Wohlthäter preisen mögen — machte mich jetzt auf ein kleines weisses Wölkchen aufmerksam, das unbeweglich am Horizont zu schweben schien. „Das ist der Montblanc!" sagte er. — „Der Montblanc!" rief ich aus und hatte in einem Nu auf den Flügeln der Erinnerung funfzig Meilen durchflogen, und stand auf einer der höchsten Terrassen in Souza, wo ich auch einst das weiße Haupt dieses ehrwürdigsten aller Berggreisen entdeckt, und eine Thräne des Dankes und der Bewunderung dem Himmel geopfert hatte. Von dem Rücken des Jura, wie an den Ufern der Rhone, in Piemonts Thälern und auf dem hohen Rhätien, überall erblickt man den Gipfel des Montblanc, und es ist ein erhebendes Gefühl, in einem Umkreise, dessen Halbmesser wohl funfzig Stunden beträgt, so viele Tausende zu wissen, denen Allen dieser Berg gleichsam zum Augenpunkt dient. Mir war schon längst das Heimweh der Schweizer nicht unbekannt, ich hatte Manches davon gelesen und gehört; heute, hier in diesem Pavillon, ward mir jene leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Vaterlande ganz klar. Gewiß, nur in Bergen kann es geboren werden, und nur Berge sind es, die ihm eine unüberwindliche Macht verleihen; daß es aber seine Nahrung in der Brust des Schweizers vorzüglich erhält, davon sind die republikanischen Formen und Sitten, so wie andere bürgerliche und gesellschaftliche Einrichtungen die vorzüglichsten Ursachen, deren weitere Erörterung ich mir für ein ander Mal vorbehalte. — Mein Gastfreund ließ jetzt die köstlichsten Früchte auftragen und kredenzte mir den lieblichsten Languedoc von seiner Kelter. Das Gespräch wandte sich bald auf politische Gegenstände; und ich erfuhr Manches von des guten Alten und seiner Vaterstadt Schicksalen in der neuesten Zeit. Er konnte mir nicht grell genug die Größe der Angst und des Schreckens malen, die alle Bewohner bei dem unerwarteten Erscheinen des Flüchtlings von Elba ergriffen hatte, und wie alle rechtlichen Leute sich vor ihm zurück gezogen und nur der Pöbel, der sich überall gleich ist, ihm angehangen. Keine Stadt in Frankreich, versicherte er übrigens, selbst Paris nicht ausgenommen, habe in den Revolutions-Jahren so viel gelitten, als Lyon, und auch unter Napoleon seyen sie nicht glücklicher geworden, so viel er sich darauf zu Gute gethan: daß er Handel und Gewerbe seiner guten Stadt Lyon blühender als je machen wolle. „Blühender als je!" wiederholte er mit sichtbarem Ingrimm; „vor hundert Jahren zählte man an zwanzigtausend Weberstühle in der Stadt und Umgegend, und jetzt kaum so viele *Hunderte*." — Ich befragte ihn um die Haltung des Eroberers, da er einige Mal Gelegenheit gehabt, ihm näher zu stehen. — „Wie Napoleon von allen Religionen seyn konnte", erwiederte er, „so trug er hier auch die Physiognomie aller Charaktere. Uebrigens traf man auf seinem Gesicht keine Spuren mehr von der Ungewißheit und Verlegenheit, deren er auf seinem Wege nicht immer ganz Meister gewesen seyn soll. Freilich hatte er auch erst in Lyon festen Fuß in Frankreich gefaßt und durch den Besitz dieser Stadt ward er auch des Gelingens seines Planes so gewiß, daß er zwischen Paris und seinem Standorte nichts weiter mehr im Wege sah, als — den Weg selbst." — Unser Gespräch ward hier auf einmal durch den schönsten Anblick unterbrochen. Ein großer fregattenartiger Kauffahrer, der von Marseille kam, die Schätze des mittelländischen Meeres in den Schooß der reichen Handelsstadt nieder zu legen, zog mit stolzem Segel majestätisch den Strom herauf; zugleich eilten einige Gondeln aus dem Hafen der Stadt ihm entgegen, ihre Masten mit Bändern und Blumen geschmückt, die Ruderer in stattlichen Feierkleidern, den Bord mit den schönsten Musik-Chören besetzt. Die Schiffchen umringten die Fregatte, und führten sie, von dem weit schallenden Hurrah an beiden Ufern begrüßt, im Triumph in die Stadt ein. Zu welch einer Stunde hatte ich

den Fuß hieher gesetzt! Alle meine Sinne waren — nicht in Aufruhr, aber in vollem Genuß: so vereint hatten sie noch nie ein Fest gefeiert. Nein, das Paradies ist nicht ganz auf dieser Erde verloren; am wenigsten da, wo es noch so treuherzige Seelen giebt, als ich eben eine gefunden hatte. Ister.

Das Verhängniß bei den Griechen.

(Fortsetzung.)

Doch nur zu bald begannen Solons Worte an dem Könige in Erfüllung zu gehen, der so gar Vieles gegen sich hatte: eine Blutschuld seiner Familie und daraus hervor gegangenen Götterspruch, den Neid der Himmlischen und die Wandelbarkeit alles Irdischen. Denn kurz nach Solons Abreise erschien ihm ein Traumgesicht, das ihn sehr ängstigte, weil es ihm verkündete: eine Eisenspitze werde seinen besseren Sohn tödten. Er hatte nämlich zwei sehr ungleiche Söhne. Der Eine war von der Natur eben so vernachläßigt, als der Andere reich begabt; denn der Eine war unglücklich gebildet und taubstumm, der Andere aber, der Atys hieß, einer der treflichsten Jünglinge und that sich auf der Jagd und in dem Kriege durch seinen männlichen Muth und seine vernünftigen Rathschläge vor allen seinen Genossen hervor. Um diesen nun wegen des Traumes höchst besorgt, vermählte ihn sein Vater, so schnell er nur konnte, und um jede Gefahr von ihm fern zu halten, ließ er ihn nicht nur nie mehr die Lyder, wie sonst, bei ihren Kriegszügen anführen, sondern auch alle Lanzen, Wurfspieße und andere mit eisernen Spitzen versehene Kriegswaffen aus den Männer-Sälen, in welchem sie aufgehängt waren, wegnehmen und in die Gemächer der Frauen bringen, damit nicht etwa eine herab fallen und seinen Sohn tödten möchte. — Es hatte aber Adrastus, ein Sohn des phrygischen Königs Gordius, aus Versehen seinen eigenen Bruder getödtet und, der Blutrache seines Vaters zu entgehen, floh er zu Crösus. Er nahete gerade dessen Hausaltar und steckte mit niedergeschlagenem Haupt seinen Spieß in den Boden, als Crösus das Vermählungsfest seines Sohnes Atys feierte. Crösus wollte an diesem frohen Tage auch nicht einen Trostlosen in seinem Hause haben, sondern er nahm sich desselben an mit Liebe und sühnte ihn von seinem Morde *). Er behielt ihn bei sich, und Adrastus und Atys wurden durch der Freundschaft Bande mit einander verbunden. — Da erschienen mysische Männer. Ein ungeheurer wilder Eber, der sich auf ihrem Gebirge Olympus aufhielt, kam immer von demselben herab und verwüstete ihre Felder. Sie hatten schon Alles zur Vertilgung versucht; aber es wollte ihnen nicht gelingen. Daher sandten sie endlich jene Männer an den Crösus und diese baten ihn: daß er ihnen seinen tapferen Sohn Atys und andere erfohrene Jünglinge mit Hunden schicken möchte, auf daß sie das Wild aus ihrem Lande vertilgten. Der König, welcher sogleich des Traumes gedachte, sagte ihnen zwar die Jünglinge zu, nur den Sohn, erklärte er, könne er ihnen nicht mitsenden. Da kam aber Atys selbst und drang in seinen Vater, ihn doch mitziehen zu lassen; denn Krieg und Jagd seyen ja immer seine Lust gewesen und wenn er sich hinfort so gänzlich aller Waffen enthalte, müße er sich schämen, in der Männer Versammlung zu treten und selbst vor seiner jungen Gattin als ein Feigling erscheinen. Auf jeden Fall, bat er, möge doch sein Vater ihn mit Gründen überführen: daß es besser sey, wenn er zu Hause bleibe. — Der König entdeckte ihm nun sein Traumgesicht. — „Aber" erwiederte der Sohn, „der Eber hat ja zum Verwunden oder Tödten nur einen Zahn und keine Eisenspitze. Sey also, o Vater, jetzt wenigstens wegen Deines Traumes ohne Sorgen und laß mich ziehen!" — Diese Vorstellung leuchtete dem König ein und er gewährte dem Sohn die Bitte; doch gebot er dem Adrastus: seinen Sohn mit auf die Jagd zu begleiten, indem er denselben dessen Obhuth empfahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dies geschah, indem er ein Schwein schlachtete und mit dem warmen Blute des Adrastus Hände wusch.

B u n t e s.

Johann Ballhorn, ein Buchhändler in Lübeck in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, nahm in einer Fibel dem bisher gespornten Hahn die Spornen und setzte auf den Titel „verbessert durch Johann Ballhorn" — daher das Sprüchwort: verballhornen.

Als einmal in einem Lande zu viele Orden vertheilt wurden, fand sich an einer Straßen-Ecke folgendes Avertissement: „Es wünscht Jemand den Orden ** zu haben; man bittet, ihn gegen ein Douceur im Zeitungs-Bureau, unter der Adresse A — Z, gefälligst ab zu geben." Th. Laurin.

Wehr-, Lehr-, Nähr- und Zehr-Stand.

Sonett.

Gut ist der Wehrstand
In Krieg und Noth;
Gut ist der Lehrstand
Für Kreuz und Tod.
Gut ist der Nährstand
Für Wein und Brod;
Und nur der Zehrstand
Bringt nichts als Noth.

Euch, die Ihr wehrtet
In wilder Schlacht,
Euch, die Ihr lehrtet,
Was glücklich macht,
Euch, die Ihr nährtet,
Sey Dank gebracht! Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Was auch das Gerücht in Berlin verkündet haben mag — Eßlair bleibt unser. Schiller's Meisterwerke können nun um so öfter gegeben werden, da auch die neuengagirten Mitglieder, die Herren Ditmarsch und Maurer, zur kräftigen Darstellung des Ganzen glücklich mitwirken. Letzterer hat in der „Braut von Messina", im „Don Carlos" u. s. w. seine Rollen zur Zufriedenheit des Publikums ausgeführt. Manche sehen ihn jedoch als Komiker lieber. Einige legen ihm nur zu viele Arien zur Last. Er wird übrigens auch als guter Gesellschafter gerühmt. Hr. Ditmarsch verdient das Zeugniß, daß er in seinen Fächern Jenem wenig nachsteht. Nicht minder genügen die Herren Medius, Miedke, Gnauth, Rhode u. s. w. und die Damen Brede, Miedke, Fossetta und Demois. Marconi den Wünschen des Publikums. In der Oper gewannen wir Herrn Hambuch; und Demois. Mayer, eine 17jährige schöne Sängerin, wird künftig der Demois. Stern gut zur Seite stehen. Auch tragen Mehrere vom Sing-Institute Vieles zur Rundung des Ganzen bei. Hr. Pezold berechtigt uns zu schönen Erwartungen. Unlängst wurde „Rosalieb, das Rothkäppchen" zum Benefiz des Hrn. Krebs gegeben, das Haus war voll; er sang besonders gut. Hr. Häser ist und bleibt ein angenehmer Sänger; nächstens sollen zwei von ihm componirte Opern gegeben werden. Dem Orchester steht in Hrn. Lindpaintner ein schätzenswerther Kapellmeister vor. Es gieba in diesem Winter einige Conzerte, die, was die Wahl sowohl als die Ausführung betrifft, keinen Wunsch übrig lassen, als — daß die Zahl der Zuhörer sich mehre. — Ueber die Feier des 28sten Oktobers, wegen der vollendeten Verfassung, haben unsere Zeitungen viel gesagt; aber die Freude und Herzlichkeit, die überall herrschte, der Jubel bis nach Mitternacht u. s. w. läßt sich nicht schildern. Das „Est Deus in nobis" ward im Herzen der Dichter und Redner so rege, daß eine Sammlung aller Gedichte und Vorträge veranstaltet werden soll, um auch das Ausland von unsrem Glück zu unterrichten. Am neuen Saale für die Stände im vormaligen Landschaftsgebäude wird sehr emsig gearbeitet. In Kurzem, sagt man, werden die Pairs zur ersten Kammer ernannt. Die Versammlung soll gegen die Mitte des Januars 1820 statt finden. Der bei einem Gastmahl ausgesprochene Toast:

„Daß ewig unser Held des Volkes Herrscher bliebe,
Wir lieben Seinen Ruhm, wir rühmen Seine Liebe!"

hallt in dem Herzen eines jeden Würtembergers nach; denn Alle sind überzeugt: König Wilhelm wird sein herrlich begonnenes Werk mit Vaterliebe pflegen und erhalten. — Das „Schwäbische Taschenbuch" auf 1820 von Pfister, Lebret, Therese Huber, Haug, Neuffer, Gustav Schwab und Andern darf kühnlich in die Reihen der Almanache eintreten. Die geschichtlichen Aufsätze sind gediegen; die Erzählungen und Gedichte erfüllen den Zweck, zu unterhalten, und für ein hübsches Aeusseres, niedliche Kupfer und deutlichen Druck ist vom Verleger, Hrn. Sattler, gesorgt. — Von Kerstmsky wird auf das neue Jahr wieder ein kleiner „Theater-Almanach" erscheinen. — Die Cottasche Buchhandlung hat den Verlag eines Prachtwerks über Grönland von dem berühmten Naturforscher von Giseke (einem Verwandten des Dichters) übernommen. Der Verfasser hielt sich mehrere Tage in Stuttgart auf. Auch Thorwaldsens Anwesenheit war uns sehr angenehm. Das bekannte: „Minuit praesentia famam" trifft hier keineswegs zu; der geniale Mann gewinnt durch seine Bescheidenheit die Herzen noch mehr. Unser Dannecker, den er öfter besuchte, hat die Büste der unvergeßlichen Königin Katharina vollendet und ist gegenwärtig sehr mit dem kolossalen Bilde von Christus beschäftigt.

— * —.

Manche Leute in Frankreich trauern an bestimmten Tagen und weinen zur bestimmten Stunde; als Gegenstück erzählt man Folgendes: Zwei Jahr nach Ludwig XVI. Tode, im Jahr 1795, gab einer der vornehmsten französischen Emigranten zu London Ball, Souper und Schauspiel. Sämmtliche nach London ausgewanderte französische Edelleute waren eingeladen, Alles fängt an zu jubeln und überläßt sich der ungestörtesten Freude — es war der 21. Januar! (Ludwigs Todestag). Niemand hatte daran gedacht, ja noch mehr! — eines der gespielten Stücke hieß: „Es giebt keinen ewigen Schmerz!" Einige Zeit nachher fand man in den englischen Zeitungen einen bitteren Spott auf jene Unbedachtsamkeit. Es war der Todestag Carl I. und in der Zeitung stand: „Alle Franzosen werden hiermit benachrichtigt, daß heute kein Ball ist." — Hiebei erinnert man sich des berühmten „Schlachtopfer-Balls" zu Paris nach dem 9. Thermidor. Niemand ward daselbst zum Tanz gelassen, der nicht einen auf dem Schaffot hingerichteten Verwandten aufweisen konnte. (Constitut.)

Als Quasi-Symbol: daß die Jesuiten unter gegebenen Umständen den Mord für erlaubt halten, soll sich in ihrer Kirche (der des heiligen Ignatius) zu Rom, in den vier Ecken des Gewölbes, die Darstellung von vier Stellen aus dem alten Testament finden, wo das jüdische Volk im Namen Gottes den Mordthat ausübt. Man sieht Jahel einen Nagel in Sisera's Kopf schlagen, dem er erst Gastfreundschaft angeboten und gegeben; Judith, welche Holofernes Kopf abschneidet, nachdem sie ihn verführt und trunken gemacht; Simson, welcher die Philister tödtet, und David, welcher Goliath tödtet. Oben an der Decke ist das Bild des Ignatius in einer Glorie, Feuer nach allen vier Welttheilen ausschleudernd, mit der Inschrift: „Ich bin gekommen, das Feuer auf die Erde zu bringen; ich habe nur ein Verlangen: daß es brenne!" (Constitut.)

Die Engländer rühmen sich stets: alle Lebensbequemlichkeiten im besten Zustand zu besitzen; dennoch haben sie schlechte Betten, eine fade, beschränkte Kochkunst, widrige Getränke, nur grüne Früchte und unschmackhafte Gemüße. Ihren Zimmern fehlen Uhren, Spiegel, Komoden, und sie stoßen alle hart an die Treppe, ohne irgend eine kleine Abscheidung; ihr Feuer verbreitet einen stinkenden Geruch, ihre Tapeten sind geschmack- und prunklos. Was haben sie denn nun eigentlich? denn etwas Wahres liegt dennoch in ihrer Behauptung! Sie besitzen eine unvergleichliche Reinlichkeit, welche allerdings auf ihre Lebensbequemlichkeiten so vortheilhaft wirkt: daß man Alles in der größten Vollkommenheit bei ihnen wähnt. (Gaz. d. Fr.) Das heißt den Franzosen einen guten Wink geben.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 18. Dezember. 205tes Blatt.

Berliner Kaleidoskop.

III.*) Leben und Thaten eines Gassenjungen.

Misericordias brauchen wir All':
Jubilate ist gar ein selt'ner Fall. Goethe.

Es giebt Menschen und Zeiten, sagt Schoppe im „Titan", wo einen rechtschaffenen Mann nichts mehr erquicken könnte, als — Prügel, die er gäbe. Ich hatte gerade am verwichenen Freitag eine solche Stunde, die mir ein anonymer Brief, voll der frechsten Unverschämtheiten, bereitet hatte. Trotz meinen sechszig Jahren bin ich zwar nichts weniger als Hypochonder (unterknorplig, könnte ein guter Sprachfeger sagen); aber der fatale Brief machte mich mürrisch. In einer Viertelstunde hatte ich den Homer, den Voltaire, den Horaz und den Shakspeare auf — und wieder zu geschlagen: meine Pfeife gestopft und wieder weg geworfen, aus den neuesten Zeitungen rasch nur die malitiösesten Theater-Rezensionen heraus gelesen, und sie nicht des Lesens werth gefunden — da dachte ich: „Es wird mir hier zu eng im Schloß, ich will, ich muß in's Weite!" — Spornstreichs lief ich, so viel es mein Podagra nur erlaubte, die Linden entlang gerade auf's Brandenburger Thor zu, und es war mir just recht, daß ich außerhalb der Barrieren fast der einzige Spaziergänger war. — Heraus getreten, fiel mich, wie gewöhnlich, einer der kleinen Gassenbuben an, sein Symbol, den Besen, lustig schwenkend, und mit den Worten: „Na, wie is't denn, gnädigster Herre, heite krie'k (krieg' ich) doch wol 'n Sechserken, 't hebbe so scheen reene gemacht, nich wahr, allerschenster Herr Baron?" — mit diesen Worten appellirte er, lächelnd mich verfolgend, an meine Börse. Ich sah mir meinen Mann, oder vielmehr mein Männchen an. Treflicher Zuwachs zu Fallstaff's Compagnie! Die beaux restes, die seine Jacke skizzirt andeuteten, schienen zu sagen: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder! Mir hat er abgeblüht!" Schnitt, Farbe und Form ließen errathen; daß sie einst irgend einen Jokey einer vornehmen Herrschaft bekleidet habe, und nun per varia discrimina rerum so jämmerlich herunter gekommen sey. Der einzige Knopf, den das Schicksal noch übrig gelassen, war glücklicher Weise hoch oben am Zenith determinirt; der Einwohner der Ex-Jacke hatte klüglich ihn auch benutzt, und er verlieh auf diese Art nichts von der unmittelbar darunter sitzenden Paradies-Bekleidung. Und nun gar die Beinkleider! Riefen sie nicht aus jedem Loche hervor: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" Sammt, schöner, weicher Sammt, irgend für einen alten reichen Partikulier bestimmt, und nun — Futteral für das Piedestal eines Gassenjungen! Ich will es flüchtig erwähnen: daß mein Kleiner auf einem großen Fuße lebte, denn er lebte eben nur auf einem großen Fuße (es war noch obenein ein Damenschuh) und sein anderer war mit einem bescheidenen Pantoffel bedeckt, der einst vielleicht im Boudoir eine Rolle gespielt haben mag. Aber der Mütze in Callot's Manier muß ich gedenken, deren Farbe zu bestimmen ich mich vergeblich abmühte, ob-

*) Nr. II. siehe im 182sten Blatt.

gleich der Knabe, in dessen Gesicht Spitzbuben-Züge mit Gutmüthigkeit sich paarten, sie mir unaufhörlich vorhielt. Ich warf ihm, durch seinen närrischen Aufzug schon halb und halb erheitert, eine kleine Silbermünze hinein, und nun erst avancirte mich der Knabe rasch von einem Herrn Baron, womit er angefangen hatte, zum Grafen, zur Excellenz, zur Durchlaucht! Nun bin ich zwar nichts als wohlgeboren — und man ist heut zu Tage in der Welt noch nicht viel, wenn man nur wohlgeboren und wohlerzogen ist — und des Knaben oft gehörte, unter seinen Gesellen bekanntlich sehr gebräuchliche Art zu tituliren, erregte höchstens ein Lächeln bei mir, aber — ich hatte ja gerade nichts Besseres zu thun; mir fiel ein: daß überall auf meinen Reisen ich der Berliner Gassenjungen wie einer eigenen Caste erwähnen gehört hatte, und so beschloß ich, mich einmal in ein Gespräch mit diesem Knaben ein zu lassen.

(Der Schluß folgt.)

Das Verhängniß bei den Griechen.

(Fortsetzung.)

Als nun die beiden Königssöhne zu dem Berge Olympus gelangt waren, spürten sie, als erfahrene Waldemänner, sogleich das Thier auf, und nachdem sie es gefunden, umstellten sie es rings in einem Kreise. Da warf Adrastus mit seinem Wurfspieß nach dem Eber, verfehlte ihn aber und traf den ihm gegenüber stehenden Sohn des Crösus. Von der verhängnißvollen Eisenspitze durchbohrt, sank Atys entseelt zur Erde, und den Crösus, dem man sogleich die schreckliche Todeskunde hinterbrachte, schmerzte seines Traumes furchtbare Erfüllung um so mehr, als gerade der ihm den Sohn getödtet, den er selbst vom Morde gereinigt. In dumpfer Verzweiflung aber folgte Adrastus hinter dem Leichnam seines Freundes, den die Lyder dem laut klagenden Vater brachten. Und nachdem sie zu demselben gekommen, überlieferte Adrastus sich selbst dem Könige, und dastehend vor dem theuern Todten, die Hände ausstreckend und des Königs Kniee umfassend, bat er auf das flehentlichste, ihn zur Sühnung des begangenen Mordes als ein Todtenopfer ab zu schlachten. Er gedachte seines früheren ihn so tief beugenden Schicksals, und wie er nun auch den Freund und Sohn seines Sühners und Beschützers getödtet, und rief aus: daß länger zu leben ihm nicht möglich sey. Alle Umstehenden erfüllte ein so hartes Verhängniß mit Jammer und Grauen, und Crösus selbst, so groß auch sein eigenes Leid war, hatte Erbarmen mit dem Unglücklichen. Er tröstete ihn und sprach: „Du hast ja nicht Schuld an dem Unglück, insofern Du, ein blindes Werkzeug in höherer Hand, es wider Deinen Willen in Erfüllung gebracht; der Götter Einer, der mir auch schon vorher gezeiget, was da kommen sollte, hat es über mich geschickt!" — Aber bei dem, der nicht mehr Frieden fand in seinem Herzen und der in sich überzeugt war: er sey der unglücklichste unter Allen, die diese Erde trage, blieb alle Tröstung umsonst. Nachdem Atys mit allen Ehren, die einem Königssohn gebühren, bestattet worden und es um den Grabhügel von Menschen ruhig geworden war, tödtete Adrastus sich selbst auf demselben.

Zwei Jahre brachte Crösus in tiefer Trauer über seinen Sohn hin. Da weckten ihn der Perser Thaten aus seinem Jammer; denn diese waren, geführt von dem eben so klugen als muthigen Cyrus, von ihren Bergen herab gekommen und hatten den Astyages, den König der Meder und Schwager des Crösus, seiner Herrschaft beraubt. Und Crösus wünschte nun, theils das Unglück des Gemahls seiner geliebten Schwester Aryanis zu rächen, theils die Persermacht noch in ihrem Wachsthum zu stürzen. Allein er, der die Wandelbarkeit des Irrdischen schon zu sehr erfahren, wollte mit Sicherheit handeln und zuvor die Götter hören: ob er in einem Kriege gegen die Perser auch glücklich seyn werde? Daher schickte er Gesandte an alle berühmte Orakel der damaligen Welt. Die Einen kamen nach Delphi zu dem Tempel des Apollon Loxias, wo die begeisterte Pythia auf ihrem Dreifuß in Hexametern oder auch im Dreimaße ihre Sprüche gab; Andere gingen nach Abä, das gleichfalls im Ländchen Phocis lag und einen Tempel des Apollon hatte; Andere begaben sich nach Dodona zu dem Orakel des Zeus, dem ältesten in Hellas, das von Priesterinnen bedient wurde; Andere stiegen in Labadäa (in Böotien) hinunter in die Höhle des Trophonius; Andere erforschten, schlafend im Tempel des Amphearus in Thebä, dessen Traum-Orakel; Andere besuchten die Branchiaden in dem Gebiete der Milesier; Andere endlich reiseten gar bis nach Libya zu dem hochheiligen Orakel des Ammun oder thebaischen Zeus. Doch ließ Crösus diese Orakel anfangs nur versuchen und, weil er das Orakel in Delphi vor allen andern für wahr fand, so wollte er zuerst den delphischen Gott durch große Opfer und äußerst kostbare Weihgeschenke für sich gewinnen. Dann fragte er ihn bis zum Uebermaaße: ob er solle wider die Perser in Streit ziehen und sich auf diesen Fall mit irgend einem Volke verbünden? Er erhielt die zweideutige Antwort: er würde ein großes Reich zerstören, wenn er, seines Reiches Grenze, den Halys, überschreitend, die Perser angriffe, und sollte auf diesen Fall sich mit dem mächtigsten Volke in Hellas verbinden. — Doch er deutete diese Antwort sich zu Gunsten, als spräche sie klar für ihn; und nachdem er unverzüglich nach Sparta gesandt (Athen war durch innere Unruhen geschwächt und es hatte sich damals Pisistratus zum dritten Mal der Herrschaft bemächtigt) und mit den dortigen beiden Königen

Leon und Hegesicles einen Freundschafts- und Waffen-Bund geschlossen, brach er mit seiner gesammten Heeresmacht auf und ging über den Halys. Cyrus, der König der Perser, der bei der Annäherung des Crösus alle seine Reiterschaaren und ihm unterworfene Völker aufgeboten, zog dem lydischen Könige entgegen und es kam zwischen Beiden zu einer blutigen Schlacht auf den Feldern von Pteria, der damals mächtigsten Stadt in der Landschaft Cappadocia. Man kämpfte bis zu der einbrechenden Nacht, ohne daß sich der Sieg für die Einen oder Andern entschieden hätte. Und als am folgenden Tage Cyrus die Schlacht nicht erneuerte, so zog Crösus wieder heim nach Sardis; denn er sah, daß ihm Cyrus an Heeresmacht weit überlegen war, und hatte die Absicht, sich bis Frühjahr zu verstärken und dann wieder einen neuen Kriegszug gegen die Perser zu thun. Für jetzt schickte er bloß zu den Lacedämoniern und zu seinen andern Bundesgenossen, zu den Königen Amasis von Egypten und Labynetus von Babylon, und bat sie: in fünf Monaten zu kommen und sich mit ihm bei Sardis zu vereinigen. Von dem Heere aber, das mit ihm in der Schlacht gegen die Perser gewesen, entließ er alle fremde Völker, denn er glaubte nimmermehr: daß er etwas vom Cyrus zu fürchten habe.

Aber Cyrus erschien plötzlich auf der Ebene von Sardis. Er hatte die Nachricht erhalten: daß Crösus sein Heer wolle aus einander gehen lassen, sogleich Kriegsrath gehalten und für klug erkannt: so schnell als möglich vor Sardis zu ziehen und sich der Stadt zu bemächtigen, ehe die Lyder und ihre Bundesgenossen sich zum zweiten Mal versammeln könnten. So kam er ganz unerwartet, doch verzagte Crösus mit seinen Lydern nicht; denn in ganz Asien war noch damals kein männlicheres und kräftigeres Volk als sie, welche, vortrefliche Reiter, mit langen Lanzen von ihren Rossen herab stritten. Crösus zog mit ihnen hinaus auf die weite Ebene, dem Feinde entgegen; als Cyrus sie sah, ward ihm bange vor dieser furchtbaren Reiterei, welcher die seinige nicht gewachsen war. Weil aber die Pferde sich vor den Kameelen scheuen und weder deren Anblick noch deren Geruch vertragen können, so traf er, auf den Rath des alten erfahrenen Harpagus, eines Meders, folgende Anordnung: er ließ alle Kameele, welche seinem Heere mit Lebensmitteln und Geräthen folgten, zusammen bringen, setzte Männer mit Reiter-Kleidung darauf und stellte sie an die Spitze seines Heeres; an sie schloß sich sein Fußvolk und hinter demselben erst kam seine Reiterei. Also zog er gegen die Schlachtordnung der Lyder heran, in der Absicht, die Reiterei des Crösus, auf welche derselbe sein ganzes Vertrauen setzte, zu verwirren und für denselben unbrauchbar zu machen. Und kaum hatte die Schlacht begonnen, als die Pferde, sobald sie die Kameele witterten und sahen, sich umwendeten und die Hoffnungen des Crösus vereitelten. Denn obwohl die Lyder auch jetzt noch nicht verzagten, sondern, sobald sie den Zusammenhang des Vorgefallenen erkannten, von ihren Pferden sprangen und zu Fuß gegen die Perser fochten, so war doch der tapferste Widerstand bei der zu großen Ueberzahl der gleichfalls männlich streitenden Feinde vergebens. Die Lyder wurden endlich in die Flucht geschlagen, in ihre Mauern gedrängt und von den Persern belagert.

(Der Schluß folgt.)

Der Präsident Jeannin.

Der Präsident Jeannin war einer der beredtesten und gewandtesten Männer. So oft Heinrich IV., dessen Finanzen durch die langen Kriege erschöpft waren, eine Staats-Angelegenheit durch Unterhandlung abmachen wollte, durfte er nur Jeannin senden und konnte dann eines glücklichen Erfolges gewiß seyn. Dabei war Jeannin der treueste, redlichste Mann, und kam jedes Mal ärmer von einer Sendung zurück, als er hin gegangen war. Heinrich erkannte aber auch mehrmals sein glänzendes Verdienst. Einst sagte er: „Ich habe schon so Manchen beordent und bereichert, seine Falschheit zu verdecken; aber von Jeannin habe ich nur immer Gutes gesagt, ohne ihm jemals Gutes zu thun!“ Als er wieder von mehreren wichtigen und glücklich beendeten Sendungen zurück kehrte, befahl Heinrich ausdrücklich, ihm seine Ankunft in Fontainebleau wissen zu lassen. Er ging ihm hierauf, die Königin an der Hand, bis an die Thür des Saals entgegen, umarmte ihn und empfahl ihn nun der Königin mit den Worten: „Dieser Mann, Madam, ist einer der bravsten, treuesten und fähigsten Männer meines Königreichs, und sollte Gott einst früher über mich befehlen, so bitte ich Sie, sich ganz auf seine Treue, seine Anhänglichkeit und seinen guten Willen zu verlassen!“ — Dann wandte er sich wieder scherzhaft zu Jeannin und sagte: „Schaffen Sie sich schnell einen guten Klepper an, um mich auf allen meinen Unternehmungen zu begleiten, denn Sie sind mein guter Genius!“ — Ein ander Mal muthmaßte man: Einer der Minister habe ein Staatsgeheimniß verrathen; da sagte der König: „Für Jeannin bürge Ich, von den Andern werde ich Rechenschaft fordern!“

Dt.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Willst du die Krankheiten zählen, so zähle die Köche. Seneka.

Im Vaterlande ist man in der Hand seiner Freunde, in der Fremde in der Hand Gottes. Jean Paul.

Ist das Gefäß nicht rein, wird Essig, was man hinein gießt. Horaz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Der 18te Oktober wurde mit einem Hochamt in der Domkirche, mit militairischen Festlichkeiten am Abend und im Theater durch Aufführung des militairischen Schauspiels: „General Schlenzheim und seine Familie" zum Besten des Invaliden-Fonds gefeiert. Mad. Sonntag sprach einen Prolog von Hrn. Herbst, welcher vor manchen Gelegenheitsgedichten unsrer Stadt ein ziemlich lebhaftes Gefühl, vor den andern Arbeiten des Verfassers aber den Umstand voraus hat: daß er nicht wie jene mit historischen und mythologischen (manchmal rein unverständlichen) Anspielungen überhäuft ist; es scheint fast, als hätte ein geschmackvoller Kunstkenner ihn vor diesem Uebelstand gewarnt. — Vor einiger Zeit wurde Kinds „Nachtlager von Granada" und die Oper: „Zwei Worte oder die Nacht im Walde" an demselben Abend aufgeführt. Sollte die ganz gleiche Handlung und große Aehnlichkeit selbst einzelner Situationen etwa ein Vorwurf für den Dichter des spätern Werkes seyn? — Von ältern Stücken sahen wir „Rettung für Rettung," ein Schauspiel, welches in jener Zeit, wo man nur auf die Fehler der heutigen Welt (consequent und anständig oder nicht) losziehen durfte, um gepriesen zu werden, sich eine Art von Ruf gewonnen; und Ref., welcher selbes seit vielen Jahren nicht gesehen, ehemals aber gar ehrbar in dessen Lob einstimmte, konnte aufs Neue deutlich ermessen, wie sehr sich mit der Zeit die Ansprüche verändern und vergrößern. Mad. Liebich als „Petronelle" ist nicht genug zu loben, so wahr, treffend und dabei decent — was in der Scene bei dem Professor unter die schwierigsten Aufgaben gehört — stellte sie diesen Charakter dar. Auch Hr. Bayer („Hallen") und Hr. Gerill („Mittler") gaben ihre Rollen sehr brav; nur wäre zu wünschen, daß Ersterer nicht wie des Letzten Sohn aussähe; sonst ist schwer zu begreifen, wie zwischen beiden eine so zärtliche, schier romantische Universitätsfreundschaft entstehen konnte. Den „Doppelpapa" von Hagemann erhielten wir zwar als Neuigkeit; es ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine Uebersetzung (aus dem — Altdeutschen) eines Lustspiels: „Burlin, der Diener, Vater und Schwiegervater in einer Person," welches im J. 1763 zu Wien im „Kraußischen Buchladen" erschienen ist. Hr. Hagemann hat es sich nächstdem bei dieser Ueberarbeitung so bequem gemacht, daß er Intrique, Eintheilung der Szenen und sogar des Dialogs mit seinen Späßen größtentheils beibehielt; nur einen guten Freund, der zuletzt die Bräute ausstattet und die Kosten des Ganzen trägt, hat er weg gelassen, und zum Schabernack dem einen Alten, statt eines Sprüchwortes, die Gewohnheit mitgetheilt, in lauter Diminutiven zu sprechen. Die Aufführung eines solchen Machwerks wäre immer zu gut, wenn sie auch minder gut gewesen wäre. — Hr. Bayer hat zu seinem Benefiz ein Schauspiel: (?!) „Salvatore oder die rothe Maske," nach Melesville von Hrn. Vogel, gegeben, welches unter allen Menschen von einigem Geschmack — die von einem gebildeten Künstler, wie Bayer ist, eine bessere Wahl erwarteten und seit vielen Jahren gewohnt sind — große Indignation hervor brachte. Es ist eine, gar nicht einmal geglückte Nachahmung unsres „Abällino," und der Uebersetzer hat unrecht gethan, es von den französischen Boulevards auf die deutschen Bühnen zu übertragen. — C —.

Literatur. So eben erschienen „Hebräische Gesänge. Aus dem Englischen des Lord Byron, von Franz Theremin. Mit beigedrucktem englischen Text. (Berlin bei Duncker und Humblot.)" — Durch Inhalt und eleganten Abdruck eignet sich diese Dichtergabe zu einem Festgeschenk für Gebildete. Eines der kürzesten Lieder, überschrieben: „Die Sonne der Schlaflosen," theile ich mit:

> Schlafloser Augen Sonne, zitternd Licht,
> Das durch die Finsterniß der Nächte bricht
> Und das erhellte Dunkel besser zeigt,
> Wie dir Erinnerung der Freude gleicht!
> So scheint auch der vergangnen Tage Lust,
> Sie scheint, allein erwärmet nicht die Brust.
> Dem wachen Kummer strahlt sie wie ein Stern,
> Klar — aber kalt; hell — aber ach! so fern.

Die Vorrede zeugt von Begeisterung des Uebersetzers, die nothwendig günstig wirken mußte und der man wohl auch einige zu kühne Aussprüche oder nicht ganz milde Ansichten zu Gute halten wird, wenn man unverkennbar daneben manche Andeutung zum Rechten findet. Sß. — Eltern, die ihren Kindern ein Weihnachtsgeschenk geben wollen, welches mehrmals unterhält und zugleich die Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit schärft, mögen das „Neue Schattenspiel aus Kinderland für den Winter 18$\frac{22}{23}$" (Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung zu haben) kaufen. Für den fast zu billigen Preis (1 Thlr.) empfängt man ein, zu seinem Zweck gut geeignetes Lustspiel in sechs (sehr kurzen) Akten, „Der Kinderkönig" benannt; ferner die neun Figuren, welche zum Schattenspiel erforderlich sind, und eine Anweisung zu den nöthigen Verrichtungen, die von den Kindern selbst gemacht werden konnen. Auch älteren Personen, welche unbefangen das anspruchslose Lustspiel mit anschauen oder lesen, bietet das Stück einiges Ergötzliche; Refer. hat unwillkührlich über manchen drolligen Einfall lächeln müssen. Lt.

Von einem jungen Legionsoberst erzählt man Folgendes: Einige Tage nach seiner Ernennung zum Obersten bat er sich eine Audienz bei dem Herzog v. Feltre aus. Er zeigt ihm seine (übrigens wundenfreie) Brust und sagt: „Euer Excellenz haben mich zum Oberst ernannt, wofür ich sehr dankbar bin; aber wollen Sie, daß ich mich mit Ehren vor meinen untergebenen Offizieren zeigen darf, deren Mehrzahl das doppelte Band der Ehrenlegion trägt, so haben Sie die Gnade, auch mir einen Orden zu verleihen." — Das ist nicht mehr als billig, erwiederte der Herzog, und am anderen Morgen ward das Patent dazu ausgefertigt. (Independ.) Der Herzog scheint den Werth einer Dekoration sehr gut gekannt zu haben.

Die Gefängnisse der Inquisition zu Madrid fangen an zu klein zu werden für die Menge der Gefangenen. Man arbeitet jetzt an einem neuen Anbau derselben. (Independ.). Die Inquisition hat ja keine anderen Requisiten, als Menschen, die sie ins Elend stürzte. Man stiftet Vereine gegen Sklavenhandel und Seeraubereien; sollte man nicht auch gegen die Menschen-Marterei aus religiösem Wahnsinn endlich auf Hülfe sinnen? — : S.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

Montag den 20. Dezember. 206tes Blatt.
1819.

Todten-Opfer
für Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. *)

I.

Im wackern Bund, der an der Leine blühte,
Hob er zuerst die jungen Adlerschwingen,
Mit Bürger wagt' er um den Kranz zu ringen
Kühn auf des Mäoniden Sang-Gebiete.
Dem Bruder dann, der gleiche Funken sprühte,
Anschließend sich, als wie mit Demant-Ringen,
Strahlt' er so hell in klassisch-hehrem Singen,
Geschmückt mit sinniger Hellenen-Mythe.
Er schwieg, Eusebiens höher'm Kreis zu leben:
Verstummt wähnt' ihn die Schaar und hauchte Klagen;
Da schritt er, glänzend in den Silberlocken,
Auf's neu' hervor — der Bruder schritt daneben —
Den Degen feiernd, der den Feind geschlagen;
Und rings im Musenhayn erscholl Frohlocken!

II.

So rings im Musenhayn erscholl Frohlocken:
„Da ist der alte Harfner endlich wieder!
Das ist Fritz Stolberg noch! Durch seine Lieder
Strömt Füll' und Kraft noch immer sonder Stocken!
Lang zieh' sich auf verhängnißvollem Rocken
Sein Faden hin! Der ält'sten Sängerbrüder
Ziel sey gespart ihm, eh' ihn Lichtgefieder
Umwallt, wo Friede tönt in gold'nen Glocken!“ —
Doch jetzt hat abermals sich Klag' erhoben,
Ach, tiefere, herb're! Heim ist er gegangen,
Der längst das Staubithal wog mit kalten Mienen!
Laßt ab! — Sein „Schwanenlied“ flog auf nach oben,
Er hat des Mittlers Garbenlohn empfangen,
Sein Psalter rauscht ins Chor der Seraphinen.

Fr. Raßmann.

*) Gestorben zu Anfang des Dezembers 1819 zu Sonder-mühlen im Osnabrückschen.

Das Verhängniß bei den Griechen.
(Schluß.)

Das Schicksal von Sardis war auch an eine uralte Weissagung geknüpft. Die Telmesser hatten den Ausspruch gethan: Sardis werde nie von einem Feinde erobert werden, wenn der König Meles seinen Sohn Leon rings um die Mauern träge. Und Meles, der ältesten fabelhaften lydischen Könige einer, hatte seinen Sohn rings um die Mauern getragen, wo sie angreifbar waren; nur an einer Stelle, wo der Berg, auf dem die Burg lag, sich ganz jähe herab senkte und unzugänglich schien, hatte er es unterlassen. Diese Stelle war auch jetzt, aus der nämlichen Ursache, nicht einmal mit einer Wache besetzt. Aber einem lydischen Soldaten war der Helm von oben herab gerollt und er an jener Stelle hinab gestiegen, denselben zu holen. Dieses hatte Hyröades, einer von den Streitern des Cyrus, gesehen und sich wohl gemerkt. Als daher nach vierzehntägiger Belagerung Cyrus einen Sturm gebot und die übrigen Perser bei dem tapferen Widerstande der Belagerten zurück wichen, so zeigte Hyröades seinen Kameraden die unbesetzte Stelle, und indem da immer mehr Perser hinauf stiegen, ward Sardis erobert und die ganze Stadt verwüstet. — Dem Crösus selber erging es dabei höchst wunderbar. Er hatte für seinen taubstummen Sohn alle ärztliche Hülfe vergeblich versucht, und zuletzt sich auch an das Orakel zu Delphi gewendet, aber von der Pythia die Antwort erhalten:

Lydischer Mann, der du viele regierst, sehr thörichter Crösus,
Wolle die vielbegehrte Stimme des Sohnes im Hause
Nimmer vernehmen. Besser ja ist es für dich, wenn er ihrer
Fortan entbehrt; denn er redet zuerst am Tage des Unglücks.

Und jetzt, da die Stadt erobert war, stürzte der Perser einer auf Crösus los und war im Begriff, ihn nieder zu stoßen, weil er ihn nicht kannte; Crösus wollte sich ihm auch nicht zu erkennen geben, sondern in seinem sehr großen Unglück war ihm der Tod erwünscht. Da sah aber der taubstumme Sohn den Soldaten, indem er seinen Vater tödten wollte. Angst und Entsetzen löseten seine Zunge und er rief aus: „Mensch, tödte den Crösus nicht!" — Dieses waren seine ersten Worte und seitdem behielt er seine Sprache sein Leben lang.

Also erkannt ward Crösus ergriffen und vor Cyrus geführt. Dieser ließ einen großen Scheiterhaufen aufschichten und den Crösus in Fesseln darauf setzen. Da gedachte er in seiner Todesangst des Ausspruches des griechischen Weisen: daß man keinen Menschen, so lange er noch lebe, glücklich preisen solle, und tief seufzend nach langer stiller Betäubung schrie er laut: „Solon, Solon, Solon!" — Als Cyrus diesen Ausruf hörte, befahl er den Dolmetschern, den Crösus zu fragen: wer das sey, den er drei Mal genannt habe? Crösus antwortete ihnen anfangs nicht; doch da man stärker in ihn drang, sprach er: „Der Mann, um dessentwillen ich große Schätze gäbe, wenn er zu allen Herrschern käme und sich mit ihnen unterredete." — Diese dunkeln Worte reizten die Dolmetscher nur noch mehr, und da sie ihn nun haufenweise umgaben und ihm immer ungestümer zusetzten, erzählte er endlich: was er mit Solon erlebte. — Cyrus, dem die Dolmetscher das Gesagte auslegten, als schon der Scheiterhaufen an seinen Enden zu brennen begann, ward höchst betroffen; und vor sich mit Augen sehend, wie wandelbar alles Irdische sey, befahl er: so schnell als möglich das brennende Feuer zu löschen und den Crösus vom Holze herab steigen zu lassen. Ja, des Cyrus Gesinnung änderte sich so sehr, daß er dem Crösus auch die Fesseln abnehmen und ihn neben sich sitzen ließ. Und da Cyrus hierauf auch an einem Rathe, den ihm Crösus gab, denselben als einen Mann von königlichem Sinne in Rath und That erkannte, so forderte er ihn auf: sich eine Gnade von ihm aus zu bitten, sie möge bestehen, worin sie wolle. Doch Crösus begehrte nichts weiter, als daß er dürfte die Fesseln, die ihm noch nicht lange abgenommen worden waren, dem von ihm so königlich beschenkten Gott in Delphi schicken und denselben fragen lassen: ob es Sitte bei ihm sey, diejenigen zu hintergehen, die ihm Gutes gethan? — Es ward ihm dieses erlaubt. Allein Pythia sprach: Dem bestimmten Verhängniß könne Niemand und selbst ein Gott nicht entfliehen; Crösus büße die Schuld, die im fünften Gliede vor ihm sein Ahnherr verübt, der, ein Lanzenträger der Heracliden, durch Weiberlist verführt, seinen Herrn ermordet und dessen Würde in Besitz genommen, die ihm nicht gehört. Loxias habe sich Mühe gegeben, daß Sardis erst unter des Crösus Söhnen zerstöret werde; allein er habe dieß nicht von den Mören (Göttinnen des Schicksals) zu erlangen vermocht. Doch sey es geschehen: daß Sardis erst drei Jahre später, als es ursprünglich bestimmt gewesen, von den Persern erobert worden wäre. Und wegen des erhaltenen Orakel-Spruches beklage sich Crösus mit gleichem Unrecht. Denn nur: daß ein großes Reich zerstört werde, wenn Crösus über den Halys gehe, habe Loxias vorher verkündet. Hätte Crösus sich darüber sicher berathen wollen, so hätte er nochmals fragen müssen: welches Reich der Gott meine, ob das des Crösus oder das des Cyrus? — Und als Crösus diese Antwort vernahm, erkannte er: daß die Orakel nicht lügen und daß er sich und dem Verhängniß, nicht aber der Gottheit die Schuld seines Unglücks zu ertheilen habe.

Berliner Kaleidoskop.

Leben und Thaten eines Gassenjungen. (Schluß.)

Ich setzte mich auf die Bank hinter dem Apfel und ließ ihn fragmentarisch von seinem Leben und Thun berichten. — Was ich hier nieder schreibe, sind schwache Nachklänge! Denn wer gäbe das freie, offene, nahe an Frechheit grenzende Wesen, des Knaben lustige Aktion, dazu das Idiom, in dem er sich ausdrückte — wer gäbe Alles dies getreu wieder? — Ich bin — so ungefähr begann er auf meine Frage — „in de Orangen-Straße zu Hause, wo wi immer noch druf warten, det mal 'n vornehmer Herre durchfahren dut, det se endlich och gepflastert werd". Was mein Vater treibt, das weiß ich nicht, denn ich habe ihn noch nie gesehen. Meine Mutter spinnt und wäscht, wenn sie zu Hause ist; oft verreist sie auch auf's Land, und oft sperren sie sie auch auf der Polizei ein. Ja! setzte er lachend hinzu: „da hebben se mir och all 'mal gehatt!" — So lange ich ganz klein war, fuhr er fort, schickte meine Mutter mich täglich aus, um zu betteln; ich hatte so meine bestimmte Rührformel (er bediente sich eines närrischen Ausdrucks, dessen ich mich nicht mehr entsinne) und schlug uns unser tägliches Brod recht gut zusammen. Da kam die Franzosenzeit! „Ach, gnädigster Herre!" — er seufzte schwer — „det war doch noch wat vor unser Eens!" Ich etablirte mich damals gleich, wie hundert andere Jungen, als Stiefelputzer. Meine Stelle war im Schloßhof, und ich schrie mein: Musjo! ciro la botte! fast niemals umsonst; hat mir doch ein französischer General sogar einmal ein Achtgroschen-

Stück gegeben! Das Käßchen zu der Putzerei habe ich noch zu Hause — „aberst 't helft mir alleweile nischt!" Nachmittags, gnädiger Herr, kam ich denn hier heraus und hatte einen prächtigen Zigarren-Handel. Es klang ordentlich hübsch, wenn so ein funfzig Jungen hier im Thiergarten überall riefen: Zigaro's avec du feu! Sie hätten's man hören sollen! (O, ich hätte sie nur zu oft gehört, diese Musik!) Aber, fuhr er fort, Abends, ja Abends blühte dann erst unser Waizen. Da galt es, an den Straßen-Ecken auf den Beinen seyn. Wir waren die ewigen Führer, die Wegweiser der Franzosen. Bald hieß es: „Sackernuntetieh! Junge, wo is Friedrichsstraß? Wo schön Mächen's?" — Bald gab es ein Pferd zu halten, bald einen Mantelsack drei Straßen weit zu tragen; immer aber gab es Geld, schönes Geld zu verdienen. Nun kam der Krieg. O! die Russen waren gewiß gute Leute, sie wollten auch ihre Pferde halten lassen, und wir zeigten ihnen gern den kürzesten Weg und manchmal hatten sie auch Geld. Ach! und nun gar die „Extra-Blätter" und „Extra-Beilagen"! Kaum hatten sie draußen eine Schlacht geliefert, so konnten sie bei „Speners und Vossens" nicht genug Extra-Blätter drucken und die Leute zerrissen uns beinahe aus „Neuchierigkeit". „Bei de Völkerschlacht von Leipzig hebb' ick alleene vier Thaler sechs Groschen verdient!" — „Nun, und wie lebst Du denn jetzt?" unterbrach ich ihn. — Ach, lieber Herr! „nischtwürdig!" Des Morgens fege ich die Straße bei dem Weidendamm, da ist es denn recht lebhaft, und Einer oder der Andere giebt doch was. Man muß aber auch die Leute zu tituliren wissen; ist es ein rother Kragen, der vorüber geht, so sagen wir gleich: Herr Oberst, Herr General, Herr Feldmarschall! ist es ein Bürgerlicher, dann muß man hübsch Herr Graf oder Excellenz sagen, das haben die Menschen gern. Nachmittags gehe ich hier heraus vor das Brandenburger Thor, und verdiene auch meine Paar Dreier. Abends bin ich vor dem Opernhause, und wenn die Komödie aus ist, hole ich Droschken für die Herrschaften und helfe die Wagen besorgen; aber da giebt's nicht viel, denn sie laufen im Finstern Einem immer davon. „Menchmal krie'k aberst 'ne Kuntermarke, denn loof' ich rinder (hinein). Letzt hebb ick't noch gesehen, wie der Deibel den Maurer holte; *) 't war recht scheene!" — So verdien' ich denn wohl meine zwölf Groschen den Tag über — „det heeßt Minze" — so schloß er seine Biographie und drehte sich dabei lustig auf einem Beine herum.

Die Erzählung hatte mich aufgeheitert. Ich dachte bei mir: Misericordias brauchen wir All'! warf dem Jungen noch ein Stück Geld in die Mütze, nahm dafür wieder einige „Excellenzen" mit auf den Weg, und ging.

T. Bs.

*) Hr. Maurer gab Klingemann's „Faust" als Abschieds-Rolle.

Der Geist regiert die Welt.

Als guter Staatsbürger, der die höheren Anordnungen und Wünsche in Betreff der Steinkohlen-Feuerung und die große Holz-Theuerung gar wohl kennt, habe auch ich, in meiner Studirstube sogar, die Steinkohlen-Feuerung eingeführt. Da traf es sich neulich: daß mir, von dem Schwefel- und anderem bituminösen Geruch, nächst der Lunge auch die Nase in einen wahren Kreuz- und Nothstand gerieth. Natürlich untersuchte ich zuerst die causam moventem und fand im Ofen einen, durch den ächten Feuereifer meiner Dienerin aufgethürmten Steinkohlenberg — den Wirkungen dieses glühenden und duftenden Chimborassa nun entgegen zu arbeiten, warf ich eine winzige Prise herrnhutischen Räucherpulvers auf den Ofen und meine arme Nase befand sich plötzlich wie in einem Fläschchen eau de mille fleurs. — Verglich ich nun den glühenden Steinkohlenberg mit der winzigen Prise Räucherpulver, dachte ich mir so recht lebhaft das Demüthigen des ungeheuern bituminösen Qualms des ersteren vor dem unsichtbaren Wohlgeruch des letzteren — so drang sich mir mit Gewalt gleichsam die Idee auf: wie doch eine Prise Geist in so manchen Fällen mehr Kraft habe, als ein Zentner Masse, und wie nicht selten ganze Zeitalter und Welttheile, mit aller ihrer physischen Macht und Gewalt, am Ende doch sich fügen müssen vor der kleinen Gehirn-Prise eines Einzigen! Seitdem kann ich keine Steinkohle und kein Dütchen mit Räucherpulver sehen, ohne des Sprüchleins zu gedenken: Der Geist regiert die Welt!

Richard Roos.

Anklänge.

94.

Stets fürcht', o Mensch, der Kräfte Wahn;
Denn um das Größeste zu beugen
Und laut für Gottes Macht zu zeugen,
Bricht auch das Kleinste leicht sich Bahn:
Nichts ist so groß, daß nie es ende,
Und nichts so klein, daß nicht es wende!

95.

Laßt euch klüglich rathen,
Schwatzt nicht vor der Zeit;
Seele aller Thaten
Ist Verschwiegenheit.

96.

Wer den Feind zum Freund gewann,
Prüf', eh er Vertrauen spendet;
Wo die offne Feindschaft endet,
Geht die falsche Freundschaft an.

97.

Wer die krummen Wege wählet,
Muß die rechten oft durchschneiden;
Da mag stets die Stell' Er meiden,
Wo die Ehrlichkeit nicht fehlet:
Denn sie bricht im Augenblick
Jedem Trugbild das Genick.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Das Hof-Operntheater gab Rossini's Oper: „Richard und Zoraide.“ Der ohnehin wenig vermögende Uebersetzer ließ den greulichen Text völlig ungenießbar; die Oper gefiel übrigens, weil nun schon alles von Rossini hier gefallen muß. — Hr. Balletmeister Aumer brachte ein neues Ballet auf die Bühne; er nennt es: „Der flatterhafte Page,“ und das Sujet ist — das von „Figaro's Hochzeit.“ Die Ausführung war prachtvoll — aber matt und — französisch. — Im Hoftheater gab man zum ersten Mal: „Die Fürstin Chavonsky,“ von Raupach. Es ist über den Werth dieser Tragödie viel geschrieben geworden; ich will auch einen Tropfen ins Meer der Beurtheilung tragen. Ich habe das Original vor mir: Jury Chavonsky will Czar werden, um die Zeit vor den Greueln zu bewahren, welche nothwendig Rußland beunruhigen müssen, wenn der heranreifende Thronerbe sein Recht aus den Händen der Regentin zurück fordert. Diese (Sophie) liebt ihn und die furchtbare Schaar der Strelitzen ist ihm ergeben. Sophie ist dergestalt in Jury verliebt, daß sie ihm alle Freunde schlachtete und sich im Laufe der liebeduftenden Erzählung zu seinen Füßen wirft, und — o Spiegel der Frauen! — um sich den Bräutigam zu erknieen, so lange kniet, bis beinahe 1½ Druckseiten herab gelötet sind, und Jury auf den vernünftigen Erfahrungssatz kömmt:

Es ruhet sich
Doch sanfter wohl an Freundes Brust! —

und endlich die Herrin aufhebt. Doch diese will knieen bleiben:

O laß mich knie'n, vor Dir im Staube liegen,
Mich demuthsvoll zu Deinen Füßen schmiegen
Und schwelgen in der ungewohnten Lust.

Ein solches Knieen ist eine ganz neue Attitüde der Lust! — Sophie soll übrigens nach Moskau und dort ihre Verbindung mit Jury erklärt werden. Aber Sophiens Schwester, Marie, dem Jury früher zur Braut bestimmt, liebt ihn noch, und erfährt nun des Geliebten Entschluß: sich Sophien zu vermählen. Der Verräther ist Mißloslavsky. Ein Brief, Marien an Jury diktirt, und Sophien in die Hände gespielt, bringt die erste in den Kerker und den Vater des Chavonsky aufs Schaffot. Daß dies unvernünftig war, sieht sie bald ein, und dies giebt nun einen Monolog à la mode. Im Nachtgewande, eine Kerze in der Hand, langsamen abgebrochenen Ganges tritt sie auf, sieht Blut und überall Blut. Ein Monolog à la mode muß nun alle Kunststücke der Springerkunst an sich tragen, das heißt von A bis Z und von Z bis A zurück springen, damit die Schauspielerin alle ihre Kräfte entfalten könne. Darum räsonnirt sich Sophie zu dem Muthe hinauf:

Nein, ich bereue nicht, was ich vollbracht,
Und zitt're ich kindisch — ist's die Schuld der Nacht.

Sodann aber heißt es:

Was rieselt so schauerlich
Wie fließendes Blut? — und dann:
O feige Thörin Phantasie!

Eine Nachtigallen-Modulation folgt:

Wär' ich eine Hirtin auf der Flur! u. s. w.

Endlich, nachdem sie Marien mit dem Dolche das Bekenntniß des Betruges abzwingt, wird ohnmächtig niedergesunken, aufgestanden und abgestürzt. Nun schiebt Sophie im Gespräche mit Jury die Schuld des Mordes an seinem Vater — laut der jetzigen dramatischen Convenienz — auf den Teufel. Jury will sie durchbohren — schickt sie aber lieber von sich und nimmt sich vor — zu sterben. Warum? das weiß er selber nicht klar. Sophie läßt sein Todesurtheil unterschreiben, in der Hoffnung, daß er bis morgen von den nahenden Strelitzen werde gerettet werden. Aber die Bojaren holen ihn gleich ab — und damit ist das Stück zu Ende. — Dieses Trauerspiel soll romantischer Gattung seyn. Daß aber Jury statt einer großen eine närrische und Sophie eine verschrobene, alle Uebrigen aber keine eigentliche Natur haben, und richtig genommen die ganze Handlung mehr eine Parodie des Tragischen ist — widerspricht dem Kunstzwecke desselben. Jener unselige Mysticismus, der noch vor kurzer Zeit so sehr in Schutz genommen ward, diese Nachgeburt der Romantik — spukt auch hier und muß vor dem Besonnenen nothwendig lächerlich werden; er ist und bleibt eine fixe Idee, Ueberspannung und Thorheit, obwohl er sich leider sehr fast in jede Bühnen-Dichtung drängt. — Der Wendepunkt im Leben des Jury ist der zweite Hauptfehler. Er überliefert sich freiwillig dem Schafot, er verhält sich immer leidend, und diese, beinahe seine einzige Handlung, ist albern. Sey sie übrigens moralisch oder nicht, das Moralische befriedigt nicht immer ästhetisch — die Anforderungen stehen hier oft im Gegensatze mit einander, aber die psychologischen Motive dürfen nicht fehlen. Kann man diese bei Jury voraussetzen, der erst sich zum Retter Rußlands berufen fühlt, und endlich sich gar nicht darum kümmert, um nur — sterben zu können! — Jury fühlt Beruf und handelt nicht, er spricht von Reinheit und will den Thron stehlen. — Sophie war Mörderin — sie hat sich als Weib damit entscheidend ausgesprochen — wer kann nun an ihre Reue, an ihre schwärmerische Liebe glauben? Es fehlt Charakteristik fast durchaus. Die Sprache ist übrigens fließend und schwungreich, knallt aber auch viel, und Logik ist nicht oft zu bemerken. — Es wich nach dem Buche; für die Darstellung wurde Vieles zum Vortheile des Stücks gestrichen, darunter mancher mystische Unsinn. Mad. Schröder als „Sophie“ feierte großen Triumph, aber das Trauerspiel erhielt eine laue Aufnahme. — Ein neues Stückchen: „Der Tagsbefehl,“ vom Schauspieler Karl Töpfer, wurde zum ersten Male, zur Einnahme des Dichters, um die Mittagsstunde gegeben. Es enthält die bekannte Anekdote, welche sich unter dem Preußenkönig Friedrich II. zutrug: der einen Offizier, welcher im Lager, gegen das Verbot, Licht hatte, dem Obersten mit der Drohung übergab: daß er bei eigener achttägiger Gefängnißstrafe den zum Tode verdammten Uebertreter des Gesetzes nicht entwischen lassen solle. Dieser Stoff ist in Anlage und Ausführung gleich vorzüglich behandelt. Das Ganze spannt und überrascht. Meisterlich aber ist der Herzog (der für Friedrich II. eintritt) gehalten. Ein noch größeres Lob verdient Hr. Töpfer durch die plastische Darstellung desselben. Jeder, der Friedrichs Porträt gesehen, mußte auf den ersten Blick ihn hier wieder erkennen. Wir wünschen dem Dichter mit Freude recht viel Glück — wer so begonnen, wird Bedeutendes leisten. Den Herren Koch, Kettel und Kreigen muß man für ihr ergreifendes Spiel vieles Lob zusprechen. — M —

Beilage: Bemerker No. 18. u. Bl. d. Ankündigungen No. XXIII.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 22. Dezember. 207tes Blatt.

Der Sieg über die Ahnen.

Nach vielen Kämpfen und Bemühungen hatte Bruno dem Schicksal endlich die Erfüllung seiner Wünsche abgerungen, und der Tag war gekommen, an dem der priesterliche Segen ihn mit seiner Emma vereinigen sollte. Wie in einem Feenzauber erschien ihm Alles; und der Gedanke an sein Glück versenkte ihn bald in so süße Träume, daß er die Außenwelt gänzlich vergaß. Da hielt ihm eine Hand die Augen zu und der feurige Kuß ließ den Gefangenen die Nähe seiner Holden errathen. Mit innigem Gefühl umfaßte er die Braut. „Du hast mich überrascht, meine Emma, Dir wollte ich zuerst den Kranz bieten; das Brechen der Rose ist ja an mir, warum kamst Du mir zuvor?" sagte scherzend Bruno und steckte die vollste der entfalteten Centifolien ihr an den Busen. — „Ihr Männer brecht so stürmisch", erwiederte Emma, „und so eilte ich früher als Du hinunter. Sieh hier meinen Kranz, die ganze Bedeutung des schönen Lebens faßt er in sich, jedes Blümchen wird Dir seine Deutung sagen und Dich bitten: der Geberin Alles zu erfüllen, was sie bezeichnen." — Bruno zog die Bewegte an seine Brust und erwiederte: „Ich will mich nicht vermessen, meine Emma! aber ich habe Dir meine Gesinnungen so deutlich enthüllt und den Weg gezeigt, den wir gemeinschaftlich gehen werden; warum wollen wir uns den schönsten Morgen unsers Lebens mit unnöthigen Zweifeln verbittern!" —

Graf Bruno hatte die Liebliche im Bade zu kennen gelernt. Eine Krankheit ihres Vaters hatte diese Reise veranlaßt. Erfreulich war der Anblick dieses kindlichen Wesens: wie es so ganz nur für den Vater lebte, jeden Wink, jeden leisen Wunsch sogleich mit der größten Zartheit zu erfüllen strebte und für seine Bequemlichkeit so emsig sorgte. Nicht lange konnte sie unbemerkt bleiben, ihre Schönheit und ihr liebenswürdiger Anstand erregten bald die Aufmerksamkeit der Gesellschaft. Die flatterhaften jungen Herren hielten es, im eitlen Wahn, für leicht, sie zu umstricken und in ihre Cirkel zu ziehen; doch bald mußten sie einsehen: daß ein unerklärbares Etwas sie immer verhindere, ihre nähere Bekanntschaft zu machen; mit feinem Anstand wußte sie ihnen zu entschlüpfen. Der Zufall wollte, daß Bruno gerade mit ihr in demselben Hause wohnte; er sprach sie oft im Garten und sein edler Charakter, der jede Zudringlichkeit verabscheute, verschaffte ihm bald den Zutritt, der Anderen so gänzlich versagt war. Im stillen häuslichen Kreise entfaltete sich unbewußt ihre schöne Seele; unbefangen enthüllte sie Talente, die Bruno wohl oft schon bemerkt, doch bei so viel Anspruchlosigkeit kaum geahnt hatte. Sie war ihm das Ideal, das er sich oft in einsamen Stunden erträumte. — Lindau's, ihres Vaters Gesundheitsumstände, verbesserten sich täglich und mit schnellen Schritten eilte die Stunde ihrer Abreise heran. Bruno erbat sich die Erlaubniß, den Vater auf seinem Landgute, von dessen Ertrage die Familie lebte, besuchen zu dürfen, um ihre heimische Glückseligkeit zu bewundern und auch die Mutter kennen zu lernen. Er erhielt sie mit

der herzlichsten Zusicherung eines liebevollen Andenkens. Wer war nun glücklicher als er! — er hatte gefunden, wonach sein Herz sich stürmisch oft gesehnt hatte: er fühlte sich wieder geliebt.

Indeß hatten Schmähsucht und Neid seinem Oheim mit entstellten Schilderungen die Bekanntschaft, die er so innig geschlossen, hinterbracht, und der ahnenstolze Mann glaubte, da Lindau nur bürgerlich war, sich beleidigt, so daß er in kalten Worten dem Neffen befahl: das Bad zu verlassen. Da Bruno größtentheils von ihm abhängig war, mußte er dem Befehl gehorchen. Mit Wehmuth verließ er einen Ort, wo er so glücklich gewesen war, nahm Abschied von den Stellen, wo er mit Emma seelenvolle Stunden verlebt hatte, und reisete dann ab, mit dem festen Vorsatz: sobald als möglich ihr nach zu eilen. — Sein Oheim empfing ihn mit Spott, der ihn verwundete und um so mehr überzeugte: wie wenig Begriffe er vom wahrhaften Leben hatte, und ihn anspornte, seinen Plan zu verfolgen. Ein Vetter, Graf Bernhardt — erzogen in dem Hause seines Oheims — dem die Ahnenseuche glücklich eingeimpft war und der sich oft darüber erlustigte: daß Bruno sich so weg geworfen hatte, wie er sich ausdrückte, faßte bald einen heimlichen Groll gegen ihn, da er einst für eine vorlaute Bemerkung öffentlich in Gesellschaft von ihm gestraft und in seine Schranken zurück gewiesen wurde. Rache glühte in seinem Inneren und er versuchte Alles, um die Liebe des Oheims von Bruno ab zu wenden. Dieser entfernte sich bald aus dem Hause der kalten Herzlosigkeit und eilte, seine geliebte Emma auf zu suchen. — Die Innigkeit, mit der er von den Eltern und von den Mädchen, Emma und ihrer jüngeren Schwester Adelheid, empfangen ward, überzeugten ihn bald: daß hier der Ort sey, wo er die geträumte Glückseligkeit finden könne. Er liebte Emma mit der heißesten Leidenschaft und dennoch schwieg er, da er im heftigen Kampfe den rechten Ausweg nicht zu ersinnen vermochte. An eine Verbindung mit ihr dachte er stets, doch da stand die Grafenkrone ihm entgegen, die ganze Verwandtschaft, die sich nie eine Mißverbindung hatte zu Schulden kommen lassen, drängte sich höhnend und verachtend um ihn her, und er wußte wohl, daß der Verlust der Erbschaft von seinem Oheim die Folge davon sey. Zwar blieb ihm im schlimmsten Fall noch ein bedeutendes Landgut, als Erbtheil von seiner verstorbenen Mutter; doch wollte er auch die glänzende Seite seines Lebens nicht ganz übersehen, bis er die völlige Gewißheit eines dauernden, allen Reichthum und blendende Größe weit überwiegenden Glücks habe; doch diese Gewißheit hatte er bald gewonnen. — Emma's Eltern sahen mit Besorgniß eine Neigung in dem Herzen ihrer Tochter, die nur Leiden bringen konnte. Lindau sprach sehr aufrichtig und mit tiefem Schmerz im besorgten Vaterherzen mit Bruno, als dieser wonnetrunken um die Hand seiner Angebeteten bat; die Gründe, welche er zur Verweigerung der Verbindung an zu geben vermochte, waren aber zu nichtig gegen die innige Liebe, die Beider Herzen umfing — er konnte nur den Himmel anflehen, diese Liebe ihnen immer zu erhalten. Bruno versuchte nun bei seinen Verwandten, ihre Einwilligung und besonders die des Oheims zu erlangen, doch vergebens; dieser wieß ihn streng ab und verbot ihm, sich je wieder vor ihm zu zeigen wenn er einen Schritt thäte, der so erniedrigend sey. Nichts blieb ihm übrig, als die zu vergessen, denen er zwar durch die Geburt so nahe, doch in den Gesinnungen so fremd war. Er eilte zurück in die Arme *seiner* Emma, um sein Glück vor dem Altar zu bestätigen, *und* der Tag seiner ewigen Verbindung war nun erschienen.

Die festlichen Glocken erklangen und in Begleitung der glücklichen Eltern ging Emma mit Bruno den heiligen Gang. Die lästigen Formen, die ihn unter andern Verhältnissen gedrückt, die steife Pracht, die ihn um den höchsten Reiz dieses Tages gebracht hätte, waren verschwunden; Bruno sah nur herzliche Menschen, die ihm Glück wünschten, einfachen Schmuck, der das Ganze so natürlich schön erhöhte; die Blümchen in Emma's Haaren strahlten ihm *lieblicher* entgegen, als die blitzendsten Juwelen. — In freudiger Rührung traten sie vor den Altar, der Priester sprach in heiliger Weihe die deutungsreichen Worte, und schon sollte das laute Ja! ihren Bund besiegeln, da ertönte ein weitschallendes Halt! das die Glücklichen aus ihrem Himmel riß. Bernhardt drängte sich, mit höhnischen Blicken, zum Altar, und Emma lag ohnmächtig im Arme der Mutter; Bruno aber ergriff in wilder Hitze den Störer seines Glücks und schleuderte ihn hinaus. „Teufel!“ schrie er, „ich will Dir die Strafe geben für Deinen Vorwitz!“ Er befahl seinem Diener: Pistolen herbei zu bringen; im nahen Walde stellten sich die Hassenden einander gegenüber — und Bernhardt sank blutend nieder. Die erste Hitze entfloh; Bruno sah sich nun um desto unglücklicher, da er flüchten und seine Emma verlassen mußte. Ein unseliger Augenblick hatte verheerend in sein Leben eingegriffen, sein Glück vielleicht auf immer zerstört. Er eilte fort, und sendete seinen Diener mit ein Paar Abschieds-Zeilen, die sein Unglück bezeichneten, zu den Eltern seiner Emma.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Albaner-Wein.

Die Trauben des Albaner-Gebirges waren bei den Alten hoch geschätzt und beliebt. Der Naturhistoriker Plinius giebt ihnen den dritten Rang unter allen in Italien wachsenden einheimischen und fremden Reben-

Früchten. Derselbe und Columella erzählen: daß die Uvae eugeniae von den tauromenischen Hügeln in das römische Land verpflanzt wurden, das ihnen aber gar wenig zusagte und sie in kurzer Zeit ihres edlen Namens unwürdig machte. Nur auf den Albaner-Bergen bewahrten sie ihre angeborne Tugend. Plinius kennt zwei Gattungen ihres Saftes, den sehr süßen und den herben Albaner-Wein: letzterer sollte dem Magen noch zuträglicher seyn als der Falerner, aber er war seltener als der süße; beide galten jedoch für nervenstärkend. — Durch das Alter ging auch die süße Gattung in einen herberen Geschmack über, und in dieser Wechsel-Periode mochte das überneunjährige Fäßchen des Horaz sich befinden, als er seine Phyllis zu dessen Mitgenusse einlud; denn gerade in diesem Uebergange ward er als angenehm und wohlthuend gerühmt. Aus demselben Dichter wissen wir auch: daß die Albaner-Trauben sich vor andern eigneten, in der Luft getrocknet und für den Winter aufbewahrt zu werden.

Ob das alte Gewächs sich auf den Albaner-Bergen bis heute erhalten, und wie viel es dann durch Vermischung und veränderte Behandlung von seiner Ehre verloren hat, möchte schwer aus zu mitteln seyn. Erfreulich ist die Geschmacks-Verwandtschaft zweier Gattungen des neuen Albaner-Weins mit dem alten und sein wohl bewahrter Ruf; denn noch liefern die Anhöhen von Genzano, Civita la Vigna, Velletri und Monte Porzio den schmackhaftesten und wohlthätigsten Wein im ganzen römischen Staate, und auch der weniger geschätzte von Albano, Frascati und Marino zeichnet sich doch durch Geist und Haltbarkeit vor den Weinen der Ebene aus. — Die besten und größten Weinpflanzungen sind auf den sanften Hügeln, mit denen sich das Gebirge in die Ebene verliert, besonders auf der Meerseite: die Reben werden an Rohrstäben gezogen, die etwa eine Mannshöhe messen und reihenweise, wie am Rhein, geordnet sind. Der Weinstock wird zwei Mal mit der Hippe beschnitten und zwei Mal abgelaubt. Diese Rebenzucht ist weniger malerisch, als die auf den sabinischen Bergen, in Toskana, der Lombardei und der kampagnischen Ebene eingeführte, aber sie ist der Frucht zuträglicher. Die Baumrebe schießt dort zu wild ins Holz und erschöpft sich in Umrankungen; die Beschneidung und Belaubung ist beschwerlicher und wird in manchen Pflanzungen ganz unterlassen. Höchstens nimmt man sich dann die Mühe, die von den Zweigen herab fallenden Schößlinge ab zu nehmen oder an den nachbarlichen Stamm an zu binden. Zwar siegt die allmächtige Natur des Landes auch so über menschlichen Mißverstand und Trägheit: sie schenkt jedem Jahre seinen vollen Bedarf, und der Trank ist eben nicht zu verachten. Aber selten erreicht er unangefochten die neue Erndte und der meiste geht schon ein Paar Monate früher in Essig über. Daher werden die gerühmtesten und versendbaren italienischen Weine fast alle von kurzen Stockreben gewonnen, wie z. B. die Sorten der Insel Ischia.

Es lassen sich drei Hauptgattungen des Albaner-Weines unterscheiden: der gelbe süße, der um Civita la Vigna die höchste Güte erreicht und von welchem der Dolcissimo di Genzano eine Spielart ist: der gelbe herbe oder starke (die Römer nennen ihn vino forte), der in denselben Gegenden den Preis gewinnt: endlich der rothe, der bei Civita la Vigna am dunkelsten und heißesten ausfällt und um Velletri und Monte Porzio häufiger als der gelbe gebauet wird. Die Römer lieben ein Gemisch von drei Vierteln herben und einem Viertel süßen Weines, als täglichen Tischtrank.

Die Weinlese in und um Rom beginnt mit dem Ende des Septembers und bis zu dem Anfange des Novembers dauern die Bacchanalien auf dem grünen Plane am Monte Testaccio. — Die kühlen Keller dieses Berges verschließen die besten einheimischen Weine und zu den Oktober-Festen werden die ältesten Fässer angezapft. Aus ihnen habe ich erst die Tugend der albanischen Weine erkennen gelernt: ein zwanzigjähriger herber aus Civita la Vigna war Balsam geworden, unvergleichlich in Duft, Weichheit und Wärme. Daneben schenken die Winzer aber auch frischen Most, und der unabsehbare Rasenplatz ist mit Tischen, Bänken, Fässern, Flaschen und jubelnden Menschen besäet. Die Winzerinnen tanzen den Saltarello, die Männer spielen die Laute dazu, und auch die Tambourins und Dudelsäcke dürfen nicht fehlen. Die vornehmen Städter und Städterinnen wandeln als Zuschauer dazwischen, aber die mächtige Freude zieht sie bald in ihren Zauberkreis hinein. Die Pyramide des Cestius blickt von dem Kirchhof-Platze ernst und mahnend auf die Tänzer und Zecher herab; aber sie stört den Schwung des Festes nicht, sondern beflügelt ihn wohl, denn der Italiener vergeudet nicht gern Zeit, die ihm zu Genüssen gegeben ist.

Wilhelm Müller.

Anklänge.

98.

Sollst jemals du im Erdenlauf
Vernichten oder selbst vergehen:
So gieb das Aeuß're freudig auf
Und laß an dir den Menschen stehen.

99.

Das Böse weiß oft nirgends Rath
Und muß sich nun verwirren;
Die Strafe hinkt: doch auf dem Pfad
Wird sie sich nie verirren;
Und in dem schwankenden Bewegen
Kommt Böses dann der Straf' entgegen.

100.

Will Einer nur Gesetze geben,
Wird Jeder bald gesetzlos leben.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Theater-Berichte aus Braunschweig. Nr. I. Gliche die Theater-Kritik einem fremden Schifflein, etwa gar einem zauberhaften, welches in gehöriger Entfernung vom Strande der Bühne dahin segelte, das blühende Ufer begrüßend, dann sich schnell am Horizont verlierend: so wäre sie auf der Bühne selbst eine anziehende Erscheinung, der man durch Freudenruf antworten würde. Macht sie sich zur Batterie, so giebt es Streit. Gliche sie einem Erndtefeste mit zufriedenen, frohen Leuten, so wären die Theater-Rezensenten die wahren, reichen Vettern aus Indien für die Theater-Kassen. Zuweilen, so scheint es, sind Theater-Kritiken für Gewürznelken im Ragout (Mischmasch) der jedesmaligen Zeitgefühle und Zeitansichten gehalten worden. Zuweilen glaubte man: sie wären Paragraphen aus irgend einem Theater-Kodex, und fanden daher so viele Ausleger und Randbemerker, daß es aussahe, als hätte sich der Rezensent widersprochen, weil ihm widersprochen wurde. Wenn nun Niemand mehr eine Bühne rezensiren dürfte, weil es die Bühnen und das Publikum nicht haben wollten? Das wäre Schwäche! Die Kunstdarstellungen einer geschätzten Bühne rezensiren, heißt doch in der That nicht sie dirigiren, dagegen das Dirigiren stets mit mündlichem Rezensiren verbunden ist. Den Rezensenten einer Bühne für einen unaufgefoderten und sogar verbetenen Direktor derselben halten, heißt weder den Direktor noch den Rezensenten kennen. — Sagt der Direktor etwas und es wird nicht in der Darstellung ausgeführt, so mag es ihm und es muß ihm leid thun. Anders ist dies bei dem Rezensenten. Er stellt Sätze auf und überläßt die Nutzanwendung Anderen. So beginne ich z. B. mit den Fragen: Wie kann man eine und die nämliche Rolle mehr spielen als sprechen? Wie kann man sie mehr gestikuliren und sprechen als spielen? Wie kann man in ihr das Spiel zum Zweck künstlerischer Thatkraft machen und entgegengesetzt mit dem Spiele spielen? Wie kann man darin erweisen, daß alle Kunst nur Spiel sey, aber geweiht dem erhabenen Glücke schöner Gefühle unter dem Platzregen der Lebens-Gewitter, oder unter dem Heerrauch der Alltäglichkeit? — Mein Urtheil bin ich bescheidentlich weit entfernt für einen Bürgen der hiesigen, öffentlichen Stimme über die Bühne zu Braunschweig aus zu geben, wohl aber wird es mich freuen, wenn ich mit dieser Meinung übereinstimme, und ich bilde mir ein, daß dies zuweilen der Fall seyn werde. So halte ich dafür sey man allgemein darin einverstanden: Frau Kiel habe im Gedicht „Maria Stuart“ fortdauernd für die Rolle der „Elisabeth“ einen entschiedenen Kunstwerth behauptet, und man wünsche sie in dieser Rolle wieder zu sehen, nachdem eine andere Künstlerin minder glücklich darin aufgetreten war. Ob etwas von der Direktion dafür geschehen sey, oder ob sich die Ueberzeugung derselben von den Kunstleistungen der Künstlerin plötzlich geändert habe, kann ich nicht berichten. Dagegen lassen sich Wetteifer in einer und der nämlichen Rolle, Aufleben der jungen Künstler zu wichtigern Rollen, endlich letzte Entscheidung der Direktion und jene Wahrheit gewiß mit einander vereinigen: daß eine Rolle, wenn sie oft zu sehr verschiedenen und ungleichen Kräften anvertraut wird, endlich ein Vorurtheil gegen sich empfangen könne, was der Aufnahme des Gedichts und dem Besuche des Theaters, wenn viele Gedichte dem ausgesetzt werden, nachtheilig werden muß. Von der Vertheilung der Rollen hängt das Einstudirtseyn der Gedichte ab, darum hat die ästhetische Direktion die Vertheilung unpartheiisch zu bestimmen, ohne Widerspruch der Künstler. Der Besitz vieler gut einstudirter Gedichte aber gehört zum artistischen Reichthum einer Bühne. — Ich kehre zurück. Vor Allem lege ich hier bescheidentlich der Direktion und Verwaltungs-Kommission des National-Theaters, welche letztere (ich sage es so gern) mich mit freundlicher Güte berücksichtigt hat, meinen Dank für den Genuß zu Tage, den einige sehr wohl gelungene Darstellungen, sowohl Oper als rezitirendes Schauspiel, mir gewährten, und ich muß als Rezensent sogleich bemerken, daß mein Urtheil sich auch darum, fern von aller Anmaßung aussprechen werde, weil ich vielen vortrefflichen, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Darstellungen nicht beigewohnt, sie nicht gesehen habe. Mein Urtheil, obgleich also dem Umfange der geschauten Darstellungen nach beschränkt, wird nur frei und anspruchlos seyn. Die Nachricht, daß das hiesige Theater eine gemüthreiche Aufnahme bei seiner Entstehung fand, und daß es sich hierin behauptete, erfährt der Leser, der sich für theatralische Kunst interessirt, gewiß gern, wohne er auch fern von Braunschweig. Daß selbst eine reichbegründete Anstalt Zeit nöthig habe, um die Sichtung alles Nebenzwecklichen vom Hauptzweck zu scheiden, bedarf keiner Erwähnung. Fragt man daher: ob die Besetzungen der Gedichte und das Studium auf den Proben meistentheils aus ästhetischer, lebendiger Ueberzeugung hervorgegangen sind; fragt man: welche Gedichte die Direktion für so einstudirt und für so dargestellt erkläre, als sie es bei den vorhandenen Künstler-Kräften seyn konnten, und wie sich der Beifall des Publikums verhalte, so darf man auf beides antworten: Alles war nicht sofort zu erreichen, und auch, was nicht ist, wird noch werden. Meine Ueberzeugung bleibt es, daß ein Repertoir vom Besitz einstudirter Gedichte, dieser Besitz vom allgemeinen Plan einer Wahl der Spielenden und der Gedichte, neuer und älterer, abhänge. Fragt man im einzelnen Falle z. B. warum Herr Bader nicht gleich Anfangs auf längere Zeit engagirt worden sey, so läßt sich vielleicht antworten: Umstände verhinderten es. Dieser Sänger gewann die Neigung des Publikums in solchem Grade, daß ich überzeugt bin, eben dies würde ihn zu noch vielen vortrefflichen Leistungen haben bestimmen können. Käme er doch wieder! — darf ich als Rezensent sagen, der an die *seltene Stimme* dieses Sängers denkt, ohne irgend Jemand zu nahe zu treten.

G. Frhr. von Seckendorf. Professor.

In einem nördlichen französischen *Departement* hatte ein Missionair so eindringend gepredigt, daß aus einem bedeutenden Flecken mehrere junge Leute mit ihm ziehen wollten. Er suchte ihnen dies aber aus zu reden, indem er sagte: daß, wer mit ihm ein solches Leben wähle, durchaus auf alle Wohlhabenheit verzichten müsse. Er lebe bloß von der Barmherzigkeit, und habe nie Geld, dürfe auch keines annehmen. Alle zogen sich sogleich zurück, nur Einer beharrte. — Auf der nächsten Station übernachten beide neue Kameraden in einer Scheune. Morgens steht der Pater zeitig auf, überläßt den Compagnon seinem tiefen Schlaf und durchziehet das Dorf. Ein Haufe umgiebt ihn sogleich und die Armen fodern ein Almosen. „Ach, meine Kinder,“ seufzt der Pater, „ich kann Euch nur Segen geben.“ — Durchsucht nur Eure Taschen, guter Pater! antwortet ein Bittender. — Er thut es, um sie zufrieden zu stellen, und siehe! er findet einen Louisd'or darin. Er giebt ihn dem Ersten. — Sucht doch weiter! bittet ein Zweiter. Der Pater sucht wieder, und auch ein zweiter Louisd'or findet sich. Die Bittenden mehren sich, bis er 25 Louisd'or vertheilt hat und die Leute sogleich ein Wunder verkünden. Der gute Pater glaubt fast selbst daran und kommt gedankenvoll zu seinem Kameraden, der noch da liegt. „Ich habe mich nicht ankleiden können!“ ruft er ihm zu. „Ihr habt meine Beinkleider statt der Eurigen genommen.“ Jetzt geht dem Pater ein Licht auf. Er geräth in heiligen Zorn, schilt den neuen Kameraden ein geldgieriges Weltkind, und befiehlt ihm: er solle sogleich heimkehren und ihm nie wieder zu nahe kommen. Der Neubekehrte ging auch ruhig zurück und hat ferner nicht Missionair werden wollen. (Independ.)

Aristides hörte einst eine sehr nützliche Sache von einem schlechten Bürger vortragen. Ihm schien es, als müsse das Organ das Meiste dazu thun, und er befahl daher sogleich: daß einer der tugendhaftesten Bürger sie noch einmal vortragen solle. Sie wurde auch angenommen. (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 24. Dezember. 208tes Blatt.

Ueber das schriftstellerische Talent der Frau von Stael. *)

Wenn ich Frau von Stael in dem Ganzen ihrer Talente wieder zu finden suche, glaube ich dasjenige, wodurch diese Talente und sie selbst sich auszeichnen, in der innigen Verschmelzung von Geist, Gefühl und Einbildungskraft und in den richtigen Verhältnissen dieser Seelenkräfte zu finden. Bei den meisten Schriftstellern und Menschen läßt sich leicht bestimmen: welche von jenen Kräften vorherrschend sind; unmöglich aber kann man angeben: welche bei Frau von Stael das Uebergewicht haben, und sehr schwer ist es, jede Kraft abgesondert zu betrachten. — Daher kommt es, daß sie nichts von demjenigen geopfert hat, was die Menschheit ehrt. Religion und Aufklärung hatten bis dahin ihre besonderen Vertheidiger gehabt; diese beiden großen Angelegenheiten waren, so zu sagen, in widersprechendem Sinn verfochten worden, und da jede einem geschlossenen Ideen-System fremd war, so bestand in dieser Hinsicht eine heimliche Trennung unter den Menschen: die Einen schienen das Reich der Vernunft, die Andern das Reich des Glaubens bloß aus Nachsicht zu dulden. — Frau von Stael hat mit gleichem Eifer die Parthei der Aufklärung und der Religion genommen, mit Aufrichtigkeit das Beste aus allen Zeitaltern sich angeeignet, und auf der einen Seite gegen die Vorurtheile und die Unwissenheit der Alten, auf der andern gegen die Selbstsucht und den Unglauben der Neueren gekämpft. — Der Schriftsteller, mit welchem man sie noch am ehesten vergleichen könnte, ist Rousseau, denn bei ihm fand sich dieselbe Vereinigung geistiger Fähigkeiten; nur darin, daß diese nicht auf ein gemeinschaftliches Ziel gerichtet waren, unterscheidet er sich von ihr. Er hat oft die edelste Hälfte seines Selbst abgeschworen, und die ganze Spitzfindigkeit seines Verstandes aufbietend, um seine Gefühle zur Lüge zu machen, war er Zweifler in der Forschung und Menschenhasser im Leben, mit jener Wärme der Seele, welche von Glauben und Liebe entzündet werden. Er war ein größerer Meister in seiner Kunst; seine Darstellungen haben höhere Vollendung, sind vielleicht tiefer gedacht, und dennoch steht er als Denker unter ihr, weil er weniger aufrichtig, mehr Schönredner, mehr Sophist ist, während sein rauher Stolz, sein herbes, unfeines Wesen seinem Talente eine finstere Gluth geben, die der edlen Wärme der Frau von Stael durchaus unähnlich ist. Das Menschengeschlecht, das Rousseau zu lieben glaubte, war ein ihm selber unbekanntes Ideal. Frau von Stael liebte, was sie umgab, und trug ihre Zuneigung für ihre Angehörigen auf die Menschheit über. Was ihrer Sprache an zierlicher Vollendung abgehen kann, wird reichlich ersetzt durch den Zauber der ersten Aufwallung, durch die Frische der Begeisterung. Es ist ein Strom, der lebendig aus der Quelle fließt und in seinem Laufe glänzt.

Man bemerkt jedoch noch eine andere Auszeichnung in jener Vereinigung verschiedener Geisteskräfte.

*) Aus der eben erschienenen „Notice sur le caractère et les écrits de M. de Stael", von Frau Necker de Saussüre in Genf.

Jede hat den Vorzug einer auffallenden Eigenthümlichkeit, und dennoch tragen alle das gleiche Gepräge, das der Frau von Stael eigen ist. Dieses Gepräge verdankt sie ihrem Charakter, ihrer Kraft, der Lebendigkeit ihrer Eindrücke und den plötzlichen Regungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, und endlich dem Umstande: daß sie nie die Weiblichkeit verläugnet. — Das Geheimniß des Zaubers, den sie ausübt, liegt vielleicht darin: Sie spricht als Frau zu ihrem Leser, setzt sich persönlich in Verbindung mit ihm, um ihm zu sagen: was in ihrer wie in seiner Seele vorgeht; aber sie weiß sehr wohl, daß man die Ansprüche, welche ihr Geschlecht ihr giebt, bald vergessen würde, wenn sie aufhörte, liebenswürdig oder anziehend zu erscheinen; mag sie daher den Leser aufklären oder blenden, nie läßt sie ihre Ueberlegenheit drückend fühlen, nie maßt sie sich irgend einen Vorzug an. Der Zufall hat ihr, möchte man sagen, einen guten Platz vor der Bühne der moralischen Welt gegeben, und sie theilt die Ideen mit, die sie aufgefaßt hat. — Zuweilen zeigt sie sich wie ein Kind, das einen verständigen Mann führt, dessen Gesicht ein wenig geschwächt ist. Sie erklärt ihm Alles, was er nur dunkel sah, und stellt ihn in sanftes Sonnenlicht, damit er etwas besser sehe. Wenn sie ihn über steile, rauhe Pfade leitet, sagt sie zu ihm: Muth gefaßt! Es wird Euch lieb seyn, wenn Ihr diesen Weg zurück gelegt habt und wir werden Beide bald darüber hinweg seyn! — Immer ist sie bemüht, ihm den Weg angenehm zu kürzen, und um ihn zu belustigen, spottet sie ein wenig über die zu lebhaften Eindrücke, welche sie erhält. Menschen, Aeußerungen, Gesichtszüge, Betonung, Stellung, Anzug, Alles fällt ihr auf, Alles ist bezeichnend in ihren Darstellungen. Sie kennt sich selber, wie alles Uebrige, und der blinde Instinkt, der so oft unsere Abneigung, wie unsere Neigungen leitet, ist bei ihr ein Gefühl, worüber sie sich bestimmte Rechenschaft ablegt.

Ihre Ansichten sind so ungemein klar, daß man vergißt, wie scharfsinnig sie sind. Sie weiß nichts von leerer Spitzfindigkeit, und nöthigt ihre Leser nicht, das Unerkennbare zu unterscheiden, Alles aber wird großartig in ihrer Darstellung. Jeder Punkt, auf welchem sie nur einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit gerichtet hat, wird ihr so deutlich, daß keine Beziehung ihr entgeht; aber sie ist bemüht, die zu feinen Fäden an andere stärkere zu knüpfen, deren Bedeutsamkeit man kennt. So kommt man mit ihr leicht vom Einzelnen zum Ganzen, und plötzlich ist man bei der Wurzel der Ideen, während man glaubte, nur den äußersten Verzweigungen derselben zu folgen.

Das Vergnügen, das sie uns gewährt, ist zum Theil darin gegründet, daß sie alle Einzelheiten betrachtet und die zahllosen und glänzenden Seiten ins Auge faßt, welche die Gegenstände ihr zeigen. So lebhaften Antheil sie an den Entdeckungen Anderer nimmt, so sehr scheint sie sich auch ihrer eigenen zu freuen. Durch das Spiel ihres Geistes bringt sie neue Eindrücke auf sich selbst hervor, und dann springen ihre Gedanken überall auf ihrem Wege wie funkelnde Raketen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sieg über die Ahnen.

(Fortsetzung.)

Emma's gebeugte Eltern sendeten sogleich Boten, um genau zu erfahren: ob Bernhardt wirklich todt oder nur schwer verwundet sey, und gaben den Auftrag: ihn in jedem Fall in ihr Haus zu schaffen; auch schickten sie zugleich nach einem Wundarzt. Bernhardt wurde leblos in ihr Haus gebracht; der bald darauf ankommende Arzt versicherte aber, nach genauer Untersuchung: daß die Wunde zwar gefährlich, doch keinesweges tödtlich sey, da die Kugel zu hoch in die Schulter gegangen wäre, um in der Brust edle Gefäße zerreißen zu können. Die Bestätigung erhielten sie auch, da bald darauf Bernhardt die Augen für wenige Augenblicke, doch seiner unbewußt, öffnete.

Sie vereinigten sich Alle zu der angelegentlichsten Pflege; besonders war Adelheid die sorgsamste Wärterin, da Emma selbst in ein Fieber verfiel, das verzehrend an ihrer Gesundheit nagte und nur dann erst zu weichen begann, als sie die Nachricht erhielt: Bernhardt sey außer aller Gefahr. Sie konnte ihn nicht hassen, ihr Herz war zu edel; sie konnte nur weinen und in wehmüthigem Gefühl den Namen ihres Bruno nennen, der vielleicht in wilder Verzweiflung umher irrte. — Bernhardt genaß nach und nach; er fühlte sich so wohl in treuer Pflege der herzlichen Menschen, die ihn, den Zerstörer ihres Glücks, mit so viel Schonung und Aufopferung behandelten, daß er beschämt das unglückliche Mißverhältniß verwünschte, in welchem er sich so herabwürdigte. Emma's stiller Schmerz ging ihm durch die Seele; er schrieb, sobald er sich nur wieder stark dazu fühlte, an seinen Oheim, benachrichtigte ihn von dem unglücklichen Vorfall und beschwor ihn, die Menschen kennen zu lernen, die sich seiner so überaus liebreich angenommen hatten, ohne ihm jedoch zu sagen: daß es dieselben wären, die der Oheim und er gehaßt und verfolgt hatten. Adelheid, die nur den Kranken in ihm sah und allen Haß und Groll in schöne Pflege umwandelte, bezauberte sein Herz so, daß er oft in einsamen Augenblicken heiße Thränen vergoß und die Reue sein Inneres zermalmte. Das Verhältniß, welches Beide so nahe zusammen führte, hatte ihnen unwillkührlich etwas Vertrauliches gegeben, das bald in zarte Freundschaft und Liebe überging. Sie, die Sanfte, erkannte ja oft den stillen Schmerz, der sein

Herz zerriß, wenn er sich anklagte: dieser Liebe und Aufopferung nicht werth zu seyn — wenn er ihre Hand ergriff und mit Thränen benetzte. — Mitleid führte die Liebe herbei und die Unbefangene vergaß das Unheil, welches Bernhardt für Emma bereitete. — Und als er einst, überwältigt von Gefühlen, die er nie gekannt und die ihn unaufhaltsam mit sich fort rissen, Adelheid zu Füßen sank und sie bat: sein leitender Engel zu seyn für das ganze Leben; als er, überzeugt: daß in dem Herzen, das seine Feinde liebt, ein Schatz ruhe, der alle Grafenkronen aufwiegt, ihre Eltern beschwor: das Unrecht, das er ihnen zugefügt, ihm zu vergeben, und er Emma betheuerte: daß er nicht rasten werde, bis er ihr Glück wieder hergestellt und Bruno versöhnt in ihre Arme geführt habe — als er so um die Hand seiner holden Wärterin bat, da sank sie in seine Arme und kniete neben ihm vor den Eltern, um ihren Segen zu dieser Verbindung zu erbitten. Diesen schönen Augenblick störte nur das bleiche leidende Gesicht Emma's, die sanft weinend ihre Schwester umarmte und sich dann entfernte. — Lindau konnte ihm nicht eher seine Einwilligung geben, als bis er die Erlaubniß seines Oheims habe, ohne die er auf dauerndes Glück seiner Tochter nicht hoffte.

Bald erschien der Oheim, der, besorgt: den zweiten Neffen auch zu verlieren, in schneller Eile abgereist war. Bernhardt stellte ihm seine Pflegerin, durch deren Sorgsamkeit und Liebe er allein dem Leben wieder gewonnen war, vor, und beschrieb ihm die herrlichen Menschen, die sich seiner angenommen hatten, so vortheilhaft, daß der Oheim, dankbar für diese Liebe, sie bat: Alles von ihm zu erbitten, was er nur je zu gewähren im Stande sey. Da bat Adelheid mit rührenden Worten um Verzeihung für Bruno. Bernhardt bat mit, und der Oheim, überrascht von dieser Anmuth des Herzens, die nur für Andere, nie für sich selbst bittet, gewährte den edlen Wunsch.

(Der Schluß folgt.)

Prophezeihung einer Sündfluth im sechszehnten Jahrhundert.

Magister Stäfler, ein großer Astrolog, hatte im Jahr 1518 in einem, an den König von Spanien und nachmaligen Kaiser Karl V. gerichteten Prognostikon eine allgemeine Sündfluth im Jahr 1524 angekündigt, die im Februar anfangen und die ganze Erde verderben würde: weil eine Conjunction des Saturns, Jupiters und Mars einträfe, die der Erde nicht anders als nachtheilig seyn könnte; und da sie im Zeichen der Fische geschehen würde, so müßte sie nothwendig eine Sündfluth nach sich ziehen. Stäfler war als ein gelehrter und weitsehender Mann durch seine Kalender berühmt geworden; seine Prophezeihung machte deshalb in ganz Europa großes Aufsehen. Der Kaiser und seine Hofleute geriethen in Sorgen und Schrecken, und die Furcht wurde allgemein, als mehrere Sterndeuter die bevorstehende Sündfluth mit gleichen astrologischen Gründen bekräftigten. — Die Bekümmerniß und Angst der Hofleute bewegten den Augustin Niphus, den der Kaiser als einen gelehrten Mann hochschätzte: daß er die Stäflersche Prophezeihung mit Gründen widerlegte. Der Kaiser und seine Umgebung wurden ruhig; allein sein General, Graf Veit Range, der sehr viel von der Astrologie hielt, besorgte: daß der Kaiser durch die von Niphus abgefaßte Schrift zu sicher werden, und die Rettung der Armee versäumen möchte. Er hatte gleich im Anfang verlangt: der Kaiser sollte die erhabensten Berge, wo er sich mit der Armee hin begeben könnte, aussuchen und Magazine anlegen lassen; es war aber der erste Eifer bei dem Kaiser durch die Widerlegung des Niphus gemildert worden. Der General regte hierauf den berühmten Lehrer der Astronomie zu Padua, Thomas Philologus, an: daß er des Niphus Buch widerlegen möchte, und es führte auch Michael de Petra Sancta, Lehrer der Methaphysik am Gymnasium zu Rom, den Beweis: daß die Zusammenkunft der Planeten im Fische nichts Geringeres, als eine völlige Sündfluth veranlassen würde. — Die Furcht wurde in allen europäischen Ländern gleich groß, besonders in Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen; in Frankreich verloren sogar mehrere Menschen den Verstand darüber. — Viele, die am Meer und den großen Flüssen Güter hatten, verkauften ihre Ländereien und ihr Eigenthum, und begaben sich auf erhabene Berge, um die eintretende Sündfluth daselbst ab zu warten. Andere bauten Schiffe und sogar Archen, in welche sie sich zur Zeit der allgemeinen Sündfluth begeben wollten. Ein Jeder nahm seine Vorsichtsmaaßregeln nach seinen Einsichten und Bedürfnissen, um sich wider die Ueberschwemmung und die damit verknüpften Unbequemlichkeiten in Sicherheit zu setzen. Der Präsident Aurial in Toulouse ließ eine große Arche bauen, die er mit allen Nothwendigkeiten versah, auf daß er sich mit seiner Familie, sobald es die Noth erforderte, hinein begeben und die Abfahrt erwarten könnte. Sie wurde auf vier gemauerte Pfeiler gesetzt, damit sie nicht gleich bei dem ersten Stoß des andringenden Wassers fort geführt würde. Hingegen der Bürgermeister Gendorf zu Wittenberg traf seine Anstalten auf dem Boden seines Hauses, und ließ ein Viertel Bier herauf ziehen, um bei dem Ueberfluß des Wassers wenigstens einen guten Trunk zu haben. — Endlich trat der mit Furcht und Zagen erwartete Februar ein; in den meisten Ländern war der Himmel heiter, schön und ohne allen Regen, und die Sündfluth — blieb aus.

Dr. Stuhr.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

München. Ein herrliches Projekt wird hoffentlich nun bald zur Ausführung kommen; wenigstens denkt unsere Regierung — die für alles Große Sinn hat — ernstlich daran. Es ist die Vereinigung des Mayns mit der Donau durch die Regnitz, die Rednitz, die Rezat und die Altmühl. Die alte Fossa Carolina bei Weissenburg wird dabei wieder eine große Rolle spielen. Hr. von Reichenbach hat im Laufe dieses Sommers den Niveau jener Flüsse, so wie die ganze Lokalität zwischen Bamberg und Kehlheim untersucht, und nur geringe Schwierigkeiten gefunden, die sich der Ausführung der Idee Karls des Großen entgegensetzen. Die Kosten dieser Flußverbindung mit Allem, was davon abhängt, als Schleusen, Ankauf von Wiesen, Entschädigung für Mühlen, Erdarbeiten, Flußcorrektionen, Wasserleitungen, werden nahe an 6 Millionen Gulden angeschlagen. Der Name Reichenbach an der Spitze dieses Unternehmens berechtigt zu den besten Hoffnungen. Der König interessirt sich sehr für die Ausführung dieser Idee, unter ihm der liberale Finanzminister Lerchenfeld. Die Folgen dieser Verbindung sind für Baiern kaum zu berechnen und für die angrenzenden Länder von größter Bedeutung. Jede andere Verbindung des Mayns mit der Donau als durch die genannten Flüsse ist durch die Naturschwierigkeiten unausführbar. Baiern hätte also den großen Vortheil: daß die ganze Flußverbindung in seinen Grenzen läge, und es so ausschließlich Herr derselben wäre. — Die Zeitschrift „Eos" — welche zu wenig über die baierschen Grenzen kommt — erscheint künftiges Jahr nicht mehr hier, sondern in Nürnberg bei Schrag. Sie enthielt seit Kurzem recht gute Kritiken über die hiesigen Theater-Erscheinungen, wie sich überhaupt diese Zeitschrift mehr über die merkwürdige Hauptstadt aussprach. Das hört nun wohl auf durch ihre Entfernung von München. Dadurch werden die zwei hiesigen Zeitungen am meisten gewinnen, je mehr sie als politische Zeitungen durch die Zeitereignisse an Interesse verlieren. — Unsere italienische Oper hat durch das Engagement der Signora Vesta — die wir neulich ankündigten — sehr gewonnen. Sie hat eine treffliche Methode, ihre Stimme ist angenehm, wiewohl schwach, in ihr Spiel weiß sie Meisterschaft zu legen. Sie ist auf der Scene auch eine recht angenehme Figur. — * —.

Florenz. Schon Machiavell bezeichnet mit Recht, als eine unterscheidende Eigenschaft der Italiener, ihre Lust und Fähigkeit, das Alte hervor zu suchen, und es fehlt zu keiner Zeit an Beweisen. — Der unermüdliche Rossini besorgt zu Pisa eine neue Ausgabe des „Guicciardini," in der die Interpunktion bedeutende Veränderungen erleiden wird, und eine Taschen-Ausgabe des „Machiavell." Der hiesigen Ausgabe des erstgenannten Geschichtschreibers fehlt nur noch der letzte Band zur Vollendung, und in einigen Monaten wird auch Molini's elegante neue Ausgabe des „Boccaccio" die Presse verlassen. Ein deutscher Buchhändler, Marenigh, der sich seit geraumer Zeit hier niedergelassen, arbeitet mit lobenswerthem Fleiße daran, fehlerfreie und zierliche Drucke zu liefern. Des Abbate Francesco Fontani's „malerische Reise durch Toskana," ein eben so gut geschriebenes als reiches Werk an wenig bekannten und selten irrigen Nachrichten, besonders über das Mittelalter, ist von Marenigh mit Vermehrungen des mit seinem Vaterlande höchst vertrauten, nun leider verstorbenen Verfassers, in einer dem Reisenden sehr bequemen Gestalt und mit 200 kleinen Kupferstichen geziert, gedruckt worden. Jetzt beschäftigt sich der genannte Buchhändler mit Prachtausgaben italienischer Klassiker. Er scheint in der That keine Kosten, in dieser Unternehmung seine Vorgänger zu übertreffen, und schmückt jeden Gesang der genannten Dichter mit einem Kupferstich, wovon er Zeichnung und Stich geschickten italienischen Künstlern anvertraut hat. Von dem „Tasso" ist die erste Hälfte ihrer Vollendung nahe, und in ihr verdient unter den Kupferstichen „Erminiens Ankunft bei den Hirten" wirklich besondere Empfehlung. Den Lesern des „Dante" ist es vielleicht lieb, zu wissen, daß die unter dem Namen: „Commento dell' ottimo" mehrfach angeführten Erklärungen zu diesem „Herrn des höchsten Liedes" in Kurzem von einigen hiesigen Gelehrten bekannt gemacht werden. — T —.

Wunder über Wunder! In Lons-le-Saulnier, in der ehemaligen Grafschaft Burgund, haben die Jesuiten so eben Nachstehendes drucken lassen, und theilen es unter ihren Gläubigen, d. i. unter Leichtgläubigen und Abergläubigen aus: „Der Land-Eigenthümer, Hr. v. Belchamme, begab sich eines Morgens von seinem Schloß an den Fuß des Calvarienberges, um sein Gebet zu verrichten, als er das Kreuz zerbrochen und neben demselben einen jungen, als gottlos bekannten, achtzehnjährigen Liberalen oder Libertiner todt auf der Erde fand. Der Leichnam war von einer ungeheuern Schlange, 18 Fuß lang, umwunden. Der Schlangenkopf steckte im Munde des Jünglings; all sein Herzensblut war ausgesogen. Hr. v. Belchamme, durch dieses schreckliche Schauspiel in Erstaunen gesetzt, kam eilends zum Pfarrer; dieser versammelte auf der Stelle alle Gläubigen und zog an ihrer Spitze nach dem Calvarienberge, um für den Unglücklichen zu beten und vielleicht Verzeihung in jener Welt für ihn zu erhalten. Hier aber folgte ein zweites Wunder. In den Händen der heiligen Jungfrau befand sich ein zusammengelegtes Blatt Papier. Der Pfarrer öffnet es und liest: „Christen, seit langer Zeit ergebt Ihr Euch den Lastern. Sterbliche, die Ihr mich hört, ich verkündige Euch Ereignisse, welche die ganze Welt in Erstaunen setzen werden! Heil denen, die an meine Worte glauben; wehe denen, die daran zweifeln! Ein Comet wird sich zeigen und große Wunder und Zeichen ankündigen. Es soll eine große Seuche über das Vieh kommen. Der zu starke Genuß des Weines wird eine Menge Menschen ins Grab legen. Zahlreiche Schlangen werden Vielen verderblich seyn. Die Unterthanen eines großen Reiches werden Zeichen des Muthes und der Tapferkeit ablegen und den Staat beschützen. Das Jahr wird glücklich enden." (Constitut.) Jetzt, indem das Jahr zu Ende geht, haben die Leutchen gut erzählen und prophezeien, da aber bei diesem Verfahren die Dummheit nicht ab zu sprechen ist, so findet der Glaube Gelegenheit, sich in bester Glorie zu zeigen!!

Ein Diplomatiker, sagte Jemand, ist ein Polizei-Beamter im Staatskleide oder in Galla-Uniform. (Constitut.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Sonnabend den 25. Dezember. 209tes Blatt.

Poetische Spielereien.

Entstanden in frohen Abendzirkeln und mitgetheilt von Ernst von Houwald.

Bouts-rimés.

Zwei Sonette, mit vorgeschriebenem Thema, zur Bearbeitung an verschiedene Mitglieder ausgetheilt.

A. Nr. I. Ein Gevatterbrief.

Ich mische schleunigst Essig und — — Alaun,
Ich hasche wie der Vogel — — — Greif
Nach meinem scharfen Feder- — — Kneif,
Und stoße freudig in die Lärm- — — Posaune.
Drauf gürte Du dem Rappen die — Kaldaune
Und eile her beim frühsten — — — Reif,
Ein rothes Schleifchen in dem Pferde- Schweif,
Daß ich ins Ohr Dir: Herr Gevatter! raune.
Dein wartet Kaviar und — — — Lachs,
Und frischer Hummer aus dem — — Tegel.
Dem Rappen schütt' ich goldnen — — Hechsel
Und streu' für Stroh ihm seidnen — Flachs.
Dich grüßt mein Weib, so schön durch diesen Wechsel,
Wie ein Madonnen-Bild in — — Wachs.

Carl.

II.

Ich koche, Freund, wie Schwefel und — Alaun!
Gern flög' ich hin zu Dir, mein Vogel — Greif;
Ich schnitzte gern mit meines Messers — Kneif
Den Gänsekiel zur schallenden — — Posaune.
Denn wenn Dir früh mit nüchterner — Kaldaune
Das Reh verfolgst auf frischgefallnem — Reif.
So siehst Du schöner nicht der Freude — Schweif,
Als ich bei dem, was ich ins Ohr Dir — raune:
Mein Weib hat einen Sohn, frisch wie der Lachs,
Fing ihn erst früh der Reiher im — Tegel;
Komm Freund, als Zeuge, komm! der mit dem Hechsel
Im Kopf, von außen mit der Zier von — Flachs,
Der siegelt morgen meinem Sohn den — Wechsel
Auf Seligkeit mit überird'schem — — Wachs.

Otto.

Sonett B. Nr. I.

An das neue Jahrhundert.

Wirst Du froher, schöner Dich ent- — falten
In der Zukunft Schleier? wie ein — Kind
Bist Du eingehüllt, allein — — — geschwind
Wirst Du nun das Thor zum Seyn Dir spalten.
Mit der Zukunft, mit dem Schicksal — schalten;
Ob mit Kriegen? oder sanft, — — gelind?
Groß an Thaten, männlich fest — — gesinnt,
Wirst Du Deine Wechselspiele — — halten.
Oder spinnen mit dem alten — — — Groll
Deine Parzen lauter kurze — — — Faden?
Als der Ruf von Deiner Ankunft — scholl,
Griff auch ich so willig nach dem — Spaten,
Und vergrub mein Leiden über- — — voll.
Du wirst schon zu neuem Schmerz mich laden?

Agnes.

II.

Dein erstes Lächeln sah ich sich ent- — falten,
Auf Morgenroth wankt Deine Wiege, — Kind,
Die Horen flügeln Dich herauf. — — geschwind
Der hundertjähr'gen Mutter Haupt zu — spalten.
So magst Du mächtig über mir denn — schalten,
Doch sey nicht streng, regier' uns recht gelind,
Sieh, Deine Mutter war mir gut — gesinnt,
In ihrem Schooß hab' ich mein Seyn er- halten.
So mache Du, daß ich einst ohne — Groll
Der Parze reiche meinen Lebens- — Faden,
Und daß — wenn dumpf die Trauerglocke scholl,
Und mir das letzte Häuschen grub der — Spaten,
Manch liebend Auge wurde Thränen — voll,
Wenn sie den Sarg auf ihre Schultern — laden.

Ernst.

Ueber das schriftstellerische Talent der Frau von Stael.

(Fortsetzung.)

Man hat sich jedoch beklagt, daß man bei Lesung der Schriften der Frau von Stael, die erste und letzte ausgenommen, einigermaßen ermüde. Eine Empfindung ist eine Thatsache, über welche sich nicht streiten läßt, und wenn jene so allgemein wäre, daß man Rücksicht darauf nehmen müßte, so würden zwei Ursachen an zu geben seyn, nämlich: die Menge ihrer Ideen, und sodann einige Mängel ihrer Schreibart, die besonders in dem zweiten Zeitpunkt ihrer schriftstellerischen Laufbahn auffallend waren. — Sie hat einen ungemeinen Gedankenreichthum, und vielleicht kommt ihr in diesem Betracht kein Schriftsteller gleich. Man nehme auf Gerathewohl gegen drei von ihren Seiten eben so viele aus dem geistreichsten Schriftsteller, und es ist zu wetten, die Zahl eigenthümlicher und ausgezeichneter Ideen wird bei ihr am größten seyn (?). Keinesweges aber bemerkt man an ihr eine gesuchte Gedrängtheit; jeder Gedanke ist gerade mit so vielen Worten begabt, als nothwendig sind; aber man ist nicht gewohnt, so viele Gedanken beisammen zu sehen, und vielleicht sind ihrer auch zu viele. Angewöhnte Redensarten, die eigentlich nichts als Füllsteine in der Darstellung sind, machen zuweilen auf unsre Seele einen Eindruck, wie jene Tuchstreifchen im Klaviere, welche das Nachtönen der Saiten ersticken, ehe man eine andere anschlägt: bei Frau von Stael folgen aber die Gedanken zu rasch, zu ununterbrochen, als daß gewöhnliche Geister ihr folgen könnten. Sie ist die Göttin des Ueberflusses; sie streut mit vollen Händen Aehren, Perlen, Rosen, Bänder und Diademe aus; man will sich nichts entgehen lassen, weil alles seinen Werth hat, aber es kann wohl seyn, daß man bei dem Aufsammeln müde wird. — Der periodische Styl, der jetzt aus der Mode kommt, brachte den Vortheil: Spielraum für die Entwickelung des Gefühls zu geben, indem der Satz zu einem wohllautenden Ganzen sich gestalten mußte. So wie aber Neckers Gedanken durch die mißbräuchliche Anwendung der Harmonie viel von ihrer Kraft verloren hatten, so ging seine Tochter zu einer andern Weise über, wo sie freilich weit glänzender erschien: aber vielleicht hätte sie zuweilen wohl einer Form bedurft, wodurch sie gezwungen worden wäre, ihren Gang zu hemmen.

Man hat den älteren Schriften der Frau von Stael auch einige Dunkelheit vorgeworfen. Dieser Fehler kam daher: daß sie in ihrer Jugend eine ziemlich sonderbare Sprache brauchte, die später zum Theil von ihr aufgegeben, zum Theil aber von der Welt endlich mit Beifall angenommen wurde, und auch daher: daß sie nicht sogleich die Darstellungsweise fand, die ihrem Talent am besten zusagte. Ihrer fruchtbaren Einbildungskraft erschien stets eine Menge von Nebenideen, welche nicht an zu deuten Schade gewesen seyn würde, aber wenn sie dieselben mit der Hauptidee verknüpfen wollte, entstand Verwirrung daraus, und sie zwang dadurch den Leser oft, sehr entfernte Beziehungen auf zu fassen. Sie hat späterhin in solchen Fällen den Faden lieber völlig abgerissen, und als sie die Sprünge ihrer Einbildungskraft für das gab, was sie waren, hat man sie deutlicher und eigenthümlicher gefunden.

Es fehlte also lange den Werken der Frau von Stael etwas in Hinsicht auf die Kunst der Darstellung, das heißt in Beziehung auf die vollkommene Uebereinstimmung einer Schrift mit den Fähigkeiten derjenigen, für welche dieselbe bestimmt ist. Sie arbeitete aber auch nicht als Künstlerin, und sie betrachtete ihre Werke nicht als etwas, das abgesondert von ihren Gefühlen und Meinungen für sich bestanden hätte. Wenn sie von ihren literarischen Entwürfen sprach, sagte sie stets: ich werde zeigen, ich werde beweisen, begreiflich machen, aber nicht: ich werde einen Aufsatz über jenen Gegenstand schreiben. Büffon, der während seines ganzen Lebens seine Beschreibung des Schwans ausfeilte, und Rousseau, der mit eigner Hand die bereits gedruckte „Neue Heloise" für Frau von Luxemburg abschrieb, sind Maler, die sich in dem Werke ihrer Hände gefallen. Sie stehen still vor der Gestalt, die sie geschaffen haben, und bewundern dieselbe. Frau von Stael beschäftigte sich nur mit dem Geiste; die Rede war in ihren Augen nur ein Werkzeug, und obgleich sie sich immer sehr glücklich ausdrückte, so lag doch der Vorzug des Ausdruckes mehr in dem, was er bedeutete, als was er war.

(Der Schluß folgt.)

Der Sieg über die Ahnen.

(Schluß.)

Die beiden Mädchen wetteiferten nun, dem Grafen diesen Ausspruch zu vergelten, und gewannen ihn durch ihre Engelreinheit. In ihrer Mitte verlebte er Tage, die er noch nie in den steifen Cirkeln und glänzenden Beschränktheiten der höhern Klassen entdeckt hatte. Es war ihm so wohl, sich mit solcher Liebe umfangen zu sehen, daß er bald Lindau als Freund umarmte.

Unterdeß hatte Bruno auf geheimen Wegen die Genesung seines Vetters erfahren, und er eilte, unerkannt zu seiner Emma zurück zu kehren und Anstalten zu treffen, um vielleicht in einem andern Lande in stiller Verborgenheit sein Glück zu genießen und den Verfolgungen seiner Verwandten zu entgehen. Unbemerkt kam er einst an die stille Wohnung seiner Emma. Er hörte im Garten seinen Namen rufen, es war die Stimme der Geliebten, die weinend in Einsamkeit

seiner gedachte und seinen Namen aussprach. Da übersprang er die Mauer und im Augenblick lag er in ihren Armen. Der Schreck fesselte ihr Leben; mit einem Schrei sank sie in Ohnmacht, doch der heiße Kuß ihres Bruno ließ bald die Lebensgeister erwachen und verlieh ihr die Sprache wieder. Nach seelenvollen Begrüßungen benachrichtigte ihn Emma von den Verhältnissen zwischen Bernhardt und Adelheid, und zeigte ihm die herrliche Aussicht in die Zukunft. Sie sagte ihm von der ausgesprochenen Verzeihung seines Oheims und beschwor ihn, sich mit Bernhardt zu versöhnen. Da trat, von einem glücklichen Zufall geleitet, Bernhardt selbst hervor und stürzte, Verzeihung flehend, ihm in die Arme. Er drang in ihn, sogleich mit ihm zu dem Oheim zu gehen, und baute auf diese Scene der Ueberraschung und Verzeihung seinen Plan.

Adelheid führte Bruno dem Oheim zu. „Ihr Wort bitte ich zu lösen, sprechen Sie den Segen der Vergebung, der Graf hat mich zu seiner Fürbitterin erwählt!“ sagte sie. Bruno ergriff die Hand seines Oheims und bat in rührenden Worten um Verzeihung. — Wenn Sie die Holde kennten, theurer Oheim, sprach er, durch deren Liebe ich Ihre Gunst verscherzte, Sie würden mich entschuldigen; ein Engel trat in mein Leben, ich ergriff seine Hand und nahm das Paradies, das mir ja nur die Schätze der Erde kostete! — Jetzt führte Bernhardt die hold erröthete Emma herein. — „Das ist seine Geliebte, lieber Oheim, nun urtheilen sie selbst!“ rief er — Emma warf sich weinend zu seinen Füßen — „und das die Meinige!“ sprach er weiter, mit Adelheid neben dem Paare knieend. „Beseligen Sie, bester Oheim, durch Ihren Segen einen Bund, den eine höhere Macht geschlossen hat. Mit roher Hand wollt' ich das Verhängniß hindern und unaufhaltsam fühle ich mich mit fortgerissen und bezaubert. Segnen Sie einen Bund, der uns die Seligkeit schon diesseits zeigt.“

Wohl hab' ich's geahnt! sagte der Graf nach einigen Augenblicken. Stehet auf! diese lieben Kinder haben den Preis errungen, denn wer seinen Feinden Gutes thut, ist jeder Krone werth. Gott segne Euch, meine Kinder! Brecht Blüthen am Baum des Lebens, und — ich seh' es wohl an Euch — dem Stammbaum werdet Ihr keine Unehre bringen. Holt mir Eure Eltern! — Die beiden guten Alten, die von dem ganzen Vorfall noch nichts wußten, fielen bei dieser Nachricht dem Grafen in die Arme, der sie zum ewigen Bunde umschloß mit den Worten: Die Tugend weicht keinem Adel! — Bald tönten nach einmal die Festglocken. Da führte Bernhardt Bruno zum Altare, der Bruderkuß verscheuchte jede Erinnerung und das laute Ja unterbrach kein feindlicher Laut, und kein Haß störte ferner das Leben dieser Vereinigten.

Eduard Müller.

Einige Druckfehler.

Ehemals, wo sich mit dem Corrigiren viel unterrichtetere Männer als jetzt beschäftigten, fand man weit weniger Druckfehler; obgleich es fast unmöglich seyn möchte, ein größeres Werk auf zu finden, daß gar keine solche Fehler enthielte. Auch die emsigste Aufmerksamkeit kann zuweilen wohl Etwas übersehen. Als daher im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts ein Buchhändler in Zittau ein Gesangbuch drucken ließ, setzte er, wegen der etwa eingeschlichenen Druckfehler, diese Entschuldigung voran:

Ohn' Fehler ist kein Mensch, ohn' Fehler ist kein Buch;
Wenn Du hier Fehler siehst, an Dir auch Fehler such!

Die nähere Ansicht dieses guten Gesangbuchs lehrt jedoch, daß der Druckverbesserer seine Pflicht gethan und sehr wenige Fehler übersehen hat. Desto mehrere finden sich in andern Schriften, aus deren Unzahl hier nur eine fünf Bogen starke Schrift erwähnt werde: „Friedrich Ludwig Walther von menschenfressenden Völkern und Menschenopfern, Hof, 1784, 4.“, weil sie unstreitig zu denen gehört, welche die meisten Druckfehler enthalten. Von den fünf und achtzig Seiten dieses Büchleins ist auch nicht Eine ohne Druckfehler, und wenn man sich bemühen und alle zählen wollte: so würden über zweihundert herauskommen.

Eine seltene englische Bibel, die von einem Buchhändler-Vereine, der darüber ein Privilegium erhalten hatte, unter der Regierung Karls I. herausgegeben ward, enthält einen sehr groben Druckfehler. Es war nämlich in dem sechsten Gebote: „Du sollst nicht ehebrechen!“ das Wörtchen „nicht“ ausgelassen. William, Erzbischof von Canterbury, ward darüber höchst aufgebracht, und die Buchhändler mußten das Aergerniß mit einer starken Geldsumme büßen; die Weltleute hingegen schafften mit großem Aufwande sich Exemplare von dieser Ausgabe an, um nöthigen Falls sich darauf berufen zu können.

In die Leipziger Zeitung schlich sich bekanntlich einmal während des siebenjährigen Krieges statt „eilende Reichshülfe“ der Druckfehler „elende Reichshülfe“ ein, weshalb auch der Drucker bestraft ward.

(Der Schluß folgt im 211ten Blatte.)

Irdisch Loos.

Was ist die Furcht, was ist das Hoffen?
Was jauchzt der Mensch und steht betroffen?
O fühle, wenn Dich Freud' entzückt
Und wenn dich Kummer nieder drückt:
Die Erde krönt kein Hoffen.

Was soll der Mensch, wer kann mir's sagen?
Wozu dies Mühen, dies Erjagen?
Thu' stets, o Mensch, nur Deine Pflicht,
Sieh himmelan und frage nicht:
Die Erde darf's nicht sagen.

Bertram.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weißenfels. Dies malerisch an der Saale gelegene und niedlich gebaute Städtchen ist seit der preußischen Besitznahme des Herzogthums Sachsen zur Grenzstadt zwischen Preußen und Sachsen geworden. Die Grenzen der Länder bilden zuweilen auffallende Abschnitte durch die Verschiedenheit der Landes-Verfassung und das Aeußere der Nationen. Hier, wie auf den meisten andern Grenzpunkten Preußens und Sachsens, scheint dies keineswegs der Fall. Der Sachse bleibt seinem National-Charakter in der Regel zu treu, und die politische Trennung des Landes, nicht der Nation, ist noch zu neu, als daß sich hier schon merkliche Veränderungen zeigen sollten. Wer möchte es indessen billigen, wenn der sonst so rühmliche Patriotismus derjenigen Sachsen, welche dem preußischen Scepter unterthan geworden sind, den Absichten seines jetzigen Gouvernements nicht immer die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die jede gute Absicht unstreitig auch dann verdient, wenn sie nicht vollkommen erreicht wird?! — wenn er dieselben verkennt, oder manche gute Veranstaltung und Einrichtung geflissentlich tadelt und nur im ungünstigen Lichte erblickt? — Das Geschäft des Makelns und Tadelns bleibt immer sehr undankbar, auch dann, wenn sich dieser Tadel gerecht ausspricht; — wie viel mehr, wenn er unberufen, unwahr und ungegründet ist, weil er da Mißtrauen und Unzufriedenheit säet, wo nur gegenseitiges Zutrauen zum höchsten Gemein-Wohl leiten kann. Nationelle Eifersüchtelei benachbarter Völker wirkt selten viel Gutes, ertödtet nur liberale und gemeinnützige Gesinnungen und wehret dem allgemeinen Fortschritt zum Bessern; und man muß es der preußischen Regierung rühmlich zugestehen: daß sie Thätigkeit für das Gemeinwohl zeigt. — Ich bewunderte hier den noch unvollendeten Bau einer neuen Kunst- und Pracht-Brücke über den Saalstrom, sah die neu angelegte über zwei Meilen in schnurgerader Linie nach Merseburg führende Chaussee; — beobachtete die Sorgsamkeit, mit welcher man das große und schöne, seit mehr als hundert Jahren unbewohnt stehende Schloß zu Weißenfels in bewohnbaren Stand setzte; — und bemerkte die Vollendung der frühern Arbeiten, durch welche man die ehemals nur bis Halle schiffbare Saale bis Weißenfels schiffbar gemacht hat: sämmtlich Unternehmungen, welche bedeutenden Aufwand erfordern und in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren begonnen und großentheils schon vollendet sind. — Man braucht gar nicht in die Geheimnisse des Baumeisters eingeweiht zu seyn, um den Pracht- und Kunstbau der Brücke über die Saale zu bewundern, die von einem französischen Baukünstler in Berlin — le Bas, wenn ich mich recht entsinne — angegeben, und von einem deutschen Baumeister, Hrn. Schmidt in Merseburg, ausgeführt wird. Auf zwei schlanke steinerne Pfeiler stützen sich drei weite hölzerne Bogen von mehr als funfzig Ellen im Durchmesser. Diese sind bei einer nicht sehr beträchtlichen Spannung auf eine ungemein künstliche und noch wenig angewendete Art aus starken eichenen Pfosten dermaßen zusammengefügt, daß sie gleich einem Gewölbe von Stein durch den eignen Druck sich halten und in den einzelnen Theilen fest an einander schließen. Unverkennbar ist es, daß die Bauart Dauer und Leichtigkeit in hohem Maaße mit einander verbindet. — Die herrliche Merseburger Chaussee ist erst seit einem Jahre vollendet und mit einer Allee von abwechselnden Birken, Pappeln und Linden eingefaßt. Zu wünschen wäre es jedoch, daß man die jungen Bäumchen etwas sorgfältiger pflegte und vorzüglich mit stützenden Pfählen versähe, was durch die Chaussee-Wächter, die in solid und geschmackvoll gebauten steinernen Chaussee-Häusern wohnen, geschehen konnte und sollte. — Das Schloß — ein imposantes, geräumiges und auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe höchst malerisch liegendes Gebäude — diente im vorigen Jahrhundert einer herzoglich-sächsischen Nebenlinie zur Residenz, welche, ich weiß nicht genau in welchem Jahre, daselbst gänzlich ausstarb. — In dem letzteren Kriege benutzte man es zum Lazareth, in welchem, nach den Schlachten von Leipzig, Jena und der Umgegend, Tausende von verwundeten Kriegern Obdach und Pflege erhielten. Jetzt sucht man es aber zu einer Kaserne umzuwandeln, welche wohl ein ganzes Infanterie-Regiment fassen, die Last, welche die militairische Einquartierung den Bürgern verursacht, mindern, und vielleicht noch so manchem andern Nachtheil vorbeugen wird, welche die Vereinzelung und Zerstreuung der Soldaten in den Bürgerwohnungen und das Zusammenleben derselben mit den Bürgern unstreitig erzeugt. — Daß die innere Schiffahrt auf Kanälen und Flüssen den wechselseitigen Verkehr der Länder und der Menschen in hohem Maaße fördert und erleichtert und hierdurch die Industrie sich hebt, braucht keiner Erwähnung; auch kein Staat, dessen physische Lage sie möglich macht, hat diesen so sehr unbedeutenden Hebel des Wohlstandes und der Betriebsamkeit verkannt. Die Erfahrung wird zuverlässig auch hier lehren, daß die zur Förderung der Fluß-Schiffahrt der Saale verwendeten Kosten dereinst hohe Zinsen tragen müssen. — Die Ansicht der weiten Ebene um Merseburg, welche die schon erwähnte Straße in gerader Linie durchschneidet, gleicht einigermaßen den südlichen Steppen Rußlands, jedoch nicht an Menschenleere und an Unfruchtbarkeit. — Seit einem Jahrtausend waren diese und die angrenzenden Ebenen mehrere Male der Punkt, wo sich die wogenden Kräfte aufgeregter Völker im Kampf an einander brachen. Die asiatischen Hunnen und die Deutschen schlugen sich in der Gegend um Merseburg im neunten Jahrhundert. Noch jetzt findet zuweilen der ackernde Landmann Pfeilspitzen, Schwerter und andere Ueberreste jener Mordschlacht auf diesen Gefilden. Den Boden der Umgegend von Lützen röthete im dreißigjährigen Krieg das Blut der Schweden und der Völker der österreichischen Monarchie, und im siebenjährigen Krieg gewährten die Ebenen Roßbachs Friedrichs Kriegern einen leichteren Sieg über die Franzosen, als in unsern Tagen, wo die große Leipziger Schlacht auf dem ganzen Umfang der weiten Fläche tosete, die Blut von fast allen europäischen Völkern in sich sog. — Es bleibt eine höchst merkwürdige Thatsache, daß Schlachtfelder auf lange Jahre eine höchst ausgezeichnete Fruchtbarkeit zeigen. Noch jetzt giebt es unweit Merseburg eine Stelle — die sogenannte Hunnenschanze —, welche, der Sage nach, das Grab mehrerer Tausende von Hunnen ist; diese Stelle von vielen Scheffeln Aussaat hat man, wie mir versichert wurde, seit undenklichen Zeiten nicht zu düngen nöthig gehabt, und dennoch trägt sie die reichlichsten Erndten — nur sind Menschen freilich ein entsetzlich kostbarer Dünger! — R.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.
Montag den 27. Dezember. 210tes Blatt.
1819.

Der heilige Martin.

Eine französische Zeitschrift („Vrai Libéral") lie- ferte am Martins-Tage einen Auszug aus dem Leben des heiligen Martin, den man ehedem als Frankreichs Apostel verehrte, und der, im Jahr 315 zu Stain in Ungarn geboren, als Bischof von Tours den 8. Novem- ber 397 zu Cande starb. Der leichte Ton, der in die- ser Legende vorherrscht, beweist: daß Frankreich seine beiden Schutzheiligen, den heiligen Dionysius und den heiligen Martin, nicht mehr so hoch verehrt, als vor 1500 bis 1600 Jahren. — In der neueren Biographie heißt es: „Das Martins-Fest geht in Paris noch über das Fest des heiligen Dionysius. Dieser war zwar Bi- schof von Paris und Märtyrer, Jener aber Bischof von Tours und Soldat, und ein größerer Wunderthäter als sein College. Der heilige Martin war in seiner Ju- gend ungarischer Pandur, lief davon, kam nach Frank- reich, entsagte dem Kriegsdienste, um in den Dienst der streitenden Kirche zu treten, und zeigte mehr ein men- schenfreundliches als ein menschenfeindliches Herz. Auf der Brücke von Amiens begegnete ihm ein halbnackter Bettler; Martin schnitt seinen Mantel in zwei Hälften und gab ihm die eine. Die Leute wollten damals wis- sen: dieser Bettler sey der Teufel gewesen, und habe den Heiligen in Versuchung führen wollen; der Hei- lige aber trug den Sieg davon. Am folgenden Mor- gen erschien ihm der Heiland auf der Brücke, angethan mit dem halben Mantel; und viele Jahrhunderte nach- her baute man eine Kirche an der Stelle, welche Robes- pierre während der Revolution in ein Gefängniß um- schuf. Der Teufel gab aber in seinen Verfolgungen nicht nach. „Drehe Dich, wohin und wie Du willst", sprach er einst zu ihm, „ich bin und stehe wider Dich!" Aber die Engel ließen den heiligen Martin nicht un- tergehen. Einst stieß ihn der Teufel eine lange Treppe von oben hinunter; Martin zerschlug sich das Haupt und die Glieder, aber die Engel bestrichen ihn mit ei- ner Salbe und er erstand frisch und munter, behielt auch noch einen großen Theil der Salbe und das Krüg- lein dazu, welches bis auf den heutigen Tag mit dem köstlichen heilsamen Inhalte in der Abtei Marmontier (Martin-Monstier, Martins-Kloster) aufbewahrt wird. — Heinrich III. wurde mit dem Oele dieses Krügleins zu Chartres gesalbt, weil die heilige Flasche zu Rheims im Besitz der Liguisten war. — Martin gewann so viel Gewalt über den Teufel, daß jeder Strohhalm einer Streue im Kloster zu Berry, worauf er nur eine Nacht gelegen, die Wunderkraft erhielt: den Besesse- nen, um dessen Hals man ihn knüpfte, aus den Krallen des Satans zu befreien. — Will man neue und zwar keine Strohwunder? Man höre: Ein Burgunder stürzte einst mit gezogenem Schwerdte auf ihn ein; Martin hält still; Jener holt aus, fällt aber rücklings nieder und bleibt todt liegen. Ein ander Mal geht ein Cham- pagner mit bloßem Säbel auf ihn los; so wie er sich eben dem Heiligen nähert, bricht der Säbel in zwei Stücke und beide Stücke verschwinden; da fällt ihm der Mörder zu Füßen und bittet um seinen Segen. — Auch mit Fischen hatte St. Martin zu thun. Eine

ungeheure Alse richtete in der Loire vielen Schaden an und widerstand allen Netzen. Der Heilige warf ihr aber eine geweihte Hostie zu und sie erstickte daran. Die Hostie war nicht vergiftet, wie jene, welche der Dominikaner Bernard Politian von Monte-Pulciano dem Kaiser Heinrich VII. bei dem Abendmahl reichte. — Ueberhaupt übte der heilige Martin große Gewalt an den Lebenden und Leblosen aus. Mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes versteinerte er eine ganze Caravane in einem Gebirge Frankreichs; mit dem Zeichen des Kreuzes stürzte er eine gewaltige Fichte auf diejenigen, welche gewollt hatten, daß sie ihn zerschmettern sollte; auf seinen Zuruf verlöschten Feuersbrünste und flohen sechszehn Teufel oder Teufelchen aus Trier, die ihr Unwesen in der Stadt trieben und das Oberste zu Unterst kehren wollten. — Setzt man noch einen aus dem Grabe hervor gerufenen Geist und drei Auferstehungen hinzu, so hat man ohngefähr einen Begriff von den Wundern des Heiligen. — Aber dafür priesen ihn nicht nur die Menschen, sondern auch Hymnen der Engel erschollen ihm zum Lobe an den Ufern der Loire, und wurden bis in Cölln am Rhein gehört. Der heilige Martin ist auch der erste Bekenner des Christenthums, dem die Ehre widerfuhr, daß ein Tag im Kalender seinen Namen führte, der zum Festtag wurde." Cl.

Ueber das schriftstellerische Talent der Frau von Stael.

(Schluß.)

In den Schriften der Frau von Stael ist die Verbindung der Gedanken stets begründet, aber nur durch das Gefühl, wodurch sie eingegeben sind; alle Gedanken haben ein Ziel, sind jedoch mehr nach der Folge ihrer Entstehung geordnet, als kunstvoll zusammen gereiht. Man mag daher bei andern Schriftstellern geschickter behandelte Kontraste, gelehrtere Gedankenverkettungen finden; bei ihr findet man überall den Gang eines in der Unterhaltung glänzenden Geistes wieder, in welchem plötzlich Gedanken aufblitzen. Eine durch Ton und Inhalt leichte Rede unterbricht oft ein sehr lichtvoller Gedanke, der wichtiger als der behandelte Gegenstand ist; noch öfter aber wird die Abhandlung über eine abstrakte Frage durch einen unerwarteten Zug belebt, und die liebenswürdige Frau verscheucht den Philosophen. — Oft verräth sie eine gewisse Gleichgültigkeit gegen den Werth, den man ihren Entdeckungen beilegen könnte. Dies ist die Folge jener unermeßlichen Schöpferkraft, welche ihr die Gewißheit giebt, daß sie stets etwas Neues erzeugen kann; es kommt aber besonders daher: daß sie ganz in ihren Gegenstand sich verliert und dabei ihren literarischen Ruhm übersieht. Frau von Stael will die Fortschritte des menschlichen Geistes fördern, sie will bei ihren Zeitgenossen, vorzüglich bei den Franzosen, jene Kräfte der Seele beleben, die in ihr selbst so thätig sind. Sie würde sich, hätte es seyn müssen, für jede Sache, die sie verfocht, geopfert haben, und sie ist vielleicht, außer den Verfassern der heiligen Bücher, die einzige (?) Schriftstellerin von höherem Range, deren Hauptzweck edler war als der Ruhm. — Je mehr ihre löblichen Beweggründe sich entwickeln, desto größer wird das Verdienst ihrer Werke. Sie hatte stets aus innerer Erregung geschrieben; aber eine Begeisterung, deren Ursprung persönlich ist, drückt dem Talente noch nicht seinen ehrwürdigsten Charakter auf. Frau von Stael hat nicht bloß in ihrer Manier gewonnen; die immer steigende Treflichkeit des Gehalts und der Form ihrer Schriften scheint mit einem ähnlichen Wachsthum ihres inneren Lebens gleichen Schritt zu halten. Es ist mehr Harmonie in ihr, und auch mehr zwischen ihr und Andern. Ihre Wärme, die ganz auf ein schönes sittliches Gefühl gerichtet ist, hat eine weitere Sphäre belebt, und ist zu derselben Zeit gleichmäßiger und mittheilsamer geworden; ihre besser geordneten Regungen haben sich mehr nach außen verbreitet. Die Aufwallungen der Jugend vermehrten nicht ihre weiblichen Kräfte und in ihr brauchte die Gluth der Seele nicht durch das Blut entzündet zu werden.

Wenn auch keines von den Erzeugnissen der Frau von Stael ganz sie selbst ist, so ist doch ihre Seele in allen ausgegossen. — Wer schreiben will, möge besonders ihre Werke lesen und wiedermals lesen; freilich nicht in der Absicht: eine Originalität nach zu ahmen, die bei ihnen nicht mehr dieses Namens werth seyn würde, sondern weil sich hier die beiden Grundbedingungen der Schöpferkraft, Leben und Stoff, wieder finden. Man wird stets aus dieser unerschöpflichen Fundgrube sich bereichern können, und zwar unbemerkt, weil nicht Alles, was sie enthält, benutzt worden ist; bei der zweiten, dritten Lesung findet man mit Ueberraschung Ideen, die man noch nicht bemerkt hatte, Ideen, welche wir vermittelst eigener Erfahrung erlangt zu haben glauben. Solche Bücher, wo Alles gesagt zu seyn scheint, laden immer neu zum Nachdenken ein, und öffnen dem Geiste noch andere Bahnen, als diejenigen, welche der Verfasser nicht Zeit hatte zu durchlaufen. — Die Werke der Frau von Stael scheinen einer neuen Zeit an zu gehören. Eine neue Periode im gesellschaftlichen Leben und in der Literatur kündigen sie in Frankreich an und suchen sie herbei zu führen: das Zeitalter kräftiger, edler, lebendiger Gedanken und aus dem Herzen kommender Gefühle. Sie hat die Idee einer mehr gesprochenen als geschriebenen Literatur gegeben, von einer Art, worin die Stegreif-Reden berathschlagender Volksversammlungen für die Politik, die vertraulichen Ergießungen für den Aus-

druck der Leidenschaft und die Witzspiele geselliger Unterhaltungen für Menschen-Beobachtung uns etwas Innigeres und Kräftigeres sagen, als es je die erlernte Rhetorik gegeben. So hat sie die literarische Kunst erhoben, die nicht mehr eine unnütze Betriebsamkeit, ein Mittel seyn wird, das Bild einer leeren Schönheit in unsern Herzen zu erwecken — sondern in nähere Beziehungen zu dem Leben kommen, mehr Einfluß darauf haben, und weniger die Arbeit des Menschen als den Menschen selbst, in Beziehung auf die Unsterblichkeit, darstellen wird. Sie soll der allgemeine Ausdruck der edelsten Wünsche, die Vereinigung von Gedanken seyn, welche einst bei öffentlichen Einrichtungen oder nützlichen Unternehmungen in Erfüllung gehen, und die Zukunft wird sich ganz darin zeigen. S—r.

Philosophische Blicke.

Alles Streben des Menschen geht von zwei sich gegenseitig abstoßenden und wieder anziehenden Polen aus. Kein Uebergewicht und kein Sieg ist auf der einen Seite denkbar und möglich, ohne den Verlust oder die Niederlage der andern. — Die eine Hälfte der Menschheit erscheint so fast nur als Maschine, von den Kräften der Andern bewegt — als Stoff, von dem Willen eines fremden Geistes beseelt — als gegebenes Mittel zu den Zwecken Anderer — sie dient, damit die andere herrsche. Gewalthaber versuchen es wenigstens nicht selten, die dienende Parthei ganz zu einem Instrumente ihres Willens herab zu würdigen. — Aber nur die gesetzlose Willkühr sucht und bedarf willenloser Sklaven; der Despotismus aber untergräbt mit der Freiheit seiner Mitmenschen endlich nicht nur das eigene Wohl, sondern der Despot vernichtet mit dem Adel der Menschheit an Andern am Ende ganz gewiß sich selbst und seine ganze Existenz.

Der höheren Bestimmung des Menschen ist es gemäß: sich selbst Zweck und Mittel zugleich zu seyn und es sich und Andern in einem immer reineren und harmonischeren Verhältniß zu werden. Hierdurch wird der Mensch der Gottheit ähnlich, der er nie gleich seyn kann. — Nur in der Gottheit, die Alles in Allem ist und Alles in Allem vermag, eint sich der höchste Adel des verständigen Willens mit der unbeschränktesten Allmacht. Der beschränkte Wille des Menschen hingegen muß, um seine Absichten zu erreichen, oft fremde Kräfte zu Hülfe nehmen und sich dieselben aneignen. Er soll und kann jedoch die Kräfte seiner Mitmenschen benutzen, ohne die individuelle Freiheit und Selbstständigkeit derselben durch äußeren Zwang zu gefährden. Jeder physische und moralische Zwang setzt die Würde des Menschen — die ohne den, obwohl stets relativen Begriff der Freiheit, gänzlich verschwindet — unausbleiblich herab. Kein Mensch kann als solcher auf dies Götter-Geschenk verzichten und sich unbedingt ganz und für immer zum dienenden Werkzeug des Andern bestimmen. — Sklaven-Sinn und Sklaven-Dienst! — der Druck niederer Beschäftigungen und irdischer Bedürfnisse ersticken allgemach die höhere Blüthe des Geistes und Herzens, welche dem Menschen den höchsten Adel freier Sittlichkeit, dessen er fähig und zu dem er bestimmt ist, verleiht. — Der bessere Mensch scheut sich nicht, zuweilen von seiner Höhe herab zu steigen, damit er das Niedere allmählich zu sich hebe und das Unvollkommene veredle. Er opfert gern und freiwillig erworbene oder überkommene Vortheile, sobald das Wohl des Ganzen und das allgemeine Beste diese Ausgleichung gebietet. Jeder Untergeordnete wird die wohlthätigen und weisen Plane des Höheren um desto gewisser und kräftiger unterstützen, wenn er es frei und mit der Ueberzeugung, daß sie wirklich zum Besseren führen, zu thun vermag. — Je uneigennütziger und edler die Zwecke und Absichten des individuellen Menschen sind — mit so größerer Weisheit derselbe die Mittel zu ihrer Erreichung wählt — je kräftiger er dieselben anwendet, um desto näher muß er dem Gipfel der erhabenen und allgemeinen Bestimmung der Menschheit kommen.

Mendelsohn pflegte die irdische — und warum nicht auch die überirrdische und ewige? — Bestimmung der Menschheit durch folgende wenige, aber erschöpfende Worte zu bezeichnen: Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste thun! Tauschen.

Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Der Gerechteste sieht Gott am nächsten. Plato.

Der Deutsche wendet Alles dem Fremden zu; selbst das Geld läßt sich besser mit einer französischen Karte verspielen. Bechers.

Wenn Männer von Geist sich gegenseitig herab setzen, so freuen sich die Dummköpfe. Duclos.

Die Welt schätzt oft den Schein des Verdienstes mehr, als das Verdienst selbst. Rochefaucauld.

Es war eine schöne Zeit: Thaten nur wurden bestraft, Worte blieben — frei und ungeahndet. Tacitus.

Die beste Grenze ist die Gerechtigkeit. Pompejus.

Möcht' es doch kein Fürst vergessen: daß Rom fast alle seine Eroberungen dadurch machte, daß es seine Alliirten — vertheidigte. Raynal.

Ich bin Herr über Land und Leute, nicht über Geld und Gut. Kaiser Maximilian.

Auf den doppelten Vollmond im Dezbr. 1819.

Warum mag Doppel-Vollmondschein
Der Himmel Euch in diesem Monat senden?
Zum Zeichen: daß Ihr, Groß' und Klein',
Das Licht verbraucht an beiden Enden.

S. H. Catel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus einer so eben von dem hiesigen Medizinalrath und Prof. von Druffel herausgegebenen kleinen Schrift: „Todesursache des Fr. Leop. Grafen zu Stolberg“ hebt Ref. folgende Stellen aus: „Der Graf befand sich während eines Besuches bei seiner liebenswürdigen Schwiegertochter, Philippine zu Sodes, ungemein wohl; bei der Zurückkunft nach Hause kömmt ihm die Schmähschrift von Voß zu Gesichte. Erwägt man die Individualität des Grafen, wie sie aus dessen Schriften hervorleuchtet, oder erinnert man sich derselben noch anschaulicher aus persönlicher Bekanntschaft, so dringt sich von selbst auf, wie sehr das zartempfindende Gemüth dieses Mannes, der für Geistesfreiheit, Wahrheit und Tugend glühte, ergriffen werden mußte. — Ueber die Schmähschrift sprach er das Wort aus: „Ich muß die Unwahrheit widerlegen, sollte ich darüber sterben.“ Die höchst gemäßigte Widerlegung — dieser wegen ohne Zweifel dem Gemüthe nachtheiliger einwürkend — war seine letzte Beschäftigung.“ (Dem Vernehmen nach, soll diese Apologie nächstens durch den hiesigen Dechant und Pfarrer Kellermann der Presse übergeben werden.) „Bei der Leichenöffnung war die Gallenblase mit einer höchst verderbten Galle von schwarzer Beschaffenheit gefüllt. Die Zuschnürungen des Darms müssen ungemein heftig gewesen seyn“. „An einer Stelle befand sich ein fremder Körper, der sich elastisch anfühlen und verschieben ließ; er wiegt 1½ Loth; die Farbe ist dunkelroth, die Festigkeit ist mit jener von Lebersubstanz vergleichbar, im Wasser und im Weingeiste ist davon nichts aufgelöset“. (Dem Verf. scheint dieser fremde Körper ein Gerinnsel zu seyn, das in die Kategorie der gerinnbaren Lymphe gehört u. s. w.) „Während der Krankheit hat kein Moment von Unruhe des Geistes oder von Irreseyn obgewaltet, dagegen sind eine große Zahl bewunderenswürdiger Aeußerungen aufgenommen, welche die vollste Gegenwart des Geistes bis zum letzten Aushauchen, die höchste Willenskraft u. s. w. beurkunden“. — Eines der letzten Lieder Stolbergs ist dieses:

Die Liebe.

Ich bin! deß freuet sich mein Herz!
Ich bin, und werde seyn!
Ein Stäubchen ist des Lebens Schmerz,
Gesehn im Sonnenschein;

Gesehn in jener Sonne Schein,
Die nimmer untergeht,
Durch die was war, was ist, wird seyn,
Empor ging und besteht.

Froh wandl' ich, auf des Lebens Bahn,
Entgegen ihrem Licht,
Das manchen Nebel, manchen Wahn
Mit goldnem Strahl durchbricht.

Es führe mich des Glaubens Hand,
Mir schwebe Hoffnung vor,
Und Liebe heb' an sanftem Band
Mich aus dem Staub' empor!

Ihr Odem haucht auf Land und Meer,
Sie steu'rt des Mondes Kahn,
Sie leitet der Gestirne Heer,
Sie facht die Sonnen an,

Doch wärmer haucht und heller facht
Ihr Odem Geister an,
Und führt durch kurze Erdennacht
Sie auf den Ocean,

Wo laute Fluth des Jubels schallt,
Wo Licht dem Licht entsprüht,
Wo Wonn' an Wonne wogt und wallt,
Wo Lieb' an Lieb' erglüht!

Von dem Abt Javet, welcher jetzt vom Erzbischof von Rouen Großvicarius geworden ist, erzählt man: daß derselbe vor einigen Jahren als Missionär umhergezogen und bei [illegible] Gelegenheit, weil er vielleicht früher einmal Militär gewesen, die Träger des Kreuzes auf folgende militärische Weise kommandirt habe: „Achtung, Träger! Vorwärts, marsch! Träger, halt! Kreuz ab! Ruhe! Achtung, Träger! Kreuz auf! (Independ.) War es etwa zu Napoleons Zeiten, so hat, in Bewunderung von dessen Thaten, Hr. Javet [illegible] aus jener Welt auch einen Militär-Staat bilden wollen.

Die neue Wuth, auf den Straßen zu stechen, welche jetzt selbst die Männer nicht verschont, hat seinen Grund in der Unterdrückung des — Polizei-Ministeriums. Eine Menge Spione sind außer Brod gekommen, und diese wollen sich jetzt mit Gewalt „piquant“ machen, um ihre Nothwendigkeit zu zeigen und vielleicht ihr Fach wieder zu der alten Ausdehnung zu bringen. (Gaz. d. Fr.) Es ist doch ein Grund und Jeder sorgt für seine Caste, das scheint ein [illegible] Gesetz in unseren Tagen.

Die Seilerbahn zu Bencoly, welche früher für die dortige Marine Taue anfertigte, verfertigt jetzt, — aus Mangel an solcher Beschäftigung — die verschiedenen Bettel-Orden mit hänfenen Stricken, und mit dem was übrig bleibt, werden Leute aufgehangen oder gebunden. (Indep.) Daß so etwas in den Zeitungen steht! — die armen [illegible] werden bald mehr [illegible] zahlen müssen.

Der Finanz-Minister Roy sagte unlängst zu einem Deputirten: Wahrlich, ich bin ganz erschöpft; seit [illegible] Stunden habe ich nichts thun können als meinen Namen unterschreiben! ein fatales Handwerk!“ — O ja, [illegible] Jener, es hat's nur Mancher schon kaum 8 Tage lang aushalten können. (Conmerc.)

Nachdem man mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] kanischer Ziegen nach Frankreich gebracht, hat es sich [illegible] gemittelt; daß die heimischen veredelten Ziegen gerade dasselbe Milchhaar an sich tragen wie die [illegible], und daß sie es in keiner größern Stärke haben, als die [illegible]. (Constit.)

Ein Philosoph neuerer Zeit hat behauptet: daß Jeder, der lesen gelernt hat, auch ohne weitere Hülfe [illegible] [illegible] [illegible] Grundlagen aller menschlichen Wissens gelangen könne. (Journ. [illegible])

Der „Beobachter des [illegible] Jahrhunderts“ [illegible] einem Hrn. St. Prospér, enthält unter anderen folgende [illegible]heiten: „In der Freundschaft giebt man nicht, [illegible]. — Die Weiber, welche mit der Liebe spielen, sind wie die Kinder, welche mit einem Messer spielen; sie verwunden sich zuletzt immer selbst. In der Liebe sind [illegible] [illegible], welche die Frauen uns machen lassen; daher sucht eine [illegible] gern den Zwist zu meiden“. (Journ. d. Par.)

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Mittwoch den 29. Dezember. 211tes Blatt.

Theobald.

Die Armeen waren vernichtet, die Festungen durch Verrath dem Feinde zugefallen; ein fremder Fürst hatte den Thron besetzt und der rechtmäßige Besitzer desselben irrte heimathlos umher. Gebeugt trauerten die edelsten Männer über das Unglück des Vaterlandes und über die harten Gesetze, welche der siegreiche fremde Feldherr vorschrieb. Da drang durch den bewaffneten Haufen, der den Uebermüthigen umgab, ein Jüngling bis zu diesem und stieß mit kühner Hand den Dolch nach seinem Herzen; aber der Panzer, den die Uniform barg, wehrte den Stoß ab, und ehe der Thäter — dessen Arm von einer frischen Wunde, die er bei der Vertheidigung des Vaterlandes bekommen, noch geschwächt war — ihn wiederholen konnte, faßten ihn zwanzig Hände und über seinem Haupte zuckte der Tod. „Laßt ihn!" rief der Feldherr. „Und Du, Tollkühner! sage: was frommt Dir mein Tod?" — „Verderber meines Vaterlandes!" rief Theobald; „darfst Du noch fragen, was Dein Tod mir frommte? Nicht Deiner Tapferkeit verdankst Du Deine Siege, nur dem blinden Glück und nur dem niedrigsten Verrath!" — „Und verrieth ich meinen Herrn, so siegtet Ihr!" entgegnete der General. „Wer seinen eingebornen Fürsten, sein Vaterland um Geld verkaufen kann, ist verächtlicher als der, der ihn bestach. Mein Tod macht nichts mehr ungeschehen und unedel ist Deine Rache! Doch das Leben schenke ich Dir, nur sollst Du fortan unfähig seyn, mit dem Leben Anderer zu spielen. Du bist auf immer ein Gefangener; im Laufe der Jahre, die langsam über Deinem Haupt weg ziehen, lerne den Uebermuth bereuen, mit welchem Du Dich zu meinem Richter und Henker aufwarfest." — Man brachte den Jüngling in eine Grenzfestung. Der Kommandant, ein milder Greis, nahm ihm die Ketten ab und erlaubte dem Gefangenen, in einem engen, von hohen Mauern umgebenen Gärtchen täglich zu weilen. Nur der Himmel war seine Aussicht, und Stunden lang hinauf blickend und den Lauf der Gestirne, den Flug der Vögel beobachtend, beseufzte er mit bitterem Gram die verlorne Freiheit. — Drei Jahre waren so vorüber gezogen, da brachte man einen Staatsgefangenen mehr in die Festung. Der Kommandant starb und fast zugleich mit dem neuen Ankömmling] erschien auch der Nachfolger des biederen Greises. Der Landesfürst lebte nicht mehr, und sein Sohn — verleitet von bösen Rathgebern, welche den General, der einst das Vaterland rettete, die Feinde besiegte und das Reich vergrößerte, haßten — verbannte den Helden, dessen Macht er fürchtete, unter dem Vorwande des Hochverraths, in diese Festung. Theobald's Lage änderte sich nicht, denn der neue Befehlshaber ließ Alles, wie es war. Ihn beschäftigte am meisten Hermine, die schöne Tochter des neuen Gefangenen, in der er eine sichere Beute sah, sobald der Vater nur aus der Welt geschafft wurde. Das enge Gärtchen führte den kränkelnden General mit Theobald zusammen. Starr blickte ihn dieser an. Mit Schrecken sah er den Mann, der so viel für sein Vaterland that, zum Elend verdammt. Mit einem

bitteren Lächeln sprach dieser: „Was staunest Du, junger Mann? Glaubst Du, Dein Fürst hätte Dir einen besseren Lohn gegeben, wäre Deine That Dir früher, als ihre Folgen noch bedeutend seyn konnten, gelungen? — Undank heißt das Laster, dem jedes Verdienst und jede Tugend unterliegen muß. Aber mag es auch seyn! Mich erhebt das Gefühl meiner Thaten über die Grenzen der grausen Gegenwart. Doch — wohl dem Lande, dessen Beherrscher mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Ohren hört; der keines Rathgebers bedarf, dessen, nur zu oft unwürdige Rathschläge den guten, aber schwachen Fürsten, wider seinen Willen, zu Ungerechtigkeiten verleiten!“ — „Ich kurzsichtiger Thor!“ rief Theobald, als er allein war; „der ich einst die Vorsehung meistern wollte! Ihr gebührt es, zu vergelten, und sie ist weise und gerecht! Er mußte leben, um seine Größe schwinden zu sehen und in den Fesseln des gebrochenen Willens zu liegen, wie diese, die er zu Sklaven machte!“

Hermine zitterte, da sie den in ihrer Nähe wahrnahm, der einst ihren Vater morden wollte. Sie ließ diesen nun nicht mehr allein in das Gärtchen gehen, und mit ängstlichen Blicken beobachtete sie jede Bewegung Theobald's. Dem Kommandanten war manche stillschweigende Erlaubniß gegeben, weil das Volk noch zu sehr an dem Helden hing; aber auch Aufträge hatte er. Zu feige, selbst zu handeln, schien ihm Theobald ein kräftiges Werkzeug, und was noch besser war, so geschah die mörderische That: ohne Argwohn zu erregen auf den wahren Urheber derselben. Doch mit Abscheu verwarf Theobald die schändliche Zumuthung: den ohnmächtigen Feind zu morden; schon der Gedanke erfüllte ihn mit Entsetzen. Umsonst zeigte man ihm in der Ferne die glänzendsten Aussichten; er sollte, reichlich mit Geld beschenkt, durch eine schnelle Flucht entkommen, und man war um so freigebiger mit Versprechungen, da man keine zu erfüllen gesonnen. — Hermine, heimlich von der Liebe des Kommandanten verfolgt, vertraute dem biederen Arzt ihres Vaters ihren Kummer, und dieser ward ihr Freund und Rathgeber. Der General wurde täglich kränkelnder; er durfte in dem verschlossenen Zimmer nicht bleiben, und in dem kleinen Garten traf er mit Theobald zusammen; dennoch mußte er dahin, um freier athmen zu können. Der Schlummer schloß einst hier seine Augen, die, von der schlaflosen Nacht ermüdet, unwillkührlich zufielen. Hermine, die mit gewacht, saß an seiner Seite und schlummerte auch ein. Theobald kam indeß in das Gärtchen. Leise näherte er sich, von dem Anblick der schönen Schlafenden angezogen; er stand dicht vor ihr, als sie plötzlich erwachte. Sie sprang mit tödtlichem Schrecken auf und warf sich, wie eine Brustwehr, zwischen ihn und den Vater. „Was fürchten Sie?“ rief Theobald mit Heftigkeit, ihre Gefühle errathend. — Der General erwachte in diesem Augenblick. „Laß ihn, Hermine!“ sprach er beruhigend; „mein Leben ist in Gottes Hand!“ — „Und, bei Gott!“ rief der entflammte Jüngling, „ich möchte es nicht um eine Minute verkürzen! Was ich that, das geschah, um mein Vaterland zu retten, zu befreien, nicht um zu morden. Ich will nicht besser scheinen, als ich bin; auch Rachsucht wüthete in mir, wie ein böser Geist: doch dieser ist von mir gewichen. Das einzige todbringende Werkzeug, das ich besitze, ist dieses Messer. Kann es Sie beruhigen, Hermine, so behalten Sie es!“ Er reichte es ihr dar. — Sie griff danach, doch eben so schnell zog sie die Hand zurück. „Nein!“ rief sie, „behalten Sie es! ich traue Ihrem Blick und Ihren Worten! Die Vorsehung liebt Sie, darum giebt sie Ihnen Gelegenheit, das, was Sie thaten, ungeschehen zu machen und sich mit ihr zu versöhnen. Folgen Sie ihrem Winke um Ihres eigenen Friedens willen!“ — „Hermine!“ rief er und zwei heiße Thränen entstürzten seinen Augen, „Sie sind der Engel, der mich dem Himmel versöhnt! Ich fühle tief die Größe meiner Schuld, ich fühlte sie schon lange, doch konnte ich mich nie überwinden, meinen Feind zu segnen! Lehren Sie mich diese göttlichste der Tugenden!“ — „Fassen Sie die Hand meines Vaters!“ sprach das Mädchen mit heiliger Begeisterung, und ergriff die Hände beider Männer, sie zusammen zu fügen; „und folgen Sie nur der Stimme des Himmels in Ihrem Inneren, nicht der irdischen Leidenschaft. Was von oben kömmt, ist rein und schön und erhaben!“ — Ein fester Händedruck besiegelte den Bund der Männer. — Von nun an bediente Theobald den immer mehr Erkrankenden, wie ein Sohn den lieben Vater. Eine süße Beruhigung floß in sein Herz bei dem Gedanken: daß er so in etwas seine Schuld vermindern könne. Der Arzt erstaunte und bald liebte er den jungen Mann, der so edel sein Unrecht wieder gut zu machen suchte. Ein langsam tödtendes Gift verzehrte indessen die Kraft des Leidenden und führte ihn rasch dem Grabe näher. Zu langsam aber starb er dem Kommandanten. Dieser rohe, gefühllose Bösewicht dachte [illegible] der Stunde, welche die schutzlose Hermine in seine Gewalt gab. Ihr freier Wille, die süße Pflicht der Kindesliebe, hatte sie hieher gebracht; verrieth er zu deutlich seine Absichten, so sendete sie der Vater, so sehr er ihrer Pflege auch jetzt bedurfte, gewiß augenblicklich zu ihren Verwandten, und aus seiner anfänglichen Verfolgung hatte er wohl bemerkt, daß Hermine nicht im Guten zu seinen Absichten zu bewegen war. Aber ihm war jedes Mittel gleich, führte es ihn nur zu seinem Ziele: diesem näher zu kommen, sann er stets auf neue List, doch immer vergebens.

(Der Schluß folgt.)

Einige Druckfehler.

(Schluß.)

Ein hübscher Handlungs-Diener heirathete die Wittwe seines Prinzipals, welche reich, sehr korpulent, lebhaften Temperaments, aber wenigstens noch einmal so alt als er war. Bei der glänzenden Hochzeit ward ein Carmen herum gegeben, das die Stelle enthielt:

„Beneidenswerthe!
Wenn Er, von Ihrem Arm umschlungen,
An Ihrer Seite schwitzt" — statt sitzt.

In dem „Courier" vom 9. November 1816, welcher die Rede Ludwig XVIII. bei Eröffnung der Kammern am 4. November zuerst gab, erregte ein Druckfehler großes Aufsehen. Es hieß nämlich in seiner Uebersetzung: Great changes (große Veränderungen) statt charges (Lasten) are unhappili stil necessary (sind leider noch erforderlich); und dieser Fehler war, wie das zu geschehen pflegt, in andere Journale übergegangen.

Der Schreiber dieses fand, daß ein Setzer für oftbemeldeter Churfürst „oftbenebelter Churfürst" und für geheimer Justizrath „gemeiner Justizrath" gesetzt hatte. — In der „Minerva" auf das Jahr 1818 heißt es „zwei Americaner" statt zwei Amorinen, und am Schlusse desselben Aufsatzes, S. 51, ist aus Vision Visir gemacht.

Der verewigte Prinz von Ligne sagt in einem seiner Briefe (Tom. II. p. 25): „La litterature est un port contre les orages du coeur et de la cour. On écrit, qu'on aime, on fait des vers pour la femme, qu'on a, ou qu'on n'aura pas, et l'amour se destillant ainsi, en fait eviter les tempêtes. On corrige les fautes d'impression et les defauts du Copiste, on ne pense pas à ceux du gouvernement. Les Erratas valent mieux que les erreurs, qu'on remplace souvent par d'autres plus grandes encore." E.

Engel und Zöllner.

Der verstorbene Ober-Consistorialrath Zöllner in Berlin war als ein treflicher Kanzelredner beliebt. — Sein Lob erscholl auch bald bei Hofe und er mußte mehrmals auf dem Schlosse vor der verwittweten Königin Predigten halten. Einst hatte er wieder vor ihr und ihrem Hofstaate gepredigt; am Abend war eine kleine Gesellschaft in seinem Hause, und unter den Gästen befand sich auch Engel. — Dieser sprach über die Auszeichnung, die Zöllnern zu Theil geworden, und meinte: er werde gewiß dafür auch noch einmal eine besondere Belohnung erhalten. — Zöllner erwiederte: „Daran zweifle ich; denn außer, daß mir eine Predigt bei Hofe eine gute Mahlzeit an der Tafel der Königin einbringt, ist mir noch nicht das Geringste weiter zu Gute gekommen." — „Geduld!" sagte Engel scherzend; „Alle gute Gaben kommen von oben herab, und der Hof ist doch gewiß oben." — In diesem Augenblick klopfte Jemand an die Thür, und auf das Wort: „Herein!" öffnete solche ein königlicher Kammer-Lakai und überbrachte Zöllnern von der Königin ein Paar sehr sauber und geschmackvoll gearbeitete silberne Armleuchter. Wie nun Alle dem Beschenkten Glück wünschten, sagte Engel: „Ich finde darin nichts Besonderes; ist es nicht höchst billig: daß der Mann, der bei Hofe, wo es zuweilen ziemlich finster ist, sein Licht leuchten läßt, auch einmal dafür ein Paar Leuchter erhält, worauf er es setzen kann." K. M—r.

Buntes.

Die Alten schmückten bei Festen ihr Haar und ihre Becher mit Kränzen, weil sie glaubten: der Duft der Blumen verhindere die Trunkenheit. Wir glauben jetzt gerade das Gegentheil.

Der Landmann hat in einigen Ländern das Sprüchwort: „Wer mit dem kurzen Wagen nicht kömmt, darf mit dem langen nicht kommen." Dies heißt: Vom Dünger-Wagen füllt sich der Erndte-Wagen.

Das Sprüchwort: „Der Fuchs jagt niemals auf seinem Bau!" ist durch die Wahrnehmung entstanden: daß der Fuchs aus List nie in der Nähe seines Aufenthalts raubt.

Der sterbende Rabelais sagte: Je vais chercher un grand peutêtre! (Ich gehe einem großen Vielleicht entgegen!) — Montaigne hatte zum Sinnbild eine Wage gewählt und zum Denkspruch die Worte: Que sais-je? (Was weiß ich?) — Fontenelle's Denkspruch war: Justice et justesse (Recht und richtig). Th. Laurer.

Noth lehrt Künste.

Getroffen hatte Amor
Mich mit dem schärfsten Pfeile
Und kannte meine Schmerzen,
Eh' Minna mich, die Schöne,
Die sechszehn Sommer zählte,
Gewählt zu ihrem Lieben.
Da wollte mehr noch immer
Der Bösewicht mich pein'gen;
Denn sieh', es wurde spröde
Mein zartes Täubchen Minna.
Ich aber rächte schnell mich
Und rief dem losen Knaben
Entgegen solches Trotzwort:
„Nicht deiner Fahne folgen
Will ich von jetzt an: Hymen
Sey meines Weges Führer;
Die kluge Nina wähl' ich,
Die dreißig Sommer zählet,
Ihr will ich mich verbinden!" —
Ey, wie bat nun der Knabe:
Ich solle wiederkehren,
Mein Mädchen sey nicht spröde —
Und — Minna war nicht spröde!

Wilhelm Smets.

Berliner Kaleidoskop.

IV. *) Aus einem Berliner ABC.

Am Firmament in diesem Jahr
Ist's so geblieben, wie es war.
Mathias Claudius.

Schon seit vierzehn Tagen hör' ich in allen Gesellschaften nichts als Raisonnements und philosophische Betrachtungen, die chacun à son goût bei dem Todtenbette des alten Jahres anstellte. In dem flüchtig entschwundenen Zeitraum: wie viel unbefriedigte Wünsche! Wie viel unbelohnte Tugenden, wie viel fehlgeschlagene Entwürfe! Wie viel reiche, aufgeblasene Dummköpfe, wie viel misère! Welche Charlatanerie unter den Aerzten, welch endloser Kampf unter den Theologen! Wie große, unbestreitbare Wunder durch thierischen Magnetismus und welche merkliche Vergrößerung der Geburtslisten! Wie viel neue Lustspiele voll Plattheiten, wie viel neue Kabalen in der Theaterwelt! Welch Geschrei in der Politik, und wie viel neu etablirte Brandtwein-Schenken! — Diese und tausend ähnliche Betrachtungen zogen mir bunt durch den Kopf, als ich neulich nach dem Weihnachts-Markt ging, einen Bücher-Einkauf zu besorgen. Wie glücklich wird mich mancher Leser schätzen, daß meine ganze Contribution gerade in der kleinen Summe bestand, die der Markgraf Friedrich während seiner ganzen Regierung — das heißt auch nur für Bücher — ausgab, ich meine in — einem Gulden. Der sehr gefällige Buchbinder tauschte mir mein blankes Geld gern gegen eine Bilder-Fibel um, die ich für meinen kleinen Enkel bestimmt hatte. Nach Hause gekommen, blätterte ich mein Büchlein durch, und es war eben nichts Besonderes, daß mich das kleine Ding zu ganz ernsthaften Betrachtungen führte. Ich gedachte der Zeit, „als ich noch im Flügelkleide" zum ersten Mal die Wonne genoß, ein großes, roth gedrucktes ABC-Buch in die Hand zu bekommen. Damals war es noch Fibel's Meisterwerk — dessen Genealogie uns Jean Paul so ergötzlich schilderte — das mich und meine Kameraden entzückte, und wie jener griechische Weise noch acht Tage den Fleck fühlte, mit dem er zufällig die nackte Schulter einer Dame berührt hatte, so fühl' ich sogar noch heute den Kniff am Ohre, den ich von meinem Rektor bekam, als ich die inhaltsschweren Epigramme:

Der Affe gar possierlich ist,
Zumal wenn er vom Apfel frißt; —

oder:

Gebrat'ne Hasen sind nicht bös,
Der Hammer giebt gar arge Stöß'!

mit schöner, steifer Aktion begleitet, recitirte. In meiner heute gekauften Fibel sind diese versus memoriales verschwunden; dafür bekommt aber mein Enkel wahrhaft schön gearbeitete Kupferchen, mit einer Worterklärung in deutscher, französischer, englischer, italienischer und lateinischer Sprache. Tempora mutantur! Das große ABC schien in meiner Ausgabe Nebensache geworden zu seyn, denn es hatte sich bescheiden hinter die Thier-Reihe zurück gezogen, weiß der Himmel aber! wie gerade dies mir bald zur Hauptsache wurde. Ich dachte an die ABC's von Claudius, Spiritus Asper und Anderen, und hatte nun den Faden gefunden, der mich durch das bunte Labyrinth meiner Betrachtungen leiten sollte. Bald stand ein Berliner ABC vor mir, von dem ich aber für diesmal, aus guten Gründen, die ich vielleicht im Z entwickele, eben nur das

A

als Anfang mittheile. — Ach! der Zeitgeist gehört zwar in's Z, wer könnte aber des alten Jahres gedenken, ohne sogleich den Zeitgeist auf der Zunge zu haben? Unglückselige Aufklärung! Von Alters her stritten die Philosophen schon immer: ob du ein vom Himmel gefallenes Manna, ob du ein hochgefährliches Gift für das Volk seyest, und zu welcher Meinung soll man sich neigen, wenn man die abentheuerlichen Ansichten des jüngst verflossenen Zeitraums ruhig überdenkt! Es ist bekannt, daß einst jener große Herr mit der Behauptung eine Wette gewann: das am allgemeinsten verbreitete Handwerk seyen die — Aerzte, und [illegible] wie viel hat sich seitdem ihre Zahl vermehrt! Diesmal war es das Abdomen des Staatskörpers, auf das sie ihr Augenmerk richteten; mit der sichern Miene der Allweisheit verkündeten sie: der Altersschwache liege an einer arthritischen Stockung der Lebenssäfte, und ihm könne nur durch eine allgemeine, derbe antiphlogistische Kur wieder auf die Beine geholfen werden. Gewisse schädliche Dinge dachte man ganz zu absorbiren, und das Uebrige, so schloß man der Theorie consequent, würden dann einige tüchtige Aderlässe, verbunden mit ableitenden und abführenden Mitteln, wohl wieder in Ordnung bringen. Zufälliger Weise waren aber diese unberufenen Aerzte mit einem unheilbaren Augenübel behaftet, und es gab zum Glück noch gescheidte Männer, die wohl voraus sahen: daß dieser Aufruhr im Staatskörper bald zur allgemeinen Auszehrung führen müsse, und siehe da! jenen Recept-Schreibern wurde noch avant la lettre das Handwerk gelegt, wozu auch wir Alle ein fröhliches Amen rufen! — In der Poesie war die abgeschmackte Abgötterei des mystischen [illegible] und [illegible] nanzwesens im erfreulichen Abnehmen, ich verliere kein Wort über die Ach! lieber Gott!-Poesie der Almanache, denn Berlin producirte dergleichen allerliebste Taschendiebe — (sie schleichen sich geschickt in die Taschen, und locken eben so unbemerkt das Geld heraus) — bekanntlich, bis jetzt noch nicht, vorsichtig sich den „Anekdoten-Almanach" ausgenommen, der durch sein lustiges Fortvegetiren abermals bewies: daß es nicht schwer sey, ein Publikum zu unterhalten, und die „Berlinischen Kalender", die freilich auch einen Goldschnitt haben und machen. Aus dem Reiche der bildenden Kunst bemerke ich begreiflich hier nur die — Weihnachts-Ausstellungen der Conditoren, an denen ich jedoch ausstelle: daß sie dem Publikum, welches sich bei ihnen einstellt, so gar wenig Ausgezeichnetes bieten. Bald hätte ich aber vergessen, zu erwähnen: daß an unsern [illegible] — [illegible] gebaut wurde. — Was ich über Abgaben noch auf dem Herzen habe, soll im T bei Gelegenheit der Taschen folgen. Um die Abderiten wird man in einer Schilderung Berlin's keine historische Erörterung verlangen, und so rufe ich beiden für diesmal am Schlusse des Artikels wie des Jahres [illegible] ein freundliches Ade! zu. Darf ich mir ein Angebinde zum Neujahr von ihm erbitten, so sey [illegible] als ein einziges Wörtchen, aus dem folgenden Kapitel entlehnt, gewählt, ich meine: Bravo!

[illegible]

*) Nr. III. siehe im Blatt 205.

Bemerkung. Im [illegible] Satze der „Beilung der Ereignisse und [illegible]" [illegible] Münster.

Einsendungen für Scharnhorst's Denkmal.

Zu diesem Zwecke habe ich (nach der Aufforderung im [illegible] Blatte des „Gesellschafters") bis jetzt empfangen: 1) Vom Herrn Grafen Geßler in [illegible]: 100 Thaler. — 2) Von den Herren Gebrüdern Keiser in Königsberg in Preußen: 3 Thaler. — 3) Vom Herrn [illegible] in [illegible] 1 Thaler. — Von dem hochlöblichen Offizier-Corps [illegible] in Cölln: 57 Thaler. — 4) Von dem Herrn [illegible] vom Hagen: 2 Thaler. — Zusammen: 163 Thaler. — Die noch einkommenden Beiträge werde ich später [illegible] anzeigen. Berlin, den 28. Dezember 1819.

F. W. Gubitz.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1819. Freitag den 31. Dezember. 212tes Blatt.

Am Festes Vorabend.

Glocken schlagen hell zusammen,
Laden zu dem Feste ein;
Ihre Töne wollen Flammen,
Fluth und Strahl und Stimme seyn.

Flammen, die das Herz entzünden,
Fluthen, die es waschen rein,
Strahlen in die Nacht der Blinden,
Trostesstimm' in Schmach und Pein.

Laßt die Flammen um euch schlagen,
Denn sie werden Schwingen euch,
Und im Flug empor euch tragen,
Zu der Andacht stillem Reich.

Und die Woge lasset schwellen,
Ob sie in den Tod euch reißt!
Tod bringt Leben, ob den Wellen
Schwebet der lebend'ge Geist.

Haltet eure Augen offen,
Aus den Wolken kommt ein Licht,
Und in Glauben, Lieb' und Hoffen,
Schauet auf und zaget nicht!

Liebeswort ertönt von oben:
„Kindlein all' mir an die Brust!"
Und vom Vaterarm gehoben,
Schwillt das Herz in frommer Lust.

Und der Engel Jubel-Chöre
Mischen ihre Stimmen d'rein,
Daß die Welt es staunend höre:
„Friede soll auf Erden seyn!"

Erd' und Himmel ausgesöhnet,
Schuld und Zwietracht abgethan! —
Flammet, fluthet, strahlt und tönet,
Fromme Klänge, himmelan!

Dresden. Karl Förster.

Theobald.

(Schluß.)

Der Vater starb, und Herminens Kräfte waren geschwächt von dem Leiden und der anstrengenden Pflege des Kranken. Der edle Arzt benutzte dies, indem er zur Herstellung ihrer Gesundheit, sie in sein Haus führte. Doch der listige Betrüger hatte schon Mittel ersonnen, sie unter einem scheinbaren Vorwand in seiner Gewalt zu behalten, und Herminen ward die Weisung: einige Wochen noch in der Festung zu bleiben. Theobald war in engerem Gewahrsam als vorher; er sollte keine Gelegenheit finden, von Dingen zu sprechen, die in ewiges Dunkel gehüllt seyn mußten. Da sah eines Tages, bei einem Besuche, die Schwester des Kommandanten den jungen, vortheilhaft geschilderten Mann. Sie versuchte es, ihm mehr Freiheit, die sie zu benutzen sich vornahm, zu verschaffen; aber ihr Bruder verweigerte dies. In Abwesenheit desselben bestach sie nun, durch ihr Ansehen und durch Geld, die Aufseher, und ließ Theobald am Abend in ihr Lusthaus, außerhalb der Festung, bringen. Kaum sah dieser sich in dem Hause der Thörin, welche ihre Schwäche blind gegen die Gefahr machte, der sie sich aussetzte, als sein Entschluß gefaßt war. Ein schneller Sprung aus dem Fenster, welches auf das Feld ging, befreite ihn aus dem Kerker; er floh, und verzweiflungsvoll erkannte jetzt die Verblendete ihre Thorheit. Theobald eilte nach dem Hause des Arztes, der eben auch in seine Wohnung trat. Hier kam Hermine ihrem Beschützer ent-

nend entgegen und entdeckte ihm: daß ihr die Weisung geworden, sogleich in die Festung zurück zu kehren. — „Es kann des Fürsten Wille nicht seyn!“ rief der Arzt; „aber der Minister ist allmächtig und des Kommandanten naher Verwandter. Wohlan, Hermine! haben Sie Muth zur Rettung und Vertrauen zu diesem jungen Mann, so theilen Sie sein Geschick. Aber die Minuten sind kostbar! Zögern Sie nicht mit Ihrem Entschluß!“ — „Er ist gefaßt!“ erwiederte das Mädchen. „Lieber will ich arm und dürftig künftig von meiner Hände Arbeit leben, als dem Elendesten der Menschen mich überliefern.“ — Sie eilte, die Juwelen ihrer Mutter und das Unentbehrlichste in ein Päckchen zu einen, dann, nach einem stummen, schmerzlichen Abschied, verließ sie den edlen Freund, der Theobald einen schweren Beutel mit Geld in die Hand legte und ihm die Verlassene im Namen der Tugend empfahl. Die Thränen in des jungen Mannes Auge, sein heißer Händedruck besiegelten das Gelübde, das sein Mund aussprach.

Der Mond, der bald am Himmel empor stieg, zeigte ihnen die Pfade durch Wald und Wiesen, bis sie mit der Morgenröthe an einen Fluß kamen, der zweier Herren Länder schied. Mit kräftigem Arm faßte Theobald das schwache Mädchen und trug sie über den Strom, der jetzt von der glühenden Hitze des Sommers ziemlich seicht geworden. Sie erreichten bald die einsame Wohnung eines Landmanns, bei dem sie einige Stunden weilten, und dann neu gestärkt ihre Wanderung fortsetzten, bis zu einem Städtchen, wo sie Extrapost nahmen. Die Börse des gütigen Arztes wog schon um Vieles leichter, als Theobald endlich Sicherheit gefunden zu haben glaubte. In der Nähe einer Residenz wurde ein kleines Gut zum Verkauf ausgeboten; Hermine, die dem Begleiter ihren Schatz in Verwahrung gegeben, schlug ihm vor: dieses zu kaufen. Das wollte er nicht, doch sie bestand darauf und meinte: er könne es alsdann für sie verwalten. Jetzt willigte Theobald ein, trat in Unterhandlungen und erstand das Landgütchen. Er mußte nun die Juwelen verkaufen, und gerieth in unbarmherzige Hände; man wollte ihm nicht die Hälfte des Werthes dafür geben, und als er nicht einwilligte, erlaubten sich die Käufer — sie waren so reich und mächtig und durften sich also viel erlauben — ihn mit Drohungen zu schrecken. Seine abgenutzte Kleidung stimmte freilich nicht mit dem schönen Schmuck überein und warf auf den Besitzer desselben ein zweideutiges Licht. Theobald fühlte tief die harte Nothwendigkeit: einen entehrenden Verdacht nicht von sich abwenden zu können, ohne ein anderes Geheimniß zu enthüllen. Er war gewaltsam gezwungen, da zu schweigen, wo sein gekränktes Gefühl laut und heftig sprach; es stand nicht einmahl mehr in seiner Macht, Herminens Eigenthum zurück zu nehmen. Diese bat ihn dringend: ruhig zu seyn und mit dem, was man ihm geboten, sich zu begnügen. Sich besinnend, rief er finster: „Aber, Hermine, warum binden Sie Ihr Geschick an das eines Unglücklichen? Ich rede, ich bezeuge: daß Sie die Tochter, die edle Tochter eines verdienstvollen Mannes sind, und Ihnen wird Gerechtigkeit. Ich soll untergehen! So will es mein Geschick!“ — „Theobald!“ rief sie mit heißen Thränen; „wenn Sie mich auf immer elend machen, mir für immer ein Leben voll Schmerz und Qual bereiten wollen, so thun Sie es! Sie waren meinem sterbenden Vater ein treuer Sohn, Sie retteten auch mich; das Unglück verband uns, wir sind Geschwister! Lassen Sie uns zusammen tragen, was es uns auferlegte!“ — Theobald reichte ihr verstummend die Hand und verbarg sein nasses Auge. — Der Zahlungs-Termin kam heran, und noch immer fehlte das Geld. Theobalds Nachgiebigkeit machte die Käufer dreister; er wurde mit einer Untersuchung bedroht: woher ihm dieser Schmuck geworden? Kaum konnte er sich länger halten, und um nicht zu viel zu sagen, entfernte er sich schnell. Aber je mehr er darüber nachdachte, um so lebhafter fühlte er sich ergriffen. Eine düstere schmerzenreiche Zukunft lag vor seinem Blicke; er durfte die Unschuldige nicht in sein Geschick verwickeln! — rasch war sein Entschluß gefaßt. Er harrte an der Sommer-Wohnung des Fürsten auf dessen Erscheinung und trat ihm in den Weg, um Gehör bittend. Der edle Fürst, der im Sinne der Worte: „Thue recht und scheue Niemand!“ — handelte und dachte, war kaum einen Augenblick betroffen über die Erscheinung und das Begehren des jungen Mannes, der mit ernstem Blick und der Ergebung des Hoffnungslosen in ein unvermeidliches Schicksal vor ihm stand; er gebot ihm: zu reden. Theobald enthüllte ihm Alles, was er gethan, und was er dafür gelitten bis zu diesem Augenblick, und legte dringend Herminens Geschick ihm an das Herz. Aufmerksam hörte der Fürst ihn an; dann befahl er augenblicklich: Herminen herbei zu schaffen. Theobald flog davon und erschien bald wieder mit dem beängstigten Mädchen. Was sie sprach, stimmte mit Theobalds Selbst-Anklage überein; dieser erhielt den Befehl: am folgenden Tage sich zu einer bezeichneten Stunde wieder ein zu finden; Schweigen ward Beiden zur Pflicht gemacht. — Hermine mißbilligte in ihrer Furcht die That ihres Freundes; Theobald aber bewies ihr, daß er nicht anders handeln konnte, und Beide erwarteten mit wechselnden Gefühlen den kommenden Tag. Als Theobald ging, sprach Hermine zitternd und mit Thränen, aber dennoch mit Festigkeit: „Mein Pfad bleibt für immer ungetrennlich von dem Ihrigen!“ — Gewaltsam unterdrückte Theobald in diesem Augenblick das glühende Verlangen seines Herzens, ihr zu sagen: wie unendlich theuer

sie ihm sey. — Der Fürst sprach milde und gütig: „Ich will nicht rechten noch strafen, wo schon das Geschick gerichtet und gestraft hat. Wohl Dir, daß die gütige Vorsehung Dich hinderte, den Vorsatz aus zu führen und in ihre Rechte ein zu greifen. Sie liebte Dich, und darum ließ sie den Lohn Deines Vergehens Dich empfindlich fühlen. Die Juwelen sind in meinen Händen; ich habe sie schätzen lassen und noch heute empfängst Du ihren Werth von mir und eine kleine Summe zum Ankauf des Gutes. Lebe still und verwalte es mit Fleiß, daß es Dich nährt und Du wirst in Deiner Beschäftigung Zufriedenheit genießen. Deine Ansprüche auf das, was man in dieser Welt ein glänzendes Glück nennt, mußt Du aufgeben; denn dem, der sich selbst nicht beherrschen kann, darf man das Wohl Anderer nicht anvertrauen!“ — Sprachlos sank Theobald vor dem edlen Fürsten nieder; heiße Thränen waren sein Dankopfer. Aber Hermine, von Angst ergriffen, war ihm gefolgt, um sein Urtheil mit ihm zu theilen. Sie trat hervor aus dem Bogengange und erblickte Theobald zu den Füßen des Fürsten, der ihr mit sanftem Blicke winkte. Sie nahete. — Beider Hände ergreifend, sprach ihr Schutzengel: „Vereint Euer Geschick auch am Traualtar!“ — Hier wendete er sich mit einem milden Blick von ihnen, und schweigend und erglühend sahen sie ihm nach, bis er ihren Augen entschwunden war. Dann blickte Theobald auf das verschüchterte Mädchen, verschüchtert wie dieses, und in Wehmuth verstummt sanken sich Beide in die Arme, einen Bund besiegelnd, der bis zu dem letzten Athemzuge dauerte.

Caroline Stahl.

Gedanken und Züge von Frau von Stael.*)

Die Wiederhalle sind mir langweilig. Ich habe genug von mir in mir, und ich will: daß man mir etwas Anderes zurück gebe, als meine Stimme.

Ein Tag oder zehn Jahre, das ist genug, die Menschen kennen zu lernen; die Zwischen-Augenblicke sind trüglich.

Das Leben gleicht den Gobelin-Tapeten. Man erkennt das Gewebe nicht, wenn man es auf der rechten Seite betrachtet; aber man sehe auf die andere Seite und man wird alle Fäden entdecken. Das Geheimniß des Daseyns ist die Beziehung zwischen unsern Fehlern und unsern Leiden. Ich habe mir nie etwas zu Schulden kommen lassen, was nicht die Ursache eines Unglücks geworden wäre.

Die Ziererei ihrer Nachahmer heilte Frau von Stael stets von jeder Lächerlichkeit. Ich wandele in Holzschuhen auf der Erde, sagte sie, wenn man mich zwingen will, in den Wolken zu leben.

*) Aus der „Notice sur le caractère et les écrits de M. de Staël", von Frau Necker de Saussure in Genf.

Die Ziererei und die dummen Streiche der verständigen Menschen sind das Guthaben der mittelmäßigen Köpfe.

Ich habe kein Talent mehr bei schlechten Menschen; ich gebe ihnen nur einen moralischen Faustschlag, wenn ich's kann.

Es ist gewissermaßen ein physischer Genuß, wenn man ungerechter Gewalt widersteht.

„Was Sie auch sagen mögen“ sprach ein Schwede zu Frau von Stael, „die geistreichen Menschen haben doch viele Verkehrtheiten.“ — „Wohl wahr!“ erwiederte sie; „aber leider die Pinsel auch, wiewohl es nicht der Mühe werth ist, darauf zu achten.“

Als Frau von Stael im Jahr 1814 sich in England aufhielt, wollte man ihr über die Einnahme von Paris Glück wünschen, die ihrer Verbannung ein Ende machte. — „Aber ich bitte Sie, worüber wünschen Sie mir Glück?“ antwortete sie; „daß ich in Verzweiflung bin?“

Als Bonaparte im Jahr 1815 bereits in Lyon war, sagte eine seiner Anhängerinnen zu ihr: „Der Kaiser weiß sehr wohl, wie großmüthig Sie sich gegen ihn während seines Unglücks gezeigt haben.“ — „Ich hoffe“, erwiederte sie, „er wird auch wissen: wie sehr ich ihn verabscheue.“

Im Jahr 1816 sagte Canning zu Frau von Stael: „Man kann sich nun nicht mehr täuschen; Frankreich ist uns unterworfen und wir haben es besiegt.“ — „Ja!“ erwiederte sie, „weil Sie Europa und die Kosacken bei sich hatten; aber wenn wir uns unter vier Augen sprächen, da würden wir sehen!“

Die ministerielle Parthei, sagte sie einst, sieht die Menschheit von der prosaischen Seite, die Opposition sieht sie von der poetischen. Darum habe ich immer Neigung gehabt, mich zu der letzten Art von Meinungen zu bekennen.

Einst behauptete Jemand: ein Staatsminister könne sich unmöglich auf den Gebrauch rechtmäßiger Mittel beschränken. — „Je nun!“ antwortete Frau von Stael, „wer Genie hat, würde nie der Unsittlichkeit bedürfen, und wer keines hat, muß schwierige Aemter nicht annehmen.“

Im Jahr 1815 ließ Bonaparte der geistreichen Frau sagen: sie möge nach Paris kommen, da man sie wegen der Constitutions-Angelegenheiten befragen wolle. — Sie schlug es aus mit den Worten: „Er hat die Constitution und mich zwölf Jahre lang entbehren können, und noch jetzt liebt er Keine von uns Beiden.“

S — r.

Dichter und Schwan.

Wenn in Allem der Schwan dem Dichter auch gliche, in Einem
Nimmer: der Dichter [illegible], Wasser erträget der Schwan.

L. v. Blumenthal.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Von den Bühnen-Erscheinungen war die erste das Benefiz Deurteurs im Theater an der Wien. Es scheint diesem beliebten Künstler wenig am Publikum zu liegen; ein Beweis ist der wiederholte Mißgriff in der Wahl des Stückes, den er auch diesmal wieder that: indem er die bereits seit zehn Jahren friedlich ruhende „Deodata“ des Hrn. v. Kotzebue wieder auf die Bühne brachte, welche, trotz der braven Musik des Hrn. Gyrowez, außer den Bewohnern der oberen Regionen, Niemand zum Beifall reizen konnte. In Berlin (so meldete eine hiesige Zeitung) soll dieses Stück mehrmals, mit einer vortreflichen Musik des Kapellmeisters Weber, bei großem Zulaufe gegeben worden seyn; *) allein die Zeiten ändern sich und so auch die Menschen. Unter den Mitspielenden verdient Hr. Küger (der alte Dietrich) für sein herrliches Spiel besondere Anerkennung. — Von den aufgeführten Conzerten nenne ich nur die Cantate „das befreite Deutschland“, gedichtet von Caroline Pichler, mit Musik von Spohr, und von der Gesellschaft des großen österreichischen Musik-Vereins (die Anzahl der wirkenden Mitglieder war nahe an 400) treflich ausgeführt. Obgleich diese Composition nicht in allen ihren Theilen den großen Erwartungen entsprach, so ließen doch die einzelnen Momente den Meister nicht verkennen. — Besonders ergreifend ist der Chor der fliehenden Franzosen und der sie verfolgenden Russen nach dem Brande von Moskau. Um die Dauer eines gewöhnlichen Conzerts nicht zu überschreiten, mußten verschiedene Abkürzungen vorgenommen werden; dadurch folgten die Hauptmomente zu schnell auf einander, und zwischen einigen Takten lag oft der Zwischenraum eines Jahres!! Dieser Shakspeareschen Machtsprüche in Musik-Gemälden noch ungewohnt, wollten Kenner und Nichtkenner keinen Gefallen daran finden; indessen beschützt man zuweilen in Deutschland so sehr alles Wunderliche: daß wir vielleicht nächstens eine Weltgeschichte, z. B. die Beckersche, in Musik gesetzt sehen. L — r.

*) „Deodata“ gehörte vor einigen Jahren in Berlin zu den besuchtesten Vorstellungen und wurde sehr oft wiederholt. D. Herausg.

Hamburg. Nachträglich habe ich Ihnen noch von einem Trauerspiel, das in dieser Zeit über die Bühne gegangen ist, von „Clorinde und Tancred“ etwas zu sagen. Es fand hier mit jeder Vorstellung mehr Beifall; ich aber wurde nicht dazu bewogen: denn das Stück ist matt, gehalt- und gestaltlos, und so ganz und gar entlehnt, daß ich keinen eigenen, noch viel weniger einen genialen Gedanken des Verfassers darin gefunden habe. Der Held des Stücks, Tancred, ist ein weinerlicher, widriger Gesell, und seine Clorinde ganz seiner würdig; demnach ist es Schade, daß nicht ein Paar aus ihnen wurde, welches indessen zu dem vielen Traurigen im Stück recht wohl paßt. — Das Ganze scheint eine Parodie auf alle Meisterwerke unserer Literatur zu seyn, denn man kann nicht drei Zeilen lesen oder hören, so sitzt man an einer Reminiscenz fest, die noch dazu nicht einmal umgekleidet wurde, ehe sie hier sich präsentirte. Ohne Härte und Uebertreibung spreche ich dem Verfasser nicht allein jedes dramatische, sondern auch jegliches poetische Talent ab; so dichten kann ein Jeder, der ein gutes Gedächtniß, oder eine gute Bibliothek hat. Die Charaktere sind ohne Haltung, und hätte Torquato Tasso nicht vorgearbeitet, so würde auch die Handlung ganz ohne Interesse seyn, indem der Dichter, oder vielmehr „Nichtdichter“ Alles that, sie zu schwächen. So ist dies Machwerk nichts Anderes, als ein wenig Wasser auf Tasso's Blüthenkranz gegossen; es hat etwas Farbe vom Aufguße angenommen, aber Duft und Würze fehlen so durchaus, daß ich nicht begreife: wie es irgend einem Menschen genießbar ist; freilich mag die schöne Clorinde (Demois. Caroline Steiger) dazu nicht wenig beitragen, wie die lobenswerthen Bemühungen der Direktion und Schauspieler überhaupt. Der Verfasser aber werde ja nicht eitel über diesen Erfolg — denn „Patroklos liegt begraben, und Thersites kömmt zurück“. — Z —.

Der englische Bonmotist Curran kam vor einiger Zeit nach Green (auf der schottischen Grenze), wo man für Geld und gute Worte in fünf Minuten Mann und Frau werden kann. Er fand aber den alten Ehesegner nicht, sondern einen jungen unbekannten. Jener war ein Grobschmid; dieser ist ein Tabacks-Spinner. — „Wie?“ sagte Curran, „also werden Ehen hier nicht mehr geschmiedet, sondern gesponnen? Sonst thaten es Ketten, jetzt thut es ein Quidproquo (eine Sorte Rauch-Taback).“ (Morn. Chron.)

Im Departement de l'Aisne hielt kürzlich ein Missionär folgende Strafpredigt gegen die Schulen des wechselseitigen Unterrichts: „Väter und Mütter! hört mich! Ihr seyd vor Gott verantwortlich für die zahllosen Leiden, die ihr euern Kindern zuzieht, wenn ihr sie in diesen Hinterhalt sendet, welcher der Unschuld gelegt ist von Leuten, die dem Menschengeschlecht Verderben geschworen haben: ich meine in diese sogenannten Schulen, wo man sich eines abscheulichen, mörderischen Verfahrens bedient, das nichts Anderes bezweckt, als aus unserem Herzen alle Spuren von Religion und ehemaliger Tugend zu verbannen, und deren Benennung allein schon ein Schandfleck für unsere Sittlichkeit ist!!“ (Independ.) Die Herren lieben entweder gar keinen oder einseitigen, niemals aber wechselseitigen Unterricht, sonst müßten sie, die Lehrer seyn wollen, zu Lernenden werden.

In London werden 63 verschiedene Zeitblätter gedruckt; in England und Wales (außer Middlesex) 120; in Schottland 28; zusammen 211 Journale in Großbritannien. In Irland erscheint ohngefähr ein Drittel dieser Anzahl. (Morn. Chron.)

In New-York herrscht unter den Bäckern ein edler Wettstreit. Sie überbieten sich in der Schwere des Brodtes. Unlängst machte Einer von ihnen bekannt: ein Schilling-Brod (8 Gr.-Brod) sollte 24 Loth über die Taxe wiegen. (Morn. Chron.) Wir Deutsche finden ja seit lange alles Fremde vortreflich; werden vielleicht die deutschen Bäcker diesen Wettstreit auch einführen?

Im „Tyne-Mercur“ wird erzählt: Als in Alnwick, in Northumberland, die Special-Constabler, welche sich zur Vertheidigung der Provinz meldeten, geschworen hatten, gab man ihnen ein großes Fest. Wein und Bier machte sie warm, offen und redselig, und es kam so weit, daß Einer von den Gästen vorschlug: auf der Radikalen Wohlseyn zu trinken. „Still!“ rief ihm sein Nachbar zu, „sonst fallen wir Alle in Ungnade!“ — „Ey was, du bist ein Narr!“ sagte der Erste; „ohne die Radikalen würde man uns Leute nicht so traktiren!“ (Morn. Chron.)

Die Ex-Nonne Anna Katharina Emmerich zu Dülmen, welche durch Blutmahle und Kreuze an Händen und Füßen und in der Seite mehrere Jahre hindurch die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und den Aberglauben nährte, ist durch die, auf höheren Befehl angeordnete Untersuchung als eine in den Schlingen der Bosheit und des Irrwahns befangene unglückliche Betrügerin erkannt worden. (National-Zeit. d. Deutsch.) Jenes sogenannte Wunder mußte wohl Jedem als Betrug erscheinen, und bei der früheren mehrmaligen Erwähnung im „Gesellschafter“ ist es auch gleich mit dem rechten Namen benannt; daß aber jene Ex-Nonne ihr Unwesen seit 5 Jahren ungestört treiben konnte, ist auch solch eine Art von Wunder.

Jahres-Schluß. Die geschätzten Leser haben mir dadurch Theilnahme bezeugt: daß die Anzahl derselben sich in solchem Grade mehrte, als es noch bei keinem der früheren Jahrgänge geschah; ich danke dafür, indem ich immer mehr annehmen darf: uns liege gegenseitige Zufriedenheit am Herzen. Da nun neuerlich sehr achtungswerthe Urtheile mich auch überreichlich entschädigten für einige schwache Versuche der Lüge und der Mißgunst gegen mich, so kann ich einen erhöheten Muth mit hinüber nehmen in das neue Jahr. F. W. Gubitz.

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

Dritter Jahrgang.

Juli.

Berlin, 1819.

In der Maurerschen Buchhandlung,

Poststraße No. 29.

Die Zeitschrift:

Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz,

herausgegeben vom Professor Gubitz,

enthält im ersten halben Jahr 1819: 38 Erzählungen, ernst und launig, 80 Gedichte und 169 Aufsätze allgemein wissenschaftlichen, untersuchenden und satyrischen Inhalts; viele derselben sprechen über Erscheinungen der Zeit. Verfasser aller dieser Gegenstände sind: Achim v. Arnim, Bertram, A. O. Blumenthal, Bondi, Gottfr. Bueren, Bonafont, Johannes Didymos, Carl Dielitz, K. Förster, Gerle, v. Göckingk, G. W. Große v. Grunenthal, F. W. Gubitz, Haug, Heinsius, K. A. Hermann, Ister, Kapf, Kronos, Julius Körner, Kreuser, Fr. Kuhn, Fr. Lange, Joh. Langer, Fr. Laun, Leander, Lindau, A. v. Maltitz, K. Müchler, Karl Müglich, Wilhelm Müller, A. Münde, Fr. Krug v. Nidda, J. Polt, Raßmann, Ed. Rolle, Richard Roos, G. Schadow, S. W. Schießler, Franz v. Schlechta, Carl Seidel, Seifried, K. Sondershausen, Karl Stein, Stuhr, Tauscher, G. M. Walter, Fr. Wendel, B. Witte, Zunz und der Verfasser von „Wahl und Führung“; ferner die geachteten Frauen: Therese Huber, Amalie Schoppe geb. Weise, Henriette S. geb. H., Caroline Stahl, Caroline Stille u. s. w. Auch bisher noch ungedruckte Reliquien von Fichte, Forster, Gleim, Gellert, der Karschin, Klopstock, Seume, Wieland u. s. w. erfreuen die Leser. — Außer diesen Aufsätzen hat die Zeitschrift eigene Correspondenten, welche Berichte gaben aus Baireuth, Berlin, Breslau, Copenhagen, Dresden, Erfurt, Erlangen, Königsberg, Leipzig, Mitau, München, Münster, Pesth, Pommern, Prag, vom Rhein, Rom, Stuttgart, Weimar, Wien u. s. w.; und es sind in den sechs Monatsheften noch mehr als 500 interessante Notizen aus englischen und französischen Zeitungen (Times, Morn. Chronicle, Courier, Morn. Post, Indépendant, Constitutionel, Vrai Libéral, Journal de Paris, Journal de Francfort, Gaz. de France, Gaz. de Gant, Gaz. de Liége etc.) übersetzt. — Ein Beiblatt „Bemerker“ enthält die literarischen Fehden; artistische Beilagen (dies Mal, eine vervielfältigte Zeichnung von Goethe und das Bildniß Kotzebue's) und allmonatlich eine neue Vignette sind gefällige Zierden, und ein „Blatt der Ankündigungen“ zeigt das Neueste im Literatur-Gebiete u. s. w. an. — Der Jahrgang dieser Zeitschrift kostet 8 Thaler; und man kann halbjährig sich bei allen wohllöblichen Postämtern und guten Buchhandlungen abonniren.

Maurersche Buchhandlung in Berlin,
Poststraße Nr. 29.

1819. No. I.

Blatt der Ankündigungen.

Anzeige
für die resp. verehrlichen Theater-Intendanzen und Directionen.

Das Fischermädchen
oder
Haß und Liebe,
lyrisches Drama in einem Akt;

Manuscript aus dem Nachlaß von Theodor Körner, nebst Partitur der dazu neu componirten Musik von F. P. Schmidt, ist in Abschrift, unter gefälliger Einsendung von vier Dukaten Capitalien pränumerando, von dem Unterzeichneten zu erhalten. — Wegen des Honorars beliebe man sich gleichzeitig mit dem Componisten zu einigen.

Berlin, Mohrenstraße Nr. 26.

F. P. Schmidt.

Literarische Anzeige.

Die Probeblätter des früher angekündigten französischen Unterhaltungs-Blattes:

Le Narrateur du Nord, ou: Journal du boudoir des Dames,

sind an alle Zeitungs-Expeditionen und Haupt-Buchhandlungen zur unentgeldlichen Verbreitung versendet worden.

Weimar, im Dezember 1818.

Die Redaktion des „Narrateur du Nord."

Verzeichniß der neuesten Verlagsbücher der Maurerschen Buchhandlung 1818.

Alexander I. zu Berlin im September 1818. 8. geh. (in Commission) 4 Gr.

An das gebildete kunstliebende Publikum (Fischer betreffend). Von einem Berliner. gr. 8. geh. 4 Gr.

Archiv der deutschen Landwirthschaft. Herausgegeben im Verein mit der thüringsch. Landwirthsch. Gesellsch. zu Langensalza, von Fr. Pohl fürs Jahr 1818. 12 Hefte. 8. 4 Thlr 12 Gr.

— für die Baukunst und ihre Hülfswissenschaften. Unter Mitwirkung mehrerer Mitglieder der königl. preuß. Ober Bau Deputation herausgeg. von Dr. A. L. Crelle. 1ster Bd. mit 5 Kupfern. gr. 4. 4 Thlr.

Bieberstein, Marschall von, Anweisung zum Situationszeichnen. Auf einfache Lehrsätze und die Sächsische Zeichnenmanier gegründet. Mit 13 Kupfertafeln. (Vorlegeblätter nach der sächsischen Manier) 4. 2 Thlr. 12 Gr.

Blätter, freimüthige, für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik u. Staatswirthschaft. Herausgegeben von Fr. v. Cölln fürs J. 1818. 12 Hefte. gr. 8. 8 Thlr.

Böck, Dr. A. G. L. de statu quodam cordis abnormi. Accedit tabula lapidea. 8. 4 Gr.

Bondi, Dr. C., die medizinische Wissenschafts- u. Studienlehre für angehende Mediziner bearb. 8. 12 Gr.

Catel, Louis, die Heizung mit Wasserdämpfen, dargestellt erklärt u. erörtert Mit 1 Kupfertaf. gr. 8. 16 Gr.

Desselben Umriß eines Systems der Vertheidigungs- und Befestigungskunst, geographisch und geschichtlich bedingter Grenzen eines Landes. In Anwendung gebracht auf die westlichen Grenzen Deutschlands. Mit 1 Kupfer. gr. 8. 16 Gr.

Desselben Darstellung eines Schauspielhauses in Ansicht, Grundriß, Umriß und Durchschnitten in einem Kupferstiche gegeben, nebst einer Abhandl. über Grundzüge der Theaterbaukunst. gr. 8. 16 Gr.

Cölln, Fr. von, Rückblicke auf die Literatur der Jahre 1816 und 17, in politisch-, staatswirthsch.-, geographisch- und historischer Hinsicht. 2 Bde. gr. 8 2 Thlr.

Desselben preußische Volksstimmen, ausgesprochen in 4 Aufsätzen: 1) über Kornwucher und Brodtaxen; 2) über das Finanzbedürfniß, Militäretat und Brodsicherungsanstalten; 3) über den Verfall städtischer Nahrung, besonders in Berlin; 4) über die Staatsdienerschaft. gr. 8. 18 Gr.

Crelle, Dr. A. L., vom Cathetometer, einem neuen Winkelmaß-Instrumente, welches leichter zu verfertigen und wohlfeiler ist, die Winkel genauer misset, die Berechnung der Figuren erleichtert und weniger Irrthümer der Beobachtungen ausgesetzt ist, als andre bekannte Winkelmeßinstrumente. Mit 1 Kupfert. gr. 4. 1 Thlr.

Dienstjubelfeyer, zur 50jährigen, Sr. Excellenz des Generals Herrn J. Fr. von Seegebarth, königlich preuß. General- und Postmeister ꝛc. Nebst einer Uebersicht der 50 Dienstjahre und dem Bildnisse Sr. Excellenz. gr. Fol. 1 Thlr.

Dittmar, Prof., die diesjährige zu erwartende Witterung im Sommerhalbjahre 1818. 2te verbesserte Auflage. geh. 4 Gr.

Ehrenbergs, Fr. weiblicher Sinn und weibliches Leben. Charakterzüge Reflexionen und Gemälde. Neue mehrte, durchaus verb. Ausgabe. 8. sauber geh. 2 Theile 2 Thlr.

Engelmann, Dr. S. R. J, hydropis ovarii adumbratio. 8. 4 Gr.

Ewalds, Dr. J. L., unmaßgebliche Vorschläge zu Verbesserung des evangelischen Kirchenwesens. Der königl. preuß. Regierung ehrerbietig vorgelegt. 8. 12 Gr.

Feßler, Dr. J. Aristides und Themistokles. 2 Theile mit Kupfern. Dritte verbesserte Aufl. gr. 8. 2 Thlr.

Fichte, Dr. J. de philosophiae novae Platonicae origine. 8. maj. 4 Gr.

Sängerfarth, die, für Freunde der Dichtkunst und Malerey. Mit Beiträgen von Tieck, Schütz, Schenkendorf, Brentano, Förster, Messerschmidt, Berche, Arnim, Waldheim, Nagel, Müller, Hensel, Gegemünd, Horn, Karoline Buchhorn, Meyer d. Ae., Meyer d. J., Kolbe u. Naumann, gesammelt von Fr. Förster. Mit Kupfern aus dem Danziger Gemälde: das jüngste Gericht. gr. 8. in einem saubern Einbande. 3 Thlr.

Förster, Dr. Fr., Grundzüge der Geschichte des preußischen Staates, 2 Theile. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Förster, Dr. F. Beschreibung und Geschichte des alten Griechenlands und Italiens, in gedrängter Uebersicht gr. 8. 3 Gr.

Gesellschafter, der, oder Blätter für Geist und Herz. Herausgegeben von F. W. Gubitz fürs Jahr 1818. Mit Kupfern, Holzschnitten und Musik gr. 4. Der Jahrg. complett 8 Thlr.

Goebel, Dr. T. de catalepsi, adjecta historia melancholici catalepsi laborantis 8. 4 Gr.

Grävell, M. F. C. W. Der Mensch, Eine Untersuchung für gebildete Leser. 3te verb. Aufl. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Hegenberg, K. A., deutliche und vollständige Anweisung, ohne Winkel-Meßinstrumente nicht nur Aecker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse rc., sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen u. zu berechnen, desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen, und überhaupt alles, was zur gewöhnlichen prakt. Feld-Meßkunst gehört, zu verrichten. Zum Gebrauch für Oekonomen, Forstbediente, Gärtner, und alle diejenigen, die keine geometrischen Kenntnisse besitzen. 2te. v. Aufl. Mit 8 Kupfertafeln in Fol. u. 1 in 4. gr. 8. 1 Thlr 8 Gr.

Hermes, Frz. Epheuranken 8. (in Commission) 10 Gr.

Jacoby, Dr. F. de mammalibus hermaphroditis alterno latere in Sexum contrarium vergentibus. 8. 4 Gr.

Jedidja, eine religiöse, moralische und pädagogische Zeitschrift. Herausgegeben von J. Heinemann. 4 Bde. oder 8 Hefte gr. 8. 8 Thlr.

Lehnert, J. H führe uns nicht in Versuchung. Eine Predigt rc. gr. 8. (Commission) 3 Gr.

Leiden, seltsame, eines Theaterdirektors. Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verf. der Fantasiestücke in Callot's Manier (Hoffmann). 8. sauber geheftet 1 Thlr 8 Gr.

Leitfaden zum Elementarunterricht in der Geographie 8. 3 Gr.

Leuchte, die, ein Zeitblatt für Wissenschaft, Kunst u. Leben. Herausgeg. von J. D. Symanski fürs Jahr 1818. gr. 4. Der Jahrg. complett 6 Thlr.

Le Viseur, Dr. J. observatio de risu sardonico et de chorea Sti Viti in puero quodam acuti exanthematis regressionem modo secutis 8 maj. 4 Gr.

Licht- und Schattenseiten eines berühmten Virtuosen (Fischer betreffend). Als Beitrag zur Karakteristik der launischen Künstlerwelt unsrer Zeit. Nebst einem schönen Holzschnitt. 4. (Commission.) 8 Gr.

Mahlendorff, Dr. J. F. H. de ictero, 8. 4 Gr.

Marlowe, Christ., Doktor Faust's Tragödie. Aus dem Engl. übersetzt von W. Müller. Mit einer Vorrede von L. Achim von Arnim. Mit 1 Steindruck. 8. 1 Thlr.

Meinecke, A., quaestionum Alexandriarum Specimen I. 8 maj 8 Gr.

Meinert, F. die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure; oder Leitfaden zu Vorlesungen für angehende Architekten. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Müller, C., in restitutae fidei memoriam ter Saecularem. 4 maj. 5 Gr.

Offner, A., englische Chrestomathie, oder Auszüge aus klassisch-historischen Vorlesungen; für höhere Lehranstalten systematisch geordnet und herausgegeben. 2 Thle gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ohm Dr. M. kurzes gründliches und leichtfaßliches Rechenbuch zum Unterricht auf Gymnasien und Bürgerschulen. 8. 16 Gr.

Predigten des alten Herrn M. Mathesius über die Historien des ehrwürdigen in Gott seligen theuern Mannes Doctor Mart. Luthers Anfang Lehre, Leben u. Sterben. Mit einer Vorrede herausgeg. von L. Achim von Arnim. Mit Luthers u. Melanchthons Bildnissen. gr. 4. Druckpapier 16 gr. Dieselben auf Schreibpap. mit ganz besondern Abdrücken. 1 Thlr. 8 Gr.

Prüfung der neuen Gründe für die öffentlich-mündliche Rechtspflege, vom Königlich Preuß. Kriminalrath Mosqua zu Berlin. Zum Besten der Berliner Bürger-Rettungs-Anstalt. 8. 18 Gr.

Richter, genannt der schlesische Wunderdoctor. Mit seinem Bildnisse transparent. 8. geh. 4 Gr.

Rohlwes, J. N., allgem. Vieharzneibuch, oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, seine Schafe, Schweine, Ziegen u. Hunde aufziehen, warten u. füttern und ihre Krankheiten erkennen u. heilen soll rc. Mit einem Kupf. Achte verb. und verm. Aufl. 8. 20 Gr.

Sack, Dr. F. S. G, über die Vereinigung der beyden protestantischen Kirchenpartheyen in der preußischen Monarchie. Nebst einem Gutachten für die Beförderung der Religiosität. 2te. Aufl. 8. 16 Gr.

Schmidt's, Dr. F. W. V. Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie 8. 20 Gr.

Schubert, F. W. von, über christliches Kirchen und Schulwesen. 3tes und letztes Heft. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Seidenstopf's, J. G. Materialien zu Catechisationen, in Entwürfen, die nach sorgfältig erklärten, aus den vier Evangelien hergenommenen Texten verfaßt sind. Zum Gebrauch für Freunde der katechetischen Lehrart im Predigt- und Schulamte. 8. 8 Gr.

Stuhr, Dr. P. F. brandenburgisch-preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Desselben Abhandlungen über nordische Alterthümer gr. 8. 1 Thlr.

Synagoge, die teutsche, oder Ordnung des Gottesdienstes für die Sabbath- und Festtage des ganzen Jahres. Zum Gebrauche der Gemeinden, die sich teutscher Gebete bedienen. Herausgeg. von Dr. E. Kley und Dr. C. S. Günsberg. 2ter Thl. gr. 8. 16 Gr. Beyde Theile 2 Thlr.

Ueber die vorzüglichsten Fehler in Behandlung der Schwangern, Wöchnerinnen und Säugenden, so wie in der Behandl. der Kinder im ersten Lebensjahre. — Mit beständiger Berücksichtigung dessen, was die Natur in diesen wichtigen Perioden gebietet. — Zur Belehrung für denkende Aeltern und Kinderfrauen. Von e. prakt. Arzte. 8. 12 Gr.

Vogel, P., die drey denkwürd. Tage, der 18. Octbr. 1813, der 31. März 1814, der 18. Juny 1815. Für Schulen beschrieben mit einer einleitenden Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit der franz. Revolution. 2te. verm. Aufl. gr. 8. 6 Gr.

Vorpahl, K. L., Philosophie und heil. Schrift, zum Einklange beider. 1ster Thl. 8. 8 Gr.

Wäcker, Fr., Grundlinien zu einer Steuer-Einrichtung in Preußen. 8. 12 Gr.

Wagner, G. Ch., Spuren der Gottheit im anscheinenden Zufalle. Eine wohlthätige Nahrung für Zweifler u. Denker. 2 Thle. Mit Kupf. (Erster Theil ist eine neu verbesserte Aufl.) 8. 1 Thlr.

Wilmsen, F. P., Doct. Mart. Luther, der Reformator. Zur Feyer des Reformationsfestes im Jahr. 1817. Für den Bürger, Landmann und die Schuljugend. Mit seinem Bildnisse in Lebensgröße. 8. 5 Gr.

Winkler, Dr. B. A. de Amaurosi. 8. 4 Gr.

Romane: kleine Romane Erzählungen und Aufsätze aus der Zeitblüthen. Herausg: von Fr. Gleich 8 Bde. 8 6 Thlr.

Schauspiele: die Ahnfrau, ein musikalisches Quodlibet tragikomischer Natur. In einer neu erfundenen Versart bearbeitet von A. v. Schaden gr. 8. 16 Gr.

— Ein Tag aus des großen Friedrichs Leben. Historisches Schauspiel in 1 Aufzuge von Ph. Bonafont. 8. 6 Gr.

Verlagsartikel der Gräffschen Buchhandlung in Leipzig.

Berghaus, J. J, über das repräsentative Geldsystem, oder in wie fern ist das Papiergeld ein stellvertretendes Mittel, die edlen Metalle zu ersetzen? Ein auf Geschichte und Erfahrung gegründeter, staatswirthschaftlicher metrologischer Versuch. gr. 4. 1 Thlr.

Briefe, gesammelte, von Julie. 4 Theile. Zweite verb. Aufl. Mit Kupf. 8. 5 Thlr

Campe, Joach. Heinr. Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder. Fortgesetzt von C. Hildebrandt. Neue verb. Auflage. Mit dem Portr. des Hrn. Rath Campe und 2 Holzschnitten von F. W Gubitz. 8. 1 Thlr.

Dasselbe Buch ohne Kupfer und Holzschnitte. 8. 18 Gr.

Alle Beurtheilungen über dieses Buch sind ausgezeichnend vortheilhaft, und empfehlen es als eine gelungene Fortsetzung des allgemein, geschätzten und beliebten ersten Theils des Robinsons.

Nur erst neuerdings ward diese Fortsetzung in: Felders Literaturzeitung für katholische Religionslehrer von 1818 rühmlichst erwähnt, und auf die Grundsätze welche durch dieses Buch der Jugend für Patriotismus eingeflößt würden, aufmerksam gemacht.

Claudius, G. C. allgemeiner Briefsteller, nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigsten schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittlern und niedern Stände: Siebente durchaus verbesserte und vollständigere Auflage. 8. 46 Bogen 18 Gr.

Auch unter dem Titel:

Nützliche auf alle fast erdenkliche Fälle, nach den Erfordernissen des gegenwärtigen Zeitalters eingerichtete Briefe u. s. w. Dreyzehnte Aufl.

Geschichte, geheime, des Hofes und Cabinets von St. Cloud. Frei aus dem Engl. übersetzt 3ter Bd. 8. geh. (Commission) 1 Thlr.

auch unter dem Titel:

Traumbilder Napoleons. Aus dem engl. Werke: Visions of Napoleon Bonaparte.

Die Vorrede sagt:

„Wahrscheinlich sind solche das Ergebniß der geheimen Papiere, welche dem las Casas weggenommen wurden."

Grävell, M. F. C. W., Neueste Behandlung eines preußisch. Staatsbeamten. Eine mit Aktenstücken belegte Selbstbiographie aus der Epoche 1811 bis 1817. 2 Thle. gr. 8. 3 Thlr.

Kosegarten, Dr. L. T. des Herrn Abendmahl. Drei Unterhaltungen mit Serena. Dritte Aufl. 8. 4 Gr.

Lebensbilder. Von der Verfasserin der gesammelten Briefe von Julie. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Schaden, A. v. moderne Sappho, ein dramatisch-musikalisches Durcheinander ohne Sinn und ohne Verstand. Dem Wiener Kasperl und dem Münchner Lipperl zugeeignet. Nebst einer großen von den Gebr. Henschel gezeichnet und gestochenen Karrikatur. 8 (in Commission) 1 Thlr.

Thieme, M. dramatische Spiele für die Jugend, bey festlichen Gelegenheiten. Eine Weihnachtsgabe, sauber gebunden und in Futteral (Commission) 1 Thlr.

Schriften über und fürs Theater.

Wer nachfolgende Theaterschriften zusammen nimmt, erhält selbige für 30 Thlr Preuß. Courant; einzeln kosten sie 48 Thlr. 8 Gr. — Für Theaterbibliotheken, auch für Leih- und Lesebibliotheken ist dieses Anerbiethen vielleicht annehmbar. Wer sich direkte an uns wendet, erhält selbige Postfrei. Außerdem liefert sie auch jede Buchhandlung für obigen Preis.

Wo auch von den einzelnen Stücken der Verfasser die Rede ist, gilt es nur einmal, entweder als Band oder einzeln.

Abschied, der, Trauerspiel. 8. 4 Gr.

Abliche, der, wie er weiland war. Lustspiel. 8. 6 Gr.

Alexina, oder ein Tag in der Türkei. Schauspiel. 2te Aufl. 8. 12 Gr.

Alfred, König der Angelsachsen, oder der patriotische König. Trauerspiel. 8. 10 Gr.

Almanach lustiger Schwänke für die Bühne mit 6 Kupferstichen durch treue Abbildungen bekannter Personen doppelt anziehend: von T. H. Friedrich. 2te wohlfeilere Ausgabe. 8 mit illuminirten Kupfern. 1 Thlr. 12 Gr.

Dasselbe mit schwarzen Kupfern. 1 Thlr.

Beide Gattungen dieses Almanachs sind sauber gebunden und enthalten folgende Stücke, welche sich zu Vorstellungen auf Privattheatern eignen:

1) Studentenpfiffe. 2) Hans Schnauz. 3) Aetsch! Aetsch! oder die Prüfungen. 4) Der Geist, oder die unterbrochene Theaterprobe. 5) Die Scheintodten. 6) Die blonden Haarlocken, oder das patriotische Mädchen.

Berlins Jungfrauen und Schauspieler. Ein Beitrag zur Hospitalgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. 8. 5 Gr.

Blankenstein, Baron von, oder die bereute Uebereilung. Schauspiel. 8. 6 Gr.

Brandes, J. C., (ehemaliger Schauspieldirektor), meine Lebensgeschichte: 3 Theile. 2te mit 9 Kupfern vermehrte Auflage. 8. 4 Thlr.

Brömels, W. H., Beitrag zur deutschen Schaubühne. Neue Auflage. 8. 18 Gr.

Von demselben einzeln:

Gerechtigkeit und Rache. 6 Gr.

Gideon von Tromberg. 4 Gr.

Stolz und Verzweiflung. 6 Gr.

Wie machen sie es in der Komödie? 5 Gr.

Dahlfeld, Carl von, Lustspiel. 8. 12 Gr.

Demokrit, eine komische Oper. 8. 5 Gr.

Ehemann, der blinde, Operette. 8. 5 Gr.

Engel, K. C., Blondetta. Ein allegorisches Schauspiel mit Gesang. 8. 12 Gr.

Derselbe. Der Geburtstag, oder die Ueberraschung: ein ländliches Lustspiel. 8. 4 Gr.

Derselbe. Der kleine Irrthum. Lustspiel. 8. 5 Gr.

Derselbe. Das Mutterpferd. Lustspiel. 8. 7 Gr.

Eppelein von Gailingen, dramatisch bearbeitet von Hans Sing. Mit Kupfern. 8. 15 Gr.

Folgen, die, einer minderjährigen Verlobung. Lustspiel. 8. 16 Gr.

Freier, der seltene, ein Lustspiel. 8. 5 Gr.
(Ist aus: neue Theaterstücke, besonders abgedruckt.)

Glückspilz, der, oder die Glücksritter: Lustspiel von T. H. Friedrich. 8. 20 Gr.

Gubitz, F. W., Lieb und Versöhnen, oder die Schlacht bei Leipzig. Zweite Auflage. Schauspiel. 8. 6 Gr.

Derselbe. Sappho. Monodrama. 8. 4 Gr.

Derselbe. Die Prinzessin. Lustspiel. 8. 20 Gr.
(Dieses Stück und der Glückspilz von T. H. Friedrich sind die bekannten zwei Kampfspiele.)

Hand, die, des Rächers: (Fortsetzung der Jäger.) Familiengemälde, von C. Steinberg 8. 12 Gr.

Haß und Liebe. Schauspiel, von J. F. v. Bonin. 8. 8 Gr.

Horribunda. Schauspiel von Dr. W. C. Mecker. 8.

Hypochondrist, der, oder die Ehescheidung. Lustspiel ... Epheus. 8. 4 ...

Ideen über Theater, dessen Zweck und Einrichtung. 8. 3 ...

Jette, oder der Husarenraub, Schauspiel von Plümicke. 8. 10 ...

Indiens, les, en Engleterre. Comédie trad. de l'a... de Kotzebue. gr. 8. 12 ...

Johann von Procida, oder die sicilische Vesper. Schauspiel von Hagemeister. 8. 16 ...

Jubelfeier, die, der Hölle, oder Faust der Jüngere. Drama von C. F. Benkowitz. 2te verbesserte Auflage, mit Kupfern. 8. 16 ...

Kalliste. Trauerspiel von S. v. Seckendorf. 8. 3 ...

Leichtsinn und Größe. Familiengemälde von C. Steinberg. 8. 10 ...

Leichtsinn und kindliche Liebe, oder der Weg zum Verderben. Schauspiel. 2te Aufl. 8. 10 Gr.

Leidenschaft und Liebe. Trauerspiel von Vulpius. 8. 8 Gr.

Makaria. Drama, von Theodor Hell. 8. 16 Gr.

Merinval. Trauerspiel von Arnaud. 8. 3 Gr.

Moddin, Alla, Schauspiel. 8. 9 Gr.

Montrose, Eduard, Trauerspiel. Neue Aufl. 8. 8 Gr.

Prisen aus der hörnernen Dose des gesunden Menschenverstandes. (Briefe über das deutsche Theaterwesen.) 8. 12 Gr.

Prozeß, der, oder Verlegenheit aus Irrthum. Lustspiel von Herklots. 8. 7 Gr.

Psyche. Singspiel von K. Müchler. 8. 6 Gr.

Pygmalion, oder die Reformation der Liebe. Lyrisches Drama von Herklots. Mit Kupfern. 8. auf geglättet Velinpapier. 1 Thlr.

Dasselbe auf Schweizerpapier. 20 Gr.
Desgleichen auf Schreibpapier. 12 Gr.
Radegunde von Thüringen. Trauerspiel. 8. 10 Gr.
Rambachs, Dr Fr., vaterländische Schauspiele. 1sten und 2ten Bandes 1ster Theil. 8. 1 Thlr 18 Gr.
Derselbe. Der große Kurfürst von Rathenau. Schauspiel 8. 14 Gr.
Derselbe. Otto mit dem Pfeil, Markgraf von Brandenburg. Schauspiel. 8 14 Gr.
Derselbe. Friedrich von Zollern. Schauspiel. 8. 14 Gr.
(Diese drei Stücke sind in den vaterländischen Schauspielen 1sten und 2ten Bandes 1ster Theil enthalten.)
Reinhold von Schenk. Hauptmann von Osterwitz, oder Margarethamit der Maultasche. Schauspiel v. Anton 8. 6 Gr.
Reue, die, vor der Hochzeit. Singspiel. 8. 3 Gr.
(Ist aus: neue Theaterstücke, besonders abgedruckt.)
Reue, die belohnte, Lustspiel. 8 8.
Revolution, die große, Posse von Hedemann. 8. 5 Gr.
Rubin, Marschall, und sein Sohn. Trauerspiel. 8. 4 Gr.
Saffar, König in Kambaja. Trauerspiel. 8. 8 Gr.
Sandiny von Waldburg. Trauerspiel. 8. 6 Gr.
Schädellehre, die, Lustspiel. 8. 6 Gr.
Schurke, ein, über den Andern, oder die Fuchsprelle. Lustspiel. 8. 9 Gr.
Soden, Julius Reichsgraf von, Schauspiele. 1ster 2ter 3ter und 4ter Band. 8. 3 Thlr. 10 Gr.
Von demselben einzeln in obigem Theater enthalten, als:
Ernst Graf von Gleichen, Gatte zweier Weiber. Original-Schauspiel. 8. 10 Gr.
Ignez de Castro. Trauerspiel. 2te verb Aufl. 8 7 Gr.
Kleopatra. Trauerspiel. 8 8 Gr.
Leben und Tod Kaiser Heinrich IV. Schauspiel. Neue umgearbeitete Aufl. 8. 9 Gr.
Der Prozeß. Lustspiel. 8. 5 Gr.
Der rasende Roland. Schauspiel. 8. 5 Gr.
Rosalie von Felsheim, oder Lilliput. 1ster Theil Lustspiel. Neue ganz verbesserte Aufl. 8. 8 Gr.
Die Negerin oder Lilliput. 2ter Theil. 8. 6 Gr.

Virginia. Trauerspiel. Mit Kupf. 8. 15 Gr.
Sophonisbe. Trauerspiel von Epheus. 8. 6 Gr.
Strafford, der Graf, Trauerspiel. 8. 12 Gr.
Stutzerlist, die, Lustspiel. 8. 7 Gr.
Tell, Wilhelm, Schauspiel in Jamben von Veit Weber. Mit Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Theater, komisches, der Deutschen, älterer und mittlerer Zeit; von W. C. S. Mylius. 8. 21 Gr.
Theaterstücke, neue, 8. 10 Gr.
Treue und Undank. Lustspiel 8. 2 Gr.
(Ist aus: neue Theaterstücke, besonders abgedruckt.)
Ungetreue, der eifersüchtige, Lustspiel. 8 4 Gr.
Vaterfreuden und Leiden Familiengemälde. 8. 4 Gr.
Wer ist sie denn? od. Wette man nur mit Frauenzimmern. 6 Gr.
Zauberin Sidonia, die, Schauspiel v. Zschocke 8. 10 Gr.
Zoraide. Dramatisches Gedicht von v. Puttlitz. gr 8. 12 Gr.

Die Oeuvres de Racine, Moliere und Corneille enthalten einen Reichthum von Theaterstücken, deren mehrere wegen der vortrefflichen Schreibart auf Gymnasien und in Schulen eingeführt, daher gleich den Stereotypausgaben wohlfeil und korreckt hier geliefert worden sind. 2 Theile bilden immer einen Band. Jeder Theil kostet 12 Groschen. Der Band einen Thlr. Zur bessern Uebersicht mag der Inhalt eines jeden Bandes hier folgen:

Oeuvres de Jean Racine. VI. Tomes. Seconde Edition révue et corrigée. gr. 12. 3 Thlr.
Tome I et II enthält:
La Thébaide ou les fréres ennemis. Tragéd.
Alexandre le grand. Tragéd.
Andromaque. Tragéd.
Les Plaideurs. Comed.
Britanicus. Tragéd.
Tome III et IV enthält:
Berenice. Tragéd.
Bajazet. Tragéd
Mithridate. Tragéd.
Iphigenie. Tragéd
Tome V et VI enthält:
Phédre. Tragéd.
Esther. Tragéd.
Athalie. Tragéd.

Oeuvres de Moliere. XII. Tomes. gr. 12. 6 Thl
Tome I et II enthält:
L'Etourdi ou les contre-tems. Coméd.
Les Précieuses ridicules. Coméd.
Le Dépit amoureux. Coméd.
Le Cocu imaginaire. Coméd.
Les Facheux. Comédie-Ballet.
Tome III et IV enthält:
Dom Garcie de Navarre, ou le prince jaloux. Comédie héroique.
L'Ecole des maris. Coméd.
L'Ecole des femmes, Coméd.
La Critique de l'école des femmes. Coméd.
L'Impromtu de Versailles. Coméd.
Tome V et VI enthält:
La Princesse d'Elide. Comédie-Ballet.
Les Fêtes de Versailles en 1664.
Le Mariage forcé. Coméd.
Le Mariage forcé. Ballet du Roi.
Le Festin de Pierre. Coméd.
L'Amour médecin. Comédie-Ballet.
Le Médecin malgré lui. Coméd.
Tome VII et VIII enthält:
Le Misantrope. Coméd.
Amphitrion. Coméd.
Mélicerte Pastorale héroique.
Le Tartuffe, ou l'Imposteur. Coméd. Ballet.
La Comtesse d'Escarbagnas. Coméd.
Tome IX et X enthält:
Le Sicilien, ou l'Amour peintre. Coméd. Ballet.
L'Avare. Coméd.
George Dandin ou le mari confondu. Coméd.
Monsieur de Pourceaugnac. Comédie-Ballet.
Tome XI et XII enthält:
Les Amans magnifiques. Comédie-Ballet.
Le Bourgeois gentilhomme. Comédie-Ballet.
Les Fourberies de Scapin Coméd.
Les Femmes savantes. Coméd.
Le Malade imaginaire. Comédie-Ballet.

Chef d'Oeuvres de Pierre Corneille. VI. Tomes. gr. 12. 3 T.
Tome I et II enthält:
Médée. Tragéd.
Le Cid. Tragéd.
Cinna ou la Clemence d'Auguste. Tragéd.
Jules César. Tragédie de Shakespeare.
Tome III et IV enthält:
Horace. Tragéd.
Polyeucte, martyr Tragédie chretienne.
Le Menteur. Comédie.
La Suite du Menteur. Comédie.
Tome V et VI enthält:
Pompée. Tragéd.
Théodore vierge et martyre. Tragédie [illegible].
Rodogune, princesse des Parthes. Tragéd.
Andromede. Tragéd.

Von den Annalen des Theaters 20 Hefte [illegible] à 6 Thlr. 18 Gr. und den Ephemeriden der [illegible] und des Theaters, 3 Jahrgänge mit 6 Kupfern [illegible] sind nur noch wenige komplette Exemplare vorräthig. [illegible] beiden Werke sind nicht in obigem Anerbiethen mit [illegible]

Maurersche Buchhandlung, [illegible]

Anzeige.

W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Herausgegeben von Fr. Kind. 29ster und folgende Jahrgänge. Leipzig, bei Göschen.

Mittelst allerhöchsten Rescripts vom 27. November 1818 ist des Buchhändlers zu Leipzig, Enoch Richters, wider den Inhalt des allerhöchsten Rescripts vom 13. Juli 1818 allerunterthänigst eingewandte Appellation allgerechtest verworfen worden, und zwar mit der Clausel, ferneres Appelliren nicht zu attendiren. Es behält daher dabei, daß Hr. Richter bei seinem, mit dem Jahre 1819 anfangenden Taschenbuche sich jeder Angabe, wodurch es als eine Fortsetzung des ältern bezeichnet werde, enthalten, seine frühern Bekanntmachungen diesfalls öffentlich widerrufen und die Kosten erstatten muß, sein durchgängiges Bewenden. Jeder Unbefangene wird nun die von Herrn Enoch Richter, zuerst in Nr. 166. der Leipz. Zeit., und sodann fast in allen deutschen politischen und literärischen Blättern, eifrigst verbreiteten Entstellungen unschwer zu würdigen wissen, wie denn auch die unlautern Quellen gewisser, seit einiger Zeit erschienener, sogenannter Kritiken jedem, der Sache und der Personen Kundigen, deutlich genug vor Augen liegen.

Dresden, den 29. Dec. 1818.

Hofrath Kind.

Anzeige

einer wichtigen Zeitschrift für jeden Landwirth.

Auch für 1819 erscheint ununterbrochen das:

Archiv der Teutschen Landwirthschaft.

Herausgegeben im Verein der Thüringischen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Langensalza von

Dr. Friedrich Pohl,

Ordentlicher Professor der Oekonomie und Technologie zu Leipzig.

Der Jahrgang bestehend aus 12 Monatsheften mit den nöthigen Kupfern. 4 Rthlr. 12 Gr.

Es verbreitet sich über alle Zweige der Landwirthschaft, der Inhalt beabsichtigt das wahrhaft Nützliche, frei von Vorurtheilen und Systemsucht, erwogen durch reifliches Nachdenken, und bewährt durch reine Erfahrung. Neue Entdeckungen, errungen durch gründliches Forschen, Wahrnehmungen, welche der Umgang an die Hand gab, schärfere Prüfung des Aeltern, Rügen des Gehaltlosen, eignen sich zu ausführlichen Abhandlungen. Eine angeschlossene ökonomische Zeitung, berechnet auf Notizen aller Art, als: vorläufige Anzeigen von Nützlichkeiten, z. B. neue Erfindungen, kritische Anzeige neuer Schriften, Maschinen, Geräthe, Preistabellen, Güterverkauf und Verpachtungen u. s. w. sollen den Betrieb des Gewerbes erleichtern und auf das Fortschreiten unserer Gewerbswissenschaft hindeuten.

Aus dieser kurzen Uebersicht des Inhalts wird jeder Landwirth sich von der Nützlichkeit dieser Zeitschrift überzeugen, und nicht unterlassen sich dieselbe anzuschaffen.

Man kann diese Zeitschrift durch sämmtliche Postämter und Buchhandlungen zu dem Preis von 4 Thlr. 12 Gr. beziehn; sollte aber einem Interessenten mehr abgefordert werden, so bitten wir, sich an uns zu wenden, worauf es für diesen Preis portofrei erfolgen wird.

Zu leichterer Anschaffung der frühern Jahrgänge dieses Archivs haben wir den Preis der Jahrgänge 1816, 1817 und 1818, die bisher im Pränumerationspreise 13 Thlr. 12 Gr. kosteten, auf 9 Thlr. herabgesetzt, und auch diese Jahrgänge sind zu diesem Preis durch alle Postämter und Buchhandlungen zu erhalten.

Jeder vorzügliche sich für die Zeitschrift eignende Aufsatz wird von dem Herausgeber anständig honorirt und es werden diese unter Adresse:

Maurersche Buchhandlung in Berlin, in Sachen des Archivs der deutschen Landwirthschaft, eingesandt.

Literarische Anzeige.

Unterzeichneter ist Willens, mit Hülfe thätiger Freunde, vom Jahr 1820 an, einen

Allgemeinen deutschen Musen-Almanach

herauszugeben. Das wird Manchen Wasser ins Meer getragen dünken. Es ist es nicht. Almanache und Taschenbücher haben wir zwar in Menge, aber Poesie und Prosa läuft da wie Kraut und Rüben durcheinander, ja jene erscheint nur als Beiwerk und Dessert, während die liebe Prosa sich recht breit macht in Geschichten und Erzählungen, denen man größtentheils das Gemachte, Fabrikmäßige gleich am Zuschnitt ansieht, so daß Almanachs-Geschichtchen und Almanachs-Kupferchen ordentlich zum Sprichwort für kleinliche Kunstleistungen geworden. Nun aber ist Poesie doch unstreitig die ursprüngliche, die eigentliche Sprache des Menschen, so wie sie die Sprache der Götter ist, und obgleich ihr Geist wie der Weltgeist selber, eben an keine besondere Form gebunden, so bindet sie sich doch gern an die Form, und erscheint in höchster Vollendung in der goldnen Fassung des Rhythmus, der den Pulsschlag aller Wesen und den ewig sich selber antwortenden We-

derhall des unermeßlichen Lebens nachklingt. Drum weil die Musen nur in Versen sprechen, sey auch aus unserm Musen-Almanach verbannt, was nur Prosa ist und darnach aussieht! Und wenn der Titel unsers Almanachs an große Namen erinnert, ja an die größten, die unsere Poesie verherrlichen, so soll er es eben und es sey unser Stolz, jenen Unsterblichen nach dem Maaße und der Eigenthümlichkeit unserer Kräfte nachzuringen, um nichts Schlechtes oder Gemeines zu geben.

Viel äußerer Flitterstaat wird übrigens auf unsern Almanach nicht verwandt, und der Himmel gebe, daß er dessen auch nicht bedarf! Er wird auf feinem weißen Papier in gefälliger Form erscheinen, und den goldnen Schnitt soll er, geliebts Gott! inwendig haben, wo er ohnehin sich so leicht nicht abstößt und scheuert. Statt eines halben Dutzend kindischer Küpferchen, bei denen man nicht recht weiß, was man denken soll, wird jeder Jahrgang das sprechende Bild eines wackern Dichters unsers Volkes an der Stirne tragen.

Auf nun, wer in deutscher Zunge zu singen und zu dichten vermag, hoch oder tief, grob oder klar, wenns nur frisch und lebendig vom Herzen kömmt, ohne Aefferei, Klingklang und katzengoldne Sentiments! **Wer mit will sey um Uns!**

Bamberg, den 1sten Christmonds 1818.

Dr. F. G. Wetzel.

Die unterzeichnete Buchhandlung übernimmt den Verlag des Musen-Almanachs. Sie glaubt aller Empfehlungen über den vorzüglichen Werth desselben, um deswillen überhoben zu seyn, da der Herausgeber dem Publikum als geschätzter Dichter durch seine Schriftproben (2 Bde. Gedichte), seine Jeanne d'Arc, seinen Herrmannfried u. a. W. hinlänglich bekannt ist. Sie spricht nur den oben geäußerten Wunsch nochmals aus: Daß wer zu singen und dichten vermag, seine Beiträge nicht vorenthalten, diese aber längstens bis

Ende Merz 1819

unter der Adresse: „Zum Musen-Almanach 1820, abzugeben in der C. F. Kunz'schen Buchhandlung in Bamberg," einsenden möge, mit der gefälligen Bemerkung, was an Honorar dafür gefordert wird. Alle Beiträge sollen anständig honorirt, und die, welche sich zur Aufnahme wegen Mangel an Raum oder Gehalt nicht eignen, binnen Monatsfrist an die Herren Verfasser zurückgesandt werden.

Bamberg, den 1. Dezember 1818.

C. F. Kunz'sche Buchhandlung.

Der Freimüthige für Deutschland,

Zeitblatt zur Belehrung und Aufheiterung.

Herausgegeben

von K. Müchler und J. D. Symanski.

Dieses mit dem Anfange des Jahres 1819 erscheinende Zeitblatt umfaßt seinem Plane zufolge:

1) Erzählungen und Gedichte. — Satyren. — Räthsel. — Anekdoten. — Spiele der Laune und des Witzes.
2) Abhandlungen schönwissenschaftlichen Inhalts. — Urtheile geistreicher Männer und Frauen über verschiedene Zweige des deutschen Schriftenthums.
3) Uebersicht des Beachtungswerthen im Gebiete der neuesten deutschen Literatur.
4) Anzeige der vorzüglichsten Ereignisse der Ton- und bildenden Kunst.
5) Gemälde einzelner Städte und Länder mit besonderer Hinsicht auf ihre geselligen Verhältnisse.
6) Briefliche Mittheilungen über die Tagesereignisse in den Hauptorten unseres Vaterlandes. — Kurze Auszüge aus den vorzüglicheren deutschen und ausländischen Zeitschriften, insofern sie zur Charakteristik des Zeitgeistes dienen. — Neue Moden- und Luxus-Nachrichten.

Die ersten vier Stücke, die durch sämmtliche deutsche Buchhandlungen und resp. Postämter als Probeblätter unentgeldlich zu beziehen sind, enthalten Beiträge von v. Göckingk, E. T. A. Hoffmann (Verf. der Fantasiestücke in Callots Manier), F. L. Jahn, Langbein, Heinrich v. d. Morrhen, Rese, G. W. Schießler, J. F. Schink, Karl Stein, Tiedge, Julius v. Voß, Dr. Karl Witte u. A. und den Herausgebern.

Wöchentlich erscheinen fünf Stücke im größten Quartformat und auf vorzüglich schönem Papier gedruckt. — Der Preis des Jahrgangs ist einschließlich der Monats-Umschläge und Haupt-Titel, so wie der zu liefernden Kupfer- und Musikbeilagen, auf 8 Thlr. preuß. Cour. festgestellt, wofür diese Zeitschrift durch alle resp. Post-Aemter und Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen ist. Berlin, im Dezember 1818.

Die Expedition des Freimüthigen für Deutschland.

Die russischen Dampfbäder.

Aus dem Französischen des Anton Ribeiro Sanchez. Nebst dem Leben des Verfassers nach der Denkschrift des Vicq d'Azyr,

von K. Jochmus.

Mit einer Vorrede und mit Anmerkungen begleitet

von Dr. J. B. Erhard.

(Nebst Beschreibung des russischen Dampfbades in Berlin.)

8. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung, Poststraße Nr. 29. Preis 16 Gr.

Viele Einwohner Berlins haben die Wohlthätigkeit dieses Bades kennen gelernt, und segnen die Anstalt des Herrn Geh. Ober-Steuer-Rath Pochhammer. — Wenn sich Berlin solcher Männer erfreut, welche für das allgemeine Beste etwas Bedeutendes der Art unternehmen, wie kommen die Provinzial-Städte zu dieser Wohlthat? Einzig durch öffentliche Anstalten. Unsre wohlwollende Regierung thut so Großes und Vieles für das Wohl der Menschheit, sollte sie diese Sache unbeachtet lassen? Gewiß nicht. — Diese hier angekündigte kleine lesenswerthe Schrift möge hier und in jedem Lande gesegnete Früchte bringen, denn das russische Bad beschränkt sich nicht auf einzelne Krankheiten, sondern erstreckt sich auf alle Krankheiten mehr oder weniger. Gewiß ein Jeder, der sie kennt, wird sich nach dieser Hülfe sehnen. Wäre sie nur minder kostspielig, so daß auch der Aermste sich ihrer erfreuen könnte! Doch auch diesem werden unsre wohlthätigen Regierungen entgegen kommen. (In der Pochhammerschen Bade-Anstalt sind Exemplare von obiger Schrift jederzeit brochirt zu haben.)

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29. zu bekommen.)

Bemerker. No. 1. 1819.

Beilage zum 17ten Blatte des Gesellschafters.

Rüge.

Gaspari nennt in seinem „Lehrbuch der Erdbeschreibung" (s. erster Cursus, 10te Ausgabe, S. 85) das Heimweh der Schweizer „eine kindische Unart", ungeachtet er den Grund davon in der einfachen und von den Sitten anderer Länder abweichenden Lebensart findet. In einem Lehrbuche für die Jugend sollte die Sehnsucht nach dem Vaterlande, auch wenn sie zu weit getrieben würde, nicht mit einem so unschicklichen Namen belegt werden. Der Römer kannte nichts Schrecklicheres, als das Exil, und gefiel sich nur in seinem Vaterlande. Wie viel wäre für Deutschland gewonnen, wenn jeder Jüngling jene kindische Art (so möchten wir es nennen) in seiner Brust trüge, und sein Glück und seine Freude nur in der Heimath suchte und fände! Leider hat die Erfahrung gelehrt: daß auch die Schweizer in fremden Landen das Vaterland vergessen konnten. Th. Heinsius.

Berichtigung.

In der eleganten Zeitung hat Jemand als Sage und mit mancherlei Angaben erzählt: Madam Catalani sey eine Deutsche. Alles in dem Aufsatze beruht auf völligem Irrthume. Ich habe in Italien im Jahr 1817 die Verwandten der Catalani kennen gelernt, die durch ihre Unterstützung ein gemächliches Leben führen und auf einem Besitzthum der allverehrten Sängerin wohnen. v. Mr.

Literatur. „Turnziel. Sendschreiben an den H. P. Kanzler und die Turnfreunde. Von Henrich Steffens." (Breslau 1818, bei Joseph Max und Comp.) — Dieses Sendschreiben an einige uns unbekannte gute Freunde des Verfassers scheint aus Versehen in den Druck gekommen, wenigstens hatte ich das Gefühl dabei: als ob ich einen Brief in Uebereilung geöffnet hätte, der nicht an mich gerichtet gewesen. Nun einmal die Sache geschehen, will sie auch öffentlich beurtheilt seyn, und da mancherlei Parteiwesen sich gebildet hat, wohl am liebsten von denen, die sich frei davon glauben. Um diese unsre Freiheit dar zu thun, legen wir zuerst unser Glaubensbekenntniß über das Turnen ab. Wir halten das Turnen weder für wichtig, noch für schädlich, glauben weder an die außerordentlichen Folgen für die Ausbildung des Menschengeschlechts, noch an die Gefahr, die diese Ausbildung bringen könnte. Wir halten die gewisse Turnersprache, Kleidung u. s. w. für eine recht angenehme Spielerei, welche den jungen Leuten die Mühe versteckt, die sie sich um die Sache geben müssen. In unserer Jugend spielten wir „Ritter und Knappe", jetzt spielt die Jugend „Deutschlands Befreier"; das Letzte steht nicht näher der Wirklichkeit als jenes, und wir sind überzeugt: ehe Einer der Knaben sein großes Examen macht zum Rath, ist das Spiel vergessen und der Geist des Lebens hat Jeden zu dem gebildet, was er zu werden vermochte. — Die Väter dagegen müssen ihre Art von Einbildung haben, sonst hielten sie die Beschwerlichkeit ihres Wiederkäuens mit der lieben Jugend nicht aus; sie müssen sich einbilden: daß sie bald große Geister schnitzeln, bald Muth schaffen können. Wer wollte ihnen den Trost in mühseligen Stunden nehmen? Gott sieht auf ihr Herz und nicht auf den Bettel, der dabei heraus kommt. — Völlig unbekannt sind uns die, in vorliegender Schrift behaupteten Verbindungen zwischen Turnern verschiedener Städte, von Reisen und Begrüßungen mit einander. Sollte etwas der Art in Erfurt und Schlesien statt gefunden haben, so wäre es uns freilich lieber: daß sich Horazianer, Homeriden und Euklidisten in dieser Art abgesondert und einander verbunden hätten, weil dabei doch der Geist in eine angemessenere Berührung gekommen wäre, als durch das Springen über einen Stock, halten es aber doch für völlig gefahrlos. Es wird nicht oft geschehen, denn Reisen sind theuer; der freien Einquartierung werden aber die Leute bald überdrüßig. Geschieht es selten und ohne Versäumniß des Wichtigeren, so beneiden wir das Glück dieser anwachsenden Jugend, solcher Freiheit zu genießen, die uns völlig versagt war. Es muß den Knaben dabei lehrreich seyn: daß sich auch wohl Erwachsene ihnen anschließen, insofern diese genug Frohsinn und Ernst haben, um sie zu berühren. — Daß Eltern auf ihre Turnkinder eitel sind, wird sich wohl eben so leicht finden, wie sie zuweilen ihre Kinder für besonders schön, klug und groß halten; es giebt nun einmal Leute, die auf Alles, was sie angeht, eitel sind und seyn müssen. — Den Klagen der Pädagogen über schlechte Familien-Erziehung, begegnen wir mit den Klagen der Familien über schlechte Pädagogen; wir hoffen zur Ehre der Letzteren: daß sie ihre Klagen nicht den Kindern mittheilen werden, und wenn sie die lobenswerthe Absicht haben, der nachlässigen Familien-Erziehung nach zu helfen: daß sie das Ihre geben, ohne das Andre zu verachten; daß sie nicht bloß auf dem Turnplatze, einmal die Woche, sondern täglich in der Schule alles Ehrenwerthe und Treffliche, Vaterland, Ehrlichkeit, deutschen Sinn, Bescheidenheit u. s. w. den Kindern einleuchtend zu machen suchen, so wird Liebe und Vertrauen auch auf dem Turnplatze nicht fehlen. — Standes-Unterschiede werden so wenig auf Schulen wie auf dem Turnplatz gemacht, und fangen für die bürgerliche Gesellschaft erst da an, wo der Mensch seinen Stand vertreten kann. Zufälligkeiten, die sich mit den Turnplätzen verbunden haben durch Persönlichkeiten (z. B. eine gewisse Sprach-Pedanterei, eine Liebhaberei im oberflächlichen politischen Räsonniren), werden, wie alle Persönlichkeiten, bald durch andere verdrängt werden; und das Versenden der Turn-Lehrer aus einem Mittelpunkt hört auf, sobald hinlänglich viele sich zu dem Behuf gebildet haben. Das Wesen: wie in wenig Jahren der, in engen Straßen großer Städte eingepferchten Jugend Plätze eröffnet sind, wo sie, in Uebung ihrer Körperkraft, sich der freien Luft und Lust hingeben, dies Verdienst wird gegen alle Angriffe bestehen. Dies sind allgemeine Einrichtungen vom Staate — nach manchen Versuchen im Kleinen der einzelnen Schulen — aus fast fünfzigjährigen Erfahrungen in allen Gegenden Deutschlands begründet; sie behindern es nicht, wo Schulen hinlänglich ausgestattet sind: daß diese sich eigene Spielplätze einrichten; aber sie schenken den vielen unbemittelten Schulen eine Unterstützung. Daß Kinder einmal oder zweimal in der Woche, unter der Aufsicht von Lehrern, klettern und springen, wird ihnen die Freiheit und Eigenthümlichkeit ihres Zusammenlebens für die übrigen Tage nicht rauben; über-

haupt ahmen Kinder viel seltener nach, als sie widersprechen, und der Turnstempel wird so wenig haften, wie der Klassenstempel, Universitätsstempel, Soldatenstempel; worunter ich das unwesentliche Aeußere verstehe. — Daß diese Turnjugend Volksfeste auch mitfeiert, kann ihr gegönnt werden, und wir sehen kein Unglück dabei: daß es zuweilen etwas lächerlich heraus kommt, wenn sie ins Erhabene hinein quikt. Bei den erwachsenen, nicht-turnenden Zuschauern geht es ohnehin bei solchen Gelegenheiten leicht ins Zotenhafte über, wie wir das bei den Oktober-Feuern mehrmals beobachten mußten. — Schließlich glauben wir: daß in Büchern, Liedern und Zeitschriften für die nächste Zeit so wenig wie möglich vom Turnwesen die Rede seyn sollte, da die Sache ziemlich erschöpft ist. Die politischen Gefahren sind nicht größer, als beim Erndtefest der Landleute und beim Wurstpicknick der Städter; die Gesundheit wird noch nicht so sehr gefährdet, als bei der kleinsten Lustfahrt über Land; aber die Feder talentvoller Männer wird durch dies Geschreibe abgenutzt, ihre Zeit getödtet; bei den Andern ist es freilich völlig gleichgültig: ob sie über's Turnen oder über andere Tags-Neuigkeiten schreiben. — Indem wir so dieses Glaubensbekenntniß schließen, bemerken wir: daß unser Urtheil über das Wesen des Buchs darin ausgesprochen ist. Der Streit erscheint uns als völlig nichtig, da wir Kaißlers Ansicht nur als eine freundliche Phantasie, als das eigentliche Spiel eines kindlichen Sinnes betrachten, womit er sich den Ernst des Lebens vergoldet; einer strengen Untersuchung läßt sie sich so wenig unterwerfen, wie die Reden der Engel in Klopstocks „Messias“; genug: daß nur der Sinn gut war, in dem sich jene Turnfreunde den Kindern näherten. — Auf der andern Seite ist Steffens Absicht redlich, und wo die Vorrede einer schlimmeren Deutung fähig ist, da wird sie vom Buche in gutem Sinne ausgelegt: daß er von Gefahren spricht, die für alle Polizeien der Welt zu fein sind, nämlich von Gefahren der Ansicht. Dem Philosophen muß man es aber erlauben: daß er nach seinem, allerdings wenig erfreulichen Berufsgeschäfte die Leute zur strengeren Darlegung ihrer Gedanken anspornt, und sich nicht mit den Andeutungen der Phantasie genügen läßt. Wenn die Schrift auch keinen Vortheil weiter bringt, so ist sie doch als eine geschickte Streitschrift nicht ohne Gewinn für die Kunst, was wir den andern, in dieser Angelegenheit erschienenen Schriften gar nicht nachrühmen können. — Im Ganzen hoffen wir die Gegenstände hier und in den Karrikaturen des Heiligsten von der lustigen Seite angesehen, in welcher Karrikaturen überhaupt nur entstehen sollen; wissen uns auch deswegen entschließen, in unserm Turn-Donquixote zwei irrende Ritter ein zu führen: Einer, der für die Windmühle, der Andere, der dagegen die Partei nimmt.

L. Achim v. Arnim.

Meinung und Bitte um deren Prüfung.

Eigenes Nachdenken und fortgesetzte Beobachtungen und Untersuchungen haben mich auf die Theorie eines nothwendig „allmählig fortschreitenden Wachsthums der Erde“ gebracht und mich von der Wahrheit desselben hinlänglich überzeugt. Was mathematische Messungen und die Untersuchungen der physischen Geographie bis jetzt über diesen Gegenstand mit Bestimmtheit entschieden, ist mir nicht in seinem ganzen Umfange und mit Zuverlässigkeit bekannt. Aber meine Meinung würde sich schon dadurch bestätigen, wenn sich in der Erfahrung keine unbezweifelten Fakta gegen dieselbe vorfänden. Ich habe die Hauptgründe, worauf sich meine Theorie und meine Beobachtungen stützen, mehreren philosophischen Denkern und Physikern zur vorurtheilsfreien Prüfung mitgetheilt und dieselben — im Ganzen und in der Hauptsache — von denselben nicht gemißbilligt gefunden. — Ich mache diejenigen, denen meine „Idee einer fortgesetzten Schöpfung“ oder „einer noch fortwährenden Entstehung einer Organismen“*) eine nicht ganz leere und grundlose Hypothese blieb, auf diese, mit jener in der genauesten Beziehung stehende Behauptung und auf deren Beweis vorläufig aufmerksam, um hierdurch vielleicht eine Prüfung aller hieher gehörigen Thatsachen auf dem Probierstein vorurtheilsfreier Erfahrung zu veranlassen, und dieselben mit den Resultaten meiner Forschungen und Beobachtungen zu vergleichen. — Uebrigens unterfange ich mich keinesweges, diejenigen zu widerlegen oder zu bekehren, welche die Welt für eine bloße Vorstellung und alle Veränderungen in derselben für das Resultat ihres schöpferischen Selbstwollens halten.**) Mögen sie sich bei ihren Vorstellungen und auf ihrem selbstgeschaffenen Boden so lange und so glücklich befinden, als sie es nur immer vermögen. Ich wünsche auch vom Herzen: daß sich mit dieser Allmacht des Willens auch dessen ewige Dauer verbinden möge. — Diejenigen hingegen, welche den Menschen zum bloßen Resultat mechanischer materieller Kräfte machen, sind, meines Erachtens, weit übler daran als jene; denn an die Zertrümmerung ihrer organischen Maschine knüpft sich nothwendig und unaufhaltsam auch die gänzliche Vernichtung ihres Daseyns. Ich, meines Orts, halte es nur mit der Vereinigung beider Extreme, oder, wenn man lieber will, mit der Entfernung von beiden und suche die Wahrheit, wo sie bis jetzt noch immer von Jedem, der sie ernstlich suchte, am sichersten gefunden wurde — in der Mitte. Ich knüpfe die ewige Dauer des Menschen an die ewige Bestehung der Materie. Denn auf eine solche, obwohl in unendlich verschiedenen Modificationen deutet die Religion der Natur und der Offenbarung auf das überzeugendste und übereinstimmendste hin. Görlitz. Dr. Tauschek.

*) Chemnitz, bei Starke, 1818. 8.

**) Im Meß-Catalog der Michaelis-Messe, Dr. Schopenhauer „die Welt als Vorstellung und Wille“.

Gelehrte Ruhe durch — Advokaten.

In der „Isis“ Seite 1770 sagt Hr. Hofrath Oken: „Ein Advokat gehört jetzt wesentlich zu einer wohl eingerichteten Zeitschrift in Deutschland. Dieser wehrt Alles ab, was von außen die gelehrte Ruhe zu stören droht, und hat man einen erprobten Kampen, wagt sich nicht leicht einer heran.“ — Solche gelehrte Ruhe muß eine ganz wunderliche seyn! und uns will es bedünken, als ob Hr. Oken bisher zuweilen nur begehrte: man solle ihn in Ruhe Andre schmähen, schelten und schrauben lassen. Es giebt Leute, die wollen nicht Freiheit der Presse, sondern nur die der Bengel, um Andre in Druck und Presse nehmen zu dürfen und durch Rabulisterei ihre Eigensucht geltend zu machen. Gegen solche thäte man wohl, ein Isis-Fest — ein Fest allgemeiner Reinigung — zu veranlassen, damit nicht [illegible] bekannter Ausschweifungen entständen, wie es die Isis-Tempel seiner Zeit waren. Die Preßfreiheit, welche man heut zu Tage verehrt, soll eine Isis-Kuh seyn, die Jeder melken und darum zu eigenem Nutzen sie heilig gehalten wissen will; aber unter solchen Umständen wird man sie um ihre Kräfte bringen, ohne daß [illegible] erst Advokaten helfen müssen. [illegible]

Berichtigung.

Herr Gustav Schuster in Lübben beliebt im „Verkündiger“ (Novbr. 1818 Nr. 220) diese Mühe mit zu [illegible], daß der Roman: „Thekla von Ablerstein“ (Leipzig 1817) von der Frau Baronin von Fouqué geschrieben sey. Wir bitten! Die beliebte Schriftstellerin Fanny Tarnow ist Verfasserin dieses Romans. [illegible]

Druckfehler. Im „Bemerker Nr. 15. 1819“ muß in der „Gegenbemerkung“ (Sp. 1. Z. 40 von oben) statt [illegible] gelesen werden „physisch“.

Literarische Anzeige.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1818 erschienen in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig folgende neue Schriften, die in allen deutschen Buchhandlungen zu den dabei bemerkten Preisen zu haben sind.

Byron, Lord, Manfred; Trauerspiel. Deutsch von Adolph Wagner. Mit gegenüber gedrucktem Originaltext. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Calderon de la Barca, Schauspiele. Uebersetzt vom Freiherrn von der Malsburg. 1r Th. enthält: 1) Es ist schlimmer als es war; 2) Es ist besser als es war. 8. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Conversations-Lexicon, oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände, rc. 10r Band, To-Z. 8. (zur 1, 2, 3 und 4ten Auflage passend und als Rest; einzeln wird dieser Band abgelassen zu 1 Thlr. 6 Gr. [2 Fl. 15 Xr.])

— — fünfte Originalausgabe, s. Real-Encyclopädie.

Ennemoser, Dr. Joseph, der Magnetismus, nach der allseitigen Beziehung seines Wesens, seiner Erscheinungen, Anwendung und Enträthselung, in einer geschichtlichen Entwicklung von allen Zeiten und bei allen Völkern wissenschaftlich dargestellt. gr. 8. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Ersch, Prof J. S., Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit, systematisch bearbeitet, und mit den nöthigen Registern versehen. Aus des Verfassers Handbuch der deutschen Literatur besonders abgedruckt. Neuer unveränderter Abdruck. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr. (2 Fl. 15 Xr.)

— — Literatur der Theologie, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. (u. s. w. wie vorstehend). Neuer unveränderter Abdruck. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr. (2 Fl. 15 Xr.)

Falk, Johannes, auserlesene Werke. (Alt und neu). In drei Theilen (1r Theil Liebesbüchlein: 2r Theil Osterbüchlein; 3r Theil Narrenbüchlein.) 8. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.)

Friedländer, Dr. Hermann, Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816. In zwei Theilen. Erster Theil 8. 1 Thlr. 18 Gr. (3 Fl. 9 Xr.)

Furchau, Friedrich, Hans Sachs. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: die Wanderschaft. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Handwörterbuch, Leipziger, der Handlungs-, Comptoir- und Waarenkunde nebst einem europäischen Handlungs-Adreß-Buche (die Firmen und Geschäfte der wichtigsten Handlungshäuser in ganz Europa enthaltend). Zwei Theile in drei Bänden. gr. 8. Fein Druckp. 10 Thlr. (18 Fl.) Velinp. 13 Thlr. 8 Gr. (24 Fl.)

Hermes, oder Leipziger kritisches Jahrbuch der Literatur. Geleitet vom Prof. W. T. Krug. 1s Heft. gr. 8. Der Jahrg. in 4 Heften, 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.) einzelne Hefte 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.)

Kanne, Friedrich August, Vier Nächte, oder romantische Gemälde der Phantasie. 8. 1 Thlr. 4 Gr. (2 Fl. 6 Xr.)

Karamsin, Aglaja. Sammlung von romantischen und historischen Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Ferdinand von Biedenfeld. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche Monographien aus der neuern Zeit seit dem Jahre 1792. 3r Band. Mit 1 Karte und 2 Planen. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) (Der eine dieser Plane stellt die Schlacht von Wagram vor und ist meisterhaft von Bach in Dresden gestochen.)

Las Casas, E. A. D., Grafen von Leben u. Schicksale. Nebst Las Casas zwei Sendschreiben von St. Helena an Lucian Bonaparte (vom Engl. Ministerio unterdrückt) und von Frankfurt an den Grafen Bathurst (bisher unbekannt geblieben). Nach authentischen Mittheilungen und hier zuerst bekannt gemacht. Aus den Zeitgenossen XII. besonders abgedruckt. gr. 8. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.)

Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de Lucien Bonaparte, prince de Canino, rédigés sur sa correspondance et sur des pièces authentiques et inédites. 2 Tomes gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Möller, Nicolaus, Speculative Darstellung des Christenthums. gr. 8. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Petrarca, Francesco, italienische Gedichte, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet vom Prof. Carl Förster. (Mit gegenüber gedrucktem Original-Text) 2r und letzter Theil. 8. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Real-Encyclopädie allgemeine deutsche, für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexicon.) In zehn Bänden. Fünfte Original-Ausgabe. 8. Pränumerationspreis:

- auf weiß Druckp. in ord. 8. 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Xr.)
- auf Schreibp. in ord 8. 18 Thlr. 18 Gr. (33 Fl. 45 Xr.)
- auf fein weiß Druckp. in med. Format 22 Thlr. (39 Fl. 36 Xr.)
- auf supra fein Berliner Papier in med. Format 28 Thlr. (50 Fl. 24 Xr.)
- auf engl. Velinp. in med. Format 45 Thlr. (81 Fl.)

(Die ersten 5 Bände sind erschienen. Die zweiten 5 Bände werden in der Leipziger Jubilate-Messe gratis nachgeliefert.)

Rosenmüller, Dr. J. G., Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In zwei Theilen Zweiter u. letzter Theil: christliche Sittenlehre. gr. 8. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Saalfeld, Prof Friedrich, allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, seit dem Anfange der französischen Revolution. In 4 Bänden oder 8 Abtheilungen.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: von dem Frieden von Campo Formio bis zu den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Schopenhauer, Dr. Arthur, die Welt als Wille und Vorstellung: vier Bücher; nebst einem Anhange, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält. gr. 8. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.)

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Joh. Heinr. Voß und dessen Söhnen Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Zweiter Band. gr. 8. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Xr.) Dieser Band enthält: Der Kaufmann von Venedig, von Joh. Heinrich Voß; Maas für Maas, von Abraham Voß; Was ihr wollt, von Joh. Heinr. Voß; der Liebe Müh umsonst, von Heinr. Voß.

— — Der Kaufmann von Venedig, übersetzt von Joh. Heinr. Voß. Mit Erläuterungen. gr. 8. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.) (Aus dem 2ten Bande der Schauspiele besond. abgedruckt.)

Sismondi, J. C. L. Simonde de, die Literatur des südlichen Europa. Deutsch herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von L. Hain. Zweiten u. letzten Bandes, zweite und letzte Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.)

Staatswirthschaft, die, nach Naturgesetzen. gr. 8. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Steffens, Henrich, Caricaturen des Heiligsten. In zwei Theilen. Erster Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Xr.)

Taschen-Encyclopädie, deutsche, oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten, in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphab. Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. 3r Theil. L—R. mit 12 Kupf. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Tasso's, Torquato, Leben und Charakteristik, nach Ginguené dargestellt und mit ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen seiner Werke begleitet von Dr. F. A. Ebert. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Urania Taschenbuch auf das Jahr 1819. Neue Folge, erster Jahrg. Mit sechs Kupf. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.) Große Ausgabe mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. 18 Gr. (6 Fl. 18 Xr.)

Venturini Dr. Carl, Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosen-Herrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812—15. 4r u. letzter Theil. Der Krieg in Frankreich 1815 und End-Resultate. Mit 7 Kupf. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.)

Werner, F. L. Z., Der vierundzwanzigste Februar. Tragödie in einem Act. Zweite Ausgabe. kl. 8. 18 Gr. (1 Fl. 21 Xr.) und Ausgabe mit einem Titelkupfer 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

Wolfart, Dr. u. Prof. K. Chr., Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, oder neues Asklepieion. Allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Ersten Bandes zweites Heft. gr. 8. 1 Thl. (1 Fl. 48 Xr.)

Zeitgenossen. Biographien u. Charakteristiken. Dritten Bandes vierte Abtheilung und vierten Bandes erste und zweite Abtheilung (XII—XIV.) gr. 8. Jede Abtheilung 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.)

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Kinds Gedichte. Zweite verbesserte und vollständige Auflage, 3s Bändchen. Mit 1 Kupfer nach Ramberg von H. Schmidt und mit Umschlag von Gubitz. Taschenformat. Leipzig bei Hartknoch, 1819. 1 Thlr. 16 Gr. auf Velinp. 2 Thlr. 16 Gr.

Das 4te Bändchen der Gedichte, so wie das 3te der Lindenblüthen, wird in Kurzem folgen. — Beiläufig, um mit sechs Buchstaben eine, obwohl überflüssige, Antikritik zu liefern, wird bemerkt, daß der hochfahrende Mp. der über diese Gedichte in der Jen. A. L. Z. sein Dafürhalten zu Tage gefördert hat, Herr Wetzel ist, ein Mitarbeiter an dem Richterschen Taschenbuche zum geselligen Vergnügen; der Verfasser einer Jungfrau von Orleans nach Schiller: derselbe, welcher Müllners Hugo zum Tode präpariren wird, (s. Zeit. f. d. eleg. Welt, 1818. Nr. 198) derselbe, dessen Frau Edelliebste vor der großen Völkerschlacht das große Traumgesicht gehabt hat. (s. dessen Jungfrau von Orleans.) K.

Webers, Dr. F. B., Bemerkungen über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft. Gesammelt auf ökonomischen Reisen in Schlesien, Sachsen, Thüringen, am Rhein und in andern deutschen Gegenden in den Sommern 1814 bis 1817. Nebst einer Abhandlung über die bisherige Getreidetheurung. Mit 1 Kupfertafel und 2 Tabellen. gr. 8. Leipzig bei Hartknoch 1819. 1 Thlr. 18 Gr.

Der ausführliche Titel und die Vorrede, sprechen den Zweck des berühmten Verfassers so ausführlich aus, daß es nur dem sachverständigen Publikum, nicht aber dem Verleger zukommt, über die Ausführung dieses Zwecks ein Urtheil zu fällen.

Webers, Dr. C. G. (K. S. Oberconsistorialrath, des Civil-Verdienst-Ordens Ritter) systematische Darstellung des im Königreiche Sachsen geltenden Kirchenrechts. 1sten Theils 1ste u. 2te Abtheil. gr. 8. Leipzig bei Hartknoch, 1819. 3 Thlr. 12 Gr.

Daß die wissenschaftliche Bearbeitung des Sächsischen Kirchenrechts, das für jeden Protestanten wohl unläugbar von großer Wichtigkeit ist, bis jetzt höchst unvollkommen und mangelhaft geblieben, wird von jedem Kenner und Freunde der vaterländischen Rechte zugestanden werden. Die persönlichen Verhältnisse des Verfassers haben ihn auf einen Standpunkt erhoben, von dem aus es ihm möglich geworden, genauere Auskunft zu geben, als es bisher andern Schriftstellern möglich gewesen ist. — Der 2te und letzte Theil wird nächstens erscheinen.

Manuel Mendoza y Rios, Geschichte meines

segensvollen Uebertrittes zur evangelischen Kirche. Aus der spanischen Handschrift übersetzt von Dr. Fr. Hebenstreit. 8. Leipzig bei Hartknoch, 1819. 14 Gr.

Dieser merkwürdige Spanier widmet seine Schrift „Allen christlichen Brüdern, die das schimpfliche Joch „der römischen Geistestyrannei abwerfen wollen.“ Es versteht sich übrigens, daß hier nicht vom Katholicismus an sich, sondern nur vom Pabstthume und von den Anmaßungen der römischen Curie, die Rede ist.

Anzeige.

Die zum Besten des Großen-Friedrichs-Waisenhauses angekündigte metrische Uebersetzung der Athalia des Racine, von Hrn. Carl Dielitz wird durch die große Theilnahme, welche bei der von ihm eröffneten Pränumeration bewiesen ward, unfehlbar im künftigen Monat die Presse verlassen. — Den Verehrern der Schulzischen Musik muß es angenehm seyn, zu erfahren, daß dessen herrliche Chöre dieser Bearbeitung einverleibt worden. — Wir wünschen, Herr D. möge seine wohlthätige Absicht in einem recht vollen Maaße erreichen, und die jetzt schon bedeutende Anzahl Pränumeranten bis zum 1sten März, wo die Listen in der Schlesingerschen Buchhandlung geschlossen werden, immer mehr wachsen sehn. S.

Fantasiestücke in Callots Manier

Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten.
Mit Vorrede von J. P. Friedr. Richter
von E. Th. A. Hoffmann,
2te verb. Aufl. in 2 schön broschirten Bänden. Pr. 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr.
Mit dem Bildniß des Verf. von ihm selbst gezeichnet.

Das Publikum erhält hier die 4 Bände der ersten Auflage in zwei zusammengedrängt, und zwar in einer Form, die, des Inhalts vollkommen würdig, und mit dem Bildniß des berühmten Verfassers geschmückt, in Hinsicht auf Eleganz die Frühere bei weitem übertrifft (Druck u. Papier aus der geschätzten Vieweg'schen Offizin), und demohngeachtet 2 Thlr. weniger kostet. — Jedes Wort zur Empfehlung des Werkes selbst käme übrigens jetzt wohl zu spät, nachdem die allgemeine Stimme dem genialen Verfasser seinen Rang unter den ersten Schriftstellern Deutschlands angewiesen und namentlich seine Fantasiestücke durch unsterbliche Dichtungen seinen literarischen Ruhm auf immer begründet haben (Vergl. Hallische Lit. Zeit. 1815. Nr. 151. Leipzig. Lit. Zeit. 1815 Nr. 133. Wiener Lit. Zeit. 1815. Nr. 28 Heidelb. Jahrb. 1815. S. 1012—56 Göttinger gel. Anzeigen 1815 Nr. 72. Morgenblatt 1815. Uebers. d. Lit. Nr. 4. Daselbe 1816 Nr. 5 Fouqué's Urtheile in den Musen, in seinen neuen gesammelten Schriften, und viele andere Blätter.)

Zu haben in allen guten Buchhandlungen Deutschlands u. namentlich in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin.

Ankündigung.

Am Rande des Grabes, im acht und sechzigsten Lebens- und Leidensjahre, wage ich es noch einmal, mein Andenken in der literarischen Welt zu erneuen. Das gütige Publikum, das einst die Verfasserin der: „Klara von Alba“ und der „sapphischen Gedichte,“ durch den schmeichelhaften Beifall aufmunterte und beehrte, ruht meistentheils mit meinem Ramler, Wieland, Weiße, Herder und mehreren literarischen Freunden im Grabe. Eine neue Generation wird vielleicht die Gabe nicht beachten, die ich — um die traurigen Folgen, des auch für mich „schrecklichen Krieges,“ auszugleichen, voll Vertrauen auf edles Mitgefühl, dem geehrten Publikum anbiete. Sie bringt Fragmente aus meinen frühern Reise-Journalen, Aufsätze, Briefe, Bruchstücke aus einem Roman, Uebersetzungen u. s. w. und Gedichte, die oft ein schmerzliches Gefühl mir eingab, das — Melodie wurde.

Unter dem Titel: „Zerstreute Blätter,“ werde ich einen Band ordnen, den ich auf Pränumeration herausgeben, und zur Weihnachts-Messe d. J. abliefern will.

Der Preis für das ganze Werk soll 3 Fl. oder 2 Thlr. betragen; und die verehrten Theilnehmer werden ganz ergebenst ersucht, die Einsendung der Pränumerationsgelder nebst ihren Namen, die vorgedruckt werden sollen, entweder an mich nach Frankfurt a. M. poste restante oder an die respektiven Buchhandlungen, die diese Sammlung gegen den gewöhnlichen Rabatt zu übernehmen geneigt sind, gefälligst zu übermachen.

Frankfurt a. M. im Monat Febr. 1819.

Susanne v. Bandemer, geb. v. Franklin.

Die bei Hartmann in Riga und Leipzig erscheinende Uebersetzung meiner Geschichte Rußlands wird unter meinen Augen nach der 2ten durch bedeutende Zusätze vermehrten Auflage des russischen Originals durch den Herrn Kollegienrath und Ritter von Hauenschild veranstaltet.

Karamsin.

Obigem füge nur noch zu, daß ich bis zur nächsten Jubilate-Messe 1818 wenigstens den 1sten Band liefere. Die übrigen Bände sollen in möglichst kurzen Zeiträumen nachfolgen. Riga, im Sept. 1818.

C. J. G. Hartmann.

Der Freimüthige für Deutschland,

Zeitblatt zur Belehrung und Aufheiterung.
Herausgegeben
von K. Müchler und J. D. Symanski.

erfreut sich, seit seinem kurzen Erscheinen, der allgemeinen Theilnahme, so daß von den ersten Stücken bereits eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte.

Von diesem Zeitblatte erscheinen wöchentlich fünf Stücke auf vorzüglich schönem Papier und im größten Quartformat gedruckt. — Der Preis des Jahrgangs ist einschließlich der zu liefernden Kupfer- und Musikbeilagen, auf 8 Thlr. Pr. Cour. festgestellt, wofür er durch alle Wohllöbl. Postämter und resp. Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen ist.

Die 5 Nummern, welche den höchst interessanten Aufsatz:

Des Schauspielers Albert Aloysius Ferdinand Wurm Leben und Thaten

enthalten, sind durch sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen für 6 Gr. besonders zu beziehen; namentlich in Berlin: bei Amelang, Brüderstraße Nr. 11; Christiani, Schloßplatz Nr. 2; Dümmler, unter den Linden Nr. 19; Enslin, Breite Straße Nr. 23; Maurersche Buchhandl., Poststraße Nr. 29; Mittler, Stechbahn Nr. 3; Neue Berlinische Buchhandl., Petriplatz Nr. 4; Nicolaische Buchhandl., Brüderstraße Nr. 13.

Breslau: bei J. F. Korn. Danzig: bei Krause. Halle: bei Hemmerde und Schwetschke. Königsberg: bei Unzer. Potsdam: bei Horvath.

Dr. J. H. M. Poppe
Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens

oder

vollständiger Unterricht in der praktischen Mechanik und Maschinenlehre, mit Erklärungen der dazu gehörigen Kunstwörter, in alphabetischer Ordnung.

Ein Handbuch für Mechaniker, Kameralisten, Baumeister und Jeden, dem Kenntnisse des Maschinenwesens nöthig und nützlich sind.

Siebenter Theil oder Zweiter Supplementband.
Mit 6 Kupfertafeln. 2 Thlr. 8 Gr.

Diese so eben erschienene Fortsetzung eines anerkannt klassischen und für Deutschlands Fabrikwesen so äußerst wichtigen Werks enthält hauptsächlich die Beschreibung der allerneuesten Erfindungen und Verbesserungen der Maschinenlehre, so wie viele Bereicherungen für die Artikel der frühern Bände.

Gemeinnützige
Waaren-Encyclopädie

oder

allgemeiner Rathgeber beim Waareneinkauf, hauptsächlich zur richtigen Kenntniß und vortheilhaftesten Auswahl von Waaren und zur Behütung vor Betrug. Ein Handbuch für Hausväter, Hausmütter und überhaupt für alle Geschäftsleute. In alphabetischer Ordnung.

Von Dr. J. H. M. Poppe,
Rath und Professor zu Frankfurt a. M. und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Waarenbücher für Kaufleute haben wir, wie auch der schon so vortheilhaft bekannte Herr Verfasser in der Vorrede bemerkt, mehrere, aber noch kein Waarenbuch für Hausmütter, für Familienväter und für die verschiedenartigen Geschäftsleute überhaupt. Dieses Waarenbuch ist populär abgefaßt, mit Entfernung alles dessen, was nur der Kaufmann allein zu wissen nöthig hat, dafür aber mit Herbeiziehung auch solcher sorgfältig ausgewählten Gegenstände, die gerade kein Geschäft für Kaufleute ausmachen, die aber jeder Haushaltung interessant und wichtig sind. Der Name des Hrn. Verf. verbürgt, daß diese Gegenstände in obigem Werke für Jedermann auf das Deutlichste und Belehrendste bearbeitet sind, so daß das Werk als Haus- und Hülfsbuch in keiner Büchersammlung, und überhaupt in keiner ordentlichen Haushaltung fehlen sollte.

Die Ahnfrau.

Ein musikalisches Quodlibet tragikomischer Natur.
In einer neu aufgewärmten Versart bearbeitet
von Adolph von Schaden.

gr. 8. Berlin, in Commission der Maurerschen Buchhandlung, Poststraße Nr. 29. Preis geh. 16 Gr.

Diese Parodie der weltberühmten Ahnfrau zeichnet sich durch Witz und Laune, mitunter etwas Derbheit aus, und mag als ein Werk zu seiner Zeit gelten.

Aufgeführt würde es vielleicht seine Wirkung nicht verfehlen.

Eine gleiche Parodie ist von der Sappho unter folgendem Titel erschienen:

Die moderne Sappho

ein musikalisch-dramatisches Durcheinander, ohne Sinn und ohne Verstand u. s. w.
von Adolph von Schaden.
Nebst einer Karrikatur. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Anzeige
einer wichtigen Zeitschrift für jeden Landwirth.

Auch für 1819 erscheint ununterbrochen das:

Archiv
der
Teutschen Landwirthschaft.

Herausgegeben
im Verein der Thüringischen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Langensalza
von
Dr. Friedrich Pohl,
Ordentlicher Professor der Oekonomie und Technologie zu Leipzig.

Der Jahrgang bestehend aus 12 Monatsheften mit den nöthigen Kupfern. 4 Rthlr. 12 Gr.

Es verbreitet sich über alle Zweige der Landwirthschaft, der Inhalt beabsichtigt das wahrhaft Nützliche, frei von Vorurtheilen und Systemsucht, erwogen durch reifliches Nachdenken, und bewährt durch reine Erfahrung. Neue Entdeckungen, errungen durch gründliches Forschen, Wahrnehmungen, welche der Umgang an die Hand gab, schärfere Prüfung des Aeltern, Rügen des Gehaltlosen, eignen sich zu ausführlichen Abhandlungen. Eine angeschlossene ökonomische Zeitung, berechnet auf Notizen aller Art, als: vorläufige Anzeigen von Nützlichkeiten, z. B. neue Erfindungen, kritische Anzeige neuer Schriften, Maschinen, Geräthe, Preistabellen, Güterverkauf und Verpachtungen u. s. w. sollen den Betrieb des Gewerbes erleichtern und auf das Fortschreiten unserer Gewerbswissenschaft hindeuten.

Aus dieser kurzen Uebersicht des Inhalts wird jeder Landwirth sich von der Nützlichkeit dieser Zeitschrift überzeugen, und nicht unterlassen sich dieselbe anzuschaffen.

Man kann diese Zeitschrift durch sämmtliche Postämter und Buchhandlungen zu dem Preis von 4 Thlr. 12 Gr. beziehn; sollte aber einem Interessenten mehr abgefordert werden, so bitten wir, sich an uns zu wenden, worauf es für diesen Preis portofrei erfolgen wird.

Zu leichterer Anschaffung der früheren Jahrgänge dieses Archivs haben wir den Preis der Jahrgänge 1816, 1817 und 1818, die bisher im Pränumerationspreise 13 Thlr. 12 Gr. kosteten, auf 9 Thlr. herabgesetzt, und auch diese Jahrgänge sind zu diesem Preis durch alle Postämter und Buchhandlungen zu erhalten.

Jeder vorzügliche sich für die Zeitschrift eignende Aufsatz wird von dem Herausgeber anständig honorirt und es werden diese unter Addresse:

Maurersche Buchhandlung
in Berlin, in Sachen des Archivs der deutschen Landwirthschaft, eingesandt.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29. zu bekommen.)

Literarische Anzeige.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Alfred und Ida.
Briefe
über Fortdauer und Wiedersehen
von
Thiele von Thielenfeld.
Zweite umgearbeitete Auflage.
Mit 1 Titelkupfer von Fleischmann.
Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Wenn im Streben nach dem Irrdischen der Sinn für das Heilige nicht verloren ging, und wer es zweckmäßig findet, bisweilen seinen Blick in die Zukunft zu richten, um bei dem zu verweilen, was uns in derselben bevorsteht, dem wird diese Schrift ohne Zweifel eine reichhaltige, Verstand und Herz ansprechende Unterhaltung gewähren. Und sie darf wohl diesem besseren Theile unsers Geschlechts nachdrücklichst empfohlen werden, weil sie, in Beziehung auf die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, verschiedene neue, auf Vernunft und Schrift gegründete, und folglich aus den reinsten und heiligsten Quellen des menschlichen Wissens geschöpfte Ansichten und Aufschlüsse enthält.

Bericht über die fünfte Original-Ausgabe
des
Conversations-Lexicons
unter dem Haupttitel:
Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände;
und mit dem Motto aus Calderons „Eifersucht das größte Scheusal" zur Unterscheidung von den Nachdrücken:

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Die ganze erste Hälfte dieser neuen Original-Auflage ist am 31sten Oktober auf einmal bei dem unterzeichneten Verleger in fünf Bänden und in fünf verschiedenen Ausgaben fertig geworden, die Buchstaben A — L incl. enthaltend, und diese ersten fünf Bände sind nunmehr durch ganz Deutschland in allen soliden Buchhandlungen zu erhalten. — Die zweite Hälfte wird in künftiger Leipziger Jubilate-Messe wieder auf einmal erscheinen und zusammen ausgegeben werden.

Die Preise der verschiedenen Ausgaben sind für alle 10 Bände:

Nr. 1. auf recht gutem weißen Druckpapier ordinair 8. 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Xr.)
" 2. auf weißem Schreibpapier ordinair 8. 18 Thlr. 18 Gr. (33 Fl. 45 Xr.)
" 3. auf feinem weißen Druckpapier in Median-Format 22 Thlr. (39 Fl. 36 Xr.)
" 4. auf supra feinem weißen Berliner Druckpapier in Median-Format 28 Thlr. (50 Fl. 24 Xr.)
" 5. auf fein Englisch Velin in Median-Format 45 Thlr. (81 Fl. 24 Xr.)

zu welchen Preisen alle soliden Buchhandlungen in ganz Deutschland, in der Schweiz, im Elsaß und in Oesterreich das Werk ohne Erhöhung liefern können. Privat-Personen, die sich direkt an den unterzeichneten Verleger selbst wenden, für nicht weniger als 75 Thaler (135 Fl.) zusammen nehmen und den Gesammt-Betrag baar oder in Wechseln einsenden, können ¼ des Betrags rabattiren, oder erhalten das siebente Exemplar frei.

Auf diese neue fünfte Ausgabe des Conversations-Lexicons ist vom Verleger und der Redaktion große Sorgfalt, sowohl was das Aeußere als was das Innere betrifft, gewendet worden. Die Papiere zu den gewöhnlichen Ausgaben hat der Verleger mit großen Kosten aus dem südlichen Deutschland bezogen, da solche im nördlichen in dieser Weise nicht in großen Quantitäten zu finden sind, und dadurch ist der Haupt-Ausstellung, die man seither gegen die Original-Ausgabe hatte, abgeholfen. — Die innere Gestaltung hat solche Ausbildung durch Bereicherungen, Zusätze und Verbesserungen erhalten, daß das Ganze als ein neues Werk kann betrachtet werden, und die Redaktion spricht, zwar ohne Anmaßung, aber doch unbedenklich, ihre Ueberzeugung über diese neue Auflage dahin aus:

„Daß keine Nation ein Werk aufweisen könne, welches diesem in umsichtiger encyclopädischer Behandlung der wichtigsten Gegenstände, die den gebildeten Menschen auf dem jetzigen Standpunkte der Cultur ansprechen, in Reichthum, Mannigfaltigkeit und Umfassung der abgehandelten Gegenstände, in Brauchbarkeit fürs Leben, in Interesse für beide Geschlechter und alle Stände und Lebens-Verhältnisse beikomme."

Es ist dieses Werk für jede zu den gebildeten Ständen gehörige Familie als unentbehrlich zu betrachten und der Besitz desselben auch leicht erreichbar,

„da es vielleicht das wohlfeilste Buch in der Welt (relativ betrachtet) genannt werden kann,"

indem 600—650 Bogen (woraus das Ganze besteht) in der gewöhnlichen Ausgabe nur 12 Thlr. 12 Gr. (22 Fl. 30 Xr.) kosten, so daß jeder Bogen, bei dem compendiösesten Drucke (54 Zeilen die Seite) noch nicht 6 Pfennige (2 Xr.) zu stehen kommt.

Der Zweck und die Haupt-Tendenz des Werks kann für diejenigen, welche es noch nicht kennen, in der Kürze nicht besser angegeben werden, als daß

„die Entwickelung der vorherrschenden Zeit-Ideen, Darstellung der, historische Bedeutung behaltenden Zeit-Ereignisse, Abschilderung der wichtigsten Zeitgenossen in allen europäischen Staaten und der merkwürdigsten Personen früherer Zeiten, die Literatur- und Cultur-Geschichte der alten wie der

„modernen Völker) — der neueste Zustand aller Län-
„der und Staaten, so wie aller Wissenschaften, beson-
„ders derer, die in das bürgerliche und gesellschaft-
„liche Leben eingreifen,"

die vorzüglichste Aufgabe desselben ist. Das Ganze besteht aus etwa 10,000 verschiedenen Artikeln, deren Abfassung zugleich von der Art ist, daß sie sich ganz zur angenehmen und unterhaltenden Lektüre eignen.

Schon bei den früheren, obgleich weit unvollkommneren Auflagen ist der Beifall des Publikums so groß gewesen:

„daß seit der Erfindung der Buchdruckerkunst vielleicht
„kein so bändereiches Werk einen so raschen Absatz
„erhalten und so schnell in alle Klassen der Gesell-
„schaft gedrungen ist, wie dieses;"

ein Umstand, der für die Zweckmäßigkeit der Idee selbst, so wie für die gute Ausführung hinlänglich spricht.

In früheren Ankündigungen ist bereits angezeigt worden, auf welche zweckmäßige Weise für die Besitzer der früheren Auflagen durch Supplementbände gesorgt wird; es kann darüber in jeder Buchhandlung nähere Belehrung gefunden werden.

Der neue Nachdruck Macklots ist dagegen nach der vierten, in dieser Hinsicht als veraltet zu betrachtenden Auflage begonnen (und auch dies nur verstohlen, da sein Landes-Gesetz ihm nur den Nachdruck der dritten Auflage zugestehet); er ist dabei nur eine Art von Auszug und entbehrt alle Bereicherungen und Ausbildungen dieser fünften Auflage, folglich an 2000 neue und ganz neu gearbeitete Artikel. Der Band des, im Durchschnitt um 6 Bogen stärkeren Originals kostet zudem nur 3 Gr. oder 15 Kr. mehr als der Nachdruck, von welchem es überdies zweifelhaft bleibt: ob er je kann, darf und wird vollendet werden. Wer indessen diesen ersten Band schon besitzt und sich die neue vollständige fünfte Original-Auflage anschaffen will, kann solchen zu 2 Fl. mit in Zahlung geben. Es ist hierüber eine besondere Anzeige erschienen, die in allen Buchhandlungen einzusehen ist.

F. A. Brockhaus.

In der Maurerschen Buchhandlung erscheinen:

Freimüthige literarische Blätter.

Herausgegeben von F. von Cölln.

Allwöchentlich wird ein ganzer Bogen, in Quarto, ausgegeben; der Preis des Jahrgangs ist 4 Thlr., wofür diese interessante Zeitschrift durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen ist. — Man findet hier die bedeutendsten Werke des Auslandes und der Deutschen beurtheilend angezeigt; und Auszüge des Merkwürdigsten geben eine Uebersicht des politischen, staatswirthschaftlichen und literarischen Geistes, der in den verschiedenen Ländern und Parteien Europas herrscht. Der Name des Herausgebers bürgt für freimüthige Ansicht und Aeußerung.

Weiblicher Sinn und weibliches Leben.

Charakter-Züge, Gemälde und Reflexionen

von

Fr. Ehrenberg,

Ober-Consistorial-Rath und Hof-Prediger in Berlin.

2 Theile. Zweite durchaus verbesserte Auflage. Mit 2 Kupfer. 8. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung, sauber geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Von diesem, für das weibliche Geschlecht höchst interessanten Buche erscheint die zweite Auflage in einer, in jeder Rücksicht verbesserten und verschönerten Gestalt. Nach dem eigenen Urtheile des Verfassers ist es seine ihm gelungenste Arbeit. Es eignet sich zu einem Geschenke an Geburtstagen der Gattin, der Braut und der erwachsenen Töchter; als Geschenk bei dem wichtigen Tage der Confirmation jedes gebildeten Mädchens und bei der Weihnachtsfeier. Es ist ein Leitfaden zur völligen Ausbildung des schönen Geschlechts.

Gleichen Werth haben:

Gesammelte Briefe

von

Julie.

Vier Bände. 2te verbesserte Auflage. Mit Kupfern. 8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. Preis 5 Thlr., sauber geheftet 5 Thlr. 4 Gr.

In der Maurerschen Buchhandlung, Poststraße No. 29. sind zu haben: Schriften von F. W. Gubitz. Zwei Bände. Sie haben auch die Titel:

Was mir einfiel!

Unterhaltung-Blätter für Denk- und Lachlust

und

Theater-Spiele,

von

F. W. Gubitz.

Mit Holzschnitten von Demselben.

Inhalt des ersten Bandes: Der Verschlossene. Die Rezension und der Ball-Anzug. Der Stein im Schatzhause. Glück- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Sancta Clara. Die Drachenbändiger. Der Freiheit-Apostel. Alswirh und Einga. Die Temperamente bei dem Verluste der Geliebten. Das stumme Kind. Aufruf zum Trinken. Der Kampf für Wahrheit. Der Liebe Vergänglichkeit. Swend und Edda. Raths-Dekret. Böse Launen. Der Jüngling und die Spröde. Entschuldigung eines Triplers. Bild der Sinne. Hans Dampf. Weiblicher Reiz. Volkslied für gute Fürsten. Fried' und Unschuld. Als ein Stand weniger gelten wollte. Sinn-Blüthe. Cery von Schlins. Gesellschaftslied. An Gott. Lied der Zigeunerin für ein krankes Mädchen. Frühlingslied. Sommerlied. Der reiche Bürgermeister. Herbstlied. Amor. Winterlied. Einem schenklustigen kleinen Fürsten. Der Liebsüchtige. Philosophie. Bild der Seele. Kampfruf. Der Engel auf dem Schlachtfelde. Als Blanda über Augenschwäche klagte. Trinklied. Bemerkung eines alten Schulmeisters. Des Küsters Abentheuer. Bei eines Mädchens Frage über „mir und mich." Die Schlacht bei Sempach. Lied des Schmachtenden. Pachter Kurlos. Beruf zum Trinken. Grabschrift eines bösen Ministers. Innere Stimme. Lieb' und Wein. An die Allmacht. Das Mädchen und der König. Woher das? Hymnus an die Freiheit. Grabschrift eines Selbstmörders. Der graue Thurm am See. An manche Forscher. Bei dem Tode eines frommen Mädchens. An den versammelten Kriegsrath zu ***. Der brave Offizier. Zwölf Epigramme gegen die Frauen. Die Gebote der Liebe. — Inhalt des zweiten Bandes: Die Prinzessin, Lustspiel in 5 Akten. Sappho, Monodrama. Die stolze Frau, Lustspiel in 1 Akt. Lieb' und Friede, Schauspiel in 1 Akt.

Preis: 4 Thlr.

Bemerker.

No. 2. 1819.

Beilage zum 34sten Blatte des Gesellschafters.

Erklärung zu einer Berichtigung.

In Nr. 34. der „Zeitung für die elegante Welt" findet sich folgende „Berichtigung:

Die Verlagshandlung der Berlinischen Zeitschrift: der Gesellschafter, fährt fort, wie ich sehe, meinen Namen unter den Mitarbeitern derselben zu nennen. Das ist ein Irrthum, ich nehme weder schreibend noch lesend mehr Theil an diesem Tageblatte, und habe davon den Herrn Herausgeber schon im letzten Monat des vorigen Jahres unterrichtet. Müllner."

Die Verlagshandlung versandte eine Anzeige, die vor dem Jahresschlusse gedruckt war, wie dies aus den ersten Zeilen: „Diese Zeitschrift beginnt mit 1819 ihren dritten Jahrgang" deutlich hervor geht. Schon im Umschlage des Dezember-Heftes ist der Name Müllner weggelassen, auf des Hrn. Hofraths Verlangen, dem ich eher zu willfahren vermochte, als daß ich dessen Ansichten unbedingt zu den meinigen machen konnte. — Wäre Hr. Hofrath Müllner als Mitarbeiter dieser Zeitschrift sehr thätig gewesen, so würde sie dadurch verloren haben, daß er schreibend nicht mehr Theil nimmt; wenn er es aber auch lesend nicht mehr thut, so verliert sie dadurch gewiß nichts; mir aber ist es unter den obwaltenden Umständen leid, mit einem geistvollen Schriftsteller nicht in angenehmer Berührung stehen zu können.

Berlin, den 25. Februar 1819. F. W. Gubitz.

Auch ein Wort zu seiner Zeit.

Uralt und gleichzeitig mit der Schöpfung ist der Kampf der Materie gegen den Geist, immer hängt sie sich mit bleiernen Gewichten an dessen Schwingen, wenn er einmal den freieren Aufflug versuchen will, oder, wenn er ihn wirklich versuchte, strebt sie ihn wieder hinab zur Erde, vom Licht zur Schwere zu ziehen. Dieses feindliche Wesen, das sich bald in der Hülle wilder Bestien, eines Drachens oder giftigen Gewürms, bald in der Gestalt eines Kakodämons, Ahrimans oder Satans, in der Wissenschaft und Kunst oder im Gemeinen und Realistischen zeigt, offenbarte stets sein böses Princip. Doch da traten immer rüstige Heroen und Kämpfer, wie in der antiken so in der romantischen Fabelwelt, wie im Christenthume so in der Literatur auf, und stritten gegen das wilde, feuerathmende Ungethüm. — So hatte denn auch jenes Wesen, das wie ein Proteus in alle Gestalten sich verwandelt, in einer gleißnerischen, buntscheckigen Hülle, bis in die jüngst vergangenen Zeiten sein Spiel getrieben. Da standen kräftige Kämpen auf, von einem seltenen Feuergeiste beseelt, verbanden sich zu Schutz und Trutz, und wagten gegen den alten, bösen Feind, ihn in die Schranken fordernd, den kühnen Riesenkampf. Zu diesen muthigen Kämpfern zähle ich den tief- und freisinnigen Fichte, die Dioskuren Schlegel, den mit aller Fülle der Poesie und des Witzes reichbegabten Tieck, und endlich den genialen Hardenberg (Novalis). Es ist uns noch Allen in frischem Andenken, was dieser Verein für Kunst und Wissen gethan, und wie der von ihnen ausgestreute Saame tausendfältige Früchte getragen. — Obschon diese Herren jenen Drachen mit Muth und Glück bekämpften und siegend nieder schlugen, so blieb ihm dennoch sein Haupt, das sich ewig neu verjüngt, und jetzt schon wieder in unseren neuesten Tagen seine funkelnden Augen im Dämmer blicken läßt. Wohl thäte ein rasches und kühnes Entgegentreten Noth; allein jene Kämpfer sind müde, und ihren Bund haben theils Verhältnisse, theils der Tod zerrissen, und wir sehen uns umsonst nach Anderen um, die einen ähnlichen auf innere, geistige und gemüthliche Verwandschaft gebauten Verein zu Schutz und Trutz schließen konnten. Einzelne, die etwa noch Muth hätten, stehen einzeln und einsam da. Nur eine Innung, wie jene war, konnte sie zu Wort und That begeistern und stärken. Nicht einmal ein poetisches Band verknüpft die heutigen Sänger mit einander, wie in früheren Zeiten unsere Sangesväter Voß, Stollberg, Hölty und Bürger. Nirgend ist ein gemeinsames Streben, alle sind einzeln, nach einzelnen Zwecken strebend. Und so gewinnt denn der giftige Gegner wahrer, tiefgefühlter Poesie, weiteren Raum, und ungerügt bleibt sein freches Spiel mit Winkelkritik.

Breslau. Dr. J. R. Hermann.

Dem Herrn Geßner am Rhein.

Nach sieben Beweisen, die ich Ihnen im 10ten „Bemerker" des „Gesellschafters" gab, wollen Sie immer noch nicht glauben, mein Herr, daß das Turnwesen auch eine politische Tendenz habe? — Da muß ich Sie freilich an die weitläuftigere Schrift des Hrn. Professor Steffens „das Turnziel," verweisen, damit Sie dort recht deutlich auffassen und inne werden können, was ich nur zum Theil ausgesprochen habe. Dort werden Sie der „Berichtigung Ihrer Ansicht, als dem Sie stets mahnenden Triebe," hoffentlich Genüge leisten können, wenn Sie anders nicht allzu hartgläubig sind. — Sehr leid thut es mir, mich in Ihrer nahen Verwandschaft mit dem Idyllendichter Geßner geirrt zu haben; indeß darf ich mich des öffentlichen Geständnisses erfreuen: daß ich, gleich ihm, von „den unschuldigen Spielen der Jugend" ein großer Freund bin. Lebte der wackre Mann noch, er würde, wie Steffens und viele Andre, diese Jugendspiele mitunter eben nicht für ganz unschuldig ansehen, und sich gern die Mühe nehmen, Sie, mein Herr, eines Besseren zu belehren, so schwer dies auch bei manchen Leuten am Rhein hält, deren Lieblingsgedanke ist: die Märker, Pomeraner rc. stets als „finstre Stockpreußen" zu betrachten. — Sie halten eine weitere Tendenz in diesem Turn-Jugendspiel „gerade für sehr achtungswerth" daß Sie aber dieser Behauptung einen Gedankenstrich (—) hinzufügen, zeigt entweder noch Etwas an, das Sie der, von Ihnen wirklich zu sehr angepriesenen Oeffentlichkeit nicht anvertrauen mögen, oder doch wenigstens einen Doppelsinn im Hinterhalt haben. Dem sei, wie ihm wolle, Hr. Steffens hat in seinem „Turnziel" den vollständigsten Commentar zu solchen Gedankenstrichen geliefert, was Ihnen die Mühe der Beantwortung dieses Punkts erspart, und uns Beide alles ferneren Hin- und Herredens überhebt. — Ihre Behauptung: daß ich das Turnen, als Jugendspiel, verunglimpft hätte, ist, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, eine große Verläumdung, die durch den Schluß meines Aufsatzes (Bemerker Nr. 10.) und auch durch manche andre von mir aus

gesprochenen Meinungen, öffentlich widerlegt worden. In jenem Schlusse heißt es nämlich: „Ich liebe die sittliche, bescheidene, gelehrige Jugend, wie das Turnwesen, wenn es ohne Uebertreibungen gehandhabt wird; aber ich hasse und verachte, ohne Unterschied des Standes, Alle, welche dazu beitragen, die nächste Generation zu verderben, und dadurch Unheil auf die Welt zu bringen.“ Wegen Ihres voreiligen Urtheils über meine Turnwesen-Ansicht im Allgemeinen, mögen Sie also nicht mich, sondern den Gerichtshof der Oeffentlichkeit um Verzeihung bitten; denn Sie haben ja nur diesem ihre Beantwortung vorgelegt.

Sie sagen: das Turnen sey ein Gegenstand, der nicht allein die Billigung, sondern selbst die thätige Unterstützung einer, das Gute ernstlich wollenden Regierung gefunden habe. Wer wollte das läugnen; aber eben diese Regierung achtete es der Mühe nicht unwerth, nach Erscheinung der gegen die Uebertreibungen im Turnwesen gerichteten Schriften, zwei, bald aufeinander folgende Untersuchungen anzubefehlen. Von der jetzt schwebenden Untersuchung steht das Resultat noch zu erwarten; und es wird sich dann ausweisen, wer von uns Beiden die öffentliche Meinung für oder wider sich hat. — Ich empfehle Ihnen, mein Herr, noch einmal bedächtiges Durchlesen der Menzelschen Schriften über das Turnwesen, so wie des Steffenschen „Turnziels“ und überlasse es Ihnen, dann selbst zu urtheilen: ob das gegenwärtige Turnwesen eine gute oder schlechte politische Tendenz habe, die Bemerkung hinzufügend: daß der von Ihnen bewitzelte „kathegorische Imperativ“ in beiden Fällen eintreten müßte; denn, was soll den Schulknaben die Politik nützen, sie sey von guter oder schlechter Art. Diesen fülle man den Kopf mit Sachen an, wodurch sie ihre künftige Subsistenz sichern können. Wenn sie dereinst in ein Staatsamt treten wollen, fragt man sie nicht: habt ihr die Politik studirt? sondern man fordert Beweise über die nützliche Anwendung der, auf der Hochschule verlebten Jahre. Eine Schuljugend, der man z. B. stets von der „Einheit Deutschlands,“ von einem „Wahlkaiser“ und ähnlichen unreifen Dingen vorschwatzt, versäumt, da sie, gleich dem Wachse, jedes Eindrucks fähig ist, darüber das „eigentliche Brodstudium; und kann, als nächste Generation, dem Vaterlande wahrlich kein Heil bringen. Dies war vielleicht die Ursache: warum Dr. Jahn den beabsichtigten zweiten Cyclus seiner sogenannten „volksthümlichen Vorlesungen“ nicht zu Stande bringen konnte.

Von der Spree. **Wilhelm Scherrer.**

Verschiedenheit der Ansichten über einen und denselben Gegenstand.

„Als vor Kurzem — berichtet eine beliebte Zeitung — die beiden für St. Petersburg bestallten Scharfrichter gestorben waren, ließ der Magistrat in den Zeitungen bekannt machen: daß sich zu diesem Amte taugliche Subjekte melden könnten. Es fand sich aber kein Bewerber um dasselbe ein. Dieser Vorgang ward dem dirigirenden Senat angezeigt und um dessen Verfügung gebeten. Sie erfolgte dahin: daß jetzt hier (eben so wie in Klein-Rußland im Jahre 1805 in zweien Gouvernements der Fall war, wo Niemand sich freiwillig zur Uebernehmung des Scharfrichteramts fand) ein zur Knut-Strafe verurtheilter Verbrecher zwangsweise dazu genommen werden solle. Uebrigens ist die Knute, nach der Milderung, welche der Kaiser hat eintreten lassen, jetzt nicht mehr eine Todesstrafe, auch darf die sonst übliche Verstümmelung (Nase und Ohren abschneiden) nicht mehr Statt finden.“ — Sie bleibt aber immer noch eine sehr empfindliche und war vormals eine diffamirende, wie an abgeschnittenen Nasen und Ohren deutlich sich erweist. Wenn also Verbrecher, die sie verwirkt haben, zwangsweise zur Uebernahme des Scharfrichteramts genommen werden sollen, so erfährt man bei dieser Gelegenheit, in welchen Ehren das Amt eines Scharfrichters in Rußland steht, und warum sich zur Verwaltung desselben in der Residenz kein taugliches Subjekt gemeldet hat; wogegen die etwaige Vermuthung: daß in jenem großen Reiche es keine Menschen giebt, welche sich geneigt fühlen, laut richterlichem Spruch, oder nach den Gesetzen des Krieges, ihre Nebenmenschen, zu martern und ums Leben zu bringen, grundfalsch seyn würde. Allein man bemerkt: daß dort, so wie überall, Niemand etwas unternehmen mag, was, den mitleidigen Gefühlen seines Herzens unbeschadet, seine Ehre kränken, oder ihn in der Meinung seiner Mitbürger herabsetzen könnte, welches hier der Fall seyn würde, da das Scharfrichteramt nicht, so wie manches andere unehrsame Geschäft, heimlich betrieben werden kann. — Eine ganz andere Meinung hat man in andern Ländern von besagtem Amte, als wovon das nämliche Zeitungsblatt einen Beweis liefert, indem es die Anzeige von dem Tode des Scharfrichters einer gleichfalls großen Residenz enthält, in welcher die Wittwe dieses Scharfrichters, ihren Verwandten und zahlreichen Freunden meldet: daß ihr Gatte ihr, im 45. Jahre seines „thätigen Lebens“ durch den Tod entrissen sey, und dabei mit Recht rühmt: daß sein biederer Sinn und seine strenge Rechtlichkeit in allen Lebensverhältnissen ihm seine zahlreichen Freunde von je her erworben habe. Bei dieser Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen, über einen und denselben Gegenstand, kann man nur mit dem Sprüchwort Genüge leisten: Anderes Land, andere Sitten!

Lg.

Unrichtige Angabe.

Die Hamburger Zeitschrift „Originalien“ hat in Nr. 9. 1819 in dem Aufsatz: „Ueber die vorjährige Kunstausstellung in Berlin,“ folgenden Artikel: „Vom verstorbenen Professor der Akademie, Kuhbell, unter Nr. 45., Moses auf dem Berge Nebo, u. s. w.“ — Prof. Kuhbell ist aber noch heut unter den Lebenden, wie er selbst attestiren kann.

K.

Berlin, den 26sten Februar 1819.

In Nr. 182. des „Gesellschafters“ ist in dem Aufsatz „die Bauern in Liefland von v. Gl.“ erwähnt: „daß im Jahr 1805 auf den Gütern des Landraths, Freih. v. Lowenstern, ein Aufstand nur habe durch Soldaten gedämpft werden können.“ Dieser Aufstand hat „nicht Statt gefunden“, wie Hr. von Lowenstern mir anzeigte. Ich danke für diese Mittheilung, wie ich es gern für jede thun werde, die berichtigend ist. **D. Herausgeber.**

Die Wunder des Magnetismus.

Herr Dr. Pfaff hat in seiner Schrift „Ueber und gegen den thierischen Magnetismus“ (Hamburg, bei Perthes und Besser) erwiesen: daß den Nachrichten, von vorgeblich unter den Augen der Doktoren vorgefallenen Wundern — selbst denen, welche bedeutende Aerzte verbürgen wollten — Alles fehle, was zur Glaubwürdigkeit derselben erforderlich ist. Der thierische Magnetismus — so heißt es in einer Beurtheilung dieses Werks in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ (Nr. 150. 1818.) — ist ein Bastard des Aberglaubens, welcher unter dem Schutze der sich immer mehr verbreitenden Verstandesscheu und Wundersucht schnell heran wuchs. Diejenigen, welche noch Anlagen haben, geheilt zu werden von der Schwäche des Zeitalters, werden es dem Verf. Dank wissen, daß er den Ausländern bewiesen hat, daß nicht alle Gelehrte des Volkes, welches einen Kepler, Haller, Reimarus und Kant besaß, zu den Füßen der thierisch-magnetisch Somnambulen sitzen, um sich durch die Orakelsprüche derselben über die Geheimnisse der irrdischen und überirrdischen Welt belehren zu lassen. — Mehr solche vernünftige Männer, wie Dr. Pfaff und sein Recensent, dann wird von Erkenntniß und nicht von Wundern die Rede seyn.

W.

Kunstartikel.

**Gallerie häuslicher Denkmale, oder Erinne-
rungsblätter für gebildete Familien aller
Nationen, durch Inschriften den wichtigsten
Lebensereignissen in Familienkreisen und den
Namen verehrter und geliebter Verwandten
und Freunde geweiht. In zwölf Kunstblät-
tern, jedes in zweierlei Größe. Zur ge-
schmackvollen und zweckmäßigen Verzierung
der Wände eines Wohnzimmers oder Cabi-
nets. Leipzig, bei Leopold Voß.**

Welches gefühlvolle Herz wünschte nicht, die Na-
men geliebter Anverwandten und Freunde, so wie die
Tage, welche durch wichtige Familienereignisse der
Bezeichnung werth geworden sind, und an welche
Jeder, der im Kreise der Seinen sich glücklich fühlt,
oder in der Einsamkeit ihren Verlust beweint, die
theuersten Erinnerungen knüpft, sich und Andern zu
vergegenwärtigen? Dieser Wunsch wird oft durch
kostbare, oft durch gemeine, nur selten durch Kunst-
werke befriedigt, die das theuere Andenken auf eine
würdige und zweckmäßige Art ehrten. Im Verein mit
mehreren der ersten Künstler Deutschlands, glaubt da-
her der Verleger dem Wunsche des edleren Publikums
entgegengekommen zu seyn, wenn er ihm zu diesem
Zwecke eine Reihe Kunstblätter lieferte, die sich zu-
gleich durch Sinn und Geschmack und durch verhält-
nißmäßige Wohlfeilheit des Preises empfehlen.

Für den reinen und schönen Geist der Erfindung
und für geistvollen und ausgeführten Stich bürgen die
Namen Schubert, Schnorr, Siegel, Gün-
ther, Veith, Darnstedt, Krüger, Stölzel,
Frenzel, C. A. Richter, Hammer, Böhme,
Laminit, Wagner, Arndt, Frosch, Eichler,
Hüllmann, Böttiger, Schule, Henschke,
Müller, Martin, Bergmann u. s. w.

Diese Familiendenkblätter, jedes für sich von meh-
reren Künstlern gemeinschaftlich bearbeitet, sind, um
Jedermanns Wünschen zu entsprechen, in zweierlei
Größe zu erhalten, und folgende Angaben bezeichnen
die nähere Bestimmung und Anwendung derselben.

**No. 1. Berufs-Antritt. Denkmal der An-
stellung zu einem Amte, der Promotion
oder des Etablissements.**

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift ei-
nes selbst zu wählenden und auf die persönliche Be-
stimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift des
Namens, Standes und Gewerbes, der Beförderung,
Belohnung und Veränderung, des Tages und Jahres,
mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 16 Zoll hoch, 18 Zoll
breit 1 thlr. 12 gr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 12 Zoll hoch, 14 Zoll
breit 18 gr.

Um die darzustellende Idee möglichst allgemein
auszudrücken, ging der Künstler in die frühern
Zeiten der Vorwelt zurück, und stellte den Sohn
der Natur dar, der sich häuslich anbaut. Die Hütte,
die ihm Obdach gewähren soll, steht bereits voll-
endet da, und der Erbauer ist noch beschäftigt,
eine Säule aufzurichten, den labenden Weinstock,
das Sinnbild menschlicher Freuden, daran zu er-
ziehen. Im Vorgrunde sehen wir, auf dauerndem
Fels errichtet, den Altar der heimathlichen Götter,
auf welchem er, eingedenk seiner ersten und hei-
ligsten Pflicht, die Keule und Löwenhaut dem
Dienste derselben geweiht hat. Die Symbole des
Ackerbaues und der Fischerei deuten auf häusliche
Thätigkeit. Die in reicher aber noch ungeordneter
Vegetation prangende Landschaft scheint die fleissige
Hand des Menschen zu erwarten, und verspricht
seiner Arbeit mit reichlichen Früchten zu lohnen;
bereits angebaute Kornfelder begränzen die Ferne.

Die Bestimmung dieses durchaus gelungenen Blat-
tes ist für jede. Staatsbürger, von welchem Stande
und in welchem Amte oder Geschäfte er auch seyn,
gleich bedeutend und von höchstem Interesse.

Kein Angebinde oder Verehrung bei Geburts-
und Namenstagen verdienter, verehrter Männer kann
schöner und eindrucksvoller seyn: der Platz im Wohn-
zimmer eines Geschäftsmannes gebührt diesem schönen
Kupferstiche mit Recht!

**No. 2. Der Familienbund, oder die Verlo-
bung. Dem Andenken der noch lebenden
oder verstorbenen Aeltern und Anverwand-
ten eines neuverlobten Paares gewidmet.**

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines
selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestim-
mung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift der
Namen, Geburtstage und des Standes beiderseitiger
Aeltern, der Namen und Geburtstage der Neuverlob-
ten, des Verlobungstages und Jahres, mit dazu ge-
stochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 16 Zoll hoch, 18 Zoll
breit 1 thlr. 12 gr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 11 Zoll hoch, 14 Zoll
breit 18 gr.

Auf einer von einem mäsigen Strome durch-
schnittenen Landschaft erscheint jenseit ein gebir-
giges Land, das kräftige Männer als Bewohner
vermuthen läſst. Das rechte Ufer dagegen, eine
ebene fruchtbare und fleiſsig angebaute Landschaft
mit Kornfeldern, Gärten, Weinbergen und weiden-
den Heerden, deutet auf den freundlichen Sinn des
Weibes. Eine Brücke verbindet beide Ufer. Im
Mittelgrunde erscheint eine ländliche Familie, die
sich an den Früchten ihres Fleiſses erquickt hat,
als sie durch Ankömmlinge vom andern Ufer über-
rascht wird. Ihr freundliches Begehr ist, ein Bünd-
niſs ewiger Eintracht zu errichten. Der Jüngling,
mit zurückgeschlagenem Reisehut, die Lanze in der

Hand, und von jüngern Brüdern mit seinem treuen Jagdgefährten begleitet, reicht der Geliebten die Hand, deren Druck sie züchtig und zärtlich erwiedert. Ihr zur Seite steht die Mutter, deren Blicke auf ihrem Gatten ruhn, der den wackern Vater des Jünglings herzlich willkommen heifst. Am Tische sitzt in kraftloser Unbeholfenheit, aber nicht unempfindlich für die erfreuliche Scene, die sich ihm darbietet, der betagte Grofsvater, und in der Ferne erscheinen theilnehmende Freunde und Verwandte, auch Diener, welche nach alter biederer Sitte gastliche Ehrengeschenke herbeitragen.

Zu wichtig und bedeutend für jede Familie ist ein solcher Tag des Vereins, an welchem ein Brautpaar aus ihrer Mitte sich feierlich die Hände reicht, den Lebenspfad verbunden zu wandeln, und die Aeltern oder nächsten Angehörigen beider Neuverlobten mit herzlich segenvoller Einstimmung und Freude sich als Verwandte begrüßen.

Ueberaus brav und in vollem Kunstwerth ist obiges Blatt als würdiges Denkmal eines solchen Bundes-Festes bearbeitet, um in den Zimmern der Aeltern und Angehörigen, so wie in denen der Kinder selbst, zur herzansprechenden Zierde zu dienen.

Von Seiten der Anverwandten oder Freunde mit diesem Bilde am Verlobungstage die Hauptpersonen zu überraschen, muß das Fest und die Freude unendlich erhöhen.

No. 3. Das Ehebündniß. Ein Denkmal für glückliche Gatten.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift des Vermählungstages, der Namen, der Geburtstage und des Standes der Ehegatten, mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 14 Zoll hoch, 16 Zoll breit 1 thlr. 12 gr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 11 Zoll hoch, 13 Zoll breit 18 gr.

Die Landschaft zeigt den Hain des Hymen. Am Altare des Gottes, der aufser der Fackel den auf ewige Dauer deutenden Schlangenkreis hält, legt das Brautpaar die Gelübde der Liebe und Treue ab. Amor zündet die Opferflamme an, denn er ist der Stifter des Bundes, der geschlossen wird. Zwei Mädchen tragen Blumenguirlanden herbei, um nach der Feier das Bild des Hymen, des Gebers ehelichen Glücks, dankbar zu bekränzen. Das Alter, verjüngt durch die Erinnerung, erscheint im hochzeitlichen Zuge, geleitet von der Freude und Unschuld, die nimmer von ihnen gewichen sind. Die Blumenbehänge an dem im Hintergrunde sichtbaren Hause deuten auf das Fest des Tages, so wie die junge Eiche im Vorgrunde, an der sich ein blühender Rosenstock emporrankt, die Idee des Ganzen gleichsam wiederholt.

Als die schönste Zierde im Wohnzimmer jeder gebildeten, beglückten Familie, ist über die ganz vorzügliche Schönheit dieses Blattes wohl nur Eine Stimme; so wie bei einem Vermählungsfeste, bei einer silbernen oder goldenen Hochzeitsfeier gewiß kein passenderes, geschmackvolleres Geschenk oder Verehrung zum Beweise der Theilnahme gemacht werden kann.

No. 4. Denkmal der Geburt des Sohnes. Zum Andenken für liebende Eltern.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift des Geburts- und Tauftages, des Namens und späterhin des Confirmationstages eines Sohnes, der Namen der Aeltern, der Namen, Geburtstage und des Standes der Taufzeugen, mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 12 Zoll hoch, 14 Zoll breit 1 thlr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 10 Zoll hoch, 12 Zoll breit 12 gr.

Neben einer Felsenhöhle, der einstigen Wohnung des Menschen, sitzt Minerva, den in ihrem Schilde, unter herabgebeugten Baumzweigen schlummernden Knaben schirmend und pflegend. Die getödtete Schlange in den Händen des Knaben erinnert höchst sinnreich an den Sieger Hercules, der sich durch seine Arbeiten den Kranz der Unsterblichkeit errang, und möge ihm zum glücklichen Vorzeichen dienen. In der Ferne prangt der Tempel der Tugend, zu dem ihn dereinst *die Göttin*, wenn auch auf dornigem *Pfade*, geleiten wird. Die über seinem Haupte zwischen Felsenspalten aufgesteckte Fackel deutet auf die Vernunft, deren freier Gebrauch der edelste Zug des Menschen ist.

No. 5. Denkmal der Geburt der Tochter. Zum Andenken für liebende Eltern.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift des Geburts- und Tauftages, des Namens und späterhin des Confirmationstages einer Tochter, der Namen der Aeltern, der Namen, Geburtstage und des Standes der Taufzeugen, mit dazu gestochenen Unterschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 12 Zoll hoch, 14 Zoll breit 1 thlr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 10 Zoll hoch, 12 Zoll breit 12 gr.

Eine romantische Landschaft, deren bezaubernde Anmuth die Bestimmung des Weibes, durch Liebe zu beglücken, trefflich andeutet. Die Grazien erziehen eine junge Taube unter Myrthenzweigen. Am abendlichen Himmel glänzt im Hintergrunde der Mond, das Sinnbild der Keuschheit.

Wenn irgend im häuslichen Leben etwas geeignet ist, die schönsten Erinnerungen, so wie ganz herzergreifende glückliche Familien-Scenen, zu veranlassen, so ist es die Verzierung eines Familienzimmers mit obigen Blättern Nr. 4. und 5. Liebevolle Aeltern betrachten mit höchster Wonne die Namen ihrer Lieblinge unter diesen ganz schönen Bildern, und freuen sich dieses Anblicks täglich.

Welche Freude für gefühlvolle Aeltern bei der Geburts- oder Tauffeier eines lieben Kindes, ein solches Blatt als Verehrung zu empfangen oder auch zur Confirmationsfeier, so wie zu Geburts- und Namenstagen schon erwachsener Kinder als Angebinde selbst zu benutzen!

No. 6. Abschied aus dem älterlichen Hause. Uebergang zur Berufsbildung. Zum Andenken für Aeltern, Geschwister und Anverwandte.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift des Namens und Alters, des Orts und Antrittstages, des gewählten Standes, Gewerbes oder der Berufsbestimmung, mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 14 Zoll hoch, 16 Zoll breit 1 thlr. 12 gr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 11 Zoll hoch, 13 Zoll breit 18 gr.

Der zur Abreise gerüstete und ausgestattete Jüngling empfängt den Segen des Vaters; weinend steht neben dem Scheidenden die Mutter mit dem jüngsten Zweige der Familie, hinter ihm sein kräftiger Führer. Die auf der Treppe wie im Mittelgrunde dargestellten Personen sind auf die nächsten Verwandten und Freunde zu deuten. Den Diener mit einem belasteten Maulthiere erblicken wir bereits in einiger Entfernung; den Hintergrund aber füllt, als Bild des geschäftigen Lebens, ein mit mannigfachen Schiffen angefüllter Hafen, womit auf die Bestimmung jedes Jünglings hingedeutet wird.

Wie tief der Eindruck ist, den gefühlvolle, ihre Kinder herzlich liebende Aeltern bei der Entlassung derselben aus dem heimathlichen Hause und deren Eintritt in die größere Welt, empfinden, beantworte jeder sorgsame Vater, jede mit unaussprechlicher Liebe besorgte Mutter.

Wie schön hat der zeichnende Künstler diese Familien-Scene dargestellt! Liebende Aeltern finden in diesem herrlichen Bilde, dem Andenken des Abschiedstages geweiht, die wohlthuendste Erinnerung, und gewiß — es wird sich bald in den mehrsten Familienzimmern befinden.

No. 7. Dem dankbaren Andenken an Kindespflege und Jugendbildung. Ein Denkmal zu Geburts- und Namenstagen geliebter Aeltern und theurer Lehrer, von dankbaren und liebenden Söhnen und Töchtern geweiht.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift der Namen, Geburtstage, des Standes und Aufenthalts der Aeltern und Lehrer, so wie der Namen des Sohnes oder der Tochter, welche sich dies Andenken vergegenwärtigen, mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 14 Zoll hoch, 16 Zoll breit 1 thlr. 12 gr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 11 Zoll hoch, 13 Zoll breit 18 gr.

Ein betagter Gärtner ist beschäftigt, junge Fruchtbäume zu pfropfen. Zu seinen Füßen liegen die bereits abgeschnittenen wilden Zweige. Einige Stämme hat er vorsorgend an Stützen gebunden, andere läßt er in eigner Kraft aufsprossen. So deutlich diese Allegorie die Erziehung bezeichnet, eben so leicht ist die zur Seite stehende weibliche Gestalt auf die erste Pflege und Ernährung des Kindes zu deuten, die wir diesem Geschlecht zu verdanken haben.

Der Zweck dieses ganz vortrefflich gelungenen Blattes ist auf das Höchste schön und wichtig.

Die vorzüglichste Bestimmung desselben ist, zu Geburts- und Namenstagen geliebter Aeltern, auch theurer Lehrer, als das herzlichste, passendste und geschmackvollste Denkmal der Verehrung von Seiten liebender, dankbarer Kinder benutzt zu werden.

Nicht weniger ist es als Zierde im Lehrzimmer des höchsten Beifalls sicher, da die eindringendsten, treffendsten Ermahnungen und Lehren, welche Aeltern und Lehrer ihren Kindern oder Zöglingen je geben können, zur heiligsten, dauerhaftesten Erinnerung in der Ansicht dieses Bildes und seiner Inschrift enthalten sind.

No. 8. Die Verwandtschaft. Ein Denkmal für geliebte Brüder und Schwestern, Schwäger und Schwägerinnen und Seitenverwandte.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift des Namens, des Geburtstages, des Standes und Gewerbes und des Aufenthalts eines geliebten Verwandten, mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 12 Zoll hoch, 14 Zoll breit 1 thlr

Kleine Ausgabe, das Blatt 10 Zoll hoch, 12 Zoll breit 12 gr.

An dem den friedlichen Hausgöttern geweihten von Felsen umgebenen Orte, feiert ein edler Familien-Verein das Andenken seiner geliebten Verwandten. Zu beiden Seiten der in der Mitte befindlichen Kapelle, in welcher die Schutzengel der Familie, als Zwillinge im Knabenalter, nebst dem Hunde, ihrem treuen Gefährten, aufgestellt sind, eilen die Glieder der fröhlichen Familie mit Blumenkränzen und Guirlanden, zur Weihe des Festes gewunden, herbei, um die Büsten der Verwandten zu bekränzen. Ein Mädchen windet ihre Blumen um die männliche Büste, während ein Jüngling die weibliche Büste bekränzt. Mit inniger Rührung huldigt der Greis, umschlungen von einigen seiner Kinder und Enkel, dem Andenken seiner geliebten Verwandten.

Wie unaussprechlich glücklich ist das Familienverhältniß, wo Eintracht und Liebe den innern Kreis, so wie die nähern und entferntern Zweige eines treu verbundenen Verwandtschaftsvereins umschließt!

Den einzelnen Verwandtschaftsgliedern die Freude der Erinnerung zu erhöhen, das gegenseitige liebevolle Andenken täglich zu vergegenwärtigen, ist die schöne Bestimmung dieses hübschen Bildes, was bei so vielen festlichen Gelegenheiten als Merkmal der Liebe, Geschenk, oder Verehrung so herrlich passend zu benutzen ist.

No. 9. Denkmal der Freundschaft und Liebe geweiht.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift des Namens, Geburtstages, Aufenthalts und Bündnisses einer dem Herzen theuer gewordenen Person, als Andenken zu geben, oder zu empfangen, mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 12 Zoll hoch, 14 Zoll breit — 1 thlr.

Kleine Ausgabe davon ist nicht erschienen.

Lais war mit Aristipp, Euribates und ihren sogenannten drei Grazien, an eine kleine Bucht, die an ihren Garten gränzte, gegangen, um zu angeln. Eines dieser drei schönen Mädchen — sie hiess Droso — fiel, da das Erdreich unter ihren Füssen wich, in das Wasser. Schnell sprang Euribates nach, und — von diesem Augenblick an entspann sich zwischen beiden die zarteste Liebe. Ihre Schwestern scherzten nun über das Unglück ohne Gefahr, das eine so glückliche Wendung nahm. Die Genien der Liebe umschwebten Droso und Euribates, während Lais und Aristipp, welche sich vor dem Altar in Lais Garten ewige Freundschaft geschworen hatten, dem Genius dieses Bundes die Opfer der Freundschaft brachten.

Wieland giebt in seinem Aristipp das Sujet zu diesem ganz lieblichen Blatte. Die Bestimmung und Anwendung desselben ist ja deutlich.

Zu Geburts- und Namenstagen, von diesem schönen Bilde, als einer geschmackvollen Verehrung, Gebrauch zu machen, bedarf wohl kaum einer Empfehlung.

No. 10. Dem Lebensende. Zum Andenken verewigter Verwandten und Freunde.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift des Namens, Standes, Alters und Sterbetages der verewigten Person, mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 14 Zoll hoch, 16 Zoll breit — 1 thlr. 12 gr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 11 Zoll hoch, 13 Zoll breit — 18 gr.

Der freundliche Genius des Todes, die Stirn mit Mohnblumen und Rosen gekrönt, und in der Hand die ausgelöschte Fackel, empfängt an der Gränze seines Reichs den müden Lebenspilger, der, den treuen Wanderstab von sich werfend, mit seinen letzten zusammengerafften Kräften dem ersehnten Freunde zueilt, der aller irdischen Lasten entbindet. In gleichem Sinne bildete der Künstler ausserhalb der durch Rosenbüsche bezeichneten Gränze einen in allen Zweigen entblätterten Baum, innerhalb dagegen die grünende Palme des Friedens. Die allgemeine Herrschaft des Todes bezeichnen die den Hintergrund füllenden Gräber verschiedener Völker und Zeitalter; im Vorgrunde aber erscheint tröstend die Mohnstande, ein einstiges Erwachen aus dem Todesschlummer anzudeuten. In der am Rande des Horizonts schwebenden Sonne mag der Beschauer, je nachdem ihn Empfindungen des Schmerzes oder der Hoffnung beseelen, die niedergehende oder aufsteigende Sonne erblicken.

Auf eine durchaus würdige, zweckmäßige, den innigsten Gefühlen des Herzens zusagende Art das theure Andenken verstorbener Aeltern, Ehegatten, Angehörigen oder Freunde zu ehren, war das Bestreben der Künstler bei Bearbeitung dieses Blattes; und gibt es wohl irgend eine Familie, die nicht mit wehmüthiger Erinnerung oder dem Gefühl der Dankbarkeit in diesem Falle wäre?

Statt alles verhallenden mündlichen Trostes, Beileidsversicherungen und Anzeigen bei Sterbefällen, ist die Weihe eines solchen Denkmals in den Familien-Zirkeln selbst von ungleich höherm und dauerndem Werth.

(Die hier fehlenden Nr. 11. und 12. folgen im Blatt der Ankündigungen No. VI.)

Johann Nicolaus Rohlwes
(Königl. Preuß. Thierarzte)

Taschenpferdearzt.

Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Kavallerie.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit 2 Kupfertafeln.
8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung.
Preis 1 Thlr.

Nachdem dieses Buch eine Zeitlang gefehlt hat, erscheint es wieder in einer vollständigern Gestalt. Der Verf. hat den Wink eines Chefs eines Kavallerie-Regiments benutzt, und eine wichtige Lehre, wie Pferde auf dem Marsch und im Bivouak so wohl in Betreff der Wartung als auch in der Fütterung zu behandeln sind, weil bei demselben die mehrste Gefahr für die Pferde statt findet, bei dieser neuen Aufl. hinzugefügt.

Von demselben Verf. sind nachfolgende Schriften in unterzeichneter Handlung erschienen:

Practische Bemerkungen über das Einimpfen der Pocken bei den Schafen. Nebst einem Anhange, welcher eine Anweisung zur Operation der drehenden Schafe und die Beschreibung eines dazu eingerichteten verbesserten Trokars enthält. Mit 1 Kupfert. 8. — 4 Gr.

Magazin für die Thierarzneykunde; oder Beobachtungen, Versuche und Erfahrungen über die innerlichen und äußerlichen Krankheiten der Pferde und des Hornviehes. 1 bis 4ter Jahrgang, jeder Jahrgang aus 4 Stücken bestehend. Mit Kupfert. 8. a. Schreibpap. 6 Thlr. auf Druckpap. — 4 Thlr. 16 Gr.

Die Pferdezucht. Oder die Veredlung der Pferde in den preußischen Staaten in einer Darstellung des Königl. Preuß. Friedr. Wilhelms-Gestüt bei Neustadt an der Dosse. Mit 1 Kupfert. gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

Allgemeines Vieharzneybuch, oder Unterricht wie der Landmann seine Pferde, sein Hornvieh, Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde erziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Achte Auflage. Mit 1 Kupfertafel. 8. Preis — 20 Gr.

Der Pferdearzt im Felde. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für die Kavallerie, die Krankheit ihrer Pferde leicht zu heilen. 12. — 6 Gr.

Maurersche Buchhandlung.

(Die angezeigten Werke sind durch die Maurersche Buchhandlung (Berlin) und durch die Gräffsche Buchhandlung (Leipzig) zu bekommen.

Bemerker. No. 3. 1819.

Beilage zum 50sten Blatte des Gesellschafters.

Ueber eine Rezension.

Die „Staats-Zeitung" (eine politische Zeitschrift, welche seit kurzer Zeit hier erscheint) hat im Blatte vom 13ten März eine Rezension über das von mir verfaßte Werk: „Censur und Preßfreiheit" abdrucken lassen. In dieser wird behauptet: ich habe die lobenswerthe Absicht gehabt, zu „Gunsten der Preßfreiheit" zu beweisen: daß die Censur, wenn sie von gewissenhaften und billigen Censoren verwaltet werde, kein Preßzwang; vielmehr eine, die Wissenschaften befördernde, und den Schriftsteller selbst sichernde, wohlthätige Einrichtung sey. — Herr Rezensent hat sich hier geirrt; ich habe diesen Beweis nur zu „Gunsten der Censur" führen wollen.

Die beiden ersten Abschnitte, welche ein Dritttheil des ganzen Werkes ausmachen, hat Hr. Rezensent so beurtheilt: „Wir haben uns dabei nicht aufgehalten." Die Gründe, weshalb Hr. Rez. solches unterlassen hat, sind nicht angegeben.

Gleich darauf giebt Hr. Rez. vor, ich habe den Satz aufgestellt: Preßfreiheit und Censur sey ein und dasselbe.

Wo steht dies, wenn ich fragen darf? In meinem Werke doch nicht? — Was ich über diesen Gegenstand gesagt habe, findet man in der Vorrede. Die Stelle lautet: „Die Frage: ob Censur mit der Preßfreiheit vereinbarlich sey? darf nur mit einem Ja beantwortet werden, da die Censur nur die Scheidewand ist, welche beide Extreme, die Freiheit und Zügellosigkeit von einander trennt. Angenommen: daß diese Ansicht die richtige ist, können Censur und Preßfreiheit keine Gegensätze mehr bilden, da der Preßfreiheit nur Preßzwang entgegengestellt werden kann, wie der bürgerlichen Freiheit Despotismus."

Nach der Ansicht des Hrn. Rez. sollen Censur und Preßfreiheit also deshalb ein und dasselbe seyn, weil sie keine Gegensätze bilden, weil Censur die Scheidewand ist, welche die Preßfrechheit von der Preßfreiheit scheidet. Ich habe Censur nur als eine solche Anstalt betrachtet, welche das edle Metall von seinen Schlacken reinigen soll.

Die Definition, welche Hr. Rez. von der Censur aufstellt, würde richtig seyn, wenn er den Nachsatz weggelassen hätte. Er behauptet: das Censur-Gesetz sey nur eine polizeigesetzliche Anordnung einer Censur. Nach seiner Ansicht würde also das Censur-Gesetz nur die Einführung einer Censur bewirken. Diesen Zweck aber hatte nur das Censur-Edikt. Die späteren Censur-Gesetze, welche sammt und sonders nur durch die Erfahrung herbei geführt worden sind, sollen dem Censor bei Beurtheilung: ob dies oder jenes gedruckt werden könne? zur Hülfe kommen. Der Inhalt der verschiedenen einzelnen Censur-Gesetze, welche dem Publikum bisher unbekannt geblieben sind, wird diese Behauptung rechtfertigen.

Etwas weiterhin behauptet der Hr. Rez.: von Liberalität und Illiberalität dürfe bei einem Censoren nicht die Rede seyn, weil solches Willkühr voraus setze. Wenn die Regierungen dieses aber verhindern wollen, müssen sie einen, wie Rezensent sagt, mit übermenschlichen Eigenschaften begabten Censor anstellen. Die Einsicht der Gesetze und das Gewissen des Censors bringt wahrhaftig noch nichts Vollkommenes hervor. Peinliche Censoren haben jederzeit ein ängstliches Gewissen, sie handeln redlich, wie ihnen ihr Gewissen vorschreibt, und doch ist ihre Handlung illiberal. Das Gewissen und die individuelle Einsicht des Gesetzes werden nicht allein einen tüchtigen Censor bilden, denn ein ängstliches Gewissen läßt kein unbefangenes Urtheil zur Welt kommen. Der Censor, und wenn er der gerechteste wäre, handelt jederzeit willkührlich, da er seinem eigenen Urtheil folgt. Wenn aber Hr. Rez. vorgiebt, ich habe den Umstand: daß der Censor nach seinem Gewissen redlich entscheiden müsse, übergangen, so muß ich ihn selbst auf den Eingang seiner Rezension zurück führen, wenn er sagt: „Der Verfasser hat die lobenswerthe Absicht, zu Gunsten der Preßfreiheit zu beweisen: daß die Censur, wenn sie von gewissenhaften billigen Censoren verwaltet werde u. s. w." — Auch in der Vorrede, wenn solche nicht von dem Hrn. Rez. gleich den beiden ersten Abschnitten übergangen ist, habe ich über diesen Umstand mich zur Genüge ausgelassen.

Wenn Hr. Rez. es zweckmäßig findet: daß man die Seelsorge der Preßfreiheit einem kalten, bedenklichen Geschäftsmann (der wahrscheinlich mit dem einen Fuß im Grabe steht, mit dem andern auf die Preßfreiheit tritt) überlasse, so halte ich es für überflüssig, irgend etwas zur Widerlegung des Rezensenten an zu führen.

Rezensent behauptet ferner, ich sey der Meinung: daß die Preßfreiheit und Censur nicht bloß schwesterlich Hand in Hand gehe, sondern daß die eine in der andern sich wiederholt finde. Mit Erlaubniß, mein Herr Rezensent, hiervon steht wieder nicht eine Sylbe in meinem Werke.

Aber nicht allein, daß mein gestrenger Rezensent mir ganz fremdartige Ansichten und Meinungen aufbürden will, bemüht er sich überdies, meinen Worten eine falsche Deutung zu geben. — Wenn ich z. B. über die traurigen Folgen der Preßfreiheit in England spreche, und die Behauptung aufstelle: England könne sich bei derselben nicht glücklich fühlen, da große Strafen über die Preßvergehungen verhängt seyen, deducirt Hr. Rez. hieraus: ich verlange eine gänzliche Unstrafbarkeit solcher Feinde der öffentlichen Ruhe und Ordnung, obgleich ich kurz darauf (Seite 108) deutlich genug sage: „Der Schriftsteller hat keinesweges ein Recht, über die bürgerliche Ehre eines Privatmannes zu entscheiden, und verdient, insofern er sich eines solchen Vergehens schuldig macht, allerdings Bestrafung."

Welchen Glauben man nach dem Gesagten dem Rezensenten ferner beimessen will, stelle ich der Redlichkeit eines jeden Unbefangenen anheim; ich kann und will meinem Rezensenten nur den freundschaftlichen Rath geben: künftig ehrlicher zu Werke zu gehen, in casu praesenti aber an seine ganze Rezension eine berichtigende Hand zu legen.

Ueber den treffenden Vergleich der Censur und Preßfreiheit mit dem Jäger und einem gehetzten Hasen verliere ich kein Wort, eben so übergehe ich die Schlußbemerkung, wonach Rez. zu glauben scheint, Hannover sey keine englische Provinz. Die Art und Weise, wie es an England gefallen ist, kann gegenwärtig wohl nicht mehr in Anschlag gebracht werden. Auch ist hier nicht der Ort, mich auf historische Erörterungen ein zu lassen.

Ludwig Hoffmann.

An den Herausgeber.

Im 50sten Blatte des „Gesellschafters" hat ein Correspondent aus „Leipzig" über den „Europäischen Aufseher", herausgegeben vom Hrn. Dr. Bergk, ein Urtheil gefällt, welches dem Genannten angenehm seyn wird, dagegen ist eine nachfolgende Aeußerung wohl nur ein Irrthum. Es heißt nämlich daselbst: „der König von Sachsen habe sich für Hrn. Dr. Bergk interessirt." Diese Behauptung ist durch nichts bewährt, obwohl derselbe Berücksichtigung verdient hätte, und dies wohl nicht besonders von Sachsen allein. Denn früher hat derselbe auch für Preußen gethan, was er zum Heil Deutschlands für zweckmäßig hielt. In den Jahren 1807 — 1813 gab er mehrere Schriften heraus, z. B. die „Anekdoten und Charakterzüge aus den Feldzügen von 1805", die „Löscheimer" gegen die „Feuerbrände" 5tes und 6tes Stück und mehrere andere; in allen erklärte er sich gegen die ungerechte und grausame Behandlung, mit welcher man Preußen heimsuchte, und zeigte das Verderbliche, welches für Deutschland daraus hervor ging. Er empfing damals von dem König Friedrich Wilhelm III. die goldene Huldigungs-Medaille; das ist aber auch Alles, was er aus dem, oft gefährlichen Kampfe für Wahrheit davon trug, und selbst dies hatte er nicht erwartet. Als nun Sachsen ein ähnliches Schicksal erfuhr, wie früherhin Preußen, da that er in den Jahren 1814 und 1815 Alles, was in den Kräften eines Schriftstellers steht, für die Integrität Sachsens und für seinen angestammten Fürsten, und zwar in der Ueberzeugung: daß nur Eintracht und Stärke der Deutschen die Gefahren zu überwinden vermögen, die das gemeinsame Vaterland von verschiedenen Seiten umdrohen könnten. In solchen Ansichten, die sich uns Allen aufdrängen, wirkte Bergk für Sachsen, wie er früher für Preußen gewirkt hatte, und verläugnet noch jetzt seine Anhänglichkeit nicht, wie man leicht aus dem „Europäischen Aufseher" bemerken kann; aber vom Staate bezieht er nichts, und daß sich der König für ihn interessire, ist wenigstens den Leipzigern, und wahrscheinlich auch Hrn. Dr. Bergk ein Geheimniß. Hoffentlich aber nimmt die Lesewelt an seiner Zeitschrift so vielen Antheil, daß er mindestens vor Sorgen geschützt ist; obwohl es auch dabei ihm erlaubt seyn könnte, sich über ein Zeichen der Zufriedenheit zu erfreuen, welches ihm sein König giebt; für den er gewiß die herzliche Zuneigung hegt, die alle Sachsen ihm weihen. So viel zur Berichtigung jener Aeußerung von einem aufmerksamen Beobachter. — ** —.

Die diebischen Poeten.

Muse, komm und sing' mir ein Lied, ich werd' hurtig es schreiben,
Schnell, wie jetzt in der Zeit männiglich wohl es vermag;
Kommst du auch nicht, ich verüble dir's nicht, beschäftigte Göttin!
Mußt ja zu Tausenden gehn, oder sie sagen es doch;
All die Sänger, obgleich sie reden wie andere Leute,
Denn die Leier steht nur auf dem Titel gemalt,
Und nur blüht der Kranz auf dem schöngeschnittenen Holzschnitt,
Der mit der Poesie Wesen befährt im Ballast.
Sehnend klopft' ich oft an, doch hört' ich kein tönendes Wörtchen,
Lumpigt lag das Papier in dem genäheten Sack.
Ach, so lange schon auf und ab spazier' ich im Zimmer,
Muse, du nahest noch nicht? Göttin, du bleibest mir stumm?
Achtest des Klagenden nicht, der gedankenleer sich die Stirne
Reibt und den Boden zerstampft, harrend mit Ungeduld?
Nun, so will ich zum Trotz mir selber die Verse diktiren,
Ist's auch gewöhnliches Zeug, tröst' ich an Anderen mich.
Helden, naht nun fromm, ich fleh' euch ernstlich mit Güte;
Stellt, wie im Zauberring, ritterlich euch um mich her,
Doch nur hübsch bunt euch geordnet, und schneidet mir Fratzengesichter!
Sinnlos schau' ich euch an, sinnig doch schreib' ich es hin;
Naht, sonst brauch' ich Gewalt und schlepp' euch herbei an den Haaren.
Viel wohl vermag ein Poet, und wenn er raset, zumeist.
Aber was seh' ich erstaunt? Ich meinte das all nur zum Spaß,
Wie in Gedichten man thut, wenn man zur Muse so ruft.
Ehre zwar ist es für mich, doch wird die Stube zu eng' mir,
Da ihr in Schaaren naht, herrliche Dichter der Welt!
Weh, Millionen ja sind's, wie kann ich euch alle begasten?
Weh mir! das Haus sinkt ein! Giebt es denn unsrer so viel!
Warum riefest du uns? so brummt' es wie Wogen des Meeres,
Wenn an Fluth sich die Fluth reibet im winternden Sturm.
Nicht vermocht' ich zu athmen, geschweige zu dichten und schreiben.
Wär't ihr beim Teufel! ich rief, oder mir nur aus dem Hau[illegible]
Aber die jungen Poeten — denn Ehre gebührt ja und Vorsitz
Stets dem, der älter ist — halfen mir bald aus der Noth.
Höflich setzten die Stühle sie hin den würdigen Alten,
Und sie selbst — ihr wißt doch, was der Zauber vermag —
Wandelten schnell sich in Mücken und setzten sich rings an die Wand an,
Und in der Stube ward Platz, daß ich verwundert da stand.
Doch wie war ich betrübt ob der weißen geräumigen Stube,
Denn die Wand war ganz so wie mit Dinte beschmiert;
Zahllos saßen sie da, wie zur Sommerszeit um den Milchtopf
Naschend die Schwestern sich müh'n, daß man das Weiße nicht sieht.
Vorn nun setzte sich mir der alte Homer an den Schreibtisch,
Federn und Dintenfaß staunte er wundersam an.
Doch als Goethe er sah und Schiller, da lacht' er zufrieden,
Steckt' ihn leis' in die Tasch', stahl sich zur Thüre hinaus.
Ich nun schrie ob dem Raub und stürzte ihm nach an die Treppe,
Doch ein größerer Lärm zog mich zur Stube zurück.
Ach, der eröffnete Bücherschrank ward ganz mir geplündert.
Wie nun dicht' ich hinfort, sind mir die Quellen entwandt?
Wehrend stellt' ich mich gegen; doch wehrlos sank ich der Menge.
Meinen lieblichen Tiek stahl mir Anakreon weg;
Aber Tasso verweigert' es ihm, er selber verlangt' ihn,
Rang ihn mit Ariost bald dann dem Greis aus der Hand.
Shakespeare lüftete nun sich schnell den seidigen Mantel,
Sah mit Lächeln mich an, heuchelnd ein ehrlich Gesicht;
Aber der Schelm nahm schnell die eigene Uebersetzung,
Daß ich es gar nicht ersah, hin zu den Andern gewandt;
Nahm auch die Zueignung dann, daß er Romeo erfreue,
Wenn er bei Julien ihn fände, der lieblichen Braut;
Nahm auch den Jean Paul und band die Bände zusammen,
Steckt' erst selber sich ein, Swift und Cervantes zugleich.
Und ich Armer, nicht konnt' ich wehren der diebischen Menge,
Lachend gingen sie fort, kümmerten gar nicht sich mein.
Herder begleitete sie und der lieblich beglänzende Wieland,
Minnesinger, das Haupt ganz in die Blumen gehüllt;
Novalis auch und manch' Ander, den nicht im Gedräng' ich erblickte;
Weinend sank ich zur Erd' nun, von Geisterchen umringt.
Wie vom Thurm' dumpf brummen die Glocken, oder wie Bären
Brummen im Wald, so rings summte die wimmelnde Wand.
Durch einander gehetzt, befeindeten schwirrenden Zuges
Jene sich insgesammt; denn sie erregte ein Gott.
Schönaich blutete stark, es war ihm die Wunde geöffnet,
Die ihm einst Hermann schlug hinter das Ohr ins Genick.
Sänftigend weich rief Matthisson zu; doch Keiner ihn hörte,
Denn, ein empörtes Meer, wogte der drängende Schwarm.
Wer wohl nennt sie, die all so grausam feindlich sich zausten;
Ach, ein Kind gar war wie 'ne Hyäne so wild.
Alle flohen vor ihm, doch stellt' ihm ein Schütz' sich entgegen;
Aber er traf ihn nur halb, schoß den erlahmeten Fuß.
Namige und fremdnamige, auch ohnnamige Schreiber,
Alle zerzerrten sich wild, rannten die Köpfe sich los,
Stürmten auf mich dann ein: „Du willst [illegible] entzieh'n uns [illegible]!"
Ach, nicht dicht' ich um Geld! schrie ich, [illegible]

Doch als Einer [illegible] im Winkel gesessen,
Stoberten furchtsam sie hin, Jeder sich rettend zur Wand.
Hohen Blick's ging Jener einher, sich Spanier nennend,
Calderon, wie ich hört', aber sein Auge war hell.
„Warum erfand ich den lieblichen Vers, der im Norden mir
Festfeiert?
Sind ihm die Füße nun wund, die nur der Blumen gewohnt.
O der Schuld! Was hab' ich gethan, allgnädiger Vater!
Daß du so spät an mir rächest begangenen Fehl?"
Also wimmerte Jener; doch mich Entsetzen erfaßte,
Und Mitleid zugleich: ich sprach... ward in den Worten nun wach.
O, wie war ich erfreut, daß Alles ein eitler Traum nur;
Sind mir die Bücher doch da, weiß ich doch, wo ich was hol'!

Kreuser.

Oeffentliche Danksagung.

Dem anonymen Correspondenten der „eleganten Zeitung" danke ich hierdurch öffentlich für die Güte, die Er gehabt hat, meine beiden Werkchen: „der kleine Savoyarde" und „die Zimmer-Inselten", welche ohne die Aufmerksamkeit dieses würdigen Mannes gewiß vergessen worden wären, dem Publikum in gedachter Zeitung, unter dem Artikel „Berlin" wieder in Erinnerung zu bringen. — Wie mag aber der gutmüthige Correspondent, den doch das Ungeziefer nicht plagen wird, dazu kommen, gerade [illegible] der eleganten Welt die Vertreibung desselben zu empfehlen? [illegible] Schlinte in dem Werkchen etwas wider den Tollwurm [illegible] so würde ich mich gar nicht wundern; denn dieser hat ja früher schon gewisse Leute befallen, warum sollte es nicht in der jetzigen leidenschaftlichen Zeit der Fall seyn? Berlin, den 20. Februar 1819.

Korth.

Bemerkung.

In der, neuerlich (Leipzig, bei Brockhaus, 1819) herausgekommenen Uebersetzung des Trauerspiels „Manfred" ist (S. 19) the Sea-Snake, d. i. die Seeschlange, durch „die Meerschnecke" übersetzt.

—•—

Selbstenthüllung.

Es hat dem Hrn. Etatsrath v. Kotzebue gefallen, in seinem „literarischen Wochenblatt" vom laufenden Jahre (Jan. Nr. 2) das, in Winfried's „Nordischem Musen-Almanach für 1819" befindliche Stückchen: „das Büdelein" auf eine, jenen Almanach empfehlende Weise mit aus zu heben. Der unter der Chiffer X. verborgene Verfasser des angeführten Dingleins, das sich für nichts weiter, als für einen bloßen gewöhnlichen Holzschnitt ausgiebt, verdankt diese Ehre wohl lediglich der Anonymität; sein Name ist:

Fr. Raßmann.

Münster, den 5. März 1819.

1819. No. VI.

Blatt der Ankündigungen.

Anzeige.

Alle Mitglieder auswärtiger deutscher Schaubühnen, welche den Wunsch haben, in Berlin Gastrollen zu geben, werden hierdurch ersucht: sich deshalb vorher schriftlich an den Unterzeichneten zu wenden, und seine eigenhändig unterschriebene Zustimmung zu erwarten, ehe sie sich entschließen, eine Reise hieher zu unternehmen. — Die Nichtbeachtung dieser Anzeige könnte nur zur Folge haben: daß denselben das Auftreten auf den hiesigen königlichen Theatern versagt werden müßte. Berlin, den 16. März 1819.

Graf Brühl,
General-Intendant der königlichen Schauspiele.

Auf Herrn Hofr. Friedr. Kind's schwerfällige Erklärung vom 27. Januar d. J., in welcher er seine früheren Anführungen, was den 30sten Jahrgang betrifft, geflissentlich selbst mit Stillschweigen übergeht, habe ich bloß zu wiederholen: daß dieses Jahr zu der gewöhnlichen Zeit, dem mir ertheilten allergnädigsten Privilegio gemäß, der 30ste Jahrgang des „Taschenbuches zum geselligen Vergnügen" (nicht des Beckerschen) erscheinen wird. Leipzig, am 20. Febr. 1819.

C. F. Enoch Richter.
Firma: Joh. Fr. Gleditsch.

In der Maurerschen Buchhandlung erscheinen:

Freimüthige literarische Blätter.

Herausgegeben von F. von Cölln.

Wöchentlich wird ein ganzer Bogen, in Quarto, ausgegeben; der Preis des Jahrgangs ist 4 Thlr., wofür diese interessante Zeitschrift durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen ist. — Man findet hier die bedeutendsten Werke des Auslandes und der Deutschen beurtheilend angezeigt; und Auszüge des Merkwürdigsten geben eine Uebersicht des politischen, staatswirthschaftlichen und literarischen Geistes, der in den verschiedenen Ländern und Parteien Europas herrscht. Der Name des Herausgebers bürgt für freimüthige Ansicht und Aeußerung.

Seltsame Leiden eines Theater-Direktors.

Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier.

(E. T. A. Hoffmann.)

8. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung, Poststraße Nr. 29. Preis sauber geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Referent gesteht: daß er bei Lesung der Correktur dieser Schrift einen so einzigen Genuß gehabt, daß er den Wunsch nicht unterdrücken kann: es möge das ganze Publikum denselben mit ihm theilen. Ins Detail sich einzulassen, überläßt er denen, welche als bestallte Recensenten Fug und Recht dazu haben; er kann nur von seinem Gefühl Rechenschaft geben, und dieses sagt ihm: daß es einen Jeden ansprechen und befriedigen wird, der Liebhaber des Theaters ist.

Kunstartikel.

(Schluß.)

No. 11. Gedächtnißtafel, für die Denkwürdigkeiten der Heimath; oder Denkmal der Anhänglichkeit, Achtung und Theilnahme für Familien und Bewohner in Städten oder auf dem Lande, welchen ihr Aufenthalt daselbst, als Begründung ihres Wohles und häuslichen Glückes, theuer geworden ist.

Oberhalb des Blattes der Platz zur Inschrift eines selbst zu wählenden und auf die persönliche Bestimmung passenden Denkspruchs oder einer Zueignung.

Unterhalb desselben der Platz zur Inschrift wichtiger Ortsereignisse, so wie der Namen, des Standes und der Thätigkeitsverhältnisse verehrter Personen, welche sich als Mitbewohner verdient gemacht haben, mit dazu gestochenen Ueberschriften.

Große Ausgabe, das Blatt 16 Zoll hoch, 18 Zoll breit 1 thlr. 12 gr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 12 Zoll hoch, 14 Zoll breit 18 gr.

Der Erinnerung unserer Heimath geweiht, zeigt uns diese Landschaft, in der weitesten Entfernung, auf einem hohen Berge, ein einsames Dörfchen, und mit ihm das Bild genossener häuslichen Freuden. Den Mittelgrund bilden sanfte Höhen, welche einen freundlichen Flecken umschließen. Auf der linken Seite des Vorgrundes sehen wir das Thor einer bedeutenden Stadt, umgeben von hohen Pappeln. Die Attika des Thores trägt die Horen; die Inschrift des Portals sagt: „Heil dem, der in diese Stadt geht!“ Zur Rechten des Vorgrundes steht im Schatten zweier grossen Bäume ein Term mit Janus Büste, welcher Vergangenheit und Zukunft der Gegenwart anreiht. Ein alter ehrwürdiger Krieger gedenkt hier im traulichen Gespräche mit einem jungen Wanderer der vergangenen Zeiten. In einiger Entfernung ist das Bild des Lebens, der ewige Wechsel von Entstehen, Leben, Bewegen und Verrinnen — ein Springbrunnen. In der Nähe und Ferne beleben Reisende und Wanderer u. s. w. die Landschaft.

Wie herzlich im allgemeinen Leben die Vorliebe und Anhänglichkeit an die Heimath ist, mit welcher Achtung und Theilnahme alles umfaßt wird, was den Wohnort betrifft, fühlt jede Familie oder Bewohner in Städten, so wie auf dem Lande, welchen ihr Aufenthalt daselbst zur Begründung ihres Wohles und häuslichen Glückes theuer geworden ist, aufs innigste.

Ein Denkmal also, zur Verehrung der geliebten Heimath, als Gedächtnißtafel zur Inschrift der verehrtesten Namen hochverdienter Mitbewohner und Ortsmerkwürdigkeiten bestimmt, dabei zugleich ein brav gearbeitetes Kunstblatt, auf das theuere Interesse jeder Familie berechnet und als vorzüglicher Schmuck der Wohnzimmer ganz geeignet, kann des einstimmigen Beifalls durchaus gewiß seyn.

Als Angebinde oder Zueignung an Geburts- und Namenstagen wird es die Freude eines glücklichen Familienkreises ungemein erhöhen.

No. 12. Stammtafel, für jede Familie anwendbar.

Große Ausgabe, das Blatt 20 Zoll hoch, 15 Zoll breit 1 thlr. 12 gr.

Kleine Ausgabe, das Blatt 18½ Zoll hoch, 14½ Zoll breit 18 gr.

Um einen Stammbaum oder eine Stammtafel für jede Familie, sey sie klein oder auch die zahlreichste, passend zu liefern, worin die vielen nöthigen und gutgeordneten Plätze zu den Inschriften sich befinden, und wovon die Darstellung zugleich ein hübsches Bild macht, ist nach vielerlei Versuchen und Angaben in Skizzen und Zeichnungen, die gegenwärtige Stammtafel, als ihrem Zweck vollkommen entsprechend, am besten befunden worden, und darf zur allgemeinen Anwendung des einstimmigen Beifalls sicher seyn.

Das Bild selbst stellt eine Glorie dar, welche durch die vier Lebensalter, nach Dominichino gezeichnet, in den Ecken begränzt wird; im Mittelpunkt dieser Glorie befindet sich von einem Kranz umgeben ein Blumengewinde, als Zeichen des Stammvaters, mit drei Zirkeln, als Zeichen einer ersten, zweiten oder dritten Gattin; dieser Mittelpunkt ist nun durch vier Felder mit Zirkeln umschlungen, in welchen sich im ersten 27 für Kinder, im zweiten 200 für Enkel, im dritten 100 für Urenkel, im vierten 70 für Ururenkel befinden. Das Blumengewinde und die Zirkel sind nach der Heraldik als Gold, Silber, Roth, Blau, Grün und Purpur gearbeitet, wodurch die Abstammung bemerkbar wird. Jeder Zirkel ist groß genug, um eine Zahl hinein zu schreiben, welche zur Uebersicht und als Hinweisung auf die Plätze der ausführlichen Namens-Inschriften dienet; diese Plätze befinden sich unterhalb des Bildes in geschmackvoll dekorirten Feldern für die Stammältern, die Kinder (als Söhne und Töchter, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter), Enkel, Urenkel und Ururenkel. Oberhalb und zu beiden Seiten des Bildes befinden sich ebenfalls in dekorirten Feldern die geordneten Plätze zur Inschrift der Namen u. s. w. der Urältern, Großältern, Aeltern, Geschwister und deren Kinder, sowohl von Seiten des Stammvaters als der Gattin. Die sämmtlichen Plätze sind mit gestochenen Ueberschriften versehen.

Eine Erläuterung und Anweisung zur richtigen Einzeichnung der Zahlen und Namen auf dieses vorzügliche Familien-Denkmal ist auf demselben noch besonders mit als Dekoration gestochen.

Diese Familien-Kupferstiche sind, um die nöthigen Inschriften darauf besorgen zu können, sämmtlich auf das schönste und feinste Velin- oder Zeichenpapier besorgt.

(Die angezeigten Werke sind durch die Maurersche Buchhandlung (Berlin) und durch die Gräffsche Buchhandlung (Leipzig) zu bekommen.)

Anzeige

für die Besitzer des ersten und des zweiten Erhard-Macklotschen Nachdrucks vom Conversations-Lexicon.

Ungeachtet in der „deutschen Bundes-Akte“ bereits das Princip der Unzulässigkeit des „Büchernachdrucks“ in den Staaten des deutschen Bundes ausgesprochen, so ist doch nach dem Abschluß der besagten Akte im Königreich Würtemberg der Nachdruck erst recht organisirt und von Sr. Majestät dem nun verstorbenen Könige Friedrich unter seinen besonderen königlichen Schutz genommen worden! Diese Duldung und Beschützung des Büchernachdrucks dauert auch unter der gegenwärtig königlich würtembergischen Regierung auf gleiche Weise fort.

Die meisten übrigen deutschen Regierungen schützen dagegen, jenem Principe der Bundesakte gemäß, die würtembergischen Unterthanen kräftiglich (und vielleicht oft mehr als billig, wie der Vorfall mit Cotta in Stuttgard gegen Spitz in Cölln darthun möchte), sehen es aber auch eben so ruhig an, daß ihre eigenen Unterthanen von den würtembergischen Nachdruckern, so oft es diesen beliebt, beraubt und in ihrem Gewerbe gestört werden.

Bei dieser Lage der Dinge in Deutschland bleibt den Verlegern von Original-Werken nichts übrig, als sich auf eigene Hand zu vertheidigen, und selbst auf Maaßregeln zu sinnen, die in diesem kleinen Kriege der Freibeuter gegen sie — die ruhigen aber schutzlosen Bürger — das Kriegsglück von ihrem Feinde abwenden können und die Waffen, welcher dieser zu ihrem Ruin gebraucht, gegen ihn selbst kehren.

Aus diesem Gesichtspunkte wolle man daher folgende Maaßregeln beurtheilen, welche ich in der hier eingestandenen Absicht ergreife, um dem Nachdrucker Macklot in Stuttgard, so viel es thunlich, seine Continuationen abzuschneiden, was im Buchhandel dasselbe seyn möchte, was im großen Kriege die Abschneidung der Communicationen ist.

1) Können alle Besitzer des ersten Macklotschen Nachdrucks, von welchem erst 8 oder 9 Bände erschienen sind, sich die ihnen fehlenden Theile, einzeln, da das Original vollständig in allen 10 Bänden erschienen, von diesem verschaffen und zwar zu 1 Thlr. 6 Gr. oder 2 Fl. 15 Xr. den Band. — Statt daß sie also auf die Vollendung des Macklotschen Nachdrucks zu warten brauchen, der vielleicht erst in Jahr und Tag erscheint, können sie ihre Exemplare durch die Original-Ausgabe gleich completiren, und erhalten es dadurch zugleich unverstümmelt, da auf alle Fälle viele Artikel des Originals, wie z. B. alle über Würtemberg und Würtembergischen Landstände, vom Nachdrucker nicht so geliefert werden können, wie sie im Original stehen. Dieser Ankauf des 10ten Bandes vom Original ist jedoch nur denen anzurathen, welche nicht auf das Ganze vorausbezahlt, aber nicht denen, welche für alle 10 Bände pränumerirt haben.

2) Diejenigen Personen, welche den zweiten Nachdruck Macklots, der angeblich als Auszug in 7 Bänden erscheinen soll, und von welchem, so viel wir wissen, erst ein Band erschienen ist, (mit der Jahrzahl 1818) bereits erkauft haben, und jetzt Lust haben möchten, sich die neue 5te Original-Auflage, von der in diesem Augenblick die ganze erste Hälfte (in 5 Bänden A—L enthaltend), die in diesen 5 Bänden mit mehr als 1000 neuen und ganz neu ausgearbeiteten Artikeln bereichert worden, (wie die zweite Hälfte eine gleiche Bereicherung erhält), anzuschaffen, können mir diesen ersten Theil des neuen Macklotschen Nachdrucks zu 2 Fl. in Zahlung geben, so daß sie folglich für ein vollständiges Exemplar der 5ten Original-Auflage anstatt 22 Fl. 30 Xr. nur 20 Fl. 30 Xr. zu bezahlen brauchen. Es ist auch nicht nöthig, sich deshalb mit mir in Correspondenz zu setzen, sondern ich autorisire hierdurch sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, der Schweiz, Oesterreich und dem Elsaß, jenen bezeichneten Theil, wenn ein Exemplar der Original-Auflage gekauft wird, zu 2 Fl. in Zahlung zu nehmen und mir anzurechnen, wenn sie ihn mir einsenden.

Leipzig, d. 15 Nov. 1818. F. A. Brockhaus.

Bei mir ist jetzo erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Witzfunken und Lichtleiter, oder neue geordnete Auswahl von Gegenständen des Scherzes, der Laune, des Witzes und Scharfsinns. Zur Erheiterung, Belustigung und Belehrung. Des 3ten Bandes 1ter Cyclus. geh. . . . 1 Thlr.

Der Verf. theilt auch in diesem neuen Hefte Lesern von Kenntniß, Bildung und Geschmack, das vielfältig Zerstreuete aus dem Gebiete des Scherzes im Ernste und des Ernstes im Scherze, wo, und in welcher Form es sich auch bei einer gebildeten Nation findet, in einer angeordneten Ansicht mit, und hofft so dem längst gefühlten Bedürfniß einer classischen Sammlung von Gegenständen des Scherzes, Witzes und der Laune nach und nach abzuhelfen. Die bereits erschienenen 5 Hefte kosten 5 Thlr. — Das 6te wird in Kurzem die Presse verlassen.

Leipzig, im Febr. 1819. C. Cnobloch.

So eben sind erschienen:

Deutsche Volkslieder mit Volksweisen für Volksschulen, nebst einer Abhandlung über das Volkslied.

Von

August Zarnack,

Erziehungs-Director am großen Militär-Waisenhause zu Potsdam.

1ter Theil. Preis . . . 12 gr.

Bei Bestellungen von 12 Exempl. u. darüber zu 9 gr.

Zur Empfehlung dieser Volkslieder bedarf es nur der Anzeige, daß sie von mehreren Regierungen bereits den Schulen zur Einführung empfohlen worden sind.

Maurersche Buchhandlung in Berlin.

Empfehlungswerthe Spiele.

Amüsettespiel, das, das alle Vorzüge der Hazard-, Commerz- und Addreßspiele vereint, jede Art davon weit übertrifft, und in England und Frankreich schon allgemein geworden ist. Ein neuer Beitrag zur Unterhaltung in öffentlichen und Privatzirkeln. 8. Mit 1 illum. Kupfertafel. geb. 16 gr.

Pomona. Ein neues Spiel, illuminirt. 16 gr.

Der Wald, ein Spiel für Kinder. Mit illuminirten Kupfern. 1805. 12 gr.

Wege, die, des Lebens; oder was willst du werden? Ein encyklopädisches Spiel für die Jugend. Mit einer Bildertafel und historischen Erläuterung derselben. Aus der Jugendzeitung besonders arrangirt. gr. 8. 1811. 18 gr.

A new chinese Puzzle, oder neues chinesisches Verlegenheitsspiel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 242 neu gezeichneten Figuren auf 21 Kupfertafeln, 7 Täfelchen von Mahagonyholz und einer Anweisung zu diesem Spiel. Alles in einem Etui. 12. Braunschweig 1818. 16 gr. eleg. 1 Thlr. 8 gr.

Geschenk für Confirmanden.

Des
Herrn Abendmahl.
Drei Unterhaltungen mit Serena,
von
Ludwig Theobul Kosegarten.
Dritte Auflage.

8. Leipzig in der Gräffschen Buchhandlung. Pr. 4 gr. sauber in Maroquin gebunden 12 gr.

Einem Veilchen gleich, welches unbemerkt seinen Wohlgeruch verbreitet, hat diese kleine Schrift, über einen so wichtigen Gegenstand sich im Publico so bekannt gemacht, daß vielfältig neue Auflagen davon gemacht werden mußten. Von Mund zu Mund hat sie sich verbreitet und ist bekannt worden; denn wer sie las, ward befriedigt, und immer mit neuem Genuß las er sie wieder. Sie ist ganz einfach, kindlich, faßlich, und befriedigt Verstand und Herz.

(Obige kleine Schrift ist in der Maurerschen Buchhandlung, Poststraße Nr. 29. zu haben.)

In der Maurerschen Buchhandlung, Poststraße Nr. 29. ist zu haben:

Allgemeiner
deutscher Briefsteller,
welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollständige Beispielsammlung aller Gattungen von Briefen und Geschäftsaufsätzen enthält.
Von
Karl Philipp Moritz.
Siebente Auflage.
Von neuem durchgesehen u. mit vielen Zusätzen vermehrt
von
Dr. Theodor Heinsius.

8. Mit Anhang (56 Bogen) Preis 1 Thlr. geb. 1 Thlr. 4 gr. – Ohne Anhang (34 Bogen) 18 gr. geb. 22 gr.

Außer mehreren Briefen, womit die siebente Aufl. ausgestattet worden, ist auch eine Sammlung von Beispielen in dem richtigen Gebrauch der Vorwörter, und am Schluß ein Auszug aus den Preuß. Stempelgesetzen hinzugekommen. Ueberall, wo ich es nöthig fand, habe ich durch Wegnehmung und Zusetzung geändert und gebessert.

Auf diese Art wird auch diese neue Auflage des Briefstellers bei dem Publikum, das seine Vorzüge 26 Jahre hindurch anerkannt hat, eine günstige Aufnahme erwarten dürfen. D. Herausgeber.

Robinson der Jüngere.
Ein Lesebuch für Kinder,
von
Joachim Heinrich Campe.
Fortgesetzt
von
C. Hildebrandt.
Neue verbesserte Auflage.
Mit dem Portrait des Herrn Rath Campe und zwei Holzschnitten von F. W. Gubitz. Preis 1 Thlr., ohne Kupfer 18 gr.

Es war gewiß keine kleine Aufgabe, welche sich der Verfasser dieser Fortsetzung auflegte, in dem Geiste des Herrn Rath Campe dem Robinson einen zweiten Theil zu geben. Er ist aber mit Ehren bestanden, wie alle für ihn zeugen. Noch im vorigen Jahrgange der „Literaturzeitung für Religionslehrer von F. K. Felder," ward von dieser Fortsetzung viel Rühmliches gesagt. Alle Winke der Herren Rezensenten hat der Verfasser bei dieser neuen Auflage benutzt, und so erscheint sie vielfach verbessert und vermehrt. Die Verlagshandlung hat dasselbe Format gewählt, wie der erste Theil gedruckt ist, und so ist auch im Aeußern der beiden Bände mehr Gleichförmigkeit gekommen. Dieser zweite Theil erfreut sich auch des Glücks, so wie der erste in vielen Schulen eingeführt zu seyn. Schulen, welche ihn noch nicht kennen, macht die Verlagshandlung bei Partieen von 12 bis 25 Exempl. das Anerbieten, das Exemplar mit Kupfern für 16 gr. ohne Kupfer für 12 gr. abzulassen. Auch im Französischen ist dieser Theil und zwar sehr empfehlenswerth von dem Herrn Professor Catel in Berlin übersetzt worden. Der Preis ist von beiden Ausgaben mit und ohne Kupfer gleich dem Original, und soll für Schulen so wie oben gelten.

(Obige Bücher sind in der Maurerschen Buchhandlung, Poststraße Nr. 29., so wie in allen Berliner Buchhandlungen, und eben so in allen Buchhandlungen der sämmtlichen Preußischen Lande zu haben.)

Leipzig 1819. Gräffsche Buchhandlung.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29. ist, so wie in allen Buchhandlungen, zu haben:

Handbuch
für
Freunde der Tugend und des Vaterlandes auf alle Tage des Jahres,
herausgegeben von
Joh. Heinr. Lehnert
und mit einem Vorworte begleitet
von
Dr. Gottfr. Aug. L. Hanstein.
(Preis 1 Thlr.)

Dieses Buch ist eine Sammlung der trefflichsten Gedichte und Aufsätze unsrer deutschen Dichter, welche der Tugend und der Vaterlandsliebe gehuldigt haben. Sie sollen der Jugend „zur Erweckung edler Gefühle und zur Erinnerung an die ruhmwürdige Zeit des deutschen Befreiungskampfes" dienen, und daher ist es für Schulen sehr empfehlungswerth. Eigene Erfahrung spricht dafür, daß sich nichts leichter dem Gedächtnisse einprägt, als Gedichte, und was sich unserem Gedächtnisse so einpräget, daß wir es wieder hersagen können, also was wir auswendig lernen, wie man zu sagen pflegt, das wirkt unwillkührlich auf unser ganzes Leben durch. Es wird mit unseren Handlungen verwebt. Ein Vers aus Gellerts schönen Liedern, ein Spruch aus der Bibel hat den Schreiber dieses oft, sehr oft von jugendlichen Thorheiten, ja auch wohl späterhin von ähnlichen gerettet.

Dem Buche ist eine chronologische Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten aus den Jahren 1813 bis 1815, zum nähern Verständniß der sich darauf beziehenden dichterischen Aussprüche angehängt.

So eben ist in der Maurerschen Buchhandlung, Poststraße Nr. 29, erschienen:

Die 2te verbesserte Auflage folgender Schrift:

Die

drei denkwürdigen Tage,

der 18te Oktober 1813, der 31 März 1814 und der 18te Juni 1815.

Für Schulen beschrieben mit einer einleitenden Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit der französischen Revolution

von

P. Vogel.

gr. 8. Ladenpreis 6 Gr.
Für Schulen bei 12 Exemplaren à 5 Gr.
bei 25 Exemplaren à 4 Gr.

Inhalt:

I. Einleitung und Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse vor der französischen Revolution bis zur Flucht der Franzosen aus Rußland.
II. Die Flucht der Franzosen aus Rußland bis zur Wiedereröffnung des Krieges nach dem Waffenstillstande.
III. Wiedereröffnung des Krieges nach dem Waffenstillstande bis zur Völkerschlacht bei Leipzig.
IV. Die Völkerschlacht bei Leipzig (vom 16ten bis zum 19ten Oktober 1813.)
V. Die Flucht der Franzosen über den Rhein und das Eindringen der verbündeten Heere in Frankreich.
VI. Zug der Verbündeten auf Paris 1814. Die Einnahme (den 31. März); Absetzung Napoleons und der erste Friede zu Paris.
VII. Napoleons Rückkehr von der Insel Elba.
VIII. Die Schlacht bei Ligny u. s. w.
IX. Die Schlacht bei belle Alliance oder Waterloo (den 18. Juni 1815.)
X. Zug der Verbündeten gegen Paris 1815. Napoleon gefangen und nach St. Helena geführt; der zweite Friede zu Paris 1815.
XI. Anhang, Lieder und Gesänge von Pischon, Niemeyer und Arndt.

Bücher zur Erweckung des Vertrauens auf Gott in den vielfältig verhängnißvollen Lagen, in welche der Mensch kommt; hauptsächlich zur Kenntniß seiner selbst und des Verhältnisses gegen Gott und seine Mitmenschen.

Spuren der Gottheit

im

anscheinenden Zufalle.

Wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker.

Von

Sam. Chr. Wagener.

(Verfasser des Buchs: die Gespenster in 6 Theilen.)

2 Theile. Mit Kupfern.

8. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung.

Preis 2 Rthlr.

Abbadonna, ein Buch für Leidende. Aus fremden und eigenen Schriften gesammelt von Benkowitz. 2 Theile. 8. 2 Rthlr.
Barz, A. W., sechs Reden, über die Fortdauer des Menschen nach dem Tode. 8. 9 Gr.
Blumbach. Ein Gemälde für Gottesverehrer und Tugendfreunde. 8. 18 Gr.
Hansteins (Oberconsist.-Rath und Probst) christliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten. Zum Theil bei besondern Veranlassungen gehalten. Mit dem Portrait des Verf. gr. 8. 1 Rthlr. 10 Gr.
Derselbe. Wir sind unsterblich. Vier Osterpredigten. gr. 8. 10 Gr.
Derselbe. Der Herr ist auferstanden. Vier Osterpredigten. gr. 8. 8 Gr.
Heckels, J. C., christliche Beruhigungen unter den Leiden und Beschwerden dieses Lebens. 2te verbess. und verm. Aufl. 8. 1 Rthlr. 6 Gr.
Desselben Lieder für leidende Christen. 8. 12 Gr.
Jenisch, Dr. Sollte Religion den Menschen jemals entbehrlich werden? Ein theologisches Sendschreiben an Spalding. gr. 8. 1 Rthlr.
Kosegarten, L. T. Eusebia. Eine Jahresschrift zur Beförderung der Religiosität. Mit 1 Kupfer. gr. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.
Lappe, K. Glaube, Hoffnung, Liebe, Freude. Zu einem Kranze für das Leben gewunden. 8. 8 Gr.
Reinhards, Dr. F. Volkmar, Geist des Christenthums in Hinsicht auf Beruhigung im Leiden. 8. 1 Rthlr.
Desselben Beiträge zur Erklärung, besonders zur praktischen Erklärung der Bibel. Aus R. Schriften gesammelt und herausgegeben von M. C. F. Bartsch. gr. 8. 3 Rthlr.
Schmidt, J. E., starke Gründe des menschlichen Trostes und Tugendfleißes aus dem großen Buche der Natur; zur Vorbereitung auf höhere Glaubenslehren. gr. 8. 20 Gr.
Derselbe, die höchste Angelegenheit des Menschen, mit ihren festen Gründen in seiner Natur, ohne alle äußere Stütze. Ein Erbauungsbuch für die gebildeten Stände. gr. 8. 16 Gr.

Obige Werke sind sämmtlich in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin (Poststraße Nr. 29.), so wie durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Predigten
des
alten Herrn Magister Mathesius
über die Historien von des ehrwürdigen, in Gott seligen, theuren Manns Gottes
Doktor Martin Luthers
Anfang, Lehre, Leben und Sterben.
Mit einer Vorrede herausgegeben von
Ludwig Achim v. Arnim.
Mit den Bildnissen Luthers und Melanchthons.
gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

Dieser ausführliche Bericht eines Zuhörers, Tischgenossen und Freundes Luthers, führt den Leser in die Stadt, in das Haus, an den Tisch und in die Gesellschaft des großen deutschen Reformators; wir glauben mit ihm zu leben, sein Wort zu hören, sein treues wahrhaftes frommes Bestreben ergreift uns, seine Lehre entwickelt sich uns allmählig, wie sie ihm selbst entstanden; wir sehen ihn in seiner Kraft und in seiner Altersschwäche, wir fühlen seine höhere Leitung und bewahren den festen Glauben, mit welchem er vom Leben scheidet; wir kennen keinen andern Zeitgenossen, der uns ein so vollständiges und treues Bild Luthers und seiner Umgebung, wie dieser alte ehrwürdige Mathesius in seinen Predigten, hinterlassen hat.

Die Sängerfahrt.
Ein
Fest-Geschenk für Freunde der Dichtkunst und Malerei
von
Friedrich Förster.

Das Format des Buches ist wegen der Größe der Kupfer klein Quart; es enthält mit Einleitung und Kupferblättern über 40 Bogen und ist in einen saubern Umschlag gebunden. Ein Abdruck auf Velinpapier kostet 4 Thlr. 12 Gr., auf Schreibpapier 3 Thlr. Das Titelkupfer ist von Herrn Kolbe gezeichnet, nach dem von ihm vor drei Jahren hier öffentlich ausgestellten Bilde: die fahrenden Sänger; gestochen von Herrn Meier dem Aelteren. Die anderen achtzehn Blätter enthalten Zeichnungen aus Himmel, Hölle und Gericht des Danziger Bildes, das die Pariser uns zurück geben mußten: Maria mit dem Kinde und der heilige Michael im Kampfe mit zwei Drachen von den äußeren Flügelthüren, hier auch der Umschlag des Buches. Darstellung des ganzen Bildes, in der Mitte das jüngste Gericht, zu einer Seite der Himmel, zur andern die Hölle. Der Erzengel mit der Wagschaale. Zwei Engelköpfe von denen, welche die Marterzeichen tragen, zwei von denen, welche die Seligen einkleiden — Mathäus — Johannes — Petrus — Christus. Drei singende Engel vom Chor der Himmelspforte. Eine der Seligen. Maria — Lucas — Marcus — Philippus. Einer der Seligen und der Verdammten. Einer aus der Hölle. — Die Zeichnungen sind von den Herren Zimmermann in Wien, Naumann und Meier dem Jüngeren von ihr gestochen unter Herrn Buchhorns Aufsicht von Meier dem Jüngeren.

Prosaische Aufsätze: Ueber das Danziger Bild von Fr. F. — Ueber die Sammlung der Herren Boisserée in Heidelberg und die deutsche Schule, von Franz H. v. Chezy. — Seltsames Begegnen und Wiedersehen, eine Erzählung von Achim v. Arnim. — Die Himmelsbraut, von Fr. F. — Ueber Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton, von Franz Horn. — Aus der Chronika eines fahrenden Schülers, von Clemens Brentano.

Dramatische Arbeiten. Das Donauweibchen von L. Tieck, ein Akt. — Der Raub der Proserpina, von W. v. Schütz. — Der Sylvester-Abend, Lustspiel von Fr. F. — Funfzehn Romanzen und Balladen, vier und vierzig Lieder, Sonette u. s. w. Neunzehn serbische Lieder und Sagen, übersetzt von den Brüdern Grimm. Zum Schluß zwölf geistliche Lieder. — Die Sänger und Sängerinnen dieser Romanzen und Lieder sind Max v. Schenkendorf, Messerschmitt, L. Nagel, A. Berche, Gr. v. Loeben, A. Gebauer, W. Hensel, Chamisso, Achim v. Arnim, Waldheim, W. Müller, Karow, Gottwaldt, Fr. Förster, Karl Förster, L. Tieck, Ludwiga, Liebetraut.

Dieses Inhalts-Verzeichniß gelte statt aller Beurtheilung und Empfehlung.

Maurersche Buchhandlung in Berlin,
Poststraße Nr. 29.

Grundzüge
der
Geschichte des preußischen Staats
von
Dr. Friedrich Förster,
Lehrer der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule zu Berlin, Prem.-Lieutenant u. Ritter rc.
Zwei Bände. 8. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Der erste Theil enthält die Geschichte der einzelnen Landschaften, aus denen der preußische Staat erwachsen ist; der zweite die Geschichte des preußischen Staats seit der, durch Friedrich den Großen geschaffenen Einheit durch die neuesten Zeiten hindurch, besonders die Kriegsjahre 1813, 1814 und 1815 beachtend. — Nach einer, durch den Prinzen August, Königl. Hoheit, von der Ober-Militair-Studien-Commission geforderten Beurtheilung ist dies Werk „mit Sachkenntniß und unverkennbarem Fleiße bearbeitet" und sofort als Leitfaden bei den Vorlesungen des Dr. Förster über preußische Geschichte in der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule eingeführt.

Eine weitere Empfehlung bedarf es also an die Freunde der vaterländischen Geschichte nicht.

Maurersche Buchhandlung in Berlin.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, ist erschienen:

Neueste Berliner Muster
zum
Sticken
in Plattstich zu Weiß-Stickerei.
gr. 4. geh. 1 Thlr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 4. 1819.

Beilage zum 76sten Blatte des Gesellschafters.

Ein Schreiben an den Herausgeber *).

Dieselben haben in Ihrer beliebten Zeitschrift durch das Streichen einiger Ausdrücke Ihres Dresdner Correspondenten bewiesen, daß es Ihnen um Recht und Verträglichkeit ernstlich zu thun ist. Uns Sachsen kann es nicht anders als wünschenswerth seyn, billig und anständig behandelt zu werden. Ein solches Benehmen muß man jenem Correspondenten geradezu absprechen. In seinen vier diesjährigen Schreiben (bis zu Anfang März) sind folgende Punkte besonders aufgefallen:

1) Daß die hinterlassene Dienerschaft der Prinzessin Elisabeth von dem Universal-Erben statt jeden Thalers monatlicher Besoldung nur Gulden erhalte. Man muß den äußerst gewissenhaften und wohlthätigen Prinzen Maximilian gar nicht kennen oder ihn verläumden wollen, wenn man ihn beschuldigt, daß er den letzten Willen seiner Tante so unvollkommen erfülle!

2) Daß der europäische Aufseher „stock- und staarblind" sey, weil darin Theodor Körner in einem eingesendeten Aufsatze unpatriotisch genannt worden ist, und zwar wegen der Stelle eines Gedichtes, worin er sich über den Untergang des Glückssternes seines Vaterlandes Sachsen zu freuen schien. Sollen die Herausgeber der Zeitschriften für jedes Wort der Beiträge haften und geschmäht werden?

3) Daß die italienische Oper von der deutschen müsse übertragen werden. Nur ein Feind des italienischen Gesanges und der Unterstützung der Künste durch Fürsten kann diesen Ausdruck immer wiederholen. Die Sache selbst verhält sich so: Zur Ausführung des Gesanges bei den großen Messen in der katholischen Kirche sind Kunstsänger nothwendig, die, weil sie auch katholisch seyn müssen, zeither meistens aus Italien berufen wurden. Da man nun auf diese Weise Tenoristen und Bassisten hat, ist der Schritt zu deren Benutzung für eine italienische Oper nicht weit; und man kann deshalb als eigentliche Kosten derselben nur die Gehalte der Sängerinnen ansehen. Diese werden aber auch in der deutschen Oper, ja selbst im Schauspiele gebraucht; und die Musikliebhaber erfreuen sich durch die italienische Oper mancher Genüsse, welche sie sonst entweder ganz oder auf längere Zeit entbehren müßten. Als Beispiele dienen „Elisabetta," „la gazza ladra" von Rossini, „Maometto" von Winter, „I Danaidi" von Morlacchi u. s. w.

4) Daß die Beleuchtung der Residenz bei dem Vermählungs-Jubelfeste der Königl. Majestäten spärlich gewesen sey. Läge nicht böser Wille zu Grunde, so müßte der Correspondent so gemeldet haben: Abends waren viele Häuser der Alt- und Neustadt, auch der Vorstädte, erleuchtet, trotz allem höhern Orts erfolgten Ablehnen öffentlicher Freudenbezeigungen. — Daher, weil im Schlosse Hofball war und die Allerhöchsten Herrschaften die Erleuchtung nicht in Augenschein nehmen konnten, hatte nicht einmal das Polizei-Collegium die sonst gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln erneuert, sondern die Illumination war ein zufälliges Zusammentreffen der ergötzlichen Theilnahme vieler Einwohner.

5) Die Erwähnung und Benennung der Cloake unter dem Namen „Haus-Apotheken." Versteht man unter Apotheken öffentliche Aufbewahrungen von einfachen und zubereiteten Arzneien für den Gebrauch von Kranken und die Anwendung durch Aerzte, so ist es ja gegen alle Analogie, den obigen Ausdruck, worunter man durch ganz Deutschland Privatsammlungen von Medicamenten für eignen und schnellen Hausbedarf sich denkt, auf Düngerhaufen anzuwenden.

Bei so bewandten Umständen glaubt der Einsender, Sie um fernere Achtsamkeit angelegentlich ersuchen zu dürfen.

Dresden, den 3ten März 1819.

*) Dieses Schreiben war mir früher anonym eingesandt, doch mit der Erklärung: der Verfasser wolle sich unter bestimmten Voraussetzungen nennen, welches auch (nach meiner Erwiederung im 47sten Blatte des „Gesellschafters") geschehen ist. Ich lasse nun die aufgestellten Rügen abdrucken und wiederhole angelegentlich: daß ich stets nur um solche Freimüthigkeit bitte, die weder die Wahrheit noch die Sitte verletzt — aber entscheiden kann ein Herausgeber nicht immer über Einzelheiten in Berichten aus der Ferne. Ich bin achtsam, wo ich es zu seyn vermag, bei dem aber, was ich nicht wissen kann, muß zuletzt Rede und Gegenrede helfen. Gs.

Zwei Schreiben aus Weimar *).

Das wenige Neue, was sich seit meinem letzten Berichte in hiesiger Residenz ereignet hat, ist: daß der hier angestellte, rühmlichst bekannte Künstler und Capellmeister Hummel, nachdem er seinen Ruf als Virtuos auf dem Flügel zuvörderst am Hofe bewährt hatte, nun auch das hiesige, nicht zahlfähige, aber darum doch kunstkennende Publikum, in dem vom Königl. Würtembergischen Violoncellisten Kraft hier gegebenen Concert, mit seinem wirklich eben so seltenen als geschmackvollen Spiele erfreute und allgemeinen Beifall erntete. — In Betreff der Theater-Novitäten sahen wir Holbein's „drei Wahrzeichen," worin Herr Unzelmann den „Konrad von der Starkenburg" recht brav, Herr Hunnius den „Stürmer" vortrefflich gab. Die Rolle der „Wittwe Elsbeth" wurde — wie alles was gut ist — von Frau Jagemann gespielt, und — wie wenig ihr Aeußeres auch zu ähnlichen Rollen paßt — man muß der Wahrheit zur Steuer gestehen, daß sie — die Scene der Trommlerin ausgenommen, die ihr nicht gelingen wollte — die übrigen Variationen dieses vielseitigen Charakters mit Kunst, Gewandtheit, selbst mit Wahrheit durchführte. Ferner sahen oder vielmehr hörten wir zum erstenmale, in italienischer Sprache, die Oper „Cyrus in Babylon" mit Musik von Rossini, die aber mit der seines „Tancred" bei weitem nicht zu vergleichen ist. Am 23sten sahen wir Frau Schulz als „Eulalia" in „Menschenhaß und Reue." Wie wenig das für diese Aktrize eben nicht günstig gestimmte Publikum die sehr gelungene Darstellung dieser Rolle anerkennen wollte, so bleibt doch der Künstlerin und den Kunstkennern die erfreuli-

*) Der Einsender — welcher bisher Correspondent für den „Gesellschafter" war, nun aber nicht mehr in Weimar lebt — hat mich verpflichtet, diese seine letzten Berichte wörtlich abdrucken zu lassen. Ich habe Gründe, sie im „Bemerker," nicht im Blatte selbst einzurücken. Der Bericht im 63sten Bl., so wie jeder folgende, ist von einem andern Correspondenten. Der Herausg.

che Ueberzeugung: daß Frau Schulz — außer dem Dehnen und Ziehen der Wörter und dem etwas weinerlichen, in dieser Rolle aber gerade eben nicht unpassenden Tone — die „Eulalia" ganz vortrefflich und gewiß besser gespielt hat, als gewisse Damen sie zu geben vermogt hätten, auf deren Betreiben (?) Frau Schulz der verdiente Beifall des sonst so billigen als sachverständigen Publikums entgangen seyn soll. — Gestern, am 27sten März, sahen wir eine herrliche Darstellung von Göthe's „Egmont," durch Hrn. Regisseur Oels, mit tief durchdachtem Spiel ganz meisterhaft gegeben. Sämmtliche Rollen dieses Trauerspiels waren gut besetzt und eben so gespielt, bis auf die von „Klärchen," das man; in individueller Hinsicht, ganz vermißte, und statt dessen eine wohlbeleibte, wenigstens vierzigjährige Klara sehen mußte, was in der That kein erfreulicher Anblick war und die Illusion der Gesammt-Darstellung so wie den Total-Eindruck stören mußte. — Es liegt — man muß es nur einmal sagen — ein unverkennbarer Beweis von Eigendünkel und von gänzlichem Mangel an Bescheidenheit in diesem herrischen Aufdringen einer nicht mehr jungen und wahrlich auch nicht schlanken Schauspielerin, für Rollen, die sie wohl vor zwanzig Jahren recht gut und anmuthig geben mochte, worauf sie jetzt aber Verzicht leisten sollte, weil sie schon lange nicht mehr dafür paßt, mithin dem — zwar sehr geduldigen — Publikum zuwider seyn muß. Für die Rolle des „Klärchen" hatte man ja Frau Schulz oder Luise Beck; bei einem weniger erkünstelten Spiel wäre doch nicht alle Täuschung verloren gegangen, wie dies leider in allen Stücken der Fall ist, worin Frau Jagemann sich jugendliche Rollen anmaßt *). — Diese Dame glaube übrigens nicht, daß Haß oder Partheilichkeit den Referenten zu einer Aeußerung veranlasse, wobei er nur das Echo der allgemeinen Stimme (?) ist, die man freilich — und zwar aus wohlbekannten Gründen — bisher nicht so laut zu äußern wagte. Allein besser spät als niemals! — Der Franzose sagt sehr richtig: „Toute chose à son temps! On n'est pas jeune à quarante ans."

Bft.

*) Der Berichtende scheint viel Galle wider diese Künstlerin gesammelt zu haben. Wenn eine Rolle nicht allzusehr durch den Mangel frischer Jugend gestört wird (wir kennen Frauen, die in späteren Jahren sich den jungen Mädchen dreist gegenüber stellen dürfen), sollte man billigerweise die Kenntniß vom Taufscheine zu Hause lassen und sich nur dem augenblicklichen Eindruck — den die Dankbarkeit für viele frühere Kunstleistungen unterstützt — hingeben. Der Herausg.

II.

Weimar. Das ewige Einerlei des seitherigen Repertoirs unseres Theaters scheint mit einem Male, durch die thätige Fürsorge des dermaligen Hof-Intendanten, Kammerherren von Vitzthum, auf eine für das Publikum sehr erfreuliche Art aufgehoben. In kurzer Zeit wurden bereits mehrere neue Schauspiele und Opern nach einander gegeben. Seit der in meinem letzten Berichte erwähnten neuen Oper, des „Cyrus von Babylon," sahen wir am 29ten März zum ersten Male Kurländers Lustspiel: „Welche von Beiden?" Folgendes ist die kurze Skizze des aus einem alten französischen Lustspiele „la ruse d'amour" entlehnten Sujets *): Zwei heirathslustige, durch die Abwesenheit einer Tante sich selbst überlassene Schwestern (von Frau Schulz und Dem. Beck ganz vortrefflich gegeben), von welchen eine, laut eines angeblichen Testaments, einen verwandten See-Offizier heirathen muß, wetteifern, den verkappten und den beiden Mädchen unbekannten Schiffskapitain möglichst zu überzeugen, daß sie ihn nicht heirathen könne. Amalie, die jüngere sehr naive Schwester (es ist zu verwundern, daß Frau Jagemann sich diese jugendliche Rolle nicht zugeeignet hat: würde sie nicht eben so gut wie „Egmonts Klärchen" für sie gepaßt haben?), um dieser widrigen Heirath zu entgehen, willigt mit Freuden in eine vom angeblichen Freunde des Schiffskapitains als einziges Rettungsmittel vorgeschlagene Entführung und erscheint bald zum „Stell-dich-ein" in einem höchst komischen Aufzuge. Die frühere Marceline aber, welcher der vermeintliche Freund des Seemanns das Gleiche vorschlägt, weigert sich ihm zu folgen und entschließt sich dem nichts weniger als liebenswürdig geschilderten Vetter — See-Offizier ihre Hand zu geben. — Dies der Inhalt des Kurländerschen Lustspiels, das sehr gefiel, weil es in der That belustigend ist und durch das brave Spiel der „beiden Schwestern" und des Hrn. Dürand, als „See-Offizier," unendlich gehoben wurde. Diesem Stückchen folgte gleichfalls eine erste Vorstellung des Schäferspiels „Nachtigall und Rabe" mit Musik von Weigl. Die Ouvertüre ist [illegible] und enthält — Nachtigallentöne im schönen Verein schmelzender Klänge passend angebracht. Frau Unzelmann als „Phillis," Frau Eberwein als „Damon" hielten durch ihren meisterhaften Gesang die von solchen Schäferspielen fast unzertrennliche Langeweile; Dem. Deny spielte den Amtmann mit passender Laune; auch diese Operette gefiel und wurde in der nächsten Vorstellung nebst Babo's „Puls" wiederholt. — Wie aber in diesem Stückchen der junge Graf, der bloß leidend erscheinen und am Leben wenig Reiz mehr finden soll, mit einem Frack, weißen Beinkleidern und weißen Strümpfen sich putzen mag, als wolle er auf den Ball gehen, das — meint Referent — dürfte denn doch wohl ein gewaltiger Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit seyn. Der sehr brave und sonst sachverständige Schauspieler, der den jungen Grafen spielte, wird hoffentlich das Gegründete dieser Bemerkung einsehen, und ihn künftig in Stiefeln und Oberrock und nur wenig geschminkt geben wollen. — Das Spiel des alten Grafen war nicht gar rühmlich! — Seine Gesticulationen haben etwas Unedles, Verworrenes und keine Idee Bezeichnendes. Der ganze Charakter wurde zu komisch genommen. Referent hat früher diese Rolle von Iffland, nachher von Roß in Stuttgart nach einer ganz verschiedenen Ansicht gesehen. — Morgen (am 2ten April) sollte schon wieder etwas Neues gegeben werden; nämlich „die Waise und der Mörder," ein Melodrama nach dem Französischen, wahrscheinlich ein Pendant zum „Hund des Aubry." Diese erste Vorstellung ist eingetretener Hindernisse wegen aufgehoben und statt deren Mozarts „Don Juan" angekündigt. Bft.

*) In dem sehr bekannten Vaudeville „der Schiffskapitain," von Hrn. Carl Blume ist derselbe Stoff benutzt. D. H.

Berichtigung.

Eine in Nr. 57. des „Gesellschafters" enthaltene Theater-Notiz aus Weimar, die dem Einsender [illegible] (?) zu Gesicht gekommen ist, veranlaßt denselben zu der dem Schauspieler Herren Unzelmann schuldigen Erklärung, daß derselbe, und erst lange nach Einsendung des obenerwähnten Aufsatzes, den Verfasser überzeugt habe, wie er als „Carl Ruf" in dem Müllner Lustspiele „die Schachmaschine" keinesweges absichtlich extemporirte, indem das von ihm Gesagte sich in dieser Rolle befinde, weshalb der Einsender jenes Artikels die deshalb [illegible] unaufgefordert und nur als der Billigkeit [illegible] schuldig zu müssen glaubt. Leipzig, im April 1819. Bft.

Anfügung.

Der Anekdote im 15ten Blatt (1819) [illegible] von den Affen, denen ein König von Frankreich den Eingang in Paris, ohne Zoll zu bezahlen, verstatte [illegible], hat [illegible] Verordnung zu einem in Frankreich [illegible] bekannten Sprichwort Anlaß gegeben hat: „Payer en monnoie de singe," [illegible] Affensprünge einer Pflicht entziehn, oder aus einer [illegible] retten.

Henriette [illegible]

Erwiederung.

Den Brief aus Leipzig ohne Datum, betreffend den [illegible] rischen Streit der Hrn. Hrn. Müllner und [illegible] in dem Falle zum Abdruck einordnen [illegible]

Anonymität entsagt. Ehe dies nicht geschieht, hat die, dabei ausgesprochene Verpflichtung der Bekanntmachung auch nicht die geringste Begründung. Der Herausgeber.

Antwort auf „Wer ist's?"

Der im 65sten Blatte des „Gesellschafters" (aus dem Journal général) erwähnte Gelehrte, welcher „unverzüglich Berlin verlassen und sich in ein Kloster verschließen wird," ist Herr Clemens Brentano. Sein Entschluß scheint aus dem Mangel einer wahrhaft thätigen Lebensweise hervorgegangen; vielleicht findet er in der Abgeschiedenheit es leichter auf: daß er unter den Menschen und in besonnener Richtung mit seinen Talenten und Kräften mehr nutzen konnte, als er es jetzt vermag! D.

1819. No. VIII.

Blatt der Ankündigungen.

Im Verlage der D. R. Marx'schen Buchhandlung in Carlsruhe ist erschienen, und daselbst, wie in allen guten Buchhandlungen, zu haben:

I.

Beschreibung und Heilung des Nervenfiebers,

welches im Frühjahr und Sommer 1817 unter den Pferden hier und in der Gegend geherrscht hat, für Aerzte, Thierärzte und Polizeibeamte von

Georg Friedrich Tscheulin,

Großherzogl. Bad. Hofthierarzt.

broch. 24 Kr. oder 6 Gr.

II.

Die Lehre der Holzkonstruktionen mit besonderer Rücksicht auf Brückenbau für den Dienst eines Pionniers.

Ein Handbuch für Offiziere, Ingenieure, Baumeister und Zimmerleute.

Mit höchster Genehmigung herausgegeben von

Fr. Arnold,

Hauptmann vom Großherzogl. Bad. Generalstaabe.

Mit 25 Steintafeln.

Preis 1 Fl. 30 Kr. oder 22 Gr.

III.

Friederich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg

in den Jahren 1781 bis 1785.

Ein Beitrag zu Schillers Leben und Bildungs-Geschichte.

Nebst einem Facsimile von Schillers Handschrift.

Mit Großherzogl. Badischem gnädigsten Privilegium.

Preis 1 Fl. 30 Kr. oder 22 Gr.

IV.

Die zwölf Monate mit ihren Blüthen und Tagen.

Eine Sammlung teutscher Aufsätze zum Uebersetzen ins Lateinische.

Nebst einem ausführlichen Wörterverzeichniß in lexicalischer und grammatischer Rücksicht; von

Carl Petersohn,

Professor am Lyceum in Carlsruhe.

Preis 2 Fl. 12 Kr. oder 1 Rthlr. 9 Gr.

Die Parodie

Eumenides Düster,

Trauerspiel nach Adolph Müllners Weise, (8. br.) 8 Gr.

ist so eben erschienen und bei W. Lauffer in Leipzig, so wie in allen Buchhandlungen zu haben.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber Kotzebue's Ermordung

von

Henrich Steffens.

8. 1819. Verlag von Josef Max in Breslau.

(Preis 4 Gr.)

Vor der Jubilate-Messe ist und wird von meinem Verlage versandt:

1. Isis für 1819. Von Oken. 1s und fg. Hefte. 8 Thlr.
2. Allgemeine medizinische Annalen für 1819. Von Pierer. 1s und fg. Hefte. 6 Thlr. 16 Gr.
3. Pierer medizinisches Real-Wörterbuch. 3r Bd. F—H. (Comm. Artikel.) 3 Thlr. 18 Gr.
4. Prof. Krug Anti-Stourdza. 6 Gr.
5. Dasselbe französisch (übersetzt von L. de Villers). 8 Gr.
6. Steffens die gute Sache. 8 Gr.
7. Sparre-Wangenstein über Geschwornen-Gerichte. 12 Gr.

Leipzig im März 1819. F. A. Brockhaus.

So eben hat die Presse verlassen und ist an alle solide Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

H i r l a n d a.

Legende in 11 Romanzen

von

S. W. Schießler.

Prag 1819.
bei C. W. Enders.

Auf feinem Velin-Papier, mit Titelkupfer, im netten farbigen Umschlage. Preis 12 Gr.

Die Arbeiten dieses genialen Dichters in den meisten in- und ausländischen Zeitschriften, so wie nicht minder seine früheren Werke, haben im deutschen Lese-Publikum eine ungemein gute Aufnahme gefunden und demselben die Achtung so vieler öffentlicher Blätter verbürgt. Es bedarf daher keiner weiteren Empfehlung des neuen Produktes dieses geistreichen Schriftstellers, sondern nur bloß der Anzeige, daß dies vorliegende romantische Heldengedicht, in dem Gemüth mit Phantasie, und eine schöne, blühende Diktion mit einer zarten und gefälligen Behandlung eines überaus interessanten Gegenstandes, schwesterlich geeint sind, sein herrliches poetisches Talent aufs Neue beurkundet.

Desgleichen ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch des Scherzes und der guten Laune,

auf das Jahr 1819.

von

S. W. Schießler.

Auf feinem Velin-Papier, mit Titelkupfer, im eleganten farbigen Umschlag. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Auch wird in allen Buchhandlungen mit 1 Thlr. 18 Gr. für den Vierteljahrgang von 3 Heften, auf feinem Velin-Papier im netten Umschlage, mit Kupfer- und Musikbeilagen, Bestellung angenommen auf die, seit ersten Oktober 1818 erscheinenden, mit so vielem Beifall gewürdigten, und mit Beiträgen von Bayer, Bellvoglio, Cuno, Griesel, Dr. Hiller, Friederike Lohmann, Dr. Müller, Polt, Schulz, Stein, Wagner, Dr. Karl Witte, dem Herausgeber u. a. m. ausgestatteten

Unterhaltungen für gebildete Leser;

Monatschrift, herausgegeben von

S. W. Schießler.

A n z e i g e.

„Die Herausgabe der Idee der Erdvergrößerung, — einer Fortsetzung der bei Starke in Chemnitz früher erschienenen: Idee einer fortgesetzten Schöpfung; Chemn. 1818. 8., welche der öffentlichen Ankündigung zu Folge schon in der diesjährigen Leipziger Ostermesse erfolgen sollte, muß aus Gründen, bei deren Berücksichtigung die Interessenten und die Sache selbst nur gewinnen dürfte, noch bis zur Michaelismesse 1819 ausgesetzt bleiben. Irgend eine namhafte Zeitschrift wird indessen einen kurzen Abriß des Ideengangs des Verfassers oder einen schon völlig ausgearbeiteten Abschnitt des Ganzen, als vorläufige Probe der Behandlung und der dem Verfasser eignen Ansichten nächstens liefern. Bis zu dem oben genannten Termin nehmen sowohl die schon früher bezeichneten Buchhandlungen, als der Verfasser selbst hier in Dresden nach Subscription und Pränumeration von einem Reichsthaler an. Dresden, am 22sten April 1819.

A. M. Tauscher;
Doct. d. Philos., mehrerer gel. Gesellsch. Mitgl.

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Civilbaukunst zu Kriegszwecken

für

Ingenieure

oder

Leitfaden zu Vorlesungen

für

angehende Architekten.

Von P. Meinert,

Major im Königl. Preuß. Ingenieur-Corps.

gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Leitfaden (der erste in seiner Art) begründet die Civilbaukunst zu einem Zwecke, welcher bisher nicht so beachtet worden ist, als er es seiner Nothwendigkeit wegen für das Staatsinteresse wohl schon längst verdient hätte, und erweitert die spezielle Kriegsbaukunst (den praktischen oder technischen Theil der Befestigung) zur Kriegsbaukunst im ganzen Umfange.

Der erste Theil des Werks enthält die Landbaukunst und der zweite die Wasserbaukunst.

Die in den frühern Werken des Verfassers über Baukunst herrschende weite und pünktliche Umsicht, und den in denselben gezeigten Scharfsinn, wird der Kenner auch in diesem Werke nicht vermissen.

Maurersche Buchhandlung in Berlin,
Poststraße Nr. 29.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, sind folgende neuere vorzügliche Romane und Erzählungen, welche sehr zu empfehlen sind, erschienen:

Lebensbilder. Erzählungen von der Verfasserin von Juliens Briefe. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Oberförster Kraft und seine Kinder. Darstellungen der Häuslichkeit und Liebe. Von der Verfasserin von Juliens Briefe. 1 Thlr.

Freuden und Leiden des edlen Baron Just Friedrich auf der Semmelburg, von L. G. Cramer (Verfasser des Erasmus Schleicher). 2 Bde. 2 Thlr.

Der Korsar. Eine Erzählung von Lord Byron. 16 Gr.

Arnim, A. v., die Kronenwächter. 1 Thlr. 16 Gr. (In sämmtlichen Literaturzeitungen als höchst ausgezeichnet beurtheilt.)

Obige Romane sind durch alle Buchhandlungen zu haben.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, ist erschienen:

Bouché, C. P. Der Zimmer- und Fenstergarten. Oder kurze und deutliche Anleitung, die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen in Zimmern und Fenstern ziehen, pflegen und überwintern zu können. — Preis sauber geheftet 1 Thlr.

Bemerker. No. 5. 1819.

Beilage zum 88sten Blatte des Gesellschafters.

P o l o n i u s,

neu erstanden als Rezensent der „freundlichen Schriften".

(S. Morgenblatt, 1819, Literaturblatt 13.)

Vor einiger Zeit machte ich die Bemerkung: daß der wohlbekannte Polonius im „Hamlet" eine Seite auf zu zeigen habe, von der er noch nicht betrachtet worden. Er hat sich nämlich wie ein Alp auch auf die Kritik gelegt, nennt „liebreizend" eine gemeine Redensart, findet die Erzählung vom rauhen Pyrrhus zu lang, und freut sich bloß über die „schlotterichte Königin". Einen Grund für das Alles hat er, bei seiner ästhetischen Sandhasen-Natur, nicht; er sagt es nur, um etwas zu sagen.

Nun ist aber weltbekannt, daß der genannte Kritiker, der sich schon während seines Lebens häufig mußte anfahren lassen, ein trauriges Ende genommen, indem er von dem Prinzen Hamlet auf eine unverzeihliche Weise erstochen und durch den König Claudius begraben worden ist, weshalb man wohl hätte glauben können, vor diesem Manne wären wir auf immer gesichert. Dem ist aber nicht also; sondern ich kann hiemit auf das allerbestimmteste versichern: er hat als eine unruhige Person sein Grab durchbrochen, geht rezensiren und hat so eben meine „freundlichen Schriften" im Morgenblatt (wo ihm sonst keine Stimme verstattet ward) verurtheilt. — Nun könnte man freilich behaupten, so frech und gemein habe doch Polonius während seines ersten Lebens nicht rezensirt; allein man erwäge nur, daß solche Leute mit den Jahren und Jahrhunderten auf ihrer Bahn nothwendig fortschreiten müssen, und man wird die Identität des Polonius und jenes Rezensenten nicht in Abrede stellen können. Möglich ist es indeß, daß dieser Mann, als er sich zum zweiten Leben entschloß, auch noch andere Shakspearesche Personen, z. B. den Schäfer Wilhelm in „Wie es Euch gefällt", den Parolles in „Ende gut, Alles gut" und die beiden Fuhrleute in „Heinrich IV." mit erweckt habe, und daß diese ihm jetzt aus Dankbarkeit mit ihrem ästhetischen Urtheil bei seinen Rezensionen helfen. — Was läßt sich von einer solchen Vereinigung nicht noch Alles erwarten!

Berlin, den 24. Mai 1819. Dr. Franz Horn.

R ü g e.

Weimar, im Mai 1819.

In dem „Bemerker" zum 76sten Blatte des „Gesellschafters" schüttet Herr Bst., in zwei Schreiben aus Weimar, gegen eine allgemein beliebte und anerkannt würdige Künstlerin, die Frau Jagemann, seine ganze Galle aus, indem er, ohne alle Rücksicht auf die vorzüglichen Eigenschaften dieser in Deutschland rühmlichst bekannten Künstlerin, das hiesige wie das auswärtige Publikum gegen sie ein zu nehmen sucht. — Wenn diesem Hrn. Bst. die Sucht zu verläumden nicht so viel Vergnügen gewährte, so hätte er sich diese Mühe füglich ersparen können; denn wer die Frau Jagemann als Künstlerin kennt, wird beim Lesen dieser Theater-Kritik die trübe Quelle derselben leicht entdecken und die Motive durchschauen, welche den Verfasser derselben dazu bewogen haben mögen. Ich könnte sie hier näher angeben, allein wozu, da der Hr. Herausgeber dieser Blätter in einer sehr treffenden Anmerkung über den eigentlichen Antrieb zu dieser Theater-Kritik, die Künstlerin sowohl, wie das dabei interessirte Publikum schon zur Genüge satisfacirt hat. — Nur die Behauptung des Einsenders: daß das hiesige Publikum seine individuelle Meinung von dieser wackeren Künstlerin mit ihm theile, will ich als die frechste Lüge, die er je öffentlich gesagt, hier heraus heben. — Genug, dieser Hr. Bst., vielleicht selbst einmal Schauspieler gewesen, sollte aufhören, Theater-Kritiken zu schreiben, sobald er dabei nicht unterlassen kann, persönlicher Rücksichten und Privat-Verhältnisse wegen, Lob und Tadel nach Willkühr zu spenden, wie zeither bei seinen Beurtheilungen dieses auf Kosten der Wahrheit stets der Fall gewesen ist. — In demselben Blatte (so wie in der Abend-Zeitung) berichtigte er auch ein, den Hrn. Unzelmann in der Rolle des jungen „Ruß" in Beck's „Schachmaschine" betreffendes Urtheil, wie er sagt „unaufgefordert", da doch hier ziemlich bekannt ist: daß Hr. Unzelmann ihn unter der Bedrohung unangenehmer, für den Hrn. Einsender vielleicht gar zu empfindlicher Maaßregeln aufgefordert hat, zu widerrufen: daß Hr. Unzelmann — wie Hr. Bst. lügenhaft angegeben — extemporirt habe, vielmehr seiner Rolle treu geblieben ist. — Dieses zum Beweise: daß Hr. Bst., ohne sich zuvor überzeugt zu haben, stillschweig gegen Hrn. Unzelmann ein ungerechtes Urtheil niedergeschrieben hat, bloß weil er, wie man weiß, gegen ihn persönlich eingenommen ist. — Dieses mag genug seyn, um jene Theater-Kritiken des Hrn. Bst. würdigen zu können, wie sie es verdienen.

D.

Herr Dr. Beckedorf über Kotzebue.

Unter den zahlreichen Schriften, die über Kotzebue's Ermordung erschienen sind, hat wohl keine bei allen (?) Partheien größeren Unwillen erregt, als die des Herrn Doktor Ludolph Beckedorf, der geradezu alle deutsche studirende Jünglinge beschuldiget, an Kotzebue's Ermordung Theil genommen zu haben, und von den Schriftstellern und Universitäts-Lehrern dazu verhetzt worden zu seyn. „Reiniget Euch! Entsündiget Euch!" — ruft er ihnen zu — „Ein ungeheures Frevel beflecket Eure Ehre, ein blutiges Maal klebt an Eurem Gewande! Waschet es weg! Oeffentlich, feierlich! Es bedarf dazu nicht gerade Eurer weitläuftigen Betheuerungen, Eurer namentlichen Erklärungen gegen die Obrigkeiten — die Zeiten künstlicher, hochtönender Adressen sind, Gottlob! vorüber. Aber vernehmen müssen wir Eure Stimme, Euren Geist. Mit Mund und That müßet Ihr bekennen: daß Ihr die Greuelthat verabscheuet, daß Ihr diesen Meuchelmord verfluchet! — Wie? Ihr könntet Euch besinnen, zögern? Euer Schweigen ist Billigung. Eure Stille ist Theilnahme. Der Mörder erscheint als Euer Gesandter, er fordert Euch auf zur Nachfolge, er rechnet auf Euch, als auf Bewunderer, Vertreter, Vertheidiger!" — So geht dies Gewäsch dreißig große Oktavseiten lang fort. Wie konnte ein vernünftiger Censor wohl einer Schrift das Imprimatur ertheilen, in welcher auf eine so unwürdige Art die edelsten Männer und Jünglinge als Meuchelmörder bezeichnet wurden? Nicht allein Kotzebue's Feinde, auch

seine Freunde sind über dies wahnsinnige Gebets auf das Aeußerste entrüstet. Herr Beckedorf hätte klug gethan, wenn er dem bekannten Sprüchlein: „Si tacuisses" gefolgt wäre. Wenigstens hätte man dann keine Ursache, seinen Verstand in Zweifel zu ziehen. Hartwig v. Hundt-Radowsky.

Nachschrift.

Wohl mag Herr Dr. Beckedorf in seinem Eifer gegen eine schreckensvolle That zu weit gegangen seyn; hat er aber auch in gerechter innerer Empörung mit dem Schreiben nicht so lange gewartet, bis der ruhige Gedanke seinen Empfindungen die nöthigen Grenzen zog, dennoch scheint mir seine Ansicht schon darum noch ehrenwerth, weil sie auch in der aufgeregten Gluth immer einen thätigen Sinn wider alles Schlechte bezeugt. — Dies wenigstens darf nicht unbemerkt bleiben, wenn man die Uebertreibungen in seiner Schrift tadelt. Der Herausgeber.

Die Tüchtigkeit der „Isis".

Nach einem pomphaften Lobe Sands, wobei bemerkt wird, daß „bei seiner That nur Irrthum, nicht Verdorbenheit obwalte", heißt es in der „Isis" (drittes Heft, S. 478): „Wir halten es, wie schlimm auch die Sache seyn mag, dennoch für unsere Menschen-, Staatsbürger- und Schriftsteller-Pflicht, diese Wahrheit öffentlich aus zu sprechen, nicht etwa, um ihm das Leben zu fristen, denn daran liegt ihm nichts, und nach juristischen Grundsätzen (?) kann der nicht am Leben gestraft werden, der den Tod wünscht und sucht; sondern in der Ueberzeugung: daß kein Richter dereinst es wird zu berücksichtigen haben, daß es ihm ein Maaßstab sey für die Zurechnung, und daß vielleicht durch gehörige Beurtheilung des Falles und seiner geistigen Verhältnisse dem Staate oder wenigstens der Welt ein in seinem Grunde tüchtiger Mensch erhalten werde. Der Gerechte und Starke kann fallen, aber er weiß wieder auf zu stehen!" — Das ist doch die Frechheit etwas weit getrieben! Sands That ist also ein „Irrthum" — nun, die Menschen vor mehreren ähnlichen Irrthümern zu bewahren, muß doch wohl eine unerläßliche Pflicht des Richters seyn. — „Es liegt ihm an dem Leben nichts?" Wozu dann der falsche Paß, das Abschneiden der Haare — wozu mit dem versuchten Selbstmorde warten, bis er umringt ist? — „Er ist ein in seinem Grunde tüchtiger Mensch!" — Fanatismus ist wohl das wenigste, was man ihm vorwerfen konnte, ehe er Meuchelmörder war, und der Fanatismus macht zu nichts in der Welt tüchtig, als zum Hasse bis ins Grenzenlose; er ist allerdings eine Art von Wahnsinn, aber wo der herrscht, soll man doch nicht von Tüchtigkeit reden, will man nicht die Untüchtigkeit zum öffentlichen Urtheil darthun. Der Rechtfühlende verkennt auch bei dem größten Verbrecher den Menschen nicht; aber der Staat und die Welt kann verlangen, daß ein im Grunde zum Meuchelmorde tüchtiger Mensch für alle Zeit unschädlich gemacht werde, und dies ist des Gesetzes Sache, des Richters Schuldigkeit, besonders in Tagen, wo eine schwärmerhafte Tüchtigkeit zu Gewaltthaten sich aufdringlich macht! — „Der Gerechte kann fallen" — wer ist dieser Frevler, der dem Meuchelmörder den Beinamen „der Gerechte" zuerkennt? und wer leugnet es: daß es Menschen-, Staatsbürger- und Schriftsteller-Pflicht sey, einen solchen Vertheidiger einer schändenden That der öffentlichen Verachtung preis zu geben? — Wohin sollen dergleichen nichtswürdige Ansichten, welche Aufregungen führen, wie sie in demselben Journale (S. 470) nachstehendes Gedicht bemerklich macht:

> „Landreuter. Landritter. Landretter.
> Reuter und Ritter plagen das Land. Drum müssen noch andre
> Reuter und Ritter uns nahn; Retter dem Lande zugleich!"

Ist das nicht geradezu eine Mahnung zu Kampf und Aufruhr! denken Thoren eine solche Stimmung in ihrer Gewalt zu haben! O Ihr Verschrobenen, die Ihr das Bestehende zerstören wollt, um mit Euren Hirngespinsten Euch Eures Leibes Nahrung etwas besser zu gewinnen; macht erst Ordnung in Euren Köpfen, ehe Ihr die Ordnungen ringsum antastet! Lt.

Zur Widerlegung.

Im „Korrespondenten von und für Deutschland" wird berichtet: „Beim Berliner Theaterbau sind bereits 48 Arbeiter verunglückt. Unlängst (so wird vom 11ten Mai aus Berlin geschrieben) fiel der 28ste vom Hause herunter. Von denen, welche beim Einsturz des alten Gemäuers aus dem Schutt hervor gezogen wurden, ist kein Einziger mit dem Leben davon gekommen." — Da man über jene Angaben in Berlin gar nichts weiß, über das letztere Faktum uns gesagt ist: es sey nur ein Mensch gestorben, so wird man hoffentlich schnell eine Widerlegung oder Berichtigung geben von dieser Notiz, ehe sie in allen Zeitungen sich weiter verbreitet. M.

1819. No. IX.

Blatt der Ankündigungen.

An das Publikum.

In Nr. 202 des „Freimüthigen" von 1818, unter den Tagesbegebenheiten aus Königsberg, wo der Korrespondent über das hiesige Theater spricht, steht über mich und meine Frau eine höchst unwürdige Verläumdung. Da ich mich nun schon den 1. Dezember v. J. an den Redakteur des Freimüthigen, Hrn. Dr. August Kuhn, schriftlich wandte und durch gerichtliche Atteslate jene grobe Verläumdung widerlegte, zugleich aber darum bat: mir jenen boshaften Lügner und schändlichen Verläumder namhaft zu machen, damit ich ihn injurialiter belangen könnte, besagte Redaktion aber davon keine Notiz nahm, ich von derselben nicht einmal eine Antwort erhielt, so sehe ich mich genöthigt, zu unserer Ehrenrettung mit folgender Erklärung öffentlich vor das große Publikum zu treten: — Der Einsender des eben genannten, mit einem — ich will schwören! — fingirten — C. — unterzeichneten Aufsatzes, so wie der Korrespondent in Nr. 209 und Nr. 231 der „eleganten Zeitung" von 1818, sind ein und dieselbe Person. Unter letzterem Aufsatz Nr. 231 der eleg. Zeitung hat sich derselbe mit einem J. e. gezeichnet, welches der eigentliche Anfangs- und Schluß-Buchstabe des Namens des anonymen Einsenders von allen drei Aufsätzen ist. Hier in Königsberg bedarf es nicht viel, um die drei noch fehlenden Buchstaben hinzu zu fügen, damit man den — immer spirituosen — Einsender errathe, der, wie ich weiß, mit 2 Fl. gewonnen werden kann. — Jeder Unbefangene wird leicht aus dem angezeigten Aufsatz in Nr. 202 des Freimüthigen ersehen, mit welcher studirten Tücke ein schmutziger Lämmermeier über uns herfällt, und

wie er andern Theils eine junge **sittsame** Theater-Dame — die meine Behauptung von den besagten 2 Jl. bei andern Theatern noch rechtfertigen wird — heraus streicht. Nicht genug, daß dieser Boshafte uns alles Talent — das sich seit 12 Jahren schon bei besseren Theatern bewährte — gänzlich abspricht; nein, er macht auch noch da, wo von meiner Frau die Rede ist, die hämische Bemerkung: sie sey grundhäßlich, affektire dabei und wolle eine Händel-Schütz und Bethmann kopiren. Daß er meine Frau grundhäßlich nennt, sey ihm vergeben, und zwar schon darum vergeben, weil daraus jedem Unbefangenen um so mehr die Wuth einleuchten wird, mit welcher uns dieser jämmerliche Mensch anfällt; daß sie einer Händel-Schütz und Bethmann nachstrebt, ist gewiß rühmlich, nur hat sie erstere Künstlerin leider! nie gesehen, und letztere, die sie hoch verehrte, hatte hier auch das Schicksal, von der Gemeinheit verunglimpft zu werden. Hierin wäre also wirklich eine Aehnlichkeit des **Schicksals** wenigstens, zwischen dieser großen Künstlerin und meiner Frau, gefunden. Was das Auslachen betrifft, so kann ich versichern: daß wie bei jeder Rezension, die dieser Dr. J..e. in einer hiesigen — in Nr. 209 der eleg. Zeitung von Hrn. J..e. hochgerühmten — Zeitung abdrucken läßt, jederzeit die Lacher auf unserer Seite haben. Noch erinnere sich derselbe der von einem hiesigen allgemein hochgeachteten Schulmann kürzlich erhaltenen langen Nase über sein unberufenes Einmischen in alle Gegenstände, wovon er oft nicht die entfernteste Kenntniß hat; auch jenes reisenden Hamburgers nicht zu vergessen, der ihm in den beiden andern, hier erscheinenden Zeitungen so viel Wahrheiten sagte, daß es überflüssig wäre, über seine jämmerliche Lächerlichkeit auch nur noch ein Wort zu verlieren. Daß aber dieser kritische Beutelschneider und moralische Todtschläger noch weiter geht und fälschlich berichtet: „Beide sind wegen schlechter Aufführung von der Direktion entlassen und in einen Kriminal-Prozeß verwickelt“; das, sage ich, zeigt nur zu sehr seine niedrige Natur, einer ganzen Familie nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft schaden zu wollen, in ihrer vollen Blöße und muß ihn der Verachtung jedes Rechtlichen preis geben.

Was müßten wir gethan, wie uns aufgeführt haben, um kriminell behandelt zu werden? — — Es sey mir erlaubt, in aller Kürze eine getreue Erzählung jenes, in einigen Blättern erwähnten, den 24sten September 1828 vorgefallenen Auftritts zu geben. Mehrere Tage vor dem 24sten war meine Frau von einer jungen — von Hrn. J..e. sittsam und talentvoll genannten — Theater-Dame, während der Probe auf dem Theater, auf das empörendste durch Schimpfnamen beleidigt worden, wozu sie wahrlich auch nicht die mindeste Veranlassung gegeben. Meine Frau beklagte sich bei der Direktion und forderte Genugthuung, die ihr auch von dieser, überzeugt von ihrem Recht, zugesagt wurde; allein es vergingen mehrere Tage, die Direktion schien es vergessen zu wollen und es geschah nichts. Da hier keine Theater-Gesetze statt fanden, so blieb uns nur der Weg offen, eine Injurienklage gegen diese sittsame Dame beim Gericht anhängig zu machen, was auch geschehen wäre, wenn wir bei dem ewigen Schwanken des hiesigen Theaters ein Endurtheil in dieser Sache hätten absehen können. Bei so bewandten Umständen entschloß sich meine Frau, die Sache in der Stille und zwar in Gegenwart der Theater-Damen, die Zeugen der Beleidigung waren, ab zu machen. Am 24sten September, nach der Probe, blieben sämmtliche Damen, nach der Aufforderung meiner Frau, auf dem Theater gegenwärtig, und jene Sittsame wurde von meiner Frau höflichst ersucht, auch zu bleiben, um, wie meine Frau wünschte, in einigen Worten ihr Unrecht zu gestehen und zu widerrufen; allein diese Sittsame fuhr mit den Worten: „Was haben Sie mir zu sagen, Madam!“ vor meiner Frau aus und wollte sich entfernen. Ich stand nicht weit davon, nahm die Sittsame beim Arm und führte sie in den Damen-Kreis zurück. Hier gab ihr meine Frau — eingedenk, daß mit ihr nichts mehr zu reden sey — ein Paar Nasenstieber. Mit fürchterlichem Geschrei und pöbelhaften Schimpfreden eilte nun die Sittsame zur Direktion und erzählte: sie sey von mir und meiner Frau fürchterlich geprügelt worden. Ein hochverehrter Gast, der bei der Direktion gegenwärtig war, als diese, ihm wohlgefällige Dame mit ihrem lügenhaften Geschrei ankam, interessirte sich sehr warm für sie, und so wurde, ohne uns, oder auch nur die gegenwärtig gewesenen Personen ab zu hören, unsere Abdankung ausgesprochen. Es versteht sich, daß dieser Vorfall sogleich in der ganzen Stadt mit den abscheulichsten Zusätzen erzählt wurde, wo es sogar hieß: ich hätte die Dame zu Schanden geschlagen. Ich konnte nicht auf offenem Markte hintreten, um jedem Vorübergehenden den ganzen Zusammenhang in seinen Einzelheiten zu erklären; und obgleich die Sittsame noch den nämlichen Abend die Bühne wohlgemuth betrat, so war doch die Verläumdung — die schon lange auf eine Gelegenheit gewartet haben mochte — mit tausend Zungen gegen uns in Bewegung, um wenigstens das plötzliche widerrechtliche Verfahren der Direktion gegen uns gewissermaßen zu entschuldigen. Die Theater-Damen, die für uns zeugen konnten, wurden nicht gefragt, hatten auch wohl durch das, an uns ausgeübte Schreckensystem der Direktion den Muth verloren, dem allgemeinen Gerücht zu widersprechen, und so waren wir denn in der Verdammniß! — Hier muß ich noch erwähnen, daß dieser Vorfall sich den 24sten September Mittags 1 Uhr zutrug und daß der Aufsatz in Nr. 202 des Freimüthigen von gleichem Datum ist, woraus sich ergiebt, mit welcher gehässigen Eile dieser Dr. —C— oder J..e. zu Werke ging. — Da ich mein Engagement hierher und zu Hrn. Doebbelin durch einen bündigen Kontrakt gesichert hatte, so verklagte ich die Direktion beim hiesigen Stadtgericht über widerrechtliche plötzliche Entlassung, und schon bei dem ersten Termin erklärte diese ihre Abdankung für Uebereilung, indem sie selbige widerrief und wir in unsere vorigen Rechte traten. — Die Sittsame war sogleich zu einer Injurienklage geschritten, die sie aber später, eingedenk, daß der Schaden mehr auf ihrer, als unserer Seite seyn mochte, wieder zurück nahm. — Wo ist nun hier die schlechte Aufführung, wo das Kriminal-Verbrechen? — Einem tollen Hunde gehe ich aus dem Wege, wenn ich ihn sehe; aber einem lügenhaften Klätscher und abscheulichen Verläumder — der, ohne sich zu nennen, irgend ein Blatt findet, das seinen lang verhaltenen Geifer aufnimmt — zu entgehen, ist unmöglich. — Nicht bloß, um uns zu rechtfertigen, sondern auch, um allen auswärtigen Lesern einen Begriff von Hrn. J..e's Ansichten der Sittsamkeit zu geben, füge ich nur noch — da es doch einmal von hier aus auf Klätschereien angesehen ist — nachstehende, hier allgemein bekannte Thatsachen bei. Vier Wochen nach jenem ärgerlichen, doch für meine Frau unvermeidlichen Vorfall, hatte jene Sittsame das Unglück, in einem Brandtweinsladen von einer Aufwärterin geohrfeigt zu werden. Zwei Tage darauf erlebte sie das nämliche Unglück und noch etwas mehr — im Theater-Gebäude während der Vorstellung — von Madam Ladday, Schwester der Direktrice (warum wurde denn diese nicht entlassen?); und an dem nämlichen Abend, um 10 Uhr, ward diese Sittsame von einem, über ihr wohnenden Nachbar die Treppe hinunter geworfen. — Von vier, ganz verschiedenen Personen, wo Einer mit dem Andern nicht in Berührung kommt, so behandelt zu werden, verräth doch wahrlich eine ganz eigene Sittsamkeit, und würde die ihres Vertheidigers sehr verdächtig machen, wenn man über diese nicht schon im Klaren wäre. — Warum schrieb Dr. J..e. nichts über die eigene Justiz der Madam Ladday? — Traurig ist es für jeden Schauspieler, sich einer Direktion an zu vertrauen, die weder Kraft noch Ansehen besitzt, sich selbst zu beschützen und die sich bei vorkommenden Beschuldigungen zu rechtfertigen den Glauben verloren hat. Wie sehr dies auf die oft nur zu gutmüthigen Schauspieler nachtheilig wirkt, und wie sehr eine solche Gesellschaft ihren Kredit verliert oder sich keinen zu erwerben im Stande ist, habe ich hier zu be-

merken nur zu sehr die traurige Gelegenheit gehabt; aber noch verderbenbringender ist es, wenn eine Direktion sogar feile Kritiker mit Freibillets für ganze Familien oder sonstigen Vortheilen, als z. B. der Zetteldruck ist, gewissermaßen besoldet, um diesen oder jenen Schauspieler öffentlich herab zu setzen, weil ihm sonst — nach ihrem Sprachgebrauch — der Kamm zu sehr wachsen möchte. — Ein solcher hiesiger Kritiker hat, wie man sagt, einen ansehnlichen Vorrath von Kritiken in mehreren Kasten vertheilt, die er, wie der Schriftsetzer die Buchstaben, blindlings aus seinem Kasten greift. Müssen da nicht ungeheure Druckfehler mit unter laufen, besonders da sich kein Korrektor findet, der diesen kritischen Buchdrucker korrigirt? — Was daher von hier aus über mein und meiner Frau Talent gesagt werden mag, ich werde auch nicht ein Wort darüber verlieren, denn der Unfug, welcher selbst in den hiesigen Zeitungen mit Theater-Kritiken getrieben wird, ist, glaube ich, an keinem Ort in Deutschland — selbst Krähwinkel nicht ausgenommen, wo bekanntlich kein Theater ist, aber doch eine Theater-Kritik heraus kommt — so groß. Ueber unseren moralischen Charakter kann man nichts sagen, und sagte man etwas, so könnte es nur aus der Pestquelle kommen, woher jene Aufsätze in Nr. 202 des Freimüthigen und Nr. 251 der eleganten Zeitung bereits kamen.

Königsberg in Preußen, im April 1819.

Ferdinand Deny der Aeltere, Schauspieler.

Bei H. A. Köchly in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bilder aus dem inneren Leben.

Von dem Verfasser von „Wahl und Führung“.

Preis 3 Thlr. 12 Gr.

Kunst-Anzeige.

Bei uns, so wie in allen Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben das sehr ähnliche Bildniß von

August von Kotzebue

in Quart-Format. Preis 12 Gr.

Da man dieses Bildniß, welches als Beilage zum „Gesellschafter“ gegeben ist, auch noch einzeln zu haben wünscht, so sind eine kleine Anzahl Abdrücke dazu bestimmt. — Es ist dieses Bildniß von dem geschickten Künstler Lowe vervielfältigt, der damit auch seine neue Manier, eine Zeichnung auf die Kupferplatte zu übertragen, als fortschreitend darthut.

Maurersche Buchhandlung,
Poststraße Nr. 29.

So eben erschien der 2te und letzte Theil von:

Weiblicher Sinn und weibliches Leben.

Charakter-Züge, Gemälde und Reflexionen

von

Fr. Ehrenberg,

Ober-Consistorial-Rath und Hof-Prediger in Berlin.

2 Theile. Zweite durchaus verbesserte Auflage. Mit 2 Kupfer. 8. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung, sauber geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Von diesem, für das weibliche Geschlecht höchst interessanten Buche erscheint die zweite Auflage in einer, in jeder Rücksicht verbesserten und verschönerten Gestalt. Nach dem eigenen Urtheile des Verfassers ist es seine ihm gelungenste Arbeit. Es eignet sich zu einem Geschenke an Geburtstagen der Gattin, der Braut und der erwachsenen Tochter; als Geschenk bei dem wichtigen Tage der Confirmation jedes gebildeten Mädchens und bei der Weihnachtsfeier. Es ist ein Leitfaden zur völligen Ausbildung des schönen Geschlechts.

Gleichen Werth haben:

Juliens gesammelte Briefe.

4 Thle. 2te verbesserte Aufl. Mit Kupfern.
8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung.
Preis sauber geheftet 5 Thlr. 4 Gr., roh 5 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
Die dritte verbesserte und vermehrte Auflage von folgendem schätzbaren Werke:

Der Mensch,

eine Untersuchung für gebildete Leser

von

M. C. F. W. Grävell,

Königl. preußischem Regierungsrath.

gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Je wichtiger die Frage: „was werde ich künftig seyn?“ jedem denkenden Menschen ist, desto erfreulicher und beruhigender ist es, wenn uns ein denkender Kopf seine Resultate mittheilt, und diese uns ansprechen. Dies thut G. in vorbemerktem Buche, nach den verschiedenen Urtheilen seiner Leser, davon wir einige wörtlich hersetzen: „Elpizons Ankündigung in den Zeitungen, in Rücksicht auf den Kriegsrath Müller, hat ohne Zweifel damals auf dies Buch Aufmerksamkeit erregt. Wäre ich wichtig genug, so würde ich jetzt in die Zeitungen setzen lassen:

„„Ich empfehle Jedem, der Elpizon gelesen hat, um aus ihm Belehrung zu ziehen, das treffliche Buch:

Der Mensch, von Grävell,

wenigstens habe ich in diesem noch mehr Ueberzeugung der Fortdauer nach dem Tode gefunden.““

„Der Trost: daß in jenem Leben die Erinnerung an das Hierseyn und das Wiedererkennen und Zusammenfinden der Verwandten und Freunde statt finden werde — geht allerdings bei Grävell verloren; doch wer sein Werk liest und versteht, wird sich auch selbst ein eignes Religionsgebäude errichten können.“

Früher schon schrieb ein sehr geachteter Mann:

„Für das mir gütigst überschickte Werk von Grävell (der Mensch) sage ich Ihnen den herzlichsten Dank. Es ist eine äußerst gehaltreiche Schrift, und ich kann sagen, sie ist die einzige, die mich mit mir selber ins Reine gebracht, und mich über dieses so wie über jenes Leben beruhigt hat. Ich bin Ihnen vielen — vielen Dank für die Mittheilung dieses Werkes schuldig, das ganz — ganz vortrefflich ist.“

In einem zweiten Briefe sagt er:

„Sollten Sie an den Verfasser: „der Mensch“ schreiben, so bitte ich Sie, ihm zu sagen: daß ich ihm die Ruhe meines Gemüths, die Ergebung in Allem, was mich trifft und treffen mag, und die Freudigkeit im Tode nur ihm, einzig ihm verdanke. Möchte es ihm eine angenehme Empfindung machen!“ v. T.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 6. 1819.

Beilage zum 96sten Blatte des Gesellschafters.

Ernste Bitte.

Schon im vergangenen Jahre ersucht' ich die Redakteren der Zeitschriften, bei Allem, was sie aus dem „Gesellschafter“ entlehnen, redlich an zu geben, woher es entnommen ist: da auch ich in ähnlichen Fällen mir die möglichste Strenge zum Gesetz gemacht habe; so daß selbst bei den Uebersetzungen, die oft durch Bemerkungen dem „Gesellschafter“ noch eigenthümlicher werden, die Titel der Zeitschriften mit angezeigt sind. — Jenes Ersuchen scheint jedoch nicht beachtet, denn fort und fort find' ich Sätze, welche dieser Zeitschrift ohne alle Angabe nachgedruckt sind, in vielen, besonders auch in den politischen Tagesblättern, und zwar oft vier bis acht Wochen später; ein Beweis, daß der Nachdruck zum Theil auf Umwegen geschah, und daß die, welche ihn zuletzt befördern, vielleicht gar nicht wissen: wessen Eigenthum sie antasten. Ich verlange von Jedem dasselbe Verfahren, welches ich, als in der Billigkeit begründet, mir vorschrieb, und da mir schon einige Zeitschriften bekannt sind, welche der ersten Freibeutereien sich schuldig erkennen müssen, so gebe ich hier wiederholt die Versicherung: daß ich jene Redaktionen öffentlich nennen werde, wenn sie ihr unerlaubtes Treiben fortsetzen. Wie ich in allen Angelegenheiten gern Jedem eine unangenehme Oeffentlichkeit ersparen möchte, so will ich es auch hier; muß aber mein Recht endlich mit aller Kraft schützen, wenn auch diese zweite Warnung ohne Erfolg bleiben sollte. F. W. Gubitz.

Antwort.

Ein Paar Worte muß ich Ihrem Herrn Briefsteller vom 3ten März d. J. (Bemerker Nr. 4) wohl erwiedern. Gott im Himmel gebe, daß alle Städte von ihren Correspondenten so billig und anständig behandelt werden, als das liebe Dresden von mir; in diesen aufrichtigen Wunsch werden Alle einstimmen, die das viele Gute und Lobenswerthe gelesen haben, was ich, der Pflicht und Wahrheit gemäß, über Dresden gesagt habe.

Zu 1. Bekommen die hinterlassenen Diener nur zwei Drittheil ihres Gehalts als Pension; so bekommen sie solche gewiß nach der eigenen Bestimmung der Erblasserin, und werden damit gern zufrieden seyn, da die meisten Pensionaire in der ganzen Welt nur ein Drittheil, höchstens die Hälfte ihres Gehalts als Pension beziehen. Unsere Landprediger-Wittwen bekommen gar nur 10 Thaler jährliche Pension.

Zu 2. Ueber den Staar des „europäischen Aufsehers“ wollen wir uns nicht streiten; aber die Stelle eines Gedichts, worin der verklärte edle Körner sich über das Unglück seines Vaterlandes gefreut zu haben geschienen haben soll, die möchte ich mir doch ausbitten.

Zu 3. Die italienische Oper muß von der deutschen Bühne übertragen werden. Das ist Thatsache, und die kann mir der Hr. Briefsteller nicht weg disputiren. „Ein Feind der Unterstützung der Künste“ könne nur so etwas behaupten? Wo hat Ihr Hr. Briefsteller seine Logik studirt?

Zu 4. Die Beleuchtung war, z. B. im Gegensatz der zunächst vorhergegangenen sehr vorzüglich glänzenden, spärlich. Kein unbefangenes Auge wird auf dem Grunde dieses faktischen Anführens eine Spur von bösem Willen finden. Läse ich mit der Lupe Ihres Hrn. Correspondenten, so möchte ich glauben, er habe diese Entgegnung sich erlaubt, lediglich um unserem wackeren Polizei-Collegium eins an zu hängen, daß dieses die sonst gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln nicht erneuert habe. Warum spricht denn der Ehrenmann nicht auch von meinem guten Willen, wenn er das viele Empfehlende liest, was ich von seinen und meinen Landsleuten und unserem hiesigen Leben und Weben vielseitig gesagt habe? Läge bei ihm, in seinem Herzen und Gemüth, nicht böser Wille zum Grunde, so müßte er gesagt haben: Ihr Correspondent spricht von Dresden mit Enthusiasmus und sichtbarer Vorliebe. Er erweckt bei allen Lesern Ihres Blattes für uns und unsere Stadt ein so günstiges Vorurtheil, daß wir wünschen: daß Jene, wenn sie uns einmal mit ihrem Besuche erfreuen, ihre, durch ihn rege gemachten Erwartungen überall erfüllt finden mögen, und selbst, wenn er einmal auf etwas stößt, was nach seinem und unserem Wunsche einer Verbesserung noch fähig ist; so tritt er nie aus den Schranken der ihm geziemenden Bescheidenheit; und weiß so versteckt an zu deuten, daß er — was gewiß auch seine unverkennbare Absicht ist — auf das Besserwerden im Allgemeinen, nie aber darauf denkt, irgend Jemand weh zu thun. — So hätte Ihr Hr. Correspondent sprechen sollen, wenn er Ihre Leser auf den richtigen Gesichtspunkt stellen wollte, meine Mittheilungen zu würdigen. Aus seiner Sprache aber geht nichts, als das unglückliche schwarzsüchtige Bestreben hervor, aus Honig Gift zu saugen.

Ueber Nr. 5 spreche ich nicht gern; mich über diesen Gegenstand weiter aus zu breiten, überlasse ich daher Ihnen, Herr Briefsteller, den ich übrigens recht sehr bitte; künftig, ehe er dergleichen Schreiben ausgehen läßt, sein Tintenfaß zu untersuchen: ob nicht eine giftige Spinne darüber gelaufen sey. Rechtliche Männer, und darunter will ich den Hrn. Correspondenten gern zählen, fragen wohl auch vor der Absendung eines solchen anklagenden Schreibens ihr Gewissen: ob dies sich damit zu bestehen getraue vor dem, der dem Schwarzsichtigen, Verblendeten, gern ein besseres Licht verleiht? den aber, der nicht sehen will, und mit Aerger in seiner Blindheit um sich herum schlägt, gleichgültig, wen er treffe, der ewigen Finsterniß hingiebt; denn das ist das Reich der Bösen hienieden und jenseits.

Nachschrift des Herausgebers.

Der Briefsteller vom 3ten März hat sich mir als achtungswerth dargethan; und der ganze Streit liegt wahrscheinlich und hoffentlich nur in verschiedener Auffassung, die der Eine kräftig und der Andre mild verlangt; man soll aber die Individualität eines Jeden ehren. So end' ich den kleinen Streit, indem ich erkläre: daß mir der rechtliche Wille jenes Briefstellers als unbezweifelt erscheint, wenn ich auch — fern von den Oertlichkeiten, um die man hadert — über Recht und Unrecht nicht entscheiden kann. D. Herausgeber.

Anfrage und Bemerkung.

In den öffentlichen Blättern stehen Ankündigungen eines Bildnisses von Sand, mit denen bekannt gemacht ist: „Nach einem

Original, welches der Familie gehört." — Sollte diese wirklich zu solchem Zwecke die Abbildung her gegeben haben? — nicht bedenkend, daß darüber ganz eigene Deutungen auf Eitelkeit u. s. w. gemacht werden müssen. Mich dünkt, der Familie sollte daran gelegen seyn, daß so wenig als möglich von dem unglücklichen — aber doch auch ungerathenen — Sohn die Rede sey, und der sogenannte „schwarze Becker" (was ist das für eine geschraubte Originalität im Namen?) hätte seine phantastische Anzeige im „allgemeinen Anzeiger der Deutschen" (Nr. 140), worin er Kotzebue's und seines Mörders Bildnisse ankündigt (mit verfehlten Motto's) auch unterlassen können. Er hat unterschrieben: „Schöne Aussicht im Wonnemonde" — gewiß wird Niemand, der bei Sinnen ist, in solchem Vorfalle eine schöne Aussicht entdecken, wohl aber schlechte Einsicht in solchen Reden. Th. L.

An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Als Erwiederung Ihrer — bei Gelegenheit meiner im „Bemerker" Nr. 4 (zum 76sten Blatt Ihrer Zeitschrift) eingerückten angeblichen *) zwei Schreiben aus Weimar — angehängten Bemerkungen und Fragezeichen werden Sie hoffentlich folgender Erörterung — die jedoch die letzte seyn wird, was man von dort aus auch ferner schreiben und schreien mag — eine Stelle, wenn auch wieder im „Bemerker" vergonnen.

Ich dachte, Sie und Ihre Leser durch frühere, mit Wahrheit und Schonung geschriebenen Notizen über das Weimarsche Theater hinlänglich überzeugt zu haben: daß ich zu keiner Zeit, wie Sie zu bemerken beliebten, „viel Galle gegen die betreffende Schauspielerin gesammelt habe" **), wohl aber habe ich mich bei vielfältigen Gelegenheiten von den Anmaßungen und herrischen Eingriffen dieser Dame überzeugt, und dadurch und wegen des für die Kunst daraus entstehenden und entstandenen Nachtheils und der Entwürdigung befugt geglaubt, wohlverschuldeten Tadel um so mehr aussprechen zu können, als ich früher derselben Künstlerin — denn dieser Name gebührt ihr allerdings — in ihren passenden und lobenswerthen Kunstleistungen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, selbst dann noch, als ich schon unterrichtet war, was ich ihrem verderblichen Einfluß zu verdanken habe — darüber nächstens ein Mehreres an einem andern Orte. — Mein Grundsatz, da wo es sich von Kunstäußerungen handelt, ist und bleibt: „Dem Verdienste seine Kronen!" ob Freund oder Feind, das gilt gleichviel im Gebiete der Kunst. Ich habe das schon früher 1803 — 1804 zur Genüge bewiesen bei einem Künstler, der heute der Erste unserer Bühnen ist, und der meiner Unbefangenheit in Kunsturtheilen sein Zeugniß nicht versagen wird. — Allein — mit der Wahrheit kommt man in's Gedränge! diese Erfahrung habe ich in Weimar gemacht. Was ich aber über diese Bühne, ihre Verhältnisse und über das Kunstvermögen ihrer Mitglieder geäußert habe, ist ja leicht zu erörtern, zu prüfen: ob ich Unwahrheit oder Verläumdungen geschrieben habe? Man überzeuge sich und urtheile. Daß ich eine Dame von etlichen drei und vierzig Jahren nicht als jung passiren ließ und sie zu tadeln wagte: daß sie in diesem Alter und mit einer, in der That nicht günstigen Gestalt, jugendliche Rollen und gar das „Clärchen" in Goethes „Egmont" spiele, dies war ein Majestäts-Verbrechen, für das ich, wo nicht mit dem Leben, doch mittelst eines andern Verlustes büßen sollte. Ich muß mich allerdings schwer versündigt haben, denn auch Sie, mein Herr, verdammten mich und meinten: man müsse in ähnlichen Fällen ***) den Taufschein einer verdienten Künstlerin nicht in der [illegible] führen! — Das gebe ich gern zu; aber auch die Augen, und nicht selten die Ohren?! Ersteres wäre im vorliegenden Falle in der That nöthig gewesen.

Nachschrift.

So eben lese ich im „Bemerker" Nr. 5 (zum 88sten Blatt vom „Gesellschafter") eine sogenannte Rüge des Schauspielers H.... ****). Die einzige, der Schmähung dieses [illegible] — wie er „im deutschen Manne unter vielerlei Gestalten" sehr [illegible] charakterisirt ist — gebührende Würdigung ist — Verachtung! Inzwischen möge Hr. H. doch wissen, daß seine Diatribe, wodurch er sich bei der „erhabenen Frau" freilich ein großes Verdienst mag erworben haben, mich eben so sehr belustigt hat, als es sein Brief gethan, worin er seiner hohen Gönnerin obigen Ehrentitel sehr drollig beilegt. Wenn Hr. H. übrigens wähnt, mich durch die eben so lächerliche als ungeeignete Aeußerung zu demüthigen: „ich möchte wohl selbst einmal Schauspieler gewesen seyn", so irrt er gar sehr, und beweist dadurch: wie wenig er seinen Stand zu schätzen wisse. Wäre ich je Schauspieler gewesen, so konnten sehr wahrscheinlich nur ähnliche Hindernisse mich veranlassen, einem Stande zu entsagen, den ich ehre und liebe; und in dem ich mehr Glück gemacht haben würde, als Hr. H. in Wien, von wo aus er bes. und wehmüthig zurück kehren und — zum Kreuze kriechen mußte.

Was schließlich den würdigen Einsender einer, in der Beilage Nr. 45 des „Oppositionsblattes" enthaltenen „Gegenbemerkung" anbelangt, dem ich seinen Brief zerrissen zurück gesandt habe, so dient diesem Mann von Ehre! zur vorläufigen Versicherung: daß ich mir keiner Ursache bewußt bin, um Züge „aus meinem früheren" Leben verheimlichen zu müssen, daß ich es ihm überlasse, sie bekannt zu machen, wenn sie anders Wahrheit, erwiesene Thatsachen, nicht aber elende Lügen, Erdichtungen und Verläumdungen nichtswürdiger Weiber enthalten, womit jeder böse *.* den Ruf eines schuldlosen Mannes besudeln kann; daß ich übrigens mein Bewußtseyn gegen das seinige wahrlich nicht vertauschen möchte.

Bit.

*) Der Hr. Briefsteller hat sie aus „Weimar" gesandt und mit „Weimar" überschrieben, das Wort „angeblich" paßt also nicht. D. H.

**) Ich bin vollkommen befriedigt, und lasse mir gern Unrecht geben, wenn der Hr. Einsender die geehrten Leser überzeugt hat. D. H.

***) Ich bitte meine, nur im Allgemeinen gegebene Bemerkung nach zu lesen. — Die verewigte Bethmann spielte noch in späten Jahren: Fanchon, Aline, Nina u. s. w. mit Auszeichnung. D. H.

****) Hr. Bit. hat mir diesen Namen genannt; bin ich nicht getäuscht, so irrt er sich völlig. D. H.

Blatt der Ankündigungen.

Subscriptions-Anzeige.

Reise
Sr. Durchl. des Prinzen Maximilian v. Wied-Neuwied
nach Brasilien
in den Jahren 1815 bis 1817.

Zwei Bände in groß 4to mit Kupfern und Karten.

Nach einer jahrelangen unermüdeten Anstrengung ist Unterzeichneter endlich im Stande, hiermit die Subscription auf obiges Werk, dessen Erscheinung mit so allgemeiner Theilnahme erwartet wird, zu eröffnen, und die Ablieferung des ersten Bandes innerhalb drei Monaten mit Zuverlässigkeit zu versprechen.

Wenn man in Paris und London, den großen Zentralpunkten der Künste und Wissenschaften, fast täglich von Unternehmungen der Art hört, die sich mit Leichtigkeit fördern, und den Stand der dortigen Literatur auf eine Höhe heben, gegen welche die unsrige in Hinsicht auf Pracht und Eleganz noch sehr zurück steht, so ist es wohl doppelt verdienstlich, wenn man für ein vaterländisches Produkt die mannigfachen Schwierigkeiten zu besiegen strebt, die ihm bei uns zu einer solchen Vollendung entgegen stehen, und es in einer Gediegenheit jenen Werken der Ausländer an die Seite stellt, die ihm einen Platz unter den vorzüglichsten seiner Art sichert. — Und wenn, wie hier, die äußere Vollendung auf einen Gegenstand verwendet wird, der an sich schon die allgemeine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade verdient, so darf man für eine solche Unternehmung auch wohl bei uns mit Zuversicht das lohnende Interesse erwarten, ohne welches auch bei dem regsten Eifer ein Werk der Art nicht bis zur Vollkommenheit gedeihen kann.

Ueber die Erwartungen, zu denen diese Reise nach einem Lande berechtigt, das, seither fast völlig verschlossen, jetzt die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zieht, und worüber dies Werk die erste gründliche Auskunft verspricht, haben bereits öffentliche Blätter, in denen Auszüge daraus gestanden, auf das günstigste geurtheilt; hier sey also nur noch in der Kürze erwähnt, daß der Prinz das völlig unbekannte, noch von keinem Reisenden in wissenschaftlicher Hinsicht betretene Land längs der Ostküste von Brasilien zwischen dem 13ten und 23sten Grad südlicher Breite untersuchte, und nebst seinen gehaltreichen zoologischen Beobachtungen auch über die Beschaffenheit des Landes, seiner Einwohner, sowohl der Portugiesen als der schon gezähmten, und der noch im rohen wilden Urzustande befindlichen Volkerstämme mit ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, die gründlichsten Bemerkungen niederschrieb. Der Prinz scheute keine Aufopferungen, um sich über Alles die richtigsten Ansichten zu verschaffen, und mit dem größten Interesse wird man die originellen Schilderungen dieses merkwürdigen Landes und seiner, noch in den Wäldern hausenden Urbewohner: der Puris, Botocudos, Patachos, Cammacans u. s. w. lesen, und indem man dem Reisenden auf seinen, mit den größten Mühseligkeiten und Beschwerden verbundenen Wegen folgt, wird man sich durch das Reichhaltige seiner Darstellungen von dem überzeugen, was Herr Hofrath Oken schon früher in Nr. 190 und 191 seiner „Isis“ über diese Reise sagte, und wo es heißt: „Man begreift nicht, wie „es menschliche Kräfte ertrugen und wie es möglich „gewesen, die vielen Dinge, die vielen Geschäfte in die „Zeit von zwei Jahren einzuschreiben. So etwas war „nur ins Werk zu setzen durch den festen Willen des „Prinzen, durch seine Einsicht in den Werth der Naturgeschichte, durch die großen Aufopferungen, die er „dem gemäß nicht gescheuet hat. Wir behaupten, daß „alle Reisen in Brasilien zusammengenommen nicht so „viel Beobachtungen und Zeichnungen enthalten, als „die, welche der Prinz liefern kann, auch von der Neuheit der Gegenstände abgesehen. Wäre es möglich, „daß in das geschriebene Werk des Prinzen Lebendigkeit, seine Darstellungs- und Nachahmungsgabe, besonders der mannigfaltigen Töne, übergehen könnten, „so müßte diese Reise nicht nur eine der reichsten an „Thatsachen, sondern auch die anziehendste in Bezug „auf Erzählung werden.“

Der ganze Umfang dieser Reisebeschreibung zerfällt in zwei von einander unabhängige Abtheilungen, und zwar in die hiermit angekündigten zwei Bände der eigentlichen Reisegeschichte, und in die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände, welche später erscheinen, und worüber seiner Zeit eine besondere Ankündigung ergehen wird. Dem gehaltvollen Gegenstande angemessen habe ich Alles aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um dies Werk dem Publikum in der möglichsten Vollkommenheit und zugleich für einen Preis zu übergeben, der es der Popularität nicht entziehen kann.

Zwei starke Bände Text auf feinem Royal-Velin-Papier mit neuen Antiqua-Lettern gedruckt, sind von zwei und zwanzig großen, 13 Zoll breiten und 10 Zoll hohen, sich ganz für die Fassung unter Glas und Rahmen eignenden Kupfern, und neunzehn halb so großen Vignetten, so wie mehreren Karten begleitet, die folgende Darstellungen liefern. Nämlich:

Größere Kupfer:

1) Ansicht der Mission von St. Fidelis.
2) Die Puris in ihren Wäldern.
3) Die Hütten der Puris.
4) Ansicht des Felsens Jucutucoara.
5) Schiffahrt auf dem Rio Doce.
6) Capitam Bento Lourenzo bei Eröffnung der neuen Straße durch die Wildnisse am Mucuri von Porto Allegro nach Minas novas.
7) Abbildung der Patachos.
8) Ansicht von St. Cruz.
9) Ansicht der Insel Cachoeirinha im Fluß Bellmonte.
10) Abbildung einer reisenden Botocuden-Familie.
11) Zweikampf der Botocudos.
12) Abbildung der Waffen, Zierrathen und Geräthschaften der Puris.
13) Abbildung der Geräthschaften und Waffen der Puris, Botocudos und Maschacaris.
14) Geräthschaften und Zierrathen der Botocudos.
15) Ansicht von Tapebucu.
16) Ansicht von Porto Seguro.
17) Abbildung vier origineller Botocuden-Phisiognomieen sammt einem Mumienkopf.
18) Ansicht von Ilheos.
19) Abbildung der Camacans.
20) Tanz der Camacans.
21) Waffen und Geräthschaften der Camacans.
22) Zierrathen und Geräthschaften der Camacans.

Vignetten:

1) Stürmische Seefahrt nach Brasilien.
2) Ansicht der Einfahrt in den Busen von Rio de Janeiro.

3) Abbildung der portugiesischen Jäger.
4) Die Fischerhütten am Flusse Barganza.
5) Ansicht eines Landhauses am Paraiba.
6) Die Brasilianische Pflanzer-Wohnung.
7) Abbildung der Soldaten zu Linhares in ihren Panzerröcken.
8) Die Schildkröte an der Seeküste.
9) Die Hütten zu Morro d'Arara.
10) Die Hütten der Patachos.
11) Der Botocuden-Chef Kerengnatnuck.
12) Abbildung eines sehr merkwürdigen Botocuden-Schädels.
13) Die reisenden Indier.
14) Schiffahrt über die Felsen des Ilheos.
15) Ein Halt im Walde.
16) Eine beladene Tropa.
17) Das Einfangen der Ochsen durch den Vaqueiro.
18) Die Jagd der Unze.
19) Abbildung eines beladenen Maulthiers, wie man deren sich dort auf Reisen bedient.

Karten:

Karte eines Theils der Ostküste von Brasilien, nach Arrowsmith.
Karte der Reise durch den Sertam von Bahia.
Karte der neu angelegten Straße von Porto Allegro nach Minas novas.

An diesen Blättern, die sämmtlich nach den mitgebrachten Original-Zeichnungen des Prinzen auf das fleißigste ausgeführt wurden, arbeiteten die vorzüglichsten Künstler Deutschlands, und namentlich: Haldenwang, Veith, Radl, Eßlinger, Keym, H. Müller, Lips, Eichler, Fränzel, Wagner, Reinhold, Rist, Krüger, Seyffer, Schnelle, Schleich, Bock, Zertahelly u. A., und mit Zuversicht glaube ich behaupten zu können: daß in Deutschland noch keine Reise dieser Art mit einer Gallerie herausgegeben wurde, die sich an Kunstwerth der hier angekündigten an die Seite stellen kann. Das Publikum hiervon zu überzeugen, habe ich in den hier unten benannten Handlungen einen Bogen Text und mehrere Kupfer als Probe aufgelegt, die dort ein zu sehen sind und die hoffentlich meine gegenwärtige Ankündigung rechtfertigen werden.

Der Subscriptions-Termin ist in allen Buch- und Kunsthandlungen bis zu Erscheinung des 1sten Bandes offen, und der Preis für beide Bände ist 4 Carolins für ein Exemplar auf fein Royal-Velin, 6 Carolins für ein Exemplar auf ganz großes Imperial-Velin mit breitem Rand und ersten Kupfer-Abdrücken, und 36 Carolins für ein Exemplar mit en gouache von den besten Künstlern sorgfältig ausgemalten Kupfern.

Nach Ablieferung des 1sten Bandes tritt der um ein Drittel erhöhte Ladenpreis ein. — Subscribenten-Sammlern wird bei Einsendung des baaren Betrags für 7 Exemplare der 1sten und 2ten Ausgabe das 8te gratis gestattet. — Die Namen der Subscribenten werden dem Werke beigedruckt, und ich werde Sorge tragen, denselben besonders schöne Exemplare mit den besten Kupfer-Abdrücken zu liefern.

Frankfurt am Mayn, im Mai 1819.

H. L. Brönner.

Subscription auf obiges Werk wird in allen Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands angenommen. Die Proben sind zu sehen: In Arau bei Sauerländer. In Berlin bei Amelang, Dümmler, Duncker et Humblot und Haude et Spener; in Bonn bei Marcus; in Braunschweig bei Vieweg; in Bremen bei Heyse; in Breslau bei W. G. Korn. In Carlsruhe bei Braun; in Cölln bei Bachem. In Darmstadt bei Heyer et Leske; in Dresden bei Arnold. In Erlangen bei Palm et Enke. In Gotha bei Ukert; in Giesen bei Heyer. In Hamburg bei Perthes et Besser und Hofmann et Campe; in Hannover bei Gebr. Hahn; in Heidelberg bei Mohr et Winter. In Königsberg bei Unzer. In Leipzig bei Fr. Fleischer und Leo. In Marburg bei Krüger; in München bei Lindauer, und Reinhard. In Nürnberg bei Campe. In Prag bei Calve. In Rostock bei Stiller; in Riga bei Deubner et Treuy. In Strasburg bei Treuttel et Würtz; in Stuttgard bei Metzler. In Warschau bei Glücksberg; in Wien bei Gerold, Schaumburg und Schalbacher; in Weimar bei Hofmann; in Wiesbaden bei Schellenberg. In Zürich bei Orell et Füßli.

Wir empfehlen Allen, die gern ein gutes literarisches Werk kennen lernen, folgendes:

Die Kronenwächter.

(Auch mit dem Titel: Bertholds erstes und zweites Leben.)

Ein Roman

von

Ludwig Achim von Arnim.

Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Ueber dieses neue Buch — das schon jetzt fast in allen beurtheilenden Zeitschriften als ein vorzügliches anerkannt und ausführlich mit Lob gewürdigt wurde — spricht Franz Horn in seinem, so eben erschienenen Werke: „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818" (Berlin 1819, bei Enslin) also: „Insonderheit in den „Kronenwächtern" findet sich jedes ruhige Element der Poesie. Diesem Werke darf man überhaupt gar manches Gute nachsagen, vor Allem aber ein genaues Eindringen in die deutsche Zeit unter Maximilian, in ihren Beziehungen auf das politische Leben überhaupt und die Verhältnisse der Städte und Bürger. Es ist dieses Erforschen bei weitem schwerer, als sich wohl Mancher träumen läßt, da die deutsche Geschichte, wie sie bisher bearbeitet worden, meistens nur im Purpurmantel, Harnisch oder spanischem Mantel und Federhut einher geht; noch schwerer aber die Ergebnisse jenes rühmlichen Studiums so klar und rund bar zu stellen, als hier geschehen ist. Dieser Max, dieser Treitzsaurwein, dieser Kunz von Rosen, dieser Faust, diese Stadt Augsburg u. s. w., sie haben gelebt und leben wahrhaft in diesem Bilde."

Diese von der Kritik so günstig aufgenommene Literatur-Gabe ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen, in Berlin von der

Maurerschen Buchhandlung.

Bei H. A. Köchly in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bilder aus dem inneren Leben.

Von dem Verfasser von „Wahl und Führung".

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 7. 1819.

Beilage zum 107ten Blatte des Gesellschafters.

Ueber eine „eingesandte" Theater-Kritik im 73sten Stück der „Berliner Vossischen Zeitung".

Der achtungswerthe Herr Redakteur jener Zeitung hat das „eingesandt" über die, hier in Nachrede kommende Kritik, „Donna Diana" betreffend, sehr weislich eingeklammert; denn es konnte seiner Einsicht nicht entgehen, daß — gern zugegeben, neben einigem Guten — allerhand Grundloses darin vorkommt. Das mag ruhig vorüber ziehen in den Nebel, aus dem es sich ohnehin nicht los wickelte; aber besonders ein Punkt ist zu berühren, weil er eine achtbare Künstlerin irre führen konnte. Es wird nämlich von der „Donna Diana" — in Berlin von Mad. Stich dargestellt — eine sehr fehlerhafte Charakteristik skizzirt, die wir gleich in der Widerlegung anschaulich machen wollen. — „Nicht stolz" ist ein sonderbares, alle Haltung entbehrendes Verlangen, aber „eitel" ist sie dabei zugleich; — „nicht wortkarg" doch eingebildet auf das, was sie spricht und darum „breit im Auseinandersetzen ihrer Gedanken" und wenn auch „nicht ruhig ernst" doch — nach ihrer Ansicht — völlig ernst, in keinem Fall aber „leicht bewegt". Dieser Ausdruck ist auch ganz entschieden im Widerspruch mit den vorhergehenden Aeußerungen des Rezensenten, wonach die Prinzessin „beständig vertieft in die Betrachtung vergangener Zeiten" endlich „in ihrem Grübeln auf den Satz kam: „daß man die Liebe, die Zerstörerin alles Ernsten und Edlen, aufs strengste fliehen müsse". Unter solchen Voraussetzungen wird sie dann wohl auch, ohne weitere Erlaubniß dieses Rezensenten, auf ernstem Wege gehen, nicht „leicht bewegt" erscheinen dürfen. — Immer Beifall für ihre Rede und ihr Thun erwartend, als einen ihr gebührenden Tribut, muß dieses „wunderbare Geschöpf" — von dem der Rezensent kurz vor dieser Benennung sagt: „man solle nur seine Umgebung betrachten, es fände sich darin leicht ein ähnliches Wesen, da die letzte Zeit viele derselben hervor gebracht habe" (!!) — eben durch die Sicherheit, mit der sie an ihr System glaubt und darüber in sich völlig abgeschlossen zu haben scheint, imponiren und — fallen; und in jener stolzen Sicherheit hat Mad. Stich bis jetzt eher noch zu wenig, als zu viel gethan. Wenn „Diana" von dem Culminationspunkte an immer tragischer wird, so hat die Künstlerin vollkommen richtig dargestellt: denn nur diese Stimmung wirft, indem sie das Mitleid hervor ruft, den Schleier über die nun vorkommenden Verletzungen der Weiblichkeit. — Der am Schlusse des Aufsatzes angehängte Ausfall auf Hrn. Müllner und die Deutschen überhaupt ist am unrechten Orte. Wenn der Rezensent anfangs sich freut „über das Verdrängen der Gespenster aus der Polterkammer verwester Sagen und mißverstandener Geschichte von der Bühne", so hätte er hier bessere Gelegenheit gehabt, über Unfug nachdrücklich zu reden. Daß aber die deutschen Bearbeiter an diesem Lustspiel Vieles verbesserten, das verkennt nur der, dem das Original (von dem auch Spanien mehrere Bearbeitungen hat) fremd blieb. Der Hr. Rezensent mag sich in Acht nehmen, daß man seine letzten Worte: „Der Deutsche will eben immer verbessern, aber er ist gewöhnlich zu plump dazu" — nicht auf seine carrikirende Ansicht des Charakters der „Donna Diana" anwendet.

Noch erlaubt man sich in neueren Aburtheilungen völlig unziemliche Ausfälle auf ältere Bühnen-Mitglieder, über welche zu reden einem anderen Aufsatz oder einer eigenen Schrift über das Theater zu Berlin vorbehalten sey. Der ältere Künstler, der Jahre lang sein Publikum erfreute, sollte in späteren Jahren auf Dank und im schlimmsten Falle noch auf Nachsicht und geschickte Rüge zu rechnen haben, da sich Jeder leicht denken kann: daß, nach so oft verdienter Anerkennung, der Tadel härter auffällt, als bei denen, die noch in der Bildungs-Periode sind. Das Gegentheil zeigt nicht von Zartgefühl, und wenn man nun gar bemerkt, daß man oft nur aufschlägt, um bei Andern den Hof zu machen — oder gar Hofedienste zu thun — so ist dies unter aller Kritik.

Dr. R.

Eine Neuigkeit aus Bayern.

Eingegangenen Nachrichten zu Folge sollen in Bayern die Hunde eben so sehr dadurch erfreut, wie überrascht worden seyn: daß in der Versammlung der Kammern am 11ten Juni dieses Jahres (in welcher Hr. v. Closen preisend erwähnte: wie die Hunde nicht steuerbar wären, weil sie einen Theil der Pflichten der Wachsamkeit des Staats übernähmen) ihrer so rühmlich gedacht worden, und sie eine, obgleich hochverdiente, dennoch unerwartete Anerkennung ihrer Verdienste fanden. Die Gemüther sollen sehr in Bewegung gesetzt und darauf gespannt seyn, zu erfahren: in welcher Art — nachdem die Sache nun einmal in Anregung gebracht worden ist — den Hunden ihre Stellung zum Staat und deren politisches Verhältniß durch die Verfassung festgesetzt werden dürfte. Eine vollkommene staatsbürgerliche Freiheit, wozu das Recht auf Repräsentation gehört, so wie auch das selbstständige Naturrecht: einzeln ohne Herrn überall, sowohl in Städten wie auf den Landstraßen, herum laufen oder überall hausiren zu dürfen, wie solches andern Bürgern zusteht, sollen die Hunde selbst nicht wünschen. Theils ihren Bedürfnissen, theils auch ihrem gutgearteten, treuen Gemüth entspricht das Pietäts-Verhältniß der Abhängigkeit, in welchem sie bisher — laut der ganzen Weltgeschichte — glücklich gelebt haben, mehr, wie irgend ein anderes, und sie sollen in dieser Rücksicht keine revolutionairen Neuerungen wünschen, ob sie auch von Natur frei geboren sind. Vielmehr wünschen sie, auch für die Zukunft immer noch sich den bestimmten Herren an zu schließen, von denen sie Schutz und Vertheidigung der ihnen durch die Verfassung zugestandenen Rechte in der allgemeinen Volksversammlung hoffen. Die Hauptfrage scheint sich am Ende darauf zurück führen zu lassen: ob es der natürlichen Gleichheit angemessen sey, daß durch die Verfassung eine steuerfreie, und eben deshalb privilegirte Klasse anerkannt werde, zumal da es sich doch nicht läugnen lasse, daß es auch sehr viele beißige Hunde gäbe, die keinen Antheil hätten an den Verdiensten ihres Geschlechts. — Man sieht aus dieser einzelnen Streitfrage: wie außerordentlich schwer es ist, eine der Vernunft und den Grundsätzen des Naturrechts vollkommen entsprechende Verfassung zu entwerfen; während es jedoch zugleich wiederum eine erfreuliche Erscheinung unserer großen Zeit ist: daß

endlich einmal die Rechte des getreuen Thieres — wodurch ein gesundes und tüchtiges Naturleben als vierter Stand gebildet würde — zur Sprache gekommen sind und verhandelt werden dürfen. Eine Liberalität dieser Art kann unmöglich andere, als sehr große Resultate zur Folge haben. Und wenn auch die reizbare und bewegliche Gesinnung unserer geistreichen Nachbarn weit früher von den Schwingungen der Zeit ergriffen worden ist, da sie schon in den Jahren 1792 und 1793 die allgemeinen Menschenrechte (droits de l'homme) frei und öffentlich verkündigten, so zeigt dagegen die jetzt eben in Frage stehende Begebenheit: auf eine wie weit tiefere Weise die große Bedeutung unserer Zeit von dem gründlichen deutschen Gemüth aufgefaßt werde, welches — innig durchdrungen von einer seelenvollen Naturansicht — auch den Geschöpfen einer lebendigen Natur ihre Rechte (droits du chien) anerkannt und gesichert wissen will, und es ist nicht mehr als billig, daß die Hunde förderst einstimmig eine Dank-Adresse an ihren Protektor dekretiren werden. —Rd—.

Erklärung.

Herr Bonafont — ehemals Schauspieler unter dem Namen Philippi — hat mich dem Herausgeber des „Gesellschafters" fälschlich als Verfasser einer, im „Bemerker" Nr. 5. Beilage zum 88sten Blatt des „Gesellschafters" befindlichen „Rüge" genannt, und in übler Laune über seine rechtliche Entlassung von Weimar und eine mißlungene Spekulation, dreihundert Thaler zu erzwingen, „wie ein böser ** den Ruf eines schuldlosen Mannes besudelt." *) — Jene Rüge habe ich weder geschrieben noch gelesen; „er irrt sich völlig" **) und das Publikum mag demnach über die Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe, womit er Prunk treibt, entscheiden. — Ich wünsche ihm: daß er nach Cassel, Carlsruh, an den Rhein, nach Weimar — — eben so ehrenvoll zurück kehren kann, als ich es von Wien nach Weimar konnte, damit er das Glück nicht ferner auf unlauterem Wege aufsuche, und, wie das wahre Lob nur aus einem ehrenwerthen Munde kommt, so muß auch die Verachtung eines vagirenden Verläumders wahrhaft ehren.

Weimar. Fr. Halbe.

*) Hrn. Bonafonts eigene Worte. H.

**) S. Anmerkung des Hrn. Herausgebers im „Bemerker" Nr. 6, Beilage zum 96sten Blatte des „Gesellschafters". D.

Nachschrift des Herausgebers.

Auf keine Weise konnte ich behaupten: daß Hr. Halbe Verfasser oder Einsender der im „Bemerker" Nr. 5. abgedruckten „Rüge" sey; übrigens hab' ich aber in dieser, so widerlichen Angelegenheit demselben kein Wort geschrieben, wie ich mich denn gar gern jeder Einmischung enthalte, und nur durch Bemerkungen ein achtungsloses Verletzen der dem Streite vermengten Personen verhüten oder mildern, zugleich aber auch kein Unrecht beschirmen möchte. D. Herausgeber.

In dem „Ausflug nach Cassel"
abgedruckt im 4ten bis 10ten Blatte des „Gesellschafter" 1818
sind folgende Berichtigungen nöthig:

Blatt 4. Spalte 1. Zeile 7 von unten muß der Satz heißen: „Noch einer andern Merkwürdigkeit gedenkt die Chronik bei Wallhausen: daß nämlich das, im Jahr 1115 am Welfesholz vernichtete Heer, hier vorbeiziehend gelagert, und Hoyer Graf von Mansfeld, sein berühmter Führer, den Albrecht von Groitsch im Treffen erschlug, hier seine letzte Herrschau gehalten."

Blatt 5. S. 19. Sp. 2. Z. 5 muß das und wegfallen.

Blatt 6. S. 23. Sp. 1. Z. 25 lese man statt „bedeckter" — belebter.

Blatt 7. Spalte 1. Z. 17 von unten lese man statt „auffindet" — begegnet. Dr. Krug v. Nidda.

1819. No. XI.

Blatt der Ankündigungen.

Subscriptions-Anzeige.

Reise
Sr. Durchl. des Prinzen Maximilian v. Wied-Neuwied
nach Brasilien
in den Jahren 1815 bis 1817.

Zwei Bände in groß 4to mit Kupfern und Karten.

Nach einer jahrelangen unermüdeten Anstrengung ist Unterzeichneter endlich im Stande, hiermit die Subscription auf obiges Werk, dessen Erscheinung mit so allgemeiner Theilnahme erwartet wird, zu eröffnen, und die Ablieferung des ersten Bandes innerhalb drei Monaten mit Zuverlässigkeit zu versprechen.

Wenn man in Paris und London, den großen Zentralpunkten der Künste und Wissenschaften, fast täglich von Unternehmungen der Art hört, die sich mit Leichtigkeit fördern, und den Stand der dortigen Literatur auf eine Höhe heben, gegen welche die unsrige in Hinsicht auf Pracht und Eleganz noch sehr zurück steht, so ist es wohl doppelt verdienstlich, wenn man für ein vaterländisches Produkt die mannigfachen Schwierigkeiten zu besiegen strebt, die ihm bei uns zu einer solchen Vollendung entgegen stehen, und es in einer Gediegenheit jenen Werken der Ausländer an die Seite stellt, die ihm einen Platz unter den vorzüglichsten seiner Art sichert. — Und wenn, wie hier, die äußere Vollendung auf einen Gegenstand verwendet wird, der an sich schon die allgemeine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade verdient, so darf man für eine solche Unternehmung auch wohl bei uns mit Zuversicht das lohnende Interesse erwarten, ohne welches auch bei dem regsten Eifer ein Werk der Art nicht bis zur Vollkommenheit gedeihen kann.

Ueber die Erwartungen, zu denen diese Reise nach einem Lande berechtigt, das, seither fast völlig verschlossen, jetzt die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zieht, und worüber dies Werk die erste gründliche Auskunft verspricht, haben bereits öffentliche Blätter, in denen Auszüge daraus gestanden, auf das günstigste geurtheilt; hier sey also nur noch in der Kürze erwähnt, daß der Prinz das völlig unbekannte, noch von keinem Reisenden in wissenschaftlicher Hinsicht betretene Land längs der Ostküste von Brasilien zwischen dem 13ten und 23sten Grad südlicher Breite untersuchte und [illegible]

seinen gehaltreichen zoologischen Beobachtungen auch über die Beschaffenheit des Landes, seiner Einwohner, sowohl der Portugiesen als der schon gezähmten, und der noch im rohen wilden Urzustande befindlichen Völkerstämme mit ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, die gründlichsten Bemerkungen niederschrieb. Der Prinz scheute keine Aufopferungen, um sich über Alles die richtigsten Ansichten zu verschaffen, und mit dem größten Interesse wird man die originellen Schilderungen dieses merkwürdigen Landes und seiner, noch in den Wäldern hausenden Urbewohner: der Puris, Botocudos, Patachos, Cammacans u. s. w. lesen, und indem man dem Reisenden auf seinen, mit den größten Mühseligkeiten und Beschwerden verbundenen Wegen folgt, wird man sich durch das Reichhaltige seiner Darstellungen von dem überzeugen, was Herr Hofrath Oken schon früher in Nr. 190 und 191 seiner „Isis“ über diese Reise sagte, und wo es heißt: „Man begreift nicht, wie „es menschliche Kräfte ertrugen und wie es möglich „gewesen, die vielen Dinge, die vielen Geschäfte in die „Zeit von zwei Jahren einzuschreiben. So etwas war „nur ins Werk zu setzen durch den festen Willen des „Prinzen, durch seine Einsicht in den Werth der Naturgeschichte, durch die großen Aufopferungen, die er „dem gemäß nicht gescheuet hat. Wir behaupten, daß „alle Reisen in Brasilien zusammengenommen nicht so „viel Beobachtungen und Zeichnungen enthalten, als „die, welche der Prinz liefern kann, auch von der Neuheit der Gegenstände abgesehen. Wäre es möglich, „daß in das geschriebene Werk des Prinzen Lebendigkeit, seine Darstellungs- und Nachahmungsgabe, besonders der mannigfaltigen Töne, übergeben könnten, „so müßte diese Reise nicht nur eine der reichsten an „Thatsachen, sondern auch die anziehendste in Bezug „auf Erzählung werden.“

Der ganze Umfang dieser Reisebeschreibung zerfällt in zwei von einander unabhängige Abtheilungen, und zwar in die hiermit angekündigten zwei Bände der eigentlichen Reisegeschichte, und in die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände, welche später erscheinen, und worüber seiner Zeit eine besondere Ankündigung ergehen wird. Dem gehaltvollen Gegenstande angemessen habe ich Alles aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um dies Werk dem Publikum in der möglichsten Vollkommenheit und zugleich für einen Preis zu übergeben, der es der Popularität nicht entziehen kann.

Zwei starke Bände Text auf feinem Royal-Velin-Papier mit neuen Antiqua-Lettern gedruckt, sind von zwei und zwanzig großen, 13 Zoll breiten und 10 Zoll hohen, sich ganz für die Fassung unter Glas und Rahmen eignenden Kupfern, und neunzehn halb so großen Vignetten, so wie mehreren Karten begleitet, die folgende Darstellungen liefern. Nämlich:

Größere Kupfer:

1) Ansicht der Mission von St. Fidelis.
2) Die Puris in ihren Wäldern.
3) Die Hütten der Puris.
4) Ansicht des Felsens Jucutucoara.
5) Schiffahrt auf dem Rio Doce.
6) Capitam Bento Lourenço bei Eröffnung der neuen Straße durch die Waldwüste am Mucuri von Porto Alegre nach Minas novas.
7) Abbildung der Patachos.
8) Ansicht von St. Cruz.
9) Ansicht der Insel Cachoeirinha im Fluß Belmonte.
10) Abbildung einer reisenden Botocuden-Familie.
11) Zweikampf der Botocudos.
12) Abbildung der Waffen, Zierrathen und Geräthschaften der Puris.
13) Abbildung der Geräthschaften und Waffen der Puris, Botocudos und Machacaris.
14) Geräthschaften und Zierrathen der Botocudos.
15) Ansicht von Tapebuçu.
16) Ansicht von Porto Seguro.
17) Abbildung vier origineller Botocuden-Physiognomieen nebst einem Mumienkopf.
18) Ansicht von Ilheos.
19) Abbildung der Camacans.
20) Tanz der Camacans.
21) Waffen und Geräthschaften der Camacans.
22) Zierrathen und Geräthschaften der Camacans.

Vignetten:

1) Stürmische Seefahrt nach Brasilien.
2) Ansicht der Einfahrt in den Busen von Rio de Janeiro.
3) Abbildung der portugiesischen Jäger.
4) Die Fischerhütten am Flusse Barganza.
5) Ansicht eines Landhauses am Paraiba.
6) Die Brasilianische Pflanzer-Wohnung.
7) Abbildung der Soldaten zu Linhares in ihren Panzerröcken.
8) Die Schildkröte an der Seeküste.
9) Die Hütten zu Morro d'Arara.
10) Die Hütten der Patachos.
11) Der Botocuden-Chef Kerengnatnuck.
12) Abbildung eines sehr merkwürdigen Botocuden-Schädels.
13) Die reisenden Indier.
14) Schiffahrt über die Felsen des Ilheos.
15) Ein Halt im Walde.
16) Eine beladene Tropa.
17) Das Einfangen der Ochsen durch den Vaqueiro.
18) Die Jagd der Unze.
19) Abbildung eines beladenen Maulthiers, wie man deren sich dort auf Reisen bedient.

Karten:

Karte eines Theils der Ostküste von Brasilien, nach Arrowsmith.
Karte der Reise durch den Sertam von Bahia.
Karte der neu angelegten Straße von Porto Allegre nach Minas novas.

An diesen Blättern, die sämmtlich nach den mitgebrachten Original-Zeichnungen des Prinzen auf das fleißigste ausgeführt wurden, arbeiteten die vorzüglichsten Künstler Deutschlands, und namentlich: Haldenwang, Veith, Rahl, Erlinger, Kepp. H. Müller, Lips, Eichler, Fränzel, Wagner, Reinhold, Nill, Krüger, Seyffer, Schnelle, Schleich, Bock, Zertahelly u. A., und mit Zuversicht glaube ich behaupten zu können: daß in Deutschland noch keine Reise dieser Art mit einer Gallerie herausgegeben wurde, die sich an Kunstwerth der hier angekündigten an die Seite stellen kann. Das Publikum hiervon zu überzeugen, habe ich in den hier unten benannten Handlungen einen Bogen Text und mehrere Kupfer als Probe aufgelegt, die dort ein zu sehen sind und die hoffentlich meine gegenwärtige Ankündigung rechtfertigen werden.

Der Subscriptions-Termin ist in allen Buch- und Kunsthandlungen bis zu Erscheinung des 1sten Bandes offen, und der Preis für beide Bände ist 4 Carolins für ein Exemplar auf fein Royal-Velin, 6 Carolins für ein Exemplar auf ganz großes Imperial-Velin mit breitem Rand und ersten Kupfer-Abdrücken, und [illegible] Carolins

für ein Exemplar mit en gouache von den besten Künstlern sorgfältig ausgemalten Kupfern.

Nach Ablieferung des 1sten Bandes tritt der um ein Drittel erhöhte Ladenpreis ein. — Subscribenten-Sammlern wird bei Einsendung des baaren Betrags für 7 Exemplare der 1sten und 2ten Ausgabe das 8te gratis gestattet. — Die Namen der Subscribenten werden dem Werke beigedruckt, und ich werde Sorge tragen, denselben besonders schöne Exemplare mit den besten Kupfer-Abdrücken zu liefern.

Frankfurt am Mayn, im Mai 1819.

H. L. Brönner.

Subscription auf obiges Werk wird in allen Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands angenommen. Die Proben sind zu sehen: In Arau bei Sauerländer. In Berlin bei Amelang, Dümmler, Dunker et Humblot und Haude et Spener: in Bonn bei Marcus; in Braunschweig bei Vieweg; in Bremen bei Heyse; in Breslau bei W. G. Korn. In Carlsruhe bei Braun; in Cölln bei Bachem. In Darmstadt bei Heyer et Leske; in Dresden bei Arnold. In Erlangen bei Palm et Encke. In Gotha bei Ukert; in Giesen bei Heyer. In Hamburg bei Perthes et Besser und Hofmann et Campe; in Hannover bei Gebr. Hahn; in Heidelberg bei Mohr et Winter. In Königsberg bei Unzer. In Leipzig bei Fr. Fleischer und Leo. In Marburg bei Krüger; in München bei Lindauer, und Reinhard. In Nürnberg bei Campe. In Prag bei Calve. In Rostock bei Stiller; in Riga bei Deubner et Treuy. In Strasburg bei Treuttel et Würtz; in Stuttgard bei Metzler. In Warschau bei Glücksberg; in Wien bei Gerold, Schaumburg und Schalbacher; in Weimar bei Hofmann; in Wiesbaden bei Schellenberg. In Zürich bei Orell et Füßli.

Neuigkeiten der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. Jubilate-Messe 1819.

Bode (Joh. E.) Gedanken über den Witterungslauf. Mit 1 Titel-Vignette. 8. 10 Gr.

Brühl-Cramer (C. von) über die Trunksucht und eine rationelle Heilmethode derselben. Geschrieben zur Beherzigung für Jedermann. Mit einem Vorwort von C. W. Hufeland. 8. 10 Gr.

Heinsius (Th.) die Sprachschule, oder geordneter Stoff zu deutschen Sprachübungen für Schule und Haus. Nach einem dreifachen Lehrgang in einzelnen Uebungsstücken und Aufgaben für Schulen bearbeitet. 2te verb. und vermehrte Auflage. 8. 10 Gr.

Kepler und die unsichtbare Welt. Eine Hieroglyphe. Mit Vignette. 8. 10 Gr. geheftet.

Klügel (G. S.) Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, nebst ihrer Anwendung auf praktische Rechnungen, das Feldmessen und die Markscheidekunst. Mit 3 ganz neu gestochenen Kpfrn. 6te, durch Prof. C. G. Zimmermann verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 12 Gr.

Liebermann (Rabbi E.) Lichtstrahl. Enthält Beweise, daß die Israeliten ihren Gottesdienst in deutscher Sprache halten dürfen. Voran eine Sammlung von den Meinungen berühmter Rabbiner über diesen Gegenstand. (ganz in Hebräischer Sprache.) 4. Dessau. (In Commission.) 2 Thlr.

Möser (Justus) patriotische Phantasien. IVter Theil. 3te Auflage. gr. 8. 1 Thlr.

Dessen Osnabrückische Geschichte. Mit Urkunden. II Bde. mit 1 Kupfer. 3te Auflage. gr. 8. 2 Thlr.

(Hierdurch sind Mösers sämmtliche Werke in 8 Bänden wieder vollständig.)

Richard Löwenberg. Gedicht in 7 Büchern, mit 1 Kupfer. Neue verb. Aufl., mit allegor. Umschlage in aqua tinta von Thiele. 8. 20 Gr. gebunden.

Richter (G. A.) Therapia specialis secundum schedulas relictas ed. G. A. Richter, in sermonem lat. transtulit Fr. G. Wallroth. T. I. Morbi acuti. T. 1. gr. 8. 2 Thlr. 2 Gr.

Savigny, v., C. F. Eichhorn's und J. F. L. Göschens Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. IVter Band. 2tes Heft. gr. 8. (wird Johannis fertig.) 16 Gr.

Schauspiel: Athalia, Trauerspiel in fünf Akten. Nach Racine metrisch bearbeitet von Carl Dielitz. (In Commission zum Besten des großen Friedrichs-Waisenhauses.) 16 Gr.

Schmidtmann (Lud. Jos.) Summa Observationum medicarum ex praxi clinica triginta annorum depromptarum. Vol. I. gr. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Westrumb (Dr. J. F.) über das Bleichen mit Säuren nach französischen und englischen Vorschriften. Nebst Beschreibung des besten Bleichverfahrens. Eine auf vieljährige technisch-chemische Erfahrung gegründete Schrift. gr. 8. 1 Thlr.

Michaelis 1818 war neu:

Funck (J. C.) Geist und Form des von Dr. Luther angeordneten Kultus, aus dessen Schriften dargestellt. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Giesel (C. H.) Leitfaden zu dem Religions-Unterricht für Confirmanden nach Luthers Catechismus. 8. 10 Gr.

Hartung (Aug.) die Familie Herrmann. 3te Auflage mit illum. Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Richter (Dr. A. G.) specielle Therapie. VIr Band. gr. 8. 3 Thlr.

v. Valentini, der Feldzug von 1809 an der Donau. 2te sehr veränderte Auflage, mit 3 illuminirten Plänen. gr. 8. 3 Thlr.

Bei H. A. Köchly in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bilder aus dem inneren Leben.

Von dem Verfasser von „Wahl und Führung".

Preis 3 Thlr. 12 Gr.

In der Maurerschen Buchhandlung ist zu haben:

Brandenburgisch-Preußische Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms, des großen Churfürsten.

Dargestellt von Dr. J. F. Stuhr.

Erster Theil. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

In der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung (Nr. [illegible]) ist eine höchst vortheilhafte Beurtheilung dieses — jedem Sachverständigen sich als trefflich empfehlenden — Werks zu lesen, welche gleich im Eingange sagt: „Der Leser findet darin bei weitem mehr, als der Titel verspricht, und wir betrachten es als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Kriegskunst im Allgemeinen; um so mehr, da der Verfasser überall aus den ächten Original-Quellen geschöpft und manches bisher Unberücksichtigte benutzt hat."

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. [illegible] und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 8. 1819.

Beilage zum 116ten Blatte des Gesellschafters.

Berichtigende Angaben.

Mit freudiger Bereitwilligkeit mache ich Gebrauch von der Erlaubniß zu etwaigen nöthigen Berichtigungen über Correspondenzen aus Dresden, und bemerke in dieser Hinsicht zunächst:

1) Daß unter den Gelehrten, welche die Zeitschrift für praktische Medizin herausgeben, der Hofrath Dr. Seiler, Direktor der chirurgisch-medizinischen Akademie, nicht ausübender Arzt ist, wohl aber der Inspektor des Naturalien-Kabinets und grünen Gewölbes, Hofrath Dr. Treutler. — 2) Das Lösen dreier Kanonen ist nicht eine Auferstehungs-Ceremonie, sondern erfolgt, wofern nicht große Trauer oder Krieg statt findet, an jedem ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingst-Feiertage früh um 4 Uhr; darauf erst beginnt das Geläute der Glocken aller Kirchen. — 3) Früher ist auch angegeben worden: daß der König die Todesurthel selbst nicht unterschriebe. Im strengen Wortsinn ist dies allerdings nicht der Fall, wohl aber dem Erfolge nach. Denn wenn ein solches Urthel in zwei oder drei Instanzen gefällt und, je nachdem der Verurtheilte in den alten Erblanden oder der Lausitz das Verbrechen begangen hat, von der Landes-Regierung oder dem Geheimen Rathe genehmigt worden ist, wird es zu dem Geheimen Kabinette abgegeben, und darauf von Sr. Majestät, in Gemäßheit des Berichtes, Milderung oder Vollziehung anbefohlen. Das Rescript an die Landes-Behörde, welche den Bericht erstattet hat, unterschreibt nun der König auf Contrasignatur des Kabinetsministers. Die Verfügung an das Amt, den Stadtrath oder den Gerichtshalter, welcher mit der Untersuchung beauftragt war, geschieht aber mittelst Special-Rescripts, das der Kanzler oder ein Conferenzminister unterzeichnet und ein Regierungs-Sekretair oder geheimer Referendar contrasignirt hat.

Dresden, am 24. Mai 1819. —•—

An den Herausgeber.

Wohlgeborner Herr Professor!

Es ist doch geschehen, was ich, belehrt durch so viele Vorgänge in andern Zeitschriften, zu vermuthen geneigt war.*) Unkenntniß, Trotz und Keckheit haben weder zu schweigen verstanden, noch zu widerlegen gewußt, sondern mit persönlichen Invectiven geantwortet.

Die Sprachverwirrung mit den Haus-Apotheken kann nicht abgeleugnet werden: deshalb schreibt man von giftigen Spinnen, die über das Dintenfaß gelaufen seyn sollen, und von einem Gewissen, das nicht gefragt wäre.

Die Beleuchtung am königlichen Ehe-Jubelfeste wird nun nur im Vergleiche mit früheren spärlich genannt und dabei von einem schwarzsüchtigen Bestreben, aus Honig Gift zu saugen, und von einer Absicht, der Polizei Eins an zu hängen, gesprochen. Ja, es wagt sich die lächerliche Anmaßung hervor: daß die mangelhaften Correspondenz-Nachrichten aus Dresden Fremden einen besseren Begriff davon machen konnten, als die Wirklichkeit. Allein diese Stadt, zu ihrem Vor- und Nachtheile an der Elbe und dem großen Kreuzwege von Süden nach Norden und von Westen nach Osten gelegen, reich an schönen Natur-Umgebungen und seltenen Kunstschätzen, beglückt durch eine gerechte und milde Regierung, bewohnt von einer tugendhaften Königs-Familie und religiösen, aufgeklärten und gebildeten Einwohnern, braucht keine schmeichelnde Anpreisung mehr, um bekannt und werth gehalten zu werden.

*) Ich glaubte, meine ausgleichende Anmerkung im „Bemerker" Nr. 6 sollte den Streit enden, nachdem der Eine und der Andere gesprochen hatte; es thut mir leid, daß dem nicht so ist. Uebrigens theile ich diesen Brief gern und ungern mit; gern, weil er mir wirkliche Berichtigungen zu enthalten scheint; ungern, weil ich ihn an einigen Stellen etwas ruhiger gewünscht hätte. Doch, mein Wunsch muß sich fügen! D. Herausg.

Die italienische Oper, welche im Winter wöchentlich zwei, und im Sommer ein Mal (während die deutsche Gesellschaft in jener Jahreszeit die meisten Wochen vier und in diesen drei) Vorstellungen giebt, soll auch nach der gegebenen Aufklärung nicht Recht behalten, während doch beide Gesellschaften der Unterstützung des Staats bedürfen und genießen, und namentlich die deutsche sie im Sommer nicht entbehren kann. Weil aber an der italienischen Oper alle hiesigen Liebhaber der Musik und des Gesanges großes Interesse finden, sie als das Muster und die Schule betrachten, wonach die junge deutsche sich bilden kann, und daher ihre Erhaltung als eine wahre Unterstützung der Kunst ansehen, soll der Berichtiger eine schlechte Logik erlernt haben?

Als ein Weib verfährt der Wiederbeller bei dem Artikel mit dem europäischen Aufseher, indem er den Gegenstand des Streites verwechselt und nun auf Körners Strophe verfällt. Die Antwort hierauf ist übrigens im vierten Bande der „Allemannia" S. 217 zu finden.

Endlich ändert der Bericht-Erstatter seine Angabe von den Pensionen der Dienerschaft der Prinzessin Elisabeth nun dahin ab: daß er glaube, sie wären von der Verstorbenen selbst so bestimmt worden. Hierauf habe ich, für die Ehre dieser unvergeßlichen Prinzessin, für die ihres Universal-Erbens und meine eigene, als nöthig erachtet, durch ein förmliches Attestat,*) wie es von

*) Es ist, aktenmäßig ausgefertigt, mir, dem Herausgeber, im Original überschickt, und lautet also:

Daß nach der testamentarischen Disposition weil. Ihro der Prinzessin Maria Elisabeth, Königl. Hoheit, die nachgelassene Dienerschaft im Fortgenusse ihres vormaligen fixen Diensteinkommens in dem Maaße, wie die durchlauchtigste Prinzessin es bei jedem namentlich angeführten Individuo eigends beigesetzt und bemerkt hat, lebenslänglich bleiben soll; dieses und daß den Interessenten nicht allein beregte testamentarische Disposition publizirt, sondern denselben auch in der Hof-Expedition Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Maximilian jeden Monat das von ihnen bei Lebzeiten der durchl. Prinzessin als Besoldung genossene Fixum als nunmehriger Gnadengehalt nach der Erblasserin höchsten Willensmeinung unverkürzt und unverrückt baar ausgezahlt werde, wird auf Ansuchen der Wahrheit gemäß andurch bescheinigt. Dresden, am 21. Juni 1819.

Königl. Sächs. Hofrath und Cammer-Zahlmeister Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Maximilian rc. rc.

(L. S.) Ludwig Kindermann.

der Expedition des Prinzen Maximilian aufgestellt worden ist, zu berichten: daß ich auch in diesem Punkte keine Unwahrheit niedergeschrieben habe.

Eurer Wohlgebornen bin ich freilich eine unbekannte Person. Wenn aber über deren Gültigkeit und Kredit Mißtrauen bestand, so — meine ich — hätte bei andern Arbeitern an Ihrer Zeitschrift, die hier wohnen, angefragt und Erkundigung über mich eingezogen werden sollen. Daß auch der andere Theil gehört werden mußte, wenn er gegründete Bestätigung seiner früheren Behauptungen beibrachte, ist ganz gerecht und billig. Aber wo findet man eine solche in jener Replik? *) — Eben jetzt sind durch jenes Organ wieder falsche Nachrichten in den Berliner Zeitungen und von da weiter verbreitet worden: als ob hier bereits die Declaration der Prinzessin Josepha zur Braut des Königs von Spanien, die feierliche Auffahrt seines Botschafters zur Bewerbung erfolgt, und der hiesige apostolische Vicar und königl. Beichtvater eine und dieselbe Person mit dem Bischofe zu Bautzen wäre. — Das ist übrigens meine letzte Berichtigung, so wie das Frühere meine letzte Erklärung. Sollten Eure Wohlgebornen für dienlich erachten, Ihre Quelle zu nennen, so leiste ich Verzicht auf die fernere Verschweigung meines Namens, **) der durch keine Uebelthat, durch keine schlüpfrige Schrift, durch keinen üblen Ruf gefährdet ist. Nur Wahres und Gutes zu befördern ist mein Wunsch. Dresden, am 26. Juni 1819.

Dero ergebener Diener —*—.

*) Der Herausgeber einer Zeitschrift mag durch Anmerkungen mildern und zur Sühne reden, oder auch seine Ansicht (die jedoch über ferne lokale Gegenstände nur fragend seyn konnte) entgegen setzen; aber richtend entscheiden darf er wohl sehr selten. D. H.

**) Da der Correspondent anonym ist, so wird es von der Gleichstellung gerechtfertigt: daß auch der Gegner anonym bleibe; darum werd' ich ihn nur dann nennen, wenn es sein recht bestimmter, mit entschieden erklärter Wille ist. D. Herausg.

Gegen-Erklärung.

Die, im „Bemerker" Nr. 7, Beilage zum 107ten Blatte des „Gesellschafters", enthaltene Erklärung des Schauspielers Halde in Weimar bewährt das bekannte Sprüchwort: „Wer in ein Wespennest sticht, der wird wieder gestochen". Ich bin allerdings etwas zu spät in Erfahrung gebracht: daß nicht er, sondern ein anderer Hr. H. — der wohl besser gethan hätte zu schweigen — Verfasser der betreffenden Rüge ist. — Uebrigens irrt sich Hr. Halde gewaltig, und eben dieser andere Hr. H. und Consorten haben ihn gröblich und lächerlich belogen, indem sie ihn glauben machten: ich könne nicht eben so ehrenvoll nach Cassel, Carlsruh und an den Rhein zurück, als er von Wien nach Weimar konnte. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, die mir verbote, in diese Gegenden zurück zu kehren. Ob aber dieser andere Hr. H. nach Cassel und nach Stuttgart könne? ist eine andere Frage. — Daß meine Entlassung in Weimar nicht rechtlich, sondern höchst widerrechtlich und durch eine — veranstaltet wurde, ist hinlänglich bekannt. Das von einem hochgeehrten, bisher in Weimar gewesenen Staatsmanne mir über mein dortiges Verhalten und meinen Dienstfleiß aufgestellte Zeugniß widerlegt jene absichtlich verbreiteten Lügen, und eine, für diese widerrechtliche Behandlung und den dadurch verursachten Nachtheil in Anspruch genommene Entschädigung kann nicht als eine „mißlungene Spekulation", wohl aber die gezwungene Kontrakts-Auszahlung eines durchgefallenen Schauspielers als eine gelungene Spekulation betrachtet werden.

Dresden. Bonafont.

1819. No. XII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Da Herr Buchhändler Ernst Klein hieselbst sich anmaßen will, das bei ihm, von mir bis zum zweiten Stück herausgegebene „Zeitblatt für Literatur und Politik" selbst zu schreiben, „weil er — wie er mir brieflich meldet — aus seinem ausgebreiteten und vielseitigen Wirkungskreise die Bedürfnisse (!) der Lesewelt besser kennen und ihnen leichter abhelfen könne, als ich"; so werde ich mein gedachtes Zeitblatt nicht weiter in Herrn Ernst Kleins Verlage fortsetzen.

Leipzig, den 3. Juli 1819.

Hartwig von Hundt-Radowsky.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber Kotzebue's Ermordung und deren Veranlassung. Nebst einigen Bemerkungen über Deutschlands Universitäts- und Gemeinwesen. Von Ludwig de Marées.

gr. 8. Dessau, bei Ackermann.

Preis geh. 4 Gr.

Wenn diese kleine Schrift auch spät erscheint, so ist sie deswegen doch der Aufmerksamkeit gewiß nicht unwerth.

Wir empfehlen Allen, die gern ein gutes literarisches Werk kennen lernen, folgendes:

Die Kronenwächter.

(Auch mit dem Titel: Bertholds erstes und zweites Leben.)

Ein Roman

von

Ludwig Achim von Arnim.

Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Ueber dieses neue Buch — das schon jetzt fast in allen beurtheilenden Zeitschriften als ein vorzügliches anerkannt und ausführlich mit Lob gewürdigt wurde — spricht Franz Horn in seinem, so eben erschienenen Werke: „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818" (Berlin 1819, bei Enslin) also: „Insonderheit in den „Kronenwächtern" findet sich jenes ruhige Element der Poesie. Diesem Werke darf man überhaupt gar manches Gute nachsagen, vor Allem aber ein genaues Eindringen in die deutsche Zeit unter Maximilian, in ihren Beziehungen auf das politische Leben

überhaupt und die Verhältnisse der Städte und Bürger. Es ist dieses Erforschen bei weitem schwerer, als sich wohl Mancher träumen läßt, da die deutsche Geschichte, wie sie bisher bearbeitet worden, meistens nur im Purpurmantel, Harnisch oder spanischem Mantel und Federhut einher geht: noch schwerer aber die Ergebnisse jenes rühmlichen Studiums so klar und rund dar zu stellen, als hier geschehen ist. Dieser Max, dieser Treitzsaurwein, dieser Kunz von Rosen, dieser Faust, diese Stadt Augsburg u. s. w., sie haben gelebt und leben wahrhaft in diesem Bilde."

Diese von der Kritik so günstig aufgenommene Literatur-Gabe ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen, in Berlin von der

Maurerschen Buchhandlung.

So eben erschien der 2te und letzte Theil von:

Weiblicher Sinn und weibliches Leben.

Charakter-Züge, Gemälde und Reflexionen

von

Fr. Ehrenberg,

Ober-Consistorial-Rath und Hof-Prediger in Berlin.

2 Theile. Zweite durchaus verbesserte Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung, sauber geb. 2 Thlr. 8 Gr.

Von diesem, für das weibliche Geschlecht höchst interessanten Buche erscheint die zweite Auflage in einer, in jeder Rücksicht verbesserten und verschönerten Gestalt. Nach dem eigenen Urtheile des Verfassers ist es seine ihm gelungenste Arbeit. Es eignet sich zu einem Geschenke an Geburtstagen der Gattin, der Braut und der erwachsenen Töchter; als Geschenk bei dem wichtigen Tage der Confirmation jedes gebildeten Mädchens und bei der Weihnachtsfeier. Es ist ein Leitfaden zur völligen Ausbildung des schönen Geschlechts.

Gleichen Werth haben:

Juliens gesammelte Briefe.

4 Thle. 2te verbesserte Aufl. Mit Kupfern.

8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung.

Preis sauber geheftet 5 Thlr. 4 Gr., roh 5 Thlr.

Subscriptions-Anzeige.

Reise

Sr. Durchl. des Prinzen Maximilian v. Wied-Neuwied

nach Brasilien

in den Jahren 1815 bis 1817.

Zwei Bände in groß 4to mit Kupfern und Karten.

Nach einer jahrelangen unermüdeten Anstrengung ist Unterzeichneter endlich im Stande, hiermit die Subscription auf obiges Werk, dessen Erscheinung mit so allgemeiner Theilnahme erwartet wird, zu eröffnen, und die Ablieferung des ersten Bandes innerhalb drei Monaten mit Zuverlässigkeit zu versprechen.

Wenn man in Paris und London, den großen Zentralpunkten der Künste und Wissenschaften, fast täglich von Unternehmungen der Art hört, die sich mit Leichtigkeit fördern, und den Stand der dortigen Literatur auf eine Höhe heben, gegen welche die unsrige in Hinsicht auf Pracht und Eleganz noch sehr zurück steht, so ist es wohl doppelt verdienstlich, wenn man für ein vaterländisches Produkt die mannigfachen Schwierigkeiten zu besiegen strebt, die ihm bei uns zu einer solchen Vollendung entgegen stehen, und es in einer Gediegenheit jenen Werken der Ausländer an die Seite stellt, die ihm einen Platz unter den vorzüglichsten seiner Art sichert. — Und wenn, wie hier, die äußere Vollendung auf einen Gegenstand verwendet wird, der an sich schon die allgemeine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade verdient, so darf man für eine solche Unternehmung auch wohl bei uns mit Zuversicht das lohnende Interesse erwarten, ohne welches auch bei dem regsten Eifer ein Werk der Art nicht bis zur Vollkommenheit gedeihen kann.

Ueber die Erwartungen, zu denen diese Reise nach einem Lande berechtigt, das, seither fast völlig verschlossen, jetzt die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zieht, und worüber dies Werk die erste gründliche Auskunft verspricht, haben bereits öffentliche Blätter, in denen Auszüge daraus gestanden, auf das günstigste geurtheilt; hier sey also nur noch in der Kürze erwähnt, daß der Prinz das völlig unbekannte, noch von keinem Reisenden in wissenschaftlicher Hinsicht betretene Land längs der Ostküste von Brasilien zwischen dem 13ten und 23sten Grad südlicher Breite untersuchte, und nebst seinen gehaltreichen zoologischen Beobachtungen auch über die Beschaffenheit des Landes, seiner Einwohner, sowohl der Portugiesen als der schon gezähmten, und der noch im rohen wilden Urzustande befindlichen Völkerstämme mit ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, die gründlichsten Bemerkungen niederschrieb. Der Prinz scheute keine Aufopferungen, um sich über Alles die richtigsten Ansichten zu verschaffen, und mit dem größten Interesse wird man die originellen Schilderungen dieses merkwürdigen Landes und seiner, noch in den Wäldern hausenden Urbewohner: der Puris, Botocudos, Patachos, Cammacans u. s. w. lesen, und indem man dem Reisenden auf seinen, mit den größten Mühseligkeiten und Beschwerden verbundenen Wegen folgt, wird man sich durch das Reichhaltige seiner Darstellungen von dem überzeugen, was Herr Hofrath Oken schon früher in Nr. 190 und 191 seiner „Isis" über diese Reise sagte, und wo es heißt: „Man begreift nicht, wie „es menschliche Kräfte ertrugen und wie es möglich „gewesen, die vielen Dinge, die vielen Geschäfte in die „Zeit von zwei Jahren einzuschreiben. So etwas war „nur ins Werk zu setzen durch den festen Willen des „Prinzen, durch seine Einsicht in den Werth der Na„turgeschichte, durch die großen Aufopferungen, die er „dem gemäß nicht gescheuet hat. Wir behaupten, daß „alle Reisen in Brasilien zusammengenommen nicht so „viel Beobachtungen und Zeichnungen enthalten, als „die, welche der Prinz liefern kann, auch von der Neu„heit der Gegenstände abgesehen. Wäre es möglich, „daß in das geschriebene Werk des Prinzen Lebendig„keit, seine Darstellungs- und Nachahmungsgabe, be„sonders der mannigfaltigen Töne, übergehen könnten, „so müßte diese Reise nicht nur eine der reichsten an „Thatsachen, sondern auch die anziehendste in Bezug „auf Erzählung werden."

Der ganze Umfang dieser Reisebeschreibung zerfällt in zwei von einander unabhängige Abtheilungen, und zwar in die hiermit angekündigten zwei Bände der eigentlichen Reisegeschichte, und in die Beschreibung der

naturhistorischen Gegenstände, welche später erscheinen, und worüber seiner Zeit eine besondere Ankündigung ergeben wird. Dem gehaltvollen Gegenstande angemessen habe ich Alles aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um dies Werk dem Publikum in der möglichsten Vollkommenheit und zugleich für einen Preis zu übergeben, der es der Popularität nicht entziehen kann.

Zwei starke Bände Text auf feinem Royal-Velin-Papier mit neuen Antiqua-Lettern gedruckt, sind von zwei und zwanzig großen, 13 Zoll breiten und 10 Zoll hohen, sich ganz für die Fassung unter Glas und Rahmen eignenden Kupfern, und neunzehn halb so großen Vignetten, so wie mehreren Karten begleitet, die folgende Darstellungen liefern. Nämlich:

Größere Kupfer:

1) Ansicht der Mission von St. Fidelis.
2) Die Puris in ihren Wäldern.
3) Die Hütten der Puris.
4) Ansicht des Felsens Jucutucoara.
5) Schiffahrt auf dem Rio Doce.
6) Capitam Bento Lourenzo bei Eröffnung der neuen Straße durch die Wildniße am Mucuri von Port Allegré nach Minas novas.
7) Abbildung der Patachos.
8) Ansicht von St. Cruz.
9) Ansicht der Insel Cachoeirinha im Fluß Bellmonte.
10) Abbildung einer reisenden Botocuden-Familie.
11) Zweikampf der Botocudos.
12) Abbildung der Waffen, Zierrathen und Geräthschaften der Puris.
13) Abbildung der Geräthschaften und Waffen der Puris, Botocudos und Maschacaris.
14) Geräthschaften und Zierrathen der Botocudos.
15) Ansicht von Tapebuçu.
16) Ansicht von Porto Seguro.
17) Abbildung vier origineller Botocuden-Physiognomieen sammt einem Mumienkopf.
18) Ansicht von Ilheos.
19) Abbildung der Camacans.
20) Tanz der Camacans.
21) Waffen und Geräthschaften der Camacans.
22) Zierrathen und Geräthschaften der Camacans.

Vignetten:

1) Stürmische Seefahrt nach Brasilien.
2) Ansicht der Einfahrt in den Busen von Rio de Janeiro.
3) Abbildung der portugiesischen Jäger.
4) Die Fischerhütten am Flusse Barganza.
5) Ansicht eines Landhauses am Paraiba.
6) Die Brasilianische Pflanzer-Wohnung.
7) Abbildung der Soldaten zu Linhares in ihren Panzerröcken.
8) Die Schildkröte an der Seeküste.
9) Die Hütten zu Morro d'Arara.
10) Die Hütten der Patachos.
11) Der Botocuden-Chef Kerenganatnuck.
12) Abbildung eines sehr merkwürdigen Botocuden-Schädels.
13) Die reisenden Indier.
14) Schiffahrt über die Felsen des Ilheos.
15) Ein Halt im Walde.
16) Eine beladene Tropa.
17) Das Einfangen der Ochsen durch den Vaqueiro.
18) Die Jagd der Unze.
19) Abbildung eines beladenen Maulthiers, wie man deren sich dort auf Reisen bedient.

Karten:

Karte eines Theils der Ostküste von Brasilien, nach Arrowsmith.
Karte der Reise durch den Sertam von Bahia.
Karte der neu angelegten Straße von Porto Allegré nach Minas novas.

An diesen Blättern, die sämmtlich nach den mitgebrachten Original-Zeichnungen des Prinzen auf das fleißigste ausgeführt wurden, arbeiteten die vorzüglichsten Künstler Deutschlands, und namentlich: Haldenwang, Veith, Radl, Eßlinger, Keym, H. Müller, [illegible], Eichler, Fränzel, Wagner, Reinhold, Rist, Krüger, Seyffer, Schnelle, Schleich, Bock, Zertahelly u. A., und mit Zuversicht glaube ich behaupten zu können: daß in Deutschland noch keine Reise dieser Art mit einer Gallerie herausgegeben wurde, die sich an Kunstwerth der hier angekündigten an die Seite stellen kann. Das Publikum hiervon zu überzeugen, habe ich in den hier unten benannten Handlungen einen Bogen Text und mehrere Kupfer als Probe aufgelegt, die dort ein zu sehen sind und die hoffentlich meine gegenwärtige Ankündigung rechtfertigen werden.

Der Subscriptions-Termin ist in allen Buch- und Kunsthandlungen bis zu Erscheinung des 1sten Bandes offen, und der Preis für beide Bände ist 4 Carolins für ein Exemplar auf fein Royal-Velin, 6 Carolins für ein Exemplar auf ganz großes Imperial-Velin mit breitem Rand und ersten Kupfer-Abdrücken, und 36 Carolins für ein Exemplar mit en gouache von den besten Künstlern sorgfältig ausgemalten Kupfern.

Nach Ablieferung des 1sten Bandes tritt der um ein Drittel erhöhte Ladenpreis ein. — Subscribenten-Sammlern wird bei Einsendung des baaren Betrags für 7 Exemplare der 1sten und 2ten Ausgabe das 8te gratis gestattet. — Die Namen der Subscribenten werden dem Werke beigedruckt, und ich werde Sorge tragen, denselben besonders schöne Exemplare mit den besten Kupfer-Abdrücken zu liefern.

Frankfurt am Mayn, im Mai 1819.

H. L. Brönner.

Subscription auf obiges Werk wird in allen Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands angenommen. Die Proben sind zu sehen: In Arau bei Sauerländer. In Berlin bei Amelang, Dümmler, Dunker et Humblot und Haude et Spener; in Bonn bei Marcus; in Braunschweig bei Vieweg; in Bremen bei Heyse; in Breslau bei W. G. Korn. In Carlsruhe bei Braun; in Cöln bei Bachem. In Darmstadt bei Heyer et Leske; in Dresden bei Arnold. In Erlangen bei Palm et Enke. In Gotha bei Ukert; in Giessen bei Heyer. In Hamburg bei Perthes et Besser und Hofmann et Campe; in Hannover bei Gebr. Hahn; in Heidelberg bei Mohr et Winter. In Königsberg bei Unzer. In Leipzig bei [illegible] Fleischer und Co. In Marburg bei Krieger; in München bei Lindauer, und Reinhard. In Nürnberg bei Campe. In Prag bei Calve. In Rostock bei Stiller; in Riga bei Deubner et Treuy. In Strasburg bei Treuttel et Würz; in Stuttgard bei Metzler. In Warschau bei Glücksberg; in Wien bei Gerold, Schaumburg und Schalbacher; in Weimar bei Hofmann; in Wiesbaden bei Schellenberg. In Zürich bei Orell et [illegible]

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 9. 1819.

Beilage zum 120sten Blatte des Gesellschafters.

Nachtrag.

Herr von Göckingk war, bei Beschreibung der „zusammen gewachsenen Brüder" (Gesellschafter Bl. 70) ungewiß: ob Buchananus die erwähnten Angaben bestätigt. In der „Abendzeitung" Nr. 140 ist dies nachgewiesen, und die Stelle bei Buchanan (rerum Scoticarum, lib. 13) beigebracht, wo es noch heißt: „Auch wird an diesem erwachsenen Menschenpaar merkwürdig: daß, wenn man die Schenkel oder Lenden verletzte, bloß ein Körper Schmerz empfand, welcher Unterschied beim Tode noch sichtbarer wurde. Indem nämlich der eine Körper schon mehrere Tage vor dem andern gestorben war, verzehrte sich der noch lebende allmählig, als jener schon in Fäulniß überging." — Ich danke dem Berichtiger angelegentlich für die Aufmerksamkeit. D. Herausg.

Berichtigung.

Nach der „Zeit. für die eleg. Welt" Nr. 134 soll „allenfalls (?!) der Gesellschafter des Hrn. Gubitz und Hell's Abendzeitung ausgenommen" bleiben, wenn davon die Rede ist, daß Kotzebue's Wirken im Jahr 1818, nach Unterdrückung der „Nemesis", in der Oeffentlichkeit dennoch nicht unvergolten geschehen konnte. Dies wird in einer Note zu dem Aufsatz: „Eingemachte Lesefrüchte" angedeutet, vielleicht — weil Kotzebue noch in dem März-Hefte des „literarischen Wochenblatts" neben dem „Morgenblatt" und der „Zeitung für die elegante Welt" den „Gesellschafter" als drittes Blatt nannte, welches sich Anerkennung erwarb. — Der Confitürier zeigt sich aber sehr vorschnell im Behaupten; denn der „Gesellschafter" gehört mit zu denen Zeitschriften, welche Kotzebue's unüberlegte Aufstellungen zuerst bekämpfen halfen, wie dies viele Stellen im Jahrgang 1818 unwiderleglich darthun. Aber freilich ist nicht Alles, was er that und sagte, in Masse verdammt, nicht jede Gehässigkeit und Tücke wider ihn gut geheißen, weil, nach meinem Urtheil und Gefühl, es schon ein entschiedenes Unrecht ist: geradezu und ohne fortgesetzte Prüfung wider Jemand zu seyn. Der Herr Confitürier denkt hoffentlich auch so; doch wird er dabei wohl thun, wenn er in seinem literarischen Conditorei-Geschäft der eleganten Welt nicht darum Conditor (d. h. Einer, der seine Waaren leckerhaft zurichtet) seyn will, um Conditor (d. h. Erfinder, Verfasser) von Unwahrheiten zu seyn, sonst müssen die „eingemachten Lesefrüchte" erst durch Säuberung von dergleichen Unerlaubtem zu „reingemachten Lesefrüchten" werden. D. Herausgeber.

Ein wahres Geschichtchen.

Ein junger Dichter, welcher wachend und träumend sich mit seinen Phantasie-Gebilden, die auf hohem mystischen Cothurn einher schritten, beschäftigte, und der, verzückt bis in den dritten Himmel, Nectar und Ambrosia von dem Göttermahle selbst genoß, von Sylphen in die Reiche unsichtbarer Feen getragen, die Schätze derselben bewundern und besingen konnte, mit den Blumen sprach, die ihm eben so mystisch antworteten, mit der ganzen Geisterwelt, den Tritonen, Dryaden, Najaden u. s. w. im engverschwisterten Bunde lebte — kurz: ein Dichter, dessen Gedankenflüge ein anderer Sterblicher nie zu folgen vermag und dessen dichterische Räthsel wohl auch eine andere Welt nur selten wird lösen können — hatte einst in hoher Verzückung, d. h. Verwirrung, ein solches überirrdisches Gedicht entworfen. Mit dem Blick und Schritt eines Verklärten trat er in das Zimmer seiner Mutter, und mit Pathos rief er ihr entgegen: „Mutter! hier habe ich ein Gedicht entworfen, dessen hohe Begeisterung, die darin weht, mir selbst ein Räthsel ist!" — Lächelnd über den hohen Geistesschwung ihres geliebten Sohnes schwieg sie, um ihn durch keine prosaische Antwort seinem Himmel zu entreißen. — Wie Mancher möchte nicht Aehnliches sagen können, der es seiner Mutter nicht gesteht, sondern der Welt das Urtheil über sein mystisch gebornes Geisteskind überläßt, die es anfänglich vielleicht grübelnd anstaunt, endlich aber — nicht mit mütterlicher Schonung — es mit Recht als Mißgeburt verwirft. C. M.

Becker und Necker.

Im „Morgenblatt" Nr. 117 ist ein kleiner Aufsatz, überschrieben „Becker und Necker" abgedruckt, der nochmals den Streit über die Taschenbücher der Herren Kind und Richter in Erinnerung bringt. Der Verfasser will wohl nicht ein Necker — wie er es angiebt — sondern ein Schrecker seyn, und die geachtete Redaktion jener Zeitschrift muß eigene Gründe gehabt haben, den matten und unzarten Aufsatz über einen schon zu oft dagewesenen Gegenstand auf zu nehmen, da sich hier — um bei dem Spiel mit Namen zu bleiben — sichtlich ein Kind zum Richter aufwarf; oder hat ihm Partheisucht die schwache Rede diktirt, so ist vielleicht der sonst gute Richter nur diesmal ein Kind geworden, und es ist wünschenswerth, daß ihm so etwas nicht öfter geschehe. Th. L.

Der purpurne Geist.

In einer Zeitschrift, deren Redakteur wohl darum aller Verantwortlichkeit entzogen bleibt, weil er — zwar kein König ist, doch oft den König (nach dem Sinn einer bekannten Redensart) gesehen hat, ist neulich ein Gedicht mitgetheilt, überschrieben: „Das Nachtmahl des reuigen Sünders; nach Novalis". In demselben kann der, welcher jene Zeitschrift überhaupt noch lesen mag, auch folgende Stelle finden: „Wer da schmeckt von deinem Leib, von deinem Blut, deß Geist wird bepurpert von heiligem Schein." — Angenommen, daß bepurpert eigentlich heißen soll: bepurpurt — so wäre doch zu fragen: Was ist ein bepurpurter Geist? — Den Redakteur darf man, wie schon angedeutet, darüber nicht zu Rathe ziehen, der kennt — in seinem geistigen Hange, dem in der Regel ein Fallen folgt — gewiß eine Art Geist von allerlei Farben; aber daß auch der Geist, welchen man Seele nennt, Farben haben und namentlich purpurn seyn kann, das wird sich wohl weder psychologisch, noch chemisch beweisen lassen. Jr.

naturhistorischen Gegenstände, welche später erscheinen, und worüber seiner Zeit eine besondere Ankündigung ergehen wird. Dem gehaltvollen Gegenstande angemessen habe ich Alles aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um dies Werk dem Publikum in der möglichsten Vollkommenheit und zugleich für einen Preis zu übergeben, der es der Popularität nicht entziehen kann.

Zwei starke Bände Text auf feinem Royal-Velin-Papier mit neuen Antiqua-Lettern gedruckt, sind von zwei und zwanzig großen, 13 Zoll breiten und 10 Zoll hohen, sich ganz für die Fassung unter Glas und Rahmen eignenden Kupfern, und neunzehn halb so großen Vignetten, so wie mehreren Karten begleitet, die folgende Darstellungen liefern. Nämlich:

Größere Kupfer:

1) Ansicht der Mission von St. Fidelis.
2) Die Puris in ihren Wäldern.
3) Die Hütten der Puris.
4) Ansicht des Felsens Jucutucoara.
5) Schiffahrt auf dem Rio Doce.
6) Capitam Bento Lourenzo bei Eröffnung der neuen Straße durch die Wildnisse am Mucuri von Port Allegró nach Minas novas.
7) Abbildung der Patachos.
8) Ansicht von St. Cruz.
9) Ansicht der Insel Cachoeirinha im Fluß Bellmonte.
10) Abbildung einer reisenden Botocuden-Familie.
11) Zweikampf der Botocudos.
12) Abbildung der Waffen, Zierrathen und Geräthschaften der Puris.
13) Abbildung der Geräthschaften und Waffen der Puris, Botocudos und Maschacaris.
14) Geräthschaften und Zierrathen der Botocudos.
15) Ansicht von Tapebuçu.
16) Ansicht von Porto Seguro.
17) Abbildung vier origineller Botocuden-Physiognomieen sammt einem Mumienkopf.
18) Ansicht von Ilheos.
19) Abbildung der Camacans.
20) Tanz der Camacans.
21) Waffen und Geräthschaften der Camacans.
22) Zierrathen und Geräthschaften der Camacans.

Vignetten:

1) Stürmische Seefahrt nach Brasilien.
2) Ansicht der Einfahrt in den Busen von Rio de Janeiro.
3) Abbildung der portugiesischen Jäger.
4) Die Fischerhütten am Flusse Barganza.
5) Ansicht eines Landhauses am Paraiba.
6) Die Brasilianische Pflanzer-Wohnung.
7) Abbildung der Soldaten zu Linhares in ihren Panzerröcken.
8) Die Schildkröte an der Seeküste.
9) Die Hütten zu Morro d'Arara.
10) Die Hütten der Patachos.
11) Der Botocuden-Chef Kerengnatnuck.
12) Abbildung eines sehr merkwürdigen Botocuden-Schädels.
13) Die reisenden Indier.
14) Schiffahrt über die Felsen des Ilheos.
15) Ein Halt im Walde
16) Eine beladene Tropa.
17) Das Einfangen der Ochsen durch den Vaqueiro.
18) Die Jagd der Unze.
19) Abbildung eines beladenen Maulthiers, wie man deren sich dort auf Reisen bedient.

Karten:

Karte eines Theils der Ostküste von Brasilien, nach Arrowsmith.
Karte der Reise durch den Sertam von Bahia.
Karte der neu angelegten Straße von Porto Allegró nach Minas novas.

An diesen Blättern, die sämmtlich nach den mitgebrachten Original-Zeichnungen des Prinzen auf das fleißigste ausgeführt wurden, arbeiteten die vorzüglichsten Künstler Deutschlands, und namentlich: Haldenwang, Veith, Nadl, Eßlinger, Keym, H. Müller, Lips, Eichler, Fränzel, Wagner, Reinbold, Rist, Krüger, Seyffer, Schnelle, Schleich, Bock, Zertahelly u. A., und mit Zuversicht glaube ich behaupten zu können: daß in Deutschland noch keine Reise dieser Art mit einer Gallerie herausgegeben wurde, die sich an Kunstwerth der hier angekündigten an die Seite stellen kann. Das Publikum hiervon zu überzeugen, habe ich in den hier unten benannten Handlungen einen Bogen Text und mehrere Kupfer als Probe aufgelegt, die dort ein zu sehen sind und die hoffentlich meine gegenwärtige Ankündigung rechtfertigen werden.

Der Subscriptions-Termin ist in allen Buch- und Kunsthandlungen bis zu Erscheinung des 1sten Bandes offen, und der Preis für beide Bände ist 4 Carolins für ein Exemplar auf fein Royal-Velin, 6 Carolins für ein Exemplar auf ganz großes Imperial-Velin mit breitem Rand und ersten Kupfer-Abdrücken, und 36 Carolins für ein Exemplar mit en gouache von den besten Künstlern sorgfältig ausgemalten Kupfern.

Nach Ablieferung des 1sten Bandes tritt der um ein Drittel erhöhte Ladenpreis ein. — Subscribenten-Sammlern wird bei Einsendung des baaren Betrags für 7 Exemplare der 1sten und 2ten Ausgabe das 8te gratis gestattet. — Die Namen der Subscribenten werden dem Werke beigedruckt, und ich werde Sorge tragen, denselben besonders schöne Exemplare mit den besten Kupfer-Abdrücken zu liefern.

Frankfurt am Mayn, im Mai 1819.

H. L. Brönner.

Subscription auf obiges Werk wird in allen Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands angenommen. Die Proben sind zu sehen: In Arau bei Sauerländer. In Berlin bei Amelang, Dümmler, Dunker et Humblot und Haude et Spener; in Bonn bei Marcus; in Braunschweig bei Vieweg; in Bremen bei Heyse; in Breslau bei W. G. Korn. In Carlsruhe bei Braun. In Cölln bei Bachem. In Darmstadt bei Heyer et Leske; in Dresden bei Arnold. In Erlangen bei Palm et Encke. In Gotha bei Ukert; in Giesen bei Heyer. In Hamburg bei Perthes et Besser und Hofmann et Campe; in Hannover bei Gebr. Hahn; in Heidelberg bei Mohr et Winter. In Königsberg bei Unzer. In Leipzig bei Fr. Fleischer und Leo. In Marburg bei Krüger; in München bei Lindauer, und Reinhart. In Nürnberg bei Campe. In Prag bei Calve. In Rostock bei Stiller; in Riga bei Deubner et Treuy. In Strasburg bei Treuttel et Würtz; in Stuttgard bei Metzler. In Warschau bei Glücksberg; in Wien bei Gerold, Schaumburg und Schalbacher; in Weimar bei Hofmann; in Wiesbaden bei Schellenberg. In Zürich bei Orell et Füßli.

Bemerker. No. 9. 1819.

Beilage zum 120sten Blatte des Gesellschafters.

Nachtrag.

Herr von Seckingk war, bei Beschreibung der „zusammen gewachsenen Brüder" (Gesellschafter Bl. 70) ungewiß: ob Buchananus die erwähnten Angaben bestätigt. In der „Abendzeitung" Nr. 140 ist dies nachgewiesen, und die Stelle bei Buchanan (rerum Scoticarum, lib. 13) beigebracht, wo es noch heißt: „Auch wird an diesem erwachsenen Menschenpaar merkwürdig: daß, wenn man die Schenkel oder Lenden verletzte, bloß ein Körper Schmerz empfand, welcher Unterschied beim Tode noch sichtbarer wurde. Indem nämlich der eine Körper schon mehrere Tage vor dem andern gestorben war, verzehrte sich der noch lebende allmählig, als jener schon in Fäulniß überging." — Ich danke dem Berichtiger angelegentlich für die Aufmerksamkeit. D. Herausg.

Berichtigung.

Nach der „Zeit. für die eleg. Welt" Nr. 134 soll „allenfalls (?!) der Gesellschafter des Hrn. Gubitz und Hell's Abendzeitung ausgenommen" bleiben, wenn davon die Rede ist, daß Kotzebue's Wirken im Jahr 1818, nach Unterdrückung der „Nemesis", in der Oeffentlichkeit dennoch nicht unvergolten geschehen konnte. Dies wird in einer Note zu dem Aufsatz: „Eingemachte Lesefrüchte" angedeutet, vielleicht — weil Kotzebue noch in dem März-Hefte des „literarischen Wochenblatts" neben dem „Morgenblatt" und der „Zeitung für die elegante Welt" den „Gesellschafter" als drittes Blatt nannte, welches sich Anerkennung erwarb. — Der Confitürier zeigt sich aber sehr vorschnell im Behaupten; denn der „Gesellschafter" gehört mit zu denen Zeitschriften, welche Kotzebue's unüberlegte Aufstellungen zuerst bekämpfen halfen, wie dies viele Stellen im Jahrgang 1818 unwiderleglich darthun. Aber freilich ist nicht Alles, was er that und sagte, in Masse verdammt, nicht jede Gehässigkeit und Tücke wider ihn gut geheißen, weil, nach meinem Urtheil und Gefühl, es schon ein entschiedenes Unrecht ist: geradezu und ohne fortgesetzte Prüfung wider Jemand zu seyn. Der Herr Confitürier denkt hoffentlich auch so; doch wird er dabei wohl thun, wenn er in seinem literarischen Conditorei-Geschäft der eleganten Welt nicht darum Conditor (d. h. Einer, der seine Waaren leckerhaft zurichtet) seyn will, um Conditor (d. h. Erfinder, Verfasser) von Unwahrheiten zu seyn, sonst müssen die „eingemachten Lesefrüchte" erst durch Säuberung von dergleichen Unerlaubtem zu „reingemachten Lesefrüchten" werden. D. Herausgeber.

Ein wahres Geschichtchen.

Ein junger Dichter, welcher wachend und träumend sich mit seinen Phantasie-Gebilden, die auf hohem windischen Cothurn einher schritten, beschäftigte, und der, verzückt bis in den dritten Himmel, Nectar und Ambrosia von dem Göttermahle selbst genoß, von Sylphen in die Reihe unsichtbarer Feen getragen, die Schätze derselben bewundern und besingen konnte, mit den Blumen sprach, die ihm eben so mystisch antworteten, mit der ganzen Geisterwelt, den Tritonen, Dryaden, Najaden u. s. w. im eng verschwisterten Bunde lebte — kurz: ein Dichter, dessen Gedankenflüge ein anderer Sterblicher nie zu folgen vermag und dessen dichterische Räthsel wohl auch eine andere Welt nur selten wird lösen können — hatte einst in hoher Verzückung, d. h. Verwirrung, ein solches überirrdisches Gedicht entworfen. Mit dem Blick und Schritt eines Verklärten trat er in das Zimmer seiner Mutter, und mit Pathos rief er ihr entgegen: „Mutter! hier habe ich ein Gedicht entworfen, dessen hohe Begeisterung, die darin weht, mir selbst ein Räthsel ist!" — Lächelnd über den hohen Geistesschwung ihres geliebten Sohnes schwieg sie, um ihn durch keine prosaische Antwort seinem Himmel zu entreißen. — Wie Mancher möchte nicht Aehnliches sagen können, der es seiner Mutter nicht gesteht, sondern der Welt das Urtheil über sein mystisch gebornes Geisteskind überläßt, die es anfänglich vielleicht grübelnd anstaunt, endlich aber — nicht mit mütterlicher Schonung — es mit Recht als Mißgeburt verwirft. C. M.

Becker und Necker.

Im „Morgenblatt" Nr. 117 ist ein kleiner Aufsatz, überschrieben „Becker und Necker" abgedruckt, der nochmals den Streit über die Taschenbücher der Herren Kind und Richter in Erinnerung bringt. Der Verfasser will wohl nicht ein Necker — wie er es angiebt — sondern ein Schrecker seyn, und die geachtete Redaktion jener Zeitschrift muß eigene Gründe gehabt haben, den matten und unzarten Aufsatz über einen schon zu oft dagewesenen Gegenstand auf zu nehmen, da sich hier — um bei dem Spiel mit Namen zu bleiben — sichtlich ein Kind zum Richter aufwarf; oder hat ihm Partheisucht die schwache Rede diktirt, so ist vielleicht der sonst gute Richter nur diesmal ein Kind geworden, und es ist wünschenswerth, daß ihm so etwas nicht öfter geschehe. Th. L.

Der purpurne Geist.

In einer Zeitschrift, deren Redakteur wohl darum aller Verantwortlichkeit entgegen bleibt, weil er — zwar kein König ist, doch oft den König (nach dem Sinn einer bekannten Redensart) gesehen hat, ist neulich ein Gedicht mitgetheilt, überschrieben: „Das Nachtmahl des reuigen Sünders; nach Novalis". In demselben kann der, welcher jene Zeitschrift überhaupt noch lesen mag, auch folgende Stelle finden: „Wer da schmeckt von deinem Leib, von deinem Blut, deß Geist wird bepurpert von heiligem Schein." — Angenommen, daß bepurpert eigentlich heißen soll: bepurpurt — so wäre doch zu fragen: Was ist ein bepurpurter Geist? — Den Redakteur darf man, wie schon angedeutet, darüber nicht zu Rathe ziehen, der kennt — in seinem geistigen Hange, dem in der Regel ein Fallen folgt — gewiß eine Art Geist von allerlei Farben; aber daß auch der Geist, welchen man Seele nennt, Farben haben und namentlich purpurn seyn kann, das wird sich wohl weder psychologisch, noch chemisch beweisen lassen. Ir.

Blatt der Ankündigungen.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

1ster Theil A — Aetius. 2ter Theil Äga — Aldus. gr. 4.

Auf weiß Druck- und Velinpapier, mit 56 Quarto-Platten (die größeren Platten sind immer im Verhältniß angeschlagen) auf Velin-Papier, neu verzeichnete Land- und Stern-Charten und erläuternde Kupfer enthaltend.

Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditsch.

Nachdem nunmehr die Grundlage dieses wichtigen Unternehmens gesichert ist, sowohl durch die fleißigen Bemühungen der Herren Herausgeber und Mitarbeiter, als durch eine nicht geringe, dem 2ten Theile vorgedruckte Anzahl von Subscribenten, so darf das teutsche Publikum um so mehr auf eine so viel als möglich beschleunigte Fortsetzung desselben rechnen. Wenn die ersten Theile nicht rasch auf einander erschienen,*) so bedenke man: daß in solchen gewissermaßen das Ganze begründet werden mußte. Wäre diese Encyclopädie aus den vorhandenen Wörterbüchern und andern Schriften zusammen getragen, und wäre nicht jeder Artikel eigene Arbeit, so wäre es ein leichtes gewesen, schnell eine Reihe von Bänden zu liefern, mit schon zehnmal copirten Kupfern zu verzieren, und so eine zwar neu gedruckte, aber nicht eine neue Encyclopädie teutscher Nation zu geben, wie sie der Stand der Wissenschaften und Künste in Teutschland und der Grad der Bildung unserer Nation erfordert. Der Verleger hofft durch diese kurze Auseinandersetzung genug zur Beseitigung der möglichen Besorgniß einer zu späten Beendigung gesagt zu haben, und fügt nichts weiter hinzu, indem das Werk für sich selbst hinlänglich spricht und die vom Herrn Professor Gruber gelieferte „Einleitung über encyclopädisches Studium als ein Bedürfniß unserer Zeit, nebst einer systematischen Encyclopädie der Wissenschaften aus jenem Gesichtspunkte" zeigt, in welchem Geiste und zu welchem Zwecke hier gearbeitet wird. — Noch im Laufe dieses Jahres wird der 3te und 4te Theil erscheinen, zu denen die Kupfer bereits größten Theils vollendet sind.

*) Einige wenige Subscribenten haben sich zu nichts verbunden geglaubt, weil der Verleger die ersten Theile nicht zur selbst gesetzten Zeit erscheinen laßen konnte; wer aber den Umfang und die Schwierigkeiten rc. beurtheilen kann, die mit dieser Unternehmung verbunden sind, wird billiger seyn.

Der Vermuthung, als ob das Ganze die Zahl von 30 Theilen um sehr Vieles überschreiten werde, begegnet der Verleger durch folgende Bemerkungen: Der Buchstabe A, so wie die noch nicht immer hinlänglich präcise Abfassung der dazu gehörigen Artikel, kann nicht zum Maaßstabe für das Ganze dienen, indem dieser Buchstabe, laut allen Prüfungen der vorhandenen Wörterbücher und Encyclopädien, im Teutschen der allerstärkste ist, die vielen fremden Wörter ungerechnet; die nöthige Präcision aber den Herren Mitarbeitern erst durch Vergleichung erreichbar wird. Es können daher nur einige Theile mehr erscheinen, als im Anfange berechnet waren; mit Zuversicht aber kann man annehmen: daß fernerhin wenigstens alle 4 Monate ein Theil ausgegeben werden kann, wodurch die Unternehmung in kürzerer Zeit beendigt werden wird, als man gegenwärtig glaubt.

Nach allen vorhandenen Ankündigungen der Encyclopädie ist nun mit Erscheinung des 2ten Theiles oder der ganzen ersten Lieferung die seitherige Subscription geschlossen, und die dem zweiten Theile vorgedruckte Nachricht über die fernere Erwerbung der Encyclopädie (vom 25sten März) wird zu Gunsten aller neuen Bestellungen dahin abgeändert: daß man dieses Werk von jetzt an bei dem Verleger und in sämmtlichen Buchhandlungen auf beliebige Art erlangen kann, indem man entweder:

1) für den 1sten und 2ten Theil nebst den Kupfern den Ladenpreis zahlt (auf weiß Druckpapier mit 12 Thlr. auf Velinpapier mit 16 Thlr. sächs.) und zugleich auf die IIte Lieferung oder den 3ten und 4ten Theil den Subscriptionspreis pränumerirt; oder
2) um den vollen Subscriptions-Vortheil zu erlangen (wozu es eigentlich wie gesagt zu spät ist) bei Empfang der Isten Lieferung oder des 1sten und 2ten Theils zusammen für die Iste — IVte Lieferung oder den 1sten — 8ten Theil mit 30 Thlr. 16 Gr. auf weiß Druckpapier und mit 40 Thlr. auf Velinpapier Pränumeration leistet.

Besteller in Gegenden, wo thätige Buchhandlungen nicht in der Nähe vorhanden sind, werden ersucht, sich direkt an den Verleger zu wenden, und erhalten bei einer Bestellung von Fünf Exemplaren das Fünfte, oder Ein Exemplar gratis.

Leipzig, den 3. Juni 1819.

Bericht über die Erscheinung meines diesjährigen (1819) Verlags zur Jubilate-Messe.

Isis für 1819 Von Oken. 1s und fg. Hefte. 8 Thlr.
Allgemeine medizinische Annalen für 1819. Von Pierer. 1s und fg. Hefte. 6 Thlr. 16 Gr.
Pierer medizinisches Real-Wörterbuch. 3r Bd. F — Ha. 3 Thlr. 18 Gr.
Prof. Krug Anti-Stourdza. 6 Gr.
Dasselbe französisch (übersetzt von L. de Villers). 8 Gr.
Steffens die gute Sache. 8 Gr.

Spärke-Wangenstein über Geschwornen-Gerichte. 16 Gr.

Auch etwas über den Sächsischen Landtag. 8. 6 Gr.

Prof Krug: Kotzebue und die deutschen Universitäten. 2te Aufl. 10 Gr.

— — Preuß. Zollwesen, Staatszeitung und der Zeitgeist. 2te Aufl. 8 Gr.

Herbart gegen Steffens. 10 Gr.

v. Jakob akademische Freiheit und Disciplin. 16 Gr.

Grävell das Wiedersehn nach dem Tode. (Anhang zu dessen Werk: Der Mensch.) 10 Gr.

(Merbus. Müller) Ehre und Freiheit. 8 Gr.

Baggesens: Parthenais. Neue Auflage. In 2 Bändchen. Mit 6 Kupfern (von welchen vier neu). 2 Thlr. 16 Gr.

Saladdin. Romantisches Gedicht in vier Gesängen von Teuscher. Mit 4 Kupf (Preisgedicht aus der Urania 1819.) 1 Thlr. 12 Gr.

Wladimir und dessen Tafelrunde. 1 Thlr.

Classisches Theater der Franzosen. Nr. I. Zaire, übersetzt von Peucer. Mit Einleitungen u. s. w. 1 Thlr. 16 Gr.

Brittische Dichter-Proben. Nr. I. Nach Moore und Byron. Vom Leg. Rath Breuer. 1 Thlr. 12 Gr.

Taschenbuch für die Conversation in ausländischen Sprachen. In 18mo. 1 Thlr 8 Gr.

Johanna Schopenhauer: Gabriele. Ein Roman. 2 Thle. Erster Theil. 2 Thlr.

Sibillinische Blätter des Magus in Norden (Hamann's). Mit Hamann's Bildniß 2 Thlr.

Der Zug der Normannen nach Jerusalem. Romant. Gedicht in zwölf Gesängen. Von Grötsch. 2 Thlr.

Ernst Schulze (Verf. der bez Rose) poetische Schriften. (Dessen poetisches Tagebuch u. s. w. enthaltend.) 3r Bd. 2 Thlr.

— — Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 1 Thlr.

Calderon de la Barca Schauspiele; übersetzt vom Frhrn. v. d. Malsburg. 2r Thl. (enthält: I. Fürst, Freund, Frau. II Wohl und Weh.) 2 Thlr.

Quandt Streifereien durch Italien. 2s und 3s (und letztes) Bändchen. Alle drei vollständig 3 Thlr.

Taschenbuch für Bade- und Brunnen-Reisende in Deutschland. In 2 Bändchen. Mit 36 Kupfern und 1 Karte. 4 Thlr. 12 Gr.

Dr. Carl Witte Erziehungs-Geschichte seines Sohnes. 2 Theile. 3 Thlr.

Hermes. Kritisches Jahrbuch der Literatur. 2tes Stück für 1819.

W. Scott die Jungfrau vom See. Von Henriette Schubart. 1 Thlr. 8 Gr.

Mémoires et Considérations sur les princip. événements de la Revolut. franç. par Mad. de Stael. 3 Vols. 3 Thlr.

Examen critique (de l'ouvrage précédent) par Bailleul. 2 Vol. 2 Thlr.

Zeitgenossen. 15s Heft. 1 Thlr. Hieraus besonders:

Millins Biographie. Von Krafft und Böttiger. 18 Gr.

Wolfart Jahrbücher des Magnetismus. 3tes Stück. 1 Thlr.

John Handwörterbuch der Chemie. 4ter (und letzter) Theil In 2 Bdchen. 3 Thlr. 16 Gr. Compl. 11 Thlr.

Shakspeare Lear; übersetzt von H. Voß. (Aus den Werken besonders.) 1 Thlr. 4 Gr.

Sickler die herkulanensischen Handschriften in England u. s. w. Aktenmäßiger Bericht. 1 Thlr. 8 Gr.

Dessen Nachtrag hiezu. Die Versuche von Davy betreffend. 8. 10 Gr.

Das Preuß. Zoll- und Steuer-System. Staatswirthschaftlich betrachtet. 20 Gr.

Curt Sprengel Institutiones medicae. III — VI. Theil Neue verb. Aufl. (Vom 1sten und 2ten Theil sind noch Exempl. der ersten Aufl. da.) 8 Thlr. 4 Gr.

G. v. Winkell Handbuch für Jäger und Jagdberechtigte. 3 Bde Neue Aufl. Erster Theil 3 Thlr.

Voß Shakspeare. 3r Theil. (1. Wie es euch gefällt. 2. König Lear. 3. Die gezähmte Keiferin. 4. Timon von Athen.) 3 Thlr.

Prof. Friedr. Saalfeld allgem. Geschichte der neuesten Zeit seit der französischen Revolution. 3ten Bds 1ste Abth. 2 Thlr. 12 Gr.

Hans Sachs. Von Friedr. Furchau. 2te Abth.: der Ehestand. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Constitution Spaniens von den Cortes gegeben, und die Constitutionen Süd-Amerika's. Mit histor. Einleitungen. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Nibelungen, von Franz Rudolph Hermann. (I. Der Nibelungen Hort II. Siegfried. III. Chriemhildens Rache.) 1 Thlr. 18 Gr.

Nicolaus Möller über das absolute Prinzip der Ethik. 10 Gr.

Kreyßig System der praktischen Heilkunde. 2ter Theil. 2 Thlr 16 Gr.

Conversations-Lexicon. 5te Auflage. 6r, 7r, 8r Theil. (Der 9te und 10te nach der Michaelis-Messe.)

Supplemente für die Besitzer der vier ersten Auflagen des Conversations-Lexicon In vier Abtheilungen. Erste Abtheilung. Alle 4 Abtheil. 2 Thlr. 16 Gr. Schreibpapier 3 Thlr. 8 Gr.

Leipzig. F. A. Brockhaus.

Zur Beachtung.

Die höchste Empfehlung verdienen:

Predigten zur Beförderung der kirchlichen Erbauung auf alle öffentlichen Andachtstage des ganzen Jahres, nach den gewöhnlichen evangelischen Texten. Herausgegeben von C. E. Gebauer, Prediger zu Lietgen in der Churmark.

Wer sich näher überzeugen will, daß dieses Werk seinen Zweck vollkommen erfüllt, der lese die ausgezeichnet günstige Rezension in Nr. 89 der „Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung", in welcher auf mehr als zwei vollen Seiten ein, mit Gründen belegtes Lob ausgesprochen ist. Der Rezensent räth „allen Predigern auf dem Lande", sich dieses Buch an zu schaffen und sagt: „Besonders empfiehlt sie Rezensent den Predigern, welche bisweilen oder oft den Cantor müssen lesen lassen. Er versichert, unter allen, selbst für diesen Zweck geschriebenen Predigten, keine gefunden zu haben, die so ganz die Art und den Ton treffen, welchen dergleichen Predigten haben müssen. Ein nur einigermaßen gebildeter Schullehrer wird sie gewiß sehr leicht richtig und zweckmäßig vorlesen können. was noch durch den deutlichen, gut in die Augen fallenden Druck befördert wird. Der Rezensent, der selbst Prediger ist — ob er gleich in die Verlegenheit. vorlesen zu lassen, für seine Person nicht kommt, doch von mehreren Predigern und Cantoren von Zeit zu Zeit um Mittheilung vorzu-

..ender, zweckmäßiger Predigten angegangen wird — weiß, welches Bedürfniß in dieser Hinsicht obwaltet, und darum zeichnet er diesen schönen Fund hier ganz vorzüglich aus" — „Aber er empfiehlt diese Predigten auch der häuslichen Erbauung. Sie eignen sich dazu durch ihre ganze Einrichtung: es sind Predigten, die eigentlich gelesen seyn wollen und sollen, und so deutlich, einfach und ohne weitere Erklärung verständlich vorgetragen, und in einem so ruhigen, herzlichen und sich für die Selbstbetrachtung ganz eignenden Ton geschrieben, daß Niemand sie ohne Erbauung, ohne Befriedigung lesen und aus den Händen legen wird."

Dieses ausgezeichnete Werk ist in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. 16 Gr. zu haben.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

Interessantes geschichtliches Hülfsmittel.

Ursprung und Wachsthum der preußischen Staaten, bildlich dargestellt von Dr. Friedrich Straß, Professor und Direktor des Gymnasiums zu Nordhausen.

Die „Leipziger Literatur-Zeitung" sagt, unter Anderem, darüber: „Es ist ein großes Blatt in Landcharten-Format. Herr Straß hat schon in einem, mit Beifall aufgenommenen größeren Gemälde die Hauptscenen der allgemeinen Geschichte dargestellt. Hier beschenkt er das Publikum mit einem Strombilde, das den Ursprung und Wachsthum der preußischen Staaten darstellt. Es sind die einzelnen Arme von Polen, Preußen, Mark Brandenburg, Pommern, Sachsen, die sich in den Strom des Hohenzollernschen Hauses, besonders in dem Zweig, der zum Besitz des Burggrafthums Nürnberg kam, vereinigen, und links von den Regenten Deutschlands, und rechts von einem Strom unter der Rubrik: Bildungsgeschichte, eingefaßt werden. Zu jedem einzelnen der vorhin genannten Arme werden die Regenten mit den Jahren ihres Regierungs-Antrittes genannt, und in dem Hohenzollernschen Strome auch die Erwerbung der kleineren Bezirke, alle mit dem Jahre, in dem sie zum Stammlande, der Mark Brandenburg, kamen; die merkwürdigsten Kriege, Schlachten, Friedensschlüsse u. s. w. aufgeführt. Die Angaben der Zahlen sind richtig, und der Gegenstände eher zu viel, als zu wenig. Das Blatt ist von C. L. Boß recht gut in Stein gravirt."

Dieses sehr brauchbare Blatt ist durch alle Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben; in Leipzig bei Köchly.

Folgendes Werk hat so eben die Presse verlassen, und ist in der Maurerschen Buchhandlung, Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen:

Ueber die neuen Assassinen; zwei Schreiben von Otto Schulz und Karl Giesebrecht an August Zeune, nebst dessen Antwort.

gr. 8. Preis geh. 6 Gr.

Einige Worte zur allgemeinen Beherzigung über Adel und Turngesinnungen, in ihrer Beziehung zum monarchisch-preußischen Staate, von Carl Frhrn. von Lüttwitz.

gr. 8. Leipzig. Preis geh. 6 Gr.

Ist in der Maurerschen Buchhandlung, Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen.

Kurzes gründliches und leichtfaßliches Rechenbuch zum Unterricht auf Gymnasien und Bürger-Schulen, von Dr. Martin Ohm,

Königl. Preuß. Ober-Lehrer der Mathematik und Physik in Thorn.

Berlin 1818, in der Maurerschen Buchhandlung.

Preis 16 Gr. In Parthieen Preis für Schulen 12 Gr.

Mehr als alles Andere dient zur besonderen Empfehlung dieses Buches: „daß es schon mit dem besten Erfolg in mehreren Schulen eingeführt ist." Der Plan des Herrn Verfassers, über welchen er sich in der Vorrede näher ausspricht: der Schul-Jugend ein Buch in die Hand zu geben, in welchem nicht die Regeln mit todten Buchstaben nackt und abgerissen dastehen, sondern welches, in sich Leben und Geist enthaltend, ihnen den inneren Zusammenhang des ganzen Lehr-Systems deutlich und klar vor die Augen stellt, und ihn lebendig in ihre Seele prägt — leuchtet bis in den geringsten Theil des Werkes durch, und würzt den in andern Lehrbüchern so trockenen Vortrag.

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure oder Leitfaden zu Vorlesungen für angehende Architekten.

Von P. Meinert,

Major im Königl. Preuß. Ingenieur-Corps.

gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Leitfaden (der erste in seiner Art) begründet die Civilbaukunst zu einem Zwecke, welcher bisher nicht so beachtet worden ist, als er es seiner Nothwendigkeit wegen für das Staatsinteresse wohl schon längst verdient hätte, und erweitert die spezielle Kriegsbaukunst (den praktischen oder technischen Theil der Befestigung) zur Kriegsbaukunst im ganzen Umfange.

Der erste Theil des Werks enthält die Landbaukunst und der zweite die Wasserbaukunst.

Die in den frühern Werken des Verfassers über Baukunst herrschende weite und pünktliche Umsicht, und den in denselben gezeigten Scharfsinn, wird der Kenner auch in diesem Werke nicht vermissen.

Maurersche Buchhandlung in Berlin.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 10. 1819.

Beilage zum 127sten Blatte des Gesellschafters.

E r k l ä r u n g.

Ich habe, mit nicht geringer Verwunderung über den Zeitaufwand, den einer unsrer geachtetesten Romantiker daran verwendet, in den Blättern 46—49 des „Gesellschafters“ den Aufsatz über meine sel. Großmutter, A. L. Karschin, gelesen. Er spricht darin von Dingen, die vorgefallen seyn sollen, etwa vor 60 Jahren, und hält sich dabei an mündliche Ueberlieferung (?), der ein besonnener Mann mißtrauen sollte. Es giebt keine negativen Beweise; aber das ganze Leben der Verewigten, und die Achtung ihrer Zeitgenossen zeugt gegen die Wahrheit der von ihm hinterbrachten Anekdote, die ich für ganz erfunden erkläre; denn ich habe tausend und tausend Beweise von der strengen Sittlichkeit des Betragens einer Frau, der vom Throne bis zur Hütte zeitlebens die höchste Achtung entgegen kam, deren Name noch heut nur mit Ehrerbietung ausgesprochen wird. Eben so habe ich Gründe, mit denen ich das Publikum nicht ermüden will, die Folgerungen, die Hr. v. Arnim aus den scherzhaften Gedichten meiner Großmutter an den Baron Lades zieht, für ganz falsch zu erklären; ich muß (nach dem Inhalt der Mittheilungen des Hrn. v. Arnim zu urtheilen) befürchten: daß ihm das Publikum dafür noch weniger Dank weiß, als die Nachkommen einer geachteten deutschen Dichterin, der ihre poetischen Zeitgenossen: Gleim, Wieland, Ramler — nicht sie — den Namen „Sappho“ gaben, und die den Baron Lades nur zum Spaß „Phaon“ heißen konnte, da sie seine Verhältnisse kannte, und zu jener Zeit 45 Jahr alt war. Es ist ein schwer zu lösendes Räthsel, wie reichbegabte Geister, statt des so seligen Waltens und Schaffens, sich mit Nachgraben abgeben und mit Regenwürmern begnügen: „Laßt die Todten ihre Todten begraben!“ und soll aus dem Grabe eines berühmten Todten etwas an das Licht, so sey es doch nur Erfreuliches und Gutes, und davon liefert das Leben der verewigten Karschin — ich sage es mit Freudigkeit! — Vieles, das nur Gott und dankbare Herzen wissen. Freilich erhielten ihre Gedichte nicht nur sie, sondern vaterlose Waisen, Enkel, und sie war mildthätig und unermüdet im Wohlthun; aber wenn ihr Reichthum fehlte, so hatte sie Schätze gesammelt, die der Rost nicht verzehret, noch die Motten, und ewiger Segen blüht um ihr stilles Grab! Alle, die sie kannten, ehren sie; ein Tageblatts-Artikel kann die Achtung für das Angedenken einer edlen Frau nicht tilgen; eben so wenig könnte eine Widerlegung die angefochtene Ehre der Karschin herstellen, wenn nicht ihr reines, gottesfürchtiges und würdiges Betragen für sie spräche; ich aber konnte dies öffentliche Wort gegen eine öffentliche Verunglimpfung, als Enkelin der Todten, meinem Herzen nicht versagen. Dresden, den 17. Julius 1819.

Helmina v. Chezy.

Ueber Verbannung oder Nichtverbannung des Verbindung-s in den meisten Doppelwörtern.

Wie ich gestern in einem Brief aus Leipzig (im Juniushefte des „Morgenblattes“) las, hat Herr Jakob Grimm in dem Krugschen „Hermes“ einen Aufsatz gegen die von Jean Paul vorgeschlagene Verbannung des Verbindung-s in den meisten Doppelwörtern geliefert, und darin bewiesen: daß die Beibehaltung jenes Verbindung-s durch die Geschichte unserer Sprachbildung gerechtfertigt würde. — Zu Vermeidung aller Mißverständnisse bei einem für den Wohlklang unserer vortrefflichen Muttersprache nicht unwichtigen Gegenstande, wage ich, ob ich gleich den Grimmschen Aufsatz noch nicht kenne, ungesäumt, folgende Sätze auf zu stellen, um wo möglich den Widerruf der Verbannung jener Wohlklangsmörder, die zahlreicher sind als die französischen Königsmörder, wenigstens bis zum nächsten allgemeinen Reichstage zu verhindern:

1) Gewiß hat der emsige Forscher Jakob Grimm, welcher die Geschichte unserer Muttersprache sorgfältig ergründete, in Ansehung seiner oben erwähnten Behauptung vollkommen Recht. Wer die herkömmlichen s beibehält, handelt nicht sprachwidrig. Aber 2) die gemäßigten und fürwahr nicht unbilligen s-Gegner (der ehrwürdige Wolke ging in seinem „Anleit“ wohl zu weit) behaupten ja auch nicht: die s-Freunde handelten sprachwidrig. Nein, gereiche es zu ihrer Beruhigung: sie mögen immer das s beibehalten! Tadeln darf sie Niemand darum. 3) Die Andersdenkenden behaupten nur: der Wohlklang unserer herrlichen Muttersprache müsse überall da befördert werden, wo es „ohne Verletzung der Sprachrichtigkeit“ möglich sey. In dem Punkte kann ihnen nicht ohne Unbilligkeit widersprochen werden. Auch ist bekannt, daß zuweilen mehr als eine Sprachart die richtige seyn kann. 4) Die Widersacher der meisten Verbindungs-s behaupten ferner: diese Buchstaben stören, gleich jedem vermeidbaren Mitlauter, den Wohlklang, und wer könnte das wohl läugnen? 5) Jene Widersacher behaupten nicht minder: unsere Sprache sey bereits durch zu viele Mitlauter beschwert. Auch in diesem wichtigen Punkte haben leider! die guten Leute ebenfalls Recht. 6) Endlich behaupten sie: gleichwie sehr viele deutsche Doppelwörter von allen und jeden Schriftstellern ohne das Verbindung-s gebraucht würden, eben so könnte solches auch in noch andern Doppelwörtern (durchaus nicht in allen) dem Wohlklang zu Gefallen weggelassen werden. Auch diesem Satze, auf den hier Alles ankommt, möchte sich kaum gründlich widersprechen lassen; denn jede höhere Ausbildung unserer Sprache und darum besonders auch ihr Wohlklang, muß uns am Herzen liegen. — Niemand z. B. sagt ja: Königsreich, Hofsrath, Morgenslied, Morgensblatt, Abendslied, Abendsblatt, Abendsmahl; sondern Königreich, Hofrath, Morgenlied, Morgenblatt, Abendlied, Abendblatt, Abendmahl; warum sollte man nun z. B. nicht auch sagen dürfen: „Mittagmahl“, obgleich bisher vielleicht die Meisten, nicht sprach-, sondern nur wohlklangwidrig, doch s-gierig sagten: „Mittagsmahl?“ — Der Sprachgebrauch? — O! der bildet sich stets fort, nimmt nach und nach dasjenige auf, was als das Bessere sich bestätigte. Ladet ihn nur zu einem guten Mittagmahle; Ihr werdet Euch überzeugen, er verschmäht es nicht. — Ein gar sonderbarer, ungesund machender Sprachgebrauch aber würde der seyn, welcher nur Abendessen gestatten, jedes Mittagessen hingegen durchaus verbieten wollte. — Ein

Anderes wäre es, wenn zwischen den Wörtern Mittagessen und Mittagsessen wirklich ein Unterschied des Begriffes denkbar wäre; denn wo die Deutlichkeit das Verbindung-s fodert, muß es jederzeit beibehalten werden. — Glückte es also mit der Zeit etwa einem Küchenkünstler, einen solchen Unterschied zwischen Mittagmahl und Mittagsmahl wirklich aus zu bilden: gewiß müßte dann für den einen Fall das erste, für den andern Fall aber das letzte Wort benutzt werden.

Auch darin gerade zeigt sich die Vortrefflichkeit unsrer Muttersprache. Durch jenes s unterscheidet sie z. B. den schon oft angeführten Landsmann vom Landmann, den Amtmann (den Vorgesetzten) vom Amtsmanne (von dem Untergebenen des Amtes), den Wandersmann (der eben wandert) vom Wandermann (der gern wandert) u. s. w. — Der Deutlichkeit halber, die uns erwähntermaßen über allen Wohlklang gehen muß, sagt man z. B. auch Gerichtswart und nicht etwa Gerichtwart; denn das eben gedachte Wort ließe den Hörer, der ebenfalls bei dem Schreiben immer berücksichtigt werden muß, vielleicht zweifelhaft: ob nicht der Schriftsteller zu einem Gericht spräche: „Gericht, wart'!" — Das wäre unstatthaft; die Gerichte warten nicht, sie lassen warten.

Wo eine Undeutlichkeit auch nur von fern, auch nur für einen Augenblick zu ahnen ist, behalte man lieber jederzeit das s bei! Undeutlichkeit ist der Tod der Sprache, und der Wohlklang ihrer Leichenmusik entschädigt nicht. Diesem Allen zufolge dürfte so viel gewiß seyn:

Wer, dem achtbaren Wohlklange zu Liebe, bei Doppelwörtern ein Verbindung-s da weg läßt, wo diese Weglassung der Deutlichkeit nicht entgegen, vielmehr in ähnlichen Doppelwörtern bereits hergebracht ist, darf nicht getadelt oder gar einer Sprachwidrigkeit beschuldigt werden; aber auch er darf denjenigen nicht tadeln, welcher die bisher gewöhnlichen s beibehält. — Auch dieß ist ein Theil der edlen Geistes- und Preßfreiheit. Haben die redlichen s-Gegner, denen gewiß die Würde der Sprache so heilig ist, wie den redlichen s-Freunden, wirklich Unrecht, so wird der Sprachgebrauch seine hülfreiche Hand jenen wohlgesinnten Neueren durchaus versagen. Haben sie aber Recht mit ihrer Liebe zum Wohlklange, ohne Verletzung der Sprachdeutlichkeit: warum dessen Ausbildung verhindern? — Noch vor dreißig Jahren schrieb Jedermann: „er lief, er rief"; jetzt schreiben die besseren Schriftsteller: „er laufte, er rufte", und das ist doch gewiß auch das Bessere, so wie das Regelmäßige. Der Sprachgebrauch war von jeher ein ganz vernünftiger Mann, der ein Wort mit sich sprechen ließ. Er hatte aber stets gar viele Geschäfte mit mancherlei Leuten, und konnte nicht alle Gegenstände gleich vortrefflich und bald besorgen. Gönnt ihm nur ein wenig Zeit, und verlaßt Euch auf seine rechtliche Denkart! A. C. Kranichler.

In dem Wochenblatt: „Der Märkische Bote" (herausgegeben von Hrn. W. Scheerer) und namentlich in dessen Beilage: „Der brandenburgische Erzähler" Nr. 30, ist geäußert: daß ein im „Gesellschafter" 1817, Bl. 111, abgedruckter Aufsatz, betitelt: „Empfehlung der Eselsköpfe" von Kotzebue sey. Auf einige deshalb geschehene Anfragen muß ich, der Wahrheit gemäß, die Angabe bestätigen. D. Herausgeber.

1819. No. XIV.

Blatt der Ankündigungen.

Erwiederung auf Herrn v. Hundt's Anzeige.

Keineswegs maße ich mir an, künftig sein Zeitblatt zu schreiben, sondern ich war genöthigt und berechtigt: für das, dem Titel und Plan nach mir gehörige „Zeitblatt für Literatur und Politik" bewährten Schriftstellern die Abfassung wichtiger Original-Aufsätze zu übertragen und für interessante Auszüge zu sorgen. Zur Abnahme der Redaktion bewog mich Hr. v. Hundt durch sein Benehmen (weswegen er dieselbe gar nicht antreten sollte, wozu ich mich jedoch noch von ihm bewegen ließ), durch gemeine Ausdrücke, wie W—cht, W—sch, weswegen ich mußte umdrucken lassen; durch seine grell hervor tretende Eigenthümlichkeit, die ihn (was von Allen mißfällig bemerkt worden ist) statt der versprochenen wichtigen Aufsätze, im Anfang 3 Quart-Seiten gegen Hrn. v. Lüttwitz schreiben ließ, weil dieser seine Persönlichkeit durch die Aeußerung beleidigt hatte: „mit Auszügen aus der Schmähschrift eines von Hundt wolle er seine Feder nicht besudeln."

Daher konnte ich mit Recht äußern: daß ich bei meinem mehrseitigen (nicht großen) Wirkungskreise das Bedürfniß des Publikums kenne. — Das Zeitblatt wird an Interesse und Mannigfaltigkeit gewinnen; aber ich kann die Buchhändler warnen, sich mit ihm in literarische Verbindungen ein zu lassen, da sie wenig Freude, aber wohl viel Verdruß davon haben würden.

Sollte Hr. v. Hundt Lust haben, mich aus Aerger künftig beißen zu wollen, so würde ich in einem der nächsten Stücke des Zeitblatts zu einer kräftigeren Antwort, Darstellung seines Benehmens und Bekanntmachung meiner von ihm verfälschten Erklärung (die ich ihm schriftlich geben mußte, da er keineswegs berechtigt ist, in Leipzig zu wohnen, sondern auf einem nahen Dorfe wohnt) genöthigt seyn.

Leipzig, den 15. Juli 1819. Ernst Klein.

Wir machen auf folgendes Werk aufmerksam:

Doktor Faustus,
Tragödie von Christoph Marlowe.
Aus dem Englischen übersetzt
von
Wilhelm Müller,
mit einer Vorrede von L. Achim v. Arnim.
Nebst einem Steindruck. Preis 1 Thlr.

Die „Jenasche Literatur-Zeitung" (Nr. 86. S. 207) sagt darüber unter Anderem: „Dieses Schauspiel des Marlowe, der in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts glänzte, verdiente allerdings eine Uebertragung — es enthält Spuren eines genialischen Dichters, einer kräftigen Charakter-Zeichnung und einer reichen Phantasie. — Obgleich Rezensent das Original nicht zur Vergleichung bei der Hand hat, so glaubt er doch, die

gegenwärtige Uebertragung in jeder Rücksicht äußerst gelungen nennen zu können, und ermuntert Herrn Müller, uns auf die nämliche Weise mit mehreren Schauspielen der englischen, vorzüglich älterer Dichter bekannt zu machen" — Auch die „Leipziger Literatur-Zeitung" hat schon eine sehr günstige Beurtheilung dieses Werkes gegeben.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

K. W. Ramlers

kurzgefaßte Mythologie,

oder:

Lehre von den fabelhaften

Göttern, Halbgöttern und Helden

des Alterthums.

In zwei Theilen, nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält.

Mit 14 Kupfern. Vierte verbesserte Auflage.

8. Berlin, Maurersche Buchhandlung. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Mythologie behauptet noch immer den ersten Platz unter allen Mythologien. Sie ist so faßlich und fließend geschrieben, daß sie sich gleich einem Roman liest. Ihres angenehmen Vortrags und ihrer Vollständigkeit wegen hat sie auch fast auf allen hohen Schulen Eingang gefunden. — Der ursprünglich wohlfeile Preis (57 Bogen Text und 14 Kupfertafeln für 1 Thaler 4 Gr.), welcher auch jetzt noch, da Alles, Papier und Druck, bedeutend theurer ist, beibehalten wird, ist nicht unbeachtet zu lassen; ja, wenn Schulen 12 und mehrere Exemplare von uns, der Maurerschen Buchhandlung, unmittelbar beziehen, so sollen sie das Exemplar für 20 Gr. preuß. Cour. bekommen; diesen Vortheil kann ihnen aber keine andere Handlung gewähren.

Zur Beachtung.

Die höchste Empfehlung verdienen:

Predigten zur Beförderung der kirchlichen Erbauung auf alle öffentlichen Andachtstage des ganzen Jahres, nach den gewöhnlichen evangelischen Texten. Herausgegeben von C. E. Gebauer, Prediger zu Lietgen in der Churmark.

Wer sich näher überzeugen will, daß dieses Werk seinen Zweck vollkommen erfüllt, der lese die ausgezeichnet günstige Rezension in Nr. 89 der „Jenaischen allgemeinen Literatur Zeitung", in welcher auf mehr als zwei vollen Seiten ein, mit Gründen belegtes Lob ausgesprochen ist. Der Rezensent räth „allen Predigern auf dem Lande", sich dieses Buch an zu schaffen und sagt: „Besonders empfiehlt sie Rezensent den Predigern, welche bisweilen oder oft den Cantor müssen lesen lassen. Er versichert, unter allen, selbst für diesen Zweck geschriebenen Predigten, keine gefunden zu haben, die so ganz die Art und den Ton treffen, welchen dergleichen Predigten haben müssen. Ein nur einigermaßen gebildeter Schullehrer wird sie gewiß sehr leicht richtig und zweckmäßig vorlesen können, was noch durch den deutlichen, gut in die Augen fallenden Druck befördert wird. Der Rezensent, der selbst Prediger ist — ob er gleich in die Verlegenheit, vorlesen zu lassen, für seine Person nicht kommt, doch von mehreren Predigern und Cantoren von Zeit zu Zeit um Mittheilung vorzulesender, zweckmäßiger Predigten angegangen wird — weiß, welches Bedürfniß in dieser Hinsicht obwaltet, und darum zeichnet er diesen schönen Fund hier ganz vorzüglich aus." — „Aber er empfiehlt diese Predigten auch der häuslichen Erbauung. Sie eignen sich dazu durch ihre ganze Einrichtung: es sind Predigten, die eigentlich gelesen seyn wollen und sollen, und so deutlich, einfach und ohne weitere Erklärung verständlich vorgetragen, und in einem so ruhigen, herzlichen und sich für die Selbstbetrachtung ganz eignenden Ton geschrieben, daß Niemand sie ohne Erbauung, ohne Befriedigung lesen und aus den Händen legen wird."

Dieses ausgezeichnete Werk ist in allen Buchhandlungen für 2 Thlr. 16 Gr. zu haben.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

Deutsche Volkslieder

mit Volksweisen

für

Volksschulen,

nebst einer Abhandlung über das Volkslied

von

August Zarnack,

Erziehungs-Director am Königl. großen Militair-Waisenhause zu Potsdam.

Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung.

4 Bogen Text, 7 ganze Bogen Musik.

Preis 12 Gr.

Durch die Erscheinung dieser Volkslieder ist einem dringenden Bedürfniß der Schulen abgeholfen. Nicht nur gewährt der Inhalt der Lieder eine freundliche und anziehende Abwechslung, sondern die, beides, in Noten und Ziffern, zweistimmig beigefügten 50 Volks-Melodien älterer und neuerer Zeit, haben sich längst bewährt, und sind in allen Schulen, wo sie bereits eingeführt worden, mit großer Freude der Lehrer und Kinder aufgenommen. Interessant dürfen wir die Erscheinung dieser Lieder aber auch darum nennen, weil sie den Beweis geben, wie sich im Ziffer-System (was man bisher nicht glaubte) Alles darstellen läßt, was sonst die Noten gewährten. — Eben so kann die von dem Verfasser voraus geschickte Abhandlung über das Volkslied den Freunden und Vorstehern der Volkserziehung nicht anders als höchst willkommen seyn. — Für Schulen, wenn sie sich direkte an die Verlagshandlung wenden, und 12 und mehrere Exemplare auf einmal nehmen, wird das Exemplar für 9 Gr. preuß. Cour. erlassen.

Folgendes Werk hat so eben die Presse verlassen, und ist in der Maurerschen Buchhandlung, Berlin, Poststraße Nr. 29, zu bekommen:

Ueber die neuen Assassinen; zwei Schreiben von Otto Schulz und Karl Giesebrecht an August Zeune, nebst dessen Antwort.

gr. 8. Preis geh. 6 Gr.

Bemerker. No. 11. 1819.

Beilage zum 136sten Blatte des Gesellschafters.

Ungedruckte Briefe der Karschin.

Mitgetheilt von Ludwig Achim von Arnim.

(Fortsetzung. Siehe „Gesellschafter“ 1819. Bl. 49 u. f. w.)

Wiepersdorf, bei Dahme, den 12. August 1819.

Die Erklärung einer geehrten Frau („Bemerker“ 1819, Nr. 10), welche sich gewiß mit Fug und Recht für eine Enkelin der Dichterin Karschin hält, obgleich sie es auch nur durch Zeugniß Anderer, wie ich die Geschichte der Krönung unserer Dichterin und die ganze Weltgeschichte beweisen kann, veranlaßte mich, jenen, schon vor Jahren geschriebenen Aufsatz noch einmal aufmerksam zu lesen: ob sich etwas Falsches in die Erzählung oder etwas ganz Schlechtes unter die mitgetheilten ungedruckten Gedichte eingeschlichen habe? Aber die Gedichte gefallen mir wieder recht gut, und daß die Enkelin die artigen scherzenden Gedichte der Großmutter verachten will, gefällt mir gar nicht. — Meine kleinen Noten, welche sich nur als **Vermuthungen** über den poetisch-freundschaftlichen Verkehr zwischen den beiden Personen ausgeben, der mehr in den Worten als in den Herzen lag, haben in ihrer Art so viel Verdienst, wie die gelehrten Noten der Herausgeber des Berliner „Fronto“, obgleich ihr Gegner in Mailand ihnen nichts von der vermutheten Anordnung einräumen will. Die lustige Geschichte in der Einleitung ist genau so erzählt, wie ich sie mehrmals von den Genossen des Hauses vernommen habe, wo sie sich ereignete; die mir sogar den Ort zeigten, wo das Fest der Dichterin gefeiert wurde. Ein Kapitel, wo Dichter feierlich gekrönt werden konnten, gab es damals in Berlin nicht, und die Gunst des Thrones, welche die Enkelin rühmt, beschränkte sich auf ein Geschenk von drei Thaler, welche die Dichterin (Gedichte. Berlin 1792, S. 324) in einer artigen Quittung besungen:

> „Seine Majestät befahlen:
> Mir, anstatt ein Haus zu bau'n,
> Doch drei Thaler aus zu zahlen; —
> Der Monarch-Befehl ward traun
> Prompt und freundlich ausgerichtet,
> Und zum Dank bin ich verpflichtet.
> Aber für drei Thaler kann
> Zu Berlin kein Hobelmann
> Mir mein letztes Haus erbauen,
> Sonst bestellt' ich ohne Grauen
> Heute mir ein solches Haus.
> Wo einst Würmer Tafel halten,
> Und sich zanken über'n Schmaus
> Bei des abgegrämten alten
> Magern Weibes Ueberrest,
> Die der König darben läßt.“

Zum Erdichten einer solchen poetischen Krönungs-Historie waren jene Hausgenossen weder im Scherz, noch im Haß geeignet; man müßte es als eine Wundergabe betrachten, die sich, wie Funken zwischen Stein und Eisen, in der Berührung zwischen Prosa und Poesie entwickelt hätte. Ueberhaupt war damals die Welt zwar anekdotensüchtig, aber, wie die Geschichtschreiber jener Zeit, mit vielen Beilagen versehen; die Unterhaltung glich in dieser Hinsicht einer Burmannschen Ausgabe, in der sich unter zwei Worten Text immer zehn Meinungen über eine Interpunktion mit großem Getöse hören lassen. Uebrigens, was ist denn Schreckliches daran: daß der begeisterten Frau einmal zu stark zugetrunken worden? — wenn der Geist beschäftigt ist, thut man gar Manches in Gedanken. Vielen andern Frauen ist es so ergangen. Von der Ninon wird erwähnt: daß sie sich in Suppe berauscht habe. Sully, der ernste Staatsmann, erzählt: daß er die sämmtlichen Hofdamen bei einem Feste, das er ihnen gab, mit einem sehr hellen, aber äußerst starken Wein, den sie für schwach und wässerig hielten, angeführt habe. Die Enkelinnen dieser Hofdamen konnten mit demselben Rechte, wie Frau von Chezy, die Geschichte, als **ganz erfunden**, öffentlich verrufen: denn ihre Großmütter wären lauter **gottesfürchtige** Personen von sehr **würdigem Betragen** gewesen. Wenn aber nun die todten Hofdamen mit verschobenen Kopfzeugen ihnen im Traum erschienen, mit den Achseln zuckten und sprächen: Was wollt ihr altklugen Kinder unsern vergnügten Tag uns abstreiten! Scheuert euch blank, so viel ihr wollt; laßt uns unsern antiken Rost, er ist ein Zeichen von unserm unverderblichen inneren Gehalte; wir waren weder scheinheilig noch frech, die Zeit erlaubte uns manchen freien Scherz; vielleicht seyd ihr und eure Zeit dazu nicht mehr aufgelegt; unsere altväterlichen Scherze sind uns aber noch jetzt im Himmel recht lieb. Denkt, daß in unserer Zeit das berühmte Lied gedichtet wurde: „Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam!“ — Darauf würden die Enkelinnen der Hofdamen wenig zu antworten wissen. Wer mag den Todten etwas zu Leide thun! — wir wissen nicht, wie bald wir mehr mit ihnen, als mit den Lebenden zu thun haben; aber ich meine: die selige Karschin würde gegen die Bekanntmachung der kleinen Trink-Anekdote nichts zu erinnern finden; sang sie doch selbst ganz offenherzig (Gedichte S. 340):

> „Loben wollt' ich die Reiter:
> Wein zu trinken halbe Nächte,
> Wenn mein Milon nur mit mir
> Manchen Abend zechte:
> Aber nun trinkt er den Wein
> Mit den Männern ganz allein.
> Ha, ihr Männer! ha, ihr Zecher!
> Amor jag' euch von dem Becher
> Durch die Pfeile, die im Köcher
> Aufgesammelt sind zur Pein
> Aller Herzenbrecher!“

Aber auch den Lebenden soll kein Leid geschehen, und hätte ich ahnen können: daß die Krönungs-Anekdote der Frau von Chezy so ärgerlich erscheinen würde, daß sie nicht einmal daran glauben mag, so hätte sie meinetwegen ungedruckt ins ewige Reich übergehen können; es sind in der Welt schon viel bessere Späße vergessen worden. Nun die Sache geschehen, mußte ich den Verdacht von mir abwenden: als ob ich wohl gar der guten alten Karschin etwas anlügen wollte. Mein **Zeitaufwand** bei dem

Aufsatz war gering; das kleinste praktische Geschäft macht jetzt im preußischen Staate mehr Umstände und kostet mehr Zeit, als zehn solche Aufsätze. Kein böser Wille, sondern die Liebhaberei an Volksliedern machte mich aufmerksam auf die Karschin. Es war mir unbegreiflich: daß ich kein einziges erträgliches singbares Lied von ihr entdecken konnte, ungeachtet sie viel mit dem Volk als Dichterin umgegangen war. Ich forschte deswegen ihrem Leben näher nach, und fand leider: daß ihre frühere empfindungsreiche Zeit in der Rohheit ihrer Umgebung und in vielen Leiden aufgegangen, die spätere aber von der Verstandes-Gärtnerei der gelehrten Dichter zu eng beschnitten sey. Auch war es für sie ein Unglück, daß sie zu leicht reimte; das Unbedeutende erhielt dadurch eine gewisse Anerkennung in einer Zeit, der sogar noch das Reimen sehr schwer wurde. Merkwürdig war es mir ferner: daß ich bei jenen ungedruckten poetischen Briefen, welche den Streit anregten, auch ein gedrucktes Blatt fand, welches ich für eines ihrer schönsten Gedichte halte, und das in der Sammlung ihrer Gedichte vom Jahr 1792 nicht aufgenommen worden. Ich theile es hier mit, um die Frage zu veranlassen: ob noch viele der Art zerstreut vorhanden sind? Es ist an die Prinzeß Amalia bei dem Einzug Friedrichs (den 30. März 1763) gerichtet:

„Mit hundert tausend Stimmen ruft
Berlin: „Mein Schutzgeist kommt!" Paläste schallen wieder;
Das Jauchzen tönt empor und aus zerrißner Luft
Fällt der betaubte Vogel nieder.

Da kommt der Triumphirer her!
Vier Adler tragen Ihn durch wimmelndes Gedränge,
Und mit der Frühlingssonne Blick bemerket Er
Froh das Gefühl der ganzen Menge.

Ein heilig Schweigen herrschet um
Das hochgewölbte Grün, *) gebauet von Dryaden;
Gedrängte Regungen, ihr macht die Zunge stumm,
Wenn Thränen jede Wange baden.

Die Spree rauscht Lieder in das Ohr
Des Schwans, der auf ihr schwimmt, und seines Halses Weiße
Noch stolzer sehen läßt, noch höher trägt empor:
Daß er den Held willkommen heiße.

Nun bebt die Brücke, **) schön beschwert,
Und Friedrich Wilhelm fühlt des groß'ren Enkels Thaten;
Jetzt lächelt er herab, jetzt stampft sein ehrnes Pferd
Auf Sklaven, die um Leben baten.

Nun kommt der Held dem Throne nah,
Der Marmorpfeiler scheint sich hüpfend zu bewegen,
Und ewig grüne Lorbeern wirft Amalia
Dem Abgott ihrer Brust entgegen.

Ganz Frühlingsgöttin zeichnet Sie
Den Weg mit Blumen, fliegt Ihm zu und fleht in Schlägen
Des Herzens, das Ihn liebt: Mein Bruder, winde nie
Den Oelzweig von dem Helden-Degen!"

Mit dem Oelzweig, den ich als Feder geschnitten habe in der einen Hand, fordere ich Frau von Chezy auf: statt aller Vertheidigungen uns lieber eine gute Ausgabe der Gedichte ihrer Großmutter zu liefern. — Gern theilte ich noch ein Paar ungedruckte, sehr gewandte Episteln der Dichterin mit; aber die andere Hand greift ungeduldig nach dem Hut; der Himmel ist wieder hell und die Erndte drängt uns Landleute oder Romantiker, wie uns die Stadtleute jetzt zu nennen belieben.

Nachschrift. Der Himmel ergießt wieder seine allzu späte Milde über uns; so gewinne ich Zeit, wenigstens eine der Episteln, eine Bitte um einen Freiplatz an den damaligen Direktor der königlichen Schauspiele und Vergnügungen, ab zu schreiben:

Hochwohlgeborner Herr, den ich bei meinen Helfen
Oft nennen hörte, den ich lange schon verehr'!
O nenn' es doch nicht zu vermessen:
Daß ich durch diesen Brief dich in Geschäften stör'!
Erlauchter, von der Weisheit selber
Bestimmter Direkteur
Der königlichen Spielgewölber,
Wo Geist und Herz und Augen und Gehör
Den angenehmsten Schmaus genießen!
Ich wag's und du wirst mir verzeih'n,
Ich wag's: dich bittend zu begrüßen
Um einen Freiplatz in dem Hause, groß und fein
Auf des Monarchen Wink erbauet
Für die Franzosen, welche sich
Den Schauspiel-Musen anvertrauet
Und drinnen spielen meisterlich.
Das Haus hat Raum genug für mich,
Und überdies bin ich so billig:
Nicht stets zu kommen und mich nicht
Zu drängen mit Gewalt: ich weiche gern und willig,
Sobald man vom Gedränge spricht.
Doch Eins, mein edler Herr: Ich hab' ein kurz Gesicht,
Und wünsche mir deshalb ein Plätzchen angewiesen
Auf dem Parquet von deiner Huld;
Du wirst auch immerdar gepriesen —
Ich bleib' auch tief in deiner Schuld —
Und werde gern die Spieler rühmen;
Obgleich mein Ohr nicht viel versteht, *)
So sagt mein Aug' mir doch aus Pantomimen:
Wohin des Spieles Faden geht;
Ich rathe, was ich nicht im Schalle kann verstehen,
Und lerne durch das Rathen wohl
Noch gar die Sprache, die so stolz zum Hof kann gehen,
Als wär's die Tochter vom Apoll,
Und von der Suada selbst geboren. —
Ich hoffe, daß du mich erhörst,
Weil du ein Deutscher bist; mein Wunsch ist nicht verloren:
Ich weiß, daß du die Musen ehrst,
Und mich hat doch die Welt verwöhnet,
Zu glauben: daß ich mit den Musen sey verwandt;
Ich hab' es von mir abgelehnet
Und werde doch dafür erkannt,
Wie du vielleicht gehört wirst haben
In vielen Ländern, weit von hier,
Wo du bewundert wirst mit deiner Staatskunst Gaben,
Bei der Gesandtschaft, welche dir
Der größte König aufgetragen.
Vergieb, daß ich so herzhaft bin,
Voll Zuversicht mir schon zu sagen:
Ich sey von dir gemacht zur ew'gen Schuldnerin.

Den 17. Mai 1776. A. L. Karschin.

*) Triumphbogen. **) Die lange Brücke.

*) Wie unschuldig, offenherzig und nachgiebig ist hier die höchst verwickelte Theorie der Freiplätze dargelegt. A. v. A.

Berichtigung.

Im 122sten Blatte des „Gesellschafters" berichtete der Correspondent von Dresden Folgendes: „Vom Stuttgarter Theater sahen wir auch einen Gast; es sollte ein rarer Vogel seyn; der große Eßlair, hieß es, habe ihn abgerichtet; wir erwarteten also einen recht ächten Sprosser, es war aber nur ein Finke u. s. w." — Eßlair (der bekanntlich jetzt in Berlin die Kunstfreunde mit Gastrollen erfreut) hat im Gespräche mit mir ge-

wünscht, daß ich anzeigen möchte: „Es sey Hr. Fiale — so heiße jener Schauspieler — niemals Schüler von ihm gewesen.“ — Der Genannte dürfte demnach Schütz zwar seinen Meister, nicht aber seinen Lehrer nennen. D. Herausgeber.

Erklärung.

Ich finde mich durch die, in Nr. 104 des „Gesellschafters“ erschienene Beurtheilung der hiesigen Zeitschriften und Tageblätter veranlaßt, zu erklären: daß ich nie eine Zeile für den „Gesellschafter“ geschrieben und auch nicht auf die entfernteste Weise, so wenig mittel- als unmittelbar, Antheil an jenem Aufsatz habe.

Hamburg, den 5. August 1819. Fanny Tarnow.

Nachschrift.

Der hier besprochene Aufsatz ist aus den, zum Druck bestimmten Mittheilungen zweier achtbaren Correspondenten entstanden; ich zog, sie abkürzend, beide Berichte zusammen. Sind — was ich ohne vollgültige Beweise nicht glauben kann — Unwahrheiten darin, so bitt' ich angelegentlich um deren Berichtigung; Wahrheiten aber, welche in den Angaben sich einleuchtend darthun und nur etwa durch nachdrücklichen Vortrag die Animosität aufregen, verantworte ich selbst. D. Herausgeber.

Anfrage.

Welche Strafe verdiente wohl ein Theater-Künstler, der sich selbst und die Achtung für eine gebildete Versammlung, für den Dichter und seine ehrenwerthen Genossen, so weit vergaße: daß er wiederholt eine der besseren Schaubühnen, wie es ohne Zweifel die Berliner ist, in bedeutenden Rollen werthvoller Stücke, z. B. von Schiller (als etwa „Wallensteins Tod“ oder „die Jungfrau von Orleans“), so berauscht betrate, daß er taumelte? — Es sollen für einen solchen Fall kleine Geldbußen festgesetzt seyn: steht aber die leichte Strafe wohl im Verhältniß mit dem groben Vergehen? — Zur Zeit Friedrichs des Großen wurde in Berlin ein berauschter Mime einmal vom Opernhause weg im vollen Costüm in Arrest geführt, wo er acht Tage lang saß. Mit welcher Züchtigung würde in unsern Tagen — zur Genugthuung für die Beleidigten — eine solche Unsittlichkeit zu belegen seyn? L. L.

Erklärung.

Im „Bemerker“ Nr. 8 (Beilage zum 116ten Blatte des „Gesellschafters“) hat es nun dem Hrn. Bonafont — nachdem Hr. Halde die Autorschaft der dort erwähnten „Rüge“ von sich abgelehnt hat — beliebt, einen andern Hrn. H — als den Verfasser derselben auf eine Weise zu bezeichnen, die keiner Erwiederung würdig ist. Da nun die Namen noch zweier Mitglieder des hiesigen Hoftheaters, nämlich der Unterzeichneten, sich mit H anfangen, so sehen sich diese — obgleich sie den in jener „Rüge“ enthaltenen Aeußerungen über das Talent einer vorzüglichen Künstlerin vollkommen beistimmen — dennoch veranlaßt, hiermit zu erklären: daß ebenfalls Keiner von Beiden der Verfasser sey; hauptsächlich darum, weil sie stets dafür gehalten: daß die Vertheidigung einer Künstlerin, die im Besitz der entschiedensten Anerkennung des Publikums ist, einem von jenen Schriftstellern zieme, die als Kunstrichter anerkannt sind, und woran es Weimar nicht mangelt.

Weimar, den 31. Juli 1819.

F. W. Hunnius, C. Heldermann,
Mitglieder des Großherzoglichen Hoftheaters.

1819. No. XV.

Blatt der Ankündigungen.

Neue Schriften für Aerzte und Wundärzte, im Verlage der Arnoldschen Buchhandlung in Dresden im Jahr 1819.

D. S. Hahnemann, Organon der Heilkunst. 2te verm. und verb. Auflage mit dem Bildniß des Verf. gr. 8. br. 2 Thlr.

——— reine Arzneimittellehre. 5r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. alle 5 Bände 7 Thlr. 12 Gr.

D. G. K. Schmalz, die Königl. Sächs. Medicinal-Gesetze älterer und neuerer Zeit, nebst Belehrungen für das Publikum. 2 Thlr. 8 Gr.

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, herausgeg. von Brosche, Carus, Ficinus, Franke, Kreysig, Raschig, Seiler, Treutler rc. 1ster Heft mit 2 Kupfern. gr. 8. br. 1 Thlr.

D. J. G. Bönisch u. D. H. Ficinus, die Schwefelquellen bei Schmeckwitz zwischen Camenz und Bautzen, genannt Marienborn, nach ihren physischen und chemischen Eigenschaften geprüft und ihren arzneilichen Kräften gewürdigt. Zweite sehr vermehrte Auflage. 8. br. 12 Gr.

Quandt's Reise nach Italien.

So eben erscheint der 2te und 3te (zugleich der letzte) Theil von den so günstig aufgenommenen

Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise nach Italien.

Von
G. Quandt.

Preis von jedem Theile 1 Thlr. oder 1 Fl. 24 Xr. Das Ganze dieser artistischen Reise in einem Bande cartonnirt ist für 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Xr. zu erhalten. Leipzig, im August 1819.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung einer neuen Bilderbibel für die Jugend:

Die in meinem Verlage erschienenen:

Zweimal zwei und funfzig auserlesene Biblische Erzählungen aus dem alten und neuen Testamente, nach Johann Hübner, von

G. C. G. Küster,
Königl. Superintendenten rc. zu Berlin,

haben sich so viele Freunde unter Lehrern und Kindern erworben, daß 3000 Exemplare in der kurzen Zeit von 8 Monaten, und fast allein im Preußischen Staat, verkauft worden sind. Nur wenige deutsche Bücher können sich eines solchen Absatzes rühmen. Es scheint also unzweifelhaft zu seyn, daß der würdige Verfasser den Ton getroffen habe, der den Forderungen des Gegenstandes entspricht, und die Jugend am meisten anzieht. Wenn ich nun meinerseits, als Verleger, durch guten Druck, gutes Papier, und Feststellung eines möglichst billigen Preises (16 enggedruckte Bogen für 12 Gr.) Alles gethan zu haben glaube, was die Einführung dieses Buches in Schulen erleichtern konnte: so bleibt mir doch noch eines übrig, es auch äußerlich der Jugend so lieb und werth zu machen, als der alte Hübner ihr war, ich meine das Hinzufügen einer Anzahl von Bildern.

Auch ohne die Aufforderungen, die deshalb von vielen hundert Seiten an mich geschahen, beschäftigte ich mich schon früher damit aus eigenem Antrieb und Wohlgefallen. Allein die Ausführung ist keinesweges so leicht, und nicht so schnell zu bewerkstelligen, als es im ersten Augenblick scheint. — Eine Sammlung von 104 Kupferstichen (zu jeder Erzählung einen) war der nächste Gedanke, aber auch der am schwersten auszuführende. Denn nicht zu gedenken der großen Kosten, die ein einziges, im geläuterten Geschmack unserer Zeit ausgeführtes Kupferblatt verursacht, wodurch aber schon allein dem Unbemittelten es unmöglich geworden seyn würde, sich diese Sammlung anzuschaffen — so hätte auch, selbst wenn sechs Zeichner und Kupferstecher damit beschäftigt worden wären, das Ganze doch nicht unter zwei Jahren zu Stande kommen können. — Nicht geringere Schwierigkeiten zeigten sich bei dem Holzschnitt, denn nicht nur sind gute Meister in dieser Kunst nicht viel wohlfeiler als Kupferstecher — die sie doch niemals erreichen werden — sondern wir haben deren auch so wenige, und diese Wenigen sind so vielfach beschäftigt, daß das Ende der Arbeit gar nicht abzusehen war. — Glücklicher Weise ist die Kunst des Steindrucks in unsern Tagen bis auf einen Grad der Vollkommenheit gestiegen, daß sie bald nichts mehr zu wünschen übrig lassen wird; zugleich übertrifft sie an Schnelligkeit und Billigkeit ihre beiden erstgenannten Schwestern; ich konnte also kein Bedenken tragen, sie ihnen zu diesem Unternehmen vorzuziehen. Seit dem 25sten Juni d. J. ist auch die rühmlichst bekannte lithographische Anstalt der Herren Arnz u. Comp. in Düsseldorf wirklich mit der Ausführung beschäftigt.

Bedenkend aber, daß nicht alle biblische Erzählungen sich gleichmäßig zur bildlichen Darstellung für die Jugend eignen, und eben so sehr befürchtend, daß eine Sammlung von 104 Blättern doch Vielen zu theuer werden möchte — sind von den Erzählungen nur Funfzig (zur Hälfte aus dem alten und zur Hälfte aus dem neuen Testamente) ausgewählt worden, die den dankbarsten Stoff zur Darstellung liefern, um ihnen Bilder bei zu geben; zu diesen soll auch noch eine kleine Charte von Palästina kommen.

Diese

Sammlung von funfzig Bildern aus der biblischen Geschichte alten und neuen Testamentes, mit einem Chärtchen von Palästina, in Steindruck, auf Velinpapier abgedruckt, Octav-Format. Zunächst bestimmt für die biblischen Erzählungen von Küster, aber auch zu jeder andern Sammlung biblischer Erzählungen und überhaupt zu jeder Bibel in Octav-Format brauchbar, kündige ich hiermit auf Pränumeration an.

Die bereits fertigen, vor mir liegenden Blätter sind so außerordentlich sauber und nett ausgeführt, daß sie guten Kupferstichen durchaus nichts nachgeben, und es werden alle übrigen mit gleicher Sorgfalt behandelt werden.

Der Preis soll für Pränumeranten nicht höher seyn als 22 Gr. oder 1 Fl. 39 Xr. Rhein. und muß gewiß äußerst billig genannt werden, da hiernach ein Blatt noch nicht auf 6 Pfg. zu stehen kommt; selbst die Besitzer der lithographischen Anstalt und Verfertiger dieser Bilder sprechen dies in ihrem neuesten Schreiben an mich aus, in dem sie sagen:

„Wir bitten Sie, zu bedenken: welche Forderun-
„gen das Publikum an Sie und uns in der
„Folge machen wird, wenn Sie den Preis so
„wohlfeil setzen; wenn die Spekulation von uns
„ausginge, so gäben wir das Exemplar nicht un-
„ter 2 Thalern, in der festen Ueberzeugung, daß
„doch noch nie ein solches Werk zu einem so nie-
„drigen Preis erschienen ist."

Ich kann auch in der That nur bei mehreren tausend Pränumeranten auf Wiedererlangung meines Kapitals und einen mäßigen Gewinn rechnen; aber ich zweifle auch keinesweges an einer allgemeinen Theilnahme, wozu ich denn alle Bibel-Leser und Freunde der Jugend, besonders aber die Herren Prediger und Schullehrer, freundlichst einlade. Man kann in allen Buchhandlungen von ganz Deutschland, Holland, der Schweiz u. s. w. pränumeriren — Privatpersonen, welche die Mühe übernehmen wollen, Pränumeranten zu sammeln, erhalten das siebente Exemplar frei, müssen sich aber mit frankirter Einsendung des Betrags an mich selbst wenden, weil andere Buchhandlungen diesen Vortheil nicht zugestehen können. Wer das Buch von Küster auch zugleich haben will, bezahlt Zwölf Groschen mehr.

Der Termin zum Pränumeriren wird mit dem letzten Dezember dieses Jahres unwiderruflich geschlossen, und es tritt sodann der Ladenpreis ein, der beträchtlich höher seyn wird. Die Bilder können aber auch schon zu Anfang Dezembers abgeliefert werden. — Ich bitte mir also die Listen möglichst bald, auf alle Fälle aber mit dem Ende des Jahres gefälligst einzusenden.

Berlin, am 1. August 1819.

Theod. Christ. Fr. Enslin,
Buchhändler.
Breite Straße Nr. 23.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29. und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

1819. No. XVI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Baggesens Parthenais.

In meinem Verlage erscheint so eben und wird an alle solide Buchhandlungen in Deutschland und im Auslande versandt:

Parthenais
oder
die Alpenreise
Idyllisches Epos in zwölf Gesängen
von
Jens Baggesen.
Neue Auflage (mit deutscher Schrift gedruckt).
In zwei Bändchen mit 6 Kupfern (von welchen 4 neu sind).
Preis 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr.

Leipzig, im August 1819.

F. A. Brockhaus.

Beckers Taschenbuch 30ster Jahrgang.

Bei G. J. Göschen in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das seit vielen Jahren mit allgemeinem Beifall aufgenommene

Beckersche Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1820,

herausgegeben von Fr. Kind. Mit Kupfern nach Ramberg von Böhm, Fleischmann, Müller, Schwerdtgeburth, 4 amerikanischen Landschaften und Räthsel-Alphabet. Einzig rechtmäßige Fortsetzung. Mit Königl. Sächs. Privilegio.

Mit buntem Umschlag, gebunden in Futteral 1 Thlr. 20 Gr.
Gute Ausgabe . . . . . . 2 — 16 —

Inhalt: I. Schauspiele: Petrus Apianus, von Fr. Kind. II. Erzählungen: Kindestreue, von Louise Brachmann; Stiefmütterchen, vom Grafen O. H. v. Loeben; die Faßnachtträume, von Fr. Kind; der Liebling, von Gustav Schilling. III. Gedichte: von L. Brachmann, Castelli, Helm, v. Chezy, Contessa, K. Förster, v. Göckingk, Haug, Haugwitz, Elise v. Hohenhausen, Th. Hell, Ernst v. Houwald, Friedr. v. Kalckreuth, Fr. Kind, Klotilde, Fr. Kuhn, Langbein, Loeben, v. d. Malsburg, Neuffer, Arthur v. Nordstern, Nall, Nese, Schlechta, St. Schütze, Seifried, Tiedge. IV. Räthsel, Charaden und Logogryphen: von Castelli, Haug, v. Houwald, W. Nall, St. Schütze, Seifried und Fr. Wild. V. Tänze mit dazu gehöriger Musik von Lauchery, Königl. Preuß. Balletmeister und Solotänzer in Berlin. Compositionen einiger Lieder von Dotzauer und Methfessel.

Die Titelvignette zeigt den regierenden Planeten Mars nach Raphael, gezeichnet von Retzsch und von Fleischmann gestochen.

Der Umschlag zu den ordinairen Exemplaren ist von Thormeyer, der der besseren Exemplare von Müller gezeichnet, und das Räthsel-Alphabet ist im Originale von einem geist- und kunstreichen Fräulein aus freier Hand mit der Scheere ausgeschnitten.

Der Titel: 30ster Jahrgang, befindet sich hinter dem Haupttitel, welcher, ganz den Titeln der vorigen Jahrgänge ähnlich, die Nummer des Jahrgangs nicht anzeigt.

Bei Unterzeichnetem sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Romane.

Ebers, Carl Friedr., Die Brieftasche, oder Fresko-Gemälde aus dem Leben gegriffen. Launigen, satyrischen und sentimentalen Inhalts. 8.
Nicolai, Carl, Rosenlaunen. 8.
Büschenthal, L. M., Gebilde der Wahrheit und Phantasie. 8.

Unter der Presse ist:

Ida von Athen. Nach dem Englischen der Miß S. Owenson von Leopold von Wedell.

Magdeburg, im July 1819.

Ferdinand Rubach.

Maurerische Schriften.

D. K. Ch. F. Krause, die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft. 1r Bd. mit Kupfern. gr. 8. In Commission. 8 Thlr.
——— das Urbild der Menschheit. Zweite wohlfeilere Ausgabe. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Durch alle Buchhandlungen von der Arnoldischen Buchhandlung zu bekommen.

So eben hat die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen versandt:

Albina. Gemälde aus dem Gebiete des Lebens und der Dichtung. 8. Schreibp. 1 Thlr. 18 Gr.

An den sonnigen Ufern der Elbe erscheint, von dem Blüthenhauche des Frühlings angelockt, Albina die Nymphe, um das Leben auf der Oberwelt, so wie das Treiben ihrer Bewohner zu belauschen. Anspruchslos, ja schüchtern selbst, tritt sie jedem begegnenden Sterblichen entgegen, denn noch weiß sie nicht: ob er ihren freundlichen Gruß freundlich erwiedern werde. Einen Kranz hat sie gewunden aus den Erstlingen des Lenzes, daß vielleicht an der geringen Gabe ein Menschenherz sich ergötzen möchte und der Blumen sich freuen, die sie in bunter Farbenmischung an einander reihete. Möge sie finden, was sie bescheiden sucht: ein befreundetes Willkommen in dem Kreise sinniger Menschen.

Magdeburg, im August 1819.

Ferdinand Rubach.

Neue forstmännische Schriften:

H. Cotta, Entwurf einer Anweisung zur Waldwerthberechnung. 2te sehr verm. und verb. Aufl. gr. 8. br. 1 Thlr.
H. Cotta, die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbaue oder die Baumfeldwirthschaft. gr. 8. 9 Gr.
H. Cotta, Krutsch und Reum, Ansichten der höheren Forstwissenschaft, herausgeg. von Schlenkert. 4. br. 8 Gr.
D. J. A. Reum, die deutschen Forstkräuter. Ein Versuch, sie kennen, benutzen und vertilgen zu lernen. Für Forstmänner und Waldeigenthümer. gr. 8. 15 Gr.

sind im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

von L. Achim von Arnim. Mit 1 Steindruck 8. 1 Rthlr.

Meieri, Dr. M. H. E. historiæ juris Attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum. Libri II. 8. maj. 1 Rthlr. 12 Gr.

Meineke, H. quæstionum Menandrearum. Specimen I. 8 maj. 10 Gr.

Meinert, F. Die Civilbaukunst zu Kriegszwecken für Ingenieure; oder Leitfaden zu Vorlesungen für angehende Architekten. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Mosqua, Criminalrath, über das Geschwornengericht in Beziehung auf das Gutachten der Königl. Preuß. Immediat-Justiz-Comission am Rhein. 8.

Derselbe: über den Wohllaut der teutschen Sprache. 8. 12 Gr.

Ohm, Dr. Mart. kurzes, gründliches und leichtfaßliches Rechenbuch, zum Unterricht auf Gymnasien und Bürgerschulen. 8. 16 Gr.

Desselben Elementar-Geometrie- und Trigonometrie für Deutschlands Schulen und Universitäten. Zunächst für Preußens Schulen. Ein Beitrag zur Revision der Mathematik. Mit 1 Kupfert. 8. 12 Gr.

Auch unter dem Titel.

Reine Mathematik für die Schulen und Universitäten Deutschlands. Zweite Abtheil.: Geometrie und Trigonometrie enthaltend.

Desselben kritische Beleuchtungen der Mathematik überhaupt und der Euklidischen Geometrie insbesondere. Für Mathematiker und Nichtmathematiker, als Einleitung in dessen Revision der Mathemathik. 8. 9 Gr.

Predigten des alten Hrn. M. Mathesius üb. d. Historien des ehrwürdigen, in Gott seeligen, theuren Mannes Gottes Dr. M. Luthers Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Mit einer Vorr. herausg. von L. Achim von Arnim. Mit den Bildnissen Luthers und Melanchtons nach Lucas Kranach. gr. 4. auf Schreibp. mit besonders schönen Abdrücken der Kupf. 1 Rthlr. 8 Gr.
auf Druckp. 16 Gr.

Richter, Carl, S. genannt der schlesische Wunderdoktor. Eine biograph. Skizze. Nebst dessen Bildniß transparent. 12. geh. 4 Gr.

Rohlwes, J. N. Der Taschenpferdearzt. Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Kavallerie. Dritte verb. und verm. Aufl. M. 2 K. 8. 1 Rthlr.

Desselben allgemeines Vieharzneibuch, oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, seine Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll ꝛc. Mit 1 Kpf. Achte verb. und verm. Aufl. 8. 20 Gr.

Romane, kleine, Erzählungen und Aufsätze aus den Zeitblüthen, herausg. v. Fr. Gleich. 8 Bde. 8. 6 Rthlr.

Sanchez, A. T. (weiland. Russ. Kaiserl. Leibarztes) die russischen Dampfbäder. A. d. Französ. von K. Jochmus. Mit einer Vorr. und mit Anmerk. begleitet von Dr. J. B. Erhard. 8. 16 Gr.

Sack, Dr. F. S. G. üb. d. Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteien in der Preuß. Monarchie. Nebst einem Gutachten für die Beförderung der Religiosität. 2te Aufl. 8. 16 Gr.

Schmidt, Dr. F. W. V. üb. d. Kirchentrennung von England, ein Schausp. des Don Pedro Calderon de la Barca u. s. w. 8. 8 Gr.

Desselben Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie. 8. 20 Gr.

Seidenstopf's, J. G. Materialien zu Katechisationen in Entwürfen, die nach sorgfältig erklärten, aus den vier Evangelien hergenommenen Texten verfaßt sind. Zum Gebrauch für Freunde der katechet. Lehrart im Predigt- und Schulamte ꝛc. 8. 8 Gr.

Stuhr, Dr. P. F. Die brandenburg. preuß. Kriegsverfassung zur Zeit Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten. 1r Thl. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

Synagoge, die teutsche, oder Ordnung des Gottesdienstes für die Sabbath- und Festtage des ganzen Jahres. Zum Gebrauche der Gemeinden, die sich teutscher Gebete bedienen. Herausg. von Dr. E. Kley und Dr. C. S. Günsburg. 2 Thle. gr. 8. 2 Rthlr.

Ueber die vorzügl. Fehler in Behandlung d. Schwangern, Wöchnerinnen und Säugenden, so wie in der Behandlung der Kinder im ersten Lebensjahre ꝛc. ꝛc. von einem prakt. Arzte. 8 geh. 12 Gr.

Eine Schrift welche allen Eheleuten zu empfehlen ist.

Vogel, P., die drei denkwürdigsten Tage, der 18. Oct. 1813, der 31. März 1814, der 18. Juni 1815. Für Schulen beschrieben mit einer einleitenden Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit der franz. Revolution. 2te verb. Aufl. gr. 8. 6 Gr.

Für Schulen wenn sie 25 und mehr Exemplare nehmen im Parthiepreis à 4 Gr.

Vorpahl, K. L. Philosophie und heil. Schrift; zum Einklange beider. 1r Thl. 8. 8 Gr.

Wäcker's, F., Grundlinien zu einer Steuereinrichtung in Preußen. 8. 12 Gr.

Wagner, S. Ch. Spuren der Gottheit im anscheinenden Zufalle. Eine wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker. 2 Thle. (1r in einer neuen verb. Aufl.) Mit Kupfern. 8. 2 Rthlr.

Wilmsen, Dr. Mart. Luther, der Reformator. Zur Feier des Ref.-Festes. Für den Bürger, Landmann und die Schuljugend. Nebst Luthers Bildniß. 12. geh. 3 Gr.

Für Schulen wenn sie 25 und mehr Exemplare nehmen à 2 Gr.

Wuttig, Dr. J. F. E. kurze Anleitung, Messing, Kanonenmetall und viele andere Metallmischungen durch ein neues Verfahren auf das quantitative Verhältniß ihres Gehalts schnell und genau zu probiren. Mit 1 Kupf. 8. 16 Gr.

Zarnack's, A., Volkslieder mit Volksweisen für Volksschulen, in Noten und Ziffern 2stim. ges. 1e Samml. Text 4 Bog in 8., Musik 7 ganze Bog. in 4. 12 Gr.

Für Schulen wenn sie 25 und mehrere Exemplare zusammen nehmen und sich unmittelbar an die Maurersche Buchhandl. wenden, um den Preis von 8 Gr. das Exemplar.

Derselbe: daß Waisenhäuser die vollkommensten Erziehungsanstalten in dem Staat und für den Staat werden können. 8. 8 Gr.

Zeune, A., über die neuen Assassinen, und zwei

Schreiben von Otto Schulz u. K. Giesebrecht an A. Zeune nebst des. Antwort. gr. 8. geh. 6 Gr.
Zunz, L., über Rabbinische Literatur, nebst Nachrichten über ein altes bisher ungedrucktes hebräisches Werk. 8. 8 Gr.

In der Gräffschen Buchhandlung in Leipzig sind nachfolgende Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Berghaus, J. J., über das repräsentative Geldsystem, oder in wiefern ist das Papier ein stellvertretendes Mittel die edlen Metalle zu ersetzen? Ein auf Geschichte und Erfahrung gegründeter staatswirthschaftlicher metrologischer Versuch. gr. 4. 1 Rthlr.
Desselben der selbstlehrende doppelte Buchhalter, oder vollständige Anweisung zur leichten Erlernung des italienisch doppelten Buchhaltens. Nach Helwigschem Plane bearbeitet. 2te ansehnlich verm. u. verb. Aufl. 2 Thle. nebst 2 Abtheil. davon die 1e kaufmännische Briefe, die 2e ein Taschenwörterbuch für Kaufleute enthält. gr. 8. 6 Rthlr. 4 Gr.
NB. Die 2 Theile sind auch ohne diese 2 Abtheilungen für 4 Rthlr. apart zu haben.
Briefe, gesammelte, von Julie. 4 Thle. 2te verb. Aufl. Mit Kupf. 8. 5 Rthlr.
Dieses B[illegible] ist allen jungen Frauenzimmern welche Anspruch auf [illegible] machen, zu empfehlen. Es ist das schönste Geschen[illegible] Eltern ihren Töchtern machen können.
Campe, J. H. Robinson der jüngere. Ein Lesebuch für Kinder. Fortgesetzt von C. Hildebrandt. Neue verb. Aufl. Mit dem Portrait des Hrn. Rath Campe und 2 Holzschnitten von F. W. Gubitz. 8. 1 Rthlr.
Dasselbe Buch ohne Kupfer 18 Gr.
(Es führt auch den besondern Titel: Robinsons Kolonie.)
Für Schulen im Parthiepreise zu haben.
Geschichte, geheime, des Hofes und Cabinets von St. Cloud. Frei a. d. Engl. übersetzt. 3r Bd. 8. 1 Rthlr. sämmtliche 3 Bde. 4 Rthlr.
(Der 3e Bd. führt auch noch den besondern Titel: Napoleons Traumbilder. Aus dem engl. Werke: Visions of Napoleon Bonaparte.)
Geschichte, interessante und rührende, des Prinzen Li-Bu, eines Eingebohrnen der Pelew-Inseln vom Capitain Wilson nach England gebracht. Nebst einer kurzen Erzählung von diesen Inseln und den Sitten der Einwohner. A. d. Engl. Mit Kupf. Ein Weihnachtsgeschenk für die Jugend. 3te Aufl. roh 10 Gr. sauber gebunden 14 Gr.
Grävell, M. C. F. W. neueste Behandlung eines Preuß. Staatsbeamten. Eine mit Aktenstücken belegte Selbstbiographie aus der Epoche von 1811 bis 1817. 2 Bde. gr. 8. 2 Rthlr.
Kosegarten, L. T., des Herrn Abendmahl. Drei Unterhaltungen mit Serena. 3te Aufl 8. 4 Gr.
Diese Schrift ist jedem jungen Mädchen das confirmirt wird zu empfehlen.
Reinhard, Dr. F. V., Beiträge zur Erklärung besonders zur praktischen Erklärung der Bibel. Aus dessen Schriften gesammelt und herausg. von M. C. F. Bartzsch. gr. 8. 3 Rthlr.

In Commission hat dieselbe nachfolgende Bücher welche gleichfalls in allen Buchhandlungen zu bekommen sind.

Alexander I. zu Berlin im Sept. 1818 8. geh. 4 Gr.
Bülzingslöwen, Johanna v., Briefe über weibliche Bildung, gewechselt zwischen Tante u. Nichte. 8. 12 Gr.
Diese Briefe empfehlen sich als Weihnachtsgeschenk.
Fraustadt, R. v., neunzig Krokodileier in vier Lieferungen u. sieben Nebenblätter. 2 Bdchen 8. geh. 1 Rthlr.
Hermes, Frz, Epheuranken. 8. 10 Gr.
Hoffmann, L., Censur und Preßfreiheit, historisch-philosophisch bearbeitet. 1r Thl.
Auch unter dem Titel:
Geschichte der Büchercensur. gr. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
Hundt-Radowsky, H. von, August von Kotzebue's Ermordung, in Hinsicht ihrer Ursachen und ihrer wechselseitigen literarischen Folgen für Deutschland betrachtet. 8. 8 Gr.
Lehnert, J. H., Führe uns nicht in Versuchung. Predigt am Tage der Einsegnung seiner Schülerin gehalten. Nebst dem Altargebete, dem Glaubensbekenntniß und der Beichte. 8. 3 Gr.
Lüttwitz, Carl Freih. von, einige Worte zur allgemeinen Beherzigung über Adel und Turngesinnungen in ihrer Beziehung zum monarchisch-preuß. Staat. gr. 8. 6 Gr.
Lyra, Timotheus a, Iris. Kl. Gedichte. 8. 1 Rthlr.
Schaden, Ad. von, feindliche Freunde und freundliche Feinde, eine Geschichte aus der sogenannten großen Welt. M. einer Vorr. von Jul. v. Voß. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.
Desselben: moderne Sappho, ein dramat.-musik. Durcheinander ohne Sinn und ohne Verstand. Dem Wiener Kasperl und dem Münchner Lipperl zugeeignet. Nebst einer großen von den Gebr. Henschel gez. u. gestoch. Karrikatur. 8. geh. 1 Rthlr.
(Parodie der Sappho von Grillparzer.)
Schlachter, Ch. J. Frühgebete für Lehrer in Bürgerschulen. 8. 8 Gr.
Für Schulen wenn sie eine Anzahl Ex. nehmen à 6 Gr.
Thieme's, M., Dramat. Spiele für die Jugend bei festlichen Gelegenheiten. Eine Weihnachtsgabe.
(Enthält: die Heimkehr, einige Szenen. — Das Räthsel, od. d. kl. Klavierspieler, Lstspl. — Die Schelestunde, Schspl. — Das Angebinde, Lstspl. — Das frohe Fest, einige Szenen. — Querstriche, Lstsp. — Namenstag, Lstsp — Die Weinlese Lstsp. —)
Taschenf. sauber gebunden und in Futteral 1 Rthlr.
Voß, Jul. v., und Ad v. Schaden, Theaterpossen nach dem Leben. Enthält: Die Damenhüte im Theater zu Berlin von v. Voß. 2) Die Blödsichtigen von v Schaden. 3) Das Kaleidoskop von v. Voß. 4) Der Gast in Hamburg von v. Schaden. 8. 1 Rthlr.
Ziemßen, Dr. Theod., Der Geist unsrer Synodal-Versammlungen. gr. 8. 6 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 12. 1819.

Beilage zum 153sten Blatte des Gesellschafters.

Nachdruck.

Hamburg. Im „Gesellschafter" 104 ist eine meist treffende Ansicht über die Journalistik Hamburgs gegeben; besonders auch eine kräftige Aeußerung über den Nachdruck, der hier allerdings — und leider — nicht verpönt ist. Ich möchte glauben: die Behörden dieser freien Stadt wüßten nichts davon, daß jene Schelmerei unter ihrem Schutz einen einträglichen Schlupfwinkel fand; aber ein Buchhändler Leipzigs soll in einer Klage deshalb keine Hülfe gefunden haben; mithin dürfte man wenigstens annehmen: daß man ungern etwas gegen die Nachdrucker thun will, und das wäre nicht recht und nicht politisch, denn die Repressalien müßten doch endlich zu Hamburgs Nachtheil ausfallen. Hauptsächlich ist es der — im erwähnten Blatt des „Gesellschafters" auch schon genannte — Dr. Pappe, der auf eine abscheuliche Weise davon Gebrauch macht: daß man österreichischer Manier auch im Norden ein Nestchen baut, und die Nestler finden sich dann schon! — Der achtungswerthe Buchdrucker Langhoff, sagt man! hat aus eigenem Ehrgefühl den Druck entwendeten Gutes aufgegeben, nachdem er erfuhr: wie es mit der Sache stehe; und ich bin der Meinung: daß kein ehrenwerther Mann seine Druckerei zu solcher Rechts-Verletzung her leiht, kein Buchhändler den Vertrieb übernimmt von Gegenständen, welche durch die Art der Acquisition verrufen sind. Wenn so die Hehlerei aufhört, wird wohl die Ehrlichkeit wieder anfangen; besser wär' es aber freilich, wenn der Senat über den Unfug ein ernstes Wort spräche, wie es seinem sonstigen energischen Benehmen und seiner Würde zukommt. B*.

Kunst-Nachricht.

In Meuselwitz, dem Stammgute der Freiherren von Seckendorf, sächsischer Linie, befinden sich mehrere werthvolle Gemälde vortrefflicher Meister, italienischen, niederländischen und deutschen Ursprungs. — Ein italienisches Bild ist durch die vorzüglich ausgesprochene Idee ausgezeichnet: Joseph hält das Christus-Kind der Mutter, nach welcher es verlangt, und die es mit Liebe und Ehrfurcht zugleich empfängt, entgegen. — Einige Landschaften dieser kleinen Sammlung würden in großen Gallerien Deutschlands zu hängen verdienen. F.

Fragen sind erlaubt.

Der vormalige sächsische Kabinets-Minister, Graf Senft von Pilsach, ist mit seiner ganzen Familie zum Katholizismus übergetreten, und der nun verstorbene Dr. Wetzel — als achtungswerther, obwohl auch zuweilen überspannter Dichter bekannt — sollte auf seinem Sterbebette listig noch zum Katholiken geweiht werden. Dürften diese neueren Fälle nicht aufmerksam machen? In Frankreich arbeiten Missionare, in Spanien nützt den Pfaffen die Inquisition, in Italien alle Kräfte, um das ehemalige Dunkel gewaltsam herbei zu führen, und in Deutschland — nähern sich Viele — selbst Prediger — dem Katholizismus; der Eine vorläufig nur um des äußeren Cultus willen; der Andere schon aus voller Schwärmerei; der Dritte aus Selbst- und Herrschsucht. — Wir wollen nicht hoffen, daß die Proselytenmacherei wieder um sich greift — aber ein politisches Schwanken begünstigt sie; und — sollten diese neueren Fälle nicht aufmerksamer machen? Lb.

Sonderbare Mißgeburt.

Als Nachtrag zu der Nachricht, die ich, im 70sten Blatte des „Gesellschafters", von zwei zusammen gewachsenen Brüdern gegeben habe, theile ich jetzt noch die mit, welche sich von einer ähnlichen Mißgeburt unserer Zeit in einer kleinen englischen Schrift befindet, die den Titel führt: „A Trip to Paris, in July and August 1792". Sie ist zu London im Jahre 1793 heraus gekommen und meines Wissens nicht ins Deutsche übersetzt. Ihr Verfasser hat sich zwar nicht gen[illegible] man weiß aber, daß sie von Twiß ist, der sich durch [illegible]ung seiner Reise nach Spanien und Irland schon früh[illegible]kannt gemacht hat. Er sagt unter andern folgendes: „Die größte Naturmerkwürdigkeit, die ich hier sah, war ein Kind männlichen Geschlechts mit zwei Köpfen und vier Armen. Es war damals drei Monate alt. Die beiden Gesichter waren sich vollkommen ähnlich; jedes hatte eine Habichts-Nase, blaue Augen und eine gefällige Bildung. Beide Körper waren von der Brust an so verbunden, daß der übrige Theil des Ganzen einem gewöhnlichen männlichen Kinde völlig gleich war. Die beiden Obertheile der Mißgeburt waren gegen einander gewendet, so daß sie sich hätten umarmen und küssen können. In ihrer gewöhnlichen Stellung machten sie einen Winkel von 65 Grad aus, und das Ganze hatte die Gestalt des Buchstabens Y. Ich hielt mich bei dem Kinde ohngefähr eine Stunde auf, wobei die Mutter und Amme zugegen waren, und sah es an beiden Brüsten zugleich saugen. Es war ziemlich stark, seine Haut sehr zart und fast durchsichtig; die Arme und Beine waren mager und letztere lagen quer über einander, so daß sie sich, wie es schien, nicht von selbst ausbreiten konnten; mithin würde das Kind, wenn es zwei oder drei Jahre alt werden sollte (welches ich aber nicht für wahrscheinlich halte), vermuthlich nie gehen lernen; der eine Kopf würde lachen, während der andere schriee; der eine schlafen, während der andere wachte. Das Athmen der beiden Köpfe geschah wechselsweise; wenn nämlich der eine die Luft einzog, so ließ der andere sie fahren. Die Mutter (eine Bauerfrau) zeichnete sich durch nichts aus, als durch ihre Halsstarrigkeit: die armen zwei Köpfe durchaus nicht von ein Paar dick ausgestopften blauseidenen Mützen befreien zu wollen, womit sie sie geputzt hatte, ob ich mir gleich Mühe gab, sie und die Amme zu überzeugen: daß dies die Köpfe erhitze, das Leben des Kindes leicht dadurch verkürzt werden könne, und folglich der Vortheil, den dieses in seiner Art einzige Geschöpf ihnen gewähre, würde geschmälert werden." — Wie lange dieses Kind gelebt hat? wird vielleicht irgend ein französischer Naturforscher bekannt gemacht haben, und eine fernere Nachricht darüber würde auch deutschen Lesern an-

genehm seyn. Tells sah es zu einer Zeit, wo die französische Revolution in vollem Ausbruch war, und wenn das Kind bald nachher gestorben und seiner von keinem Schriftsteller weiter gedacht wäre, so ließe sich dieses Stillschweigen nur dadurch erklären: daß damals nichts für die Nation Interesse hatte, was sich nicht auf die inneren Gährungen bezog. v. Gockingk.

Literarische Anzeige.

Die Erzählung, welche der 2te, 3te und 4te Band der „Tales of my Landlord" (von dem Verfasser der Romane: der „Astrolog" und „Robin der Rothe") enthält, habe ich bereits verdeutscht, und werde sie ehestens unter dem Titel: „Die Schwärmer" herausgeben. Die Bearbeitung des neuesten Werkes dieses trefflichen Erzählers: „Die Braut von Lammermoore" (in der unlängst erschienenen dritten Sammlung der „Tales of my Landlord") habe ich seit Kurzem begonnen.

Dresden, im August 1819.

W. A. Lindau.

1819. No. XVII.

Blatt der Ankündigungen.

Anzeige
für
Freunde der Spanischen Literatur,
eine
Handausgabe des Calderon im Original betreffend.

Die, seit einigen Jahrzehenden in Deutschland, England und Frankreich begonnene und täglich wachsende Liebe zur spanischen Literatur, und die Anerkennung und Würdigung der klassischen Schriftsteller derselben, hat sich durch die von verschiedenen Gelehrten dieser genannten Nationen angewandten Bestrebungen, korrekte und kritische Ausgaben spanischer Klassiker zu besorgen, genugsam bewährt. Diese Bemühungen sind um so erfreulicher und rühmlicher, da die Seltenheit spanischer Bücher und die Schwierigkeit, sich selbst die bekannteren zu verschaffen, immer fühlbarer wird, und da, bei der jetzigen Lage der Dinge in Spanien, und bei der Richtung, welche die neuere spanische Literatur genommen, kaum zu erwarten steht, daß von Spanien aus für neue Abdrücke der älteren Schriftsteller gesorgt werde. Es scheint deshalb wohl an der Zeit zu seyn und keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn Unterzeichneter, durch den Verleger ermuntert und unterstützt, es unternommen: eine vollständige und korrekte Ausgabe eines spanischen Schriftstellers zu besorgen, auf den in neuerer Zeit die Augen aller Gebildeten vorzüglich und mit Recht gerichtet sind, die des Calderon. Seine sämmtlichen Schauspiele (mit Ausschluß der Autos sacramentales) sollen unter dem Titel:

Las Comedias de D. Pedro Calderon de la Barca etc.

in 8 bis 10 sauberen Duodezbänden erscheinen, von denen in jeder Leipziger Oster- und Michaelis-Messe einer ausgegeben werden wird. Die vorhandenen seltenen Ausgaben sollen verglichen, die beste Lesart in den Text aufgenommen, und sinnlose Stellen nach besten Kräften wieder hergestellt werden. Die ungleiche und veraltete Ortographie wird mit der von der Madrider Akademie im Jahre 1792 bestimmten vertauscht werden, welche vor der neuesten, von dieser Akademie im Jahre 1815 angenommenen, unstreitig bedeutende Vorzüge hat, und die ganz regellose und deshalb oft sinnentstellende Interpunktion wird einer richtigeren, auf einfache Regeln gegründeten weichen. Am Ende eines jeden Bandes werden die bemerkenswerthesten Varianten der verschiedenen Ausgaben aufgezeichnet und ein Versuch gemacht werden, durch kurze Bemerkungen zur Erklärung des oft schwierigen Dichters die Bahn zu brechen.

Der erste Band, den der Herr Verleger mit einem von Couvé in Paris sauber gestochenen und gewiß Vielen willkommenen Bilde des Calderon geziert hat, wird, außer der Lebensbeschreibung des Dichters, folgende Stücke enthalten:

La vida es sueño.
Casa con dos puertas mala es de guardar.
El Purgatorio de San Patricio.
La gran Cenobia.
La devocion de la Cruz.
La puente de Mantible.
Saber del mal y del bien.
Lances de amor y fortuna.
La Dama Duende.
Peor está que estaba.

Leipzig, im August 1819.

J. G. Keil.

Ich werde dieser Ausgabe des Calderon besondere Sorgfalt widmen. Es wird dazu ganz neue Schrift genommen, und zwar sogenannte Petit antiqua. Der Druck ist gedrängt, so daß 48 Zeilen auf die Duodezseite kommen. Ich lasse zweierlei Ausgaben veranstalten: die eine auf dem feinsten Median-Druckpapier aus der Fabrik der Herren Ebart und Strehmann in Berlin, die andere auf französischem feinen Median-Schreibpapier. — Da Satz und Druck bereits begonnen haben und damit ununterbrochen fortgefahren wird, so kann noch in diesem Jahr der erste Band ausgegeben werden. Ich werde alle Stücke (wenigstens versuchsweise die des ersten Bandes) auch einzeln abdrucken lassen, und auf das erste bereits fertige des ersten Bandes: La vida es sueño, kann in allen Buchhandlungen Bestellung gemacht werden. Dies letztere ist nöthig, da ich es nicht à condition versende. Der Preis der einzelnen Stücke wird cartonnirt 16 Gr. (1 fl. 12 kr.) seyn; der Preis eines ganzen Bandes dagegen etwa 3 Thlr. (5 fl. 24 kr.) für die Exempl. auf feinem Druckpapier, und 4 Thlr. für Exempl. auf französischem Schreibpapier. Uebrigens verlange ich weder Subscription noch Pränu-

meration. Bestellungen können indessen schon jetzt durch alle solide Buchhandlungen gemacht werden, da ich mich selbst mit der Versendung einzelner Exemplare an Partikuliers nicht befassen kann.

Leipzig, 1. August 1819.

Brockhaus.

Die Gleichen,

Schauspiel

von

Ludwig Achim von Arnim.

gr. 8. Berlin, Maurersche Buchhandlung.

Preis geheftet 1 Thlr.

Der Verfasser des, in allen literarischen Zeitschriften mit besonderem Lobe erwähnten Romans: „Die Kronenwächter" erfreut uns mit einem Schauspiel, welches ganz das Gepräge seiner hervorstechenden Originalität an sich trägt. Es behandelt einen Stoff, der uns hinlänglich durch die Sage, durch Goethe's „Stella" und Sodens „Ernst, Graf von Gleichen" bekannt ist; aber die Bearbeitung unsers Dichters unterscheidet sich wesentlich von allen früheren Darstellungen. Die Charaktere sind treflich gehalten; die der Gräfin, des Ritter Plesse und Josephs sind voll Innigkeit und Zartheit; des Grafen Schicksal erfüllt uns mit Bedauern, so wie das der Gisella, ja selbst der liebeglühenden Italienerin, der Markesa; Hartmanns und Barbara's Treiben erregt das Grausen der Geisterwelt; und wie Amira, mit dem vollen Reiz orientalischer Abkunft ausgeschmückt, unwiderstehlich fesselt, so zwingen uns Norbert, Gangolph, Galeratus und Galerata zum Abscheu. Alles bewegt sich in kräftiger Frische, selbst die unwichtigen Personen des Stücks greifen handelnd ein, und gewinnen uns öfters, wie Gottschalk und Gottschälkchen — die der Verfasser mit ächtem Humor ausgestattet hat — ein Lächeln ab. Gewidmet ist das Stück allen guten Frühlingsgeistern der alten Schlösser Plesse, Hanstein und Gleichen bei Göttingen u. s. w.

Neue vorzügliche schöngeistige Schriften der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden im Jahr 1819.

G. Schilling, sämmtliche Schriften, 5te Sammlung, 1—5ter Bd. Velinpap. 5 Thlr. — Pränumerations-Preis 4 Thlr.; darin ist enthalten und auch einzeln zu haben: Der Mann wie er ist. 3te sehr verbesserte Aufl. 1 Thlr. 6 Gr. — Verkümmerung. 3 Theile. 3 Thlr. 6 Gr. — Heimchen. (Inhalt: 1) Die Kammersänger. 2) Die Fürsprecherin. 3) Trudchen und Gustel. 4) Die Kränze der Mime.) 21 Gr. Die erste Sammlung von 50 Bänden, à 50 Thlr., ist noch im Pränumerations-Preis zu 33 Thlr. zu bekommen und in allen ordentlichen Buchhandlungen Bestellung darauf zu machen.

H. Clauren, Scherz und Ernst. 3r und 4r Theil. Velinp. 1 Thlr. 21 Gr. Inhalt: 1) Ein Scherz und tausend Folgen. 2) Der Grünmantel von Venedig. 3) Hunderttausend Thaler. 4) Der kleine Galeeren-Sklave. 5) Der selige Papiermüller. 6) Sagen aus der Zeit des Völkerkrieges. 7) Kleinigkeiten. 8) Aufschlüsse über den Grünmantel. — Vom 1sten und 2ten Theile sind noch Exemplare zu 1 Thlr. 18 Gr. zu bekommen. Alle 4 Bände kosten 3 Thlr. 15 Gr. in allen Buchhandlungen.

C. W. Contessa, Erzählungen. 2 Theile. Velinpap. 2 Thlr. Darin sind enthalten: 1) Meister Dietrich. 2) Der schwarze See. 3) Manon. 4) Der Instinkt. 6) Vergieb uns unsre Schuld.

E. von Houwald, Erzählungen. Velinpap. 1 Thlr. 4 Gr. Inhalt: 1) Die Braut von sechs Jahrhunderten. 2) Die Schlacht bei Malplaquet. 3) Die Todtenhand.

C. F. van der Velde, Erzstufen. 3 Thle. Velinpap. 2 Thlr 18 Gr. Inhalt: 1) Asmund. 2) Der Filbustier. 3) Die Trude Hiorba. 4) Gunima. 5) Die Tartarenschlacht. 6) Axel.

So eben ist die 2te verbesserte Auflage des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks erschienen:

Deutliche und vollständige Anweisung,

ohne

Winkel-Meß-Instrumente

nicht nur Aecker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse u. s. w., sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen und zu berechnen; desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen und überhaupt alles, was zur gewöhnlichen praktischen Feld-Meßkunst gehört, zu verrichten.

Zum Gebrauch

für Oekonomen, Forstbediente, Gärtner und alle diejenigen, welche keine geometrischen Kenntnisse besitzen, entworfen

von

F. A. Hegenberg.

Mit 9 Kupfertafeln.

Preis 1 Thlr. 8 Gr. und gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin, 1819. Maurersche Buchhandlung.

Vorzügliche Unterrichtbücher.

Von Fr. Beauval's Gesprächen für das gesellschaftliche Leben, zur Erlernung der Umgangsprache im Französischen und Deutschen, sind von der dritten, wohlfeileren Auflage alle 3 Bände (Morgen-, Tages- und Abend-Gespräche enthaltend) erschienen und gebunden für 1 Thlr 18 Gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen, von der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Von M. Fredau ist eine statistische Darstellung der europäischen Staaten in einer Tabelle auf Velinpapier zu 4 Gr. in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen, die eine sehr interessante Uebersicht gewährt, und in allen Buchhandlungen zu haben ist. Im Jahr 1817 erschien von ihm eine chronologische Darstellung der Weltgeschichte in 4 Tabellen zu 8 Gr., welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde.

Von A. Benelli's vollständiger Gesanglehre rc., mit italienischem und deutschem Text, ist die zweite wohl-

feilere Auflage erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen gebunden für 2 Thlr. zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden.

Walter Scott, die Jungfrau vom See.

In meinem Verlage erschetnt so eben und wird an alle solide Buchhandlungen in Deutschland und im Auslande versandt:

Die

Jungfrau vom See.

Frei nach Walter Scott

von

Henriette Schubert.

Preis gebunden 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Leipzig, im August 1819.

F. A. Brockhaus.

Wir machen auf folgendes Werk aufmerksam:

Doktor Faustus.

Tragödie von Christoph Marlowe.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Wilhelm Müller,

mit einer Vorrede von L. Achim v. Arnim.

Nebst einem Steindruck. Preis 1 Thlr.

Die „Jenasche Literatur-Zeitung" (Nr. 86. S. 207) sagt darüber unter Anderem: „Dieses Schauspiel des Marlowe, der in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts glänzte, verdiente allerdings eine Uebertragung — es enthält Spuren eines genialischen Dichters, einer kräftigen Charakter-Zeichnung und einer reichen Phantasie. — Obgleich Rezensent das Original nicht zur Vergleichung bei der Hand hat, so glaubt er doch, die gegenwärtige Uebertragung in jeder Rücksicht äußerst gelungen nennen zu können, und ermuntert Herrn Müller, uns auf die nämliche Weise mit mehreren Schauspielen der englischen, vorzüglich älterer Dichter bekannt zu machen." — Auch die „Leipziger Literatur-Zeitung" hat schon eine sehr günstige Beurtheilung dieses Werkes gegeben.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

In der Maurerschen Buchhandlung ist zu haben:

Brandenburgisch-Preußische Kriegsverfassung

zur Zeit

Friedrich Wilhelms, des großen Churfürsten.

Dargestellt von Dr. P. F. Stuhr.

Erster Theil. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

In der Jenaschen Allg. Literatur-Zeitung (Nr. 80) ist eine höchst vortheilhafte Beurtheilung dieses — jedem Sachverständigen sich als trefflich empfehlenden — Werkes zu lesen, welche gleich im Eingange sagt: „Der Leser findet darin bei weitem mehr, als der Titel verspricht, und wir betrachten es als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Kriegskunst im Allgemeinen; um so mehr, da der Verfasser überall aus den ächten Original-Quellen geschöpft und manches bisher Unberücksichtigte benutzt hat."

Interessantes geschichtliches Hülfsmittel.

Ursprung und Wachsthum der preußischen Staaten, bildlich dargestellt von Dr. Friedrich Straß, Professor und Direktor des Gymnasiums zu Nordhausen.

Die „Leipziger Literatur-Zeitung" sagt, unter Anderem, darüber: „Es ist ein großes Blatt in Landcharten-Format. Herr Straß hat schon in einem, mit Beifall aufgenommenen größeren Gemälde die Hauptscenen der allgemeinen Geschichte dargestellt. Hier beschenkt er das Publikum mit einem Strombilde, das den Ursprung und Wachsthum der preußischen Staaten darstellt. Es sind die einzelnen Arme von Polen, Preußen, Mark Brandenburg, Pommern, Sachsen, die sich in den Strom des Hohenzollernschen Hauses, besonders in dem Zweig, der zum Besitz des Burggrafthums Nürnberg kam, vereinigen, und links von den Regenten Deutschlands, und rechts von einem Strom unter der Rubrik: Bildungsgeschichte, eingefaßt werden. Zu jedem einzelnen der vorhin genannten Arme werden die Regenten mit den Jahren ihres Regierungs-Antritts genannt, und in dem Hohenzollernschen Strome auch die Erwerbung der kleineren Bezirke, alle mit dem Jahre, in dem sie zum Stammlande, der Mark Brandenburg, kamen; die merkwürdigsten Kriege, Schlachten, Friedensschlüsse u. s. w. aufgeführt. Die Angaben der Zahlen sind richtig, und der Gegenstände eher zu viel, als zu wenig. Das Blatt ist von C. L. Boß recht gut in Stein gravirt."

Dieses sehr brauchbare Blatt ist durch alle Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben; in Leipzig bei Köchly.

K. W. Ramlers

kurzgefaßte Mythologie,

oder:

Lehre von den fabelhaften

Göttern, Halbgöttern und Helden

des Alterthums.

In zwei Theilen, nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält.

Mit 14 Kupfern. Vierte verbesserte Auflage.

8. Berlin, Maurersche Buchhandlung.

Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Mythologie behauptet noch immer den ersten Platz unter allen Mythologieen. Sie ist so faßlich und fließend geschrieben, daß sie sich gleich einem Roman liest. Ihres angenehmen Vortrags und ihrer Vollständigkeit wegen hat sie auch fast auf allen hohen Schulen Eingang gefunden. — Der ursprünglich wohlfeile Preis (37 Bogen Text und 14 Kupfertafeln für 1 Thaler 4 Gr.), welcher auch jetzt noch, da Alles, Papier und Druck, bedeutend theurer ist, beibehalten wird, ist nicht unbeachtet zu lassen; ja, wenn Schulen 12 und mehrere Exemplare von uns, der Maurerschen Buchhandlung, unmittelbar beziehen, so sollen sie das Exemplar für 20 Gr. preuß. Cour. bekommen; diesen Vortheil kann ihnen aber keine andere Handlung gewähren.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 13. 1819.

Beilage zum 161sten Blatte des Gesellschafters.

Lesefrüchte der neuesten Zeit.

In einer Literatur-Zeitung wird unter der Ueberschrift „Beförderung" erzählt: daß ein Professor der Philosophie zu Leipzig „eine Gratifikation von 50 Rthlr. erhalten habe." — Zu welchen Betrachtungen führt eine einzige Mittheilung dieser Art in einem Gelehrten-Blatte! Mag es immerhin seyn, daß man einen Universitäts-Lehrer mit 50 Rthlr. belohnt, womit man in Berlin einen Haufen Büchenholz ankauft; aber sollte man nicht fühlen: daß man durch eine solche Bekanntmachung mit der Gelehrsamkeit und ihren Verehrern Spott treibt, wenn man bedenkt: daß unter Geschäftsleuten Gratifikationen zu 100 und 200 Rthlr. sehr häufig sind, ohne daß ein anderer Mensch davon spricht? — Gehen wir übrigens nicht weiter ein auf die Untersuchung, welche sich hier ausmitteln konnte; denn es will — einige Beispiele zum Prunke abgerechnet — fast scheinen: als sollten die Musen — die der Sing- und Spring-Künste ausgenommen — von Allmosen leben.

Unter den politischen Schriften, welche sich über die jetzige Verstimmung der Deutschen verbreiten, zeichnet sich ganz besonders die Schrift von J. Weitzel aus: „Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten?" (Wisbaden, bei L. Schellenberg 1819.) Hier ist Klarheit und Ruhe, tüchtiger Verstand und frischer, gesunder Sinn, Kenntniß der Sache, reines und unbefangenes Urtheil. Wer etwas Gediegenes über den vorliegenden Gegenstand zu lesen wünscht, etwas, das frei ist von Mystik und Schwärmerei: wird hier Nahrung und Befriedigung finden. — S —.

Hep! Hep! —

Dieser Ausdruck, ein Emporkömmling, der sich, wie es scheint, bis zur Unsterblichkeit eines veni-vidi-vici empor schwingen will, ist von ganz gemeiner Herkunft. Ich erinnere mich gar wohl, dieses Wort in meiner Kindheit sehr oft gehört zu haben. Seine Bedeutung war ehemals noch halsbrechender für friedliche Bürger, als sie jetzt kopfbrechend für unsere Sprachforscher ist, und entspricht vollkommen dem menschenfreundlichen Gebrauch, den unsre heutigen Gleichmacher davon machen wollen. — An der Spitze einer furchtbaren Räuberbande in der Pfalz stand, vor 50 oder 60 Jahren, der sogenannte baierische Hiesel. Das Andenken dieses Kraft-Genies — gegen dessen Unsterblichkeit, so wie gegen manche andere, Galgen und Rad vergebens protestirten — verewigte sich durch eine Menge Abbildungen, Erzählungen, Volks- und Räuberlieder. Eines dieser Letzteren endet:

> Mache's euch nit mausig!
> Hiesel macht's grausig,
> Klopft's auf d'Köp!
> Hep! Hep!

Hep! Hep! d. h. „Her eure Batzen!" (H. E. B.) war auch das Losungswort dieser älteren Hep-Männer bei dem Angriff. Batze oder Batzen ist eine Münze, die fast im ganzen Reich kursirt, bedeutet aber auch, im collektiven Sinn, Reichthum überhaupt: „Der hat Batzen!" heißt so viel als: „Der ist reich!" — Daß der Oberdeutsche gewöhnlich P mit B u. s. w. verwechselt, ist wohl eben so bekannt, als daß er sehr viel Worte aus dem Italienischen aufgenommen. Batze entspricht ganz dem italienischen Pezzo; ein Stück, welches am gewöhnlichsten von Geldsorten gebraucht wird. — Jeder weiß nun ungefähr, woran er ist, wenn ihn irgend ein Reichthümler — d. h. Einer, der das nicht ist, was er gern seyn oder scheinen möchte — mit Hep! Hep! begrüßt, und ich kann ihm nichts Besseres rathen, als —: Halte die Taschen zu! O.........

Weimar. Von hier hatte sich vor einigen Tagen eine Commission nach Manheim begeben, um den Hrn. Asmis und Dr. J*. (welche früher Beide in Weimar sich in Haft befanden) mit Sand zu confrontiren. Der Dr. J*, welcher von der Commission sich Erlaubniß erbat: allein nach Manheim zu reisen, wurde — wahrscheinlich durch einen Mißverstand — auf seiner Durchreise in Erfurt arretirt und mit Gensdarmerie nach Berlin abgeführt. — In einem der letzten Blätter des „Deutschen Anzeigers" tritt Hans Becker (sonst der Schwarze genannt) auf, erklärt seine Arretirung für eine Fabel und beschwert sich in den bittersten Ausdrücken über die Zeitungsschreiber, welche eine solche falsche Nachricht verbreiten konnten. Uns, die wir des Hrn. Beckers abentheuerliches Treiben und Thun in Weimar und Jena zu beobachten Zeit und Gelegenheit hatten, mag es Herr Hans Becker nicht verübeln, wenn wir der Sage allen Glauben beimaßen; auf seine Erklärung deshalb widerrufen wir sie aber gern. — Möchte übrigens Hr. B. die fälschlich ausgebreitete Sage als einen Wink des Schicksals beachten und nach seiner Bestimmung, der Ukraine (wo es, der Rede nach, nicht so viel Steine, als in und bei Jena geben soll) recht bald abgehen. A. Seltersheim.

Druckfehler.

In meiner Abhandlung „über den gegenwärtigen Zustand des Pariser Theater-Wesens" sind folgende Druckfehler stehen geblieben:

Bl. 124. 2te Spalte, Zeile 7 von unten: einer, statt: einer solchen.

Bl. 125. Seite 499. Z. 18: dann, statt: damals.
Zeile 20 von unten: und die, statt: die.
— — — — : Friedvollsten, statt: Frivolsten

Bl. 127. S. 506. 2te Spalte, Zeile 16: einsichtsvolle Theater-Freunden, statt: einsichtsvoller Theater-Freunde.

Bl. 128. S. 510. 1ste Spalte, Zeile 16 von unten: affectirte, st. affectirten.

Professor Schütz.

1819. No. XVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Für Mineralogen.

Auswahl aus den Schriften der unter Werners Mitwirkung gestifteten Gesellschaft für Mineralogie zu Dresden. 1r Theil, mit Werners Portrait und einer Karte. 2r Theil, mit 4 Kupf. gr. 8. à 2 Thlr.

Der Name des Herrn Verfassers der hier gegebenen Schriften, so wie der des Herrn Herausgebers, machen Anpreisungen überflüssig; dagegen erfolgt hier der Inhalt des obigen ersten Theiles, und des zweiten, welcher unter der Presse ist und noch vor Michaelis erscheinen wird. Inhalt des ersten Theiles: I. Einleitung. II. Königl. Bestätigung der Gesellschaft und ihrer Statuten. III. Geognostische Aufsätze von A. G. Werner, Oehlschlägel, Blöde (dem Herausgeber), Carus, Mosch, Schneider. IV. Abhandlungen aus dem Fache der Oryktognosie und mineralogischen Chemie, von dem Herausgeber, von v. Schönberg, Ficinus und von Herder. — Inhalt des zweiten Theiles: I. Geognostische Aufsätze. 1. Geognostische Skizze eines Theils der Grafschaft Hampshire und Dorsetshire, nach Berger. 2. Nachrichten über die geognostische Beschaffenheit von Dublin. II. Oryktognosie. 1. Ueber den Dysodil oder die Stinkkohle aus Sizilien. 2. Ueber den Gisekit aus Grönland. 3. Ueber den Vauquelin aus Siberien. 4. Beschreibung einiger in Deutschland noch gar nicht oder wenig bekannten Fossilien, nämlich der Wawellits, Indianits, Sodalits, der natürlichen Talkerde, des gemeinen und biegsam dichten Dolomits, Kryolits, Humits, Fibroliths, Erichtonits oder Craitonits, Hornblei's, rothen Zinkerzes (nach Jameson) von Blöde. 5. Ansichten der französischen Schule über einige der neuesten in Werners System aufgenommenen Fossilien, nebst einem Zusatze über den Alaunstein. 6. Ueber den Türkis und Kalait, nach Fischer in Moskau. III. Mineralog. physiolog. Untersuchungen des Schörl-Geschlechts, als Werkstück zu dem alleinigen Mineral-Systeme (mit 4 Kupfertafeln) von A. Breithaupt. IV. Chemische Mineralogie. V. Mineralogische Miscellen. VI. Werners Nekrolog von Blöde, mit einer Vorlesung von C. A. Böttiger begleitet.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

Literarische Anzeige.

Jahrbücher der Literatur fünfter Band 1819, Januar, Februar, März. gr. 8. Wien, bei Carl Gerold.

Die seit dem Beginnen des Jahres 1818 in meinem Verlage in vierteljährigen Bänden erscheinende Zeitschrift: „Jahrbücher der Literatur“ hat sich, mancher feindseliger Angriffe und Verläumdungen ungeachtet, bereits durch den ersten Jahrgang einen so ehrenvollen Ruhm erworben, daß ich überzeugt seyn darf: der mit dem eben erschienenen fünften Bande beginnende zweite Jahrgang werde den Freunden der Wissenschaft willkommen seyn. Die ersten vier Bände sind durch ein auf das genaueste Detail eingehendes Sachregister geschlossen worden; eine Arbeit, welche — des reichhaltigen Inhalts wegen sehr schwierig — die Brauchbarkeit des Werkes verdoppelt. Ein ähnliches ausführliches Register wird jeden Jahrgang schließen, wodurch er zu einem gesonderten Ganzen wird, das auch einzeln angeschafft werden kann. Der Preis für den zweiten Jahrgang, bestehend aus dem 5ten bis 8ten Band, bleibt auf 8 Rthlr. festgestellt, ein Preis, der bei der Schönheit des Papiers und bei der auf den Druck verwendeten großen Sorgfalt gering ist.

Da man bei Gründung dieser Jahrbücher nicht die Absicht hatte, eine bloß kritische Zeitschrift zu liefern, sondern den Nutzen, welchen trefliche literarische Werke mit sich bringen, durch die weitere Ausbildung der in denselben befindlichen Ideen zu steigern, so sind die Arbeiten dieser Zeitschrift oft sehr ausführliche, den Gegenstand, über welchen sie sich verbreiten, erschöpfende Abhandlungen. In dem gegenwärtigen fünften Bande ist das politische Interesse der Gegenwart durch die Arbeit über Zschokke's „Geschichte der Baiern“, durch die Zurechtweisung Merkels, durch den ausführlichen Bericht über die neuesten, die Tonkunst betreffenden Werke, und durch die gründliche Beleuchtung der Ansichten de Pradt's, die Verhältnisse der europäischen Staaten betreffend, hinreichend berücksichtigt worden. Die Berichte über Abate Maio sämmtliche Editionen neu aufgefundener Werke des Alterthums, über den Kadmus des Hrn. Dr. Sichler, über Buttmann's Lexilogus zu Homer und Hesiod, endlich über Hrn. Mone's Untersuchungen alt-deutscher Sprache und Rechtschreibung, werden den Sprachforscher eben so sehr anziehen, als den Freund der Geschichte die Aufsätze über Zschokke, Robert's Sagen, über Gebräuche und den Wunderglauben der Walliser, über Pietro's Berichte, Egypten betreffend, befriedigen werden. In der über die kirchliche Topographie Österreichs aufgenommenen Abhandlung wird man sehr interessante Aufklärungen über ältere deutsche Geschichte, so wie bei Gelegenheit der Anzeige über Möller's herausgegebenen Grundriß des Doms zu Cölln altdeutsche Kunstgeschichte in einer inhaltsreichen Abhandlung berücksichtigt finden. Die in diesem Bande gegebene Nachricht über den durch Hrn. Professor Amici beobachteten Kreislauf des Saftes in der Wasserfaden-Pflanze ist für die Naturlehre von der höchsten Wichtigkeit. Der bereits im vorigen Jahre gegebene Bericht über die Gallsche und Spurzheimsche Schädel-Lehre wird hier durch die Prüfung des neuesten Werks des Hrn. Dr. Spurzheim über die gegen diese Lehre in England gemachten Einwendungen ergänzt, und damit die Uebersicht dieser Lehre vollendet.

Das Anzeigeblatt liefert Berichte über die Literatur des Alterthums, über spanische und französische, so wie über Baierns geschichtliche Literatur. Ferner sind

einige Seltenheiten böhmischer und mährischer Bibliotheken angezeigt, und ein altdeutsches Lied: „Der König im Bade", nach einer Handschrift der Wiener Bibliothek, mit erläuternden Anmerkungen versehen worden. Das Ganze beschließen Intelligenz-Nachrichten, wie sie sonst in Literatur-Zeitungen herkömmlich sind.

Diese Jahrbücher sind durch ganz Deutschland und in allen soliden Buchhandlungen zu haben.

Carl Gerold.

Bei uns ist eben erschienen:

August von Kotzebue, aus seinen eigenen schriftlichen Mittheilungen wahrhaft und treu dargestellt, von einem seiner Jugendfreunde, broschirt 6 Gr. oder 27 kr.

Der Verfasser dieser kleinen Biographie sagt am Schluße derselben — „wenn mir auch alle Kunst der Rede zu Gebote stünde, eine Lobrede hätte ich nicht schreiben mögen. Du, mein alter Jugend-Freund! wenn du jetzt am ewigen Urquell der Wahrheit den Frieden der Seele endlich gefunden hast, der uns hier so selten die heiße Stirne kühlt oder das klopfende Herz besänftigt, und den wir nicht einmal ehrlich suchen, du wenigstens wirst es mir Dank wissen, daß ich deinen Grabeshügel nicht mit einer, Niemanden nutzenden Lob- und Schmeichelrede entweihet habe. Alles Gute an dir habe ich geschätzt und geliebt. Aber die Wahrheit mußte ich doch mehr lieben, als dich und mich?"

Möge diese kleine Schrift unter der Anzahl ähnlicher, welche die Zeit und — die Industrie gebar, nicht übersehen werden; denn sie zeigt uns Kotzebue, was er als Kind, als Sohn, als Vater und Gatte, und als Mensch war — freilich nicht so, wie alle zeither über ihn erschienenen Broschüren, aber, wie auf dem Titel steht, treu und wahr; daher wird sie seinen Freunden gewiß willkommen seyn. Die Leser des „literarischen Wochenblattes" kennen solche schon, denn sie ist in Nr. 1, 2, 3 des 4ten Bandes abgedruckt.

Diese interessante Schrift, die nur der Wahrheit huldigt, keiner Parthei, ist bei uns zu haben, und wir wünschen, zu ihrer Verbreitung recht viel beitragen zu können. Weimar, den 28. Juli 1819.

Gebrüder Hoffmann.

So eben ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen in Deutschland und im Auslande zu haben:

Taschenbuch
für die
Conversation
in ausländischen Sprachen;
(der französischen, englischen und italienischen, mit deutscher Erklärung.)

Manuel
pour la conversation
dans les langues étrangères
savoir
dans la langue allemande, anglaise et italienne, avec l'explication française.

Preis 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Leipzig, im August 1819.

F. A. Brockhaus.

Neue Schauspiele im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

Th. Hell, Bühne der Ausländer 2 Bände. 2 Thlr. 6 Gr. Inhalt: 1) Der graue Mann. 2) Der Hirt von Toloso. 3) Poschacsky. 4) Der Ball nach der Mode. 5) Don Manuel. 6) List hilft siegen.

Th. Hell, Angelika, der Tochter Opfer. Drama in 5 Aufz. 2te wohlfeilere Ausgabe, br. gr. 8. 16 Gr.

Deutsche Volkslieder
mit Volksweisen
für
Volksschulen,
nebst einer Abhandlung über das Volkslied
von
August Zarnack,
Erziehungs-Director am Königl. großen Militair-Waisenhause
zu Potsdam.

Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung.
4 Bogen Text, 7 ganze Bogen Musik.
Preis 12 Gr.

Durch die Erscheinung dieser Volkslieder ist einem dringenden Bedürfniß der Schulen abgeholfen. Nicht nur gewährt der Inhalt der Lieder eine freundliche und anziehende Abwechslung, sondern die, beides, in Noten und Ziffern, zweistimmig beigefügten 52 Volks-Melodien älterer und neuerer Zeit, haben sich längst bewährt, und sind in allen Schulen, wo sie bereits eingeführt worden, mit großer Freude der Lehrer und Kinder aufgenommen. Interessant dürfen wir die Erscheinung dieser Lieder aber auch darum nennen, weil sie den Beweis geben, wie sich im Ziffer-System (was man bisher nicht glaubte) Alles darstellen läßt, was sonst die Noten gewährten. — Eben so kann die von dem Verfasser voraus geschickte Abhandlung über das Volkslied den Freunden und Vorstehern der Volkserziehung nicht anders als höchst willkommen seyn. — Für Schulen, wenn sie sich direkte an die Verlagshandlung wenden, und 12 und mehrere Exemplare auf einmal nehmen, wird das Exemplar für 9 Gr. preuß. Cour. erlassen.

Vorschriften.

Bergmann's, A., allgemein nützliches Taschen-Etui der Schönschreibekunst, enthält deutsche, englische, italienische, französische, russische, polnische, griechische und ebräische Vorschriften nebst Signaturen. 51 Blatt. Zweite Auflage. kl. 8. 18 Gr.

Diese kleine Sammlung von Vorschriften, in den meisten europäischen Sprachen und Schriftgattungen, zeichnet sich gewiß vor vielen ähnlichen vortheilhaft aus, indem man darin nicht nur die Schriftzeichen jeder Nation charakterisirt findet, sondern auch das Ganze für einen äußerst billigen Preis erlangt.

Von demselben Verfasser erschienen:

Deutsche Canzlei und lateinische Vorschriften von A. Bergmann, Lehrer im Schreiben und Rechnen an der Nicolai-Schule in Leipzig. Quer-Folio in Etui gebunden (71 Platten auf Velinp.) 1 Thlr. 16 Gr.

und haben sich schon in sehr vielen Schulen, wo solche eingeführt worden sind, bewährt gezeigt. Bei Bestellungen dieser beiden kalligraphischen Schriften von sechs Exemplaren erbietet sich der Verleger, ein siebentes gratis zu geben, die Bestellung sey direkt oder durch eine auswärtige Buch- oder Kunsthandlung.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

Schriften für die Jugend.

Parabeln von G. Salomon. 8. Velinpap. broch. 1 Thlr, sind so eben in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen und in andern Buchhandlungen zu haben.

Die Gleichen,

Schauspiel

von

Ludwig Achim von Arnim.

gr. 8. Berlin, Maurersche Buchhandlung.

Preis geheftet 1 Thlr.

Der Verfasser des, in allen literarischen Zeitschriften mit besonderem Lobe erwähnten Romans: „Die Kronenwächter" erfreut uns mit einem Schauspiel, welches ganz das Gepräge seiner hervorstechenden Originalität an sich trägt. Es behandelt einen Stoff, der uns hinlänglich durch die Sage, durch Goethe's „Stella" und Sodens „Ernst, Graf von Gleichen" bekannt ist; aber die Bearbeitung unsers Dichters unterscheidet sich wesentlich von allen früheren Darstellungen. Die Charaktere sind treflich gehalten; die der Gräfin, des Ritter Plesse und Josephs sind voll Innigkeit und Zartheit; des Grafen Schicksal erfüllt uns mit Bedauern, so wie das der Gisella, ja selbst der liebeglühenden Italienerin, der Markesa; Hartmanns und Barbara's Treiben erregt das Grausen der Geisterwelt; und wie Amra, mit dem vollen Reiz orientalischer Abkunft ausgeschmückt, unwiderstehlich fesselt, so zwingen uns Norbert, Gangolph, Galeratus und Galerata zum Abscheu. Alles bewegt sich in kräftiger Frische, selbst die unwichtigen Personen des Stücks greifen handelnd ein, und gewinnen uns öfters, wie Gottschalk und Gottschälkchen — die der Verfasser mit ächtem Humor ausgestattet hat — ein Lächeln ab. Gewidmet ist das Stück allen guten Frühlingsgeistern der alten Schlösser Plesse, Hanstein und Gleichen bei Göttingen u. s. w.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 12 Gr. zu bekommen:

Blumen der Liebe und Freundschaft. Eine Auswahl kleiner bedeutungsvoller Gedichte auf die beliebtesten Blumen und eine Sammlung vorzüglicher Aufsätze in Stammbücher.

2te vermehrte Auflage. 12. geb.

Außer vielen neu hinzu gekommenen sehr zweckmäßigen Aufsätzen in Stammbücher ist diese zweite Auflage noch mit einer Sammlung kleiner, sinnreicher Gedichte auf die bedeutungsvollsten Blumen vermehrt worden, die man nicht sowohl als Denkschriften zu Blumengemälden und dergl., als vielmehr noch bei Darreichung von Blumen an Polter-Abenden, Verlobungs-, Hochzeits-, Geburts- und andern festlichen Tagen treflich benutzen kann.

Moritz von Kotzebue's,

russisch kaiserl. Hauptmanns im General-Stabe, Ritter des Wladimir-, wie auch des persischen Sonnen- und Löwen-Ordens,

Reise nach Persien

mit

der russisch-kaiserlichen Gesandtschaft

im Jahre 1817.

Mit 5 ausgemalten Kupfern und 4 vortreflichen Landschaften in Aquatinta

Sie stellen folgende Gegenstände dar:

1) Sarbas, ein persischer Soldat.
2) Ein Offizier.
3) Ansicht von den beiden Bergen Ararat und dem Gartenhause des Ober-Befehlshabers von Eriwan.
4) Ansicht von Udgani, einem Lustschlosse des Prinzen Abas Mirza.
5) Ansicht von dem Flusse und der Brücke Kisil-Osun im Kaplantischen Gebirge.
6) Ansicht von Sultanie, einem Lustschlosse des Schachs von Persien.
7) Tschimburak, ein persischer Kameel-Artillerist.
8) Grabmal des Heiligen Hassani-Kaschi in Sultanie.
9) Darlainur (das glänzende Meer) Kuinur (der glänzende Berg), zwei Solitärs des Schachs von Persien in ihrer natürlichen Größe.

Gebunden. Die Kupfer sind in einer Mappe einzeln beigegeben. Preis 2 Thlr. 21 Gr. oder 5 fl. 12 kr.

Das Publikum hat für dieses Werk schon Interesse genommen durch die Proben, welche in dem „literarischen Wochenblatt" davon gegeben worden sind. Wir erlauben uns nur, dabei noch zu sagen: daß man dadurch dieses Land ganz anders kennen lernen wird, als bisher der Fall gewesen.

Diese belehrende, unterhaltende, schöne und unverhältnißmäßig wohlfeile Reise ist bei uns zu haben.

Weimar, den 29. Juli 1819.

Gebrüder Hoffmann, Hofbuchhändler.

Neue Grenzkarte.

C. Becker, Karte vom Königreich Sachsen, mit möglichst vollständiger Angabe seiner (neuen) topographisch aufgenommenen Grenzen, ist durch alle Buchhandlungen für 16 Gr. zu haben von der Arnoldischen Buchhandlung.

Der Tod des russisch-kaiserl. Staatsraths August von Kotzebue. Eine unpartheiische Schilderung, mit seinem Bild, ist broch. für 4 Gr. in allen Buchhandlungen zu bekommen.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 14. 1819.

Beilage zum 169sten Blatte des Gesellschafters.

Nach der Lektüre der Recension meiner „Umrisse" (im „Morgenblatt" Beilage 34).

Da ich selbst manche deutsche Schriftsteller gebeten habe, zu bedenken, daß man wohl aus Kieselsteinen Funken schlagen könne, nicht aber aus Lehm und faulem Holze, das man am besten ohne Aufheben bloß rasch hinweg stößt, wenn es den Schritt hemmen will, so ist es billig, daß ich, meiner Ansicht getreu, mit jener Poleniusschen Recension auch nichts weiter thue als eben das genannte. — *)

Zum Scherz ist sie zu frech, zum Ernst ist sie zu seicht;
Sie zu bestrafen ist zu widrig und zu leicht.

Berlin, am 5. Oktober 1819.

Dr. Franz Horn.

*) Vergleiche „Polenius Erwachen" (Bemerker Nr. 5. von diesem Jahre).

Prag. Von Zeitschriften, die sich über unsere Berge hinaus wagen dürfen, können wir nur „Hesperus" und die „Oekonomischen Neuigkeiten" des Herrn Andrè erwähnen. „Hesperus" lieferte im Jannarheft unter andern einen sehr interessanten Aufsatz über die französische Prozeßform und ihre Beibehaltung in den preussischen Rheinlanden, und ohne gerade mit dem wohl allzu umfassenden Plan dieser Zeitschrift ganz einverstanden zu seyn, muß man doch gestehen: daß sie viel Treffliches, und — was bei uns, im Nachdrucker-Lande, noch mehr sagen will — Eigenthümliches liefert. Dasselbe ist, nach dem Urtheil der Sachverständigen, von den „Oekonomischen Neuigkeiten" in ihrem Fache zu rühmen. Im Februarheft derselben wird ein Aufsatz des Freiherrn von Ehrenfels zu Wien: „über die bösartige Klauenseuche der Schafe" als sehr praktisch, wichtig und befriedigend gerühmt. — Mit dem Januar 1819 begann hier ein Volksblatt: „Hyllos", welches bei sehr geringem Ankaufspreise durch eine große Anzahl von Abnehmern sich zu erhalten strebt. Wer die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung kennt, wird mit den Mangeln des Beginns Nachsicht haben; doch läßt sich Gutes von dem Fortgang hoffen, da Hr. Professor Dambeck die Redaktion desselben übernommen, welcher, mit den besten Köpfen Böhmens in literarischer Verbindung, gewiß reichlich unterstützt wird. Schon gab er einen recht bündigen Aufsatz von dem verehrten Veteran der vaterländischen Geschichte, Cornova, und manche andre Sachen. Zu wünschen wäre es, der würdige Hr. Dambeck möge von dem Gesichtspunkt der Mannigfaltigkeit aufgeben, um bei einer Tafel für Alle nicht zu Viele leer aufgehen zu lassen, und uns mehr mit Prosa als Versen beschenken, da unter den letztern sehr viel Mangelhaftes und Entstellendes sich befindet. — Obschon in Brünn (bei Gastl) gedruckt, gehören doch die „Volksmährchen, Sagen und denkwürdige Geschichten aus der Vorzeit Mährens" gewissermaßen der böhmischen Literatur an, da deren Verfasser (Dr. Griesel hier lebt; er ist ein recht talentvoller junger Mann, mit einer reichen und blühenden Phantasie ausgestattet, der jedoch allzu wenig Werth auf die äußere Form zu legen scheint, und deshalb die Feile seiner Arbeiten einigermaßen vernachlässigt. Wir wissen nicht, warum er jenem Werkchen seinen Namen nicht vorsetzte, welches ihm wahrlich keine Schande gemacht haben würde; es müßte denn sein Grund die ganz abscheuliche typographische Gestalt seyn, in welcher der Verleger das Büchlein in die Welt gesandt hat, was freilich einem Dichter eben keine Freude machen kann. Wenn auch nicht alle diese Mährchen von gleichem Werthe sind, Sprache und Darstellung nicht fleckenlos und die alterthümliche Weise hie und da etwas gekünstelt und mühsam erscheint, so reichen doch die „wunderbaren Cyrillus-Bilder" und das „Mährlein vom Schäfer und Schäflein" hin, Hrn. Griesels Anlage zum Mährchendichter zu beurkunden, deren sorgsame Ausbildung sehr wünschenswerth ist. — Der fleißigste aller Prager Schriftsteller ist unstreitig Herr Sebastian Willibald Schießler, ein literarischer Dilettant von einigem Talente, dem es aber bis jetzt durchaus noch an geläutertem Geschmack fehlt. Wenn es übrigens wahr ist, daß er alle seine Werke auf eigene Kosten verlegt, so kann man mit Recht von ihm sagen, die Kunst sey ihm theuer! Die Zeitschrift: „Unterhaltungen für gebildete Leser", womit Dr. Schießler uns den Meißnerschen „Apollo" ersetzen wollte! führen Manche als einen neuen Beweis auf, wie ungünstig Prags literarische Atmosphäre den Zeitschriften im Allgemeinen sey; uns aber scheint der klägliche Erfolg nur zu beweisen, daß sich meist der Unrechte und Unberufene an die Spitze eines solchen Unternehmens stellt. Welcher Literator von einigem Verdienste kann wohl zu der Fahne eines Herausgebers schwören, der nicht einmal die ersten Anfangsgründe der Metrik und der Theorie des Reimes inne hat? — Wo wir die „Unterhaltungen" aufschlagen, bieten sich Belege zu dieser Behauptung dar, und man findet — um unter hundert Fällen nur ein Paar aufzuheben — z. B. Horizonte und wohnte gereimt;

˘ — ˘ — ˘ — ˘ —

er scandirt: „Es hat ihre Wohlredenheit u. s. w. — Unter seinen Mitarbeitern ist Dr. Griesel der vorzüglichste; ein Paar historische Abhandlungen zeigen von Geschichtskenntniß des Vaterlandes und höherer Ansicht, doch wäre ihnen ebenfalls noch sorgsame Feile der äußern Form zu wünschen; seine Verse sind nicht so erfreulich, und es scheint oft, der junge Dichter glaube, man dürfe sich im neunzehnten Jahrhundert noch aller Freiheiten bedienen, die man dem genialen Hans Sachs zugestand. — Von Hrn. Dr. Witte dem Jüngeren enthält diese Zeitschrift mehrere, nicht eben sehr erfreuliche Beiträge; und Andere gaben einige, die nicht ohne Werth sind; man muß diese aber sehr suchen! — Außer diesen Unterhaltungen hat Dr. S. noch ein „Taschenbuch des Scherzes und der guten Laune", und eine Legende in 11 Romanzen: „Dirsanda", heraus gegeben. In dem ersten, welches bloß aus Epigrammen besteht, reduzirt sich das Gute auf wenige Stücke, womit wir indessen gern darauf hin deuten, daß Dr. Schießler, wenn er zu wählen und das Schlechte zu verbergen wüßte, doch der kritischen Schärfe entgehen konnte. — Die „Dirsanda" kündigt Dr. S. sehr bescheiden mit der Bemerkung an:

die Literatur des teutschen Heldengedichts beschränke sich auf die Namen Wieland und Alxinger, wenn man nicht hie und da den **Ausgeburten** einer **Aftermuse** eine unverdiente Ehre anthun wolle; er meint jedann, er sey gar nicht so eitel, sich an jene zwei Namen reihen zu wollen; aber weil er den Drang und festen Vorsatz in sich fühle, einst etwas Großes zu liefern, so habe er, um die Meinung kunstverständiger Männer einzuholen (hätte er es früher gethan, sie würden ihm wahrscheinlich gerathen haben, das Ding ungedruckt zu lassen), sich **bewogen gefunden**, eine Dichtung heraus zu geben, die, ihrer innersten Natur nach, in das Fach des romantischen Heldengedichts gehöre. Wenn es übrigens wahr ist, was Hr. S. am Schluße dieser bescheidenen Affiche sagt: „Was die Natur dem Dichter an Talent verliehen, hat er liebend in dieser Dichtung niedergelegt", so scheint sich Mutter Natur eben nicht erschöpft zu haben. —**—.

Der englische Maler Lawrence.

Im „literarischen Wochenblatt" (Nr. 32) ist bei Gelegenheit einer mitgetheilten sehr richtigen Ansicht darüber: daß England in dem eigentlich Geistigen der Kunst zurück geblieben sey, namentlich in der Malerei, Sculptur u. s. w. die Anmerkung zu lesen: „Doch machen die Gemälde von Lawrence, der den Aachener Congreß aufnehmen mußte, jetzt großes Aufsehen — mit welchem Recht, darüber müssen Kenner entscheiden." — Sollte der Hr. Herausgeber des „literarischen Wochenblatts" jene Gemälde des Hrn. Lawrence sehen, so würde er wahrnehmen, was namentlich alle Künstler und Kenner in Rom bemerkten: daß derselbe ein sehr geübter Effekt-Maler ist, auch zuweilen einen wirklich sehr hübschen Kopf liefert, alles Uebrige zeigt aber von Unkenntniß und etwas Charlatanerie, womit nun einmal die Reichen dieser Erde am meisten zu kirren sind. In ähnlicher Malerei ist schon Gerard in Paris bei weitem mehr als Lawrence, und man hat deutsche Künstler, die, durch das Studium der Natur und Verschmähen übertriebener Effekte, mehr sind als jene Beiden; doch sind bekanntlich deutsche Künstler nur dazu vorhanden, um im Vaterlande übersehen zu werden. — W —.

Zu Haug's „Allerlei". (Blatt 162 des „Gesellschafters".) Nicht Friedrich von Jena, sondern **Franz** von Ilgen ließ auf seinen Grabstein setzen: F. V. I. (fui). C.

1819. No. XIX.

Blatt der Ankündigungen.

Anzeige.

Herr A. G. Eberhard in Halle hat sich, zur Beschönigung seiner unedlen Handlungen, unterfangen meine Ehre in dem Aufsatze: „Beitrag zur Charakteristik u. s. w." *) an zu greifen. Ich war 4 Monate lang abwesend; erfahre also jetzt erst, was er that. Sobald ich die mir nöthigen Papiere beisammen haben kann, werde ich ihn gründlich und klar widerlegen.

Berlin, den 12. Oktober 1819.

Dr. **Karl Witte**, d. Aeltere.

*) Beilage zur „Allg. Hall. Lit. Zeit." und zur „Zeitung f. d. elegante Welt."

Literarische Anzeige.

De la Motte Fouqué's Frauen-Taschenbuch.

Es war vorher zu sehen, daß edeln deutschen Frauen ein Taschenbuch aus den Händen des Dichters, der so oft die Zauber ritterlicher Minne mit aller Kraft einer genialen Begeisterung erhoben hat, vor allen andern lieb und willkommen seyn werde, und der Erfolg hat diese Erwartung völlig gerechtfertigt. Das unter günstigen Auspicien begonnene Unternehmen hat bisher mit jedem Jahre an Reichthum des Inhalts und der bedeutsamen, alterthümlichen äußeren Ausstattung gewonnen. Unter den zahlreichen deutschen Taschenbüchern behauptet das vorliegende nicht nur eine ehrenvolle Stelle, sondern auch einen eigenthümlichen Charakter, dessen Grundton ein sinniger und sittlicher Ernst ist. Die lustigen Scherze, die Charaden und andere Spielereien der übrigen Taschenbücher findet man hier eben so wenig, als die Streifereien ins Gebiet der Oekonomie, Pädagogik und Naturkunde, ohne welche die früheren Frauenzimmer-Almanache nicht zu erscheinen wagten. Alles, bis auf geringe Ausnahme, ist hier Gabe **ernster Musen**; aber es fehlt diesen Gaben keinesweges an der reichsten Mannigfaltigkeit, und selbst die Romantik, auf deren Gefilden der Herausgeber heimisch ist, herrscht nicht ausschließlich vor. Die äußere Ausstattung ist mit größter Sorgfalt und sinnigem Geist angeordnet, das Format von ansehnlicher Größe, und die Kupfer sind kaum in einem andern Taschenbuch so schön zu finden.

Der erschienene Sechste Jahrgang für 1820 reihet sich würdig und mit mannigfachen Vorzügen an seine Vorgänger, und mit seinen reichen und schönen Gaben wird ihm der Beifall der Lesewelt nicht ermangeln.

Um den Ankauf der früheren Jahrgänge zu erleichtern, hat der Verleger den I.—IVten im Preise von 8 Thaler auf 5 Thlr. 8 Gr. gemindert; auch jeder einzelne dieser Jahrgänge von 1815 bis 1818 wird zur gewünschten Complettirung um 1 Thlr. 8 Gr. erlassen. Der V. Jahrgang für 1819, so wie der neueste für 1820, kostet im Ladenpreis 2 Thlr. 16 Gr., und ein Maroquin Exemplar mit den **ersten** Kupfer-Abdrücken 3 Thlr. 9 Gr.

Neueste Schriften von de la Motte Fouqué.

Altsächsischer Bilder-Saal I bis IV.

Inhalt.

I. Herrmann, ein Heldenspiel in 4 Abentheuern. 1819. 2 Thlr.

II. Welleda und Ganna. Eine altdeutsche Geschichte in 4 Büchern. 1818. 3 Thlr. 6 Gr.

III. Schön Irse und ihre weiße Kuh. Ein Mährchen. 1819. 1 Thlr.
IV. Die vier Brüder von der Weserburg. Eine altteutsche Geschichte in 4 Büchern. 1819.

Johanna Schopenhauer's Gabriele.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

G a b r i e l e.

Ein Roman

von

Johanna Schopenhauer.

Zwei Theile.

Erster Theil.

Preis des ersten Theils 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

(Der zweite Theil erscheint zu Ende dieses Jahres.)

Leipzig, im August 1819.

F. A. Brockhaus.

Oeconomie, Technologie und Situations-Zeichenschule.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft, herausgegeben von Koppe, Schmalz, Schweizer und Teichmann. 1r Theil. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Alle öffentlichen Blätter und namentlich der Herr Staatsrath Thaer haben sich über den Werth dieser Schrift auf das bestimmteste ausgesprochen. Der Inhalt dieses ersten Theils ist folgender: 1. Zwei Krankheiten der Schafe, deren Namen und Heilart man in vielen Schriften über Schafzucht vermißt, von Koppe. 2. Ueber die Sommer-Stallfütterung der Schafe, von Schmalz. 3. Einige Bemerkungen über den Hafer, von Schweizer. 4. Soll man bei großen Wirthschaften dem Gesinde eine verhältnißmäßige aber fest bestimmte Menge Brod geben? von Teichmann. 5. Landw. Bemerkungen, von Koppe. 6. Ist es vortheilhafter, verheirathete oder unverheirathete Knechte zu haben. 7. Einige Versuche über die Urbarmachung schlechter Wiesen durch Verbrennen des Rasens. 8. Ueber den Kartoffelbau ohne frische Düngung, von Teichmann. 9. Erfahrungen über den Erfolg von Mergelungen auf verschiedenen Boden, von Koppe, mit Zusätzen von Schmalz. 10. Der Zehente in land- und staatswirthschaftl. Hinsicht. 11. Wird der Getreidebau leiden, wenn viele Kartoffeln erbauet und diese auf Brandtwein verwendet werden? von Schmalz.

Der zweite Theil erscheint zwar in Kurzem, und könnte schon längst erschienen seyn, hätten die Herren Verfasser es sich nicht zur Pflicht gemacht, nur gewählte und von allen Vieren gebilligte und durchgesehene Aufsätze drucken zu lassen.

Hochheimer, C. F. A., allgemein praktisches Handwörterbuch für Hausväter, Oeconomen, Künstler, Fabrikanten und Handwerker; enthält in alphabetischer Ordnung eine nützliche und auserlesene Sammlung wenig bekannter Vorschriften aus der Oeconomie, Chemie, Technologie und Gewerbkunde. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. (Steif broschirt. 32 Bogen mit vielen Holzschnitten.) 1 Thlr. 8 Gr.

Diese neue Auflage hat durch die Durchsicht eines sehr erfahrenen Technologen unendlich gewonnen, vorzüglich durch die Zugabe einer großen Anzahl erläuternder Vignetten in Holz, welche den früheren Ausgaben ganz fehlten; die Angaben von Maaß und Gewicht sind durchgängig berichtigt worden, und wenn man sich die Mühe geben wird, diese neue, sehr vermehrte und eng gedruckte Auflage mit der vorigen zu vergleichen, so wird man eine große Menge ganz neuer und nirgends abgeschriebener Artikel finden, wie dieses bei Büchern dieser Art nur zu häufig geschieht.

Funke, C. Ph., Handwörterbuch der Naturlehre, insonderheit für Ungelehrte und Liebhaber dieser Wissenschaft. 3 Theile. gr. 8. (74 Bogen.) 2 Thlr. 4 Gr.

Dieses sehr nützliche Buch hat durch den dritten Theil, welcher auch den besonderen Titel führt: H. G. C. Pippold neueste Entdeckungen und Erfahrungen in der Naturlehre, als Anhang zu Funke's Handwörterbuch, einen erhöheten Werth bekommen, indem die Naturlehre täglich neue Ausbeute für diejenigen liefert, welche dieselbe studiren und darin mit der Zeit fortschreiten. Von der Zweckmäßigkeit der Bearbeitung kann man sich leicht überzeugen, wenn man die folgenden Artikel liest: Aerostat, Dampfmaschine, Erdrevolutionen, Quellen, Sommer, Sympathie u. a. m.

Die neunzehnte Auflage von

Markus Loofts niedersächsischem Kochbuch, dem gegenwärtigen Geschmack gemäß aufs neue verbessert. 8. (35 Bogen.) 16 Gr.

Wenn sich ein Kochbuch solch eine lange Reihe von Jahren in der Gunst des Publikums erhalten konnte, ist dessen Werth wohl nicht mehr zu bezweifeln.

Schlieben, W. F. A. von, Situations-Zeichenschule zum Unterricht für Cameralisten, Oeconomen und Forstmänner. Zweite vermehrte Auflage. Fol. gebunden 2 Thlr. 20 Gr.

Diese zweite Auflage ist mit einem Kupfer vermehrt und verdient ganz den seither genossenen Beifall. Der Inhalt ist der folgende: I. Einleitung. II. Werkzeuge zum Zeichnen, Beschaffenheit und Gebrauch derselben. III. Gebrauch des Zeichnen-Apparats und Erlernung der ersten Anfangsgründe der Situations-Zeichenkunst. Boden. IV. Bäume, Gesträuche, Wein- und Hopfenbau zu zeichnen. V. Wie werden Gewässer in der Situat. Zeichnung ausgedrückt. VI. Wege, Brücken, Fähren, Wasserbauten u. s. w. VII. Grenzen, Gebäude und einzelne Gegenstände. VIII. Gärten, Meiereien, Dörfer, Städte, Festungen zu zeichnen. IX. Berge zu zeichnen. X. Vom Kopiren der Risse. XI. Von der Ausarbeitung eines ganzen Risses.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

Kreyßig's System der Heilkunde, 2ter Band.

In meinem Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

System der praktischen Heilkunde, auf Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet,

von

Dr. Friedrich Ludwig Kreysig,

Königl. Sächs. Leibarzt und Professor.

Erster Band: Heil-Grundsätze. Zweiter Band: Angewandte oder praktische Krankheitslehre. (Hat auch den Titel: Handbuch der praktischen Krankheitslehre, zweiter Theil, erste Abtheilung.) Preis 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr. (Der erste Theil kostet 2 Thlr. oder 3 Fl. 26 Xr. und ist ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben.)

Leipzig, im August 1819.

F. A. Brockhaus.

Bei uns ist erschienen:

Jahrbuch der preußischen Landwirthschaft 1819. 1s und 2s Heft.

8. Der Jahrgang von 4 Heften 4 Thlr.

Zur Empfehlung dieser Schrift dürfen wir wohl nichts mehr sagen, als daß sie den vollkommensten Beifall der größten theoretischen und praktischen Landwirthe sich erworben habe. Wie in den beiden erschienenen Heften, so geht das Streben der Redaktion auch immer dahin, nur gediegene Aufsätze auf zu nehmen. Alle dergleichen sind willkommen, und finden ihr Honorar! Außerdem nehmen wir auch Anfragen, Nachrichten und Anzeigen auf.

Lehmann's freimüthige Gedanken über ein Leben nach dem Tode. 4 Gr.

— — Vorträge über unsre Zeit, Wünsche und den Menschen. 1 Thlr. 2 Gr.

— — Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung. geheftet 6 Gr.

Diese Schriften des durch seinen Scharfsinn rühmlichst bekannten Herrn Verf. verdienen allerdings die Aufmerksamkeit des Publikums. Namentlich machen wir dasselbe auf die letzte Schrift aufmerksam Ueber Kotzebue's Tod ist Vieles geredet und geschrieben! Aber unter allen den Schriften über diesen Gegenstand dürfte wohl keine so richtige Ansichten aufstellen, wie die des Hrn Prof. Lehmann, daher sie in den Händen eines Jeden seyn sollte, der um die Tagesgeschichte nicht unbekümmert ist.

Jonas, L., Gesänge und Lieder mit Begleitung des Pianoforte 20 Gr.

Es sind Lieder aus Crome und Schubart, deren poetische Kraft sich in der wohlgelungenen Composition herrlich erhebt!

In allen guten Buchhandlungen sind diese Werke zu haben.

Die Wernersche Buchhandlung
in Barrenstein in Ostpreußen.

Bauwissenschaft.

Lüder's, L. C., praktisches Handbuch der Baukunst, oder gründlicher Unterricht in den Hauptstücken der bürgerlichen Baukunst. Mit 31 Kupfern. gr. 4. Zweite verbesserte Auflage. 1818. 3 Thlr. 8 Gr.

Vignola, der neue, oder Elementarbuch der Baukunst. Neue Aufl. mit Kupfern. Fol. 1818. 3 Thlr.

Angehenden Baukünstlern, so wie vorzüglich denjenigen, welche sich der Zimmermanns Kunst gewidmet, haben diese Handbücher schon mannigfaltigen Nutzen gewährt, indem der Text kurz und bestimmt ist und die Kupfer genau gezeichnet und gut gestochen sind. Der Inhalt ist kürzlich folgender: I. Von der Architectur selbst oder von den Säulen und den Säulen-Ordnungen. II. Von der Verfertigung irregulärer Werksätze. III. Von der Treppenbaukunst. IV. Von der Schatten-Construction, oder wie eine geometrisch-architectonische Zeichnung gehörig nach Schatten und Licht zu tuschen sey u. s. w.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

Wir empfehlen Allen, die gern ein gutes literarisches Werk kennen lernen, folgendes:

Die Kronenwächter.

(Auch mit dem Titel: Bertholds erstes und zweites Leben.)

Ein Roman

von

Ludwig Achim von Arnim.

Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Ueber dieses neue Buch — das schon jetzt fast in allen beurtheilenden Zeitschriften als ein vorzügliches anerkannt und ausführlich mit Lob gewürdigt wurde — spricht Franz Horn in seinem, so eben erschienenen Werke: „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818" (Berlin 1819, bei Enslin) also: „Insonderheit in den „Kronenwächtern" findet sich jenes ruhige Element der Poesie. Diesem Werke darf man überhaupt gar manches Gute nachsagen, vor Allem aber ein genaues Eindringen in die deutsche Zeit unter Maximilian, in ihren Beziehungen auf das politische Leben überhaupt und die Verhältnisse der Städte und Bürger. Es ist dieses Erforschen bei weitem schwerer, als sich wohl Mancher träumen läßt, da die deutsche Geschichte, wie sie bisher bearbeitet worden, meistens nur im Purpurmantel, Harnisch oder spanischem Mantel und Federhut einher geht; noch schwerer aber die Ergebnisse jenes rühmlichen Studiums so klar und rund dar zu stellen, als hier geschehen ist. Dieser Max, dieser Treitzsaurwein, dieser Kunz von Rosen, dieser Faust, diese Stadt Augsburg u. s. w., sie haben gelebt und leben wahrhaft in diesem Bilde."

Diese von der Kritik so günstig aufgenommene Literatur-Gabe ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen, in Berlin von der

Maurerschen Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, [illegible] und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 15. 1819.

Beilage zum 177sten Blatte des Gesellschafters.

Ueber Byron.

Im August-Monatshefte des „Gesellschafters" befindet sich unter dem Artikel „Literatur" eine Kritik der Erzählung „der Vampyr, vom Lord Byron", mit dem Hinzufügen: daß ihn mehrere deutsche Schriftsteller im Abendtheuerlichen überträfen, und daß sein zweckloses Nebeln und Schwebeln im Gebiete der Phantasie *) unsrer Nation nie zusagen würde. Die beiden ersten Punkte mögen dahin gestellt seyn, wie ich selbst Byron's „Vampyr" das Kind einer schwachen Stunde nennen möchte; aber Nebeln und Schwebeln thut Byron nicht. Er ist kein Mystiker, kein Schwärmer in blaue Fernen, schwebt nicht in Lüften und Düften; die tiefsten verborgensten Seiten des menschlichen Herzens werden mächtig von ihm erschüttert, er philosophirt wie Schiller und hat umfassende Kenntnisse des Alterthums. Die erhabenen Bilder der majestätischen unendlichen Natur auf weitem Meere giebt er uns in Bildern, und zwischen Ernst und Schrecken klingen Töne der Liebe. Die innigsten heißesten Gefühle des Herzens, wie nur ein Rousseau sie schilderte, den Wechsel der Empfindungen im Gemüth weiß er mit einer erschütternd wahren Seelenmalerei vor zu tragen. — Der „Gesellschafter" bemerkt ebenfalls, daß schon mehrere Uebersetzungen des „Corsair" erschienen sind. Mir ist nur eine in Prosa bekannt, die im Jahre 1816 in der Maurerschen Buchhandlung **) erschien — eine in Versen hab' ich eben jetzt erst vollendet und bin bereit, sie einem Verleger, der ihr eine würdige Ausstattung versprechen würde, zu überlassen. — Nur einige Stellen aus dieser Uebersetzung sind hinlänglich zum Beweis: daß Byron das menschliche Herz zu rühren versteht.

Medora, des Korsaren Geliebte, harrt seiner im meerumrauschten einsamen Wartthurm. Es ergreift sie mächtig, daß ihre Liebe, vor der ganzen Welt ein Geheimniß, von der Tugend gehaßt wird; sie singt folgendes Lied:

Ein zart Geheimniß muß die Seele tragen,
Einsam und ewig, nur im Augenblick,
Wo unsre Herzen an einander schlagen,
Tritt es hervor und bebt in Nacht zurück.

Die Grabeslampe brennt mit düst'rem Schimmer
So in der Tiefe — ewig ungesehn,
Das Dunkel der Verzweiflung löscht sie nimmer,
Wird gleich ihr Strahl — als wär er nie — vergehn.

Gedenke mein — o geh' nicht kalt vorüber,
Wo meines heißen Herzens Asche ruht! —
Bin ich vergessen, o du einzig Lieber! —
Nicht den Gedanken trägt der Seele Muth.

Hör' meine letzten, schwachen Liebestöne,
Die Tugend stört den Schmerz um Todte nicht;
Gieb mir die letzte Bitte, eine Thräne —
Die einz'ge Frucht, die meine Liebe bricht.

Und ist dies Lied nicht einfach, schön und rührend? — Dann noch eine Stelle: Conrad wird im Kerker von der Sultanin, die er aus den Flammen rettete, getröstet; sie entfernt sich — er bleibt allein — war die Erscheinung nur ein Traum? — er betrachtet seine Ketten — nein, es war Wirklichkeit! —

Denn auf der Fessel glänzt ein selt'ner Edelstein,
Die heil'ge Thräne, die für fremdes Wehe
Aus weichem Herzen floß, so glänzend rein,
So tröstlich fällt — die Gott aus seiner Höhe
Verklärte mit des Lichtes Strahlenschein.

Wie wahr und tief gedacht ist Folgendes:

Den Wurm zermalmt der Mensch, doch bange
Umlauert er den Schlummer gift'ger Schlange.
Der eine krümmt sich unter seinem Tritt,
Die andre stirbt — und nimmt die Feinde mit.
Fest wird sie sich an den Verlor'nen schmiegen,
Der sie gereizt, und muß sie unterliegen,
Zertreten wird ihr Stachel noch besiegen.

Preußisch-Minden, den 10. Oktober 1819.

Elise von Hohenhausen, geb. v. Ochs.

*) Diese Bemerkung im „Gesellschafter" (Bl. 125) ist an ihrer Stelle eine allgemeine, und demnach auch nur auf eine literarische Richtung, nicht auf eine Persönlichkeit zu deuten. D. H.

**) Es sind davon noch Exemplare zu haben. D. Herausg.

Theater-Ereignisse in Breslau.

Das Direktorium hat eines ihrer vorzüglichsten Mitglieder verloren: Herr Professor Rhode, Dramaturg, hat das Direktoriat nieder gelegt, und mit demselben auf 800 Thaler verzichtet. — Rhode, ein Sachverständiger, wird nicht so leicht ersetzt werden — warum geht er ab? — Professor Rhode verläßt Deutschland, er geht nach Rom, um dort seine Gesundheit her zu stellen. — Der Privatgelehrte Carl Schall, der auf unserer Bühne durch seine Lustspiele manche heitere Stunde dem Zuschauer schenkte, durch seine Prologe und andere Gelegenheits-Theatergedichte der Bühne sehr nützlich war; auch dieser hat dem Theater Valet gesagt — warum? — Mad. Josephine Anschütz, eine sehr gute Sängerin, hat ihren Abschied erhalten; mit Gewissenhaftigkeit kann man diese Sängerin — nach beendeter Contrakts-Zeit — jedem Theater empfehlen, als eines der besten Subjekte. — Mad. Geyer, welche als erste Sängerin die Zierde von Breslau's Theater und Oper war, und ihr Mann gehen nächste Ostern von hier ab. Hr. Geyer ist Tenorist, vorzüglich als Musikverständiger bekannt. Es wird schwer seyn, die Parthieen: Julia, Sextus, Semiramis, Fidelio u. s. w. so zu besetzen, wie sie von genannter Sängerin besetzt waren. Hannover soll so glücklich seyn, sie in der Folge zu besitzen. — Mad. Haug, eine liebenswürdige brauchbare Künstlerin, ist seit ihrer Verheirathung beständig krank; wahrscheinlich wird sie das Theater quittiren, wodurch Breslau's Bühne auch eine empfindliche Lücke erhält. — Demois. Bierey, die Tochter

des Musik-Direktors, machte vor einiger Zeit ihr Probestück. Sie erschien als „Rosalied" in der Oper „Rothkäppchen" mit vielem Glück. In der Folge trat sie als „schöne Müllerin", „Mariane" in „Gulistan" und im „Schiffskapitain" als eine der Schwestern auf, und bestätigte, daß sie eine sehr gute Acquisition des Theaters ist. Sie ist jung, klein, aber von angenehmer Figur, von vieler Theater-Fertigkeit, ferner eine gute Sängerin; besonders würde sie die Parthieen, wozu Spiel nöthig, gewiß ganz ausfüllen, was man doch in französischen Opern höchst nothwendig braucht. Ob sie zu der Zahl von ausgezeichneten Sängerinnen in der Folge zu zählen wäre? — bezweifelt man; ihre Stimme ist, wie man sich ausdrückt, etwas fett. Aber Breslau's Theater hat kein Glück; der Zufall entführet uns die Schöne. Demois. Bietey hat der Direktion bekannt gemacht: daß sie eine vornehme, reiche Parthie habe und dem Theater ganz entsage; diese Heirath löst den Contrakt, der auf 3 Jahr geschlossen war. — Hr. Stoß, Tenor-Sänger und Schauspieler, ist ohne Abschied abgegangen; Hr. Müller, der junge Liebhaber spielte, ist abgegangen; Hr. Kirchner, der auch junge Liebhaber und Chevaliers hatte, gleichfalls. — Es muß auffallen, daß bei dem Breslauer Theater ein beständiger Wechsel der Mitglieder statt findet. Es würde den Leser interessiren, wenn man ihn davon benachrichtigte: wie viel Direktoren, Regisseurs, Musik-Direktoren, Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen in einem Zeitraum von 25 Jahren das Breslauer Theater gehabt hat! — Wiener Geistes-Produkte erfreuen unsre Zuschauer jetzt am meisten. Man könnte eine ganze Reihe aufzählen, welche der Kasse besonderen Nutzen verschaffen, und die Direktion in den Stand setzen, Shakspearesche, Schillersche, Goethische, Schlegelsche, Grillparzersche, Kindsche u. s. w. Arbeiten und Bearbeitungen — nebenher zu geben; denn sie werden mit dem Ertrage der Wiener Produkte bezahlt. — Hr. Regierungsrath Heynke ist als Dramaturg an die Stelle des Prof. Rhode getreten. In den Provinzial-Blättern Schlesiens schreibt Hr. C. Schall Theater-Kritiken; er ist mehr unzufriedenen als zufrieden mit den Kunstleistungen — warum —?

W. v. C.

Prag. Ein Hr. Heinrich Hill zeigt hier eine Familie „Indianischer Buschmenschen aus Neuholland" (!) nebst einer Afrikanerin von der Küste Angola. Wir waren sehr verwundert, bei Besuchung dieser außereuropäischen Personen eine Art von Theater errichtet zu sehen, auf welchem jene aus den Coulissen hervor kamen, ihre Feinde durch Riechen erforschten, militairische Exercitien betrieben, sangen und tanzten und dem religiösen Cultus oblagen. — Diese Scene ist besonders merkwürdig, denn die Neuholländer verehrten einen Ochsenkopf, die Afrikanerin aber ein Krokodill — in derselben Sprache und Melodie (!!). Dann hielten die Schauspieler Mittagstafel; der Mann, welcher überhaupt sehr zuthulich und gesellschaftlich lebt, zerriß vor dem Publikum ein rohes Huhn, rupfte und aß es, nebst Pfirsichen, Aepfeln, Birnen, gelben Rüben, Pflaumen und rohen Zucker, welches er Alles mit geschenktem Brandtwein assimilirte. Die Weiber holen sich ihr Theil und laufen hinter die Coulissen, um es zu verzehren. Noch ekelhafter und widerlicher, als durch sein Diner, wird dieser sogenannte Buschmann durch die Fühllosigkeit gegen sein Kind, welchem er Alles, was demselben von den Zuschauern gegeben wird, wegnimmt und selbst verzehrt; auch die Mutter ißt dem Kinde Früchte aus der Hand, die es erhalten hatte. So ist ein Schauspiel, welches von belehrendem Nutzen seyn sollte, zur gemeinen Fratze erniedrigt. — „Hyllos" fährt fort, seine Leser mit vielen Versen zu beschenken, worunter manche recht artig sind, z. B. die Balladen aus der böhmischen Vorzeit von C*; „Mein Mädchen" von Schmidt; „Sängers Klage und Wunsch" von Marsano; „Sonst und Jetzt" von Deß u. s. w. Ein Herr Gautsch liefert ein Gedicht an seine Luise (?) zur sechsten Vermählungsfeier (!); wenn man aber den Schaden beim Lichte betrachtet, hat die gute Frau noch nicht so viel Männer gehabt, und es ist nur die sechste Feier des Vermählungstages (!!!). — Hr. Herbst beut uns, nebst einem Gedicht auf die Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland im hiesigen Elisabetherinnen-Kloster, auch eine „Elegie auf den Brand der Prager Teinkirche durch einen Blitzstrahl", worin er Anfangs erzählt:

„Gottes furchtbare Heerschaar lagert gerüstet im Dunkeln,
Doch der Posaune Ruf — Todtenerweckerin einst —
Klang itzt noch nicht." (Gottlob!)

Dann meint er:

„Dort versengt hin stürzt der Wald, es rauchen die Felsen,
Hier verschlang ein Gebirg weithin geborstene Kluft,
Einen Welttheil überfluthen Gewässer der Meere." (!)

Aber zum Trost der Christenheit können wir versichern: daß das Alles nur hohe poetische Licenz ist und in dem Gewitter am 29. Juli weder ein Welttheil überfluthet, noch Wälder und Gebirge in Böhmen zu Grunde gegangen sind. Aber schier noch schrecklicher wird die Geschichte, da, um den Blitz nach der Teinkirche zu senden, die Wölbung des Himmels krachend entzwei gesprungen ist — das hätte übel ablaufen können! Dann aber:

„Bang bekümmert um der Jungen Geschick schwebt der Rabe
Enger bald, weiter bald umkreisend die lodernde Gluth."

In diesem Distichen ist nicht minder die gemüthliche Sorge um das liebe Rabenvieh, als die höchst kunstreiche und schwer zu enträthselnde Sylbenmessung und Bildung der Klangfüße zu bewundern. Es überraschte uns, in diesem poetischen Ungeheuer — welches aus 56, sage Fünfzig und sechs, Distichen besteht — hier und da lichte Stellen zu finden; aber nach einigem Besinnen erwiesen sich solche als Anklänge aus Klopstock, welche der Dichter seinem Kunstwerke übel und böse einverleibt hat. — Die Beschreibung von Prag und dessen Umgebungen ist nun vollendet und der statistisch und historische Theil der Zeitschrift liefert ein alphabetisches Verzeichniß aller Dörfer in Böhmen und Skizzen aus der alten Geschichte Böhmens, deren Werth hinlänglich bezeichnet ist, wenn wir sagen: daß Czech, der fabelhafte Urvater der Böhmen (seit Jahrhunderten von allen Historikern als Mährchenheld verworfen) im Conterfei darin erscheint. (!)

—o—

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Verzeichniß, alphabetisches, der Romane und Schauspiele, welche in Deutschland von 1700 bis 1815 erschienen sind. Zum Gebrauch der Leih- und Lese-Bibliotheken, aus dem allgemeinen Bücher-Lexicon besonders abgedruckt. in 4to. 2 Thlr.

Für Lese- und Theater-Bibliotheken, welche sich das große Heinsiussche Bücher-Lexikon an zu schaffen nicht gesonnen sind, ist dieses Verzeichniß von dem größten Nutzen, und können sich namentlich die ersteren mit großer Leichtigkeit Raths erholen. Da der 6te Theil des Hauptwerks die Jahre 1816—1820 enthalten soll, wird dann späterhin auch zu obigem Verzeichniß das Supplement sogleich nachgeliefert werden.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

Ein trefliches Schulbuch für Volksschulen sind die 1819 erschienenen:

Deutsche Volkslieder
mit Volksweisen
für
Volksschulen,
nebst einer Abhandlung über das Volkslied
von
August Zarnack,
Erziehungs-Director am Königl. großen Militair-Waisenhause zu Potsdam.

Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung.
4 Bogen Text, 7 ganze Bogen Musik.
Preis 12 Gr.

Durch die Erscheinung dieser Volkslieder ist einem dringenden Bedürfniß der Schulen abgeholfen. Nicht nur gewährt der Inhalt der Lieder eine freundliche und anziehende Abwechslung, sondern die, beides, in Noten und Ziffern, zweistimmig beigefügten 52 Volks-Melodien älterer und neuerer Zeit, haben sich längst bewährt, und sind in allen Schulen, wo sie bereits eingeführt worden, mit großer Freude der Lehrer und Kinder aufgenommen. Interessant dürfen wir die Erscheinung dieser Lieder aber auch darum nennen, weil sie den Beweis geben, wie sich im Ziffer-System (was man bisher nicht glaubte) Alles darstellen läßt, was sonst die Noten gewährten. — Eben so kann die von dem Verfasser voraus geschickte Abhandlung über das Volkslied den Freunden und Vorstehern der Volkserziehung nicht anders als höchst willkommen seyn. — Für Schulen, wenn sie sich direkte an die Verlagshandlung wenden, und 12 und mehrere Exemplare auf einmal nehmen, wird das Exemplar für 9 Gr. preuß. Cour. erlassen.

Zur unterhaltenden Lektüre

sind folgende in unserm Verlage heraus gekommenen Bücher zu empfehlen, die zum Theil erst jetzt erschienen sind, zum Theil sich schon die Gunst der Lesewelt erworben haben:

Müchler, K., Anekdoten-Almanach für 1820. mit Kupf. geb. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Register zu den Jahrgängen 1808—1819. geheftet 16 Gr.

— — Vergißmeinnicht. Sammlung auserlesener Stellen, aus deutschen, griechischen, römischen, engl., ital., franz. rc. Schriftstellern, in der Originalsprache mit deutscher Uebersetzung. Ein Taschenbuch zum Gebrauch für Stammbücher. 3te Sammlung. 16. geheftet 1 Thlr.

Von den ersteren Bänden ist eine neue Auflage erschienen; beide kosten 1 Thlr. 16 Gr.

Robin der Rothe; eine schottische Sage. Nach Walter Scott bearbeitet, von W. A. Lindau. 3 Bände. 3 Thlr. 12 Gr.

Polterabend-Spiele; mit Beiträgen von Bornemann, Helmina v. Chezy, Gubitz, Langbein, Müchler, Schink; herausgegeben von F. W. J. Kralowsky. 18 Gr.

Friedrich, T. H., (Verfasser der satyrischen Feldzüge) Dialogische Turnspiele; d. i. erbauliche Gespräche zwischen Spöttern und ernsthaften Leuten u. s. w. 1 Thlr. 12 Gr.

Chezy, Helmina von, Aurikeln; eine Blumengabe von deutschen Händen. 1r Band. 1 Thlr. 12 Gr.

Elixiere, die, des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners. Herausgegeben vom Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier. 2 Bände. 3 Thlr.

Voß, Julius von, Travestieen und Burlesken zur Darstellung im kleinen geselligen Verein. Mit Kupf. 1 Thlr. 4 Gr.

Berlin, im Oktober 1819.

Dunker und Humblot.

Wir empfehlen Allen, die gern ein gutes literarisches Werk kennen lernen, folgendes:

Die Kronenwächter.
(Auch mit dem Titel: Bertholds erstes und zweites Leben.)
Ein Roman
von
Ludwig Achim von Arnim.
Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Ueber dieses neue Buch — das schon jetzt fast in allen beurtheilenden Zeitschriften als ein vorzügliches anerkannt und ausführlich mit Lob gewürdigt wurde — spricht Franz Horn in seinem, so eben erschienenen Werke: „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 bis 1818" (Berlin 1819, bei Enslin) also: „Insonderheit in den „Kronenwächtern" findet sich jenes ruhige Element der Poesie. Diesem Werke darf man überhaupt gar manches Gute nachsagen, vor Allem aber ein genaues Eindringen in die deutsche Zeit unter Maximilian, in ihren Beziehungen auf das politische Leben überhaupt und die Verhältnisse der Städte und Bürger. Es ist dieses Erforschen bei weitem schwerer, als sich wohl Mancher träumen läßt, da die deutsche Geschichte, wie sie bisher bearbeitet worden, meistens nur im Purpurmantel, Harnisch oder spanischem Mantel und Federhut einher geht; noch schwerer aber die Ergebnisse jenes rühmlichen Studiums so klar und rund dar zu stellen, als hier geschehen ist. Dieser Max, dieser Treitzsaurwein, dieser Kunz von Rosen, dieser Faust, diese Stadt Augsburg u. s. w., sie haben gelebt und leben wahrhaft in diesem Bilde."

Diese von der Kritik so günstig aufgenommene Literatur-Gabe ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen, in Berlin von der

Maurerschen Buchhandlung.

Gittermann's, Dr. J. C. H., religiöse Gedichte. 8. 12 Gr.

Von dieser Sammlung religiöser Gedichte sind einige bereits in Ammons „Magazin für Prediger" als Probe abgedruckt gewesen und auch in dem neuen Rigaischen Gesangbuche aufgenommen. Dieselben zeichnen sich durch reine Versification und Entfernung alles Unzweckmäßigen rühmlichst aus.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

So eben ist die 2te verbesserte Auflage des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks erschienen:

**Deutliche
und
vollständige Anweisung,
ohne
Winkel-Meß-Instrumente**

nicht nur Aecker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse u. s. w., sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen und zu berechnen; desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen und überhaupt alles, was zur gewöhnlichen praktischen Feld-Meßkunst gehört, zu verrichten.

Zum Gebrauch

für Oekonomen, Forstbediente, Gärtner und alle diejenigen, welche keine geometrischen Kenntnisse besitzen, entworfen

von

F. A. Hegenberg.

Mit 9 Kupfertafeln.

Preis 1 Thlr. 8 Gr. und gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin, 1819. Maurersche Buchhandlung.

Medicin und Chirurgie.

Ritter, G. H., Abhandlung von den Ursachen ansteckender Krankheiten und den physischen und chemischen Mitteln, um ihrer Entstehung vorzüglich in belagerten Städten vorzubeugen oder ihre Verbreitung zu hindern. Preisschrift, gekrönt 1818 von der Holl. Societät d. Wissensch. zu Harlem. gr. 8. 21 Gr.

— — Darstellung der scheinbaren Aehnlichkeit und wesentlichen Verschiedenheit, welche zwischen Schanker- und Tripper-Seuche wahrgenommen wird. Ein Versuch, der sich auf Resultate fünf und dreißigjähriger Beobachtung und Erfahrung stützt. Mit Bemerkungen über die wichtigsten Punkte der venerischen Krankheiten, und einer genauen Zeichnung der bisher unbekannten schleichenden Schanker- und Tripper-Seuche. gr. 8. 2 Thlr.

Beide Schriften, welche von dem geachteten Verf. hier erscheinen, geben ganz, was der Titel einer jeden derselben sagt, und sind die Frucht einer langjährigen praktischen Erfahrung. Von der Weinlehre desselben Verfassers sind noch eine Anzahl Exemplare bei dem Verleger obiger beiden Schriften für den Preis von 1 Thlr. zu erlangen, welches Buch in jeder Hinsicht Alles erschöpft, was Weinbau, Veredlung der Reben, die Weinbereitung und Wein-Surrogate 2c. anbetrifft.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

**K. W. Ramlers
kurzgefaßte Mythologie,
oder:
Lehre von den fabelhaften
Göttern, Halbgöttern und Helden
des Alterthums.**

In zwei Theilen, nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält.

Mit 14 Kupfern. Vierte verbesserte Auflage. — 8. Berlin, Maurersche Buchhandlung.

Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Mythologie behauptet noch immer den ersten Platz unter allen Mythologien. Sie ist so faßlich und fließend geschrieben, daß sie sich gleich einem Roman liest. Ihres angenehmen Vortrags und ihrer Vollständigkeit wegen hat sie auch fast auf allen hohen Schulen Eingang gefunden. — Der ursprünglich wohlfeile Preis (37 Bogen Text und 14 Kupfertafeln für 1 Thaler 4 Gr.), welcher auch jetzt noch, da Alles, Papier und Druck, bedeutend theurer ist, beibehalten wird, ist nicht unbeachtet zu lassen; ja, wenn Schulen 12 und mehrere Exemplare von uns, der Maurerschen Buchhandlung, unmittelbar beziehen, so sollen sie das Exemplar für 20 Gr. preuß. Cour. bekommen; diesen Vortheil kann ihnen aber keine andere Handlung gewähren.

Urkunde über die Wahl Michael Romanows zum Czar des russischen Reiches im Jahr 1613. Ein Beitrag zur Geschichte des russischen Staatsrechtes. Herausgegeben von B. v. Wichmann. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Herausgeber giebt hierdurch allen Freunden und Forschern der Geschichtskunde einen Beweis seines unermüdeten Fleißes und seines Bestrebens für die russische Geschichte zu arbeiten; im Jahr 1820 wird von ihm bei demselben Verleger erscheinen:

Chronologisches Handbuch der neueren russischen Geschichte. Von 1672 – 1796. gr. 4.

Leipzig, im September 1819

Johann Friedr. Gleditsch.

In der Maurerschen Buchhandlung ist zu haben:

**Brandenburgisch-Preußische Kriegsverfassung
zur Zeit
Friedrich Wilhelms, des großen Churfürsten.**

Dargestellt von Dr. B. F. Stuhr.

Erster Theil. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

In der Jenaschen Allg. Literatur-Zeitung (Nr. 80) ist eine höchst vortheilhafte Beurtheilung dieses — jedem Sachverständigen sich als trefflich empfehlenden — Werkes zu lesen, welche gleich im Eingange sagt: „Der Leser findet darin bei weitem mehr, als der Titel verspricht, und wir betrachten es als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Kriegskunst im Allgemeinen; um so mehr, da der Verfasser überall aus den ächten Original-Quellen geschöpft und manches bisher Unberücksichtigte benutzt hat."

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 16. 1819.

Beilage zum 185sten Blatte des Gesellschafters.

Die Herren A. G. Eberhard und Fulda (Beide in Halle), ihres Schmuckes beraubt, als Rechtfertigung des Dr. Carl Witte d. Aelt.

Nicht Eberhard's, bloß der Welt und meinetwegen, das Folgende; wobei ich biedere Menschen sehr bitte, es zu lesen und mit den angeführten Stellen meines Werkes („Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungs-Geschichte desselben"), so wie mit Eberhard's Schmähschrift (in der „Halleschen Literatur-Zeitung" und in der „Zeitung f. d. elegante Welt"), zu vergleichen, damit sie sehen: wer, Eberhard oder Witte, ein abgefeimter heuchlerischer Bösewicht ist. — Eberhard läugnet keck, weil er wähnt: daß 16 Jahre, drei Kriege und mein Umherziehen mir die Papiere dieser abgemachten Sache raubten. Wirklich lagen die Briefe in Leipzig. — Er läugnet erstens: daß er mir ein mündliches (heiliges) Versprechen gegeben habe, den Pfarrtausch zu verschweigen. (Schwören mag ich ihn — nicht lassen.) Dies ist aber sein schriftliches: (1. August 1803) „Bei allen Mittheilungen, an deren Verschweigung Ihnen liegt, können Sie der pflichtmäßigsten Diskretion im Voraus versichert seyn." Am 19. Septbr. 1803 gesteht er indeß: „Sie wissen, daß ich ohne Winkler's Wissen geradezu zur Frau Kanzlerin fuhr (und ihr den Pfarrtausch verrieth). Sie wissen, daß er selbst dies mißbilligte." — Eberhard hat also sein Wort gegeben und gebrochen. Warum aber? — Er hatte als Schiffs Zeichner eine unsichere Existenz. Deshalb wies ich ihn anfangs mit dem Pfarrtausche rund ab; ich ahnete eine Geld-Spekulation. — Frau Kanzlerin hatte 7 Jahre lang große Summen verwandt, um mich von Lochau zu vertreiben (wie Eberhard wußte); endlich aber (30. Juli 1803) Frieden angeloben, alle Prozesse gegen mich aufheben und alle Kosten bezahlen müssen. Verrieth Eberhard ihr also meine Verhandlungen mit Winkler, so war er ihr höchst willkommen, und erhielt, wenn Alles glückte, wenigstens 20 Louisd'or. Sie trat denn, als Patronin, mit ein; und ich mußte thun, was ich sollte; oder sie fing neue Prozesse an, und regte die Gemeinde wieder auf. Meine Frau und ich erbebten folglich bei dem Gedanken, daß Eberhard unsere siebenjährigen, namenlosen Leiden, die ich so eben mit großen Aufopferungen beendet hatte, durch seinen Wortbruch neu anfangen ließ. Daher mein ohnmachtähnlicher Schreck und meiner Gattin Angstruf; denn bis zu Eberhard's Geständniß waren wir seines Verraths doch immer nicht gewiß gewesen.

Er will den Verrath freiwillig gestanden haben, und nennt es eine „Lüge", daß ich ihm diese Unverschämtheit nicht zutraute. Meine Notizen enthielten alles in meinem Werke angeführte, auch mein Unterliegen der Hand unter seines Pferdes Geschirr-Sattel (NB. dieser war 1803 bei den Einspännern gewöhnlich), und — Eberhard's Geständniß. Der Brief darüber lag (mit den andern) in Leipzig. Ich erzählte also wahr; konnte aber in einer Nebensache irren, und kann an mich gehalten haben, bis Eberhard sich selbst verrieth. — Jetzt zur Hauptsache:

Eberhard läugnet zweitens: daß „man" mich bei H. D. Mahlmann verläumdet habe: ich hätte Winkler zwingen wollen, mit meiner Pfarre zu tauschen; da der es aber abgeschlagen, hätte ich ihm gedroht: wenn er nicht einwillige, so werde ich ihn bei dem Consistorium angeben, er habe seine Köchin geschwängert." Doch gesteht er ein: daß er der „man" war, der mich bei Hrn. Mahlmann verläumdete. Etwas gestehen mußte er: denn Hr. Mahlmann, obgleich sein Freund, hat nichts von meiner Erzählung abgeläugnet. Mahlmann würde mich aber 1809 und 1819 der Katerei beschuldigt haben, wenn Eberhard mich nicht wirklich so gräßlich bei ihm verläumdet hätte.

Wie gesteht es Eberhard denn? — Er versichert: am Schluße meines Briefes an Schiff (17. Septbr. 1803) stehe eine: „dunkle Drohung, die er und Schiff nicht anders zu deuten vermocht hätten, als daß ich ein ehrenrühriges Geklatsch, welches damals Hrn. Winkler umschlich, auf eine böse Weise gegen denselben benutzen wolle; welches Beides er Hrn. Mahlmann mitgetheilt habe." Diese Mittheilung war aber so greulig, daß der — verständige — Mahlmann mich gar nicht erst befragte, sondern für ein Scheusal hielt, und deshalb sogleich seinen (fertigen) schönen Bau am Glücke meines achtjährigen Sohnes (den M. sehr liebte) einriß, folglich meine Ehre bei den Familien Gr. v. H—f u. s. w. preis gab.

Aber Eberhard hat jene „Drohung" bloß erdichtet; so heuchlerisch er auch sagt: „Wir (er und Schiff) mußten, leider! etwas sehr Schlimmes fürchten, weil Witte selbst Winklern deshalb bedauerte." — Warum setzt er die gräßliche Drohung denn nicht hin? — Weil keine existirt. In dem Briefe an Schiff (17. Septbr. 1803) erzähle ich nämlich: daß ich in und um Elberode gern über die neue Verpachtung des Ackers — die, nach Eberhard, das Doppelte bringen sollte — gesprochen; Winkler zu gefallen aber geschwiegen hätte. Dann führe ich Eberhard's Wortbruch, seinen Verrath an Frau Kanzlerin, und mein nunmehriges Mißtrauen an! und sage zum „Schluße": „Ich „bedaure" nun den guten Pf. Winkler, denn die Rechte, die Dr. Eberhard verschnell, für ihn gewaltsam an sich gerissen hat, gehören auch mir; besonders da Hr. Winkler durch eigenes Hingehn zur Frau Kanzlerin und durch das Erzählen der Sache (an sie) denselben Schritt gethan hat. Ich habe nun für Elberode auch nichts mehr zu verhehlen, und zeige Ew. Wohlg., als Winklers Freund, dies hiermit an."

Wer findet hierin eine Drohung, daß ich Winkler bei dem Consistorium angeben wolle? — Kein Vernünftiger! Dennoch sagt Eberhard: „daß Schiff und er die Drohung nicht anders zu deuten vermöchten." Eine neue Lüge! denn Schiff schreibt mir am 19. Septbr. 1803: „Ich kann mir (unter jenen Worten) nichts weiter denken, als daß Sie aus dem Tauschprojekt (nun) kein Geheimniß mehr machen und überall Erkundigungen einziehen wollen, um sich von der Wahrheit der Ihnen gemachten Angaben zu überzeugen." Dr. Schiff verstand mich also richtig. —

An Winkler selbst schrieb ich (nach meinem Concept am 28. September 1803): „Sie können es mir jetzt nicht weiter übel nehmen, daß ich, mißtrauisch gemacht, in Ihrer Gegend nun diejenigen Schritte thue, die ich von Anfang an für nothwendig hielt (nämlich über die Verpachtung zu sprechen), bisher aber unterließ, weil Sie sie nicht wünschten."

Aber die „Drohung" war sogar unmöglich. (S. Winkler's Zeugniß Bd. 2. S. 339 meines Werks.) „Sie hätten überdies ein Gott seyn müßen, damals von so etwas nur sprechen zu können, da erst ein halbes Jahr nachher meine Köchin ein Geschwätz der Art überall nur möglich gemacht hatte."

Winkler nennt ebendaselbst diese Verläumdung meiner bei Hrn. Mahlmann „eine große Infamie!" Eberhard mag ihn deshalb verklagen! — Daß Winkler sinnlos gewesen wäre, mir jenes Zeugniß aufzustellen, wenn ich ihm je durch Schiff so gedrohet hätte, leuchtet ein. Aber ein Eberhard weiß sich auch dabei zu helfen. Heuchlerisch sagt er: „Je mehr uns (ihm und Schiff) aber jene Drohung beunruhigte und empörte, desto sorgfältiger verschwiegen wir sie, aus Schonung gegen Hrn. Winkler. Erst jetzt habe ich ihn davon in Kenntniß gesetzt." — Aber Winkler schreibt mir ja schon am 17. Oktbr. 1803: „Was mich zu diesem (nicht abgeschickten) Briefe veranlaßte, war Ihr mir in einer gewissen Hinsicht räthselhaftes Schreiben an Schiff, vom 17. Septbr. d. J. (Auch Winklern führte man also irre?) Doch da Sie mir durch Ihre Eingangs gedachte Zuschrift (S. diesen „Bemerker" S. 2. Sp. 1. Z. 2 von oben) das Räthsel selbst zu lösen beliebt haben, so ist es nicht nöthig, daß ich Ihnen den Inhalt u. s. w. Sie haben nun weit und breit umher geschrieben in dieser Gegend und die hiesige Pfarrländerei zum Verpachten angeboten. Gleichwie ich Ihnen nun zu der Satisfaktion gratulire, die Sie sich durch Ihre Ausschreiben dafür genommen, daß ich zur Frau Kanzlerin gegangen bin! eben so wenig kann ich glauben, daß Sie — — eine befriedigende Antwort erhalten werden." — (Richtig, ich war auch hierbei angeführt!) Winkler hat also den Schluß meines Briefes an Schiff schon 1803 gelesen, und gefühlt, daß er keine Drohung: ich wolle ihn bei dem Consistorium angeben u. s. w., enthalte. Eberhards heuchlerische Worte („Bemerker" S. 2. Sp. 1. Z. 17 v. oben) sind also eine dritte, vorsätzliche Lüge. Die folgenden: „Auch Winkler weiß jener Drohung keine andere (als die Eberhardsche) Deutung zu geben", sind die vierte. — So bleibt denn die ganze — schauderhafte! — Wahrheit meiner Erzählung (S. 332 meines Werkes) unangefochten. — Ich duldete 16 Jahre lang still, und sprach endlich, nicht aus Rache, sondern aus Pflicht, für mich und meine Familie. Eberhard hatte mich, wenn ich selbst in der Erziehungs-Geschichte meines Sohnes geschwiegen hätte, so wie einst in der Salina (und jetzt in der Schmähschrift, weil ich seinen Brief vom 19. Septbr. 1803 keiner Antwort würdigte) beschuldigt: „ich könne mich nicht rechtfertigen."

Abscheulich ist noch die Winklern abgelistete Erklärung wider mich: 1) „daß Alles, was Eberhard für Winkler's Erfahrung, Aussage und That angebe, vollkommen wahr und richtig sey." Das Gegentheil ist oben erwiesen. — 2) „Ich hätte keinen beglaubigten Pacht-Contrakt gehabt." Er ist gerichtlich, und noch da. — 3) Die Worte: „Im Allgemeinen" bis „aufgestellt zu haben" gab ihm ein — Unhold ein. Ich erkläre sie für boshafte Verläumdung, bis sie durch den Abdruck des ganzen Briefes gerechtfertigt sind. Der Brief, den Eberhard zum Theil anführt, legt meine Ehre — folglich Eberhards Schande — klar dar. Er lasse auch ihn ganz abdrucken, wenn er dies läugnet. Nur muß ich die Hand meiner Briefe zuvor anerkannt und vidimirte Abschrift genommen haben. — 4) Die Worte: „Damals (1809) wußte ich von Wittens unterm 17. Septbr. 1803 an Schiff erlassenem Briefe noch nichts" u. s. w. sind (S. oben Z. 23) eine Lüge. — Noch sichere ich mir gegen Winkler, Eberhard und Fulda hiermit meine Rechte.

Die schändliche Anekdote aus der Salina verachtet Jeder, der mich und meinen einfachen, geraden Sohn 1809 und seither näher kannte, tief. Sie war seit 10 Jahren vergessen; ich würde ihrer also nicht zwei Mal mit Wichtigkeit in meinem Werke gedacht haben, wenn sie nicht erlogen wäre. Ein künstlich zur Verstellung abgerichtetes Kind kann wohl kein so gutmüthiger und offener Jüngling werden. Hr. Fulda hat sie, aus Neid, erdichtet. Seine Worte: „daß ich (Witte) mich im Jahr 1809 einen Theil des Sommers und Herbstes hindurch mit meinem Sohne in Halle aufgehalten habe", sind eine Lüge, weil er hämisch hinzu setzt: „daß ihm sein Gedächtniß auch in den kleinsten Detail's, in Beziehung auf diese merkwürdige Erfahrung, treu sey." Vom 7. Mai bis Ende Juli 1809 lag ich, an den Folgen des Aergers über Eberhards Verläumdung, bei Mahlmann dem Tode nahe (S. mein Werk!). Vom 29. Juli bis Mitte September 1809 badete meine Frau in Halle und ich war in Lochau. — Fulda's boshafter Zusatz: „Witte ließ darüber seine Gemeinde im Stich", zeigt die Verläumdung noch klärer; denn es steht richterlich fest, daß er unwahr ist. (Frau Kanzlerin war todt, aber ihre Grundsätze wirkten nach.) Hr. Fulda schmäht uns sogar: „Karl der Große und sein Wittekind; Karl der Kleine" u. s. w. Ja, er nennt jenes mir angedichtete (schändliche) Verfahren: „eine von den weisen Maasregeln des großen Mannes bei der Erziehung seines Sohnes." Und das that ein Prediger der Lehre Jesu an seinem Amtsbruder, der ihn nur das eine Mal sprach und nie beleidigte, wenn nicht durch das Gelingen seines Unternehmens? — Er that es sogar gegen ein unschuldiges Kind? — Neid aus Eitelkeit und — Bd. 2. S. 320 meines Werkes erklären es. —

Hrn. Pr. Weise's Versicherung ist ein Irrthum (oder eine Lüge). Ich bat ihn dringend, mir ausführlich und klar zu melden, was Jüngken ihm erzählt haben solle. Er empfing den Brief in Halle (also bei Eberhard und Fulda), und — antwortet bloß: „daß mir Hr. Jüngken, nachdem ich in dessen Hause Sie und Ihren lieben Sohn gesehen hatte, die Ihnen bekannte Erzählung machte." Er sah uns aber dort 1805. — Doch, das stimmt ja mit dem: „spätestens 1807, vielleicht noch früher!" in Eberhards Schmähschrift. Indeß 1805 konnte Jüngken ihm nur vom Kopfrechnen meines Sohnes erzählen (S. mein Werk Bd. 1. S. 142), da Karl bekanntlich erst gegen 1808 italienisch sprach. — Jüngken achtete mich so sehr, daß er mir 1812 seinen einzigen Sohn (in Göttingen) dringend empfahl. Dieser (Dr. Med. in Berlin) wundert sich (23. Oktober 1819) sehr: „dergleichen hämische Anekdoten auf Kosten seines verstorbenen Vaters gemacht zu sehen", und verachtet es, wie ich.

Die erwähnten Briefe kann ich gerichtlich vorzeigen. (Mehr als 50) Schmähungen erwartete ich von einem Eberhard; aber die frömmelnde Miene, mit der er mich sittlich zu morden sucht, ist — böser. Die Versicherung, ich habe Winklern (so gräßlich!) gedroht, schließt er z. B. mit den Worten: „Meine Meinung über Witte blieb also die schlimmste, die mir — im Kreise meiner Erfahrung — jemals ein Mensch durch Wort und That von sich aufgedrungen hat." (NB. Dies gehört zu dem, was er, geständlich! dem Hrn. Mahlmann mitgetheilt hat. Doch er verstärket es noch:) „Ich hatte wahrlich nicht nöthig, Hrn. Witte erst noch zu verläumden (bei Mahlmann); denn das Buchstäblich-Wahre war schon arg genug!" (Ist dies Verruchtheit? oder, was ist es? — Aber, es kommt noch böser!) „Ist es möglich, anstößiger und boshafter zu lügen, als dieser Ehrenmann, der einst Prediger war; der in seinem Buche so viele Thränen der Rührung aus den Augen drückt; seine religiösen Gefühle so zur Schau trägt; und damit prunkt, wie er seinen Sohn oft ermahnt, Gott ähnlicher zu werden! Zu welcher sündlichen Heuchelei werden solche Floskeln in der Nachbarschaft jener Lügen!"

Ich setze nichts hinzu. Der Leser wird Hrn. Eberhard für diese Virtuosität seinen Rang im Reiche der — Geister schon anweisen.

Eberhard hat also meine klare Erzählung getrübt; die Hauptsachen ins Dunkel, Nebensachen aber in ein falsches und grelles Licht gestellt; dem Leser den wahren Gesichtspunkt verrückt; Hauptbeweismittel (wider sich) unterschlagen; unrichtige Zeugnisse vorgebracht; Manches frech geläugnet; Anderes betrügerisch unwahr gesagt; und — grob geschimpft; aber Alles so schlau in einander verwebt, daß ich denen verzeihe, die irre an mir wurden. Sagte ich doch selbst: „Finde ich die beweisenden Briefe nicht, so bin ich ein unglücklicher Mann!“ Durch Gottes Fügung kann ich jetzt Jedem dreist ins Auge sehen. Wie wird aber der bessere Mensch Hrn. Eberhard und Fulda behandeln!!? — Ob ich Schiff und Winkler für schlecht halte? — Nein, nur für gemißbraucht! — Im: „Belege aus Karl Witte's Erziehungs-Geschichte“ mehr davon! —

Drei Redaktionen haben mir ihr Blatt für diese Rechtfertigung uneigennützig verwilligt; jene zwei, welche Eberhards Schmähschrift verbreiteten, nicht. Die „Hallesche Literatur-Zeitung“ antwortete nicht; die „Zeitung f. d. elegante Welt“ sagt: „Herr Buchhändler Voß verlange vorherangewiesene Bezahlung jeder Zeile; beilegen wolle er mein Blatt nicht“; wiewohl er sonst wohl Blätter beilegt. Ist das Partheilichkeit und Eigennutz, so werden beide mein Buch gar nicht oder schlecht anzeigen. Doch sie wähnten vielleicht: Ich habe nichts für mich zu sagen! — dann aber werden sie jetzt meine Rechtfertigung (ohne Eigennutz und ganz aufnehmen. (Ich ersuche sie und alle Redaktionen deutscher Zeitblätter darum.) An jene zwei werde ich außer der Rechtfertigung noch einen Auszug daraus, nebst Anweisung der Insertions-Gebühren, schicken. Rechtlicher Weise werden sie folglich meine Rechtfertigung oder den Auszug geben.

Kurze Verbeugung vor einem Rezensenten.

(Siehe Nr. 171 der „Jenaschen Literatur-Zeitung“ [illegible])

Mein Gedicht: „Adelheid von Bergau, oder innere Stimmen“ nannte früherhin ein Rezensent gar mystisch; der Rezensent, vor welchem ich hiermit den Hut abnehme, wie vor einer feindlichen Schildwache, wenn sie am Tage ruft: Wer da? nennt das nämliche Gedicht zu reflektirt. Der nämliche erzählt in einem leichten Tone (man kann dergleichen auf alles anwenden, wenn's beliebt), welcher den Stoff des Gedichtes lächerlich zu machen beabsichtigt, die Handlung des Gedichtes. So hat er als Rezensent zum Gewehr gegriffen. (Noch Rekrut?) Aufmerksam muß man aber doch lesen, wenn man rezensiren will. Das hat der Rezensent meines Gedichtes nicht gethan; denn ich soll die Eröffnung eines Schrankes einem Wunder zugeschrieben haben und doch ist im Gedicht zu lesen, daß der Schrank nicht fest verschlossen war. Da ich kein Mährchen, sondern eine Romanze dichtete, so kam es auf Wunderbares gar nicht an. Wegen des Wortes schnicken sehe der Rezensent Adelung's „Wörterbuch“ nach und wende dieses verbum als ein neutrum auf seine Bewegungen in seiner Rezension an. — Mehr nicht!

A. G. Freiherr von Seckendorf, Professor.

Berichtigung.

In dem Briefe aus Albano, der von dem Volksgesange und den Volksbüchern handelt, ist gegen Ende der zweiten Abtheilung, wo von der komischen Volks-Literatur die Rede ist, zu lesen:

Der Sänger Giulio Cesare Croce von Bologna, genannt della Lira, hat das ganze Volksbuch von dem Bertoldo verfaßt und unter dem Namen „Bertoldino“ eine schlechte Fortsetzung des alten Narren geschrieben. Die zweite Fortsetzung „Cacasenno“ ist von Camillo Scaligeri. — Aus Florenz stammen der Piovano Arlotto u. s. w.

Wilhelm Müller.

1819. No. XXI.

Blatt der Ankündigungen.

Wunsch.

Eine deutsche Frau, die sich seit frühester Jugend mit dem Unterrichte und der Bildung junger Mädchen beschäftigte, und sich der glücklichsten Erfolge zu erfreuen hat, auch gültige Zeugnisse für ihren Beruf zu diesem zwar schweren, aber segensreichen Geschäfte beibringen kann, hegt den Wunsch, daß man ihr zwei bis drei junge Mädchen zur Vollendung ihrer Erziehung anvertraue, damit sie nach zurückgelegtem Lebenslauf froh und zufrieden auf ihr Wirken zurück schauen könne. Es ist dieser ausgesprochene Wunsch nicht von der Nothwendigkeit, sondern von der freien Neigung zu diesem Geschäfte diktirt worden. Sie wird nie mehrere Zöglinge bei sich aufnehmen, als sie selbst übersehen und zum Theil unterrichten kann, da ihr eine sorgsame Erziehung mannigfache Kenntnisse und selbst Talente verlieh; niemals wird die Zahl ihrer Zöglinge über den Familienkreis hinaus schreiten, und die ihr Anvertrauten sollen ihre Töchter werden. — Sie geht von den einfachen Ansichten aus, daß stille Weiblichkeit und die vollständigste Kenntniß des weiblichen Wirkungskreises die Basis der Mädchen-Erziehung seyn müssen; daß aber alles Glänzende und Prunktreibende durchaus vermieden werden soll, und die Bereicherung des Geistes, des Talents und der Kenntnisse mit einem höchst einfachen Sinne und gänzlicher Anspruchslosigkeit verbunden seyn müssen. Religion und Liebe, Demuth und Genugsamkeit wird sie stets als das Höchste preisen, und mit dem Beispiele eines reinen und stillen Lebens ihnen vorangehen. Wer gleiche Gesinnungen hegt, und von gleichen Ansichten bei der weiblichen Erziehung ausgeht, wird diese Anzeige nicht unbeachtet lassen. — Nähere Auskunft ertheilt vorläufig der Herausgeber des „Gesellschafters“, Herr Professor F. W. Gubitz in Berlin. Hamburg.

Todesfall.

In Dresden starb am 21. Oktober d. J. der verdienstvolle Königl. Sächs. Kammer-Musikus und erste Flötist, Prinz, in einem Alter von 65 Jahren, welcher 30 Jahre lang mit Auszeichnung und Beifall diese Stelle bekleidet, und sich sowohl am Königl. Hofe als beim Publiko volle Anerkennung erworben hatte. Die General-Direktion der Königl. musikalischen Kapelle

wird gewiß diese Stelle wieder mit einem eben so ausgezeichneten Künstler zu besetzen suchen, und dadurch diesen Verlust weniger fühlbar machen. — F —.

Literarische Anzeige.

Bei Hayn in Berlin, Zimmerstraße Nr. 29, sind erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuester Spielalmanach,

für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kegel- und Ball-Spieler; zum Selbstunterrichte, nach den gründlichsten Regeln und Gesetzen. Von G. W. v. Abenstein. Zweite durchaus verbesserte und mit neuen Spielen vermehrte Ausgabe. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieser Almanach führt das Verbesserte nicht als bloßes Aushängeschild auf dem Titel, sondern erscheint in der That als eine vermehrte und von sachkundigen Spielern durchgängig verbesserte Ausgabe. Das Schach ist durch Gambitspiele, Whist durch Cayenne, l'Hombre, Tarok u. a. sind durch wesentliche Zusätze vervollständiget worden. Neu hinzu gekommen sind das Damenspiel, Deutsch-Solo, Elfern und Bassadewitz.

Kleine Erzählungen in Versen.

Von K. Müchler. Mit einem Titelkupfer. 8. Preis 20 Gr.

Der Verfasser dieser poetischen Erzählungen ist dem Publikum schon zu lange als ein unterhaltender Schriftsteller bekannt, um darüber noch etwas erwähnen zu dürfen. Gebildet durch die klassischen Muster der vaterländischen Literatur, die vor der neueren revolutionairen Periode derselben allgemein geschätzt worden, findet man hier nicht eine zügellose Phantasie, sondern in einer leichten unverschrobenen Sprache eine Reihe kleiner munterer Erzählungen, Anekdoten, Dialogen u. dergl., in welchen muntere Laune mit lachender Satyre glücklich vereint sind. Wer eine aufheiternde Lektüre sucht und deren bedürftig ist, den wird dies Büchelchen gewiß nicht unbefriedigt lassen.

Abriss der Mythologie

des klassischen Alterthums, herausgegeben von Dr. Karl Friedrich August Brohm, Direktor des Gymnasiums zu Thorn. Preis 6 Gr.

Der Hr. Verf. hat diesen Unterricht in der Mythologie der Griechen und Römer nach dem Plane entworfen, welcher schon von dem verdienstvollen Fülleborn in seiner Encyclopädie angenommen worden ist. Zugleich hat er auf die vorzüglichsten Gottheiten und Symbole der Aegypter hingewiesen, und somit, zum Verstehen der klassischen Dichter des Alterthums, der Jugend und ihren Lehrern einen vorzüglich brauchbaren Leitfaden in die Hände gegeben.

Für Leihbibliotheken

ist in der Fleckeisenschen Buchhandlung in Helmstädt erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Wundervolle Sagen und abentheuerliche Geschichten aus alter Zeit, nacherzählt von Dr. Fr. G. Nagel. 8. 1820. 1 Thlr.

Der Herr Verfasser erfüllt hiermit den laut gewordenen Wunsch der Kritik, und liefert in diesem Bändchen fünf Volkssagen aus alter Zeit. Mit anziehender Kraft wird darin der Leser gefesselt an der Erinnerung ritterlicher Vorzeit.

Ferner erschien:

Gallerie der jetzt lebenden deutschen Dichter, Roman-Schriftsteller, Erzähler, Uebersetzer aus neueren Sprachen, Anthologen und Herausgeber belletristischer Schriften; begleitet zum Theil mit hin und wieder ganz neuen biographischen Notizen. Besorgt von Fr. Raßmann. Erste Fortsetzung. 8. 1819. geh. 3 Gr. (Das 1ste Heft kostet 4 Gr.)

Geographie.

Zweite verbesserte Auflage von:

Gutsmuths, J. C. F., Lehrbuch der Geographie für den Unterricht in gelehrten und Bürgerschulen ausgearbeitet, mit Rücksicht auf die sämmtlichen politischen Veränderungen der neueren Zeit. Erste Abtheilung, erste Hälfte, Deutschland enthaltend. 1 Thlr.

Erste Abtheilung, zweite Hälfte, das übrige Europa enthaltend. 1 Thlr. 12 Gr.

Zweite Abtheilung, alle außereuropäischen Länder enthaltend. 5 Thlr.

Beide Abtheilungen gr. 8. (140 Bogen) 5 Thlr. 12 Gr.

Der Verleger sagt nicht zu viel, wenn er behauptet, daß Deutschland in diesem geographischen Lehrbuche eines seiner vorzüglichsten Unterrichts-Bücher aufzuweisen hat, und kann es sich wohl mit jedem messen, selbst mit denen, welche noch mehrere Auflagen erlebt haben oder die erste Auflage mit bedeutendem Vortheil benutzten. Es steht mit Recht zu erwarten, daß alle literarischen Institute demselben in Kurzem das Lob ertheilen werden, welches eine so mühsame und schwere Arbeit verdient; was Europa und vorzüglich Deutschland betrifft, wird den Freunden der neuen Erdbeschreibung und des geographischen Studiums nicht leicht etwas zu wünschen übrig bleiben. Zugleich mit dieser zweiten Auflage ist erschienen:

Gutsmuths, J. C. F., Abriß der Erdbeschreibung; als Leitfaden und Methodenbuch für gelehrte und Bürgerschulen. gr. 8. Mit gespaltenen Columnen compreß gedruckt. (32 Bogen) 1 Thlr.

wodurch dem Bedürfniß der Lernenden in Schulen auf eine sehr zweckmäßige Art abgeholfen ist, indem es einen äußerst gedrängten, jedoch Alles enthaltenden Auszug nebst Register aus dem großen Lehrbuche giebt, welcher mehr für Lehrer bestimmt ist. Schulen und Erziehungs-Anstalten, welche Parthieen bestellen, können auf einen angemessenen Preis rechnen.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 17. 1819.

Beilage zum 194sten Blatte des Gesellschafters.

(Im Abdruck verspätet.) **Berlin.** Herr Maurer hat leider! das hiesige Theater verlaßen, um nach Stuttgart zu gehen, wohin er von dem dortigen Intendanten der Schauspiele, Hrn. Baron von Wächter, unter ansehnlicher Verbeßerung seiner Verhältniße, einen Ruf erhalten hatte. Mehreren brieflichen Nachrichten zufolge ist er von dem Stutgarter Publikum sehr herzlich empfangen worden, und hat sich eines ausgezeichneten Beifalls zu erfreuen. Wir haben an ihm einen braven Schauspieler verloren, von Ifflands Zöglingen vielleicht den selbstständigsten, der von der Natur am reichsten ausgestattet ist, und durch sein reges Fortschreiten in der Kunst die günstigsten Hoffnungen für die Zukunft faßen läßt. Namentlich in der letzteren Zeit seines Hierseyns zeigte er einen Eifer und einen Erfolg, der ihn auf das Beste unserem Andenken empfahl. — Rollen, zu denen viel Kraft gehört, wie „Percy", „Karl Moor", „Faust", „Jaromir", „Krucko" u. dergl. gelangen ihm vorzüglich; doch auch z. B. in „Wallensteins Tod" gab er die Rolle des „schwedischen Hauptmanns" mit innigem Gefühl und einer würdigen, in das Weien jenes klaßischen Werkes eindringenden Deklamation. — Mehrere sentimentale Liebhaber-Rollen in sogenannten Familien-Stücken führte er sehr gut aus; auch in Lustspielen, wie „Künstlers Erdenwallen", Kurländers „Charade" war er überaus ergötzlich durch Darstellung karrikirter Ueberbildung. Im Ganzen hatte er hier jedoch keinen Wirkungskreis, wie er seinen Kräften angemeßen war; in Stuttgart geht es ihm darin beßer, wo er (wenigstens eine Zeit lang) an Eßlair's Seite, und in manchen Stücken (z. B. „Lester" und „Mortimer" in „Maria Stuart") ihm gegenüber, theils durch gutes Spiel selbst angefeuert wird, theils ein größeres Rollenfach überkommen hat. — Den Wunsch des hiesigen Publikums: ihn nicht für immer verloren zu haben, theilen auch wir! — Rc.

Hamburg. Der jetzt wieder sehr wirksam werdende Gesundheitsrath hat auch eine Sichtung unter den hier praktisirenden Aerzten und Wundärzten vorgenommen, und Zweien derselben die Ausübung ihrer Kunst in den öffentlichen Blättern untersagt, da sie weder promovirt hatten, noch sich vor erwähntem Rath zum Examen stellen konnten. Bei der Ueberhandnahme der Quacksalberei war eine neue Ordnung in Hinsicht des Medizinalwesens längst ein wahres Bedürfniß, und es kann dem Rath und der Bürgerschaft nicht dringend genug dafür gedankt werden, daß eine wirksame Einrichtung getroffen wurde, diesem Unwesen zu steuern. Um so mehr bleibt es unbegreiflich: daß man die sogenannte „Wunderdoktorin" in Barmbeck, einem Dorfe, welches der Republik zugehört, noch immer duldet und ihr Wesen treiben läßt, obgleich sie aus den Staaten des Königs von Dänemark vertrieben wurde. Besagte Doktorin versammelt fortwährend eine unglaublich große Schaar Gläubiger um sich; man wird dadurch mit den Gebrechen, das heißt, den physischen — vielleicht auch den moralischen? — der gegenwärtigen Zeit bekannt, denn nimmer hätte ich es mir früher einreden laßen: daß es so viel Kranke aller Art im Weichbilde unserer guten Stadt gäbe, die dort Heilung erhoffen müßten. — Bis Neujahr ist das Mütterchen von Hülfsbedürftigen so durchaus in Beschlag genommen, daß sie Keinen mehr vor sich läßt, der noch Ansprüche auf Ihre Hülfe machen will. — Ueber die Mysterien ihrer Heilart hat sie wohlweislich einen undurchdringlichen Schleier gelegt, indem sie die Gläubigen schwören läßt: nichts davon zu entdecken. Schon diese Entweihung des Schwures für eine so frevelhafte Poße würde eine Untersuchung nöthig machen. So viel ist gewiß, daß die Kranken den leidenden Theil ihres Körpers unter freiem Himmel bei dem Sternenschein entblößen müßen — ein etwas schauriges Geschäft bei der jetzigen Jahreszeit! — und daß sie im Freien manipulirt. Wer weiß, ob die hier herrschenden Bräune und Scharlachfieber, mit denen wir mehr denn je geplagt sind, nicht eine Folge dieser kalten Kuren sind? Auf jeden Fall ist, da der Gesundheits-Zustand hier weniger gut als sonst erscheint, an zu nehmen: daß es mit der Wunderdoktorin nicht eben viel müße zu bedeuten haben. — Einige Aerzte haben sich zu ihr hinaus begeben, um den prüfenden Maaßstab der erfahrenen Kunst an zu legen; da aber immer viele Gläubige bei ihr versammelt sind, ward ihr dies sogleich zugeflüstert, und sie trieb die Prüfenden geschickt genug von sich fort. Wenn indeß der Gesundheits-Rath erst einmal des Unwesens müde wird, und, mit der Würde des Amtes bekleidet, auftritt, wird das Ganze schnell eine andere Gestalt gewinnen, was sehr zu wünschen wäre, da nichts schädlicher seyn kann, als Nachsicht in Hinsicht der Medizinal-Verwaltung. — Von der Polizei ist in diesen Tagen eine Bekanntmachung erlaßen, nach welcher sich jeder in Hamburg ankommende Fremde binnen zwei Mal vier und zwanzig Stunden bei der Polizei zu melden hat, wenn er nicht in Strafe fallen will; diese Verfügung ist um so nothwendiger, da Hamburg seit einiger Zeit sehr viel loses Gesindel in seinen Mauern beherbergte, für welche Behauptung die vielen, zum Theil kühnen Diebstähle ein redender Beweis sind. — W —

Dresden. Der, bei Hilscher erscheinende „literarische Merkur" regt seine Flügel immer lebendiger, zählt schon viel gute Mitarbeiter (wie Baumgarten-Crusius, Aug. Rublack, Hohlfeld, Albrecht, Richard Roos, Seifried, Emil Reinigar, Clauren, Frhr. v. Schilling, Mischler, Laun u. s. w.) und wird, wie es scheint, wenn er anders auf gute und pikante Beiträge hält, und sich vor dem Waßer der neuen erbärmlichen Wortklingel-Schule zu schützen weiß, sein Publikum erhalten. Auch wüßten wir in der That nicht, warum nicht zwei Unterhaltungs-Blätter hier neben einander bestehen könnten; doch ist es sehr zu beherzigen: daß alle die Sorten von Gedichten entfernt bleiben müßen, wie sie zeither in manchem Blatte, so auch im „Merkur", zum Aerger der Leser, sich drängen. Um nur einige Sorten an zu führen, nennen wir die, welche der, im Poetischen oft gehaltlose Schleßler, der ganz gewöhnlich reimende Philippi, der nichts Beßeres gebende Dumkal, die Herren Reh. Kroneisler, Hinke, Jenner, Wenke und Konsorten zeither oft zu Markte

gebracht haben, wo sie sicher keine Käufer gefunden hätten, wäre derlei Waare vom Publikum nicht schon bezahlt, ehe sie auf den literarischen Markt kommt, und am Ende genommen werden muß. — Sonderbar genug zählt der „literarische Merkur" zu den in Dresden erscheinenden Journalen auch die; von Hohlfeld (dem bekannten guten Dichter in der religiösen Gattung) redigirte „Gesetz-Sammlung" — das heißt doch in der That den Begriff „Journal" ein wenig gar zu weit genommen. Leider sind die Gesetze zuweilen gleich der Schraube ohne Ende; wenn sie nun vollends gar regelmäßig, wie ein Journal, erschienen, woher sollten die Rechtsgelehrten die Kraft nehmen, sie zu merken und an zu wenden? — In demselben Blatte wird auch bei Gelegenheit einer Anzeige der Pöhlmannischen „Blumenlese zur Verbreitung mythologischer Kenntnisse" eine ganz unweise Zusammenstellung getroffen, wenn es heißt: „Unter den 60 Gedichten zeichnen sich die von Schiller, Herder, Lessing, Matthisson, Pfeffel, Philippi natürlich aus" — das heißt doch wahrhaftig mit Riesen einen Zwerg in Reihe und Glied stellen. Wir meinen, wenn Dr. Philippi diese Zusammenstellung vorher gewußt hätte, er würde sie sich gewiß verbeten haben. Und doch soll, wie verlautet, Dr. Philippi der Redakteur des „Merkur" seyn. Das ist aber nicht möglich, er hätte sich wohl schwerlich zu jenen Koryphäen der poetischen Literatur stellen lassen! —

— Rt. —

Blatt der Ankündigungen.

An Geschichts-Freunde, Geistliche, Lese-Cirkel und Leih-Bibliotheken.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben, in Berlin in der Maurerschen und bei Enslin:

Die Möncherei oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt und ihres Geistes. Zweiter Theil. gr. 8. Stuttgart. Metzler, in Commission. 1 Thlr. 16 Gr.

Nächst dem Schlusse der Benediktiner-Orden hat dieser 2te Band die Bettel-Mönche zum Hauptgegenstande und die Erbaulichkeiten von Reliquien, Heiligen, Wundern, Gnaden-Orten u. s. w., womit sie die einfache Jesus-Lehre auf eine so tragikomische Weise verunstalten. Uebrigens wird dieses Werk, welches das Ganze der Klosterwelt umfaßt, den ernsten Freund der Geschichte wie den bloßen Liebhaber befriedigen, Jenen, weil der Verfasser, der die Klöster selbst kannte, nach Quellen arbeitete, welche nicht Jeder lesen kann und mag, und diesen, weil das Werk, trotz des mühsamen Fleißes, eine Haltung hat, daß es sich lesen läßt, wie ein Roman. Der erste Theil kostet 1 Thlr. 12 Gr., der dritte und letzte, der sich vorzüglich mit der höchsten Potenz des Mönchwesens — den Jesuiten — beschäftigt, ist unter der Presse.

So eben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen für 8 Gr. broschirt zu haben:

Biblischer Beweis,

daß Jesus nach seiner Auferstehung noch sieben und zwanzig Jahre leibhaftig auf Erden gelebt und zum Wohl der Menschheit in der Stille fort gewirkt habe. Jesu zu Ehren und allen Theologen zu ernster Prüfung vorgelegt

von F. A. Brenneke.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Der gelehrte Herr Verfasser spricht sich über sein Buch in einem Schreiben an die Verlagshandlung in folgenden Worten aus:

„Nur diejenigen werden mein Büchelchen vollkommen verstehen, welche so viel Griechisch können, als zum Verstehen meiner angeführten Beweisstellen erforderlich ist. Freilich wird es auch hin und wieder einen Zeloten geben, der mich wird widerlegen wollen. Immerhin! mag seine Meinung sagen, wer will. Ich werde mich in keinen Federkrieg einlassen. „Meine Sache ist klar, wie die Sonne." Jesu zu Ehren habe ich diese Untersuchung angestellt. Sie wird für viele Leser von Nutzen seyn, weil immer mit gebührender Achtung darin von Jesu auf eine vernünftige und gründliche Art gesprochen wird. Selbst leichtsinnige Spötter bekommen Ehrerbietung für den ehrwürdigen Charakter Jesu, der durch meine Schrift in ein neues Licht gesetzt wird. Keine seiner Lehren wird dabei gefährdet; nur ein dunkler Theil seiner Lebensgeschichte wird beleuchtet und zwar zu seiner Ehre. Möge mein Büchelchen, so klein es ist, recht viel zur Beförderung der Ehre Jesu und zur Erweckung der Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit für ihn beitragen!"

K. W. Ramlers kurzgefaßte Mythologie,

oder:

Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums.

In zwei Theilen, nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält.

Mit 14 Kupfern. Vierte verbesserte Auflage.

8. Berlin, Maurersche Buchhandlung. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Mythologie behauptet noch immer den ersten Platz unter allen Mythologien. Sie ist so faßlich und fließend geschrieben, daß sie sich gleich einem Roman liest. Ihres angenehmen Vortrags und ihrer Vollständigkeit wegen hat sie auch fast auf allen hohen Schulen Eingang gefunden. — Der ursprünglich wohlfeile Preis

(37 Bogen Text und 15 Kupfertafeln für 1 Thaler 4 Gr.), welcher auch jetzt noch, da Alles, Papier und Druck, bedeutend theurer ist, beibehalten wird, ist nicht unbeachtet zu lassen; ja, wenn Schulen 12 und mehrere Exemplare von uns, der Maurerschen Buchhandlung, unmittelbar beziehen, so sollen sie das Exemplar für 20 Gr. preuß. Cour. bekommen; diesen Vortheil kann ihnen aber keine andere Handlung gewähren.

Für Landwirthe.

Schmalz, Fr., Erfahrungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft. 4ter Theil, auch unter dem Titel: Die Altenburgische Landwirthschaft, von Fr. Schmalz. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die ersten drei Theile der Erfahrungen dieses unterrichteten Landwirthes haben durch diesen neuen 4ten Theil eine schätzbare Zugabe erhalten. Der 5te Theil, welcher Brauerei und Brennerei enthalten wird, ist gleichfalls seiner Beendigung nahe.

Leipzig, im September 1819.

Johann Friedr. Gleditsch.

An alle solide Buchhandlungen habe ich jetzo versandt:

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten, herausgegeben von Friedr. Jakobs (Verfasser von Rosaliens Nachlaß). 2ter Band. Frauenspiegel 2ter Band.

Preis 1 Thlr. 20 Gr.

Dieser Band enthält vier Aufsätze: 1) Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Meinau; 2) Liebe am Hofe; 3) der Namenstag, und 4) die abgewehrte Rache. — Da der erste Band dieses Buches, so wie auch „Rosaliens Nachlaß", mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden sind und so leicht nicht in der Bibliothek einer Dame von Bildung und Geschmack fehlen werden, so begnüge ich mich bloß mit der Anzeige dieser Fortsetzung.

Leipzig, im November 1819.

Carl Cnobloch.

Der vierte Jahrgang der beliebten Zeitschrift:

„Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz."

Herausgegeben vom Professor F. W. Gubitz, beginnt mit dem ersten Januar 1820, und wir bitten Alle, die sich neu abonniren wollen, es bald zu thun, weil wir die Auflage nach den Forderungen vermehren müssen. — Wenn man weiß, daß selbst **Goethe** den „Gesellschafter", ihn allein neben dem „Morgenblatt" nennend, als **schätzbares Tagesblatt** erwähnt (West-östlicher Divan S. 517); **Kotzebue** ihn neben dem „Morgenblatt" und der „Zeitung f. d. elegante Welt" als eine Zeitschrift bezeichnet, die ihren **Ruf begründet habe** (Literar. Wochenblatt, Märzheft 1819) und **Franz Horn** auch in den „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur" schon empfehlend von ihm spricht, so wird es Jedem einleuchten, daß diese Zeitschrift in keinem Journal-Cirkel fehlen darf. Wer sich darüber in Kenntniß setzen will, wird gewiß gern zugestehen, daß der „Gesellschafter" in jedem Familienkreise auf höchst angenehme, reichhaltige und wahrhafte Weise seinem Titel entspricht. — Der Jahrgang (ohngefähr 230—240 Blätter, artistische Beilagen u. s. w. enthaltend) kostet 8 Thaler, wofür man ihn in allen Buchhandlungen bestellen kann; in Berlin bei uns.

Maurersche Buchhandlung.
Berlin, Poststraße Nr. 29.

Nordischer Musen-Almanach

auf 1820, herausgegeben von Winfried, ist in Hamburg bei **Herold** erschienen und nun durch alle Buchhandlungen Deutschlands, auf Schreibpapier für 16 Gr., Velinpap. 1 Thlr. und auf Velinpap. gebunden mit goldenem Schnitt für 1 Thlr. 8 Gr., zu haben.

(Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung.)

Bei **C. J. G. Hartmann** in Riga ist erschienen:

Karamsins Geschichte des Russischen Reichs. Nach der zweiten Original-Ausgabe übersetzt vom R. K. Collegienrath Ritter von Hauenschild. 1ste Lieferung oder 1r und 2r Band. gr. 8.

Druckpapier	4 Thlr.
Schreibpapier	6 Thlr.
Velinpapier	7 Thlr. 12 Gr.

Der große Beifall, welchen dies vortrefliche Werk bei seiner Erscheinung in Petersburg fand, indem die ganze erste Auflage von 3000 Exemplaren in der kurzen Zeit von 26 Tagen sich vergriff, so wie das günstige Urtheil der geistreichsten und gelehrtesten Männer Rußlands über die Klassicität desselben, läßt mit Zuversicht hoffen, daß diese Uebersetzung den Deutschen eine sehr erfreuliche Erscheinung ist, da diese das Große und Vortrefliche bei jeder Nation zu schätzen und zu ehren wissen.

So eben ist die 2te verbesserte Auflage des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks erschienen:

Deutliche und vollständige Anweisung, ohne Winkel-Meß-Instrumente

nicht nur Aecker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse u. s. w., sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen und zu berechnen; desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen und überhaupt alles, was zur gewöhnlichen praktischen Feld-Meßkunst gehört, zu verrichten.

Zum Gebrauch

für Oekonomen, Forstbediente, Gärtner und alle diejenigen, welche keine geometrischen Kenntnisse besitzen, entworfen

von

F. A. Hegenberg.

Mit 9 Kupfertafeln.

Preis 1 Thlr 8 Gr. und gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin, 1819. Maurersche Buchhandlung.

Bei Friedrich Korn in Fürth ist erschienen:

Ueber

die künftige Stellung der Juden in den deutschen Bundesstaaten,

ein Versuch,

diesen wichtigen Gegenstand endlich auf die einfachen Principien des Rechts und der Politik zurück zu führen,

von

Dr. Alexander Lips,

der Philosophie und Staatswissenschaft außerordentlicher Professor in Erlangen.

gr. 8. 11 Bogen. 14 Gr.

In der Einleitung zu diesem Werke sagt der Verfasser, indem er zugleich die früher erschienenen Schriften in dieser Angelegenheit aufführt: „Mannigfaltig ist dieser Gegenstand schon behandelt worden, und die verschiedensten Resultate erschienen bei diesen Untersuchungen. Besonders ist in dem letzten halben Jahrhundert nicht leicht ein anderer so sehr der Gegenstand der Beobachtungen gewesen. Eine Sache, die so viel Köpfe schon beschäftigte und täglich angeregt wird, muß an sich schon höchst wichtig seyn. Aber sie ist noch mehr als wichtig; sie ist einzig in ihrer Art. Neunzehn Jahrhundert hat dies Volk den Haß der Welt getragen, seine Zeit, sein Lauf ist aus, es verlangt Entscheidung, darum suchen wir den Gegenstand auf die reinen Principien des Rechts und der Politik zurück zu führen, um aus ihnen ein klares und festes Resultat zu gewinnen." In diesem Gesichtspunkt giebt

der erste Abschnitt: eine Charakteristik der Juden;

der zweite handelt von den Ursachen dieser Erscheinung, und

der dritte: von den Mitteln zur Umbildung der Juden.

Wie vollständig und zweckmäßig der Verfasser seinen Gegenstand behandelte, beweißt der Vortrag des gelehrten und unpartheiischen Herrn Reichsraths und Ober-Appellations-Gerichts-Präsidenten, Graf von Arco, welchen derselbe in der Kammer der Reichsräthe zu München machte; er sagt unter Anderem:

„Wenn man diese merkwürdige Schrift genau verfolgt, findet man nach einer sehr schön vorangehenden Entwickelung des nothwendigen vorläufigen Verfahrens die Ueberzeugung: daß diese Maaßregeln den erwünschten Erfolg haben werden, die Juden vom Handel ab zu ziehen und zur Arbeit hin zu leiten."

„Daß dieser Schriftsteller seinen Gegenstand treflich behandelt habe, wird man sich bei Durchlesung dieses Werkes leicht überzeugen. Sowohl seine Theorie von §. 32 — 50, als die Ausführung der rechtlichen Gründe, für seine Anträge von §. 51 — 74, scheint mir vollkommen richtig."

„In der Anwendung derselben entwickelt er von §. 74 — 83 sehr vollständig und genau den Standpunkt, auf welchen die Juden in Beziehung auf Gleichstellung der Rechte gestellt werden sollten."

„Seine Vorschläge über die Erziehung und Bildung der Juden, §. 83 — 122, sind meines Erachtens äußerst zweckmäßig und erschöpfend."

So viel Herr Reichsrath, Graf von Arco. Mehr zur Empfehlung dieses Werkes sagen zu wollen, wäre Ueberfluß; Jeder wird sich aber aus dem Werke selbst überzeugen können, daß der Verfasser diesen Gegenstand so vollständig erschöpft hat, als möglich ist.

(In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin zu haben.)

Für Eltern, Lehrer und Erzieher.

Unter den neuesten Jugend-Schriftstellern behauptet Jerrer anerkannt einen der ersten Plätze. Seine bis jetzt erschienenen Werke — die Weltgeschichte, 2 Theile 4 Thlr.; Bildergeographie 3 Thlr.; Naturgeschichte 3 Thlr — haben sich schnell über die leichte Spreu der Unzahl von Kinderschriften empor gearbeitet. Sorgsame Eltern und denkende Lehrer erkannten bald in der klaren Darstellung, sachreichen Fülle, musterhaften Sprache, und in dem ächt kindlichen (nicht kindischen) Tone ihren ausgezeichneten Werth; der deutschen Jugend wurden sie Lieblings-Lektüre. Ich glaube daher, Eltern und Kindern eine Freude zu machen, wenn ich die Erscheinung eines neuen Werkes von diesem geachteten Schriftsteller anzeige, und zwar:

Erzählungen aus der Bibel für die Jugend,

von Dr. G. L. Jerrer.

2 Theile. Mit Kupfern, gr. 8. 2 Thlr.

Der erste Theil enthält 82 Geschichten aus dem alten Testament; der andere 66 aus dem neuen; 16 geschmackvolle Kupfer, von Fleischmann, dienen zur Zierde.

Diese 148 schönen, rührenden Erzählungen, entlehnt aus dem Buche der Bücher (denn das ist und bleibt die Bibel, wo sie recht benutzt wird) und wiedergegeben im einfachen Schmuck der edelsten Sprache, werden in dem kindlichen Gemüthe ächt religiösen Sinn wecken und dem jugendlichen Herzen Tugend einflößen. Jeder guten Familie wünsche ich den Besitz dieses treflichen, verhältnißmäßig sehr wohlfeilen Werkes.

Nürnberg, im November 1819.

Friedrich Campe.

Ein trefliches Schulbuch für Volksschulen sind die 1819 erschienenen:

Deutsche Volkslieder

mit Volksweisen

für

Volksschulen,

nebst einer Abhandlung über das Volkslied

von

August Zarnack,

Erziehungs-Direktor am Königl. großen Militair-Waisenhause zu Potsdam.

Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung.

4 Bogen Text, 7 ganze Bogen Musik.

Preis 12 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 18. 1819.

Beilage zum 206ten Blatte des Gesellschafters.

Nachtrag.

Im 195sten Blatte des „Gesellschafters“ ist von einem geachteten Mitarbeiter über und gegen die Gastspiele auf der Berliner Bühne gesprochen worden. Der Herr General-Intendant Graf Brühl hat mir, in einem sehr schätzbaren Schreiben vom 9. Dezember, gütigst die Beweggründe zu den vielen Gastspielen mitgetheilt, und ich halte es für Pflicht, die bezughabende Stelle jenem Berichte an zu fügen. Sie lautet:

„Es wird Ihnen, werther Herr Professor, wie so Vielen aus dem Publikum gewiß nicht entgangen seyn, daß bei unserer Bühne so manches Fach, sowohl in der Oper als auch im recitirenden Schauspiele, noch unbesetzt und daher so manches Engagement in der That wünschenswerth wäre. — Mich bei Abschließung derselben auf die Empfehlung Einzelner zu verlassen, ist mißlich, ja gefährlich; und die Erfahrung hat gelehrt, daß fremde Schauspieler, welche die Zierde ihrer Bühne waren, hier durchaus nicht gefielen. — Das beste Mittel schien mir daher, das Publikum selbst entscheiden zu lassen; — und daß zu dem Ende die Gäste auf der hiesigen Bühne sich zeigen mußten, war die unerläßliche Folge davon. Daß bis jetzt unter diesen auch nicht Einer sich des allgemeinen Beifalls rühmen konnte, ist so wenig meine als irgend eines Menschen Schuld, und würde es mir selbst am angenehmsten seyn, recht bald Gelegenheit zu finden, meinen Zweck zu erreichen, um so das Gastspiel immer mehr beschränken zu können.“

Diese Ansicht ist so klar und löblich, daß es mir ein wahrhaftes Vergnügen ist, sie deutlich ausgesprochen und dadurch gegen manches Gerede unter der Menge Gründe aufgestellt zu sehen: obwohl ich auch bitten muß, einige auf den Standpunkt hindeutende Zeilen *) im 195sten Blatte zu beachten. Möchte es dem Herrn General-Intendanten, bei dem der beste Wille zu seinem höchst beschwerlichen Amt nicht zu verkennen ist, öfter gefallen, die leitenden Gründe an zu geben — ohne auf weitläuftige Widerlegungen sich ein zu lassen, die seinem Verhältnisse nicht geziemend und den Böswollenden nur neuer Stoff sind — es würde dadurch gewiß manches schonungslose Urtheil verhindert.

Berlin, den 15. Dezember 1819. F. W. Gubitz.

*) Es heißt da: „Doch ist diesem (dem Gastspiel-) Uebel von Seiten des Vorstehers nicht leicht ab zu helfen; wir haben Personen gesehen, denen ein achtbarer Ruf voran ging, die von Sachverständigen empfohlen worden waren und deren Leistungen dennoch ohne Beifall blieben, wogegen Andere, von denen Fama bisher geschwiegen hatte, Glück machten.“

Oeffentliche Rüge einer öffentlichen Verläumdung.

Zu einer Zeit, wo in den Korrespondenz- und Notizen-Blättern unserer belletristischen Zeitschriften der gute Ruf und die Ehre öffentlicher Institute und einzelner Personen so oft auf die schonungsloseste Weise und ungestraft von verkappten Verläumdern angegriffen und befleckt wird, ist es eine Nothwendigkeit für die gekränkten Theile, alle Mittel anzuwenden, da wo dieses statt findet, die im Dunkel schleichende Büberei an das Licht zu ziehen und der öffentlichen Verachtung zur Schau aus zu stellen.

Wenn nun freilich die Verläumdung, in so fern sie sich als ästhetisches Urtheil ausspricht (wie dies z. B. in einer Korrespondenz-Nachricht aus Wien *), „Morgenblatt“ 1819, No. 274. der Fall ist), sich da, wo man sie zur Rede stellen wollte, um ihre böse Absicht zu verbergen, zuletzt immer hinter die eigene Geschmacklosigkeit des, unter diesen Umständen nur zu bemitleidenden Beurtheilers zurück ziehen kann; so ändert sich doch der Fall da, wo die Thatsachen selbst auf eine offenbar boshafte Weise verfälscht sind, und die Sache qualifizirt sich dann unmittelbar zur gerichtlichen Anklage:

Auf diese Weise nun wurde ich nebst meiner Frau im 116ten Stücke des diesjährigen, von Herrn Dr. Aug. Kuhn zu Berlin redigirten „Freimüthigen“ angegriffen, und ich sah mich genöthigt, Denselben im „Hamburger Korrespondenten“ öffentlich auf zu fordern, mir den Einsender jener Notiz, für den von mir beabsichtigten Zweck, namhaft zu machen. Herr Dr. Kuhn erklärte darauf im 224sten Stücke seiner Zeitschrift, daß Er (der öffentlich meine Ehre im „Freimüthigen“ hatte angreifen lassen) meine öffentliche Aufforderung zwar indelikat und unschicklich fände, jedoch sich ein Vergnügen daraus machen würde, mir den Einsender jener Notiz zu nennen, wenn ich mich deshalb brieflich an ihn wendete. Ich that dies unterm 25sten November, und erhielt ein vom 27sten desselben Monats datirtes Schreiben, des Inhalts: „daß der Einsender jener Notiz sich Major von Janssen unterzeichnet, die Wahrheit seiner Angaben betheuert und es Herrn Dr. Kuhn frei gestellt habe, ihn Jedem zu nennen, der ihn über seine Einsendung und die Richtigkeit seiner Angaben befragen oder zur Rede stellen möchte.“ —

Wenn nun aber, wie es erwiesen ist, ein Major von Janssen weder gegenwärtig in Braunschweig existirt, noch jemals hier existirt hat, so liegt es klar am Tage, daß irgend ein verächtlicher Verläumder, hinter der Maske der Pseudonymität verborgen, sich jener ehrlosen Handlung schuldig machte, über welche ich Herrn Dr. Kuhn selbst, ohne deshalb unschicklich und indelikat zu verfahren, in so weit öffentlich zur Rede ziehen darf, als kein rechtlicher Mann es billigen kann, wenn der Herausgeber einer Zeitschrift jede ihm unter einem völlig unbekannten Namen zugegangene Versicherung für hinlänglich hält, die Ehre und den guten Ruf öffentlich bekannter rechtlicher Personen (wie in diesem Falle geschehen) auf die boshafteste Weise unter seiner Aegide angreifen zu lassen.

*) Ich danke den wackeren Wienern bei dieser Gelegenheit öffentlich für die Gastfreundschaft und Güte, mit welcher sie mich und meine Frau im letztverwichenen September bei sich aufgenommen haben. Aug. Klingemann.

Nur derjenige, dem Achtung und guter Ruf nichts mehr vor der Welt gilt, kann dergleichen mit Gleichgültigkeit ertragen, indeß es den Mann von Ehre tief indigniren muß, sich und Andere auf eine solche Weise durch die Feilheit der Zeitungs-Scribenten und die Leichtgläubigkeit der Vorsteher literarischer Institute ausgesetzt zu sehen; aus welchem Grunde ich denn auch an die letzteren die gerechte Anforderung hierdurch öffentlich ergehen lasse, daß sie — wenn anders in jenem Theile der deutschen Literatur auch die deutsche Redlichkeit noch aufrecht erhalten werden soll — in der Folge nur urtheilsfähige, gerechte und offenbare Männer zu ihren Korrespondenten anstellen, den anonymen oder pseudonymen Verläumdern, so wie den feilen und partheilischen Beurtheilern dagegen jedweden Zugang zu ihren Instituten verschließen mögen. Braunschweig, den 9. Decbr. 1819.

Aug. Klingemann.

Erklärung.

In der Abendzeitung No. 127. für 1817. war das von mir im December 1806 verfertigte Gedicht: „Der Eroberer," da man es handschriftlich in dem Nachlaß des verstorbenen Oberhofgerichts-Raths Ehrhard gefunden hatte, unter seinem Namen abgedruckt worden. In No. 162. gen. Jahrg. der erwähnten Zeitschrift berichtete ich diese Namensverwechselung.

Zufällig bekomme ich jetzt No. 9. der Zeitschrift: „Der Verkündiger" (ein gemeinnütziges Volksblatt), Solingen, den 2. Februar 1814, in die Hände, in welcher dieses Gedicht, jedoch in manchen Zeilen durch Aenderungen und das Sylbenmaß störende Zusätze, mit der Ueberschrift abgedruckt worden: „Endliches Schicksal Napoleons, wahrgesagt zu Anfang des Jahres 1806 von A. v. Kotzebue."

Ich sehe mich veranlaßt, mein Eigenthum daran hierdurch zu vindiciren, nicht aus Eitelkeit, weil ich auf meine dichterischen Versuche, lediglich die Erzeugnisse meiner individuellen Gefühle und Ansichten, einen besondern Werth lege; noch weniger weil ich auf den zweideutigen Ruf eines Propheten Anspruch machen will und je machen werde, sondern um dem Verdacht eines Plagiats bei dem Publikum vor zu beugen, da ich dies Gedicht in einer Sammlung derjenigen, welche seit dem Jahre 1805 in den Stürmen einer trüben und verhängnißvollen Zeit bis zum Jahre 1813 meiner Brust entströmt waren, erschienen unter dem Titel: „Gedichte. Niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes. (Berlin, bei C. Salfeld, 1813.)" — S. 67 — 70 habe abdrucken lassen, und darüber (m. s. die Vorrede zu dieser Sammlung) noch nach Jahren harte Verfolgungen erdulden mußte.

Berlin. Karl Müchler.

1819. No. XXIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

K. O. Müllers hellenische Geschichten.

In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands sind zu bekommen:

Geschichten Hellenischer Stämme und Städte

von

Dr. Karl Otfried Müller,

Professor an der Universität Göttingen.

Erster Band.

Orchomenos und die Minyer.

Mit einer Karte der Thäler des Kephissos und Asopos.

gr. 8. 1820. Verlag von Josef Max in Breslau.

(Preis: Weißdruckpapier 2 Thlr. 16 Gr. Velinpapier und sauber cartonirt 3 Thlr. 8 Gr.)

Fr. H. von der Hagen über die Nibelungen.

Den Freunden altdeutscher Poesie muß es höchst willkommen seyn, das „Nibelungen-Lied" in der vor Kurzem erschienenen Schrift:

Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer,

von

Friedrich Heinrich von der Hagen.

8. 1819. Verlag von Josef Max in Breslau. Geheftet 1 Thlr. 4 Gr.

in seinen geschichtlichen und poetischen Elementen aufgelöst und nicht nur die ganze gewaltige Heldensammlung entwickelt, sondern auch die einzelnen Heldengestalten in ihrer innersten Bedeutung sowohl, als auch in ihrem Verhältniß zum Ganzen karakterisirt und dargestellt zu sehen. Allen, die einen tieferen Blick in das Wesen und die Gestaltung unseres alten Volksepos zu thun wünschen, ist obige Schrift unentbehrlich.

Karl Ernst Schubarth über Goethe.

Seitdem Goethe in seiner Schrift: „Ueber Kunst und Alterthum" B. II. Hft. I. P. 145 u. w. sich entschieden für die Schrift:

Zur Beurtheilung Goethes

von

Schubarth.

8. 1818. Verlag von Josef Max in Breslau. Geheftet 16 Gr.

erklärt und die Tüchtigkeit derselben anerkannt hat, so ist und bleibt sie nun wohl ein nothwendiger und unentbehrlicher Anhang zu dessen Schriften und um so mehr von großer Bedeutsamkeit, als darin die Goetheschen Werke, sowohl im Verhältniß zu einander, als zu der Zeit, in der sie geschrieben, so wie auch in sich selbst, zum erstenmal mit Tiefe und Gründlichkeit gewürdigt sind. Und da Goethe in seinen Werken sein Zeitalter, wie noch Keiner vor ihm, in so hoher Klarheit repräsentirt, so gewinnt auch obige Beurtheilung als geistreicher Beitrag zum richtigen Auffassen und Verstehen der Zeit, doppelt an Wichtigkeit.

Henrich Steffens über Kotzebue's Ermordung und die Turnkunst.

In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Ueber Kotzebue's Ermordung von Henrich Steffens. 8. 1819.

Verlag von Josef Max. Geheftet 4 Gr.

Turnziel. Sendschreiben an den Herrn Prof. Kayßler und die Turnfreunde von Henrich Steffens. 8. 1818. Verlag von Josef Max in Breslau. Geh. 16. Gr.

Polterabend-Spiele; mit Beiträgen von Bornemann, Helmina v. Chezy, Gubitz, Langbein, Müchler, Schink und Andern. Herausgegeben von F. W. J. Kralowsky. 12. Berlin, bei Duncker und Humblot. geh. 18 Gr.

Durch die in vielen Gegenden eingeführte Sitte, ein künftiges Ehepaar, am Abend vor der Hochzeitfeier, durch freundliche Scherze und Spiele, von freundschaftlicher Theilnahme eingegeben, zu überraschen, ist eine Gattung von Dichtungen entstanden, die durch den oben gedachten Namen bezeichnet ist. Der Herausgeber hat in diesem Werkchen, nächst mehreren eigenen Beiträgen, eine Anzahl solcher Spiele gesammelt, die durch den Namen der Verfasser empfohlen sind. Theils ernsten, theils scherzhaften Inhalts, sind sie ganz dazu geeignet, jene Feste zu verschönern, und werden auch das übrige beitragen, im heiteren Kreise gesellige Freuden zu veredeln.

Ein Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk.

Das neue Schattenspiel aus Kinderland,

ein Werkchen, welches darauf berechnet ist, Kindern eine heitere Abend-Unterhaltung zu gewähren, wird hierdurch denen, welche 1 Thlr. zu diesem Zwecke anwenden wollen, bestens empfohlen. Es besteht dieses Kinderspiel aus 13 auf Pappe abgedruckten Figuren, und einer Anweisung zum Gebrauche, welcher auch ein kleines Probe-Schauspiel beigefügt ist. Man kann es erhalten in der Maurerschen Buchhandlung zu Berlin, welche dafür sorgen wird, daß es in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu finden sey. Auch kann man es kaufen zu Kloster Roßleben bei dem Herausgeber

M. Aug. Wilh. Zachariä,
Lehrer der Mathematik daselbst.

Eltern, Hauslehrer und Kinderfreunde können ihren Lieblingen nicht leicht einen angenehmeren Zeitvertreib in Winter-Abendstunden verschaffen, als durch dieses chinesische Schattenspiel im Kleinen, womit sich, wenn man will, auch Belehrung verbinden läßt. Die Anwendung zum Gebrauch ist so deutlich und genügend abgefaßt, daß man, nach derselben, zu den dabei befindlichen 13 Figuren leicht noch mehrere selbst verfertigen, und damit, außer dem als Probe beigefügten Lustspiel „der Kinderkönig", auch andere Kinder-Schauspiele aufführen kann. Der Herausgeber.

Ein höchst nützliches Buch für den Kaufmann und jeden Geschäftsmann ist das so eben erschienene Werk:

Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

Ein kurzer und deutlicher Unterricht
für
unbemittelte Handlungs-Lehrlinge, Handlungs-Diener und angehende Kaufleute,
die
doppelte, italienische, englische und neue deutsche
Buchhalterei
in einem äußerst kurzen Zeitraume
ohne Hülfe eines Lehrmeisters
gründlich zu erlernen.
Herausgegeben
von
S. G. Meisner,
Kaufmann und Königl. Direktor.
Zweite verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage.
1820. Preis: sauber geheftet 20 Gr.

Jeder sich dem Kaufmannsstande Widmende, so wie jeder Geschäftsmann, der mit Ordnung und Genauigkeit seine Bücher führen will, unterlasse nicht, sich obiges Buch an zu schaffen; man wird hier in kurzer Zeit dahin gelangen, wohin praktische Erlernung erst nach Jahren führt.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

Der vierte Jahrgang der beliebten Zeitschrift:

„Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz."

Herausgegeben vom Professor F. W. Gubitz,

beginnt mit dem ersten Januar 1820, und wir bitten Alle, die sich neu abonniren wollen, es bald zu thun, weil wir die Auflage nach den Forderungen vermehren müssen. — Wenn man weiß, daß selbst Goethe den „Gesellschafter", ihn allein neben dem „Morgenblatt" nennend, als schätzbares Tageblatt erwähnt (West-östlicher Divan S. 517); Kotzebue ihn neben dem „Morgenblatt" und der „Zeitung f. d. elegante Welt" als eine Zeitschrift bezeichnet, die ihren Ruf begründet habe (Literar. Wochenblatt, Märzheft 1819) und Franz Horn auch in den „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur" schon empfehlend von ihm spricht, so wird es Jedem einleuchten, daß diese Zeitschrift in keinem Journal-Cirkel fehlen darf. Wer sich darüber in Kenntniß setzen will, wird gewiß gern zugestehen, daß der „Gesellschafter" in jedem Familienkreise auf höchst angenehme, reichhaltige und wahrhafte Weise seinem Titel entspricht. — Der Jahrgang (ohngefähr 230—240 Blätter, artistische Beilagen u. s. w. enthaltend) kostet 8 Thaler, wofür man ihn in allen Buchhandlungen bestellen kann; in Berlin bei uns.

Maurersche Buchhandlung.
Berlin, Poststraße Nr. 29.

Bei mir ist erschienen:

Blumen und Blätter von Silvio Romano.
2te Samml. Ernst und Scherz.

Geheftet 1 Thlr.

Die erste Sammlung dieser Gedichte erschien 1816 und wurde mit dem ihr gebührenden Beifall aufgenommen. Ueber diese 2te spricht sich der Ref. des „allgemeinen Repertoriums für inn- und ausländische Literatur" folgendermaßen aus: Vorliegende Gedichte sind von seltener Schönheit, sie erfüllen die strengsten Ansprüche der Kritik. Zartes Gefühl, lebendige Phantasie, reiche Sprache, reine Form, Alles dies zieht uns an, hält uns fest und ergötzt uns, wo wir auch verweilen, auf das anmuthigste. In seinen Sonetten, Stanzen, Madriggalen, Decimen, Liedern, zeigt sich der Verf. den besten unserer neuen Dichter verwandt. In seinen Scherzen hat er Proben einer Gewalt über Sprache und Reim gegeben, dergleichen wir kaum irgendwo wieder finden. Kaum darf man Einzelnes auszeichnen, ohne dem Ganzen Unrecht zu thun. — Ferner sagt er: Wir begegnen hier bald Petrarca's, bald Goethe's, bald Schiller's Geiste. — Wem dieses Lob zu reich dünkt, mag lesen, und uns, wenn er es vermag, widerlegen. — Beide Bändchen kosten 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im November 1819.

Carl Cnobloch.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, ist so eben angekommen:

Große allgemeine Pantoffel-Predigt.
Eine Apotheose zum Sylvester-Abend
von
Frauenlieb Frauenlob.

Meine Predigt ist süßer denn Honig,
und meine Gabe süßer denn Honigseim. Sirach.

Deutschland,
zu finden in allen Häusern, wo schöne Frauen wohnen.
Preis 14 Gr.

Journal-Anzeige.

Das Journal für die neuesten Land- und Seereisen, dessen Redaktion mit dem J. 1819 der Königl. Bibliothekar, Herr Dr. Spiker, übernommen hat, wird auch für das künftige Jahr fortgesetzt und es beginnt der 12te Jahrgang. Die Freunde der Länder- und Völkerkunde werden in diesen Blättern stets möglichst schnell mit Allem dem bekannt gemacht werden, was in der Literatur dieser Fächer Neues und Beachtenswerthes an das Licht treten wird; und ich werde von meiner Seite weder Fleiß noch Kosten sparen, um diese Zeitschrift anständig auszustatten. — Der Jahrgang von 12 Heften, mit 12 vorzüglichen, größtentheils kolorirten Kupfern, kostet 7 Thlr. 12 Gr.

Der Jahrgang 1819 enthält folgende interessante Reisen:

Moris Birbeck's Briefe aus Illinois.
Adam Neale's Reise durch Galizien, die Moldau und die Türkei.
Macdonald Kinneir's Reise durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan.
Johnson's Reise von Indien nach England über Persien, Georgien, Rußland, Polen und Preußen.
James Hackets Bericht von der Expedition, welche im Jahr 1817 von England abging, um sich mit den Südamerikanischen Patrioten zu vereinigen.
Henry Light Reise in Egypten, Nubien, Palästina, nach dem Berge Libanon und Cyprus.
Henry Bradshaw Fearon's Skizzen von Amerika.
August Wilhelm Rephaldes Reise durch Italien und Sicilien.
Edw. Bowdich's Nachrichten von Aschantih.
John Ross, Reise nach der Baffins-Bay, zur Untersuchung der Möglichkeit eines Nordwestlichen Durchganges,
Gillan, über Batavia.
Moritz von Kotzebue Reise nach Persien mit der Kaiserlich Russischen Gesandtschaft.
Fr. Hamilton's (Buchanan's) Nachrichten von Nipal.
Die Eskimoer auf der Westküste von Grönland.
Nachricht von Chamisso's Reise um die Welt.

Bei mir ist folgende Schrift erschienen:

Klatte, E., Lieutenant und Stallmeister bei dem Königl. Militair-Reit-Institute zu Berlin, die Zäumungskunde. Ein Handbuch für Kavallerie-Offiziere, Bereiter und Pferde-Liebhaber. Mit 5 Kupfern. 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

August Rücker.

Ein nothwendiges Buch für Jedermann ist folgendes so eben erschienene:

Der vollkommene
Haushalter und Kaufmann,
oder
Sammlung von
Haushaltungs-, Holz-, Interessen-, [illegible], Münz-
Maaß- und Gewichts-Tabellen,

vermittelst welcher man
auf eine leichte Art

1) den Preis jeder Menge von Dingen und für jeden Werth derselben;
2) den Cubik-Inhalt des Holzes in behauenen Bäumen;
3) die Interessen jeder Summe vom Capital von 1 bis 6 pro Cent, für Jahre, Monate und Tage;
4) den Rabatt a $4\frac{1}{2}$ und $8\frac{1}{2}$ Monat;
5) die Arten und den Werth der mancherlei Münzen,

zu finden im Stande ist, nebst den
Quadrat- und Cubik-Zahlen der Wurzeln
von 1 bis 1000,
und der Resolution aller Arten von Brüchen eines Thlr. u. d. gl.

vom
Professor Michelsen.
2te verbesserte Auflage.
Preis sauber geheftet 1 Thlr. 6 Gr.

Dieses Werk sollte in keiner Haushaltung fehlen, denn man wird täglich dessen bedürfen, sich in demselben Raths erholen, und dadurch nicht nur viel Zeit sparen, sondern auch durch das Vermeiden des Verrechnens manchem Verlust entgehen.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

Dritter Jahrgang.

November.

Berlin, 1819.
In der Maurerschen Buchhandlung,
Poststraße No. 29.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz,

herausgegeben vom Professor Gubitz.

Preis des Jahrgangs mit Kupfer und Beilagen aller Art, 8 Rthlr.

Diese Zeitschrift beginnt mit 1820 ihren 4ten Jahrgang. Die Theilnahme für sie hat sich mit jedem Jahre vergrößert, und der Herausgeber sucht sie immer mehr durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche die Zeitgenossen interessiren, und über die mit großer Freimüthigkeit gesprochen wird, zu verdienen.

So enthält der erste halbe Jahrgang von 1819: 38 Erzählungen, ernst und launig, 80 Gedichte und 169 Aufsätze allgemein wissenschaftlichen und satyrischen Inhalts; viele derselben sprechen über Erscheinungen der Zeit. Verfasser aller dieser Gegenstände sind: Achim v. Arnim, Bertram, A. O. Blumenthal, Bondi, Clemens Brentano, Gottfr. Bueren, Bonafont, Büsching, H. Clauren, Johannes Didymos, Carl Dielitz, K. Förster, Gerle, L. v. Germar, v. Göckingk, Grävell, die Brüder Grimm, G. W. Groke, v. Grunenthal, F. W. Gubitz, Haug, Heinsius, F. R. Hermann, Franz Horn, Ister, Kapf, Kronos, Julius Körner, Kreuser, Fr. Kuhn, A. F. E. Langbein, Fr. Lange, Joh. Langer, K. Lappe, Fr. Laun, Leander, Lindau, C. F. E. Ludwig, A. v. Maltitz, K. Müchler, Karl Müglich, Wilhelm Müller, A. Münde, Fr. Krug v. Nidda, J. Polt, Raßmann, Ed. Rolle, Richard Roos, G. Schadow, S. W. Schießler, Franz v. Schlechta, Carl Seidel, Seifried, K. Sondershausen, Karl Stein, Stuhr, Tauscher, Vulpius, G. M. Walter, Weisser, Fr. Wendel, K. Witte, Zunz und der Verfasser von „Wahl und Führung"; ferner die geachteten Frauen: Luise Brachmann, Therese Huber, Amalie Schoppe geb. Weise, Henriette S. geb. H., Caroline Stahl, Caroline Stille u. s. w. Auch bisher noch ungedruckte Reliquien von Fichte, Forster, Gleim, Gellert, der Karschin, Klopstock, Seume, Schiller, Wieland u. s. w. erfreuen die Leser. — Außer diesen Aufsätzen hat die Zeitschrift eigene Correspondenten, welche Berichte gaben aus Baireuth, Berlin, Breslau, Copenhagen, Dresden, Erfurt, Erlangen, Königsberg, Leipzig, Mietau, München, Münster, Petersburg, Pesth, Pommern, Prag, vom Rhein, Rom, Stuttgart, Weimar, Wien u. s. w.; und es sind z. B. in sechs Monatsheften noch mehr als 500 interessante Notizen aus englischen und französischen Zeitungen (Times, Morn. Chronicle, Courier, Morn. Post, Indépendant, Constitutionel, Vrai Libéral, Journal de Paris, Journal de Francfort, Gaz. de France, Gaz. de Gant, Gaz. de Liége etc.) übersetzt. — Ein Beiblatt „Bemerker" enthält die literarischen Fehden; artistische Beilagen (im Jahr 1819 eine vervielfältigte Zeichnung von Goethe, das Bildniß Kotzebue's, eine Maria mit dem Kinde, Holzschnitt von Gubitz u. s. w.) und allmonatlich eine neue Vignette sind gefällige Zierden, und ein „Blatt der Ankündigungen" verbreitet das Neueste im Literatur-Gebiete u. s. w.

Wenn übrigens Göthe den Gesellschafter, ihn allein neben dem Morgenblatt nennend, als schätzbares Tagesblatt erwähnt (Westöstlicher Divan S. 517); Kotzebue ihn als eine Zeitschrift bezeichnet, die ihren Ruf begründet habe, (Literarisches Wochenblatt [illegible]) und Franz Horn auch in den „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur" schon empfehlend von ihm spricht, so wird es jedem einleuchten, daß diese Zeitschrift in keinem Journal-Cirkel fehlen darf.

Wer sich darüber in Kenntniß setzen will, wird gewiß gern zugestehn, daß der „Gesellschafter" in jedem Familienkreise auf höchst angenehme reichhaltige und wahrhafte Weise seinem Titel entspricht.

Von mehreren Seiten aufgefordert, die früheren Jahrgänge zu einem geringern Preise als den Ladenpreise zu lassen, bieten wir

den 1sten Jahrgang zu . . . . . 3 Rthlr. (sonst 8 Rthlr.)
den 2ten — — — . . . . . 3 Rthlr. (sonst 8 Rthlr.)
den 3ten — — — . . . . . 5 Rthlr. (sonst 8 Rthlr.)
Alle 3 zusammen genommen aber zu 10 Rthlr. (sonst 24 Rthlr.)

an, zu welchem Preise man sie durch alle Buchhandlungen und Postämter erhalten kann.

Es befinden sich in diesen 3 Jahrgängen schon allein über 180 Erzählungen, größtentheils von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands, die Menge anderer trefflicher Aufsätze, Gedichte, Anekdoten rc. nicht mitgerechnet.

Vorzüglich machen wir die Bewohner kleiner Städte, so wie des Landes auf diese 3 Jahrgänge aufmerksam, sie können sich für diesen so äußerst billigen Preis eine höchst angenehme unterhaltende und nützliche Winterlectüre verschaffen.

Man kann den „Gesellschafter" entweder in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen (im letzterem Falle jeden Monat geheftet) erhalten, welches man nur der nächsten Buchhandlung oder dem nächsten Postamt, von wo man ihn sicher erhält, anzuzeigen hat.

Berlin.

Maurersche Buchhandlung,
Poststraße, No. 29.